Das Ausland

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker

mit

besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen

in

Deutschland.

Dritter Jahrgang.

Monat Juli bis December.

München,

in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1830.

1876, Sept. 18.
Minot Fund.

Alphabetisches
Inhalts-Verzeichniß.
Monat Juli bis December 1830.

Seite

C.

D.

E.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 182. 1 Juli 1830.

Der Aetna.

Bekanntlich hat neuester Tage aus dem lange ruhig gebliebenen Feuerberg Siciliens ein Ausbruch Statt gefunden, der von den schrecklichsten Folgen begleitet gewesen seyn soll. Bis nähere Nachrichten hierüber zu uns gelangen, werden einige allgemeine Notizen über den Aetna nicht als unschickliches Vorbereitungsmittel erscheinen.

Lange galt der Aetna für den höchsten Berg Europa's, und der englische Reisende Brydone, der im Jahre 1770 schrieb, äußert nur schüchtern die Vermuthung, der Mont-Blanc dürfte wohl noch höher seyn. Gleichwohl mißt jener bloß 10,200 französische Fuß, d. h. 4000 Fuß weniger, als dieser; aber freilich fällt er bei Weitem mehr ins Auge. Er erhebt sich unmittelbar vom Meeresspiegel, und der Blick kann ihn von tausend Punkten der Küste aus gänzlich umfassen. Ueberdieß sind die nächstliegenden Berge klein, und geben ihm hiedurch ein noch höheres Ansehen. Nichts Schöneres, Hoheitvolleres als der Riesenberg in seiner regelmäßigen Gestalt, seinem kühnen Bau, der unten mit bewunderungswürdigem Pflanzenwuchs bedeckt, (vgl. Ausl. S. 512) in der Mitte von zwei Gürteln umgeben ist, — der eine von Wäldern, der andere von Schnee — und darüber endlich die ewig rauchende Spitze! Nichts interessanter, als die secundären Berge, denen er den Ursprung gegeben, als die breiten Bahnen schwarzer Lava, welche er nach allen Seiten zu auf die Umgegend geworfen hat! Der Vesuv ist nur ein Zwerg neben dem Aetna, und kann zu keiner Vorstellung von demselben führen. Auch geht die ganze Feuer-Arbeit dort gewöhnlich in dem obern Kegel vor sich, gleichsam einem Gefäß, das wenn es einmal durch einen Ausbruch geleert worden, sich unaufhörlich wieder füllt, bis ein neuer Ausbruch dasselbe abermals leert; nicht so beim Aetna, der seinen obern Kegel selten zerreißt. Auf dem Gipfel deutet nur stärkerer Rauch und stärkeres Geräusch einen nahenden Ausbruch an; plötzlich öffnet sich dann irgendwo an der Seite des Berges, oft ziemlich weit vom oberen Kegel entfernt, der Boden und verschlingt Alles, was auf ihm ist. Häuser, ganze Dörfer verschwinden, und Ströme von Feuer, Asche und Gestein brechen gewaltsam hervor. Sie häufen sich an, steigen empor und ein neuer Berg, ein Kegel, steht da, welcher nun selbst einige Tage lang Flammen und Trümmer auswirft. Endlich scheint der Vulkan zur Ruhe zu kommen, und sänftigt sich auch wirklich; aber eben dieß ist der gefährlichste Augenblick für die ganze Gegend. Der nöthigen Kraft beraubt bis zur bisherigen Mündung aufzusteigen, machen sich die brennenden Stoffe jetzt einen Durchbruch nach Unten zu, und ein dicker rother Strom fließt langsam vom Fuß des Berges. Für den Menschen ist dabei wenig Gefahr, denn kälter werdend je weiter er vordringt, legt der Strom kaum eine halbe Stunde des Tages zurück; aber wehe den Feldern, Städten und Dörfern, welche auf seinem Wege liegen! Kein Hinderniß widersteht ihm, keine Gewalt hält ihn auf. In der Regel nimmt er den Lauf nach dem Meere, wo dann seine Wuth erlischt; aber bis er dahin gelangt, macht er eine Menge Krümmungen, und hält sich allenthalben auf. Trifft er einen Hügel, den er nicht übersteigen kann, so theilt er sich; kommt er zu einer Vertiefung, so dehnt er sich dort erst seebreit aus, eh er seine Bahn weiter fortsetzt. Man kann hieraus schließen, welch grauenhafte Spur die Ausbrüche des Aetna's zurücklassen müssen. Während der Vesuv allein steht, schaart sich um den Aetna eine Menge von Söhnen, Zeugen seiner furchtbaren Macht. Während die Lava des Vesuvs selten weiter, als bis in einige hoch liegende Thäler sich ausdehnt, rieselt die Aetna-Lava durch die niedrigsten Gegenden, und nimmt ihren Schlangenzug über die fruchtbarsten Felder. Es gibt Lava-Schiebungen von stundenweiter Breite und dreihundert Fuß Höhe. Sieht man dieselben von einem höhern Punkt aus, so möchte man sie einen plötzlich erstarrten Dintenstrom nennen; wenn auf gleichem Boden — unebene, zerrissene, verkalkte Mauern; wenn man drüber hingeht — einen harten, schwarzen Fels, voll kleiner, scharfer Spitzen. Endlich erweicht die Zeit den Felsen und bereitet ihn zum Pflanzenwuchs; bleiben auch einige Theile noch öd und kahl, so lassen andere doch kräftige Gewächse aufkeimen. Sofort greift die Hand des Menschen ein, es werden Bäume auf die Lava gepflanzt, Felder und Gärten angelegt, Häuser erbaut. Dann gibt es keinen fruchtbareren Boden, keine herrlichere Vegetation. Auch sind schon von Anfang an nicht alle Laven gleich hart und fest. Während die Lava von 1669 noch schwarz und nackt erscheint, als wär' sie eben erst ausgeworfen worden, fangen jüngere Schichten bereits an, urbar zu werden. Die Lava von 1538 ist noch härter, als die von 1669; wogegen diejenige welche vor sieben bis acht Jahrhunderten den Hafen des Odysseus ausfüllte, und das Meer drei Meilen weit zurückdrängte, jetzt der lustigste, ergiebigste Garten des Landes ist, wie überhaupt der ewig drohende Berg in wunderbarem Gegensatz nur von lachenden Flu-

ren umgeben wird. Allenthalben Wälder von Bäumen und Sträuchern mit schimmerndem, scharf gezeichnetem Laub; dicker Teppiche von Pflanzen und Blumen, die selbst die elenden Lavamauern bedecken, durch welche Gärten und Felder sich von einander abscheiden; Häuser bald versteckt unter dem dunkeln Laub der Olive, oder zwischen Orangenbäumen voll Früchten und Blüthen hervorschimmernd; eine würzhafte Luft; schöne, kräftige, glückliche Menschen, und all Das auf einem Boden von Schlacken, über Asche und Lava, all Das neben noch schwarzen, kahlen Anlagerungen!

Man zählt vor Anfang unserer Zeitrechnung 11 bedeutendere Ausbrüche des Aetna, und 65 nach demselben. Zu den fürchterlichsten gehörte der Ausbruch von 1169, welcher in Katania, Lentini und Syrakus alle Häuser zerstörte; der Ausbruch von 1329, der auf Einmal aus vier ungeheuern Kratern vier Lavaströme ergoß; der Ausbruch von 1381, welcher den Hafen von Catania ausfüllte; derjenige von 1537, welcher von einem Erdbeben begleitet, ganz Sicilien und selbst einen Theil Calabriens erschütterte; die Ausbrüche von 1634 und 1656, welche eigentlich nur Eine Eruption bilden, da vom ersten bis zum zweiten, 18 Monate lang, fortwährend die Lava floß; der Ausbruch von 1669, welcher einen Theil von Catania verschlang; derjenige von 1693 wodurch ganz Catania in Trümmer gelegt ward; derjenige von 1766, wo sich auf einmal vierzehn neue Feuerbecher öffneten; der Ausbruch von 1780, welcher das große Erdbeben von 1783 vorbereitete; die Ausbrüche von 1787, 1792, 1797, 1798, 1799, 1800, welche wegen ihrer schnellen Aufeinanderfolge eine Zerstörung des ganzen Landes fürchten ließen; endlich die Ausbrüche von 1805, 1811 und 1819. Von all diesen Eruptionen war die von 1669 vielleicht die schrecklichste. In Nicolosi, einem reichen, wohlbevölkerten Dorfe öffnete sich damals, nachdem zwei Tage lang vollkommene Finsterniß geherrscht, nach furchtbarem Donnern und mehrfachen Erdstößen, ein Schlund, aus welchem der jetzt unter dem Namen Monterossi bekannte Berg emporstieg. Dieser Schlund, der Stelle und Form mehrmals änderte, war ein Mal volle vier Stunden breit und fünf bis sechs Stunden lang, und mehrere Tage lang quollen ungeheure Aschen- und Sandwogen aus demselben hervor. Endlich bildete sich am Fuß des neuen Berges eine noch heut zu Tag sichtbare Oeffnung, aus welcher die flammende Lava gegen Catania zu strömte. Die Catanier wollten nicht kampflos erliegen: sie gingen dem Strom mit Hacke und Schaufel bewaffnet entgegen, und suchten durch Aufwurf eines künstlichen Hügels der Lava eine andere Richtung zu geben. In solchem Fall hätte jedoch dieselbe eine andre Gegend verwüsten müssen, daher die dortigen Bewohner sich ihrerseits ebenfalls versammelten und dem Geschäft der Catanier mit gewaffneter Hand sich widersetzten. Man schlug sich neben dem Feuerstrom, der langsam und unwiderstehlich neben den verzweiflungsvollen, erbitterten Kämpfern dahinzog. Die Catanier wurden geschlagen und ungehindert floß nun die Lava weiter. Nach vielen Tagen erst langte sie vor den Mauern der Stadt an. Diese jedoch waren hoch und fest, so daß die erkaltete Lava nicht mehr Kraft genug besaß, sie niederzuwerfen. Sie häufte sich daher an, stieg empor erreichte endlich den Gipfel und stürzte sich von da in Feuerbächen in die Stadt. — Im 16. Jahrhundert gab ein Ausbruch, der weit ins Meer hinein eine Lavaschichte drängte, Catania einen Uferdamm, den die Bewohner vorher durch Kunst aufzuführen fruchtlose Versuche gemacht hatten. Der Ausbruch im 17. Jahrhundert begrub einen Theil der Stadt und verschlang den Fluß, der sie ehemals durchschnitt; aber jedesmal erhob sich Catania schöner und regelmäßiger wieder aus seinen Trümmern.

Von der neuester Zeit Statt gefundenen Eruption war diejenige von 1819 die letzte wohlthätige, und währte, wie die Landesbewohner sich ausdrücken, blos etwa sechs Wochen. Auf der Fläche, über welcher der große Kegel sich erhebt, nah bei dem sogenannten Thurm des Empedokles, öffnete sich ein Feuerbecher, aus welchem die Lava nach einem öden Thale strömte. Sie machte dort allerhand Wendungen, bildete Hügel und Thäler, schritt aber, die bewohnte Gegend respektirend, nicht weiter. Fünf Jahre später, im Jahr 1824, besuchte der Gelehrte, dem wir gegenwärtigen Artikel nacherzählen *), den Aetna. Es ging ein heftiger Wind, und der Rauch war erstickend; so sah er Nichts als einen ungeheuern Schlund von etwa einer Stunde im Umfange, mit ungleichen zerrissenen Rändern, in welche das Auge wegen des dicken Rauchs nicht hinabzudringen vermochte. Nach zuverlässigen Berichten aber befand sich der große Feuerbecher damals in folgendem Zustand. Auf dem nicht tiefen Grunde zog sich als Boden eine Art Kruste hin, welche die unter ihr kochenden Stoffe an manchen Stellen erhoben, an andern zerrissen hatten. Dadurch waren auf diesem Boden zwei Kegel und ein Loch von der Form eines unregelmäßigen Vierecks entstanden. Durch diese drei Oeffnungen strömten schon seit 1816 unaufhörlich Materien aus, so daß die Kruste Zeit hatte, sich zu härten, und man bei ruhiger Luft auf dieselbe hinabsteigen konnte.

So war im Jahre 1824 der große Krater des Aetna beschaffen: auf dem Gipfel des Hochkegels, ein riesenhafter Schlund auf dessen Boden eine Kruste, mit zwei kleinen Kegeln und einem unregelmäßigen Loch, sich hinzog. Wie mag er jetzt aussehen? Man führt einen Ausbruch aus dem 16. Jahrhundert an, bei welchem der Hochkegel selbst in den Schooß des Berges hinabsank; schwerlich ist es ihm dießmal auch so ergangen, wohl aber möchten die beiden kleinen inneren Kegel und jenes Loch Form und Stelle verändert haben.

Die geographische Verbreitung der berauschenden Getränke.

(Schluß.)

Auf den Inseln Java und Sawu bereiten die Eingebornen einen Wein, den sie Tuac nennen, aus der Fächerpalme. Man macht Einschnitte in die Knospen, aus welchen die Blüten hervorsprießen, worauf ein Saft herausträufelt, der gesammelt und theils in Zucker, theils durch Gährung in einen stark berauschenden Wein verwandelt wird. Dieser Saft ist, ehe er den Proceß der Gährung erlitten hat, das gewöhnliche Getränk der Eingebornen

Die Dattel ist die Frucht einer Palme, welche in Indien, Arabien und Afrika, im südlichen Spanien und auf den südlichen Inseln des mittelländischen Meeres wächst. Der Baum wird zwei-

*) Globe, 10 Junius.

bis dreihundert Jahre alt. Der Saft der Frucht gibt durch Gährung eine Art Wein und dieser wieder ein noch feurigeres hitziges Getränk. Der Palmwein war bereits im höchsten Alterthum bekannt. Herodot sagt, daß der vorzüglichste Handelsartikel in Babylon der Palmwein gewesen sey, der in Fässern verführt werde. Auch die Aethiopier, schreibt er, kannten ihn und bedienten sich desselben beim Einbalsamiren ihrer Todten, um die Eingeweide auszuwaschen.

In mehreren Gegenden Indiens wird aus dem Saft, den die Kokosnuß enthält, eine Art Wein bereitet. Diesen nennen die Einwohner Tari; und aus demselben gewinnt man durch Destillation einen Branntwein, der Kalau heißt und den Europäern sehr gefährlich ist, indem er die Dysenterie zur Folge hat. In Persien wird ein geistiges Getränk aus dem gegornen Safte der Pfirsiche gewonnen. Dasselbe geschieht in Südamerika (?); doch muß hier den größten Theil der spirituösen Getränke der zuckerhaltende Saft liefern, der aus dem Zuckerahorn fließt, wenn derselbe verwundet wird. *)

Alle amerikanischen Wilden sind dem Genusse berauschender Getränke ungemein ergeben. Sie machen Wein aus Palmensaft und eine Art Bier aus indianischem Korn oder der Maniokwurzel. Durch die europäischen Niederlassungen in Nordamerika wurde der verderbliche Gebrauch des Branntwein's eingeführt, der mächtiger als Waffen und Verfolgungen zu der allmählichen Vertilgung der Eingebornen mitgewirkt hat. Freilich ist es wahr, daß es wenig Mühe kostete, dieß Gift bei den Eingebornen in Gunst zu bringen. Einer dieser armen Wilden, der befragt wurde, was er von dem Branntwein hielte, den er so sehr liebe, antwortete: „es ist ein Getränk, welches aus Zungen und Herzen bereitet seyn muß; denn wenn ich es getrunken habe, fürchte ich Nichts und rede, wie ein Engel.“

Die Tataren und Kalmücken bedienen sich eines geistigen Getränkes, dem sie den Namen Arki geben, und das aus Stuten-, oder *Kuhmilch* bereitet wird. Die Milch wird zuerst in Schläuche aus *ungegerbten Fellen gethan*, in denen sie bald sauer wird und sich verdickt. Darauf bewegen sie die Milch, bis sich ein dicker Rahm auf der Oberfläche setzt; dieser wird abgehoben, in der Sonne getrocknet und so gegessen. Die saure Milch wird hierauf unter dem Namen Kumiß getrunken, oder durch einen Proceß, der nach Gmelin äußerst ekelhaft seyn soll, zu Arki vergeistigt. Die Tataren behaupten, daß man nach einem Rausche, der durch dieses Getränk bewirkt worden sey, keinen Kopfschmerz empfinde.

Unter den Bewohnern von Sibirien wird ein Aufguß von dem gelbblühenden Rhododendron (Rhododendron chrysanthum), das in diesen Gegenden wild wächst, gleich dem Thee als belebendes Getränk genossen. In großen Quantitäten bringt es eine Berauschung hervor, die so gefährlich ist, daß sie zuweilen zu bleibendem Wahnsinn führt. Noch vor einem Jahrhundert wurde es von den Eingebornen als ein Heilmittel gegen den Rheumatismus gebraucht, und spätere Versuche haben gezeigt, daß es wirklich bei rheumatischen Leiden von wohlthuender Wirkung ist.

*) Die Bereitung der Chicha, völlig ähnlich der Kawa der Freundschaftsinseln, sehe man in dem v. Jahrgange des Auslandes.

Der Thee, besonders der grüne Thee, ist gleichfalls eine berauschende Substanz aus dem Pflanzenreiche. Stark und in großer Menge genommen, führt er eine geistige Erheiterung herbei, die von einem unbeschreiblichen Gefühl physischer Leichtigkeit begleitet ist; man schwebt oder schreitet, als ob man mit den Füßen kaum den Boden berührte; zugleich scheinen alle Gegenstände größer und glänzender. Im Uebermaß bringt er Beängstigung, Todesfurcht, Anfälle der Asphyrie hervor; es ist kein Zweifel, daß er in starken Dosen sich als ein kräftiges narkotisches Gift erweisen würde. Der gekrönte Sänger von China, der verstorbene Kaiser Kien-long, hat ein Lobgedicht auf den Thee gemacht.

„Ueber ein gelindes Feuer stelle einen Dreifuß, dessen Farbe und Stoff seinen langen Gebrauch zeigt; fülle ihn mit klarem Schneewasser; koche dieses, so lange als hinreichend wäre, um Fische weiß und Krebse roth zu sieden, und wirf dann die zarten Blätter erlesenen Thee's hinein! Lasse ihn darin, so lange als der Dampf in einer dicken Wolke aufsteigt, und bis er nur einen dünnen Nebel auf der Oberfläche zeigt. Nun trinke mit Behagen den köstlichen Trank, und er wird dir die fünf Ursachen der Sorge verscheuchen. Schmecken und fühlen, aber nicht beschreiben können wir den Zustand der Ruhe, den der so bereitete Trank hervorbringen wird.“

Der Thee ist in der That ein Getränk, dessen Gebrauch mit dem Charakter der Chinesen im vollkommensten Einklang zu stehen scheint. Sie destilliren auch einen Branntwein aus Hirse und aus Reis, der indessen nur mäßig genossen wird. Auch Bier wird aus Reis gemacht; und zuweilen wirft man die Samenkörner des Stechapfels (Datura Stramonium) hinein, um seine narkotische Kraft zu verstärken. Es wird so stark gemacht, daß wenn es in geschlossenen Gefäßen, wie gewöhnlich geschieht, unter die Erde vergraben wird, dasselbe sich Jahre lang zu halten pflegt.

Die Samenkörner des Stechapfels werden auch von den Türken als ein berauschendes Mittel gebraucht; sie bedienen sich desselben zuweilen statt des Opiums.

Der Kaffee ist ein wohlbekanntes und, wenn er gut bereitet wird, sehr kräftig wirkendes Erheiterungsmittel. Die Türken verstärken ihn noch durch die Beimischung von ein wenig Opium, dessen Bitterkeit er angenehm mildert.

In England ist ein Berauschungsmittel erfunden worden, welches an Raffinement Alles überbietet, was man je in dieser Art gekannt hat. Ein durch Oel luftdicht gemachter seidener Schlauch wird mit einem Gas, dem Protorid von Nitrogen gefüllt, und dieses durch eine Röhre in den Mund geführt, so daß man es bequem ein- und ausathmen kann; hierdurch werden die angenehmsten Empfindungen erregt, die Lebendigkeit aller Vorstellungen wird gesteigert, die Muskelkraft erhöht, unwillkürliches Lachen und die größte Heiterkeit hervorgebracht, ohne daß die gewöhnlichen Folgen der Trunkenheit, Schwäche und Niedergeschlagenheit einträten. Bei einigen Konstitutionen ist indessen die erste Empfindung ein Gefühl, als ob man einer Ohnmacht nahe wäre; und zuweilen gleicht die Wirkung scheinbar ganz einem Anfalle der Apoplexie, der indessen ohne nachtheilige Folgen vorübergeht.

Der Alkohol-Dampf bringt, in die Lungen eingesaugt, dieselbe Wirkung hervor, wie spirituöse Getränke. Diese Art der

Trunkenheit sieht man häufig bei Küfern, Lastträgern und andern Arbeitern, die in Weinkellern, oder Branntweinbrennereien zu schaffen haben.

Der Tabaksrauch afficirt selbst, wenn er nur in den Mund gezogen wird, ohne noch von den Lungen eingeathmet zu seyn, das Nervensystem außerordentlich und bringt alle Wirkungen eines betäubenden Narkotikums hervor. Das Kauen des Tabaks hat denselben Einfluß, und wenn Speichel hinabgeschluckt wird, können die gefährlichsten Folgen eintreten. Der Schnupftabak bringt bei Denen, welche an seinen Gebrauch noch nicht gewöhnt sind, eine augenblickliche Berauschung hervor. Diese verderbliche Pflanze soll zuerst in England durch die Flotte des Admirals Sir Francis Dracke (im J. 1586) eingeführt worden seyn.

Nebst jenen berauschenden Getränken, welche gegenwärtig in allen Welttheilen nur zu wohl bekannt sind, werden die hier aufgezählten Berauschungsmittel so ziemlich Alles vereinigen, was bisher der menschliche Scharfsinn zu der Steigerung der sinnlichen Vermögen und zu der Abstumpfung und Tödtung des moralischen Bewußtseyns des Geistes erfunden hat.

Der englische Yachtklub.

Ihrem Associationsgeist opfern die Engländer gern einen Theil ihrer Liebe zur Unabhängigkeit, und so fügen sie sich selbst in ihren Vergnügungen unter Statuten. Jedem steht zwar frei, eine Yacht auszurüsten; aber um Mitglied des königlichen Klubs zu werden, bedarf es aristokratischer Titel und der Ansprüche eines großen Vermögens. Die Hauptpersonen in diesem Verein sind der König, die Herzoge von Clarence und Gloster; der Verein zerfällt in wirkliche und in Ehrenmitglieder; unter den leztern zählt er Lords, Admirale und andere Oberofficiere. Die Aufnahme geschieht nach absoluter Stimmenmehrheit. Der Klub hält zu bestimmten Zeiten seine Versammlungen theils zu London, wo er mehrere Hotels besizt, theils in den großen Städten des Reichs; der gewöhnliche Zweck solcher Versammlungen sind Festpartien, welche verabredet oder angeordnet werden. Vom Jahre 1827 bis zum Anfang des Jahres 1829 stieg die Zahl der Yachten von 114 auf 158; Form und Größe der Fahrzeuge bleiben dem Geschmack der Eigenthümer überlassen. Die größte Yacht, den Falken, besizt Lord Yarborough: es ist ein dreimastiges Schiff zu 400 Tonnen. Auf ihm segelte der Lord um die Zeit der Schlacht von Navarin durch das mittelländische Meer; auf ihm gab er glänzende Feste in diesem Hafen, denen auch Officiere von den Verbündeten beiwohnten. Jedes Jahr wird eine Liste von Schiffen und Eigenthümern verfaßt; jede Yacht führt ihre Nummer und ihren Erkennungsbrief. Die Yachten genießen nämlich Befreiung von den meisten Abgaben, welchen andere Schiffe unterliegen; der Fiskus besteuert das Schiff des armen Rheders und verschont das des Lords und des reichen Kapitalisten. Zwar ist dem Klub jede merkantilische Spekulation untersagt; aber wenn sich der Schleichhandel so oft hinter diplomatische Privilegien versteckt, so darf man sich wohl auch nicht wundern, wenn der weiße Stander mit rothem Kreuz, die unterscheidende Flagge, welche die Yachten auf der Spize ihrer Masten aufpflanzen, zuweilen ähnliche Sünden begeht. Mit Anbruch der schönen Jahreszeit laufen die Yachten in Geschwadern aus, und halten ihre Manövers. Die Zeitungen, welche von Pferderennen und Hahnenkämpfen die umständlichsten Berichte liefern, ermangeln dann nicht, das Publikum von Ort und Zeit, wo und wann die Wettfahrten Statt finden sollen, gehörig in Kenntniß zu sezen. Wenn es sich bloß um einen Kampflauf zwischen einigen Yachten handelt, so besteht der Preis meist in einer Summe Geldes, welche jeder der Konkurrenten dem schnellsten Segler entrichtet. Aber oft ist es eine Stadt, welche eine goldene Vase, eine mit Brillanten besezte Dose, eine Medaille von 80 bis 100 Guineen zum Preis einer förmlichen Naumachie bestimmt; aus den benachbarten Grafschaften strömt dann das Volk zusammen, um Zeuge der Festlichkeiten zu seyn, und vielleicht ist für diesen oder jenen Kämpfer eine Wette zu wagen; ein Ball auf der siegenden Yacht macht den Beschluß. Man sagt, daß Frankreich, Rußland und andere Staaten den englischen Yachten, um sie in ihre Häfen zu ziehen, dieselben Vorrechte einräumen, deren sie in England selbst theilhaftig sind. Ein Geschwader von 40 Yachten wollte im verflossenen August der Eröffnung des großen Beckens von Cherbourg beiwohnen, aber die schlechte Witterung nöthigte es, von seinem Vorhaben abzustehen. Die Marine dieser Stadt, heißt es nun, gedenke für die nächste Fahrtperiode den königlichen Yachtklub in ihren Hafen einzuladen, und zu dem Ende einen Preis auszusezen, wozu die Regierung ein goldnes Gefäß von 120 Louisd'or an Werth hinzufügen werde.

Landwirthschaft auf Vandiemensland.

Ein Schreiben vom 10 August vorigen Jahres, welches die Vandiemensland-Kompagnie von Hrn. Curo, ihrem Agenten, erhielt, zeigt den Zustand, in welchem sich ihre Ländereien damals befanden. Die Regierung hatte der Kompagnie Anfangs dieselben in der Gegend der Hampshire und Surreyhügel zugedacht, mit deren klimatischer Beschaffenheit der Agent nicht ganz zufrieden war. Nun sollte eine für den Hauptzweck der Kompagnie, die Erzielung feiner Wolle, passendere Gegend ausgemittelt, und ein Distrikt von 250,000 Morgen dazu angewiesen werden. Hr. Curo schiffte sich in dieser Absicht nach der äußersten Nordwestecke der Insel ein, landete bei Kap Grain, verfolgte die Küste südwärts, und überzeugte sich, daß dort noch Boden, Klima und Kräuterwerk das gesuchte Gosen für Merinoschafe sey. Als er jedoch seine Forschungen landeinwärts erstreckte, so fand er in nicht weiter Entfernung vom Meer das Land so dicht mit Heiden und Hochwaldung bedeckt, daß es ihm für die Zwecke der Kompagnie, wegen der unverhältnißmäßigen Kosten, welche eine Urbarmachung erforderte, nicht geeignet schien. So besizt jezt die Kompagnie vor der Hand auf dem Kap Grain und Circular-Head etwa 70,000 Morgen, auf welchen sie die feinsten Merino's halten kann, während das Hügelland nicht nur für grobwollige Schafe Weide, sondern für alle Ackerbauunternehmungen einen passenden Boden darbietet. Auf der Kompagnie-Meierei zu Circular-Head ertrug der Morgen im Durchschnitt 38 bis 43 Bushels zu 60 Pfund, und aus dem Quarter wurden 80 Schill. erlöst. Dreißig Säcke feiner Wolle von demselben Gut gingen in England zu folgenden Preisen ab: Wolle von Merino's das Pf. zu 4 Schill. bis 5 Schill. 10 D.; von veredelten Vandiemenslandschafen das Pf. zu 11 D. bis 2 Schill.; von einheimischen Schafen das Pf. zu 8½ D. bis 1 Schill. 8½ D. Im Lauf des Jahres waren 964 Schafe, darunter 661 reine Merino's, aus England angelangt. Der natürliche Zuwachs in dem Viehstand der Kompagnie belief sich auf 57 Fohlen, 286 Kälber und 6129 Lämmer. Die Ausgaben der Kompagnie in demselben Zeitraum berechnete man zu 8,857 Pf. St.; die Einnahme aus dem Erlös zu 2,305 Pf.; also blieb ein Deficit von 6551 Pf.

Hillerup's Italica.

Nicht leicht wird ein Mann von Bildung, der von seinem Aufenthalte in Italien spricht, seinen Zuhörern oder Lesern völlig mißfallen; am Wenigsten ein Künstler wie der Däne Hillerup. Und wenn wir es auch nicht verbergen können, daß die Erzählung „Fedor und Evelina", welche den größten Theil des ersten Bandes seiner Italica (Italica eller Mindeblomster fra mi Ophold i Italien, Kjopenh. 1829. 8.) einnimmt, ohne allen poetischen Werth ist, und „die Bemerkungen über Rom" im zweiten Bande größtentheils aus Nibbi's Itinerario di Roma entlehnt sind, so haben wir doch auch manches scharfe und verständige Urtheil gefunden, welches oft durch seine Furchtlosigkeit uns überrascht hat, wie z. B. das folgende über Canova:

„Seine Basreliefs sind wirklich unter aller Kritik. Eines führe ich besonders an, welches meiner Meinung nach an schlechter Zeichnung und affektirter Komposition alle anderen übertrifft; es stellt Venus dar, wie sie den schönen Adonis todt findet. Die Art, wie die goldene schwebende Aphrodite Arme und Beine ausstreckt, gibt ihr große Aehnlichkeit mit einer Windmühle (giver hende en stor Liighed med en Veirmoelle.) Das Ganze ist übermäßig theatralisch. Abscheulich ist auch der Cyclus biblischer Basreliefs, den er für die Kirche komponirte, die er auf seine eigenen Kosten in seinem Geburtsorte Possagno (bei Bassano) aufführen ließ."

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 183. 2 Juli 1830.

Reise nach Japan.

4) Audienz beim Kaiser.

Vier Tage nachher reiste ich nach Zurunga ab, welches vierzig Stunden von Jedo entfernt liegt. Es würde mir nicht an Stoff gebrechen, meine Erzählung auszudehnen, wenn ich berichten wollte, was ich Alles in den Städten gesehen, welche auf meinem Weg lagen. Ich begnüge mich aber zu bemerken, daß mehrere Flecken, die nicht einmal den Rang einer Stadt haben, über hundert tausend Einwohner zählen; auf den hundert Stunden von Zurunga bis Meaco kann man keine Viertelstunde zurücklegen, ohne durch ein Dorf zu kommen. Auf welche Seite der Reisende auch den Blick werfe, überall sieht er Leute ab- und zugehen, wie in den bevölkertsten Städten Europa's; die Wege sind zu beiden Seiten mit einer Reihe herrlicher Fichten besetzt, um vor der Sonnenhitze zu wahren; die Stunden sind durch eine kleine, mit zwei Bäumen besetzte Erhöhung, selbst mitten in den Städten oder Dörfern, bezeichnet; nie wird von dieser Regel eine Ausnahme gestattet, müßte man deßhalb selbst ein Haus oder sonstiges Gebäude wegreißen.

Nach einer fünftägigen Reise, während welcher ich den Befehlen des Prinzen gemäß allenthalben auf's Vortrefflichste, ja so gut aufgenommen und behandelt wurde, daß, wenn ich meinem Gott, den diese Barbaren nicht kennen, und meinem Könige zu entsagen vermöchte, ich dieses Land dem meinigen wohl vorzöge — langte ich in Zurunga an, und will Alles berichten, was mir dort widerfuhr.

Die Stadt Zurunga hat 5 bis 600,000 Einwohner; sie ist nicht so schön, wie Jedo, aber ihr Himmelsstrich unendlich angenehmer. Um dieses Grundes willen wurde sie vom Kaiser zu seiner Residenz erwählt. Derselbe sandte mir einen Herrn seines Hofes entgegen, um mich am Eingange der Stadt zu empfangen und mich in das Haus zu führen, das zu meiner Aufnahme zubereitet worden war. Ich hatte, um dahin zu gelangen, dieselben Schwierigkeiten, wie in Jedo, wegen der unermeßlichen Menge, die zusammengeströmt war, um so weit hergekommene Fremde zu sehen. Das Haus war aufs Sorgfältigste mit Allem, dessen ich bedurfte, ausgestattet. Den Tag nach meiner Ankunft ließ mich der Kaiser durch einen seiner Geheimschreiber bekomplimentiren, welcher mir zugleich ein Geschenk von zwölf vollständigen, ungemein reichen Anzügen aus dessen eigener Garderobe überbrachte. Der Geheimschreiber berichtete, daß sein Herr über meine Ankunft an seinem Hof ungemein erfreut sey, und fragen lasse, wie ich mich befände; er spräche mir zu, mich hier auszuruhen, und die Kleider, so er mir geschickt, zu gebrauchen, indem es ihm geschienen, daß in Anbetracht des Schiffbruchs, der mich von Allem entblößt habe, das passendste Geschenk Kleidungsstücke wären. Noch einige Zeit unterhielt sich der Abgesandte mit mir, und fragte mich über Spanien und unsern König aus. So lang ich in Zurunga blieb, schickte mir der Kaiser jeden Tag ausgesuchte Konfituren und Früchte zum Geschenk, unter Anderm Birnen, die mehr als zweimal so groß waren, denn die größten in Spanien. Nachdem mein Aufenthalt eine Woche gedauert, hieß mich der Geheimschreiber den Tag bestimmen, an welchem ich dem Kaiser vorgestellt zu werden wünsche. Ich erwiederte, Dieß hänge nicht von meinem Willen ab, sondern von dem Sr. Hoheit. Nicht sobald hatte ich diese Antwort gegeben, als er sich sogleich wegbegab, und mir sofort sagen ließ, er werde mir den folgenden Tag um zwei Uhr Nachmittags einige Edelleute aus dem Palast zuschicken, um mich abholen zu lassen. Es muß bemerkt werden, daß mein Wirth und mehrere Herren, die mir häufig Besuche machten, mir gerathen hatten, kein zu großes Verlangen zu bezeugen, den Kaiser zu sehen, sondern zu warten, bis dieser den Wunsch mir selbst zu wissen thäte. Ich fügte mich dieser Anweisung mit Vergnügen, zumal da ich die Zeit sehr angenehm mit Besuchung all des Seltsamen und Bewunderungswürdigen von Zurunga zubrachte. Bereits hab ich eine Beschreibung von Jedo gegeben; diejenige, welche ich von Zurunga geben könnte, würde wie jene lauten, daher ich mich derselben enthalte.

Folgenden Tags, um zwei Uhr Nachmittags, kam eine Abtheilung der Leibwache, bestehend aus zweihundert Büchsenschützen, unter Anführung eines Ceremonienmeisters, um mich abzuholen. Man hieß mich in eine elegant verzierte Sänfte steigen. Nach einer Stunde Wegs kam ich bei einem Graben an, wo eine Brücke sich plötzlich erhob, auf ein Zeichen des Befehlshabers meiner Begleitung aber gleich darauf wieder niederließ. Ein Officier kam herüber, und klopfte, nachdem er mit jenem Befehlshaber einige Worte gewechselt, an eine starke eiserne Thür, welche aufging und mich zwei Reihen von etwa zweihundert Büchsenschützen sehen ließ, zwischen welchen hindurch ich von deren Hauptmann zu einem zweiten Graben geführt wurde, wo sich abermals eine Zugbrücke be-

fand. Ich wurde in dieses zweite Verschließ mit denselben Förmlichkeiten eingeführt, von wo man mich dann mit sehr höflichen Ceremonien zu einem der Gänge des Schlosses brachte, welche sämmtlich in einen ungeheuern Vorsaal auslaufen, wo mehr denn tausend Soldaten von verschiedenen Waffen aufgestellt waren. Von da kam ich durch neun Zimmer oder Säle, indem ich bei jedem Saal einen andern Begleiter erhielt, und von der Pracht ihrer Ausstattung ganz verblendet war; Alles schimmerte von Gold und glänzendem Firniß. In einigen Beziehungen schienen mir zwar am Hof des Prinzen mehr Pomp und Aufwand in den Ceremonien vorzuwalten, dagegen zeugte die Residenz des Kaisers von mehr Macht, aber freilich auch mehr von jenen Vorsichtsmaßregeln, die auf Furcht schließen lassen. Vielleicht ist Dieß eine Folge der blutigen Revolutionen, welche in diesem Lande Statt gefunden haben, wo die Erbfolge zum Thron zuweilen verkehrt wird; vielleicht auch daß der schon bejahrte Kaiser gefährliche Versuche seines Sohns besorgte. Wie Dem aber sey, ich gelangte in den Saal, welcher an das Gemach des Kaisers anstieß. Zwei Geheimschreiber oder Minister des Fürsten, gefolgt von einer großen Anzahl reich gekleideter Personen, kamen auf mich zu, und nach vielen Komplimenten, mich zuerst niederzusetzen, was ich, um dieselben abzukürzen, endlich that, hielt der Vornehmere von Beiden, der wie der Minister des Prinzen Konsekondono hieß, eine lange Rede, um mir zu meiner Ankunft bei ihrem Herrn Glück zu wünschen, welche mir ein starker Beweggrund seyn müßte, mich über mein Unglück zu trösten, wie denn ihrerseits sie, seine ersten Minister, sich beeilen würden, all meine Wünsche zu vernehmen und dieselben bei dem Kaiser zu unterstützen. Ich dankte ihnen in den besten Ausdrücken, die ich zu finden vermochte. Hierauf nahm Konsekondono wieder das Wort und sagte: „einer der Umstände, welche seinen Sinn seit dem Tage meiner Ankunft bis zu diesem Augenblick am Meisten in Anspruch genommen, sey, daß obwohlen der Kaiser das größte Reich auf Erden besitze und in solcher Folge mit der höchsten Majestät bekleidet sey; dennoch, da die kaiserliche Hofsitte keine Dispensation gestatte, so daß oft ein Großer von mehreren Millionen Einkünften es als eine ausgezeichnete Gunst betrachte, vor das erhabene Antlitz des Kaisers auf eine Entfernung von hundert Fuß, auf der Erde liegend und stillschweigend, zugelassen zu werden, ohne daß Se. kaiserl. Maj. ein Wort zu demselben sage, und sich befriedigt und mit Hinterlassung eines reichen Geschenks wieder zurückziehe — dennoch also zu fürchten sey, daß, unerachtet mir der Kaiser einen außerordentlichen Empfang gestatte und mit Gnaden, die selbst seinen begünstigtsten Unterthanen fremd seyen, überhäufe, ich gleichwohl über die geringe Ehrenhaftigkeit meiner Aufnahme mich vielleicht wundern würde, falls ich sie nach Maßgabe meiner eignen Vorstellungen anschlüge, während doch der Wahrheit nach der Kaiser die förmliche Absicht habe, mich mit jeder Art von Auszeichnung zu behandeln." — Konsekondono ließ mich merken, daß er sich mit seinem Herrn über diesen Gegenstand besprochen.

Seine Anrede dünkte mir einer nach allen Ausdrücken wohl abgewogenen Antwort würdig, daher ich, nach einigem Ueberlegen, und nachdem ich zuvor meinem Dolmetscher, dem Vater Juan Battista von der Gesellschaft Jesu, bedeutet, den richtigen Sinn meiner Worte bestens auszudrücken, erwiederte: ich hätte die schöne Rede mit Aufmerksamkeit angehört; ich dankte ihm für die Nachweisungen, die er mir über die Größe seines Herrn gäbe, könne hierüber aber nicht verwundert seyn, da ich Unterthan des Königs Phillpp wäre, der noch viel mächtiger, sintemalen er der größte König der Welt sey, in Vergleichung mit welchem alle andern Könige nur wie Zwerge erschienen. In diesem Ton sprach ich eine Zeit lang fort, und suchte meine Aussagen, so gut ich konnte, zu begründen. Ich gab zu, daß allerdings die Majestät der Könige ihren eigenen Unterthanen gegenüber, in keinem Bezug sich Etwas vergeben dürfe, daß aber hinsichtlich solcher, die nicht ihre Unterthanen wären, eine weise Politik freundliches und mildes Benehmen fordere; daß ich von meinem Könige abgesandt, die philippinischen Inseln als Präsident und Generalkapitän zu regieren, auf der Rückreise an der japanischen Küste Schiffbruch gelitten, ich folglich nur als ein armer Schiffbrüchiger, verfallen jedem Unstern der Gefangenen und Sklaven, aufträte, und wenn daher der Kaiser seine Gnade und Berücksichtigung nach meiner gegenwärtigen Lage abmessen wolle, an der geringsten Gunst Sr. Majestät übergenug hätte; sollte ich aber als Diener und Minister meines Königs behandelt werden, so glaubte ich auch auf größere Ehren Anspruch machen zu können, und diese würden nicht mir, sondern meinem Herrn zuerkannt oder verweigert. Ich verweilte lang bei diesem Punkt und suchte ihnen die Größe und Macht des Königs von Spanien begreiflich zu machen, der über den größten Theil beider Indien herrsche, unabhänig von seinen europäischen Staaten, die schon allein ihm den ersten Rang unter den Fürsten dieses Landes gäben. Noch fügte ich hinzu, da sich der Kaiser von Japan einen Freund des Königs von Spanien nenne, so zweifelte ich nicht, daß jener die Gelegenheit ergreifen würde, auf alle ihm mögliche Art auszudrücken, wie hoch er eine so werthvolle Freundschaft schätze. Ich schloß endlich mit der Erklärung, daß der Kaiser schon genug für mich gethan habe, wenn er mich als bloßen Privatmann ansähe, und ich deßhalb meine tiefe Verehrung und Dankbarkeit zu seinen Füßen zu legen Willens sey; gefalle es ihm aber, mich als den Stellvertreter des Königs zu betrachten, so könne er mir nicht genug Rücksichten schenken. Sobald ich meine Rede beendigt, sah mich Konsekondono scharf an, schlug sich nach einem kurzen Stillschweigen mit der flachen Hand an die Stirn, und sagte, er halte es nicht für gut mich bei dem Kaiser einzuführen, eh er diesen von unsrem Gespräch unterrichtet habe. Hierauf ging er hinaus und blieb eine gute halbe Stunde im Gemach Sr. Hoheit, während welcher Zeit ich mich unterhielt die Kostbarkeiten und Kuriositäten zu beschauen, die in zwei kleinen Kabinetten, zunächst dem Zimmer, wo wir uns befanden, aufgestellt waren. Ich sah dort bewunderungswürdige, eines so großen Fürsten würdige Sachen. Als Konsekondono endlich zurückkam, kündigte er mir an, der Kaiser wolle mich empfangen und mir eine Ehre anthun, die vor mir noch keinem Menschen auf der Welt widerfahren sey, und das ganze Reich in Erstaunen setzen werde. Ich folgte dem Minister zu seinem Fürsten, an welchen ich meinen Gruß richtete. Mein ganzes Gefolge, so wie die bedeutende Militär-Begleitung war in einem der Zimmer vor dem kaiserlichen zurückgehalten worden; so bald ich aber den Kaiser ge-

grüßt hatte, ließ man sie herein und in ziemlicher Entfernung niederknien. Der Kaiser befand sich in einer Art offnem viereckigen Alkov, der nicht sonderlich hoch, aber ungemein kostbar ausgeschmückt war. Die Stelle, wo er saß, war zwei Stufen über dem Boden erhaben, und auf vier Schritte Entfernung mit einem sechs Fuß hohen goldenen Gitter umgeben, in welchem sich mehrere kleine Thüren befanden, durch welche die Diener ein- und ausgingen, welche der Kaiser von Zeit zu Zeit unter denjenigen aufrief, die demüthig auf Knien und Händen um das Gitter her lagen.

Der Monarch war von etwa zwanzig Herren umringt, Ministern oder angesehenen Hofleuten, gekleidet in lange Mäntel von Seide, und Beinkleider von gleichem Stoffe, so lang, daß sie beinah die Füße bedeckten. Er selbst saß auf einer Art Lehnstuhl von blauem, mit silbernen Sternen und Halbmonden besetzten Atlas. Im Gürtel trug er einen Degen, und seine Haare waren mit Bändern verschiedener Farbe durchwunden, ohne sonstigen Kopfputz. Sein Alter schien mir von sechzig Jahren zu seyn, die Statur mittlerer Größe und ziemlich wohlbeleibt. Das Gesicht war ehrwürdig und freundlich, aber weit nicht so braun, als das seines Sohnes. Ich näherte mich zwischen beiden vorbenannten Ministern, indem ich die am spanischen Hofe üblichen Ceremonien und Verbeugungen vollbrachte, und da mir meine beiden Begleiter gesagt, daß ich dem Monarchen die Hände nicht küssen dürfe, so blieb ich aufrecht neben dem Stuhle stehen, welcher für mich hingesetzt worden. Bis dahin hatte der Kaiser eine unzerstörbare Ernsthaftigkeit beobachtet, sobald ich aber mit meinen Begrüßungen zu Ende war, beugte er ein Wenig den Kopf und lächelte mir huldvoll zu, indem er mir mit der Hand ein Zeichen gab, mich zu setzen. Von Neuem verneigte ich mich sehr ehrfurchtsvoll und blieb stehen; aber er winkte, mir abermals zu, so daß ich nachgab, und Platz nahm. Er hieß mich das Haupt bedecken und nach einem Stillschweigen von beinah einer halben Viertelstunde, befahl er zweien Geheimschreibern zu seiner Seite, mir zu sagen, wie sehr er sich über meine Ankunft freue, und daß er, obwohl ich durch ein Unglück hergekommen sey, welches mich traurig stimmen müsse, mich auffordre, mich zu trösten und zu zerstreuen, denn er gedenke mir mehr Gunst und Gnaden zu erweisen, als ich selbst von meinem eigenen Regenten erwarten könnte. Ich wollte mich, als die Geheimschreiber in seinem Namen zu sprechen begannen, erheben und den Hut abnehmen; er aber gab Dieß nicht zu, und wollte, daß ich die Worte sitzend vernähme. Ich sagte ihm vermittelst meines Dolmetschers, daß ich Sr. Hoheit die Hände küsse für die Huld, womit Dieselbe mich überhäufe, und daß die Gegenwart großer Könige immer ein mächtiges Trostmittel selbst für größere Unfälle, als der meinige, sey. Ich fände mich eben so vollkommen getröstet und ermuthigt, da ich mich am Hof eines so großen Monarchen sähe, als wenn ich am Hof des Königs Philipp selbst wäre. — Einen Augenblick nachher ließ er mich auffordern, ihm meine Wünsche zu wissen zu thun, sowohl hinsichtlich meiner, als in Bezug auf die Freundschaft, die er mit meinem Herrn zu unterhalten Willens sey; er werde seinen Ministern befehlen, mir schleunig, und meinen Wünschen gemäß, an die Hand zu gehen. Ich erwiederte, die Gnade eines so großen Fürsten, wie Se. Hoheit sey zu kostbar um nicht alles Andre vergessen zu machen; ich bäte ihn daher um die Erlaubniß mich später noch einmal vor seinem Thron einfinden zu dürfen, um noch einmal seiner erhabenen Unterredung zu genießen und ihm die Bitten zu Füßen zu legen, die ich vor ihn bringen zu können glaubte.

Auf Dieß wollte ich aufstehen, um mich zurückzuziehen; der Kaiser aber hieß mich sitzen bleiben, indem er mir sagen ließ, er habe ein großes Vergnügen daran, mich zu sehen, er wolle nicht, daß mein Besuch so kurz daure, und wünsche, daß ich dem Empfang einiger Herren beiwohne, denen er die Gnade haben werde, sich jetzt zu zeigen. Wirklich führte man einen Mann herein, der zu den Angesehensten in ganz Japan gehörte, wenn ich nach seinem Geschenk urtheilen soll, das in Gold- und Silber-Barren und seidenen Stoffen bestehend, mehr als zwanzigtausend Dukaten werth war. Dieß Geschenk wurde auf einen Tisch ausgelegt, und ich könnte nicht mit Zuversicht behaupten, daß der Kaiser auch nur einen Blick nach jener Gegend zugeworfen habe, während der Tono sich auf mehr als hundert Fuß Entfernung von dem Thron mit dem Gesicht auf den Boden warf, und so einige Minuten in tiefstem Stillschweigen verblieb, ohne daß der Kaiser oder ein Minister ein Wort zu ihm gesprochen hätte. Sofort zog er mit seinem zahlreichen Gefolge, das meine Bedienten zu mehr als 3000 Personen angaben, wieder ab. Nach diesem Tono trat der Oberstatthalter von Minaoein, der ausgleiche Art empfangen wurde, und endlich sah ich den Hochwürdigen Vater Alonso Munoz mit dem Geschenke des Statthalters von Manilla hereinkommen. Diesem Geistlichen erlaubte man, sich zehn bis zwölf Schritte weiter zu nähern, als den beiden vorgenannten Herren; aber dieselben Förmlichkeiten und dasselbe Stillschweigen wurden auch hinsichtlich seiner beobachtet, und wie sie ging er wieder ab. Nun bat ich um die Erlaubniß mich zurückziehen zu dürfen. Der Kaiser ertheilte mir dieselbe, indem er mir sagte, ich sollte meiner Ruhe pflegen. Ich wurde von zwei Ministern bis zum Eingange des dritten Saals begleitet, wo sie mich denselben Personen übergaben, die mich eingeführt hatten. Diese gingen bis zum äußern Thor mit mir, mit denselben Ceremonien, die bei meiner Ankunft Statt gefunden und so langte ich auch wieder mit der nämlichen Bedeckung in meinem Haus an, die mich von dort abgeholt hatte.

Wahlumtriebe in Frankreich.

Zu den Mitteln, deren sich die gegenwärtig in Frankreich herrschende Partei bedient, den gesetzlichen Einfluß der Krone, wie sie es nennt, auf die Wahlen geltend zu machen, kommen, außer den Umlaufschreiben jedes Ministers und jedes Generaldirektors an ihre Beamten, jedes Präfekts an seine Maire's, jedes Divisionschefs an seine Officiere, nun auch geistliche Hirtenbriefe, ein politisches Paternoster des Polizeipräfekten von Paris, und endlich eine Art politischer Katechismus für die hunderttausend Wähler *) in Frankreich.

Jeder Katholik kennt sein Pater noster, aber nicht jeder Bürger kennt den frommen Sinn, welchen gewisse Leute hinein zu legen wissen. Hr. Mangin fühlt dieß Bedürfniß; eine Ausgabe des lateinischen Textes mit einer zeitgemäßen Paraphrase soll diesem Bedürfniß abhelfen. Hievon ein Pröbchen.

„Pater noster, qui es in coelis. Unser Vater, der du bist in Saint-Cloud; gepriesen sey dein Name — möge er dem glücklichen und freien Frankreich der Name eines Befreiers seyn — daß deine Weisheit uns endlich befreie von der Tyrannei der Faktionen und der Demagogen, wie du befreit hast Griechenland von dem barbarischen Joche Mahmuds und des Liberalismus, der daselbst seine republikanischen Experimente zu machen hoffte; daß dein tapferes und treues Heer, welches die Türken so wenig liebt als die Federhelden, das übermüthige Algier, den Alliirten der aufrührischen Journale von Paris, züchtige und Afrika erlöse von seinen Unterdrückern, wie Europa von seinen Carbonari und Mordbrennern." Wirklich eine klassische Anwendung des Grundsatzes: Gott und der König!

Wir erlassen unsern Lesern die folgenden Glossen, welche sämmtlich denselben christlichen Geist athmen, und geben ihnen zum Beschluß das Libera nos a malo: „Erlöse uns o Herr von dem Joche der Anarchisten und Doktrinärs, der Gottlosen, der Liberalen, der Zeitungsskribler, der amerikanischen Demagogen, des revolutionären Gesetzes; erlöse uns von den ehrgeizigen Egoisten, von den intrikanten Parteimännern, von den Deputirten, welche dir trotzen, und sich weigern, mit dir zusammen zu wirken; erlöse, o erlöse uns von dem Comité-Directeur. Amen!"

---

*) Pater noster à l'usage des électeurs. Imprimerie de la préfecture de police. Du devoir des cent mille électeurs du roi. Chez Dentu, au Palais Royal. Paris 1830.

Zu diesem ultraistischen Stoßseufzer liefert das zweite obenberührte Machwerk einen Kommentar, welcher nur etwa in Hrn. Madrolle's berüchtigter „Denkschrift an den König" seines Gleichen findet!

„Wenn ein Minister," heißt es darin unter Andern, „den König über seinen Machtgebrauch unterrichtet, so verrichtet er damit den möglich größten Akt der Popularität. — Die Wähler wissen zu viel von ihren Rechten, und wissen nicht genug von ihren Pflichten. Wo die Pflicht, da ist auch der Ruhm; die Rechte sind die einzige Ursache alles Unglücks, also auch der Schande. — Die Wähler werden ihre Wahlpflicht oder vielmehr ihre Pflicht gegen den König erfüllen, und sie werden sie um so besser erfüllen, als es vielleicht und wahrscheinlich das letzte Mal ist. Sie werden, so viel an ihnen liegt, das Vaterland retten; der König wird das Uebrige thun. — Um das Vaterland zu retten, müssen die Wähler die Kandidaten des Ministeriums ernennen; denn das Ministerium ist das Königthum κατ᾽ ἐξοχήν, ja man kann sagen mehr als das Königthum. Wenn man auch in die Fähigkeit des Hrn. von Polignac und die Rechtlichkeit des Hrn. v. Peyronnet Zweifel setzt, so ist ein solcher Zweifel für einen weisen Wähler kein Grund, der Familie der Bourbonen, die hundert und vierzehn Könige und keinen Tyrannen zählt, seine Dienste zu entziehen. — Der weise Wähler wird folglich dem ihm vom Präfekten bezeichneten Kandidaten seine Stimme geben, weil offenbar der Mehrheit der Wähler schwerer fällt, die geeigneten Kandidaten für die Kammer zu würdigen, als dem Stellvertreter des Königs in den Provinzen. — Frage: Setzt sich der Staatsdiener, welcher Wahlmann ist, in den Augen seiner Mitbürger durch ein servilles Votum herab? Antwort: Diese Schmach trifft nur die Unabhängigkeit. Ludwig XIV hatte befohlen, ein prächtiges Kloster niederzureißen, welches durch ein Kriegsgericht verurtheilt worden war. „Ich habe Befehl zu zerstören, und ich werde zerstören," sagte der General; wenn der König mir beföhle, auf das Hochwürdige zu schießen, ich würde gehorchen. Schluß: Laßt uns sehend mit geschlossenen Augen selbst dem unbekannten Kandidaten des Ministeriums unsere Stimme geben. — Und die Welt wird nach und nach zu ihrer natürlichen Ordnung zurückkehren: nämlich Gott voran, dann der Papst und die Bischöfe, dann der König und die Kammern, wenn anders — dann die Minister auf jeden Fall, dann die Staatsräthe, die Verwaltungsbehörden, die Magistratur, die Beamten, die Gesetze, und siehe da sogar (voire même) die Charte! Sollten die liberalen Wähler noch ein Mal die Oberhand bekommen, so bekommen sie dieselbe nicht zum dritten Mal; in der Zahl drei liegt eine wunderbare Kraft: sie gibt Feuer! Ja, würde die Monarchie in ihrem Heiligthum besiegt, so müßte sie anderswo triumphiren; manchmal gleitet der Fuß eines Ministers im Blute aus, manchmal befestigt sich darin sein Tritt. — All Dieß kommt und muß kommen, und kann nicht ausbleiben und kommt, vielleicht augenblicklich. Aber Eines kann die königlichen Wähler dabei ermuthigen: daß der Tag der Zusammenberufung der Kollegien kein menschlicher Tag, sondern ein Tag der Vorsehung ist. Die Minister, welche der göttlichen Vorsicht von Natur ermangeln (qui ne sont naturellement providentiels), wollten einen andern Tag bestimmen, einen menschlichen Tag. Die Berufung auf den 23 Juni ist ein Befehl, der von Oben kam!" Leider hat auch dießmal der Teufel Unkraut unter den Weizen gesäet; denn trotz dem Befehl von Oben, wagt es Hr. v. Polginac, zwanzig Kollegien zu prorogiren.

Corsica.

1. Statistische Notizen.

Ganz Corsica, mit Ausnahme der östlichen Küste von Bastia bis Solenzara, von welcher die See allmählig zurücktritt, besteht aus einer einzigen Bergmasse, in der besonders zwei Ketten emporragen, von denen die eine das Land von N. nach S., die andere von O. nach W. durchschneidet. Die höchsten Berge sind der Monte Rotondo (2762 Metres oder 9061 engl. Schuh über dem Meere). Der Monte d'Oro und Monte Cinto, der zuweilen auch Pic di Niolo genannt wird, und mehrere andere, die an Höhe indessen dem Monte Rotondo nicht gleich kommen. Die Gipfel dieser Berge sind nackte Felsen, von denen wilde Gießbäche herabstürzen, um die üppige Vegetation in den Thälern zu nähren. Die bedeutendsten Flüsse entspringen in kleinen Seen auf dem Rücken der Gebirge; so fließt der Tavignano und Liamone aus dem See Nino auf dem Monte Rotondo, der Golo auf ähnliche Weise aus dem See Creno.

Der Gesammtumfang der Insel beträgt, nach Pietri von Sartene, 489,615 Toisen, und die Oberfläche 2,074,441 Morgen (arpens), wovon 621,404 angebaut und 576,426 unangebaut, jedoch anbauungsfähig, 874,612 aber zum Feldbau völlig untauglich sind. Nach einem Census vom Jahre 1821 belief sich die Bevölkerung auf 180,348 Individuen, von denen die Städte Bastia 9316, Ajaccio 7401, Corte 2735, Bonifacio 2479, Sartene 2200, Porto-Vecchio 1298, Calvi 1175, Isola Rossa 748, San Fiorenzo 410, und die Landgemeinden 152,586 enthielten.

Corsica bildet gegenwärtig ein Departement des französischen Reiches, und besteht aus den Arrondissements von Ajaccio, Bastia, Calvi, Corte und Sartene, die wieder in sechzig Kantons, so wie diese in 345 Gemeinden getheilt sind. Die Nachtheile des französischen Centralisationssystems werden nirgends auf eine so nachtheilige, und oft auf eine so lächerliche Weise fühlbar als in Corsica, einem Gebirgslande ohne Straßen, wo die Korrespondenz nicht durch regelmäßige Posten, sondern durch Fußboten unter militärischer Bedeckung geführt wird. Der Präfekt, der seinen Sitz zu Ajaccio hat, muß oft siebenzehn Tage lang warten, ehe er aus einer Gemeinde vom entgegengesetzten Ende der Insel Antwort erhält; und nicht selten begegnet es, daß Monate vergehen, ehe eine Gemeinde die Erlaubniß erhalten kann, ein den Einsturz drohendes Gebäude zu stützen oder nieder zu reißen, oder überhaupt das Geringste vorzunehmen, was von der Ortsbehörde ausgehen muß. In einem Dorfe in dem Arrondissement von Calvi war der Gemeindebrunnen in Unordnung gekommen, und fünfzehn Franken würden hingereicht haben, die Kosten der Wiederherstellung zu decken. Aber es wäre straffällig gewesen, wenn man den regelmäßigen Geschäftsgang vernachlässigt hätte. Der Maire der Gemeinde schreibt daher an den Unterpräfekten des Arrondissements und bittet um Erlaubniß, den Gemeinderath zusammenberufen zu dürfen. Der Unterpräfekt befördert diese Eingabe an den Präfekten, dieser setzt den erstern davon in Kenntniß, daß er die erbetene Erlaubniß ertheile; der Unterpräfekt übersendet diese Antwort an den Maire, und der Maire beruft hierauf den Gemeinderath, dessen Glieder nun über die Zweckmäßigkeit der Herstellung des Brunnens abstimmen. Das Protokoll ihrer Berathung wird von dem Gemeinderath dem Maire übermacht, von dem Maire dem Unterpräfekten, der provisorisch seine Billigung ausspricht und das Ganze dem Präfekten beischließt. Nachdem der Präfekt seine definitive Billigung ausgefertigt hat, läßt er das Protokoll an den Unterpräfekt, und letzterer an den Maire zurückgehen, indem er den Auftrag hinzufügt, einen Kostenanschlag machen zu lassen. Der Kostenanschlag ist denselben Weitläufigkeiten unterworfen, und wenn diese überstanden sind, so kommt die Vertheilung der Abgabe, welche von den einzelnen Gliedern der Gemeinde, Behufs der Brunnenreparation, zu erheben ist. Ist diese gut geheißen, so ertheilt der Präfekt dem Maire die Befugniß, zu dem Zuschlage zu schreiten. Nachdem hierüber wieder ein Protokoll aufgenommen worden ist, das die provisorische Genehmigung des Unterpräfekten und die definitive Genehmigung des Präfekten erhalten hat, gibt der Maire die nöthigen Befehle zur Ausbesserung des Brunnens. Bald nach dem Anfange dieser langen Korrespondenz hatte der Brunnen aber zu fließen aufgehört, und die Gemeinde war ohne Wasser, während zwanzig Briefe, zwei Protokolle, eine Schätzung und eine Steuerangelegenheit nach einander durch das Land reisten. In neuerer Zeit hat ein königlicher Kabinetsbefehl dieses Uebel einigermaßen gemindert, aber noch immer ist die Macht der Unterbeamten der Insel so beschränkt, daß sie beinahe nicht das Geringste thun können, ohne vorher eine Korrespondenz mit dem Präfekten eröffnet zu haben.

Die direkten Steuern aller Art, die in Corsica erhoben werden, belaufen sich auf 400,000 Franken, die Stempelgebühren betragen 30,000 Fr. und die Einkünfte von den Zöllen 70,000 Fr., was im Ganzen eine Staatseinnahme von 500,000 Fr. macht. Vertheilen wir den Betrag der direkten Steuern auf die Bevölkerung der Insel, so ergibt sich, daß jeder Corse im Durchschnitt 2 Fr. 22 Ct. an die Regierung zahlt. Diese Staatseinnahmen bleiben indessen weit hinter den Ausgaben zurück, welche die Verwaltung von Corsica dem französischen Schatze auferlegt. Diese belaufen sich jährlich auf 3,000,000 Fr., wovon die Unterhaltung des Militärs allein 1,700,000 Fr. erfordert, so daß ein jährlicher Zuschuß von 2,500,000 Fr. französischen Geldes nach Corsica fließt, um die Insel in der Abhängigkeit von Frankreich zu erhalten.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

paged wrongly from here

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 184. 3 Juli 1830.

Die Römerinnen.

Von C. v. H.

Wie unrichtig beurtheilt man noch immer das italienische Volk; wie ungewiß ist es, in oberflächlicher Anmaßung über den Charakter einer ganzen Nation abzusprechen, wie grausam, den Stab über sie zu brechen, ohne ein anderes Recht zu besitzen, als eingesogene Vorurtheile, die man zu berichtigen nicht Kraft noch Willen findet! Man bringt nach Italien gewöhnlich die Vorstellung mit, ein trügerisches, lumpenhaftes, feiges Männervolk, eine demoralisirte, in der Frivolität des Cicisbeat's untergegangene Frauenwelt zu finden, und sieht allerdings beim Betreten des Landes diese ganz obenhin bezeichnete Außenseite, besonders bei den Männern, nur zu abschreckend verwirklichet. Die ungemessene Unbescheidenheit im Fordern, die gränzenlose Prellerei im merkantilischen Verkehre, die beleidigende Schamlosigkeit im Betteln, besonders aber das abgetragene zerlumpte Ansehen der niedern oder dienenden Stände, mit welchen sich der Fremde in unausgesetzter Berührung befindet, bekräftigen nur zu sehr die vorgefaßte Meinung. Man ist empört über die Erniedrigung der Menschen, und die gänzliche Entäusserung des Nationalgefühles raubt selbst besonnenen, vorurtheilsfreien Reisenden Muth und Lust, in die Ursachen dieser abschreckenden Erscheinungen tiefer einzudringen und hiedurch allein sich zur gründlichen Untersuchung zu befähigen, ob die den niedern Ständen eigenthümliche Verworfenheit alle Elemente der Gesellschaft durchdrungen habe. Mit vornehmem Nasenrümpfen glaubt man auf dieses entartete Geschlecht verächtlich herabsehen zu dürfen, weil man von ein paar Dutzend Facchini's oder sonstigem geld- und habsüchtigem Gesindel meist aus eigener Unkenntniß der Landessprache, der üblichen Preise, kurz größtentheils aus Unerfahrenheit, hintergangen worden war, und die Meinung ist unwiderruflich festgestellt. Man reist nach Italien, der Dinge, der Alterthümer, der Natur wegen; die Menschen, die man dort findet, möchte man lieber ganz wegwünschen, wenigstens meint man sie ganz gut entbehren zu können. Man stellt sich als Feind dem Feindlichscheinenden entgegen; der gemüthliche Deutsche zieht in seinem stäten Delirium, der frivole Franzose mit seinem alles Nichtfranzösische verspottenden Phrasenheer, der sich überall isolirende Engländer mit seinem dampfenden Theekessel durch dieses Räuber- und Banditenvolk. Wie viele Fremde sich auch jährlich in den großen Städten Italiens zusammendrängen, sie werden doch alle stets unter sich abgeschlossen leben. Der Engländer sucht nur Antiken und Beefsteak; der Franzose träumt sich nur in die délices de la capitale du monde, wenn er auch gleich in Rom sitzt; und der Deutsche, bei dem vaterländische Reminiscenz keinen solchen entschiedenen Charakter hat, vergräbt sich in die Ateliers der todten Kunst. Das Leben aber suchen Wenige. Mißtrauen gegen die Eingebornen ist der Begleiter der Reisenden, und das Resultat davon, daß diese sich mit dem Fremden nie befreunden, ihn als gute Beute ansehen, und froh sind, wenn er sie verlassen und sie nun von dem ihm Abgenommenen fröhlich leben können.

Es ist nicht in Abrede zu stellen, daß die hiedurch verjährte Spannung zwischen Fremden und Inländern eine schwer zu durchbrechende Scheidewand erzeugt hat. Es bedarf eines festen Entschlusses und einer nicht geringen Selbstverleugnung, um den üblen Humor, welcher durch stündliche unangenehme Auftritte stets neu hervorgerufen und durch die Unmöglichkeit sich in freundliches Einverständniß zu setzen, oft auf das Bitterste erhöht wird, zu bekämpfen. Und doch giebt es hiezu kein anderes Mittel als gute Laune, welche der Italiener höher schätzt, als Alles, selbst höher als Geld und Gewinn. Setzt man aller seiner Aufdringlichkeit, Habgierde und Prellerei stets gleiche Fröhlichkeit entgegen, so hat man Alles gewonnen, und sagt der Italiener erst von einem Fremden: „Er ist lustig wie ein Italiener", so darf man sicher darauf rechnen, keinem Hindernisse zur nähern Kenntniß des Volkes mehr zu begegnen. Der heitere Mensch ist ihnen willkommen, während der verdrießliche selbst mit allem Gold der Erde den Mangel an Laune nicht aufwiegen kann, und ihnen stets fremd bleibt.

Wie einfach ist dieses Mittel, um zu einem so schönen Zwecke zu gelangen, und welcher Schatz erschließt sich dem unbefangenen Beobachter, wenn es ihm erst gelungen, sich der herrlichen Frauenwelt des schönsten Landes zu nähern. Die Natur hat einen seltenen Reichthum an Vorzügen über das italienische Volk im Allgemeinen ergossen, scheint sich aber in Bildung der Römerinnen erschöpft zu haben; Alles, was der weibliche Körper zu seiner hohen Bestimmung erfordert, findet man an diesen vollkommen gebauten Gestalten vereiniget. Verwachsene, schiefe, einseitige, engbrüstige, gepreßte Figuren sucht man unter den Römerinnen vergebens. Breite schön geformte Schultern mit wundervollen, blendend-

weißen Nacken, die schönsten Büsten, welche in irgend einem Lande angetroffen werden können, natürlich schlanke Taillen, breite runde Hüften, herrlich geformte Beine, zarte feine Glieder, unendlich zierlich geformte Hände und Füße, üppig mit Fleisch belegte, runde, prächtig gewölbte Arme, Grübchen im Ellbogen und den runden, molligen Handgelenken, und Köpfe, in welche südlicher Geist und wollüstige Glut all' ihre Flammen gehaucht zu haben scheinen: so sehen wir die stolze Römerin vor uns stehen; stolz im Bewußtseyn ihrer Pracht, ihrer Vollendung, ihrer bezaubernden Schönheit. Eine Römerin über die Straße gehen schauen, ist ein wahres Vergnügen. Die Elasticität in jeder Bewegung, die unendliche Ruhe, welche auf der herrlichen Gestalt verbreitet ist, die natürliche Grazie, welche das ganze Wesen beherrscht, vorzüglich aber die sichere und doch unendlich zarte Entschlossenheit, welche sich in der ganzen bezaubernden Erscheinung ausspricht, scheinen bei jedem Schritte dem entzückten schauenden Auge zu verkünden: io sono Romana! Der ganze Hochsinn dieses schönen Geschlechtes drängt sich in diese drei Worte zusammen, und Wer diesen auf hohes Selbstgefühl gegründeten Ausspruch einmal aus dem feingeschnittenen Rosenmunde einer schönen Römerin vernommen, Dem wird ihr erlaubter Stolz doppelte Verehrung einflößen. Dabei wie natürlich, wie anspruchlos! Während eine junge römische Frau, wenn sie durch das neue Rom geht, größere Triumphe genießt, als das alte Rom jemals einem von Besiegung der Barbarenstämme heimkehrenden Feldherrn ertheilen konnte — denn die Bewunderung der Schönheit ist doch eine weit zartere, als das Anstaunen der Kraft — so scheint die Gefeierte allein Nichts von diesem Triumphe zu wissen, und geht ruhig und unbekümmert ihren Weg. Von lüsternem Anschauen, von freiem Augenspiel, von jenen herausfordernden Blicken, weiß die Römerin Nichts. Sie faßt die Gegenstände, welche ihr entgegentreten, und daher auch die Männer, fest ins Auge, ohne sich etwas Anderes dabei zu denken, als wie ein neues Objekt eben durch das Auge auf die Seele wirkt. Die unendliche Ruhe und Sicherheit ihres Auges verräth ihre Gleichgültigkeit. Sie hat nicht Ursache weder sich noch Andere zu fürchten, und daher kommt es, daß so viele Fremde, welche das vaterländische Kokettenspiel noch in frischer Erinnerung haben, solche fest auf ihnen haftende Blicke durch ihre Vorzüge erklären möchten, und sich häufig einer höchst beschämenden, ja lächerlichen Zurechtweisung aussetzen. Denn im Abweisen voreiligen Andranges eingebildeter Gecken hat die Römerin ein Uebergewicht, das nur aus dem Bewußtseyn ihrer Würde hervorgehen kann, und daher vernichtend wirken muß, sobald sie die Rechte ihres Herzens unerwiedert in Anspruch genommen sieht. Wenn aber die Römerin liebt, wenn sie den Mann gefunden, den sie ihrer Neigung würdig erachtet, dann ist auch keine Gewalt auf Erden, am Wenigsten unsere bürgerliche Konvenienz im Stande, sie von dem gewählten Gegenstande abzuhalten. Wie vermöchte auch die Institution der Ehe hier als Damm zu gelten, wo sie geschlossen wird, ohne daß die beiden Eheleute sich früher kennen gelernt haben, wo daher von Neigung oder auch nur von Achtung kaum die Rede seyn kann, und wo schon der Zwang den man mit diesem Akte verbindet, den Keim zu seiner Auflösung in sich trägt? Man thut der Italienerin sehr Unrecht, wenn man sie der Veränderlichkeit und daher derjenigen Eigenschaft beschuldigt, welche das Weib allein als gemein erscheinen läßt. Sie liebt aus Trieb der Natur und dem Impulse ihres Herzens folgend, und ich weiß keine Italienerin, die dem Manne ihrer Wahl untreu geworden wäre, wenn dieser sie nicht zuvor verließ. Dann aber hält sie ihn ihrer unwürdig und wird ihm gewiß eben so wenig treu bleiben, als dem ihr am Altare aufgedrängten Gatten. Man irrt sich indessen, wenn man glaubt, daß es der Italienerin gleichsam Bedürfniß sey, ihren Gemahl zu betrügen. Kann sie ihn lieben, so wird sie ihn eben so ganz und ungetheilt mit allen Kräften ihrer Seele lieben, wie sie den Fremden liebt, wenn sie sich nicht an ihren Mann angezogen fühlt. Die Unnatur unseres sogenannten Pflichtgefühls, in welchem unsere Frauen unglücklicher Ehe aus Entbehrung oder Entsagung sich hinopfern, und ein armseliges der schönsten Freuden beraubtes Daseyn hinschmachten, kennt die feurige Italienerin nicht. Das von der Natur diesen Glutseelen vielleicht in höherem Grade eingehauchte Bedürfniß der Liebe kann sie nicht auf die Abwege einer verknöcherten Moral führen, und wird sie ewig von den Prinzipien unserer gemessenern Sittenlehre zurückhalten. Die Italienerin besitzt nicht Phantasie genug, um das Reelle gegen Truggestalten zu vertauschen. Sie kann unter dem Einflusse widerstrebender Verhältnisse zu Grunde gehen, allein sie wird sich niemals verleiten lassen, die großartigen Regungen ihres Herzens zu verleugnen. Hierin liegt in wenig Worten das ganze so sehr verabscheute Verhältniß des Cicisbeats. Wer wagt es aber den Stein über ein Geschlecht zu erheben, bloß weil es den Muth hat, ungerechten Einrichtungen zu widerstreben, und die ältern Rechte seines Herzens geltend zu machen? Wer wagt es die herrlichsten Frauen des Erdballs zu verdammen, bloß weil sie zu stolz sind, sich an Männer zu verkaufen, die sie oft tief unter sich erblicken; weil sie den Muth haben, sich solche Männer zu erkiesen, zu denen sie sich erheben können; und weil sie endlich wagen, die süße Schwäche ihrer großen Seelen der Welt zu zeigen, und Heuchelei und Verstellung verächtlich von sich zu weisen!

Wenn auch die Herrschaft der Natur über die Unnatur in dem größten Theile von Italien, besonders in Venedig, mit einer beinahe schamlosen Oeffentlichkeit gezeigt wird, und gleichsam ein Theil der bürgerlichen Einrichtung und Sitte geworden ist, so stehen dagegen auch hierin, wie in Allem, was Würde des Charakters und wahren Seelenadel betrifft, die Römerinnen weit über ihren übrigen Landesschwestern. Diese Würde entschuldigt sie, wenn sie anders einer Entschuldigung bedürfen, um so mehr, als die gänzliche Unwürdigkeit, oder tägliche Entwürdigung ihrer Männer sie aufzufordern scheint, die Gunst, welche die edle Frau nur dem Verdienste schenkt, ihnen zu entziehen. Ich hatte bei näherer Bekanntschaft einzelner häuslichen Verhältnisse so gut, wie bei öffentlichen Vorfällen, Gelegenheit mich zu überzeugen, daß der hohe Geist der alten Roma nur auf die neuern Römerinnen, und nicht entfernt auf ihre Männer übergegangen sey. Im letzten Karnevale hört ein Römer, daß ein Geistlicher sich bei seiner Frau befinde, während er sich auf dem Corso herumtrieb. Er eilt nach Hause, ersticht die Frau und entflieht. In jedem andern Lande würde der Mann seine beleidigte Ehre an dem Manne gerächt ha-

den und nicht an der Frau. So vorherrschend aber die Eifersucht im einzelnen Individuum ist, so wenig wird sie durch die allgemeine Ansicht gebilliget. Bei einer Nation, welche so lebhaft empfindet, so ganz in der Wirklichkeit lebt und den Trieben der Natur folgt, kann die Anmaßung des Einzelnen, stets allein im Besitze bleiben zu wollen, nicht gutgeheißen werden, weßhalb auch alle grellen Ausbrüche der Eifersucht jederzeit die Mißbilligung der öffentlichen Stimme erfahren. *)

(Schluß folgt.)

Corsica.

2. Das Volk und seine Sitten.

Der Corse ist im Allgemeinen stark und wohlgebaut, fast unter mittlerer Größe, von Gesichtsfarbe braun, das Haar schwarz, die Augen glühend und der Ausdruck der Züge eher Furcht als Vertrauen einflößend. Die Frauen theilen den Charakter ihrer Männer. Zuweilen begegnet der Reisende Frauenzimmern von regelmäßiger Schönheit, aber Dieß gilt nur von den wenigsten. Alle haben jedoch schöne Augen und langes, schwarzes, glänzendes Haar, das anmuthig über eine durch Künsteleien nicht verunstaltete Körperbildung fällt. Ihre Physiognomie ist kühn, würdig, gebieterisch. Die Tracht der Corsen ist sehr einfach; und im Inneren so schlicht, daß sie nicht das geringste Kennzeichen darbietet, woran man den Reichen von dem Armen unterscheiden kann. Die Männer tragen eine kurze Jacke, Hosen, und lange Kamaschen von einem groben, schokolatfarbnen Tuche; der Kopf ist gewöhnlich von einer spitzen, thurmähnlichen, schwarzen Sammetkappe, oder einer schlechten gewebten wollenen Mütze bedeckt, von derselben Farbe, wie der übrige Anzug. Viele Bauern werfen eine Art Mönchskappe, die sie Pelone nennen, über den Kopf und lassen sie hinten über den Nacken hinabhängen. Die Männer gehen fast ohne Ausnahme immer bewaffnet, und im Innern wird man nicht leicht Einem begegnen, der nicht seine geladene Flinte über den Schultern hätte. Kugeln und Pulver befinden sich in einem ledern Beutel, der um den Leib herumgeht. Gewöhnlich ist auch noch ein Stilet irgendwo verborgen, obwohl die französische Regierung das Tragen dieser Waffe verboten hat. In der Tracht der Frauenzimmer ist wenig Bemerkenswerthes. Um Ajaccio tragen sie gewöhnlich große runde Strohhüte, während ihre übrige Kleidung wenig mehr als ein Hemd ist, das kaum über die Knie hinabreicht. In der Gegend von Bastia sieht man dagegen statt jener Kopfbedeckung, wie bei den Bäurinnen des festen Landes von Italien, eine Art Schleier.

Die Häuser im Innern der Insel können kaum mit den elendesten Hütten verglichen werden, die man in dem civilisirten Europa kennt. Sie bestehen aus vier Wänden, von einem rohen Dach bedeckt; viele haben nur eine einzige Oeffnung, die zugleich zu Thür, Fenster und Rauchfang dient; ein zweites Stockwerk ist selten, und wo man dieß findet, muß man sich bequemen, mittelst einer Leiter hinaufzusteigen. Das Erste, was dem Fremden auffällt, wenn er in ein solches Haus tritt, ist ein ungeheurer Haufe Kastanien in einem Winkel desselben. Diese bilden den vorzüglichsten Lebensunterhalt des Corsen; sie werden indessen nicht roh gegessen, sondern zu Mehl gestampft und dann in eine Menge verschiedener Gerichte verwandelt, als Pulenta, Brilloli, Fritelle, Frandoline ꝛc.

Das Hausgeräthe, in Stühlen, Bänken und Tischen bestehend, ist von der rohesten Art. Das Feuer brennt, wenn man desselben bedarf, in der Mitte des Gemachs, und der Rauch zieht hinaus, wo er kann. Die Hausfrau, von ihren kecken Sprößlingen umgeben, besorgt die Hauswirthschaft, indeß der Herr mit seiner Flinte das Gebirg durchstreift, um seine Familie mit Wildpret zu versehen. Des Nachts dient ein Kienspan statt der Lampe.

Aber so arm der Corse ist, so giebt es doch in ganz Corsica keinen Bettler. Wenn der Fremde auf der Straße angesprochen wird, so geschieht Dieß gewöhnlich mit der Frage: „Was bringt Ihr uns Neues mit?“ oder mit Nachfragen nach seiner Reise, seinen Geschäften u. dgl. Oft erstreckt sich die Neugierde über die Kleinigkeiten hinaus, die selbst in civilisirten Ländern gewöhnlich den Gegenstand der Unterhaltung ausmachen. Der Sekretär des Präfekten erzählte einem Engländer, der vor einigen Jahren Corsica besuchte, folgende Anekdote: „Ich reiste incognito durch das Innere, als ein Landmann zu mir herantrat, und wie gewöhnlich, fragte, was es Neues gäbe? Ich berichtete ihm sogleich die neuesten Heirathen, Todesfälle ꝛc., die in Ajaccio vorgefallen waren; aber der Bauer unterbrach mich und sagte: „„Ich will Nichts von diesen Dingen wissen; ich wünsche zu erfahren, was die alliirten Fürsten gegenwärtig zu Laibach vorhaben.““ — Der Bauer kommt nie in Verlegenheit; von welchem Stande der Reisende auch seyn mag, dem er begegnet, so wird er sich gewiß ihm nähern, und, auf seine Flinte gelehnt, eine Unterhaltung anfangen, die so offen und vertraut ist, als wenn beide die ältesten Bekannten wären. Jeder scheint es für seine Pflicht zu halten, so viel Neuigkeiten, als er nur auftreiben kann, von seinen Streifzügen mit nach Hause zu bringen; und ungeachtet des Mangels an öffentlichen Blättern wird daher jede Nachricht in kurzer Frist von einem Ende der Insel zu dem andern getragen.

Die Corsen haben manche seltsame Sitten. Beaumont erzählt, wie er eines Abends, in der Gesellschaft eines Corsen herumstreifend, den Wunsch äußerte, in eine Hütte zu treten, welche vor ihnen lag. Sein Begleiter feuerte seine Flinte ab, um seine Gegenwart anzukündigen. Im Augenblick erschien ein Hirt, der gleichfalls mit einer Flinte bewaffnet war; eine Unterhandlung wurde begonnen, und das Resultat derselben war, daß den Fremden das Haus geöffnet wurde.

Die langen Bewerbungen, welche bei civilisirten Völkern gewöhnlich einer Heirath vorhergehen, sind hier nicht gebräuchlich; auch ist es nicht der Bräutigam, welcher zuerst den Vorschlag zu einer Verbindung macht. Eine Hochzeit ist immer von großen Festlichkeiten begleitet. Am Abend wird die Braut unter Musik in das Haus ihres künftigen Gatten geführt, wobei ihre Begleiter eine Art von Epithalamium singen. Der Bräutigam tritt aus dem Hause seinen Gästen entgegen, und empfängt sie unter dem Knall der Gewehre, welche von allen Seiten abgefeuert werden, indem er der Gesellschaft Honig, Früchte, Wein und andere Erfrischungen bietet. Ist das verheirathete Paar indessen bereits bei Jahren, so kommen seine Bekannten nicht mit Musik, sondern mit Spaten, Glocken, Kuhhörnern, und machen ein abscheuliches Charivari, um ihre Mißbilligung bei einer Verbindung auszudrücken, die den Hauptzweck des ehelichen Zusammenlebens so wenig zu erfüllen geeignet ist. Der Bräutigam muß diese Beleidigung mit guter Miene hinnehmen, weil die uralte Landessitte es einmal so mit sich bringt.

Das Weib ist in Corsica noch wenig Mehr als die Sklavin ihres gebietenden Herrn. Er reitet auf seinem Maulthiere, während sie neben ihm zu Fuße geht. Die Bestellung des kleinen Fleckchens Erde, welches die Hütte umgiebt, hat das Weib zu besorgen, während der Mann unter einem schattigen Kastanienbaume seine Pfeife raucht, oder mit seiner Flinte und seinen Hunden in den Bergen herumstreift. Doch wird das Weib selten unfreundlich behandelt, und eheliche Untreue ist beinahe ganz unbekannt. Das ganze kleine Vermögen der Eltern geht nach dem Tode des Vaters auf die Söhne über; die Tochter hat, wenn sie das väterliche Haus verläßt, Nichts zu erwarten, als die Dienstbarkeit in dem Hauswesen ihres Mannes.

Nicht selten ist es, daß man zwei Familien an demselben Tisch essen und sich an demselben Feuer wärmen sieht. Geschwisterkinder werden häufig neben einander aufgezogen, und lieben einander wie Brüder und Schwestern, und der Großvater, das Haupt der ganzen Familie, ist daher manchmal von

*) Wie kommt es, möchten wir unsern geistreichen Anwalt des Cicisbeats fragen, daß die Alt-Römerinnen all die glänzenden Eigenschaften besaßen, die er an seinen Neu-Römerinnen rühmt, während sie in Bezug auf die Heiligkeit der Ehe so ausgezeichnete Pedantinnen waren? Offenbar sind es die Cicisbeatsbegriffe nicht, welche das weibliche Geschlecht liebenswürdiger machen. Wir können nicht umhin, dieses Heraustreten der Frauen aus den häuslichen Schranken als eine der Hauptursachen der Verdorbenheit des ganzen Volks zu betrachten, die aber nicht gehoben werden wird, so lange Italien vorzugsweise das Land des Cölibats bleibt. Napoleons ernst-tiefer Geist erkannte, was Italien Noth that, als er die Würde der Sitten herzustellen begann; wäre ihm eine längere Laufbahn vorbehalten gewesen, er hätte den Weibern die Tugend und den Männern den Muth zurückgegeben.
Anm. d. R.

zwanzig bis dreißig Abkömmlingen umgeben, welche alle Bedürfnisse des Lebens, so wie das Interesse des Hauses theilen. Die Erziehung der Kinder ist so roh, wie die übrige Lebensweise. Gewöhnlich beschränkt sie sich darauf, daß die Eltern ihren Kleinen die Hauptglaubenssätze der christlichen Religion beibringen, wobei indessen das Gebot, das uns befiehlt, alle Beleidigungen zu verzeihen, vergessen wird. Sobald die Söhne in das Alter der Mannbarkeit kommen, kauft der Vater ihnen Waffen, oder leiht ihnen die seinigen; zugleich wird ihnen gesagt, da sie Männer wären, und stark wie andere Männer, hätten sie vor Allem darauf zu sehen, daß ihre Rechte anerkannt würden. Diese Worte graben sich tief in das Herz des jungen Corsen, sind stets seinen Gedanken gegenwärtig und führen häufig zu den furchtbarsten Folgen. Was dieß für Rechte sind, hängt aber bei ihnen nicht von trockenen Definitionen ab; es ist genug, daß der Corse sich beleidigt fühlt, und dann vereinigt er oft in seiner Person die so verschiedenartigen Würden des Gesetzgebers, Richters und Henkers.

Eines der eigenthümlichsten Feste der Corsen ist die Gedächtnißfeier des Schutzheiligen in jedem Dorfe. An dem Tage, auf welchen diese fällt, findet eine feierliche Versammlung aller Familienglieder Statt. Hier werden die Heirathen der Töchter und andere Familienangelegenheiten ausgemacht, die politischen Verhältnisse der Insel besprochen und die Angelegenheiten des Dorfes verhandelt. Eine Weigerung, sich jenen Versammlungen anzuschließen, ist eine offene Verleugnung der Verwandtschaft; und Keiner kann sich von diesen Banden lossagen, ohne an öffentlicher Achtung zu verlieren.

Georg IV in seiner Jugend.

Der British Traveller gibt folgenden vom Jahr 1789 datirten Bericht des einstigen Präsidenten der Vereinigten Staaten, Jefferson, über den damaligen Kronprinzen von Großbritannien:

„Da der Charakter des Prinzen von Wales anfängt, Interesse zu erregen, so suchte ich in Erfahrung zu bringen, was wirklich an ihm ist. Solches hält bei ihm weniger schwer, als bei andern Personen seines Ranges, weil es ihm durchaus nicht daran liegt, sich vor der Welt zu verbergen. Die Notizen, auf welche ich mich hier beziehe, rühren von einem Manne her, mit welchem ich in vertrauten Verhältnissen stehe, einem Engländer nach Geburt, Wahrhaftigkeit, Scharfsinn und geistiger Bildung, der seine Zeit zwischen Paris und London theilt. In London gehört er einem Kreise an, welchem Gelegenheit wurde, den Prinzen kennen zu lernen; außerdem befand er sich selbst mehrmals in dem Fall, sich von der Wahrheit dessen, was ihm von daher zur Kunde gekommen war, durch eigene Beobachtung zu überzeugen. So wurde er bei seinem letzten Aufenthalt in London zu einem Diner zu drei Personen eingeladen, bei welchem zufällig auch der Prinz eintraf, und als vierter Theilnehmer da blieb. Er aß so viel als die drei Andern, und trank etwa zwei Flaschen Wein, ohne daß er denselben zu spüren schien. Mein Berichterstatter saß ihm zunächst, und da ihn der Prinz seiner Person, obwohl keineswegs seinem äußern Posten nach, heute zum ersten Mal kennen lernte, so richtete er das Gespräch ausschließlich an diesen. Auf dessen Bemerkung, daß er, der Prinz, das Französische ohne den mindesten fremden Accent spreche, entgegnete derselbe, daß ihn sein Vater in früher Kindheit nur mit französischer Dienerschaft umgeben habe, welchem Umstand er seine Aussprache verdanke. Jener brachte ihn von da auf eine Auseinandersetzung der Erziehung, deren er genossen, die sich jedoch sammt und sonders auf etwas Latein beschränkte. Nicht ein einziger Satz aus der Mathematik, aus irgend einer naturwissenschaftlichen oder moralischen Disciplin ist ihm bekannt; und eben so wenig war die Gesellschaft, in welcher er sich herumtrieb, geeignet, ihm den Mangel an Bildung zu ersetzen. Seine Gleichgültigkeit gegen äußeres Ansehen geht so weit, daß es ihm wahrscheinlich wenig leid thun würde, seinen Thron zu verlieren, vorausgesetzt, er behielte beständig Essen, Trinken, Pferde und Weiber. Hinsichtlich der letztern nimmt er sich etwas mehr zusammen seit seiner Verbindung mit Mrs. Fitzherbert, einer ehrenhaften, würdigen Dame; auch im Wein hält er seit dieser Zeit etwas mehr Maß. Er ist ein schöner Mann, fängt aber an, grobe Formen zu bekommen. Er besitzt einen guten, natürlichen Verstand, ist leutselig, höflich und von sehr heiterer Gemüthsart. Als er bei einer andern Gelegenheit zu meinem Gewährsmann sagte: „Ihr Freund speiste gestern mit mir, ich hab ihm einen tüchtigen Rausch angehängt,“ und jener erwiederte: „Das bedaure ich, ich hatte gehört, Ew. Königl. Hoheit hätten das Trinken aufgegeben“ — lachte der Prinz und klopfte ihm gutmüthig auf die Schulter, ohne ein Wort zu sagen, oder ihm später jemals irgend ein Mißfallen zu erkennen zu geben. Der Herzog von York, welcher vor einiger Zeit als das Wunder der Familie ausgeschrien ward, führt bei weniger Verstand einen eben so ausschweifenden Lebenswandel.“

Wissenschaftliche Anstalten in Madrid.

(Aus einer Zuschrift des Professors Casaseca in Madrid an den Herausgeber der Revue encyclopedique in Paris.)

Man zählt in Madrid drei große wissenschaftliche Staatsanstalten. Die erste und älteste ist das Museum für Naturwissenschaften; es zerfällt in zwei Hauptzweige, wovon der eine unter dem Namen des Museums im engern Sinn, der andere unter dem Namen des botanischen Gartens bekannt ist. Das Museum schließt ein sehr schönes naturhistorisches Kabinet in sich, so wie eine ansehnliche Anzahl von Kuriositäten aus China; zudem eine der reichsten und vollständigsten Mineraliensammlung, welche es in Europa giebt. Im Museum werden öffentliche Vorträge über Mineralogie, Zoologie und Mathematik gehalten; alle diese Kurse sind sehr besucht, besonders der von Don Donato Garcia über Mineralogie. Dieser aufgeklärte Geistliche widmet sich, nach dem Beispiele Hauy's, mit rühmlichem Eifer der Bildung der Jugend. Der botanische Garten, in welchem öffentliche Landwirthschaft und Botanik gelehrt wird, und am Ende jedes Studienjahres eine Preisaustheilung Statt findet, kann sich vorzüglicher Schätze rühmen, worunter die Ceres hispanica und die Flora von Santa Fe di Bogota, über welche freilich noch kein Werk erschienen ist, wonach das Ausland sie würdigen könnte, die erste Stelle einnehmen. Die Gesammtanstalt des Museums für Naturwissenschaften steht unter der Leitung eines Ausschusses, dem mehrere sehr verdienstvolle und gelehrte Männer angehören. Dieser Ausschuß erkannte vor Kurzem das Bedürfniß dreier neuen Lehrstühle: für Chemie, Physik und Astronomie, und die Regierung entsprach dem deßhalb gemachten Antrag. Auch wurden mehrere außerordentliche Professoren (Professeurs suppléans) angestellt.

Auf das Museum kommt, der Zeit seiner Stiftung nach, das Conservatorium für Künste und Gewerbe; sein Zweck ist derselbe wie der des Conservatoriums in Paris. Hat diese Anstalt noch nicht den Grad der Vollkommenheit erreicht, der ihr zu wünschen ist, so erfreut sie sich unter dem Schutz des Finanzministers Sr. K. Maj., Don Luis Lopez Ballesteros, wenigstens steter Verbesserungen. Gegenwärtig sind drei öffentliche Kurse im Conservatorium zu Madrid: den erstern über Geometrie, Physik und theoretisch-praktische Mechanik hält Don Antonio Gutierrez mit einer Meisterschaft, wodurch er seine zahlreichen Zuhörer für die Wissenschaft begeistert; dieser Professor liest wöchentlich drei Mal, und jede Vorlesung dauert zwei Stunden. Die beiden andern Kurse über Maschinenzeichnung und angewandte Chemie besorgen Don Bartolomeo Sureda, ein den französischen und englischen Mechanikern nicht unbekannter Name, und Casaseca selbst.

Die dritte große Staatsanstalt ist die Direktion des Bergbaus, ein Werk des Ministers Ballesteros. Don José Debro, welcher das Amt eines Professors der Metallurgie daran bekleidet, hat im vorigen Jahr seinen ersten Kurs beendigt; er genießt in Madrid alle die Achtung, welche er als ein Mann verdient, der auf dem Niveau seiner Wissenschaft steht, und die Regierung hat bereits mehrere seiner Schüler, ihrer weitern Ausbildung wegen, reisen lassen, welche ihrem Lehrer alle Ehre machen. Wollen wir von Madrid noch andere öffentliche wissenschaftliche Anstalten anführen, die nicht Staatsanstalt sind, so dürfen wir die Schule für Pharmacie nicht vergessen; in dieser wird in Chemie, Physik, Mineralogie, Zoologie, Botanik, Experimentalpharmacie und Materia medica, zwar zuvörderst nur für die Zöglinge der Apothekerkunst, welche die Kosten davon bestreiten, Unterricht ertheilt; aber Jedermann kann beiwohnen. Ein prächtiges Laboratorium, ein reiches physikalisches Kabinet, eine schöne Sammlung von Mineralien, Vegetabilien &c. ein sehr geräumiges Lokal geben diesem Institut vor vielen ähnlichen den Vorzug. Ein ausgezeichneter Mann in seinem Fach, Moreno, lehrt hier Chemie.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 185. 4. Juli 1830.

Cairo.*)

1) Allgemeiner Ueberblick der Stadt.

Die Hauptstadt Egyptens, Cairo, liegt an der Gränze von Ober- und Unteregypten, 30° 2′ 21″ N. Br. 28° 58′ 30″ O. L. v. Paris, 5¼ frz. M. vom jetzigen obersten Punkte des Delta's, 19 P. Fuß 7 Zoll über dem Nil bei hohem Wasserstande. Sie ist nicht am Nil gelegen, sondern (wo sie ihm am Nächsten steht) 2100 Fuß davon. Das Städtchen Bulak im N, Alt-Cairo im S sind die Hafenorte, und von da besorgen Packträger und Kamele die Waaren nach der Stadt. Diese liegt am Fuße und auf den letzten Anhöhen der Kette Dschebel Mokattam und erhebt sich immer mehr, bis zur großen Citadelle im S O, die etwas unterhalb der Bergebene liegt. Das Klima Cairo's ist keinen großen Wechseln unterworfen; selten fällt Regen, die Hitze ist im Sommer und sogar im Winter sehr stark, die mittlere Temperatur beträgt 17°, 92 R., das Barometer hält sich in einer mittleren Höhe von 28 Zoll, 1 Linie, 7. Es herrscht kein durchgängiger Wind das ganze Jahr vor; am Häufigsten weht der Nordwind. Von Schnee weiß man dort Nichts; zuweilen, aber sehr selten, fällt das Thermometer auf den öden Flächen östlich von der Stadt des Nachts bis Null, alsdann sieht man Eis, welche Erscheinung den auf jenen Wüsten herumschweifenden Arabern bekannt, den Einwohnern Cairo's dagegen fast unbekannt ist. Hier wie im übrigen Egypten fällt Morgens und Abend viel Thau. Man findet einen außerordentlichen Unterschied zwischen der Temperatur des Tags und der Nacht; in zwölf Stunden beträgt diese Differenz zuweilen 25°, ja 30° R. Nächst Konstantinopel ist Cairo die bedeutendste Stadt des ottomanischen Reiches sowohl in Bezug auf die Ausdehnung, als durch die Wichtigkeit des Handels und die Denkmäler. Ohne die genannten zwei Häfen hat sie gegen 24,000 Metres im Umfang; die Oberfläche beträgt 793 Hekt., 01 weniger als der vierte Theil von Paris; mit Einschluß der Hafenorte wäre Cairo größer als irgend eine Hauptstadt Europa's, London und Paris ausgenommen. Der Umkreis der eigentlichen Stadt ist nur wegen der vielen Krümmungen der Ringmauer um einige Metres beträchtlicher als der von Paris (ohne die Vorstädte). In Bezug auf die innere Anlage der Stadt ist Cairo von den europäischen Städten verschieden; Straßen und öffentliche Plätze sind äußerst unregelmäßig, die Stadt besteht meist aus sehr kurzen Straßen und Zickzackgassen, wovon unzählige ohne Ausgang. Im letzteren Falle ist der Weg durch eine Thüre gesperrt, welche die Einwohner öffnen, wenn es ihnen gefällig ist; daher die Schwierigkeit, Cairo vollständig kennen zu lernen; nur den Franzosen war Dieß zur Zeit, als sie Herren der Stadt waren, möglich. Wegen der Hitze hat man die Straßen sehr schmal angelegt, sie sind 5 bis 15 Fuß breit, manche nur 3 oder 5½. Oft stoßen die Balkone von zwei gegenüber liegenden Häusern an einander. Mehrere Straßen sind oben bedeckt, damit die Sonnenstrahlen nicht hineindringen, und erhalten nur durch den Widerschein Licht: so besonders die Marktstraßen. Gegenwärtig befindet sich die alte Ringmauer von Cairo zum Theil in der Stadt, welche nach N und W sehr zugenommen hat; nach O und S ist sie in den ursprünglichen Gränzen geblieben. Jene alte Ringmauer, die nicht vollständig erhalten ist, besteht aus mehr oder weniger hohen und festen Mauern mit runden und viereckigen Thürmen und mit Thoren, von denen einige gleichfalls mit Thürmen versehen sind. Die Quartiere sind 53 an Zahl, man nennt sie Harah, Harat — darunter 16 bedeutende. Hier die Namen derselben von S nach N, in welcher Richtung sich die Stadt ausdehnt und ungefähr einen rechten Winkel bildet, dessen Seiten sich wie 5 zu 3 verhalten: el Qala'h oder die Cittadelle mit den Unterabtheilungen Qarameydan und el Rumeyleh, welche auch öffentliche Plätze sind; Tulun, das älteste Quartier Cairo's; el Mogarbeh oder Mogrebin; Birket el Fyl, ein im Sommer und Herbst überschwemmter Platz; el Hanafy, Bab el Charq, el Mojed, el Ashar oder Quartier der großen Moschee; el Musky und el Afrang oder das Frankenquartier; el Jhud, das Judenquartier; el Rum, das griechische; el Nasarah, Quartier der Copten, Armenier, Syrier u. a. Die Straßen führen meist verschiedene Namen in ihren einzelnen Abschnitten. Durch die Ueberschwemmung entstehen mitten in der Stadt Teiche. Die Großen und die Scheichs haben nahe der Stadt Gärten, die ihren Namen tragen; einer der größten ist Geyt Gasem Bey, wo sich die Mitglieder des egyptischen Instituts und die Kommission für Kunst und Wissenschaft versammeln. In diesen Gärten darf man nicht wie in den unsern,

*) *Description de la ville et des environs du Kaire*, accompagnée de l'explication des plans de cette ville, avec les noms des lieux en arabe et en français, et renfermant des notions sur sa distribution, ses monumens, sa population, son commerce et son industrie: par M. *Jomard*, M. d. l'Inst. à Paris, Impr. Royale. 1829 1. in fol. 208 Seiten.

Baumgänge, Spazierplätze und Rasen suchen, sie bestehn aus dichten Büschen, gedrängten Pomeranzen- und Citronenbäumen und Weinlauben; Acacia-lebbek und der Sykomorenbaum (die größten Bäume Egyptens) stehn durcheinander zwischen schlanken Dattel-, Maulbeer-, Granat-, Napeca-, Myrten-, egyptischen Acacias-, und Bananenbäumen mit riesenhaften Blättern und zarter Frucht. Genießt man hier nicht des Vergnügens, welches ein Spaziergang gewährt, so ruht man doch in Köschks unter Gitterwerk; raucht aromatischen Tabak und athmet fast das ganze Jahr hindurch eine balsamiche Luft ein. — Es liegen mehrere Begräbnißplätze im Innern der Stadt; die größten Grabstätten sind außerhalb, die beiden durch ihre Ausdehnung und Pracht berühmtesten im S und O. Man nennt sie Grabstädte; die Ausdehnung kommt einem Viertel der Stadt Cairo gleich. Die im S heißen Turab el Seydeh die in O Turab Qayd Bey. Man zählt acht große öffentliche Begräbnisse, sämmtlich mit Säulen, unzähligen Marmorstücken, Bildhauerarbeit, Verzierungen ausgestattet, aber fast ohne Pflanzenwuchs; immer ist es ein sandiger oder unfruchtbarer Boden, den die Egypter, wie ihre Vorfahren, zum Aufbewahren der Leichname wählen. Außer den genannten liegt ein großes Begräbniß eine halbe Stunde nach N, der Ort heißt Qubbeh. Cairo ist von einer erhabenen Hügelreihe von Schutt umgeben, aus der Asche und den Trümmern aller Art vom Innern der Wohnungen. Die Häuser, von an der Sonne gebrannten Ziegelsteinen, tragen durch ihre schnelle Zerstörung zur Erhöhung der künstlichen Bergkette bei; diese Hügel heißen Tell, Kum und Charab. Die Märkte sind theils perodisch, theils dauernd, im Ganzen 56; am Besuchtesten sind: der Kleidermarkt, um drei Uhr Nachmittags, welche Zeit el-asr heißt, daher Suq el asr genannt; der Suq el Mogarbeh oder Markt der Mogrebin, für die Waaren aus der Berberei; Suq el Musky für europäische Waaren; Suq el selah für Waffen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Römerinnen.
(Beschluß.)

Nichts ist reizender als das Gespräch einer Römerin. Obgleich ernst und besonnen im gewöhnlichen Gange des Lebens, ist sie doch außerordentlich leicht aufzuregen, und es liegt ein unendlicher Reiz auf dem schönen ruhigen Gesichte, wenn sich der Schleier des Ernstes abzieht und das beseeligende Lächeln der holdesten Freundlichkeit hervorleuchtet, wie das allesbelebende Gestirn durch ein still sich darüber wegziehendes Gewölk bricht. Die in allen Wendungen stets edle römische Aussprache, welcher man in innerem Gehalte wohl unbedingt den Vorzug vor allen übrigen italienischen Dialekten geben darf, gewinnt an Reiz in dem schönen Munde einer geistreichen Frau. Denn auch gegen die Anschuldigung muß man die Italienerinnen in Schutz nehmen, daß sie keinen Geist besitzen sollen; man müßte denn Geist und Schule verwechseln, wo denn freilich die armen Italienerinnen gegen unsere nordischen Damen gewaltig im Schatten stehen. Sie wissen sehr Wenig, allein sie fassen sehr leicht, und es ist nicht ihre Schuld, daß sie nicht Mehr wissen. Wie aufmerksam, wie lerngierig, wie gelehrig ist die Römerin. Wenn der Mann, von dem sie lernen will, und der wird selten ein Anderer seyn, als der den sie liebt, moralische Kräfte zu entwickeln versteht, so wird er sehr bald durch die erstaunliche Fassungskraft diese geistigbeweglichen holden Wesen in Verlegenheit gebracht werden. Wie Das sprudelt, und plaudert, und immer mehr wissen will, und die fremdartigsten Gegenstände in sein Ideenreich zaubert, und sich eigene Bilder vom Erfaßten entwirft; und wie das reingeistige Gesicht dabei immer belebter wird, wie die forschende Seele zu den glänzenden Augen hervorbricht, und wie ein Liebreiz, eine Anmuth über das ganze duftige Wesen sich verbreitet, das den Erzähler mehr beglückt, als der höchste Sinnenrausch, das ihn für sein lohnendes Geschäft begeistert und ihn höher befähigt, als er sich selbst zutraut, und das selbst dem Unempfindlichen glühende Liebe einflößen muß, wenn er sie auch früher nicht empfunden. In der Römerin, sobald sie für Etwas ergriffen, entwickelt sich eine Schönheit des Gemüths, eine Tiefe des Geistes, welche vereint mit den im selben Maße sich steigernden Reizen der Person ihren Umgang zum Aufenthalte im Paradiese umschafft. Dabei wissen sie in alle Unterhaltung die zauberischeste Lieblichkeit und harmloseste Fröhlichkeit zu mengen. Nie ist Sinnlichkeit bei ihnen vorherrschend, und ohne die Schranken unnatürlicher Prüderie zu kennen, geben sie sich dem Augenblicke hin, ohne denselben zu suchen. Diese Naturwahrheit und Unverfälschtheit der zarten Weiblichkeit dehnt sich auf Alles aus, was man sie treiben sieht. Sie hassen den Zwang in der Kleidung, wie in ihren Gefühlen. Ihr Geschmack im Anzuge richtet sich nicht ängstlich nach der tyrannischen Mode, sondern stets nach Dem, was ihrem Körper paßt. Sie lieben sehr, sich in lebhafte Farben zu kleiden; allein unter einem ewig lächelnden Himmel, bei der Glut der Farbenpracht, die durch das tiefe Blau der stets heitern Luft, durch die immer strahlende Sonne und durch die üppigste Hervorwucherung der hellsten Blumen jeden Lichtrefler erhöht, bildet ihre Kleidung mit der Außenwelt ein harmonisches Ganzes. Besondere Sorge wenden sie auf die Beschuhung. Die Füße der Römerinnen dürfen als Modell der Schönheit angenommen werden, ohne weder so spitz und mager wie die pariser, noch so krüppelhaft verkleinert wie die cirkassischen zu seyn. Das unkluge Zusammenschnüren der Eingeweide ist ihnen eben so fremd, wie das Einzwängen der Füße in zu kleine Schuhe, und sie halten überhaupt Wenig auf die Opfer, welche man der Eitelkeit bringt. Man sieht auf der Passaggiata öfters Damen, wenn sie sich müde gegangen, den hintern Rand des Schuhes niedertreten, und selbst diese Nachlässigkeit kleidet ihnen gut, weil die runde feine Form des Füßchens hierdurch noch schöner hervortritt. Um aber die Römerinnen in ihrer wahren Schönheit kennen zu lernen, muß man die Epochen abwarten, wo das Heer fremder Zugvögel wieder einen andern Flug genommen, wo der zurückgebliebene Fremde anfängt als Einheimischer betrachtet zu werden, und sie sich wieder ihren lieben heimathlichen Sitten und Gewohnheiten ungestört hingeben dürfen. Da nur kann man sie sehen, wie sie sind; und wie schön, wie himmlisch schön sind sie dann!

Ich ritt eines Abends durch die Villa Borghese. Die Mannichfaltigkeit, mit welcher die römischen Villen angelegt sind, ver-

setzt bald nach Frankreich, bald nach England, bald in das frühere Italien, da die Gartenkünste aller Länder sich in ihnen vereint finden. Die Ausdehnung, welche denselben gegeben wurde, läßt sie mit den größten englischen Parken wetteifern, und die üppige Vegetation der südlichen Zone stellt sie über alle Parke der Erde. Die schönsten Pinien um Rom aber locken zu seiner schönsten Villa, die sich auf den blühenden Höhen des Monte Pincio über die ewige Stadt hinzieht, und deren großherziger Eigenthümer seine ganze unermeßliche Besitzung dem römischen Publikum geweiht hat. Als ich meine Tour durch die glänzenden Pinien und ewig grünen Eichenwälder und Bogengänge, um die krystallhellen Seen und die mit den uralten Kunstschätzen überreich angefüllten Paläste gemacht, fesselte mich Staunen und Ueberraschung an einem freundlich vor mir ausgebreiteten Wiesplatz, durch dessen hochumschließende Baumwände die purpurrothen Strahlen der glühenden Abendsonne das lieblichste Bild beleuchteten. Was auch der üppige Orientale von den paradiesischen Freuden, von den wollüstigen Tänzen der Houris träumen mag, diese irdische Wirklichkeit überbietet die Gebilde der kühnsten Erwartung, der feurigsten Einbildungskraft. Lange traute ich meinen Augen nicht. In einer großen ovalen Vertiefung dieses Rasenplatzes trieben einige Hunderte der reizendsten Mädchen ihr Spiel, und ringsum auf gemauerten Stufen saßen die Matronen, und arbeiteten, und vergnügten sich an der Lust der lieblichen Geschöpfe. Wenige Männer waren hier zu sehen, und in den untern Raum, welcher dem Ganzen das Ansehen des Fragmentes einer Arena gab, darf sich keiner wagen. Ich sah die griechischen Gymnasien wieder erwacht, obgleich die Vergnügungen dieser holden Römerinnen ganz andere waren, als die kriegerischen Spiele der ernsten spartanischen Jungfrauen. Guitarren schwirrten von allen Seiten, und feurige Flammen schienen über dem ganzen Mädchenheere und seiner hohen Lust hereinzubrechen. Wie herrlich schweben diese zierlichen Gestalten nach den lebendigen raschen Takten der Saltarella dahin; wie voll Grazie sind alle Bewegungen, wie unnachahmlich und wie sittsam! Wie streckt sich der stolze Wuchs ihrer schlanken Leiber unter den verrätherischen Gewändern so reizend hinab, wie drängen sich die strotzendüppigen Formen so glühend heiß hervor, wie strömen die entfesselten glänzend schwarzen Locken über den Marmornacken, wie berühren, elastischen Springfedern ähnlich, die zierlichen Füße kaum den über so süße Bürde stolzen Erdboden, wie färbt sich der südliche Ton der herrlichen Gesichter mit frischer blühender Röthe, wie schwelgen die freien Rosenlippen in bezauberndem holdseligem Lächeln, wie schwimmt der himmlische Blick in Freude und Bewegung, welche strahlende Sonnenglut entströmt den feurigen Adlersaugen, und wie natürlich züchtig, wie unbewußt der eigenen Reize, wie anspruchlos üben diese schönen Geschöpfe ihre unschuldige Freude. Herrliches, wunderbares Geschlecht, Wer deine Schönheit verstehen, Wer den Himmel in irdischen Gestalten genießen will, Der ziehe nach Rom und lerne dich kennen und verdienen. Welche Gefühle, welche Sprache, welch' süßer Scherz, welcher Muthwillen, welches Spiel im Ernste, welcher Ernst im Spiele, kindlich und himmlisch, weil es natürlich und wahr ist! — Und ihr, herrliche Frauen, sehet mit Liebe auf die Meisterstücke eures Geschlechtes hin, und tadelt es nicht, wenn auch der zu pindarischem Schwung nicht Berufene das Göttliche in Euch zu vergöttern trachtet.

Corsica.

3. Sprache und Literatur.

Die corsische Sprache ist ein verdorbenes Italienisch, und ein Schriftsteller, der sich viel mit derselben beschäftigt hat, Viale, behauptet, daß sie eine Mischung aus dem Toscanischen, Sicilischen, Genuesischen und Französischen sey. Die Aussprache des Corsen ist äußerst unangenehm; jedes Wort wird schnell und abgebrochen herausgestoßen, und die Stimme, die beim Anfang des Satzes schrillend erhoben wird, sinkt gegen das Ende desselben immer tiefer herab. Nimmt man hiezu noch die lebhaften Bewegungen und Geberden, die jedes Wort begleiten, so kann man sich leicht denken, daß ein Gespräch zwischen zwei Corsen dem Fremden kaum anders als ein heftiger Streit erscheinen kann. Die Sprache des gemeinen Volks ist äußerst bilderreich, auch ist die Vorliebe für die Poesie auf der ganzen Insel allgemein. Beinahe jeder Bauer kann Verse recitiren; viele haben die italienischen Dichter im Gedächtniß, alle wenigstens ihre heimathlichen Volkslieder, die von den Schäfern im Innern der Insel gemacht, von Geschlecht zu Geschlecht durch die mündliche Ueberlieferung fortgepflanzt werden. Der Führer eines englischen Reisenden auf dem Wege von Corte nach Bastia begann den siebenten Gesang der Gerusalemma und fuhr eine volle Viertelstunde fort zu recitiren bis er durch eine Frage unterbrochen wurde. Ein anderer armer Corse sagte ein Gedicht von Fulvio Testi her, dessen Recitation wenigstens eine Stunde dauerte. Wenn er einen Augenblick inne hielt, weil eine einzelne Stelle ihm entfallen war, so half ein anderer ihm aus, der das Gedicht eben so genau kannte, als er selbst. Die Gebirgslieder des Innern sind äußerst interessant; in allen spricht der Charakter des Landes und seiner Bewohner sich mit gleicher Treue aus. Viele sind Spottgedichte auf die Franzosen, in andern sind die Helden Banditen oder flüchtige Konscribirte, die sich der Wachsamkeit der französischen Behörden entzogen haben. Die Corsen haben ungemein viel Talent zum Improvisiren; und die Gedichte, welche die Weiber bei dem Begräbniß ihrer Männer recitiren, sollen, obwohl immer nur das Product des Augenblicks, doch häufig so ausdrucksvoll seyn, daß sie die Umstehenden zu Thränen rühren. Ein Liebeslied, das ein Engländer mittheilt,*) mag unsern Lesern zugleich einen Begriff von dem corsischen Dialekt und von der Volkspoesie der Insel geben:

Andare minni vuò da succillenza
E da una lattra ti vodru accusari,
La primu jurna ch' idru teni udienza,
Unu mimuriali ei vuò dari.
Si la justizia nun mi fa clemenza,
A dru ministru mi vodru appillari;
Perchè tu vuoli vivi di putteuza,
D' essere amatto e nun vulir amari.

Ma si' hai pinzeri di vulemi amani
Quistu è le modu chi t' ha da tineri
Bistemia, quannu mi senti parlani
E fatti cruci, quannu tu mi veri:
Allor, la jenti nun pinzerà mali;
Videmu, che mi fai' tal dispiachieri.
Eppò, la sera mannami a chiamani
Par qualchi to fidatto millachieri.

Gioja de' Cori e' sempre t' ho chiamattu,
E per amari a tia, soju sordu e muttu,
Pattu piu chi nun patti unu dannattu,
Sto in didr infernu e ti dumannu ajuttu.
Oh ingrata Donna, e parchè m' ha' burlattu,
E quistu pettu parchè l'ha farrutu?

---

*) Benson, Sketches of Corsica, das kleine Werk, das diesen Skizzen zum Grunde liegt.

É medru esseri amanti e nun amattu
Oh esseri amanti amattu, eppò traduttu. *)

Unter den italienischen Gedichten von corsischen Verfassern ist das bedeutendste die Dionomachia von Viale, ein komisches Epos in der Art von Tassonis Secchia rapita, welches durch folgenden lächerlichen Vorfall veranlaßt wurde. Im Jahre 1812 wurde bei einer feierlichen Procession in der heiligen Woche im Kanton Mariana auf dem Wege, der von Borgo nach Lucciana führt, ein todter Esel gefunden. Obwohl das Thier ganz zufällig gerade hier gefallen war, so schrieb doch jedes der beiden Dörfer diesen Umstand dem Hasse der Nachbarn zu, und es entspann sich daraus ein Krieg, der von beiden Seiten mit der größten Hartnäckigkeit und Erbitterung geführt wurde. Borgo und Lucciana hielten sich mehrere Tage lang gegenseitig in Blokadezustand; Wachen besetzten die Gemeindegränzen, und der todte Esel wurde von großen Haufen bewaffneter Bauern bald in das eine Dorf, bald aus diesem wieder in das andere zurückgeschleppt. Den Bewohnern von Borgo gelang es einmal, ihn vor die Kirchthür von Lucciana zu legen; und die Luccianesen waren darauf kühn genug, ihn auf dem Kirchthurm von Borgo aufzuspießen. In dieser Fehde wurde viel Blut vergossen, und vielleicht würde sie noch lange gedauert haben, wenn der Maire von Lucciana nicht eingeschritten wäre und den Esel verborgen hätte.

Auf diesen historischen Grund und Boden hat Viale ein Heldengedicht in sieben Gesängen und 501 Stanzen aufgeführt, welches das treueste Gemälde corsischer Sitten und Gefühle bildet, und wie der Verf. sagt, von ihm dazu bestimmt wurde, die Fehler seiner Landsleute zu verbessern, indem er sie lächerlich machte. Wir geben zur Probe zwei Stanzen aus der Predigt Pataccas vor den Bewohnern von Lucciana, durch welche nebst der wunderthätigen Dazwischenkunft des heil. Antonius der Friede wieder hergestellt wird:

L' asin Cristo onorò, come ritratto
Di pace, mansuetudine e modestia.
Tai virtudi evangeliche di fatto
Nuin esercita più di questa bestia.
Mai dal somar s'ode un lamento, un fiotto;
Si carica, si frusta e non fa motto.

Stanno in pace i majali ed i caproni,
Stanno in pace le pecore e gli agnelli;
Stanno in pace i pollastri ed i piccioni;
Stanno in pace li bovi ed i somarelli;
E voi, figli di Dio, fedei Cristiani,
Vorrete esser tra voi sempre alle mani?

Erklärung des Globe hinsichtlich des Hrn. von Stein.

Die Memoiren des Herrn von Bourienne — sagt der Globe vom 26 Junius — sind keine unbedeutende Eröffnung an das Publikum, und kann man auch auf fünf bis sechs Bände füglich verzichten, so enthält nichts desto weniger Das, was noch übrig bleibt, Aufschlüsse, welche die Geschichte sich zu Nuze machen wird. Es ist zu bedauern, daß die Buchmacherei, diese Seuche unserer gegenwärtigen Literatur, das Werk verdorben hat, indem sie es ohne Maß und Ziel immer größer zu machen suchte. Gleichwohl hat dasselbe die Aufmerksamkeit der Fremden auf sich gezogen, und es ist außerhalb Frankreichs sogar Gewicht auf manche gewagte Gerüchte gelegt worden, zu deren Echo sich der Verfasser ziemlich leichtweg hergegeben hat. Eine lange lithographirte Note liegt vor uns, durch welche sich Herr von Stein gegen eine im achten Band enthaltene Anekdote rechtfertiget. Es handelt sich um nichts Geringeres, als um einen Vorschlag, den er im Jahr 1815 einem jungen Deutschen von schwachem Geist gemacht haben soll, den bayrischen Minister, Hrn. von Montgelas, zu vergiften. Hr. v. Stein weist die Abgeschmacktheit und das Unwürdige eines solchen Geschichtchens leichtlich nach; er führt genügende Thatsachen und Zeugnisse an; hätte sich übrigens derselben mit Fug und Recht entheben können. Der Ruf, in welchem er steht, reichte hin; ganz Europa kennt Hrn. von Stein, diesen ehrwürdigen Greis, das Haupt und den Repräsentanten der patriotischen und liberalen Bewegungen Preußens im Jahre 1813, welche Deutschland retteten und nachher mit Undank unterdrückt und bestraft wurden. Frankreich selbst, welchem Hr. von Stein so viel Uebles gewollt und gethan hat, ehrt denselben jezt und theilt mit ihm seine Gefühle.

*) Gehen will ich zu Sr. Excellenz und eines Diebstahles dich anklagen; den ersten Tag, an dem er Audienz hält, will ich eine Bittschrift ihm übergeben. Wenn die Gerechtigkeit mir nicht Gnade widerfahren läßt, so will ich an die Minister appelliren, weil du solche Gewaltthätigkeit übst, daß du geliebt seyn willst und nicht wieder lieben.
Wenn du aber die Absicht hast, mich zu lieben, so ist dieß die Art, wie du dich benehmen mußt; huste, wenn du mich reden hörst, und schlage ein Kreuz, wenn du mich siehst. Dann werden die Leute nichts Uebles denken, da sie sehen, wie übel du mir begegnest. Und am Abend dann schicke einen treuen Boten und lasse mich zu dir rufen.
Freude meines Herzens habe ich dich immer genannt, und aus Liebe zu dir bin ich taub und stumm geworden; ich leide mehr, als je ein Verdammter litt, ich bin in der Hölle und bitte dich um Hülfe. O undankbares Weib, warum hast du mich gehöhnt, und diese Brust warum hast du sie durchbohrt? Besser ist es zu lieben und nie geliebt zu werden; als geliebt zu seyn und darauf verrathen.

Doktor Siebold in Batavia.

Folgendes aus Batavia an den Baron van der Capellen gerichtete Schreiben unsers kühnen Landsmannes läßt über dessen Befreiung, so wie über die Erhaltung der kostbaren, von ihm in Japan angelegten Sammlungen keinen Zweifel mehr.

Batavia, 28 Januar 1830.

Excellenz!

Endlich, nach harten Proben, die ich im lezten Jahr meines Aufenthaltes in Japan zu bestehen hatte, bin ich gestern in Batavia mit den Sammlungen und literarischen Arbeiten angelangt, welche ich in jenem Lande während mehr als 6¼ Jahren zusammen gebracht habe. Die interessanten Sammlungen wurden gerettet, weil ich der argwöhnischen Nation alle Dubletten meiner literarischen Arbeiten und anderer Gegenstände, welche bei der japanischen Regierung hätten Verdacht erregen dürfen, zustellte; dadurch glaubte sie im Besiz von Allem zu seyn, was ich in der Art gehabt haben könnte, und befreite mich, indem sie das Verbannungsurtheil gegen mich aussprach.

Dreizehn Monate lang befand ich mich in meinem Zimmer in Desima in Verhaft; eine schlimme Zeit, die ich jedoch zum Arbeiten verwandte, und wohl möglich, daß ich während derselben viel Gutes geliefert habe. Die japanische Regierung betrachtete all Dieß, wie es scheint, als wissenschaftliche Studien, und unsere Regierung hat daher in politischer Hinsicht durch meine Einkerkerung eher gewonnen, als verloren. Der kaiserliche Astronom Taka-Hasi-Sakn-Saimon war bis jezt das einzige Opfer; er ist im Gefängniß gestorben. Mehrere meiner Freunde sind noch gefangen, dürften aber wahrscheinlich bald in so fern die Freiheit erhalten, als man sie auf eine entlegene Insel verbannen wird; mein vertrauter Freund und mein Schüler wurden in Freiheit gesezt.

Ich hoffe mich in einigen Wochen auf den Weg nach Europa machen zu können, und Ew. Excellenz darf versichert seyn, daß meine in Japan unternommenen Forschungen den Erwartungen der Gelehrten entsprechen werden.

Eine, übrigens unbedeutende, Unpäßlichkeit und meine vielfachen Geschäfte seit der kurzen Zeit, die ich hier zugebracht, hindern mich, Ew. Excellenz so weitläufig zu schreiben, als ich es wünschte, und Hr. Schneider, welchen ich so eben gesprochen, hat mir zugesagt, die Kürze meines Briefs bei Ew. Excellenz zu entschuldigen.

In der frohen Hoffnung, Ew. Excellenz, dem ich den Eintritt in meine gegenwärtige Laufbahn verdanke, meine Verehrung bald persönlich bezeugen zu können, verharre ich mit der ausgezeichnetsten Hochachtung ꝛc.

Dr. von Siebold.

Ich ersuche Ew. Excellenz, meiner Mutter Nachricht von mir zukommen lassen zu wollen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 186. 5 Juli 1830.

Dobells Reisen in Kamtschatka und Sibirien.

2. Rückreise von Nischnei Kamtschatsk nach St. Peter und Paul.

Nischnei-Kamtschatsk, das im Jahre 1812 noch der Sitz der Regierung war, ist an dem Flusse Kamtschatka, fünf und dreißig Werste von der See, gelegen. Es zählte damals achtzig bis neunzig Häuser und zwischen vier und fünfhundert Einwohner. Seitdem ist die Stadt völlig entvölkert worden, und nur fünf oder sechs Häuser bezeichnen die Stätte, wo sie stand. Die meisten Gebäude wurden auseinander genommen und nach St. Peter und Paul gesandt, als die Regierungsbehörden dahin wanderten. Alle Häuser waren aus trefflichem Lerchenholz gebaut, das sich in der Nähe in Ueberfluß findet. Sonst läßt sich von der Lage der alten Stadt nicht viel Günstiges sagen; da die ganze Umgebung flach und feucht ist und der Schnee in so unermeßlichen Massen fällt, daß es spät im Frühjahre wird, ehe er thaut und den Einwohnern erlaubt, ihre Gärten zu bearbeiten. Beinahe in jeder anderen Gegend von Kamtschatka gedeihen alle Arten von Gemüse. Kartoffeln, Kohl, Gemüse werden besonders im Innern der Halbinsel in Menge hervor gebracht; an der Küste erreichen sie jedoch nicht dieselbe Größe.

Am 20 September traten wir die Rückreise nach St. Peter und Paul an. Unsere Fahrt, den Strom Kamtschatka hinauf, war außerordentlich langsam und unangenehm; denn ungeachtet die Kamtschadalen sich auf's Aeußerste anstrengten, so bemerkten wir doch kaum, daß wir in ihren offenen Booten von der Stelle rückten. Wir brauchten neun Tage, um bis Kirgonik zu gelangen. Die Abende und Morgen waren zwar kalt, doch die Tage mild und heiter, der Himmel wolkenlos. Seit wir Scherrom verließen, was am 6 d. M. geschehen war, hatten wir — einige Stunden in der Nacht vom 11 ausgenommen — beständig schönes Wetter gehabt, neun und zwanzig Tage von fast ununterbrochenem Sonnenschein in einem gebirgigen Lande zwischen 50° und 60° N. B. gewiß eine seltene Erscheinung. Gegen das Ende des Septembers wurden die Nächte frostig, doch trat noch immer keine heftige Kälte ein, wie man schon daraus schließen kann, daß wir in unseren offenen Booten unter freiem Himmel schliefen.

Am 1 Oktober, fünf oder sechs Tage früher, als gewöhnlich, fiel zuerst Schnee, mit Regen vermischt, wodurch unsere Reise noch um Vieles unbehaglicher wurde. Zu Scherrom brachten wir bei dem braven alten Toyun und seiner Familie eine angenehme Nacht zu. Unter dem Vorrath der für den Winter in seinem Keller aufgehäuften Vegetabilien waren außer einer Masse Kohl, Rüben und Kartoffeln an dreißig Pud Serannas, die größten Theils den Feldmäusen abgejagt waren, und zwei andere Wurzeln, die ich bisher noch nicht gesehen hatte. Die eine ungefähr zwei Zoll lang und von der Dicke des kleinen Fingers, mit rauher, brauner Schale, nannte er Makarschina; sie schmeckte geschält beinahe wie Kastanien, doch mit einem leichten bitterlichen Beischmack. Die Kamtschadalen essen sie roh. Der Name der anderen Wurzel war Kien schiga, eine Art wilder Kartoffel, deren botanischer Name mir nicht bekannt ist. Eine Pflanze, welche die Eingebornen im Frühling, wenn sie jung ist, außerordentlich gern essen, ist die Slota trava (Spondylium foliole pinnatifide). Wenn der Hauptstengel, welcher hohl ist, gleich der Pastinake, Saamen zu bringen anfängt, ist er, sobald er geschält wird, sehr zart und wohlschmeckend. Auch die Blattstiele sind hohl, aber der Saft derselben ist so ätzend, daß die Kamtschadalen beim Essen sich die größte Mühe geben, damit die Lippen nicht zu berühren, weil der Saft sogleich eine Blase hervorbringt und eine Wunde verursacht, die einem Brandmale gleicht. Ich habe diese Pflanze auch gespalten und getrocknet gesehen, in welchem Zustande sie zuckerhaltig erscheint; sie schmeckt süßlich und klebt an den Fingern, wenn man sie etwas preßt. Der Saft soll destillirt, sehr gut, aber außerordentlich berauschend seyn.

Zu Malka, wo wir durch einen Schneesturm zu übernachten gezwungen wurden, erzählte der Toyun uns ein Abenteuer, welches ihm und zweien seiner Freunde begegnet war, und das ich unmöglich hätte glauben können, wenn es mir nicht später durch mehrere Personen bestätigt worden wäre. Jedes Frühjahr war Spiridon gewohnt, mit einigen seiner Freunde auf die Küste zwischen Boltscherisk und Tigil zu gehen, um Seehunde und andere Seethiere zu tödten. Die Kamtschadalen bedienen sich des Fettes dieser Thiere statt des Oels und der Butter, und aus den Fellen machen sie Stiefelsohlen und Riemen, so daß dieser Zweig der Jagd für sie ein Gegenstand von nicht geringer Wichtigkeit ist. Als unser Toyun mit seinen Begleitern gegen das Ende des

Aprils zu seinem gewöhnlichen Jagdplatze kam, fanden sie den See noch auf eine weite Strecke mit Eis bedeckt. Jeder hatte einen Schlitten und fünf Hunde bei sich, und obwohl der Wind stark vom Ufer weg blies, so standen sie doch nicht an, sich auf das Eis zu wagen, da es fest mit dem Ufer zusammen zu hängen schien und sie weiter hin mehrere Kamtschadalen darauf jagen sahen. Sie entdeckten in bedeutender Entfernung eine Anzahl Seehunde und gingen dorthin, um sie zu tödten. Bereits hatten sie zwei erschlagen und waren im Begriff, sie mit Riemen an ihre Schlitten zu binden, als Einer von ihnen, der etwas zurück geblieben war, plötzlich zu ihnen kam und ihnen zurief, daß das Eis sich bewege und alle andern Kamtschadalen sich auf das Ufer geflüchtet hätten. Sie wurden durch diese Nachricht so erschreckt, daß sie die Seehunde auf dem Eis liegen ließen, sich in ihre Schlitten setzten, und ihre Hunde mit aller Gewalt antrieben, das Gestade zu gewinnen. Allein sie kamen bereits zu spät; das Eis hatte sich schon hundert Ellen weit vom Lande getrennt; und da es in Stücke zu brechen anfing, so waren sie genöthigt, zu der Stelle zurückzukehren, wo es am Stärksten und Dicksten schien. Da der Wind sich jetzt immer mehr zu erheben anfing, so wurden sie bald in die offene See hinausgetrieben, wo das Eis rings um sie immer mehr und mehr sich zerschlug, bis sie zuletzt auf einem Klumpen von vierzig bis funfzig Fuß im Umfange, der noch ganz blieb, sich völlig außer dem Gesicht des Landes befanden. Der Wind ging heftig, und ihr Eisschiff schwankte auf den Wogen so furchtbar, daß sie die größte Mühe hatten, sich darauf fest zu halten. Zum Glück waren sie alle mit Ostals*) versehen, die sie in das Eis bohrten und als Pfähle brauchten, um sich, ihre Hunde und ihre Schlitten daran anzubinden. Ohne diese Vorsorge wären sie alle in die See geworfen worden. Sie waren seekrank, schwach und muthlos; doch, sagte Spiridon, hatte ich immer noch einige Hoffnung und vertröstete meine Kameraden, daß wir an irgend eine Küste getrieben werden würden.

(Schluß folgt.)

C a i r o.

(Fortsetzung.)

2) Hauptsächliche Denkmäler Cairo's.

Man zählt 253 eigentliche Moscheen, Gama; 158 kleine Moscheen, Sauieh, und 45 bis 50 zeichnen sich durch Baukunst aus. Die meisten tragen eine oder mehrere sehr hohe Minarets, theils viereckige, theils runde; die Muessin steigen fünf Mal des Tags hinauf und rufen durch ernsten, aber harmonischen Gesang die Muselmänner zum Gebet. Am Größten sind die Moscheen Tulun, el Hakym, el Azhar, Sultan Hasan. Die beiden ersten sind die ältesten, die zweite steht verlassen; sie sind viereckig, jede Seite ist über 120 Meter lang. Die dritte liegt in einem sehr bevölkerten Quartier und ist die besuchteste, man nennt sie die große Moschee, wiewohl Tulun und el Hakym größer sind; in dieselbe flüchteten sich die Aufwiegler beim Aufstande Cairo's gegen die Franzosen. Zu dieser Moschee gehört eine Schule und eine Bibliothek. Sultan Hasan ist am Merkwürdigsten durch die Größe und Höhe der Kuppel, durch die Höhe der beiden Minarets und den Reichthum an Marmor. Man sieht hier keine andre Bildhauerarbeit als Arabesken in hartem Stein, Holz und Bronze; keine andre Malerei als Inschriften von kolossalen Buchstaben mit Gold und rother, gelber, blauer und grüner Farbe; der Fußboden ist eine bunte Marmor-Mosaik. Es giebt ferner hier Klöster und Kirchen (man nennt sie Deyr) für Katholiken, coptische oder schismatische Christen, Griechen, Armenier und Syrier. In Cairo und Alt-Cairo zusammen sind 27 coptische Kirchen. Die Juden haben daselbst mehrere Synagogen. Man zählt in Cairo 31 Haupt-Bäder, die sich durch ihre Größe oder Pracht auszeichnen, besonders Hammam Jesbak, el Sultan, el Mojed u. a. Man nimmt ein Dampfbad, ehe man ins Wasser taucht, und nach dem Bade läßt man sich von den Aufwärtern walken. Die Frauen verlassen selten die Wohnung, außer um ins Bad zu gehn; dahin begeben sie sich gewöhnlich jede Woche und bei dieser Gelegenheit prunken sie, so sehr sie dürfen; man parfümirt sich im Badehaus, legt die schönsten Gewänder an und spricht von Heirathsangelegenheiten. Diese Häuser werden von beiden Geschlechtern gleichmäßig besucht. Die Cisternen sind meist dazu bestimmt, das Volk unentgeldlich mit Wasser zu versehn; sie sind sehr zahlreich. Das Wasser wird dahin vom Nil aus gebracht. Die Cisternengebäude sind mit Marmorsäulen und kunstvollen Bronze-Gittern geschmückt. Gewöhnlich ist im obern Stockwerk eine unentgeldliche Schule, wo man Lesen, Schreiben und Rechnen lernt. Man zählt 34 Haupt-Cisternen, unter andern Sibyl el Solymanyeh, Margusch, el Eschrofyeh u. s. w. Nicht minder nützlich sind die Tränken, für die Pferde, Esel, Kamele u. a. Thiere; diese Gebäude ruhen ebenfalls auf Säulen und sind prachtvoll. Eine andre Art von Stiftung in Cairo sind die Tekyeh oder Gebäude, worin Reisende und Kranke unentgeltlich beherbergt werden; es giebt aber daselbst nur ein einziges eigentliches Spital, das Moristan; es hat zwanzig Betten und nimmt auch Wahnsinnige auf. Die Brücken sind zahlreich, sowohl über den Kanal, der durch die Stadt ihrer Länge nach zieht, als über den andern längs der W Seite. Auf den Brücken in der Stadt ist das Geländer so hoch, daß man nicht auf den Kanal hinabsehen kann; sie haben Kreuzbogen Die Breite der Kanäle ist im Durchschnitt 10 Meter; der erste geht von dem kleinen Nilarm, der Insel Rudah gegenüber, aus, der zweite entsteht aus dem ersten. Diese Wasserleitung versorgt die Citadelle; sie tritt am Qarafeh-Thor in Cairo ein und gelangt in die Nähe des Hofes vom Pascha. Die Paläste der Bey's und Kaschef's und die Häuser der ersten Schenchs, des Aga's, Ualys, Cadis u. a. Beamten zeichnen sich vor den Privathäusern durch eine minder fehlerhafte Bauart, größere Ausdehnung und Verzierung aus. Das untere Stockwerk ist von Quadersteinen, die Schichten sind gemeiniglich abwechselnd roth und grün angestrichen. Darüber an jedem Stockwerk weit vorreichende Balkone aus Gitter- oder Holzwerk, von mehr oder weniger künstlicher Dreherarbeit. Es ist schwer, die innere Einrichtung der Häuser Cairo's zu beschreiben, sie ist meist unregelmäßig; um aus dem einen Zimmer in ein anderes von demselben Stockwerk zu gelangen, muß man immer einige

*) Das Ostal ist ein Stab von ungefähr fünf Fuß Länge, der an dem einen Ende etwas gebogen und an dem anderen mit einer eisernen Spitze versehen ist, die man vor dem Schlitten in den Schnee oder in das Eis stößt, um die Hunde zum Stehen zu bringen.

Stufen hinauf- oder hinabsteigen. In den großen Häusern ist der Mandar zu erwähnen, ein großer offner Saal im ersten Stock, wo der Hausherr Audienz giebt und Alles sieht, was im Hofe vorgeht; ferner das große Zimmer zu ebener Erde in Gestalt eines T mit einem Marmorboden, in der Mitte Springbrunnen, außerdem mit Divans verziert; die leichten Dächer nach Norden lassen den Wind in die Gänge und Stuben des Hauses einziehn; die Höfe sind mit Marmorsäulen geschmückt. Nimmt man die Badesäle aus Marmor, die Gärten hinter dem Hauptgebäude mit Lauben und üppigem Pflanzenwuchse, wohlunterhaltne Ställe, endlich das Gedränge von Dienern zu jeglichem Gebrauche des Herrn, so hat man eine Vorstellung von der Bequemlichkeit der Wohnungen und von dem Luxus der Reichen. Die meisten Häuser in Cairo haben zwei oder drei Stockwerke, in den volkreichsten Quartieren giebt es deren von vier Stockwerken; sie bestehn aus Ziegelsteinen, sind auswendig dunkelfarbig; dagegen sind die Wände inwendig oft mit blendendweißem Gyps belegt oder mit Kalk firnißt. Die Balkone, Fenster und sämmtliche Oeffnungen, wodurch Licht hereinfällt, sind mit sehr engen Gittern aus Holzwerk geschlossen. Im Innern ebenfalls künstlich geordnete Dreherarbeit aus Holz.

Das Schloß Cairo's nimmt den 80 Theil der Stadt ein, es besteht aus drei eingeschlossenen Räumen: el Asab, el Enkischarveh, el Galah (oder die eigentliche Cittadelle), sämmtliche haben starke Thürme mit Zinnen. Das Schloß steht oberhalb des Quartiers der Asabs, aber in gleicher Höhe mit el Enkischarveh oder dem Janitscharen-Quartier. Wiewohl viel höher als die Stadt, werden sie von dem arabischen Berge beherrscht, der nur 300 Meter davon liegt. Die Cittadelle war seit Selyms Eroberung jederzeit Residenz des Statthalters von Egypten; aber die merkwürdigen Denkmäler, womit sie geschmückt war, haben durch die Zeit sehr gelitten. Der Palast oder vielmehr die schöne Moschee, die man gewöhnlich Josephs Divan nennt (nach dem Sultan Jusef Salah ed Dyn, dem berühmten Saladin) ist verlassen, aber man bewundert noch ihre 32 großen, schönen Granitsäulen, ohne Zweifel aus den Ruinen von Memphis. Der Brunnen Josephs hat fortwährend seine alte Bestimmung, er ist gegen 300 pariser Fuß tief, der Grund hat das Niveau des Nils. Nach Makrisi hat der Verschnittene Karakusch Asadi, ein Emir des Sultans, diesen Brunnen im Jahr 1176 graben lassen. (Relation d' Abd — Allatif, traduite par M. de Sacy, pag. 112.)

Zur Zeit des französischen Feldzuges hatte man versucht, mehrere große Straßen Cairo's regelmäßiger anzuordnen und große Kommunikationen zwischen der Cittadelle und den Stadtvierteln anzulegen; ferner hatte man Wege von Cairo nach dem Strome begonnen und zu beiden Seiten des Platzes Esbekyeh Bäume gepflanzt. Die Franzosen theilten Cairo in acht Bezirke, die unter ebensoviel Befehlshabern standen, (hienach ist der Plan von Cairo in Jomards Werk eingetheilt). Diese Atheilung brachte eine heilsame Aufsicht und Polizei in ungesunde Quartiere mit gedrängter Bevölkerung, besonders ins Judenquartier, wo die Gassen am Schmalsten sind. Man schrieb pünktlich alle Sterbefälle mit Rücksicht auf die Geschlechtsverschiedenheit ein, um die Sterblichkeit kennen zu lernen: alle diese Verbesserungen hörten mit der frz. Verwaltung auf.

(Fortsetzung folgt.)

W. Scott.

Dritter Artikel.

Die Bemerkungen, mit denen Sir Walter Scott seinen Rücktritt von der juristischen Laufbahn begleitet, werden für die meisten unserer Leser von Interesse, für manche von Nutzen seyn.

„Man kann leicht voraussetzen, daß die Versuche, welche ich in der Schriftstellerei machte, meinen Fortschritten vor Gericht eben nicht günstig gewesen waren. Die Göttin Themis ist zu Edinburgh, und ich glaube wohl überall, von besonders eifersüchtiger Stimmung. Sie wird nicht leicht darein willigen, ihre Autorität zu theilen, und verlangt von ihren Dienern, nicht nur daß sie ihre wirkliche Pflicht gewissenhaft erfüllen, sondern daß sie selbst bei vollkommener Geschäftsfreiheit eine gewisse Amtsmiene beibehalten. Es ist klug, wenn auch nicht unumgänglich nothwendig, nimmt ein junger Anwald den Schein an, als sey er von seinen Geschäften ganz erdrückt; wie Wenig er auch zu thun haben mag, muß er doch immer thun, als ob er nicht fertig werden könne. Wenigstens sollte er beständig von seinen Akten umgeben seyn, und wenn er Nichts mit denselben zu schaffen hätte, als den Staub davon abzuklopfen, oder — wie Ovid den Gabnen räth:

Si nullus erit pulvis, tamen excute nullum!

„Vielleicht ist ein je außerordentlicher Diensteifer wegen der großen Menge von Rechtsgelehrten, von denen nur Wenige in ihrem Fach Beschäftigung finden, nothwendig; denn die Anzahl der Feldflüchtigen ist deßhalb so groß, weil jeder junge Anfänger, der nur im Geringsten nachlässig scheint, bereits zu den Deserteurs gerechnet wird. Soviel ist gewiß, daß die schottische Themis zu meiner Zeit vor Allem auf die geringste Tändelei mit den Musen eifersüchtig war, was man vielleicht ihrem Bewußtseyn von den überlegenen Reizen ihrer Nebenbuhlerinnen zuschreiben muß. Seit Kurzem hat sie indessen in dieser Beziehung sehr nachgelassen; wovon uns ein ausgezeichnetes Beispiel in dem Falle von meinem Freund Jeffrey vor Augen liegt, der nachdem er lange eines der einflußreichsten literarischen Journale (das Edinburgh Review) mit unleugbarer Geschicklichkeit geleitet hat, neuerlich von seinen Kollegen mit Einer Stimme zu ihrem Dekan oder Präsidenten erwählt worden ist; die höchste Anerkennung seiner juridischen Talente, die in ihrer Macht stand. Doch dieß ist ein Fall, der weit über den Horizont einer Periode von dreißigjähriger Ferne hinausliegt, wo ein Advocat, der einiges Talent für die leichtere Literatur besaß, sich die größte Mühe gab, dieß zu verbergen, als ob es Etwas wäre, dessen er sich schämen müßte; und ich könnte mehr als einen Fall anführen, wo die Literatur und die Gesellschaft verloren hat, damit die Jurisprudenz nicht verlieren sollte. Dieß war indessen bei mir nicht der Fall; denn der Leser wird sich nicht wundern, daß mein offener Verkehr mit Gegenständen der leichten Literatur meine Thätigkeit in den gewichtigeren Angelegenheiten des Rechtswesens gar sehr verminderte. Auch ließen die Räthe, nach deren Wahl der Anwald seinen Rang unter seinen Standesgenossen einnimmt, mir nicht mehr als Gerechtigkeit widerfahren, wenn sie Andere unter meinen Kollegen für geeigneter hielten, die Geschäfte ihrer Klienten zu übernehmen, als einen jungen Mann, der sich mit Nichts beschäftigte, als allen Balladen, teutonischen oder heimischen, nachzulaufen. Mein Stand und ich, wir kamen daher allmählig auf denselben Fuß, auf welchem der ehrliche Slender sich tröstete mit Fräulein Anne Page zu stehen: „Es war keine große Liebe zwischen uns im Anfang; und es gefiel dem Himmel bei näherer Bekanntschaft sie zu vermindern. Ich sah ein, daß die Zeit gekommen war, wo ich entweder mich entschieden an den Schreibtisch bei Tage, die Lampe bei Nacht binden, und allen Delila's meiner Phantasie entsagen, oder von dem Beruf eines Rechtsgelehrten Abschied nehmen und einen anderen Weg einschlagen muß e. Ich muß gestehen, daß ich zu der strengeren Wahl, welche vielleicht von Vielen für die weisere gehalten worden wäre, mich unmöglich entschließen konnte. Da meine Vergehen so zahlreich waren, so hätte auch meine Reue exemplarisch seyn müssen. Ich darf nicht übergehen, daß seit meinem vierzehnten oder fünfzehnten Jahre meine Anfangs sehr schwächliche Gesundheit außerordentlich fest geworden war. Von meiner Kindheit an hatte ich mit einer ungemein beschwerlichen Lahmheit zu kämpfen! aber, wie dieß bei Männern von Geist, die mit Unbequemlichkeiten solcher Art zu schaffen haben, gewöhnlich der Fall seyn wird, diesem körperlichen Hinderniß zum

Troz hatte ich mich durch die äusserste Ausdauer zu Fuß, wie zu Pferde ausgezeichnet, und oft ging ich meine dreißig oder ritt meine hundert Meilen des Tages ohne einmal anzuhalten; so hatte ich manche angenehme Reise durch Gegenden gemacht, die damals noch nicht sehr unzugänglich waren, und ich muß gestehen, daß ich dabei mehr Vergnügen und Belehrung fand, als mir jemals später wurde, da ich auf eine bequemere Weise reiste. Auch der Jagd war ich ungemein ergeben; und allen diesen Vergnügungen hätte ich ganz oder größtentheils entsagen müssen, wenn ich meine Stellung vor Gericht wieder einnehmen wollte. Auf der anderen Seite war mein Vater, den es freilich gekränkt haben würde, mich von dem Rechtswesen Abschied nehmen zu sehen, seit drei Jahren gestorben, so daß ich frei meiner eigenen Neigung folgen konnte; und da mein Einkommen meinen Bedürfnissen entsprach, so wurde ich nicht durch die Noth, diese mächtigste aller Bewegungen, zu einer unangenehmen Arbeit getrieben; ich wählte daher die Beschäftigung, welche mir am Meisten zusagte. Diß war um so leichter, als ich im Jahre 1800 die Stelle eines Sheriff (Landrichters) von Selkirkshire, die ungefähr 300 Pf. d. J. trug, erhalten hatte, ein Amt, welches meinen Wünschen um so mehr entsprach, als viele meiner Freunde und Verwandten in jener Gegend angesessen waren.

(Schluß folgt.)

Nachrichten aus Egypten.

Französische Blätter geben folgendes Privatschreiben aus Egypten.

Alexandria, 10 Mai. Der Hauptmann im königl. Generalstab, Baron Taylor, königlicher Kommissär des Theatre français, ist in Alexandrien angelangt, nicht Behufs einer diplomatischen oder gar militärischen Sendung, sondern ganz einfach den Pascha Mohammed-Ali um Erlaubniß zu bitten, die beiden großen Obelisken von Theben mitnehmen zu dürfen. Da er den Pascha nicht in Alexandria traf, so begab er sich unverweilt nach Cairo. Es heißt heute, er könne nur Einen Obelisk erhalten, da der andere vom englischen Konsul in Anspruch genommen sey; folglich dürfte sich eine Diskussion zwischen Baron Taylor und dem Konsul erheben. Uebrigens sind beide Obelisken prächtig, wohl erhalten und allein würdig, auf den öffentlichen Plätzen von Paris und London aufgestellt zu werden. Die Schwierigkeit, sie von ihrer jetzigen Stelle zu bringen, so wie des ganzen Transports, dürfte indeß sehr groß seyn.

Die französischen Officiere, welche ich hier sprach, sind keineswegs der Ansicht des Hrn. Al. da la Borde, wenn er in seinem Werke sagt, die Egyptier seyen gute leichte Truppen; vielmehr sollen dieselben zu diesem Dienst sehr wenig taugen; die einheimischen Officiere sind nicht im Stande, eine Rekognoscirung vorzunehmen oder Vorposten auszustellen, und im Allgemeinen fürchtet das egyptische, auf europäische Art eingeübte Fußvolk die Reiterei sehr, durchaus aber nicht das Bajonet oder das Feuer der Infanterie. Seine Officiere sind so unwissend und hochmüthig, daß sie Nichts mehr lernen zu brauchen glauben, sobald sie einmal die äußerliche Handhabung der Waffen verstehen.

Die Ernte ist vorüber, aber noch mangelt es an Getraide auf den Märkten. Früher gehörte den Fellahs, nachdem sie erst den Miry in Natur entrichtet hatten, der Rest ihrer Ernte eigenthümlich zu. Gegenwärtig ist Dieses nicht mehr der Fall; auch herrscht große Unzufriedenheit, und wenn die Franzosen, statt Algier zu belagern, in Egypten erschienen, würden sie von dem überaus gedrückten Volke sehr wohl aufgenommen werden. Die in der Regel so vorsichtigen Einwohner scheuen sich gar nicht, Dieß laut zu bekennen. Mit Freuden denken sie noch des Aufenthalts der Franzosen in ihrem Lande: damals gab es kein Monopol; der Handel war frei; Kaufleute und Karavanen wurden beschützt. Heut zu Tag ist der Pascha der einzige Kaufmann. Die Franzosen bezogen 20, höchstens 25 Millionen aus dem Lande, der Pascha läßt sich mehr als 80 Millionen entrichten. Die Franzosen legten Wege, Kanäle, Forts zur Sicherheit Egyptens an, und verbrauchten das ganze Einkommen im Lande selbst. Mohammed Ali errichtet mit großen Kosten eine Marine, die ihm nicht von großem Nutzen seyn kann; was die Armee betrifft, so weiß man, welchen Gebrauch er von seinen Soldaten in Morea gemacht; sein Geld geht, einem bedeutenden Theil nach, nach Frankreich, England und Italien für die Einkäufe, die er in diesen Ländern vornehmen ließ, und die Schiffe, die bei Navarin vernichtet wurden.

Von einer Expedition gegen Algier ist nirgends die Rede; die Infanterie liegt in ganz Egypten umher zerstreut, und die Pferde der Reiterei sind auf den Sommerweiden. In diesem Augenblicke ist die Flotte das Hauptaugenmerk des Pascha's. Nach den Arbeiten im Hafen von Alexandria könnte man glauben, er gehe damit um, dereinst eine eigene Seemacht zu werden.

Georg IV in seiner Jugend.

Ein anderer Berichterstatter, als der neulich von uns angeführte, giebt folgende Anekdote von Georg IV: Als der König noch Prinz von Wales war, begünstigte er einige der ausgezeichnetsten Schauspieler; namentlich bewies er sich gegen Jack Johnstone ungemein gütig. Einst, da er bei diesem war, lud er ihn zu Tisch, im Augenblick als der Schauspieler Lewis hereintrat, welchen Johnstone sofort dem Prinzen vorstellte. Nachdem Lewis sich wieder entfernt hatte, sprach man über sein Talent, und Johnstone bemerkte: „Ein Sohn von ihm geht jetzt eben nach Indien. Ein einziges Wort des Prinzen von Wales würde sein Glück machen. Wollten Ew. K. Hoheit sich so weit herablassen, demselben einen Brief mitzugeben, so würde ihm Dieß von unermeßlichem Nutzen seyn." Der Prinz sah den Schauspieler ein Paar Augenblicke an, ohne ein Wort zu sprechen, so daß Johnstone etwas Ungeziemendes gesagt zu haben fürchtete und beisetzte: „Ich bitte um Verzeihung, falls ich mir zu Viel herausgenommen haben sollte." „Nein, Johnstone, entgegnete der Prinz, das haben Sie nicht; ich überlege aber eben, ob nicht vielleicht ein Brief von meinem Bruder Friedrich dem jungen Mann mehr nutzen möchte." Ein Paar Tage nachher erhielt Johnstone unter dem Couvert des Prinzen zwei Briefe, den einen von ihm selbst, den andern vom Herzog von York. — Das hieß nicht Einen mit halben Worten abspeisen!

Brand auf einem Fahrzeuge der algierischen Expedition.

Mehrere französische Blätter haben eines zwischen Marseille und den hierischen Inseln ausgebrochenen Brandes auf einem Transportschiffe der afrikanischen Expedition Erwähnung gethan. Der Moniteur giebt hierüber Folgendes:

„Dieser Vorfall machte nothwendig, daß man das Schiff in die Rhede von Hieres brachte, und daselbst gänzlich unter Wasser legte; nachdem es jedoch aus demselben wieder enthoben worden und in der Rhede von Toulon angelangt war, brach von Neuem Feuer aus. Sobald man dasselbe gelöscht hatte, schritt man zur Räumung der Ladung, und eine vom Seepräfekten ernannte Kommission that den Ausspruch, daß der Brand sich in Leinwandballen erzeugt habe, welche eben erst mit gelbem Ocker gefärbt und in Stroh eingepackt worden waren. Diese Leinwandballen, die man an einem warmen, feuchten Orte aufgehäuft hatte, scheinen durch ihre gegenseitige chemische Einwirkung die Entzündung veranlaßt zu haben, was um so wahrscheinlicher ist, als bei ähnlichen Leinwandballen, die von Paris nach Marseille geschickt wurden, der gleiche Fall eintrat."

Wir glauben, diese kleine Notiz werde nicht ohne Interesse für den Liebhaber der Chemie seyn, und bemerken dabei noch, daß, nach Angabe des Moniteurs, ein fernerer Theil der Ladung aus verschiedenen Säuren, namentlich Vitriolsäure, bestand; die Gefäße, worin sie enthalten waren, standen jedoch entfernt von dem Orte, wo der Brand ausbrach, und erhielten sich gänzlich unbeschädigt.

Briefe Peters des Großen.

In St. Petersburg ist vor einiger Zeit ein interessantes Werk in vier Bänden erschienen, eigenhändige, bisher ungedruckte Briefe Peters des Großen an verschiedene Personen enthaltend. Dieselben sind aus den Archiven der Admiralität genommen, und werfen ein bedeutendes Licht auf die Plane des Czars, die russische Marine emporzubringen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 187. 6 Juli 1830.

Kan-ing-pian
d. i. das Buch der Belohnung und der Strafen. *)

(Aus dem Chinesischen verdeutscht von Heinrich Kurz.)

Tai-Schang spricht: Weder das Glück noch das Unglück hat eine Pforte; der Mensch allein ruft es selbst herbei. Die Wiedervergeltung des Guten und des Bösen ist ähnlich dem Schatten, der dem Körper folgt.

Deßwegen gibt es im Himmel und auf der Erde Geister, welche Rechnung führen über die Sünden und je nach dem Maß der Uebertretungen die Lebensdauer des Menschen verkürzen; ist die Lebensdauer eines Menschen verkürzt worden, so wird er arm, und er verfällt in bitteres Unglück und in Elend; die Welt haßt ihn; Strafen

---

*) Die Leser des Auslandes haben öfter Gelegenheit gehabt, die Lehre der Daosse oder Anhänger der Vernunft in China kennen zu lernen. Sie beginnt mit Laodsd, der im 7ten Jahrhundert vor Christi Geburt lebte und der seine religiös-philosophischen Ansichten in dem berühmten Daodeging niedergelegt hat. Er wird für den Stifter oder vielmehr für den Reformater der Sekte angesehen und als solcher beinahe göttlich verehrt; aber die jetzigen Anhänger der Vernunft haben seine Lehre so entstellt, daß in ihren heidnischen sinnlosen Gebräuchen auch nicht die geringste Spur von seinem herrlichen Geiste mehr wahrzunehmen ist. Statt der tief philosophischen und wunderbar mystischen Naturansicht, welche die Werke des Meisters beseelte, begnügen sich seine Nachfolger mit abergläubischen und leeren Wortformeln oder mit einem pomphaft erscheinenden äußern Kultus, und so stehen sie eben so weit entfernt von dem einfachen und herzerhebenden Sinn des Alterthums, als die Buddhisten von der alten Lehre der Brachmanen. Die chinesische Legende, welche ich vor Kurzem mitgetheilt habe, hat einen Begriff geben können von dem jetzigen Zustande der Daosse; das Büchlein, welches ich jetzt mittheile, wird Manches darin erklären, da in ihm die ganze Lehre, wie sie gegenwärtig aufgefaßt ist, gleichsam koncentrirt erscheint. Das Buch von den Belohnungen und den Strafen ist schon ziemlich alt, da es wahrscheinlich unter der Dynastie der Sung, d. h. zwischen 960 und 1229 nach Chr. Geb. geschrieben worden. Als Verfasser nennt man einen gewissen Wang-Siang, doch ist weder über ihn noch über den wahren Zeitpunkt der Abfassung etwas Sicheres auszumitteln. Der chinesische Herausgeber sagt in seiner Vorrede: „Zur Zeit der Herrscherfamilie Sung lebte in „Ngomechian (Provinz Setschuan) ein Mann aus der Familie Wang, „der den Beinamen Siang führte. Er war immer Willens ge„wesen ein Religions-Buch zu schreiben, seine mannichfaltigen Be„schäftigungen hatten ihn jedoch daran gehindert. Eines Tags überfiel „ihn ein Uebelbefinden, und er gab plötzlich den Geist auf. Man „war eben im Begriffe ihn zu begraben, und sein Haus wiederhallte „von dem Jammergeschrei und den Seufzern seiner Kinder, als man „auf einmal die Stimme eines Mannes hörte, welche sprach: „Wang-Siang hatte den Vorsatz gefaßt, ein Werk über die Be„lohnungen und die Strafen zu verfassen; ein so nützlicher und wei„ser Plan muß in Erfüllung gehen. Er stehe auf und lebe!" — „Sogleich durchdrang das Leben seinen Leib wieder, er stand auf „und lebte, bis er zweihundert Jahre alt war." Fast scheint es, man halte den Laodse selbst für den Verfasser, so daß es durch mündliche Tradition bis auf die Zeit gekommen wäre, in der es niedergeschrieben wurde, denn man legt die in ihm niedergelegten Lehren niemand Geringerem als dem großen Reformator selbst in den Mund. Man nennt ihn Tai-Schang, d. h. den sehr Erhabenen, den Allerhöchsten, wie er überhaupt in den Schriften seiner Anhänger nie mit seinem Namen genannt, sondern immer durch Beinamen bezeichnet wird, die seine Obertlichkeit andeuten. Nach dem allgemeinen Glauben liegt in diesem Buche viel Kraft; es ist ein großes Verdienst, es nicht allein oft zu lesen, sondern sogar auswendig zu lernen; die Verehrung desselben bringt Glück, die Verachtung dagegen hat Unglück zur Folge. Die Vorrede des chinesischen Herausgebers erzählt mehrere darauf bezügliche Anekdoten, woraus ich bloß die folgende hervorhebe:" „In der Stadt Chogiansu „lebte ein Mann Namens Jang-Schbuniei. Er las täglich „das Buch von den Belohnungen und Strafen, und doch hatte er „im sechszigsten Jahre seines Alters noch keine Kinder. Dieß be„trübte ihn dermaßen, daß er krank wurde und starb. Aber er „wurde wieder lebendig und er erzählte seinen Hausgenossen: „Als „ich in die Wohnung der Finsternisse hinabgekommen, fand ich einen „Richter, welcher ein großes Buch in den Händen hielt und der in „demselben die Namen Derer mit einem Pinselstrich bezeichnete, die „in ihm eingetragen waren. Als er erfuhr, daß ich keine Kinder „gehabt, ob ich gleich mein ganzes Leben dem Lesen des Buches von „den Belohnungen und den Strafen gewidmet hatte, fügte er meiner „vorausbestimmten Lebenszeit noch einige Jahre hinzu und versprach „mir, daß ich Kinder bekommen sollte." — Und in der That wurde „ihm im folgenden Jahre ein Sohn geboren, der die Stütze seines „Alters ward und ihm nach seinem Tode die vorgeschriebenen Eh„renbezeugungen und Opfer darbrachte."

„Man sieht daraus," so schließt der chinesische Vorredner, „daß man „ein langes Leben, oder die Unsterblichkeit, oder einen Sohn oder „endlich Reichthum erlangt, wenn man dem Buche von den Beloh„nungen und den Strafen Ehrfurcht erweist und seine Lehren be„folgt. So ehrt es denn, und führt aus, was es vorschreibt, und „Ihr werdet Euer Glück vermehren und die Dauer Eures Lebens „verlängern; mit Einem Worte, Alles, was Ihr wünscht, wird Euch „gegeben werden!"

und Trübsal verfolgen ihn; Glück und Freuden fliehen ihn; die bösen Gestirne erdrücken ihn; und ist die Dauer seiner Tage vollendet, so stirbt er. Und es schweben über des Menschen Haupt die Santai und Betón (Namen von Gestirnen), die Geisterfürsten; sie schreiben auf der Menschen Uebelthaten und Sünden, und schneiden ab den Faden ihres Lebens. Und es sind außerdem noch die Sanschi, die in dem Körper der Menschen wohnen; alle sieben und funfzig Tage steigen sie hinauf in den Himmel und erzählen der Menschen Sünden und Uebelthaten. Und am Tage, wo der Mond verfinstert ist, thut der Geist des Feuerherdes Dasselbe. Wenn ein Mensch eine Sünde begeht und sie groß ist, so werden ihm zwölf Jahre seines Lebens abgezogen, und hundert Tage, wenn sie klein ist. Dieser Sünden, groß oder klein, giebt es hundert an der Zahl. Wer da wünscht, ein langes Leben zu erreichen, muß sie zuerst bis auf ein Haar vermeiden; und wer Vernunft hat, der wird es erreichen; wer aber keine Vernunft hat, der wird nicht dazu kommen. Wandelt nicht den Weg der Verdorbenheit; betrüget nicht im Hause des Einfältigen; häuft Tugenden auf und sammelt Verdienste. Seyd mitleidigen Herzens für alle Geschöpfe. Seid treu gegen Euren Fürsten, ehrerbietig gegen Euere Eltern, liebet Eure Freunde und Eure Brüder. Verbessert Euch selbst, und strebt darnach Eure Mitmenschen zu bekehren. Seyd mitleidig gegen die Waisen und unterstützet die Witwen. Ehret die Greise und seyd liebevoll gegen die Kinder. Selbst die Würmer und die Pflanzen und die Bäume müßt Ihr unbeschädigt lassen. Betrübt Euch über das Unglück der Menschen, und freut Euch über ihr Glück; helft ihnen in ihrer Noth; reißt sie aus dem Verderben. Was sie erlangen, seht es an, als ob Ihr es erlangt hättet; und was ihnen fehlgeht, seht es an, als ob es Euch fehlgegangen wäre. Enthüllet nicht die Unvollkommenheiten Eurer Mitmenschen, und prahlet nicht mit Euren eigenen Vollkommenheiten. Unterdrückt was bös ist, aber offenbart was gut ist. Gebet Viel und nehmet Wenig. Wenn Ihr mit Schmach beladen werdet, so zürnet nicht; wenn Ihr mit Ehrenbezeugungen überströmt werdet, so nehmet sie in Demuth auf. Verbreitet Wohlthaten um Euch und sucht Wiedervergeltung; gebet den Menschen und bereut es nicht! Denn wer so handelt, den nennt man einen Weisen, und alle Menschen verehren ihn; die himmlische Vernunft unterstützt ihn; Glück und Wohlseyn begleiten ihn; alles Ungemach fliehet ihn; die Geister und die Unsterblichen bewachen ihn; was er unternimmt, das vollendet er; und er wird ein Geist oder ein Unsterblicher.

(Schluß folgt.)

Dobells Reisen in Kamtschatka und Sibirien.

2. Rückreise von Nischnei Kamtschatsk nach St. Peter und Paul.

(Schluß).

Nachdem sie zwei Tage auf der See umher geworfen worden, ließ gegen Abend der Wind etwas nach, der Himmel klärte sich auf, und sie sahen in unbeträchtlicher Entfernung eine Küste, die einer von ihnen, der früher einmal auf den Kurilen gewesen war, als Poromochir erkannte. Als jedoch die Nacht herankam, schlug der Wind nach der entgegengesetzten Richtung um und blies jetzt noch viel heftiger als zuvor. Das Eisstück wurde auf das Entsetzlichste herumgewälzt, und mehr als einmal waren die Ostals und die Riemen in Gefahr, durch die Gewalt der Wogen, die gegen das Eis schlugen, zerbrochen zu werden. Diese ganze Nacht und den ganzen nächsten Tag wüthete der Sturm mit unaufhörlicher Gewalt fort. Am Morgen des vierten Tages, vor Tagesanbruch, bemerkten sie, daß ihr Block unter andere Eisstücke getrieben worden und auf allen Seiten von denselben umgeben war. Der Wind hatte gänzlich nachgelassen; auch die Wogen hatten sich beruhigt, und Alles war ruhig und still. Wie groß war aber ihre Freude und ihr Erstaunen, als sie mit dem ersten Licht des Tages sahen, daß sie sich nahe am Lande und nicht zwanzig Werste von dem Platze ihrer verunglückten Jagd befanden. Sie hatten Viel von Durst gelitten, weil das Eis beinahe eben so salzig war, als das Wasser. Da sie während der ganzen Zeit Nichts zu sich genommen, so fühlten sie sich vor Schwäche kaum im Stande, ihre Schlitten zurecht zu machen und sich vom Eis auf das Land zu begeben. In dem Augenblicke, wo sie festen Boden unter sich fühlten, fielen sie auf die Knie und ergoßen ihren Dank in den heißesten Gebeten. Spiridon rieth seinen Gefährten, keinen Schnee zu essen und nicht zu Viel zu trinken, obwohl sie vor Durst beinahe verschmachteten; sie mußten in kurzer Frist einen Ostrog erreichen, den sie nur zwanzig oder dreißig Werste entfernt wußten. Sie waren noch nicht weit gekommen, als Spiridon die Spuren von Rennthieren sah; er ließ daher seine Gefährten sogleich halten, nahm seine Flinte und erstieg eine Anhöhe an der Küste, nach welcher die Fußstapfen der Thiere führten. Er hatte das Glück, eines derselben zu erlegen; und seine Begleiter hörten nicht sobald den Knall seiner Flinte, als sie zu ihm liefen, dem Thiere die Gurgel aufschnitten und das warme Blut tranken. Sogleich kehrte ihre volle Kraft zurück, und nachdem sie ihre Hunde gefüttert und ungefähr eine Stunde geruht hatten, brachen sie nach der Ostrog auf, welche sie wohlbehalten erreichten. Einer von ihnen, der sich im Essen nicht gemäßigt, starb bald darauf; die beiden Andern überlebten ihr gefährliches Abenteuer, doch sagte Spiridon, daß er seitdem immer an Brustschmerzen und kurzem Athem leide.

Während wir zu Malka verweilten, war so tiefer Schnee gefallen, daß unsere Pferde kaum im Stande waren, uns von der Stelle zu ziehen. Hinter Nalschika fielen sie bis an den Bauch in den Schnee, und bald darauf legten sie sich nieder und waren weder durch Schlagen noch Schmeicheln fort zu bewegen. Nachdem wir ihnen ungefähr eine Stunde Ruhe gegeben hatten, brachten wir sie endlich noch eine halbe Werst weiter, bis zu dem Ufer eines kleinen Baches, wo wir ein Feuer machten und einig Aeste von den Bäumen hieben, um sie uns unter zu legen, so mußten wir übernachten, was uns — wie man sich leicht denken kann — nichts weniger als angenehm war.

Da wir vielleicht nach Karaikie, der nächsten Ostrog, noch zwei Tage gebraucht hätten, so sandte ich einen Kamtschadalen, der Schneeschuhe hatte, voraus, uns Hunde und Schlitten und Heu für die Pferde zu holen. Diese waren am andern Morgen noch so schwach, daß es nur langsam vorwärts ging. Sehr erfreut waren

wir daher, die Spur eines Bären zu bemerken, der gerade unsern Weg genommen hatte; wir glaubten, daß die Pferde in seine Fußstapfen treten und dadurch einige Erleichterung haben würden. Zu unserem Erstaunen war er aber von so ungeheurer Größe, daß keines unserer Pferde seiner Spur folgen konnte, und um 1 Uhr des Nachmittags nöthigte uns ihre Ermüdung, Halt zu machen. Zum Glück erschien bald darauf der Kamtschadale mit drei Schlitten von Hunden gezogen, denen wir unser sämmtliches Gepäck, sowie uns selbst aufluden.

Zu Karaikie, wo wir wenig Schnee und den Fluß frei von Eis trafen, schifften wir uns in Booten ein und in wenigen Stunden waren wir in dem Hafen von St. Peter und Paul.

Das Wetter blieb gut bis zum 21, wo es wieder zu regnen und zu schneien anfing. Endlich behielt der Schnee die Herrschaft und überzeugte uns, daß der Winter ernstlich im Anzuge sey. Doch war die Kälte zu St. Peter und Paul, so wie überhaupt in ganz Kamtschatka, nie außerordentlich streng. An der Seeküste übersteigt sie selten — 15 bis 20° R., und im Innern selten — 20 bis 25°; und selbst diese Strenge dauert nur kurze Zeit. Die gewöhnliche Wintertemperatur ist — 8 bis 10° R.

Während meiner Reise hatte ich viel Freude gehabt an dem einfachen, ehrlichen und freundlichen Wesen der Eingebornen, deren Gastfreiheit und natürliche Gutmüthigkeit in der That über alles Lob erhaben sind. Schmerzlich ist es mir, hinzuzufügen, daß sie in den letzten Jahren, seit man die Verbrecher aus Sibirien nach Kamtschatka gesandt hat, Viel von ihrer Redlichkeit, so wie von ihren übrigen guten Eigenschaften verloren haben. Ich weiß *nicht*, wer diese Maßregel empfohlen haben mag, aber jedenfalls war sie äußerst unzweckmäßig und es zeigen sich bereits in mehr als Einer Beziehung die nachtheiligsten Folgen.

Die orientalischen Studien in Frankreich im Jahre 1829.

(Eine Vorlesung von Eugen Burnouf, gehalten in der allgemeinen Versammlung der asiatischen Gesellschaft in Paris, den 29 April 1830.)

Meine Herren!

Von der Gesellschaft beauftragt, Ihnen einen umständlichen Bericht über die seit der letzten allgemeinen Versammlung vollendeten Arbeiten zu erstatten, muß ich nothwendig, ehe ich diese Pflicht erfülle, um Ihre gütige Nachsicht bitten und Sie ersuchen, diesen Bericht nicht nach den Erinnerungen zu beurtheilen, welche frühere Vorträge über diesen Gegenstand in Ihnen zurückgelassen haben müssen. Ein berühmter und geistreicher Gelehrter *) hatte sieben Jahre hindurch ein glänzendes Gemälde der in der orientalischen Literatur gemachten Fortschritte vor Ihre Augen gestellt; aber nur er, den große und zahlreiche Werke zum Rang eines der ersten Gelehrten erhoben haben, deren Frankreich sich rühmt; nur er konnte es wagen, die mannichfaltigen Leistungen zu würdigen, welche die Liebe zur Wissenschaft in den verschiedenen Ländern, in denen asiatische Sprachen, Geschichte und Litteratur mit Erfolg betrieben werden, hervorgehen läßt. So werden Sie ohne Zweifel sehen, daß ich keiner Entschuldigung bedarf, wenn ich diesen Bericht auf Das zurückgeführt habe, wozu er von jeher bestimmt war, wenn ich ihm nicht die Ausdehnung gab, die nur unter den Händen meines verehrten Vorgängers willkommen seyn konnte.

In den ersten Zeiten ihrer Gründung hatte die Gesellschaft, um das täglich steigende Interesse für den Orient zu befördern, die Herausgabe von Schriften angeordnet, welche über einige noch wenig bearbeitete Gegenstände der asiatischen Philologie und Literatur Licht verbreiten sollten. So entstanden nach und nach die japanische Grammatik, die sanskritische Episode Jadshnadattabadha oder der Tod des Jadshna, die lateinische Uebersetzung des chinesischen Philosophen Mengdse und mehrere andere Werke, welche entweder bereits vollendet sind, oder ihrer Vollendung entgegen sehen. Aber die Anzahl der zur Herausgabe vorgeschlagenen Werke nahm bald dergestalt zu, daß die Gesellschaft sich genöthigt sah, manche Anträge abzulehnen. Dagegen aber hielt sie es für angemessen, einzelne Werke durch theilweise Subscriptionen zu unterstützen, so daß sie auf der einen Seite die Verfasser oder Herausgeber in den Stand setzte, ihre Arbeiten bekannt zu machen, und auf der andern Seite sich die Möglichkeit verschaffte, ihren Wirkungskreis zu erweitern, ohne daß sie ihren ursprünglichen Plan, ganze Werke auf ihre Kosten drucken zu lassen, aufzugeben brauchte. Sie wissen, meine Herren, mit welcher Bereitwilligkeit man dem Gesuch des Professors Freytag in Bonn zuvorkam, als er es unternahm, die alten poetischen Denkmäler der Araber herauszugeben; dieses große, durch seine historische und literarische Bedeutung wichtige Werk ist jetzt vollständig herausgekommen. Nicht weniger Theilnahme hat die Gesellschaft für die Herausgabe der Moallaka des Tarafa durch Hrn. Vullers gezeigt; es wurde eine Subscription für dieses Werk genehmigt, das eines von denen ist, welches seit der letzten allgemeinen Versammlung angefangen und beendigt wurden. Indem die Gesellschaft den Herausgeber nach Kräften unterstützte, wollte sie der Welt einen neuen Beweis der Bereitwilligkeit geben, mit welcher sie jedes literarische Verdienst begünstigt, welchem Volke auch dasselbe angehören mag.

Aber diese und andere ausländischen Erzeugnissen bewilligte Aufmunterungen haben die Gesellschaft keineswegs gehindert, ihre ganze Sorgfalt auf die unmittelbar unter ihren Auspicien begonnenen Arbeiten zu wenden. So ist die Ausgabe des Mengdse von Hrn. Stanislaus Julien nunmehr zu Stande gekommen, nachdem sich ihre Ausführung durch die vielerlei wichtigen Zugaben, womit der gelehrte Verfasser sein Werk bereichern wollte, etwas verzögert hatte. Darin stimmen alle Kundigen überein, daß dieses Werk ganz unentbehrlich für Jeden ist, der sich dem Studium der chinesischen Sprache widmet.

Die neue Ausgabe des chinesisch-lateinischen Wörterbuchs des Vaters Basilius a Glemona, woran von zwei Mitgliedern unserer Gesellschaft, den Hhn. Kurz aus Bayern und Jouy, mit dem größten Eifer und aller bei einer so schwierigen Arbeit nur möglichen Schnelligkeit gearbeitet wird, ist so weit vorgeschritten, daß die Herausgeber heute den 12ten Bogen vorlegen können." *)

(Schluß folgt.)

*) Abel-Remusat. Vergl. Ausl. vom vor. J. S. 629 f.

*) Jouy hatte mit einer seltenen Aufopferung der Gesellschaft vorgeschlagen, eine neue Ausgabe des chinesischen Wörterbuchs zu lithographiren, um dieses unentbehrliche Werk, welches bisher nur in der riesenmäßigen pariser Ausgabe vorhanden war, allen Studirenden zugänglich zu machen. Die Gesellschaft hatte diesen Vorschlag mit Dank aufgenommen, und die auf 3000 bis 3500 Fr. sich belaufenden Kosten vorgeschossen. Die Revision des Werks nach den chinesischen Originalwörterbüchern besorgt Hr. Kurz.

W. Scott.

Dritter Artikel.

(Beschluß.)

Doch gab ich den Stand, für welchen ich erzogen worden, nicht ohne einige kluge Entschließungen auf, die ich — auf die Gefahr für einen Egoisten erklärt zu werden — hier anführen will. Zuvörderst schien es mir, wenn ich die Lebens- und Glücksumstände der Männer betrachtete, welche sich der Schriftstellerei widmeten, als ob die Veranlassungen, aus denen die meisten Unannehmlichkeiten für sie hervorgingen, hauptsächlich solche wären, die Horaz bezeichnete, indem er ihnen den Beinamen genus irritabile beilegte. Es bedarf keiner tiefen philosophischen Reflexionen, einzusehen, daß der kleine Krieg, den Pope mit den Gecken und Philistern seiner Zeit führte, nicht ohne die empfindlichsten Schmerzen für ihn geblieben seyn konnte, wie ein Mann im Kampfe mit Mückenschwärmen, die er zu Tausenden mit einem Druck der Hand zerquetschen kann, doch von ihren kleinen Stichen nicht wenig zu leiden hat. Auch haben wir nicht nöthig, die vielen erniedrigenden Beispiele von Männern von dem größten Genie anzuführen, die um einer klein-

lichen Rache willen, sich für ihre Lebenszeit lächerlich machten, während sie in den Augen der Nachwelt noch tiefer zu Gegenständen des Mitleids herabsanken. Da ich mich diesen Ausgezeichneten in geistiger Hinsicht nicht gleich stellte, so hielt ich mich für um so weniger berechtigt, sie in ihren Irrthümern nachzuahmen, und gedachte so viel als möglich jene Schwächen der Leidenschaftlichkeit zu vermeiden, welche sich meiner berühmteren Vorgänger so leicht bemeistert hatten. In dieser Absicht entschloß ich mich zuvörderst, mich so weit, als Dieß in meiner Macht stand, von der Gesellschaft entfernt zu halten, indem ich im Allgemeinen zwar meine Stellung in derselben behauptete, den Schriftsteller indessen für meinen Schreibtisch oder meine Bibliothek aufsparte. Mein zweiter Entschluß war nur ein Zusatz zu dem ersten. Ich nahm mir vor ohne mein Ohr gegen die Stimme wahrer Kritik zu verschließen, nicht die geringste Rücksicht auf jene Kritik zu nehmen, welche die Form der Satire annimmt. Ich beschloß daher mich mit dem dreifachen Erz des Horaz zu waffnen, bei allen Angriffen der Satire, Parodie oder Ironie zu lachen, wenn der Scherz gut war, und im entgegengesetzten Fall die Wespe sich selbst in den Schlaf summen zu lassen. Der Beobachtung dieser Regeln schreibe ich es zu, daß ich nach einem Leben von dreißigjähriger Schriftstellerei rühmen kann, nie in die geringste literarische Streitigkeit verwickelt gewesen zu seyn, und was mir noch angenehmer war, die persönliche Freundschaft der ausgezeichnetsten Männern aller Parteien behauptet zu haben. Ein anderer Entschluß, den freilich nicht Jeder mit gleicher Leichtigkeit ausführen kann, war, daß die Literatur mein Stab seyn sollte, aber nicht meine Krücke; mich so zu stellen, daß der Gewinn von meinen Arbeiten, wie lieb und werth mir auch derselbe in anderer Beziehung seyn mochte, keine nothwendige Beihülfe zu meinen gewöhnlichen Ausgaben würde. In dieser Absicht beschloß ich, die Verwendung meiner zahlreichen Freunde zu benutzen, um irgend eines jener ehrenwehrten Aemter zu erhalten, zu welchen Personen ihre Zuflucht nehmen, die es aufgeben nach den höheren Würden und Ehren der Jurisprudenz zu streben. In der That durfte ich nicht lange warten, um meine Wünsche in dieser Beziehung vollkommen befriedigt zu sehen.

P a l m a.

„Ich habe mehrere Mal Erlaubniß erhalten, schreibt ein Franzose en der afrikanischen Expedition, unterm 10 vor. M. aus Majorca, ans Land zu gehen. Ich benutzte diese Erlaubniß, um die Umgebungen von Palma zu durchstreifen, welche ich bezaubernd fand; ich wollte, ich könnte Ihnen von diesen herrlichen Orangen senden, welche ich mitten in einem Pomeranzenwalde selbst vom Baume pflückte, und Sie würden sich überzeugen, daß diese Frucht den Ruf wohl verdient, in welchem sie in Frankreich steht. Da hier das Dutzend derselben bloß vier Sous kostet, so lassen sich unsere Soldaten dieselben wohlschmecken, und vom Morgen bis zum Abend trifft man die Obsthändler damit an Bord.

Die Stadt Palma, welche die Form eines Halbmondes hat, ist sehr groß, wohlgebaut und von einer steinernen Mauer mit mehreren Bastionen umschlossen. Mehrere Forts und Strandbatterien, welche jedoch die Algierer nicht abhielten, vor 6 Monaten eine gute Anzahl von Fahrzeugen vor Anker wegzukapern, vertheidigt die Rhede. Die Kathedrale bietet sich von der Seeseite auf eine sehr ansehnliche Entfernung dar. In dieser schönen Kirche ruht Jayme, Sohn des zweiten Königs von Arragon, welcher im J. 1311 starb, und dem Karl III im J. 1779 ein Denkmal errichten ließ. Die Kirche von St. Domingo schmückt ein Mausoleum, womit die Cortes das Andenken ihres Oberfeldherrn Marquis de la Romana im J. 1811 ehrten.

Die Einwohner weichen von den Spaniern der Halbinsel in Bezug auf Sitten und Gebräuche nur wenig ab; die Tracht der Landleute, welche sich von 600 Jahren herschreibt, d. h. von der Zeit der Eroberung der balearischen Inseln durch Jayme, König von Arragon, der die Mauren verjagte, gleicht so sehr der griechischen, daß wir Anfangs eine griechische Bevölkerung vor uns zu sehen glaubten.

Die Mahler, welche die Expedition begleiten, haben ihre Arbeiten mit einer sehr genauen Ansicht des Hafens und der Stadt Palma begonnen, wovon Sie in Kurzem in Marseille lithographirte Abdrücke sehen werden.

Persische Münzen in St. Petersburg.

Die vom Schah von Persien an Rußland bezahlte Entschädigungssumme brachte eine große Ausbeute von numismatischen Schätzen in das asiatische Museum von St. Petersburg. Nicht weniger als 475 goldne und 212 silberne bisher unbekannte Münzen sind aus den Kontributionsgeldern für jene Anstalt ausgelesen worden, und werden zweifelsohne ein neues Licht auf die persische Geschichte werfen. Die zwei ältesten sind eine goldene Münze vom Jahr 1095 nach Christus, und eine andere vom Jahr 1178. Letztere ist unter der Regierung Menbuds aus der Dynastie der Medern, geprägt, aus welcher Zeit bisher bloß zwei Münzen bekannt waren, eine im britischen Museum, die andere in der königlichen Sammlung zu Kopenhagen. — Wie mag es in Bezug auf archäologischen Gewinn für Rußland mit den Kontributionen der Türken stehen?

Aufwand der englischen Regierung für ihre Konsuln.

Wir haben nemlich (Ausl. S. 526, 534.) das Budjet der englischen Diplomatik gegeben; mögen hier als Anhang die von Großbritannien auf seine Konsuln, je nach den verschiedenen Gegenden ihrer Amtsthätigkeit, verwandten Summen folgen, wobei jedoch zu bemerken, daß natürlich auf je eines der hier bezeichneten Länder in der Regel nicht bloß Ein Konsul zu stehen komme.

Rußland . .	3,400 Pfund	Spanien . .	2,400 Pfund
Schweden . .	1,100 —	Holland . . .	6,100 —
Norwegen . .	600 —	Frankreich . .	6,500 —
Dänemark . .	600 —	Italien . . .	5000 —
Preußen . .	1,700 —	Vereinigte Staaten	9,600 —
Deutschland .	1,500 —	Oesterreich . .	2,100 —
Portugal . .	3,700 —		

Seuchen im Orient.

Nach Zeitungen aus Calcutta vom 4 Febr. ist eine gefährliche Seuche in Salgeria und Burrhampur bei Murschidabad ausgebrochen, welche Alle, die davon befallen wurden, in zwei bis drei Tagen dahin raffte. Im Ganzen starben mehr Männer als Weiber; doch war in beiden genannten Städten kaum Eine Familie, die nicht um einen Todten zu klagen hatte. Der Ort, wo die beste Seide gezogen wird, war beinahe völlig verlassen; Fremde und Einheimische hatten die Flucht ergriffen. — Nachrichten vom persischen Meerbusen zufolge war die Cholera Morbus allmählig von Herat durch Chorassan nach Iran vorgeschritten, wo Fürst Mahmud und Prinz Kamoran, die letzten Abkömmlinge der königlichen Familie der Suddo's von Afghanistan, Opfer derselben geworden waren.

Zunahme der Industrie im Königreich Polen.

Im Jahre 1815 war die Zahl der Manufakturen im Königreich Polen bloß 100, gegenwärtig 6000. Unter andern werden jährlich 7 Millionen Ellen Tuch bereitet. Die Bevölkerung soll am Ende des Jahres 1829 etwa 4,088,289 betragen haben, was gegen 1825 ein Zuwachs von 383,953 seyn würde.

Das Leben Bentley's.

Nicht bloß unsern Philologen, sondern jedem Freunde der Literatur, muß die Lebensbeschreibung des großen Bentley, die so eben zu London unter dem etwas ungeschickten Titel: The Life of Richard Bentley, D. D. etc., with an Account of his Writings and Anecdotes of many distinguished Characters during the Period, in which he flourished, by J. A. Monk (Lond. 1830. 4.) erschienen ist, eine erfreuliche Erscheinung seyn. Die Quellen, aus denen der Verf. geschöpft hat, Bentley's Korrespondenz, so wie der Nachlaß seiner Universitätskollegen und Verfolger, waren bisher noch ganz unbenutzt; und wenn auch im Allgemeinen die Schicksale Bentley's bereits bekannt genug waren, so werden uns doch hier zuerst so manche nicht uninteressante Einzelnheiten mitgetheilt, die unser Urtheil über diesen merkwürdigen Mann in mehr als einem Punkte berichtigen oder näher bestimmen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 188. 7 Juli 1830.

Die Memoiren Napoleons. *)

Als Napoleon im Hof von Fontainebleau der alten Garde Lebewohl sagte, sprach er die denkwürdigen Worte: „Jetzt da nichts Großes mehr für uns zu thun ist, will ich die Großthaten erzählen, die wir zusammen vollbracht haben.“ Er hatte nicht Zeit, dieses Angelöbniß auf Elba zur Ausführung zu bringen; denn noch blieb ihm, wenn nicht etwas Großes, doch etwas Außerordentliches zu thun übrig; noch sollte er tiefer fallen, schrecklicher enden; ein Land sollte er noch mit 600 Mann erobern, eine große Schlacht gewinnen, eine noch größre — seine letzte — Schlacht verlieren, Englands Großmuth umsonst anrufen und weit hinaus auf den Ocean ziehen, um einsam auf einem Eilande zu leben, umgeben von trauernden, niedergeschlagenen Freunden, die um den Lebenden die Todtenwache hielten. Dort erst konnte er das Angelobte erfüllen, dort konnte er noch sechs Jahre lang auf sein vergangenes Leben zurückblicken, und nach Manzoni's Ausdruck, in seine Erinnerungen niederschauen, wie ein Hirt in einen vorbeifließenden Bach.

Der thätigste, regsamste, leidenschaftlichste Mensch, der die Angelegenheiten einer ganzen Welt in seinem Haupte trug, war hier zu völliger Thatlosigkeit, zu gänzlichem Mangel an jeder Gemüthsbewegung verdammt, allein, einsam auf ewig. Der Mann, welcher am Meisten gelebt, sollte todt seyn bei lebendigem Leibe. Durch Nichtsthun strafte die Gottheit den Geist, der zu Viel gethan, durch lebendigen Tod das Wesen, das zu Viel gelebt hatte.

Diese Lage des gefesselten Riesen verschaffte der Welt die von Las Cases gesammelten Gespräche Napoleons, und die eigenen Denkwürdigkeiten des Kaisers. Las Cases Werk befriedigt der Interessen genug: man sieht den einstigen Beherrscher Europa's noch lebend vor sich, man fühlt deutlich, daß das Angeführte wirklich von ihm herrührt, aber immer noch ist dasselbe kein Monument, wie die von Napoleon selbst diktirten Denkwürdigkeiten, wo der Gedanke des außerordentlichen Mannes bestimmt, frei von jeder zufälligen Schattirung des Gesprächs, hervortritt.

Und dennoch — während die Memoiren so vieler untergeordneten Menschen, die mit eben so wenig Zuverlässigkeit als Talent geschrieben sind, großes Glück machten, haben die Denkwürdigkeiten Napoleons nur eine laue Aufnahme beim Publikum, selbst in Frankreich, gefunden, und ohne Zweifel sind von denselben weniger Exemplare abgesetzt worden, als von den Memoiren Bourriennes.

Allerdings trifft man in dem eigenen Werk des Kaisers nicht auf dasjenige Interesse, welches jedem Andern, der von dem Kaiser spricht, Leser gewinnt: kein Gemälde seiner selbst; keine Aufklärungen über dieß oder jenes besondre Geheimniß, kurz, keine sogenannte interessante Scenen — obwohl eine Aufklärung im Ganzen und über Alles, obwohl eine bewunderungswürdige Darstellung der Begebenheiten. obwohl Gemälde, wie man sie in keiner andern Geschichte wiederfindet.

Dieser Mangel an sogenannten interessanten Details nebst der Häufigkeit rein militärischer Bemerkungen möchte wohl die geringe Theilnahme erklären, welcher Napoleons Denkwürdigkeiten beim Publikum sich zu erfreuen hatten. Für den hohen Geist sind jene kleinen Bedingungen, die man so gern als die eigentlich wirkende Ursache hinstellen möchte, Nichts, denn niemals bringen sie den Erfolg hervor. Napoleon sieht immer nur die große, allgemeine Ursache, glaubt bloß an diese und führt bloß diese an. Der Haufe kennt sie auch, glaubt aber nicht daran, und hält sie keineswegs für beachtungswürdig. Letzterer sucht z. B. in Erfahrung zu bringen, welche Intrike es eigentlich war, die Napoleon die Krone verschaffte, obwohl ihm keine Intrike, sondern die große allgemeine Ursache — das Bedürfniß nach Ordnung, — dieselbe auf's Haupt setzte. So sucht später die Menge auszufühlen, welch geheimes, in Paris angezetteltes Gewebe jenem die Krone wieder genommen habe, und doch war es kein angezetteltes Gewebe, sondern eine große, allgemeine Ursache, nämlich die Neuheit des Rechtes, welches bei Napoleon so wenig für die Dauer wirksam bleiben konnte, als bei Cromwell. — Napoleon beschreibt die Begebenheiten einfach und kräftig, mit höchster Präcision, ohne sich in der Regel in jene Einzelheiten einzulassen, die Nichts erklären, während sie Alles zu erklären scheinen, und sich in den Memoiren eines Sekretärs, eines Palastoffiziers, eines Kammerdieners freilich in größerer Menge finden.

Und wirklich, man kennt nur einen Theil Napoleons, wenn man bloß seine Thaten kennt. Napoleon der Schriftsteller ist so außerordentlich, als Napoleon der Feldherr. Am Tag, wo er seinen ersten Sieg erfocht, schrieb er auch eine seiner schönsten Stellen nieder — die Proklamation an seine Krieger, als er die Piemonte-

*) Memoires de Napoléon, 9 vol. in 8°. Paris chez *Bossange* père. seconde édition.

ser bei Montenotte geschlagen hatte, und sich nun raschen Laufs nach Italien warf, den Oesterreichern die Stirn zu bieten. Wer fühlt nicht überhaupt in den ersten in Italien erlassenen Proklamationen die Seele des Helden, der innerhalb eines Monats sich vom Apennin herabstürzte, seine Fahnen an der Etsch aufpflanzte und nachdem er einmal geschworen, nicht zurückzuweichen, diesen Schwur des Genie's auf's Treuste erfüllte?

Aus der Superiorität des Verstandes fließt die Größe des Thuns, wie des Schreibens; auch gab es wohl selten einen durch seine Thaten großen Mann, der nicht zugleich ein großer Schriftsteller gewesen wäre. Cäsar, Friedrich, Dumouriez, Napoleon schrieben wie sie handelten. Letzterer, der den drei Andern an Schärfe des Verstandes gleichkam, hatte mehr Schwung der Phantasie als Friedrich und Dumouriez, und dieser Schwung trug ihn vom Berg Tabor bis zum Niemen, über Madrid, Paris, Wien, Berlin und Moskau. Dasselbe Feuer machte ihn zum beredten, gewaltigen Schriftsteller, während er zugleich der Tiefe des Urtheils keineswegs entbehrte; so enthält z. B. der Moniteur von 1800 und 1803 Artikel, die er, um den Angriffen auswärtiger Zeitungen zu begegnen, selbst niederschrieb, und diese sind wahre Meisterstücke von Verstand, Beredsamkeit und gewähltem Ausdruck.

In Sankt Helena war der Mann, folglich auch der Schriftsteller, anders geworden. Seine Phantasie ist matter, aber sein Verstand noch eben so groß, ja wohl hie und da noch heller. Daher jetzt in seinen Aufsätzen nicht Ein unnöthiges, unbestimmtes, ungenügendes Wort mehr. Er erzählt und erklärt mit Einem Schlag. Wo ein andrer zehn Gründe anführen würde, da giebt er einen einzigen, aber dieser ist entscheidend. Eine ganze Schlacht berichtet er auf einer einzigen Seite. Einen Menschen zeichnet er mit vier Pinselstrichen. Um nur Ein Beispiel zu geben: „Massena, geboren in Nizza, war im königlich italienischen Regiment in französischen Dienst getreten. Er stieg schnell und ward Divisionsgeneral. Bei der Armee von Italien diente er unter den Generalen Dumouriez, Dumerbion, Kellermann und Scherer. Er war von starkem Körper, unermüdlich, Tag und Nacht zu Pferd zwischen Felsen und Bergen; diese Art des Kriegs verstand er besonders. Er war entschlossen, tapfer, unerschrocken, voll Ehrgeiz und Eigenliebe. Sein unterscheidendes Merkmal war Hartnäckigkeit; nie verlor er den Muth; er vernachlässigte die Kriegszucht, besorgte die Verwaltung schlecht, und war daher vom Soldaten wenig geliebt. Die Dispositionen zu einem Angriff traf er ziemlich übel. Sein Gespräch war bedeutungslos, aber beim ersten Kanonenschuß, unter Kugeln und Gefahr, gewann sein Gedanke Stärke und Klarheit. War er geschlagen, so fing er von Neuem an, als ob er der Sieger wäre. Bei Beendigung des Feldzuges von Italien erhielt er den Auftrag, dem Direktorium die Präliminarien von Leoben zu bringen; zur Zeit des Feldzuges in Egypten führte er den Oberbefehl über die Armee von Helvetien und rettete die Republik durch den Sieg bei Zürich. In der Folge wurde er Marschall, Herzog von Rivoli und Fürst von Eßling."

Der Stil in den Denkwürdigkeiten ist, wie gesagt, nicht so glänzend, als zur Zeit da Napoleon nach Italien hinabzog, oder vom Fuß der Pyramiden, von den Ufern des Jordans schrieb; aber er ist gedrängter, bestimmter, und vor Allem korrekter. Jede Phrase scheint mit ungemeiner Sorgfalt gebildet. Die Schönheit der Form ist mit einer Aufmerksamkeit berücksichtigt, welche den Mann bezeichnet, der die Kunst um ihrer selbst willen liebt, und sich dieselbe angelegen seyn läßt. Der Stil Laplace's in seinem „Weltsystem" und Napoleons in seinen Memoiren sind die Muster einer einfachen, überlegten, ausgearbeiteten, weisen Sprache, wie sie sich für die jetzige Periode der Franzosen vor Allem eignet.

Gan-ing-pian
d. i. das Buch der Belohnung und der Strafen.

(Aus dem Chinesischen verdeutscht von Heinrich Kurz.)

(Schluß).

Wer ein Unsterblicher des Himmels werden will, der muß eintausend und dreihundert gute Werke gethan haben; und wer ein Unsterblicher der Erde werden will, der muß deren dreihundert gethan haben. Wer aber gegen die Gerechtigkeit sich bewegt und der Weisheit den Rücken kehrend hinwandelt, das Böse thut, Grausamkeit und Mißgunst ausübt, und in der Finsterniß den Sanften und Guten schadet; im Dunkel seinen Fürsten hintergeht und seinen Vater und seine Mutter; wer ohne Ehrfurcht ist gegen ältere Leute, oder sich auflehnt gegen Die, welchen er dienen soll; wer in Lug und Trug sich gefällt; wer falsch anklagt seine Mitschüler, oder eitle Lügen verbreitet, und seine Verwandten falsch anklagt; wer hart ist und grausam und unmenschlich, wer hartnäckig und falsch ist und selbstsüchtig; wer das Wahre und das Falsche nicht unterscheidet, das Vordere und das Hintere verwechselt; wer schlecht behandelt seine Untergebenen und ihre Verdienste sich anmaßt; wer seinen Vorgesetzten schmeichelt und ihren Willen falsch zu leiten sucht; wer Wohlthaten empfängt und undankbar ist; wer stets an seinen Zorn denkt und sich nicht versöhnen läßt; wer das Volk des Himmels verachtet und des Reichs Verwaltung stört; wer Belohnungen zuwendet den Ungerechten und Strafen den Unschuldigen; wer die Menschen tödtet, um ihr Vermögen an sich zu bringen; wer die Menschen von ihren Würden stürzt, um ihnen ihre Stellen zu entreißen; wer Die hinschlachtet, die sich unterworfen haben, und die Besiegten ermordet; wer die Gerechten demüthigt und die Guten verbannt; wer die Waisen beraubt und die Witwen ins Elend wirft; wer die Gesetze übertritt und sich bestechen läßt; wer aus dem Wahren das Falsche und aus dem Falschen das Wahre macht, und das Unwichtige für wichtig ausgiebt; wer beim Anblicke des Todes in Zorn geräth; wer seine Sünden kennt und sich nicht bessert, oder das Gute kennt und es nicht ausübt; wer die Andern in seine eigenen Laster hineinzieht; wer Wissenschaft und Kunst zu hindern sucht, die Heiligen und Weisen verleumdet, oder die Vernunft und die Tugend unterdrückt; wer mit Pfeilen schießt die fliegenden Geschöpfe und den laufenden nachsetzt; wer die Würmer in ihren Löchern stört und die Vögel von den Bäumen verscheucht; wer die Höhlen zuwirft, in denen die Thiere ruhen; wer die trächtigen Weibchen verwundet oder die Eier entzweibricht; wer da wünscht, daß die Menschen zu Grunde gehen, wer ihre Hoch-

thaten vernichtet; wer durch die Gefahr ber Andern sich in Ruhe setzen, durch den Verlust der Andern seinen Wohlstand vermehren will; wer Schlechtes mit Gutem vertauscht oder für seinen eigenen Vortheil den allgemeinen zu Grunde richtet; wer sich anmaßt fremdes Verdienst, wer verbirgt die weisen Handlungen der Andern, aber enthüllt ihre Vergehen unb aufdeckt ihre Geheimnisse, und vernichtet ihren Wohlstand; wer Fleisch und Knochen *) auseinanderreißt; wer den Menschen entzieht, was sie lieben, und ihnen aufdringt, was sie hassen; wer ihren Willen verfälscht, wer sich ihnen furchtbar macht; wer sie beschämt und sie zu unterdrücken strebt; wer da zerstört der Menschen aufkeimende Saaten und ihre häusliche Wirthschaft trübt; wer im Wohlstande hochmüthig, in der Armuth schamlos ist; wer Wohlthaten annimmt und seine Verbrechen auf Andere zu wälzen sucht; wer das Unglück an die Andern kuppelt und das Böse verkauft; wer im Handel Das anpreist, was nichts taugt; wer in seinem Busen ein grausames Herz einschließt; wer heradwürdigt, was die Andern Gutes an sich haben, und wer seine eigenen Schwächen erhebt; wer zu bestechen sucht durch ein falsches Aeußere; wer die Todten und Verwundeten mit Schmach oder Gransamkeit behandelt; wer Sachen ohne Grund zerschneidet und zerreißt; wer da tödtet und ißt, was durch die Gebräuche verboten ist; wer das Korn zerstreut und verliert; wer die lebendigen Geschöpfe zu sehr anstrengt oder sie mißhandelt; wer das Haus der Andern zerstört und ihnen nimmt, was sie Kostbares besitzen; wer die Wasserdämme aufreißt und bas Feuer losläßt, zum Schaden der Wohnungen der Menschen; wer die Gesetze über den Haufen wirft, um die guten Werke der Andern zu vernichten; wer das Hausgeräthe der Menschen hin und herstreut, um seinen Gebrauch zu hindern; wer da Einen sieht, der geehrt ist und in Ansehen und ihn zu stürzen oder Einen Andern ins Elend zu bringen sucht, ben er reich sieht und in Wohlstand; wer kein schönes Weib sehen kann, ohne seine Begierden darnach zu richten; wer den Tod Derer wünscht, denen er schuldig ist; wer in Flüche ausbricht unb neidischen Herzens wird, wenn seine Wünsche nicht sogleich in Erfüllung gehen; wer das Unglück der Andern aus ihren Sünden erklären will; wer über einen Gebrechlichen lacht; wer die Tugend und die Weisheit der Andern verschweigt, wenn er sie kennt; wer die Andern mit Zauberei belästigt; wer die Bäume durch Gift tödtet; wer sich auflehnt gegen die Mittheilungen der Weisen, oder sich entgegensetzt seinem Vater und seinen Brüdern; wer mit Gewalt nimmt, mit Gewalt sucht; wer den Raub liebt und den Diedstahl liebt, unb durch Betrug zu Reichthum gelangt, ober nach Ehrenstellen strebt durch Lug und Schmeichelei; wer in den Belohnungen und in den Strafen sich nicht gleich bleibt; wer unmäßig ist in der Ruhe und in den Vergnügungen; wer grausam behandelt seine Untergebenen; wer sich den Andern furchtbar macht, dem Himmel flucht oder seine Mitmenschen anklagt; wer den Wind schilt oder sich gegen den Regen erbost; wer Streitigkeiten anfacht und Prozesse fördert; wer sogar seine innigsten Freunde gegen einander aufhetzt; wer auf der alten Weiber Geschwätz hört und sich auflehnt gegen des

*) d. h. die nächsten Verwandten, Vater und Sohn, Mann und Weib.

Vaters und der Mutter Vorschriften; wer des Alterthums vergißt, um sich ben Neuerungen hinzugeben; wer mit dem Munde ja, aber mit dem Herzen nein sagt; wer nach unredlich erworbenen Gütern sich sehnt; wer seine Vorgesetzten hintergeht; wer falsche Gerüchte aussprengt und die friedlichen Menschen beunruhigt; wer bie Redlichen zu verführen sucht; wer den Geistern und ihren Namen flucht; wer von sich wirft den Gehorsam, und das Widerstreben lehrt; wer seinen nahen Anverwanbten den Rücken kehrt und sich an Fremde wender; wer den Himmel und die Erbe zum Zeugen aufruft, und doch niedrige Gesinnungen hegt; wer von der Allwissenheit der Geister spricht, und dabei doch abscheuliche Handlungen begeht; wer Wohlthaten ausspendet, und es dann bereut; wer borgt und nicht wieder bezahlt; wer sich über seinen Stand erhebt oder Etwas unternimmt, das seine Kräfte übersteigt; wer sich ohne Ziel und Maß den Vergnügungen hingiebt; wer im Herzen Gift hat und Wohlwollen auf dem Gesicht; wer die Lebensmittel beschmu[illegible]t und die Menschen läßt Hunger leiden; wer sie durch fal[illegible]che Lehren verführt; wer mit zu kurzen Ellen oder mit einem zu kleinen Scheffel mißt; wer mit einer zu leichten Wage wiegt; wer Lügen unter die Wahrheit mischt; wer sich nicht entblödet zu kuppeln, um dadurch Gewinn sich zu verschaffen; wer die Edlen unterdrückt und erniedrigt; wer mit Hochmuth reitet die Einfaltigen; wer in seinen Begierden sich nie befriedigen läßt; wer mit furchtbaren Schwüren das Gute verlangt; wer sich berauscht und Aufruhr erregt; wer Streit und Zank anfacht unter Fleisch und Knochen; wer als Mann nicht treu ist und nicht gerecht; wer als Weib nicht sanft ist und nicht gehorsam; wer mit seiner Gattin nicht in Eintracht lebt; wer seinen Gemahl nicht verehrt; wer die Schmeicheleien liebt oder eifersüchtig ist; wer kein gutes Beispiel giebt seinem Weibe und seinen Kindern; wer seinem Oheim und seiner Muhme die gehörige Ehrfurcht nicht erweist; wer mit Leichtsinn oder Achtungslosigkeit behandelt die Seelen der verstorbenen Ahnen; wer sich empört gegen die Befehle des Vorgesetzten; wer in allen seinen Handlungen keinen Nutzen beabsichtigt; wer doppelherzig ist; wer sich fluchend auch flucht den Andern; wer aus Eigennutz haßt, aus Eigennutz liebt; wer über die Brunnen springt oder über den Herd; wer die Speisen mit Füßen tritt oder die Menschen mit Füßen tritt; wer die Kinder mißhandelt oder die schwangern Weiber; wer mit Heimtücke handelt, oder mit Bosheit; wer am letzten Tage des Monats oder des Jahres tanzt und singt; am ersten Tage des Mondes oder am frühen Morgen in Zorn geräth; gegen Norden ausspuckt, oder sich schneuzt, oder seine Nothdurft verrichtet *); wer vor dem Herde aufseufzt oder weint, oder singt, oder Wohlgerüche anzündet am Feuer des Herdes; wer das Holz verunreinigt, mit dem man die Speisen kochen will; wer Nachts aufsteht und nackt herumwandelt; wer Hinrichtungen anordnet in den acht Hauptepochen des Jahrs; wer ausspuckt gegen die Sternschnuppen; wer mit dem Finger hinzeigt

*) Alle die im Texte angegebenen Tage werden in China überhaupt, besonders aber von den Anhängern der Vernunft ge[illegible]ert; der Norden ist deßwegen h[illegible]lig, weil der große Wagen, der oben erwähnte Betdu, der Geisterfürst, im Norden ist.

auf einen Regenbogen *), oder auf die drei Klarheiten (Sonne, Mond und Sterne) oder wer lang hinschaut auf Sonne und Mond; wer in den Frühlingsmonaten die Gebirgsgräser anzündet oder auf die Jagd geht; wer gegen Norden flucht und schwört; ohne Grund eine Schildkröte tödtet oder Schlangen schlägt; wer diese Sünden oder andere dergleichen begeht, den verfolgt des Schicksals Geist und bestraft ihn nach dem mindern oder höheren Grade seiner Sünden, und schneidet ihm Perioden von zwölf Jahren oder von hundert Tagen ab. Wenn die seinem Leben vorausbestimmte Zeit vorüber ist, so stirbt er, und wenn er bei seinem Tode noch nicht so hart gestraft worden, wie er es verdient, so gerathen seine Kinder und Kindeskinder ins Elend; und wer fremdes Gut mit Gewalt oder List an sich reißt, der wird betrogen von Weib und Kindern und Dienstleuten, und sie lehnen sich gegen ihn auf, bis er stirbt; und wenn er nicht stirbt, so kommt er in Feuer und Wassersnoth, und Räuber entreißen ihm sein Eigenthum, und Krankheiten quälen ihn; man spricht gegen Alles, was er unternimmt und verleumdet das Gute, das er ausübt. Wer einen Menschen ungerechter Weise tödtet, der ist den Kriegern zu vergleichen, die sich wechselseitig hinschlachten. Wer das Gut des Ungerechten an sich reißt, der ist Dem vergleichbar, welcher sich mit faulem Fleisch ernähren oder der mit vergiftetem Weine seinen Durst löschen will; noch hat er sich nicht erquickt, und der Tod überrascht ihn. Wenn das Herz von einem weisen Gedanken aufgeregt wird, und wenn auch dieser Gedanke noch nicht zur Ausübung gekommen ist, so begreifen ihn doch die glückbringenden Geister und verfolgen ihn. Wenn aber das Herz von einem bösen Gedanken aufgeregt wird, und wenn auch dieser Gedanke noch nicht zur Ausführung gekommen ist, so ergreifen ihn doch die unglückbringenden Geister und verfolgen ihn. Wenn man etwas Böses gethan, es aber bereut und sich zu bessern sucht, und den Weg der Ungerechtigkeit verläßt und das Gute thut, so wird man doch Glück und Zufriedenheit erlangen; und Dieß nennt man das Unglück in Glück verwandeln. Deßwegen spricht ein glücklicher Mensch das Gute, er sieht das Gute, er thut das Gute; in einem Tage vereinigt er dreifaches Gutes in sich, nach drei Jahren gießet der Himmel sicherlich alles Glück über ihn aus. Der unglückliche Mensch spricht das Böse, sieht das Böse, thut das Böse; in einem Tage vereinigt er dreifaches Böses in sich, und nach drei Jahren gießet der Himmel sicherlich alles Unglück über ihn aus. Wie sollte man daher nicht dahinstreben, diese Gebote auszuführen?

*) Merkwürdig ist der Aberglaube in mehreren Gegenden Deutschlands und in der Nieder-Normandie, daß wenn man mit dem Finger auf einen Regenbogen zeigt, sich dann eine Feuerkugel auf den Finger herabstürzt und ihn zerschmettert, weßwegen alte Weiber und Ammen nie verfehlen, die Kinder davor zu warnen.

Burkhards Notizen über die Beduinen und Wahabys.

Zu den drei Bänden von Burkhards Reisen, welche bisher herausgekommen sind, hat so eben die brittische Gesellschaft zur Beförderung von Entdeckungen im Innern von Afrika einen vierten hinzugefügt, der uns, gleich seinem letzten Vorgänger, nach Arabien versetzt, und über Sitten, Gebräuche, Lebensart der Bewohner dieses Landes die merkwürdigsten Aufschlüsse giebt.

Unter dem Titel: „Notizen über die Beduinen und Wahabys" (Notes on the Bedouins and Wahabys, collected during his Travels in the East by the late J. L. Burkhard, London 1830. 4.) erhalten wir in zwei Abtheilungen zuvörderst ausführliche Nachrichten über die Beduinenstämme, welche das nördliche Arabien und Syrien durchstreifen, sodann Materialien zu einer Geschichte der Wahaby's, dieser in bereits Europa so vielbesprochenen, und noch so wenig bekannten Sekte, welche auch nach den Unfällen, die sie in der letzten Zeit betroffen haben, vielleicht noch einst zu einer wichtigen Rolle im Oriente berufen ist. Der Katechismus, den Ibn Saud im Jahr 1803 in Mecca verbreiten ließ, wird eine auch den Lesern dieser Blätter nicht unwillkommene Beigabe seyn.

Ibn Saud an die Bewohner von Mecca, die hochgeehrten.

Preis sey Gott, dem einzigen Gott, der keinen Theilnehmer hat, dem die Gewalt gehört und der allmächtig ist!

Im Namen des allbarmherzigen Gottes! Es ist nothwendig, daß jeder erwählte Diener Gottes eine wahrhafte Erkenntniß des Allmächtigen habe, denn in dem Wort Gottes lesen wir: „Wisse, es ist kein Gott, als ein Gott!" und Bochary (der berühmte Sammler der Traditionen des Mohammedanismus), möge Gott ihm Gnade verleihen! sagt: „erst lerne, dann sprich und handle!" — Wenn gefragt wird, was sind die drei Grundlagen der Erkenntniß; so antworte: „Die Kenntniß des Knechtes von seinem Herrn, von seiner Religion und von seinem Propheten.

Und zuerst, was die Kenntniß Gottes betrifft, wenn sie dich fragen: „Wer ist dein Herr?" so antworte: „Mein Herr ist Gott, durch dessen Güte und Gnade ich aufgewachsen bin; ihn bete ich an und Niemand bete ich an, als ihn." Zum Beweise hievon lesen wir: „Preis sey dem Herrn aller Kreaturen! Was irgend besteht außer Gott, gehört in die Reihe der Geschöpfe, und ich bin selbst ein Glied dieser geschaffenen Welt!" — Wenn sie dich ferner fragen: „Woran erkennst du deinen Herrn?" so antworte: „an den Zeichen seiner Allmacht und seiner Schöpfung." Zum Beweise hievon lesen wir! „Und seine Zeichen sind die Nacht und der Tag, die Sonne und der Mond, und seine Schöpfung Himmel und Erde und Alles was auf ihnen ist und was sie enthalten." Und gleicherweise lesen wir: „dein Herr ist Gott, der Himmel und Erde erschaffen hat." Wenn gefragt wird: „Zu welchem Zweck hat Gott dich erschaffen?" so antworte: „um ihn anzubeten." Zum Beweise hievon lesen wir: „Ich schuf Geister und Menschen, um von ihnen verehrt zu werden." — Wenn gefragt wird: „Was befiehlt Gott?" so antworte: „Die Einheit," d. h. ihn allein und ausschließlich anzubeten und was er vor allen Dingen verbietet, ist die Zusammenstellung mit ihm oder die Verehrung eines andern Gottes neben ihm." Zum Beweise hievon lesen war: „Ehre Gott und vereinige kein anderes Wesen mit ihm!" Die Verehrung, die du ihm schuldig bist, bezeugst du durch den Islam: durch Glauben und Almosen, Gebete, Gelübde, Opfer; durch Entsagung, Furcht, Hoffnung, Liebe, Ehrerbietung, Demuth, und durch den Ruf um seine Hülfe und seinen Schutz. Zum Beweise der Nothwendigkeit der Gebete lesen wir: „Bete, und ich werde deine Wünsche erfüllen." Das Gebet ist daher die wahre Gottesverehrung. Zum Beweise der Nothwendigkeit der Gelübde lesen wir: „Erfüllt eure Gelübde und fürchtet den Tag, an dem euch Uebel geweissagt worden sind." Zum Beweise der Nothwendigkeit der Opfer lesen wir: „Bete zu Gott und tödte ihm Opfer!" Und der Prophet, möge Gottes Gnade über ihm seyn, sagt: „Verflucht sey, wer einem Anderen opfert, als Gott!"

(Schluß folgt.)

Ueber die neuesten Differenzen der Engländer mit China.

Das Canton-Register vom Anfang vergangenen Januars giebt die nähern Umstände über die insolente Art, womit die s. g. Supercargoes (das ostindische Kommittee) ihr Ultimatum den chinesischen Behörden überreichten. Sie rückten mit einer Bedeckung von 180 Mann vor die Thore von Canton und forderten eingelassen zu werden, indem sie eine Mittheilung an den Kaiser von China und einen Brief an den Vicekönig zu überbringen hätten. Kwang Hiv gerieth darüber in Unruhe und schützte Unpäßlichkeit vor; hierauf verlangten sie, daß ein Mandarin von Rang geschickt werde, ihre Papiere zu empfangen, worin ihnen unverzüglich willfahren ward.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 189. 8 Juli 1830.

Georg IV.

Georg (Friedrich August) IV, geb. am 12 August 1762, gest. am 26 Juni 1830, das erste Kind aus der Ehe seines Vaters, Georgs III, mit der Königin Charlotte, gebornen Prinzessin von Meklenburg-Strelitz, wurde als ältester Sohn des Königs mit dem Augenblick seiner Geburt Herzog von Cornwall und fünf Tage später, am 17 August, durch ein förmliches Patent Prinz von Wales. Als Herzog von Cornwall war er der Erste aus dem Hause Braunschweig, da weder sein Vater, Großvater, noch Urgroßvater, von welchen keiner als ältester Sohn des bereits regierenden Königs geboren war, diesen Titel geführt hatte, obwohl jeder derselben Prinz von Wales hieß. Letztere Benennung nämlich, welche bekanntermaßen dem ältesten Sohne des regierenden Königs von England ebenfalls zukommt, sollte der Vater auch noch vor der Geburt gestorben seyn, wird durch eigenes Patent zuerkannt, wenn der Vater bereits an der Regierung ist, oder sobald er an dieselbe gelangt, während der Titel eines Herzogs von Cornwall und das damit verknüpfte Recht auf das Herzogthum dieses Namens durch Erbfolge oder vielmehr durch Heimfall übergeht, ohne daß sich die Krone in diesem Bezug irgend eine Verfügung erlauben dürfte.

Die Freude über die Geburt eines Kronprinzen war groß und allgemein im ganzen Königreich. In der Hauptstadt verband sich noch ein besonderer, dem Nationalsinne der Engländer schmeichelnder Umstand mit dem Jubel. Eben als im Park die Kanonen zur Feier des frohen Ereignisses abgebrannt wurden, und Georg III die Glückwünsche der ersten Staatsbeamten im St. James-Palaste empfing, kam ein langer Zug von Wagen durch die St. James-Straße, beladen mit den auf der spanischen Fregatte Hermione erbeuteten Schätzen, einer der reichsten Prisen aus dem damaligen Kriege, welcher bald darauf durch den Frieden von 1763 beendigt wurde. König und Minister traten an die Fenster, um die Wagen vorbeiziehen zu sehen, und gaben den Freudenruf des Volkes laut zurück, wodurch denn dieses zum höchsten Taumel hingerissen ward. Unter den kleinen Vorkommenheiten, welche sich an die Geburt des Prinzen knüpften, wird angeführt, daß, ehe derselbe noch vierzehn Tage alt war, Erlaubniß gegeben wurde, ihn an Courtagen von 1 bis Uhr zu sehen, unter der Bedingung, so leise als möglich in dem Zimmer aufzutreten und das Kind nicht zu berühren, in welcher Absicht denn auch derjenige Theil des Zimmers, wo es sich befand, mit einem Geländer umzogen war. Jeder, der irgend ein Recht hatte, bei Hof zu erscheinen, drängte sich sofort hinzu, und die Zahl der Damen, welche sich die Erlaubniß, das „schöne Bübchen" zu sehen, zu Nutze zu machen wußten, soll so groß gewesen seyn, daß bloß die tägliche Ausgabe für Kuchen auf 40 Pfund berechnet wurde, und der Verbrauch an Wein für Kindbettsuppen, diesem unentbehrlichen Labemittel während der Wochen der Königin wie der Unterthanin, in gleichem Verhältnisse stand. — Noch eh' der Knabe drei Jahre zählte, mußte er als Prinz von Wales, (der zwanzigste Prinz aus dem Geschlecht der englischen Könige, welcher diesen Titel führte, seit dem ersten Prinzen von Wales, dem nachherigen Edward II,) auf eine Adresse des altbritischen Vereins (Society of Ancient Britons) antworten, welcher seit seiner Gründung, am Anfang des vorigen Jahrhunderts, nie versäumt hatte, sich der besondern Obhut des Prinzen von Wales zu empfehlen, falls es einen solchen in England gab. Die Adresse war dem zarten Alter des Prinzen angepaßt, der auch seinerseits die Herren, welche dieselbe überreichten, vollkommen zu verstehen schien, als sie ihm sagten, seine königlichen Eltern hätten keine Zeit ihres Lebens zu früh geachtet, um Gutes zu thun, und sie hofften, er würde sich in wenigen Jahren des heutigen Tags mit Vergnügen erinnern. Der Knabe hörte die Deputation mit großer Aufmerksamkeit an, und sprach sodann die ihm eingelernte Antwort ganz deutlich aus: „Meine Herren, ich danke Ihnen für diesen Beweis Ihrer Ergebenheit gegen den König, und wünsche Ihrer Anstalt Gedeihen." Bald darauf, im dritten Jahr seines Alters, ward er zum Ritter vom Hosenbande ernannt und mit den Insignien dieses Ordens bekleidet.

Die Erziehung des Thronfolgers war ein Gegenstand großer Sorgfalt für Georg III, der die ganze Zeit, die ihm von Staatsgeschäften und der nöthigen Leibesbewegung übrig blieb, darauf verwandte, seine Kinder selbst zu unterrichten, bis sie das hinlängliche Alter erreicht hatten, um eigentliche Lehrer zu bekommen. Es war eine Maxime von ihm, daß, wenn die Kinder ohne feste Gemüthseindrücke blieben, die Schuld hievon hauptsächlich an den Eltern liege. Der erste Gouverneur des Prinzen war der verstorbene Graf von Holdernesse, an dessen Stelle später Lord Bruce, nachheriger Graf von Aylesbury, trat. Letzterer, obwohl im Ruf von ziemlicher Bildung, wußte doch nicht so Viel, als der damals zwölfjährige Prinz, welcher dessen oberflächliche Kenntniß des Grie-

chischen bald bemerkte. In Kurzem erzählte man sich zum Ergötzen des ganzen Schlosses von dem Schüler, der seinen Meister aus dem Sattel gehoben. Da sich Lord Bruce somit ungenügend für das ihm übertragene Geschäft erwiesen hatte, ward er schon nach einem Monat durch seinen Bruder, den Herzog von Montagu, ersetzt, dem man in seiner Eigenschaft als Lehrer noch den Bischof Hurd *) beigab. Auch Dr. Markham, der nachherige Erzbischof von York, unterrichtete eine Zeit lang den Prinzen. Bischof Hurd äußert sich in einem von ihm niedergeschriebenen Bericht über die Hauptbegebenheiten seines Lebens folgendergestalt über die Erziehungsart, welche bei einem königlichen Schüler in Anwendung gebracht wurde: „Die Erziehung Georgs III war anerkannter Maßen mangelhaft gewesen; jedoch nicht in solchem Grade, daß er den Werth einer gründlichen Bildung nicht eingesehen hätte, weßhalb er auch darauf drang, daß dem Prinzen weit Mehr zu Theil werde, als er selbst empfangen hatte. Vielleicht unterwarf sich Se. königliche Hoheit der Zucht seiner hohen Gouverneure und Hofmeister nicht gerne, die in der That über alles Maß streng und beschränkend war, und in dieser Gestalt unmittelbar von dem Könige selbst herrührte, der oft als eigensinnig und hartnäckig erschien, wo er bloß klug zu seyn glaubte. Sollte indessen der Prinz einmal dem königlichen Befehl gemäß behandelt werden, so waren die hiezu ausgewählten Männer vollkommen an ihrem Platz."

Bei dieser Erziehungsmethode wurde besonders auf praktischen Nutzen gesehen. Arthur Young erzählt, der Prinz habe in seinem zwölften Jahre mit seinem Bruder Friedrich, (dem nachmaligen Herzog von York,) einen Strich Land im Garten von Kew umgegraben, mit Waizen besät, der Saat, sobald sie zu keimen anfing, fleißig gewartet, sie gejätet und endlich geschnitten, hierauf das Korn gedroschen, von der Spreu gereinigt, nachdem es gemahlen worden die Kleie vom Mehl geschieden, sofort bei dem ganzen Prozeß Hand angelegt, durch welchen letzteres in Brod verwandelt wurde, und dieses endlich mit nicht geringer Freude über solch Erzeugniß der eigenen Händearbeit mit seinem Gehülfen verzehrt, an welchem Mahl beide Majestäten mit großem Vergnügen Theil nahmen.

Gegen die Erziehung des Prinzen läßt sich besonders einwenden, daß derselbe viel zu sehr von der Gesellschaft abgeschlossen wurde, als daß er zu einiger Kenntniß der Welt hätte gelangen können, welche Abschließung denn auch der Grund war, weßhalb er sich nachher mit zu vielem Feuer in die Freuden des Lebens stürzte. Ebenso muß es als ein Fehler betrachtet werden, daß, als der Prinz im Jahr 1783 das einundzwanzigste Jahr erreicht hatte, und in dieser Folge seinen eigenen Haushalt bekam, Georg III aus Sparsamkeit darauf bestand, es sollten demselben bloß 50,000 Pfd. jährlichen Einkommens, mit einem augenblicklichen Zuschuß von 60,000 Pfd., ausgesetzt werden, welchen letztern jedoch das Parlament in der Folge auf 100,000 Pfd. erhob. Wirklich war es für einen Prinzen von Wales unmöglich, mit einer Rente von 50,000 Pfd. standesgemäß zu leben; leider gelangte man aber erst nach mehreren Jahren zu einer richtigeren Ansicht, nachdem einstweilen der zu knapp Gehaltene in viele Unannehmlichkeiten gerathen war, und durch die Nothwendigkeit, in welcher er sich befand, Schulden zu machen, sich dem Tadel des Publikums sehr ausgesetzt hatte. Das damalige Ministerium unter Lord North und Fox und einige der angesehensten Parlamentsglieder, mit welchen der Prinz auf sehr vertrautem Fuß stand, wandten Alles an, ihm jährlich 100,000 Pfd. herauszuschlagen; allein der König blieb unbeweglich, und behauptete stets, ein solches Einkommen sey für einen unerfahrnen jungen Mann viel zu groß. Die Minister schienen eine Zeit lang entschlossen, die Sache selbst gegen den Willen des Königs durchzusetzen, hiegegen verwahrte sich jedoch der Prinz selbst, indem er darauf bestand, daß der Betrag seines Einkommens lediglich von dem Gutbefinden seines königlichen Vaters abhängen müsse — ein Beweis, daß Georg dem IV, welch auffallende Verirrungen auch in seinem Jugendleben vorkommen mögen, wenigstens — um einen solchen Ausdruck zu gebrauchen — das Herz stets am rechten Flecke saß.

*) Vergl. den Artikel: Dr. Parr, Ausland S. 453 f.

(Fortsetzung folgt.)

Dobells Reisen in Kamtschatka und Sibirien.

3. Die Seeküste von Kamtschatka.

Nachdem meine Kibitka in Stand gesetzt und mein Gepäck geordnet war, verließ ich, am 15 Januar 1813, den Hafen von St. Peter und Paul, in der Absicht, längs der Aleutenküste über Kammina, Igiga und Towisk nach Ochotsk zu gehen. Mein Schlitten wurde von Hunden gezogen, und eine Gesellschaft von Bekannten, alle in ähnlichen Fuhrwerken, begleitete mich bis nach Awalscha. Hier nahm mein Kyurschik (Hundeführer) so viele geistige Flüssigkeiten zu sich, daß er auf der Fahrt nach der nächsten Station mich vier- oder fünfmal umwarf. Auch meinen zwei chinesischen Dienern widerfuhr das Mißgeschick, einem betrunkenen Führer in die Hände zu fallen, und sie beklagten sich bitterlich, daß sie immer in dem weißen, harten Wasser herumgewälzt worden wären, wie sie den Schnee nannten. Sie waren beide aus der Gegend um Macao gebürtig und hatten in ihrem Leben noch keinen Schnee gesehen; sie staunten daher nicht wenig, als es zum erstenmale schneite, und kamen zu mir gelaufen, um mich zu fragen, was Das sey, was so weiß wie Federn vom Himmel fiele.

Zu Tschapinna wurden wir durch ein heftiges und anhaltendes Schneegestöber bis zum Morgen des 28 zurückgehalten. Der Schnee war so tief, daß wir es unmöglich fanden, unsere Reise fortzusetzen, ohne einen Kamtschadalen mit seinen Schneeschuhen vor uns hergehen zu lassen, um uns den Weg zu bahnen. Wenn es schneit, wird die Luft gewöhnlich ganz warm; und Dieß trug noch mehr dazu bei, unsere Hunde zu ermüden, so daß wir erst um neun Uhr des Abends zu Tobaltschik anlangten. Zwischen diesen beiden Ostrogen war ich überrascht, zwei kleine Bäche völlig frei von Eis zu sehen; bei näherer Nachfrage erfuhr ich, daß sie ihr Wasser aus warmen Quellen in der Nähe erhielten und deßhalb nie gefrören. Hier trifft man den ganzen Winter hindurch eine sehr wohlschmeckende Taucherart, welche die Einwohner Gogol nennen, und die sich von der Wurzel einer in diesen Gewässern sehr häufigen Wasserpflanze nähret. Ihr Gefieder ist weiß und schwarz, und sie ist ungefähr von der Größe der Pfeifente (anas Penelope). Die beiden Bäche, an denen sie sich aufhält, fließen durch schöne Lerchen- und Pechtannen-

waldungen, in denen sie Schutz gegen das Wetter findet. Doch nicht bloß hier, sondern überall in Kamtschatka, wo warme Quellen sind, sieht man den ganzen Winter hindurch Wasservögel in Ueberfluß, die meist ein ungemein zartes und delikates Fleisch haben.

In Duschkie, wo ich einige kleine Geschenke unter die ärmlichen Einwohner vertheilte, war ein junger Bursche, dessen Züge mir bekannt dünkten. Ich fragte ihn, woher er sey: „Ich bin von der Tigilküste, war seine Antwort, und man hat mich hieher geschickt, um den Fremden Beistand zu leisten. Ich half Sie im vergangenen Sommer den Fluß hinabrudern. Da ich immer sehr beschäftigt war, so konnte ich nur ein einziges Mal auf die Jagd gehen; ich fing jedoch einen Zobel und habe ihn aufgehoben, um Ihnen für das Messer und die Feuersteine, die Sie mir gegeben haben, ein Gegengeschenk zu machen.“ Der arme Bursch war das leibhafte Abbild des Elendes, kein Hemd auf dem Leibe, und selbst die Kleidung von Fellen, die er umhatte, ganz zerrissen; ich weigerte mich daher, sein Geschenk anzunehmen. Er brach in Thränen aus, und war im Begriff das Gemach zu verlassen, als ich ihn zurückkommen ließ und für die Kleinigkeiten, die ich ihm gegeben hatte, seinen Zobel nahm. Dieß schien ihn ganz glücklich zu machen. Die Kamtschadalen sind nicht nur dankbar für Wohlthaten, die man ihnen erzeigt, sondern sie halten es auch für nothwendig, jedes Geschenk, das ihnen gemacht wird, durch ein Gegengeschenk zu erwiedern, und fühlen sich sehr beleidigt, sobald dasselbe nicht angenommen wird. Der eine meiner beiden Chinesen wurde durch die Dankbarkeit des Kamtschadalen und sein elendes Aussehen so gerührt, daß er sogleich hinwegging, eines seiner blauen Nankinghemden holte, und es ihm zum Geschenk machte.

Als wir zu Klutschie ankamen, hatte ich das Vergnügen, den majestätischen Vulkan eine Flammenmasse auswerfen zu sehen, die mehrere Meilen weit durch den Himmel zog. Hier wurde ich durch meine Reisevorbereitungen länger aufgehalten, als mir lieb war, da die Winterstraßen, bei weiter vorgerückter Jahrszeit, sobald es zu thauen anfängt, unwegsam werden. Am 23 Februar brach ich endlich mit sieben Schlitten und siebenzig Hunden nach der ochinskyschen Küste auf. Zu Chartschinna, der ersten Station dreißig Werste von Klutschie, kamen wir gegen Abend an und brachten daselbst die Nacht zu. Dieß Dorf liegt an dem Flusse Yalofka, der ungefähr neunzig Werste weiter aufwärts in den Tigilbergen seine Quelle hat und sich in die Kamtschatka ergießt. An seinen Ufern erreicht der Lerchenbaum eine ungewöhnliche Größe; und dieses, so wie anderes Bauholz, kann mit der größten Leichtigkeit den Fluß hinab nach Nischneikamtschatsk geflößt werden. In der Nähe von Kartschinna sind mehrere beträchtliche Seen, in denen man außerordentlich große und wohlschmeckende Forellen und Lachse findet. Die letztern haben eine Art Wildgeschmack, der sich mit dem der Waldschnepfe vergleichen läßt. Unser freundlicher Wirth bestand darauf, als er mich sie loben hörte, mich mit einem Vorrathe für die Reise zu versehen, den ich in der Folge sehr angenehm fand. In seinem Hause waren die größesten und hübschesten Kamtschadalen, die mir auf der ganzen Halbinsel vorkamen; einer seiner Söhne maß sechs Fuß und seine Schwester beinahe eben so viel — etwas sehr Seltenes, da die Kamtschadalen in der Regel unter mittlerer Größe sind.

Da ich noch nie den kamtschadalischen Nationaltanz gesehen hatte und hörte, daß zwei Frauenzimmer in dieser Familie wären, die ihn besonders gut tanzten, so vermochte ich den Schwiegersohn des Toyun, der die Violine spielte, allen seinen Einfluß anzuwenden, um sie dahin zu bringen, daß sie vor mir tanzten. Nach langem Zureden willigten sie endlich ein, und der Tanz, den sie jetzt aufführten, erregte mein höchstes Erstaunen. Jeder Zug ihres Gesichts und jede Muskel ihres Körpers war in Bewegung, und beide Mädchen, die Anfangs so schüchtern waren, daß sie kaum wagten, einem Fremden in das Gesicht zu sehen, schienen, so wie die Musik anfing, plötzlich von einer Art von Wahnsinn ergriffen, der sich nur mit den Beschreibungen vergleichen läßt, die wir von den Tänzen der Bacchantinnen lesen. Hundert verschiedene Stellungen, zum Theil nicht ohne Anmuth, großentheils aber nichts weniger als züchtig, wechselten in einem Augenblick, und der ganze Körper wurde auf die gewaltsamste Weise verdreht. Die Weise dieses Tanzes, der Baleah heißt und früher der allgemeine Nationaltanz der Kamtschadalen war, ist melodisch und angenehm.

Wir verließen Kartschinna am Morgen des 24 und legten diesen Tag 51 Werste zurück, bis nach Yalofka, einer Ostrog von zehn Häusern an dem Flusse gleichen Namens, wo man die schönsten natürlichen Wiesen und Fische und Wild im Ueberfluß findet. Obwohl die Bären in der Umgegend sehr zahlreich sind, ziehen sie es doch vor, sich von Fischen zu nähren, statt das Vieh anzufallen, wie sie zu Klutschie, Werkney und an andern Orten thun, wo der Strom tief und das Fischen daher schwer ist. Die Kamtschadalen behaupten, daß der Bär, wenn er einen Menschen tödtet, ihn nie verzehre, wie hungrig er auch seyn möge, sondern sorgfältig ein Loch grabe, in welches er ihn hineinlege und mit Erde und Blättern bedecke. Soviel ist gewiß, daß ein einigermaßen fetter Bär nie einen Menschen angreift, wenn er nicht gejagt oder verwundet wird. Diese Thiere sind den Kamtschadalen ungemein nützlich. Ihre Felle dienen zu Decken und Betten, und wenn sie mit Birkenborke gegerbt sind, liefern sie die besten Riemen und Stricke, während das Fett statt des Oeles in den Lampen brennt.

In der Nacht fiel ein tiefer Schnee, und obwohl ich zwölf Hunde vor meiner Kibitka hatte, sah ich mich doch genöthigt, noch vier dazu zu nehmen; mit diesen machte ich bis um acht Uhr Abends achtzig Werste, bis nach Ozernoy.

Dieses Dorf liegt an einem Flusse, welcher aus einem großen See, vierzig Meilen von hier in dem Tigilgebirge, herausströmt und ungefähr hundert Werste von der Ostrog in das Meer fällt. Die Mündung des Flusses ist seicht und an mehreren Stellen durch Sandbänke gesperrt; doch ist er tief genug, um von kleinen Küstenfahrern beschifft zu werden. Wie leicht wäre es daher, Salz, Mehl und andere Gegenstände zur See an diese Küste zu führen, statt sich, wie Dieß gegenwärtig geschieht, die Mühe zu geben, sie mit Hunden dahin zu bringen? Die Kamtschadalen dieser Gegenden haben bereits Mehreres von den Sitten ihrer nördlichen Nachbarn, der Koräki's, angenommen; wenn z. B. ein junger Mann sich in ein Mädchen verliebt und nicht reich genug ist, sie auf andere Weise zu erhalten, so verdingt er sich bei ihrem Vater auf drei, vier, fünf oder zehn Jahre, je nachdem die Uebereinkunft lautet, gegen die Zusicherung der Hand der Tochter. Ist die ausbedungene Zeit verstrichen,

so erhält er die Erlaubniß sie zu heirathen und lebt nun mit seinem Schwiegervater, als ob er der eigene Sohn desselben wäre. Der Toyun, bei dem wir wohnten, versicherte mich, er habe selbst drei Jahre um seine Frau gedient, und während dieser Zeit Vieles dulden müssen, was er nie ertragen haben würde, wenn die Liebe zu seiner künftigen Braut ihn nicht standhaft gemacht hätte.

Alle Kamtschadalen, welche ich sah, waren Christen griechischen Glaubens und schienen in der Erfüllung ihrer religiösen Pflichten ungemein eifrig. Ihre Gastfreiheit ist außerordentlich, und oft treiben sie dieselbe unter einander bis in's Lächerliche. Sie machen einander Besuche, die vier bis sechs Wochen dauern, bis der großmüthige Wirth seine Vorräthe erschöpft sieht, und genöthigt ist, dem Gaste einen Wink zu geben, daß es Zeit zur Abreise sey. Dieß geschieht, indem ihm beim Mittagsmahle ein Gericht vorgelegt wird, welches Tallutha heißt, eine Art Salmagundi, aus mehreren Arten Fleisch, Fisch und Gemüse zusammengesetzt und sehr schwer zu bereiten. Dieß ist die letzte Anstrengung des Hausherrn, und sobald dieses Gericht aufgetragen wird, verstehen die Gäste schon, was es zu bedeuten hat, und nehmen am folgenden Tage, ohne im Geringsten unzufrieden zu seyn, ihren Abschied.

Ich hielt Anfangs die Kamtschadalen für dumm, doch fand ich bald, daß sie mehr schüchtern, als geistesschwach waren, und namentlich, daß sie die den Asiaten im Allgemeinen eigene List und Verschlagenheit in hohem Grade besaßen. Man lernt einen Kamschadalen nicht eher recht kennen, bevor er sein gutes Glas Walky getrunken hat. Dann sind seine Bemerkungen oft sehr treffend und verrathen vielen gesunden Menschenverstand. Das Erste, was ein Reisender thun muß, wenn er in eine kamtschadalische Hütte kommt, ist, die Hausgenossenschaft mit Thee zu traktiren, den sie ungemein gern trinken. Einmal sah ich einen Kamtschadalen auf Einen Sitz eilf halbe Pinten Thee zu sich nehmen, und er erklärte: er würde das Dutzend voll gemacht haben, wenn noch mehr Wasser in dem Kessel gewesen wäre. Sie sprechen außerordentlich langsam mit einer fast weibischen Stimme, und bedienen sich immer der allereinfachsten Ausdrücke. Wenn sie Etwas nicht geradezu sagen wollen, so geben sie ihre Meinung durch eine Allegorie zu verstehen, die sich immer auf Bären, Hunde, Fischfang oder Jagd bezieht.

(Fortsetzung folgt.)

Burkhards Notizen über die Beduinen und Wahabys.

(Schluß.)

Die zweite Grundlage der Erkenntniß ist die Religion des Islam welche soviel ist als die Unterwerfung unter den Allmächtigen. Zum Beweise hievon lesen wir: „Die Religion vor Gott ist der Islam.“ Und hierauf bezieht sich das Wort des Propheten, auf welchem der Friede Gottes ruhen möge: „Das hauptsächlichste aller Geschäfte ist der Islam.“

Wenn sie fragen: „wieviel Hauptpflichten der Religion giebt es?“ so antworte: „Drei: Islam, Glaube und gute Werke.“ Jede dieser Hauptpflichten zerfällt wieder in mehrere Theile. Der Islam hat deren fünf, nämlich das Bekenntniß, daß kein Gott ist, als Gott, und daß Mohammed sein Prophet; — die Erfüllung der vorgeschriebenen Andachten; — die Vertheilung von Almosen; — die Beobachtung des Rhamadanfestes, und die Wallfahrt zu dem heiligen Hause Gottes. Zum Beweise der Wahrheit des Glaubensbekenntnisses lesen wir: „Gott erklärt, es ist kein Gott, als er selbst; und der Sinn des Ausdruckes: „es ist kein Gott, als Gott“ bestätigt, daß nur Ein Gott ist und Nichts auf der Welt, das angebetet werden soll, als Gott. Und zum Beweise des Bekenntnisses, daß Mohammed der Prophet Gottes ist, lesen wir: „Mohammed ist Nichts, als ein Prophet.“ Unsre Pflicht ist es, seinen Geboten zu gehorchen, zu glauben, was er erzählt, zu meiden, was er verbietet; und dadurch, daß wir seine Gebote befolgen, zeigen wir unsere Ehrfurcht vor Gott. Der Grund, weßhalb wir diese beiden Bekenntnisse verbinden, indem wir sagen: „Es ist kein Gott als Gott, und Mohammed ist sein Prophet,“ ist, unsere Frömmigkeit und unsere vollkommene Unterwerfung zu zeigen. Zum Beweise für Gebete und Almosen lesen wir: „Nichts wurde geboten, als daß sie Gott anbeten sollten, in der wahren Religion, daß sie Gebete hielten und Almosen vertheilten.“ Zum Beweise der Fasten (des Rhamadan) lesen wir: „O ihr wahren Gläubigen, wir haben für euch die Festen geordnet.“ Und zum Beweise der Wallfahrt lesen wir: „Und Gott fordert die Wallfahrt von Allen die im Stand sind, die Reise zu machen.

Als ein fernerer Beweis für diese fünf Hauptstücke des Islam mag die Tradition von Ibn Omar angeführt werden, der sagt: „der Prophet — möge Gottes Gnade mit ihm seyn — erklärte, daß der Islam auf fünf Erfordernissen beruhe: den Gebeten, den Almosen, den Fasten, der Walfahrt (nach Mecca) und dem Bekenntniß, daß kein Gott ist, als Gott.“

Die zweite der Hauptpflichten der Religion ist der Glaube. Er begreift sieben und siebenzig Abstufungen, von denen die höchste die Erkenntniß ist: „es ist kein Gott, als Gott!“ und die niedrigste die Entfernung aller Täuschung aus dem Wege des Gläubigen. Die Schamhaftigkeit ist eine dieser Abstufungen. Der Glaube zerfällt in sechs Theile. Diese sind: zu glauben an Gott und seine Engel, an die offenbarten Bücher, an seine Propheten, an das jüngste Gericht, und an die Allmacht Gottes, von welcher alles Gute und Uebel ausgeht. Zum Beweise hievon lesen wir: „Das ist keine Gerechtigkeit, eure Gesichter nach Osten oder nach Westen zu kehren (beim Gebet); sondern Der ist gerecht, der an Gott glaubt, an den letzten Tag, an die Engel, an das geheiligte Buch und die Propheten.“ Und zum Beweise der Allmacht wird gesagt: „Wir schufen alle Dinge durch unsre Macht.“

Die dritte der Hauptpflichten der Religion besteht in den guten Werken. Diese sind zusammengefaßt in einem einzigen Gebote, welches ist: „Verehre Gott so, als ob du ihn sehest, und wenn du ihn nicht sehen kannst, so wisse, daß er dich sieht.“ Zum Beweise hievon lesen wir: „Der, welcher sein Antlitz zu dem Allmächtigen wendet und auf ihn vertraut, der ist der Gerechte, er hält fest an dem festesten Handgriff.“

Die dritte Grundlage des Glaubens ist die Erkenntniß unsres Propheten Mohammed, möge Gottes Gnade und Friede über ihm seyn! Mohammed, der Sohn Abdallahs, des Sohnes von Abd el Motalleb, dem Sohne von Haschem, dem Sohne von Menaf, dessen Geschlecht hinaufsteigt bis zu Adnan, der wieder abstammte von Ismail, dem Sohne Ibrahims, auf dem, so wie auf unserem Propheten die Gnade Gottes weilen möge: Mohammed — möge Gottes Gnade mit ihm seyn! — ist ein Gesandter, den wir nicht anbeten, und ein Prophet, den wir nicht Lügen strafen dürfen; wir müssen ihm gehorchen und nachfolgen; denn es ist den Geistern und den sterblichen Menschen geboten, seine Nachfolger zu seyn. Er ward geboren und zum Propheten erkoren zu Mecca, seine Flucht und sein Tod war zu Medinah. Von ihm — dem Gott seine Gnade erzeigen möge! — haben wir das Wort: „Ich bin der Prophet; dieß ist keine falsche Behauptung, ich bin der Sohn von Abd el Motalleb.“ Wenn gefragt wird: „Ist er ein sterblicher Mensch?“ so antworte: „Ja, er ist ein sterblicher Mensch.“ Zum Beweise hievon lesen wir: „Sage, ich bin nur ein sterblicher Mensch, wie ihr selbst, dem es offenbart worden ist, daß euer Gott nur Ein Gott ist.“ Wenn gefragt wird: „Ist er zu einer besonderen Klasse der Menschheit gesandt worden?“ so antworte: „Nein, er ist zu dem ganzen Menschengeschlechte gesandt worden.“ Zum Beweise hievon lesen wir: „O ihr Menschen, ich bin Gottes Prophet, zu euch Allen gesendet!“ Wenn gefragt wird: „darf irgend eine andere Religion als die Seinige angenommen werden?“ so antwortet: „Nein, keine andere darf angenommen werden;“ denn wir lesen: „Wer immer einer andern Religion folgen wird, als dem Islam, der wird verworfen werden.“ Und wenn gefragt wird: „Kommt irgend ein Prophet noch nach ihm?“ so antwortet: „Kein Prophet kommt nach ihm; denn nach ihm kommt der letzte Tag.“ Zum Beweise hievon lesen wir: „Er war der Vater von Keinem von Euch Männern, sondern der Prophet Gottes und das Siegel (das ist, der letzte) der Propheten.“

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 190. 9 Juli 1830.

Georg IV.

(Fortsetzung.)

Im November 1783 kam das Parlament zusammen und der Prinz nahm als Herzog von Cronwall Platz im Hause der Lords, indem dieses die Würde eines Prinzen von Wales nicht förmlich anerkennt, obwohl es dem Thronerben diesen Namen stets beilegt. Selten sprach er in dem Hause; wenn Dieß jedoch geschah, so that er es jederzeit mit Würde und Gewandtheit. Man erinnert sich eines Vorfalls zwischen dem Herzog von Clarence und dem damaligen Lord-Kanzler Eldon. Dem Herzog war in der Hast ein ungeziemender Ausdruck entfahren, daher der Prinz von Wales, der folgenden Tags im Hause erschien, Gelegenheit nahm, eine Rede zu halten, worin er beiläufig auf die hohe Wichtigkeit eines feinen Benehmens in den Debatten aufmerksam machte. Seine erste Rede im Haus hielt er einige Jahre früher, aus Veranlassung einer Motion des Marquis von Abercorn über die Adresse, womit auf eine königliche Proklamation gegen aufrührerische Versammlungen und Schriften geantwortet werden sollte. Der Prinz sprach bei dieser Gelegenheit mit vieler Beredsamkeit und sagte unter Anderm, daß er seiner Pflicht als Mitglied des Parlamentes nicht genügen, die Ehrfurcht, welche er der Verfassung schuldig sey, vergessen, und unachtsam auf die Wohlfahrt, den Frieden und das Glück des Volkes seyn würde, wenn er seine Meinung über einen so wichtigen Gegenstand nicht öffentlich ausspräche. Es handle sich hier darum, ob die Verfassung erhalten werden solle oder nicht; ob wilde theoretische Hirngespinnste den Sieg davon tragen sollten über die heilsamen Grundsätze einer längst bewährten Erfahrung; und ob die Gesetze, unter welchen England seit so vielen Jahren geblüht, durch eine vom Volk nicht sanktionirte Reform umgestoßen werden dürften. Als eine bei der Wohlfahrt, dem Glück und der Zufriedenheit des Volks hoch und theuer interessirte Person würde er zum Verräther an seinen Grundsätzen werden, wenn er nicht aufträte und sein Mißfallen an jenen aufrührerischen Schriften erklärte. Sein Interesse wäre eines und eben dasselbe mit dem Interesse des Volks; beide seyen so unzertrennlich von einander, daß, wenn nicht von beiden Theilen zusammengewirkt würde, von Glück nicht die Rede seyn könne „Ich existire," sprach er mit Wärme, „durch die Liebe, die Freundschaft und das Wohlwollen des Volkes, und mein ganzes Leben lang werde ich seine Sache nicht verlassen."

Als Residenz war dem Prinzen von Wales Carlton-House angewiesen worden; er kaufte indeß neben demselben noch eine Wohnung in Brigthon, welche den Namen „Pavilion" erhielt und mehrere Jahre lang sein Lieblingsaufenthalt war; ein Vorzug, welchen man als die Grundlage des blühenden Zustandes betrachten darf, worin sich jene Stadt gegenwärtig befindet. Wie schon angedeutet, nöthigte ihn sein schmales Einkommen Schulden zu machen, welche sich im Verlauf weniger Jahre auf 250,000 Pfund beliefen. Sobald jedoch sein Vater jede Beihülfe, ihn aus diesen Verlegenheiten zu befreien, abgelehnt hatte, richtete er sein Hauswesen auf einen beschränkteren Fuß ein, um einen Theil seines Einkommens zur Befriedigung seiner Gläubiger verwenden zu können, verkaufte zu gleichem Zweck sein Lieblingsgestüte in Newmarket, ja sogar einige seiner Wagenpferde, und schob die damals eben in der Arbeit begriffenen Ausschmückungen von Carlton-House auf.

Sehr liebte er es, die Gesellschaft in all ihren verschiedenen Abstufungen kennen zu lernen und fand sich deßhalb oft inkognito an Orten ein, wo man ihn am Wenigsten erwartete. Man erzählt sich in dieser Beziehung folgenden Vorfall. Ein Gasthaus hatte durch das Bier, welches dort geschenkt wurde, einen gewissen Ruf erlangt, so daß der Prinz neugierig wurde, von demselben zu kosten. Er begab sich in Gesellschaft des Lords Southampton dahin, wurde jedoch nach einiger Zeit von einem der Gäste erkannt, und die Entdeckung alsbald von Einem dem Andern zugeflüstert; was den hohen Besuch bewog, sich sogleich wieder zu entfernen. Einige Tage nachher waren die Nachbarn höchlich erstaunt, die Insignien des Kronprinzen an dem genannten Gasthof prangen zu sehen, mit der Inschrift: „Bierlieferant für den Prinzen von Wales" — welchen Titel sich der Wirth in Folge der ihm gewordenen Ehre zugeeignet hatte. In eben dieser Gegend wohnte auch ein gewisser Leader, ein Wagenmacher, den der Prinz besonders begünstigte, dadurch eine geraume Zeit zum ersten aller fashionablen Wagenmacher in London erhob, und ihm auf diesem Weg ein schönes Vermögen verschaffte. War Leaders hoher Protektor in der Stadt, so fuhr er fast jeden Tag nach dessen Hause, wobei er sehr häufig selbst den Lenker seiner vier Pferde machte.

Um diese Zeit fing der König an, auf die Verheirathung des Prinzen zu denken, der jetzt zwei und dreißig Jahre zählte. Abgesehen von sonstigen Gründen der Staatsweisheit bewog Georg III hiezu der Umstand, daß der Herzog von York mit seiner Gemahlin in unfruchtbarer Ehe lebte, und nach dem Urtheil der Aerzte von Seiten der Herzogin auch keine Erben zu hoffen waren. Im Jahre 1794 begab sich der Herzog von York nach Deutschland, um den Oberbefehl über die britische Armee gegen die französische Republik zu übernehmen. Dadurch wurde er mit seinem Oheim, dem Herzog von Braunschweig, persönlich bekannt und an dessen Hofe eingeführt; was die erste Veranlassung zu dem nachher so traurigen Verhältnisse seines ältern Bruders gab. Die persönlichen Reize der Prinzessin Karoline machten auf den Herzog einen tiefen Eindruck, welchen er dem Prinzen von Wales und seinem Vater unverweilt in der wärmsten Sprache mittheilte, so daß letzterer sehr stark auf eine Verbindung mit jener drang. Gerade um diese Zeit war das Einkommen des Prinzen besonders erschöpft; seine Gläubiger wurden täglich ungestümer, und seine Ehrenschulden verlangten drängend eine Beseitigung, so daß eine Aussicht auf Hülfe um keinen Preis zu theuer erkauft schien. Das Porträt der Prinzessin von Braunschweig deutete auf ein keineswegs unangenehmes Urbild, und das schriftliche Versprechen des Königs, dem Sohn, falls er in die Ehe willige, seine Schulden zu bezahlen, sein Einkommen zu vergrößern, und ihm seine ganze Gunst wieder zu schenken, machte letztern geneigt, den Vorschlag einzugehen. Er berieth sich mit Sheridan und Fox; dieser rieth, sich in den Wunsch des Vaters zu fügen, und jener war der Sachenicht entgegen, und der Prinz willigte, ohne innere Neigung zu empfinden, ein.

Das bisher geführte Leben hatte diesem einen Widerwillen gegen die Ehe beigebracht. Zwar war er der ausgemachteste Bewunderer des weiblichen Geschlechts, aber, wie einst Sheridan scherzhaft äußerte, zu sehr ein Weibermann, um je der Mann eines Weibes zu werden. Ueberdieß fesselte ihn eine wirklich tiefe Neigung an Mistreß Fitzherbert, welche nicht ermangelte, ihm die Schrecken eines ehelichen Lebens aufs Furchtbarste zu schildern. Nach seiner Verheirathung war übrigens das Benehmen dieser Dame würdig und geziemend, so daß selbst die Prinzessin von Wales immer sehr günstig von ihr sprach; auch entsprang die Wiedererneurung ihres Verhältnisses mit dem Prinzen nach dessen Vermählung lediglich aus seinem eigenen Wunsch, ohne daß sie irgend dazu beigetragen hätte.

Der Prinz vermählte sich am 8 April 1795; sein Einkommen wurde bei dieser Veranlassung auf Antrag Pitts vom Hause der Gemeinden auf jährliche 125,000 Pfund erhöht, jedoch mit der Bedingung, daß hievon jährlich 25,000 Pfund zu allmähliger Tilgung der Schulden abgezogen werden sollten. Ueberdieß wurden 81,000 Pfund zur Einrichtung von Carlton House, zum Ankauf von Juwelen und Tischgeräthe, und zu Deckung der Hochzeitskosten angewiesen. Die Geburt einer Tochter, der verstorbenen Prinzessin Charlotte Auguste, am 6 Januar 1796, wurde mit Jubel aufgenommen, und König und Königin hielten in Person das Kind über der Taufe. Bald jedoch nach diesem Ereigniß brachten unglückliche Zerwürfnisse, welche von Personen aus der Umgebung des Prinzen beinahe vom ersten Anfang seiner Ehe emsig unterhalten worden seyn sollen, die Prinzessin, welche bereits seit mehreren Monaten von ihrem Gemahl getrennt, obwohl noch unter Einem Dach mit demselben wohnte, dahin, von ihm eine Erklärung zu fordern, in welcher Art sie in Zukunft in Bezug auf ihr eheliches Verhältniß leben würden. Diese Frage wurde von Lord Cholmondeley vorgelegt, und der Prinz schlug in einer mündlichen Antwort eine Trennung vor. Die Prinzessin, welche im Fall einer Trennung sich niemals — selbst wenn die Prinzessin Charlotte sterben sollte — in eine spätere Wiedervereinigung zu fügen gemeint war, verlangte von dem Prinzen eine schriftliche Beurkundung seines Vorschlags, um sich damit vor den Augen der Welt rechtfertigen zu können, worauf jener ihr folgenden Brief schrieb:

„Madame."

„Da ich von Lord Cholmondeley höre, daß Sie von mir eine schriftliche Festsetzung der Bedingungen unsers gegenseitigen Verhältnisses wünschen, so versuche ich, mich über diesen Punkt mit so viel Klarheit und Schicklichkeit zu erklären, als die Natur der Sache zuläßt. Unsere Neigungen stehen nicht in unserer Gewalt und Keines von uns kann dem Andern darüber verantwortlich seyn, daß die Natur uns nicht passend für einander gebildet hat. Ein friedliches und anständiges geselliges Verhältniß ist jedoch in unserer Gewalt; hierauf möge denn unser Verkehr beschränkt seyn, und ich unterschreibe unzweideutig die Bedingung, welche Sie durch Lady Cholmondeley von mir verlangten, daß, selbst im Fall meiner Tochter ein Unglück zustoßen sollte, was die Vorsehung in ihrer Gnade hoffentlich abwenden wird, ich gegen die zwischen uns abgeschlossene Uebereinkunft nie in der Art handeln werde, daß ich Ihnen je eine Verbindung engerer Natur wieder vorschlüge. Ich denke hiemit diese unangenehme Korrespondenz zu schließen, im Vertrauen, daß, wie wir förmlich gegen einander erklärt haben, unser künftiges Leben in ungestörtem Frieden verfließen werde. Ich bin, Madame, mit vollkommener Wahrheit, aufrichtig der Ihrige,

Windsor Castle, 30 April, 1795.

Georg, Pr.

(Fortsetzung folgt.)

Dobells Reisen in Kamtschatka und Sibirien.

3. Die Seeküste von Kamtschatka.

(Fortsetzung.)

Es schneite den ganzen Morgen, und da ein heftiger Sturm damit verbunden war, so warteten wir bis schönes Wetter eintreten würde. Um vier Uhr Nachmittag klärte es sich auf, und ich machte einen Ausflug auf meinen Schneeschuhen, um die Lage der Gegend zu untersuchen. Die Nacht war milde und heiter, doch fanden wir, als wir um Mitternacht unsere Reise fortsetzten, den Schnee so weich, daß unsere Hunde sehr ermüdet wurden und zehn Stunden brauchten, um die sechs und dreißig Werste bis nach Ouka zurückzulegen.

Ouka liegt an einem Flusse desselben Namens, der in einer Entfernung von dreißig oder vierzig Wersten in dem Natschika-Gebirge entspringt und nach einem Laufe von hundert bis hundert zwanzig Wersten in das Meer fällt. Ein anderer nicht unbeträchtlicher Fluß, der in dem Natschika-Gebirge seine Quelle hat, ist die Natschika, die sich zwanzig Werste unterhalb der Ostrog mit der Ouka vereinigt. An der Mündung der Ouka ist ein kleiner Hafen, welcher indessen tief genug ist, Schiffe von hundert und fünfzig Tonnen aufzunehmen; die Sandbänke am Eingange können durch die Kanäle, die sich zwischen denselben befinden, leicht vermieden werden. An den Ufern beider Flüsse sind ausgedehnte Strecken natürlicher Wiesen; das Bergschaf, Renuthier und Wildprät aller Art findet man im Ueberfluß, und die Flüsse, so wie vier Seen in der geringen Entfernung von vier und zwanzig Wersten von der Ostrog, wimmeln von Fischen. Die See liefert Seehunde nebst Kabljaus und anderen Fischen.

Ueberhaupt ist die Vorsehung gegen diese Halbinsel so gütig gewesen, daß ihr Nichts fehlt als Bevölkerung und Industrie, um sie zu dem reichsten und blühendsten Lande zu machen. Selbst die schwarzen moosbedeckten Moore, wo nicht ein Strauch das Auge erquickt, bieten unzählige Heerden von Rennthieren Nahrung. Die Natur hat in der That Viel für Kamtschatka gethan, aber der Mensch Nichts; und wo er thätig gewesen, scheint es, als ob Dieß nur geschehen wäre, um die freigebigen Geschenke des Himmels zu zerstören. Wo man auch reisen mag, überall zeigt sich Elend, Oede und Entvölkerung. Bald nachdem das Bataillon angekommen war, welches von Sibirien aus hierher geschickt wurde, rafften die Pocken, epidemische Fieber und andere Seuchen, verbunden mit der Einführung hitziger Getränke, beinahe den ganzen kamtschadalischen Volksstamm hinweg. Der traurige Ueberrest beläuft sich gegenwärtig auf nicht mehr als sieben- oder achthundert Seelen. Um so mehr aber ist zu bedauern, daß jetzt die Soldaten wieder nach Sibirien zurückgerufen worden sind, da viele von ihnen verheirathet waren und Weiber und Kinder mit nahmen. Viel besser wäre es gewesen, sie in Kamtschatka zu entlassen, um die geschwächte Bevölkerung der Halbinsel zu vermehren. Die Fischereien und besonders der Wallfischfang, der von Kamtschatka aus getrieben werden könnte, wären für diese Leute allein eine unerschöpfliche Quelle von Wohlstand und Reichthum geworden. Außerdem ist dieses Land in der nächsten Nachbarschaft der reichsten und bevölkertsten Gegenden der Erde. In zehn oder zwölf Tagen läßt sich eine Ueberfahrt nach den Küsten der japanischen Inselgruppe, in dreißig bis vierzig Tagen nach den Sandwichinseln, nach Macao, den Philippinen, und in sechzig Tagen nach der Nordwestküste von Amerika, Californien, oder den Inseln des stillen Meeres veranstalten. Kein Land kann vortheilhafter für den Handel gelegen seyn, und keines benutzt diese Vortheile weniger, als Kamtschatka.

Die Kamtschadalen selbst scheinen es zu fühlen, daß Mangel an Menschen das größte Uebel ist, an welchem ihr Vaterland leidet. Ich fragte den Toyun von Ouka, ob es ihm wohl Vergnügen machen würde, wenn er in seinem kleinen Hafen ein Schiff mit Thee, Zucker, Nanking und andern Luxusartikeln ankommen sähe. „Diese Dinge," erwiederte er, „würden uns, die wir so Wenig haben, sehr angenehm seyn; aber noch mehr freuen würde es mich, wenn man uns eine Ladung Menschen zuschickte. Denn unter zwölf oder fünfzehn Seelen, welche meine Ostrog ausmachen, habe ich nur fünf bis sechs Männer, die im Stande sind, zu fischen und auf die Jagd zu gehen."

Ich fand mehrere Eingeborne mit Lungenbeschwerden behaftet, die sie sich durch Unbedachtsamkeit und übermäßige Anstrengung zugezogen hatten. Bei den meisten war die Gewohnheit, ihren Durst mit Schnee oder Eiswasser zu stillen, die Veranlassung. Einigen, die an chronischen Uebeln litten, ließ ich Arzneimittel und Anweisungen zu dem Gebrauche derselben zurück, und zu meinem Vergnügen hörte ich später, daß es größtentheils mit ihnen besser geworden.

Am 27 Januar um 2 Uhr brachen wir von Ouka auf und erreichten Challuli um zwölf Uhr des Nachts. Der größte Theil unseres Weges führte über Wiesen durch ein weites Thal, welches in beträchtlicher Entfernung von Bergen begränzt war. Drei Jurten, nach Koräki-Art gebaut, bildeten die Ostrog, die an dem Flusse Kulluli gelegen ist, welcher in den Tigilbergen entspringt und sich nur zwei Werste von dem Dorfe in die See ergießt. An dem Flusse Natschika, halben Weges zwischen diesem Platze und Ouka, war früher eine Ostrog mit fünfzehn bis zwanzig Einwohnern, die aber alle an den Pocken starben. Da ich jetzt überall nur Jurten sah, so fragte ich den Toyun, warum die Bewohner dieser Küste nicht lieber Blockhäuser bauten, wie ihre übrigen Landsleute? Er sagte: „Sie haben kein Bauholz in der Nähe, und ich habe keine Leute, um sie auszuschicken und dasselbe holen zu lassen; denn die wenigen Männer, die hier sind, müssen beständig der Jagd oder dem Fischfang obliegen; sie sind daher gezwungen, ihre Hütten so zu bauen, wie es mit dem Holz in ihrer Nähe eben gehen will."

Eine Jurte ist gewöhnlich eine Art Holzgestell über einer vier oder fünf Fuß tiefen viereckigen Höhle; in dieses Gestell werden eine Anzahl Stäbe dicht an einander gesteckt, doch so, daß sie sich ein Wenig nach Innen neigen. Von Außen, wo sie rauh bleiben, wird Erde daran geworfen; von Innen werden sie glatt behauen. Auf dieselbe Weise ist auch die Decke zusammengefügt, nur bildet sie ein Gewölbe, das von Stützen getragen wird; in der Mitte ist ein viereckiges Loch, welches den doppelten Zweck einer Thür und eines Rauchfangs erfüllt, indem die Bewohner mittelst eines Balkens, der gegen die Höhle gelehnt ist und Einschnitte statt der Stufen hat, hinaus und hinein steigen. Ist eine solche Jurte einmal geheizt und jenes Loch verstopft, so ist sie wärmer als die meisten hölzernen Häuser; und wenn der Rauch nicht gar zu lästig wäre, so könnte sie eine recht behagliche Winterbehausung seyn. Manche dieser Hütten, welche ordentliche Fußböden haben, sind recht anständig und gleichen ganz einem wohleingerichteten Hause, das nur unter der Erde steht.

Da ich mich auf die Berichte des Toyun nicht recht verließ, so machte ich am folgenden Morgen selbst einen Ausflug, um die Mündungen der beiden Flüsse Challuli und Natschika zu untersuchen, die sich beide in die Natschika-Bai ergießen. Diese Bai macht einen gegen siebenzig Werste tiefen Einschnitt in das Land, der im Westen von Challuli-Nost, im Osten von Natschiekinskoy-Nost begränzt wird. Die Insel Karadschi war in einer Entfernung von vierzig Wersten außerhalb der Bai sichtbar; und in den Windungen der Letztern, die eigentlich nur der Ausfluß des Natschikastromes

ist, der sich bis auf fünfzehn oder dreißig Werste erweitert, sollen nach der Aussage der Eingebornen gute Ankerplätze seyn. Der Toyune erinnerte sich, vor zwanzig oder dreißig Jahren eines von den Transportschiffen der russischen Kompagnie hier gesehen zu haben; und ich bin überzeugt, daß nach St. Peter und Paul diese Bai der beste Hafen auf der ganzen Nordküste ist. Der Eingang ist frei von Klippen und Sandbänken, und obwohl die Ufer hoch sind, sind sie doch nicht so felsig, als in den meisten andern Gegenden der Halbinsel.

(Schluß folgt.)

Proklamirung König Wilhelms IV von England.

Englische Blätter beschreiben die mit der Proklamirung beauftragte Procession, und die alt hergebrachten Förmlichkeiten, welchen sich dieselbe zu unterziehen hatte, folgender Maßen: Voraus eine Abtheilung der Leibgarde; der Ober-Constable von Westminster zu Pferd mit dem Heroldstab; der Ober-Baillif von Westminster; Garden zu Pferd; Trompeter; zwei Hofmarschälle; Gefolge derselben, je zwei und zwei; Trommeln; Pauken; Trompeten; der Sergeanttrompeter mit der Halskette, zu Pferd, sein Scepter in der Hand; königliche Stabträger, je zwei und zwei, zu Pferd; Staatsboten; Herolde; ein einzelner Stabträger; die Wappenkönige; ein einzelner Stabträger; eine Abtheilung der Leibgarde. Der Festzug bewegte sich nach Charing-croß, wo er bald nach zehn Uhr anlangte, und der älteste Wappenherold die Thronbesteigung des Königs ablas. Von da ging die Prozession nach Temple Bar, dessen Pforten, wie bei solcher Gelegenheit gewöhnlich ist, verschlossen waren. Ein Staatsbote, inmitten zweier Trompeter und unter dem Vortritt zweier Leib-Gardisten, näherte sich, und klopfte, nach dreimaligem Trompetenstoß, an das Thor. Der Stadt-Marschall fragte drinnen: „Wer ist da?" worauf Jener erwiederte: „Die Wappenherolde, welche Eintritt in die Stadt verlangen, um Se. Maj König Wilhelm IV. zu verkünden." Der Stadt-Marschall öffnete einen Flügel des Thors und führte den Staatsboten zum Lord-Mayor, der in geringer Entfernung von Temple-Bar, umgeben von den städtischen Behörden, stand. Nachdem derselbe seine Erlaubniß zum Eintritt der Wappenherolde gegeben, kehrte der Staatsbote zurück, und die Pforten wurden gänzlich geöffnet; die Prozession zog durch sie in die Stadt ein und bewegte sich auf Chancery-lane zu, wo die Thronbesteigung abermals verkündet ward. Der Lord-Mayor mit den Stadtbehörden schlossen sich an die Wappenherolde (Wappenkönige) an, und der Zug ging durch Fleetstreet, an der St. Paulskirche vorüber nach Cheapside, wo der König zum dritten Mal ausgerufen wurde; und so endlich zum vierten Mal bei der Börse. Die königliche Leibwache spielte nach jeder Verkündigung das God save the king.

Mit dem Zug sah man mehrere Männer reiten, die in diesem Augenblicke Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit sind, z. B. O'Connel.

Schwanenfluß.

(Aus einem Schreiben, datirt Perth, Westaustralien, 25 Januar 1830.)

Ich kann mir vorstellen, daß Sie bös auf mich sind, daß ich Ihnen so lange nicht schreibe; aber wenn Sie bei uns wären und sähen, wie ein Baumstumpf uns zum Schreibepult dienen muß, so würden Sie mir diese Pflicht erlassen. Die Hitze in dieser Jahreszeit um die Tagesmitte ist sehr groß, so daß ich selten vor Abend etwas Anderes an den Leib bringe als Hemd und Hosen. Unsere Morgen, Abende und Nächte sind dagegen köstlich; doch vorigen Winter, wo wir an der Küste noch sehr unvollkommen gegen die Witterung geschützt waren, hatten wir von Regen und Kälte Viel auszustehen. Erst seit einigen Monaten fangen die hiesigen Dinge an sich mehr zu gestalten. Der Gouverneur befindet sich endlich im Besitz eines kleinen, aber bequemen Hauses. An den Privat- und Amtswohnungen wird rasch gearbeitet, so daß wir hoffen dürfen, unserer Nomadenwirthschaft bald überhoben zu werden. Auf jeden Fall zähle ich darauf, daß ich meine Amtswohnung bis nächsten Winter werde beziehen können; vor der Hand herberge ich bei meinem Vetter, so gut es eben geht, d. h., sein Haus steht mir zu Gebot bei Tag, und wird mir auch zu Gebot stehen bei Nacht, wenn es etwas größer wird, was allmählig geschieht. Ich habe vollauf zu thun, wenigstens so Viel, als ich mir nur wünschen mag, um meinen Körper und Geist in gesunder Thätigkeit zu erhalten — denn Sie müssen wissen, ich bin wohlbestallter Kommissarius des Raths und des Rechnungskollegiums Registrator, Privatsekretär Sr. Excellenz, Sekretär des literarischen Instituts und wirklicher Sekretär des vorbemeldeten Kollegiums, für welche verschiedenen Funktionen ich in diesem Augenblicke besoldet werde mit — Nichts. Indeß, ich tröste mich mit der Zukunft, wo die Regierung so vielen Verdiensten nicht ermangeln wird, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Sie werden verschiedenerlei Gerede über diese Niederlassung hören, und ich darf wohl sagen, es freut mich, daß die ersten Nachrichten, welche nach England, wie nach Sydney oder Vandiemensland gelangten, nichts weniger als günstig lauten mußten; ich darf Dieß sagen wegen der Schwanenfluß-Manie, unter der wir leiden. Da sind wir unserer zwölf bis dreizehnhundert Leute, also gerade genug, das Experiment einer neuen Kolonie mit uns machen zu lassen. Allein da kommen immer noch Mehrere, und kommen zum Theil mit so lächerlichen Erwartungen und so unvorbereitet auf die Schwierigkeiten, auf welche sie nothwendig stoßen müssen, daß ich nicht weiß, wo es mit ihnen hinaus soll. Doch sind wir so glücklich gewesen, daß uns das Geschick unter diesen vielen auch eine gute Anzahl nach Vermögen, Leib und Seele tüchtiger Auswanderer zugeführt hat, denen es bei uns an einem guten Auskommen nicht fehlen kann.

Bis jetzt befinden wir uns noch immer auf der Schwelle des Landes; wir waren zu beschäftigt, als daß wir uns hätten weit umsehen können. Sechs Flüsse, zwar nicht von bedeutender Größe, aber mit einem trefflichen Alluvialboden an ihren Ufern, wurden entdeckt, und wenn sich bestätigt, was man aus Süden vernimmt, so wäre das Land dorthin zu im Ganzen noch besser als hier. Genug, wenn wir uns einmal nur recht ansässig gemacht, so wird es so übel nicht seyn. Die Volksklasse, die nach dem Schwanenfluß zog, ist denn doch besser als die ursprüngliche Bevölkerung jeder andern Kolonie, und schon jetzt kann man hier sein Essen in einer Gesellschaft so gebildeter Herren einnehmen, als sich nur immer in England eine auftreiben läßt. Wir thun auch in geselliger Hinsicht unser Möglichstes; bald läuft ein Schiff ein, (seit dem Juni haben uns nicht weniger als 27, darunter 2 Kriegsschiffe heimgesucht), und da gibt es Etwas zu sehen; oder man unternimmt eine Forschungsreise ins Innere, oder geht auf die Kängarujagd, oder hält ein Scheibenschießen, oder macht eine Wasserpartie, oder fischt, oder (aufgepaßt!) man tanzt in unserer Hafenstadt Freemantle auf einem Ball im Gasthofe zu Stirlingswappen (Stirlings Arms hotel), welcher aus drei Zimmern besteht, sich müde. Außer letzterer Stadt haben wir, zwei M. weiter oben am Fluß, Perth Guildford, wo der Sitz der Regierung ist, und eine neue am Cockburn-Sund anzulegende Stadt wird wahrscheinlich George Town getauft werden.

Neulich traf Peel mit einem zahlreichen Gefolge ein, und mehrere Schiffe mit Kolonisten erwartet er noch. Da er aber den 1 November verstreichen ließ, so verlor sein Güterkauf die Gültigkeit, und er stehe jetzt mit den übrigen Auswanderern auf gleichem Fuß. Die Schwanenflußkolonie scheint entschieden mehr zu einem Weide- als zu einem Ackerbaulande geeignet, und sie wird bei jener ersten Bestimmung bleiben, so lange sie, wie bisher aus Java, Vandiemensland und vom Kap mit wohlfeilem Getraide versorgt werden kann. Der Taglohn wird noch manches Jahr sich auf einer ziemlichen Höhe erhalten; gegenwärtig verdient ein Arbeiter seine 7 bis 8 Schillinge (4 bis 5 Gulden). Glücklicherweise aber sind Lebensbedürfnisse aller Art in den benachbarten Kolonien desto wohlfeiler. Ich denke, es soll sich bei uns ein beträchtlicher Verkehr bilden, nicht blos für Aus- und Einfuhrhandel; sondern unsere geographische Lage macht uns auch zu einem Stapelplatz für Speditionshandel geschickt. Somit habe ich meine günstige Meinung über diese Niederlassung nicht geändert; ein genauer Beobachter mag einzelne Theile des Gemäldes anders finden, die Umrisse und der Totaleindruck bleiben.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 191. 10 Juli 1830.

Abenteuer in Newfoundland.

1. Die Eskimo's.

Während meines Aufenthalts in Newfoundland, wo mich die Fischerei beschäftigte, begleitete ich den Admiral der Station auf einer seiner gewöhnlichen Küstenfahrten, die er in seiner Eigenschaft als Gouverneur der Insel von Zeit zu Zeit unternimmt.

Es war um das Ende des Julius, als wir bei dem Eiland Toulinguet, auf der Nordseite von Newfoundland, die Anker warfen. Hier hatte die Ermordung eines Pflanzers *) und die Plünderung seines auf den Trockengerüsten ausgebreiteten Vorrathes von Stockfischen von Seiten der Eskimo's, während eines ihrer flüchtigen Besuche vom festen Land, eine große Sensation erregt, um so mehr, als die That ohne Veranlassung begangen worden war.

Diese Eskimo's sind ein höchst sonderbares Volk; sie sind noch wirkliche Wilde. Jeder Versuch der Ansiedler, sie zu civilisiren und sich mit ihnen in ein gutes Vernehmen zu setzen, ist bis jetzt mißlungen. Ein Mißtrauen, wie es in diesem Grade bei den nordamerikanischen Indianern nicht vorkommt, scheint ein Hauptzug in ihrem Charakter zu seyn. Damit verbinden sie ein gut Theil Liebe zum Krieg und ein Diebsgelüste, in welchen beiden Dingen sie sich durch keine Gefühle des Mitleidens, noch durch metaphysische Betrachtungen über den Unterschied von Mein und Dein irre machen lassen, indem sie steif und fest an dem guten alten Grundsatz hangen, daß Wer nehmen kann, nehmen, und Wer tödten kann, tödten solle. Gleich andern Eskimostämmen bildet Jagd und Fischfang die einzigen Mittel ihres Unterhalts. In Boden und Klima liegt wenig Versuchung zum Ackerbau — zumal für ein Volk, welches nie eine Woche an einem Platz bleibt, und die Beschränkung auf einen festen Aufenthaltsort für ein unerträgliches Uebel halten würde. Kurz, sie stellen ein so vollkommenes Bild des wilden Lebens dar, als nur immer eines auf irgend einem Punkt der Erde zu finden seyn dürfte.

Das beständige Gefühl der Unsicherheit des Lebens und des Eigenthums, welches die Furcht vor diesem rach- und raubsüchtigen Volk in den Ansiedlern unterhält, ist die Hauptursache, warum es mit der Kultur des Innern nicht vorwärts will. Die Lokalregierung hatte sich so eben entschlossen, die geeigneten Maaßregeln zu treffen, um diesem Uebelstande zu steuern; das Passendste schien, einige Eingeborne zu gewinnen, daß sie zu Mittelspersonen zwischen ihren Landsleuten und den Europäern dienen könnten; dadurch ließen jene sich vielleicht dahin bringen, die Anlegung von Faktoreien in ihrem Lande zu gestatten, welches dann der Anfang zu einem regelmäßigen Verkehr wäre.

Die Ermordung des Pflanzers war nun ein sehr schlimmes Vorspiel zu diesem Vorhaben; doch gab der Admiral deßwegen die Hoffnung noch nicht auf. Er berief eine Versammlung der benachbarten Einwohner, und begab sich selbst ans Land, um zu sehen, was zu thun wäre. Da ich immer sehr wünschte, diese Beduinen des Schnees näher kennen zu lernen, so bat ich um Erlaubniß, ihn zu begleiten.

Die Versammlung fand in der Wohnung des Hrn. English, Episkopalgeistlichen auf den Inseln Fogo und Toulinguet Statt. Dieser verständige, gut erzogene junge Mann, den der Admiral und die Uebrigen augenscheinlich sehr achteten, drang darauf, daß eine Gesellschaft, an welche anzuschließen er sich erbot, ausgehen sollte, die Eingebornen aufzusuchen, ihnen Geschenke zu bringen und mit Hülfe der Zeichensprache, die auf dem Kontinent von Nordamerika wohl verstanden wird, zu eröffnen, daß wir geneigt wären, zu ihren Bedürfnissen beizutragen, wenn sie das Gleiche in Bezug auf uns beobachten würden. „Vielleicht, meinte er, lassen sich Einige von ihnen bewegen, mit uns zurückzukehren und es gelingt uns durch eine freundliche Behandlung derselben ein Verhältniß anzuknüpfen, welches unsere gefährlichen Widersacher zu nützlichen Bundesgenossen macht."

„Dieß heiß' ich die Zeit verlieren," bemerkte ein alter, verwitterter Fischersmann, der einen hübschen Knaben an der Hand hielt, „mit den garstigen Teufeln ist Nichts anzufangen. Als Wallfischjäger in der Hudsonsbai sah ich Hunderte von ihnen, die ich Jahre lang kannte, aber, Gott weiß! sie waren dumm und grob genug; von allen Thieren auf zwei Beinen, die mir je vorkamen oder von denen ich mir erzählen ließ, sind die Eskimo's die elendesten und schlimmsten. An ihren Früchten mögt ihr sie erkennen!"

„Recht! erwiederte der wohlwollende Geistliche; allein um so mehr, Simon, bedürfen sie unseres Beistands und Unterrichts. Hätten wir unser Liebeswerk schon voriges Jahr begonnen, so wäre

*) Ein Küstenbewohner, der Fische einmacht und verpackt rc., wird hier zu Land Planter genannt.

wahrscheinlich Euer Sohn nicht so grausam ermordet worden. So schlecht sie auch sind, so dürfen sie uns doch nicht gleichgültig seyn; sie haben wenigstens Seelen, die wir retten sollen."

„Seelen, die wir retten sollen!" wiederholte Simon zornig und verwundert zugleich; „zum Teufel mit ihren Seelen. Ich lese immer fleißig in meiner Bibel, aber es steht kein Wort darin, daß diese Rohfleischfresser*) Seelen in ihren stinkenden Cadavern hätten, ob sie gleich Bärte tragen und sich Menschen (Keraliti) nennen. Ein schwarzer Wolf hat zehn Mal mehr Verstand, und wenn er stirbt, ist sein Fell wenigstens einen Thaler werth. Mein Hund Cabot hat eben so viel Fleisch an seinen Knochen und eben so viel Hirn in seinem Schädel, und es ist weit wahrscheinlicher, daß auch er eine Seele hat, die zu retten ist. Ich will Euch sagen, was er eines Tages that, nnd dann müßt Ihr selbst urtheilen. Als wir in dem Graben**) vor Anker lagen und fischten —"

„Still, Simon!" sagte der Admiral, „wir wollen Deine Geschichte ein ander Mal hören; jetzt haben wir einen andern Fisch zu fangen!"

„Hm! Hm!" brummte der rauhe alte Fischer in einem tiefen Baß; „zieht nur recht, Ihr werdet ganze Hamen voll bekommen und wenn ihr so glücklich gewesen seyd, so vergeßt nur nicht Eure stinkenden Fische bald wieder über Bord zu werfen. Ja wohl, Fische! Ich wollte diese Fische hätten ein so gutes Fleisch, als unser guter rother Häring."

Eine Anzahl der Anwesenden schien ganz mit Simon der Meinung zu seyn, daß es eine verfehlte Spekulation wäre, diese Wilden zu zähmen, und daß kein sichereres Verfahren gegen sie beobachtet werden könnte, als daß man sie wie die Bestien drei Schritt vom Leib hielte; allein der Admiral hatte auch seine Meinung und ließ sich nicht so leicht irre machen. „Simon," sagte er, „ich hörte immer von Euch, Ihr seyd ein gefälliger Mann und ein Mann von Muth obendrein. Nun muß ich einige von diesen ungewaschenen Gesellen bekommen, die Ihr so von Herzen verachtet; und ich zähle darauf, daß Ihr mir dabei an die Hand geht; Ihr dürft nicht Nein sagen, denn Ihr macht mir sonst die ganze Mannschaft zu Memmen. Eure Fischzeit ist hübsch vorüber; Eure Gerüste sind vollbelegt, und der Stockfisch trocknet schnell; so habt Ihr keine Ausrede; wollt Ihr also mit Euren Kameraden Hrn. English begleiten, so sollt Ihr Eure Zeit nicht verloren haben. Ich gebe Euch für jeden Eingebornen, den ihr mir binnen Jahresfrist nach Fort Townshend schafft, und der so viel Englisch oder Französisch versteht, daß er zwischen uns und seinen Landsleuten den Dollmetscher abgeben kann, 100 Pf. St.

„Dieß Gebot läßt sich hören," erwiederte Simon; „um diesen Preis hole ich Euch Meerfräulein in Norwegen. Verlaßt Euch auf mich, wir angeln Euch die Schlingel, wenn sie schlüpfen wie die Ottern, und schnappen wie die Haie. Aber das Kauderwelschen ist des Pfarrers Sache, und es wird ihm ein saures A B C werden. Sie sind so tückisch wie Bären in ihren Winterlöchern. Hobelt an einem Hai, so viel Ihr wollt, Ihr werdet ihn nie lehren, daß er laut wie ein Christenmensch."

„Ehni," flüsterte der Knabe in bittendem Tone; „laß mich mit auf die Jagd gegen die Wilden! Paul leiht mir seinen Karabiner und unser Cabot geht auch mit!"

„Nein, nein, Kind!" versetzte der alte Mann; „es war genug, daß sie Deinen Vater erschlugen. Ich will Dich nicht auch verlieren, wie ich meinen armen Ben verlor, durch die Pfeile dieser Unthiere. Du bleibst noch ein Wenig daheim lieber Bastian; es wird für Dich noch genug zu fechten geben, ich verspreche Dir es, bis Du durch die Welt kommst!"

Zu guter Letzt wurde ausgemacht, daß Simon sich nach einigen tüchtigen Leuten umsehen und damit ein kleines Segelboot bemannen sollte, um gleich den folgenden Tag mit Hrn. English die Küstenfahrt anzutreten, um Eskimo's zu suchen; zu Geschenken bestimmte man einige Putzsachen und Geräthe, welche jene sehr hochschätzen, und für den schlimmsten Fall hielt man Waffen in Bereitschaft. Als ein Freund von Abenteuern, wo das Interesse der Neuheit und die Gefahr Hand in Hand gehen, schloß ich mich an. Hr. English nahm mich für die Nacht in sein Haus auf, und der nächste Sonnenaufgang fand uns bereits neben dem alten Simon in der Schmacke sitzend, der das Steuerruder in der Hand, den Cabot zwischen seinen Füßen, seine lange Entenflinte hinter sich, frisch vor dem Wind her der Exploitsbai zusteuerte. Seine Mannschaft bestand aus sechs muntern Fischern, welche die Pfeife in dem Mund jede Sorge wegbliesen, und bereits in lebendigem Vorgefühl des Besitzes von Hunderten der verheißenen Pf. St. sich freuten.

*) Eskimo kommt von Esklmantsic her, welches Wort in der Albinaquissprache jene Bedeutung hat.

**) Ditch so heißen die tiefsten Stellen auf der großen Bank.

Dobells Reisen in Kamtschatka und Sibirien.

3. Die Seeküste von Kamtschatka.

(Schluß.)

Wir brachen am 29 früh von Challule auf, nnd bis um Mitternacht brachten uns unsere Hunde fünf und sechzig Werste weit bis nach Ewaschka. Ein großer Theil des Weges ging längs der Seeküste hin, wo wir Nichts entdecken konnten, als Eis, das — so weit das Auge reichte — in großen Haufen übereinander geworfen lag, als ob die Wogen mitten während des Wellenschages gefroren wären.

Die Ostrog Ewaschka liegt an dem Flusse Ewaschka, der aus einer sechzig oder siebenzig Werste entfernten Quelle in dem nördlichsten Theile des Tigilgebirges hervorfließt und in einer Entfernung von sechs Wersten von dem Dorfe in die See fällt. Die Mündung ist durch Sandbänke gesperrt und daher nur für kleine Fahrzeuge schiffbar; gleich zwei Seen in der Nähe hat sie einen unermeßlichen Ueberfluß von Fischen. Wir aßen einige Forellen und Lachse, die seit dem November gefroren aufbewahrt wurden, aber so gut und frisch schmeckten, als ob man sie eben erst gefangen hätte. Die Jurte unseres Withes war die reinlichste nnd größte, die ich auf dieser ganzen Küste gesehen habe; Alles war zu unserem Empfange auf das Beste vorbereitet, und der Toyun zeigte sich eben so verständig und unterrichtet, als gastfrei. Nach seiner Aussage wäre das Klima

selbst hier, im Herzen von Kamschatka (unter dem 51°. Br.) lange nicht so streng, als man sich nach den gewöhnlichen Vorstellungen von dieser Halbinsel einbilden sollte. Im Mai wird die See frei von Eis, doch dauert das Treibeis wohl noch bis in die Mitte des Juni hinein. Der Schnee, der gegen das Ende des Aprils oder zu Anfang des Mais fällt, thaut auf der Stelle; und in dem Augenblicke, wo der Frühling eintritt, entwickelt sich die Vegetation mit unbegreiflicher Schnelligkeit. Der Sommer ist heiß, und der Herbst unveränderlich mild, indem es erst zwischen dem 5 und 10 Oktober zu schneien anfängt und kein strenger Frost vor dem 10 November gefühlt wird.

Am nächsten Tage gingen wir neun und zwanzig Werste bis nach Dranka, an dem Umegonowa-Flusse, der seinen Ursprung in einer Entfernung von siebenzig Wersten an den Leßnofskybergen nimmt. Er ist seicht und nur für Boote befahrbar, da er mehrere gefährliche Klippen und Sandbänke an seiner Mündung hat. Ich hatte mehrere Ausbesserungen an meiner Kibitka zu machen und verließ daher Dranka nicht vor dem 3 März, wo wir unsere Reise fortsetzten und fünfzig Werste bis Karagschie zurücklegten. Hier empfing uns der Toyun mit einer Zuvorkommenheit und Gastfreiheit, die uns selbst in Kamtschatka angenehm überraschte. Seine Ostrog liegt an den Ufern des Karagschie Flusses, der ungefähr hundert Werste davon in den Leßnofskybergen entspringt und nur vier oder fünf Werste von dem Dorfe in die See fällt und hier eine Bai bildet, die tief genug für Schiffe von zwei bis dreihundert Tonnen ist und die besten Ankerplätze darbietet. Einer meiner Kojurschiks, der Schnee gegessen hatte, wurde plötzlich von einer Halsentzündung befallen, die von Schwellen der Drüsen und Fieber begleitet war; da ich an ihm einen sehr brauchbaren Mann hatte, so beschloß ich einen oder zwei Tage zu bleiben und einen Versuch zu machen, ob sich seine Krankheit, die zuweilen die Kamtschadalen in dem Laufe von drei Tagen hinwegrafft, nicht heilen ließe. Einige starke Dosen Calomel, auf die kühlende Mittel folgten, nebst der äußeren Anwendung von Hirschhorn und Oel, bewirkten bald seine Herstellung.

Am nächsten Morgen machte der Toyun sich mit mir auf den Weg, um die Bai zu besichtigen. Wir gingen eine bedeutende Strecke auf das Eis hinaus, und ich fand, daß sie in einer Entfernung von dreißig Wersten gerade der Insel Karagschie gegenüber liegt und auf der NNO Seite an ihrem Eingange den Karagschie-Sopeka*) zu einem trefflichen Wahrzeichen hat. Die Bai schien vierzig oder fünfzig Werste in der Tiefe zu haben; ehe wir indessen unsere Untersuchung noch vollendet hatten, brach eine heftige Purga (ein Schneegestöber) aus, welche uns nöthigte, unsere Hunde anzutreiben, um so bald als möglich das Gestade zu gewinnen. In einem Augenblicke wurde die Atmosphäre so dick, daß wir kaum die Hunde sehen konnten, die unsere Sankas zogen. Diese schienen jedoch die Gefahr eben so gut zu kennen, als wir selbst, und eilten mit Anstrengung aller Kräfte auf dem ihnen wohlbekannten Heimweg dem Ufer zu. Inzwischen tobte die Purga mit aller Wuth, und wir waren ganz erstarrt, ehe wir zu der Jurte kamen. Hier erwartete uns eine treffliche Mahlzeit, bei der wir alle unsere Leiden vergaßen: Seranna-Suppe, Bergschaffleisch und Rennthierzungen, nebst einem Desert von köstlichen Muroschkois (Rubus chamaemorus), einer gelben Beere, die der Johannisbeere ähnlich sieht und einen ungemein feinen Geschmack hat.

In der Nähe dieses Dorfes findet sich das Bergschaf oder der Argalles in wahrem Ueberfluß; und unser Wirth mußte in der That einen beträchtlichen Vorrath davon haben, denn unsere Gesellschaft aß täglich Schaffleisch, so lange wir bei ihm blieben, und wir konnten daher kaum weniger als vier oder fünf Stück verzehrt haben. — Das Bergschaf, obwohl an Größe dem Rennthier nicht zu vergleichen, ist unendlich flüchtiger und gewandter; es erklimmt die steilsten Höhen und springt sicher über zerrissene Felsen, die in die furchtbarsten Abgründe abstürzen und den Menschen, so wie in der That jedem andern Thiere völlig unzugänglich sind. In diese uneinnehmbaren Festen ziehen sie sich zurück, wenn sie vor Wölfen, Bären oder anderen Raubthieren gejagt werden; die alten Widder mit ihren ungeheuren Hörnern, die ganz auf dieselbe Weise gekrümmt sind, wie die unseres gewöhnlichen Schafes, bilden die Nachhut. Ein alter Widder ist im Stande durch einen Hieb mit seinem Horn jedes Thier auf der Stelle zu tödten; auch sagen die Kamtschadalen, daß bei den Gefechten, die sie unter einander haben, viele von ihnen auf dem Platz bleiben. Ein einziges Horn wiegt oft fünfzehn bis zwanzig russische Pfund. Man findet diese Thiere auch in Menge an den Gestaden der ochotskischen See, aber nie im Innern des Landes. Die Tongusen und die Koräki's machen Becher, Löffel und andere Hausgeräthe aus den Hörnern. Ueber der Brust sind die Thiere außerordentlich stark, und besonders ist das Brustbein so dick und fest, daß sie sich mit demselben gegen die schärfsten Felsen werfen können, ohne Schaden zu nehmen. Wenn sie an den Rand eines Abgrundes verfolgt wurden, hat man sie oft die Vorderbeine zusammenbiegen und mit der Brust auf die Felsen in die Tiefe hinabfallen sehen, indeß der Jäger erstaunt auf dem Gipfel, von dem sie sprangen, stehen blieb und ihren Muth und ihre Gewandtheit bewunderte. Sie haben ein dickes Fell, das wohl mit Haaren besetzt ist, welche denen des Rennthiers an Farbe gleichen und Nichts von dem öligen unangenehmen Geruch der Schafwolle haben. Das Fleisch hat den Geschmack des delikatesten Hammelfleisches, ohne jene herbe Beimischung, die dieses erhält, sobald es durch die Wolle berührt wird. Die Bergschafe bewohnen nicht ausschließlich jene unnahbaren Höhen; im Herbst findet man sie auch am Fuße der Berge, und hier werden sie dann in Schaaren erlegt. Da der Ort, wo der Jäger sie suchen muß, zuweilen weit von seinem Hause entfernt ist, so hängt er seine Beute an Bäumen auf und läßt sie gefrieren, bis er mit seinen Hunden und Schlitten sie abholen kann. Er trägt indessen Sorge, sie wohl mit Rinden und Zweigen zu bedecken, um sie vor den Krähen zu schützen, und zugleich streift er die Borke von dem Stamme der Bäume ab und macht sie so glatt, als möglich, damit die Bären nicht hinaufklettern. Der Russomack, ein Raubthier, das von Einigen der wilde Hund genannt wird, läßt sich jedoch hierdurch nicht immer abhalten und beraubt die Bäume ungeachtet der besten Vorkehrungen.

Da der nächste Tag schön und heiter war, so machten wir der Bai

*) Sopeka ist der Name, der in Kamtschatka einem erloschenen Vulkan gegeben wird.

einen zweiten Besuch, und ich fand durch meinen Kompaß, daß die Karagschieinsel gerade südöstlich von der Mitte derselben liegt. Diese Insel soll an hundert und fünfzig Werste in der Länge und fünfzig in der Breite messen. Rennthiere, schwarze und rothe Füchse und Wölfe sind die Thiere, die man am Häufigsten auf derselben trifft; überhaupt giebt es Wild im Ueberfluß, auch einige treffliche Wiesengründe, so wie vorzüglich gutes Zimmerholz. Früher war sie von Rennthier-Koräki's und Kamtschadalen bewohnt, die aber durch die Pocken vernichtet worden sind, mit Ausnahme von einem halben Dutzend Familien, die auswanderten und sich auf der Halbinsel nieder ließen. Die Rennthiere, die ihre Herren verloren hatten, wurden wild, und die Insel ist jetzt in Menge mit denselben versehen. In den Sommermonaten kommen die Bewohner von Karagschie und andern Ostrogs in der Nähe hieher auf die Jagd und den Fischfang, und sammeln die Zähne des Walrosses oder See-Elephanten.

Mein Kojurschik war völlig wieder hergestellt, und wir beurlaubten uns daher am 8 bei unserem freundlichen Wirth und waren im Begriff, unsere Abreise anzutreten, als er sagte: „Ich nehme noch keinen Abschied von Ihnen; denn ich bin entschlossen, Sie eine Strecke zu begleiten, und habe bereits eine Sanka mit einem Theil Ihres Gepäcks beladen, um Ihre Schlitten etwas zu erleichtern.“ Alle Vorstellungen, die ich ihm machte, waren umsonst; er wollte uns seine Dankbarkeit dafür bezeugen, daß ich einige Rubel für ihn bezahlt hatte, die er an seinen Steuern noch rückständig war. Der Toyun von Gowenskoi, ein Koräkifürst von bedeutendem Einflusse auf der Nordküste, so wie der Toyun von Eraschka, schloß sich gleichfalls an uns an, und wir bildeten daher eine beträchtliche Gesellschaft, als wir aufbrachen und uns nach Timlati in Bewegung setzten, wo wir noch in der Nacht desselben Tages ankamen, nachdem wir eine Strecke von fünfzig Wersten zurückgelegt hatten.

Timlatie liegt an einem Flusse, der sechzig Werste von hier in den Timlatskobeegen entspringt, und sich dicht bei der Ostrog in in eine weite Bai ergießt. In der Entfernung von achtzig Wersten sieht man gerade dieser Bai gegenüber die Werkoturskoy-Insel, die ungefähr dreißig Werste im Umfange hat und von Füchsen, Ottern, Seehunden und ähnlichen Seebewohnern in Menge angefüllt seyn soll. Sie hat wenig Holz und keine größeren Flüsse, doch enthält sie mehrere Quellen, die Bäche zur See senden und im Sommer Fische im Ueberfluß liefern. Ehe wir zu Timlati ankamen, bemerkten wir an der Ungeduld und Unruhe unserer Hunde, daß Rennthiere auf diesem Wege gewesen, und bei unserer Ankunft hörten wir, daß eine Anzahl Rennthier-Koräki's irgend wo auf der Ebene vor uns gelagert seien. Früher war zu Timlati eine Ostrog, von der aber gegenwärtig nur eine einzige elende Hütte mit einer kleinen verarmten Familie übrig geblieben ist, so daß es viele Mühe kostete, ehe wir alle unser Unterkommen fanden. Unser Wirth, so ärmlich er auch aussah, tischte uns doch Fische, Wild und Beeren zum Nachtessen auf, und verkaufte mir eine hübsche neue Parka, die sein Weib gemacht hatte, gegen Taback, woran er sehr Mangel litt. Als ich einige Kleidungsstücke und ein Paar Nadeln für die Frauenzimmer hinzufügte, war er vor Freude außer sich.

Friedrich Winsor.

Am 19 Mai starb zu Paris in dem acht und sechzigsten Jahre seines Alters Friedrich Albert Winsor, der Mann, von welchem zuerst die Verwendung des Gases zu der Beleuchtung ganzer Straßen und Städte ausging. Bereits im J. 1803 machte Winsor die ersten öffentlichen Versuche seiner Entdeckung im Lyceum in London und auf dem Strand; später erleuchtete er am Geburtstage des Königs von England den Garten Carlton Palace im St. James Park, und im J. 1810 eine Seite von Pall Mall, von dem Hause aus, welches er damals in jener Straße bewohnte. Sein Haus stand viele Jahre lang Jedem, der sich von der Zweckmäßigkeit seiner Plane überzeugen wollte, offen; es war das erste, welches durchaus mit Gas beleuchtet wurde. Mit unveränderlichem Eifer kämpfte der ehrenwehrte Mann, die Vorurtheile zu überwinden, welche der allgemeinen Annahme seiner Entdeckung entgegen standen. Endlich gelang es ihm, im Jahre 1812 eine Gesellschaft zur Ausbreitung und Anwendung der Gasbeleuchtung zusammen zu bringen; da er indessen versäumte, sich von dem Gewinn, der bald hieraus hervorging, einen gebührenden Antheil zu sichern, so zerstörte er seinen eigenen Wohlstand, indem er den Reichthum so manches Andern begründete. Dasselbe begegnete ihm bei der Stiftung der Gasgesellschaft zu Paris im J. 1815; und der Mann, welcher seinem Vaterlande und der Welt so wichtige Dienste leistete, mußte seine Tage in Kummer und Sorgen enden. Winsor war ein geborner Deutscher.

Der Acker- und Gartenbau-Verein auf Neu-Süd-Wales

hielt am letzten Okt. vor. J. seine jährliche Versammlung, worin der Präsident, Sir John Jamison, einen umfassenden Bericht über die landwirthschaftlichen Fortschritte in dieser Kolonie vortrug. Die Feldarbeit, bemerkte er, verbessere sich; die Haue weiche dem Pflug, und durch tieferes Pflügen der alten, zum Theil ausgemergelten Grundstücke bringe man neuen Boden hervor. Die Zahl der Tabakpflanzungen nahm zu, und der Ertrag zeigte sich so vortheilhaft, daß, troz der Trockenheit des letzten Sommers, welche die Getraideernte sehr beeinträchtigt hatte, auf fünf Meiereien dreißig Tonnen von vorzüglicher Qualität gewonnen wurden. In günstigen Jahrgängen, meint Sir John, würde der Tabaksbau, zu 6. Den. das Pf. Blätter, vortheilhafter seyn, als der Buschel Waizen zu 10 Schill.; es käme nur darauf an, daß die Regierung ihn durch eine Prämie ermunterte, so müßte die Kolonie bald im Stande seyn, mehrere Schiffsladungen auf die englischen Märkte zu senden. Der Zuckerbau ist dagegen im Abnehmen, hauptsächlich weil es an Manufakturen gebricht; wohl möglich, daß Opium, da der Mohn vortrefflich gedeiht, ein besseres Geschäft abgiebt. Ein Versuch damit ist vor der Hand gemacht. Die Baumwollenpflanzungen übertreffen alle Erwartung; die Wolle ist von ausgezeichneter Qualität, und die ersten drei Säcke, die nach England kamen, wurden in Liverpool zu 10¼ bis 11½ Den. verkauft; man rühmt ihre gute Farbe und Reinheit, ihren langen und starken Faden und ihre seidenartige Textur. Wenn die Oelbäume so gute Frucht bringen, als sie wunderherrlich wachsen, so ist auch dieser Kulturzweig viel versprechend. In dem botanischen Garten zu Sydney befinden sich sechzehn der besten europäischen Arten; mehrere Exemplare davon sind in drei Jahren bis zu einer Höhe von 20 F. aufgeschossen, und tragen bereits. Vom Weinbau, obwohl er bis jezt vernachläßigt ist, läßt sich wenigstens so Viel sagen, daß Boden und Klima ihn sehr begünstigen. Die angelegten Weinberge stehen schön, aber die Kolonisten verstehen, leider! die Behandlung der Rebe nicht. Endlich kommt Sir John auch noch auf die Viehzucht zu sprechen. Pferde und Schafe lassen Nichts zu wünschen übrig. Die erstern sind in der ganzen südlichen Hemisphäre, was Schönheit, Haltung, Geschwindigkeit, und sichern Tritt betrifft, unerreicht; sie dürften mit der Zeit ein wichtiger Handelsartikel werden; im vorigen September wurden schon 10 Stück nach Calcutta verkauft. In Bezug auf die Schafe beruft sich der Präsident auf einen Brief aus England, worin es heißt: „Was vor zwanzig Jahren Sachsen war, ist gegenwärtig Neu-Süd-Wales und Vandiemensland, mit dem unberechenbaren Vortheil, daß hier Alles durch natürliche, statt dort durch künstliche Mittel geht; denn es ist Thatsache, daß die reinsten sächsischen Schafe, von denen einige nur drei Jahre in der Kolonie waren, durch den Einfluß des Klima's allein an Feinheit des Vließes bedeutend gewannen.“

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 192. 11 Juli 1830.

Georg IV.

(Fortsetzung.)

Eine förmliche Trennung fand nach den vorangegangenen Erklärungen bald Statt. Man kennt die Beschuldigungen, welche gegen den Prinzen wie gegen seine Gemahlin erhoben wurden, und wirklich war kein Theil frei von Schuld; jedenfalls aber möchte *die Wahl*, welche Georg III für seinen Sohn traf, im Voraus *sehr unglücklich* angelegt gewesen seyn. Die Prinzessin wurde diesem mit die Wirklichkeit unendlich überbietenden Farben geschildert; was ein großes Unrecht gegen sie und gegen ihn war. Er erkor sie zur Gemahlin, weil ihm Dieß als das einzige Mittel *bezeichnet* ward, sich von seinen Schulden zu befreien. Wer hätte bei einem solchen Anfang auf Glück, ja nur auf Frieden hoffen mögen? Die unglückliche Verbindung, welche der Parteigeist auf eine sehr bittere Weise benutzte, machte Georg IV mehrmals als Prinz von Wales, Prinz Regent und König unpopulär; nicht sobald aber war durch den Tod der Königin Karoline der Vorwand, dessen man sich zur Aufstiftung bedient hatte, weggefallen, als der wahre Charakter des Königs, jeder ferneren Mißdeutung enthoben, stets im Genuß großer Popularität blieb.

Von den ehelichen Verhältnissen des Prinzen müssen wir noch einmal zu den Jahren 1788 und 1789 zurückkehren, in welchen Georg III zum ersten Mal von der Krankheit befallen war, die später bis zu seinem Tode anhielt. Die damalige Opposition, an deren Spitze Fox stand, gab sich alle Mühe eine unbeschränkte Regentengewalt für den Prinzen von Wales zu erhalten, indem sie dieselbe als ein dem Thronfolger zustehendes Recht in Anspruch nahm; diese Behauptung wurde jedoch von dem Premier-Minister Pitt siegreich bekämpft und eine bedeutende Majorität im Parlament erklärte sich auf seinen Antrag für die beschränkte Regentschaft; das irische Parlament dagegen erkannte mit großer Majorität auf unbeschränkte Gewalt. Dieser schneidende Unterschied zwischen den beiden gesetzgebenden Körperschaften war es, was sofort auf den Gedanken der Union führte, die später von demselben Minister ins Werk gesetzt wurde. Hätte die Krankheit des Königs angehalten, so würde das Ministerium gänzlich umgeändert worden, und Fox mit seiner Partei ans Ruder gekommen seyn.

Im Jahr 1811, wo Georg III in jenen unglücklichen Zustand zurücksank, kam die Sache von Neuem zur Sprache. Um diese Zeit existirte das irländische Parlament längst nicht mehr; Perceval aber, der damalige Premierminister, und dessen Anhang trugen abermals auf eine Beschränkung der Regierungsrechte an, welche denn auch mit beträchtlicher Majorität in beiden Häusern durchging; doch erhielt der Prinz schon damals den Titel Prinz-Regent. Bereits im Jahr 1812 hörten indeß alle Restriktionen auf, und der Regent blieb von da an fortwährend im Besitz der ganzen einem König von England zustehenden Gewalt. Bei noch beschränkter Regierung hatte er nicht das Recht gehabt, neue Pairs zu ernennen oder einem Pair eine höhere Würde zu verleihen; den ersten Gebrauch, den er von seiner Vollgewalt machte, war die Erhebung des damaligen Lords Wellington zum Pair, als Belohnung seiner in Spanien geleisteten Dienste.

Früher hatte Georg III das wiederholte Ansuchen des Prinzen, ihm einen militärischen Rang zu verleihen, stets zurückgewiesen, so daß dieser bloß Obrist des nach ihm benannten Regiments war. Bei Erneuerung der Feindseligkeiten mit Frankreich im Jahr 1803, nach welcher man sich auf eine Invasion gefaßt halten mußte, äußerte er den Wunsch, einen seinem Stande entsprechenen Militärposten zu erhalten, abermals aufs Drängendste, und es fand über diesen Gegenstand eine lange Korrespondenz zwischen ihm, dem König, dem Herzog von York, welcher damals General en Chef der englischen Armee war, und dem Premierminister Attington Statt, die später bekannt gemacht wurde. In einem Brief an den König, „seinen natürlichen Advokaten,“ wie er denselben nennt, äußert sich der Prinz mit besonderem Feuer:

„Ich verlange die Erlaubniß, die beste Kraft meines Charakters entwickeln, den letzten Blutstropfen für die Sicherheit von Ew. Maj. Person, Krone und Würde vergießen zu dürfen; denn dieß ist kein Krieg um Macht, Ruhm oder Herrschaft, sondern um die Existenz. Die niedrigsten und letzten von Ew. Maj. Unterthanen sind in diesem Kampfe aufgerufen worden; es würde also mir, dem ersten, der am Fuß des Thrones selbst steht, übel geziemen, wollte ich ein friedlicher, müßiger, lebloser Beschauer des Unsterns seyn, welcher uns bedroht, unbekümmert um die Gefahr, welche uns umringt, und gleichgültig gegen die Folgen, welche aus derselben entspringen dürften. Hannover ist verlo-

ren — England mit einer Invasion bedroht — Ireland in der Empörung — Europa zu Frankreichs Füßen. In solchem Augenblick wagt es der Prinz von Wales, der keinem Ihrer Diener an Treue und Ergebenheit nachsteht, — keinem Ihrer Unterthanen an Pflichteifer — keinem Ihrer Kinder an Zärtlichkeit und Liebe — Ihnen nahe zu kommen und das bereits von Ew. Majestät Ministern vorgetragene Anliegen zu wiederholen. Eine Empfindung edler Ehrbegierde, ein Gefühl Dessen, was ich mir selbst und meiner Familie schuldig bin, und vor Allem die Befürchtung, in der Achtung des tapfern Heeres zu sinken, welches Ew. Maj. Krone zur Stütze dienen wird, und meine Hoffnung für die Zukunft ist —: all Dieß heißt mich auf meinem Verlangen beharren, und Ew. Maj. in aller Ehrfurcht und Unterwürfigkeit zu versichern, daß mich, wie ich die Gerechtigkeit meiner Forderung kenne, keine menschliche Macht jemals von derselben abbringen wird. Gestatten Sie mir den Ausdruck, Sire, daß ich zu der Art, wie ich hier vor denselben auftrete, genöthiget bin durch jeden Beweggrund, der mir als Mann theuer, als Prinz heilig seyn muß. Soll ich mich nicht rühren in einem Augenblick beispielloser Schwierigkeiten und Gefahr? Soll ich an der Ehre des Sieges nicht Theil nehmen dürfen, wenn die Besiegung mich um Alles bringen kann? Die höchsten Stellen im Kriegsdienste Ew. Majestät sind durch jüngere Glieder der königlichen Familie eingenommen; nur mir ist kein Posten zugewiesen; ich werde nicht für würdig geachtet, auch nur der jüngste Generalmajor in Ihrem Heere zu seyn. Könnte ich mich einer so unwürdigen Lage schweigend unterwerfen, so würde ich eine solche Behandlung in der That verdienen, und zum Triumph Ihrer und meiner Feinde beweisen, daß ich desjenigen Wirkungskreises vollkommen unfähig sey, zu welchem mich meine Geburt und die augenblicklichen Zeitumstände laut berufen. Mir, der dem Thron so nahe steht, kann keine Erniedrigung widerfahren, ohne daß die Königswürde selbst verletzt wird; ich kann in der allgemeinen Meinung nicht sinken, ohne daß Ew. Majestät selbst an meiner Schmach Theil nimmt. Darum veranlaßt mich eben so sehr das persönliche Gefühl als die Pflicht fürs Allgemeine, Ew. Maj. zu ersuchen, Ihren Beschluß zu ändern und mir diejenige Stellung zu ertheilen, welche zu fordern die Zukommenheit meines Ranges, das Beispiel meiner Vorfahren, die Erwartungen des englischen Volkes mir ein Recht geben."

Trotz der Wärme dieser Forderung ward dem Wunsch des Prinzen nicht willfahren, daher er um jene Zeit ein besonders eifriger Opponent gegen das Ministerium war, und nicht zum Besten mit dem Könige stand; später fand jedoch eine Versöhnung zwischen Vater und Sohn Statt; und als er im Jahr 1811 zur Regentschaft kam, behielt er ganz gegen seine Neigung im Jahr 1789, wo er bei unbeschränkter Gewalt die Opposition ins Ministerium gerufen haben würde, die politische Partei bei — (Pitt selbst, wie sein großer Gegner Fox, waren seit einigen Jahren todt) — und die Opposition sah sich in ihren Erwartungen etwas getäuscht. Die Gründe, welche für diesen Entschluß des Königs angeführt wurden, waren sehr verschieden;*) ehrenvoll für ihn, wenn sie begründet ist, wäre die Behauptung, er habe als Prinz-Regent sich so viel möglich den Ansichten seines noch lebenden Vaters fügen wollen. Vor Allem übrigens möchte zu bedenken seyn, daß der Prinz im neunundvierzigsten Jahre in Bezug auf sehr viele Personen wohl anders dachte, als im siebenundzwanzigsten, und daß überdieß die Minister zur Zeit, wo er die Regentschaft übernahm, durch den glücklichen Fortgang des Kriegs populär waren, während die Opposition, deren trübe Prophezeyungen in gar manchen Beziehungen durch die Ereignisse widerlegt wurden, von ihrem Ansehen beim Volk Viel verloren hatte. Sey indessen die bewegende Ursache gewesen, welche sie wolle, jedenfalls war die Beibehaltung des Ministeriums eine populäre Maßregel. Populär für den unmittelbaren Augenblick und staatsklug mochte denn auch die Ansicht seyn, in welcher im Sinn eben dieses Ministeriums nach den Triumphen bei Waterloo die englische Großmuth demjenigen Manne versagt ward, welcher durch Ansprache derselben Englands Ehrgefühl und Englands Glück die höchste aller Huldigungen brachte: — edel, königlich, wird eine solche Zurückweisung die Nachwelt niemals nennen. Am 2 Mai 1816 vermählte sich das einzige Kind des Prinzen von Wales, die Prinzessin Charlotte, mit Prinz Leopold von Sachsen-Koburg, dem Mann ihrer eigenen Wahl, und mit Freude sah die Nation der Hoffnung zu einem Thronerben entgegen; aber der sehnlich erwartete Prinz ward am 6 November 1817 todt geboren, und schon nach wenigen Stunden folgte die Prinzessin ihrem Sohne in's Grab. Nach einander folgten diesem traurigen Ereigniß der Tod der Königin Charlotte, des Herzogs von Kent und endlich, am 29 Januar 1820, der Tod des Königs selbst, in dessen Folge der Prinz am 31 desselben Monats zum König ausgerufen ward. Beinahe unmittelbar nach der Thronbesteigung befand er sich geraume Zeit bedeutend unwohl, wie denn überhaupt sein inneres und äußeres Leben von Leiden, dem allgemeinen Erbtheil der Menschen, keineswegs verschont blieb.

(Schluß folgt.)

*) Vergl. hierüber den Aufsatz: der englische Hof und das Cabinet. Ausland S. 21.

Abenteuer in Newfoundland.

2. Der newfoundländer Hund.

Von schöner Natur war an den Küsten, längs denen wir hin segelten, Wenig wahrzunehmen. Farmer's Eiland lag zu unserer Rechten, das feste Land zu unserer Linken; von beiden Seiten starrten uns kalte, steile, düstre Felsengestade an, hier kahl und unfruchtbar, dort bedeckt mit Wachholder, Haide oder Pechtannen, den einzigen Gegenständen, welche einiges Leben auf das öde Revier der Wasser warfen. Einzelne nackte Felsen ragten malerisch empor aus dem Schaum der Wogen; das Ganze aber bot ein schauerliches und abstoßendes Gemälde dar; so daß ich mich gerne zur Betrachtung der lebenden Wesen neben mir wandte.

„Welch ein edles Thier dieser Cabot ist!" sagte ich zu seinem Herrn; „Ihr wurdet gestern in einer interessanten Anekdote unterbrochen, die Ihr von der Klugheit Eures Hundes uns zum Besten geben wolltet."

„Hm!" erwiederte der Alte stolz; „der darf sich nicht schämen,

wenn er von seinen Thaten erzählen hört. Er begreift jedes Wort, das ich sage, und wenn er könnte, würde er sprechen. Ich zog ihn von der Mutter auf, fütterte ihn groß und schöpfte ihm seinen Namen. Ich liebe ihn wie ein Kind, und er ehrt mich wie einen Vater. Nun was ich sagen will, mein armer Ben und ich fischten eines Tags auf der Bank, und Cabot befand sich wie gewöhnlich an Bord. Ich nehme ihn gerne mit, denn er versteht sich aufs Wetter, hält für mich Wacht und schmiegt sich an mich und wärmt mich mit seinem Pelz, wenn wir zusammen heimfahren; natürlich, wenn er nicht zu naß ist, in welchem Fall er die Schicklichkeit hat, allein zu liegen. Auf dem Verdeck giebt er auf den Wind Acht, und wenn ein Stoß kommt, so bellt er ihm frisch ins Gesicht, erspäht er aber einen schlafenden Wallfisch, so ist er mäuschenstill. Einen Eisberg entdeckt er durch den Nebel, und den Frosthauch, der davon herweht, unterscheidet er so gut als irgend ein Christ. Ueberhaupt hält er es in allen Dingen mit einem Christen: er speist seinen gesottenen oder gebackenen Fisch, je nachdem wir's eben für ihn haben; er fällt nicht roh darüber her, wie die unsaubern Wilden, welche das Feuer zu Nichts zu gebrauchen wissen, als zum Zünden, außer wenn er einmal Lust bekommt, eine Stockfischzunge aus meiner Hand zu verzehren, oder einen Flünder zu verschlucken, den er zu seiner Unterhaltung in dem seichten Wasser an der Küste mit seinen Füßen aufstöbert und jagt, bis er ihn fangt. Damals zogen wir die Fische zu Hunderten heraus; die See wimmelte von Kabeljauen. Es war Ende Mai's, und wir hatten bereits unsere zehntausend Stück für die Prämie gefangen. Es ging bei uns lustig her; Cabot wünschte nur Hände zu haben, um uns auch zu helfen und mit den Angeln umzuspringen trotz einem alten Seemann. Urplötzlich packte eine Angel an der Leine, die ich betheeren wollte, mein Uhrband und zerrte mir die Uhr aus der Tasche — eine kleine, goldene, doppelhäusige, flache, französische Uhr, die so regelmäßig lief als der Golfstrom. Das Band zerriß halb durch den Stoß und weit von der Angel weg flog die Uhr. O meine Uhr! Meine Uhr! rief ich. Den Salmsprung sehen, den sie über die Kanonenlage that, meinen Schrei hören, und sich kopfüber dem glänzenden Köder nachstürzen — dieß Alles war bei Cabot ein Augenblick. „Ach, armer Cabot!" sagte ich, „Gold sinkt schneller als du tauchen kannst, und auf den Grund hinab ist es für dich hier zu tief." Nicht lange, so hob Cabot sein Haupt wie eine Otter aus dem Meer, einen schönen, zappelnden Kabeljan im Mund. Ben half ihm und dem Kabeljan in das Boot. „Du hast die Zunge wohl verdient, braver Bursche," sagte ich, indem ich sie ihm ausschnitt und den Fisch dem Auswaider zuwarf. Cabot wollte die Zunge nicht, sondern sprang auf seine Prise zu. Ben und ich begaben uns wieder an unsere Arbeit, wie zuvor, als wir auf einmal ein wüthendes Gebell hörten und den Auswaider ihm mit dem Messer drohen sahen. „Was soll Das, Cabot?" sagte ich, „ruhig, Freund!" Allein er lärmte nur desto ärger. „Wagt Ihr, den Hund zu reizen?" sagte Ben. „Bei meinem Eid, ich rührte ihn nicht an," erwiederte der Auswaider zitternd. „Ihr lügt," sagte Ben, indem er den Burschen beim Arm faßte; „er bellt Niemand um Nichts an, und um die Sache wieder gut zu machen, zieht Ihr Euer Messer gegen ihn." So wie Ben des Burschen Arm hält, (denn mit Schneidwaffen läßt er sich nicht gern ein) fährt Cabot dem Schelmen an die Brust, reißt ihm das Wams auf, und siehe da! meine Uhr und Cachets fallen aufs Verdeck. Cabot bemächtigt sich ihrer und händigt sie mir ein unter Freudensprüngen. Wir küssen ihn Alle, Ben versetzt dem schmutzigen Kuttelschinder (gut-plucker) einen Tritt und Cabot bellt ihn zum Schiff hinaus. Ich untersuchte den Kabeljan nachher und fand, daß er ihn am Schwanz gefangen hatte, wahrscheinlich indem der Fisch den harten Körper, den er zu hastig hinabgeschlungen wie gewöhnlich kopfunter wieder von sich geben wollte; denn (mit Eurer Erlaubniß) sie erbrechen sich so natürlich als ein Alderman. Ich ließ die Uhr in St. John's putzen — hier ist sie, sie läuft so gut wie immer; aber wenn ich fische, kehre ich meine Cachets einwärts. Ha! seht, Cabot versteht, wovon die Rede ist," fuhr er fort, als das verständige Thier das Uhrenband in den Mund nahm und damit spielte, während es seinen Herrn stolz anblickte; „Cabot hat, als er mit mir auf Cap St. John sich befand, französisch genug sprechen gehört, um ein gut Theil dieser Sprache zu verstehen."

„Ich will ihn auf die Probe stellen," sagte ich, indem ich zu Hrn. English gewandt bemerkte: Le ciel promet l'orage contre le vent! Y a-t-il de l'apparence des rafles aujourd'hui?"

Cabot sprang rasch auf, legte seine Pfoten auf die Kanonenlage, schnuffelte in die Luft und richtete seine Augen nach den Wolken über Farmers Eiland in gut seemännischer Manier; hierauf uns Allen in die sorglosen Gesichter schauend schien er, indem er gähnend sich zwischen Simons Füßen wieder niederließ, mit einem Ausdruck von Verachtung in der Miene bei sich ausgemacht zu haben, daß keine Gefahr von Sturm vorhanden sey. „Ich will ihn noch einmal probiren," sagte ich, indem ich Simon fragte: Y a-t-il sur cette côte des bons endroits pour prendre terre? Die Augen des Hundes wandten sich instinktmäßig nach der Küste, er schien jedoch seines Herrn Antwort abzuwarten: „Oh non! Mais au-delà de la pointe prochaine la terre est plus unie, et nous pouvons débarquer de-tems en tems pour chercher ces gros pitauds les Esquimaux." Simon, der Viel von der Lebhaftigkeit der Gebehrde besaß, die ein unerläßlicher Theil der Sprache scheint, die er redete, konnte nicht umhin, bedeutungsvoll nach dem Vorgebirge zu zeigen, das man zu umsegeln im Begriff stand, und einen hohen Grad von Bitterkeit in seine kurze Bemerkung über die armen Eingebornen hineinzulegen. Offenbar entging Beides dem Hunde nicht, er stand auf, als ob er den Tagsbefehl bekommen hätte, sich zum Dienst gerüstet zu halten. Seine Neugierde stieg und er rannte auf dem Schiffe herum mit starr gehefteten Augen auf das verheißene Land von seines Herrn Erbfeinden.

„Das Wort Eskimo, sagte Hr. English, macht auf ihn einen großen Eindruck; mich dünkt, er theilte die Abneigung seines Herrn. Es jagt ihn auf, wie der Ruf Reunuhl (Bär) einen Eskimohund."

Der alte Mann schien durch diese Vergleichung nichts weniger als geschmeichelt. „Was für eine Aehnlichkeit findet Ihr denn zwischen diesem edlen Burschen und einem ihrer heulenden, diebischen, halbverhungerten, bissigen Köter? Ein Mittelding von Wolf und Fuchs!"

(Fortsetzung folgt.)

Auswärtige Journalistik in Rußland.

Was der Kaiser Alexander, was Nikolaus für die Aufklärung, für die Verbreitung und Förderung der Wissenschaften in ihrem Reiche gethan, wie sie Schulen, Universitäten, Akademien, Bildungsanstalten aller Art gegründet, gehoben, mit kaiserlicher Freigebigkeit bedacht, Bücherschätze, Handschriften angekauft (unter den vielen sey nur die hauboldsche, wenksche, tolstoische Sammlung genannt), wie sie große literarische Unternehmungen unterstützt (für Ledebour's Icones plantarum novarum vel imperfecte cognitarum floram rossicam, imprimis altaicam, illustrantes 1829 unterzeichnete Kaiser Nikolaus 60,000 Rubel), wie sie Schriftsteller aufgemuntert, belohnt; alles Das hat die Gegenwart bewundert, wird die späteste Folgezeit noch dankbar anerkennen. Um so mehr muß es befremden, daß unter so hochsinnigen Regierungen doch eines der wirksamsten Hülfsmittel für geistige Kultur, für die Pflege und Fortbildung der Wissenschaften durch große Vertheuerung sehr erschwert, ja der unerschwinglichen Kosten wegen den meisten, fast allen vereinzelten Gelehrten ganz entzogen ist — die Journalistik des Auslandes. Während Alexander sich und sein Kaiserhaus einer strengen Anwendung der Zollordnung von 1819 unterwarf *), davon aber höchst liberal die Hochschulen seines Reichs entband, und den Professoren eine zollfreie Einfuhr für den Belauf von 2000 Rubel S. Münze gestattete, wurde unter ihm das Verschreiben ausländischer Zeitschriften ein Monopol der Post und für sie eine ergiebige Einnahme. Während Nikolaus, nicht weniger liberal, noch kürzlich den Professoren das Einbringen ihrer Bibliotheken ohne Einschränkung und Verzollung bewilligte, besteht jenes die Literatur drückende, das wissenschaftliche Fortschreiten hemmende Verhältniß fort. Aber gewiß wollte keiner dieser erhabenen Beschützer der Aufklärung ein Solches, und um so weniger ein Solches, als die Regierung weder in- noch ausländische Tagesblätter im Mindesten besteuert, was doch in so vielen andern Staaten geschieht. Einige Vortheile sind dabei den Postbeamten, und vollends den russischen, die sich durch Feinheit, Gefälligkeit, Ordnung und Pünktlichkeit gar sehr vor denen mancher anderer Länder hervorthun, und geringer als diese besoldet sind, allerdings zu gönnen: sie werden ja durch das Verschreiben und posttägliche Austheilen der Zeitungen und Journale vielfach bemüht. Mögen die politischen immerhin zu ihrem Besten belastet werden! Die einheimischen gnügen; wer Mehr von den Tagesneuigkeiten wissen will, mag auch Mehr bezahlen. Dasselbe gilt auch von den Unterhaltungsblättern: sie sind ja nur Luxusartikel für das geistige Leben. Ohnehin sorgen die öffentlichen Gesellschaften für beide, und können mit vereinten Kräften den Aufwand bestreiten, obwohl eine jährliche Ausgabe von Tausenden auch ihnen schwer wird; aber doch keinenfalls eine Vertheuerung der reinwissenschaftlichen Zeitschriften, keine Begünstigung einzelner Staatsdiener zum offenbaren Nachtheil für die Heilkunde, Rechtsgelahrtheit, Theologie, Naturwissenschaften u. s. w.! Für den Privatmann wird die Sache zu kostbar; so Mancher bleibt bei dem regsten Streben doch dadurch in seinen Studien zurück, indem viele Zweige des menschlichen Wissens gerade jetzt ganz vorzüglich durch Journale bearbeitet, neue Entdeckungen und Erfahrungen am Schnellsten durch sie ein Gemeingut der Gelehrten werden. Warum Solches ihnen vorenthalten? Warum sie auf der wissenschaftlichen Bahn zurückdrängen und das Ausland einen Vorsprung nehmen lassen? Der Geldgewinn einzelner Beamten kann nicht die geistigen Einbußen eines ganzen und gemeinnützigen Standes aufwiegen, und mit ihnen verliert der Staat. In Rußland behauptet man, Preußen trage daran die Schuld, es habe das memelsche Postamt in in einem Jahre 12,000 Rthlr. an den Tagesblättern und Zeitschriften, die für Rußland verschrieben worden, gevortheilt; Preußen gewinne am Meisten von der Vertheuerung. Ist Dem so, so wird gewiß der König, mit dem russischen Reich innig befreundet, mit dessen Kaiserhaus eng verbunden, nicht anstehen, jener lästigen Besteuerung abzuhelfen, und darin von seinem hochverdienstlichen Generalpostmeister unterstützt werden. Ist Dem nicht so, und der Uebelstand nur in Rußland, so wird die Humanität des Kaisers ihn bald heben. Daß aber so oder so Abhülfe Noth thut, daß nicht ohne Grund über jene literarischen Entbehrungen geklagt wird, zeige die hier beigefügte Uebersicht der Preise, welche im Jahre 1819 und 1830 den russischen Postämtern für ausländische Zeitblätter gezahlt werden mußten: man wird zugleich aus ihr die Steigerung der Preise im Verlauf von zehn Jahren entnehmen können.

*) Der Allerhöchste Befehl vom 18 December 1819 verordnet, „daß alle vom Auslande in Rußland eingeführten Waaren nur nach Visitation und Erlegung der Zollabgaben durchgelassen werden sollen, und zwar, wie der unumschränkte Selbstherrscher aller Reußen wörtlich hinzusetzt: „ohne die „geringste Ausnahme, wem sie auch immer angehören mögen, und wenn „sie auch selbst für den Allerhöchsten Hof und für mich selbst oder für „die kaiserliche Familie verschrieben würden.“ Dagegen gestattet desselben Monarchen Statut der kais. Universität Dorpat von 1820, §. 5, daß sie sich ihren ganzen wissenschaftlichen und artistischen Bedarf zollfrei kommen lassen kann; die Kisten werden nur an der Gränze plombirt und erst in Dorpat geöffnet. Ein gleiches Vorrecht genießen auch die andern Hochschulen und die Akademie der Wissenschaften.

Preise der Tagesblätter und Zeitschriften in Rußland.

	Silberrubel.		
	1819	—	1830.
A. Politische.			
Hamburger Korrespondent	18	—	21
auf feinem Papier	—	—	27
Haude-Spenersche Zeitung	14	—	18
auf feinem Papier	—	—	24
Vossische Berliner Zeitung	14	—	18
auf feinem Papier	—	—	24
Börsenhalle	23	—	—
Preiscourrant	23	—	—
Sundliste	39	—	—
Allgemeine Zeitung	24	—	28
Neuer rheinischer Merkur	25	—	—
Oppositionsblatt	23	—	—
Moniteur	87	—	—
Journal de Paris	52	—	—
Morning Chronicle	165	—	—
Morning Post	165	—	—
Public Ledger	165	—	—
Times	165	—	—
Neue politische Annalen	—	—	21
Oesterreichischer Beobachter	—	—	40
Preußische Staatszeitung	—	—	16
Hamburger politisches Journal	—	—	22
London Chronicle	105	—	—
London Evening Post	105	—	—
B. Unterhaltungsblätter.			
Zeitung für die elegante Welt	17	—	21
Morgenblatt	24	—	32
Abendzeitung	21	—	28
Gesellschafter	17	—	22
Freimüthige	—	—	20
Berliner Konversationsblatt	—	—	23
Leipziger Modezeitung	—	—	22
Musikalische Zeitung	—	—	16
C. Wissenschaftliche.			
Leipziger Literaturzeitung	18	—	21
Justiz- und Polizey-Fama	17	—	—
Salzburger med. Zeitung	26	—	—
Jenaische Literatur-Zeitung	19	—	22
Ergänzungsblätter	14	—	17
Göttinger Anzeigen	17	—	20
Hufelands Journal	—	—	25
Allgemeine Schulzeitung	—	—	19
Archiv der Statistik, Geschichte und Kunst	—	—	30
Hallische Literatur-Zeitung	—	—	20
Ergänzungsblätter	—	—	14
Berliner Jahrbücher der Kritik	—	—	26
Allgemeines Repertorium der neuesten in- und ausländischen Literatur	—	—	20

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 193. 12 Juli 1830.

Cairo.

Gesundheitsverhältnisse, Gewerbsfleiß, Handel und Bauwerke.

Richtet die Pest nicht jährlich Verheerungen an, so wüthet sie doch mehr oder weniger alle vier bis fünf Jahre; die Franken allein entgehen ihr durch ihr völliges Abschliessen von den Einwohnern. Als die mörderischeste führt man die Pest unter Aly Bey und die unter Ismael Bey an. Im Jahr 1801 verlor Cairo während zwei Monaten 3 bis 400 Menschen täglich; an einem einzigen Tage starben bis 90 französische Soldaten. Viele starben an der Ruhr, und eine Menge Kinder an den Pocken. Am Gewöhnlichsten ist in Cairo die Augenkrankheit, wenigstens ein Viertel der Einwohner trägt ein Auge verbunden. Ein Hauptgrund von dem letztern Uebel ist der außerordentliche *Temperaturwechsel*, welchem sich die Einwohner aussetzen; denn wiewohl die Nächte in Vergleich mit den Tagen kalt sind, schlafen jene häufig unter freiem Himmel. Auf der Insel im N der *Bulak-Insel* hatten die Franzosen ein Lazareth angelegt, um das in Alexandria eingerichtete Heilsystem zu vervollständigen. Noch widersetzt sich in Egypten der Fatalismus der Erneuerung einer solchen Anstalt.

Natürlich läßt sich der Gewerbsfleiß der Bewohner Cairo's nicht mit dem europäischen vergleichen; indessen sind sie geschickt in mehreren ihrem Bedürfniß näher liegenden Künsten. Die Arbeiter haben eine merkwürdige Gewandtheit und besonders Schnelligkeit, wiewohl sie fast immer sitzend arbeiten. Sie sticken auf Leder und verfertigen schöne Matten, ihre Bortenwirkerei ist sehr mannigfaltig; sie drechseln ziemlich gut Holz, Elfenbein, Bernstein zum Verzieren der Fenster, für Hausgeräthe, Pfeifen. Ihre übrigen Arbeiten sind mittelmäßig. Die Goldarbeiter und Dattelbranntwein-Fabrikanten sind Christen. Als wichtigste Fabrikate nennen wir Branntwein, Oel, Essig, Salmiak; gesponnene und gewobene Stoffe von Lein, Seide, Wolle, Pferdehaar, Baumwolle; Filz, Gürtel, große Körbe von Binsen oder Stroh, Leder und Saffianarbeit; Gold- und Silberarbeit mit Edelsteinen; Rosenwasser; gefärbtes und geglänztes Gewebe und Strickwerk; Kohlen-, Kalk-, Gyps-Oefen; Salpeter, Glas, Ziegelarbeit, Töpfe. Die Töpferei, welche von den Alten so sehr gepflegt wurde, ist fast in der Kindheit. Der Zucker wird gut raffinirt, aber mit unvollständigen Vorrichtungen, wodurch er um das Zehnfache sich vertheuert. Der Handel Cairo's ist immer noch sehr ausgedehnt, wiewohl er seit der Fahrt um das Vorgebirg der guten Hoffnung gesunken ist. Cairo steht in Verkehr mit dem innern Afrika, mit Asien und Europa. Man zählt daselbst eine Menge Märkte — Basars oder stehende Märkte, und Okels, große rechtwinkliche Höfe, umgeben von bedeckten Gängen und Waarenlagern von mehreren Stockwerken, die sowohl zum auswärtigen, als inländischen Handel bestimmt sind. Die Zahl der Okels beläuft sich auf zwölf bis dreizehn hundert. Mehrere Handelsstraßen sind nach den Namen der Waaren benannt. Jomard giebt ein Verzeichniß der Hauptwaaren Cairo's. Bei den künstlich ausgebrüteten Hühnchen wird bemerkt, daß sie auf den Märkten von Cairo maßweise verkauft werden. Zu den Waaren gehören Shwals von Kaschmir und Egypten, Leinwand und Milajeh von Ostindien, Syrien, Mecca, Konstantinopel, andere Waaren aus der Berberei und Persien. Von den Karavanen Afrika's und Asiens werden gebracht: Strausfedern, Elephantenzähne, Goldstaub, schwarze Sklaven und Sklavinnen; diese meist aus Darfur und Sennaar; aus Asien georgische, circassische und andere Sklavinnen; aus Europa besonders Waffen. Die hiezu nöthigen Lastthiere sind Pferde, Esel, Maulesel, Kamele und Dromedare. Die aus Afrika weggeführten Sklaven werden im Okel der Dschellabeh verkauft. Der bedeutende Handel mit Gold- und Silbermünzen ist in den Händen der Juden; sie allein sind Serraf oder Wechsler. Fast alle Mächte unterhalten in Cairo Konsuln.

Cairo wurde von Gohar, 970 n. Chr., unter dem ersten der Fatimititen, erbaut; das Schloß 1176 durch Saladin. Die egyptischen Dynastien, von Amru bis zur Eroberung des Landes durch Sultan Selim 1517, bereicherten Fostat und Cairo mit prachtvollen Moscheen; die Ottomanen dagegen haben fast Nichts zur Verschönerung der Stadt gethan. Von den Franzosen 1798 eingenommen und vierthalb Jahre unter ihrer Herrschaft, verlor sie ziemlich viele Häuser, welche der Verbindung des Heeres mit der Citadelle hinderlich waren. Später haben Bürgerkrieg und Kampf mit dem Ausland Cairo und das ganze Land von Neuem verheert. Aber der ausgestreute Same der Civilisation kann noch Frucht tragen.

Der Kanal in Cairo ist nicht mit Kaien eingefaßt, er fließt dicht an den Häusern vorbei, und ausgenommen von den Fenstern dieser Häuser hat man nirgends eine Aussicht auf denselben. Außer-

und innerhalb der Stadt nimmt er mancherlei Namen an. Die arabischen Schriftsteller nennen ihn Kanal Cairo's, Kanal des Fürsten der Gläubigen, weil ihn Amru 639 auf Befehl Omars graben ließ (zur Verbindung des Nils mit dem rothen Meere), Kanal Hakems; in Cairo nennt man ihn auch kurzweg Chalyg, d. h. Kanal.

Die Araber kannten einen Namen des Kanals, der an eine viel ältere Zeit erinnert; man erfährt durch Makrisi, derselbe habe Kanal von Hadrianus Cäsar geheissen, welcher Name wie schon d'Anville bemerkt, dem Trajanus amnis bei Ptolemäus zu entsprechen scheint. Da der Kanal Cairo's an der Spitze desjenigen ist, der im Alterthum mit dem rothen Meere zusammenhing, und da es gewiß ist, daß sehr lange vor den Arabern, zu vier verschiedenen Zeiten, die Verbindung der beiden Meere ausgeführt oder wiederhergestellt war, so läßt sich daraus schließen, daß Amru nicht einmal den Theil des Kanals in der Nähe von Fostat graben, sondern nur das alte Bette vom Sande reinigen ließ, worauf er ihn nach Omar, dem Fürsten der Gläubigen, benannte. Makrisi läßt Amru an den Kalifen schreiben, seit der Eroberung sey die Kommunikation zu Schiffe durch den vielen Sand gehemmt. Es ist kein Grund vorhanden, die Bemerkung über den engen Kanal nicht auf den Kanal von Cairo auszudehnen.

Unter den Monumenten Cairo's sind die religiösen Gebäude die merkwürdigsten. Den Franken ist es nicht erlaubt, in die Moscheen zu gehen, aber zur Zeit der Invasion nahmen die Franzosen den Plan dieser Gebäude auf und zeichneten die Verzierungen ab. Die Muselmänner murrten laut darüber, daß Christen mit Schuhen den heiligen Ort besudelten, während sie selbst ihre Sohlen ablegen müßten. Leider hat man die sogenannte große Moschee nicht gezeichnet; sie ist die älteste nach Tulun und el Hakim, hat beträchtliche Einkünfte, und der größte Theil davon dient zum Unterhalt einer Bibliothek und einer Art Universität; sonst lehrte man dort Medizin, Theologie, Rechtswesen, Mathematik, Sternkunde und Geschichte. Noch jetzt ertheilt man sorgfältigen Elementar-Unterricht und lehrt das Alt-arabische. Die Anstalt hat über fünfzehn hundert Zöglinge; ehemals soll die Anzahl über zwölftausend gewesen seyn, und die ärmern Studirenden wurden auf allgemeine Kosten beherbergt. El Rumeyleh (die Moschee Sultan Hasan's) wurde 758 (1356) von Hasan Melik el Nasry gebaut; dieß ist eins der schönsten Denkmäler in Cairo und dem Reiche überhaupt, ja es nimmt eine der ersten Stellen unter den arabischen Bauwerken überhaupt ein, durch die kühne Anlage der Kuppel, die Höhe der beiden Minarets, die Größe des Schiffs, den Reichthum an Marmor und Verzierungen, die einfache Anordnung, welche dieser Baukunst eigenthümlich ist; Holz und Bronze sind an Pforten und Gittern kunstvoll gearbeitet. Keine andere Malerei als bunte Schrift, Sprüche aus dem Koran. Auswendig ebenfalls solche Inschriften, Blumen- und pflanzenartige Bildnereien. Eine Menge Lampen hängen an den Gewölben der Dome, welche bekanntlich die Gräber der Stifter enthalten. Der Architekt mußte das Gebäude, wie es scheint, auf einem unregelmäßigen Boden anlegen. Ueber diese Moschee berichtet ein wenig bekanntes Werk, dessen Original Sacy zufolge inedirt ist (Extrait d'un manuscrit intitulé, *Passe-Tems chronologique et historique, ou Coup d'oeil récréatif sur le règne des Califes, des rois et des sultans d'Egypte*, de la composition du cheykh de l'imâm, le plus docte des docteurs, Yousef ben-Mergi, natif de Jérusalem, de la doctrine d' Hanbel; traduit par feu *Venture*): „Unter der Regierung Hasan Melik el Nasry's „wurde die Moschee Scheychun gebaut und nach ihrem Stifter „benannt, 755 (1354); das Derwischkloster gleichen Namens 756 „(1355); und die berühmte Schule el Sultan Hasan auf dem „Platze el Rumeyleh 758 (1356). Ueber dieß Gebäude sagt der „Geschichtschreiber el Makrisi: Der Islam besitzt keinen Tempel, „der mit der Schule Sultan Hasans an Höhe, Größe und Schönheit der Baukunst zu vergleichen wäre; sie kostete drei Jahre „ununterbrochener Arbeit; und die tägliche Ausgabe belief sich auf „tausend Gold-Mitkals (über 7000 Gulden). Einige Zeit nach „der Vollendung stürzte ein Minaret und zerschmetterte im Fall „ungefähr dreihundert Waisen, die mit ihren Studien beschäftigt „waren. Das Volk betrachtete dieses Ereigniß als ein unglückliches Vorzeichen für den Stifter; in der That wurde er drei „und dreißig Tage später umgebracht."

Die älteste von Cairo's Moscheen ist Teylun oder Tulun, von Ahmed Ben Tulun, dem ersten egyptischen Sultan, 264 — 266 der Hedschra (877 — 879 n. Chr.) erbaut. „Sie ist" (berichtet das erwähnte seltene Werk) „einer der merkwürdigsten Tempel, die „je zum Ruhme des Ewigen aufgeführt wurden; der Stifter begann „sie im zehnten Jahre seiner Regierung und vollendete sie in drei „Jahren.) Die Kosten betrugen 120,000 Dynar (über 800,000 „Gulden. Das Minaret erstieg man auf einer äußeren Wendel„treppe (man sieht dieselbe noch jetzt). Das Karnieß rundherum „ließ er aus geknetetem Amber machen, damit es den Betenden „einen angenehmen Geruch gewähre!" Dieser letzte Umstand könnte einen nicht sehr vortheilhaften Begriff von dem sonst einsichtsvollen Schriftsteller geben. Er war, wie man durch ihn selbst erfährt, Lehrer des Rechtswesens an der Schule der Moschee Tulun.

Qansuh el Ghury, der 922 (1516; im Kampfe gegen Sultan Selim fiel, errichtete demselben Schriftsteller zufolge die Schule Som el Dschemellun und das Mausoleum gegenüber. „Unter „seiner Regierung, gegen 920 (1514) fand ein fränkisches Volk, „Namens Portugiesen, Mittel, Afrika und das finstere Meer „(Kanal von Mosambique), welches hinter den Mondbergen „liegt, wo die Quellen des Nils sind, zu umschiffen und „an den indischen Küsten zu landen: Qansuh el Ghury schickte gegen „sie eine Flotte von fünfzig Galeeren unter dem Kommando von „Emir Hosein, dem Kurden." Diese Moschee ist das letzte von den egyptischen Sultanen erbaute religiöse Denkmal.

Als Egypten eine ottomanische Provinz geworden war, erhielt es keine weiteren Verschönerungen durch große Werke arabischer Baukunst; doch legte der türkische Statthalter Suleiman Pascha 933 (1526) mehrere schöne Gebäude an, unter andern die Moschee Gama Dschenet (Dscheneyd?), und man glaubt mit Unrecht, seit der ottomanischen Eroberung sey kein Denkmal arabischer Baukunst errichtet worden. Außer den Grabmälern, wurden Moscheen von den Beys angelegt; die Moschee von Mohamed Abu Dahab, worin dieser Fürst einbalsamirt bei-

gesetzt wurde, ist nur neun und zwanzig Jahre vor dem französischen Feldzuge erbaut.

(Fortsetzung folgt.)

Die orientalischen Studien in Frankreich im Jahre 1829.

(Schluß.)

Die Herausgabe der georgischen Grammatik, so wie des mandschu'schen Wörterbuchs ist nicht mit der Schnelligkeit vorgerückt, mit der man es gewünscht hätte, und welche man von der allgemein bekannten Thätigkeit des Verfassers wohl erwarten konnte; aber dieser Verzug, der gewiß nicht wieder vorkommen wird, erklärt sich erstens daraus, daß ein Theil der Handschrift bei dem Buchdrucker verlegt worden war und nur nach langem Suchen wieder vorgefunden werden konnte; und zweitens aus der Schwierigkeit, sich der georgischen und mandschu'schen Lettern zu bedienen, welche nur theilweise auf die königliche Druckerei gebracht wurden.

Das indische Drama, Sakuntala, welches Hr. Chézy mit einer neuen Uebersetzung herausgiebt, ist gänzlich vollendet; und gewiß werden die Studirenden der indischen Literatur den eingetretenen Verzug weniger bedauern, wenn sie die ausgezeichnete Sorgfalt werden würdigen können, welche der gelehrte Herausgeber auf die Korrektur der indischen Texte, so wie auf die Eleganz der Uebertragung verwendet hat.

Außer diesen schon seit längerer Zeit angefangenen Arbeiten hat die Gesellschaft noch den Druck der georgischen Chronik angeordnet, welche von Hrn. Brosset herausgegeben und übersetzt wird, nachdem derselbe schon durch so manche Mittheilungen über diesen neuen und interessanten Gegenstand die Zeitschrift der Gesellschaft bereichert hat. Die georgische Chronik ist eines von den Werken, dessen Herausgabe die letzte allgemeine Versammlung beschloß, und Sie werden daher mit Vergnügen vernehmen, daß es seiner Vollendung schon so nahe ist; da Ihnen der gänzlich beendigte Text und fünf Bogen Uebersetzung heute vorgelegt werden.

In Bezug auf diejenigen Werke, welche die Gesellschaft durch Subskriptionen befördert, ist nicht weniger Erfreuliches geleistet worden. Die Herausgabe des Gesetzbuches von Menu, welches eine der Grundlagen der indischen Bildung ausmacht, wie wir an ihm eines der wichtigsten und kostbarsten Denkmäler des morgenländischen Alterthums besitzen, ist bis zur zweiten Lieferung gediehen, und Hr. Loiseleur-des-Longchamps will die Uebersetzung und die Noten noch vor Ende dieses Jahres bekannt machen.

Die vierte Lieferung der Vendidad-Sade wird nächstens erscheinen, und man wird die Genauigkeit schätzen müssen, mit welcher Hr. Jouy den Charakter des schönen Manuskripts wiedergegeben hat, welches ihm vom Herausgeber zur Abschrift und Lithographie zugestellt worden war. *) Die Personen welche sich mit arabischer Literatur beschäftigen, werden ein gleiches Talent und eine gleiche Eleganz in der Ausgabe der Geographie des Abulfeda bemerken, welche ebenfalls von Hrn. Jouy lithographirt worden ist; diese Ausgabe übertrifft vielleicht Alles, was man von der Lithographie in ihrer Anwendung auf das treue und schöne Reproduciren orientalischer Schönschreibekunst erwarten konnte. Die Sorgfalt, welche Hr. Reinaud der Durchsicht des Textes gewidmet hat, sichert dieser Ausgabe einen ausgezeichneten Rang unter den neuesten Erzeugnissen der arabischen Literatur zu.

*) Hr. Burnouf wird der Ausgabe dieses, für Kultur und Religionsgeschichte nicht minder, als für Sprachforschung höchst wichtigen und bedeutungsvollen Werkes, grammatische und lexikalische Arbeiten folgen lassen, deren Tiefe und Gelehrsamkeit Nichts zu wünschen übrig lassen werden, wie man aus einigen im asiatischen Journal mitgetheilten Proben wohl sehen kann. Uebrigens wird es höchst interessant seyn, diese Ausgabe und hauptsächlich die gelehrten Beilagen mit der in Deutschland erscheinenden von Hrn. Professor Olshausen in Kiel besorgten Ausgabe desselben Werkes zu vergleichen. Wenn zwei Männer von so viel Geist und Gelehrsamkeit, wie die beiden Herausgeber, einem und demselben Werke ihre Sorgfalt schenken, so kann das Resultat nicht anders als höchst befriedigend und für die gelehrte Welt höchst nützlich seyn.

Ein anderes Werk dessen Herausgabe die Gesellschaft unterstützte, ist der Roman Jükiaoli, dessen Herausgabe man dem Pinsel des Hrn. Levasseur verdankt, dessen ächt chinesisch ausgeführte Arbeit Sie schon in der letzten Sitzung bewundern konnten. Wenn — wie man Grund hat, zu hoffen — Hr. Levasseur diese Arbeit mit neuem Eifer wieder vornimmt, so wird der Freund und Kenner der chinesischen Poesie dieses merkwürdige und kunstreiche Gedicht in der Ursprache lesen können, welches von dem berühmten Gelehrten, der heute den Vorsitz führt, in einer so natürlichen und so lebendigen Sprache in Frankreich eingeführt worden ist, daß manche Leute an der Aechtheit der chinesischen Originale gezweifelt haben.

Hr. Levasseur hat sein großes Talent im Nachbilden chinesischer Charaktere in einem zweiten Werke, in der Uebersicht der alphabetischen Bestandtheile der chinesischen Schrift gezeigt, welches gleichfalls von ihm lithographirt wurde und das Hrn. Kurz zum Verfasser hat. Diese Uebersicht, die das Verzeichniß der Charaktere liefert, welche die Aussprache am Häufigsten bezeichnen, stellt in seiner Gesammtheit das geistreiche System dar, mit dessen Hülfe die Chinesen, ob sie gleich nur rein ideographische Schriftzeichen besitzen doch dahin gelangen, auch Töne darzustellen, und so ihrer malerischen Schrift einige Vortheile der alphabetischen Schriftart zu geben, die ihnen unbekannt ist. Die Gesellschaft, welche diese Arbeit als einen neuen durch die Schule der französischen Sinologen dem chinesischen Sprach-Studium geleisteten Dienst betrachtete, welches schon so viele Fortschritte in Frankreich gemacht hat, während es im Auslande noch so wenig gekannt ist, trug kein Bedenken eine Subskription zu bewilligen, und dadurch den Eifer des Verfassers und des Herausgebers anzuerkennen, welche übrigens erst nach gänzlicher Vollendung ihres Werkes die Mitwirkung der Gesellschaft nachgesucht haben.

Ein eben so sehr seinem Umfange als seinem inneren Werthe nach bedeutendes Werk, welches auf die Kenntniß vom Zustande eines in Bildung und Ansichtsweise den Chinesen nahe verwandten Volkes ein großes Licht verbreiten wird, die Geschichte der japanischen Dairi hat eben derselben Gunst sich zu erfreuen gehabt. Dieses Werk, das Titsingh nach zahlreichen, während seines Aufenthaltes in Japan gesammelten Materialien verfaßt hatte, und welches die Gesammtgeschichte dieses Landes seit dem sechsten Jahrhundert vor der christlichen Zeitrechnung schildert, war bis jetzt als Handschrift unbenutzt liegen geblieben. Ein Mitglied der Gesellschaft, Hr. von Klaproth, hat es über sich genommen, es mit Noten zu bereichern, und ihm alle Erläuterungen beizufügen, welche ihm seine ausgebreiteten und tiefen Kenntnisse in der Geographie und Geschichte des östlichen Theiles von Asien darbieten. Dieses Unternehmen wird ein des Andenkens dieses berühmten Reisenden würdiges Denkmal seyn; ein Denkmal, dessen Werth um so höher erscheinen muß, je größer die Schwierigkeiten sind, mit denen Europäer zu kämpfen haben, welche ins Innere Japans zu dringen suchen; wenn man zudem bedenkt, wie viele Hindernisse sich ihnen dann noch entgegenstellen, wenn sie die Ergebnisse ihrer angestrengten Bemühungen in ihr Vaterland zurückbringen wollen. Die Gesellschaft hat noch aus andern Gründen dieses Werk zu unterstützen beschlossen. Denn wenn es ihre Aufgabe ist Unternehmungen zu Hülfe zu kommen, welche neue Studien hervorrufen, und dem Geschichtforscher und dem Philosophen neue Bahnen zu eröffnen versprechen; so wäre es auf der andern Seite ungerecht, wenn sie ältere Werke in Vergessenheit lassen wollte, die auf dasselbe Verdienst Anspruch machen.

Von diesem Gesichtspunkte ausgehend, wollte die Gesellschaft der Herausgabe der lateinischen Uebersetzung des Iging's durch den Pater Regis ihre Mitwirkung nicht versagen. Und in der That, wenn man an alle die Materialien denkt, welche über Sitten, Religion, Literatur und Linguistik Asiens in den Bibliotheken noch begraben sind; so muß man bedauern, daß es Niemand einfälle, sie ans Licht zu ziehen, da manche derselben Gegenstände beleuchten könnten, welche noch ganz und gar im Dunkel liegen, oder die wenigstens noch viele Zweifel zulassen.

Ueber die in Sicilien und Italien vor einigen Wochen niedergefallene Asche.

„Nach folgendem, dem Diario di Roma entnommenen Berichte scheint es beinahe, als wäre der neueste, bisher allgemein angenommene Ausbruch des Aetna, dessen in unsern Blättern bereits Erwähnung geschehen ist, ein bloßes Wahngebilde gewesen, veranlaßt durch die Verwechslung eines feinen Staubs mit vulkanischer Asche.

„Palermo, den 7 Juni. Während der Orkan vom 15 Mai Schrecken in unserer Stadt verbreitete, fiel auf der Insel Ustica Asche nieder. Der Professor der Naturgeschichte, Abbate Ferrara, unterwarf dieselbe der Analyse, und gibt darüber folgenden Bericht: In der kleinen Quantität, die ich zusammen zu bringen vermochte, fand ich folgende Bestandtheile, nach folgendem Verhältniß ihrer Quantität

1) kohlensauren Kalk.
2) Thonerde,
3) Eisenoxyd,
4) Kieselerde.

Die Salpetersäure hatte den Kalk zersetzt, der bei der Auflösung die Kohlensäure fahren ließ, mit dem Oxyd aber, welches der Thonerde seine Färbung gab, keine Verbindung eingegangen. Das berliner Blau der Pottasche hatte das Eisenoxyd präcipitirt; die Kieselerde war in Verbindung mit der aufgelösten Chlorsäure getrennt geblieben. — Ich muß bemerken, daß dieselbe Asche fast in allen Gegenden Siciliens, besonders in den südlichen, gefallen ist; am Aetna weniger als in Licata, Piazza, Albone, und da sie bei Südwind fiel, so hat man den augenscheinlichen Beweis, daß sie wirklich nicht aus dem Aetna herrührte. Nach der Analyse ist dieselbe keine Asche, sondern ein Staub, der nach der Natur der in demselben enthaltenen Substanzen von Mergelboden herzurühren scheint. Ein ähnlicher Staub fiel in Sicilien in den Jahren 1807 und 1815. Wahrscheinlich hat denselben ein starker Sirocco von der benachbarten afrikanischen Küste in die obern Luftgegenden erhoben und dann gegen Sicilien, die Insel Ustica und, so weit die Nachrichten gehen, gegen ganz Italien hingetrieben. Bei verschiedenen Ausbrüchen des Aetna wurde ja die Asche selbst von Nordwinden bis nach Malta getragen; der weit stärkere Sirocco konnte also den Staub füglich auf noch weit größere Entfernung bringen."

W. Scott.

Vierter Artikel.

Der Uebergang Walter Scott's von dem poetischen Roman, oder dem Heldengedichte und der Ballade, zu dem prosaischen Roman, wurde — was schwerlich allgemein bekannt ist — durch das Mißlingen seines letzten Versuches in der ersten Art, („Rokeby") veranlaßt.

„Die Manier oder der Stil, durch welchen das Publikum bei seiner Neuheit ungewöhnlich angezogen worden war, hatte schon, als derselbe zum dritten Male kam, die Geduld der Leser erschöpft, und verlor mit dem vierten Male allen Reiz. Die freie Verbindung der Reime auf eine Weise, die unserer Sprache vielleicht nicht allzuangemessen ist, war nicht auf den Verfasser beschränkt geblieben. In der That haben in den meisten ähnlichen Fällen die Erfinder solcher Neuerungen ihren Ruhm durch ihre Nachahmer verloren, wie Aktäon das Leben unter seinen eigenen Hunden. Der Verf. hatte, gleich Bobadil, seine Fechterkünste hundert Herren (und Damen) gelehrt, die jezt den Degen eben so gut führen konnten, als er selbst. Dagegen gab es kein Mittel. Die Harmonie wurde langweilig und eintönig, und der Erfinder, wie seine Erfindung, mußte in sein altes Dunkel zurücktreten, wenn er nicht einen anderen Weg zu der Gunst des Publikums entdeckte. Was hier bloß in Bezug auf das Metrum gesagt worden ist, läßt sich eben so auf die ganze Anlage, so wie auf den ganzen Stil eines Gedichtes anwenden. Die besten Stellen irgend eines recht populären poetischen Werkes sind vielleicht durch Nachahmung nicht zu erreichen; aber Männer von Talent werden ihnen nahe kommen, und Die, welche weniger im Stande sind, sie zu kopiren, werden wenigstens ihre eigenthümlichen Züge ergreifen und statt einer ernsthaften Nachbildung wider Willen eine Parodie hervorbringen. Es geht auf diese Weise dem Dichter so, wie dem Komponisten, wenn seine Melodie in die Hände der Leyermänner und Dienstmägde fällt. Von der ungünstigeren Art der Nachahmung wurde dem Verf. ein hinreichendes Maß zu Theil, da seine Manier eine gewisse Leichtigkeit hatte, welche die Wenigsten seiner Nachfolger richtig aufzufassen und zu mäßigen verstanden. Eben so nachtheilig waren ihm aber die besseren Nachahmungen von Männern, die wirkliches Talent besaßen, da sie bewiesen, daß sie mit seinem eigenen Bogen weiter schießen konnten, als er selbst. Kurz um die Popularität, welcher sich einst seine Schule erfreute, war es geschehen. Ueberdieß hätte der Verf. zur Zeit der Krisis, in welcher Rokeby erschien, seine äusserste Kraft aufbieten müssen, da gerade jezt ein mächtiger und unerwarteter Nebenbuhler in die Schranken getreten war, ein Nebenbuhler nicht bloß in poetischem Talent, sondern auch in der Kunst, den Beifall des Publikums zu gewinnen, in welchem der Schreiber dieser Zeilen bessere Männer hinter sich zurückgelassen hat, als er selbst war. Der Leser wird ohne Mühe errathen, daß Byron hier gemeint ist, der nach einem wenig versprechenden kleinen Scharmützel jezt ernsthaft auf dem Kampfplatze erschien, indem er den ersten Gesang seines Childe Harold herausgab. Ich war erstaunt über das Genie, welches aus diesem Werke sprach, und das mich weder die Hours of Idleness, noch die English Bards and Scotch Reviewers in diesem Dichter hatten ahnen lassen. Tiefe der Gedanken war hier mit einem reichen Strom der Rede vereint, der das vollste Vertrauen zu den unerschöpflichen Hülfsquellen bezeugte, in deren Besitze der Dichter sich fühlte; zugleich war eine gewisse Feile bemerklich, die bewies, daß der Verf. die Nothwendigkeit einsah, seinem Werke jede Sorgfalt angedeihen zu lassen, deren es bedurfte. Lord Byron war ein vielgereister Mann, ein Mann, dessen Ideen neues Feuer dadurch gewonnen hatten, daß er unter tausend Schwierigkeiten und Gefahren die Orte sah, deren Namen schon in unsrer Brust als die Heiligthümer der alten Poesie bewahrt werden. Zu seinem Unglück, aber gewiß zum Besten seines poetischen Ruhmes, hatte die Natur Byron alle jene Leidenschaften in das Herz gelegt, welche das menschliche Gemüth mit der größten Heftigkeit erschüttern, und die seine glänzende Laufbahn zu einem vorzeitigen Ende geführt zu haben scheinen. Es wäre wenig Weisheit gewesen, meine Kräfte mit einem so furchtbaren Gegner zu messen; und es war wahrscheinlich, daß ich es eben so schnell überdrüssig geworden wäre, die zweite Violine in dem Concert zu spielen, als meine Versammlung mir zuzuhören. Das Alter nahte sich heran; ich wurde unempfindlich gegen jene Aufregungen, von denen die Jugend ergriffen wird. Ich hatte um mich die angenehmste, aber zugleich die am Wenigsten anregende Gesellschaft — liebe Freunde und eine geliebte Familie. Der Kreis meiner Geschäfte war ungemein beschränkend; er nahm mich beständig in Anspruch, und es wurde mir täglich schwerer, mich für dichterische Kompositionen zu interessiren. Doch konnte ich, wenn mir auch mein Selbstbewußtseyn sagte, daß ich dem Platze nicht mehr gewachsen sey, den ich drei oder vier Jahre in der Literatur eingenommen hatte, mich mit der Idee nicht versöhnen, daß ich meine gewohnten literarischen Beschäftigungen aufgeben sollte. Auch war ich nicht geneigt zu einem bloßen Herausgeber und Kommentator herabzusinken, obwohl Dieß ein Geschäft war, welches ich bereits getrieben hatte und das mir viel Vergnügen machte. Aber ich konnte von dem Gedanken nicht lassen, daß es mir nicht doch noch möglich seyn sollte, bekannt oder unbekannt, etwas Bedeutenderes zu leisten. Meine innersten Gedanken waren die des Trojaners bei der Schiffwettfahrt:

Non jam prima peto Mnestheus, neque vincere certo;
Quanquam, o! — sed superent quibus hoc, Neptune, dedisti;
Extremos pudeat rediisse, hoc vincite, cives,
Et prohibete nefas!"

Einkommen der königlichen Familie von England.

Die vom Parlament ausgesezte Rente des jezigen Königs Wilhelm, so lang er noch präsumtiver Thronerbe war, betrug 32,500 Pfund, 17,500 Pfund weniger als das Einkommen des Prinzen Leopold, welches sich auf jährliche 50,000 Pfund beläuft. Der Herzog von Cumberland bezieht jährlich 25,000 Pfund; der Herzog von Cambridge 27,000; die Prinzessinnen Sophie und Auguste, jede 13,000; die Herzogin von Kent 12,000; der Herzog von Glocester 14,000. Die jezige Königin bezog als Herzogin von Clarence, unabhängig von der Rente ihres Gemahls, jährlich 6,000 Pfund.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 194. 13 Juli 1830.

Lavalette.

Wenige Tage vor dem 10 August hielt Ludwig XVI auf dem Carousselplatze eine Heerschau über die Nationalgarden von Paris; der König kam langsamen und gemessenen Schritts von dem rechten Flügel her und unterhielt sich herablassend mit den Soldaten, als von dem entgegengesetzten Ende der Schlachtreihe ein junger Mensch herbeistürzte, sich in das erste Glied warf, vor welchem der König sich eben befand und voll Begeisterung ausrief; „Es lebe der König! Es lebe Ludwig XVI! Wir gehen für den König in den Tod!“ Der König blieb überrascht stehen, dankte mit dem Kopf und der Hand und fragte nach dem Namen des jungen Gardisten: es war Lavalette.

Bald stellte der verhängnißvolle zehnte August diese damals so seltene Ungeduld auf die Probe; Lavalette hatte das Kommando eines Postens in den Tuilerien; lange vertheidigte er denselben gegen die Wuth der Volkshaufen, die sich unter dem Feuer des Schlosses zu verdoppeln schienen. Endlich mußte er weichen; man hörte, daß Ludwig XVI sich in den Schooß der Nationalversammlung begeben habe; Dieß war das Zeichen zu dem Gemetzel. Lavalette wurde, mit Blut und Staub bedeckt, von einigen Freunden einem Tode entrissen, den das Geschick nicht für ihn bestimmt hatte.

Fünf Jahre später, am 19 Fructidor, warf sich ein Officier in glänzender Uniform, am Arm die dreifarbige Schärpe, vor dem Thore des Petit Luxembourg eilig in ein Cabriolet; einer seiner Jugendsfreunde, der vorüber ging erkannte ihn, und fragte, nach den gewöhnlichen Glückwünschen: „Was hast Du vor?“ — „Ich eile nach Italien zurück.“ — „Was treibt Dich denn so?“ — „Barras, der droht, mich binnen vier und zwanzig Stunden erschießen zu lassen.“ — „Nun, so rette dich, denn er ist eben im Zuge.“ — „Wer weiß Dieß besser als ich? Ich wollte mich diese Nacht ihren albernen Grausamkeiten widersetzen, diesen Morgen jagten sie mich davon; aber ich habe ein gutes Gewissen und Bonaparte schätzt mich. — Adieu, ich reise ab; wenn es dem Himmel gefällt, werden wir uns wieder sehen.“ Lavalette entfernte sich mit der Schnelle des Blitzes, am Abende war er nicht mehr in Paris.

Lassen wir ihn jetzt auf der Straße nach Italien, und gehen wir einige Jahre zurück, um den Weg zu verfolgen, den er seit dem zehnten August bis zum 18 Fructidor, vom royalistischen Freiwilligen bis zum Kapitän in der republikanischen Armee, gemacht hatte.

Daß die Revolution von 1789 von der großen Mehrzahl der Franzosen gewünscht wurde, darüber kann gegenwärtig kein Zweifel seyn. Die Gewaltthaten, mit denen sie verbunden war, mußten indeß jedes menschlich fühlende Herz empören; weder die Plünderer der Magazine Revellon's, noch die Mörder Fonlon's und Berthiers, noch der brüllende Pöbel des 20 Juni sprachen die Wünsche und Gefühle der Franzosen aus, alle wahren Vaterlandsfreunde bebten vor diesen Ausschweifungen zurück, und stündlich schien daher die Partei der Königlichgesinnten sich zu vermehren.

Während diese Stimmung immer allgemeiner wurde, brach der Krieg mit den Fremden aus; die Männer, von denen die Republikaner die meiste Gefahr zu befürchten hatten, eilten jetzt an die Gränzen und vergaßen im Gewühl der Schlachten die Schrecken, welche indessen im Innern von Frankreich wütheten. Lavalette folgte unter den Fahnen der Republik der großen Menge, welche gleich ihm ohne Vermögen, ohne Namen, ohne Zukunft, weder an dem Schreckenssystem Theil nehmen, noch zu der Emigration übertreten wollte, und aus deren Mitte alle jene glänzenden Namen hervorgehen sollten, die Frankreich noch in der spätesten Zukunft theuer seyn werden.

Sein Vater, ein ehrbarer Kaufmann zu Paris, hatte ihm in dem Kollegium von Harcourt eine Erziehung geben lassen, die vielleicht für seine damligen Aussichten nicht ganz zweckmäßig war. Er war zu gebildet, um an dem Kleinhandel der Rue St. Denis oder an dem Müßiggange einer Garnison Vergnügen zu finden, und es blieb ihm daher nichts Anderes übrig, als sich dem geistlichen Stande zu widmen. Er trat in ein Seminar und erhielt bald darauf eine Stelle als Custos an der Bibliothek von St. Genovefa, und begrub sich hier in seinen Büchern.

Indessen kündigte die Revolution sich durch Vorzeichen an, die Lavalette nicht entgehen konnten, und der Gedanke an die großartigen Ereignisse, welche vorherzusehen waren, erweckte seinen Ehrgeiz.

Eines Tages ging er mit zweien seiner Freunde Arm in Arm die Rue Mazarine herauf; man sprach von der Zukunft; ein Luftschloß folgte auf das andere: „Mich,“ sagte Lavalette, „mich glaubt ihr ganz friedlich in meinen Büchern begraben; und doch, versichere

ich Euch, denke ich mein Glück zu machen, so gut als Ihr. Diese Revolution wird mir gewiß einen Weg eröffnen!" — „Du, guter Freund, Du wirst Dein Leben lang ein unbedeutender Schwarzrock seyn, wie jetzt; ein Schatten, der an den Wänden hinschleicht, um nicht von den Wagen überfahren zu werden." — „Das wollen wir der Zeit überlassen; vielleicht sitze ich bald selbst in meinem Wagen und dann wehe Euch Fußgängern. Was wetten wir, daß ich auf der großen Bahn, die sich jetzt vor uns aufthut, schneller vorwärts kommen werde, als Ihr?" — Die Wette wurde angenommen; die jungen Leute traten jeder eine ehrenvolle Laufbahn an, aber Lavalette machte Riesenschritte, und mit dreißig Jahren hatte er die Wette gewonnen.

(Fortsetzung folgt.)

Georg IV.

(Schluß).

Kurze Zeit vor der Vermählung des Prinzen Leopold mit der Prinzessin Charlotte hieß es, der Prinz Regent habe einen großen Widerwillen gegen jenen gefaßt, und sich auf eine dieser Empfindung entsprechenden Art benommen. Dieß scheint geradezu eine Entstellung des wahren Hergangs der Sache. Prinz Leopold war ursprünglich von dem Regenten nicht zum Gemahl seiner Tochter bestimmt, sondern der Kronprinz von Oranien, in welcher Beziehung die diplomatischen Eröffnungen bereits Statt gefunden und bekannt gemacht worden waren; der Kronprinz selbst hatte sich schon nach London begeben, um der ihm bestimmten Braut seine Huldigungen zu bringen. Dieser aber mißfiel er aus irgend einem Grund, oder vielmehr sie hatte den Prinzen Leopold gesehen, und gab diesem den Vorzug. Ihr Vater, eingedenk seiner eigenen unglücklichen Verbindung, wollte ihr in einer Sache, die so tief in ihr künftiges Glück eingriff, keinen Zwang anthun, lud selbst den Prinzen Leopold nach England ein, empfing ihn höchst gütig und stellte auf großmüthige und zarte Art seine eigene Börse zu dessen Verfügung. — Eben so erzählte man sich von einem Streite des Königs mit dem Prinzen aus Veranlassung eines Besuchs, welcher von letzterem der Königin Karoline nach deren Rückkehr nach England gemacht worden war. Der wirkliche Hergang der Sache scheint folgender zu seyn. Der Prinz hatte einige Zeit nach der Rückkunft der Königin verstreichen lassen, ehe er ihr jenen Besuch abstattete, daher der König gesagt haben soll, wenn Prinz Leopold seine Schwiegermutter gleich nach deren Ankunft besucht hätte, so wäre Dieß lediglich eine Förmlichkeit gewesen; da er aber eine Zeit lang zugewartet, so komme es heraus, als habe er erst über die Richtung der allgemeinen Stimmung zur Gewißheit kommen, und da er diese einmal bemerkt, die Opposition gegen ihn, den König, vermehren wollen.

Die Krönung Georgs IV hatte am 19 Juli 1821 Statt gefunden. In demselben Jahre besuchte er Ireland und Hanover, und im folgenden Schottland. Die von da an gefolgten Ereignisse, die Ernennung Cannings, sofort Wellingtons zu Premier-Ministern, die Emancipation Irelands u. s. w. sind der Welt zu frisch im Andenken, als daß es nöthig wäre, erst besonders auf dieselben hinzudeuten; wir eilen daher zur letzten Lebensperiode des Monarchen.

Vergangenen März fing derselbe an, sich unpäßlich zu fühlen, was man jedoch einer bloßen Erkältung zuschrieb, und gegen Ende des Monats fuhr er auch wirklich wieder aus. Allein nach wenigen Tagen trat eine sehr ungünstige Veränderung ein; die Krankheit nahm von da einen höchst bedenklichen Charakter an und erwies sich bald als unheilbare Wassersucht, obwohl der Kranke selbst damals noch an baldige Wiedergenesung zu glauben schien. Die an seinen Beinen vorgenommene Punktur ließ im höchsten Grade den Brand befürchten und heilte nur wie durch ein Wunder. Am 24 Mai wurde das Parlament benachrichtigt, daß die Krankheit Se. Maj. verhindre, künftig ihre eigene Unterschrift zu geben, worauf die in der englischen Geschichte ganz neue Akte durchging, vermöge welcher statt der königlichen Signatur ein Stempel von einer hiezu eigens bevollmächtigten Kommission, in Gegenwart und auf Befehl des Königs, gebraucht werden sollte. Am 31 Mai äußerte derselbe gegen einen seiner ältesten und vertrautesten Freunde, man habe ihm vorgeschlagen, noch mehr Aerzte herbeizurufen, er sey aber überzeugt, daß die Krankheit nicht mehr aufgehalten werden könne, und daß man Alles, was die Kunst aufbieten könne, gethan habe, seine Beklemmungen zu mildern. Auf eine Bemerkung über einen etwaigen Wechsel des Ministeriums erwiederte er: „laß uns nicht von Politik sprechen, ich bin damit fertig, und überzeugt, daß Alles gut gehen wird." Mit seiner Schwester, der Herzogin von Glocester, hatte er mehrfache Unterredungen, wobei er verschiedene nach seinem Tod auszuführende Aufträge gab, und zu wiederholten Malen sagte: „bedenke wohl, was ich sage, vergiß meine Aufträge nicht." Am zwölften Juni stellte sich ein heftiger Husten ein, der die bereits tief gesunkenen Kräfte des Leidenden noch mehr erschöpfte. Zwar deuteten die Symptome keineswegs auf gänzliche Auflösung, doch konnte aus der tiefen Ermattung auf ein baldiges Ende geschlossen werden. Ueber alle Erwartung lang hatte die starke Konstitution den Angriffen der Krankheit widerstanden; endlich erlag sie der übermächtigen Gegnerin — der König starb am 26 Juni, 15 Minuten nach drei Uhr Morgens, schnell und ohne Todeskampf. — Die unmittelbare Ursache seines Verscheidens war, wie die Oeffnung des Körpers ergab, das Bersten eines Blutgefäßes in der Magengegend. Das Herz fand man bedeutend erweitert, und an die benachbarten Theile angewachsen.

Wir sind in dieser Skizze, so weit sie englischen Quellen entlehnt ist, größtentheils einem Blatte gefolgt, das eine bestimmte Partei-Färbung nur in minderem Grade trägt; wir halten jedoch zur gehörigen Würdigung des Verstorbenen sowohl, als des aufgeklärten Theils der englischen Oppositionspartei, die Beifügung nachstehenden Urtheils, schon hier nicht für überflüssig, und behalten uns in dieser Beziehung noch einen besondern Artikel vor.

„Allgemein wird anerkannt, der verstorbene König sey von gütigem und wohlwollendem Charakter gewesen, und habe seine besondere Freude darin gefunden, das Glück Aller, die ihm nahe kamen, zu fördern. Die Ereignisse, welche aus seiner unglücklichen Ehe folgten, können hiegegen keineswegs angeführt werden.

denn in jener Beziehung sah er einen Angriff auf sein eigenes Glück und handelte unter dem Einfluß fremder Aufstifter. Das Glück von Jemanden, der ihm selbst keinen Schaden zufügte, abkürzen zu wollen, kam ihm nie in den Sinn. Er war als Thronerbe geboren und glaubte nachsichtig gegen Jedermann seyn zu müssen. Obwohl er nicht gerne selbst in den Gang des Ministeriums eingriff, so ist man doch der Ansicht, daß seine bekannte Liebe zur Mäßigung nicht ohne fortwährenden Einfluß auf die Minister blieb. Diesem Hang zur Ruhe und dem natürlichen Wohlwollen, welches in dem Charakter des Königs lag, verdankt England jene Toleranz, welche der öffentlichen Meinung Kräftigung und Stärke verlieh, so wie noch manches andere Gute aus jener Veranlassung entsprang. Sind wir aber dem Charakter Georgs IV Vieles schuldig, so muß auf der andern Seite auch eingeräumt werden, daß die Verschwendungssucht, welche bei ihm vorherrschte, ehe er zur Gewalt kam, ihn auch auf dem Thron nicht verließ, und zu unglücklichen Folgen führte. Um Nichts zu sagen von den Excessen der Civilliste, welche Jahr für Jahr das Aergerniß der Nation waren, so wurden noch auf Paläste und Landhäuser ungeheure Summen verwandt. Der Palast in St. James-Park hat bereits jetzt über eine Million Pfund Sterling gekostet, und die Summen, die seine Vollendung erfordern wird, falls es zu dieser kommen sollte, lassen sich noch gar nicht absehen. Aus der Schwierigkeit, welche die Minister erfuhren, die Verschwendungen des Monarchen einigermaßen zu beschränken, läßt sich leicht abnehmen, daß falls derselbe noch andere Neigungen besessen hätte, die mit dem allgemeinen Wohl im Widerstreit waren, er ebenso leicht Mittel gefunden haben würde, dieselben trotz allen Einwendungen durchzusetzen. Gleichwohl zweifeln wir in Anbetracht der allgemeinen menschlichen Geneigtheit, Idole zu verehren, und der schmeichelhaften, ja wohl lästig zudringlichen Art, womit der König bei seinen Reisen in Irelaud und Schottland aufgenommen wurde, nicht, daß derselbe einer weit größern Popularität bei der Masse des Volks genossen hätte, wenn er mehr unter dem Volk erschienen wäre. Sein Vater überwand die Anfangs gegen ihn selbst vorherrschende Abneigung durch seine Leutseligkeit, und gewiß verliert auch das Ansehen eines Monarchen keineswegs, wenn er sich der Menge häufig zeigt. Die Privattugenden Georgs III waren in Jedermanns Munde, und trugen wesentlich zu seiner Macht bei. Das Volk war aus Rücksicht für seine *eheliche Treue*, seine *Mäßigkeit*, seine *Zugänglichkeit* nur zu geneigt, die langen, blutigen, verderblichen Kriege, in welche er England stürzte, zu entschuldigen. Georg IV ließ sichs weniger angelegen seyn, populär zu werden. Er war nur dem ihn nächst umgebenden Kreise bekannt, während seine Verschwendung und Ausschweifung, seine Verbindungen mit dem andern Geschlechte, seine unglückliche Ehe und die Schritte, zu welchen ihn letztere veranlaßte — nur dazu beitragen konnten, ihn in der allgemeinen Achtung zu beeinträchtigen. Endlich aber kamen seine Fehler durch den milden und friedfertigen Charakter seiner Regierung in Vergessenheit, und während seiner langen, schmerzvollen Krankheit sprach sich die allgemeine Theilnahme aufs Unzweideutigste aus."

Texas.

5. Flüsse und Seen.

(Schluß.)

Unter den Zuflüssen des Brazos kommt zuvörderst der kleine Brazos, welcher wenige Meilen östlich von dem Hauptflusse entspringt und fast ganz parallel mit demselben läuft. Er bildet einen besondern Zug in der Hydrographie dieses Theils des Landes; seine Entfernung von dem Brazos beträgt nämlich auf keinem Punkte über 5 M., manchmal nähert er sich ihm bis auf eine Meile, und dann weicht er plötzlich wieder zurück, als ob er unwillig wäre, seine Wasser mit denen seines grossen Nebenbuhlers zu vereinigen. So setzt er seinen südöstlichen Lauf 45 M. fort, bis er endlich denn doch dem Brazos, 206 M. oberhalb dessen Mündung, den lange vorenthaltenen Tribut zollt. Der St. Andreas, aus einem unfruchtbaren Hügellande, unter 32° n. Br. und 21° 15′ w. L. entsprungen, hat einen südöstlichen Lauf von 100 M. bis zu seinem Zusammenflusse mit seinem Hauptarm, dem St. Gabriel, mit welchem er noch einen gemeinschaftlichen Weg von 40 M. in ganz östlicher Richtung bis zu seiner Mündung in den Brazos zurücklegt. Der Red Fork, dessen Ursprung unter 33° 30′ n. Br. und 22° 40′ w. L., 10 M. östlich von dem Dorfe Towiash, an dem Wishetaw-Arm des rothen Flusses, zu setzen ist, fließt gegen 90 M. östlich, lenkt dann südlich um, und ergießt sich nach einem Lauf von fernern 100 M. durch eine der unermeßlichen Steppen, die sich nach allen Seiten erstrecken, in den Brazos. Der Incoquafluß, der größte unter den Zuflüssen des Brazos, hat seine zahlreichen Quellen in der Bergreihe, welche die Gewässer des Colorado, Brazos etc. von denen des Rio Bravo del Norte scheidet, d. h. ungefähr unter 34° n. Br. und 25° w. L. Seine Hauptrichtung ist SO, seine Länge 200 M.; er durchschneidet das linke Ufer des Brazos 45 M. über dem Taray und 520 M. über der Mündung des erstern. Der Tosohunova entspringt in der Nähe der Quellen des Tempisaraco, und fällt nach einem östlichen Lauf von 110 M., 555 M. von dem Golf, in den Salinesee auf dessen nördlicher Seite. Der Keriachehunova, der einzige noch übrige Zufluß des Brazos, der bemerkt zu werden verdient, entspringt gleich den beiden zuvorgenannten Flüssen an dem Fuße der grossen Bergkette, fließt 100 M. nach ONO, und fällt wenige Meilen oberhalb dem Tosohunova wie dieser in den Salinesee.

Von allen diesen Flüssen, wie überhaupt von dem ganzen nordwestlichen Theile des Landes, welchem sie das Daseyn verdanken, ist im Grunde äusserst Wenig bekannt, und der Forschungsgeist der Reisenden hat dort einen ungemessenen Spielraum. Der gegen 150 M. lange St. Bernard hat seine Quelle unter 30° n. Br. 19° 50′ w. L., 35 M. westlich von San Felipe de Austin. Erst in südöstlicher Richtung fliessend 45 M., nähert er sich auf 3 M. dem Brazos; dann macht er eine Krümmung gegen S, hierauf gegen O, und passirt 2 M. westlich von Brazoria. In der Nachbarschaft dieses Dorfs kehrt er sich plötzlich wieder südwärts, und bleibt dieser Richtung getreu bis zu seiner Mündung im Golf. Die Breite des St. Bernard an der Gränze von Ebbe und Fluth, d. h. 40 M. vom Meer, beträgt 100 Yards. Seine allgemeine Richtung ist SO, sein Bewässerungsareal 1500 Quadratm.

Die Hauptquellen des Colorado liegen in den westlichen Gebirgen; eine derselben, welche unter 30° n. Br. und 25° 40′ w. L. entspringt, bildet einen ansehnlichen Fluß, der gegen 180 M. bis zu seiner Vereinigung mit dem nördlichen Arm des Colorado, dem Pasigano (unter 31° 30′ n. Br. und 22° 10′ w. L.), eine nordöstliche Richtung verfolgt. Von da wird die Richtung des Colorado im Ganzen südöstlich bis zu seinem Ausflusse in die Matagorda-Bai, südwestlich von dem alten Fort Matagorda, dem Landungsplatze des unglücklichen La Salle, welcher im J. 1687 von einem seiner Gefährten ermordet wurde, worauf die Spanier von Neu-Leon Truppen absandten, die Niederlassung in Matagorda zu zerstören. Der Colorado, obwohl nicht so groß als der Brazos, ist bis zu den Hügeln, oberhalb der obern Straße, schiffbar. Seine Ufer sind flach, mit Ausnahme jener Hügelgegend, wo er den romantischen Charakter, welcher dort die Umgebungen jenes Flusses auszeichnet, theilt, und dem Auge des Wanderers die ganze Mannichfaltigkeit malerischer Gebirgsscenerie darbietet. Die Länge des Colorado ist 569 M.; seine allgemeine Richtung SO; sein Bewässerungsareal 40,400 Quadratm. Der

Llano ist 90 M. lang; er entspringt in der Nachbarschaft der Silberminen von San Saba, hat einen nordöstlichen Lauf und ergießt sich in den Colorado am Fuße des großen Piks, 255 M. oberhalb Matagorda. Rio San Saba, einer der stärksten Zuflüsse des Colorado, entspringt in den Gebirgen von Piedra Pinta, unter 30° n. Br. und 25° w. L.; sein nordöstlicher Lauf mißt gegen 120 M.; er ergießt sich in den Colorado auf dessen rechtem Ufer, 272 M. oberhalb seiner Mündung. Der beträchtlichste dieser Zuflüsse ist der Pasigano, indem sein Lauf fast dieselbe Länge hat wie die des Hauptstroms vor seiner Vereinigung mit demselben. Der Pasigano entspringt auf der großen Steppe, unfern der Westgränze der Provinz; seine Hauptarme verzweigen sich mit denen des Brazos. Er durchschneidet das Land der Comanche-Indianer, und mündet in den Colorado auf dessen linkem Ufer, ungefähr 80 M. oberhalb dem Pecanfluß und 551 M. von der Matagorda-Bai. Seine Länge ist 190 M., seine Richtung SO. Der Aguilafluß, welcher den Gränzbergen zwischen Texas und dem Staate Chihuahua entströmt, fällt 444 M. oberhalb der Matagorda-Bai in den Colorado. Da er durch ein sehr durchbrochenes hügeliges Land fließt, so ist sein Lauf außerordentlich abstürzig. Der Frio ist der westliche Arm des Brazos; er entspringt in einer großen Quelle in den Gebirgen, wo er gleich ein ansehnlicher Fluß wird. Die Entfernung der Mündung des Aguila von der des Frio beläuft sich auf 80 und von da bis zu der großen Quelle auf 45 M. Der La Bacafluß, obgleich von beschränkter Ausdehnung, gewinnt dadurch an Wichtigkeit, daß er zum großen Theil die Westgränze von Austins Kolonie und die Ostgränze von de Witts Ländereien bildet. Er entspringt unter 30° n. Br. und 20° 20′ w. L., und sein Lauf bleibt bis zu seiner Mündung, auf der nördlichen Seite der Matagorda-Bai, fast ununterbrochen süd-östlich; seine Länge ist 130 M., sein Bewässerungsareal 5100 Quadratm.

Der Guadalupe kommt aus den Hügeln von San Saba hervor, wo er Rio Verde heißt, welchen Namen er behält, bis der Fluß Piedras von NW her sich mit ihm vereinigt; von hier fließt er 70 M. in östlicher Richtung bis zu dem Ausfluß der großen Quelle, 8 bis 10 M. westlich von der obern Straße; sodann südöstlich sich krümmend fällt er 16 M. von der Mündung des Labacaflusses in die Bai del Espiritu santo. Der Guadalupe kann von kleinen Fahrzeugen bis zu der untern Straße bei Goliad beschifft werden; weiter hinauf hat er einen sehr jähen Fall, eignet sich aber gut zu Mühlen und andern Wasserbauten. Sein Bewässerungsareal ist 13,500 Quadratm., seine Länge 287 M., seine allgemeine Richtung SO. Der San Antonio, ein Zufluß des vorigen, der demselben an Größe aber kaum nachsteht, entspringt wenige Meilen südlich vom Rio Verde, und fließt in raschem südöstlichem Lauf, unter dem Namen des Medinaflusses, bis zu seiner Vereinigung mit dem eigentlichen San Antonio, 20 M. südöstlich von der Stadt Bexar. Diesen südöstlichen Lauf setzt der San Antonio bis zu seinem Ausfluß in den Guadalupe, 10 M. von dessen Mündung fort. Er ist für flache Boote bis zu der untern Straße fahrbar; oberhalb diesem Punkte ist er durch Wasserfälle und Stromschnellen unterbrochen, welche die Landschaft verschönern, während sie den Fluß für die Schifffahrt unbrauchbar machen. Seine Länge ist 275 M., seine vorherrschende Richtung OSO.

Der Aransaso, ein kleiner Fluß von 60 M. Länge, der nördlich der Straße von Laredo nach Goliad aus mehreren Zuflüssen entsteht, nimmt einen östlichen Lauf an der Missionärstation von Refugio vorbei nach der Aransaso-Bai.

Der Nueces, der Gränzfluß zwischen Texas und dem Staate Tamaulipas, entspringt unter 29° 45′ n. Br. und 25° 30′ w. L. Die erste Quelle des Colorado liegt nur wenige Meilen nördlich von den Quellen des Nueces. Von seiner Hauptquelle in den San Saba-Gebirgen fließt der Nueces 60 M. süd-süd-östlich, wechselt dann allmählig diese Richtung gegen eine mehr südöstliche, und ergießt sich unter 27° 30′ n. Br. in den Golf. Seine Länge ist 300 M., sein Bewässerungsareal 12,200 Quadratm. Der Hauptfluß des Nueces ist der Rio Frio. Er entspringt nicht weit von der Quelle des erstern, nimmt einen südöstlichen Lauf und ergießt sich auf der linken Seite, 110 Meilen vom Golf, in den Nueces. Geht man den Rio Frio hinauf, so begegnet man folgenden Zuflüssen: Puenta de la Piedra 5, Saparita 8, San Mignel 18 M. oberhalb der Mündung jenes Flusses. In der Nähe der Quelle des Saparitaflusses, wenige Meilen südlich von der Stadt Bexar, erlitt General Toledo im J. 1813 eine Niederlage.

Nach der geologischen Gestalt von Texas sollte man zahlreiche Binnenseen erwarten; allein mit Ausnahme des Salinesees ist bis jetzt noch kein See von Bedeutung entdeckt worden. Dagegen kennt man zwischen dem Nueces und dem Rio Bravo, in Tamaulipas, eine Reihe von Salzseen, ungefähr 30 M. nordöstlich von Mier, einer Stadt am Bravo. Diese Seen geben eine so reiche Ausbeute von Salz, daß der Salzbedarf nicht nur des Staats, dem sie angehören, sondern auch des südwestlichen Theils von Texas leicht aus ihnen bezogen werden kann. Dieß Salz krystallisirt sich auf dem Boden in 4 bis 6 Zoll dicken Schichten. Es werden bereits jährlich große Quantitäten daraus gewonnen, ohne daß sich eine Abnahme verspüren läßt. Es sind drei große und mehrere kleine Seen, die zusammen ein Areal von 100 Quadratm. bedecken.

Chinesische Grundsteuer.

In China gibt es drei Klassen von Grundsteuer. Die erste und höchste kommt auf Weiher, wo die Wasserlilie und andere Wasserpflanzen wachsen; so wie auf Fischteiche; die zweite auf Ackerland; die dritte auf Hausplätze. Ein chinesischer Morgen (mow) enthält nach Einigen 240 Qdrt.-Schritte, nach Andern 360 Qdrt.-Ellen. Von Seen und Teichen, welche angebaut sind, (denn so drückt man sich aus.) entrichtet der Morgen an die Regierung, mit Einschluß der Einziehungsgebühr, ungefähr 5 Gulden (seven mace two candareens); 6 Groschen (candareens) kostet der Empfangschein, der auf weißem Papier ausgestellt wird. Die Grundsteuer variirt jedoch, je nach dem Reichthum oder der Armuth der Gegend, wo die Häuser stehen, zu denen ein Gut gehört

Um die Grundsteuer zu erheben, schickt die Regierung Beamte aufs Land, welche in den Hallen der Vorfahren ihr Absteigequartier nehmen, wo sie die Pächter vorladen. Diese wählen in der Regel Einen aus ihrer Mitte, irgend einen ehrwürdigen Dorfbewohner, den sie mit Einzug und Ausbezahlung des Geldes beauftragen. Nichts desto weniger fehlt es nicht an Säumnissen, so daß die Obrigkeit einschreiten muß. Keine literarische oder sonstige Auszeichnung schützt vor der Haft, wenn man in Rückstand ist.

Nach dem Gesetz kann ein Theil der Grundsteuer in Natura entrichtet werden; doch ist dieser Brauch im S von China völlig abgekommen, und wenn ein Grundeigenthümer kleinen Parcelle verpachtet, so bleibt er, nicht der Pächter, der Regierung verantwortlich.

Die Steuer wird in zehn Theile getheilt und kann zu verschiedenen Malen abgetragen werden. Wer den Rang Keu-dschin hat und schuldet 4/10, wird mit Degradation zum Plebejer bestraft; ein Plebejer in demselben Fall mit 60 Prügeln. Ein Rückstand von 7/10 kostet dem Keu-dschin die Absetzung nebst 80 Prügeln; dem Plebejer 1 Monat Halseisen nebst 100 Prügeln.

Rückstände bei den Getraidelieferungen nach Peking werden, nach Befinden, mit Prügeln, Transportation oder Tod bestraft.

Bevölkerung von Rom.

Nach der letzten Zählung beträgt die Volkszahl von Rom 144,541 Seelen, was gegen das vorige Jahr einen Zuwachs von mehr als 2000 macht. Dermalen befinden sich in der „ewigen Stadt“ 33,689 Familien, 35 Bischöfe, 1490 Priester, 1984 Mönche und Brüder, und 2390 Nonnen, so daß mithin die Zahl der weiblichen Klosterbewohner diejenige der männlichen um 406 übersteigt. Unter der Gesammtzahl der Einwohner sollen übrigens nur 107,060 Katholiken, der über 37,000 Köpfe starke Rest fast durchgängig Protestanten seyn. Der Juden wird in der vor uns liegenden Notiz nicht besonders gedacht.

Kongrevische Raketen.

Bei einem neulich in Toulon vorgenommenen Versuch über die Kraft der kongrevischen Raketen übertrafen von sieben, welche losgelassen wurden, zwei die Kraft eines 36Pfünders um 250 Toisen, zwei andre zerbarsten, eh sie noch die Hälfte ihres Wegs zurückgelegt hatten. Im Ganzen schloß man aus den gemachten Proben, daß bei einer wirklichen Anwendung ungefähr die Hälfte der abgeschossenen Raketen von Wirkung seyn werde.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 195. 14 Juli 1830.

Lavalette.

(Fortsetzung.)

Die Ereignisse des Jahres 1789 sind bekannt. Lavalette hatte die Weihen noch nicht erhalten; er ergriff die Muskete und trat in die Reihen der Nationalgarden, die La Fayette zur Vertheidigung des Thrones und des Vaterlandes bildete. Im Jahre 1792 unterzeichnete er die royalistischen Petitionen der Zehntausend; noch mehr machte ihn sein Benehmen am 10 August verdächtig; er ließ sich daher, um sich der Verfolgung zu entziehen, als Freiwilliger bei der Legion der Alpen aufnehmen und diente mit rühmlicher Auszeichnung in jenem Heere von Bauern und Bürgern, welches an den Ufern des Rheines sich den drohenden Heeren der Koalition entgegenstellte. Er wurde Anfangs als Gehülfe beim Geniewesen gebraucht, und darauf von General Baraguay d'Hilliers zum Adjutanten gewählt. Da der General indessen durch seine vergeblichen Bemühungen, Custine zu retten, seine Freiheit verlor und demnach für Lavalette Nichts zu thun vermochte, so blieb dieser in untergeordneten Verhältnissen, bis die Revolution, erschöpft von ihren eigenen Gräueln, eine andere Richtung nahm. Frankreich ging von der Herrschaft des Schreckens zu der des Ruhmes über, und in diesem Augenblicke erschien Bonaparte.

Wer diesen jungen Helden, mit seinem bleichen, düstern Gesicht, seiner stolzen Haltung, seinem Adlerblick, seiner kurzen Rede, seinen schnellen, gebieterischen Bewegungen, und mit dem tiefen Ernste sah, der den ältesten Generalen unwillkürlich Ehrfurcht einflößte; Wer das Heer sah, welches unter seinen Befehl gestellt war — arm, von Allem entblößt und zu Allem entschlossen, und alle die begeisterten Führer, welche sich in seinem Gefolge drängten, und dann das herrliche Land, welches sich als erste Beute darbot, der konnte es leicht vorher sagen, daß der erste Akt des großen Drama's, das mit Montenotte begann und mit Waterloo endigte, auch der glänzendste und poetischeste seyn würde.

Lavalette wurde von dem Oberfeldherrn in seinen Generalstab aufgenommen, ohne sich indessen einer besondern Gunst rühmen zu können; er mußte sich die Achtung Bonaparte's mit dem Degen in der Hand erzwingen. Auf dem Schlachtfelde von Arcole wurde er von dem General zum Kapitän und zu seinem Adjutanten ernannt. Auf einer gefahrvollen Sendung in Tyrol verwundet, wurde er von Bonaparte vor dem ganzen Heere mit den Worten empfangen: „Lavalette, Sie haben sich als ein tapferer Soldat bewährt; wenn ich die Geschichte dieses Feldzuges schreiben werde, werde ich Ihrer nicht vergessen." Und er hat Wort gehalten.

Einige Monate darauf erhielt Lavalette einen Auftrag, der eben so großes Vertrauen in seine Gewandtheit, als in seine Treue voraussetzte. Der Feldherr der italienischen Armee verlor nie die Bewegungen und Kämpfe der Parteien aus den Augen, die sich in Frankreich damals die Herrschaft streitig machten; es war schwer aus einer so großen Entfernung durch alle die Leidenschaften, welche sich des Hauptplatzes bemächtigt hatten, die Wahrheit zu erkennen; er sandte deßhalb seinen Adjutanten Lavalette nach Paris, um ihn über den Stand der Dinge in der Hauptstadt zu unterrichten. Bourrienne erfand eine Chiffer, die für ihre Correspondenz dienen sollte.

Lavalette, ein junger unbekannter Mensch, der mit einem Male mitten in die Wechselfälle, die Listen und die Verführungen der Politik hineingeworfen war, zeigte eine Klugheit und eine Festigkeit, die in gleich hohem Grad unsere Bewunderung verdienen. Er besuchte alle die großen Gesellschaften jener Zeit und ging in keiner derselben Verbindlichkeiten ein, die seiner Pflicht widerstritten hätten. Im Luxembourg, bei Carnot, in den Salons der Madame de Staël, in den Zirkeln Augereau's überall sah er durch die feine oder grobe Decke, unter welcher die Parteien sich verborgen hatten, auf den Grund. Er sah das Direktorium in seiner ganzen lächerlichen Scheingröße und stets blieb ihm das Andenken der albernen Prahlereien, welche sich die Gewaltmänner jener Tage zu Schulden kommen ließen. Noch im J. 1829 schrieb er an einen Freund: „Ich habe die fünf Könige gesehen, wie sie sich in den Mantel Franz I gehüllt hatten, seinen Hut auf dem Kopf, seinen Spitzenkragen um den Hals und seine zierlichen Beinkleider an den Beinen; die unedle Gestalt Reveillière's, herausgeputzt wie ein Schooßhündchen, mit einem Haarbusch wie König Chlodwig; Hrn. de Talleyrand, in braunseidenen Pantalon's, auf einem Feldstuhl zu den Füßen des Direktors Barras, im Hofe des kleinen Luxembourg, wo er seinen Souveränen einen Gesandten des Großherzogs von Toscana vorstellte, während die Franzosen es sich an der Tafel des Herrn Großherzogs wohl seyn ließen und sein Diner von der Suppe bis zum Desert verzehrten; zur Rechten fünfzig Musiker und Sänger von der Oper — Lainé, Lays, Regnault, und die Aktricen, die gegenwär-

tig alle vor Altersschwäche gestorben sind; den gebietenden Herren gegenüber, auf einem anderen Auftritte, zweihundert Damen in der üppigsten Jugend, in fleischfarbenen Tricots mit Ringen an den Zehen, und alle in Begeisterung über die Majestät der Pentarchie und das Glück der Republik. Und vierzehn Tage nach diesem schönen Feste waren Tausende von Familien in ihren Häuptern proscribirt, acht und vierzig Departemens ihrer Repräsentanten beraubt und vierzig Journalisten ausgeschickt, um aus den Gewässern von Sinamari, aus der Elbe oder dem Ohio zu trinken." — Es ist wirklich merkwürdig zu sehen, wo damals die Republik und die Freiheit geblieben war.

Lavalette hatte keine Macht in den Händen, um sich jenen Gewaltthaten zu widersetzen; er protestirte indessen und hielt das Geld zurück, welches Bonaparte aus Italien geschickt hatte, wodurch er die Wuth des Direktoriums und den brutalen Zorn Augereau's wider sich erregte. Wenn er jedoch den 18 Fructidor nicht verhindern konnte, so trug er doch Viel dazu bei, das Urtheil des Obergenerals über jenen Gewaltstreich zu bestimmen und dadurch den künftigen Sturz des Direktoriums vorzubereiten. Bonaparte überzeugte sich, daß in der schwachen Konstitution des Jahres 3 die Zukunft Frankreich's nicht abgeschlossen seyn könne; und von diesem Augenblicke an, ehe noch der Frieden von Campo Formio unterzeichnet war, hatte sein weitblickendes Genie auch schon den Plan zu dem Feldzuge von Egypten entworfen.

Nach dem Frieden begleitete Lavalette den General auf seinem Triumphzuge durch die Schweiz nach Rastadt, wo er mit den Vollmachten Bonaparte's zurückblieb, während dieser seine romantische Expedition vorbereitete. Nach wenigen Monaten wurde er abgerufen, und Bonaparte, der es nicht wagte, von Barras eine Belohnung für Lavalette zu fordern, verheirathete ihn mit einem Fräulein aus dem Hause Beauharnois, einer Nichte seiner Gemahlin, und knüpfte den plebejischen Namen seines Freundes an den Glanz, welchen die Zukunft über seine Dynastie breiten sollte. Kaum vermählt, mußte er auch bereits wieder abreisen. Er begleitete Bonaparte und sein Glück nach Egypten, theilte hier seine Vergnügungen und seine Gefahren, aß an seinem Tisch, kämpfte an seiner Seite, durchwanderte mit ihm die Wüste und folgte ihm zu der mörderischen Belagerung von St. Jean d' Acre. Unvergeßlich wird allen seinen Freunden seine Beschreibung von dem vierzehnten Sturme bleiben, den Kleber kommandirte: „Man hatte die Courtine genommen, welche den Palast Dschessars und eine bedeutende Strecke der Stadt deckte; Kleber's Grenadiere, die durch ein heftiges Flintenfeuer in den Graben zurückgeworfen worden waren, verlangten mit lautem Geschrei einen zweiten Sturm; Bonaparte schwankte; aber gedrängt durch jene Braven, gab er endlich das Zeichen. Es war ein großartiges furchtbares Schauspiel! Kleber mit seiner riesenhaften Gestalt und seinem langen Haar, hatte sich, den Degen in der Hand, vor den Graben gestellt und sprach den Stürmenden Muth zu. Durch den Schall der Kanonen, das Wuthgeschrei unserer Soldaten und das Geheul der Türken vernahm man seine donnernde Stimme. Indessen folgte Bonaparte, der in der Breschebatterie stand, mit seinem Fernglase allen Bewegungen der Truppen; eine Kanonenkugel ging so dicht über seinem Kopf hin, daß der Druck der Luft ihn umwarf. Umsonst beschwor ihn Berthier, diesen gefährlichen Posten zu verlassen, er erhielt keine Antwort; in demselben Augenblicke tödtete eine andere Kugel den jungen Arrighi, der zwischen dem Ober-General und Lavalette stand; mehrere Andere fielen um ihn her, ohne daß er eine Bewegung machte, sich zu entfernen; plötzlich hielt die Colonne der Stürmenden. Bonaparte stürzt sich aus der Batterie heraus; da sieht er, daß an der Stelle, bis zu welcher die Soldaten vorgedrungen waren, der ganze Graben Feuer speit; ein dichter Kartätschenhagel wirft Alles nieder, was sich zu näheren wagt; die Soldaten beharren mit unglaublicher Ausdauer, Kleber schlägt sich vor Wuth mit dem Degen auf den Schenkel; aber der Obergeneral, der dieß neue Hinderniß für unüberwindlich hält, giebt durch eine Bewegung der Hand das Zeichen zum Rückzuge."

Mit diesem Sturme wurde die Belagerung von St. Jean d'Acre beendigt; Bonaparte verließ Syrien, und als er nach der Schlacht von Abukir Kleber das Commando übertrug und nach Frankreich zurückkehrte, war Lavalette in seinem Gefolge. Ein Hauch stürzte den morschen Thron der Direktoren; am 18 Brumaire hatte auch Lavalette seinen Antheil.

Inzwischen ging der Krieg mit Oesterreich seinem Ende entgegen; Lavalette wurde nach Dresden gesandt, um, sobald eine günstige Gelegenheit sich darböte, Friedensunterhandlungen anzuknüpfen; der wahre Unterhändler war indessen Moreau in der Schlacht von Hohenlinden; der Frieden wurde geschlossen, und Lavalette wurde nach Paris zurückberufen.

Hier endigt seine militärische und diplomatische Laufbahn. Der erste Consul, dessen Herrschaft bereits begann, als noch der äußere Schein der Republik fortbestand, wollte sich in der Administration von allen seinen Waffengefährten, deren Treue, Eifer und Talent er erprobt hatte, umgeben sehen. Einer der Ersten, den er wählte, war Lavalette. Die Stelle eines Generalkommissärs der Posten, zu welcher er Anfangs ernannt wurde, ward bei der Errichtung des Kaiserreiches in die eines Generaldirektors verwandelt; dazu kamen in der Folge noch die Titel eines Grafen, eines Staatsrathes und eines Großoffiziers der Ehrenlegion.

Lavalette widmete seine ganze Thätigkeit dieser neuen Stellung, in welcher sein Ehrgeiz sich befriedigt fand. Als Napoleon im J. 1815 ihm das Ministerium des Innern anbot, zog er es vor, in sein altes Amt zurückzutreten, das er in den schwierigsten Zeiten mit dem ausgezeichnetsten Erfolge verwaltet hatte. Er war es, der den Postenumlauf organisirte, als Frankreich auf der einen Seite bis an den Rhein reichte und auf der andern die beiden Halbinseln umfaßte, während seine Heere über ganz Europa verbreitet waren; damals war er in gewisser Beziehung der Mittelpunkt, von welchem in diesem unermeßlichen Reiche alles Leben und alle Bewegung ausging. Seine Stellung machte ihn zu dem Vertrauten der Geheimnisse aller Familien; die Politik wagte es nicht, ihm das Gesetz aufzuerlegen, sie zu verrathen; „bei ihm waren Offenherzigkeit und Freimüthigkeit nie in Gefahr." *)

Die Ereignisse des Jahres 1814 gaben Lavalette dem Privatleben zurück, aus dem er erst am 20 Mai 1815, nach der Rückkehr

*) Worte des Generals Sebastiani auf dem Grabe Lavalette's.

des Kaisers, wieder hervortrat. Seine ersten Handlungen in einer so leidenschaftlich aufgeregten Zeit wurden durch eine Mäßigung bezeichnet, die seinen Feinden hätte zum Muster dienen sollen. Ein höherer Beamter, der ihm seine Aufwartung machte, überreichte ihm eine Liste von Verdächtigen; Lavalette ließ ihn sprechen; nachdem der Denunciant geendigt hatte, erwiederte er ihm: „Mein Herr haben Sie je einem ehrlichen Manne in das Gesicht gesehen?" — Der Beamte, bestürzt, stammelte einige Worte zu seiner Entschuldigung. — „Gut, mein Herr, so fangen Sie an mich kennen zu lernen." Darauf nahm er die Liste und warf sie in's Feuer.

Lavalette wurde während der hundert Tage häufig zum Kaiser gerufen; er sah ihn in seinem geheimen Rathe und in den Salons des Hofes. Der Kaiser war entschlossen keinen Krieg mehr zu führen, ausser zur Vertheidigung seines Reiches; der Geist der Freiheit war bis zu ihm durchgedrungen; seine Tafel hallte wieder von freisinnigen Reden, die ihn oft belästigten. „Aber was wollen diese Menschen?" sagte er eines Tages, „die Preßfreiheit? Ich will ihnen mehr davon geben, als sie vielleicht brauchen können; aber erst sollen sie mich nur Frankreich retten lassen!" Auf dem Schlachtfelde von Waterloo erreichten alle diese Plane ihr Ende.

Jetzt begann für Lavalette eine Reihe von Unglücksfällen, denen nur sein starker Geist die Stirn zu bieten vermochte. Im Vertrauen auf seine Schuldlosigkeit wagte er es in Paris zu bleiben. Am 10 Juli wurde er, während er mit seinen Freunden zu Tische saß, verhaftet. Man behandelte ihn gleich dem gefährlichsten Verbrecher; sein Proceß begann; er dauerte lange, und das Schicksal Labedoyère's und Ney's schien ihm einen traurigen Ausgang vorherzusagen. Endlich am 19 November erschien er, der Theilnahme an der Verschwörung vom 20 März beschuldigt, vor den Assisen. Er vertheidigte sich mit Würde; alle Leidenschaften waren indessen zu gewaltig aufgeregt, als daß die Stimme der Gerechtigkeit gehört worden wäre; nach zweitägigen Debatten wurde er zum Tode verurtheilt. Er hörte diesen Spruch mit Ruhe und sagte zu seinen weinenden Freunden: „Meine Freunde, es ist ein Kanonenschuß, Nichts weiter!" Darauf wandte er sich zu den zahlreichen Postbeamten, die wider ihn gezeugt hatten: „Meine Herren von der Post," sagte er, indem er denselben mit der Hand ein Kompliment machte, „ich empfehle mich Ihnen."

Diese freundliche und feste Stimme, die mitten in der allgemeinen Bestürzung durch den Saal schallte, mußte die Meinung erwecken, daß er vollkommen gefaßt sey; aber in dem einsamen Gefängniß sank dem alten Krieger der Muth, indem er an die Todesart dachte, die man ihm bereitete. Er schrieb an einen alten Waffenfreund, der damals vielen Einfluß bei Hofe besaß, er möge es für ihn auswirken, daß er erschossen werde; eine grausame Zurückweisung war die einzige Antwort. Jetzt gab das Gefühl des beleidigten Stolzes ihm Kraft; er wollte seine Seele mit dem Bilde des Todes versöhnen, vor dem er zurückbebte; er ließ sich von den Gefängnißwärtern alle die erniedrigenden, empörenden Nebenumstände einer Hinrichtung beschreiben, und ließ nicht ab, bis er Alles wußte. Nach langem Kampfe fühlte er sich endlich fähig, dem Tode mit Gleichmüthigkeit in's Auge zu sehen, und dachte jetzt nur noch an seine Familie und an seine Freunde. „Warum weinet Ihr!" sagte er, ein ehrlicher Mann kann ermordet werden, wie ein Schurke; aber sein gutes Gewissen begleitet ihn auf das Blutgerüst."

(Schluß folgt.)

Texas.

4. Gestalt des Landes.

So unregelmäßig und durchbrochen die Gestalt des Landes im SW ist, so giebt es doch keine Erhöhungen innerhalb der Gränzen von Texas, welche den Namen von Bergen im eigentlichen Sinne verdienen, während das anstoßende Coahuila, 70 Meilen nordwestlich vom Rio Bravo, ganze parallel laufende Bergketten von beträchtlicher Höhe enthält, (darunter den großen Pik bei Monterey, Curra de la Silla, oder der Sattelbogen genannt, wegen seiner Aehnlichkeit mit einem spanischen Sattel). Die Höhe nimmt zu gegen Candela hin. Die dortigen Berge sieht man in Wolken gehüllt, und ihre Spitze einen großen Theil des Jahres über mit Schnee bedeckt auf eine Entfernung von 80 bis 100 M. Die ganze Gegend im SW von Monclova ist außerordentlich gebirgig und meist unbeholzt. Die Bergzüge von Texas, welche die Quellen des Colorado, des Guadalupe und des Nueces in sich schließen, sind vom dritten und vierten Rang. Die, welche sich auf der rechten Seite des San Sabaflusses erstrecken, mögen wohl die höchsten seyn; doch fehlt es noch an genauen wissenschaftlichen Daten. Wenn man indeß bedenkt, daß die obigen Flüsse, welche, nebst mehreren Zuflüssen des Rio Bravo, ihre Wasser aus zum Theil ziemlich von einander entfernt liegenden Quellen beziehen, doch alle in einem Umkreis von weniger als 50 M. im Durchmesser entspringen; so setzt dieser Umstand bei ihrem Ursprunge eine sehr bedeutende Erhebung des Landes über die Ebene voraus, welche sie bewässern. Von diesem Bergstamm laufen Berg- oder vielmehr Hügeläste nach allen Richtungen aus. Der merkwürdigste von ihnen (ohne Zweifel eine Verlängerung von Major Long's Ozarkgebirgen) ist derjenige, welcher die Wasser des San Sabaflusses von denen des Llano scheidet; ehe ihn der Colorado durchschneidet, erreicht er eine mächtige Höhe und bildet den sogenannten großen Pik (einige Meilen südlich von der Mündung des San Saba, in der Nähe des rechten Ufers des erstern Flusses); sodann dehnt er sich gegen N, scheidet die Flüsse Pecan und St. Andreas und endigt sich in einen Pik auf dem rechten Ufer des Brazos, fast gegenüber der Mündung des Rolandflusses.[1] Eine Gräte dieses Astes läuft gegen O und stellt die Wasserscheide zwischen dem Medinaflusse und den obern Zuflüssen des Guadalupe her.

Die große Quelle des Guadalupe entspringt am östlichen Endpunkte des letztern Bergzuges, welcher auch die Quellen in der Nachbarschaft von Guadalupe entsendet. Ein anderer Bergzug verläßt die Hauptkette bei den Quellen der Flüsse Guadalupe und Llano, senkt sich immer mehr gegen O herab und verliert sich bei der großen Quelle von San Marcas. Eine Folge von Sandhügeln geht von demselben aus: sie beginnt bei der Quelle des Piedernales, eines Zuflusses des Colorado, zieht sich gegen NO hin und hört auf, ehe sie an das Ufer des letztern gelangt. Die Quelle des San Luciaflusses liegt auf dieser Kette, nicht weit von der Quelle des Piedernales. Die dem Range der Höhe nach nächste Kette löst sich von der obengenannten bei der ersten Quelle des Colorado, folgt einer nordwestlichen Richtung und vereinigt sich mit Humboldts Guadalupe-Gebirg; sie hat beiläufig eine Ausdehnung von 500 M. Diese Kette scheidet das Gebiet von Texas und das von Santa Fe oder Neu-Mexico, so wie die Wasser des Bravo von denen des Brazos und Colorado. Ihre Höhe muß beträchtlich seyn, und dürfte wohl die der Berge von San Saba, die insgemein als die höchsten betrachtet werden, übersteigen. Eine dritte Kette, welche gegen NO läuft, scheidet den Fluß Piedra Pinta von den Flüssen San Saba und Conchas, und wird von dem Colorado oberhalb seiner Vereinigung mit dem Pasigon durchschnitten. Von da, ihre nordöstliche Richtung zwischen dem Piarova und Ontejunova verfolgend, trifft sie mit der zuerst beschriebenen Kette, in der Nähe der Quelle des Pecan, zusammen; hier löst sich eine Gräte von ihr ab, zieht sich zwischen den Flüssen Pecan und Wissohonca hin, erhebt sich zu einem hohen Pik, senkt sich rasch und verschwindet unfern dem Colorado.

Die vierte und lezte Kette von Bedeutung erstreckt sich südöstlich, und scheidet die Wasser der Medina und des Rio Frio. Bei der Quelle des leztern springt ein durchbrochener Bergzug von der Hauptkette gegen SO ab, und scheidet die obern Wasser des Rio Frio von denen des Nueces. An dem Fuße dieser Kette und auf der Ebene auf beiden Ufern des Nueces gegen den Golf zu finden sich zahllose Heerden wilder Pferde, welche die sonst furchtbar öde Gegend einigermaßen beleben. Die meisten Flüsse, welche in dem nordöstlichen Theil von Texas entspringen, fließen durch offene Grasebenen in die Moräste, welche die südöstliche Küste von Texas, wie den südlichen Theil von Louisiana, begränzen. Das ganze Nordostland ist von mäßigen Hügeln durchzogen; diese Hügel verlieren sich mit den Wäldern gegen die Küste hin, welche überall blos den Anblick einer monotonen Gras- und Sumpffläche darbietet. Je mehr man westwärts kommt, desto auffallender zum Bessern verändert sich Alles: das Land an der Küste wird höher und trocken, und die Sümpfe, welche im SO eine gränzenlose Ausdehnung haben, hören bei dem Thal des Brazos gänzlich auf.

Westlich vom Brazos und südöstlich von der Bergregion, wenn man so sagen darf, erstreckt sich eine ungeheure Ebene, deren Neigung, wie sie der Lauf der Flüsse andeutet, sehr beträchtlich ist, die aber, wenn man sich der Gränze des Alluviallandes nähert, merklich abnimmt und längs dem Gebiet dieser Formation zur fast wagrechten Fläche wird. Ist übrigens die Gegend zwischen der Küste und der untern Straße auch sehr flach, so ist sie doch ziemlich frei von Sümpfen und westlich von der Galveston-Bai ist sie es ganz und gar.

Nordwestlich von der Bergregion, die, wie angegeben wurde, in den mittlern und südwestlichen Theilen von Texas liegt, nehmen unermeßliche Steppen, wo die größten Viehherden Nahrung finden könnten, den ganzen Raum zwischen den „Croß Timbers" und den nördlichen und westlichen Gränzen der Provinz ein. Diese Croß Timbers sind eine Art Naturmerkwürdigkeit; sie bestehen aus dichtgewachsenen Waldungen, deren Bäume mitunter eine bewundernswürdige Höhe erreichen. Nach ihren scharf gezogenen Gränzen möchte man leicht glauben, die Kunst habe mitgewirkt, den sonderbaren Kontrast zu schaffen, daß man hier einen 300 M. langen und im Durchschnitt 20 M. breiten Wald, der sich vom Dorf Waco am Brazos bis zum Arkansas erstreckt, mitten zwischen die trübselige Steppe hineingepflanzt sieht.

Sir Robert Peel und seine Familie.

Der vor Kurzem mit Tod abgegangene Sir Robert Peel, Sohn des Kaufmanns Robert Peel in Ardwik, gehörte einer achtbaren und wohlhabenden Familie an, welche seit mehreren Generationen in der Grafschaft Lancaster ansässig war. Geboren zu Peels Croß, unfern Lancaster, am 25 April 1750, hatte er sein achtzigstes Jahr erreicht, als er starb. Man erzählt von ihm, daß er früh geahnet habe, er würde der Gründer eines edlen Hauses werden; eine Ahnung, die in einem freien Lande bei einem Manne, der Talent, Klugheit und Fleiß besizt, sehr begreiflich ist. Im J. 1770 machte Sir Robert, der sein hauptsächliches Augenmerk auf die Verbesserung des Maschinenwesens und dessen erweiterte Benuzung für den Handel richtete, einige wichtige praktische Entdeckungen, wozu ihm Sir R. Arkwright theoretisch den Weg gebahnt hatte; doch trat er auch selbst als Schriftsteller auf. Sein Geschäft war damals der Handel mit Baumwollenwaaren, worin er sich in der Folge ein so unermeßliches Vermögen erwarb, daß die Testamentsvollzieher bei der Deklaration seiner Hinterlassenschaft angaben, sie übersteige das Maximum (to be upper value), d. h. 900,000 Pf. St., wovon an den Staat 15,000 Pf. für den gerichtlichen Testaments-Bestätigungsschein (probate stamp) und 10,000 Pf. an Vermächtnißgebühren (legacy duty) entrichtet werden mußten, während das Vermögen, seinem wahren Werth nach, auf drittehalb Millionen Pf. St. geschäzt wurde. Man kann die Ausdehnung des peel'schen Geschäfts danach ermessen, daß bloß die Accise von gedruckten Zeugen jährlich gegen 4000 Pf. St. betrug. Sir Robert bewies sich als einen menschenfreundlichen Mann, dem das Wohlbefinden seiner Arbeiter nicht gleichgültig war, und im J. 1802 brachte er eine Bill zur Verbesserung der Lage der Lehrlinge in den Baumwollen- und Wollenmanufakturen vor das Parlament; auch sonst rühmt man seine Wohlthätigkeit, die ihm bedeutende Opfer gekostet haben soll. Glänzend erprobte sich sein öffentlicher Charakter. Als im J. 1797 Subscriptionen zur Führung des Kriegs gegen die französische Republik eröffnet wurden, steuerte Sir Robert 50,000 Pf. St., und bildete aus seinen Arbeitern sechs Kompagnien Freiwilliger, welche er in den Waffen üben ließ. Vom J. 1790 an repräsentirte er die Stadt Tamworth, in welcher er ansehnliche Baumwollenfabriken besaß, bis zur allgemeinen Wahl im J. 1818, wo er, zu Gunsten seines zweiten Sohnes William Yates Peel, seinen Siz aufgab. Sir Roberts erste Frau war die Tochter vom Hrn. William Yates aus Bury. Diese Dame, mit welcher er sich am 8 Juli 1783 vermählte, gebar ihm am 6 Februar 1788 den jezigen Staatssekretär für das Innere; die Gemahlin des Leztern ist Julia, die jüngste Tochter des verstorbenen Generals Sir John Floyd; aus dieser Verbindung, die am 8 Juni 1820 geschlossen ward, sind vier Kinder vorhanden. Sir Roberts übrige Familie zählt folgende Personen: 1) den bereits genannten William Yates Peel, Mitglied des Parlaments und Unter-Staatssekretär für das Innere; Gemahlin Lady Jane Elisa Moore, Schwester des Earl Mountcashel; mehrere Kinder; 2) den Geistlichen Edward Peel; Gemahlin Jane, zweite Tochter von John Sainton Esq.; 3) John Peel; 4) Obristlieutenant Jonathan Peel, Parlamentsmitglied; Gemahlin Lady Alicia Jane Kennedy, jüngste Tochter des Earl von Cassilis; 5) Mary, geboren im Juni 1784, vermählt 1816 mit Georg Robert Dawson, Parlamentsmitglied und Sekretär bei der Schazkammer; 6) Elisa, geboren 1786, vermählt mit William Cockburn, Dekan von York; 7) Harriett Eleonora, vermählt mit Robert Henley Eden, Parlamentsmitglied und ältestem Sohn des Lord Henley; 8) Lorenz Peel, Parlamentsmitglied und Kommissär in den indischen Angelegenheiten; Gemahlin Lady Jane Lennox, jüngste Tochter des verstorbenen Herzogs von Richmond. Sir Robert überlebte seine erste Gattin, und trat in eine zweite Ehe am 18 Oktober 1805 mit Susanna, der jüngsten Tochter von Franz Clarke Esq. und Schwester von Sir William Henry Clarke, welche er gleichfalls überlebte. So verschwägerte sich der Baronet mit mehreren der ersten Familien des Reichs, und seine Nachkommenschaft war so zahlreich, daß, als er vor zwei Jahren seinen 78sten Geburtstag feierte, fünfzig Kinder und Enkel diesem Feste beiwohnten, deren jedes er mit einer silbernen Münze beschenkte. Sir Robert bekleidete zulezt noch die Stelle eines Vice-Präsidenten des Literary-Fund und des Gouverneurs vom Christspital. Das Testament des Baronets war vom 27 Juli 1820; durch ein Codicill vom 11 Februar 1825 wurden aber die Portionen seiner fünf jüngern Söhne von 106,000 Pf auf 135,000 erhöht. Von dem Rest, der wahrscheinlich $\frac{1}{2}$ Million Pf. St. übersteigt, erbt der Staatssekretär, dem der Vater bereits seit mehreren Jahren ein unabhängiges Einkommen von jährlich 9000 Pf. ausgesezt hatte, $\frac{4}{9}$ und jeder der jüngern Brüder $\frac{1}{9}$, die drei Töchter erhalten je 53,000 Pf.

Torlonias Denkmal.

Die beiden Herzoge von Torlonia, die jedem in Rom gewesenen Reisenden bekannten päpstlichen Bankiers, haben einen Konkurs für das beste Monument zum Andenken ihres verstorbenen Vaters eröffnet. Die mit der Prüfung beauftragte Akademie von Sankt Lukas hat den Preis dem Lodovico Mainoni von Scandiano, Pensionär des modenesischen Hofes in Rom, zuerkannt.

Hernani in Amerika.

Victor Hugo's Tragödie ist bereits in New-York gegeben worden. In Frankreich haben sie längst alle Provinzialtheater aufgeführt.

Perlfischerei in Ceylan.

Briefe aus Ceylan melden, daß die dortige Perlfischerei gegenwärtig ergiebiger sey, als je zuvor. Vermittelst neuer Vorrichtungen ist man in eine Tiefe gedrungen, die bisher zu erreichen nicht möglich war, wo man große Perlen im Ueberfluß vorfand. Ein einziges Haus hat bereits acht große Kisten voll nach England geschickt.

Deutsche Lesegesellschaft in Mexico.

Die sich in Mexiko aufhaltenden Deutschen haben dort eine Lesegesellschaft errichtet, welche Bücher und Zeitschriften aus Deutschland bezieht.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 196. 15 Juli 1830.

Wilhelm IV, König von England.

Wilhelm Heinrich, dritter Sohn König Georgs III, wurde am 21 August 1765 geboren, und war von früher Kindheit an für die Flotte bestimmt, indem sein Wesen dem Vater dazu besonders geeignet geschienen haben soll. Seine Brüder, der Prinz von Wales und der Herzog von York, waren zwar wohlgebaute, rüstige Knaben, aber dennoch übertraf sie Wilhelm von Anfang an bedeutend an Kraft und Derbheit, während er sich zugleich gegen die feinern Studien, worin sie den Vorsprung vor ihm hatten, sehr gleichgültig bewies. Das erste Fahrzeug, worauf er in See ging, war der Prinz Georg, ein Linienschiff von 98 Kanonen, welches diesen Namen zu Ehren seines Bruders trug. Er zählte eben vierzehn Jahre, und eignete sich nach Geist und Körper sehr wohl für einen Dienst, welcher damals wegen des amerikanischen Kriegs von hoher Wichtigkeit war. Auf diesem Schiff, unter dem Kommando des Admirals Digby, wohnte er der großen Seeschlacht zwischen der englischen und spanischen Flotte bei, die unter den Admiralen Rodney und Don Juan de Langara gegen einander stritten; auch wurden in der Folge in seiner Gegenwart ein französisches Kriegsschiff und drei kleinere Fahrzeuge genommen. Doch war bei keiner dieser Gelegenheiten das Gefecht sonderlich hartnäckig oder der Sieg lange zweifelhaft und schwierig, so daß sich kein Anlaß zu besonderer Auszeichnung darbot; und sehr lächerlich fand man es, als Admiral Digby aus Gelegenheit eines eroberten spanischen Kriegsschiffes, welches nach dem königlichen Sprößling „Prinz William“ genannt wurde, nach Hause berichtete, dieses Fahrzeug „habe die Ehre gehabt, in Gegenwart Sr. Königl. Hoheit erobert zu werden.“ Eine solche Ehre war sonderbar und durfte leicht Falstaffs Ausruf rechtfertigen: „was ist Ehre?“

Zwei bald nach jener Schlacht vorgefallene Handlungen zeugen von der Herzensgüte des Prinzen. Die eine berichtet ein Midshipman in einem Brief an seine Freunde folgendermaßen:

„Harbour, April 1783.

„Als neulich Lord Hood's Flotte hier lag, wurde über den Midshipman Benjamin Lee, der sich eines Subordinationsfehlers gegen einen Oberoffizier schuldig gemacht, ein Kriegsgericht gehalten, in welchem Lord Hood den Vorsitz führte. Die Entscheidung des Gerichts ging auf Tod. Das ganze Korps der Midshipmen war in tiefer Betrübniß über den furchtbaren Ausspruch, wußte aber nicht, wie es eine Milderung desselben erhalten sollte, da die Zeit zu einer Eingabe an die Admiralität gebrach, und sie an dem Erfolg einer etwaigen Verwendung bei Admiral Rowley gänzlich verzweifelten. Da schlug sich Se. Königl. Hoheit ins Mittel, entwarf eine Bittschrift, unter welche er zuerst seinen eigenen Namen setzte, und zugleich die andern Midshipmen aufforderte, seinem Beispiel zu folgen, worauf er die Schrift selbst dem Admiral Rowley überbrachte, und ihn aufs Dringendste um das Leben unsers armen Mitbruders bat; es ward ihm willfahren, und Lee befindet sich wieder in Freiheit u. s. w.“

Der Krieg endigte, bevor die Lehrzeit des Prinzen zu Ende war, und immer noch als junger Midshipman von 18 Jahren besuchte er 1783 Cap français und die Havannah. Bei dieser Gelegenheit kam das zweite Beispiel seiner edlen Menschenfreundlichkeit vor. Einige Engländer, welche den der spanischen Regierung geleisteten Eid der Treue gebrochen hatten, sollten zum Tod verurtheilt werden, der Gouverneur von Louisiana, Don Galvez, gab sie jedoch auf Bitten des Prinzen los. Folgender Brief, welchen dieser bald darauf von Jamaica aus an den Gouverneur erließ, zeigt, mit welchem Vergnügen er ein für seine Landsleute so willkommenes Geschenk hinnahm:

„Mein Herr!

„Die Worte fehlen mir, um Ew. Excellenz meine Empfindungen über Ihr entgegenkommendes Schreiben, über die zarte Art, in welcher Sie mir dasselbe übergeben ließen, und Ihr großmüthiges Benehmen hinsichtlich der unglücklichen Gefangenen, gehörig auszudrücken. Die Lossprechung, welche denselben auf mein Verwenden zu gewähren Ihnen gefallen hat, ist das angenehmste Geschenk, das Sie mir bieten konnten, und zeugt auffallend von dem Edelsinn der spanischen Nation. Dieser Fall hat meine hohe Meinung von Ew. Excellenz Menschenfreundlichkeit, welche sich bei so vielen Veranlassungen im letzten Kriege kundgab, wo möglich noch vergrößert. Admiral Rowley wird ein Fahrzeug für die Gefangenen nach Louisiana absenden. Ich bin gewiß, daß dieselben der Milde von Ew. Excellenz stets mit Dankbarkeit sich bewußt seyn werden; von Ihrem Brief habe ich dem König, meinem Vater, eine Abschrift gesandt, der Ew. Excellenz Rücksicht für mich höchlich anerkennen wird. Ich bitte, mich Donna Galvez zu em-

pfehlen, und überzeugt zu seyn, daß so edle Handlungen, wie die von Ew. Excellenz, stets in Erinnerung bleiben

Ihrem aufrichtigen

William, Pr."

Die erste Bekanntschaft des Prinzen mit Nelson und sein nachheriges vertrautes Verhältniß mit demselben verdienen eine umständliche Erwähnung. Beide sahen sich zuerst in Quebec, im Jahr 1782, als Nelson eine Transportflotte von Albemarle nach New-York zu geleiten hatte. Das zufällige Zusammentreffen hatte eine gegenseitige innere Anhänglichkeit zur Folge, und der Prinz bedauerte die Weiterreise des von ihm so hoch geachteten Mannes sehr. Doch kamen sie einander bald wieder nahe, denn nach Beendigung des Kriegs wurden Beide der Station bei der Insel Leeward zugetheilt, wodurch sich Gelegenheit zu häufigen Zusammenkünften fand. Der Prinz hatte bereits Proben von Nelsons Tapferkeit und Gewandtheit gesehen, und diesem bot sich nun ein Anlaß, die Achtung des jungen Mannes für die Befehle seiner Obern unter Umständen, die gefährlich für seine Person und verlockend für etwaige Habsucht waren, mitanzusehen. „Nichts fehlt, mein Prinz," schrieb ihm Nelson im Jahre 1787, „um Sie zum Liebling des englischen Volkes zu machen, als daß dieses die Wahrheit höre. Ich bedaure, sagen zu müssen, daß Vieles im gegentheiligen Sinn verbreitet worden ist." Nelson war kein Schmeichler. Der Brief, in welchem sich diese Stelle findet, zeigt, welch weise und edle Stellung der Admiral dem Prinzen gegenüber zu behaupten wußte. Ein Offizier Sr. K. Hoheit war in einer Sache, worin er offenbar Unrecht hatte, um ein Kriegsgericht eingekommen; diesem beugte der Prinz vor, um einem tapfern, verdienten Mann eine Kränkung zu ersparen.

„Jetzt da Sie weg sind," schreibt ihm Nelson, „erlauben Sie mein Prinz, daß ich mir herausnehme, denselben (den Offizier) Ihrer erneuten Gewogenheit zu empfehlen, als ob er sich nie eines Fehlers gegen Sie schuldig gemacht hätte, und Sie zu ersuchen, Ihm dereinst nützlich zu seyn. Es fehlt nur noch Dieß, um Ihr Benehmen im edelsten Lichte erscheinen zu lassen. Keiner von uns ist ohne Fehler; der seinige war, zu vorschnell gewesen zu seyn. Dieß aber — ich wage es kühn auszusprechen — wird, in Anbetracht seiner Verdienste als Offizier, die Wagschale nicht gegen ihn wenden. Tauglichere Freunde als mich, und solche die von mehr Bedeutung im Staate sind, mag Ew. Königl. Hoheit leicht finden, aber ein ergebenerer und anhänglicherer ist nicht so leicht zu treffen. Prinzen finden selten, sehr selten einen uninteressirten Menschen zu ihrem Verkehre; ich will mich nicht rühmen, daß ich ein solcher Mensch sey; dessen aber seyn Sie hiemit durch einen Mann, der nie eine ehrenwidrige Handlung begangen hat, versichert, daß mein ganzes Interesse darauf hinaus läuft, daß Ew. königl. Hoheit der größte und beste Mann seyn mögen, welchen unser Vaterland je hervorgebracht hat."

Bei der Vermählung Nelsons mit Mistreß Nisbet in Westindien, im März 1787, machte der Prinz, welcher kurz zuvor eben dahin gekommen war, auf sein eignes Verlangen den Brautführer.

Nachdem Se. K. Hoheit der Ordnung nach die verschiedenen Stufen eines Midshipmans, Lieutenants, Kapitäns durchlaufen, ward er am Ende des Jahrs 1790 Rear-Admiral der blauen Flagge, indem er bereits seit 18 Monaten durch die Titel eines Herzogs von Clarence und St. Andrews und Earls von Munster Pair von England, Schottland und Ireland geworden war. Beim Ausbruch des Kriegs mit der franz. Republik, als der Herzog von York den Oberbefehl der Landarmee übernahm, fragte man sich natürlich, warum sein Bruder Clarence nicht an die Spitze eines Theils der englischen, gegen die Franzosen kämpfenden Flotte trete. Allein irgend ein Grund der Klugheit oder des Gehorsams — vielleicht auch wohl eine Schwierigkeit, die sich in Bezug auf Rang, Etikette oder Alter ergeben mochte — vielleicht ein Widerwille gegen Die, mit welchen er das Kommando zu theilen gehabt hätte, oder eine Einwendung von ihrer Seite, beraubte ihn jeder Theilnahme an dem Ruhm, womit sich die englische Flagge damals bedeckte. Am Wenigsten möchte übrigens die Meinung für sich haben, daß er selbst einer Anstellung entgegen gewesen sey. Mochte er auch am Anfang des Kriegs eine Abneigung gegen persönlichen Dienst empfunden haben — wofür man übrigens keine Beweise hat — so ließ er sich's doch später höchst angelegen seyn, auf thätige Art verwendet zu werden. Er kam beim König wiederholt und aufs Ernstlichste darum ein, den kränkelnden Lord Collingwood, der den Befehl im Mittelmeer hatte, ablösen zu dürfen. Auch las man damals in den öffentlichen Blättern einen Brief des Herzogs an Commodore Owen, welcher seinen Wunsch, an Gefahr und Sieg Theil nehmen zu können, also ausdrückt: „Wann ich die Ehre haben werde, meine Flagge aufzuziehen, weiß ich noch nicht; aber ich glaube zu der Hoffnung berechtigt zu seyn, daß mir so viel Ehre und Glück zu Theil werde, den Oberbefehl über die braven Bursche zu erhalten, welche ich dieses Frühjahr in Downs und Portsmouth gesehen habe. Mein Besuch bei Admiral Campbell hat mir eine günstige Vorstellung von dem guten Zustande der Flotte gegeben; mein Aufenthalt in Portsmouth verschaffte mir überdieß Gelegenheit, mich von der trefflichen Mannszucht und dem Diensteifer auf unsern Schiffen zu überzeugen."

Der Prinz wurde am 20 März 1789 Herzog von Clarence. Viele Jahre lang stand er in Verbindung mit Mistreß Jordan; ein Verhältniß, das manchen Tadler unter dem Publikum fand. Am 11 Juli 1818 vermählte sich der Herzog mit Adelheid Therese Luise, Tochter des verstorbenen Herzogs Georg von Sachsen-Meiningen (geb. 13 August 1792) von welcher er keine lebenden Nachkommen hat. Von da an bietet das Leben des Königs Nichts, was zu erwähnen von Interesse wäre, bis zu seiner Erhebung zum Großadmiral, welche Stelle seit dem Prinzen Georg von Dänemark, dem Gemahl der Königin Anna, immer nur provisorisch von einer Commission verwaltet worden war. Als Canning Premier-Minister wurde, legten mehrere seiner Kollegen ihre Stellen nieder, unter dem Vorwand, derselbe beabsichtige die Emancipation der Katholiken; auch Lord Melville, der erste Lord der Admiralität, obwohl der katholischen Sache günstig, trat ab. Der eigentliche Grund der Resignirungen war augenscheinlich, Canning vom Ruder zu vertreiben; allein diesem Plan entgegen zu wirken, bot gerade der Austritt Melville's ein Mittel, auf welches die Gegenpartei freilich nicht gefaßt seyn mochte. Canning rief kühnlich in

der Person des ersten Thronerben, die Würde eines Großadmirals wieder ins Leben, vernichtete durch diesen schnellen, ungeahneten Schritt der königlichen Prärogative den Anschlag der Ausgetretenen und gab dem Ministerium Kraft. Der neue Großadmiral besuchte die Häfen und Seemagazine, betrug sich überaus leutselig und zugänglich, nahm Beförderungen ohne alle Rücksicht auf parlamentarischen Einfluß vor, und bewies eine königliche Gastfreiheit. Nach Cannings Tod ward Wellington dessen Nachfolger, und bald zeigte sich, daß dieser seinen Anhänger Melville gern wieder an der niedergelegten Stelle sähe. Der wörtliche Vorwand, unter welchem der Herzog von Clarence aus dem Ministerium zu treten sich genöthigt sah, wurde nie bekannt, aber derselbe machte kein Hehl daraus, daß er gegen seinen eignen Willen abgetreten sey.

Folgendes ist das Verzeichniß der Familie des Königs. Derselbe vermählte sich in Kew mit der Prinzessin Amalie Adelheid Luise Katharine, von welcher ihm am 21 März 1819 in Hanover Charlotte Auguste Luise geboren ward, die wenige Stunden nach der Geburt wieder starb, und am 10 December 1820 in Bushy Park Elisabeth Georgine Adelheid, welche am 4 März 1821 starb. — Mistreß Jordan gebar folgende Kinder: Obrist Friedrich Fitzclarence bei den Ingenieurs, vermählt mit Lady Auguste Boyle, Tochter des Grafen von Glasgow; Obrist Georg Fitzclarence, vermählt mit Miß Wyndham, Tochter des Grafen von Egremont; Obrist William Fitzclarence, gestorben in Indien; Kapitän Adolph Fitzclarence, bei der königlichen Marine, Befehlshaber der Pallas, unvermählt; August Fitzclarence, Hochwürden, Kapellan des Königs, seines Vaters, und Rektor von Maple Durham; Marie Fitzclarence, vermählt mit Obrist Fox, dem ältesten Sohn Lord Hollands; Sophie Fitzclarence, war vermählt mit Kapitän Karl Sydney, einzigem Sohn von Sir J. Shelley Sydney, Baronet; Elisabeth Fitzclarence, vermählt mit dem Grafen von Errol; Auguste Fitzclarence, vermählt mit dem ehrenwerthen John Kennedy, Sohn des Grafen Cassellis. Die übrigen dem König von Mistreß Jordan gebornen Kinder starben in noch zartem Alter.

Ausflug ins Kafferland nördlich und östlich von Graaf Reinet.

Die Reisenden, Hr. A. G. Bain, ein Kolonist vom Kap, und Hr. B. Biddulph, der in Grahams Town zu ihm stieß, hatten den Plan, den nächsten Weg durch das Kafferland nach dem Flusse Umzumwobo einzuschlagen, von da nordöstlich bis zur Breite von Natal und dann nordwestlich vorzudringen und durch das Bechuanaland zurückzukehren. So hofften sie den beträchtlichen leeren Raum auf diesem Theil der Karte von Afrika ausfüllen zu können.

Sie betraten das Kafferland auf dem Wege von Trumpeters Drift mit zwei Ochsenwägen, sieben Pferden und fünf Hottentotten. Nachdem sie eine schöne Gegend durchzogen und über den Fisch-, Bela- und Keiskamafluß gesetzt hatten, erreichten sie Wesleyville, eine methodistische Missionärsstation, über deren Leitung Hr. Bain sich in den achtungsvollsten Ausdrücken äußert: hier, wo vor drei Jahren ein elender Kafferkraal stand, sieht man jetzt ein ansehnliches Dorf, so groß, niedlich und reinlich als irgend eins in England. In der Nähe des Ky überraschte die Reisenden der Anblick der steilen Berge, welche diesen Fluß umgeben, und die ihnen für ihr Fuhrwerk unpasirbar schienen. Erst nach einem fünfstündigen Umwege erreichten sie diesen schönen Fluß, von dessen Felsenbett die Berge senkrecht empor steigen, wodurch die Landschaftsscenerie eine wilde Erhabenheit gewinnt, welche afrikanischen Flüssen sonst nicht eigen ist; sie glaubten sich in einem Abgrunde zu befinden, aus dem es keinen Ausgang giebt; wider Erwarten trafen sie indeß auf dem entgegengesetzten Ufer einen Weg, auf dem es leidlich weiter ging. Die Gesellschaft vergrößerte sich dort durch einige Reisende, die sich ihnen anschlossen. Zunächst machten sie jetzt dem mächtigen Kafferhäuptling Hinsa ihre Aufwartung; er schlachtete gerade zwei Ochsen und schenkte ihnen, zum Zeichen seiner königlichen Gunst, ein à la Caffer in Kuhdung wohl umgedrehtes Stück Ochsenfleisch. Diese Leute zeigen eine fast hindu'sche Vorliebe für die Excremente der Kühe. Nach ihrer Meinung sind dieselben zu allen Dingen gut; in den Löchern z. B. in der Mitte ihrer Viehkraals, die ihnen zu Fruchtbehältern dienen, steht der Urin immer mehrere Zoll tief auf dem Boden, was dem Korn einen köstlichen Beigeschmack geben soll.

Nach dem Besuch bei König Hinsa, der sich sehr freundlich gegen sie benahm, und den die Reisenden als einen athletischen Mann, als ein Modell zu einem Herkules beschreiben, kamen sie durch die Residenz Vosanie's, Königs der Tambuki's, setzten über den Bashie, Umtata und andere kleine Flüsse, und hielten einige Tage in dem Kraal eines andern Kafferhäuptlings, Namens Nogasie, wo sie einer Balgerei zwischen Letzterm und einem benachbarten Häuptling, Namens Gobbus, der sein gestohlenes Vieh in einen von Nogasie's Kraals gebracht hatte, beiwohnten.

Das Land, welches sie bis dahin berührten, war eine wellenförmige, überall gleichmäßig mit den feinsten Kräutern bewachsene Ebene, und übertraf Alles, was die Kolonie in dieser Art aufzuweisen hat; Kraals lagen an Kraals, zahlreiche Heerden von Hornvieh beweideten die ausgedehnten grünen Räume; Milch, treffliches kafferisches und indianisches Korn, Pferden, Bohnen ꝛc. gab es im Ueberfluß; das Volk schien sich einer glücklichen Unabhängigkeit zu erfreuen. Zwei weitere Tagereisen führten sie zu den schönen Gehölzen von Ignuba, unfern des Landes von Faco, König der Amapondas, wo die Noth für das Fuhrwerk von Neuem anfing. Man feierte, als sie in dem königlichen Kraal anlangten, eben das Erntefest, welches ein Tanz beschloß. Die Männer, mehrere Hundert an Zahl, mit Keulen bewehrt, auf die entsetzlichste Weise bemalt und mit Zierathen behängt, standen auf der einen Seite; auf der andern Seite eben so viele Weiber, die nicht völlig nackt waren. Männer und Weiber rückten nun gegeneinander in einer regelmäßigen, aber scheinbar ohne Ordnung gehaltenen Bewegung vor, indem die Weiber mit den Händen klatschten, mit den Füßen stampften und schrien; die Männer ihre Keulen schwangen, sich bald in elegante, bald in groteske und bestialische Attitüden warfen und sangen. Alles ging in dem genauesten Tempo, und der rauhe Baß der Männer lautete oft recht hübsch. Von dem Gelärm des Ganzen erscholl das Thal und zitterte die Erde; der Schweiß lief in Strömen an ihren verbrehten Gliedern hinab, und die Malereien in ihren Gesichtern zerflossen über ihren ganzen Körper.

Während ihres Aufenthaltes in Faco's Land stellten die Reisenden nach einigen Abkömmlingen von Europäern, die sich unter den Amapondas aufhalten sollten, Nachforschungen an; sie konnten sich darüber aber keine Gewißheit verschaffen.

Es ist ein auffallender Unterschied zwischen den Amapondas und den Kaffern; die Erstern sind nämlich bei weitem nicht so groß als die Letztern, aber besser gewachsen. Auch kleiden sie sich verschieden. Eine Kafferdame wickelt sich insgemein vom Nacken abwärts in die weiten Falten einer großen Ochsenhaut, die sie mit einer dreifachen Reihe von ehernen Knöpfen hinten zuknüpft; auf dem Kopfe trägt sie eine Art Grenadiermütze, mit Korallen besetzt, welche dem Ehemann einige Stück von seiner Heerde kosten. Hingegen die weniger reiche Amapondadirne geht in einem dürftigen schmucklosen Kleide von demselben Stoff einher, und begnügt sich mit ihrem natürlichen Haarputz. Zwei Tagereisen hinter Faco's Kraal erstiegen sie die Gipfel der Umzumwoboberge, wo Hügel auf Hügel und Alpen über Alpen sich thürmten, und wo der majestätische Strom von der Höhe, auf der sie standen, in einem senkrechten Fall von zweitausend Fuß niederdonnerte. Zwischen zwei Kuppen spannten sie aus, um für ihre Hinabfahrt Vorrichtungen zu treffen. Nach einer zweitägigen mühevollen Arbeit erreichten sie den Fuß der furchtbaren Berge und das östliche Ufer des Umzumwobo. Hier verweilten sie längere Zeit, um die vielen Beschädigungen an den Wägen auszubessern, und sich nach einer Nordost-Durchfahrt umzusehen. Von jedem Ort von

einiger Bedeutung nahmen sie genau die Lage auf, was, wie Hr. Bain versichert, eine völlige Revolution in den meisten der alten Karten vom Kafferland zur Folge haben wird. Sie fanden, daß der Umzumwobo (See-Kuh-Bett) der St. Johns River des Commodore Owen ist, obwohl auf ältern Karten der Ky mit St. Johns Namen beehrt wird. Der Umzumwobo ist ein schöner Fluß, der für kleinere Fahrzeuge bis zu der Stelle, wo sie ihn überschritten, d. h. 18 bis 20 M. von seiner Mündung schiffbar ist; seine steilen Ufer sind mit allerlei schönen, zum Theil unbekannten Bäumen geschmückt; er hegt in seinem Schoß viele Flußpferde. Der Boden ist vielleicht der reichste in ganz Südafrika; jede Pflanze schießt zu einer riesenhaften Höhe auf; das Gras wird oft zwölf, und nirgends weniger als zwei Schuh hoch.

Am östlichen Ufer entdeckten sie endlich einen Weg, den sie aber zum Theil durch das Dickicht erst bahnen mußten, weßwegen man nur langsam vorwärts kam. Sie wanderten nun sechs Tage in nordöstlicher Richtung fort, und passirten mehrere schwierige Flüsse bis zum Fuße der Umzumculaberge, welch ihrem fernern Vordringen einen förmlichen Damm entgegensetzten. Bei ihrem Durchzuge durch das Land von Snaam, König der Amaclasabi's, verriethen die Eingebornen Merkmale von Furcht, welche durch Geschenke beschwichtigt wurde. Angekommen unter dem Mudschalistamm erhielten sie die beunruhigende Kunde von dem feindlichen Vorrücken des mächtigen Maqnabie, der, durch den bekannten Tschaka unterjocht, nach dessen Tod seine Raubzüge an der Spitze einer zahlreichen Horde von Neuem begann. Mord und Raub bezeichneten seine Straße. Die Bewohner flohen nach allen Richtungen. Unsere Reisenden befanden sich jetzt in einer schlimmen Lage; ihre Lebensmittel waren an der Neige, und sie konnten den Abgang nicht ersetzen. In dieser Noth hielten sie sich an Reste von ihrem Vieh, das ihnen gefallen war, weil es schlechtes Futter genossen hatte. Sie versuchten den Umzumwobo 50 M. oberhalb der frühern Stelle zu passiren; aber dieser Strom war durch das Wasser von vielen Zuflüssen so furchtbar angeschwollen, daß sie nach vierzehntägigem Suchen eines Wegs zu jener Fuhrt zurückzukehren, und dasselbe Gebirge, das ihnen auf dem Herwege so viel Mühe gemacht, noch einmal zu übersteigen sich genöthigt sahen. Durch das ganze Land verbreitete sich der Schrecken; Niemand hielt vor dem allüberwindenden Maqnabie Stand. „Diese Leute“ sagt Hr. Bain „sind Feiglinge, und verdienen das prächtige Land nicht, mit welchem die Vorsehung sie gesegnet hat; der Name Tschaka oder Fetschanie (Maqnabie's Horde) reicht hin, sie so in Angst zu jagen, daß sie Alles im Stich lassen und auf und davon laufen.“

Streitigkeiten auf der spanisch-französischen Grenze.

Blätter aus dem südlichen Frankreich melden von neuen Händeln zwischen Spaniern und franz. Basken, welche das Einschreiten militärischer Gewalt nothwendig machten. Die Grenzscheidungen sind auf gewissen Theilen der Pyrenäen nie genau bestimmt worden, und der Name des strittigen Landstriches selbst, Aldudes, was im Baskischen Zweifelberg bedeutet, weißt darauf hin, daß dieser Stand der Dinge von unvordenklicher Zeit herrührt.

Schon im J. 1717 wurden Kommissarien von Frankreich und Spanien zur Grenzberichtigung aufgestellt; ihre Arbeiten führten jedoch zu keinem Resultat. Die sieben Gemeinden des Thales Baigorry, zusammen etwa 12,000 Seelen stark, waren von jeher im Besitz der südlich von dem Thale gelegenen Berge. Dort haben sie ihre Käsehäuser, dort waiden ihre Heerden während der Sommermonate. Am Anfang der Regierung Ludwigs XVI bestritten ihnen die Spanier von Navarra das Eigenthum dieser Berge, in welcher Folge beide Regierungen abermals übereinkamen, die Grenzen durch eine eigene Kommission berichtigen zu lassen; wirklich unterzeichneten auch im J. 1785 der General Caro von spanischer, der Graf Ornano von französischer Seite einen Grenzvertrag, der jedoch für die französische Bevölkerung sich so unvortheilhaft ergab, daß nicht nur die angesehensten Bewohner vom Thal Baigorry, sondern auch das Parlament von Pau und die Stände von Navarra der Regierung unverweilt die stärksten Gegenvorstellungen machten, und der französische Kommissär einen scharfen Verweis von dem Minister Montmorin erhielt. So blieb der Vertrag suspendirt, sowohl von Seiten Frankreichs als von Spaniens; denn im J. 1799 setzten beide Staaten gemeinschaftlich eine Zollwache bei Notre-Dame-des-Aldudes ein, „als einem Orte, der zwischen beiden Ländern nicht getheilt sey“, und die Basken blieben im Besitz ihrer Berge. Im Jahr 1821 erneuerten die Spanier ihre Angriffe, verbrannten die Käsehütten, verwüsteten die Wälder, hoben Heerden und Hirten auf. Im J. 1827 holte das franz. Ministerium durch besondern Beschluß den Vertrag von 1785 wieder als Norm hervor, der Frankreich eines Landstrichs von 12 Stunden Länge und 4 Stunden Breite beraubt, und den Spaniern die höchsten Gipfel der Pyrenäen, d. h. die besten militärischen Positionen in die Hände liefert. Diese gestanden den Bewohnern von Baigorry zwar das fortwährende Waiderecht auf den neugewonnenen Bergen zu, aber nur gegen eine Abgabe von 2 Decimes von dem Schaf und 2 Franken von der Kuh, was die frühere Grundsteuer um mehr als das Dreifache übertraf. Außer Stand, eine solche Abgabe zu erlegen, wandten sich die Bewohner am 28 Juli 1828 an das Ministerium um Einschreitung. Die Erbitterung war übrigens bereits auf einen solchen Grad gestiegen, daß man eine Militärabtheilung auf die Aldudes zu schicken für gut fand, nicht um die Leute zu schützen, sondern um sie mit Gewalt zu zwingen, den Spaniern die Abgaben zu zahlen. Das Jahr 1829 verstrich unter fortwährenden Streitigkeiten. Am 11 Mai d. J. machten die Spanier einen Angriff mit gewaffneter Hand in der Gemeinde von Lasse, wogegen die Basken sich alles spanischen Viehs bemächtigten, das sie auf ihrem Gebiete fanden. Das Ministerium sandte, wie gesagt, abermals Militär, und, den neuesten Nachrichten zufolge, soll nun die Ruhe für den Augenblick hergestellt seyn.

Ansicht der französ. Gerichte über Caricaturen auf hohe Personen.

Auf der Numer vom ersten April des französ. Journals „la Silhouette“ war eine Vignette erschienen, einen Jesuiten mit Priesterkäppchen, Mantel und Ueberschlägen vorstellend, in welchem die Polizei eine Aehnlichkeit mit einer sehr hohen Person zu erkennen glaubte, daher auf die Numer Beschlag legte und die beiden Geranten, Bellet und Ratier vorforderte, unter der doppelten Anschuldigung einen Kupferstich (gravure) ohne vorläufige Genehmigung der Behörden bekannt gemacht, und die Person des Königs beleidigt zu haben. Die Sitzung fand am 25 Juni Statt. Nachdem Hr. Bellet die ganze Sache auf sich genommen, sofern er allein die angeschuldigte Numer als Gerant unterzeichnet habe, erhebt sich der Advokat des Königs, indem er in Bezug auf den ersten Punkt den Satz aufstellt, da das Gesetz vom 25 März 1822 zwischen Kupferstichen und Lithographien keinen Unterschied mache, so lege es hinsichtlich beider die Pflicht auf, vor deren Bekanntmachung die Autorisation der Regierung einzuholen; in Bezug auf den zweiten Punkt aber der Meinung ist, man dürfe, um sich von der Strafbarkeit des Vorgeladenen zu überzeugen, nur einen Blick auf die fragliche Vignette werfen, welche eine überraschende Aehnlichkeit mit Zügen darbiete, die jeder gute Franzose ehren und hochachten müsse. Der Vertheidiger Bellets erwiedert auf den ersten Punkt, daß Vignetten, Blumenzüge, Finalstöcke, welche bloß dem Druck zur Zierde dienen und ein Ganzes mit dem Werke selbst ausmachen, nicht unter jenes Gesetz fallen könnten, und beruft sich hiebei noch insonderheit auf ein neues Umlaufschreiben des Grafen Peyronnet, worin es heißt: „Stiche mit beigefügtem Text, mit Ausnahme der Vignetten, Blumenzüge, Finalstöcke und sonstigen Ausschmückungen des Druckes, müssen vor ihrer Bekanntmachung die Autorisation der Regierung erhalten.“ Hinsichtlich des zweiten Punktes verweist der Vertheidiger zuvörderst auf England, wo in Bezug auf Caricaturen die unumschränkteste Freiheit herrsche, und setzt dann aus einander, wie die Vignette in manchem Betracht ohne Wissen des Geranten in das Journal gekommen sey. Der Advokat des Königs erkennt die geziemende Art, mit welcher die Vertheidigung geführt worden, an, und das Gericht spricht nach einer Berathung von einer Stunde und zwanzig Minuten Hrn. Bellet von der ersten Anschuldigung frei, verurtheilt ihn aber hinsichtlich der zweiten zu sechs Monaten Gefängniß und einer Buße von 1000 Franken.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 197. 16 Juli 1830.

Lavalette.
(Schluß.)

Mittlerweile verging ein Tag nach dem andern; der Kassationshof hatte die Apellation des Verurtheilten zurückgewiesen; ein Gnadengesuch, das sein treues Weib überreichte, und welches der Herzog von Ragusa vergebens mit seinen Bitten unterstützte, fand eben so wenig Gehör; der Tag der Hinrichtung nahte heran; die Kerkerknechte selbst wurden von Rührung und Mitleiden ergriffen, wenn sie den Unglücklichen sahen. Da drang am Vorabende des letzten Tages seine Gemahlin in das Gefängniß; sie trug ein reich mit Pelzwerk besetztes Merinokleid und hatte in ihrem Reticule eine Jupe von schwarzem Taft. So wie sie in das Zimmer ihres Mannes eingetreten ist, kündigt sie ihm mit fester Stimme an, daß Alles verloren sey, wenn er sich nicht durch die Flucht rette; sie zeigt ihm die weiblichen Kleidungsstücke, mit denen sie sich versehen hat, und beschwört ihn, sich mittelst derselben unkenntlich zu machen und zu entfliehen — dazu sey Alles bereit, eine Sänfte stehe vor der Thür des Gefängnisses, ein Kabriolett erwarte ihn auf dem Quai des Orfèvres; ein zuverlässiger Freund und ein sicherer Zufluchtsort bürgten für das Uebrige. Lavalette hörte diese Vorschläge an, ohne auf dieselben eingehen zu wollen; er war entschlossen zu sterben und weigerte sich zu fliehen: „Die Tragödie muß ich mir gefallen lassen; aber in einer Farce will ich keine Rolle übernehmen; man wird mich unter dieser lächerlichen Verkleidung festhalten und dem Gelächter des Pöbels Preis geben. — Und wenn ich auch das Glück hätte zu entkommen, so müßte ich doch Dich der Brutalität der Kerkerknechte und den Verfolgungen meiner Feinde Preis geben." — „Wenn Du stirbst, sterbe auch ich; rette Dein Leben, um das meinige zu retten." — Der Gefangene konnte diesem Grunde nicht widerstehen. „Jetzt mußt Du Dich ankleiden" fügte das edle Weib hinzu; „Du darfst keine Zeit verlieren; keinen Abschied, keine Thränen; Deine Stunden sind gezählt." Und nachdem die Verkleidung vollendet war: „Lebe wohl; vergiß nicht den Kopf zu beugen, wenn Du unter die Thür trittst, um nicht mit den Federn des Hutes anzustoßen." Darauf schellte sie, und zog sich hinter eine spanische Wand zurück, die Thür öffnete sich, und der Gefangene trat, unterstützt von seiner Tochter, und von einer Dienerin seiner Frau gefolgt, hinaus. Als er zu der Sänfte kam, waren die Träger nicht da; die Soldaten von dem Posten hatten sich versammelt, um Madame Lavalette zu sehen, es war ein schrecklicher Augenblick! Endlich erscheinen die Bedienten; die Sänfte geht ab, und einige Minuten darauf rollt ein Kabriolett, mit der ganzen Geschwindigkeit eines Pferdes dahinfliegend, über das Pflaster des Pont Saint-Michel.

Es war der 23 December; Lavalette blieb bis zum 10 Januar in Paris verborgen. Durch eine besondere Gunst des Zufalls fand er unter demselben Dache eine Zufluchtsstätte, unter welchem einer seiner erbittertsten und mächtigsten politischen Feinde wohnte. Von der Mansarde aus, die er einnahm, hörte er in den Straßen die Polizeimaßregeln ausrufen, die getroffen worden waren, um sich seiner Person zu bemächtigen. Alle Barrieren waren geschlossen, die Aussertigung der Pässe war eingestellt, Staffeten, die sein Signalement überbrachten, durchflogen das ganze Königreich. In den Kammern, in den Zirkeln der Höflinge — überall glaubte man Alles verloren, wenn Lavalette nicht wieder in die Gewalt seiner Henker käme.

Während dessen lebte Lavalette unter dem Schutze von Männern, die, ihm persönlich unbekannt, keine Gefahr scheuten, ihn zu retten. Seine Tage verflossen in angenehmen Unterhaltungen oder unter mannigfaltiger Lektüre; eine Doppelpistole, die unter seiner Bettdecke verborgen war, gab seinen Nächten einiges Gefühl der Sicherheit. Dieß Leben dauerte vierzehn Tage. Am 9 Januar 1816 endlich, um acht Uhr des Abends, begab er sich zu Fuß, mit einem Freunde, zu dem Kapitän Hutchinson, und des andern Morgens, zu derselben Stunde, wo auf dem Grèveplatze ein Gerüst aufgeschlagen wurde, um ihn im Bildniß hinzurichten, reiste er in der Gesellschaft des Generals Wilson in englischer Uniform ab, fuhr in einem offenen Kabriolett durch die Barrieren und entkam glücklich nach Mons, in den Niederlanden. Während der Reise mußte Lavalette, der nicht ein Wort Englisch sprach, sein Taschentuch beständig auf die Wange halten und den Schein annehmen, als leide er an einem Fluß, um den zahlreichen englischen Officieren nicht antworten zu dürfen, die seinen Begleiter unter Weges erkannten und anredeten. Zu Compiegne, wo er in das gemeinsame Gastzimmer getreten war, erzählte ein Handlungsreisender ihm die ganze Geschichte seiner Flucht mit den lächerlichsten Zusätzen, indem er bei jedem Wort wiederholte: „Sie können mir wirklich glauben; ich war gerade zu derselben Zeit in Paris." Ein andermal, schon nahe an der Gränze, verlangte ein Gendarmeriekapitän die Pässe der Reisenden und

nahm sie mit sich. Der Paß Lavalette's war auf den Namen eines Generals Cossar ausgestellt. Nach langer Zeit kam der Kapitän zurück und sagte: es gäbe keinen General dieses Namens in der englischen Armee. Wilson antwortete ihm: „er wolle sich wahrscheinlich einen Spaß machen; und sie wären schon zu nachsichtig gewesen, so lange zu warten." Zugleich gab er den Postillons ein Zeichen, und so fuhren sie in gestrecktem Galopp davon. Ungefährdet kamen sie zu Mons an; hier mußten sie sich trennen. Lavalette in der tiefsten Rührung drückte dem General die Hand und sprach seine ganze Dankbarkeit aus; dieser veränderte kaum seine Miene, sondern lächelte nur, ohne eine Wort zu sagen. Nach einer halben Stunde, die sie schweigend neben einander zugebracht hatten, wandte er sich endlich zu Lavalette und sagte ihm im ernsthaftesten Tone: „Aber, bester Freund, erklären Sie mir jetzt, warum Sie sich nicht guillotiniren lassen wollten?" — Lavalette sah ihn ganz erstaunt an, ohne ihm zu antworten. — „Ja, man hat mir gesagt, daß Sie es sich als eine Gnade erbeten hätten, erschossen zu werden." — „Aber Sie wissen doch, daß der Verurtheilte in einem offenen Karren, die Hände auf den Rücken gebunden, auf den Richtplatz geführt wird. Darauf befestigt man ihn auf einem Brett und schiebt ihn so unter das Messer." — „Ach, Das begreife ich; Sie wollten sich nicht schlachten lassen, wie ein Stück Vieh."

Lavalette reiste durch die Rheinprovinzen nach Bayern, wo der König ihn mit vieler Güte aufnahm und gegen das französische Ministerium schützte, welches seine Auslieferung verlangte. Die Herzogin von St. Leu bot ihm ihr Haus an, und der Prinz Eugen erwies ihm alle Aufmerksamkeiten der zartesten Freundschaft.

Lavalette glaubte nach erlangter Begnadigung sich noch ein glückliches Alter versprechen zu können, als er aber in Paris ankam, blieb mitten unter den Glückwünschen, die ihn bei seiner Rückkehr empfingen, eine geliebte Stimme stumm; es war die seines Weibes. Seit jener entscheidenden Stunde, wo sie alle ihre Kraft aufbot, ihn zu retten, hatte sie ihn nicht wieder gesehen; sie sah ihn jetzt ohne Freude und ohne Thränen; vielleicht erkannte sie ihn nicht einmal. Die Unglückliche — sie hatte mit der Trennung von ihrem Gatten auch das Licht des Verstandes verloren.

Diese letzte Prüfung überstieg alle anderen. „Ew. Majestät, schrieb Lavalette an den König, haben mir Güter zurückgegeben, die ich höher schätze, als das Leben; aber auch die Macht eines Königs ist nicht im Stande, mein Unglück durch ihre Wohlthaten auszugleichen." Er entsagte allem Umgange mit der Welt; sein ganzes Leben war von nun an nur ein fortgesetzter Beweis der Hingebung an eine Gattin, der er so Viel zu verdanken hatte; und als der Tod ihn überraschte, konnte er ruhig sterben; er hatte seine Schuld bezahlt.

Sein einziger Trost während dieser langen Zurückgezogenheit war die Wissenschaft; noch an dem Abend vor seinem Tode war er mit seinen gewöhnlichen Studien beschäftigt, und es steht zu hoffen, daß der Nachwelt die Frucht derselben nicht vorenthalten bleiben wird. In seiner Erinnerung lebte die ganze Vergangenheit, unverfälscht durch Leidenschaft oder Parteisucht; und seine Memoiren versprechen daher noch manchen wichtigen und unerwarteten Aufschluß.

Abenteuer in Newfoundland.

2. Der newfoundländische Hund.

(Schluß.)

„Diesen Eskimobestien," fuhr der Alte fort," die ihr Leben mit Abfall fristen und mit einigen Schalthieren, die sie finden, muß man jede Minute einen Fluch auf den Pelz brennen, wenn man ihnen das Geschirr anlegt, und sie nicht davon laufen und einander in ihrer eigenen Wolle ersticken sollen. Cabot braucht keine Schläge, er würde sie auch nicht ertragen. An seinem kleinen Schlitten mit zwei Centnern Holz oder Fisch rennt er so schnell als ich über den Schnee, wenn dieser hart ist, und einmal mir zu Gefallen (versteht sich daß ich ihm meine Hand lieh) zog er vier Centner. Er würde das rohe Gefräß nicht anrühren, denn er speist nur mit mir. Jungen zum Frühstück! In seinem Leben that er keinem Hund Etwas zu Leid, wenn er nicht zuerst angegriffen wurde. Da fällt mir die Hudsons-Bai ein, wo eines Tages vier verdammte Köter, die an einem Eskimoschlitten über das Eis daherliefen, sich's beikommen ließen mit ihm anzubinden. Der Treiber, um sie zu ihrem Tagewerk anzuspornen, hatte „Neuruhl!" gerufen, als ob ein Bär im Gesicht wäre, und die Bestien verirren sich an Cabot. Spaß ist Spaß, sagte ich, aber Das ist kein Spaß mehr. Mit diesen Worten erhob ich mein Gewehr, um das Gefecht auszugleichen, aber die kleinen wollichten Teufel waren so oft auf und unter ihm, daß ich nicht schießen konnte, ohne den Cabot selbst zu verletzen. Indeß ich konnte ruhig zusehen, denn er arbeitete sie an allen Gliedern entzwei, (dieß ist so seine Fechtart), und ließ sie lahm und heulend zurück. Während des Straußes schwang ihr Treiber seinen Fischspeer und würde Cabot durchbohrt haben, wenn ich nicht einen Entenschuß über ihm abgefeuert und ihm die Harpunenspitze weggeblasen hätte; sie war wie gewöhnlich nur mit einem Riemen daran befestigt, damit, wenn sie in ein Thier oder einen Fisch gedrungen ist, sie losfährt und darin als Widerhacken stecken bleibt; er riß sie nachher zweien seiner Hunde aus dem Maul, die sich um den Riemen von frischem Seehundsfell balgten. Aber würdet Ihr es glauben? Der Wilde war so mordlustig, daß er meinen Schuß nicht bemerkte und mit dem geköpften Stiel auf Cabot loswollte, der seinerseits den garstigen Teufel am Bein faßte und ihm den Stiefel vom Leib riß. Ich hatte große Noth sie aus einander zu bringen. Als die Geschichte vorbei war und ich dem schmierigen Treiber einen Schluck Schnaps gab, sah der Bursch, daß der arme Cabot sich mit der Pfote in sein Netz verwickelt hatte, und mir Nichts dir Nichts zerrte er an ihm, als ob er einen Kabeljau vor sich hätte. Cabot winselte und stand im Begriff, ihn noch einmal zu beißen, so daß ich um des Friedens willen den Kerl von seinem Fuhrwerk herunterschlug, um ihn Artigkeit zu lehren, da Worte an ihm verloren gingen. Ein halbes Jahr darauf — wir befanden uns bereits wieder zu Haus — fuhr ich eines Abends an die Küste, um eine Ladung Fische auf Bens Gerüste auszuladen, als Cabot mir entgegen kam und neben dem Boot herschwamm, um mich zu begrüßen und wie gewöhnlich mit Bastian zu spielen. Er suchte auf alle Art meine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen; weil ich aber zu beschäftigt war, so sprach ich nicht gleich mit ihm.

Zuletzt heulte er furchtbar; es war das erste Mal, daß ich ihn heulen hörte, (die Eskimotölpel können bloß heulen). Da sah ich denn, daß er einen andern Hund, der ganz lahm war, über dem Wasser hielt und da er mit seinem Kameraden bald auf mich zu bald wieder zurück ruderte, so dachte ich, das müsse Etwas zu bedeuten haben, (denn Cabot thut Nichts ohne Sinn) und untersuchte am Ufer den Fuß des Hundes. Siehe, da stak eine Kabeljau-Angel fest in dem Fleisch. Ich befreite den Verwundeten von seinem Anhängsel und beide galloppirten jetzt lustig neben mir her. Ja der Hund ist nicht mit Thalern aufzuwiegen! Er hat ein großes Herz, ein zartes Gefühl, nichts Spleennartiges, Gallichtes, Giftiges in seinem Wesen. Es gilt den Fischfang von einem Jahr, er hat eine Seele. He! Bursche an's Frühstück!"

Ein kernhaftes Frühstück ward um den Mast herum aufgetafelt. Unsere Vorräthe bestanden aus frischem und getrocknetem Stockfisch, aus Hering, Salm, Aal, eingesalzenem Rindfleisch, Rothgänsen, nebst Eiern von den Vogelinseln, Zwieback und Branntwein. Letzterer war ein Geschenk des Admirals, welcher die Kellerarmuth unserer Fischer kannte, und etwas geistiges Leben in ihr Unternehmen zu bringen wünschte. Cabot setzte sich neben seinem Herrn, nahm artig an, was man ihm gab, und benahm sich, wie Simon zu sagen pflegte, gleich einem Christen.

Mittlerweile hatten wir das kleine Kap umsegelt und fuhren eine Zeit lang an einer niedern Küste hin, bis wir eine günstige Stelle zum Landen gewahrten. Wir sprangen ans Ufer und erstiegen den höchsten Felsen; allein trotz unserm Fernglas konnten wir kein menschliches Wesen entdecken; wir setzten daher unsere Fahrt so nah als möglich an der Küste fort, bis wir die Südspitze der Bai erreichten, wo sie den Exploitsfluß empfängt. Gelegentlich warfen wir in den kleinen Flußmündungen und Buchten, wo sich ohne Gefahr beikommen ließ, einen Blick ins Land. Allein nirgends zeigte sich ein Eingeborner.

Ein Segelboot ist ein guter Platz, um Geschichten zuzuhören. Man braucht sich nicht müde zu rudern, und Seeleute haben immer eine Mähre zu erzählen, wovon man glauben kann, so Viel man Lust hat. Wenn man so in seinen Mantel gehüllt, mitten zwischen dem Anschlagen des Flugwassers, dem Klappern der Segel, dem Knarren der Maste und dem Schnurren der Taue dasitzt und Einem der Wind um die Ohren pfeift, so spinnt sich ein langer Faden von Geschichten recht behaglich ab. „Da habt Ihr ein tüchtiges Schönfahrsegel," sagte ich; „wie kommt das Gemälde von diesem großen Fisch darauf? Welche scherenartigen Floßfedern! Welche Kinnladen voll Zähne! Was ist das für einer Eurer Seeteufel?" „Das ist ein Nordkaper," antwortete der Alte; „des Wallfisches erbittertster Feind. Einer dieser Gesellen, manchmal mit der Hülfe eines Schwertfisches oder Seeeinhorns, treibt Euch in seichtem Wasser den armen Wallfisch auf den Strand, tödtet und frißt ihn. Sie sind große Gaudiebe und thun dem Wallfischfang viel Schaden. Dagegen unter sich sind es sehr gesellige Thiere, in ihrer Lebensart nicht unähnlich den weißen Wölfen, die ich oft in langen Schaaren von Form eines Halbmondes über die Ebenen von Labrador traben sah, wenn sie ein Elenn in ihrer Mitte einen Abhang hinabjagten, das sie dann unten ruhig mit Haut und Haar verzehrten. Ich will Euch sagen, wie es geschah, daß der Fisch auf dieß Schiff gemalt wurde. Ich diente als Mate auf einem nantucketer Wallfischfänger, und wir schifften mit einer schweren Ladung aus der Hudsonsbai gen S heim, als ein arger SSW uns entgegenkam, der uns beim Einfahren in die Straße von Belle-Isle zurückwarf, und uns mitten durch die Nebelfinsterniß unsern Weg um Newfoundland herum zu nehmen nöthigte. Nachdem wir Kap Bauld dublirt hatten, suchten wir das Weite, bis der Sturm sich legte, und eben ging es an Toulinguet vorbei, als eine Windstille eintrat, und der Nebel wie ein Wurfnetz auf uns sank. Hier trieben wir drei Tage, ohne daß wir das Licht des Tages erblickten, umher, bis die Fluth uns in einer Nacht gerade auf die scharfe Ecke versunkener Felsen setzte. Am folgenden Morgen erhob sich ein frischer Nordwind, der den Nebel lüftete und uns so Viel erkennen ließ, daß wir uns einen Bogenschuß weit von Round Head, der Nordspitze der Insel Fogo, befanden, in dem Augenblick, als die Ebbe eintrat und unser starkes Schiff an der Klippe die Backen einbrach. Was nun anfangen? Der Sturm nahm zu; immer höher und wilder umbrandeten uns die Wogen und stürmten wie wüthende Bullen auf den Stern des Schiffes, den sie emporstießen und dann wieder fallen ließen. Die Püffe, welche wir spürten, als der Kiel endlich fest aufsaß, waren gleich den Stößen eines Erdbebens im Mississippi. Wir erwarteten sämmtlich nichts Anderes, als daß unser gutes Schiff Nordkaper bei voller Ebbe in Stücke gehen und wir mitten unter unsern Stückfässern mit Thran auf Round Head begraben werden würden. Ein Haufe Volks hatte sich am Ufer an der Mündung einer kleinen Bucht versammelt; es war eine bloße Ritze in den Felsen, wo zur Noth bei schönem Wetter ein Boot einlaufen, oder ein Hund ans Land schwimmen konnte. Ein Gedanke fuhr mir durch den Kopf. Ich rief Cabot, zeigte ihm die Bucht, und bat ihn, mit einer Leine zu den Leuten hinüber zu schwimmen. Er wollte sie in den Mund nehmen, aber ich redete ihm zu, sie sich wie sein Schlittengeschirr umbinden zu lassen. Dieß geschehen, sprang er über Bord und ruderte tapfer durch den Strudel. Wir riefen ihm drei Hurrah's nach, denn er trug den Faden dahin, an dem unser aller Leben hing, und der ihm mit jeder Minute schwerer umhängen mußte. Ich wand das Tau selbst ab, und betheerte es, damit er nicht aufgehalten würde, auch nicht mehr als nöthig wäre zu schleppen bekäme, noch dasselbe sich so leicht an dem Korallenboden fangen könnte. Jetzt näherte er sich der Brandung an der Küste. Wir begrüßten ihn noch einmal mit einem Hurrah. Die Insulaner hatten ihn aus den dampfenden Wasserbergen heraus bemerkt und gaben das Echo zu unserm Ruf. Der Kapitän stand zu meiner Seite und bewachte jede Bewegung des Hundes mit seinem Fernglas, Hoffnung und Trost ertheilend. Ich dachte nur an das Tau. Ich erinnere mich, daß ich meinen Sohn Ben darauf treten hieß (den armen Burschen der Tags darauf ermordet wurde!) „Jetzt," sagte der Kapitän, „dringt er in die Widersee ein! Nein, er hält an! Kein Wunder! Das ist eine Brandung, die ein Meerschwein wie Spreu zerstäubt! Ach! er sinkt — er ist verloren — wir sind verloren!" Er ließ sein Glas fallen und sank auf seine Knie auf mein rund gelegtes Tau. „Weg von der Leine, Memme," sagte ich, indem ich ihn unsanft wegschob, „ich wette eine Guinee, er taucht bloß unter; es fehlt ihm Nichts!" Der Kapitän sprang wie ein neuer Mensch auf, und bald sahen wir die Hüte schwingen, da Cabot lustig ans Land schwamm! Wir banden nun noch ein starkes Sail an die Leine und ließen ein Kabel mitlaufen, welches Jene an einem hervorragenden Felsen befestigten; so hatten wir eine Art Strickleiter, auf die wir einen Stuhl setzten, den wir wie ein Käfig mit Tauwerk rings umwickelten und mittelst eines eisernen Ringes darauf hingleiten ließen. Einer um den Andern wurde darauf von den Insulanern auf diesem Stuhl mittelst des zweiten Taues

wohlbehalten hinüberkutschirt, indem Die, welche noch an Bord waren, den Stuhl wieder an sich zogen. So oft Einer von uns ans Land stieg, machte er Cabot sein Kompliment, der aber hatte für Niemand Augen als für unsern Freund Paul hier, der ihm entgegen gewatet war, und die Leine ihm abgenommen und ihn mit einem Stück Zwieback regalirt hatte. Aber er bellte vergnügt, wenn Einer wieder angeschleppt kam, und als er vollends mich mit dem kleinen Bastian auf dem Arm, (denn wir waren, den Kapitän ausgenommen, die Letzten) im Käfig anfahren sah, tanzte er wie ein närrischer Affe umher. Der Nordkaper mit seinen Thranfässern bumste kurz nachher auseinander; da jedoch der Wind nachließ, so retteten wir noch das Meiste von der Ladung, selbst einen Theil vom Takelgarn und vom Rumpf. Wir trafen gute Leute auf diesen Inseln, und es gefiel uns in ihren Quartieren so wohl, daß wir die Harpune mit der Kabeljau-Angel für immer vertauschten. Der Kapitän schenkte mir ein Focksegel, das ich rettete, Ben stutzte es so zu und malte diesen Nordcaper darauf, zum Andenken an die Tage unserer Wallfischfahrten!"

Literarische Fehden.

2. Das Quarterly Review gegen Jomard und Caillié.

Seitdem die Nationaleifersucht der Engländer und Franzosen keine Schlachtfelder mehr hat, auf denen sie sich herumtummeln kann, scheint sie in das Gebiet der Literatur übergegangen zu seyn. Möchte sie hier bessere Früchte tragen!

So hat es kürzlich ein englischer Aristarch Hrn. Caillié übelgenommen, daß er der erste Europäer ist, welcher aus Tumbuktu zurückkehrte. Die geographische Gesellschaft in Paris, welche des Major Laing's Andenken durch eine goldne Denkmünze ehrte, während sie dem glücklichen Caillié den Preis zuerkannte, zeigte sich billiger, wie denn überhaupt die Franzosen in Anerkennung fremden Verdienstes billiger sind, als die Engländer. Bei dem Streite gegen den französischen Reisenden und seinen gelehrten Kommentator dürfte indessen das Quarterly-Review insofern Recht behalten als Caillié's Reise wissenschaftlichen Anforderungen nur ungenügend entspricht, da durch ihn die Lage auch nicht Eines Orts genauer bestimmt worden ist; oder als es, wenn Caillié in der Nacht vom 8 Mai 1828 den Orion gesehen haben will, darthut, daß jenes Gestirn unter dem Meridian von Tumbuktu gar nicht sichtbar war, sondern erst um 8 Uhr des folgenden Morgens aufging; nur geht es darin zu weit, daß es gleich a priori beweist, Caillié sey nicht in Tumbuktu gewesen, und, weil unter des Akademikers Jomard Redaktion wissenschaftliche Verstöße in Caillié's Tagebuch stehen geblieben, so sey die französische Akademie ein schlechtes Institut! Solche Argumentationen streiten gegen die Achtung, welche Gelehrte einander gegenseitig schuldig sind, und wenn ein Gegner vorweg mit solchen Waffen auftritt, so werden wir versucht zu glauben, daß ihm etwas Anderes am Herzen liege als die Wahrheit!

Um Caillié's Glaubwürdigkeit zu verdächtigen, wird diesem zum Verbrechen aufgerechnet, daß er sich in Afrika als Mohammedaner und Abkömmling egyptischer Eltern produzirt habe; wer die Neger und Mauren belügen konnte, kann wohl auch den Europäern Etwas weiß machen! In der That eine scrupulöse Wahrheitsliebe, von deren Richtschnur englische Reisende auch nie einen Schuhbreit abgewichen sind! In Tumbuktu wohnt Caillié gerade dem Haus gegenüber, welches Major Laing bewohnt hatte. Sein Wirth war Sidy Abdallah; warum, fragt das Quarterly Review, nennt er Laings Wirth nicht? Wir wissen, wie dieser Tumbuktier heißt; wenn ihn Caillié wirklich sah und bei ihm nach dem Major sich erkundigte, so gebe er uns seinen Namen an! Caillié hat auf diese und die andern Anklagen seines Recensenten mit großer Unbefangenheit geantwortet.*) „Man nannte den Mann nur den Wirth des Christen, unter diesem Namen lernte ich ihn kennen!" Nichts wahrscheinlicher, als daß in einer Stadt, welche nie zuvor ein Europäer betreten hatte, die Beherbergung eines Christen dem Wirth einen Beinamen eintrug! Aber Caillié hatte Osman als den Erbherrn von Tumbuktu bezeichnet, wogegen das Quarterly Review, auf die Autorität eines Negers, welchen der englische Konsul Warrington nach Tumbuktu schickte, um Laing's Papiere zu reklamiren, versichert, dieser Osman sey bloß der Statthalter des Sultan Labo, eines Fellataprinzen aus Massina, von welchem das Land umher in jener Zeit bereits unterjocht gewesen sey. Gut! allein selbst wenn Dieß wahr wäre, was beweist es? Kein vernünftiger Leser einer Reisebeschreibung aus Afrika wird erwarten, daß einem Reisenden, der die Landessprachen höchst unvollkommen kenne, der vielleicht von Individuen seine Aufschlüsse bekommen, welche ihn nicht recht verstehen, oder welche mit der Farbe nicht herauswollen, keine Irrthümer und Verstöße begegnen! Nur nach und nach und durch Vergleichung läßt sich am Ende die Wahrheit herausbringen! Auf einem anderen Fehltritt glaubt das Quarterly Review den Franzosen ertappt zu haben, weil er aus Osman einen Neger mache. Als Fellata oder Fula, sagt es, war er wahrscheinlich so weiß als Hr. Caillié. Hier scheint der Recensirreiser einer Vergeßlichkeit schuldig geworden zu seyn; aus Denham, der selber einen Fellata abzeichnete, und noch mehr aus Clapperton hätte der Kritiker sich erinnern können, daß die Fellata's, wenn sie sich auch der europäischen Gesichtsform nähern und ihre Farbe ein lichteres Schwarz ist, als die der Mandingo's, sie doch noch immer dem Geschlecht der Neger angehören. Caillié berechnet die Bevölkerung von Tumbuktu bloß zu 12.000 E., während sonst von 100.000 die Rede ist. Major Laing fand Tumbuktu in Allem seiner Erwartung entsprechend, ausgenommen im Umfang, den er zu 4 Meilen annimmt: ein Raum, fügt das Quarterly bei, welcher dicht überbaut (if fully built upon) jene Zahl enthalten mag! Wie! hunderttausend Menschen in einem Umfang von 4 Meilen! Also fast 38.000 auf die Quadratmeile und Paris enthält deren höchstens 25.000! Wird man glauben, eine Stadt in der Wüste mit Häusern, die zum Theil nicht besser sind, als Hütten, sey bevölkerter als das palastartige Paris!

Einen Gegenstand bringt indessen das Quarterly bei dieser Gelegenheit zur Sprache, der den Nationalcharakter der Franzosen vielleicht stärker verführt als diese Zweifel an Caillié's Wahrhaftigkeit — Major Laings Papiere. Major Laing wurde im September 1826 ermordet; aus der nachher von dem Pascha von Tripolis in Gegenwart der europäischen Konsuln angestellten Untersuchung ging hervor, daß ein gewisser Eartug Zantoni zu Ghadamis zwei Päcke empfangen halle, welche, seiner Beschreibung nach, 14 Zoll lang, 7 Zoll dick, in eine Art von Baumwollenzeug gewickelt und mit rothem Wachs versiegelt waren; daß er sie in dem Hause von Sidi Hassuna D'Ghies abgab; daß ihm Hassuna 15 Doll. zahlte, Datteln und Brod für die Rückreise schenkte, und in Bezug auf die Sache Stillschweigen gebot. Der Bote bemerkte noch, daß die Ueberschrift nicht arabisch, sondern in einer fremden Sprache gewesen. An der Identität ihres Inhalts mit den von Laing in Tumbuktu verfaßten Memoiren läßt sich nicht zweifeln. Hassuna, ein Verwandter des Pascha und Sohn seines Ministers, der aber bei dem Pascha beinahe noch mehr galt als sein Vater, war derselbe, den die Engländer, wegen seiner vielfachen Verbindungen mit dem Binnenlande, schon bei Denhams und Clappertons Expedition in ihr Interesse zu ziehen gesucht hatten. Allein später hatte der englische Konsul diesen Mauren dadurch beleidigt, daß er ihm eine für seine Bemühungen versprochene Summe vorenthielt. Hassuna bekam Wink, daß auf ihn Verdacht fiel, und flüchtete sich auf ein amerikanisches Schiff, wo ihm der amerikanische Konsul Coxe, getäuscht, wie es scheint, durch seinen französischen Kollegen, (wenigstens spielt er in einem Briefe an Warrington vom 20 September vor. J. auf Etwas der Art an) eine Aufnahme verschaffte. Ueberdieß wollte man zwischen dem Letztern und dem Mauren einen häufigen verstohlenen Verkehr bemerkt haben. Kurz, das Quarterly Review zweifelt nicht, daß man bei Hassuna und dem Baron Mereau die Papiere Laings suchen müsse. Daß Hassuna Gründe haben konnte, jene Papiere zu unterschlagen, wie er Dieß mit Laings Briefen an seine Frau und seinen Schwiegervater gethan, weil etwa Laing seiner Treulosigkeit gegen ihn auf die Spur gekommen wäre, ist möglich; und daß der französische Konsul diese Papiere aus Eitelkeit an sich gebracht hätte, um ein Werk über Tumbuktu, das er herauszugeben beabsichtigte, damit auszustaffiren, ist gleichfalls möglich. Die erste Zeitung, welche die Ermordung Laings berichtete, die Etoile in Paris — woher hatte sie ihre Nachricht erhalten? Um in der Sache klar zu werden, hat Warrington dem flüchtigen Hassuna von Seiten des Pascha eine Amnestie zusichern lassen, wenn er, gleichviel ob schuldig oder nicht schuldig, zurückkehren und offen die Wahrheit bekennen würde!

*) Auch Jomard auf die gegen ihn gerichteten Ausfälle im Moniteur.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 198. 17 Juli 1830.

Das Land und das Volk der Walachen.

Von Dr. Hermes.

Versetzen wir uns in jene Zeit zurück, wo der Hospodar der Moldau oder Walachei jedem durchreisenden türkischen Pascha zu Fuß entgegen gehen, ihm den Saum des Kleides küssen mußte und in seiner Gegenwart nicht anders als mit gebogenen Knien sitzen durfte; wo die Sprache aller Gebildeten die griechische oder türkische war, und selbst der gemeinste Handwerker sich seiner heimathlichen Mundart schämte und dieselbe den unwissenden Landleuten überließ, und betrachten wir dagegen in der jetzigen Zeit die wenn auch dürftigen Anfänge einer periodischen Literatur, worin das Volk in seiner Sprache von seinen und der Welt Angelegenheiten unterhalten wird — welch unermeßlicher Fortschritt! Eine ganze Nation, die mehr als drei Millionen Individuen zählt und ein Land bewohnt, welches zu den schönsten der Erde gehört, ist aus vielhundertjährigem todesähnlichem Schlummer zu thätigem Leben erwacht; mögen auch ihre ersten Bewegungen noch ungeschickt, mag auch der Gebrauch, den sie von ihrer Freiheit macht, vielleicht nicht immer der beste seyn; mit Freude und mit Begeisterung wird jeder Freund der Menschheit in die große Familie der europäischen Völkerschaften ein neues Glied eintreten sehen, welches vor allen andern dazu berufen scheint, einst die Vermittlung zwischen dem Osten und dem Westen des südlichen Europa zu übernehmen.

Einen ähnlichen Einfluß, wie die Deutschen durch die Völkerwanderung auf die westliche Hälfte des Römerreiches übten, haben in kleinerem Maßstabe die Slaven auf die östliche geübt; wie dort aus der Vermischung von Franken und Burgundern, Gothen, Wandalen, Longobarden, mit den ursprünglichen Einwohnern des Landes die romanischen Völker — Italiener, Franzosen, Provençalen, Spanier hervorgingen, bildeten sich hier durch die Vermischung slavischer Stämme mit der alten römischen und illyrischen Bevölkerung die Walachen, Bulgaren und Albanesen. In Sitte, Sprache und Lebensart haben diese drei Völker, welche sich in das ganze nördliche Griechenland von dem schwarzen Meere bis zu dem adriatischen und von den Gebirgen der Moldau und Walachei bis zum südlichen Abhange des Hämus und zum Pindus theilen, eine ähnliche Uebereinstimmung, wie die romanischen Völker, nur mit dem Unterschiede, daß in der Sprache der Bulgaren das Slavische, in jener der Albanesen das alte Illyrische auf eine viel entschiedenere Weise vorherrscht, als bei irgend einem der romanischen Stämme das Deutsche oder irgend ein anderes unrömisches Element, während wir die Walachen mit demselben Rechte slavisirte, wie die Franzosen oder Italiener germanisirte Römer nennen können. Schon zu Anfange des zwölften Jahrhunderts finden wir die Walachen ungefähr in den nämlichen Ländern, welche sie noch heut inne haben; theils im Norden der Donau, in dem alten Dacien, theils in den Gebirgen von Oberthessalien und Macedonien, welche die großen Bergketten des Pindus und des Olympus verbinden. Die Griechen unterscheiden die nördlichen Walachen, in der Walachei und Moldau, Bukowina, Siebenbürgen und dem Banat, durch den Namen Maurowlachen d. h. schwarze Walachen; die südlichen, die von jenen durch die Ansiedlungen der Bulgaren in Mösien und Thracien getrennt werden, durch den Spottnamen Kutzoblachen (hinkende Walachen); die Türken und Albanesen nennen die letzteren Tzuban, Hirten, nach der Beschäftigung, durch welche sie ihren Nachbarn am Besten bekannt sind. Denn da sie größtentheils das hohe Gebirg bewohnen, welches nur im Sommer hinreichende Waide für ihre Heerden darbietet, so sehen sie sich genöthigt, dieselben beim Herannahen des Winters in die Ebenen und nach der Küste hinabzuführen; so daß man sie während der rauhen Jahreszeit überall in den niedern Gegenden Thessaliens, Macedoniens und Livadiens zerstreut findet. Der Name Walach ist derselbe, den die Deutschen in frühern Zeiten für die Italiener und Franzosen brauchten (Welsche); sie selbst nennen sich natürlich nicht Walachen, sondern, wie die Neugriechen, Romanen (Rumâni).

Die Macht der Walachen hatte ihren Gipfelpunkt gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts erreicht, wo ihre Kriegsschaaren auf der einen Seite bis tief in Ungern, auf der andern bis vor die Thore von Konstantinopel streiften. Um diese Zeit, unter der Regierung des schwachen Isaak Angelos war es, wo sie, unzufrieden über die Behandlung, welche sie von den Griechen erfuhren, mit den Bulgaren vereint von dem oströmischen Kaiserthum abfielen und einen so großen Antheil an der Stiftung des zweiten bulgarischen Königreiches nahmen, daß zwei ihrer Anführer, Peter und Asan, als die beiden ersten Fürsten des neuen Staates betrachtet werden. Unter dem dritten Könige Johann, den Ville-

hardouin bald König von Walachien, bald von Walachien und Bulgarien nennt, gewannen sie mit den Bulgaren und andern slavischen Stämmen die berühmte Schlacht bei Adrianopel (1205), in welcher die Franken auf das Haupt geschlagen wurden und ihren Kaiser Balduin verloren, der bald darauf in der Gefangenschaft starb. Noch gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts waren sie den griechischen Fürsten in Konstantinopel so furchtbar, daß Andronikus Paläologus sich glücklich schätzte, sich ihrer zu entledigen, indem er einige ihrer Schaaren in seine Dienste nahm und nach Anatolien versetzte, wo sie durch Hinterlist und Verrath größten Theils ihr Ende fanden. Damals dehnten die Besitzungen der Walachen von den Karpathen sich ununterbrochen bis in die Ebenen von Seres; vergebens bot Kaiser Alexius Comnenus alle seine Kräfte auf, einem ihrem Häuptlinge zwei feste Plätze, Strumitza und Prosacus, in Macedonien zu entreißen. — Die griechischen Geschichtschreiber sagen ausdrücklich, daß sie die Nachkommen römischer (lateinischer) Kolonisten wären und in Sprache, Sitten, Tracht und Lebensart den Italienern glichen. *) Als zur Zeit der Errichtung des walachisch-bulgarischen Königreiches die Unterwerfung desselben unter den päpstlichen Stuhl verhandelt wurde, sprach der Erzbischof von Zagora in seiner Korrespondenz mit Papst Innocenz III für sein Volk die Ehre römischen Ursprunges an, welche der römische Stuhl bereitwillig zugestand.

Wahrscheinlich hatten in diesen Tagen ihres Glanzes die Walachen ihre Hauptmacht vorzugsweise in den südlichen Landschaften zusammengezogen; denn diese, in denen wir jetzt nur noch einzelne Niederlassungen finden, werden von den Griechen mit dem Namen Großwalachien (μεγάλη Βλαχία) bezeichnet. Benjamin von Tuleda, der um die Mitte des zwölften Jahrhunderts Griechenland durchreiste, sagt, daß er Walachien nach einer dreitägigen Reise von Theben her betrat. Er beschreibt die Walachen als ein räuberisches Gebirgsvolk, welches schneller als die Hirsche von seinen Bergen herabfalle, um die Griechen auszuplündern. Die Verbindung zwischen den nördlichen und südlichen Walachen wurde erst durch die Eroberungen der Türken unterbrochen; indem jene über die Donau, diese in die unzugänglichen Gebirge Macedoniens und Thessaliens zurückgedrängt wurden. Hier haben die letztern noch bis auf diesen Augenblick in Obermacedonien die Städte Wlacho-Klissura, in dem Gebirgszuge, der die Ebene von Kastoria von jener von Sarigieul scheidet, und auf dem Olympus und dem kambunischen Gebirg Kokinoplo und Wlacho-Livado inne, in der Bergkette des Pindus Samerina und Furca und zehn bis zwölf Ortschaften in der Nachbarschaft von Zagori, von denen die bedeutendsten Laista, Lesinitza und Malacassi; im Distrikte von Janina, Metzowo, Serraku und Klarites, und endlich auf der Ostseite des Pindus den Distrikt von Aspropotamo mit den Städten Chaliki und Klinovo, so daß sie also den mittelsten Theil des Pindusgebirges zu beiden Seiten des goßen Passes von Metzowo einnehmen.

Manche dieser südwalachischen Niederlassungen obwohl in Gegenden, welche nur für einen oder zwei Monate des Jahres hinreichenden Vorrath an Lebensbedürfnissen hervorbringen, gehören zu den größten, best eingerichteten und blühendsten Städten Griechenlands. Sie verdanken diese Vortheile ihrer Lage im hohen Gebirg, welche sie vor türkischen Erpressungen schützt, während die Armuth ihres Bodens sie zu der äußersten Anstrengung ihrer Kräfte zwingt, wenn sie den nöthigen Unterhalt gewinnen wollen. Gleich den Gebirgsbewohnern Albaniens haben sie einige grobe Wollenmanufakturen, besonders für die weiten Mäntel, welche die Griechen Kapa, die Italiener Greco heißen und für welche sie an den Küsten des adriatischen Meeres sichern Absatz finden. Der größre Theil der weniger Bemittelten sind Hirten, indem die Natur des Landes nur wenigen Händen den Ackerbau gestattet, während ihre Berge in der Sommerzeit die trefflichste Waide für das Vieh bieten. Von den Reichern haben einige sich als Kaufleute in der Türkei, Italien und andern Landschaften um das mittelländische Meer niedergelassen; viele der Aermeren gewinnen ihren Unterhalt als Krämer, Handwerker und Handarbeiter in den Städten der Türkei, wo ihre nüchterne, sparsame und betriebsame Lebensart ihnen eine große Ueberlegenheit über die Griechen giebt. Ihre Gold- und Silberarbeiten werden allgemein geschätzt, und ein großer Theil der Verzierungen dieser Art an Waffen, Kleidern und Hausgeräth bei den Griechen und Albanesen sind von Walachen gearbeitet. Die walachischen Hirten sind in den benachbarten Provinzen so gut bekannt, daß die meisten großen Eigenthümer entweder Walachen dingen, denen sie ihre Heerden übergeben, oder diese an Walachen verpachten, die gewöhnlich die Verbindlichkeit eingehen, die ihnen anvertraute Heerde jährlich um eine gewisse Anzahl Stück zu vermehren.

Von ungleich größerer Wichtigkeit als dieser südliche Nebenzweig, der überdieß durch seinen fortwährenden Verkehr mit den benachbarten Griechen von Jahr zu Jahr Mehr von seiner eigenthümlichen Volks- und Landesart ablegt, ist für die europäische Gesellschaft der große Hauptstamm der Walachen im Norden der untern Donau. Obwohl bald unter serbischem, bald — nach dem Verfalle der serbischen Macht — unter ungrischem oder polnischem Einfluß, behaupteten hier die Fürsten oder Hospodare der Walachei immer eine gewisse Unabhängigkeit, bis im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts mißvergnügte Edle, welche durch den Schutz des Sultans zu der Herrschaft zu gelangen hofften, die Türken in das Land riefen und, um eitlen Ehrgeiz zu befriedigen, die Freiheit ihres Vaterlandes verkauften. Gern bewilligte die Pforte dem Adel der beiden Fürstenthümer, in welche das Land der Walachen zerfiel, das Vorrecht, bei jeder Thronerledigung sich seine Fürsten selbst zu wählen, da die Unordnungen, welche in einem Wahlreiche unvermeidlich sind, indem sie die Kraft des Landes brachen, die Fortdauer der fremden Herrschaft sicherten. Zwei Jahrhunderte lang wurden daher beide Landschaften unter türkischer Hoheit von eingebornen Fürsten beherrscht, bis nach dem Aufstande und der Flucht des Hospodars der Moldau, Kantemir (im J. 1711) und nach der Enthauptung des Hospodars der Walachei, Konstantin Brankowan, die Pforte es wagte, griechische Beamte aus Konstantinopel unter dem Titel von Woiwoden oder Statthaltern zu Hospodaren der Moldau und der Walachei einzusetzen. Seitdem war die Fürstenstelle in diesen unglücklichen Ländern wenig Mehr als eine Pachtung, welche die Pforte jährlich

*) Die Beweisstellen aus den Byzantinern in W. M. Leake's Researches in Greece. (London 1814. 4) pag. 365 — 372.

an den Meistbietenden überließ; die niedrigsten Ränke führten zu dem Besitz derselben, und die grausamsten Erpressungen mußten die Mittel liefern, sich in diesem Besitz zu behaupten. In dem Friedensvertrage, der am 21 Julius 1774 zwischen Rußland und der Türkei zu Kainardschi geschlossen wurde, bestimmte zwar ein eigener Artikel, der im Jahr 1784 durch einen neuen Vertrag bestätigt ward, daß die Woiwoden der Moldau und der Walachei nicht abgesetzt werden sollten, sobald sie nicht des Hochverraths und offenen Aufstandes überführt seyen; während andere Bestimmungen die innere Verwaltung des Landes von willkürlichen Eingriffen sowohl von Seite der Pforte und ihrer Paschas, als der Hospodare sicher stellten; aber ungeachtet der Gewährleistung, welche Rußland für die Erfüllung dieser Bedingungen übernahm, blieb das alte Erpressungswesen doch in voller Kraft, bis nach mehr als einem halben Jahrhunderte seit Abschluß des Friedens von Kainardschi die Erfolge der russischen Waffen die Moldau und Walachei endlich von dem türkischen Joche emancipirten, und der Friede von Adrianopel durch die Gewährung einer freien Verfassung die geistige Wiedergeburt eines Volkes verbürgte, welches innere Hülfsmittel besitzt, die ihm vielleicht in wenigen Jahrzehnten eine nicht unwichtige Stelle in dem europäischen Staatensysteme anweisen dürften.

Durch die Karpathen von dem österreichischen, durch den Pruth von dem russischen Kaiserreiche und durch die Donau von der türkischen Statthalterschaft Silistria geschieden, haben die beiden Fürstenthümer der Walachei und Moldau auf einem Flächenraume von vierzehn hundert Quadratmeilen eine Bevölkerung von einer und einer halben Million. Die Walachei, südlicher als die Moldau gelegen, bildet ein großes Amphitheater, welches auf der einen Seite von der Donau, auf der andern in einem weiten Halbkreise von dem karpathischen Gebirge eingeschlossen ist; dreißig Stunden weit von den Ufern der Donau nach Norden erstreckt sich die fruchtbarste Ebene, die hier freundlichen Hügeln und Thälern weicht, welche allmählig bis zu der Höhe der Karpathen aufsteigen. Die Moldau, die durch den Fluß Sereth von der Walachei getrennt wird, verflacht sich von den Karpathen ostwärts gegen den Pruth; nur eine schmale Landzunge reicht bis an die Donau; im Allgemeinen ist der Boden weniger eben, als in dem größten Theile der Walachei. Beide Fürstenthümer liegen zwischen dem 44 und 48° der Breite; so südlich indessen diese Lage auch ist, so ist der Winter doch gewöhnlich sehr anhaltend und streng. Selbst in der Walachei, welche ein milderes Klima hat, als die Moldau, steht das Thermometer vom 20 December bis zum 20 Februar gewöhnlich zehn bis funfzehn, ja zwanzig Grade unter dem Gefrierpunkte. Der Frühling fängt im April an, und ist sehr schön; im Junius herrschen Südwestwinde, welche Regen und Gewitter bringen, die häufig für die Ernte sehr verderblich sind. Merkwürdig ist es, daß diese Regengüsse gewöhnlich mit unveränderlicher Regelmäßigkeit zu derselben Tageszeit wiederkehren; fast täglich fängt es um dieselbe Stunde zu regnen an, und um dieselbe Stunde wird der Himmel darauf wieder heiter. Im Juli und August ist die Hitze außerordentlich; die Nächte sind indessen fortwährend kühl. Im September fangen die Regen wieder an; während des Oktobers bleibt der Himmel beständig heiter und die Luft so angenehm und milde als im Frühlinge; doch bald meldet ein furchtbarer Nordwind, der Crivatz, welcher drei bis neun Tage hindurch stürmt und eine große Menge Schnee mit sich führt, den Winter. Alle Gewässer gefrieren, und der Erdboden wird so hart, daß er einem Steine gleicht. In der Moldau, wie in der Walachei, findet man die fettesten Weiden und unermeßliche Wälder. Unzählige Flüsse und Bäche strömen von den Karpathen herab der Donau zu, und wenn die Hitze früher eintritt als gewöhnlich, so daß der Schnee auf den Bergen schmilzt, entstehen Ueberschwemmungen, welche zuweilen viele Strecken Landes in unübersehliche Seen verwandeln. Auch Bergfälle werden nicht selten durch diese plötzliche Auflösung des Schnees bewirkt, indem das Wasser durch den Boden sickert, bis es einen unterirdischen Behälter findet, in welchem es sich sammelt; allmählig schwillt es an, und zuletzt hebt es seine Erd-Decke und stürzt dieselbe, wenn sie sich auf dem Abhange einer Höhe befindet, mit Bäumen und Häusern in das Thal hinab. Dieß ereignete sich im Jahre 1785 mit einer Vorstadt von Jassy, die plötzlich von dem Vorsprunge eines Hügels in das Thal zu ihren Füßen sank, ohne daß die Bewohner den geringsten Schaden genommen hätten. Die bedeutendsten Flüsse der Moldau sind der Pruth und der Sereth, die beide schiffbar sind und sich nicht weit von einander in die Donau ergießen. Oberhalb der Halbinsel, welche dadurch gebildet wird, liegt der Hafen Galatz, der Stapelplatz für alle Waaren, welche die beiden Fürstenthümer zur See verführen. Die beträchtlichsten Flüsse der Walachei, von denen indessen keiner schiffbar ist, sind der Buser, durch seine häufigen Ueberschwemmungen und seine Schnelligkeit merkwürdig; der Ribnico, der salziges Wasser führt; die Jalomitza; die Dumbowitza, welche durch die Hauptstadt Bukarest fließt und ihres gesunden Wassers, so wie ihrer schmackhaften Fische wegen berühmt ist;*) die Argis und die Aluta. Außer diesen Flüssen und vielen kleineren Bächen findet man eine Menge Seen; und in den Ebenen darf man nur bis zu einer gewissen Tiefe graben, um zuverlässig auf gutes Wasser zu stoßen. Alle diese Gewässer sind außerordentlich fischreich. Jeder Grundbesitzer, der auf seinem Gute ein etwas vertieftes Stück Land mit einigen Gräben hat, in die sich ein Bach hineinleiten läßt, verschließt dasselbe da, wo es am Abhängigsten ist, mit Pfählen, Reiserbündeln und Erde, so daß dadurch ein fester Damm gebildet wird. In den See, der hierdurch entsteht, wirft er eine Anzahl Fische, die sich nun vermehren und binnen drei Jahren zu einer ansehnlichen Größe gelangen, dann läßt man das Wasser ablaufen, so daß die Fische in einen kleinen Raum zusammengedrängt werden und man sie nach und nach, so wie die Käufer sich melden, mit den Händen greifen kann. Die Menge ist so groß, daß obwohl die Fische zu äußerst geringen Preisen verkauft werden, der Eigenthümer doch leicht 1600 bis 2000 Gulden löst. Der Fischfang in den Flüssen wird sehr vernachlässigt; selbst die Donau mit ihrem unerschöpflichen Reichthum an den seltensten und wohlschmeckendsten Fischen ist beinahe ausschließlich den Türken in Bul-

*) Daher das walachische Sprichwort: Dumboviza apa duce ci ne bea non se aduro. Die Dumbowiza hat süßes Wasser; wer davon trinkt, geht nicht weiter.

garien überlassen. Im Monat Junius kommt eine Art von Fischen aus dem schwarzen Meere die Donau hinauf, die den Häringen gleichen und geräuchert völlig das Aussehen und den Geschmack der Bücklinge haben. Die Störe der Donau sind bekannt.

(Fortsetzung folgt.)

T e x a s.

5. Klima, Boden und Produkte.

In den mittlern und nördlichen Theilen von Texas ist das Klima sehr gesund und, im Verhältniß zur geographischen Lage des Landes betrachtet, kalt. Die Kälte, welche Winters in diesen Gegenden wie in den entsprechenden von Coahuila herrscht, soll oft sehr streng und anhaltend seyn. Näher der Küste zu, zumal in dem südwestlichen Theile der Provinz, wo lange Dürre ist und das Land sich bedeutend abflacht, steht die mittlere Temperatur weit höher, als man nach dem Breiteunterschied zwischen den nördlichen und südlichen Distrikten erwarten sollte. Der Regen fällt dort selten; wenn es aber geschieht, so fällt er in Strömen. Aus dieser und andern Ursachen zeigt das Klima weniger Gleichförmigkeit der Temperatur, als in andern Ländern unter derselben Breite. Ein großer Theil von Texas ist ferner von jenen Sümpfen frei, welche eine so furchtbare Quelle von Krankheiten in den meisten südlichen Staaten Nordamerika's bilden: dadurch erhält diese Provinz namentlich einen entschiedenen Vortheil über ihren östlichen Nachbar, den Staat Louisiana. Ueberhaupt scheint ihre ganze geologische Gestalt wesentlich verschieden von derjenigen Louisiana's. In Louisiana neigt sich auf 100 M. weit von der Golfküste der Boden von den Ufern der Flüsse abwärts gegen die Moräste, welche insgesammt einen niederern Wasserspiegel haben als jene Ufer. In Texas hingegen erhebt sich der Boden, je weiter er sich von den Flüssen entfernt. Nachdem der Alluvialgrund, der sich ungefähr 60 M. landeinwärts erstreckt, aufgehört, beginnen die Steppen, die sich wiederum bis zu dem bewaldeten Oberland erstrecken. Das Alluvialland an den großen Flüssen ist gleichfalls dicht bewachsen mit verschiedenen Arten von Eichen, mit Ulmen, Cedern, Erlen, Cornelkirschen- und Wallnußbäumen ꝛc., wenigstens gilt Dieß in Bezug auf das Land im Osten von San Antonio; westlich von diesem Fluß wird das Holz jedoch seltener, und manche weite Strecken daselbst entbehren dieses wichtigen Artikels gänzlich. Von Kulturgegenständen eignen sich für Texas Zucker, Baumwolle, Indigo, Tabak, Weizen, Korn und hauptsächlich Futterkräuter. Das Zuckerrohr wächst in den südlichen Gegenden so üppig, daß der Zucker wohl dereinst ein sehr bedeutendes Erzeugniß werden dürfte; die Versuche, welche mit dem Anbau desselben in der Umgegend von San Felipe de Austin gemacht wurden, übertrafen wirklich alle Erwartungen. Derselbe Fall ist es mit dem Weinstock. Alle Sorten der köstlichsten Reben findet man in der ganzen Provinz, die eine ungewöhnliche Vollkommenheit erreichen; auf den Ebenen zwischen den Croß Timbers und den Quellen des Sabine sind unermeßliche Distrikte damit wörtlich bedekt. So wäre vielleicht Texas zum großen Weinland Amerika's bestimmt. Orangen, Feigen, Rosinen müssen vorzüglich in den südwestlichen Gegenden gedeihen, wo die Beschaffenheit von Klima und Atmosphäre die Zeitigung dieser Früchte, namentlich der gemeinen Feige, wunderbar fördern muß. Letztere wird zwar in den südlichen Staaten der Union, z. B. in Florida, in Menge producirt; allein die dort obwaltende Feuchtigkeit läßt sie nicht gehörig austrocknen, so daß nur Wenig davon in den Handel kommt.

Aufnahme der HH. von Segur und Pongerville in die franz. Akademie.

Am 29. Juni wurde Philipp von Segur, Verfasser der Geschichte Napoleons und der großen Armee, und v. Pongerville, Uebersetzer des Lucrez, zwei entschiedene Gegner der neuen Schule, in die Akademie aufgenommen. Ersterer war der Nachfolger des Hrn. v. Levis; der geringe Stoff, welchen ihm sein Vorgänger zu einer Denkrede darbot, gab ihm Veranlassung, die auf eine solche in der Regel zu verwendende Zeit mit einer scharfen Polemik gegen Diejenigen auszufüllen, die sich enjambemens in ihren Versen beikommen ließen, und die da neue Formen des Stils erstrebten. Man hat mit Recht bemerkt, daß ein solcher Angriff Hrn. von Segur nicht gezieme, denn sein eigener Stil deute, nach seinen Vorzügen und seinen Fehlern, auf eine Liebe zu Neuerungen. — Seltsam war es überhaupt, daß in dieser Sitzung der Akademie, welche noch eben durch die Aufnahme Lamartine's der Romantik ihre Huldigung gebracht hatte, jetzt die Romantiker als Leute vorgestellt wurden, „welche den Auswurf der Vernunft (les rebuts de la raison) als Erzeugnisse des Genies darstellten; welche verlangten, daß Andere für sie denken sollten; welche nicht einmal die Kühnheit zum Plagiat, sondern nur den Sklavensinn des bloßen Uebersetzers hätten; welche glaubten, das menschliche Geschlecht schreite erst vorwärts, seitdem sie aus dem Neste gekrochen wären, und man spreche erst, seit sie den Schnabel geöffnet hätten.“

Den beiden Klassicisten wurde nämlich von Arnault und Jouy geantwortet, die so gewaltige Anfechter der romantischen Sekte sind, als das eben aufgenommene Paar selbst, und so ward mithin weder schlechter noch guter Witz gegen die frevelnde Neuerin gespart. Unter Anderm sagte man parodirend: „es war eine dritte Invasion; wir mußten unser schönes Feld der — Literatur von Barbaren eingenommen sehen.“ Die bekannte Petition Jouy's und einiger andern Akademiker an den König, gegen das Umsichgreifen der romantischen Tendenz in der französischen Poesie, namentlich der Dramaturgie, die nöthigen Maßregeln zu ergreifen, wurde mit einer Anrufung an Karl X und den Schatten Ludwigs XIV von Neuem trotzig hingeworfen. Die Klassiker machten sich über Hernani lustig, und führten an, daß derselbe bis jetzt bei jeder Vorstellung von einem Theil der Zuschauer ausgepfiffen worden; aber freilich konnten sich die Anhänger der Romantik ihrerseits einigermaßen trösten, wenn man anmerkte, dieses Schicksal sey ihrem Schoßkinde schon zum 56sten Male widerfahren. Eine gelegenheitliche Anspielung auf Beranger wurde von dreimaligem Applaus des Publikums begleitet.

Wunderlich zu lesen ist, wie verschieden die beiden liberalen Vorkämpfer, der Globe und der Constitutionnel, über die Sitzung sich äußern. Ersterer, der bekanntermaßen Romantik und Liberalismus für zwei wohl verträgliche Dinge hält, meint, die Schmähworte wären von den Lippen der Redner geströmt, wie einst aus dem Schnabel von Gressets Papchen; spricht von toller Wuth, Invektiven und Skandalen. Der Constitutionnel, der Liberale im klassischen Gewand, weiß im Gegentheil nur von Epigrammen voll Salz, beissenden Sarcasmen, Dilemmen einer unbestechlichen Vernunft. Doch ist er darin mit dem Globe einverstanden, daß vor dem Forum einer Akademie derlei Streitereien ungeziemend wären.

Englisches Zeitungsformat.

Die Herausgeber des Atlasses, des größten aller in London gedruckten Tagblätter, haben angezeigt, ihre nächste Numer werde doppelt so groß als gewöhnlich erscheinen, und das Leben des verstorbenen Königs, Georgs IV enthalten. Diese Lebensbeschreibung wird 38 klein gedruckte Kolumnen einnehmen, und dem Inhalt eines starken Oktavbandes gleich kommen. Die übrigen 48 Kolumnen werden, wie gewöhnlich, in noch kleinerem Druck, Neuigkeiten, Notizen aus Wissenschaft und Kunst u. d. gl. geben. Das Ganze nimmt eine gedruckte Oberfläche von 60 Quadratfuß ein, und enthält so Viel als drei Bände gewöhnlicher Größe. Dieses Blatt wird nur um einen Schilling abgegeben.

Sklavensinn

Baron Frank, Obrist eines russ. Garderegiments, hatte seinem Bedienten mehrmals befohlen die Zeitungen, welche er täglich bekam, so auseinander zu legen, daß der Titel nach Außen zu stehen käme; der Diener aber achtete hierauf nicht, und blieb bei der bisher von ihm befolgten Weise. Der Baron, ärgerlich, rief ihn endlich einmal zu sich, und sagte: „Warum legst Du die Zeitungen immer so auseinander? hab' ich Dir nicht schon oft gesagt, Du sollest es anders machen?“ „Um Verzeihung! gnädiger Herr,“ erwiederte der Bediente in tiefster Demuth, „Sie haben mich wegen dieser Sache noch niemals geschlagen.“ — Es muß, bemerkt werden, daß der Baron kein Russe, sondern von Geburt ein Deutscher ist. (Mortons Travels in Russia.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 199. 18 Juli 1830.

Maximilianische Thürme. *)

Von C. v. H.

In einer Zeit, wo die Territorialverhältnisse der europäischen Staaten sich so sehr verändert haben, und die Feststellung derselben in ihrer Veränderung selbst den Keim zu neuen Umgestaltungen zu tragen scheint, ist man in den meisten Ländern zur Erkenntniß gelangt, daß ein allgemeines Befestigungssystem eben so unnütz, als unausführbar sey, indem es, stets an die Oertlichkeit gebunden, sich nach den, durch dieses schwankende Postulat gegebenen Bedingungen richten und gestalten müsse. Wenige Länder sind aber durch ihre geographische Lage so weit gesichert, daß sie nur auf einer oder zwei Seiten Vertheidigungsmaßregeln bedürften, und keines darf den in ganz Europa täglich komplicirter werdenden politischen Verhältnissen so weit vertrauen, daß es eine seiner Gränzen seinem Nachbar gegenüber unbewacht ließe. Kein Staat aber ist durch seine heterogene und zerstreute Ländermasse Angriffen so auffallend ausgesetzt, wie Oesterreich; keiner hat so verschiedenartige Interessen seiner Völkerstämme, keiner so ganz unbeschützte Gränzen nach Außen und Innen zu wahren, und keiner mußte daher auf Sicherung seiner Besitzungen mehr bedacht seyn. Frankreichs vaubansche und montalembertsche Riesenfestungskette, mit der das unüberwindlich geträumte Kaiserreich dreifach umgürtet war, wurde zweimal erobert, ohne daß Zeit und Menschen der Sprengung dieser Bollwerke geopfert zu werden brauchten. Man mußte, hierdurch belehrt, zur Einsicht kommen, daß große Festungen nur dazu dienen, die Operationen zu lähmen, sich ängstlich an strategische Linien, welche mit der Richtung des Krieges häufig nicht in Einklang zu bringen sind, zu binden, und der aktiven Armee Beweglichkeit und Streitkräfte zu rauben. Bei einer Reform im Vertheidigungskriege mußte man daher von der frühern kolossalen Befestigungsweise abstehen, und mit einfachen Mitteln dieselben Zwecke zu erreichen streben, ohne die Sicherheit oder Beweglichkeit der kämpfenden Heere zu hemmen. Dahin zielten nun mannigfache Versuche, namentlich aber die Erfindung eines Thurmes, welchen Erzherzog Maximilian von Oesterreich verflossenen Herbst bei Linz erbauen ließ, und mit welchem in Gegenwart des Kaisers Versuche angestellt wurden. Wenn diese Versuche, in Folge deren die ganze auf der Platform aufgestellte Batterie in Stücken geschossen und demontirt wurde, dem gegen diese Neuerung in die Schranken getretenen österreichischen Geniekorps das Recht zu geben schien, sie als unstatthaft zu verwerfen, so war doch auf der andern Seite einleuchtend, daß von einer einseitigen Beschießung, da der Thurm nicht antworten durfte, kein anderes Resultat zu erwarten stund, es aber keiner Artillerie der Welt gelingen könne, sich unter einem konzentrirten Feuer desselben jemals auf solche Entfernung zu ordnen, daß sie die kompakte und zerstörende Wirkung desselben zu überbieten vermöchte. Nachdem mit höchster Sachkenntniß über diesen für die Wissenschaft des Krieges so wichtigen Gegenstand gestritten worden, und die Meinung der erfahrensten Militärpersonen durchaus nicht zu vereinigen war, entschied der Kaiser aus eigener Ueberzeugung für die Einführung dieser nach ihrem Erfinder genannten Thürme, und setzte zugleich den ganzen Generalstab seines Reichs in Bewegung, um seinem Entschlusse Folge zu geben, und diese große Erfindung ins Leben zu rufen.

Es würde anmaßend und nicht zu rechtfertigen seyn, über eine neue und bisher der Oeffentlichkeit nicht übergebene scientifische Erscheinung ein absprechendes Urtheil fällen zu wollen. Ich erlaube mir daher bloß Dasjenige, was ich von unterrichteten Männern des Faches darüber vernommen, oder auch was ich aus den angestellten Versuchen abstrahirt habe, in einem allgemeinen Umrisse darzustellen, mehr um die Aufmerksamkeit einstweilen auf diese bedeutsame Erfindung zu lenken, als in der Absicht, sie in ihren innern Bestandtheilen zu zergliedern. Ueber ihren Werth und Vorzug vor dem bisher Bestandenen wird jedoch nur die Folge und ihre praktische Anwendung entscheiden können.

Der maximilianische Thurm besteht aus drei Stockwerken, und ist ganz in Stein aufgemauert. Er steht mit zwei Stockwerken in der Erde, und nur das oberste ragt mit abgedachten Brustwehren von Quadern in der Höhe einer gewöhnlichen Feldschanze über den Boden hervor. Im untersten Raum befindet sich das gesammte Material und Reservegeschütz; im mittlern das Wurfgeschütz, für dessen Mün-

*) Schon mehreremal haben französische Blätter, und erst in den letzten Tagen wieder der National, in geheimnißvollem Tone von sonderbaren Befestigungszurüstungen gesprochen, die man im österreichischen Italien bemerkte. Vielleicht tragen diese Zeilen dazu bei, einiges Licht auf Das zu werfen, was zu jenen verworrenen Andeutungen Anlaß gegeben haben mag, die übrigens, was Oesterreich und Italien betrifft, zu sehr im System der liberalen Blätter von Paris liegen, als daß es nöthig wäre, auf mehr als bloß die Thatsachen einzugehen.

dungen gerade über der Erde-Oeffnungen gelassen worden sind; auf dem obersten freien Raume stehen eilf Feldgeschütze auf Laffeten von Gußeisen von solcher Schwere, daß der Rückstoß beinahe vermieden wird. Diese Geschütze sind auf einer drehbaren eisernen Scheibe, das eine knapp neben dem andern, und alle in gleicher Richtung, eingefalzt. Die Scheiben selbst sind in Grade abgetheilt, so daß die sie bedienende Mannschaft den Feind nicht zu sehen braucht, sondern die Stücke stets aufs Kommando in den Winkel stellt, welchen der Offizier zur Entsendung des Feuers nöthig erachtet. Man denke sich nun die furchtbare Wirkung eines solchen Feuerpunktes, der unangreifbar und unzerstörbar ist, da sein koncentrirtes Feuer den Feind von jeder Aufstellung abhalten, oder wenn diese gelingt, eine gefährlich werdende Annäherung stets durch eine anhaltende Kartätschenentladung verhindern kann. Das obere Stockwerk ragt, wie gesagt, nur gleich einer Feldschanze aus dem Erdboden hervor, und dieser kleine felsenfeste Rempart ist nur für Wurfgeschütz erreichbar, da er nach oben offen steht. Nun weiß aber jeder Artillerist, wie unsicher ein Schuß aus Wurfgeschütz in offenem Felde ist, besonders wenn man einen reichlich mit derselben Waffe versehenen, tief vergrabenen Feind vor sich hat, der zudem sein Terrain so genau kennt, daß er sein Geschütz auf die Linie in jeden Winkel zu richten weiß, wodurch allein schon sein Feuer stets wirksamer und zerstörender seyn müßte, als das feindliche, wenn er auch nicht den Vortheil der geschlossenen, bedeckten Stellung für sich hätte. Der Bedarf an Bedienung so wie an andern Mitteln ist auf das Aeußerste beschränkt, und dadurch die Beweglichkeit und Reservefähigkeit erhöht: die eilf Geschütze auf der obern Scheibe werden von sieben Mann bedient; besondere Handlanger zur Beischaffung von Munition und andern Verrichtungen sind in steter Bereitschaft in dem untersten Thurmraume.

Dieß möchte vor der Hand genügen, eine allgemeine Idee von diesen Thürmen zu geben. Ihr Zweck ist, die Stützpfeiler befestigter Lager zu seyn. Sie sollen in der höchsten Entfernung von 800 Schritten, einer vom andern, das Lager umschließen und die in demselben aufgestellte Armee sicherstellen. Die nach allen Richtungen bereits abgegangenen Kommissionäre des österreichischen Generalstabes haben Befehl, den Bau der Thürme unverweilt zu beginnen. Die Ausführung selbst, die Anzahl der Thürme, die Art der Verbindungslinien, so wie der gleichzeitige Kasemattenbau im Innern des Lagers, ist ganz in das Ermessen dieser Kommissionen gestellt, und hängt natürlich von Terrainverhältnissen ab. Die Anlegung der Laufgräben, Verbindungswerke und übrigen Erdschanzen wird zwar bei Errichtung der Thürme festgesetzt, die Vollendung des Ganzen jedoch dem einstens das Lager beziehenden Heerführer überlassen, welcher allein das augenblickliche Niveau bestimmt findet. In Italien wurden zwei wichtige Punkte hiezu ausersehen. Das am Comersee liegende Lecco, wo sich alle zwischen der Ortelsspitze und dem kleinen Bernhard den Alpen entströmende Gewässer, so wie die Hauptstraßen vom Splügen, Melega 2c. vereinigen, deckt die österreichischen Besitzungen in Italien gegen die Debouchéen des Veltelins und Tyrols, und kann seiner Zeit von hoher Wichtigkeit werden. Der entscheidendste italienische Punkt ist aber für Oesterreich Pavia, theils seiner dominirenden Stellung zwischen den mächtigen Strömen Tessin und Po, theils seiner Schutzkraft gegen Piemont und Unteritalien wegen. Die alten Festungswerke dieser Stadt werden wohl selbstständig erhalten und nicht in den Kreis des befestigten Lagers gezogen werden, welches hiedurch seinen Charakter und theilweise auch seinen Vortheil verlöre. Warum der wichtige Punkt bei Buffalora gegen Turin zu nicht beachtet wird, habe ich nicht erfahren können. Aehnliche Lager sollen zu Budweis, Ens, Linz begonnen werden. Daß Oesterreich seine ganz degarnirte, dem ersten Angriffe preisgegebene Nordgränze von Galizien nicht vergessen wird, läßt sich von seiner tief berechneten Umsicht gewiß erwarten, um so mehr, als keine seiner Provinzen einer Sicherung in höherem Grade bedarf, als das beinahe ganz frei liegende Polen.

Der große Zweck Oesterreichs ist klar. Es will in Zeiten des Friedens solche Punkte, welche, nach kriegswissenschaftlichen Konjunkturen oder Erfahrungssätzen, Invasionen des Feindes begünstigen, oder dieselben durch ihre geographischen Verhältnisse wahrscheinlich machen, in die Verfassung setzen, vertheidigt werden zu können. Seine Heere sollen sich nicht durch Besetzung zu ausgedehnter Festungen schwächen, sondern die Leichtigkeit der Bewegung vorherrschend erhalten und im Falle der Nothwendigkeit einer schlagfertigen Aufstellung die entscheidenden strategischen Punkte des Reiches in wehrhaftem Zustande finden. Sollte man auch dieser Punkte in einer langen Reihe von Jahren nicht bedürfen, so bleibt ihr Bestehen stets eine Sicherung für die Wechselfälle des Krieges, eine Schutzwehr gegen siegend andrängende Feinde. Schlägt man endlich den Aufbau eines maximilianischen Thurmes auf die höchste Summe von 40,000 fl. und das Bedürfniß eines Lagers auf 10 — 12 solcher Thürme an, so kostet die Erbauung eines solchen Feldlagers kaum soviel, als die jährliche Unterhaltung einer Festung ersten Ranges, während es in den meisten Fällen als ausreichendes Surrogat für diese dienen kann. Auf jede Weise ist diese Unternehmung in dem so lange andauernden Friedenszustande als zweckmäßige Beschäftigung des Generalstabes und der technischen Branchen zu betrachten, welche ohnehin in Oesterreich auf einem seltenen Grade der Vollkommenheit erhalten werden. Wie hoch sich dieser erstreckt, ersehen wir aus den topographischen Militärinstituten zu Wien und Mailand, aus welchen Arbeiten hervorgehen, wie sie kein anderes Land aufzuweisen hat, und welche sich durch ihre großen Vermessungen im eigenen Lande, so wie besonders der italienischen Küsten, bereits hinlänglich hervorgethan haben. Sollte es gelingen, an das prachtvolle, eben in Mailand in Arbeit begriffene Werk der Karte von Venedig und der Lombardei (in 40 Blättern, $^1/_{50000}$ Maßstab), welche durch Klarheit der Zeichnung, Bestimmung der Gebirgshöhen und Abdachungen, deutliches Eintragen der Namen und Auseinandersetzen der Gegenstände selbst die herrlichen Karten des Major Skribanck über Parma, Piacenza und Guastalla, die vortrefflichen Aufnahmen von Tyrol und sogar die mit Recht berühmte Küstenkarte im unendlichen Fleiße und der meisterhaften Korrektheit noch weit übertrifft, eine große Karte von ganz Italien zu knüpfen, wozu der österreichische Generalstab bereits die den lombardischen ähnlichen Aufnahmen in Piemont, Neapel und Sicilien während der Occupation dieser Länder auf's Genaueste gefertigt, wozu der großsinnige Großherzog von Toscana bereits die Hand geboten und wogegen kein Hinderniß zu erwarten steht, als von dem in jeder Hinsicht nur auf Rückschritte bedachten Kirchenstaat, so wird Oesterreich eben so Großes in der Länderkunde geleistet haben, wie es eine neue Epoche in der Vertheidigungslehre

herbeigeführt und dadurch einen mächtigen Vorschritt vor allen Staaten Europa's gewonnen hat.

Texas.

6. Bevölkerung und Ansiedelungen.

Die Gesammtbevölkerung von Texas, mit Einschluß der Indianer, übersteigt nicht 12.000 Seelen. Ein beträchtlicher Theil dieser Anzahl befindet sich auf Austins Kolonie; der Rest in den Städten Bexar, Goliad, Nacogdoches ꝛc. Im Jahr 1821, als der unternehmende Austin sich in Texas niederließ, war diese Provinz vom Sabine bis zum San Antonio fast Nichts als eine Wildniß. Die weißen Einwohner bestanden aus einigen Spaniern und ihren Nachkommen, nebst einigen Auswanderern aus den V. St. Sonst traf man bloß feindselige Indianerhorden, die ohne bestimmten Aufenthaltsort die Ebenen durchstreiften und sich straflos alle Excesse erlaubten.

Austins Kolonie gründete Moses Austin, der Vater des jetzigen Eigenthümers; die Bedingungen, unter welchen der Generalkommandant der Provinzen des östlichen Binnenlandes ihm den Distrikt überließ, waren, daß er in einer anberaumten Zeit 300 Familien Americaner hinführen müßte. Die Sache verzögerte sich jedoch bis zum Jahre 1825, als Obrist S. F. Austin, in Folge des Todes seines Vaters, die Erfüllung des Vertrags übernahm. Die Kolonie, wenn man die neuen Ländereien, welche Obrist Austin im Jahr 1827 erwarb, einrechnet, umfaßt ein Areal von 19.000 Quadratm. (zwischen 25° bis 31° n. Br. und 18° bis 21° w. L. Wash.) und wird von den Flüssen San Jacinto, Brazos, Colorado, La Baca ꝛc. bewässert. San Felipe de Austin, der Hauptort, liegt auf dem rechten Ufer des Brazos, 118 Meilen oberhalb seiner Mündung. Die große Straße von New-Orleans nach Rio Grande, Monclova ꝛc. führt durch die Stadt, welche sie in zwei gleiche Theile zerschneidet. Die Stadt mit ihren Umgebungen bietet ein Bild der Thätigkeit dar, welches man in andern Gegenden der Provinz selten trifft. Die Kolonie besitzt mehrere gute Elementarschulen und in San Felipe wird auch in einigen Fächern der höhern englischen Erziehung Unterricht ertheilt. „Unsere Kolonie," äußert sich der Obrist in einem Brief vom 1 Februar 1828, „hat für den Ansiedler große Annehmlichkeiten; wir haben zur See drei Tagreisen nach der Mündung des Mississippi und zu Land 300 M. nach Natchitoches in Louisiana; das Klima ist herrlich und wird von Fremden dem italienischen an die Seite gestellt. Alle Ländereien werden unentgeldlich vertheilt und der Kolonist hat keine Abgabe zu entrichten, als eine Beisteuer zur Besoldung des Kommissärs, die aber nicht mehr als 3 Cents (5 Kr.) vom Morgen beträgt. Die Besitztitel werden von dem Stifter der Kolonie (empresario) oder von der Regierung unmittelbar verliehen und sind unbestreitbar. Eine mexicanische Quadratmeile (oder 4446 (engl.) Morgen) ist die durch das Gesetz für Auswanderer, welche Familie haben, bestimmte Quantität Landes, und ¼ davon für Einzelne; — es bedarf aber wirklicher Besitznahme, um des Rechtstitels nicht wieder verlustig zu werden. Auch hat der Einwanderer von seiner Obrigkeit befriedigende Sittenzeugnisse beizubringen. Da die mexicanische Verfassung keine Sklaverei duldet, so wird dadurch das Einwandern aus den südlichen Staaten der Union sehr beeinträchtigt; ich gehe daher mit dem Gedanken um, Leute aus Pennsylvanien und den nördlichen Staaten, welche die Sklaverei nicht anerkennen, herbeizuziehen. Ich beschäftige mich gegenwärtig mit der Verzeichnung einer Karte von Texas, die ich, wenn sie fertig ist, stechen lassen will. Man glaubt nicht, mit welchen Schwierigkeiten wir zu kämpfen hatten, als wir dieses Land betraten; doch jetzt sind sie glücklicherweise überwunden. Wir haben Ueberfluß an allen Dingen und leben in Frieden und Sicherheit. Unsere politische Verfassung beruht auf rein republikanischen Grundsätzen." Zu Austins Kolonie gehören noch Brazoria, auf dem westlichen Ufer des Brazos, 24 M. über dessen Mündung gelegen, und Harrisburg an dem Buffalobayou, einem Zufluß des San Jacinto, welches ein Platz von Bedeutung zu werden verspricht. Beide Städtchen sind vom Golf für ziemlich schwer belastete Fahrzeuge zugänglich. Die Kolonie zählt bereits eine Bevölkerung von 4000 E.; sie kann sich einer Dampfsägmühle und einer beträchtlichen Anzahl Baumwollenspinnereien rühmen; sie producirt Zucker, Baumwolle, Waizen, Roggen, Mais und eine Menge Bauholz aller Art. Die vorige Ernte ergab 1000 Ballen Baumwolle, 150.000 Bushels Korn und 140 Oxhofte (zu 63 Gallon.) Zucker. Die Baumwolle wird meist nach New-Orleans und der Ueberschuß von Getraide nach Matamores, Tampico und Vera Cruz verführt. Die Mehrheit der Einwohner besteht aus Ackerbauern; doch wird auch die Viehzucht, die einen schönen und leichten Gewinn ohne alle Auslagen abwirft, nicht vernachlässigt. Die Verwaltung führt ein durch die Kolonisten nach Stimmenmehrheit zu wählender Ausschuß — nämlich ein Alcalde, der die Jurisdiktion hat, zwei Regidoren und ein Syndicus, welche zusammen das Ayuntamiento oder die Municipalität bilden. Der Alcalde und einer der Regidoren treten jährlich aus und können erst zwei Jahre darauf wieder erwählt werden.

De Witts Kolonie liegt westlich von der Austin's, von welcher sie nur durch den Labacafluß getrennt ist; sie enthält ein Areal von 3500 Quadratmeilen und wird von dem Guadalupe und dessen zahlreichen Zuflüssen bewässert. Die Ansiedlungen sind bis jetzt nicht bedeutend.

Viel war in öffentlichen Blättern von der sog. Ektar's Verleihung (Ektar's Grant) die Rede, einer Verleihung, die nicht weniger als 65.000 Quadratmeilen (40.000.000 Morgen) umfassen sollte. Es ist schwer abzusehen, wo dieser ungeheure Distrikt angewiesen werden soll, ob Dieß ohne Beeinträchtigung früherer Verleihungen geschehen kann, und Was dann von Texas noch übrig bleiben wird. Wer die liberale Politik kennt, mit welcher die mexicanische Regierung gegen die gegenwärtigen Ansiedler verfährt, kann nicht glauben, daß sie eine so bedeutende Cession gemacht haben sollte, welche der Summe aller nicht verliehenen Ländereien fast gleich käme; wodurch also den bereits bestehenden Kolonien alle Möglichkeit sich auszubreiten mit einem Mal benommen worden wäre.

Nacogdoches, Bexar, Victoria und Goliad (weiland Bahia) sind die einzigen noch zu erwähnenden Städte. Nacogdoches liegt am Nechesfluß, in dem östlichen Theil der Provinz, ungefähr 160 M. in gerader Linie vom Golfe an der großen Straße, *) welche von New-Orleans und Natchitoches nach der Stadt Mexico führt. Das Fort Nacogdoches war die erste und lange Zeit die einzige Niederlassung in diesem Theil von Texas. Die Stadt erreichte jedoch nie eine Wichtigkeit, und ihr Handel beschränkte sich auf die Verpflegung der Garnison und einen kleinen Verkehr mit den benachbarten indianischen Horden. Seit ihrer Zerstörung im J. 1821 wurde die Stadt wieder aufgebaut und durch Einwanderer aus den V. St. nahm ihre Bevölkerung beträchtlich zu. Bexar oder San Antonio de Bejar, vormals die Hauptstadt der Provinz, liegt an dem westlichen Arm des Salado, eines schwachen Zuflusses des San Antonio, 393 M. südwestlich von Nacogdoches, 155 M. westlich von San Felipe de Austin und 535 M. nordnordöstlich von Leona Vicario. Goliad, gleich Bexar, obwohl beide über ein halbes Jahrhundert alt sind, will nicht Viel heißen. Ersteres hat vor dem letztern einen Vorzug durch seine Lage auf dem rechten Ufer des San Antonio, der bis dahin, 40 M. oberhalb seiner Mündung in die Heiligengeistbai, für leichte Fahrzeuge schiffbar ist. Dieß sind im Grunde bloße Dörfer; so auch Victoria auf dem linken Ufer des Guadalupe.

Durch die Vereinigung von Texas mit den Freistaaten von Nordamerika würden diese ihre Herrschaft über eine Seeküste von wenigstens 3000 M. erstrecken — von den Ufern des St Croix bis zu denen des Rio Bravo; ihre Küstenlinie längs dem Golf von Mexico allein würde mehr als 400 M. betragen und ihnen an den Mündungen zahlreicher Flüsse, welche fern aus dem Binnenlande hervorströmen, den Besitz eben so vieler, wenigstens relativ guter Häfen sichern. Die amerikanische Flagge,

---

*) Die obere Straße führt 45 M. westlich von Natchitoches über den Sabine, von wo sie eine etwas südwestliche Richtung nach Nacogdoches nimmt; hier wird ihre Richtung ganz südwestlich nach Bexar, sodann mehr südlich, worauf sie 150 M. vom Golf den Nueces passirt. Von Natchitoches nach Nacogdoches sind es 98 M., von da an den Trinidad 78, an den Brazos 59, an den Colorado 60, an den Guadalupe 58, nach Bexar 40, an den Nueces 106, nach Leona Vicario 230 M. Die untere Straße geht von New-Orleans über Opelousas nach der Stadt Goliad. Sie setzt über den Sabine, 30 M. oberhalb seiner Mündung in den Sabine-See, und folgt einer südwestlichen Richtung in einer mittleren Entfernung von 50 M. vom Golf nach San Felipe de Austin. Andere Straßen wurden inzwischen angelegt; z. B. von San Felipe nach Brazoria 70 M., von da nach der Mündung des Brazos 15 M., nach dem alten Fort von Brazos 38 M., nach Harrisburg 45 M., nach Victoria 110 M., nach Goliad 22 M., nach Matagorda 96 M.

einmal am Rio Bravo aufgepflanzt, würde die Meere von Mexico und Westindien bedecken, und bald würde nur noch Amerika in den amerikanischen Gewässern seinen Dreizack schwingen.

Statistik der Pest im Jahr 1829.

(Aus dem Berichte des Hrn. Moreau de Jonès an das Obermedicinal-Kollegium von Frankreich.)

I.

Die orientalische Pest, begünstigt durch den Krieg, verbreitete sich während des J. 1829 auf mehreren Küstenpunkten des schwarzen Meers. Sie grassirte im Monat Juli in Warna, in der Umgegend von Odessa und an Bord mehrerer Fahrzeuge des russischen Geschwaders. Selbst in die Stadt Odessa drang sie hinein; doch bald beschränkten strenge Polizeimaßregeln ihre Verwüstungen, und setzten ihren Fortschritten ein Ziel. Dessenungeachtet brach sie sechs Wochen später zum zweiten Male aus. Gegen Ende Augusts nämlich erschien sie in Sebastopol, dem großen Seearsenal Rußlands am schwarzen Meer, wo sie sich von den Kriegsschiffen, die davon angesteckt waren, den Einwohnern mittheilte. Das Vorhandenseyn des Contagiums wurde Anfangs lebhaft bestritten, und viele Aerzte stellten sich in die Reihen der Ungläubigen; aber das Umsichgreifen des Uebels ließ bald keinen Zweifel übrig. Zwei Truppen-Cordone, welche die Regierung sofort um die Stadt ziehen ließ, schützten das Innere der Krimm vor einer Heimsuchung.

Man erinnert sich, daß das Jahr zuvor die Mannschaft einer Barke aus Cephalonia, welche durch ein türkisches Schiff angesteckt worden war, von einem englischen Arzt auf den jonischen Inseln einer Merkurialkur, hauptsächlich Friktionen, unterworfen wurde. Diese Behandlung brachte eine starke Salivation hervor, und Keiner der Kranken starb. Ob und mit welchem Erfolg dasselbe Mittel im letzten Jahr angewandt worden, darüber fehlen bis jetzt die Nachrichten.

II.

Die Cholera Morbus, die seit 12 Jahren nicht aufgehört hat, ganz Asien zu verwüsten, scheint im J. 1829 ihre Angriffe eingestellt zu haben. Nicht so im J. 1828. Vom April dieses Jahres an zeigte sich diese furchtbare Geißel in Bengalen; die englischen Garnisonen und Einwohner von Calcutta, Caunpur und Tschittagong erlagen ihrer Wuth. Sie zog östlich von Calcutta von Dorf zu Dorf, und während 14 Tagen herrschte, wo sie hinkam, eine große Sterblichkeit. Im Juni erschien sie in der Präsidentschaft Bombay an der Grenze der indischen Halbinsel, und im Oktober erreichte sie die Stadt Madras und deren Umgebungen. Durch den Handelsverkehr von Borneo mit der Küste von Coromandel gelangte sie, wie man annimmt, zu Ende des Herbstes auch nach dieser Insel; hier überfiel sie die gesammte holländische Besatzung von Pontianak, und der Resident war die einzige Person, welche den Andern einige Pflege angedeihen zu lassen im Stande war. Die stärkste Sterblichkeit herrschte indeß in der Gegend von Calcutta. Ganze Dörfer wurden entvölkert, und in der Stadt selbst kamen in acht Stunden eine große Anzahl öffentlicher Beamten und viele Einwohner aus den ersten Klassen der Gesellschaft um. Nach dem Zeugniß von Dr. Michelson trat bei manchen Kranken zwei Stunden nach den ersten Symptomen schon der Tod ein. Man nahm dießmal, wie in frühern Fällen, die Zuflucht zu großen Dosen Laudanum, Aether und Calomel. In Madras ließ die Regierung folgende Thatsache bekannt machen. Ein Europäer, 54 Jahre alt, der die ersten Ansätze der Cholera spürte, setzte sich in ein heißes Bad und verschluckte ganze Kaffeelöffel voll (400 Tropfen in der Nacht) Laudanum. Nach vier Stunden ließen die Schmerzen nach; aber die natürliche Wärme stellte sich nicht vor sieben Stunden wieder ein. Der Starrkrampf blieb aus, und der Patient verlor weder das Vermögen zu sprechen noch sich zu bewegen; er war gerettet.

Noch sind in Indien über die Ursachen der Cholera bei ihrem ersten Erscheinen im J. 1817 die Ansichten getheilt. Im J. 1828 schrieb man sie jedoch in Calcutta dem Uebermaß des Regens und in Bombay der langfortdauernden Trockenheit zu. Auf dem Kompagnieschiff Abercrombie Robinson, welches letztere Stadt verließ, als sie angesteckt war, schob man die Schuld auf die Feuchtigkeit der Luft; statt also einen freien Luftzug herzustellen, verschloß man sorgfältig die Stückpforten. In zwei Tagen wurde die Krankheit allgemein; in fünf Tagen lagen 38 Mann darnieder, im Ganzen starben 24 Personen davon, 6 in weniger als sechs Stunden und 13 innerhalb zwölf Stunden, nachdem sich die ersten Symptome geäußert hatten. Kein Mittel der Medicin half mehr, und es schien, als ob von dem ersten Augenblick der Invasion der Seuche alle Lebenskräfte erschöpft wären. Bemerkt zu werden verdient, daß in Bombay der Gouverneur, Sir John Malcolm, beim Ausbruch der Cholera sogleich in den neuangebauten, vom Handelsverkehr abgelegenen Distrikten sich nach einem erhöhten Punkte umsah, um daselbst eine Freistätte für die Truppen und ein Spital für die Wiedergenesenden zu errichten.

Aus der unermeßlichen Entfernung von den Gestaden des indischen Oceans drang die Cholera zum zweiten Mal bis zu den Grenzen von Europa vor. Im J. 1823 wüthete sie in Astrachan und unter der Mannschaft der russischen Flotte des caspischen Meeres. Im J. 1828 brach sie in Orenburg, der russischen Grenzstadt gegen die Kirgisen und dem Hauptstapelplatz des dortigen Handels, aus. Dieß geschah, wie in Astrachan, nach der Ankunft der Karavanen aus Hochasien, die in vielfacher Kommunikation mit Hindustan stehen. Die Seuche, welche bei dem rauhen Klima der Winter, wie man voraussetzte, völlig zerstören sollte, kam mit Eintritt der warmen Jahreszeit wieder zum Vorschein, und verheerte die östlichen Provinzen Rußlands. Die Regierung ist aber von ihrer Contagiosität überzeugt, und so hat sie Maßregeln ergriffen, von denen sich ein vollständiger Erfolg erwarten läßt.

III.

Das gelbe Fieber hatte im Juni 1829 einen weniger ausgedehnten Focus in Amerika als sonst. In Martinique dauerte der Anfall von 1828, trotz der niedern Temperatur, den Winter über theilweise fort, und noch im Monat März zeigte sich die Seuche bei einigen kürzlich aus Europa angelangten Militärpersonen. Aber bald verschwand sie, und kehrte im ganzen Jahr weder in Martinique noch in Guadaloupe mehr zurück. So glücklich waren die großen Antillen nicht. Das gelbe Fieber existirte in Port-Royal auf Jamaica vom April an. In den zehn ersten Tagen des Mai's starben dreißig Seeleute von dem englischen Schiffe „der Prächtige“; im Juli grassirte es am Bord der Handelsfahrzeuge auf der Rhede der Havanna, und die Spitäler waren voll. Indessen blieb die nur durch einen schmalen Kanal von Cuba getrennte Insel Porto-Rico, obgleich dieselben klimatischen Einflüsse daselbst statt finden, verschont. Der spanische Arzt Oller, einer der erfahrensten Kolonial-Aerzte, behauptet in einer dem k. Medicinal-Collegium vorliegenden Denkschrift, daß Porto Rico es der Wachsamkeit seiner Behörden verdankt, wenn die von Cuba dahin gebrachte Krankheit gleich im Keim erstickt ward, und sie überhaupt nicht, wie dieß in der Havanna der Fall ist, Jahr für Jahr ausbricht. Dieser Arzt zweifelt an ihrem kontagiösen Charakter nicht. Dieselbe Ansicht spricht ein anderer praktischer Arzt auf Porto Rico, Don Emiglio de Antiq aus. Ehe die Kolonie mit den Vereinigten Staaten Handel trieb, war das gelbe Fieber unbekannt, und immer traf sein Ausbruch mit amerikanischen Schiffen zusammen, die aus angesteckten Gegenden kamen. New-Orleans, das mit den Häfen der Antillen ohne Vorsicht kommunicirte, mußte es im verflossenen August schrecklich büßen. Die Krankheit herrschte mit einer solchen Heftigkeit, daß fast Alle, welche sie ergriff, starben. Sechs Wochen lang raffte sie täglich 25 bis 30 Personen in der Stadt, und verhältnißmäßig zahlreiche Opfer auf dem Lande weg. Ein öffentlicher Erlaß empfahl allen Einwohnern und Fremden, welche noch nicht acclimatisirt waren, sich durch schleunigste Flucht zu retten. Die amerikanischen Zeitungen schreiben es diesem Mangel an Polizey zu, daß die Bevölkerung von New-Orleans sich in zehn Jahren dreimal erneute. Dagegen bleiben die volksreichen atlantischen Küstenstädte seit der Zeit, daß sie Vorkehrungen trafen, von dieser Landplage, die fast jedes Jahr den Handel unterbrach, die Einwohner dezimirte und den Wohlstand zerrüttete, unangefochten.

Trauerfarben.

In Europa — bemerkt ein englisches Blatt aus Veranlassung der dortigen Leichenfeierlichkeiten — ist die Trauerfarbe schwarz; in China weiß; in der Türkei blau oder violet; in Egypten gelb; in Aethiopien braun. Die Frauen der alten Spartaner und Römer trauerten weiß. In gleicher Farbe wurde ehmals um die Könige von Castilien getrauert; zum letzten Mal im Jahr 1498 beim Tod des Königs Johann. Könige und Kardinäle trauern violet oder purpurn.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 200. 19 Juli 1830.

Das Land und das Volk der Walachen.

Von Dr. Hermes.

(Fortsezung.)

Die Moldau, noch mehr die Walachei, gehören zu den fruchtbarsten Provinzen Europa's. Die großen Ebenen beider Länder bringen alle Arten von Getraide und von Hülsenfrüchten im Ueberfluß hervor. Die beste Saat in beiden Landschaften ist Wintersaat. Das im Herbst ausgesäte Getraide wächst schnell zu einer Höhe von sechs bis acht Zoll; dann wird es von Schnee bedeckt, je tiefer desto besser. Der Schnee schmilzt gewöhnlich im März; das Getraide schießt hierauf schnell in die Höhe und ist bereits im Juni zur Erute reif. Nachdem es geschnitten ist, wird es von Pferden ausgetreten und in Gruben unter der Erde aufbewahrt. Auf diese Weise erhält der Waizen sich viele Jahre, doch taugt er nicht mehr zur Aussaat. Neben dem Waizen, der aus der Moldau, so wie aus der Walachei in beträchtlicher Quantität auf ausländische Märkte kommt, wird besonders auch viel Mais gebaut, der eine treffliche Nahrung für Menschen und Vieh bietet und leichter zu bauen ist, als jede andere Getraideart. Die Bauern bewahren die Kolben in großen Körben auf, die sie an den Häusern in die Höhe stellen, und klopfen die Körner nach und nach heraus, wie sie derselben zu ihrem täglichen Gebrauch bedürfen. Die Pferde werden größtentheils mit Gerste gefüttert, Roggen und Hafer wird wenig gebaut.

Die Weine der Moldau und Walachei werden den gewöhnlichen Ungarweinen vorgezogen, alle Hügel sind mit Reben bewachsen, und so bald die benachbarten Provinzen von Rußland den Grad des Wohlstandes erreicht haben werden, welchen die Eröffnung ihres so lange verschlossenen Handelsweges durch den Bosporus verspricht, so muß der Weinbau eine unerschöpfliche Quelle des Wohlstandes für die beiden Fürstenthümer werden. Die beliebtesten Weine sind die weißen und goldfarbenen, die sich an Geschmack und Qualität mit dem Muskatwein von Frontignan vergleichen lassen. Dem rothen Wein wird, wenn er in der Gährung ist, ein Zusatz von Wermuth gegeben, der ihm seine Bitterkeit mittheilt und wovon er eine schöne Rubinfarbe erhält; Fremde können indessen nicht leicht ihren Geschmack daran gewöhnen. Der beste Wein in der Moldau wächst zu Odobesti bei Fokschain; er hat Aehnlichkeit mit dem Champagner und geht bereits jezt, obwohl in geringer Quantität, nach Rußland. Die besten Weine der Walachei sind die von Saccojani und Reminc, die in großer Menge nach Siebenbürgen verführt werden, wo man sie schwefelt, um sie feuriger und dauerhafter zu machen; sie erhalten durch diese Operation eine sehr schädliche Eigenschaft, die bei häufigem Genuß sogar tödtlich werden kann.

Obst giebt es überall vollauf. Eine Art Aepfel, welche Dommaska heißen, sind in Bezug auf Größe, Wohlgeschmack und Wohlgeruch vielleicht die vorzüglichsten in Europa. Sie halten sich von einem Jahre bis in das andere und bekommen im Winter eine eigenthümliche Durchsichtigkeit. Ohne die geringste Pflege gedeihen sie, wie die meisten anderen Obstgattungen, bewunderungswürdig; Aepfel-, Birnen-, Pflaumen- und Kirschbäume bilden ganze große Wälder; nur die Südfrüchte, wie Feigen, Orangen, Granaten, sind diesem Klima fremd. Gurken und Melonen machen im Sommer einen großen Theil der Nahrung des Volkes aus; von Gemüsen wird, außer in den Küchengärten der Großen, nur der weiße Kohl gebaut, der hier wie in Polen und Rußland eigentliches Nationalgericht ist. Auf den Donauinseln wachsen die trefflichsten Spargel wild. Statt der Kartoffeln, die doch jezt beinahe in ganz Europa eingeführt sind, dient eine Art Erdäpfel, die sich weder an Größe, noch an Geschmack mit ihnen vergleichen lassen.

Von wohlriechenden Gewächsen müssen wir besonders den pontischen Wermuth erwähnen, von dem alle Felder voll sind, weil er für die Bereitung des rothen Weines unentbehrlich ist. Flachs und Hanf kommen sehr gut fort, werden aber wenig gebaut, weil der nachlässige Bauer sie lieber von den benachbarten Siebenbürgern kauft. Eben so wenig Fleiß und Sorgfalt wird auf den Tabacksbau verwendet, obwohl der Boden für denselben vortrefflich geeignet scheint; der Taback, der in den Fürstenthümern gewonnen wird, ist daher von geringer Beschaffenheit.

Ein großer Theil des Landes, und besonders der gebirgige Theil desselben, ist von undurchdringlichen Wäldern bedeckt. Eichen von zwei bis drei Fuß im Durchmesser, die zugleich eine außerordentliche Höhe haben, sind so häufig, daß die Straßen in vielen Gegenden Nichts als Brücken aus Eichenbalken sind. In den Gebirgen, wo das Nadelholz vorherrscht, werden die schönsten Fichten und Tannen oft bloß deßhalb gefällt, um das Harz daraus zu gewinnen. In vielen Gegenden der Moldau und Walachei

findet man einen nicht sehr großen Baum, der Tissa heißt, und dessen Holz von rother Farbe und ungemein hart ist. Die Landleute bedienen sich desselben um kleine Fässer daraus zu machen, in denen sie geistige Getränke aufbewahren, die sich darin so gut als in gläsernen Flaschen oder irdenen Gefäßen halten.

Die zahlreichen Waiden in den beiden Fürstenthümern ernähren eine außerordentliche Menge Vieh; in der That beruht im gegenwärtigen Augenblicke der Reichthum dieser von der Natur so sehr begünstigten Landschaften größtentheils auf ihren Heerden. In der Walachei zählte man vor dem Kriege allein mehr als vier Millionen Schafe und Ziegen; ungefähr die Hälfte dieser Zahl in der Moldau. Die Schafe in der Walachei sind von dreierlei Art, nämlich Zigai, Barsan und Stogose. Die erste Art hat eine sehr feine, kurze Wolle und vortreffliches Fleisch; die zweite eine lange und grobe Wolle, und die dritte, die aus der Vermischung der beiden ersten Arten entsteht, giebt eine Mittelwolle. Die Schafheerden sind beständig unter freiem Himmel, im Sommer auf den Bergen, im Winter an den Ufern der Donau. Am St. Georgstage wandern sie von der Ebene dem Gebirge zu, das ihnen während der Sommermonate reichliche Waide und kühles Wasser bietet; im November kehren sie in die Ebene zurück, wo sie eine mildere Luft und besonders an den Ufern der Donau ein Futterkraut finden, das unter dem Schnee fortwächst und von den Schafen hervorgesucht und gern gegessen wird. Oft ist indessen der Boden entweder zu hart gefroren oder zu hoch mit Schnee überdeckt, daher versehen sich die Hirten gegen den Winter mit großen Schobern Heu, zu denen sie dann ihre Heerden führen. Wenn stürmische Nordwinde wehen, die gewöhnlich viel Schnee bringen, treiben die Schäfer ihre Schafe beständig um diese Schober herum, damit sie nicht unter dem Schnee begraben werden, oder vor Kälte umkommen. Nach St. Georgstag werden die Schafe geschoren; die Milch wird nur während der Zeit benutzt, wo sie auf den Bergen sind. Der Käse, der daraus gemacht wird, heißt Bergkäse und geht in großer Menge nach Siebenbürgen; die benachbarten Meiereien kaufen eine Art weichen Käse, der weißer Käse genannt wird, und von dem sie die Butter absondern; eine andere Art Käse heißt Pferdekäse (Cacio cavallo) und hat denselben Geschmack, wie jener, der in Sicilien bereitet wird. Jedes Schaf bringt jährlich ein Lamm, selten zwei, von denen dann der Eigenthümer der Heerde das eine dem Schäfer giebt. Oft schlachtet man auch die trächtigen Schafe, um das Fell der ungebornen Lämmer zu erhalten, welches schwarz oder grau ist und das unter dem Namen Astrachan bekannte Pelzwerk liefert. Im Allgemeinen rechnet man, daß jede Heerde von tausend Stück, wenn ihrer wohl gewartet wird, dem Eigenthümer jährlich tausend Gulden einträgt. Dieß gilt indessen nur in der Walachei, denn die Schafe in der Moldau sind bei Weitem schlechterer Art, als in jenem Land. Es ist merkwürdig, daß es bisher noch niemals gelungen ist, die Zigai in der Moldau einzuführen; indem nicht nur das Vieh ausartet, sondern das Schaf bereits im zweiten Jahre längere und gröbere Wolle erhält und im dritten völlig den einheimischen gleicht.

Denselben Vorzug, den die Walachei in Bezug auf die Schafzucht vor der Moldau behauptet, hat diese vor jener in Hinsicht auf die Rindvieh- und Pferdezucht. Das Rindvieh der Moldau hat bei kürzeren Beinen die Höhe der ungrischen Ochsen, und ist noch beleibter als diese. Die beste Gattung desselben wird von Zigeunern gezogen, welche von den hölzernen Löffeln und andern hölzernen Geräthen, die sie verfertigen, Linguvaren heißen. In der Walachei giebt es auch Büffel, die indessen sorgfältige Pflege erfordern, weil sie eben so wenig große Hitze, als große Kälte ertragen können. Sie werden daher im Winter in sehr warmen Ställen gehalten; im Sommer verbergen sie sich dagegen gern bis an den Hals in den Sümpfen, die man in der Nähe der Donau überall in Menge findet. Sie geben eine vortreffliche Milch und sind auch als Zugvieh sehr brauchbar. In der Moldau wird ungemeine Sorgfalt auf die Stuttereien verwendet, die jeder einigermaßen vermögliche Grundeigenthümer unterhält. Die Gestüte bleiben beständig im freien Felde; und die Pferde, welche sie liefern, werden besonders für die leichte Reiterei sehr gesucht. Die walachischen Pferde sind bedeutend kleiner, jedoch voll Feuer und sehr ausdauernd. Maulthiere und Esel sind selten, dagegen werden Schweine, besonders in der Walachei, in Menge gezogen. Von großer Wichtigkeit ist für beide Länder die Bienenzucht, welche theils durch das Klima, theils besonders durch die zahlreichen Lindenwälder, die man überall findet, sehr begünstigt wird. Das moldauische Wachs ist das schönste in Europa. Die Bienenstöcke sind so einfach als möglich; es sind ausgehöhlte Klötze von Baumstämmen, die der Bauer in der Nähe seiner Wohnung aufstellt. Mit der Aufsicht macht sich der Bienenzüchter wenig zu schaffen; dennoch gedeihen die Schwärme so gut, daß bei günstiger Witterung ein einziger oft drei andere hervorbringt. Gegen Ende des Herbstes wird der größte Theil der Bienen umgebracht, und nur eine gewisse Anzahl von Stöcken, welchen man den zur Ernährung der Schwärme nöthigen Honig läßt, in Höhlen aufbewahrt, die man zu diesem Zwecke in die Erde gräbt.

Geflügel aller Art, zahmes und wildes giebt es in unzählbarer Menge, da Alles, was zu seinem Unterhalte erfordert wird, in Ueberfluß vorhanden ist. Alle Gebüsche sind von Nachtigallen belebt, die in der Walachei ihr wahres Vaterland zu haben scheinen. — An Wild ist, wie sich in einem nur halb angebauten Lande denken läßt, kein Mangel, besonders die Hasen sind so häufig, daß ihrer allein in der Walachei jährlich über 300,000 gefangen werden. Gefährlich sind den Heerden und den Menschen die Wölfe, die im Winter in großer Zahl von den Bergen herabkommen. Den Bären, die gleichfalls nicht selten sind, weiß der sonst so furchtsame Bauer mit vielem Muthe zu begegnen; auch besitzen die Zigeuner eine eigene Kunst die wildesten Bären zu zähmen und in kurzer Zeit zum Tanzen abzurichten. Eine bei weitem schwerere Plage des Landes, als diese reißenden Thiere, sind indessen die Heuschrecken, die von Zeit zu Zeit diese fruchtbaren Landschaften in furchtbaren Schaaren überziehen. Auf einem Fruchtfelde oder einer Wiese, worauf sie sich niedergelassen haben, ist in wenigen Stunden kein grüner Halm mehr übrig; wenn sie daher fliegen, überdecken sie gleich einer schwarzen Wolke den Himmel und verdunkeln die Sonne; und sobald sie einmal in der Moldau oder Walachei angekommen sind, halten sie sich auch, ungeachtet aller Mühe, welche das Landvolk sich giebt, sie zu vertilgen, fast immer mehrere Jahre daselbst auf, bis sie endlich ihren Weg über die Donau oder über die Karpathen weiter fortsetzen. Die ursprüngliche Heimat

dieses verderblichen Insekts, aus welcher es seinen Heereszug antritt, ist wahrscheinlich das Innere von Afrika; in Syrien glaubt man, daß sie aus Arabien kommen; von dort wenden sie sich nach Kleinasien und von hier nach dem Cuban und der kleinen Tatarei, von wo sie ausgehen, wenn sie die reichen Gefilde des Donauthales überschwemmen.

Nicht geringer als der Reichthum des Pflanzen- und Thierreiches in den beiden Fürstenthümern ist der Reichthum des Mineralreiches. Die Salzbergwerke der Moldau und Walachei haben seit Jahrhunderten eine der beträchtlichsten Renten der Fürsten ausgemacht; und es ist kein Zweifel, daß die Gebirge, welche auf ihrem westlichen Abhang so reich an edlen und unedlen Metallen sind, auch auf dem östlichen sich nicht ärmer zeigen würden, sobald der Bergbau die geringste Ermuthigung fände. Beinahe überall, wo Salzgruben sind, findet man auch Anzeigen von Steinkohlen, die indessen bei dem Ueberflusse an Holz, den die sinnlose Verschwendung bisher nicht erschöpfen konnte, gänzlich vernachlässigt wurden. Eine noch bestimmtere Anzeige von Steinkohlen giebt das rothe und schwarze Erdpech, welches hervorquillt, wenn man nur einige Fuß tief in die Erde gräbt. Meist ist dasselbe mit Wasser vermischt, das man denn in große hölzerne Gefäße gießt, um das Erdpech mit Löffeln abzuschöpfen. Der gewöhnlichste Gebrauch, der davon gemacht wird, ist zum Schmieren der Karrenräder; doch bedient man sich desselben auch in den Höfen großer Herren zur Beleuchtung. An Salpeter ist vielleicht kein Land in Europa so reich als die Moldau und Walachei; und welche unermeßlichen Vorräthe von diesem Mineral besonders die Moldau besitzen muß, kann man daraus schließen, daß unter der türkischen Herrschaft der Hospodar dieses Landes verbunden war, jährlich allein 20,000 Okkas Salpeter nach Konstantinopel zu schicken. Der Gewinn der edeln Metalle, der freilich auf die Goldkörner beschränkt ist, die beinahe alle Gewässer mit sich führen, ist den Zigeunern überlassen, die dagegen die Verpflichtung haben, jeder jährlich eine Drachme in den Schatz des Fürsten zu legen. (Schluß folgt.)

Berichte eines deutschen Reisenden aus Ungern.

1. Preßburg.

Preßburg (lat. Posonium, mag. Posony slav. Presburek) liegt an dem linken oder nördlichen Ufer der hier 130 Kl. breiten Donau. Gegen Nordost, Ost und Süd dehnt sich auf viele Meilen eine weite Ebene hin, welche dem Auge die lieblichste Landschaft darstellt. Gegen Nord und West aber wird die Stadt von den sogenannten kleinen Karpathen eingeschlossen, deren Lehne mit Weinstöcken bepflanzt ist. Die Stadt ist unregelmäßig gebaut, und hat schlechtes Pflaster, doch fast durchgängig steinerne Häuser, die theils mit Schindeln, theils mit Ziegeln gedeckt sind, und durch die reichliche Kalkbekleidung ein reinliches Ansehen erhalten. Die Stadt besteht aus 2, 3, 4 oder 5 Theilen, aus der Altstadt nämlich und aus den Vorstädten, die in die innern, zum städtischen Gerichte gehörigen, (daher auch äußere Stadt genannten) und in die äußern, von jenem unabhängigen zerfallen; die äußern Vorstädte sind das Blumenthal, das seinen eignen Pfarrer, Kaplan, und Schultheiß hat und einem Dorfe verglichen werden kann, da es nur hin und wieder gepflastert ist, übrigens aber die städtische Obrigkeit anerkennen muß; der Schloßgrund d. i. der Schloßberg und der Zuckermandel, welche beide nicht unter städtischer, sondern unter gräflich palfyischer Gerichtsbarkeit stehen, und Nachts durch ein Gitter von dem Verkehr mit der Stadt ausgeschlossen werden. Der Schloßberg wimmelt von Bekennern der mosaischen Religion, die nur hier wohnen dürfen und hier auch ihren Tempel haben. Durch diesen Theil der Stadt, der seiner altgläubigen, wie seiner neugläubigen Bewohner wegen, im übelsten Rufe steht, führt der Weg nach der Burg, die leider jetzt in Trümmern liegt, aber selbst aus diesen auf die alte Größe und Pracht schließen läßt. Diese steht ungefähr 500 Schritte westwärts von der Stadt auf einem mehr als 400 Schuh über den Niveau der Donau erhabenen Hügel, dem Anfange der kleinen Karpathen. Hier starren die Trümmer des königlichen Schlosses empor, eines prächtigen, im Jahr 1635 erbauten, doch seit 1762 beträchtlich erweiterten Gebäudes, das im Jahr 1811 durch einen furchtbaren Brand zerstört wurde. Seit dem Jahre 1802 war dasselbe, nachdem die bis dahin hier aufbewahrten Reichskleinodien nach Wien abgeführt worden, zu einer Kaserne eingerichtet, in welcher 16 Kompagnien Soldaten lagen. Auf eine nie recht klar gewordne Weise brach im Mai 1811 an mehreren Stellen zugleich Feuer aus, welches das mit Ziegeln gedeckte Dach ergriff und aller Anstrengungen ungeachtet nicht mehr gedämpft werden konnte. Durch den Wind angefacht, strömte die Flamme vom Schlosse unaufhaltsam herab und verschlang die am Fuße des Berges angebauten Häuser des Zuckermandels mit solcher Schnelligkeit, daß sogar die vorbeifließende Donau keine Rettung gewährte. Von der trauernden Burg der ungrischen Könige begiebt sich der Fremde in den palfyschen Garten, der sammt dem Palaste noch auf dem Schloßgrunde sich befindet. Ehemals war er im franz. Styl angelegt, aber auch hier hat der englische Geschmack die Oberhand gewonnen. Anmuthiger durch die Aussicht auf die Donau und den Kranz von freundlichen Dörfern an ihrem Ufer, so wie auf die trentschiner und nitraer Berge ist der erdödische Garten, gleich jenem dem Besuche des Publikums geöffnet; und reizender als beide sind die zahlreichen Punkte der Umgegend, die von den vergnügungslustigen Preßburgern besucht werden: der Gamsberg, die neue Welt, das Bayenhaus, Ohnesorgen (Sans Souci) und m. a. Unter allen Gebäuden der Stadt ist das merkwürdigste ohne Zweifel die dem hl. Martin geweihte Pfarrkirche, die vom König Stephan begonnen, und vom König Ladislav im J. 1090 vollendet worden seyn soll. Da sich die Sakristei sammt dem Thurme über die Ringmauern der Stadt hinaus erstreckte, als diese noch nicht abgetragen waren, so sagte man scherzhaft, die Kirche wäre so groß, daß sie in der Stadt nicht Platz genug hätte, und die Sakristei so entlegen, daß der Geistliche erst in die Vorstadt gehen müßte, um sich die Altarkleider anzulegen. In dieser Kirche werden die Könige von Ungern gekrönt seit 1563, wo Maximilian und seiner Gemahlin Maria allhier die Krone aufgesetzt ward; ihnen folgten Rudolph 1572, Matthias II 1608, Anna 1613, Ferdinand II 1618, Eleonore 1622, Ferdinand III 1636, Leopold 1655, Joseph 1687, Karl VI 1712, und seine Gemahlin Elisabeth 1714, Marie Therese 1741, Leopold II 1790, Marie Ludovike 1808; und man trägt die Vermuthung, daß im Laufe des nächsten Winters, während der Landtag hier gehalten wird, der Kronprinz hier gekrönt werden dürfte. Das älteste Haus in der Stadt ist das mednanskysche, das früher eine Inschrift hatte, welche geradezu behauptete, daß Preßburg von demselben seinen Ursprung genommen habe. Uralt ist auch das Rathhaus, das im J. 1388 den Juden verpfändet wurde und noch manche Kuriositäten enthält, welche Glauben und Sitten der Vorzeit charakterisiren.

Man zählt in Preßburg gegenwärtig 3 Mönchsklöster und 3 Nonnenklöster, nämlich: Franziskaner, Kapuziner und Misericordianer, Ursulinerinnen, Elisabethinerinnen und zu unserer lieben Frau. Ehedem waren deren noch mehrere hier, die indessen in neuerer Zeit zu andern Zwecken verwandt und meist umgestaltet worden sind. In dem Klarissenkloster ist gegenwärtig die kathol. Akademie, die an der Spitze der katholischen Schulanstalten steht, und im J. 1785 von Kaiser Joseph II aus Ofen hieher verlegt wurde. Sie hat 2 Studien (d. i. Fakultäten) ein philosophisches und ein juristisches, deren jedes 4 Professoren zählt. Die Philosophen lehren in zweijährigen Kursen: Logik, Mathematik und ungrische pragmat. Geschichte, ferner Physik, Oekonomie, Metaphysik, Sprachen und allgemeine Weltgeschichte; die Juristen: Natur und Völkerrecht, Statistik und Bergrecht, vaterländisches Privatrecht, Kriminalrecht, Polizeywissenschaft, Wechselrecht und Kurialstyl, auch in 2 Jahren. Die Anzahl der Studirenden beträgt ungefähr 300. Aelter als die Akademie ist das geistliche Seminarium, welches im 17 Jahrh. der Erzbischof Losso für 12 Jünglinge.

stiftete, die sich von den übrigen Studirenden durch ein schwarzes Kleid unterscheiden, und Kost, Wohnung und Unterricht gemeinschaftlich genießen. Am Zahlreichsten besucht ist das Erzgymnasium, dem seit 1814 die Benediktiner-Väter als Lehrer vorstehen. Die Anstalt zählt, wie die meisten östeer. Gymnasien, 6 Klassen und zwischen 5—600 Zöglinge. Die vier untersten Klassen heißen Grammatikalklassen, und die beiden obersten Humanitätsklassen, oder Nro. 5 die rhetorische und Nro. 6 die poetische Klasse. In diesen so wie in allen höhern Schulen des ganzen österreich. Staats werden alle Lehrgegenstände lateinisch vorgetragen, welches wegen der Verschiedenheit der Sprachen für die jungen Leute unumgänglich nothwendig ist. In den Bürger- und Volksschulen wird Deutsch gelehrt; Wer Dieß nicht versteht, lernt Nichts, denn das Slavische und Ungrische sind Lehrgegenstände für die höhern Schulen.

(Schluß folgt.)

Rasches Wachsthum der Vereinigten Staaten.

Wenige Meilen von der Südküste des Ontario-Sees, an dem Fluß Genesee, über welchen der Eriekanal in einem steinernen Aquädukt geführt ist, liegt das Dorf Rochester. Seit dem J. 1815, wo der erste Census aufgenommen wurde, stieg die Bevölkerung in folgenden Verhältnissen:

December	1815	331 E.	Februar	1825	4274 E.
September	1818	1049 —	August	1825	5273 —
August	1820	1502 —	December	1826	7669 —
September	1822	2700 —			

Es dürfte nicht ohne Interesse seyn, anzugeben, wie die Leute sich beschäftigten, damit etwaige Liebhaber zum Auswandern ersehen mögen, welche Gewerbe nicht übersetzt waren; darüber liefert das Adreßbuch von Rochester „The Directory for the village of Rochester for the 1st of January 1827" folgende Nachweisung. Man zählte im J. 1826:

7	Geistliche	8	Lichtzieher	25	(?tinners) Zinngießer
35	Aerzte	123	Bauern		
28	Juristen	184	Schuster	44	Bäcker
74	Kaufleute	20	Hutmacher	17	Kutschenfabrikanten
89	Klerks	73	Böttcher	67	Grobschmide
84	Würzkrämer	25	Tuchmacher	14	Büchsenmacher
53	Fleischer	20	Müller	10	Sesselmacher
48	Schneider	21	Mühlärzte (Mühlenbauer)	95	Maurer
24	Wagner			25	Ebenisten
26	Maler	304	Zimmermeister	5	Kammmacher
21	Sattler	16	Gastwirthe	10	Goldschmide
		29	Gerber		

und endlich 31 Drucker, welche vier politische, eine religiöse Zeitschrift und ein christliches Monatsmagazin zu Tage förderten. Nun sind zwar keine Modehändler in dieser Liste aufgeführt; aber wir dürfen sicherlich ein Dutzend Läden mit Putzwaaren zugeben. Ueberdieß zählte man nicht weniger als 160 Kanalboote mit 882 Zugpferden, welche Personen angehörten, die in dem Dorfe ansässig waren, ungerechnet eine Unzahl anderer, die Nichtansässigen angehörten. Und von den mehr als 8000 Einwohnern, welche das Dorf im J. 1827 enthielt, hatte kein Erwachsener hier seinen Geburtsort; der älteste gebürtige Rochestrier war siebzehn Jahre alt. Die Bevölkerung bestand hauptsächlich aus Auswanderern von Neu-England, d. h. aus den Staaten Massachusetts, Connecticut, Rhode Island, Maine, New-Hamshire und Vermont, nebst einer guten Anzahl von Deutschen, Engländern, Irländern, Schottländern, einigen Canadiern, Norwegern und Schweizern, welche zusammen die seltsamste Gesellschaft von der Welt bildeten. Rochester verdankt seinen Flor dem Umstand, daß es der Stapelplatz für die Produkte des Innern und der Fabrikate von New-York ist. Im Westen, am Ohio, ward die Stadt Cincinnati auf gleiche Weise wegen ihres schnellen Aufblühens berühmt. Allein schon Burke sagt: Was England in 1700 Jahren geworden, wird Amerika in einem Menschenleben! Dieß ist so wörtlich wahr, daß Carroll, der letzte Veteran, welcher von den Unterzeichnern der Unabhängigkeitserklärung sich noch am Leben befindet, sich rühmen kann, er habe Baltimore, jetzt eine Stadt von 70,000 E., gesehen, als sie ein Weiler von sieben Häusern war. Amerika hat den Hauptgewinn von der Dampfschifffahrt. In zwölf bis dreizehn Stunden fährt man von New-York nach Albany (145 Meilen weit). Die Schützen des westlichen Binnenlandes fahren mit dem Ertrag ihrer Jagd auf leichten Nachen nach New-Orleans hinab, die sie dort auseinander schlagen und verkaufen. Sonst brauchten sie, gegen den Strom ruderund, 4 bis 9 Monate zur Rückkehr; jetzt legen sie die 1430 M. weite Reise nach Louisville als Verdeckpassagiere auf dem Dampfboote in 9 bis 14 Tagen um zwei Guineen zurück. Der 363 M. lange Eriekanal, welcher den Hudson mit den obern Seen verbindet, hat mehr als zwei Millionen Pf. Sterling gekostet; aber im J. 1827 betrug der Wasserzoll bereits 850,000 Doll., was einen beträchtlichen Ueberschuß abwarf. Durch die Arbeiten, welche der Ohio-Staat, um den Erie und Ohio zu vereinigen, in diesem Augenblick ausführt, wird eine 2000 M. lange innere Wasserstraße gewonnen, welche den Vereinigten Staaten einen großen Theil der Vortheile einer Insel verschafft. Was die Regierung für den Verkehr thut, ersieht man auch daraus, daß es in der Union 8000 Postämter giebt.

Herbaut.

In Paris spricht man gegenwärtig nur von den Wahlen, von Algier und — vom Tod Herbauts. Der unumschränkte Selbstherrscher im Reich der Mode ist nicht mehr! Von Paris bis Persien hatte jede in dem letzten Jahrzehent aufgekommene Mode diesem Mann ihren Ursprung zu danken. Selbst Mahmuds Harem holte sich seiner Flimmer von ihm, und jeder londner Laden von einigem Belang stand in eignem Kourierwechsel mit dem mächtigen Zauberer. Ursprünglich war derselbe ein Haarkünstler — coeffeur brèveté de sa Majesté l'Impératrice Josephine, legte jedoch diesen Posten bei der zweiten Heirath des Kaisers nieder, und öffnete ein glänzendes Magazin des Modes. Ein Zimmer war hier für seine Studien besonders zugerichtet, und mit Seide, Gazen, Bändern, mit Blumen und Federn und jeder sonstigen Art weiblichen Schmuckes hoch angefüllt. Im anstoßenden Gemach schlief er, und hielt dort die Nacht über stets eine Lampe brennend, damit, falls ihm im Traum eine glückliche Erfindung, eine graziöse „Idee", kommen sollte, er beim Erwachen gleich in sein Boudoir eilen und dem Luftgebild Verwirklichung geben konnte. Nichts vermochte den Despoten zu bewegen, sich in solchen Studien stören zu lassen, ja selbst, wenn Madame la Maréchale, Madame la Duchesse zu ungelegener Stunde sich die Ehre einer Audienz ausbaten, hieß es kurzweg: „Man kann unmöglich eintreten, Hr. Herbaut studirt." Seine Nachgiebigkeit gegen englische Anforderungen soll seinen Geschmack in der letzten Zeit etwas verdorben haben, indem sie ihn zu einer Ueberfülle an Ausschmückungen nöthigte. „Sie sind nicht zufrieden" pflegte er selbst zu sagen „so lange ich sie nicht zu Karrikaturen mache."

Neujahrswunsch der Russen.

„Als ich eben beim Frühstück saß" erzählt der Engländer Morton in seinen Reisen durch Rußland „trat ein Diener des Grafen herein und warf mir, nachdem er ein Paar russische Worte gesagt hatte, eine Handvoll Hirse und Haber ins Gesicht. Die Sache kam mir wunderlich vor; da ich jedoch voraussetzte, es möge Dieß hier Landessitte seyn, ließ ich mirs gefallen. Er sagte hierauf, die Gräfin Woronzof wünsche mich sogleich zu sehen. Ich eilte schnell nach dem Kabinet des Grafen, wo ich diesen selbst, die Gräfin, ihre Kinder und noch ein Paar Hausgenossen beim Frühstück fand. Se. Excellenz erhob sich, gab mir die Hand und wünschte mir ein glückliches neues Jahr, worauf er mir gleichfalls einen Haufen Hirse und Haber ins Gesicht warf. Kaum hatte ich diese abgeschüttelt, so erneuerten die Kinder und übrigen Anwesenden den Angriff in gleicher Art. Graf Woronzof unterrichtete mich im Verlauf des Gesprächs, daß diese Sitte nur in der Ukräne und im Süden von Rußland, als Gegenden wo viel Korn wächst, üblich sey. Den ganzen Tag über wurden Hirse und Haber in Bereitschaft gehalten, und Wer immer das Haus betrat, ward, ohne Unterschied des Rangs oder Geschlechts, auf dieselbe Art, die ich erfuhr, empfangen."

Erdbeben im Kaukasus.

Ein Brief von Kisliar, im Kaukasus, vom 9 März d. J. berichtet, daß dort ein schreckliches Erdbeben Statt gefunden habe, wobei fünfhundert Personen unter den Trümmern ihrer Häuser, oder der Tempel, in welchen sie Zuflucht gesucht hatten, begraben wurden. Ein Berg borst und das losgerissene Stück stürzte in ein fruchtbares Thal, welches es gänzlich verschüttete.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 201. 20 Juli 1830.

Adelaide, Königin von England.

Adelaide Luise Therese Karoline Amalie, die Gemahlin des jetzigen Königs von England, wurde aus der Ehe Georg Friedrich Karls, Herzogs von Sachsen Meiningen, mit Luise Eleonore, einer Tochter des Fürsten Christian Albert Ludwig von Hohenlohe-Langenburg, am 13 August 1792 geboren. Sie verlor ihren Vater im Jahr 1803, als derselbe erst 42 Jahre zählte, und blieb mit ihrem Bruder, dem jetzt regierenden Herzog von Sachsen Meiningen, und ihrer Schwester Ida, jetzigen Herzogin von Sachsen Weimar, unter der Vormundschaft ihrer Mutter, welche durch das Testament ihres Gemahls zur Regentin ernannt worden war. Diese hochbegabte, von Allen, die Gelegenheit hatten, sie näher kennen zu lernen, geliebte und verehrte Frau, welche bekanntlich noch jetzt in Meiningen lebt, hielt ihre Kinder in großer Eingezogenheit und war auf jede Art für deren sorgfältige Ausbildung bemüht. Von Kindheit an zeichnete sich Prinzessin Adelaide durch die ruhige Stille ihres Charakters aus. Sie verwandte ihre ganze Zeit darauf, sich zu unterrichten, und nahm, obwohl von lebhafter und heiterer Gemüthsart, an den Lustbarkeiten der großen Welt nur geringen Antheil. Selbst in dem weiter vorgeschrittenen Alter zeigte sie gegen unmoralische oder irreligiöse Gefühle, die im Gefolg der französischen Sitten an den deutschen Höfen wohl hie und da Eingang gefunden hatten, den entschiedensten Widerwillen. Der kleine Hof von Meiningen war von zu geringem Belang für Napoleon, um dessen Aufmerksamkeit in hohem Grad in Anspruch zu nehmen; so blieb denn die Herzogin-Regentin in ungestörtem Besitz ihrer Gewalt, und konnte die Erziehung ihrer Kinder, die Verwaltung ihres Landes ganz nach eignen Ansichten und Wünschen ordnen. Ein Hauptvergnügen der drei Fürstinnen bestand in Errichtung und Beaufsichtigung von Schulen für die niedern Volksklassen, und in Werken der Mildthätigkeit. Besonders Prinzessin Adelaide war die Seele jedes Unternehmens für das Glück der Nebenmenschen.

Die Königin Charlotte, Gemahlin Georgs III, hatte ihre Aufmerksamkeit seit Langem auf diesen schönen Familienkreis geworfen, und schlug, als sie eine Vermählung des Herzogs von Clarence gerathen fand, diesem die noch allein unverheirathete Tochter des Hauses Meiningen vor. Die jüngere Prinzessin Ida war bereits mit ihrem Vetter, Bernhard, zweitem Sohn des damals regierenden Großherzogs von Sachsen-Weimar, verehelicht. Der Herzog von Clarence, dem seine vorgenommenen Erkundigungen das von Seite der Königin entworfene Bild vollkommen bestätigten, hielt um die Hand der Prinzessin Adelaide an und empfing eine günstige Antwort. Da der hohe Bräutigam verhindert war, selbst nach Deutschland zu kommen, so wurde die Prinzessin mit ihrer Mutter nach England geladen, wo sie am 11 Juli 1818 in Kew, in Gegenwart der Königin und andrer Glieder der königlichen Familie, dem Herzog vermählt ward; zu gleicher Zeit wurde die schon in Deutschland vollzogene Trauung des Herzogs und der Herzogin von Kent nach den Gebräuchen der englischen Kirche wiederholt. Nach einem Aufenthalt von nur wenigen Tagen im St. James Palaste reisten die Neuvermählten mit einem großen Gefolg nach Hanover ab, wo man den Winter 1818 und den Frühling 1819 zubrachte. Bald wurde öffentlich bekannt gemacht, daß die Herzogin sich guter Hoffnung befinde; im Monat März jedoch setzte sie sich einer Erkältung aus, und bekam dadurch einen heftigen Anfall von Brustentzündung, deren ärztliche Behandlung eine Frühgeburt im siebenten Monat zu Folge hatte. Das Kind, ein Mädchen, war zwar klein, aber ziemlich ausgebildet und schien Anfangs zur Hoffnung zu berechtigen, daß sein Leben erhalten werden könne. Es wurde getauft und erhielt die Namen Elisabeth Adelheid, starb aber gleich darauf. Die Herzogin erholte sich langsam aber vollkommen. Da eine Luftveränderung räthlich gefunden wurde, so machte sie mit ihrem Gemahl eine Reise nach ihrem Geburtsland, wo sie mit unbegränztem Jubel aufgenommen ward. Die Meininger führten sie im Triumph nach ihrer Hauptstadt, wo sich beinah einen Monat lang Fest auf Fest drängte. Nach einem Aufenthalt von sechs Wochen in der Residenz begab sich der Hof nach dem lieblichen Badeorte Liebenstein, wo die Herzogin vollends ganz zum Besitz ihrer Gesundheit gelangte. Der Herzog aber sehnte sich endlich nach England und seinem Bushy zurück, und die Herzogin, welche von den Annehmlichkeiten dieses Landsitzes während ihres kurzen dortigen Aufenthalts bezaubert worden war, bestärkte selbst ihren Gemahl in dem Entschluß zur Heimreise. So verließ denn das hohe Paar Meiningen gegen Ende Oktobers 1819. Die Eile und Anstrengung der Reise nahmen jedoch die zarte Konstitution zu sehr in Anspruch, so daß in Dünkirchen abermals eine Frühgeburt erfolgte, welche die Gesundheit

der Gebärerin von Neuem beeinträchtigte. Da man einen Aufenthalt an der Seeküste für zuträglich fand, so bot Lord Liverpool sein Schloß, Dover Castle, an, welches denn auch vom Herzog und seiner Gemahlin sobald sie ans Land gestiegen, bezogen, und von denselben sechs Wochen lang bewohnt ward. Nachdem sich die Herzogin gänzlich hergestellt, bezog man St. James Palast (in Bushy House wurden eben Reparaturen vorgenommen) und brachte den Winter in London zu. Abermals ward die Herzogin für guter Hoffnung erklärt; trotz allen Vorsichtsmaßregeln erfolgte aber auch dießmal die Geburt beträchtlich vor der gehörigen Zeit. Das Kind jedoch, eine Prinzessin, war vollkommen gesund, und gedieh, zur Freude der Eltern und der ganzen Nation, sichtlich. Auf ausdrücklichen Wunsch des verstorbenen Königs erhielt sie in der Taufe den allen Engländern theuern Namen Elisabeth. Im Alter von drei Monaten aber bildete sich bei ihr eine Umschiebung der Eingeweide, welche den Tod in wenigen Stunden zur Folge hatte. Nach einer bald darauf von Neuem erfolgten Fehlgeburt hat man nicht mehr gehört, daß die Herzogin je wieder Hoffnung zu einem Erben gegeben hätte.

Dobells Reisen in Kamtschatka und Sibirien.

4. Die Rennthier-Korjäken.

Es war ein heiterer und kalter Morgen, als wir Timbatie verließen; unser Weg ging längs der Küste durch eine gebirgige und völlig holzlose Landschaft; der Wind wehte frisch von der See her, und die weißen Wolken flohen in raschem Zuge über das blaue Himmelsgewölbe.

Gegen zehn Uhr kam der Toyun von Govenskoy zu mir und sagte: „Wir dürfen uns heut Mittag nicht aufhalten, um Etwas zu uns zu nehmen; denn ich sehe, daß uns eine jener kalten Purgas droht, die auf diesen Ebenen sehr gefährlich sind, und wir können zu Tode frieren, wenn wir nicht auf eine Partie Rennthier-Korjäken stoßen. Wir finden weit und breit kein Haus, keine Hütte, keinen Zufluchtsort; und Sie werden daher wohlthun, Ihren Leuten zu befehlen, daß sie tüchtig zufahren, denn wenn die Korjäken hier sind, so werden sie mitten auf dem Moor seyn, und bis dahin ist noch eine weite Strecke."

Da ich wußte, wie gut sich die Eingebornen dieses Landes auf das Wetter verstehen, so ertheilte ich die Befehle, die er verlangte, obwohl ich nicht das Geringste bemerkte, das einen Sturm angekündigt hätte. Der Toyun fuhr mit seinen eigenen Hunden voran. Diese, sagte er, wären Jagdhunde, und man konne sich auf sie verlassen. So ging es rasch vorwärts, ohne daß das Wetter sich geändert hätte, bis kurz vor zwölf Uhr, wo plötzlich der Wind sich mit furchtbarer Gewalt zu erheben anfing und uns den Schnee in solcher Masse entgegentrieb, daß wir nicht einen Schritt weit vor uns sehen konnten. Anfangs blieb wenigstens der Himmel über uns heiter, aber bald wurde er von schwarzen Wolken überzogen, und es fielen außerordentlich schneidende Flocken, die der Sturm uns gerade in das Gesicht warf, so daß wir uns genöthigt sahen Halt zu machen.

Da wir von Anfang an unseren Weg verloren hatten, so kam der Toyun zu mir, sich mit mir zu berathen, was jetzt zu thun wäre. Ich sagte ihm, da er ein Eingeborner des Landes sey, müsse er Dieß am Besten wissen; und ich überließe ihm daher, Alles anzuordnen. Er erwiederte: „Es ist unmöglich ein Feuer anzumachen; wenn wir bleiben, frieren wir daher zu Tode; wir müssen uns deßhalb beständig in Bewegung erhalten. Aber geben sie Niemand einen Schluck, ehe ich es Ihnen sage; denn Branntwein ist bei solchem Wetter nicht gut. Ich habe viel Zutrauen zu meinen Hunden; und wenn ein Rennthier in der Nähe ist, werden sie es gewiß aufspüren."

Hierauf trieb er seine Hunde an und überließ es ihnen ganz zu laufen, wohin sie wollten; doch schärfte er zuvor der ganzen Gesellschaft ein, ja zusammen zu halten und sich nicht von einander trennen zu lassen. Zu unserer Verwunderung wandten sich die Hunde, statt den Weg einzuschlagen, den wir für den richtigen gehalten hatten, von der See ab, so daß uns der Wind beinahe in den Rücken ging. Obwohl Dieß Viele beunruhigte, welche meinten, daß wir uns verirren müßten, so ergaben sich doch Alle darein, weil sie es unmöglich fanden, gegen den scharfen Schnee anzugehen, der ihnen die Haut von dem Gesichte riß.

Auf diese Weise fuhren wir zwei Stunden lang fort; die Purga raste mit verdoppelter Wuth, die Schneewolken wälzten sich wie dunkle Rauchmassen über das Land, und wir waren alle so erstarrt vor Kälte, daß uns die Zähne im Munde klapperten. Der Schnee, der mit solcher Gewalt gegen uns angetrieben wurde, war in unsere Kleider gedrungen; selbst unsere Parkas gewährten keinen Schutz mehr, und wo in dem Gepäck sich nur die geringste Ritze zeigte, war Alles voll. Endlich fingen die Hunde des Toyun an, die Nasen aufzuwerfen, zu schnaufen, ungestümer zu bellen und in vollem Rennen davon zu laufen. Dieß war wie ein elektrischer Schlag. Alle übrigen Hunde folgten ihrem Beispiel und spannten jede Sehne an, um nicht hinter ihnen zurückzubleiben. Uns allen pochte das Herz; wir waren gewiß, daß die Hunde Rennthiere witterten; und die Hoffnung bald Schutz vor dem schrecklichen Sturme zu finden, der uns jeden Augenblick mit dem Tode bedrohte, goß neue Wärme in unsere Adern. In kaum zehn Minuten hatten wir das unaussprechliche Vergnügen, uns in der Nähe einer großen Korjäken-Jurte zu sehen, aus der uns ein herrliches Feuer entgegen leuchtete

Die Korjäken waren sämmtlich mit ihren Keulen und Speeren herausgelaufen, um ihre Rennthiere gegen die Hunde zu schützen, die von den halberstarrten Treibern kaum abgehalten werden konnten, sich unter die Heerde zu stürzen, welche die Jurta umgab. Da die Korjäken windwärts von uns waren, so hatten sie das Gebell der Hunde bereits einige Zeit gehört und, dadurch von unserer Ankunft unterrichtet, einen schönen fetten Rennthierbock geschlachtet, den die Weiber eben enthaupteten, als wir eintrafen. Lange dauerte es, ehe wir den Schnee von uns abschütteln und uns des behaglichen Feuers erfreuen konnten. Ich gab hierauf jedem meiner Begleiter ein Glas Walky (Kornbranntwein) und der Toyun sagte: „Jetzt ist die Zeit, ein Glas zu trinken, denn sollte es uns in Schlaf bringen, so laufen wir vor einem so guten Feuer keine Gefahr zu erfrieren." Die Weiber schnitten nun das Thier in große

Stücke, die sie alle in einen großen Kessel warfen, und kochen ließen.

Unser Wirth war ein guter gastfreundlicher alter Mann, der eine Heerde von beinahe dreihundert Rennthieren besaß und überaus erfreut schien, uns zu seinen Gästen zu haben. An dem Feuer, welches mitten in der Jurta brannte, breitete er einige warme Bärenfelle aus, auf die er mich niedersitzen ließ. Hinter mir war ein abgesonderter Platz, ganz mit Rennthierfellen ausgeschlagen, der mir zur Schlafstätte dienen sollte. Sobald das Fleisch in dem Kessel gar war, wurde ein großer hölzerner Trog vor mich hingestellt, in den die Zunge, das Herz und einige der fettesten Fleischstücke, nebst dem roh aus den Knochen gezogenen Mark, gelegt wurden. Ich drückte meinen Widerwillen vor dem rohen Mark aus, und sogleich ließ der alte Häuptling es kochen; doch fand ich, als ich später davon in seinem rohen Zustande kostete, daß es auch so nicht übel schmeckte. Unser Wirth gab mir durch Zeichen zu verstehen, daß ich anfangen sollte; ich wollte Dieß jedoch nicht thun, sondern ließ ihm durch meinen Dolmetscher sagen: ich erwartete, daß der Toyun und er selbst sich mir anschließen würden, denn er hatte so Viel vor mich hingestellt, daß ein halbes Dutzend Personen daran genug gehabt hätten. Sie nahmen meine Einladung an, und ich traktirte sie mit Walky und Roggenzwieback. Der Wirth nahm Nichts als Brod und Walky zu sich; aber obwohl er fünf oder sechs große Gläser während des Mahles und noch zwei nach demselben trank, so bemerkte man doch nicht die geringste Wirkung an ihm.

Nachdem ich einige Korallen, Nadeln, Messer und etwas Tabak unter die Familie vertheilt hatte, wandte ich mich zufällig gegen die Thür; wie überraschte es mich zu sehen, daß draußen die Purga aufgehört hatte und das schönste Wetter wiedergekehrt war. Ich machte daher einen kleinen Spaziergang, um die Heerde zu besichtigen; viele dieser Thiere waren so zahm, daß sie zu den Wärtern hergelaufen kamen und sich den Kopf streicheln ließen. Unser Wirth zeigte mir darauf seine Schlitten und Alles, was mir in seiner Jurta merkwürdig schien. Als wir uns der Hütte wieder näherten, sah ich zwei Korjäken mit großen Messern in der Hand uns ein Paar Rennthiere entgegenführen; denen sie in dem Augenblicke, wo sie uns erreichten, die Messer in die Seite stießen, daß sie todt zu unsern Füßen sanken. Der alte Häuptling ließ mir durch meinen Dolmetscher sagen: das eine sey zum Geschenk für mich bestimmt, und das andere für den Toyun, der mich begleitete. Mein Dolmetscher, ein geborner Korjäke, fand endlich heraus, daß der Wirth ein Verwandter von ihm sey. Diese Entdeckung verursachte viele Freude und veranlaßte den Tod eines dritten schönen Rennthierbockes, um auch den Hrn. Verwandten zu regaliren.

(Fortsetzung folgt.)

Berichte eines deutschen Reisenden aus Ungern.

1. Preßburg.

(Schluß.)

Die protestantischen Unterrichtsanstalten bestehen aus 2 Mädchenschulen, einer gemischten Knaben und Mädchenschule und aus dem Lyceum welches zur Hälfte ein Gymnasium, zur Hälfte eine Akademie ist. Der Rektor wird alljährlich aus den Professoren gewählt, die den höhern Gymnasial- und akademischen Unterricht ertheilen, während die übrigen Lehrer, an deren Spitze der Subrektor steht, in den fünf untern Klassen unterrichten. Die beiden ersten Klassen sind deutsche Elementarklassen, die beiden andern latein. Elementarklassen; die fünfte heißt die Klasse der Syntaxisten und in ihr ertheilt der Subrektor Unterricht in latein. Sprache. die sechste Klasse heißt die der Humanioren, die mit unsern Primanern verglichen werden können. Die Lehrer dieser Klasse sind die 5 Professoren. Aus dieser Klasse treten nach zwei Jahren die Jünglinge, die nun schon Bärte und in Ermanglung derselben zum Wenigsten Sporen tragen, in die philosophische Klasse, in welcher in einem dreijährigen Kurse die Fortsetzung der Humaniora folgt, übrigens auch solche Gegenstände vorgetragen werden, die in Deutschland den Universitäten vorbehalten sind. In dieser Klasse werden die jungen Leute für die Kanzel vorbereitet. Die sich der letztern widmen, treten nun in die theologische Klasse ein oder beziehen eine auswärtige Akademie. Die Anstalt hat jetzt lauter tüchtige Männer, einen Martiny z. Z. als Rektor, einen Groß-Zsigmondy, Scheurlay, und den in neuern Sprachen sehr bewanderten Szeleysky, Verf. einer franz. und ital. Grammatik, ferner einer englischen und mehrerer kleinen Broschüren. Die Bibliothek, welche das Lyceum besitzt, ist unbedeutend, doch befindet sich in ihr ein höchst merkwürdiges Manuskript des griechischen Textes des N. T., das für den Kaiser Konstantin Porphyrogen. geschrieben und vom türk. Sultan dem ungrischen Könige Matthias Korvin geschenkt, bei der Eroberung Ofens durch die Türken wieder zurück nach Konstantinopel gebracht, und dort von einem ungrischen Magnaten käuflich erworben, der hies. Bibliothek geschenkt worden ist.

Ein anderes protest. Lyceum lernte ich bei einem Ausfluge nach Modra kennen, einer kl. Stadt von 4350 E., wohin mich ein Jugendfreund rief, der hier als Professor angestellt ist und zur Zeit meines Besuches gerade das Rektorat bekleidete. Hier fand ich die erste Gelegenheit die Latinität der Ungern zu bewundern, die in der That außerordenlich ist. Wir nahmen ein freundliches Mittagsmahl in einem öffentlichen Garten, in Gesellschaft mehrerer gelehrten Herren, die sich nicht Wenig auf ihre Geläufigkeit in der lateinischen Zunge einbildeten und durch den Wein muthwillig gemacht allerlei Witzeleien zum Besten gaben. Der Famulus, den der Rektor beordert hatte, mir meinen Staubmantel nachzubringen, erschien mit demselben gerade beim Nachtisch; und sogleich ward der Arglose von einem geistlichen Herrn mit der Frage angeredet: unde venis, carissime? — Modra — Peditans? — ita — und ein gellendes Gelächter erscholl von seinen Lippen, erfreut den unschuldigen Jüngling so angeführt zu haben der peditans für gleichbedeutend mit pedisans hielt, da pedisare im hiesigen Latein zu Fuße gehen heißt. Schon in Preßburg war es mir aufgefallen, daß unter gebildeten Männern fast allgemein, zu Haus, wie auf der Straße und bei Spaziergängen, in Gärten- Wein- und Kaffeestuben, dieß ergötzliche Latein gesprochen wird. Auch ein latein. Zeitungsblatt erscheint in Preßburg, die „posonienses Ephemerides" aus denen ich nur folgende Proben mittheile: Aus einem Briefe Capodistrias an Koburg. Confido, Serenitatem vestram de conatibus meis, quibus deputationem ad moderatiora consilia reducere adlaboravi, nullatenus dubitaturam. Vividissimis coloribus eidem pericula, quae ex simili consilio tum in provinciis sub imperio Ottomanico remansuris, quam in iis suboriri possent, quae olim novi status Graeciae partes constituent, ob oculos posui. Ad hoc quidam e Deputatis D. Enian e Patradschik inquit: Excellentia vestra provinciis nostris mandata datura est, ast iis nemo obtemperabit. Quid vero prodesset in decreta consentire, quorum effectus impossibilis est? Ego ei reposui: Cur non posset sperari effectus, si concivibus nostris patriam in iis dederimus terris, quae Graeciae relinquentur, et si iisdem media tranquillae et honorificae vitae suppeditaverimus? etc. Aus einem Berichte Duperrés an den Seeminister E navi longa Provence in mari infra ventum insulae Majorcae d. 2 Jun. „Domine! Classis, quae 25 Maji vento valido WNW e sinu Toloniensi procurrit, e 75 bellicis navigiis constabat. Una e divisionibus praesidialibus 55 velorum fuerat. Haec bono ordine una navigavit, interim noctu inter 27 et 28 Maji in alto ad Majorcam et Minorcam mari vehemente vento impedita est.

Idcirco infra ventum insularum ubi refugium inveneram, eam deduxi. Tempestas iterum faventior facta est; postquam itaque classem bellicam et praesidialem collegissem et pro habitu classiculae exscensionis e sinu Palma omnia adparassem, Algeriae litoca versus cursum direxi. etc. Aus einer 2 Nr. Habeo honocem, Tibi mi Domine relationem Domini d'Assigny (navi brigg Aventure imperio Praefecti) de naufragio navium Aventure et Silene, ad litoca Africae perpesso, submittendi, quae enarrationes horrore plenas continet. etc. Aus der Todesanzeige des berühmten Alber, Doktor der Theologie und Prof. der hebr. Sprache in Pesth, vom 21 Juni. Vir hic ab intemerata vita, vera in Deum pietate, ampla rerum divinarum cognitione, summa in obeundo munere sedulitate, et mira prorsus in elucubrandis quam plurimis operibus industria, candore item animi, humanitate, modestia et de aliis benemerendi studio summe memorabilis et primis instituti sui vicis accensendus est. etc. Jedes Blatt enthält Logogryphen. Rathen Sie folgende: 1. Est dubius; voluccum mutata decipit una.

2. Rex Caesarque fui; mea prima ac ultima partem
Efficiunt operis, nostrum quod nemo creasset,
Quodque in postremis binis spectabitis ipsum.

Preßburg zählt gegenwärtig etwas über 32000 Einw., die größtentheils Deutsche sind, oder wenn auch slavischer Abkunft doch deutscher Sprache sich bedienen, da die Slovaken sich ihrer Abstammung und ihrer Sprache schämen, auf die der Pole so stolz ist und die der Russe zu achten anfängt: Die Slovaken, obwohl ungrische Unterthanen, sind darum noch keine Ungern, so wenig der Thüringer und Westphale deßwegen ein Preuße ist, weil er ein preußischer Unterthan ist. Der adliche Slovak aber spielt gern den Madjaren (die Aussprache Madschar ist fehlerhaft) und der bürgerliche will ein Deutscher seyn. Die Slovaken, so heißen die Bewohner mit slavischer Zunge im nördlichen Ungarn, in den Karpathen, reden einen verwandten Dialekt mit den Moraven oder Böhmen; da sie aber in ihrer Sprache Nichts schreiben, so reden nur Wenige sie rein; die meisten Prediger predigen in dem gemeinen Volksdialekte. Doch ist zu hoffen, daß in Zukunft die Prediger reiner sprechen da sie auf den Lyceen angehalten werden, die Grammatik zu studiren. Zwar hat sich noch keine slovakische Gesellschaft hier unter der studierenden Jugend gebildet, wie Dieß unter den Deutschen und Madjaren der Fall ist, allein die Ermunterung dazu und der Vortheil fehlen.

Zwei Männer leben jetzt in Preßburg, die in allen slav. Mundarten wohl bewandert und eifrige Beförderer der einheimischen zechischen Schriftsprache sind, die Professoren Palkovitz und Dankovsky. Letzterer ist an der königl. Akademie seit einem Vierteljahrhundert Professor der griech. Sprache und zugleich Bibliothekar, ein Mann von enormer Belesenheit, in den Byzantinern ganz und gar zu Hause und Verf. mehrerer Schriften in latein. deut. und ungrischer Sprache. Ich führe hier bloß zwei an: die Griechen als Stamm- und Sprach-Verwandte der Slaven. Preßburg 1828. Homerus Slavicis dialectis cognata lingua scripsit. Ex ipsius Homeri Carmine ostendit Gr. Dankovsky, Litt. Gr. in R. A. Poson. Prof. Folium primum exhibit Iliados L. I. 1—50. Slavice et Graece idem sonans et significans, adjecta nova versione Latina et commentario Graeco-Slavico. (Vendob. ap. Heubner, 1829.), die wenigstens als Kuriosität auch dem deutschen Gelehrten merkwürdig seyn werden. In der Vorrede sagt D. „die Sprache der Griechen (im weitesten Sinne des Worts) und der Slaven ist einerlei Ursprungs. Plato sagt im Kratyl. 53 p. 290: das Griechische sey mit dem Barbarischen (d. i. Slavischen) eins gewesen. D. beweist nun, daß die heutige slav. Sprache von der uns in Büchern aufbewahrten griech. Sprache nicht mehr verschieden sey, als die griech. Sprache zur Zeit des Platons von der seiner Väter gewesen, welche im Munde der Frauen am Längsten sich erhalten. *γυναικες μαλιστα την αρχαιαν φωνην σωζουσι.* Eine für den Etymologen höchst merkwürdige Stelle ist ferner in Plat. Krat. 28 p. 280, auf welche sich D. beruft. Dann heißt es: die altgriech. Wörter verloren und gewannen im Munde des um Abstammung unbekümmerten Griechen bald diesen bald jenen Konsonanten. Nach dieser Vorrede, die 5 Seiten einnimmt, liefert er die Verse Homers mit dreierlei Lettern, griechischen, lateinischen und deutschen, wie im Folgenden (im Original nur in umgekehrter Reihe.)

Μηνιν αειδε, θεα, Πηληιαδεω Αχιληος
Minin haide, Dega, Pelewindeo Achilewos,
Mj'ne'ni ha'dei, Tegna,*) Pelewiada Achilewa

Ουλομενην, ἣ μυρι Αχαιοις αλγε' εθηκε
Ulomenen, ke myri Achaiois zalge wedike
Ulomene, te zmjri Achajom 'zale wetjtaoje;

Πολλας δ' ιφθιμους ψυχας Αϊδι προιαψεν
Pollas d viwdimows psychas Aïdi probiabsen
Wela'z dsw'unwéimmy'ch py'ch A'di probabaoje

Ηρωων αυτους δε ελωρια τευχε κυνεσσιν
Heroon autows de heloria teuche kunessin
Cheroù, gichsamich z'e thole'ni ŝ tuchaoje honcom

Οιωνοισι τε πασι Διος δε τελειετο βουλη
Hoionoisi te pasi, Dios de telieto wule.
Heynom tés wsjem; Dnia 'ze celio'jesa wule.

Selbst der des Slavischen Unkundige, muß bei manchen Wörtern über die glückliche Uebereinstimmung des Slav. mit dem Griech. erstaunen. z. B. bei ulomene; allein gerade dieß Wort und viele andre haben nur den Schein der Uebereinstimmung, denn der Stamm des griech. Worts ist *'ολ* oder *'ουλ* (wie elf oder eilf, Bom oder Baum) und der Stamm des Slav. ist *λομ*. Das Verbum des griech. Stamms heißt verderben, des Slavischen aber zerbrechen. Hier einige Proben aus Dankowsky's Kommentar. *Μηνις*, sagt er, a *μενω* maneo deducitur. Ast quomodo in *μενω* irae vestigium deprehenderint viri docti, me quidem fugit. Alii a *μαινω*, furo, derivant. At Achilles non fuit, ut Ajax, *μαινομενος*. Vivit vox in Slavorum lingua, mjujm, molior. Nec Latini hoc vocabulum ignorant, ut: multa et praeclara minantis. (Hor.) i. e. molientis, et magna minacis (Phaedr.) i. e. moliris. Iterum occurrit Od. 17. 14. *'ο ξεινος δ' ειπερ μαλα μηνιει, αλγιον αυτω εσσεται*, i. e. hospes si multa molitur, dolorosius ei accidet. Profecto de ira permanente mendici hic loci non est sermo. Sic Il. 5, 177. *ει μη τις θεος κοτεσσαμενος Τρωεσσιν ἱρων μηνισας*, nisi quis Deus, iratus Trojanis, sacrificia molitur. Sic triumphos moliri, Ov. Moliebatur autem Achilles, ut Trojani Achivis superiores fierent, et strage Achivorum facta Agamemnon intelligeret, quam vehementer peccaverit, quod praestantissimum Achivorum non honoraverit. — *αδω, αδαμι*, badam, vaticinari, *αοιδος*, badac', vates. — *θεα* et *θεαινα*, cui posterior forma tegna, Pol. tainaja, respondet, arcana, occulta significans. Quid enim magis arcanum occultumque est quam deus? cf. Act. apost. 17, 22—24. Radix est *τεγω*, tego, tagjm, celo. — *Ολυμι*, lomjm, frango, rumpo. *νηας ολεσας* na[illegible] lomiwsi. *Διος θυγατηρ Ατη, ἣ παντας αατᾳ ουλομενη*, abina dcera Wada, ŝi wśechny zawadj ulomena. Dici filia rixa, quae omnes defraudat abrupta, i. e. rixae terminatae sequela est jactura, damnum; fuit autem Achillis molimen abruptum, dum in gratiam cum Agamemnone rediens, ipse se suosque Achivorum copiis adjungeret. — *ὃς, ἥ, ὅ* s. *κος, κη, κο*, ki, ka, ke, qui, quae, quod. — *μυρια*, zmiri, immodicus. *αλγος*, z'alos, dolor. — *ἐθηκα*, wtjtam, pono. — *πολλα*, wela, nullum. — *ιφθιμος*, comp. ex *ἰφι*, weiwén, et *τιμη*, wéjmam, ample aestimatus. *ψυχη* psoch, animum Slavi vocant, duch, cujus etymon est dugea, odugea, quod respondet Homerico: *τι νυ σοι τοσον ωδυσαο;* odušisa? inflatus, iratus es? — *Αδης*, Ad', Orcus. — *Προϊαβω*, probabea, proripio, ut *βλαβω* et *βλαπτω*. *Ηρως*, cheroi, irol, hrbaus, hrdos, heros. *αυτος* deficit in L. Slav. — *ἑλωρ* ab *ἑλημι*, holjm, nudo, spolio, hinc *αφελης* nudus. — *τευχω*, pungo, ŝ tucha'm. Classicus locus est Od. 20, 108. *αλφιτα τευχουσαι και αλειατα* in farinam tundentes. 366, *νοος εν στηθεσσι τετυγμενος*, mens firma. — *Κυων*, canis, Hounc. — *οιωνος*, begno, aves gregatim volantes. — *Ζην* et *Δην*, dan, den, dies. Aliud nomen est Zeus, 'Cas, tempus, aëris temperies etc.

*) g lautet im Zechischen wie j oder i.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 202. 21 Juli 1830.

Urtheil der Times über Georg IV.

Von der ersten Kindheit bis zum 30 Jahre war Georg IV von ausgezeichnet schöner und kräftiger Gestalt; von da aber fingen andre Zerstörungen, als die der Zeit, an, sich in seinen Zügen kund zu geben. Die feinen Verhältnisse verwischten sich allmählig in stets zunehmender Neigung zur Wohlbeleibtheit. Das Unbequeme, was ihm dadurch für eine thätige Leibesbewegung entsprang, wurde noch vermehrt durch häufige Anfälle der Fußgicht, und als er endlich in den letzten Jahren das Reiten zu mühsam für sich erfand, gab seine gewaltige Körpermasse Stoff zu mannigfachen Unpäßlichkeiten, meist von entzündlicher Art.

Unter zwei Gesichtspunkten nimmt das Oberhaupt einer gebildeten Nation die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch, unter dem politischen und dem moralischen; und hieraus ergeben sich zwei Fragen: 1) wie hat dasselbe auf den Staat durch seine eigenen, oder die unter seinem Namen ausgeübten politischen Maßregeln gewirkt; und 2) welchen Einfluß haben sein Geschmack, seine Neigungen, sein moralischer Charakter auf die Gesellschaft gehabt? Die politische Geschichte des verstorbenen Königs hält uns hier nicht lange hin. Georg IV war als Prinz von Wales, wie die meisten Thronerben, ein Bewerbungsgegenstand der Partei, welche die Opposition gegen das Ministerium seines Vaters bildete. Seine eigene erklärte Anhänglichkeit an diese Partei erwarb ihm Popularität und kostete ihm Nichts. Whigsgrundsätze waren mit ihrem freisinnigen Anstrich eine schmückende Beigabe für einen Prinzen, und kleideten bei gutem Wetter, bei Ruhe und Sonnenschein recht wohl. Aber die Sonne schien nicht immer. Die franz. Revolution brach aus und bedrohte alle Throne, alle Königsgeschlechter und Hofeinrichtungen mit Untergang. Der König und die Minister erklärten dem Feinde den Krieg. Die Whigpartei im Parlament mußte sich gegen diese Maßregel erheben, oder sie verlor ihren Charakter als Opposition, was sie denn zu einem äußerlichen. — an sich freilich durchaus nicht in ihrem Plan liegenden — Zusammenwirken mit Denjenigen nöthigte, welchen man vorwarf Jakobiner, und, zum Mindesten der Theorie nach, Rebellen zu seyn. Der Prinz, welcher keineswegs gemeint war, um einer solchen Sache willen seinen Kredit zu verlieren, oder eine Gefahr zu laufen, sagte in einer gegen revolutionäre Grundsätze gehaltenen Rede der Opposition Lebewohl und wurde daher von Fox's Anhängern als des politischen Vertrauens unwürdig bezeichnet. Indessen traf ihn dieser Tadel zugleich mit einigen der fähigsten und schätzenswerthesten Männern. Burke, Windham und in deren Gefolge die Lords Spencer, Fitzwilliam, und die Bentinks schlugen sich auf die Seite des Ministeriums, da sie unverblendet genug waren, in seinen Maßregeln den Kampf der konstitutionellen Monarchie, des Gesetzes und der Freiheit gegen Gewaltthätigkeit und Rechtlosigkeit zu erkennen. Der Prinz von Wales selbst nahm übrigens von der Zeit an, wo er aufhörte die foxische Opposition zu verstärken, bis zum Jahre 1810, wo er in Folge der Geisteskrankheit seines Vaters Regent wurde, keinen irgend thätigen Antheil an der Politik mehr. Hingegen — von letzterem Zeitpunkt an bis zum Tod Georgs III bereits dem Sinne nach Monarch — schien er in Bezug auf auswärtige Politik schon damals, wie später, wo er auch dem Namen nach König war, keineswegs geneigt, die Rolle eines roi fainéant zu spielen. Er mag zuweilen verschiedener Meinung von den Ministern gewesen seyn, mag vielleicht hie und da ihren Ansichten sogar entgegengewirkt haben; nie aber war er ein gleichgültiger Zuschauer ihrer Maßregeln gegen auswärtige Staaten. Er hatte lang, eh er zur Gewalt kam, zu der ihn dem Volk angenehm machenden, wahrscheinlich jedoch niemals begründeten Ansicht Veranlassung gegeben, als neige er sich zu den Grundsätzen der Whigs. Wurde seine Wahl Percevals und seiner Kollegen zu Ministern von Vielen für einen Treubruch an diesen Grundsätzen ausgegeben, so müssen wir anerkennen, daß er in dieser Beziehung von einer höhern und umfassendern Ansicht geleitet worden zu seyn scheint. England stritt um seine Existenz mit Napoleon. Dieser Krieg würde von Perceval und seiner Partei, wenn auch vielleicht schwach und kindisch — doch mit der, der Mehrzahl des englischen Volks entsprechenden Ansicht geleitet, daß England dießmal siegen oder untergehen müsse. Die Whigs, welche im Jahr 1806 das Ministerium bildeten, hatten den Beweis gegeben, daß sie weder durch Ereignisse des Kriegs, noch durch gewandte Unterhandlungen Frieden zu erhalten im Stand wären. All' ihre militärischen Entwürfe waren mißlungen, denn sie hatten sich nur in solche eingelassen, die entweder ihrem Gegenstand nach abgeschmackt, oder den vorhandenen Mitteln nach unzulänglich waren. Sie führten den Krieg in jenem harmlosen Geiste, der einem Feind wie Na-

poleon sattsam zeigte, daß er Nichts mehr von ihnen zu fürchten habe, als den Frieden. Dem Prinz-Regenten mußte im Jahr 1810 ein solches Verfahren wohl noch in der Erinnerung seyn, wozu nun überdieß bald der entscheidende Umstand kam, daß die Whigs, welche im Jahr 1806 den Krieg nicht hatten führen können, im Jahr 1812 geradezu erklärten, daß sie einer längern Führung des Kriegs entgegen wären. Während der Kampf in Spanien und Portugal brannte, und Wellington seine Siege erfocht, vernahm man das verkehrte, zeitwidrige Geschrei jener Partei um Frieden. Ist es demnach zu verwundern, wenn der Prinz Menschen von solchen Ansichten nur laue Vorschläge machte, thätigen Antheil an der Regierung zu nehmen? Hatte er doch, sobald er zur vollen Regentschaft gekommen, die Probe abgelegt, daß eine kräftige und entschlossene Politik der Minister von ihm selbst gut geheißen und unterstützt werde. Ein kühnerer Geist gab sich in Bezug auf die Führung des Kriegs allenthalben kund. Die Sympathie der Völker Europa's ward in Anspruch genommen, um durch sie die Anknüpfung neuer Freundschaft mit den entfremdeten Höfen zu erleichtern; England wurde die Seele eines furchtbaren Bunds gegen den allgemeinen Unterdrücker; vom Tajo zur Garonne unterwarf es sich — von der Beresina zum Rhein belebte es Alles. In dieser Beziehung bildete die Regierung Georgs IV wirklich einen schneidenden Abstich gegen die Regierung Georgs III. Das Leben des letztern zeichnete sich durch Niederlagen und Unfälle aus. Die erste bedeutende That seiner Verwaltung war ein unpopulärer Frieden; die zweite ein noch unpopulärerer Bürgerkrieg, durch welchen das britische Reich geschwächt, erschöpft, endlich einer seiner ausgedehntesten Besitzungen beraubt ward; die dritte der Krieg mit dem revolutionären Frankreich, in welchem England zwar allerdings keine Ehre verlor, aber außer dieser auch Nichts gewann, und in welchem sich noch ein anderer Bürgerkrieg einschob, worin die Verhältnisse Irelands beinahe denselben Gang genommen hätten, der so eben von Amerika durchgemacht worden war. Zwar hatten die Minister noch während der eigenen Regierung Georgs III die Grundlage zu einer bessern Umänderung der Dinge gelegt; allein der Regent fand zu solcher doch nur erst den rohen Stoff vor, und das Ende lag noch tief im Dunkel. Spanien führte offen die Waffen, Rußland rüstete, Europa schüttelte seine Ketten. Das Ministerium des Prinz-Regenten wußte, wie es diese Elemente zu seinem Zwecke zu gestalten hatte, und es wäre überflüssig, auf die Folgen seiner Beharrlichkeit und Klugheit hier erst hindeuten zu wollen. Der furchtbarste militärische Gewalthaber der Erde fiel. Obwohl in Verfolg der großen Anstrengungen ungeheuere Summen vom Land erhoben wurden und die Nationalschuld sich ins Unermeßliche vermehrte; obwohl nach 1812 die Reaktion gegen Napoleon so allgemein wurde, daß England jetzt nur noch eine mitwirkende, nicht mehr die Hauptrolle spielte, so erfocht dasselbe denn doch unter den Auspicien Georgs IV einen größern und vollständigern Triumph, als ihm von den Zeiten der großen Elisabeth an je einer geworden war. Und endlich brachte der englischerseits von 1793 bis 1815 geführte Krieg einen allgemeinen dauerhaften Frieden, den der größte Theil Europa's nun schon fünfzehn Jahre lang genießt.

Dieß ist eine flüchtige Skizze der politischen Geschichte Georgs IV, so weit sie die Verhältnisse Englands zu auswärtigen Regierungen betrifft. Sieht man bloß auf diesen Theil derselben, so kann man von ihrem spätern Beschreiber voraussagen, daß er den König als einen kräftigen, klugen und ehrenhaften Fürsten darstellen wird, der, wo die Wohlfahrt seines Volkes es nothwendig machte, männliche, unverzagte Entschlossenheit besaß, und seine Verbindlichkeiten treu erfüllte. — In Bezug auf die Verwaltung im Innern waren die unter Georg IV in Anwendung gebrachten Maßregeln im Allgemeinen zeitgemäß, und verdienten den Beifall aller Hell- und Wohldenkenden. Die königliche Prärogative machte sich nie auf eine barsche oder unziemliche Art geltend. Die Freiheiten des Volkes wurden, nachdem der König den Thron wirklich bestiegen, der Beschränkungen oder Bedrohungen, welche sich die Minister unter der Regentschaft erlaubt hatten, los; die Strafgesetze gemildert und vereinfacht; der Justiz stand die Gnade zur Seite; nicht leicht war ein Monarch geneigter, letztre vorwalten zu lassen, als der eben Verstorbene. Die Grundlagen zu umfassenden Verbesserungen in den Gesetzen über das Eigenthum und im richterlichen Verfahren wurden gelegt. Vor Allem aber wird eine Maßregel der Weisheit und Unpartheilichkeit die Regierung Georgs auf ferne Zeiten hin hervorheben — die katholische Emancipation. Sie beraubte die Anhänger pfäffischer Grundsätze der Ehre des Märtyrerthums, ihrer bisherigen Stütze; sie befreite die englische Kirche von dem Vorwurf des Verfolgungsgeistes, brachte Leben in den todten Buchstaben der Union mit Ireland, gab fünf Millionen britischer Unterthanen ihre Menschenrechte und verwandelte sie dadurch aus übelwollenden Feinden in eifrige Bürger des gemeinsamen Vaaterlandes — Hier könnten wir unsere Bemerkungen über die Herrschaft Georgs IV schließen; aber unglücklicherweise bleibt uns noch eine Aufgabe, deren Umgehung kleinmüthig und nicht im Geiste des Volks wäre. Könige können nicht ganz durchschaut werden, wenn man sie bloß zu Pferde, oder im Lager, oder im Staatsrath sieht. Auch einen **moralischen**, nicht nur einen politischen Einfluß übt der Monarch über sein Volk aus. Durch ihre Person, durch ihre Sitten herrschen die Fürsten über die Gesellschaft, wie sie durch Prärogative und Staatseinrichtung über den Staat regieren. Ein König **hat keinen Privatcharakter**; er ist in jedem Bezug eine **öffentliche** Person und wirkt fortwährend auf den moralischen Charakter seiner Unterthanen ein; was er auch vornehmen mag, hat Einfluß auf die Neigungen oder Grundsätze der Gesammtheit. Daher ist an einem König nur die Person heilig, nicht die einzelne That, und wir haben ein Recht von Dingen zu sprechen, die so folgenreich für unsere theuersten Interessen sind. Ein König **gehört der Geschichte**, und sein Name und Ruf verfällt der strengen Eignerin von dem Augenblicke, wo das Grab seine Asche aufnimmt. (Schluß folgt.)

Das Land und das Volk der Walachen.

Von Dr. **Hermes**.

(**Schluß**).

Wenden wir unsern Blick von der Natur dieser Landschaften auf den Zustand ihrer Bewohner, so muß es in der That selbst un-

begreiflich erscheinen, wie es möglich ist, daß mitten in diesem unerschöpflichen Ueberflusse das menschliche Elend einen so furchtbaren Grad erreichen kann. Nur in den Thälern der Karpathen, welche der Druck der Bojaren wenigstens nicht unmittelbar erreichen konnte, haben die Dörfer das Aussehen menschlicher Wohnungen; in der Ebene sieht der Reisende weit und breit nicht die Spuren eines Hauses. In der Ferne steigt zu seiner Verwunderung aus einem niedern Erdhügel Rauch empor; er verläßt die Straße, um diese auffallende Erscheinung zu untersuchen, und wenn er die Rauchsäule erreicht hat, sieht er sich mitten in einem walachischen Dorfe. Höhlen, die in die Erde gegraben und von Innen durch eine Bekleidung von Holz und Moos vor der Feuchtigkeit geschützt sind, dienen Menschen und Vieh zum gemeinschaftlichen Aufenthalte; einige Stangen, die darüber gebreitet und mit Erde bedeckt sind, bilden das Dach, das mit Gras bewachsen von dem Unkundigen leicht mit einem natürlichen Hügel verwechselt werden kann. Durch eine Oeffnung nimmt der Rauch seinen Abzug, durch eine andere steigt der armselige Bewohner in sein Haus hinab. Rings umher stehen die herrlichsten Fluren; die Obstbäume brechen unter dem Gewicht der Früchte, die Reben unter der Last der Trauben, die vollen Aehren beugen sich tief zur Erde; aber nicht dem elenden Bauern kommt dieser reiche Segen zu Gute. Dem Juden, dem Armenier, dem Griechen, der das Geld vorgeschossen, welches der Steuereinnehmer für den Fürsten forderte, dem Bojaren, der dem armen Landmann ein Stück Grund und Boden angewiesen hat, in dem er sich seine Höhle graben darf, gehört das Korn auf dem Felde, das Obst auf den Bäumen, der Ertrag der Reben, das Wachs der Bienen, die Wolle des Schafes, das Kalb, das Füllen. Der Bauer thut deßhalb auch Nichts, um seine Lage zu verbessern, denn er weiß es doch schon, daß jede Bemühung umsonst seyn würde. Selbst eine schmackhaftere Kost zu bereiten, ist ihm zu beschwerlich; einen groben Brei von türkischem Waizen zieht er jedem andern Nahrungsmittel vor; dieser dient zugleich als Teig zum Brodbacken und, mit Salz oder Milch, statt der Suppe. Die größte Seligkeit ist, in Wein oder Branntwein sich um das Bewußtseyn trinken; und die größte Leckerei sind daher gesalzene Fische, weil diese zum Trinken reizen. Nur die Bergbewohner machen eine Ausnahme; größer, stärker, gesünder als die Bewohner der Ebene, erreichen sie gewöhnlich ein hohes Alter, während diese früh dem Grabe entgegen siechen.

Arbeitsamer als die Männer sind die Frauenzimmer; von ihnen wird das grobe Wollentuch, so wie die Leinwand verfertigt, deren die Familie bedarf; und außer dieser und andern häuslichen Arbeiten müssen sie auch an den Arbeiten auf dem Felde gleich den Männern Theil nehmen. Die gewöhnliche Kleidung der Männer ist ein Ueberrock von weißem Tuche, nebst langen Beinkleidern; auf dem Kopfe tragen sie eine Mütze von Lämmerfellen, welche zwar gegen die Kälte, aber nicht gegen die Nässe schützt; daher sie während des Regens meist mit bloßem Kopfe gehen. Die Weiber sind so einfach gekleidet, als Dieß unter diesem Klima irgend möglich scheint; ihre ganze Kleidung besteht aus einem Hemde von grober Leinwand, über welches sie eine Schürze von demselben Zeug tragen, die von hinten über die Hüften gebunden wird und statt des Rockes dient. Die Weiber und Mütter haben gewöhnlich den Ausdruck der Niedergeschlagenheit und des Kummers in ihren Zügen; die Mädchen, auf denen die Last des Lebens noch nicht mit gleicher Schwere ruht, sind fröhlicher; sie schmücken sich mit Blumen und denken bei ihren ländlichen Spielen und Tänzen an keine Zukunft. Die Mütter tragen für die Keuschheit ihrer Töchter große Sorge, weil der Bräutigam das Recht hat seine Braut den Eltern zurück zu schicken, wenn er in der Hochzeitnacht sie nicht als Jungfrau findet. In der Ehe legen beide Theile auf ihre Treue gleich wenig Werth.

Bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts war die große Masse des Volkes leibeigen; noch jetzt ist das ganze Land unter eine geringe Anzahl adeliger Herren, die Bojaren, vertheilt, welche von den slavischen Eroberern dieser Gegenden abstammen, während das gemeine Volk seine Herkunft von den römischen Kolonien an der Niederdonau ableitet und daher noch jetzt die Walachei Zara Rumanesca, oder römisches Reich, nennt. Im J. 1741 hob Konstantin Maurokordato die Leibeigenschaft, in der bisher die ganze Masse des Volkes gestanden hatte, auf, um die Macht der Bojaren zu schmälern; da indessen den neuen Freigelassenen nicht auch mit ihrer Freiheit zugleich ein Stück Land gegeben wurde, das sie für ihre eigene Rechnung hätten bauen können, so wurde der Sache nach in ihrem bisherigen Verhältnisse Wenig geändert; noch in diesem Augenblicke schaltet der walachische Bojar über Leben und Freiheit seiner Bauern mit unumschränkter Willkür; und erst von der allmähligen Entwicklung einer neuen gesetzmäßigen Ordnung ist für diese Unglücklichen ein menschlicheres Loos zu erwarten.

Für den unternehmenden Geist eröffnet sich hier ein weites Feld der Thätigkeit; unerschöpfliche Hülfsmittel, bisher wenig oder gar nicht benutzt, müssen unter einer regelmäßigen Regierung einen Reichthum verbreiten, der sich in diesem Augenblicke noch kaum berechnen läßt. So lange die beiden Fürstenthümer der Willkür der türkischen Despotie unterworfen waren, nannte die Pforte dieselben in ihren Ferman's und Hattischerifs nie anders, als den Keller und die Vorrathskammer des Reiches; ein großer Theil des Bedarfes an Lebensmitteln, besonders der größte Theil des Schlachtviehes für den Markt von Konstantinopel, wurde aus der Moldau und Walachei bezogen; aber damals bestimmten die Türken selbst ihre Preise, und überdieß wurde jeder Gewinn durch unaufhörliche Erpressungen aufgewogen; ganz andere Verhältnisse müssen jetzt unter dem Schutze vernünftiger Gesetze eintreten.

Der Jude von Hamah.

Eine orientalische Erzählung.

Es war einmal in Hamah, in Syrien, ein Türke, Namens Mustapha, der, nachdem er sich durch den Handel mit Ziegenhaaren einiges Vermögen erworben hatte, beschloß, die Pilgerschaft nach Mecca zu machen. Sein Hauswesen bestand aus seinem Weib und zwei Sklaven; und da die Dame erklärte, daß sie nicht allein zurückbleiben dürfe, so entschloß sich der gute Mann, seinen Vorrath an Ziegenhaaren zu verkaufen, sein ganzes Hauswesen mitzunehmen und seine Wohnung bis zu seiner Zurückkunft zu schließen. Die einzige Schwierigkeit, die sich ihm dabei darbot, war, was er mit seinem Gelde anfangen solle? Er hatte nicht Lust, sich der Gefahr auszusetzen, auf seiner Reise durch die Wüste geplündert zu werden; es in einem leeren Hause zurückzulassen, hatte er eben so wenig Lust, und Freunde, denen er das Geheimniß seines Reichthums hätte anvertrauen können, besaß er auch nicht. Nach langer Ueberlegung kam er darauf, es in verschiedenen Päckchen auf den Boden von fünf großen irdenen Gefäßen zu

legen; die er darauf mit Butter füllte und bei seiner Abreise in das Haus eines seiner Nachbarn, eines Juden Namens Mousa, schickte, mit der Bitte, sie bis zu seiner Rückkehr aufzubewahren, indem er sagte, daß es sein Buttervorrath sey, den er sich für den Winter eingelegt habe. Der Jude schloß indessen aus der Schwere der Gefäße, so wie aus andern Umständen, daß sie wahrscheinlich noch Etwas von höherm Werthe enthielten; und kaum war Mustapha auf seinem Wege nach Damascus, um sich der Karavane anzuschließen, so öffnete er sie und nahm, da er seine Erwartungen erfüllt fand, das Gold heraus und füllte die Gefäße wieder so sorgfältig mit Butter auf, daß Niemand ihnen ansehen konnte, was mit ihrem Inhalte vorgegangen war. Der arme Türke entdeckte bei seiner Rückkehr gar bald den Streich, den sein Nachbar ihm gespielt hatte; da die Gefäße aber scheinbar in demselben Zustande waren, wie er sie zurückgelassen, und da er über ihren frühern Inhalt keinen Beweis zu führen vermochte, so war klar, daß eine Klage vor Gericht ihm wenig helfen würde. Er sann daher auf ein anderes Mittel, den Juden zu züchtigen und wieder zu seinem Eigenthume zu kommen, und hielt inzwischen seinen Verlust so geheim, daß er ihn Niemand, außer seinem Weib, eröffnete, der er zugleich das strengste Geheimniß auferlegte. Nach langer Ueberlegung fiel ihm endlich ein Plan ein, der günstigen Erfolg versprach. Bei einem seiner Besuche in der benachbarten Stadt Homs, wohin er häufig ging, um seine Ziegenhaare an die Manufakturen der Maschlals zu verkaufen, durch welche dieser Ort berühmt ist, stieß er auf eine Bande Zigeuner, die einen Affen von ungewöhnlicher Schlauigkeit mit sich führten. Er vermochte sie, das Thier ihm zu überlassen, brachte dasselbe insgeheim in sein Haus nach Hamah und sperrte es dort in ein Gemach, zu welchem Niemand Zutritt hatte außer ihm selbst. Darauf ging er auf den Basar und kaufte einen der ärmlichen dunkelfarbigen Röcke, die nebst dem kleinen Mützchen oder Kalpack und dem um die Hüften gebundenen bunten Tuch die Tracht bilden, welche den Juden in dem ganzen türkischen Reiche vorgeschrieben ist. Diesen Anzug legte er jedesmal an, so oft er seinem Affen einen Besuch machte; so brachte er ihm täglich seine Nahrung und ließ keinen andern Menschen dem Thier nahe kommen, das in wenigen Wochen natürlich ihm außerordentlich ergeben wurde, auf seinen Nacken sprang, ihn umarmte und liebkoste, so wie er in das Zimmer trat. Um diese Zeit begegnete er eines Tages, als er auf der Straße ging, einem Knaben, dem Sohne des Juden Mousa, den er, indem er ihm Feigen zu geben versprach, in sein Haus lockte, und darauf in seinem Garten in ein Gemach verschloß, welches weit von der Straße und allen übrigen Häusern der Stadt entfernt war, so daß der Knabe Niemand den Ort, wo er gefangen gehalten wurde, entdecken konnte. Nachdem der Jude mehrere Tage lang seinen Sohn gesucht hatte, ohne das Geringste von ihm zu hören; so setzte er voraus, daß er entweder ertrunken sey, oder auf einem Spaziergange außerhalb der Stadt einem Schwarm herumziehender Beduinen in die Hände gefallen seyn müsse. Da es sein einziges Kind war, so fiel er in die äußerste Verzweiflung, bis er endlich eines Tages zufällig vernahm, daß gerade um die Zeit, wo sein Sohn verloren gegangen war, man ihn in Gesellschaft von Hadschi Mustapha gesehen habe. Im Augenblick ging ihm ein Licht auf, und er erkannte in dem Verlust seines Sohnes eine List, durch welche der Türke sich wegen seines Betruges mit den Buttergefäßen rächen wollte. Sogleich lud er ihn vor den Kadi, klagte ihn an, seinen Sohn in seiner Gewalt zu haben, und verlangte, daß ihm der Knabe alsbald zurück gegeben werde. Mustapha leugnete Anfangs Alles ab; als aber einer der Zeugen bestimmt erklärte, daß er den Knaben mit ihm in sein Haus gehen gesehen und der Kadi bereits den Spruch fällen wollte, daß er ihn todt oder lebendig vor das Gericht stellen müsse, rief er aus: „Ja Illah el Allah! Es ist kein Gott außer Gott, und seine Macht ist unbegrenzt; er kann Wunder thun, wenn es seiner Weisheit gut däucht. Es ist wahr, Effendi" fuhr er fort, indem er sich an den Kadi wandte „daß ich den Sohn des Juden Mousa bei meinem Hause vorübergehen sah; und wegen der alten Freundschaft, die zwischen mir und seinem Vater bestand, lud ich ihn ein, hereinzukommen und einige Feigen zu essen, die ich eben gepflückt hatte. Der Knabe dankte mir indessen meine Gastfreundschaft schlecht; er war grob und ungezogen, und verging sich so sehr, daß er sogar den Namen unsers heiligen Propheten lästerte. Aber kaum waren die Worte über seine Lippen, so wurde er, zu meinem Staunen und Schrecken, in einen Affen umgewandelt. In dieser Gestalt will ich ihn vorführen; und zum Beweis, daß ich die Wahrheit spreche, sollt Ihr sehen, daß er sogleich seinen Vater wieder erkennen wird." Nachdem er so gesprochen hatte, ließ ein Diener, der außen wartete, den Affen los in den Diwan; und da dieser sah, daß der Jude unter allen Anwesenden allein die Tracht trug, an welche er gewöhnt war, nahm er ihn für seinen Herrn, sprang an ihm hinauf und hängte sich ihm mit so zärtlichen Gebärden um den Hals, wie man sie nur von einem Kinde erwarten konnte, das seinem Vater wieder gegeben worden wäre. Dieß war das Einzige, was noch fehlte, um die ganze Versammlung von der Wahrheit der Geschichte zu überzeugen, die Mustapha erzählt hatte. „Ein Wunder! ein wahres Wunder!" riefen sie aus; „Gott ist groß und Mohammed ist sein Prophet." Dem Juden wurde befohlen, den Affen zu sich zu nehmen und sich von dem Gerichtshofe zu entfernen. Ein gütlicher Vergleich war jetzt das einzige Mittel, welches ihm übrig blieb; so wie es dunkel wurde, daß Niemand ihn bemerkte, ging er daher zu seinem Nachbar Mustapha und erbot sich, all das Geld zu erstatten, welches er aus den Buttertöpfen genommen hatte. Der Türke, der seinen Zweck erreicht hatte, willigte ein, seinen Gefangenen frei zu geben; doch machte er, um seinen Kredit nicht zu verlieren, aus, daß das Kind insgeheim abgeholt würde und daß der Vater sogleich mit seiner ganzen Familie den Platz verlassen sollte. Der Glaube an die Wahrheit des Wunders blieb daher ungeschwächt, und so groß war die Verachtung, in welche die Juden in Folge dieses Vorfalls fielen, daß sie, einer nach dem andern, allmählig abzogen, und seitdem bis auf diese Stunde nie wieder Juden in Hamah gewohnt haben.

Naturhistorische Bemerkungen über die Gegend von Algier.

(Aus einem in französischen Blättern mitgetheilten Brief.)

Die Landzunge Sidi-Ferrudsch ist ein Fels von Halbgranit, der drei bis vier in der Richtung von O nach W hinstreichende Hügel bildet, welche mit dem Festlande durch angehäuften Meersand zusammenhängen. Die Dünen ruhen auf Sandstein von jüngerer Bildung, als der von Fontainebleau; das Vorgebirg, auf dessen höchstem Punkte das Fortin (kleine Verschanzung) von Sidi-Ferrudsch, Kapelle und Grab eines heiligen Marabut und eine kleine Moschee sich befinden, ist auf der Nordseite ganz kahl; der südliche Abhang und die Dünen bieten, so weit der Blick reicht, einen üppigen, mannigfachen Pflanzenwuchs. Im Allgemeinen erinnert das Land an die Provence. Am Häufigsten ist der Pistacien- und Mastixbaum, die Aleppofichte, der Wachholder, die italienische Daphne, das gewöhnliche Haidekraut, der Erdbeerbaum. Auch giebt es Palmen, Maulbeer-, Feigenbäume u. s. f. Insekten und Gewürme trifft man in großer Anzahl; die Truppen nahmen sich vor diesen beiden Thierarten am Meisten in Acht; sie sind indessen nicht sehr gefährlich. Sehr häufig trifft man Schildkröten. Die Soldaten fanden einige von mehr als einem Fuß Länge und acht Zoll Breite; größere giebt es hier nicht. Die einzige Schlangenart, welche wir bemerkten, ist eine Blindschleiche, dritthalb Fuß lang, grau auf dem Rücken und gelblich am Bauch. Einige Soldaten bereiteten sich solche Blindschleichen nach Art der Aale zu, und fanden sie vortrefflich.

Drosseln, Amseln, Holztauben und Turteltauben nisten in dem Haidekraut. In den Waizenfeldern hört man viele Wachteln und Lerchen. Bei der Kapelle von Sidi-Ferrudsch hält sich eine Fledermausart auf, von der Größe der größten Taube. Die Flügel halten in ausgebreiteter Richtung wenigstens 50 Zoll, und der Schwanz (?) ist von verhältnißmäßiger Länge.

Die Hunde-Racen nähren sich dem Fleischerhund und dem englischen Wachtelhund. Von Schafen trifft man mehrere Varietäten. Das Rindvieh, über welches wir jedoch nur nach umherliegenden Knochen urtheilen konnten, muß kleiner seyn, als das französische, englische und schweizerische.

Der Sieg vom 19 Juni setzte uns in Besitz vieler Dromedare von sehr kleiner Gestalt; sie haben nur einen einzigen Höcker; für den schnellen Lauf werden sie vorgezogen; zum Lasttragen bedient man sich größerer mit zwei Höckern, d. h. der Kamele.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 203. 22 Juli 1830.

Urtheil der Times über Georg IV.
(Schluß.)

Georg I und II waren Fremde im Herzen der Engländer, und wirkten daher durch ihre Laster wenig auf das Volk ein; Georg III war ein Engländer, machte einen, und zwar nicht geringen Theil der Nation aus. Seine heitre Laune, seine reinen Sitten, die Pünktlichkeit in Erfüllung seiner Pflichten, seine Leutseligkeit, sein an Tag gelegtes Bewußtseyn, daß er und seine Landsleute einander gegenseitig angehörten und einerlei Sinn und Neigungen hätten, machten ihn allgemein beliebt, und umschlossen Hütte und Palast mit Einem Band. Der Prinz von Wales war ein verständiger, geistvoller Knabe, der zu früh inne ward, daß er Erbe der englischen Krone sey. Die Anfangs sehr strenge Beaufsichtigung von Seiten seines Vaters milderte sich natürlich mit den zunehmenden Jahren; gewissenlose Schmeichler aber warteten seiner, als er das elterliche Dach verließ, und führten seine unversuchte Barke auf den Ocean des Lebens. Wir haben von einem Manne, der mit der Person, auf welche er sich in dieser Beziehung berief, sehr vertraut steht, versichern gehört, weder der Prinz von Wales noch der Herzog von York hätten es jemals dahin gebracht, das Geld kennen zu lernen, und nicht gewußt, wie sich Pfund, Schilling und Penny von einander unterscheiden. Wie Dem übrigens sey, so gewann der Prinz doch frühzeitig — wenn nicht eine Neigung das Geld geradezu zu verderben — doch einen ganz rücksichtslosen, keine Gränze achtenden Hang zur Verschwendung, und bis auf diese Stunde fühlt das Land die Folgen seiner Unempfindlichkeit gegen die Noth Anderer, was ihm, der dieselbe so oft vermehrte oder gar hervorrief, wenig anstand. In den kindischen Ueberladungen von Carlton-House, in dem marktbudenartigen Pavilion oder Pagodenhaufen von Brighton zeigte er bereits hinlänglich, was von ihm dereinst als König zu erwarten sey, wenn seine Verschwendungssucht und seine Verachtung jedes edeln Baustiles zu ihrer höchsten Höhe gekommen seyn würde. Im Juli 1783 wurde dem damals 21jährigen Prinzen eine Rente von 50,000 Pfund ausgesetzt; drei Jahre später, im Jahre 1786, betrugen seine Schulden mehr als 160,000 Pfund und wurden bald hernach auf allgemeine Kosten getilgt. Nach acht Jahren wurden abermals 630,000 Pfund Schulden vorgelegt, welche man durch einen jährlichen Einkommens-Zuschuß von 38,000 Pfund zu beseitigen suchte. Gleichwohl war im Jahr 1801 eine Erhöhung von jährlichen 8000 Pfund abermals nöthig, und als sich im Jahre 1803 die Schulden zu Mehr denn 800,000 Pfund ergaben, wurde seine Rente für die drei nächsten Jahre noch einmal um jährliche 60,000 Pfund erhöht! Mittlerweile hatte der Prinz sich vermählt; das Jahr 1795 war der Zeitpunkt dieses trüben, öden Festes. Einige seiner Vertrauten hatten ihm gerathen, die englische Nation für neue Geldzuschüsse dadurch zu gewinnen, daß er dem allgemeinen Wunsch nach einer ehelichen Verbindung entspräche. Die, welche mit dem Charakter des Prinzen weniger bekannt waren, fragten damals: „Wer wird der glückliche Gegenstand seiner Neigungen werden?“ Die ihn besser kannten: „Wer wird das Opfer seiner Geldnoth seyn?“ Und bald wurde der Name angekündigt. Man erzählte übrigens allgemein, die königlichen Eltern seyen in Bezug auf die Braut verschiedener Meinung gewesen, endlich aber habe die Ansicht des Vaters, der für die Prinzessin Karoline von Braunschweig war, den Ausschlag gegeben. Um den Prinzen zu fesseln, hätte die Prinzessin die ihr mangelnde Grazie durch einen Eindruck auf sein Gemüth ersetzen müssen. Allein das Gemüth des Prinzen von Wales, wie war es beschaffen? und wovon eingenommen? Wußte man doch, daß seine Neigungen sich zu ganz andern Menschen hinwandten. Höchstens hätte sie sein Mitleid rege machen können; allein Karoline von Braunschweig verachtete es, um solches bittend einzukommen. Ihre Aufnahme in der Wohnung ihres Gemahls ist ein Schandfleck für den männlichen Charakter. Eine vornehme Buhlerin hatte die Gemächer, die Rechte, die Ehren, welche der Prinzessin gebührten, im Besitz. Der Herr des Hauses fühlte seine eigene Würde nicht gekränkt, wenn die halb betrunkenen Bedienten ihre fürstliche Gebieterin zum Gegenstand gemeiner Zoten, unehrerbietigen Hohns machten. Sie klagte ihrem Vater; ihre Briefe wurden aufgefangen, ihre Siegel erbrochen; der Aufschrei ihres Elends unbarmherzig bestraft. Sie ward eine Wanderin über der Erde; nach vielen Jahren suchte sie eine Heimat in England, dem Geburtsort ihres einzigen Kindes, das zu dessen künftiger Königin bestimmt gewesen war. Ungesättigte Erbitterung und Rachsucht verfolgten sie, sie kämpfte dagegen und starb während des Kampfs. Sie hatte die Achtung und Liebe selbst einer — noch jetzt lebenden — Person, die in Ehren und im Angesicht Gottes und der Menschen den Titel, welcher der Prinzessin zukam, bereits vor ihr führte. Indessen wußte diese vor ihrer Vermählung Nichts von dem Verhältniß der

Mistreß Fitzherbert; selbst Fox, der doch in England lebte, wußte Nichts davon, vielmehr gab er sein Ehrenwort, daß was man hierüber sich erzähle, unbegründet sey. Er erklärte vor dem Parlament, der Prinz von Wales und Mistreß Fitzherbert hätten gegenseitig nie eine förmliche Ehe geschlossen, und bewies Dieß aus einem Brief des Prinzen selbst. Allein Wer konnte die Wahrheit dieses Briefs verbürgen? Wir schließen diese peinlichen Andeutungen mit der Bemerkung, daß Fox die Unlauterkeit, mit welcher er in dieser Sache hinters Licht geführt worden, später nie vergab, und daß sein hoher Freund es ebenfalls nie über sich gewann, Fox zu vergeben, daß dieser so Viel zu vergeben hatte.

Schon vor seinem zwanzigsten Jahr, behauptet man, war der König in alle Laster eingeweiht, welche unter einer vornehmen, reichen und verdorbenen Gesellschaft im Schwung sind, was wir bei seinen Verhältnissen freilich nicht einmal als einen auffallenden Beweis von menschlicher Schwache und Nachgiebigkeit gegen die Verführung darstellen können. Wir wollen es nicht allzustrenge tadeln, daß der Spieltisch, der auch die unermeßlichsten Einkünfte erschöpft und die niedrigsten Leidenschaften nährt, ein gewöhnlicher Zeitvertreib des jungen Prinzen war. Auch entfernte derselbe in späteren Jahren wirklich alle früheren Gefährten aus seinem Umgang, nur legte er damit die Neigungen und Gewohnheiten nicht ab, welche das einzige, schwache und unsichere Bindemittel von derlei Gesellschaften sind. Ungern berühren wir den Umstand, daß immer nur eine Reihe ausschweifender Günstlinge dem Hauswesen des Königs vorstand, welche aus seinem Hof das Gegenbild von demjenigen seines Vaters machten. Der Auswurf beider Geschlechter und jeden Alters konnte auf eine freundliche Aufnahme verwandter Seelen nah am britischen Throne rechnen. Der König hatte viele Generationen von Vertrauten, mit welchen er ein Leben führte, das sich in der That wenig über das bloß thierische Daseyn erhob. Gewöhnlich wechselte sein Geschmack für seine männliche Umgebung zu derselben Zeit, wo er das noch engere Verhältniß zu seiner weiblichen Gesellschaft von einer Favoritin auf die andere übertrug. Nie aber sah man — mit Ausnahme Lord Moiras, für welchen der König übrigens doch nur eine Feiertagsfreundschaft hatte — und Sheridans, bei dem das Bündniß auf einem Tauschhandel gewandter, Vertrauen erfordernder Dienste gegen die Hoffnung künftiger Begünstigung beruhte — nie sah man unter den Vertrauten des Prinzen einen Mann, der sich durch irgend einen geistigen Vorzug auszeichnete, den man nicht lieber wieder vergessen hätte. Wahrlich es ist mehr als bedauerungswürdig, wenn Englands edle Geschlechter keinen Zutritt zu ihrem erhabenen Oberhaupt oder zu dem weiblichen Theil des königlichen Hauses haben, als durch die Höhle der Circe; es ist anstößig im höchsten Sinn, wenn schlechte Beispiele von so ausgezeichneter Stelle gegeben werden, und selbst der Name der Sittsamkeit von den Wänden des Hauses gestrichen wird, dessen Herr „der Quell der Ehre" für alle Engländer ist. Doch hoffen wir auf eine bessre Zeit! Die bevorstehende Umwandlung des Hofs wird hoffentlich mit einer Reinigung desselben beginnen. Eine liebenswürdigere, achtungswerthere Dame, als unsre jetzige Königin soll es nicht geben. Der geordnete, ja wohl strenge Hof der Königin Charlotte wird wieder aufleben, und tugendhafte Frauen werden sich und ihre Töchter in den königlichen Gemächern wieder ungestraft zeigen können.

Dobells Reisen in Kamtschatka und Sibirien.

4. Die Rennthier-Korjäken.

(Fortsetzung.)

Der Toyun von Ewaschka, der einen Befehl von der Regierung hatte, den Tribut von den Rennthier-Korjäken in dieser Gegend einzuziehen, ließ durch den Dolmetscher unsern Wirth von seiner Vollmacht unterrichten, und fragte ihn, ob er im Stande sey, seinen Steuerantheil zu bezahlen. Dieser antwortete, er wolle den Tribut mit dem größten Vergnügen entrichten, nur nicht in Geld, weil er dieses nicht habe, und auch nicht zu bekommen wisse. „Ich wünsche," sagte er zu mir, „da Sie nach St. Petersburg gehen, Sie sagten dem Kaiser, die Rennthier-Korjäken seyen, obwohl ein wildes Volk, seine guten treuen Unterthanen, und immer bereit, ihren Tribut in Fellen abzutragen; nur in baarem Gelde vermögen sie Dieß nicht. Unsere Lebensweise", fuhr er fort," ist so, daß wir nie Etwas für Geld kaufen oder verkaufen; wie kann er erwarten, Geld bei uns zu finden? Wenn ich Tabak, Messer, Kessel, Nadeln oder Walky bedarf, so tausche ich diese Gegenstände gegen Fuchs-, Zobel- oder Rennthierfelle ein; einen anderen Handel kenne ich nicht; auch habe ich gehört, daß unter Euch, die Ihr um Geld handelt, das Geld oft das Herz verderbt und böses Blut zwischen einem Menschen und dem andern macht. Ich bin daher froh, daß es so wenig Geld unter unsern Rennthier-Korjäken giebt, die heißes Blut haben." Ich war überrascht durch dieses vernünftige Urtheil aus dem Munde eines so ungebildeten Mannes, der uns überdieß von seiner natürlichen Großmuth durch die reichen Gegengeschenke überzeugte, die er mir für einige unbedeutende Kleinigkeiten machte. Nachdem er in ernstem Tone jene Rede gehalten, ließ er ein Bündel Fuchs- und Zobelfelle bringen, und warf sie dem Toyun zu Füßen. „Dieß, sagte er, „ist unser Tribut. Laß jetzt den Dolmetscher mir ein Papier schreiben, und unterzeichne Du es, zum Zeugniß, daß Du ihn empfangen hast." Nachdem diese Forderung erfüllt war, hielten wir es, da der Nachmittag schön und heiter blieb, für das Beste, der freundlichen Einladung des Korjäken-Häuptlings, die Nacht bei ihm zuzubringen, zu widerstehen und unsere Reise weiter fortzusetzen.

Spät am Abend kamen wir zu Kietschiekinskoy-ostrog an, einer Ortschaft, die aus fünf oder sechs großen Jurtas besteht und neunzig bis hundert Einwohner zählt; sie liegt an dem Flusse Kietschiekinska, der seine Quelle in den Kietschiekinskoybergen hat und ganz in der Nähe der Ostrog in die See fällt. Fische und Wild sind im Ueberflusse hier, nur keine Hausthiere, außer wenigen hundert Rennthieren, die dem Toyun oder Kaschetz*) gehören.

Wir verließen diesen Platz, wo wir keine bequeme Einrichtung fanden, und erreichten noch um eilf Uhr des Nachts Govinskoy (die Ostrog meines Freundes des Korjäkenfürsten Zachar, der mich

*) Ein kleiner Fürst, im Russischen.

begleitet hatte), wo wir in einem sehr geräumigen unterirdischen Gemache einquartiert wurden.

Am nächsten Morgen war ich nicht wenig erstaunt, unsern frühern Wirth, begleitet von seinem Sohne und seiner Tochter, auf einem von drei starken Rennthieren gezogenen Schlitten erscheinen zu sehen. Er ließ mir sagen: Er sey gekommen, um mir einen Besuch abzustatten und glückliche Reise zu wünschen; auch habe er ein schönes fettes Thier bei sich, das mir unterwegs wohl bekommen werde. Zum Unglück hatte der Alte auch ein furchtbares Schneegestöber mitgebracht, welches uns zwang, unsere Weiterreise aufzuschieben, indem wir froh seyn mußten, vor der Hand einen sicheren Zufluchtsort zu haben. Er rühmte sich der Schnelligkeit, mit welcher er seinen Weg zurückgelegt hatte, da er erst mehrere Stunden nach uns aufgebrochen war. Einige Werste weit gehen die Rennthiere allerdings schneller als die Hunde; aber sie müssen sehr oft gefüttert werden, nämlich alle zwanzig bis dreißig Werste. Sie essen Moos, und suchen Dieß selbst unter dem Schnee, den sie mit ihren Vorderfüßen wegkratzen. Wenn der Schnee tief ist, kommen sie nur sehr langsam von der Stelle, und werden schnell ermüdet. Auf Hunde kann man sich mehr verlassen; wenn einer nur getrocknete Fische hat, um sie zu füttern, werden sie selbst in dem schlechtesten Wetter des Tages immer ihre vierzig bis fünfzig Werste machen.

Ich bemerkte daß die Korjäken ihre Rennthiere auf dieselbe Weise fangen, wie die Eingebornen in Südamerika das wilde Rindvieh. Sie nehmen einen langen rund zusammengelegten Riemen von Seehundshaut, mit einer losen Schleife an dem Ende; diese werfen sie mit großer Geschicklichkeit dem Thiere, dessen sie sich bemächtigen wollen, über die Hörner, und sie sind so gewandt, daß sie äußerst selten ihr Ziel verfehlen. Ein anderes Mittel sie anzulocken ist, ein Gefäß mit Urin, den die Rennthiere sehr lieben, vor die Hütte zu setzen; so wie sie den Geruch desselben wittern, kommen sie sogleich von selbst.

Da das Schneegestöber fortdauerte, so konnten wir nicht daran denken, weiter zu reisen; ich hatte daher auf's Neue eine Gelegenheit den alten Häuptling für sein fettes Rennthier mit Wally und Zwieback zu bewirthen. Er würde in der That nichts Anderes gegessen noch getrunken haben, wenn ich ihn nicht versichert hätte, daß Brod allein, ohne animalische Kost, ungesund sey. Da er meine Geschicklichkeit als Arzt rühmen gehört hatte, so erzeigte er meinem Rathe die strengste Aufmerksamkeit und aß mit Appetit Alles, was ich ihm bot.

Ich sagte ihm, er müsse eine unangenehme Fahrt gehabt haben, da er von dem Schneegestöber gerade unterwegs überfallen worden sey. „Oh,“ meinte er, „wir sind an die Purgas gewöhnt; und ich bin wie ein hungriger Hund im Frühjahr; ich folge Allen, die mich gut füttern und pflegen.“ Da ich jetzt Zeit hatte, meine Koffer zu öffnen, so machte ich seiner Tochter ein Geschenk mit einem kleinen Spiegel, der ihr große Unterhaltung gewährte. Sie brachte wohl zwei oder drei Stunden damit zu, sich in dem Spiegel zu betrachten, vor ihm zu lachen und ihn bald auf diese bald auf jene Seite zu stellen.

Wir waren jetzt auf der sogenannten Aleuten-Küste, deren Einwohner Sedatschi oder angesessene Korjäken genannt werden, weil sie nie ihre Wohnsitze wechseln, während die Olania oder Rennthier-Korjäken beständig von Ort zu Ort ziehen, um frische Waide für ihre Heerden zu finden. Die Achtung und Ehrfurcht, welche die Sedatschi-Korjäken den Hirtenhäuptlingen bewiesen, setzte mich in nicht geringes Erstaunen. Sobald irgend einer von ihnen ankam, wurden sogleich seine Rennthiere ausgespannt und auf die Waide geführt; so wie er in die Hütte trat, wurde ihm der Schnee von der Park und den Stiefeln gestreift; er trat darauf an den Toyun und an mich heran, begrüßte uns auf seine rohe Weise und setzte sich ohne Umstände nieder. So oft er hinausging und wieder hereinkam, wurde ihm mit gleichem Eifer der Schnee abgestreift.

Der alte Häuptling speiste wieder mit mir zu Mittag, und ich fand, daß er den Pfeffer eben so sehr liebte, als den Branntwein; er bat mich, ihm einige Körner zu geben, indem er behauptete, daß es eine treffliche Arznei sey. Unser Mittagsmahl bestand aus Bouillon, den ich gefroren mit mir von Nischnii Kamtschatsk gebracht hatte, und wohlgepfefferten Wildpretschnitten. Obwohl er in seinem Leben zum ersten Male Rindsfleisch aß und dieß, ihm, wie er sagte, sehr wohl schmeckte, zog er wegen des Pfeffers doch das Wildpret vor. In der That fand ich, daß Alle außerordentlich gern Pfeffer aßen. Die Rennthier-Korjäken haben selten gebratenes Fleisch; sie kochen dasselbe, und gewöhnlich lassen sie es nicht ganz gar werden.

Da das Wetter nach Tische besser wurde, so sagte ich meinen Gefährten, daß wir abreisen müßten; worauf auch der alte Häuptling seine Anstalten zur Abfahrt traf. Als wir im Begriff waren, Abschied von einander zu nehmen, ließ er mir durch den Dolmetscher noch einmal sagen: ich möchte doch ja nicht vergessen, die Olania-Korjäken dem Kaiser zu empfehlen und ihm zu berichten, was er mir in Betreff der Steuern in baarem Geld gesagt habe.

(Schluß folgt.)

Mortons Reisen in Rußland.

Daß der Unwille Verse mache, ist ein alter Spruch; daß er aber auch Reisebeschreibungen machen könne, müßten wir, wenn es uns nicht gleichfalls aus früherer Erfahrung bekannt wäre, durch die „Reisen in Rußland“ einsehen, aus denen wir bereits ein Paar Bruchstücke in diesen Blättern angeführt haben. Schon der Titel: „Travels in Russia, and a Residence at St. Petersburgh and Odessa in the years 1827—1829, intended to give some Account of Russia as it is, and not as it is represented to be, by Edward Morton (Lond. 1830. 8.)“ verspricht wenig Gutes; aber wir müssen dem Verf. die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er bei Weitem mehr hält als er verspricht; von der ersten Seite an wird es uns klar, daß (in den Augen des Verf.) Alles, was russisch ist, unsere herzlichste Verachtung verdient, und Wer sich nur daran gewöhnen kann, durch eine schwarze Brille zu sehen, wird bei den vielseitigen scharfen Beobachtungen unsers gallsüchtigen Reisenden sich leicht ein ziemlich richtiges Bild von dem gegenwärtigen Zustande der Dinge in Rußland entwerfen können. Noch einige Proben:

„Die Gegend von Alexandria (einem Landgute der Gräfin von Branitzky bei Kiew) soll im Sommer ungemein reizend seyn, und für Rußland können wir Dieß leicht gelten lassen; aber zu der Zeit unsers Besuchs machte sie ihr Winterkleid sehr einförmig und uninteressant, außer in Bezug auf einen Umstand, dessen ich hier erwähnen will. Die Verschwörung, welche bei der Thronbesteigung des gegenwärtigen Kaisers ausbrach, war bereits längere Zeit vor diesem Ereigniß eingeleitet, und hatte ursprünglich zum Zweck, den Kaiser Alexander nebst allen Gliedern der kaiserlichen Familie zu ermorden. Man hat mich unterrichtet, daß die Verschwornen, denen es bekannt war, daß der Kaiser bei seiner Reise in dem Süden des Reichs, zu Alexandria, verweilen würde, entschlossen

waren, diesen Ort zu der Ausführung ihres furchtbaren Plans zu wählen. Nur der zufällige Umstand, daß der Kaiser früher ankam, als man ihn erwartet hatte, rettete sein Leben. Es wurde übrigens behauptet, daß die Verschwörungen, welche gegen ihn im Werke waren, ihm keineswegs unbekannt geblieben seyen, und daß sein Besuch in den südlichen Provinzen hauptsächlich zum Zweck gehabt, ihm einen Vorwand darzubieten, unter dem er sich aus der Hauptstadt entfernen könnte, um den über seinem Haupte schwebenden Gefahren zu entgehen. Er sollte deßhalb bereits weitläufige Ländereien in Taurien angekauft haben, auf die er sich zurückziehen wollte, um hier den Rest seiner Tage in Frieden zuzubringen, indem er fest entschlossen gewesen, zu Gunsten seines Bruders Nikolaus der Regierung zu entsagen.

„Während meines Aufenthaltes zu St. Petersburg wurde ich in einem hoffnungslosen Krankheitsfalle zu Rathe gezogen, der das Kind des unglücklichen Fürsten Wolkonsky traf, welcher sich gegenwärtig als Verbannter in den Minen von Sibirien befindet. Prinz Wolkonsky und General-Major Orloff hatten zwei Töchter des Generals Rajefsky geheirathet, eines alten ausgezeichneten Offiziers, der sich um sein Vaterland große Verdienste erworben hatte. Wolkonsky, wie Orloff, waren in die Verschwörung vom J. 1825 verwickelt, und der Leztere, wie es hieß, in Folge des Beispiels und der Ueberredung des Erstern. Bei der Entdeckung des Komplotts wurden von St. Petersburg geheime Befehle zu der Verhaftung des Prinzen abgesandt, der des Nachts in seinem Hause zu Odessa von zwei Gendarmen ergriffen, auf einen Schlitten geworfen und nach der Hauptstadt abgeführt wurde. Auch Orloff wurde verhaftet, jedoch nach sechsmonatlicher Gefangenschaft aus dem Kerker entlassen, ohne daß er vor Gericht gestellt worden wäre; nur wurde er seines militärischen Ranges entsezt und bedeutet, in Zukunft sich nie außerhalb der Grenzen seines Gutes im Innern des Reichs betreten zu lassen. Prinz Wolkonsky war nicht so glücklich; er wurde von der Kommission, die zu diesem Zweck niedergesezt worden war, gerichtet und zum Tode verurtheilt. Auf die flehentlichsten Bitten seines Schwiegervaters begnadigte ihn jedoch der Kaiser, und verwandelte das Todesurtheil in lebenslängliche Verbannung nach den sibirischen Bergwerken *). Nach seiner Abreise bat seine Gemahlin, ohne Rücksicht auf alle Vorstellungen ihrer Familie, den Kaiser um Erlaubniß, ihrem Gatten zu folgen, was ihr indessen abgeschlagen wurde; man erklärte ihr, daß sie bei dem ersten Versuch, den sie machen würde, ihn zu sehen, ihres Ranges und aller ihrer Güter verlustig seyn sollte. Diese Drohung wurde indessen von dem treuen Weibe nicht geachtet; sie trat, entschlossen das Elend ihres Mannes zu theilen, die weite Reise nach Sibirien an; und hier — erhielt sie die Begünstigung, ihren Gatten zweimal wöchentlich drei Stunden lang zu sehen. Die Beschäftigung des Prinzen war, wie ich zu St. Petersburg hörte, Kohlen zu einem der Schmelzöfen in den Bergwerken zu führen. Er hatte kürzlich eine Bittschrift bei dem Kaiser eingereicht, daß ihm seine Ketten abgenommen werden möchten; es war indessen hierauf abschlägliche Antwort ertheilt worden. Prinz Wolkonsky hatte ein schönes Haus zu Odessa, in der Nähe des Forts, und Orloff eben einen prächtigen Palast auf dem neuen Boulevard gebaut, als jenes traurige Ereigniß eintrat. Das Gebäude blieb unmöblirt stehen, wie es war, und fällt, unbewohnt wie es ist, bereits in Trümmern zusammen. Nie konnte ich bei diesen beiden Gebäuden vorübergehen, ohne an die unglücklichen Eigenthümer zu denken.“

„Die bestehende Regierungsform ist reiner orientalischer Despotismus; doch darf man nicht etwa glauben, daß der Kaiser allein unumschränkte Gewalt besäße: jeder untergeordnete Beamte ist in seinem Kreise eben so sehr Despot. Während des Sommers 1828, als der kaiserliche Hof sich zu Odessa befand, wurde der Obrist — plözlich in Begleitung eines Gendarmen aus der Stadt nach Kiew gesandt, mit dem Befehl, nie sich Odessa auf eine geringere Weite zu nähern, als die Entfernung zwischen diesen beiden Städten betrüge. Der Obrist war keines politischen Verbrechens schuldig: es ging das Gerücht, daß er in einem vertrauten Umgange mit einer vornehmen Dame zu Odessa stehe, die zwei Kinder von ihm gehabt habe; er habe gedroht, diese zu sich zu fordern, und die Verwandten seiner Freundin, die Dieß unschicklich fanden, hätten ihren Einfluß dazu verwandt, ihn auf die oben erzählte Weise aus der Stadt zu schaffen. — Im Frühling des vergangenen Jahres (1829) hatte ein Officier von den Lanciers, der auf einem Ball mit einem Fräulein walzte, das Unglück mit ihr zu fallen, was völlig unabsichtlich geschehen seyn konnte. Am nächsten Morgen wurde er unter der freundlichen Obhut eines Gendarmen davon geführt — Niemand konnte mir sagen, wohin? — Noch merkwürdiger ist der folgende Fall. Der gegenwärtige Graf —: der seinen Siz zu Odessa hat, war auf Befehl seines eigenen Vaters zwanzig Jahre eingesperrt. Der alte Graf hielt sich noch bei Lebzeiten seiner Gemahlin eine Mätresse, worüber ihm der Sohn, der die Partei seiner Mutter nahm, etwas heftige Vorwürfe machte; sogleich wurde er auf Befehl des Grafen insgeheim in ein Kloster abgeführt, in welchem er bis zum Tode seines Vaters eingekerkert blieb. Der Eindruck, den eine so lange Gefangenschaft in dem Gemüth des Sohnes zurückließ, war unauslöschlich; noch jezt geht er selten in Gesellschaft, und seine Furcht, noch einmal eine ähnliche Behandlung zu erfahren, ist so groß, daß er in seinem Garten unterirdische Gänge angelegt hat, die mit seinem Hause in Verbindung stehen, und in welche er nicht selten seine Zuflucht nimmt, so wie er irgend Jemand sich dem Hause nähern sieht.“

*) Wenn ein russischer Edelmann nach Sibirien gesandt wird, so verliert er seinen Rang und alle seine Güter, wird ein Leibeigener der Regierung und, gleich diesen, in einen elenden Schafpelz gekleidet. Auch sein Name wird verändert, und Niemand, außer dem Gouverneur der Provinz, kennt vielleicht seinen frühern Stand.

Aufstand der Albanesen.

Der Globe theilt folgenden Brief aus der Gegend von Janina in Epirus vom 30 Mai mit:

„Keine Feder vermag alle Uebel zu beschreiben, welche wir Christen zu erdulden haben. Vielleicht giebt es nichts Aehnliches in der Geschichte. Alles, was wir erlitten, als der Sultan den Ali Pascha bekämpfte, ist Nichts in Vergleichung mit Dem, was wir jezt ausstehen. Gleich nach dem Friedensabschluß zwischen der Türkei und Rußland stürzten die albanesischen Barbaren, die geringe Gewalt des Sultans über Albanien gewahrend, wie wüthende Thiere auf die Städte, Dörfer und Höfe von Epirus, indem sie angaben, der Sultan habe ihnen den Sold nicht bezahlt. Sie rächten sich dafür an friedlichen Christen mit unerhörter Grausamkeit und Brutalität, indem sie uns unbarmherzig ausplünderten, die Jungfrauen schändeten, Alles in Brand steckten, die Leute niedermezelten, Weiber, Kinder, Männer ohne Rücksicht auf das Alter in die Sklaverei schleppten. Nachdem sie uns geplündert, knüpften sie unsere Priester und Primaten, den Kopf abwärts, an Bäumen auf. Sie bliesen ihnen den Rauch ihrer Pfeifen in die Nasen, schnitten ihnen die Zunge ab, rissen ihnen die Zähne aus, stießen ihnen Nadeln unter die Nägel, peinigten sie an den empfindlichsten Theilen des Körpers. Andern gossen sie siedendes Oel auf die Brust. Die meisten Einwohner verließen beim Anblick dieser Gräuel ihre Wohnungen und flüchteten sich in die Gebirge und Wälder, nackt und in erbarmungswürdigem Zustande. Ein großer Theil starb dort Hungers. Trafen die Albaneser die Bevölkerung eines Ortes bereits geflohen, so steckten sie die Häuser in Brand, zerstörten die Felder, und rächten sich dergestalt an leblosen Gegenständen; ja diese Ungläubigen drangen sogar in die Kirchen und machten sie zu Ställen ihrer Pferde. Sie raubten daraus Alles, was von Werth war, warfen die heiligen Bilder auf den Boden, traten dieselben mit Füßen, zerrissen und verbrannten sie.

„Glücklich wären wir noch, wenn das Elend damit sein Ende erreicht hätte; allein es nimmt jeden Tag zu, und wir haben nicht die mindeste Hoffnung, es aufhören zu sehen. Ganz Epirus, welchem die vernichtete Macht des Sultans keinen Schuz mehr zu gewähren vermag, wird bald das Opfer dieser Tiger und eine bloße Wüste seyn, wenn es nicht irgend woher Hülfe bekommt. Ich sah Menschen in der Verzweiflung und Verwirrung in Kirchhöfe gehen, und die Todten um ihren Plaz beneidend, sich auf die Gräber niederlegen. Die, welche nicht zu entfliehen vermochten, werden von den Barbaren in den Städten und Dörfern zurückgehalten, nackt ausgezogen und aufs Schrecklichste mißhandelt; und überdieß ist das unglückliche Thessalien vom gleichen Unstern bedroht. Gott schüze das übrige Griechenland. Die Truppen des Sultans aber begehen, statt uns zu beschirmen, die gleichen Grausamkeiten; sie werfen unsere Primaten in den Kerker, und quälen uns um Geld, die wir Alles verloren haben, und nicht wissen, wovon wir uns nähren sollen. Lebt wohl! Lebt wohl!“

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 204. 23 Juli 1830.

Urtheil des Examiners über Georg IV. *)

Die Beschreiber des Tags haben nicht ermangelt zu berichten, daß Sonnabend den 26 Juni die Bewohner der Hauptstadt durch den Hingang Georgs IV in tiefe Betrübniß versezt worden seyen. Geschlossene Fensterläden vor den Gewölben deuteten auf die Trostlosigkeit der Nation; die Menschen aber blieben ganz in der gewöhnlichen Stimmung und nur den Fenstern der Gewölbe, nicht den Fenstern der Seele, war man bemüht den Ausdruck von tiefer Schwermuth zu geben. Ein Paar Bretter mußten den Jammer des Volks ausdrücken. Der Hingeschiedene wurde durch hölzerne Repräsentanten des Grams betrauert. In Anbetracht Dessen, was die Zeitungen über das allgemeine Gefühl berichten, ist die Art, wie das Publikum seinen Schmerz zu bemeistern wußte, und jedes Murren gegen den Beschluß der Vorsehung standhaft unterdrückte, wirklich bewunderungswürdig. — Das Leben Georgs wurde durch unsere Kollegen bereits sattsam vor der Welt ausgebreitet, und wenn wir auf die nähern Umstände blicken, sehen wir den Grund der Lobpreisungen nicht ein, welche man demselben gespendet hat. In seiner Jugend war er ein Wüstling und Verschwender, und in seinem Alter gab er Menschen einen Vorzug, deren Eigenschaften sie keineswegs zur Achtung berechtigten. Sie hatten des Königs Gunst, und sonst Nichts: — Marktschreier, Augendiener, Verleumder, Possenreißer. Das Sprichwort: noscitur a sociis würde sehr übel gegen den König zeugen. Wo eine Gelegenheit zur Großherzigkeit vorkam, da hielt Georg IV nicht die Probe. Seine Verfolgung der Königin war gemein und grausam; sein Benehmen gegen Napoleon, wenn auch nach Staatsgründen zu rechtfertigen, zeugte wenigstens nicht von edlem Gefühl. Bei geringern Vorfällen bewies er dieselbe kleinliche Rache; Sir Robert Wilson und Hr. Denman können in dieser Beziehung angeführt werden. Seine Freundschaft hatte, wie schon gesagt, eben nicht die achtungswerthesten Charaktere zum Gegenstand; so lang sie aber gegen Jemand andauerte, fehlte es ihr allerdings nicht an Wärme, und der König war sogar großmüthiger Opfer für Diejenigen fähig, für welche er sich interessirte. Aber er hatte hierin kein höheres Princip, als die Empfindung des Augenblicks. An seinem persönlichen Charakter ist wenig zu loben, und viel zu tadeln, und was die Maßregeln seiner Regierung betrifft, um welcher willen man Ehre für ihn fordert, so können wir, weil wir nicht wissen welcher Antheil an denselben ihm zukomme, in dieses Lob nicht mit einstimmen. Bei den verwickelten Ereignissen welche England unter seiner Regentschaft den Sieg verschaften, dürfte es schwer seyn, den Antheil, welchen jeder Einzelne an dem endlichen Gelingen haben mochte, zu bestimmen, und bei der Ungewißheit dessen, was dem Einzelnen gebührt, ist es wirklich ungereimt, dem König den Ruhm des Ganzen zuzuschreiben, bloß weil er der Herr dieser Einzelnen war. Das Fehlschlagen von Napoleons Zug gegen Rußland ward Englands Glück; aber der Regent war deßhalb nicht groß, weil sein Gegner mit dem Kopf gegen die Wand rannte. Die innern Angelegenheiten wurden vom Augenblicke des Selbstmordes Londonderrys an bedeutend verbessert; aber Georg hatte keinen Antheil an dem Schnitt des Federmessers. Ehe wir üppigen Königen die Ehre von Siegen zuschreiben können, die unter ihrer Regierung gewonnen wurden, müssen wir sie zu Göttern machen, und annehmen, sie hätten die Umstände, welche zu großen Ergebnissen mitwirken, gerade so gestaltet, wie sie kamen. — Die Milde des Verstorbenen und die Thatsache, daß er die königliche Prärogative nie zu etwas Anderem angewandt oder anzuwenden gewünscht habe, als zu Erleichterung seines Volkes, werden höchlich gepriesen. Auch dieses Lob kommt jedoch eher auf Rechnung der Lage, in welcher er sich befand, als seines Charakters. Wir sind nicht in Abrede, daß die Gemüthsart Georgs IV milde war; wär' er aber auch so halsstarrig gewesen, als der schlimmste der Stuarts, so würde der Geist der Zeit solchen Despotensinn dennoch zur Harmlosigkeit genöthigt haben. — Wie die Times in ihrem Artikel über den König diesen als einen ehrenwerthen Fürsten darstellten, so hat ihn der Herzog von Wellington in der Adresse (an den jetzigen König) als ein Wunder von Gelehrsamkeit, einen vollendeten Salomo, einen königlichen Weisen sonder Gleichen geschildert. Vermuthlich entnahm er die Vorstellung von der Tiefe des Königs aus der Vergleichung mit seiner eigenen Flachheit. Ihm, der keine Kenntnisse hat, ist Jeder, der irgend einige besitzt, ein Wunder. — Im Allgemeinen glauben wir, ohne sonderlich streng seyn zu wollen, daß folgende Worte Voltaires sich so ziemlich auf Se. Maj. anwen-

*) Der Redakteur dieses Blattes ist Leigh-Hunt, bekannt durch seine Verhältnisse zu Lord Byron. Der Geist, in welchem dasselbe geschrieben ist, giebt sich durch den hier gegebenen Auszug hinlänglich zu erkennen.

den lassen: Un homme voluptueux, qui ne cherche qu'à faire grande chère, et qui croit, que Dieu l'a mis au monde pour tenir table.

Dobells Reisen in amtschatka und Sibirien.

---

4. Die Rennthier-Korjäken.

(Schluß.)

Wir hatten unsere Reise täglich mit größeren Schwierigkeiten verknüpft gefunden, weil der Winter bereits seinem Ende nahte und die getrockneten Fische für die Hunde daher immer seltener wurden. Der arme Toyun zu Govenskoy war sehr freigebig gegen uns, obwohl ihm in seinen Ballagen nur noch wenig Fische übrig geblieben waren.

Während wir uns hier aufhielten, ereignete sich ein Vorfall, der mir die höchste Achtung vor dem Muth und der Geistesgegenwart meines Freundes Zachar einflößte und mir auf einmal den großen Einfluß erklärte, welchen er bei den Korjäken dieser Küste besaß. Mein Kourschik bat mich, ihm einigen Branntwein zu geben, damit er sich dafür Rennthierfelle, Parkas und Stiefeln eintauschen könne; und Einer von den Leuten des Fürsten, der etwas zu Viel davon getrunken hatte, wurde in seinem Rausche ganz wüthend. Mit einem großen Messer in der Hand suchte er den Fürsten und rief laut, derselbe sey ein ungerechter Mann, den er erstechen wolle. Umsonst versuchten die übrigen Korjäken ihn zurückzuhalten; er drang bis vor die Behausung des Fürsten, wo er überlaut ausrief: „Komm heraus, Zachar, wenn Du es wagst; ich bin entschlossen, Dich zu tödten!" Zachar, der ruhig seinen Thee mit mir trank, hörte plötzlich diese sonderbare Herausforderung, die der Dolmetscher sogleich mir erklärte. Er setzte seine Tasse nieder, stand langsam auf und trat aus der Jurta hinaus. Ich folgte ihm mit ein Paar geladenen Pistolen, die ich für Nothfälle immer bereit hielt. Als er sah, daß ich ihm nachkam, bat er den Dolmetscher mir zu sagen, daß ich mich nicht einmischen möchte; er werde die Sache bald allein beigelegt haben. Indeß schäumte der betrunkene Korjäke vor Wuth und versuchte sich von der Menge loszureißen, die ihn umgab. Zachar, der seine Purka bereits abgeworfen hatte, knöpfte jetzt das Hemd auf, entblößte seine Brust und schritt kühn auf den Korjäken zu, indem er der Menge befahl, bei Seite zu treten; als er dicht vor dem Betrunkenen stand, sagte er zu ihm mit furchtbarer Stimme und unerschrockener Geberde: „Hier ist die Brust Deines Fürsten, stoße zu, wenn Du es wagst!" Der Korjäke war wie vom Donner gerührt. Er erhob die Hand, wagte es aber nicht seinen Streich auszuführen und ließ das Messer auf den Boden fallen!" — „Schurke, sagte Zachar, Das rettet Dir das Leben, hättest Du einen Stoß nach mir geführt, so würde ich Dich in demselben Augenblick zu Boden geworfen haben, und dann hätte Dein eigenes Messer Dein Herzblut getrunken." Er befahl hierauf seinen Leuten, den Trunkenbold einzusperren, bis er wieder nüchtern sey, und kehrte mit mir zurück, um seinen Thee vollends zu trinken. Ich fragte ihn, wie er so unvorsichtig habe seyn können, sich der Wuth eines tollen betrunkenen Kerls bloß zu stellen, ohne das Geringste zu seiner Vertheidigung mitzunehmen. Er antwortete mir lächelnd: Ich habe mehr Kraft und Muth als zwanzig solche elende Burschen. Er hätte mich vielleicht leicht in den Arm verwunden können, indem ich seinen Stoß parirte; aber ich würde ihn dann sogleich niedergeworfen und mit seinem eigenen Messer getödtet haben." — Ich konnte nicht umhin, einen Mann zu bewundern, den die Natur zum Gebieter geschaffen zu haben schien, da es ihm so wenig Mühe kostete, die Wuth eines betrunkenen Wilden zu zähmen.

Als wir eben abreisen wollten, wurde das Wetter wieder schlecht und zwang uns, bis zum Morgen des 11 März zu verweilen, wo die Sonne uns endlich mit ihren Strahlen begrüßte. Ich brach mit den drei Toyunen auf und nahm meinen Weg über eine Reihe Berge, welche eine tiefe Bai umgränzen und auf denen nach der Aussage der Eingebornen die Purgas oft rasten, wenn das Wetter im Flachlande ganz gut ist. Wir hatten von der Höhe eine schöne Aussicht auf das Meer, das weit hin gefroren war und durch seine unübersehlichen, hoch übereinandergethürmten Eisschollen in der That einen wunderbaren Eindruck auf mich machte. Die weiten Moore, die wir bis dahin durchwandern mußten, boten dem Auge keinen Baum, keinen Strauch dar, der die einförmige Oede unterbrochen hätte; doch darf man deßhalb nicht glauben, daß sie eine unnütze unbewohnbare Wüste wären, da zahlreiche Heerden zahmer und wilder Rennthiere darauf ihren Unterhalt finden.

Man kann das Rennthier mit vollem Rechte das Rindvieh dieser Gegenden nennen, doch nicht das Pferd, wie Viele es genannt haben. Es besitzt weder den edeln Muth, noch die Gelehrigkeit des Pferdes. Wenn der Schnee tief ist und die Wege schwierig werden, darf man das Rennthier nicht über seine Kraft anstrengen, weil es dann störrisch wird und weder durch Schläge noch durch Schmeicheleien von der Stelle zu bringen ist. Es legt sich nieder und bleibt mehrere Stunden an Einer Stelle, bis der Hunger es weiter treibt. Wird es bei diesem zweiten Versuche aufs Neue belästigt, so legt es sich hin und kommt in dem Schnee aus Mangel an Futter um. Das Rennthier bedarf sorgfältiger Pflege und vieler Schonung, weil es sogleich, wenn man es etwas zu rauh behandelt, aufhört lenkbar zu seyn. Auch im Sommer muß man viel Aufmerksamkeit auf dasselbe verwenden und besonders die Waiden öfters wechseln, weil sie sonst krank werden und schnell dahin sterben. Die Korjäken wachen auch sorgfältig darüber, daß sie nicht den Mukhamor oder Fliegenschwamm (Agaricus muscarius) essen; weil sie, wenn eine Heerde ihn einmal gekostest hat, ganz wild werden und sich nach allen Richtungen zerstreuen und weit und breit nach mehrerem suchen, so daß der Hirt entweder einen Theil von ihnen verliert oder auch wohl, indem er ihnen unverdrossen folgt, selbst in der Wüste irre wird.

Ein Korjäke erzählte mir eine Geschichte von einem Hirten, dessen Heerde sich auf diese Weise zerstreut hatte, und dem es durch außerordentliche Anstrengungen gelang, sie nach drei oder vier Tagen wieder zusammenzubringen. Er fand indessen jetzt, daß er weit über seine gewöhnlichen Waideplätze hinausgewandert war und sich durchaus nicht mehr nach Hause zu finden wußte; so schweifte und irrte er mit seiner Heerde beinahe zwei Jahre herum, bevor er das Glück hatte, auf andere Rennthier-Korjäken zu stoßen.

Der Schnee auf den Bergen war fest und nicht tief; wir kamen daher schnell vorwärts und erreichten spät am Abend einen siebenzig Werste weit entfernten Ort, der mir Wilpareskoy genannt wurde. Dieß war eine einsame Jurta, deren Bewohner

Schöpfung bestand aus sechs Klassen: nämlich den Dewa's (Göttern), Daitya's (Dämonen), Mánuscha's (Menschen) ꝛc.; für die Götter machte er den Himmel, für die Dämonen die Unterwelt (patála), und die vier übrigen Klassen sezte er in die Mitte zwischen diese beiden Regionen auf die Erde. Von den Behausungen (bhuwanas) des Universums ist die er[illegible] bhuwana), wo [illegible] weilt; unterhalb

Kamtschadalische Tanzweise.

Moderato e ben marcato.

den lassen: Un homme voluptueux, qui ne cherche qu'à faire grande chère, et qui croit, que Dieu l'a mis au monde pour tenir table.

mehr Kraft und Muth als zwanzig solche elende Burschen. Er hätte mich vielleicht leicht in den Arm verwunden können, indem ich seinen Stoß parirte; aber ich würde ihn dann sogleich niedergeworfen

verkn
und l
wurd
uns,
gebli

der f
wart
große
besaß
ben,
schen
davo
nem
dersel
sonst
bis z
hera
tödte
plötzl
gleich
und t
Pistol
ihm
nicht
haben
suchte
der f
auf,
inder
dem,
und
stoße
gerü
führe
Zache
mir
gewo
blut
bald

Der Schnee auf den Bergen war fest und nicht tief; wir kamen daher schnell vorwärts und erreichten spät am Abend einen siebenzig Werste weit entfernten Ort, der mir Wilpareskop genannt wurde. Dieß war eine einsame Jurta, deren Bewohner aus einem Manne, seiner Frau und zwei oder drei Kindern bestanden. Sie lag auf einer Landzunge, die in eine weite Bai hinauslief, in welcher sich im Sommer See-Elephanten, Seelöwen, Seehunde und andere Seethiere und Fische in unermeßlicher Menge finden sollen. Unser Wirth zeigte mir einige große See-Elephanten Zähne, die ganz dem besten Elfenbein glichen. Er sagte, er habe eine Anzahl gesammelt, doch werde seine Zeit größtentheils durch den Fischfang hinweggenommen, da er nicht vergessen dürfe, für den Winter zu sorgen; wenn mehr Einwohner hier wären, könnten sie leicht eine große Menge davon zusammenbringen.

Der Buddhismus.

2) Abriß der Glaubenslehre. *)

I. Wie und wann ward die Welt geschaffen? Antwort. Nach dem Sambhu Purana war im Anfang Alles wüst und leer (sûnya); das erste Licht, welches geoffenbart wurde, war das Wort Aum; aus ihm entsprang das Alphabet (maha Warna), dessen Buchstaben der Samen des Universums sind. **) In dem Guna Káranda Wyuha steht geschrieben: als noch kein Ding war, da war Sambhu, der Selbstseyende; und da derselbe vor Allem war, so ward er genannt Adi-Buddha. Und Adi-Buddha verlangte aus Eins Viel zu werden, welches Verlangen Pradschna heißt; da vereinigten sich Buddha und Pradschna, und wurden Pradschna Upaya, gleich Siwa Sakti oder Brahma Maya. ***) In dem Augenblick seines Verlangens kamen hervor fünf Formen oder Wesen, genannt die fünf Buddha's ****), von denen jedes wiederum aus der Fülle göttlicher Contemplation (dhyan) ein Wesen erzeugte, welches Bodhi-Satwa oder sein Sohn hieß. Von den fünf Bodhi-Satwa's sind vier mit dem Sambhudienst (swayambhû) verschmolzen, und man kennt von ihnen Nichts als ihre Namen; Padma-Pani aber nahm Theil an der Schöpfung, und schuf auf Sambhu's Befehl Brahma, Wischnu und Mahesa, und verlieh ihnen das Amt des Schaffens, Erhaltens und Zerstörens. Sofort gebot Padma-Pani, und Brahma schuf alle Dinge, und auch die vier Ordnungen der Geschöpfe (tschatur-yoni) †) wurden durch ihn. Brahma's Schöpfung bestand aus sechs Klassen: nämlich den Dewa's (Göttern), Daitya's (Dämonen), Mânuscha's (Menschen) rc.; für die Götter machte er den Himmel, für die Dämonen die Unterwelt (patala), und die vier übrigen Klassen setzte er in die Mitte zwischen diese beiden Regionen auf die Erde. Von den Behausungen (bhuwanas) des Universums ist die erhabenste (agnishtha bhuwana), wo Adi-Buddha weilt; unterhalb dieser giebt es zehn, nach Einigen dreizehn *) andere. Diese dreizehn Bhuwanas sind Adi-Buddha's Werk; in eine derselben gelangen nach dem Tode die treuen Verehrer Buddha's. Unterhalb diesen dreizehn befinden sich achtzehn, welche dem Brahma angehören und für dessen Nachfolger bestimmt sind; unter diesen achtzehn wiederum sechs für Wischnu und die Seinigen, und unter denen Wischnu's drei für Maha-Dewa. Dann folgen die Bhuawanas von Indra-Yama, Sonne und Mond, Fixsternen und Planeten, nebst mehreren andern, welche den Raum unter dem Gebiet des Feuers einnehmen. Tiefer hinab kommt die Erde (prithvi) mit ihren sieben Meeren (sâgaras) und acht Gebirgen (parvatas); unter der Erde das Reich der Wasser (dschala-kûnd), denn die Erde schwimmt auf den Wassern wie ein Kahn; unter den Wassern die Unterwelt mit ihren sechs Wohnsitzen für die Dämonen, und einem siebenten, welcher aus acht besondern Gemächern besteht: der Hölle (naraka), dem Verbannungsorte der Sünder. Aber von den achtzehn Bhuwanas des Brahma an bis zu den acht Wohnungen der Hölle ist Alles Mandschusri's Werk. Denn gleichwie Padma-Pani alle lebendigen Wesen, so schuf Mandschusri auf Adi-Buddha's Befehl alle Gebäude der Welt.

II. Welches war der Ursprung des Menschengeschlechts? Antwort. Es steht geschrieben in unsern heiligen Büchern, daß die Erde ursprünglich unbewohnt war. In jener Zeit pflegten die Bewohner von Abhâswara (einem der Bhuwana's des Brahma) die Erde zu besuchen. Als nun einige dieser Wesen, die, obgleich halb männlich, und halb weiblich, bisher wegen der Reinheit ihrer Seelen keine Geschlechtslust empfunden, noch selbst den Geschlechtsunterschied bemerkt hatten, einmal wieder auf die Erde kamen, weckte Adi-Buddha in ihnen eine so heftige Begierde zu essen, daß sie Erde aßen, welche wie Mandeln schmeckte. Durch diese schwere Speise verloren sie die Leichtigkeit, nach ihrem Bhuwana zurückzufliegen, und mußten auf der Erde bleiben. Sie sahen sich jetzt genöthigt, sich von den Früchten der Erde zu nähren. Der Genuß dieser Früchte aber reizte in ihnen die Geschlechtslust; sie begannen sich zu begatten, und von da an pflanzten sich die Menschen auf dem Wege der Geschlechtsvereinigung fort. Als sie das letzte Mal von Abhâswara kamen, war Maha Samwat ihr Führer; dieser wurde daher der erste König der Erde.

Nach einem andern Buch ist Adi-Buddha der unmittelbar Schöpfer aller Wesen im Himmel und auf Erden.

Was die Zeit betrifft, so ist die Dauer der Yugas **), wie die Brahminen dieselbe berechnen, in unsern Schriften nicht angenommen, und wir beschränken uns darauf, daß es viele solche Perioden gebe, und daß man in der ersten derselben 80,000, in der zweiten 10,000 und in der dritten 1000 Jahre gelebt habe. Die vierte Periode zerfällt in vier Unterabtheilungen, wo das Lebensalter allmählig von 100 auf 50, auf 25 und zuletzt auf 7 Jahre herabsinkt, und die Statur auf die Länge eines Daumens zusammen schrumpft. Dann werden alle Dinge untergehen, und Adi-Buddha allein wird bleiben, und dieser Cyclus von vier Yugas ist eine Pralaya. Buddha wird hierauf vier andere Yugas schaffen, und die Dinge von Neuem ihren Lauf vollenden lassen, bis auch sie wieder der Zerstörung anheimfallen. So werden es im Ganzen ein und siebzig Pralaya's seyn, bis Maha Pralaya kommt. Wie viele dieser Revolutionen bis jetzt da gewesen und wie viele deren noch bevorstehen, davon findet man Nichts zu lesen.

III. Was ist Materie und was Geist? Antwort. Der Körper ward

---

*) B. Hodgsons sketch of Buddhism, in den Transactions of the Royal Asiatic Society of Great Britain and Ireland. Vol. II, Part. I.) Hodgson hatte die Bekanntschaft eines gelehrten Buddhisten in der Stadt Batan in Nepal gemacht, der ihm nicht nur über die dortige buddhistische Literatur Aufschlüsse gab, sondern auch die folgg. Fragen, welche er ihm vorlegte, beantwortete. Vergl. Edward Upham's history and doctrine of Buddhism, popularly illustrated, with notices of the Kappooism or Demon Worship and of the Bali or Planetary Incarnations of Ceylon. (Mit drei und vierzig kolorirten Lithographien nach singalesischen Originalien.) London 1829.

**) Das Sambhu Purana ist ein Nepal eigenthümliches Werk. Aber auch andere nicht-lokale buddhistische Schriften von hoher Autorität symbolisiren die Bildung und Wirkungen der Naturkräfte durch Buchstaben des Alphabets; unter diesen schreiben sie den Vorrang dem a, u und m zu, woraus die mystische Sylbe om entsteht, welche in den Augen der Brahminen nicht minder heilig ist als in den Augen der Buddhisten. a, sagen letztere, bedeutet (ist d. Widscha Mantra von) die Person Buddha, u die Person Dharma, und m die Person Sanga – das Ganze also die buddhistische Trinität. Die Buddhisten weichen indeß in der Klassifikation dieser drei Personen von einander ab. Nach den Aischwarikas ist das männliche Prinzip, Buddha, der Typus des Zeugens, das erste Glied; Dharma, das Symbol des Hervorbringens, das zweite; und Sanga, ihr beider Sohn, der Repräsentant der wirklichen Schöpfung, das dritte. Aber nach den vier Hauptsekten ist Sanga, obwohl ein Glied, doch das unterste Glied in der Kette dieser Wesenheit.

***) In der Trinitätslehre der zweiten buddhistischen Hauptsekte, der Swabhâwikas, wird das weibliche Prinzip Dharma auch Pradschna, und Buddha auch Upaya genannt, das weibliche aber dem männlichen vorgesetzt. Der Sinn also ist: Buddha vermählte sich mit Dharma wie Siwa mit Sakti.

****) Wairótschana, Akshóbya, Ratna-Sambhawa, Amitabha, Amogha-Siddha; deren Bodhi-Satwas heißen Samant-Bhadra, Wadschra-Pani, Ratna-Pani, Padma-Pani und Wiswa-Pani.

†) Die Geschöpfe, welche aus Eiern geboren werden, die lebendig zur Welt kommen rc.; hier ist eine auffallende Uebereinstimmung des Buddhismus mit dem Brahmanismus.

*) Der obere Theil eines Tschaitya oder Buddha-Tempels besteht deßhalb aus einer in dreizehn Grade eingetheilten Halbkugel. Physiognomien, Sprache, Baukunst, Sitten und Gebräuche weisen bei den Einwohnern von Nepal entschieden nach Norden. Nach dem Sambhu-Purana kam ein Buddha-Lehrer, der Mondsch-Ghal, Mandsch-Nath, Mandschusri heißt, aus China nach Nepal, leitete das Wasser ab, welches das Land bedeckte, baute einen Tempel und setzte den ersten Radscha ein. Da jedoch die Hauptreligionsschriften in Nepal sanskritisch geschrieben sind, so folgt, daß der Buddhismus doch zum Theil direkt aus Indien dahin gelangte.

**) Im Beginn der Zeit ist die Satya-yuga, und den Beschluß der Zeit macht die Kali-yuga.

hervorgebracht aus den fünf Elementen, und die Seele ist ein Theil des Wesens von Adi=Buddha. Der Körper, als ein Produkt der Elemente, ist vergänglich; die Seele, als ein Theil des göttlichen Geistes, unvergänglich; der Körper ist dem Wechsel unterworfen, die Seele unwandelbar. Der Körper ist in allen Wesen verschieden; die Seele in allen — ob Mensch oder Thier — gleich. Nur die Gabe der Sprache haben die Menschen voraus. *)

Entdeckungen in Pästum

Raoul=Rochette theilte der franz. Akademie am 5 Juli folgenden vom 12 Juni datirten Brief eines Reisenden mit, der sich vergangenen Monat in der Gegend von Pästum aufhielt. „Man hat auf Kosten der neapolitanischen Regierung an der berühmten Stelle des alten Pästums Nachgrabungen vorgenommen, unter Leitung des Hrn. Bonucci, Dirigenten der Nachgrabungen in Pompeji und Herculanum, und in Gegenwart des Hrn. Generalsekretärs der Kommission für Nachgrabungen im Königreich Neapel. Die erste Frucht der unternommenen Arbeit war die Entdeckung eines großen Tempels mitten in der Stadt, zwischen dem kleinen Tempel und dem großen noch heut zu Tag über der Erde stehenden, welchen man dem Neptun zuschreibt. Das unter seinem eigenen Schutt begraben gelegene Gebäude hatte eine Façade von acht Säulen und 16 auf jeder Nebenseite (?); es ist dorischer Ordnung und von einem Stil, der auf eine Mittelstufe zwischen der Erfindung und der Vollendung dieser Ordnung hinweisen dürfte. Was demselben in Bezug auf die Kunst eine ungemeine Wichtigkeit giebt, ist, daß es an vier Seiten durch Metopen mit Basreliefs geschmückt gewesen zu seyn scheint; wenigstens sind mehrere dieser Metopen welche der Hauptseite und einer der Nebenseiten angehörten, bereits unter den Trümmern aufgefunden worden.

Die — unglücklicher Weise ziemlich beschädigten — Gegenstände dieser Metopen beziehen sich auf die Geschichte der Argonauten, deren Hauptbegebenheiten sie in einer Reihe von Bas=reliefs darstellen. Auf einer der Metopen sieht man den Jason nackt, bloß mit einem großen Schild bedeckt, unter welchem er sich duckt und zum Todes Streich gegen den Drachen zu bereiten scheint. Auf einer andern ist einer der Dioskuren, mit seinem Pferd zur Seite; eine dritte stellt die Ceres vor, welche das Unternehmen der Argonauten bekanntlich sehr begünstigte. Die merkwürdigste aller Metopen ist aber vielleicht diejenige, auf welcher man den Orpheus mit der Leyer in der Hand und eine Ceres, oder vielmehr eine Priesterin der Ceres erblickt, die auf dem Kopfe den Kalathos oder den heiligen Korb trägt. Endlich sieht man auf einer Metope den Phryxus auf dem Widder, welcher zu dem ganzen Zug Veranlassung gab. Die meisten Metopen, welche den Fries des Tempels auf den andern Seiten schmückten, sind bis jetzt an der Stelle geblieben, wo man sie vorfand, da ihre Masse sie in der kurzen Zeit, welche man auf die Nachgrabungen verwenden konnte, aus dem Boden zu heben nicht erlaubte. Die Arbeit wird von Neuem vorgenommen werden, sobald der Aufenthalt in Pästum weniger ungesund und gefährlich geworden ist, als er einen großen Theil des Sommers hindurch sich äußert. Die Regierung hat sich vorgenommen, diese Reihenfolge von Basreliefs nach Neapel bringen zu lassen, von wo sie dann ohne Zweifel so bald und so sorgfältig bekannt gemacht werden, als im Interesse der Kunst zu wünschen ist.

Der Tempel war von einer groben Marmorart erbaut.

Der Stil der Skulpturen deutet auf eine etwas spätere Zeit, als diejenige der Metopen von Selinunte, und stimmt in sofern genau zu der Periode, welche für die Erbauung des Tempels selbst angenommen wurde. Dem Umfang nach möchte das Gebäude den beiden großen noch jetzt vorhandenen Tempeln in Pästum wenig nachstehen. Man muß noch vollständigere Details abwarten, eh man auf jede Frage, die über Kunst und Alterthum in dieser Beziehung aufgeworfen werden könnte, zu antworten vermag; aber was gewiß scheint, und von hoher Wichtigkeit seyn dürfte, ist, daß man nun eine Reihe von Basreliefs aus den ersten Zeiten der griechischen Skulptur aufgefunden hat, die eine bedeutende Lücke in der Kunstgeschichte ausfüllen kann.“

Der an Raoul=Rochette geschriebene Brief spricht noch von einer Straße und einem Säulengang, welche von dem Tempel zu dem im Westen der Stadt, nach dem Meer zu sich öffnenden Thore führen; man konnte von demselben bis jetzt zwar nur die Richtung im Allgemeinen abnehmen, sobald die Arbeiten aber wieder beginnen, sollen sie der Gegenstand fernerer Naturforschung werden.

Doppelkind.

Die Doppelmenschen nehmen kein Ende, seit die Aufmerksamkeit sich einmal auf sie gerichtet hat. Am 5 Juli berichtete Geoffroy Saint=Hilaire in der Akademie über ein solches, in Salies, Departement der niedern Pyrenäen, am 27 Februar lebend zur Welt gekommenes Geschöpf. Dasselbe besteht aus zwei regelmäßigen, ausgebildeten Kindern von angenehmem Aeußern, die am untern Theil des Beckens zusammengewachsen sind, so daß beide Gesichter gegeneinander schauen. Die vier untern Extremitäten sind nicht minder wohlgebildet, als der übrige Körper, bilden aber durch gegenseitige Umschlingung zwei einzelne Paare, das eine auf der rechten, das andere auf der linken Seite, von welchen jedes aus der Vereinigung zweier Extremitäten besteht, deren eine dem ersten, die andere dem zweiten Kind angehört. Die Mutter ist die junge Frau eines Landmannes, die zum erstenmal geboren hat, und während ihrer Schwangerschaft keinen störenden Zufall erfuhr. Das Geburtsgeschäft war mit keinen sonderlichen Schwierigkeiten verknüpft und in einigen Stunden ganz vorüber. Gleichwohl starb das eine Kind schon während des Durchgangs durch das Becken; das andere lebte noch neun Stunden, während welcher Zeit es das Zuckerwasser, welches man ihm reichte, kräftig einsaugte und durch sein unausgesetztes Schreien auf eine starke Konstitution hinwies. Beide Kinder waren weiblichen Geschlechts. — Merkwürdig ist der Umstand, daß alle Doppelmenschen, von welchen man von ziemlich langer Zeit her Kunde hat, und deren Zahl nicht klein ist, jederzeit einerlei Geschlechtes waren; nicht aber scheint es, als ob die Natur in Bezug auf diese Abnormität sich zu dem einem oder andern Geschlecht vorzugsweise hinneigte, denn es kommen ungefähr eben so viel Doppelknaben als Doppelmädchen vor.

Verbindung des atlantischen und des stillen Oceans.

Nach Briefen aus Guatemala vom 20 Oktober vor. J. war der General Verver, bevollmächtigter Minister Sr. Maj. des Königs der Niederlande bei dieser Republik, mit dem wichtigen Auftrag eingetroffen, den längst entworfenen Plan einer Vereinigung der beiden Meere, für den sich nicht nur, wie man weiß, die niederländische, sondern auch die russische Regierung wegen ihrer nordwestlichen Besitzungen interessirt, in Ausführung zu bringen. Die Wasserstraße, welche man beabsichtigt, wird sich von der Mündung des San Juan bis zum Golf von Nicoya oder bis Realejo erstrecken, jenachdem man den See Nicaragua oder Leon benutzt. Die Ankunft der Ingenieure hatte sich durch die bürgerlichen Unruhen, welche das Land verwüsteten, etwas verzögert, wurde aber unverzüglich erwartet. Man will dem Kanal eine Tiefe geben, daß ihn Fahrzeuge von 300 bis 400 Tonnen, ohne umzuladen, befahren können; Kriegsschiffe sollen von ihm ausgeschlossen seyn, und seine Gewässer im Fall eines Kriegs auf 20 M. von seinen beiden Mündungen für neutral erklärt werden. Der Staat Nicaragua müßte auf diese Weise bald ein Stapelplatz für den Welthandel werden. Um einen solchen Plan zu verwirklichen, bedarf es bloß der Gewährleistung aller Seemächte der Welt!

*) Die Swabhäwikas, oder vielmehr eine Unterabtheilung von ihnen, die Prädschnika's, vergöttlichen die Materie (prakriti) als die einzige Substanz, und geben ihr zwei Formen des Seyns, eine abstrakte (niwritti) und eine konkrete (prawritti): in jener alle thätigen und geistigen Kräfte vereinigend und diese Einheit zur Gottheit erhebend; in dieser die wirkliche sichtbare Natur erkennend, mit dem Charakter der Mannichfaltigkeit, der Veränderung, des Leidens. Die Materie geht durch die Energie ihres Wesens aus ihrem eigenthümlichen ewigen Zustand seliger Ruhe zu dem zufälligen transitorischen Zustand der Bewegung über, und kehrt mit dem Aufhören dieser Energie in jenen zurück. Die Kräfte der Materie lassen sich in ihrem Urzustande nicht näher bestimmen; sie sind aber personificirt in jener weiblichen Gottheit, welche Adi=Pradschna oder Adi=Dharma genannt wird. Die Tetaischeen aller Schulen beziehen sich bloß auf das Prawritti; aus ihm in die Wonne des Nirwritti zu gelangen, ist des Menschen höchstes Ziel. In dem Niwritti stellt, nach einigen Aischwarikas, Buddha das geistige Wesen und Seyn überhaupt dar, nach andern derselben ist Dharma oder das materielle Seyn zugleich und als Eins mit ihm vorhanden. Nach den Prädschnika's hingegen wäre Pradschna als die Summe aller intellektuellen und physischen Kräfte der Materie (summum et solum numen, Diva Natura) zu betrachten. Sie hätte insofern ein von aller sinnlich=materiellen Erscheinung unabhängiges, ewiges, unveränderliches, einiges Daseyn, und Buddha, als das thätige Prinzip, ginge erst beim Uebergang in das Prawritti aus ihr hervor, um sich mit ihr zu vermählen, aus welchem Bund die sichtbare Welt entspringt. Das Urprinzip wäre demnach ein weibliches Wesen — zuerst Mutter, dann Gattin des männlichen Buddha.

München, in der Literarisch=Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

(Beilage: Kamtschadalische Tanzweise. Zu Num. 189 gehörig.)

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 205. 24 Juli 1830.

Ausflug in den östlichen Umgebungen Roms im Mai 1827.

Die Sonne erhob sich eben glänzend an dem tiefblauen Himmel über dem Gebirge, welches in duftiger Ferne den weiten Kreis um die Campagna beschreibt. Von Sorakte her glänzte noch silberner Schnee, den die Kraft der Mai-Sonne nicht hatte schmelzen können. Wir in der baumlosen Ebene fühlten sie desto stärker, denn schon hatten wir die Basilika, S. Lorenzo fuori le mura hinter'm Rücken, und unser Wagen schleppte sich langsam durch den vom gestrigen Gewitterregen bodenlosen Weg. Einige Galeerensklaven, in weiß und schwarz gestreiften Kitteln, schienen beschäftigt, ihn wieder herzustellen. Sie hatten eben eine Pause gemacht, und leerten in freundlichem Gespräch mit ihren Wächtern einige Foglietten. Hätte an den römischen Soldaten nicht Etwas wie eine Militäruniform gehangen, man hätte leicht Wächter und Bewachte verwechseln können: dieselben gelben, sonnenverbrannten Gesichter, dieselben unheimlichen Furchen wilder Leidenschaften, derselbe Ausdruck selbstgefälliger Rohheit. Auch glaub' ich, rekrutiren sich je zuweilen Galioten und Soldaten auseinander. Von diesem traurigen Anblick kehrten wir indeß bald zu unserer eigenen unerfreulichen Erscheinung zurück. Im Glaskasten eines italienischen Vetturins wird das Wort des Dichters zu Schanden:

„juvat Socios habuisse malorum"

Jedesmal Einen Menschen zu viel in seinem Bauche tragend, ist er eine wahre Retorte, in welcher mittelst Staub und Schweiß alle menschlichen Gefühle und Gedanken dermaßen verflüchtigt werden, bis ein seelenloser Passagierkörper übrig bleibt, mit dem der Chemikus Vetturino dann nach Lust und Laune schalten kann. Wir verweilten jedoch nicht lange bei diesen trüben Gedanken; kühn die Retorte zersprengend, kehrten wir in die Elemente zurück. Ich klomm hurtig einen Hügel hinan, wie sie, wellenförmig, vom uralten Meeresgrund zeugend, durch die Campagna ziehn. Ungeheures Bild des Todes, wie regest du tiefe, sehnsüchtige Schauer in der Brust; Natur ohne Leben, Leiche des alten Römerlandes mit zerstörtem Antlitz, nur der Erinnerung an verschwundene Herrlichkeit kenntlich, für die selbstsüchtige Gegenwart ein formloses Getrümmer! Wie mahnt ihr mit eurem schweigenden Ernste an das Vergehen alles Irdischen; aber manchmal weht, wie ein tröstender Gedanke von Unsterblichkeit, ein kühlender Ostwind den Blütenduft der Akazien vom Gebirge herüber, welches im freundlichen Gewande der Hoffnung dem Wanderer in der Wüste winkt.

Wir pilgerten weiter, ein paarmal über kleine Bäche schwefelhaltigen Wassers, welches vom vulkanischen Ursprung dieses Landes Zeugniß giebt, dann vorüber an Travertinbrüchen, bis zum Grabmale der plautischen Familie. Es kam mir da auf einmal vor, als streite der Tod hier auf ungeheurem Schlachtfeld mit dem Leben. Schon plänkeln die Vorposten. Das alte Grab hat sich zu weit vorgewagt, ein Trupp vom Regiment Epheu hat es gepackt, und läßt es nicht mehr los. Da steht der ernsthafte Thurm, wie verdrießlich, indem sich wucherndes Grün um seine alten Glieder drängt und schwatzt und rauscht; fröhliche Sonnenstrahlen aber dazwischen auf dem grauen Gesteine mit tausend lustigen Eidechsen vergnüglich hüpfen und schäkern.

Gegenüber diesem pezzo d'antiquità streckt Gott Bachus zum Erstenmale wieder den Arm aus. Es ist ein bunter Wegweiser in glühende Paradiese, die kein Engel mit feurigem Schwerte bewacht. Hinter der kleinen Osterie nämlich ist der Eingang in die ungeheure Villa Hadrian. Ein zerlumpter Kerl kündigte sich als Kustode an. Wir blickten lächelnd und verwundert auf ihn, denn was braucht's da Kustoden. Riesengroße Stecheichen und Kastanien, schlanke Pinien mit breiten smaragdenen Kronen verwehren, aus hohem Gebüsch ragend, den Zugang zu zerbrochnem Mauerwerk zertrümmerter Paläste. Die Zeit hat längst gesiegt, aber der arme Mensch sitzt traurig an der Leiche seiner zerstäubten Kostbarkeiten, und wahrt die zerbröckelten Reste, und nennt sie feierlich und ehrerbietig, als trüg' er noch des alten Imperators Staatslivree.

Wir kletterten unter den wüsten, großentheils unkenntlichen Ruinen herum; die römischen Großen müssen doch auch Etwas von unsern Ludwigs den XV, von unserm hohen Adel des ancien regime gehabt haben. Prätorianer-Kaserne — Garde-Kaserne; Bibliothek und Antiquarium — Bücher und Antikensaal; Kanopus — Moschee; Göttertempel — zierliche Hauskapellen; oiel de boeuf — Venereum; Thal Tempe — Hirschpark rc. rc. so findet jede antike Partie der hadrianischen Villa ihren Pendant in Versailles oder Schwetzingen.

An dem Fuße der Anhöhe, auf welcher Tivoli thront, kamen wir wieder auf die Straße. Sie steigt durch einen Wald von

Oelbäumen sachte aufwärts; an den hohen Cypressen der Villa d'Este vorüber zogen wir im alten Tibur ein.

(Schluß folgt.)

Cairo.

Wohlthätige und religiöse Anstalten.

(Fortsetzung.)

Das Hospital, Muristan, wurde schon oben erwähnt. Ein anderes gleichen Namens bestand in Damaskus zu Thevenot's Zeit; die Kranken erhielten dort die ausgesuchteste Kost und Behandlung. Das Muristan in Cairo ist noch berühmter, als das von Damaskus. Ursprünglich war es nur für Verrückte bestimmt. Makrisi zufolge wurde es von der Enkelin Moesledon-allah's gestiftet. Später nahm es Kranke aller Art auf und wurde von den egyptischen Fürsten reichlich beschenkt. Für jede Krankheit war ein besonderer Saal und Arzt bestimmt. Das Gebäude war in zwei Theilen für die beiden Geschlechter gesondert. Man ließ alle Kranken, arm und reich, ohne Unterschied zu. Die Aerzte aus dem Orient standen hier in hohen Ehren; bei der Anstalt war eine Apotheke. Man behauptet, jeder Kranke habe täglich ein Goldstück (Dynar) gekostet und zwei Wärter gehabt; die Kranken, welche an Schlaflosigkeit litten, wurden in einen besonderen Saal gebracht, wo man sie eine harmonische Musik hören ließ, oder wo die geübtesten Mährchenerzähler sie unterhielten. Sobald die Kranken auf dem Wege der Besserung waren, trennte man sie von den übrigen, ließ Tänze und eine Art Lustspiele vor ihnen aufführen; beim Austreten aus dem Krankenhaus gab man ihnen fünf Goldstücke, damit sie sich nicht sogleich mühsamen Arbeiten zu unterziehen brauchten. Sultan el Mansur Qalaun stiftete die zum Hospital gehörige Schule, wo man Medizin und Religion lehrte. Er brauchte als Material Granitsäulen und andere Bruchstücke alter Gebäude. Ebendaselbst war eine Anstalt von der Enkelin des Gründers von Cairo gestiftet worden; acht hundert Mädchen wurden darin gehalten. Qalaun verlegte diese Anstalt nach einer andern Stelle und baute auf dem alten Lokal des Muristan 681 (1282) mit vier Säulengängen, die jeder mit einem Springbrunnen geschmückt sind; die Arbeit war in weniger als einem Jahre vollendet. Die Schenkung der Einkünfte fällt in das Jahr 685 (1286). Zur Zeit des französischen Feldzuges zeigte es kaum einen Schatten des alten Glanzes, so sehr hatten die Türken und Mameluken es vernachlässigt und die Einkünfte vergeudet. Als Jomard das Haus besuchte, waren daselbst mit Ausnahme der Verrückten 50 bis 60 Kranke in Sälen zu ebener Erde, die jedem Luftzug offen standen, ohne Bett und Möbel. Die Verrückten nahmen einen andern Theil des Gebäudes ein, jedes Geschlecht einen Hof; zehn Tolle waren in Gitterkämmerchen eingeschlossen und trugen eine Kette am Hals. Darunter waren zwei Barabrah, nämlich ein junger lustiger Mann, der seit drei Jahren eingeschlossen war, und ein Sklave seit vier Monaten; ein Scherif, der alle Monat einmal wahnsinnig wurde; ein Anderer, der seine Frau bei sich hatte; die Weiber waren nackt oder doch fast ohne Kleidung. Die Bemerkungen über die frommen Stiftungen beschließt Jomard mit Aufzählung der dazu bestimmten Summen, welche zur Zeit des französischen Feldzuges aus dem Myry (Grundsteuer) genommen wurden. Man glaubt mit Unrecht, die Orientalen und ihre Regierungen zeigten sich nachlässig in Allem, was öffentliche Hülfleistung betrifft. Blindenspitäler bestanden in Syrien und Egypten lange Zeit vor der Stiftung der Quinze-vingts durch Ludwig IX. Die Ottomanen, namentlich Selim und Suleiman, beschützten und erweiterten die frommen Anstalten; diese sanken aber unter den Beys.

Man zählt nur wenige christliche Kirchen im Innern der Stadt; die meisten sind in Alt-Cairo. Es herrscht in diesen Städten große Toleranz. Die von Kopten, Franken, Griechen und Juden bewohnten Quartiere liegen in allen Theilen der Stadt zerstreut und haben keine besondere Ringmauer. Jede Nation hat ihr Gotteshaus und übt ungestört ihren Cultus. Auch über diesen Punkt macht man sich in Europa irrige Vorstellungen. In einer griechischen Kirche sieht man mehrere Gemälde, welche die Apostel darstellen; der Gottesdienst wird, am Tage el Abhed der Mohammedaner, in griechischer und arabischer Sprache gefeiert. Das Judenquartier, Hart el Jhud, ist sehr groß und volkreich; die Häuser haben drei Stockwerke; keine Kaufläden. Hier, in der Straße Derb Eddurah, wohnt der Chacham oder Oberrabbiner. Mitten unter der angehäuften jüdischen Bevölkerung steht eine Moschee. Das Quartier enthält zehn Synagogen, die sämmtlich in sehr engen und dunklen Gassen liegen; auswendig sind die Pforten nicht von denen der andern Häuser verschieden, inwendig ziemlich schön und mit Marmorsäulen geschmückt. Die Juden Cairo's theilen sich in Talmudisten und Karaiten. Die Juden besorgen in Cairo das Zollwesen; ihre Anzahl beläuft sich auf drei tausend. Die Christen schätzt man auf zwei und zwanzig tausend, nämlich 10,000 Kopten, 5,000 Griechen, 5,000 Syrier und 2000 Armenier.

Ueber den Cisternen der Stadt ist oft ein Stockwerk mit einer unentgeltlichen Schule (kuttab), die von dem Stifter der Cisterne selbst herrührt und dessen Namen trägt. Dergleichen Schenkungen werden nicht leicht angegriffen. Der Elementar-Unterricht, welcher darin ertheilt wird, bereitet, wiewohl er nur in Lesen, Schreiben und Rechnen besteht, zur Universität der Moschee el Azhar und den andern Medreseh's oder Hochschulen vor. In Europa genießt nur ein Fünftel, höchstens ein Viertel der Kinder des Elementar-Unterrichts; in Cairo, behauptet man, kann ein Drittel der Einwohner lesen und schreiben; Dieß scheint jedoch übertrieben; die Mädchen erhalten höchst selten Unterricht. Der dortige Unterricht im Schreiben und Lesen ist in einer Hinsicht dem in vielen unsrer Dörfer und Städte vorzuziehn. Während in Europa die individuelle Methode (wo sich der Lehrer mit einem Schüler nach dem andern beschäftigt) an vielen Orten befolgt wird, unterrichtet der Lehrer in Cairo alle Schüler zugleich. Diese lesen laut und im Takt, sprechen eben so beim Schreiben die Worte aus. Hr. Poussielgue bemerkt, daß viele Leute in Cairo schreiben, ohne lesen zu können. *) Leider wird nur im Koran gelesen. In Egypten, Indien und überhaupt bei

*) Eine ähnliche Bemerkung machte Caillié zu Djienne.

vielen orientalischen Völkern*) wurde seit undenklicher Zeit die Methode des gemeinschaftlichen Unterrichts angewandt. Die Kinder lesen die Worte, die man ihnen diktirt, zugleich, dadurch entsteht ein großer Lärm, der aber nicht übel lautet, da sie Alles im Takt absingen. Wer zum ersten Mal eine Schule in Cairo besucht, erstaunt weit mehr darüber, daß die Zöglinge in Einem fort, aber stets im Takt, den Kopf bis zur Brust bücken; diese Bewegung dauert bis zu Ende der Stunde, scheint aber die Kinder nicht zu ermüden. Sie haben eine kleine schwarze Tafel in der Hand und schreiben mit Kreide; sie sitzen mit gekreuzten Beinen. Erst wenn sie acht Jahre alt sind, lernen sie lesen, zuvor, manchmal in einem Alter von fünf oder sechs Jahren, besuchen sie schon die Schulen und gewöhnen sich allmählig an die Buchstaben. Privatlehrer giebt es nicht; die Reichen schicken aber nicht immer ihre Kinder in die Schule, sondern zuweilen lehrt der Vater seine Söhne lesen. Nicht Alle erhalten unentgeldlichen Unterricht in den Anstalten; die Knaben wohlhabender Familien bezahlen zehn bis sechzig Medins monatlich. Reicht die Schenkung der Schule dazu aus, so giebt man den Armenkindern frei Kleidung und Wohnung. Der Schenker und seine Familie haben das Recht, den Lehrer zu ernennen, der Kadi darf aber diesen absetzen, wenn er sich nicht fähig zeigt, und einen anderen wählen; derselbe achtet auf die Verwendung des Geldes. Cairo hat auch Risaq oder Stiftungen für christliche Elementarschulen, wo ein etwas verschiedenes System befolgt wird.

(Fortsetzung folgt.)

*) Z. B. den Armeniern, vergl. Ausl. S. 415.

Statistik der Pest im Jahr 1829.

IV.

(Aus dem Journal d'Odessa vom 14 (26) Juni.)

„Wir haben während der Dauer der Pest in Odessa, dem Wunsch der Regierung gemäß, die zuverlässigsten Nachrichten über den Verlauf der Seuche im Jahre 1829 und die Sterblichkeit, welche sie veranlaßte, gegeben. Wir entnahmen diese Nachweisungen amtlichen Berichten. Gleichwohl sind viele unsrer auswärtigen Leser noch auf den heutigen Tag der Meinung, jene Angaben seyen ungenau gewesen, wir hätten den wahren Stand der Gesundheit verheimlichet, und die Pest habe weit größere Verwüstungen in unserer Stadt angerichtet, als angezeigt worden. Ganz im entgegengesetzten Sinn glaubten und glauben noch jetzt viele Bewohner von Odessa, es habe gar keine Pest in der Stadt geherrscht, indem die Sterblichkeit hiezu viel zu gering gewesen sey. Die Folgerungen dieser Letztern lauten ziemlich wunderlich; beinah möchte man sagen, sie machten es der Regierung zum Vorwurf, daß sie so schnell die geeigneten Maßregeln getroffen, und die Pest sich nicht ganz habe austoben lassen. Die Pest, welche im Jahr 1720 beinahe die Hälfte von Bevölkerung von Marseille hinraffte; diejenige, welche in den Jahren 1771 und 1772 in Moskau wüthete, bieten Beispiele des gleichen hartnäckigen Unglaubens, und noch mehr endlich die Pest, welche im Jahr 1812 in unsern Gegenden herrschte. Trotz der Sorgfalt und der Anstrengungen des Herzogs von Richelieu die Bewohner zu retten, ging damals doch ungefähr ein Sechstheil der gesammten Bevölkerung**) zu Grund, bloß weil eine Menge Menschen durchaus nicht daran glaubten, daß die Pest wirklich unter ihnen vorhanden sey. Diese unglückliche Erfahrung diente im Jahr 1829 den Behörden zum Fingerzeig. Ohne Zeit damit zu verlieren, die Ungläubigen erst zur Ueberzeugung zu bringen, schritt man unverzüglich zu den kräftigsten Maßregeln, wodurch denn die Seuche so schnell unterdrückt ward, daß Die, welche sie etwa studiren wollten, allerdings die erwarteten Verheerungen nicht zu sehen bekamen. —

**) „Wir haben uns nirgends einen genauen Aufschluß über die Zahl der damals Gestorbenen verschaffen können. Der Marquis von Castelnau, in seinem Werk über Neu-Rußland, versichert, es seyen 1656 Personen an der Pest gestorben und 675 Angesteckte wieder geheilt worden; wir wissen nicht, auf welche Angaben hin der Verfasser diese Berechnung gründet, welche von vielen sehr glaubwürdigen Personen als ganz falsch angesehen wird. Nach der Schätzung dieser Letztern hätte sich die Sterblichkeit in der Stadt und den umliegenden Ortschaften, welche damals zusammen 30 bis 36,000 Bewohner zählten, auf nahezu 5000 erstreckt."

„Wir geben folgende genaue und belegte Berechnung der Verwüstungen, welche die Pest sowohl im Hafen-Lazareth, als in der Stadt und in den benachbarten Dörfern anrichtete. Die Ursachen, durch welche die Krankheit in ersteres gebracht ward, stehen in gar keiner Verbindung mit den Ursachen ihrer Verbreitung in der Stadt und Umgegend, daher man auch die beiderseitigen Ergebnisse nicht unter einander werfen darf. Man weiß nicht, auf welche Art die Pest in die Stadt kam. Die beiden ersten Personen, welche von derselben befallen wurden, starben, eh die Regierung vom Vorhandenseyn der Seuche noch benachrichtiget worden war und mithin eh von den Kranken die nöthigen Aufschlüsse über den Ursprung des Uebels erhalten werden konnten. Ins Lazareth wurde sie durch ein von Kistendschi gekommenes Fahrzeug gebracht, überschritt aber diese Anstalt nicht. Betrachten wir beide Fälle etwas näher. —

„1) Pest im Lazareth."

„Das Schiff, welches die Krankheit einführte, war der Triton, ein österreichisches, von Kapitän Jaculich befehligtes Fahrzeug. Es kam in Odessa am 13 Mai mit Kleidungsstücken für die Truppen an. Am 26 oder 27 Mai starben drei Leute von der Mannschaft desselben beinahe plötzlichen Todes; da man jedoch an ihren Körpern kein äußerliches Anzeichen der Pest wahrnahm, betrachteten sie die Aerzte als nicht von der Pest befallen. Am 2 und 4 Juni starben zwei Matrosen, welche mit jenen umgegangen waren, ebenfalls, jedoch wieder ohne irgend ein Symptom der der Pest. Am 7 Juni endlich starb ein Mann, an welchem man unzweideutige Pestzeichen bemerkte. Nicht sobald war Dieß bekannt, als man alle Schiffe auslaufen und sich auf die Rhede legen ließ, die verdächtigen Personen von den übrigen trennte, ihre Effekten der Reinigung unterwarf, und diejenigen derselben, welche Besorgniß erregten, verbrannte. Diese Maßregeln hätten allein hingereicht, wären nicht im Lauf des Sommers noch andere angesteckte Schiffe von Silistria, Warna, Baltschick und Kistendschi eingelaufen. Indessen brachte man auf jedem derselben das Uebel, von welchem sie angesteckt waren, zum Stillstand, und von keinem Fahrzeug verbreitete es sich weiter. — Vom 13 Mai bis zum Augenblick des gänzlichen Erlöschens der Seuche betrug die Gesammtzahl der Kranken auf den Schiffen und in dem Lazareth 44, von welchem 39 starben, 5 wieder genasen.

„2) Pest in der Stadt und Umgegend.

„In Kujalnik und Ussatowy-Chutora sind 50 Personen gestorben, drei wieder genesen; 5 andre starben im Chutor von Teognosti, so wie eine Frau in der Stadt selbst, und wahrscheinlich auch ein Mann, der begraben wurde, eh die Regierung Kunde von dem Vorhandenseyn der Pest hatte; 23 Bewohner von Moldawanka sind theils in ihren Häusern, theils in dem provisorischen Lazareth und in dem Hafen-Lazareth gestorben, 8 genasen wieder. Im Lager starben 6 Soldaten; 5 genasen. Im Chutor von Jukofsky starben 7 Personen, eine genaß; im Dorf Tatarka starben 2; in Dalnik starb ein Knabe mit verdächtigen Zeichen. Im Ganzen wurden also 110 Personen von der Pest befallen, wovon 94 starben, 16 genasen. — Nach gänzlichem Aufhören der Ansteckung und Ablauf der von den Quarantäne-Gesetzen bestimmten Zeit wurde am 29 September der freie Verkehr der Stadt mit dem übrigen Reich hergestellt. Allein das Feuer glimmte unter der Asche — am 14 Oktober zeigte sich die Pest in Odessa von Neuem. Sogleich traf man alle nöthigen Vorsichtsmaßregeln. Die späte Jahrszeit erlaubte nicht mehr sämmtliche Mittel in Anwendung zu bringen, deren man sich im Sommer mit Erfolg bedient hatte; gleichwohl wurde man der Seuche Meister, die nach 7 Wochen gänzlich vertilgt war. Die Stadt blieb übrigens noch einen ganzen Monat gesperrt. Dieser zweite Ausbruch der Pest hatte sich auf 129 Personen erstreckt, von welchen 86 starben, 43 genasen.*) Die Summe aller Kranken während beiden Pestanfällen

*) Während des zweiten Pestausbruches war demnach die Sterblichkeit bedeutend geringer, als während des ersten; ohne Zweifel trug hiezu die Kälte bei, nebenher hatten aber auch die Aerzte bereits mehr Erfahrung gewonnen.

belief sich also in der Stadt und Umgegend auf 239, von welchen 180 (d. h. 3/4) starben und 59 (1/4) gerettet wurden. Dieses Verhältniß der Gestorbenen zu den Geretteten ist sehr stark und beweist, daß die Pest im Jahr 1829 bösartiger war, als sie in der Regel zu seyn pflegt."

Der Buddhismus.

2. Abriß der Glaubenslehre.

IV. Hat die Materie eine unabhängige Existenz von Gott oder nicht? Antwort. Des Körpers Leben beruht auf dem Ein- und Aushauchen des Athems, welcher ist eine Eigenschaft der Seele (prana), die ihr von Gott zukommt oder, nach Andern, ihr inwohnt: ein Punkt, worüber Viel gestritten wird. Einige Buddhisten behaupten, daß neue Körper (deha) ohne Weiteres durch sich selbst, d. h. aus der materiellen Vereinigung der Geschlechter entstehen, oder wie sie sich ausdrücken, swabhawaka seyen. Sie fragen: wie wurden die Augen, das Fleisch, die Glieder ꝛc. in der Mutter Schoß gebildet? Swabháwa! Wie die Dornen der Wüste gemacht, daß sie stechen? Swabháwa! Woher die Furchtsamkeit des Hausthiers und die Wuth des Raubthiers? Swabháwa! Andere nennen die Welt und den menschlichen Körper Karmika, andeutend, daß Karma*), d. i. die freie sittliche That, Ursache der Existenz des Lebens sey, und sie vergleichen den Leib mit einem Feld (kshetra) und die Werke mit Saatkörnern. Nach ihnen war es Adi-Buddha allein, welcher den ersten Leib, den der Mensch empfing, schuf, während der nächste Körper und alle folgenden, die jener im Verlauf seiner zeitlichen Wanderungen anlegte, Kármika, d. h. durch die Werke des ersten Leibes bedingt waren. Wer aber frei von diesen Irrsalen seyn wolle, müsse sich in brünstigem Gebet an Buddha wenden, ihm alle seine Güter weihen und keiner Begierde nach solchen Dingen Raum geben.

V) Welches sind die Eigenschaften Gottes? Antwort: Seine unterscheidenden Attribute sind zahlreich. Einmal ist er Pantschdschnyanátmaka, d. h. sein Wesen enthält fünf Arten ihm eigenthümlicher Weisheit (dschnyána), welche er in den fünf von ihm ursprünglich erschaffenen Buddha's geoffenbart hat*). Ein anderes seiner Attribute ist das Vermögen sich zu individualisiren und zu vervielfältigen, und wiederum nach Belieben zu individualisiren; noch ein anderes ist seine Eigenschaft des Mitleidens und der Gnade.

VI) Besteht die Seeligkeit Gottes in Thätigkeit oder Ruhe? Antwort. Man kann die Sache auf zweierlei Art betrachten: einmal nach dem Nirwritti, zweitens nach dem Práwritti. Nirwritti ist, daß man weiß, die Welt sey nichts Reales, bloßer Trug und Schein, und daß man weiß, auch Gott sey es; Práwritti, das Gegentheil dieser erhabenen Wissenschaft, ist die Ansicht gemeiner Menschen. Nach dem Nirwritti ist Adi-Buddha Urheber und Schöpfer aller Dinge, ohne welchen Nichts ist, was ist; dessen Sorge die Welt und ihre Bewohner erhält; während in dem Augenblicke, da er sein Antlitz von ihnen wendet, sie ins Nichts zurücksinken und Niemand übrig bleibt, als Er selbst. Einige, die sich zu dem Nirwritti bekennen, unterscheiden indessen die Welt von Adi-Buddha; allein der Weise weiß, daß sie in Irrthum sind.

Adi-Buddha, obgleich alle lebenden Wesen in sich begreifend, ist doch Eins; Er ist die Seele und sie sind nur die Glieder und die leibliche Hülle dieser Monade. So verhält es sich mit dem Nirwritti, welches dem tiefen Forscher sich als Einheit ergiebt; wogegen das Párwritti, welches Mannichfaltigkeit bedeutet, in allen Dingen unterscheidbar ist. Der letztern Ansicht nach mag Adi-Buddha vorgestellt werden als ein König, welcher Befehle ertheilt; die fünf Buddhas und die andern Gottheiten des Himmels sind seine Minister, die Vollzieher dieser Befehle, und wir arme Sterbliche seine Unterthanen, Diener und Sklaven. Das Weltgeschäft kommt jenen Gottheiten zu, deren jede ihre besondern Verrichtungen hat; Adi-Buddha hat damit Nichts zu schaffen. Die fünf Buddhas schenken den guten Menschen Mukti und Mokscha. Brahma, auf Padma-Panis Gebot, schafft; Wischnu, auf das gleiche Gebot, liebt alle Wesen; Mahadewa, auf dasselbe Gebot, zerstört; Yama zeichnet die Sünden auf, und bestraft die Sünder; Indra und Waruna schicken Regen; Sonne und Mond befruchten die Erde mit ihren Strahlen, u. s. f.**).

(Fortsetzung folgt.)

Thierisches Brod.

Gegenwärtig bereitet man in Paris eine neue Art Brod unter dem Namen pain animalisé. Aus der Erfahrung von der Nahrhaftigkeit der Knochengelatine, deren man sich zu Suppen bedient, schloß man nämlich, daß, wenn diese Gelatine in Brod von Kartoffelmehl gebracht werden könnte, dieses eben so angenehm und nahrhaft, als Waizenbrod seyn würde. Der Versuch entsprach der gehegten Hoffnung vollkommen, und in Paris werden jetzt schöne auf die besagte Art bereitete Brodlaibe zu weit niedigerem Preis als das Waizenbrod verkauft. Die Gelatine ist so gereinigt, daß sie keinen unangenehmen Beigeschmack oder Geruch giebt. Ein großer Theil des mit der afrikanischen Expedition abgeschickten Zwiebacks bestand aus solchem Brode.

---

*) Die zwei buddhistischen Schulen, von denen oben die Rede gewesen, verherrlichten über Gebühr die Kraft und Weisheit der Natur, und ihrer Weltursache fehlt der Begriff der Providenz; aber auch so reducirt sich vielleicht der Unterschied zwischen unserm Christismus und ihrem Pantheismus, oder, wenn man will, Atheismus bloß auf Wortdistinktionen. Daß wenigstens der Buddhismus dieser mildern Deutung fähig ist, zeigen die beiden andern buddhistischen Sekten, die Kármika's und Pátnika's (yatna, so viel als geistige Kraft, kunstreiches Streben). Glaubten die Swabhawika's und Aischwarika's an den durch die Weisheit Adi-Buddha's ewig nothwendig bestimmten Verband von Tugend und Glückseligkeit, so untersuchten die Karmika's und Patnika's die Fragen, wie fern das freiwollende Individuum diese Aufgabe durch sich selbst zu realisiren vermöchte; ob durch die richtige Leitung des Verstands oder durch die geeignete Pflege des moralischen Gefühls. Jene entschieden sich mehr in dem letztern, diese in dem erstern Sinn. Allein nachdem sie diese Punkte einmal festgestellt, so konnten sie leicht ihre Systeme zu dem Thron des Urprinzips hinaufführen. Daß sie sich Anfangs auf die Erscheinungen der menschlichen Natur beschränkten, schließt Hodgson aus dem Umstande, daß in vierzig Strophen (slokas), die er sammelte, um, sich über ihre Lehren Aufschlüsse zu verschaffen, kaum von einer andern als der oben erwähnten Frage die Rede war. Bei Stellen, wo sie über diesen Punkt hinaus gingen, schienen sie ihm auf fremdem Grund und Boden sich zu bewegen, wie wenn z. B. Sákya in dem Diwya Awadán sagt: „Aus der Vermählung Upaya's und Pradschna's entsprang der Mensch, und aus dem Menschen ging hervor Gut und Bös"; worauf diese Vermählung für Karmá, d. h. für einen intelligiblen Akt der Freiheit erklärt wird; oder wenn es in demselben Werk in Bezug auf die Patnikalehre heißt: „Ischwara (d. i. Adi-Buddha) brachte hervor Yatna durch Pradschna; die Ursache von Práwritti und Nirwritti ist Yatna; alle Nützen dieser und der künftigen Welt erleichtert Yatna." Unpersönlichkeit und Quietismus mögen die Einwendungen gewesen seyn, die vornehmlich gegen das Causalprinzip der Pradschnika's und Aischwarika's vorgebracht wurden, und denen die Karmika's und Yatnika's durch Annahme eines moralischen oder intellektuellen Bewußtseyns begegnen wollten, welches ihnen mit der Causa Causarum — gleichviel ob diese materiell oder unmateriell gedacht wurde — von Anbeginn verbunden war. Der Glaubensspruch der Karmika's ist daher: „Purwa Dschanma Kritany Karma tad Daiwyan iti Kathyate"; was man übersetzen könnte: „des Menschen Wille ist sein Schicksal." Eine solche Ansicht von der menschlichen Natur mußte den Karmika's von selbst dem Glauben an eine immaterielle Existenz, also in der Theologie der Schule der Aischwarika's geneigt machen.

*) Hier die göttliche Urschöpfung vermittelst der fünf Akte des Dhyans (vergl. Fr. 1.), woraus die fünf Dhyani Buddhas, jeder mit dem Charakter des Dschnan, dem er den Ursprung verdankt. Diese fünf Dhyani Buddhas brachten die fünf Dhyani Buddhisatwas hervor, mit Hülfe des von Adi-Buddha empfangenen Dschnan und durch einen Akt ihres eigenen Dhyan. Dhyani Buddhas, gleich Adi-Buddha, sind ruhend: die thätige Arbeit des Schaffens und Erhaltens ist den Buddhisatwas zugetheilt. Dieser Begriff der Schöpfung durch Dhyan zeichnet den Buddhismus aus; aber wessen Dhyan besitzt die wirkliche Schöpferkraft? Der des ewigen Adi-Buddha, sagen die Aischwarikas; der eines Buddha, selbst eines Mánuschi oder sterblichen Buddha, sagen die Swabhawikas. Die Buddhisten haben keinen andern Begriff von Schöpfung als diesen, der keine Zeugung ist.

**) Nirwritti und Pärwritti sind allen Schulen buddhistischer Philosophie gemeinsame Ausdrücke. Nach den Aischwarikas ist Nirwritti der Zustand, in welchem die Seele unabhängig von der Materie; Präwritti, der Zustand, worin sie mit der Materie vermischt existirt. Nach den Swabhawikas bedeutet ersteres Wort Nichtseyn; letzteres Seyn; nach den Pradschnika Swabhawikas bedeutet jenes die Form des Seyns der thätigen und intellektuellen Kraft der Materie unabhängig von der sichtbaren Welt; dieses die Form des Daseyns derselben in der sichtbaren Natur. Mokscha nach den ersten ist Versenkung in Adi-Buddha; nach den zweiten Versenkung in Schunya; nach den dritten Identifikation mit Pradschna.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 206. 25 Juli 1830.

Ausflug in den östlichen Umgebungen Roms im Mai 1827.

(Schluß.)

Vom Fenster unserer Osterie, zur Sibylle genannt, war der Anblick nicht erfreulich. Das breite Flußbett des Teverone, dessen wilde Gewässer so viel Unheil in Tivoli anrichteten, und den Wasserfall des Bernini und die Kaskadellen zerstörten, lag öde, sandig, mit zerrissenen Ufern, und von halb zerfallenen Häusern begrenzt, vor unsern Blicken. Desto lieblicher winkte der besetzte Tisch. Carciofi arroati, diese weichen, zarten, feinen, aromatischen Kinder des helden- und riesenmäßigen Gemüsestamms Italiens, dufteten uns von süßem Oele wollüstig triefend entgegen. Sie, und einiger guter Wein vom benachbarten Monteporcio mochte auch die französischen Akademisten zu dem kühnen Gemälde begeistert haben, das uns gegenüber die Wand schmückte. In goldnen Straßen, auf einem Berge, glänzte der Tempel des Ruhms. Die Künstler Frankreichs, in Reih und Glied, marschirten auf ihn los. Die Sicherheit des Sieges in den Gesichtern, die riesengroß und porträtähnlich, auf winzigen Körperchen ruhten, erinnerten an die schönen Tage des Adlers. Wie unwichtig kamen da wir armen Deutschen in unsern grauen Reisehemden und bescheidenen Turnhosen uns vor, denn gleich unter den Franzosen hatte ein Anderer seinen Namen eingekritzelt.

„James Wilson, on his returning from East India“

Aber ich biß in meine Kartoffel, und begann mit lauter Stimme „Zu Leipzig auf der Aue, o schöne Ehrenschlacht“; da stimmten auch die Andern ein, die Gläser klangen, und bald waren wir in Gefühl und Deutschland versunken. Ja, rief ich begeistert, wenn Engländern und Franzosen auch der Ruhm und die Schätze der Welt gehören, den Deutschen gehört sie selbst, ihr inneres Wesen, die Tiefe ihrer wunderbaren unvergänglichen Seele! Die Schönheit und die Liebe finden sie aus dem Wust und Schutt der Gemeinheit und Alltäglichkeit; ja, Liebe und Schönheit suchen deutsche Seelen, um in diesem Elemente von Sehnsucht und einem nur halb irdischen Daseyn von den Stürmen des äußern Lebens auszuruhen. Erinnerung und Hoffnung, die himmlische Sprache der lebendigen Natur, sie drängen sich an das deutsche Gemüth, bis ihnen die Thräne Antwort giebt, eine Thräne, die beglückender ist, als der Lorbeer von Austerlitz, und alle Reichthümer des Orients. — Begeistrung und Carciofi nehmen ein Ende. So ging's auch uns. Wir stiegen am Sibyllenhügel, hinter dem Hause, zur großen Kaskade hinab, bis wir ganz nahe an dem donnernden Gewässer standen. Früher, als ein Theil desselben noch durch das berninische künstliche Loch fiel, war diese Partie geringer. Jetzt ist jenes trocken, und hier nun stürzt die doppelte Wassermasse in den Abgrund. Die Felsen ringsum sind steil, nur hie und da mit schönem Moose bedeckt, und immer benetzt von dem Stäuben des Falles. Wir stiegen zurück, und an der andern Seite herab. Da ist es viel schöner. Hoch über der Kaskade, zwischen Gebüsch, thront der Sibyllentempel. Zu unsern Füßen, schäumend, strudelnd, mit mächtigem Getöse rollt der Fluß in die Schlucht, welche eine natürliche Felsenbrücke über das Thal bildet. Durch den finstern Rahmen erblickten wir noch einen kleinen Theil der unten gelegenen Landschaft, so sonnenbeschienen, so goldengrün! auch der Teverone floß unten langsamer, und rauschte weniger, als erstaune er, aus seinem Felsengrab erstanden, über die Lieblichkeit seines neuen Betts.

Wir zogen dem Flusse nach. Unten krümmt er sich um die Felsen, über die sonst in vielfachen Strahlen und Strömen die Kaskadellen herabtosten. Jetzt sind sie trocken, und tausend Spalten lechzen nach dem langgewohnten erfrischenden Naß. Wir waren schon in das Waldgebiet eingetreten. Dichte Schatten von Kastanien verhüllten uns die Aussicht. Gab es hie und da eine Lücke, so schwelgte das Auge rechts an den sanften, runden Anhöhen, links an dem Strom in der Tiefe, den nackten hohen Felsmauern, über welche einzelne Hüttchen und Häuschen, wie neugierig, herübersahen. Weiter unten setzten wir über eine Brücke; ein altes, thurmartiges Gemäuer nannte man uns als den Tempel des Hephästus, endlich zur Höhe durch einen Hohlweg hinaufgelangt, erreichten wir die Villa des Mäcenas. Ihre ungeheuren Substruktionen gleichen denen von Francesko in Assisi. Jetzt wird das ganze Gebäude zu einer, ich weiß nicht welcher, Fabrike gebraucht. Industrie in Italien hat etwas Tragikomisches. Dieß Abarbeiten schmutziger, bestaubter Menschen in dumpfen Löchern um des Gewinns eines Dritten willen, mitten in einer Natur, die mit dem Ernste einer Hausfrau am tausendjährigen Herd ihrer Vulkane für Millionen Labsal bereitet, und sie mit milden luftigen Boten in ihre freundlich geschmückte Osterie einlädt, ist sonderbar.

Bei dem Knarren der Räder, beim Surren der Maschinen

wurde mir bange. Wir flüchteten auf die Plattform des Gebäudes. Da lag die ganze Kampagna vor uns, im milden Abendglanz. In Gold strahlten die platten Dächer von Tivoli; noch ober uns, mit Purpur durchwebt, das dunkle Grün der gigantischen Cypressen der Villa d'Este; links im blauen Duft das Albanergebirg, scharf auf den Abendhimmel [sich zeichnend; rechts auf hohen Felsen ein Paar malerisch gelegene Städtchen. Nach und nach ward es düsterer, aus der Ebene stiegen Nebel auf, nur das Meer, ein lichter Streif war am äußersten Horizont sichtbar, und St. Peters Dom. Endlich verschwanden auch diese, da stieg der Mond glänzend hinter den Bergen auf.

Schlechtern Kaffee und ein schöneres Kaffeehaus trägt die Welt nimmermehr, als in Tivoli. Von einem Balkon aus, dicht über einer ansehnlichen Tiefe, genossen wir heute die ganze Schönheit der gestrigen Landschaft im Morgenroth. O Kaetius Dillis, das hast Du einst gemalt, Morgenroth im Herzen! Glut aus der schöpfenden Hand floß in Deinen Pinsel, als Du das göttliche Geburtsfest eines italienischen Frühlingstags, seinen großen stillen Tod an der Brust des stillen Meeres mit zauberischen Farben schildertest. Ist auch dein Glühen erloschen, die Bilder Deiner jugendlichen Seele leben noch, und unter dem Schutze freundlicher Augen, Zeugen häuslicher Freude, flechten sie die Süßigkeit ihrer Erinnerungen in das lebendige Bild deutscher Liebe und Treue.

Ehe wir Tivoli verließen, gingen wir noch in die Villa d'Este; sie sieht sich von Ferne besser, als in der Nähe an. Solch barokes Zeug, kindische Nachbildungen altrömischer Gebäude, konnte man nur in jener Zeit bilden, wo man die Natur gerne ausgejätet hätte, um sie neuverbessert in symmetrischen Winkeln und Schnörkeln wieder anzupflanzen. Seit diese Villa verlassen steht, hat sich indeß Alles darin verschönert. Bäume und Sträuche wachsen frei und lustig in die Höhe. Muntres Ungeziefer kriecht in dem Miniatur-Koloßeum, und Biscuit-Pantheon, wie die Engländer in den Ruinen herum, Alles bekrabbelnd und betastend, die Springbrunnen haben sich andere Wege gesucht, und sind wieder zu wilden Quellen geworden, und selbst die Kustoden haben Ruhe, seit das alte Götzenwesen zerfallen ist.

Als wir Tivoli verließen; brannte die Sonne heiß ins Thal herab, das ziemlich eng, von waldbewachsenen Höhn eingeschlossen, ostwärts führt. In Vicoraro machten wir ein Wenig Halt. Es ist das alte Varia des Horaz, welcher seine Sehnsucht dahin in einem gar schönen Briefe an seinen Verwalter ausgedrückt hat. Es muß aber auch himmlisch gewesen seyn, aus dem Drängen und Treiben der Weltstadt sich in diese stillen Gründe flüchten zu können. Am Fuße alter Eichen, am bandusischen Quell' mögen in dem Dichter wohl oft andere tiefe und schöne Gedanken und Gefühle erwacht seyn, verschieden von den glatten, glänzenden, spitzigen, vornehmen Verstandesübungen seiner Episteln und Satiren. Aus dem Gewirre der Sadt gerettet, mögen sie froh gewesen seyn, wenn nur die liebende Mutter sie hörte, der Hain und die Welle.

Außerhalb Vicoraro an der Straße steht eine uralte Kirche, vielleicht aus der Zeit, wo der Hohenstaufen Konradin jugendlichen Muths, eine Welt von Hoffnung im Herzen, durch diese Gegenden zum Tode zog. Auch er war ein Deutscher, großer, schöner Träumer, voll adlichen Sinnes, aber ein praktischer Schuft mordete ihn. So gehts den Deutschen oft.

Als der Mittag heranzog, wurde das Thal immer enger, durch manch ödes Flußbett ging unser Weg, es wurde mir immer heimlicher. War auch die Landschaft so ganz verschieden von unsern Gebirgsgegenden, so grüßte ich doch die liebe Verwandte unserer großartigen Heimath, und suchte in ihr die geheimnißvollen Züge der Gebirgsnatur, welche meiner Jugend so oft in Arabesken aus Gletschereis, aus des Wasserfalls flüßigem Silber, aus dem Purpur der Alpenrosen, aus der dunkeln Tiefe ihrer unergründlichen Seen, von der ewigen Liebe und ihren Wundern erzählte. Ich habe mich schon oft geärgert, wenn jede Erinnerung an die Heimat, die sich in der Fremde zeigt, ohne Unterschied mit dem Namen Heimweh belegt wurde. Welcher Unterschied zwischen Dem, der nicht ohne Polizei, Oldenkott und Braunbier leben kann, und der Italien und Deutschland darnach unterscheidet, daß man dort von Wirthen und Kutschern mehr geprellt wird, als hier, und zwischen Dem der entflohn aus unsern dunkeln Tannenwäldern, unsern majestätischen Eichenhainen, aus dem Concert der Waldvögel, aus der ganzen mährchenhaften Existenz eines deutschen Herzens, in die stolze italienische Natur, ihr blaues Himmelszelt, ihr klares großartiges Daseyn tritt. Während jener den Vetturin segnet, der ihn aus der polizeiwidrigen Macaroni- und Käsewirthschaft zum heimischen Herd und seiner Köchin führt, fühlt auch der andere die Sehnsucht nach der Heimat. Aber es ist nur das tiefe und glühende Verlangen, das Schöne mit dem Schönen zu vermählen, und dann wieder der wollüstige Schmerz, in das von Erinnerungen erweichte Herz das reizende und doch fremde Bild der Gegenwart zu drücken.

Wir kamen immer tiefer ins Gebirge, im Osten stiegen wilde, kahle Kuppen empor. Bis jetzt hatten wir von Zeit zu Zeit, rechts an den Bergen, bald hoch oben, bald im Thale durch das Grün der Wälder, Reste alter Wasserleitungen bemerkt. Nun hörten sie auf, aber statt ihnen kam bald da, bald dort ein Städtchen zum Vorschein, wie ein Adlernest, in schwindelnder Höhe auf unzugänglich scheinende, spitzige Felsen gebaut. Aosta liegt nahe an der Straße, weiter drüben die Cerrara. Diese nahm sich zauberisch aus. Hell von der Sonne beschienen, stachen die uralten grauen Mauern und die kahlen Felsen von rabenschwarzen Gewitterwolken ab, die sich im Hintergrunde, von Blitzen häufig durchkreuzt, ernsthaft und drohend erhoben.

Wir eilten, um einem Regenschauer zu entgehen, aber der Sturm trug die Wolken und wir mußten in einem Bauernhause Obdach suchen. Wir trafen da eine Menge von Landleuten, die sich gleichfalls vor dem Gewitter geflüchtet hatten, und jetzt in malerischen Gruppen um den großen Herd lagerten. Die Männer, beinahe klein, breitschultrig, mit ihren spitzen Hüten und verblichenen rothen Jacken empfingen uns finster, ohne Gruß. In ihren dunklen Gesichtern lag ein Ausdruck sinnlicher, roher, Kraft, auf welche auch die kurzen, gelockten Haare, der kurze, dicke Nacken deutete. Die Mädchen hatten sich zurückgezogen, aber aus der Dunkelheit blitzten ihre glänzenden Augen. In ihrer malerischen Tracht, mit ihren egyptischen Sphinx-Kopftüchern, die antik geformten kupfernen Wassergefäße vor sich, hätten sie,

wie sie neugierig, lüstern sich zusammenflüsterten, recht gut als Rahels Begleiterinnen zum Brunnen in der Wüste dienen können. Einige Matronen saßen vorne auf dem Herd. Die jugendlichen Züge ihrer Töchter waren in ihnen zu einem tiefen Ernst verwandelt, ohne verwittert zu seyn. Sie hätten zum Modell einer Hekuba dienen können. Ueberhaupt aber liegt in allen Bewegungen der Italienerinnen dieser Gegend eine unbeschreibliche Grazie, und ihre großartig gebeugten Glieder, deren Ebenmaß selten durch viel Fleisch versteckt wird, bilden, selbst bei heftiger und schwieriger Thätigkeit, immer die gefälligsten und schicklichsten Stellungen. Sie gleichen den hohen schlanken Gewächsen ihrer Heimath, den zarten hochgestengelten Blumen des Südens, und beugen sich, wie diese, durch den heftigsten Anlaß bewegt doch noch immer in sanfter Wellen-Linie.

Als das Gewitter nachließ, verließen wir die Gesellschaft, und zogen gegen Subiaco weiter, das wir noch vor Abend erreichten. Das Städtchen liegt freundlich, von hohen kahlen Bergen umgeben, Haus über Haus an einem kleinen aber steilen Bergkegel ringsum aufgethürmt. Die Sonne schien wieder heiter; über den dunklen Wolken im Ost thronte ein bunter Regenbogen, Kinder und lachende Mädchen schäkerten vor den Häusern und an den Brunnen, und pflogen die vom Sturm zerzausten Blumentöpfe mit dunkeln Nelken vor den Fenstern. Wir lasen aber an der Osterie über einer Sonnen-Uhr die schönen Worte:

Forestier à che mi guardi
Ferma ti à l'osteria
Non vedi, é tardi.

Da zogen wir Alle wohlgemuth über ausgewaschene, verfallene Treppen in die kühle, sabinische Herberge ein.

C a i r o.

(F o r t s e t z u n g.)

Die Citadelle.

Die Citadelle, el Qalah, liegt oberhalb der Stadt, aber unter dem Mogattam, einem Muschelkalk-Berg. Der höchste Punkt des Schlosses ist ungefähr 93 Meter über dem niederen Wasserstande des Nils. Es ist von unregelmäßiger Form, hat 3000 Meter im Umfang und steht seit 562 (1166). Nach Untergang des Fatemitenreiches, berichtet el Makrisi, wünschte Saladin eine festere Burg zu besitzen, als den Wesirpalast von Cairo, den die Sultane bis dahin bewohnt hatten, und wählte den Ort, wo das Schloß liegt, weil man beobachtet hatte, daß sich das Fleisch dort noch einmal so lange als in Cairo aufbewahren ließe. Er befahl einem seiner Emirs, dort eine Feste zu bauen; dieser ließ Steine aus dem Schutte der kleinen Pyramiden von Dschiseh herbeischaffen und errichtete damit, außer der Citadelle, die Ringmauer Cairo's, welche Abd el Raschid el Balni zufolge 29,300 Ellen (17,000 Meter) im Umfange hielt. Doch wurde die Arbeit erst 52 Jahre später vollendet.

Saladin und seine Söhne wohnten nur von Zeit zu Zeit in der Citadelle; aber von el Kamil an haben die Fürsten und Statthalter fast immer darin residirt. Und doch ist die Stelle für eine Burg nicht gut gewählt, da sie von dem Mogottam beherrscht wird; nach Cairo zu ist sie durch den steilen Abfall des Felsens geschützt; die Südwest- und Nordseite läßt sich vollkommen vor jedem Angriff bewahren. Die imposante Aussicht von der Citadelle aus ist von keinem Maler genügend dargestellt. Besonders nach W zu ist die Strecke unabsehbar. Man erblickt einen großen Strich der libyschen Wüste, auf drei, vier franz. M. jenseits der großen Pyramiden von Dschiseh und Saqqarah und der Ebene der Mumien, bis zu den letzten Verzweigungen der libyschen Kette. Die große angebaute Fläche und die Palmenwälder am Fuße der riesenhaften Denkmäler; der Nil, der sich einem Silberbande gleich schlängelt; die reizende Insel Rudah; das theils grüne, theils sandige rechte Stromufer; rechts Bulaq, links Alt-Cairo; das Thal der Verirrung, und näher die Stadt der Gräber und die Wasserleitung; noch näher die unermeßliche Stadt Cairo und ihre drei bis vierhundert Minarets; endlich zu den Füßen ein geräumiger Platz voll Menschengewühl, mit der majestätischen Moschee Sultan Hasans, vielleicht das schönste Gebäude der Stadt, und ihre beiden prächtigen Minarets, die sogar über die Citadelle emporragen; die Kontraste des alten und neuen Egyptens, der Gräber der alten und neuen Hauptstadt, rechts die Ruinen von Heliopolis, links die von Memphis — alles dieß vereinigt gewährt ein magisches Schauspiel, das seines Gleichen nicht hat.

Jomard beschreibt unter Anderem auch das berühmte Gebäude, welches mit Unrecht Josephspalast oder auch Josephsdiwan genannt wird. Es verdankt seinen Ruhm besonders den 32 schönen Granitsäulen mit den großen Mauern und einem Theil der Decke, welche noch stehn; die Säulen sind Monolithe, sämmtlich aufrecht und ohne die Kapitäle ungefähr 25 Fuß hoch; der Fuß von Sandstein und schlecht gearbeitet. Diese Säulen sind nicht für das Denkmal verfertigt worden, denn ihre Durchmesser sind sich nicht vollkommen gleich; der gewöhnlichste beträgt 1 Meter. Auch die Kapitäle sind verschieden; der Stil derselben nähert sich am Meisten dem korinthischen, aber die Bildhauerarbeit ist oberflächlich. Der Granit ist roth und sehr schön; man bewundert die Masse der Säulen, die Glätte — und wie viele Zeit und Mühe mußte es kosten, sie an einen so hohen Ort zu bringen! Der Geschmack des Gebäudes ist von dem der vorhandenen arabischen Denkmäler verschieden. Er beweist, daß die arabische Baukunst im 6 Jahrhundert der Hedschra (unserem 12 Jahrh.) einen großartigen Stil hatte, der unter den Ajubitun nach Saladin und unter den Mamelukensultanen verschwand, wiewohl diese Fürsten sehr kühne und prächtige Gebäude errichtet haben.

Es ist nicht leicht auszumitteln, woher die Säulen des Josephsdiwans kommen; der Form nach zu schließen kommen sie nicht von Memphis, wie man geglaubt hat. Wahrscheinlicher sind sie von Alexandria hingebracht worden; an dem dortigen Hafen liegen Hunderte ähnlicher Säulen aufgehäuft. Der Plan des Josephsdiwans hat etwas Kirchenartiges; das Gebäude scheint eine von Saladin oder seinen Nachfolgern in eine Moschee verwandelte Kirche zu seyn, und rührt vielleicht von einem christlichen Baumeister her, wie denn bekanntlich viele griechische Architekten in Diensten der Sultane standen. (Schluß folgt.)

Weite Verbreitung eines in Goethes Faust vorkommenden Volksliedes.

Das Lied, welches das wahnsinnige Gretchen im Kerker singt, scheint auf folgendem Ammen-Mährchen zu beruhen, das im südlichen Deutschland, z. B. in Schwaben, unter dem Volk sehr gewöhnlich ist: eine böse und ihrem Mann ungetreue Stiefmutter schlachtete den kleinen Knaben desselben, steckte das Fleisch in einen Topf, kochte es, schickte sofort das Schwesterchen des Gemordeten mit dem schauderhaften Gericht in den Wald zum Vater, und ließ ihm sagen, sie habe da ein Rothkehlchen für ihn zubereitet. Der Mann aß unbefangen und warf, nachdem er sich gesättigt, die nackten Knochen auf den Boden. Das Schwesterchen sammelte dieselben und begrub sie unter einen Baum, von welchem herab ihr denn alsbald ein Rothkehlchen mit Menschenstimme zurief, es sey der geschlachtete Bruder. Wir erinnern uns nicht, Margaretens Lied selbst von den schwäbischen Landmädchen singen gehört zu haben, allen Anzeigen nach wurde indessen auch dieses vom Dichter unmittelbar dem Munde des Volks entnommen. Wie weit nun ein solches an sich unbedeutendes Mährchen verbreitet werden, wie unverändert es im Gemüth der Menge haften könne, beweist folgender in dem Globe vom 12 Juli eingerückter Brief:

„Mein Herr!“

„Frankreich hat nicht, wie Deutschland und Italien, seine geschriebene Volksliteratur; aber die Bewohner von Languedoc und der Provence haben von undenklich langer Zeit her Lieder und Mährchen durch Ueberlieferung fortgepflanzt, die zuweilen große moralische Ideen enthalten, und deren Styl immer malerisch und ausdrucksvoll ist. Meine Mutter hatte eine alte Magd, die wohl so viele Mährchen im Gedächtniß herum trug, als in „Tausend und einer Nacht“ vorkommen. Stets blieb mir eines dieser Geschichtchen in der Erinnerung, wonach ein Bauer nach dem Tode der ersten Frau, von welcher er zwei kleine Kinder hatte, abermals heirathete; ein Schritt, der von dem Volk in meiner Geburtsgegend niemals gut geheißen, und in der Hochzeitnacht stets mit einem Schariwari bestraft wird. Die Stiefmutter in meinem Mährchen ist brutal, grausam, ja wild wie ein Thier, denn sie quält den kleinen Knaben ihres Mannes zu Tod, schneidet ihn in Stücken, kocht ihn und schickt ihn dann dem Vater aufs Feld, der sein Kind, welches er für einen Zickleinbraten hält, ißt. Die Schwester des Geschlachteten war Zeugin des ganzen Gräuels gewesen, und hatte auf Befehl der Stiefmutter ihrem Vater das Thyestes-Mahl gebracht; allein aus Furcht, das gleiche Schicksal zu erfahren, entdeckt sie diesem Nichts. Doch sammelt sie die Gebeine ihres Bruders, begräbt sie sorgfältig, und pflanzt, um den Ort, wohin sie dieselben gelegt, wieder zu erkennen, einen Strauch darüber, auf welchen sich alsbald ein Vogel setzt und singt. Das kleine Mädchen glaubt folgende Worte in seinem Lied zu unterscheiden.

Ma maïrastro,	Ma marâtre,
Piquo pastro,	Pique pâtre,
M'a boulit	M'a fait bouillir
E perboulit;	Et rebouillir.
Moun paire,	Mon père,
Lou laouraire,	Le laboureur,
M'a mantsat	M'a mangé
E ronsegat:	Et rongé;
Ma suroto	Ma jeune soeur,
La Lisoto	La Lisette,
M'a plourat	M'a pleuré,
E souspirat	Et soupiré;
Tsous un albre	Sous un arbre
M'a entarrat.	M'a enterré.
Riou, tsiou, tsiou	Riou, tsiou, tsiou (Nachahmung des Vogelgesangs.)
Encaro soui biou	Je suis encore en vie.

„Als ich zum ersten Mal Goethe's Faust las, war ich nicht wenig erstaunt, dieses Lied fast wörtlich darin zu finden. *) Ich habe dem Patois die rein französische Uebersetzung zur Seite gegeben; der zweite Vers ist indessen unübertragbar, denn er hat keinen Sinn; das Wort, wodurch er bei Goethe ersetzt wird, würde ein wohlerzogener Landmann, und vor Allem eine Frau in den Gebirgen von Lacaune nie aussprechen; wahrscheinlich wurden, um diesem Uebelstande abzuhelfen, von dem Verfasser des patois'schen Liedes die sinnlosen Worte piquo pastro dafür gesetzt.

„Man weiß, daß Bürger die Idee seiner Lenore dem Getriller eines Bauernmädchens: „die Todten reiten schnell“ entnahm, und Byron den Stoff zu seinem Giaour aus der Ballade eines bettelnden Türken schöpfte. Ohne Zweifel hat Göthe Margaretens Verse bei dem sächsischen Landvolke gehört; unerklärlich aber ist mir, wie dieses kleine, meiner Ansicht nach geringfügige Liedchen seit langen Jahren zugleich in verdorbenem Französisch in der Gemeinde Montredon bei Castres, Departement du Tarn, und deutsch in der Gegend von Frankfurt oder Weimar bekannt seyn konnte. In welchem von beiden Ländern entstand es? Wie mochten die Verse 600 Stunden weit von der Gegend ihres Ursprungs verpflanzt, und beinahe Wort für Wort und in gleichem Sylbenmaß übersetzt werden?

„Ein Deutscher, von eben so tiefer Gelehrsamkeit als lebendigem und liebenswürdigem Sinne, Hr. Doktor Koreff, preußischer Geheimerath, dem ich meine Bemerkungen mittheilte, war der Meinung, es werde dem Patriarchen von Weimar angenehm seyn, Kunde darüber zu erhalten. Wenn Sie diese Ansicht theilen, mein Herr, so wird Ihre Bewunderung Goethe's meinem Brief eine Aufnahme in eine der Numern des Globe's verschaffen. Goethe wird ihn dort ohne Zweifel lesen und vielleicht ist er auch für andere Ihrer Leser nicht ohne Interesse.“

*) Stapfer in seiner franz. Uebersetzung Fausts giebt dasselbe also:

Ma mère	Mon père,
La catin,	Le coquin,
Qui m'a tuée!	Qui m'a mangée!
Ma jeune soeur,	Jeta m'a os
A la faveur	Dans des roseaux,
De la nuit sombre,	Sous un saule
En un lieu frais,	A l'eau.
Que je connais	Là, je devins petit oiseau;
A l'ombre,	Et vole, vole!

Aussicht auf einen christlichen Beherrscher des türkischen Reichs.

Der (in unserm Blatte S. 595 bereits angeführte) britische Reisende Webster berichtet Folgendes von einer unerwarteten Zusammenkunft mit einer Landsmännin in Symferopol, der Hauptstadt der Krim: „Sobald wir im Wirthshaus unsern Abstand genommen, sandten wir unverzüglich unsere Karten ab, und ließen fragen, ob wir dem Sultan Krim Gherri Katti Gherri aufwarten dürften, um unsere Empfehlungsbriefe zu überreichen. Wir erhielten zur Antwort: der Sultan sey abwesend, die Sultanin aber würde es freuen, uns zu sehen. Die Sultanin ist eine geborne Edinburgherin, Tochter des Obrists —; sie empfing uns mit großer Freundlichkeit und Zuvorkommenheit, ganz noch nach englischer Weise. Die Geschichte ihrer Verbindung mit dem Sultan ist wunderlich genug. Als dieser ungefähr 15 Jahre alt war, wurde er mit einigen Missionären bekannt, die ihren Aufenthalt in der Gegend des Kaukasus genommen hatten, trat zum Christenthum über, verließ sein Vaterland, unternahm eine Reise nach St. Petersburg und von da bald darauf nach Schottland, wo er in kurzer Zeit englische Sprache und Sitten sich aneignete. In Edinburgh machte er Bekanntschaft mit der Tochter des Obrists und heirathete sie; jedoch gegen den Willen ihrer Familie. Da er in gerader Linie von den alten Chanen der Krim abstammt, so fällt ihm bei etwaigem Erlöschen der Familie des türkischen Kaisers dessen Thron anheim. Er hat Söhne, und sollte einer von diesen dereinst den ottomanischen Thron besteigen; so böte sich der sonderbare Fall dar, daß ein Fürst brittischer Abkunft und christlichen Bekenntnisses über die türkischen Ungläubigen herrschte.“ (Wenn nämlich Mohammeds Gesetz erlaubte, daß ein Ghiaur das Scepter über die Anhänger des Islams führt.)

Die schwedische Sängerin Schulz.

Schweden hat in der Person der Fräulein Schulz eine Sängerin gefunden, die von den dortigen Enthusiasten sogar einer Katalani und Sontag vorgezogen wird. Ihr Auftreten erregte in Stockholm und Kopenhagen stürmischen Beifall. Gegenwärtig befindet sie sich in Christiania

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

# Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 207. 26 Juli 1830.

Cairo.
(Schluß.)

Handel. Eigenthümlichkeiten des Lebens und der Sitten.

Ein bedeutender Verkehr wird mit dem arabischen Kaffee getrieben. Jomard zählte in einer einzigen Sektion der Stadt 22 Okels, die zum Kaffee-Verkauf bestimmt waren. Der Kaffee wird von Dscheddah nach Qoseyr geführt und von da auf Kamelen nach dem Nil gebracht; drei Kantar kosten in Cairo ungefähr 80 Piaster. Von dem nämlichen Lande bezieht man Weihrauch, Benzoie, Gummi, Myrrhe u. a. m. Es giebt eine Unzahl Okels für die Gewürze. Die Kaufleute, welche diese Artikel verkaufen, heißen Attaryn. Die Früchte, die man auf den Märkten trifft, sind: Datteln von Scharqieh, von Fayum, Hoch- und Nieder-Egypten; Datteln von Sywah, Hedschas, Mecca, Agueh; Trauben, Mandeln, Citronen, Limonen, Pomeranzen, Bananen, Pistazien, Haselnüsse u. a. trockene Früchte (el Noqalyeh); wenig Gemüse. Von Europa kömmt besonders Olivenöl, und Wein für die Christen in der Levante und die Franken in Egypten.

Kaschmirshawls füllen eine große Anzahl Läden in den Stadtvierteln Marguſch, el Gury u. a.; sie kosten 20 bis 100 Piaster und drüber; der Käufer muß darauf Acht geben, ob sie nicht bloß neu gefärbt und ausgebessert sind.

Egypten führt viel Ochsen- und Büffelfelle aus, ehemals über 60,000 Stück des Jahrs, ohne die Hammelfelle, deren man während des Bairams sehr viele verbraucht. Bei Herodot erscheinen die Rinderhirten Egyptens als eine besondere Kaste, sie ließen ihre Heerden besonders in Unter-Egypten waiden; noch gegenwärtig hat dieses Kastenverhältniß der Rinderhirten nicht ganz aufgehört.

Alles Metall, welches in Cairo verkauft wird, Gold, Silber, Eisen, Kupfer, Blei, Zinn, Quecksilber u. a. kommt aus der Fremde, meist von Venedig und Triest. Gold wird besonders im Okel el Dschellabeh verkauft, wohin die afrikanischen Karawanen Goldstaub u. a. Produkte des Sudans bringen. Man hat noch keine Mine in dem Land finden können, (nur grub man vor wenigen Jahren auf dem Berge Baram in der Breite von Syene nach Kupfer). Der Mangel an Holz und Eisen wird immer dem Wohlstande Egyptens hinderlich seyn, und Niemand hat bisher erklärt, wie Alt-Egypten in dieser Hinsicht Jahrhunderte lang des Auslandes entbehren konnte.

Auf dem Suq el Selah oder Waffenmarkt findet man außer den Waffen des Landes auch europäische; dort versehen sich die Araber mit Karabinern und kaufen sie oft für das Geld von Reisenden, welche sie Tags zuvor ermordet haben.

Kutbyeh heißt das Quartier der Buchbinder; sie verkaufen auch Handschriften und es giebt keine andern Buchhändler in Cairo; zuweilen findet man bei ihnen um einen Spottpreis seltene, kostbare Bücher, die man in europäischen Bibliotheken gerne mit Gold aufwiegen würde.

Die Aufsicht über die Kaufleute hat ein Aga, der seine Pflicht mit Strenge ausübt. Wird Jemand mit falschem Gewicht ertappt, so vollzieht man das Urtheil an Ort und Stelle: der Schuldige wird auf den Boden geworfen und durchgeprügelt; während die Strafe vollzogen wird, geht der Aga zu einem Andern über, der nicht länger als jener auf seine Strafe zu warten braucht. Aber nicht bloß falsches Maß und Gewicht wird so strenge bestraft. Jomard sah, wie ein armer Krämer hundert und fünfzig Stockschläge auf die Sohlen bekam, weil er eine Wassermelone, die nur drei Paras galt, zu fünf Paras verkaufte. Der Aga mißbraucht seine Gewalt, und seine willkürlichen Forderungen erregen oft Murren.

Die fremden Kaufleute wohnen in Häusern, die man Suchan und Mensal nennt: dieß sind die Herbergen des Landes; doch wohnen sie noch öfter in den Okels. Jeder Kaufmann hat darin sein Waarenlager und sein besonderes Stockwerk; Alles schließt mit einem einzigen Schlüssel und ist der Sorgfalt der Bauab oder Pförtner anvertraut, gewöhnlich Barabra's, auf die man sich verlassen kann *). Um die vier Seiten des Hofs läuft ein Säulengang, durch welchen man in die verschiedenen Waarenlager tritt; darüber zwei Stockwerke und ringsum ein großer Balkon. Hinten endlich sind die Lager zu größerer Sicherheit durch einen andern Gang von der Straße gesondert.

Nach der Geschichte der Stadt geht Jomard zu den Sitten der Bewohner über. An die prächtige Moschee Sultan Hasan

*) Vgl. über diese wegen ihrer Armuth, Sanftmuth, Treue und Einfachheit den Savojarden zu vergleichenden Bewohner von Unternubien, die gewöhnlich sich nach Egypten zu Bedienten-Diensten verdingen, Ausl, S. 78, 79.

sind elende Wohnungen gelehnt, so niedrig und klein, daß man nicht begreift, wie Menschen darin leben können; vier Fuß hohe Nester aus Erde und einigen Steinen. In diesen Löchern wohnt eine ganze Familie in tiefem, ekelhaftem Schmutz. Nicht viel besser ist es in den Baracken, die auf demselben Orte stehen, wiewohl diese von Außen nicht übel aussehen. Da die Leute in jedem Theile der Baracke, wo es ihnen einfällt, ihr Feuer anmachen, so sind die Wände ganz schwarz; sie haben eine Menge Vieh bei sich und leben mitten unter demselben. „Einmal," sagt Jomard, „sah ich auf jenem Platze nach dem dritten Stockwerk eines Hauses, wo eben die Läden aufgingen: wie erstaunte ich, als die Gesichter, welche zum Fenster heraussahen, niemand Anderm angehörten, als Ziegen, Hunden und Schafen." Die Einwohner lassen den Koth dieser Thiere in Fäulniß übergehn und angehäuft liegen; dieß ist einer der Gründe, warum viele Häuser in Cairo so schnell zu Grunde gerichtet und verlassen werden, ohne daß man daran denkt, sie auszubessern. Kann man sich wundern, wenn die Pest leicht in Cairo eindringt und schreckliche Verheerung verursacht?

Auf demselben Platze versammelt sich eine Menge von Sängern, welche auch auf Blas- und Saiten-Instrumenten spielen; Taschenspieler belustigen das Volk, und sind wenigstens eben so geschickt als die unsrigen. Besonders täuschend schneiden sie einem Kind die Nase ab; man wird von einem Schauder ergriffen, wenn dasselbe mit blutigem Gesicht herbeikommt, um die Zuschauer um einige Paras für seinen Herrn, der es verstümmelt hat, zu bitten. *)

In den Kaffeehäusern hört der Egyptier zwanzigmal eine und dieselbe Erzählung mit gleichem Vergnügen an, spielt Schach, Damen, Mangaleh, und besonders gern sieht er Schattenspiele, die auch in den griechischen Kaffeehäusern von Konstantinopel zur Belustigung der Türken dienen. Diese Vorstellungen enthalten das flachste und schmutzigste Zeug, doch haben Kinder Zutritt. Eben so großes Vergnügen finden die Egyptier am Feuerwerk, am Liebstin aber spielen sie Dscherid, d. h. sie werfen zu Fuß oder zu Pferd einen Stock um die Wette so weit Jeder kann. Die Weiber üben sich innerhalb der Harems im Bogenschießen. Sehr in in der Mode ist der Almeh-Tanz; die Tänzerinnen zeigen sich nicht nur in den Harems und vornehmen Häusern, sondern auch auf den öffentlichen Plätzen. Den Ramadan ausgenommen, vergeht fast kein Tag, ohne daß sich das Volk zu diesem unsittlichen Tanze drängt. Die Almeh kommen zu den Privatleuten bei Hochzeiten u. a. festlichen Gelegenheiten; ihr Tanz wird von Instrumenten und Gesang begleitet, und hat Nichts mit dem europäischen gemein, ausgenommen den in einem Theile von Spanien üblichen Tanzweisen, wo die Mauren ihre Sitten gelassen haben. Charakteristisch ist hierbei die beständige Bewegung mit den Lenden, welche dem Takt folgt. Die Tänzerin spielt mit Kastanietten und macht allerlei verliebte Bewegungen, setzt sich zuweilen auf die Erde und wiederholt dann dieselben Bewegungen mit erstaunlicher Gewandtheit. Tanzen zwei Almeh zusammen, so stellt die eine den Liebhaber vor; man muß in ihren Pantomimen weder Geschmack noch Delikatesse suchen; dem Europäer scheint der Tanz und die Musik eintönig. Eins ihrer Lieder lautet wie folgt: „Wer Lust sucht, genießt der Lust; komm Freund, löse die Bänder Deines Gürtels und nähere Dich."

Die religiösen Feste werden in Cairo mit großer Pracht gefeiert. Während des Fastenmonats, dessen Tage je nach der Jahreszeit in der geographischen Breite von Cairo, zehn bis vierzehn Stunden dauern, dienen die Nächte zum Karnaval. Bei Tage ist die Menge in der Moschee, oder sie arbeitet, oder schläft; die Nacht hindurch sind die Straßen beleuchtet und voller Lärm, man versammelt sich in festlicher Tracht und bewirthet einander mit Pasteten und Zuckerwerk. Unter Begleitung von Trommeln und Hoboen singt man Sprüche aus dem Koran. Zwei Tage vor dem Neumond wird der Ramadan durch eine Procession angekündigt; vor dem Fackelzug reiten auf Kamelen Musikanten mit Metalltrommeln, hinter ihnen andere Musikanten auf Eseln, auch mit Trommeln oder mit schreienden Blasinstrumenten; darauf rothgekleidete Männer mit hohen Mützen, in weißem Mantel, zuletzt Scheichs auf geschmückten Pferden.

Die Ausrufungen, womit die Weiber Cairo's ihren Schmerz ausdrücken, lauten wie bei uns das Freudengeschrei. Davon hat man täglich bei der Beerdigung auffallende Beispiele; hört man dort die Männer und Weiber, so möchte man darauf schwören, sie sängen, um die Anwesenden zu belustigen und zum Lachen zu bringen. —

*) Schon Pierre Belon (Observations de plusieurs singularitez et choses mémorables trouvées en Grèce, Asie, etc. et autres pays estranges; par P. Belon, du Mans; Paris 1588, in 4°, pag. 268) spricht von den singeriés et basteleries des charlatans, qui ont grande facilité d'apprendre des singeries à plusieurs sortes de bestes; et, entre autres, ils en apprennent les chèvres, et les sellent, et mettent des singes à cheval, (vgl. Ausl. S. 592, wo das Nämliche von den indischen Gauklern gesagt wird) et apprennent la chèvre à faire bonds et ruer;... aussi apprennent à des asnes à contrefaire le mort;... ils ont de ces gros maimons que les anciens ont nommés cynocéphales, si sages et bien appris, qu'ils vont d'homme à homme qui regardent jouer le basteleur, et leur tendent la main, faisans signe qu'on y mette de l'argent; et l'argent qu'on leur baille, le portent à leur maitre. Die Egypter danken also nicht den Europäern diese Kunstfertigkeit, die Thiere gelehrig zu machen. —

Der Buddhismus.

2. Abriß der Glaubenslehre.

VII) Wer ist Buddha? Ist er Gott, Schöpfer, Prophet, oder Heiliger, geboren vom Himmel oder von einem Weibe? Antwort. Buddha bedeutet im Sanskrit einen Weisen — auch was durch Weisheit erkannt wird; und es ist einer der Namen, den wir Gott beilegen, den wir auch Adi-Buddha nennen, weil er vor Allem war, unerschaffen und Schöpfer und weil durch ihn die Pantscha-Buddhas erschaffen und im Himmel sind. Sákya*) und der Rest der sieben menschlichen Buddhas

*) Diese sieben Mánuschi-Buddhas werden wie der siebente von ihnen Sákya Sinha dargestellt und letzterer gleicht so ziemlich dem Akschóbia, dem zweiten Dhyani Buddha, fast nur mit dem Unterschied, daß letzterer blau ist, während Sákya und seine sechs Mitmánuschi gelb sind. (Wairóstschanas Farbe ist weiß; die Ratna-Sambhawas gelb oder Gold, die Amitábhas roth; die Amogha-Siddha's grün).

sind erdgeboren, aber sie gelangten durch den Dienst des Buddha zu der höchsten Stufe von Nirwana-Pad, d. h. sie versanken in Adi-Buddha; darum nennen wir sie alle Buddhas *).

VIII) Was ist der Grund, daß Buddha mit krausem Haar abgebildet wird? Antwort. Adi-Buddha wurde nie gesehen, er ist eitel Licht **). Allerdings aber haben die Abbildungen von Wairótschana und den andern Buddhas krauses Haar. Dieß kommt daher: Wir unterscheiden an Gliedern und Gestalt zwei und dreißig Schönheiten (lacshanas), als da sind breite Stirn, schwarze Augen, runder Kopf, erhabene Nase, gewölbte Brauen und so auch — krauses Haar.

9) Welches sind die Namen des großen Buddha? Hat die (nepalesische) Newarisprache das Wort Buddha, oder setzt sie ein anderes dafür? Und wie heißt Buddha in der Bhotiyasprache? Antwort. Die Namen Adi-Buddha's sind zahllos: Sarwadschnya, Sugata, Dharma-Radscha, Tathágata, Bhagawán, Samant-Bhádra, Maradschita, Lokadschita, Dschina, Anadinidhána, Nirandhala, Dschnyanaikatschakschú, Amala, Dschaváná-Murti, Watschéswara, Mahá-Wádi, Wádiráta, Wadipungawa, Wadisinha, Paradschatá. Wairódschana und die vier andern Buddhas haben gleichfalls viele Namen, z. B. der erstere: Mahá-Dipti, Dschnyána, Dschyótisch, Dschagat-Prawriti, Mahátédschas rc. Auch Padana-Pani hat viele Namen: Kamali, Padma-Hasta, Padma-Kara, Kamala-Hasta, Kamalakara, Kamal-Pani, Aryáwalókitéswara, Aryáwolokéswar, Awlókitéswar, Loka-Natha. Manche der obigen Namen eignen sich verschiedene Personen an. Buddha ist ein Sanskrit-, kein Newariwort; die Bhótiya-Namen kenne ich nicht, aber ich höre, daß man den Sakya Sinha dort Sungi Thuba nennt.

X) Stieg Gott nach der Meinung der Bauras nie zur Erde nieder? Und welches ist im Sanskrit und Newari der Name für jede Awatára? Antwort. Weder Adi-Buddha noch irgend einer der fünf Buddha Dhyani ist je herabgekommen, oder, mit andern Worten, von einem sterblichen Leibe geboren worden; sie hatten keinen Vater und keine Mutter: aber es hat Personen von sterblichem Stoff gegeben, die sich zu einer solchen Trefflichkeit der Natur ausbildeten, daß sie mit göttlicher Weisheit begabt wurden, und ihrer sind sieben: Wipaswa, Sichy, Wiswa-Bhú, Karkútschand, Kanakamuni, Kasyapa, Sakya-Sinha! In der Satya-Yuga waren drei: Wipasya, welcher zur Welt geboren ward in Windúmati Nagar, im Hause des Windumán Radscha; Sichy, in Urna Desa; Wiswabbu, in Anupamá Desa, in dem Hause eines Kschatriya; in der Treta-Yuga zählt man zwei Buddhas: Karkútschand, in Kschémáwati Nagar, im Hause eines Bramanen, und Kanakamuni, in Subháwati Nagar, ebenfalls im Hause eines Bramanen; in der Dwapar-Yuga ist nur Ein Buddha: Kásyapa in Báránasi Nagar, im Hause eines Bramanen; so auch nur Einer in der Kali-Yuga, nämlich Sakya, damals genannt Sarwártha Siddha, geboren in dem Hause des Suddhódana Radscha, in der Stadt Kapálwastu, in der Nähe von Gangáságar. Außer diesen sieben sind noch manche erlauchte Personen, die ihnen jedoch nicht zu vergleichen. Die Geschichte dieser sieben, und anderer Buddhas stehet geschrieben in Lalita Wistára ***).

XI) Wie viele Awatára's von Buddha's giebt es den Lama's zu Folge? Antwort. Sie stimmen mit uns in Bezug auf die Verehrung von sieben Buddha's überein; aber sie gehen darin weiter, daß sie sich selbst für Awatára's erklären. Ich weiß von meinem Vater, daß zu seiner Zeit fünf Lama's für göttlich gehalten wurden.

XII) Erkennen die Lama's die von den Nepalesen angenommenen Awatára's an? Antwort. Die Lama's sind orthodoxe Buddhisten, und treiben ihre Rechtgläubigkeit sogar noch auf einen höhern Grad als wir. Sánkara Atschárya, Siwa-Margi, erzählt man, nachdem er den Dienst Buddha's und die Schriften, welche seine Lehre enthielten, in Hindustan zerstört hatte, ging nach Nepal, wo er auch viel Unheil anstiftete, und begab sich hierauf nach Bhutan; hier hatte er eine Zusammenkunft mit dem Großlama. Der Lama, der sich nicht badete, noch nach natürlichen Ausleerungen abwusch, ärgerte ihn dergestalt, daß er anfing, denselben zu schmähen. Der Lama erwiederte: „Mag auch mein Aeußeres unsauber seyn, so ist doch mein Inneres sauber; während Du außen rein, inwendig aber voll Schmutz bist." Bei diesen Worten nahm er sein Eingeweide heraus, ließ es den Sankara sehen, und that es wieder hinein. Sodann begehrte er von dem Sánkara eine Antwort. Da schwang sich der Sánkara zum Himmel auf, und der Lama, der den Schatten von dessen Leib auf dem Boden erblickte, stieß ein Messer auf die Stelle des Schattens; und der Sánkara fiel auf das Messer, so daß das Messer seine Brust durchbohrte und ihn tödtete. So viel ist gewiß, die Bhutier haben die Lehren reiner und ihre Schriften sind zahlreicher als die unserigen.

XIII) Wie heißen Euere heiligen Bücher, und was haben sie für Verfasser? Antwort. Wir haben neun Purána's: genannt die neun Dharma's. Ein Purána ist ein historisches Werk, welches eine Beschreibung der Gebräuche des Buddhismus und die Lebensgeschichte unserer Haupt-Tathágatas in sich begreift. Die erste Dharma heißt Pradschna Pramita und enthält 8000 Slokas; sie ist wissenschaftlich geschrieben (nyáya sastra) und nur für Gelehrte verständlich; die zweite, Ganda Wyuha, giebt in 12,000 Slokas die Geschichte des Sudhana Kumára; die dritte, Samádhi Radscha, handelt in 5000 Slokas über Wesen und Bedeutung von Dschapa und Tapas; die vierte, Sancavátar, berichtet in 3000 Slokas, wie Rawana, Herr von Lanca, nach dem Malayagiriberg ging, und von Sakya Sinha die Geschichte der Buddha's vernahm; die fünfte, Tathagata Guhya, befindet sich nicht in Nepal; die sechste, Sat Dharma Pundariká, unterweist in der Art einen Tempel (tschaita) zu bauen, und Früchte zu opfern; die siebente, Lalita Wistára, liefert in 7000 Slokas Kunde von den Vollkommenheiten der Tugend und des Wissens, so wie von den verschiedenen Inkarnationen des Sakya Sinha Bhagawán; die achte, Suwarna Prabhá, in 1500 Slokas, erzählt von Saraswati, Lakschmi und Prithwi, wie sie Sakya Sinha priesen und dieser ihnen angedeihen ließ, was sie wünschten; die neunte, Dasa Bhúmiéswara, schildert in 2000 Slokas die zehn Bhuwanas des Buddha. Alle diese Puranas empfingen wir von Sakya Sinha, und wir halten sie für unsere Urschriften, denn vor Sakya war unsere Religion nicht geschrieben, sondern wurde im Gedächtniß aufbewahrt. Da aber Sakya die Mißlichkeit dieser Methode sah, so sicherte er unsere Kirche durch Schrift. Außer den Puranas haben wir von Sakya die Tantra's und Dhárani's. Tantra ist der Name von Büchern, welche Mantras und Yantras (Gebet und Ascese) enthalten und wozu wir eine Menge Kommentarien besitzen. Drei davon sind berühmt: Maya Dschal, 15000 Slokas; Kali Dschakra 6000; Sambhu Udaya 1000. Die Dhárani's sind Auszüge aus den Tantras; sie entsprechen den Guhya (mysteriösen Ritualbüchern) der Siwa-Margis. Ein Dhárani besteht aus nicht weniger als 8 und aus nicht mehr als 500 Slokas, zu deren Anfang und Mitte „Widscha Mantra", so wie zu deren Ende Thal Stotra oder Mahátmya geschrieben ist, d. h.: möge in Erfüllung gehen der Wunsch oder vollendet werden das Geschäft, z. B. wenn man um Kindersegen, Vortheil über einen Feind, Regen oder das Wohlgefallen Buddha's betet. Es mag wohl 1000 Dháranis geben. *)

---

*) Ist auch der Buddhismus in seiner höchsten Spitze ein guter Theil Materialismus, so ist er doch wieder dasjenige System, welches einen geistigen und sittlichen Fortschritt des Menschen bis in's Unendliche anerkennt. Wahr bemerkt Colebrooke, dieser Satz sey der hinduschen Philosophie theoretisch nicht entgangen, aber dabei habe es sein Verbleiben gehabt, der Buddhiste aber habe daraus den Grundpfeiler seines Glaubens und Hoffens sich erbaut. Was das Versinken in Adi-Buddha betrifft, so lehren es die Aischwarikas. Die Swabhawikas sprechen von einem Versinken in Akasch und Schunyata; die Pradschnikas in Adi-Pradschna. Die Swabhawikalehre von Schunyata ist der dunkelste Winkel in diesem metaphysischen Labyrinth. Schunyata kann in sofern nicht das Nichts seyn, als es davon sieben Stufen giebt, wovon Akasch die erste ist, und Akasch wiederum kann es eben so wenig seyn, da es sogar oft und viel das Einzigseyende genannt wird. Die Sprache entschwindet unter den buddhistischen Abstraktionen: so drücken sie durch ihre Schunyata bald die Stelle, bald die Form aus, wo die unendlich verkleinerten Elemente aller Dinge in ihrem Zustand der Trennung von der sinnlichen Welt bestehen.

**) Nach dem Sambhu Purana hätte er sich jedoch in Nepal in Form einer Flamme (Dschyoti rupa), und Adi-Dharma in Form des Wassers (dschal swrupa) geoffenbart.

***) Nicht ganz richtig. Dieses Werk enthält über Sakyas zahllose Menschwerdungen und Werke umständliche Nachricht, schweigt aber fast gänzlich von seinen sechs großen Vorgängern; Dasselbe gilt von vielen andern buddhistischen Schriften.

*) Die heiligen Schriften der Nepalesen sind hauptsächlich erzählender Art. Das wichtigste philosophische Werk daselbst heißt Rakscha Bhagawati und zählt nicht weniger als 125,000 Slokas; es neigt sich zu einem fast pyrrhonischen Scepticismus, und erfreut sich eines hohen Ansehens. (Hodgson hat drei Exemplare nach Calcutta gesandt.) Seine schriftliche Redaktion wird gleichfalls dem Sakya zugeschrieben; es ist in fünf gleiche Theile (chanda) getheilt, welche unter dem Namen der fünf Pármitas oder Rakschas bekannt sind.

XIV. Was ist die Ursache von Gut und Böse? Antwort. Als Padma Pani — Tri-gun-A'tmaka geworden war, d. h. die Form von Satya-Gun, Radscha-Gun und Tama-Gun angenommen hatte, schuf er Brahma, Wischnu und Mahesa; aus Satya-Gun entsprang dann von freien Stücken (swabhâwaka) die Tugend (punya), aus Tama-Gun das Böse (papa) und aus Radscha-Gun das Mittelding von beiden, was weder das Eine noch das Andere ist; diese drei Gunas sind die Quelle aller guten, gemischten und schlechten Handlungen. Jede dieser drei Klassen von Handlungen (Karmas) zerfällt in zehn Abtheilungen, so ist das Böse zehnerlei: erstens Mord, zweitens Raub, drittens Ehbruch (kâkyaka), viertens Lüge, fünftens Verleumdung, sechstens Schmähsucht, siebentens Klatscherei (reporting such words between two persons as excite them to quarrels); die vier letztern Sünden werden Watschaka (a dicendo) genannt; achtens Gelüste nach fremden Gütern, neuntens Bosheit; zehntens Unglaube an die Schriften und Unsittlichkeit. Die drei letzten Sünden heißen mânasi (a manas, mens). So giebt es auch zehn gute und zehn gemischte Handlungen: jene entgegengesetzt den ersten, und diese zusammengesetzt aus beiden. *)

XV. Was ist der Beweggrund Eurer guten Handlungen — die Liebe zu Gott, die Furcht vor Gott, oder das Verlangen nach Glückseligkeit der Welt? Antwort. Der erste Beweggrund, daß man Gutes thut und Buddha verehrt nach der Schrift, ist die Hoffnung auf Mukti und Mokscha und Nirwana, d. i. die unendliche Seligkeit des Versinkens in Gott und die Befreiung der Seele von den Irrfahrten des Lebens; zu diesen Wonnen gelangt man aber nicht ohne Liebe zu Gott: darum sind Diejenigen, welche sich Gott angenehm machen, die wahren Heiligen, die sich so selten finden, und zwischen ihnen und Buddha ist kein Unterschied; denn sie werden selbst Buddha's werden und Nirwana Pada erlangen, d. h. ihr Wesen (dschyoty) wird versinken in dem Wesen Buddha's; diese Stufe haben Sakya und die übrigen Sapta-Buddha's erklommen. Diejenigen, welche aus Furcht vor der Hölle Gutes thun und das Böse vermeiden, damit es ihnen in der Welt wohlergehe, finden sich auch nur selten, und diese Klasse steht noch immer weit über der Klasse der Sünder. Ihre Leiden in Narala werden geringer seyn; doch werden sie mehrere Seelenwanderungen durchmachen müssen, bis ihnen Mukti und Mokscha zu Theil wird. **)

(Schluß folgt.)

Die Keller von Roquefort.

In der Sitzung der franz. Akademie vom 5 Juli wurde eine Denkschrift über Roquefort verlesen, aus welcher die Tagsblätter folgende Einzelnheiten mittheilen.

Roquefort ist ein Dorf im Bezirk von Saint-Afrique, das im Winter 300, zur Käsezeit 400 Einwohner zählt. Man verdankt die Güte des bekannten daselbst bereiteten Schaf-Käses der eigenthümlichen Temperatur der dortigen Keller, die, dem Berichterstatter zu Folge, von der Thonerde herrührt, in welcher dieselben liegen. Diese Keller sind klein, schmal, nicht ausgehöhlt, sondern bloß an den Abhang des Hügels, auf welchem das Dorf erbaut ist, angelehnt. Nicht alle besitzen jene Temperatur in gleichem Grad, die bessern aber werden ungemein theuer bezahlt; man hat Beispiele, daß solche um 215.000 Franken erstanden wurden. Jährlich bereitet man dort 8 — 900.000 Kilogramme Käs: auf das einzelne Schaf rechnet man 8 — 9 Kilogramm, so daß wenigstens 100.000 Milchschafe auf den Waiden von Roquefort gehen müssen. Die Umgegend scheint zur Nahrung von Wollthieren von der Natur selbst bestimmt; der Boden ist trocken und die Waide trefflich. Merkwürdig ist die Art, wie man die Schafe dort melkt. Sie soll die Milch in weit größerer Fülle nach den Eutern ziehen, und zur Qualität des Käses bedeutend mitwirken. Morgens und Abends sind mit der Melkung einer Heerde von vier bis fünfhundert Schafen stets vierzehn bis fünfzehn Männer beschäftigt, während in andern Gegenden vier Personen zu diesem Zwecke für hinlänglich geachtet werden. Sie pressen die Milch mit aller Kraft heraus, und schlagen, wenn sie durch Drücken keine mehr zu erhalten vermögen, das Euter unausgesetzt mit der verkehrten Hand, bis auch bei dieser Operation keine Milch mehr läuft. Diese derbe Melkweise schadet den Schafen keineswegs, und giebt eine Milch von größerm Buttergehalt.

Die Milch liefert ungefähr 20 Procent Käse. Dieser wird, nachdem er gegen drei Wochen im Käsehaus gestanden, an die Keller abgegeben, wo man ihn mit Salz bestreut und je zu fünf Stücken aufschichtet. Nach einiger Zeit schabt man ihn und verkauft das Schabsel unter dem Namen Rhubarbe (wörtlich Rhabarber, der gemeinschaftliche Name für allen Schabselkäse), worauf er sich mit einem Anfangs mehr denn zollhohen Schimmel überzieht, den man aber alle vierzehn Tage abschabt, so daß zuletzt nur noch ein dünnes Häutchen übrig bleibt. Von selbst erhält er sein blaues, grüngeflecktes Aussehen erst nach 5 bis 6 Monaten; um ihm dieses schneller zu geben, mischt man ihm nicht selten das Weiche von schimmeligem Brod bei, was indessen seiner Qualität einigen Abbruch thut.

Der Staatsmann und Dichter Madrid.

Im Laufe dieses Monats starb in London Jose Fernandez Madrid, außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister der Republik Colombia. Derselbe war in der Stadt Cartagena in Colombia geboren und wurde im Jahre 1811, erst 22 Jahre alt, Repräsentant der Provinz Cartagena beim Congreß von Neu-Granada, wo er bald zu großem Einfluß gelangte, so daß man ihn, das jüngste aller Mitglieder, im Jahr 1816 zum Präsidenten der Republik wählte. Später wurde er von Morillo gefangen, und blieb in dieser Folge neun Jahre lang in Havanna festgehalten. Endlich gelang es ihm im Jahr 1825 nach Colombia zu entkommen, von wo er alsbald als konfidentieller Agent nach Paris gesandt wurde. Im Jahr 1827 übertrug ihm Bolivar, sein vertrauter Freund, den genannten Posten in London. — Neben ausgezeichneten diplomatischen Talenten war Madrid auch dramatischer Dichter. Er verfaßte zwei Tragödien, Guatimozin und Atala, deren erstere mit großem Beifall in Bogota gegeben wurde.

Asche in Sardinien gefallen.

Nach den neuesten Nachrichten hat sich das Ereigniß, dessen wir S. 778 unsres Blattes erwähnten, in Cagliari in Sardinien am 15 Juni wiederholt. Es wehte ein heftiger Sirocco; um die Mittagsstunde verfinsterte sich plötzlich der Himmel so sehr, daß man die Zuflucht zu Kerzenlicht nehmen mußte. Nach drei Stunden endete die Finsterniß mit dem Fall einer großen Menge Asche, die sich an Kleider und Baumblätter anhängte. Das Meer war in ungemeiner Bewegung, und mehrere Schiffe gingen zu Grund. Am 8 Juni bedeckte ein ähnlicher Aschenregen die Gegend von Lucca, und am 16 und 17 Mai war die Erscheinung zum ersten Mal in Calabrien, Rom und Lucca bemerkt worden.

Die vor uns liegende Notiz spricht sich nicht näher über die Bestandtheile der von ihr als Asche angeführten Materie aus.

Seedienste des jetzigen Königs von England.

Die preiswürdige Art, nach welcher Wilhelm IV ohne Rücksicht auf seinen hohen Rang den Seedienst von Unten auf erlernte (vgl. die von uns gelieferte biographische Skizze) erinnert an einen Brief, worin Friedrich der Große einem sehr angesehenen Vasallen, der um eine Anstellung für seinen Sohn in der preußischen Armee nachgesucht hatte, schreiben ließ, daß diesem seine Geburt keineswegs ein Recht des Vorzugs geben werde, falls er sich nicht die für den gewählten Stand nöthigen Kenntnisse erwerbe — und sodann folgende Nachschrift mit eigener Hand beisetzte: „Da unser junger Adel in der Regel Nichts lernt, so ist er gewöhnlich höchst unwissend. In England hat einer der Söhne des Königs, um sich zu unterrichten kein Bedenken getragen, als gemeiner Schiffsmann in See zu gehen. Titel und Geburt sind Nichts als Eitelkeit und Narrheit. Das wahre Verdienst liegt in der Person selbst.“

Friedrich.

Im Ganzen diente König Wilhelm sechs Jahre als Midshipman; eilf Monate als Lieutenant; drei Jahre und zehn Monate als Kapitän; sieben Wochen als Admiral der Flotte, in welcher Eigenschaft er Ludwig XVIII bei der Restauration nach Calais überführte.

*) Diese zehn Cardinalsünden der Buddhisten halten eine günstige Vergleichung mit den fünf Cardinalsünden der Brahmanen.

**) Die Buddha's, welche in den Schriften der Buddhisten vorkommen, sind unzählige; manche derselben aber wahrscheinlich keine historische Personen. Es finden übrigens drei Grade (Tri Yana) Statt: Pratyêka, Srâwaka und Maha Yanika; Sakya Sinha ist der letzte Sterbliche, welcher die höchste Weihe (Maha Yanika) erreichte.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 208. 27 Juli 1830.

Ueber den Einfluß des Repräsentativsystems auf Literatur und Sitten in Frankreich.

(Fortsetzung.)

Eine Menge neuer Züge, welche die Launen des komischen Dichters herausfordern müßten, wenn wir ein Lustspiel besäßen! Was giebt es nicht aller Orten zu hören und zu sehen! Kanzel und Predigt haben in einigen vergoldeten Salons den muntern Scherz des dramatisirten Sprichworts und die anmuthige Gewandtheit der plaudernden Konversation verdrängt; hier die Marktschreierei der Philanthropie; dort das Kauderwelsch des Mysticismus; junge Damen, welche die Religion als Modesache behandeln; Ehrgeizige, die, nachdem sie ihr Lebenlang in den Schlupfwinkeln der Politik sich herumgetrieben haben, nun aus ihren Löchern hervorkriechen und Buße thun, um aus ihrer Bekehrung ein neues Mittel zu Umtrieben und Kabbalen zu machen; junge Gelehrte, die halb mit Welteitelkeit halb mit Frömmigkeitsdünkel behaftet sind; Andere, denen Bentham, denen Saint-Simon statt Moses und der Propheten gilt, die aus der Poesie die Begeisterung verbannen, die den menschlichen Vermögen eine bloß mechanische Thätigkeit zuschreiben, die Verrichtungen der Seele auf ein bloßes Naturspiel blindwirkender Kräfte mit einem nützlichen aber materiellen Zweck zurückführen; all diese Personen und Meinungen, zuweilen veredelt durch die Macht des Talents, leben unter uns, finden unter uns ihr Echo.

Verweilen wir einen Augenblick. Wir erblicken die seltsame Erscheinung einer Gesellschaft, die nüchtern und überspannt ungläubig und bigott, der Herrschaft des Reichthums unterthan, und dabei den Anwandlungen des Edelmuths, der Liebe für die Wissenschaft und der Bewunderung für Verdienst und Tugend nicht verschlossen ist. Welch ein Kontrast zwischen dieser neuen Charakterbildung, und dem schimmernden Sittengemälde des Kaiserreichs, wo sich Alles durch die Form und die Etikette der Regierung bestimmen ließ, wo die Ansichten, statt sich frei zu entfalten, sich in dunkle Symbole hüllten; wo der Gehorsam die einzige politische und sittliche Glaubensregel war, die man beobachtet verlangte! Auf diese verwirrte Einförmigkeit folgte eine bunte Mannigfaltigkeit voll der sonderbarsten Gegensätze — Geld- und Geburtsstolz; Standesvorurtheile und Bürgerthum, Haß gegen die Macht, Verachtung gegen das Volk: hierin liegen unsre Uebertreibungen, unsre Laster. Was wir gewonnen haben? Wir sind tugendhafter, denkender, rechtlicher geworden.

In einer solchen Gesellschaft ging es nicht mehr an, daß man mit Allem spielte, daß man bloß lebte um zu gefallen, daß man mit Liebenswürdigkeit, Anmuth und Geist sich eine glänzende Existenz schuf. Der Ernst parlamentarischer Diskussion hat sich den Zirkeln mitgetheilt; die Lage der Frauen hat gewechselt: sie sind aus Mitspielerinnen in dem gesellschaftlichen Drama zu bloßen Zuschauerinnen geworden. Ob ihnen der Gewinn des Privatlebens an Eleganz, Gemächlichkeit, Ueppigkeit als Entschädigung für den schnellen Verlust des so langen Besitzes der Gewalt genügt? Die jungen Leute hatten sie nicht mehr mit jenen anmuthigen Tändeleien zu unterhalten, ihnen nicht mehr jene zärtlichen Huldigungen darzubringen, welche — eine Tradition der Monarchie — sich unter der Republik und dem Direktorium erhielten. Allein der feine prophetische Takt, welcher eine Naturgabe der Weiber ist, die instinktmäßige Voraussicht, welche sie stets jedes bevorstehende Ereigniß im Gebiet der Sitte voraus wahrnehmen läßt, hatte ihnen bereits ihren neuen Platz angewiesen, ehe man bemerkte, daß ihre Lage nicht mehr dieselbe war. Sofort eine entschiedene Neigung für das Familienleben. Je heftiger die wichtigen Staatsfragen draußen die Gemüther aufregten, desto heiliger und heimlicher wurde es um den häuslichen Herd; desto mehr lernte man das Asyl schätzen, wo man die Ruhe des Geistes und des Herzens wiederfand. Die alte französische Geselligkeit und ihre sprichwörtlich gewordne Artigkeit wichen diesem Einfluß; Analogie der Ansicht und des Interesses fesselten allein noch die Einzelnen an einander; oft reducirte sich die Freundschaft auf ein bloßes Zusammentreffen des Ehrgeizes, auf Finanz- oder Kreditvereine. Jener leichte und blendende Reiz, welcher über der französischen Gesellschaft schwebte, verschwand auf immer; haben auch einige Greise und Männer von reiferen Jahren noch Etwas von dieser angestammten Anmuth behalten, so mögen sie sich doch nur weniger Schüler rühmen. Bei Manchen soll vornehme Zurückhaltung, abgemessener Anstand und kalte Förmlichkeit den leichten Ton ersetzen, welcher sonst die französische Gesellschaft charakterisirte; Wer Streben, Geist und Charakter besitzt, und damit den Wunsch nach Reichthum, das Bedürfniß des Ruhms oder den Sinn für bürgerliche oder wissenschaftliche Thätigkeit ver-

bindet, kann der Bewegung, die uns drängt und mit sich fortreißt, mit der größten Theilnahme folgen; für Ehrgeiz, Staat oder Wissenschaft läßt sich heut zu Tage leben; aber mit dem lustigen Leben ist es vorbei. Die Schärfe der Leidenschaften hat sich an einer klugen und gelehrten Civilisation abgeschliffen; Leichtsinn wäre Liederlichkeit; selbst die Anmuth wäre Kinderei; und während Jeder sich mit seinem ganzen Einfluß umgiebt, sich mit dem ganzen Gewichte seiner Persönlichkeit wappnet, würde die bloße Liebenswürdigkeit der Würde und Kraft ermangeln. Die Zeit ist gekommen (eine merkwürdige und vielleicht in der Geschichte der Völker einzige Zeit), wo selbst das Gefühl der Liebe bei den Frauen einen Theil seines Ansehens und seiner Macht eingebüßt hat; wo die Leidenschaften sich dem Richterspruch des Verstandes unterordnen; wo die Reinheit der Sitten weniger aus einer aufrichtigen Liebe zur Tugend, als aus einer gewissen Abstumpfung der Sinne und dem nicht zu verscherzenden Anspruch auf Achtung entspringt; wo die Jugend auf ihre Illusionen und einen Theil ihres Geschmacks Verzicht gethan; wo die guten und schlimmen Eigenschaften, die Umsicht und die Berechnungskunst des Alters in der Gesellschaft waltet; wo man sich mehr an Grundsätze hält als an Neigungen, mehr an Verhältnisse der Meinung als der Freundschaft, oft sogar mehr der Meinung als des Interesses; wo man (vielleicht nicht sowohl aus Lust, als aus Noth und weil man es nicht besser zu bekommen weiß) Familienvater und Hausmann wird — mitten unter den Gefahren des Ehrgeizes und den Wechselfällen des Glücks. Sollten wir über diese Sitten ein verächtliches Urtheil aussprechen? Das sey ferne! Ist es ja doch das Privatleben bei Frau und Kindern, bei den Penaten, wo es den Männern wohl wird, wo ihre Seele Erholung und Stärkung findet. Die Familie, das väterliche Dach, die Heimat bauen sich unter uns nach zwei Jahrhunderten prunkender Unnatur wieder auf. Dieß sind die wahren Keime unserer Zukunft. Mag es der Widerwille gegen die Welt oder die Liebe zur Tugend seyn, welche uns dieß Asyl öffnet, was liegt daran? Aus diesem Heiligthum, in das unsre Väter aus Langerweile sich verschlossen, werden ihre Kinder mit einem geläuterten Herzen, mit einer unbeugsamern sittlichen Haltung, einer bewußteren und innigeren Anhänglichkeit aus Vaterland hervorgehen: denn nicht zu oft kann es wiederholt werden, daß die Familie die Grundlage des Vaterlandes ist.

Da die niederen Stände durch die Verfassung von jeder Theilnahme an der Gewalt ausgeschlossen sind, solang sie sich nicht ein Vermögen erwerben, das sie über den Niveau erhebt, unterhalb welchem das Gesetz den Bürgern keine politische Rechte einräumt, so konnten begreiflicher Weise die Vortheile wie die Nachtheile der neuen Sittenreformation ihnen nur langsam und unvollständig zukommen. Ihr Gepräge ist daher noch dasselbe, welches ihnen die Erziehung Bonaparte's in den Feldlagern und die Revolution in den Werkstätten aufgedrückt hat. Die Achtung gegen die Ehre, die Sparsamkeit, die Ordnung, die Wohlanständigkeit, kurz alle die Tugenden, welche die vornehme Gesellschaft auszuüben sich die Miene giebt, und mit denen sich in den Augen der Welt herauszuschmücken ihr so wenig Mühe kostet — alle die Tugenden, welche man in der Hütte des schottischen Landmanns oder des Bergbewohners von Graubündten so schön entwickelt findet; endlich jene edle Sitteneinfalt, die dem niedern Dach des Armen eine Art höherer Weihe verleiht, — dieß sind lauter Eigenschaften, welche sich in den Behausungen unserer Armen noch nicht ganz einheimisch gemacht haben! Bis die Bewegung von der Spitze der Gesellschaft sich zu ihrer Grundlinie verbreitet, bedarf es der Zeit, und vor Allem der Macht des Beispiels, einer nicht bloß äußerlich strengen, sondern wirklich tiefgewurzelten Moralität in den höhern Ständen, denn das Volk läßt sich Nichts vorspiegeln; Tugenden der Nachahmung, der Mode, der Konvention gelten ihm nie für Tugenden des Grundsatzes und des Herzens. Das Volk ist der unwissendste und der scharfsichtigste Richter, der bloß auf den Beweis des Augenscheins geht und sich selten auch durch die geschickteste Verkleidung täuschen läßt.

Fassen wir die einzelnen Züge, welche Frankreich darbietet, zu einem Sittengemälde zusammen, so erhalten wir ein Ganzes, das uns durch seine zunehmende Aehnlichkeit mit England überrascht. Wir fangen an, uns englische Denk- und Handlungsweise anzueignen und uns mit englischen Lastern heraus zu putzen. Zwischen den Klassen, welche durch ihren Fleiß und ihre Arbeiten der Demokratie angehören und den Klassen, die ihre Stellung in die Nähe des Throns bringt, zieht sich eine immer schärfere Scheidungslinie. Die Individualitäten treten schroff hervor; die Geselligkeit erlischt; der Stolz wird in der Welt eine Autorität oder eine Vertheidigungswaffe; die edlen Häuser verbünden sich mit den reichen Häusern; die Macht der Titel und die Macht des Geldes herrschen, bekämpfen, vereinigen und verhöhnen sich abwechslungsweise. Zum rüstigen Bundsgenossen haben sie die Macht des Talents. Das wandelbare Spiel der Interessen neigt sich heute auf die Seite des Ministeriums — und die Lieblinge einer Koterie, die Koryphäen des Tags stürzen plötzlich von ihrer Höhe: eine neue Bewegung — und sie sind wieder die alten Minister-Niedermacher (defaiseurs des Ministers): ein Heer, das sich immer aus abgesetzten Ministern von Neuem rekrutirt. Mittlerweile merkt die thätiger, unruhiger, ernsthafter gewordene Gesellschaft kaum, daß es für sie keine Zeit des Glanzes, des Vergnügens und der Freude mehr giebt, so sehr sind ihre Augenblicke beschäftigt, so sehr stürmen Glücks-, Staats- und Familienleiden auf sie ein.

Auf diese Art ist unter dem Einfluß des Repräsentativsystems die Saat der Zeit im Schoß des jetzigen Frankreichs aufgegangen: Religion, Philosophie, Republicanismus, Monarchismus, Industrialismus, vielfach modificirt, verschmolzen, umgestaltet, veredelt, zum Theil auch verwischt und vernichtet.

Wir schmeicheln uns nicht, daß es uns gelungen sey, aller Farbentöne eines so großen Bildes Meister zu werden. Die Verwirrung, welche in Frankreich herrschte, als die Charte uns ertheilt wurde, hat noch keiner vollkommenen Ordnung Platz gemacht. Fünfzehn Jahre im Leben eines Volkes wollen noch nicht Viel heißen. Nichts zeugt besser von den Wehen und Kämpfen, worin unser gesellschaftliches Leben sich noch befindet, als das schwankende Wesen, welches in dem Gebiete unserer Literatur eingerissen hat. Allein woher sollte der Literatur die Entschiedenheit kommen, so lange die Gesellschaft keine festere Grundlage hat? Sie ist der Spiegel, welcher das Bild der Gesellschaft zurückstrahlt, aber nicht das ganze Bild, sondern bloß den charakteristischen

Ausdruck ihrer Physignomie in einigen ihrer großen Epochen. Man würde sehr Unrecht haben, ein nach allen Schattirungen treues Bild zu erwarten. Wenn ein Volk nach langen Erschütterungen sich zur Ruhe begiebt, so greift die Literatur die neuen Ansichten und Grundsätze, welche in dieser Periode zum Vorscheine gekommen waren, zu einem Resumé auf, sie dient ihnen aber mehr bloß als symbolische Darstellung, denn als umständliche Chronik. Oft bieten die Erzeugnisse des Dichters oder des romantischen Erzählers selbst nur Kopien alter oder fremder Muster dar. Man sehe die terenzische Komödie und André Cheniers Elegien: sie sind weder lateinisch noch französisch, sondern griechisch. In der blumigen Poesie Robespierre's sucht man umsonst die Farbe und die bis zur Wuth heftige Leidenschaft seiner Periode — statt ihrer findet man das Gepräge des frühern Zeitalters von Rousseau, Mabli, Helvetius. Als nach der Ligue und der Fronde die Alles bewältigende Monarchie Ludwigs XIV alle Nationalerinnerungen in Einem Mittelpunkte vereinigte, entstand eine große Literatur — es begann die Periode des Glanzes, der Pracht und der schulgerechten Regel.

Diese Zeit ist uns nicht geworden: verdammt zu den Aengsten und Nöthen einer Periode des Uebergangs, vermachen wir unsern Enkeln vereinzelte, widersprechende Werke, glänzende oder verfehlte Versuche; aber kein Ganzes einer Literatur, beseelt von jener herrschenden Idee, zu welcher wir hinstreben, ohne sie recht zu kennen. Indessen mögen wir wenigstens unsern Gang beobachten und uns von unserem Thun Rechenschaft ablegen.

Der Grundstock der französischen Literatur beruhte während des Kaiserthums lediglich auf den Gewohnheiten der Kritik und Polemik, welche das vorhergegangene Jahrhundert an die Tagesordnung gestellt hatte. Das Scepter der Intelligenz war überlassen — nicht an jene überlegenen Geister, welche die Gesetzgeber ihrer Zeit sind — sondern an Männer von Talent, mit oberflächlicher, aber allgemeiner Bildung; an geschickte Sprachkünstler, die eine scharfsinnige Abhandlung, eine niedliche Erzählung schreiben, eine Streitfrage erörtern, einem Gegner ein beißendes Epigramm an den Kopf werfen konnten; mit Einem Wort — an Zöglinge Voltaire's, welche ihrem Herrn und Meister zwar nur von ferne folgten, ihm aber auch keine Schande machten. Unter ihrem Regiment und in ihrer Schule konnte der Dichter und Belletrist keine andern Muster kennen lernen als aus dem Zeitalter Ludwigs XIV und XV.

Man muß sehen, wie das Tribunal der Hoffmanns, Geoffroi's, Ginguené's (übrigens geistreicher und durch Kenntnisse und anmuthige Schreibart ausgezeichneter Schriftsteller) mit Intelligenzen vom ersten Rang — einer Staël, einem Chateaubriand, einem Benjamin Constant umsprang. Es lag nicht in dem Plane Bonaparte's, dem Talent jene mächtige Bewegung zu geben, wodurch es stets der willkürlichen Autorität gefährlich wird. Sein eroberndes und despotisches Genie vertrug sich nicht mit den Ansprüchen des literarischen Genie's. Er liebte den Schimmer des Talents, nannte es die Glorie, mit welcher er seinen Thron schmückte, er betrachtete den intellektuellen Ruhm Frankreichs nicht gleichgültig; aber dieser Ruhm hatte für eine Gewalt wie die seinige etwas Furchtbares, das ihn beunruhigte. Die Verfasserin des Werks über Deutschland wurde verbannt; der Verfasser von Atala lebte unter einer Art Interdikt; Benjamin Constant theilte das Loos seiner beredten Freundin. Die Tragödie Luce de Lancivals, die frostigen Produkte Esmenards, und die gezierte Wohlredenheit Fontanes's paßten mehr für eine Periode, wo es sich nicht darum handelte, die Menschen zu unterrichten und aufzuklären, zu rühren oder zu begeistern, und in sich selbst zurückzuführen, als eine gewisse Vollkommenheit in konventionellen Formen zu erreichen. Die ganze Kunst bestand in der Nachahmung, und zwar nicht mehr in der Nachbildung des Zeitalters Ludwigs XIV, sondern im sklavischen Fleiß des Kopirens, wodurch die Literatur zu einem völligen Handwerk herabsank. Sicherlich dürfen wir, ohne ungerecht zu seyn, die Geschicklichkeit der Arbeit, die Feinheit des Entwurfs, die glückliche, geschmackvolle Ausführung, welche die Werke dieser Periode charakterisirt, nicht verkennen; aber mit einigen seltenen Ausnahmen entdeckte man immer einen gewissen Kleinlichkeitssinn, welcher keine Gedanken in die Höhe ließ, eine unglückliche Sucht, die Wissenschaft dem Prunk des Styls, die Rechte der Wahrheit einer finstern Politik, die Fortschritte der menschlichen Vernunft einer vorübergehenden Unterhaltung, die Wirklichkeit dem Scheine, die Kraft der Sache der Schönheit der Worte zu opfern.

So war der kranke Zustand unsrer Literatur beschaffen: sie schleppte sich mit einer Masse kraft- und gehaltloser Produkte, mit jenen „flüchtigen" (fugitives) Poesien, deren Charakter durch diesen lächerlichen Ausdruck so gut bezeichnet wird; mit boshaft ungerechten und grundlos grausamen Journalartikeln; mit Romanen, die gut genug geschrieben waren, um gelesen, aber ohne innern Gehalt, um wieder gelesen zu werden, — eigentlichen Auswüchsen des Unvermögens, Schmarotzerpflanzen, womit sich die noch grünen Bäume bedecken, denen der mächtige Saft fehlt, der die gewürzige Frucht treibt, und der sich nicht in die unfruchtbaren Aeste verirrt. Diese heterogene und mehr schimmernde als gediegene Literatur enthielt einen Theil altfranzösischer Frivolität, einen Theil republikanischer Neologie, und einen Theil kaiserlicher Höfelei. Da erhoben sich im Jahre 1814, durch den Sturz des Eroberers geweckt, die politischen Leidenschaften. Welche Wirren auch die Leidenschaften nach sich ziehen, so sind sie es doch, welche den Geist nöthigen, sich aufzuraffen, sich auf ihre Bahn zu werfen, sich auszubreiten, wehrhaft zu werden; dasselbe Chaos, welches in unserm gesellschaftlichen Leben war, ergriff unser geistiges Leben. Allein bald wirkten dieselben Reorganisationselemente, welche die Charte auf das Eine wirken ließ, auch auf das Andere, und derselbe Einfluß, der unsere Salons und Familien gesellschaftlich umgestaltete, schuf auch in unserer Literatur eine neue Richtung.

(Schluß folgt.)

Texas.

7) Auszug aus dem Bericht des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten von Mexico, Don Lucas Alaman. Nach dem Moniteur.

„Von den Gestaden des Sabine-Flusses bis zu den fernsten Endspitzen des Caps Horn bietet das große amerikanische Festland dasselbe Schauspiel von Unruhen dar, welche den Menschenfreund schmerzhaft berühren und alle politischen Berechnungen unsicher machen. Die Nordamerikaner fangen an, sich in das Land, nach welchem sie gelüstet, herüber zu ziehen,

mit oder ohne Genehmigung der Regierung, welcher dasselbe angehört, unter dem Vorwand Handelsgeschäfte anzuknüpfen oder Ansiedlungen zu gründen. Diese Ansiedlungen dehnen sich aus, wachsen, werden der herrschende Theil der Bevölkerung, suchen, sobald sie einige Haltbarkeit erlangt haben, Rechte zu gewinnen, welche sie bei einer irgend gründlichen Diskussion nicht nachweisen können, und bringen lächerliche Forderungen vor, gestützt auf so genannte geschichtliche Thatsachen, an welche Niemand glaubt, wie z. B. auf die als falsch erwiesenen Reisen Lasalle's, auf welche sie sich bei ihrer Reklamation von Texas berufen. Derlei ausschweifende Behauptungen werden jetzt der Welt von unbekannten Schriftstellern vorgelegt, und während die Einen daran arbeiten, Beweise und Folgerungen öffentlich zu verbreiten, verwenden die Andern ihre Zeit auf Wiederholungen und Allegationen, um die Aufmerksamkeit ihrer Landsleute nicht auf die Gerechtigkeit sondern auf den Nutzen ihres Vorschlages zu lenken.

Ihre Umtriebe in dem Land, welches sie sich eigen zu machen wünschen, offenbaren sich ferner durch die Erscheinung von Leuten, die mit seiner Auskundschaftung beauftragt sind, und von welchen mehrere geradezu ihren längern Aufenthalt in demselben nehmen, vorschützend ihre Anwesenheit thue weder unserer Oberherrschaft noch dem Grundbesitz des Einzelnen Eintrag. Stufenweise rufen diese Aufklärer Streitereien hervor, welche das politische Verhältniß des Landes beunruhigen; dann kommen die Klagen und Beschwerden, die man anspinnt, um die Geduld des rechtmäßigen Eigenthümers zu ermüden, und die Nützlichkeit und Gewalt der Regierung zu schmälern. Sind die Dinge einmal bis auf diesen Punkt gediehen, wie es mit Texas eben der Fall ist, so beginnen die politischen Manöwer. Die Unruhe, die durch solche in dem bestrittenen Land veranlaßt wird; das Interesse der dort ansässigen Pflanzer; Aufstände von Abenteurern und Wilden, welche sie selbst insgeheim angestiftet haben; ihr vorgebliches Recht auf den Besitz, welches sie mit der größten Zuversicht aufstellen: all Dieß muß ihnen den Grund zu Eingaben liefern, worin die höchste Gerechtigkeit und Mäßigung zur Schau getragen wird, bis man mit Hülfe einiger Vorkommenheiten, an welchen es bei diplomatischen Unterhandlungen niemals fehlt, endlich dahin gelangt, einen für die eine Partei eben so drückenden, als für die andere vortheilhaften Vergleich zu treffen. Manchmal schreitet man auch wohl geradezu zur That, und braucht, die Schwäche oder die schwierige Lage des Landes-Eigenthümers benutzend, die unerhörtesten Vorwände, um sich zum Herrn des Landes zu machen, wie sie's z. B. in Florida thaten, wo sie andern Zeiten anheimstellten, die Rechtmäßigkeit eines Besitzes zu beweisen, der ihnen nur mit Gewalt wieder hätte entrissen werden können."

„Man sagt, die Ver. St. von Nordamerika brächten, wenn es ihnen einmal gelungen, durch ihre Kolonisten die Mehrzahl in den Ländern zu bilden, auf welche ihre Absichten gehen, Rechte und auf geschichtliche Thatsachen gegründete Ansprüche vor, und machten, um zu ihrem Zwecke zu gelangen, sich irgend eine kritische Lage zu Nutze, welche nach ihrer Voraussetzung die Aufmerksamkeit der Regierung gänzlich in Anspruch nehme. Diese Politik, welche schon anderweitige glückliche Erfolge für sie gehabt hat, suchen sie nunmehr auf Texas anzuwenden. Die Tagblätter der V. St., und namentlich diejenigen, welche unter dem unmittelbarsten Einfluß der Regierung stehen, lassen sichs angelegen seyn, das Recht auseinander zu setzen, welches sie auf das Land bis zum Rio Bravo zu haben vermeinen. Ueber den nämlichen Gegenstand sind Schriften herausgekommen, die man allenthalben zu verbreiten sucht, um das Volk von der Nützlichkeit des beabsichtigten Unternehmens zu überzeugen. Einige behaupten, die Vorsehung selbst habe den Rio Bravo zur natürlichen Grenze der V. St. bestimmt, aus welcher Veranlassung ein englischer Schriftsteller bemerkte, die Nordamerikaner möchten gern die Vorsehung zur Mitschuldigen ihrer Anmaßungen machen. Was aber noch mehr auffallen muß, ist, daß sie ihre Rechtsauseinandersetzungen gerade in dem Augenblick begannen, wo sie uns mit Zurückdrängung der spanischen Invasion beschäftigt sahen, ohne Zweifel in der Voraussetzung, daß diese unsere ganze Aufmerksamkeit lange auf sich ziehen und von andern Dingen ablenken werde. Ueberdieß sind der Regierung aus glaubwürdiger Quelle Nachrichten zugekommen, daß man in Washington die Angelegenheit von Texas vornehmen werde; daß, wenn der Präsident in seiner Botschaft Nichts hierüber geäußert, Dieß bloß deßhalb geschehen sey, um dem Kongreß selbst die Initiative zu lassen, und die Sache dadurch volksthümlicher zu machen, und daß endlich zu jenem Zwecke die Fregatte Brandywine von 50 Kanonen, nebst einigen andern Fahrzeugen nächstens unter Segel gehen werde, um an unsern Küsten zu kreuzen."

Hr. Alaman schlägt dem Kongreß vor, Truppen an der Grenze aufzustellen, um Texas in Vertheidigungsstand gegen die bevorstehende Invasion zu setzen, und die Ansiedler zum Gehorsam zu nöthigen. Auch empfiehlt er die Transportation von Verbrechern dahin, und trägt überhaupt auf eine der nordamerikanischen das Gegengewicht haltende Colonisation dieser schönen Provinz an, welche er einen freien und souveränen Staat nennt, nach welchem man Menschen aller Nationen einladen könne; ferner auf Ermuthigung der Küstenfahrt (was aber nur durch fremde Fahrzeuge geschehen könnte), und endlich auf einen Beschluß, daß die Provinz Texas hinsichtlich ihrer Kolonisirung unter die spezielle Aufsicht der allgemeinen mexicanischen Regierung genommen werde. Die gegenwärtige Sklaven-Bevölkerung, meint er, solle man lassen, wie sie sey, für die Zukunft aber die Einführung von Sklaven verbieten. Den Bürgern der V. St. soll der Eintritt verboten, die Vollziehung der von der Provincialregierung genehmigten Cessionen und Kontrakte suspendirt, und den Kontrahenten untersagt werden, die ihnen eingeräumten Ländereien, ohne besonders eingeholte Beistimmung der allgemeinen mexicanischen Regierung, auf was immer für eine Art zu cediren, zu verkaufen oder sonst zu veräußern. — Endlich giebt Alaman dem Kongreß den Rath, denjenigen Artikel der Cession an Austin zu annulliren, kraft dessen derselbe Niederlassungen an der Küste gegründet hat.

Kindermord in Ostindien.

Es giebt Verbrechen, vor denen das unverdorbene natürliche Gefühl schaudert, während der religiöse Wahn in ihnen eine Pflicht zu erfüllen glaubt. Zu dieser Zahl gehört der in Indien so häufige Mord an namentlich weiblichen Kindern. Eine Schrift von Moor, die im J. 1811 und eine andere, die im J. 1815 über die Abschaffung dieses schändlichen Brauchs erschien, so wie die Maßregeln, durch welche der Marquis Wellesley in Sangur demselben zu steuern suchte, hatten in England den Glauben verbreitet, daß wirklich diese Opfer in Indien nicht mehr vorkämen. Allein, wie wir aus dem kürzlich von J. Peggs, Missionär in Cuttack, herausgegebenen Bericht (The present state of infanticide in India) ersehen, ist Dem nicht also: sie dauern fort, und zwar in einer unermeßlichen Ausdehnung. Die Ursache davon liegt, außer den falschen religiösen Begriffen, besonders auch in dem Stolz der Hindu's, denen nichts Schmählicheres widerfahren kann, als wenn sie eine Tochter haben, die sie nicht zu verheirathen im Stande sind. (vgl. Ausl. S. 381) Dr. Ward, der Verf. des Ueberblicks der Geschichte, Literatur und Mythologie der Hindu's, erzählt, daß die Bewohner von Orissa, im östlichen Bengalen, oft ihr Erstgebornes der Ganga darbringen, um auf den Rest der Familie die Segnungen der Göttin zu erflehen. Sie ziehen das Kind bis zu einem Alter von vier oder fünf Jahren auf, führen es dann an einem bestimmten Tage in den Fluß, und ermuthigen es, tiefer und tiefer hineinzugehen, bis es von der Strömung fortgerissen wird, es sey denn, daß ein mitleidiger Fremder es aus dem Wasser zieht und an Kindes Statt annimmt. Im Norden von Bengalen besteht ein anderer Brauch, der noch empörender ist. Wenn ein Kind sich gegen die Mutterbrust sträubt, so schließt man, daß es dem Einfluß eines bösen Geistes verfallen sey, und man hängt seine Wiege an einem Baum auf, wo es gewöhnlich von den Ameisen und Raubvögeln verzehrt wird. Ueberlebt es jedoch diese furchtbare Probe drei Tage, so holt es die Mutter wieder herab und nährt es: ein Fall, der selten eintrifft. Ein englischer Missionär rettete einmal eines dieser armen Wesen, das aus seiner Wiege herausgefallen war und das ein Schakal davon trug. Als er bald hernach durch denselben Ort kam, fand er in einem Korb das Gerippe eines Kindes, welches die Ameisen ganz entfleischt hatten. Jede Gegend hat ihre Legende, um den Kindermord zu rechtfertigen, und der Glaube an diese Traditionen ist so stark, daß die Mutter sich fast nie bedenkt, der Henker ihrer Leibesfrucht zu werden. Oft erstickt sie das Kind bei der Geburt, oder läßt es aus Mangel an Pflege und Reinlichkeit zu Grunde gehen. Die Abschaffung der Sutti's zeigt indessen, daß kein Vorurtheil so tief gewurzelt ist, dessen Wirkungen eine energische und aufgeklärte Regierung nicht Einhalt thun könnte.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 209. 28 Juli 1830.

Ueber den Einfluß des Repräsentativsystems auf Literatur und Sitten in Frankreich.

(Schluß).

Man durfte bei der Restauration erwarten, in den Pamphleten und politischen Schriften jenen Konflikt feindlicher Kräfte hitzig im Angriff und kühn in der Vertheidigung, wieder aufleben zu sehen, der die Rückkehr der Parteien bezeichnet, und in der Oeffentlichkeit des Repräsentativsystems so viel Nahrung findet; die leichten Pfeile der Kritiker des Kaiserreichs, womit ein eben so bösartiges als glückliches und gefälliges Spiel getrieben wurde, waren verbrauchte Waffen. Die Opposition machte ihrer Laune nicht mehr in Liedern, Epigrammen und Calembourgs Luft, der Mund der Redner floß über von Feindseligkeit Zorn, Unmuth, Wuth, oft Ungerechtigkeit. Die Literatur gerieth so tief in das Feld der politischen Diskussionen hinein, daß sie davon den Charakter borgte. Die häufig beleidigte, schwach vertheidigte Macht, statt das Talent von sich zu stoßen, bedurfte seiner Aegide. Während der Kampf der Meinungen unsere politischen Einsichten erweiterte, mußte auch der Gesichtskreis der Ideen allseitig sich ausbreiten. Dank der — wenn auch beschränkten — Oeffentlichkeit, Dank der — wenn auch unvollkommenen — Freiheit, alle schlummernde Lebenskeime begannen sich zu regen, Knospen zu treiben, Blüten zu entfalten. Bald sah man Talente zu männlicher Reife erstarkt, andere, die in jugendlichem Aufstreben begriffen waren; und wie mit einem Zauberschlag standen fertige Systeme da, wo es kaum noch Nichts als unvollständige und unzusammenhängende Meinungen gegeben. Uebereinstimmung in Ansichten und Grundsätzen wurde der gemeinsame Mittelpunkt, um welchen die Geister sich gruppirten, als wenn es Individuen wären, die ihren Platz eingenommen und ihre Stellung gewählt hätten. So bekam denn die Literatur endlich einen energischen Charakter; die Nachahmung trotz Anmuth und Geschmeidigkeit verlor ihren Werth. Die logische Kraft des Gedankens behauptete wieder den ersten Rang. Die geschwätzige Wohlredenheit und das Verdienst einer faden Eleganz werden als unnützer Prunk ausgeschätzt. Die parlamentarische Redekunst begann sich aus jenen groben Windeln heraus zu machen, welche unsern politischen Klubs, um sie zu einem derben Kraftjungen aufzuziehn, über ihre Wiege gebreitet hatten: weder Danton's gigantischer Schwung, noch Isnard's entsetzlicher Lakonismus konnten sich mit den Debatten unserer konstitutionellen Kammern messen. Diese neue Tribüne, welche sich unter dem Schutz einer friedlichen Charte erhob, sollte eine ganze neue Literatur ins Daseyn rufen. Anfänglich klebten unserer Staatsberedsamkeit noch einige Fehler an, welche man an den Schriftstellern des Kaiserreiches rügte, aber allmählig läuterte sich ihr Geschmack, und das Umsichwerfen mit hochtrabenden schönen Redensarten, welches Barrere auf der Tribüne der Nationalversammlung aufbrachte, kam außer Mode. Foy, dessen seelenvolle, donnergewaltige Kriegersprache seinen Feinden Achtung und seinen Gegnern Bewunderung abnöthigte; Benjamin Constant, dessen durchdringender und doch biegsamer Geist urplötzlich eine so bewegliche, vielseitige, kühne Kraft aufbieten konnte, daß er die überraschten Gegner in tausend Schlingen seiner kunstreichen Dialektik verwickelte; Chateaubriand, der zum gefürchteten Kämpfer des Rechts umgewandelte Dichtergenius mit der Richterwage der Vernunft; endlich eine Menge anderer Redner aus allen Parteien, welche zu Organen der Meinungen, der Erinnerungen, der Bedauernisse des bewegten Frankreichs dienten, dürfen sich unter die Ersten in diesem flüchtig gezeichneten Gemälde der geistigen Wiedergeburt reihen, welche durch unser politisches Leben bewirkt wurde, dessen erkorene Dolmetscher diese Redner waren. Außerhalb den beiden Kammern erstreckte dieselbe Gewohnheit freier analytischer heftiger und besonnener Erörterung ihren Einfluß: die Tagsschriftstellerei, deren mancherlei Verdienst zu würdigen nicht unsere Aufgabe ist, errichtete eine eigene Tribüne neben jener des Staats — eine reiche Saat des literarischen Luxus, den wir der Oeffentlikeit der Meinungen und der freien Diskussion der allgemeinen Interessen verdanken, und vor dem alle Werke ohne Tiefe und Unabhängigkeit, der eitle Zeitvertreib literaischer Müßiggänger, in ihr Nichts zurücksinken.

Hauptsächlich sind es einige wirklich ausgezeichnete Schriftsteller, welche unter dem Kaiserreich geglänzt und ihre Arbeiten nach der Restauration fortgesetzt haben, an denen sich der Einfluß wahrnehmen läßt, welchen die Repräsentativverfassung auf die Geister ausübt. Ihre Aufgabe ist ernster geworden; ihr Talent hat an koncentrischer Kraft gewonnen, was es an Geschmeidigkeit und Schöngeisterei verlor. Die Veränderung, welche in den Köpfen des Publikums vorgegangen war, an welches sie sich wandten, mußte ihnen sagen, daß auch in der Literatur Alles anders werden müßte. Von

dieser Periode schreiben sich die gedrängte Darstellung, die wissenschaftliche Strenge und die überwältigende Beredsamkeit Guizots, Barante's, Chateaubriand's her.

Zu gleicher Zeit verwandelten sich die tiefen aber noch formlosen Gefühle, welche die Nation in ihrem Busen nährte, in Poesie. Statt der Esménards und der Millevoye's zierlichen Andenkens erstanden Dichter, aus welchen das Gemüth des Volks sprach, dessen Regungen sie verstanden und theilten. Aus der Tiefe einer träumerischen Seele, die über unsere Drangsale von Trauer erfüllt war und im Glauben Trost schöpfte, erklangen Weisen, in denen die Verzweiflung an der unheilvollen Welt sich in der heiligen Glut der Religion zu frommer Hoffnung läuterte. Die stechenden Schmerzen des Vaterlandes, dessen Boden der Feind entweihte, wurden mit um so herberer Bitterkeit empfunden, als das Unglück nach so vielen Triumphen einbrach. Ein anderer Dichter, noch vertrauter mit den Leiden und den geheimen Gesinnungen der untern Stände, in denen ein halbes Jahrhundert voll von Hoffnungen, Siegen, Schwärmereien und Unfällen so grausame Unruhe, so vielfältige Täuschung und so tiefe Wunden zurückgelassen hatte, griff mit einer Kühnheit und einer Stärke der Wahrheit, welche die Erklärer der Gesetze verfolgen und ahnden zu müssen glaubten, alle Volksgefühle auf, wie sie sich in Muthwillen, Spott, Unmuth, Verachtung und vergeblicher Klage äußerten. Die Repräsentativverfassung schuf diese Dichter nicht; aber indem sie den Parteien die Schranken öffnete, indem sie die Meinungen frei gab, mußte sie auch den Leidenschaften, die sich daran anknüpfen, erlauben, sich auszusprechen und laut zu werden. Nein, sie hat diese Poesie, die Tochter der neuen Gesellschaft, nicht erzeugt: sie hat ihr bloß das Recht der Existenz zuerkannt.

Die Oeffentlichkeit hat die Geister entfesselt; man kann jetzt, selbst wie Hr. v. Lamenais, eine beredte Stimme zu Gunsten der alten Rechte des Alters vernehmen lassen, man kann wie Hr. v. Bonald, die Gesellschaft auf der Grundlage einer methaphysischen Theokratie aufzubauen suchen. Nicht mehr zufrieden eine Sache bloß in Worten schön zu finden, will man schaffen, organisiren, das Jahrhundert nach seinen Ideen formen, verwandte Geister an sich ziehen. Allein dieß ist noch nicht Alles. Die Philosophie, müde einer unergiebigen Kritik und oberflächlichen Dialektik, stürzt sich in neue Bahnen.

Die Normalschule, hergestellt durch Royer-Collard, einen Mann, der vermöge seines Charakters der Vorzeit, vermöge seines aufgeklärten Geistes der vorgerücktesten Civilisation angehört, kaum tritt sie wieder ins Leben — alsbald wird sie eine Macht, ein neuer Brennpunkt des Denkens und Wissens. Diese Schule, an der indeß doch einige Ausstellungen zu machen seyn möchten, weist der Geschichte, der Poesie und der Bühne eine neue Richtung an: der Geschichte, welche sie der naiven Einfachheit der Chronik, dem treuen Fleiß gelehrter Forschung zulenkt; der Poesie, von welcher sie den Ausdruck der innigsten Empfindung und der unmittelbaren Anschauung in ihrer weitsten und tiefsten Bedeutung heischt; der Bühne, welche sie dem Todesschlaf entreißt, indem sie ihr die Geschichte und die Sitten der Völker zum Spiegel vorhält.

Diese neue Bewegung, welche durch das Studium der fremden Sprachen begünstigt wird — kaum haben wir schon über sie ein Urtheil: noch befindet sie sich im Werden, noch zögert sie, noch ist sie erst in den groben Umrissen einer Revolution vorhanden, und wie jedes Kind der Zeit hat sie ihre Fanatiker, ihre erbitterten Gegner, ihre Excesse, ihre Ausbrüche von Genie, Unerfahrenheit, Uebertreibung, Thorheit, Affektation, Unbesonnenheit. Mächtig, aber blind, ihre Kraft offenbarend durch unvollständige Versuche und unsicheres Herumtappen, gleicht sie dem Cyklopen, der in seiner Höhle eingeschlossen ist, und in der Dunkelheit an die Wand rennend sich umsonst abmüht, den Ausgang zu erspähen. Indessen kann sich die historische Literatur, die einer Periode der Diskussion und der Kritik natürlich vor Allem befreundet ist, einiger bedeutenden Arbeiter rühmen. Nicht minder hat das Theater, obwohl es durch das überwiegende Interesse des in ganz anderem Sinn dramatischen Kampfes unserer berathenden Versammlungen etwas in Hintergrund kommt, sich mit glänzenden Werken und geistvollen Skizzen bereichert.

Ein Mann, ein Dichter, ausgerüstet mit der kühnsten Geisteskraft und mit dem seltenen Talent, seinen Ansichten Eingang zu verschaffen, und das Publikum für seine Reformen zu gewinnen, ringt noch in diesem Augenblick gegen das gesammte alte Bühnenwesen mit einer Verwegenheit, welche seine künftige Werke rechtfertigen müssen. Es liegt hierin eine Auflehnung gegen das Hergebrachte, welche, begleitet von den fantastischen und leidenschaftlichen Anwandlungen, wie sie allen stürmischen Volksbewegungen eigenthümlich sind, sich bald in alle Gebiete der Dichtkunst erstrecken wird.

Soll man nun diese ganze geistige und literarische Gährung auf Rechnung der Charte setzen? Mit Nichten; sie ist von älterem Datum, sie geht weiter hinauf: Frau von Staël und Chateaubriand und — vielleicht mit noch größerer Geschicklichkeit und einer tiefern Kenntniß seiner Zeit und seiner Mitbürger — Benjamin Constant, haben die erste Aussaat zu dieser neuen Ernte ausgestreut. Ihnen verdankt man diese Rückkehr zum Mittelalter, diesen Sinn für Erinnerungen, diesen mystischen Katholicismus, diese Bewunderung für Shakspeare und Goethe, diese Erweiterung der dramaturgischen Begriffe, kurz das erste Signal zu einem Kampf, der nur durch Meisterwerke entschieden werden kann. Aber während die Poesie in Wehen liegt, gehen andere Studien raschen männlichen Schrittes auf breiterer Bahn vorwärts: die Wissenschaft des Rechts im Bunde mit Geschichte und Politik; die orientalische Linguistik, welche Europa eine ganze neue Welt aufthut; die Statistik, welche der Staatskunde und der Civilisation vorleuchtet.

Was wäre also das Verhältniß zwischen Literatur und Sitten? Die Charaktere haben sittliche Würde, stolzes Selbstgefühl errungen; die Geisteswerke mehr gefährliche wilde Kühnheit im Gebiete der Einbildungskraft, mehr Tiefe im Gebiete des Wissens und der Philosophie. Die fromme oder politische Ueberspannung, welche die Gesellschaft hegt und nährt, hat mehr als Ein Werk durch mystische Manier und servile oder liberale Befangenheit verunstaltet. Mit der Läuterung des Familienlebens sind die wissenschaftlichen Bestrebungen ernster und gründlicher geworden; die Eleganz, die aus den gesellschaftlichen Kreisen gewichen, verliert sich aus den Werken des Geistes. Die immerwährende Diskussion, wor-

in die Seele des Repräsentativsystems besteht, hat sich auch in der Literatur geltend gemacht, und etwas Unstetes, Ephemeres Feindseliges, Herbes, Neckisches beigemischt. Lebendige Auffassung, kräftige Darstellung, beharrliche Vorbereitung, Fülle der Gedanken, gründliche Bekanntschaft mit fremden Sprachen, abenteuerliches Experimentiren, Originalitätssucht, die es aber etwas in's Grelle treibt, Individualität, die aber nicht selten mißverstanden wird — Wer erkennt nicht in diesen Zügen das stille und rastlose Schaffen einer Literatur, die sich selbst befruchtet, die ihre Versuche manchmal für Meisterwerke, Versprechungen für Leistungen hält, die jedoch nie aufhört, ihr Ziel zu verfolgen und sich zu bereichern. So, dünkt uns, hat sich Frankreich unter dem Einfluß unserer kostitutionellen Gesetze moralisch und intellektuell ausgebildet; so haben unsre Institutionen, die nothwendige Folge unseres Charakters, wiederum ihrerseits diesen Charakter und den Repräsentanten desselben, die Literatur, umgestaltet: eine fortgehende Bewegung, die ohne Zweifel damit endet, daß sie eine vollkommene Harmonie zwischen dem Staat und dem Leben herstellt. Uns, den Söhnen einer Epoche mühsamer Wiedergeburt, ist es vielleicht nicht vergönnt, uns des Tages der vollendeten Größe und Freiheit zu freuen, wo das Repräsentativsystem, dieser Befreier der Geister, alle Hindernisse überwunden, alle Dissonanzen, die uns jetzt noch stören, verschmolzen haben wird. Aber beobachten die Fortschritte, die wir gemacht, messen den Raum, den wir durchlaufen, so zu sagen die Fäden zählen, die wir gesponnen und die Entfernungen berechnen, die wir zurückgelegt haben — ist eine Beschäftigung, welche das Gemüth tröstet, den Geist befriedigt und uns freudig in die Zukunft blicken läßt.

Die Gräber der Könige von England.

Die Angelsachsen pflegten über den Gräbern ihrer Verstorbenen Hügel zu errichten; das Unterscheidende eines Königshügels war eine um denselben hergezogene Reihe von Steinen. Ein englischer Gelehrter behauptet, ein solches Königsgrab habe überdieß eine längliche Form, nach Art eines verkehrt liegenden Schiffes gehabt. Oft waren diese Hügel mehrere hundert Fuß lang. Noch jetzt sieht man in England die sogenannte Königsgrabstätte (the king's burial place) bei dem römischen Lager von Oldborough, welche 42 englische Fuß hoch ist und 250 im Umfang hat. Sie besteht aus mehrfachen Schichten von Thon und mit Wasser umgerührter Erde, untermischt mit Wurzeln von Farrenkraut und Halden. Das Riesengrab (the giants grave) in Derbyshire, und der Langhühel (the long barrow) bei Pimpern (Dorset), welcher 224 engl. Fuß lang ist, gehören ebenfalls hierher; der merkwürdigste Tumulus, seiner Ausdehnung nach, ist Shipton-Hill in derselben Grafschaft, welcher 749 Fuß Länge hat. Uebrigens waren die Ruhestätten der gleichzeitigen angelsächsischen Könige natürlich durch ganz England zerstreut, und auch nachdem Egbert im J. 827 die Heptarchie zu Einem Reiche verbunden hatte, verloren sich die Grabmale seiner Nachfolger, auf offenem Feld, der Einwirkung der Witterung und des Pfluges ausgesetzt, im Verlauf der Jahrhunderte beinahe spurlos wieder.

Erst nach Einführung des Christenthums wurden dauerhaftere Begräbnisse in England gewöhnlich. Gegen Ende des sechsten Jahrhunderts hob Gregor der Große das römische Gesetz, nach welchem die Gräber außerhalb der Städte verlegt werden mußten, auf, und erlaubte, die Todten in den Kirchen oder deren Umgebungen beizusetzen. Zu diesem Zweck ward dann schon im J. 604 von Sebert, König der Ostsachsen, die Kirche zum heiligen Petrus in Westminster erbaut, welche bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts den englischen Königen zum Hauptbegräbniß diente. Ebenso wurden in der Kirche von Winchester, der Residenz der sächsischen Könige nach Aufhebung der Heptarchie, Kanut und einige andere Sachsenkönige, so wie Wilhelm der Rothe, Sohn Wilhelms des Eroberers, begraben. Als die von Sebert gegründete Kirche baufällig zu werden begann, ließ sie Edward der Bekenner abtragen, und mit dem zehnten Theil seiner Güter auf gleicher Stelle ein neues, für seine Zeit sehr prachtvolles Gotteshaus aufführen, welches die Gestalt eines Kreuzes hatte und in der Folge für Gebäude dieser Art zum Muster diente. Er selbst ward darin 1066 beigesetzt, und später an seiner Seite seine Gemahlin Editha oder Egitha. Auch hatte er die Gebeine Seberts wieder dorthin bringen lassen.

Abermals neu baute Heinrich III die Kirche von St. Peter. Ein Theil der Mauern und der Thurm waren verfallen; er befahl, sie gänzlich abzubrechen, um dadurch dem Ganzen mehr Raum und Regelmäßigkeit zu geben. Den Körper Edwards des Heiligen ließ er in einer Kapelle des neuen Gebäudes, unmittelbar hinter dem Chor, feierlich beisetzen, welche dadurch den Namen „Kapelle des heiligen Edwards des Bekenners" erhielt, und von da an zur letzten Ruhestätte für alle Könige von England bestimmt wurde. Heinrichs III Vorgänger, Johann ohne Land, war in der anstoßenden, der heiligen Jungfrau gewidmeten Kapelle begraben worden, an deren Stelle Heinrich III später eine andere, nach ihm selbst benannte aufführen ließ.

Erst also im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts, beinahe zwei hundert Jahre nach der normannischen Eroberung, entstand ein gemeinschaftlicher Begräbnißort für Englands Könige. Heinrich wurde nach einer 56jährigen Regierung in der königlichen Kapelle beigesetzt, wo sofort der Reihe nach neben ihm kamen: Edward I und dessen Gemahlin, Eleonore von Castilien; Edward III und Philippa von Hainault, seine Gemahlin; Richard II und Anna von Böhmen; endlich Heinrich V, und neben diesen, wiewohl außerhalb der Kapelle, Katharina von Frankreich, seine Gemahlin. Diese Königin; die unglückliche Anna, Warwicks Tochter, Gemahlin Richards III, die von diesem vergiftet worden seyn soll, und welche unter dem Boden der Hauptkirche selbst in der Gegend des Chors begraben wurde; endlich König Sebert, dessen Gebeine aus der Kapelle in die Hauptkirche rückgebracht wurden, wo sie ihre Stätte nicht weit von dem Grab Annens erhielten — sind die drei einzigen in Westminster begrabenen königlichen Personen, denen nicht die Kapelle des heiligen Edward oder diejenige Heinrichs VII, von welcher sogleich die Rede seyn wird, zugewiesen ward.

Als die Kapelle Edwards des Heiligen gänzlich angefüllt war, ließ Heinrich VII eine neue Kapelle an die Kirche anbauen, welche seinen Namen beibehalten hat, und deren Styl so elegant ist, daß sie von Einigen das Wunder der Welt genannt wurde. Die Baukosten sollen sich auf 14.000 Pfund Sterling belaufen haben, was, mit dem gegenwärtigen Geldwerth verglichen, ungefähr 200.000 Pfund Sterling, oder etwa 2.400.000 Gulden rhein. ausmacht. Das erste Grabmal, welches in diese Kapelle kam, war ein Cenotaph, das Heinrich VII seinem Oheim Edward V errichten ließ. Dieser war, der Geschichte zufolge, noch als Kind nebst seinem Bruder, dem jungen Herzog von York, in demjenigen Theil des londner Towers ermordet worden, welcher noch jetzt der blutige Thurm heißt; beide Körper wurden an einem unbekannten Ort begraben, und erst unter Karl II glaubte man ihre Gebeine wieder aufgefunden zu haben, welche man dann in einer marmornen Urne in dem Cenotaph beisetzte. Diesem zu Seiten kamen die Gräber Heinrichs VII selbst; Maria's, der unglücklichen Königin von Schottland, demjenigen der Elisabeth beinahe gerade gegenüber; Karls II; Wilhelms III und seiner Gemahlin Maria; der Königin Anna und ihres Gemahls, des Prinzen Georg. Die Särge der fünf Letztgenannten stehen hart neben einander in einem Gewölb auf der Ostseite der Kapelle, das ausdrücklich für Karl II erbaut wurde und deßhalb den Namen Königsgewölb (royal vault) erhielt. Georg II ist der Letzte, der, im J. 1760, hierher zu liegen kam. Auch Cromwell war in der Kapelle Heinrichs VII feierlich beigesetzt worden; nach der Restauration aber ließ ihn das Haus der Gemeinden wieder ausgraben und den Körper nach Tyburn bringen, wo man ihn an den Galgen hängte. Uebrigens verbreitete sich damals unverweilt das Gerücht, es sey der Gehängte der Körper Karls I selbst gewesen, während man die Reste des Protektors nach Naseby-field (Northamptonshire) in Sicherheit gebracht hätte.

In Folge des wechselvollen menschlichen Schicksals ruhen indeß die Ge-

beine vieler englischen Könige nicht in Westminster. Wilhelm der Eroberer und seine Gattin Mathilde von Flandern liegen zu Caen in Frankreich begraben; sein Sohn, Wilhelm der Rothe, in Winchester; Heinrich I in Reading; Heinrich II und Richard I in Fontevrand in Frankreich; Edward II in Gloucester; dessen Gemahlin, Isabelle von Frankreich, bei den grauen Brüdern (grey Friars) in London; Edward der schwarze Prinz, Heinrich IV und dessen Gemahlin, Johanna von Navarra, in Canterbury; Isabelle von Frankreich, zweite Gemahlin Richards II in Burgate; Heinrich VI, Edward IV und dessen Gattin Widvill, Heinrich VIII und Karl I in Windsor; Richard III in Leicester; Georg I in Hannover.

Unter den vier in Windsor ruhenden Königen hatten die zwei ersten in der Kapelle Edwards des Bekenners nicht mehr Platz gefunden; Heinrich ward zuerst in Chertsey beigesetzt, und von da nach der Kapelle des heiligen Georgs in Windsor gebracht, welche sein Mörder und Nachfolger, Edward IV, ebenfalls zugewiesen erhielt. So schien Anfangs dieser Ort zum zweiten Königsbegräbniß bestimmt, und wirklich wollte ihn auch Heinrich dazu machen, eh er den Entschluß gefaßt hatte, die Kapelle in Westminster zu erbauen. Sein Sohn, Heinrich VIII, zog sogar Windsor der väterlichen Kapelle noch einmal vor, und Karl wurde, als der Königswürde verlustig, dahin gebracht.

Georg III blieb es vorbehalten, den englischen Königen, welche sechs Jahrhunderte lang in Westminster begraben worden waren, Windsor als ordnungsmäßigen Begräbnißplatz anzuweisen. Schloß Windsor liegt acht Stunden von London, am südlichen Ufer der Themse auf einer Anhöhe, von der man eine herrliche Aussicht auf die Umgebungen hat. Es wurde von Wilhelm dem Eroberer gegründet, und war Georgs III Lieblingsaufenthalt, den er sich auch zur letzten Ruhestätte erkor. Zu diesem Ende ließ er im Jahr 1810 einen Kreidefelsen, der sich auf 15 Fuß Tiefe unter dem sogenannten Grabmal des Kardinals Wolsey hinzieht, aushöhlen. Die Höhlung ist 70 Schuh lang, 28 breit und 14 hoch. Die zur Aufnahme der Leichen bestimmten Stellen werden durch achtwinklige gothische Säulen angedeutet, welche vier übereinander befindliche Gesimse zwischen sich tragen, deren jedes für zwei Särge eingerichtet ist; jede einzelne Seite der Gruft bietet auf diese Art Platz zu 32 Särgen. Auf der Ostseite befinden sich fünf Nischen, in deren jede Ein Sarg gesetzt werden kann. In der Mitte erheben sich über dem Boden 12 für die regierenden Könige bestimmte Grabmale. Die Säulen sind von schönem Gestein aus Bath, und die Gesimse von Stein aus Yorkshire gefertigt. Georg nahm an der ganzen Arbeit außerordentlichen Antheil, und fand sich bis zu ihrer Vollendung fast täglich dabei ein. Sein Körper wurde am 15 Februar 1820 in dieser Behausung beigesetzt, die damals bereits acht Bewohner aus seiner Familie zählte, worunter die Prinzessin Charlotte, die Königin Charlotte und der Herzog von Kent, der Vater der nunmehrigen präsumtiven Thronerbin von England.

Brand in Sincapur.

Mehrere Blätter haben bereits eines verheerenden Brandes in der ostindischen Stadt Sincapur gedacht. Englische Zeitungen geben folgende nähere Notizen. Das Feuer brach am 7 Februar Abends halb acht Uhr aus, und wüthete bis um 3 Uhr am folgenden Morgen, in welcher Zeit ein großer Theil der Philippstraße, der Marktstraße und des Circular-road gänzlich zerstört wurden. Die Gebäude in der Nähe desjenigen, in welchem das Feuer seinen Anfang nahm, bestanden beinah gänzlich aus Holz, und der Brand griff so schnell um sich, daß innerhalb 40 — 50 Minuten nicht weniger denn 30 Häuser in Asche lagen. Die Hitze war so groß, daß das Bretterwerk und die Fensterläden der gegenüberstehenden Gebäude sich auf eine Entfernung von mehr als 50 Fuß entzündeten. Durch zwei Stunden lang fortgesetztes Begießen des Gebälkes mit Wasser gelang es indeß den Europäern jene, noch zu retten. Wären die Feuerspritzen in Ordnung gewesen, so würde man des Feuers bald Meister geworden seyn, da man das Flußwasser in großer Menge zur Hand hatte. Aber nicht Eine befand sich in irgend brauchbarem Zustand. Die Truppen langten sofort an, und zwei Feldstücke wurden aufgeführt, um einige Häuser, nach welchen zu die Flammen ihre Richtung zu nehmen schienen, niederzuschießen; doch schritt man zu diesem Mittel nicht; denn eben als die Bewohner von der Malakkastraße, Königsstraße und dem Handelshof (commercial square) ihre Güter flüchten wollten, wandte sich der Wind glücklicher Weise nach Norden, wo einige große Gebäude von Backsteinen nahe beim Ausgang der Marktstraße, das Feuer am weiterm Fortschreiten hinderten; eben so wurde es in der Königsstraße aufgehalten, zum Theil durch Chinesen, die man beauftragt hatte, einige Häuser abzudecken, durch welche die Straße mit dem Handelshof zusammenhing. Mit Ausnahme Dessen, was die Europäer und Chinesen leisteten, geschah übrigens von Seiten der Bewohner nicht das Mindeste, um den Flammen Einhalt zu thun. Die Stadtbehörden waren wenige Minuten nach dem Ausbruch bereits auf dem Platz und bewiesen sich aufs Thätigste; ihre Anstrengungen jedoch blieben fruchtlos, da die Eingebornen jeden Standes ihren Beistand gänzlich versagten. Waren diese nicht selbst bei dem Schaden interessirt, so dachten sie nur darauf zu plündern, und waren ihre eigenen Häuser gefährdet, so befaßten sie sich kaum mit der Rettung ihres Eigenthums.

Zunahme des innern Verkehrs in den Vereinigten Staaten.

Nach einem in dem Courir des Etats Unis gegebenen Bericht des Generaldirektors der Posten gab es in den Vereinigten Staaten

	Jahr	Postämter		Einkommen	
im J.	1790	75	Postämter, mit einem Einkommen von	37,935	Dollars
—	1795	453	— — — — —	160,620	—
—	1800	803	— — — — —	280,804	—
—	1805	1,558	— — — — —	421,373	—
—	1810	2,300	— — — — —	551,684	—
—	1815	3,006	— — — — —	1,043,065	—
—	1820	4,500	— — — — —	1,111,927	—
—	1825	5,667	— — — — —	1 306,525	—
	1827				
—	1829	8,004	— — — — —	1,707,418	—

Es gab im Jahr	Meil. Postweg,	mit eigenen Postbeamten,	deren Besoldung Doll. betrug.
1790	1,875	0	0
1795	13,207	4	2,000
1800	20,817	7	4,250
1805	31,076	9	9,150
1810	36,406	12	12,550
1815	43,748	15	16,580
1820	72,492	21	22,700
1825	94,052	27	28,300
1827		53	54,700
1829	115,000	58	59,700

Schnelle Seefahrt.

Im vorigen April liefen in New-York der de Rham, ein Paketboot, nach einer Fahrt von nur 16 Tagen, so wie der Hudson von London 17 und der Charlemagne von Havre 16 Tage nach ihrem Abgange aus genannten Häfen ein. Der Charlemagne brachte französische Waaren, zu welchen nur 51 Tage zuvor die Bestellung einem newyorker Packetboot mitgegeben worden war. Die Josephine kam von Belfast, in Irland, nach einer 15 tägigen Fahrt in New-York an. Ein ehrlicher Irländer, den man nach Neuigkeiten aus seiner Heimat fragte, entgegnete: „Ich kann Euch weiter Nichts sagen, als daß Euere Freunde in Irland vorige Woche alle gesund waren." — Auf dem Charlemagne langten auch die drei noch lebenden Osagen, Kackchinka, seine Frau Gutomy, und Machakslarango, von Allem entblößt, an. Die Reise, die sie von New-York noch bis in ihr Vaterland zu machen haben, beträgt 800 Meilen zu Land und etwa 2000 Meilen auf den Wassern des Ohio und Mississippi.

Magellans-Straße.

Die amerikanische Brigg Amelia, welche in 116 Tagen von New-York in Valparaiso angekommen ist, hat die magellanische Straße in zehn Tagen ohne alle Gefahr durchschifft. Der Kapitän versichert, diese Fahrt sey bei Weitem nicht so gefährlich, als man gewöhnlich annimmt. Er hat folgende zwei Umstände bemerkt, die er bekannt machen zu müssen glaubt, weil sie der allgemein herrschenden Ansicht widersprechen: Eine starke Strömung geht nach Osten zu, die Fahrzeuge, welche von dem stillen in das atlantische Meer steuern, begünstigend; und die Tiefe des Meeres in der Straße ist so groß, daß man hundert Klafter weit vom Ufer die Anker nicht mehr werfen kann.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 210. 29 Juli 1830.

Briefe über Indien *).

Neunter Brief.

Lieber Georg!

Satára.

Wie viele junge Leute scheinst Du durch den bloßen Anblick der Schwierigkeit jede Lust zu verlieren, dieselbe zu überwinden; indessen wundere ich mich über Dein Entsetzen bei Betrachtung einer indischen Gemeinde-Rechnung nicht, die allerdings Jedem, der zum ersten Mal ein Auge darauf wirft, dermaßen verwickelt dünken muß, daß er unmöglich aus derselben klug werden zu können glaubt. Jedes Dorf ist in Indien eine Art Republick; sämmtliches Land aber wird als der Stadt zugehörig angesehen, und hat dieser, als seiner Regierungsbehörde, eine Steuer zu entrichten, welche, obwohl nirgends genau bestimmt, in gewöhnlichen Zeiten einem Drittel des Naturertrags gleich geachtet wird. Doch bemerkt der indische Gesetzgeber Menu, der Regent könne rechtlich bloß ein Fünftel ansprechen, gerade wie wir Dieß in Egypten zur Zeit Josephs finden. Eine weitere Aehnlichkeit zwischen beiden Völkern leuchtet noch insbesondre aus der Art hervor, wie nach indischen Begriffen die Entstehung einer Gemeinde und die ursprüngliche Besitzergreifung des Bodens vor sich geht. Es wird angenommen, der Potail, (auch Mokoddum, Gaur, Reddy in den verschiedenen Sprachen Indiens genannt,) bitte ursprünglich den Fürsten um Erlaubniß, irgend ein Stück unbebautes Waldland, das noch keiner Stadtgemeinde angehört, in Besitz zu nehmen. Hat er diese erhalten, so begiebt er sich mit seinen Angehörigen an Ort und Stelle, einen Korb auf dem Kopf, worin häusliche Geräthschaften und Opfergaben für die Götter enthalten sind. Nach dem nothwendigen Opfer für die Götter schreitet man zu Erbauung von Hütten und sucht die einzelnen Glieder der Gemeinde zusammen zu bekommen. Diese bestehen zunächst aus einem Rechnungsführer, (gewöhnlich einem Braminen,) einem Zimmermann, einem Schmid, einem Barbier, einem Gerber, einem Wächter, einem Wässerer (d. h. demjenigen, der dafür sorgt, daß die Felder mit fließendem Wasser versehen werden;) und hie und da auch wohl noch aus andern Beamten, die jedoch nicht in jeder Gemeinde vorkommen. Jeder der eben Genannten gehört einer besonderen Kastenabtheilung an, und kann kein andres Geschäft verrichten. Sie werden vom Dorf durch eine jährliche Besoldung unterhalten, welche entweder in Naturalien zu entrichten ist, (indem jeder Feldbesitzer einen Theil seines Ertrags als Beisteuer herschießt,) oder in Anweisungen von Land besteht.

Sind diese Beamten ernannt, so unternimmt der Potail oder Häuptling der kleinen Gesellschaft im Namen sämmtlicher Feldbebauer das Land zu säubern und umzupflügen, unter folgenden Bedingungen: 1) das in solcher Art gesäuberte Land soll die drei ersten Jahre hindurch keiner Steuer unterliegen; 2) im vierten Jahr soll der höchste Belauf der an die Regierung zu entrichtenden Steuer zu einem Drittel oder nach Befund der Umstände zu einem Fünftel des Naturalertrags bestimmt werden, welches dergestalt zu erlegen ist, daß im vierten Jahr ein Siebtel der ganzen Steuer, im fünften zwei Siebtel, und so in sieben aufeinander folgenden Jahren jährlich ein Siebtel mehr bezahlt wird, bis man die ganze Summe der Grundsteuer erreicht hat. 3) Die Steuer soll bloß von angebautem Land erhoben werden, und bei gänzlicher Fehlschlagung der Ernte, entweder durch Wetterschaden, Asmanu, — oder durch Kriegsschaden — Sultany — ein Nachlaß an der Steuer Statt finden.

Die Handhabung alles Einzelnen, sowohl hinsichtlich der Felder selbst, als der Beitreibung der Steuern von jedem Feldbesitzer, kommt gänzlich dem Potail zu, der jedoch zu sehr unter allgemeiner Beobachtung handeln muß, als daß er, ohne Gefahr sich der Bestrafung auszusetzen, sich einer gröblichen Rechtsverletzung schuldig machen könnte. Die Eintreibung der Steuer durch den Potail kostet der Regierung keinen Heller, da das ihm von dem Staat erblich zugetheilte Land und die Sporteln seines Amtes für eine hinlängliche Vergütung seiner Mühe und Verantwortlichkeit gelten.

Ist das Dorf eingerichtet und das Land von den einzelnen Bebauern in Besitz genommen, so heißt dessen Gesammtertrag Kumal*) d. h. das Maximum, welches abnimmt, je nachdem ein mehr oder minder großer Theil brach liegt, entweder durch zufäl-

*) Fortsetzung von Seite 808.

*) Es muß bemerkt werden, daß sämmtliche in diesen Briefen gebrauchte indische Ausdrücke die in Dekkan üblichen sind, und sich nicht bloß auf die Sprache der Hindus beschränken.

ligen Mißwachs, oder große, in Folge von Seuchen oder Hungersnoth eingetretene Sterblichkeit, oder Mißgriffe der Regierung, oder Krieg. Dieß ist der mehr oder minder schwebende Stand des Anbaues in jedem indischen Dorf; und es wird daher Pflicht und Vortheil des Potails, jeden Umstand zu benützen, um Bebauer für wüstes Land zu erhalten, und ihnen dasselbe unter annehmlichen Bedingungen zu übergeben, jedoch stets mit dem Augenmerk, die der Regierung zu erlegende Steuer best möglichst herauszuschlagen und einen Theil des Ertrags als Sporteln für sich selbst zu bekommen. Diese Bedingungen werden in der Regel schriftlich aufgesetzt, um beide Parteien sicher zu stellen, und eine Beschreibung des Feldes mit Angabe seines Flächenraums, seines Namens und seiner Grenzen gewöhnlich in das Dokument mit aufgenommen. Hat man sich einmal über jenes Maximum des Gesammtertrags vergewissert, so bieten die Gemeinderechnungen weiter keine Verwickelungen dar, obwohl es allerdings keine kurze Arbeit ist, sich durch alle Einzelnheiten durchzuschlagen.

Die jährliche Besteurung jedes einzelnen Feldes ist indessen keineswegs eine so leichte Sache, und manche englische Steuereinehmer glauben daher, es sey besser, wenn sie selbst und andere englische Regierungsbeamte dieses Geschäft versehen, als wenn sie es dem Potail auftragen. Zwar weiß man immer die Gesammtzahl der anbaufähigen Morgen Lands, und die Summe, welche sie im Ganzen zu entrichten haben; allein es würde ungereimt seyn, vorauszusetzen, sämmtlicher Boden eines Dorfes, welcher seine vielleicht 5 — 6000 Morgen enthält, sey in gleichem Grade ergiebig, und es wäre mithin eine handgreifliche Ungerechtigkeit, den Steueransatz nach dem Flächengehalte eines Guts zu machen. Gleichwohl haben die einheimischen Regierungsbehörden gefunden, daß Berichterstattungen von an Ort und Stelle gesandten Beamten sie nie in Stand setzen, die Steuerpflichtigkeit der Felder auf längere Dauer zu bestimmen, eben weil im Verlauf der Zeit das Maximum, zu welchem ganze Ortschaften angesetzt werden, immer mehrfachen Veränderungen erliegt. Dagegen erfährt die Regierung in Einziehung der Einkünfte keine bedeutenden Verschiedenheiten, so lang sie dem Volk selbst die Betreibung seiner Angelegenheiten überläßt, denn die öffentliche Meinung hängt nun einmal an jener Einrichtung, und hält sie aufrecht. Ueberdieß reiht sich die an die Regierung zu entrichtende Steuer noch an eine Menge anderer Abgaben an, deren Beitreibung ohnehin dem Potail zufällt, wie z. B.

Braminen bei gewissen Festlichkeiten mit Speise zu versehen;
Tempel und Thore der Dörfer zu beleuchten;
Kosten bei manchen Jahresfesten;
Wanderer und Fremde zu speisen; für Jeden Ein Gericht;
Einen Theil der Dorfmauer zu repariren,
Den Haupttempel zu repariren;
Ein neues Thor für das Dorf zu bauen;
Leuten, welche einen Tiger, der die Umgegend lang unsicher gemacht, tödteten, eine Belohnung auszuzahlen; u. dgl. m.

Bei diesem Verhältniß der Abgaben, wonach ein Theil von der Regierung jährlich angesetzt wird, ein anderer zufällig und temporär ist, mag denn allerdings der weite Bereich der Amtsthätigkeit des Potails zu einer Menge Mißbräuche führen, welche aber immer noch unbedeutend sind gegen den Vortheil, welcher für Volk und Regierung entspringt, wenn man die Angelegenheiten jedes Dorfes der Gemeinde selbst überläßt. Wir haben das Gegentheil versucht; der Erfolg konnte uns aber keineswegs ermuthigen, aus der Abschaffung irgend eines volksthümlichen Instituts viel Gutes zu hoffen.

Ehe ich diese Materie beendige, wünsche ich Dir den Werth, welchen die Dorfbeamten auf ihre anererbten Aemter legen, noch recht einzuprägen. Der Potail und dessen Rechnungsführer, nebst dem Priester und dem Schulmeister, sind die einzigen Personen, die auf einige Auszeichnung in der Gesellschaft rechnen können; Die Wichtigkeit aber, welche sie auf diese angestammten Würden legen, geht so weit, daß Mahadschi Sindia, ein regierender Fürst an der Spitze eines Heeres von 60,000 Mann und im Besitz eines Landes, das an Größe dem Gebiet manches gekrönten Hauptes in Europa Nichts nachgab, seinen Stolz in die geringlautende Benennung Potail Bada setzte. Ein anderes Beispiel kam im Jahr 1818 vor, als Holkar genöthigt ward, all seine Besitzungen in Dekkan aufzugeben. Bei Abschließung des Vertrags von Mundsur bewies er eine besonders starke Anhänglichkeit an die Paar erblichen Aemter, die ihm in jener Gegend zustanden, obwohl alle zusammen jährlich keine 2000 Pfund eintrugen, und bat, ihn im Besitz derselben mit ungeschmälerter Funktion zu lassen, so daß jetzt ein regierender Fürst dem englischen Steuerbeamten durch einen eignen Deputirten jährlich eine Rupie (zwei Schillinge) bezahlt für die Quittung über die Steuer-Abgabe des Dorfs, in welchem er erblicher Potail ist. Nur wegen Verraths kann ein Dorfvorsteher seines Amtes entsetzt werden, und selbst in diesem Fall geht dasselbe in der Regel nicht für dessen Familie verloren, sondern wird auf den nächsten Verwandten übertragen.

Nach diesen erblichen Aemtern muß ich noch ein Wort über die Grundlehen sagen. In jedem Dorf sind zwei Klassen von Bauern, die eine aus solchen bestehend, die an dem Orte wo sie wohnen, auch seit vielen Menschenaltern ihren Grundbesitz haben, von welchem sie die gewöhnliche Lehn-Steuer entrichten; die andere aus solchen, welche von ihrem Dorf aus die Felder einer andern Gemeinde bestellen. Erstere haben, so lang sie nur die Steuer an die Regierung bezahlen, nicht nöthig, ihr Recht erneuern zu lassen; letztere bezahlen eine geringere Abgabe, müssen aber ihre Lehnbefugniß alljährlich erneuern lassen, und können mithin, sobald sie die Ernte, die sie ausgesät, geschnitten haben, genöthiget werden, ihr bisheriges Feld aufzugeben. Der Bauer, welcher sich anheischig macht einen Theil des zu seinem Dorfe selbst gehörigen Bodens umzutreiben, erhält ein Recht auf denselben, so lang er nur immer dem mit dem Potail eingegangenen Vertrage entspricht, unbebautes Land urbar zu machen und zu erhalten, ausgenommen wenn dieses das Besitzthum eines Abwesenden seyn sollte; denn ein solcher kann, vorausgesetzt er erstatte dem bisherigen Bearbeiter alle darauf verwandten Kosten, dasselbe jederzeit wieder für sich ansprechen.

Unter hindu'scher Regierungsform kann ein Lehnsmann über sein Gut durch Schenkung, Verkauf oder Tausch verfügen, und bei seinem Tod geht sein Recht auf seine Erben über. Der Trugschluß, nach welchem man hie und da behauptet, alles Land gehöre in Indien dem Fürsten, weil die Nutznießung dem Bebauer nur

so lang zusteht, als er der Regierung die Steuer bezahlt, ist daher nicht viel besser, als wenn man sagen wollte, in England gehören alle Pferde dem König, weil einem Mann sein Pferd genommen oder verkauft werden darf, um die Pferdetaxe, zu welcher er verbunden ist, auf diese Art von ihm zu erhalten. Führt man aber zu Begründung einer solchen Behauptung den Brauch der Mohammedaner an, so beweis't man damit gar Nichts, denn diese kannten die Rechte der Hindu's nirgends an, sondern behandelten sie durchweg nur wie Sklaven, denen sie höchstens aus Politik hie und da einige Befugnisse ertheilten.

Neben den zwei vorgenannten Klassen von Lehnsleuten ist nun aber noch ein beträchtlicher Theil jedes Dorfes von der Regierung entweder für steuerfrei erklärt, oder doch zu einer geringern Steuer, als jene, ermächtigt. Das Amt des Dismuk, (oder Simindar, wie er in Bengalen genannt wird), d. h. des Bezirksvorstands, ein ebenfalls erbliches Amt, gehört hieher. Ehmals führten die Dismuks in ganz Indien die Aufsicht über Beitreibung sämmtlicher Steuern ihrer Perguna, d. h. ihres Bezirks, und wurden für ihre Mühe und Kosten in verschiedenen Wegen belohnt, indem ihnen entweder in jedem einzelnen Dorf, außer einem Procent des Gesammteinkommens, einige Morgen Landes besonders angewiesen waren, die sie gegen einen anzusprechenden Grundzins wieder an Andre abtraten, oder ihnen jenes Procent und jenes Land nur auf der Markung des Hauptortes des Bezirks zustand. Unter der englischen Regierung ist dieses Amt aufgehoben, ohne daß wir hiezu eigentlich ein Recht hatten; im Dekkan dauert es noch fort. Abgesehen von den Besitzungen der Dismuks und ihrer Dispendis (der gleichfalls erblichen Registratoren der Dismuks) welche keine Steuer entrichten, besitzt in jedem Dorf der Potail ein gut Stück steuerfreies Land, und ebenso die übrigen Vorsteher des Dorfs und die Priester, letztere um daraus den Tempel und dessen Diener zu unterhalten. Endlich ist es gewöhnlich, daß, wenn auf der Markung einer Gemeinde ein Theil Land noch unbebaut ist und kein Bebauer für denselben sich finden will, die Regierung diesen Theil irgend einem verdienten Bewohner des Ortes für sich und seine Nachkommen steuerfrei überläßt. So erhellt denn, daß es in Indien allerdings auch ein Privateigenthum giebt.

Der Buddhismus.

2. Abriß der Glaubenslehre.

(Schluß.)

XVI. Werdet Ihr in der künftigen Welt dem Adi-Buddha für Euer Thun in dieser Welt, oder Wem werdet Ihr verantwortlich seyn? Welche Belohnungen für Gutes und welche Strafen für Böses habt Ihr in jener Welt zu erwarten? Antwort. Wie soll der Gottlose zu Buddha kommen? Seine schlimmen Thaten werden ihn nach Naraka entführen; den Guten werden seine guten zu den Bhuwanas des Buddha emporheben, und da wird kein Richter seyn, der ihn fragt; Diejenigen aber, die manchmal Gutes, manchmal Böses gethan, sind bestimmt, eine Reihenfolge von Geburt und Tod zu durchlaufen, und Yama Radscha hält Rechnung über ihre Thaten.*)

XVII. Glaubt Ihr an die Seelenwanderung? Antwort. Ja. Denn es steht geschrieben, nachdem Sakya fünfhundert und einen Körper durchwandert hatte, erlangte er in dem letzten Körper Nirwâna Pada; solange wir nicht so weit sind, müssen wir durch Geburt und Tod auf Erden pilgern. Manche bringen es dahin schon nach der ersten Geburt, Andere brauchen dazu sieben und siebzig, noch Andere unzählige Geburten. Eine Zeit ist nicht bestimmt; Jeder büßt die Sünden eines Erdenlebens durch eine verhältnißmäßige Zahl folgender Erdenleben, bis die letzten Flecken des Leibes abgewaschen sind, worauf er des Versinkens in Adi-Buddha gewürdigt wird.

XVIII. Wer und woher sind die Newars — aus Hindustan oder Bhutan? Und was ist das Wort Newar — der Name eines Landes oder eines Volks? Antwort. Die Bewohner des Thals von Nepal sind Newars. Im Sanskritt heißt das Land Naipâla, und das Volk Naipâli wie denn p und w und l und r oft verwechselt werden. So wurde der Name der Buddhamargi-Sekte, Bandya (weil ihre Anhänger bandana machen, d. h. den in buddhistischer Weisheit Eingeweihten Ehrerbietung bezeugen) aus Unwissenheit in Banra verwandelt.

XIX. Haben die Newars eine Kasteneinrichtung oder nicht? Antwort. Als Bewohner eines Landes sind sie Eins, in Bezug auf Kasten verschieden.

XX. Wie viele Kasten giebt es unter den Bandya's? Antwort. Nach unsern Purana's wird Jeder, der Buddha's*) Satzungen angenommen und

---

*) Der echte Buddhismus scheint keine Mittel zu kennen, durch welche der Sterbliche sich der Gottheit angenehm macht; sondern indem er die Schranken zwischen dem Endlichen und Unendlichen kühn überspringt, drängt er seine Anhänger durch eigene Kraft jener göttlichen Vollendung nachzustreben, welche, seiner Ansicht nach, für den Menschen erreichbar ist, und wodurch er Gott wird: so erklärt sich die Passivität der imaginären himmlischen und die Machtvollkommenheit der wirklichen menschlichen Buddha's — so müssen wir den Schluß ziehen, daß der ächte Buddhismus kein Priesterthum hat. Der Heilige verachtet den Priester; er bedarf keines Vermittlers zwischen dem Himmel und der Erde. „Ueberwinde" ruft der Adepte oder Buddha dem Novizen oder Bodhisatwa zu, „überwinde die Beschwerden des Leibes, vertiefe deinen Geist in den Abgrund des Denkens, und du sollst das große Geheimniß (pradschna) der Natur erschauen; hast du Dieß erkannt — in dem Augenblick, was auch für einen Begriff von der Gottheit die Priester dir vorgedichtet haben — in demselben Augenblick wirst du Eins mit Pradschna, dem Inbegriff aller Macht und aller Weisheit, welche die Welt erhält und regiert, und welche, da sie aus Materie geoffenbart wird, nur der Materie angehören kann; aber nicht der Materie, wie sie in dem grobsinnlichen Zustand des Prawritti erscheint, sondern wie sie in dem Urzustande des Nirwritti ist. So wirf denn von dir das Gemeine, entsage den prawrittischen Bedürfnissen des Leibes und den nicht minder niedrigen Leidenschaften der Seele; erfasse mit diesem Gedanken die reine Idee (dhyan), und so gewiß als du sollst, so gewiß kannst du Buddhasweisheit (boddhinchnan) gewinnen und der ewigen Einheit und Ruhe des Nirwritti dich vermählen." So mag die esoterische Lehre der Pradschnikas lauten; die der Swabhawikas nimmt sich dagegen vermuthlich etwas schüchterner und skeptischer aus; sie preisen gar zu sehr die Weisheit und Macht der Natur, wie sie aus dem Prawritti hervorleuchtet; allein es scheint nicht, daß sie diese Macht und Weisheit auch in dem Nirwritti vereinen, sondern sie sind geneigt, sich das Nirwritti als einen völlig prädikatlosen Zustand der Dinge vorzustellen, der aber, eben weil er das Nichts (shûnyatâ) ist, wenigstens dem Menschen, der sonst verdammt wäre zu ewiger Wanderung durch alle Formen der sinnlichen Natur, die Seligkeit der Ruhe darbietet. Wenn sie indeß auf diese Weise das Nirwritti der Pradschnika's zu nieder anschlagen, so schätzen sie ohne Zweifel die prawrittische Machtvollkommenheit, deren der Weise schon auf Erden fähig ist, desto höher. Es wurde schon angeführt, daß die zweite Person in der Trinität der Pradschnika's Buddha und Upâya heißt: der esoterische Sinn jener Namen ist folgender: Jeder Mensch besitzt in seinem Geist, wenn er denselben nach den Geboten des Buddhismus gehörig pflegt, die Möglichkeit (upâya), die höchste Weisheit der Natur (pradschna) zu entdecken, und dadurch in sich das Göttliche zu verwirklichen; diese Verwirklichung fängt er jedoch, so lange er im Fleisch (prawritti) wandelt, nur an und bringt sie zur Reife, nachdem er aus dem Verfall seines Leibes in die Ewigkeit des Nirwritti übergegangen. Die Weisheit des Menschen ist ein Ausfluß der göttlichen Weisheit — ihre Vollendung geschieht durch das Zurückströmen zu ihrer Quelle — daher ist Pradschna Mutter und Weib aller Buddha's. Das Ausfließen wird durch Geburt, das Rückfließen durch Vermählung symbolisirt. Die erste Pflicht des Adepten buddhistischer Weisheit gebietet ihm, so lange er auf Erden wandelt, mitzutheilen sein Wissen Jedem, der darnach begehrt, d. h den Bodhisatwas, so genannt, weil ihr Herz sich zur Weisheit des Buddhismus neigt, und den Sanga's, so genannt wegen ihres Zusammenseyns unter sich und mit ihrem Lehrer in den Klöstern (wihâra). Sanga, die dritte Person in der Trinität, hat auf der höchsten Höhe des Systems keine Bedeutung; sie gehört bloß in das Prawritti. Nach den Pradschnika's ist der Sanga ein Kandidat der Göttlichkeit, welches er bleibt bis zur obersten Stufe auf jener mühsamen Leiter, worauf er, wie man ihn lehrt, den Himmel ersteigen kann, um aus dem glänzenden Born ewige Weisheit zu schöpfen: worauf er ein Buddha wird, d. h. ein allwissendes Wesen und ein Tathâgata, ein Titel, welcher die durch das allmählige Wachsthum in der Weisheit erreichte Vollkommenheit bezeichnet.

*) Somit erkennen im Grunde die Buddhisten von Nepal keinen Kastenunterschied. Der echte Buddhismus verkündigt die Gleichheit aller Nachfolger des Buddha, und verwirft selbst den Begriff von Laie und Kleriker. Streng

sich das Haar von der Krone des Hauptes geschoren hat, von welchem Stamme oder Volke er sey, eben damit Bandya. Die Bandya's zerfallen in zwei Klassen: Bhikschu und Wadschra Atschárya. Die Bhikschu können nicht heirathen; der Wadschra Atscharye, in der Sprache der Newars auch Gubhal genannt, ist Familienvater. Außer dieser Eintheilung in weltliche und geistliche Orden zählt man noch fünf andere Abtheilungen: Arhan, Bhikschu, Sráwaka, Tschailaka und Wadschra Atschárya. Arhan ist, Wer, selbst vollkommen, Andern Vollkommenheit mittheilen kann; Wer ißt, was ihm angeboten wird, aber Nichts fordert. Der Bhikschu ergreift den Bettlerstab und trägt die Bettlerschüssel; er nährt sich durch Almosen und widmet sich ganz dem kontemplativen Leben (dhyan), ohne sich mit zeitlichen Angelegenheiten zu befassen. Der Sráwaka befleißt sich, die Buddhaschriften lesen zu hören, oder sie selbst Andern vorzulesen; darin besteht seine einzige Beschäftigung, und die kleinen Geschenke seiner Zuhörer sichern seinen Unterhalt. Der Tschailaka begnügt sich mit so viel Kleidern, als dürftig hinreichen, seine Blöße zu decken, indem er allen Ueberfluß von sich weist. Der Bhikschu und Tschailaka gleichen einander so ziemlich, und beide, so wie der Arhan, sind zur Ehelosigkeit verpflichtet; der Watschra Atschárya hat Weib und Kinder, und sein Beruf beschränkt sich auf thätige Frömmigkeit. Von diesen fünf Klassen sprechen die heiligen Schriften; man trifft jedoch von ihnen in Nepal keine Spur. Unter den Bhotiya's giebt es viele Bhikschu's, und die dortigen Lama's sind Arhans. Die nepalesischen Buddhamargi's sind verheirathete Männer, welche den Geschäften der Welt nachgehen und sich um die Vorschriften ihrer Religion wenig kümmern. Die Tantra's und Dharani's, die sie zu ihrem Heil lesen sollten, lesen sie nur um ihrer Geldgierde willen. Endlich ist die populäre Klassifikation nach den Wihárs zu bemerken, welche sehr zahlreich sind. In Patan allein zählt man ihrer fünfzehn. Ein Tempel Adi-Buddha's oder der fünf Dhyani-Buddha's heißt Tschaitya; die Tempel Sákya's und der andern Buddha Mánuschi, heißen Wihárs. Stirbt ein Bandya, und es wird ihm zu Ehren ein Tempel erbaut; so heißt derselbe gleichfalls Wihár, oder wenn er ein ausgezeichneter Heiliger ist, Mahawihár.

Adam Mickiewicz.

Dieser berühmte polnische Dichter, der Sohn eines armen Advokaten, ward geboren in Lithauen um's J. 1798. Er begann seine Studien in Nowogrodek und setzte sie auf dem Gymnasium in Wilna fort, bis er im J. 1815 die dortige Universität bezog. Hier gehörte er zu den ausgezeichnetsten Schülern des gelehrten Historikers Lelewel, und erwarb sich eine gründliche Kenntniß in der alten Literatur.

Eine unglückliche Liebe unterbrach den friedlichen Dienst der Musen; sie legte ihm eine schmerzhafte Entsagung auf, aber sie ließ ihm die Erinnerung an die Tage süßer Hoffnung und Täuschung. Dem Vaterland und der Geliebten galten die Erstlinge seines poetischen Geistes. Nach einigen Versuchen in Nachbildung deutscher Balladen trat er als Nationaldichter auf, und gab im J. 1822 einen Band seiner Gedichte heraus, der in Polen großes Aufsehen erregte. Originalität der Erfindung, Reichthum der Anschauung, Naivetät der Erzählung und lebendig kräftige Darstellung vereinigten sich, diesen Gedichten einen entschiedenen Vorzug vor dem steifen Sentenzengang zu sichern, welchen Polen von der französischen Literatur des 18 Jahrhunderts geborgt hatte. Die Anhänger der französischen Schule ermangelten nicht, Mickiewicz den Fehdehandschuh hinzuwerfen, so daß dieser sich manchmal genöthigt sah, aus dem Gebiete der Poesie in das der Polemik überzugehen, was er denn auch mit siegreichem Erfolg in seinen leidenschaftlichen und geistreichen Vorreden that. Um dieselbe Zeit verfaßte er eine unter der polnischen Jugend berühmte Ode, welche die ereignißvollste Periode seines Lebens gleichsam repräsentirt.

Es war die Zeit, als der Geist der Freiheit, welcher Europa erschüttert hatte, durch List oder Gewalt unterdrückt, aller Orten zu erlöschen begann, und ein finsterer Despotismus von Neuem seine eiserne Hand über die zitternde Welt auszubreiten schien. Unwillig ob diesem Schauspiel, welches in seinen Augen die Feigheit des männlichen Alters anklagte, wandte Mickiewicz sich an die jüngere Generation, der er die Aufgabe an's Herz legte, den umgestürzten Altar der Freiheit wieder aufzurichten. Seine „Ode an die Jugend" wurde von dem „Verein der Zöglinge der Universität Wilna" gekrönt. „Ohne Seele und ohne Herz," ruft er aus, „Skeletten gleich, sind die Völker! Leih mir Flügel, o Jugend! daß ich mich erhebe über diese abgelebte Welt in die Himmelsregion der Phantasie, wo die Begeisterung Wunder schafft, in neue Blumen sich die Erde kleidet und aus goldnem Rahmen reizender das Bild der Hoffnung lächelt! Wem das Alter die gefurchte Stirne zur Erde gekrümmt hat, mag der sich einschließen in den Kreis, den seine schwachen Augen ermessen; aber Du, o Jugend, schwing Dich auf über den Horizont, und Dein Auge, durchdringend wie die Sonne, durchfliege von einem Ende zum andern alle Räume der Menschheit! Schaue dann hinab — ein ewiger Nebel breitet sich über einer dunkeln Masse aus, ein Strom von Gemeinheiten fluthet darüber — es ist die Erde! Sieh, wie auf den bleifarbnen Wassern in scheußlicher Hülle eine Viper schwimmt, Schiff, Fährmann und Steuerruder zumal, anderes kleinere Gewürm verfolgend; wie sie bald auf der Oberfläche der Wasser sich aufbäumt, bald in die Tiefe hinabsinkt; wie sie Nichts nach Stürmen und die Stürme Nichts nach ihr fragen; wie sie aber plötzlich an den Klippen zerschellt und Niemand ihr Leben rettet, Niemand ihren Tod erfährt: es ist die Selbstsucht! O Jugend! der Nektar des Lebens ist nur dann süß, wenn man den Becher mit Andern leert; nimmer werden die Herzen freudetrunken, wenn nicht heilige Bande sie umschlingen. Eintracht, junge Freunde, Eintracht! Gemeinwohl sey unser Ziel! Stark in unserem Bunde, erleuchtet durch die Begeisterung, habt Eintracht, junge Freunde! Glücklich, wer im edeln Wahne hingeht, ob er auch in seiner Laufbahn unterliegt! Sein Leichnam ist eine Stufe mehr in dem Tempel des Ruhms! Eintracht, junge Freunde! Sey der Pfad rauh und schlüpfrig, wehre Gewalt und Feigheit uns den Zugang: Gewalt weise Gewalt zurück, Feigheit laßt uns überwinden lernen von Jugend auf! Das Kind, das in der Wiege das Haupt der Hydra zerschmettert, wird als Mann Centauren ersticken, der Hölle Opfer entreißen und der Himmel wird ihm den Lorbeer reichen! Dringe hin, wohin kein Auge dringt! Zerbreche, was die Vernunft nicht zerbricht! O Jugend! Deine Schnelligkeit ist die des Adlers; Deine Arme sind wie der Blitz! Auf! legen wir die Arme in einander! Gürten wir diese unauflösliche Kette um die Weltkugel! Sammeln wir in Einem Brennpunkt unsere Gedanken, in Einem Brennpunkt unsere Seelen! Heraus aus Deinen Fundamenten, alte Welt, damit wir Dich in neue Bahnen treiben, und Du, Deiner faulen Wurzeln entledigt, Dir zurückrufest die Blütentage des Frühlings! Einst gährten in dem Reich des Chaos und der Nacht wild die Elemente, da ging ein Wort aus dem Munde Gottes, und die Welt drehte sich um ihre Achse, die Winde bliesen, die Wellen rauschten und den Himmel übersäeten die Sterne. Also herrschet tiefe Finsterniß in den Regionen der Menschheit. Noch kämpfen die Leidenschaften, aber die Jugend glüht von einem schöpferischen Feuer, und neubeseelt wird die Welt erstehen, und die Liebe wird ihr das Leben einhauchen, und die Freundschaft wird sie auf ewiger Grundlage befestigen. Plötzlich werden weggeschmolzen seyn die Eiskrusten, unter welchen die Herzens starren und die Vorurtheile, welche das Licht verdunkeln. Sey gegrüßt, Morgenröthe der Freiheit, Vorbotin einer befreienden Sonne!"

(Fortsetzung folgt.)

genommen, sind alle Buddhisten Bandya's, d. h. Asceten: die Einen für sich, die Andern zusammen in Klöstern (wihárs). Ein Wihár ist ein großes offenes Viereck, zwei Stockwerk hoch, nach chinesischer Bauart; in der Mitte von jedem erhebt sich ein Tschaitya; die Regel in diesen Klöstern ist eine freie Regel; die Thüre steht stets offen für Kommende und Gehende. Die Autorität des Obern hängt von der freiwilligen Achtung der Bandya's für seine Gelehrsamkeit oder Frömmigkeit ab. Noch erblickt man eine Menge Wihárs in Nepal; aber diese geräumigen und bequemen Aufenthaltsörter ertönen von dem Geräusch des Gewerbfleißes und dem Geschrei der Weiber und Kinder; das eigentliche Mönchswesen ist so ziemlich verschwunden. Den höhern Dienst der Religion versehen Wadschra-Atschárya's, den niedern Bhikschu's; die Zeit hat ihre kirchlichen Verrichtungen gleich den bürgerlichen erblich gemacht. Wie aber der moderne verdorbene Buddhismus von Nepal besondere Priester aufweist, so auch Personen, welche das Haar nicht geschoren tragen und keine Bandya's sind. Man nennt sie Udá's; sie wohnen nicht in den Wihárs, betrachten sich geringer als die Bandya's, und treiben relativ verachtete Gewerbe, worunter der auswärtige Handel; während die Bandya's, wenn sie ihre religiösen Uebungen aufgeben, sich auf die geschätztern Erwerbszweige legen. Ackerbau treiben beide Theile; doch hauptsächlich die Udá's, welche deßwegen allmählig an Zahl die Bandya's überflügelt haben; ungeachtet Letztere sich in den erblichen Besitz von drei Vierteln aller Künste und Gewerbe (36) zu setzen wußten und jenen nur sieben übrig ließen. Zwischen Bandya's und Udá's ist eine absolute Scheidewand.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 211. 30 Juli 1830.

Gegenwärtiger Zustand von Spanien. *)

1) Landwirthschaft.

In ganz Spanien sind fast ohne Ausnahme die Bauerngüter klein und das Landvolk befindet sich in einer beispiellos elenden Lage. Ungeachtet des niedern Stands der Rente, welche die Bauern zu entrichten haben, und der Wohlfeilheit ihrer Lebensart — denn sie leben in der Regel schlechter als die Arbeiter in der Stadt — sind sie nicht im Stande den geringsten Vorschuß, dessen sie bedürfen, anders aufzutreiben, als durch Verpfändung ihrer Ernte. Dieß gilt nicht nur von den Ackerpächtern, sondern auch von den Oel- und Weingärtnern, die den zum Voraus eingenommenen Ertrag ihrer Ländereien gewöhnlich unter 3/4 seines Werths weggeben. Bauernhäuser sieht man, außer an der Seeküste, selten. Die Bauern, in Dörfer zusammengedrängt, bewohnen Hütten von der elendesten Sorte, so daß hier für die Wirthschaftsgebäude, welche in manchen Ländern so kostspielig sind, fast gar Nichts zu rechnen ist. Der Dresch- und Reinigungsproceß des Getraides geschieht unter freiem Himmel und hier bleibt dasselbe auch aufgeschichtet, bis es verkauft werden kann. In Castilien haben die Kornspekulanten und Grundeigenthümer Felsen- oder Erdlöcher (silos), worin sie ihre Vorräthe aufbewahren, bis sich ihnen ein Markt dafür darbietet — oft fünf bis sechs Jahre lang ohne beträchtlichen Abgang; die Feldgeräthschaften sind die rohesten, die man sich denken kann, zumal in Altcastilien und Leon, wo der sandige Boden leicht anbaubar ist; verhältnißmäßig besser sind sie in Andalusien und längs dem Meere, weil dort der Boden, der dem Pflug mehr Widerstand leistet, dieß nöthig macht. Von Kornschwingern (Fanners) weiß man hier zu Lande Nichts, einige Seestädte ausgenommen, wo sie von England eingeführt wurden.

Man nimmt an, daß der Grundbesitz nicht mehr als 1½ bis 2 Prozent abwirft. Es hält übrigens außerordentlich schwer eine richtige Schätzung herauszubringen, da man in Spanien nicht nach regelmäßigem und bestimmtem Flächenmaße rechnet. Der Ausdruck Fanega oder Fanegada, z. B. wird gebraucht, um ein Grundstück zu bezeichnen, auf welchem die Aussaat 90 Pfund Waizen beträgt; ein Größenverhältniß, das natürlich nicht nur in jeder Provinz, sondern fast in jedem Dorfe wechselt. Das Gesetz giebt freilich die Fanegada zu 576 Quadrat-Estadales und den Estadal zu 12 Quadratfuß (span.) an, allein der Estadal schwankt wiederum zwischen 5½ bis 15 Fuß und die Fanega wieder zwischen 100 bis 625 Quadrat-Estadales. Ein anderer Ausdruck für die Messung von Wein und Olivengärten ist Aranzada: sie enthält gesetzlich 400 Quadrat-Estadales, aber in der Praxis schwankt auch sie zwischen 300 bis 600. In einigen Provinzen rechnet man nach der Zahl der Reben- oder Olivenpflanzen, was jedoch ein eben so unsicherer Maßstab ist, der zwischen 60 und 500 variiren kann. Der Reisende sucht umsonst sich verlässige Aufschlüsse zu verschaffen; an gedruckten Wegweisern in dieser Beziehung fehlt es, und auch der unterrichtetete Spanier weiß nur im einzelnen Fall Auskunft zu geben, so daß man immer von Neuem Reduktionen vornehmen muß. In Altcastilien zahlen drei Aranzadas Weinland im Durchschnitt eine Fanega Waizen als Rente; und eine Fanegada Waizen zahlt 1 bis 1½ Fanegas. Der mittlere Preis einer Fanegada Waizen ist 3 Schilling 6 Den.; drei Aranzadas ertragen in guten Jahren 72 Imperiales (Gallonea) Wein im Werth von 40 — 50 Schilling.

Hat der Landwirth seinen Zehnten (primicios, frutos-civiles etc.) abgetragen, so bleibt ihm für den Grundzins, seine Arbeit und den Unterhalt seiner Familie wenig Mehr übrig als die Hälfte des Ertrags. Um die Eigenthümer zu ermuntern ihre Ländereien selbst zu bauen, verzichtet die Regierung auf die Frutos-civiles, eine Taxe von 6 Prozent, womit Grundstücke belastet sind, welche von den Eigenthümern nicht selbst bewirthschaftet werden. In Biscaya, wo der Grundbesitz mehr getheilt ist, verleiht die Provinzialregierung an Jeden, der darum einkommt, einen Theil der reservirten Ländereien (Domänen) unter der Bedingung, ein Haus zu bauen und ein bestimmtes Stück davon anzupflanzen. Die reichen bewässerungsfähigen Felder um Granada, Murcia und Valencia werden in ganz kleinen Parcellen selten über 10, oft nur zu 1 oder 2 Morgen, verpachtet; sie werfen zwei, drei, ja sogar vier Ernten in Einem Jahr ab, vornehmlich Vegetabilien, Mais und rothen Pfeffer und stehn in einem weit höhern Preise als die Kornländer von Andalusien und Castilien; die

*) Foreign Quarterly Review. Nro. IX. Der Verfasser will seine Mittheilungen von einem Engländer erhalten haben, der kürzlich die ganze Halbinsel bereist hatte.

Fanegada zahlt nach Befinden der Umstände 12 bis 24 Schill. Pacht.

Es giebt in Spanien wenige grundbegüterte Familien, die sich durch ihren Reichthum auszeichnen. Selbst die großen Gutsherren, die Herzoge von Medina-Celi, Alba, Altamira, Ossuna, Montellano, Frias, Benavente, Del Infantado, San Carlos ꝛc., deren Einkünfte sich auf 500,000 bis 1,000,000 Doll. belaufen sollen, sind sehr verschuldet. Die Landessitte nöthigt sie, nicht nur einen sehr zahlreichen Haushalt zu führen, sondern auch alle Domestiken ihrer verstorbenen Verwandten, so wie ein Heer ihrer eignen zu versorgen; während dieselbe Landessitte ihnen verbietet, diese Leute bei dem Anbau oder der Verbesserung ihrer Güter zu beschäftigen. So vergeuden sie ihre Einkünfte, ohne einen Vortheil für das Ganze, während sie nur der Trägheit Vorschub leisten.

Daß der Landmann weder die Mittel noch den Unternehmungsgeist besitzt, aus seinem alten Schlendrian heraus Etwas zum Bessern zu gestalten, läßt sich nach dem Bisherigen schließen; wenn er aber auch Beides besäße, so würde doch in dem Mangel an Absatz und an Veranlassung zu Versuchen ein Grund liegen, daß er es immer wieder beim Nächsten bewenden ließe. In dem größern Theil von Spanien reicht der Ertrag des auch noch so nachläßig bestellten Bodens zu den Bedürfnissen des Volks hin; was sollten sie also Mehr wollen? Bewässerungskanäle würden vor Allem Noth thun; allein die allgemeine Indolenz und Armuth geht so weit, daß selbst längst entworfene Plane, die von mehreren Regierungen nach einander empfohlen wurden, nicht zur Ausführung kommen. Der einzigen Fortschritte in der Landwirthschaft, die der Rede werth sind, können sich die Provinzen Biscaya, Navarra und Arragon rühmen; jede derselben hat ihre eigene Verwaltung und Gesetzgebung, weßwegen sie den Druck von oben weniger fühlen. Die öffentlichen Lasten in diesen Provinzen sind auch bei Weitem geringer, die Arragonier haben sich lange geweigert, den vollen Zehnten zu bezahlen, und die Geistlichkeit mußte sich mit 1/20 oder 1/30 begnügen. Biscaya bezog noch vor 6 oder 7 Jahren die Hälfte seines Kornbedarfs aus Castilien; im J. 1828 hatte es sich von dieser Abhängigkeit ganz frei gemacht. Mit Ausnahme der Ebene von Vittoria ist vielleicht in der ganzen Provinz keine Ebene, die eine Stunde im Umfang hätte: daher wird hier der Pflug nur wenig gebraucht und das Meiste geschieht mit Hacke und Spaten. Jeder Zoll Landes in der Nähe der Straßen scheint fleißig angebaut. Die Erzeugnisse sind Roggen, Mais, Waizen, Gerste und Hafer. In guten Jahrgängen führt Navarra einen kleinen Theil seines Ertrags aus. In den Ebenen von Leon, Castilien und Andalusien beschränkt sich der Ackerbau so ziemlich auf den Waizen, und es ist dort keine Wechselwirthschaft. Der Waizen wird zu Anfang der Regen, nachdem der Boden leicht gepflügt worden, gesät. An den Ufern einiger Flüsse, in Niederungen und um die Dörfer herum, wo es gute Brunnen giebt, werden auch Bohnen nebst andern Vegetabilien und zuweilen Mais gepflanzt. Der letztere bedarf jedoch zu viel Wasser, als daß er in Castilien gut gediehe. In Castilien liegen die Dörfer ein bis zwei Stunden aus einander, und dazwischen trifft man selten auch nur einen Schuppen; in Andalusien kann man vier bis acht Stunden reisen ohne Eines von beiden zu sehen. Der sorgfältigste Anbau findet sich in den ausgedehnten Huertas von Granada, Murcia und Valencia. Die Flüsse Xenil, Segura und Xucar ermangeln nicht die nöthige Wässerung zu liefern. Mit Recht betrachtet man diese Gefilde als die Gärten Spaniens; die nicht nur alle Gattungen von Früchten, Getraide und Gemüsen, sondern auch jedes Gewächs, das zu Material für Manufakturen dient, hervorbringen. Der wilde rothe Pfeffer aus Murcia ist in ganz Spanien berühmt und bildet einen ansehnlichen Artikel in dem Handel nach dem Innern. Reis ist das Hauptprodukt von Valencia; den Maulbeerbaum haben beide Provinzen.

Die Beduinen.*)

1) Geographischer Ueberblick.

Die Beduinenstämme der syrischen Wüste können unter zwei Abtheilungen gebracht werden: die, welche im Frühling und Sommer sich den angebauten Gegenden von Syrien nähern, und Winters dieselben wieder verlassen; und die, welche das ganze Jahr über in der Nähe des angebauten Landes bleiben. Erstere sind der Stamm der Aenesen; Letztere werden unter dem Gesammtnamen Ahl el Schemal und Arab el Kebly begriffen.

I) Die Aenesen.

Die Aenesen sind die mächtigsten arabischen Völker in der Nähe von Syrien, und wenn man ihre Brüder in Nedschd hinzurechnet, überhaupt einer der ansehnlichsten Beduinenstämme in der ganzen arabischen Wüste. Diejenigen von ihnen, welche im nördlichen Theil von Arabien wohnen, bringen den Winter gewöhnlich in der Wüste Hammad d. h. der Ebene zwischen Hauran und Hit, einem am Euphrat gelegenen Ort, zu. Hammad ist ohne alle Quellen; im Winter aber sammelt sich dort das Wasser an tiefer gelegenen Stellen, und die Stauden und Kräuter der Wüste geben Nahrung für das Vieh. Auch über den Euphrat hinüber sind sie wohl hie und da schon gezogen und haben ihr Lager in Irak Arabi und bei Bagdad aufgeschlagen. Im Frühling kommen sie, wie gesagt, auf die Grenzen von Syrien und bilden eine Lagerlinie, die sich von Aleppo beinahe acht Tagreisen weit, südlich über Damaskus hinaus, erstreckt. Ihr Hauptaufenthalt jedoch während dieser Jahreszeit ist Hauran, wo sie sich um die Dörfer her lagern; während sie in den nördlicheren Gegenden, bei Homs und Hamah, sich größtentheils von bewohnten Orten etwas entfernt halten. Nachdem sie den Frühling und Sommer über in den genannten Landstrichen nach Waide und Wasser umher gezogen, kaufen sie gegen den Herbst dort ihren Wintervorrath an Waizen und Gerste ein, und ziehen sich nach den ersten Regen ins Innere der Wüste zurück. Sie sind mächtig genug, den meisten Dörfern an der Ostgrenze Syriens einen jährlichen Tribut abzunöthigen. Seit etwa fünfzehn Jahren bekennen sich

*) Nach den in unsern Blättern S. 752, 756 bereits erwähnten Notes on the Bedouins und Wahabys, by the late J. L. Burckhardt. London 1830.

sämmtliche Aenesen zum Glauben der Wahabis: indessen hält sie der Gewinn, welchen sie von den Pilger-Karawanen auf dem Wege nach Mekka ziehen, bis auf den heutigen Tag in gutem Vernehmen mit den türkischen Gouverneuren, und bewog sie sogar, neuerdings dem Oberhaupt der Wahabis die übliche Steuer zu verweigern.

Die nördlichen d. h. die der syrischen Wüste angehörigen Aenesen, von welchen hier allein die Rede ist, theilen sich in vier Hauptzweige: Wuld Ali, el Hessenne, el Ranalla und el Bescher. Wuld Ali hält sich den Winter über gewöhnlich auf der Pilgerstraße bis Kalaat Serka auf. Sein oberster Scheich wird el Teyar betitelt. Ihm gebührt der erste Rang unter den aenesischen Fürsten, weßhalb er Ebu el Aenese, „Vater der Aenesen“ heißt. Wuld Ali selbst zerfällt übrigens wieder in fünf Unterabtheilungen, nämlich 1) el Mischedika, d. h. der Stamm des Teyars selbst; 2) el Mischetta, dessen Scheich, Ibn Esmeyr gegenwärtig der mächtigste aenesische Häuptling ist, obwohl er dem Rang nach dem Teyar nachsteht. Er verdankt dieses große Gewicht seiner genauen Verbindung mit dem Pascha von Damaskus; daher er sich denn auch während des Winters selten über acht bis zehn Tagreisen von Damaskus entfernt. — 3) El Hammamede, hauptsächlich auf der Mekka-Straße bis in die Gegend von Maan; 4) el Dschidaleme, gegenwärtig den Lagern des Ibn Esmeyr folgend; 5) el Tolouhh. Alle diese fünf Stämme sind zu der Szourra d. h. einem den Mekkapilgern (Hadschis) aufzulegenden Tribut berechtiget. Der Betrag desselben ist in den Rechnungsbüchern des Pascha von Damaskus (des „Emirs el Hadsch“) und des Chesnedars (Schatzmeisters) von Konstantinopel angegeben; diese Norm übersteigt jedoch die Szourra fast überall, indem sie der Pascha nach eignem Gutdünken den verschiedenen Scheichs zuerkennt, und sich von ihnen dafür Kamele, Pferde und Schafe liefern läßt. Bloß der Stamm el Tolouhh erhält die Zuweisnng unmittelbar von Konstantinopel aus.

El Hessenne theilt sich in zwei Stämme, nämlich der eigentlich sogenannten Stamm el Hessenne, dessen Tapferkeit, Großmuth und Gastfreundlichkeit zum Sprüchwort unter den Arabern dient, in der Regel östlich der Straße von Damaskus nach Homs lagernd: und el Messaliekh, dessen Angehörige den Lagern und Unternehmungen von el Hessenne sich anschließen. Beide Zweige des Hessennestammes beziehen einen Tribut von der Karawane von Basra und Bagdad, welche auf ihrem Weg nach Aleppo oder Damaskus durch die Wüste muß. Derselbe beträgt ungefähr drei Schillinge (1 fl. 48 kr. rhein.) auf die Kamelslast.

El Ranalla ist ein sehr mächtiger Stamm, besonders durch seinen Reichthum an Pferden ausgezeichnet. Im Jahr 1809 schlug er ein vom Pascha von Bagdad ausgesandtes Heer von 6000 Mann gänzlich aufs Haupt. Im Allgemeinen hält er sich in demjenigen Theil der Wüste auf, der sich von Dschebel Schammar nach Dschof und von da nach den südlichen Umgebungen Haurans erstreckt; häufig lagert er aber auch zwischen dem Tigris und Euphrat. Er darf weder von den Mekkapilgern, noch von den Karawanen von Bagdad und Basra einen Tribut erheben.

El Bescher ist der zahlreichste Aenesenstamm. Sein erster Scheich ist Ibn Heddal, der mit dem ihm unmittelbar unterworfenen Theil des Volkes in Nedschd lagert, wo sich überhaupt ein großer Theil dieses Stammes aufhält. Seit etwa fünfzig Jahren fordert er von den Karawanen von Bagdad und Basra einen Tribut, während solche dem Hessennen-Stamme von unvordenklichen Zeiten her entrichtet wird.

Wollte man die noch kleineren Volksverzweigungen alle mit Namen aufführen, so bekäme man zuletzt ein bloßes Familienverzeichniß, da jede bedeutende Familie wieder einen kleinen Stamm in sich selbst bildet. Es ist schwer, die Menge jedes Stammes genau zu bestimmen, da sie ihre Reiter nicht zählen, in dem Aberglauben, daß, Wer sein Gut genau kenne, dasselbe bald verliere. Nach Angabe einiger Krämer von Damaskus, die den größten Theil ihres Lebens unter den Beduinen zugebracht, mag sich indeß die Stärke der oben genannten Aenesenstämme zusammen auf etwa 10,000 Reiter zu Pferd und 90 bis 100,000 zu Kamel erstrecken. Das ganze Volk der nördlichen Aenesen dürfte zu 300- bis 350,060 Köpfen angesetzt werden, und ist über einen Raum von wenigstens 40,000 (engl.) Quadratmeilen verbreitet.

(Schluß folgt.)

Die Dronte.

In den Reisebemerkungen Hrn. Waglers (S. 615 unsres Blattes), wurde auf die Dronte (Didus ineptus Linn.) aufmerksam gemacht, eine untergegangene Vogelart, von welcher, wie man bisher glaubte, nur noch der Schnabel und ein Fuß existirten; beide in englischen Museen. In der Akademie der Wissenschaften verlas Cuvier am 12 Juli einen Aufsatz „über einige Knochenstücke, die einer seit 200 Jahren untergegangenen Vogelart anzugehören scheinen“, in welchem er sich also ausdrückt:

„Von acht Fahrzeugen, die von Holland am 1 Mai 1598, als zweite Expedition der indischen Kompagnie, nach Java und den Molukken absegelten, wurden am 17 September drei durch einen Sturm von der übrigen Flotte verschlagen, und warfen die Anker vor einem wüsten Eiland, das jedoch einen trefflichen Hafen hatte, und welches sie Insel Mauritius nannten, ein Name, der später in Ile-de-France überging. Man weiß, daß dieselbe durch den letzten Frieden, zum großen Schaden unsrer Schifffahrt nach Indien, an die Engländer abgetreten ward, welche der Kolonie die alte Benennung Mauritius zurückgaben. Die Portugiesen, welchen dieselbe noch vor den Holländern bekannt war, hatten sie Cigna (Schwaneninsel) genannt, wie man glaubt nach einem großen auf ihr einheimischen Vogel

„Wirklich fiel den Holländern unter den Eigenthümlichkeiten dieser Insel ein Vogel auf, größer aber von ganz anderer Gestalt als der Schwan, mit zum Theil nackter Haut auf dem Kopf; langem, am Ende des obern Stückes eingebogenem Schnabel; nackten, dicken Beinen von mittlerer Länge; drei Zehen nach Vorne und einer kürzern nach Hinten, mit schwarzen Klauen besetzt; statt der Flügel bloße Stumpfe mit fünf schwärzlichen Federn, und an der Stelle des Schwanzes bloß einige aufwärts gekehrte, krause Federn.

„Die Matrosen nannten dieses Geschöpf Walg-Vogel, d. h. den geschmacklosen Vogel, weil auch durch das längste Kochen sein Fleisch nicht erweicht werden konnte, ausgenommen dasjenige des Magens, womit man zweifelsohne das Fleisch der Brustmuskeln bezeichnen wollte.

„Gewiß ist, daß gegenwärtig weder auf Mauritius noch Bourbon die Dronte oder ein etwa ähnlicher Vogel vorkommt, daß auch bereits seit 160 Jahren kein Reisender ein Thier dieser Art irgendwo gesehen hat, und man folglich die Dronte und die sich zunächst an sie anreihenden Arten, falls es deren gab, als noch bei Menschen-Gedenken, ja erst seit einer uns ziemlich nahe liegenden Zeit, untergeganegn betrachten kann.

„Man verzweifelte seit Langem daran, noch irgend Etwas von diesen Vögeln zu sehen zu bekommen, als vor wenigen Tagen Julien Desjardins, ein eifriger Naturforscher auf Mauritius viele inkrustirte Knochen

einsandte, die man auf dieser Insel sowohl, als auf Bourbon, unter Lavaschichten findet. Gewöhnlich gehören dieselben großen Landschildkröten an, durch genaue Besichtigung aber entdeckte er darunter einige Vogelknochen."

Nach sorgfältiger Untersuchung glaubt Cuvier berechtiget zu seyn, diese Knochen der Dronte (auch Dodo, Dodaan genannt, dem Didus ineptus Linn.) oder einer nahe verwandten Art, falls anders die Existenz solcher Nebenarten nicht auf einem bloßen Irrthum der Beschreiber beruht, zuzuschreiben. Der Vogel scheint ihm an das Hühnergeschlecht zu streifen; wogegen ihn Blainville, in einer gleich nach Cuvier verlesenen Abhandlung, eher zu dem Geiergeschlecht gezählt wissen will. Geofroy-Sainte-Hilaire bemerkt, daß diese beiden Geschlechter viele Aehnlichkeit mit einander haben, und die Dronte vielleicht einen Uebergang zwischen beiden bilde.

Madrid.

(Aus einer brieflichen Mittheilung.)

Madrid wandelt sich jeden Tag mehr um; es ist in keiner Beziehung mehr die Stadt, die man noch vor zwanzig, ja vor zehn Jahren gesehen hat. Troz dem den Spaniern eingebornen Widerwillen gegen alles Fremde ist jezt doch die französische Tracht allgemein üblich. Die Frauen haben die traurige schwarze Kleidung abgelegt und bloß den Schleier beibehalten, den sie durch Hauben oder Hüte zu ersezen im Allgemeinen noch nicht wagen. Doch sind auch leztere, besonders unter den vornehmen Ständen, schon ziemlich häufig. Magazine und Kaufläden haben sich ansehnlich vermehrt und verschönert. Geschmackvoll ausgestattet und voll von Waaren, locken sie die Liebhaber an, und könnten es zum Theil selbst mit den pariser Gewölben aufnehmen. Die starke Konkurrenz hat den strengen Ernst aus dem Wesen des Kaufmanns weggewischt, und Geschliffenheit und Gefälligkeit an dessen Stelle gesezt. Die Hotels garnis, Restaurationen und Kaffeehäuser haben eine ganz neue Gestalt gewonnen. Reinlichkeit, Bequemlichkeit, Zuvorkommenheit herrschen jezt dort. Noch vor acht Jahren gab es bloß drei elende Badehäuser für die 100,000 Bewohner Madrids, die überdies nur drei Monate lang offen standen; gegenwärtig findet man deren zehn, größtentheils sehr schön eingerichtete, deren eines das ganze Jahr hindurch geöffnet ist, und auch zu jeder Stunde des Tags oder der Nacht Bäder in die Privatwohnungen abliefert. Allgemach erkennt man auch die Absurdität mancher geistlichen Verbote an; man hat auf allen Hauptstraßen öffentliche Diligencen nach Art anderer Länder eingeführt, und führt deren immer noch mehrere ein. Auch kleine Privatunternehmungen zur Verbindung mit den nahe bei der Hauptstadt liegenden Ortschaften haben sich gebildet, was den Reisenden sehr zu Statten kommt. Von jezt an können die schlechten Cabriolets und andere dergleichen Fuhrwerke sich nicht mehr an den öffentlichen Pläzen aufstellen, sondern müssen in dem Schoppen ihres Besizers bleiben, wo sie der etwaige Liebhaber miethen mag. Es werden nämlich in Madrid Fiacres, nach Art der pariser, eingeführt, deren man sich, die Stunde um vier Realen, bedienen kann, während bei den bisherigen Gefährten der Kutscher den Preis willkürlich bestimmte. Auch das Hausgeräthe wird bereits eleganter; in den meisten guten Häusern sieht man nur Möbels von Acaju von ziemlichem Geschmack, und in Madrid selbst verfertiget; ferner trifft man da Uhren, Hängeleuchter, Gemälde, Porzellanwaaren, die größtentheils aus der Fremde kommen. Die Stadt selbst verschönert sich; die Häuser sind bequemer, besser vertheilt und von besserem Styl; im Innern und Aeußern werden die Spaziergänge allmählig mit Bäumen besezt, besonders wurden die Chausseen in der Nähe von Madrid in dieser Hinsicht sehr reichlich bedacht. Das große Theater auf der Plaza oriental erhebt sich majestätisch aus einer Reihe von Gebäuden, die bald eines der schönsten Quartiere der Stadt bilden dürften. Kurz man bemerkt durchgängig nur Verschönerung und Verbesserung, welche hinlänglich zu erkennen geben, daß es in Madrid nicht an Geld fehlt, und daß, wenn die Regierung arm ist, doch die Unterthanen reich sind.

Cobbett über Georg IV.

Der bekannte William Cobbett sagt in dem von ihm redigirten Zeitblatt the Register: „Den niedrigen Grundsaz, daß man von Verstorbenen nur gut oder gar nicht sprechen solle, verachtend und verwerfend als einen Feind der Wahrheit und Tugend, und alles Dessen, was dem Menschen heilig seyn soll, kann ich selbst den gegenwärtigen Augenblick nicht vorüberlassen, ohne zu bemerken, daß ich es als Gatte, als Vater, und besonders als Erzieher der Jugend für meine Pflicht halte, laut zu sagen, daß bei einem Rückblick auf das ganze Leben des hingeschiednen Königs ich weder im Charakter noch Benehmen desselben irgend Etwas finde, das zu loben wäre; und daß ich als Engländer mich schämen würde, mit meiner Nation ferner zu verkehren, wenn ich nicht erklärte, daß ich seine Regierung (die Regentschaft mitbegriffen) für die unglücklichste halte, unter welcher England je stand, seit es diesen geliebten, einst verehrten Namen trägt."

Bildung des thracischen Bosporus.

Virlet, Mitglied der wissenschaftlichen Kommission für Morea, ist, nachdem er Konstantinopel und dessen Umgebungen, Troas und die thracischen Inseln, besucht hat, in Smyrna angekommen. Ihm zufolge ist die Ansicht der Alten und Neuen über den Ursprung und die Bildung des thracischen Bosporus und des Dardanellen-Passes unbegründet. Allenthalben an den Küsten des schwarzen Meers, des Bosporus, Bithyniens, des Meers von Marmora und der Dardanellen fand Virlet, wie der Courrier de Smyrne berichtet, daß eine Katastrophe, welche den Wassern des Pontus Euxinus erlaubt hätte, sich durch die Ebenen einen Durchgang zu bilden, die Ebene, aus welcher sofort die Propontis wurde, einzunehmen und sich von da durch den Hellespont brechend in das weiße oder ägeische Meer zu ergießen, jedenfalls nur vor der lezten großen Ueberschwemmung unsres Erdballs Statt haben konnte; übrigens ist ein solcher Ursprung jener Meerengen überhaupt gar nicht wahrscheinlich. Demnach wäre die alte, von Strabo, Diodor von Sicilien und einigen andern alten Schriftstellern erwähnte, auf der Insel Samothrace damals noch fortlebende Sage von dem Unglück, welches dieses Eiland bedrohte, als in Folge des Durchbruchs des Pontus Euxinus ein Theil von Samothrace selbst vom Meer verschlungen ward, eine Fabel. Virlet fand bei Untersuchung der Landenge von Hexamilia, welche den thracischen Chersonnes mit dem Festlande verbindet, und von wo der Durchbruch nothwendig ausgegangen seyn müßte, daß auf einen solchen durchaus Nichts hinweist, während ein Ereigniß dieser Art sonst immer unzerstörbare Spuren zurückläßt. Eben so wenig fand er in Samothracien eine hierauf deutende Spur. Was sodann die Ansicht der Neuern betrifft, die zum Theil auf jene alte Ueberlieferung gegründet wurde, so hält diese, nach Virlet, eben so wenig die Probe. Die Hypothese nämlich, daß der Durchbruch in Folge einer vulkanischen Eruption Statt gefunden habe, fällt zusammen, sobald man weiß, daß kaum der dritte Theil der Ufer des Bosporus bei dessen Einmündung in's schwarze Meer aus vulkanischem Gestein besteht; dieses aber alten Vulkanen von augenscheinlich früherer Bildung als die Formation der Ebene, und folglich auch früheren Ursprungs, als die lezte große Umwandlung unsres Erdballs, zugehört.

Vergleichung der Mexicaner mit den Gründern der schweizerischen Eidgenossenschaft.

Der Courrier des Etats Unis gab vor einiger Zeit folgende charakteristische Stelle aus dem mexicanischen Blatte Sol, dem officiellen Organ Bustamente's: „Man spricht und schreibt mit Wärme zu Gunsten einer Verbündung, wie diejenige der Schweizerkantone, als künftiger Regierungsform der Mexikaner. Man kann die Vortheile, welche den Schweizern aus dieser Regierungsform erwachsen, nicht in Abrede stellen, da die lange Dauer einer Verfassung, welche mit dem Bund von Brunnen im Jahr 1315 ihren Anfang nahm, und durch die Anschließung von Zürich, Glarus, Zug und Bern Stärke gewann, der einleuchtendste Beweis ihrer Trefflichkeit ist. Zuerst aber muß die Frage entschieden werden; eignet sich eine gleiche Regierung für Schweizer und Mexikaner? Ist die politische Lage beider Länder dieselbe? Und hat man diese Fragen gelöst, so bietet sich noch eine andere von nicht minderer Wichtigkeit dar, nämlich: Wer werden unsre Werner, Stauffacher, Walter Fürst und Arnold Melchthal seyn? Wehe den Mexikanern, wenn die Nachahmer dieser großen Männer, des Stolzes der Schweiz, noch dieselben sind, welche sich für die Nachahmer Washingtons erklärten!"

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 212. 31 Juli 1830.

Die Beduinen.

1) Geographischer Ueberblick.

(Schluß).

II) Ahl el Schemal.

Die also genannten Araber, oder die „Völker des Nordens" lagern das ganze Jahr hindurch um die Dörfer des östlichen Syriens her, zum Theil in der einst fruchtbaren Wüste von Hauran, nach Palmyra zu, bis an das Dorf Sochue, fünf Tagreisen von Aleppo, auf der Straße nach Bagdad, und bewohnen in so fern das Erdh el Schemal, oder das nördliche Land, während die Kebly- und Nedschd-Araber in der Regel sich mehr im Süden aufhalten. Nie wagen sie sich in die große östliche Wüste. Im Verhältniß ihrer Zelte besitzen sie mehr Pferde, aber weniger Kamele, als die Aenesen. Sie zerfallen in verschiedene Stämme, die wir, mit dem nördlichsten beginnend, also aufzählen.

1) der Stamm el Manaly, bei Aleppo und Hamah, dessen Scheich vom Pascha von Aleppo eine jährliche Summe bezieht, um die Dörfer des Paschaliks gegen andere arabische Stämme zu schützen. Dieses Volk ist als verrätherisch und treulos verschrieen. Mohammed el Thorfan, der Vater des gegenwärtigen Scheichs, ließ bei einem Fest gegen zweihundert aenesische Gäste in seinem Zelt ermorden, um sich ihrer Stuten zu bemächtigen.

2) El Hadedyein, oft im Krieg mit el Manaly, ihren Nachbarn. Die unterliegende Partei nimmt oft ihre Zuflucht hinter die Gartenmauern von Aleppo.

3) El Turkman, in der Gegend von Hamah und Homs.

4) El Arab Tahht Hammel Hamah, d. h. die dem Mutselim von Hamah, einem Unterbeamten des Pascha von Damaskus, steuerpflichtigen Araber. Ihr Tribut besteht aus Schafen und Butter, so wie einigen Kamelen, die sie zu wohlfeilem Preis für den Transport der Mekkapilger zu liefern haben.

5) Die Araber zwischen Baalbec und Homs, welche dem Emir von Baalbec für die ihnen auf dieser Ebene gestattete Sommerwaide 15 — 20 Prozent Butter, je auf das einzelne Zelt, zu entrichten haben.

6) Die Araber in dem fruchtbaren Thal von Befaa (Cöle-Syrien), wo sie, gegen einen dem Emir Beschir, dem Oberhaupt der Drusen, zu entrichtenden Tribut, ihr Vieh den Sommer über waiden lassen; und mehrere andere kleine Stämme, die zum Theil den Libanon zum Sommeraufenthalt nehmen.

7) El Szoleyb, ein sehr armer Stamm, der sich unbekriegend und unbekriegt unter den übrigen Beduinenstämmen umher treibt. Männer, Weiber und Kinder kleiden sich in Gasellenhäute, und betteln häufig bei ihren Nachbarstämmen.

8) Ahl el Dschebel „Stämme des Berges", d. h. Araber welche das Gebirg von Homs bis Tedmor (Palmyra) bewohnen. Sie sind dem aenesischen el Hesenne-Stamm zinspflichtig.

Noch weiter nach Süden, im Paschalik von Damaskus, besonders in der Gegend von Hauran, finden wir mehrere arabische Stämme, die zu Ahl el Schemal gerechnet werden können; wie die Araber von Hauran; die Araber von Ledscha (einer Felsenebene am NW Fuß von Dschebel Hauran); die Araber von Dscholan, (einer Gegend, die sich in SSO Richtung acht Stunden von Damaskus an drei Tagreisen weit erstreckt); die Araber von Kanneitera oder Dschebel Heisch; (Kanneitera ist ein kleines Dorf, zwei Tagreisen südwestlich von Damaskus, auf dem Gebirg Heisch el Kanneitera gelegen, das sich vom Fuß des Dschebel el Scheich unter verschiedenen Namen bis zu der SO Spitze des todten Meers hinzieht, wo es mit den Bergen des steinigen Arabiens zusammenfließt;) — und endlich die Araber vom Berge Belkaa, einer Fortsetzung des Dschebel Heisch; diese dehnen ihre Lager von Fedhein, einem Dorf auf der Pilgerstraße, 5 Tagreisen SSW von Damaskus, bis Kerak el Schaubak am SO Rande des todten Meeres aus, und mögen im Ganzen 3 — 4000 Zelte zählen.

III) Ahl el Kebly.

Zu den Ahl el Kebly oder „Völkern des Südens" werden folgende gerechnet: die Araber el Kerak, von dem eben genannten Dorf Kerak el Schaubak so genannt, unmittelbar im Süden der Belkaastämme wohnend; el Hedschadsche, auf dem Gebirge Dschebel Schira, eine Fortsetzung des Belkaa; el Haueytat, im Distrikt von Akabe el Schamye oder des syrischen Akabe's*), der zehnten Pilgerstation von Damaskus, aus; el Scherarat in der Sandebene südlich von ebengenanntem Akabe; Beni Schammar auf der Bergkette Dschebel Schammar, tödliche Feinde der Aenesen.

*) Das egyptische Akabe (Akabe el Masry) liegt am östlichen Arm des rothen Meeres.

Gegenwärtiger Zustand von Spanien.

2. Auswärtiger Getraidehandel.

Im J. 1820 wurde die Ausfuhr von Korn und Mehl freigegeben und im Jahr 1823 wurde diese Erlaubniß auf alle Erzeugnisse des Bodens (frutos) ausgedehnt. Das einzige Hinderniß, das nunmehr der Ausfuhr noch im Wege steht, ist der kostspielige Transport aus dem Innern nach den Seehäfen. Einiger Maßen vermindert sich zwar diese Schwierigkeit durch die Errichtung der öffentlichen Kornhäuser (positos)*), in welchen das Getraide, bis es verkauft wird, aufgespeichert, und aus welchen es, ohne die städtischen Zölle zu bezahlen, nach dem Orte seiner Bestimmung verführt werden kann. Zum bessern Verständniß des Kornhandels Spaniens werfen wir einen Blick auf die Ackerbauverhältnisse der Provinzen. Da haben wir in dem Norden Gallizien, die beiden Asturien, einen Theil von Leon, Santander, Biscaya und Navarra. Diese sämmtlichen Provinzen, eine in die andere gerechnet, erzeugen kaum ihren Bedarf. Arragon hat Ueberfluß, und da das Korngau im Mittelpunkt dieses Königreichs liegt, so erleichtert der Ebro die Ausfuhr nach Catalonien; daher dort das Getraide meist gut im Preis steht. Die nördlichen und südlichen Distrikte von Arragon müssen schon selbst einführen. In Catalonien deckt der Ertrag in schlechten Jahrgängen nicht mehr als die Hälfte des Bedarfes. Das Königreich Valencia führt Reis aus; aber wie Murcia braucht es fremdes Korn. Unter den innern Provinzen sind Cuença und Guadalaxara sehr bedürftig, und Soria, Segovia, Avila und Madrid reichen wenigstens nicht aus. In der Mancha ergiebt sich nur in günstigen Jahren ein Ueberfluß, und die Königreiche Granada und Jaen brauchen im Durchschnitt einen Zuschuß. So bleiben bloß ein Theil von Altcastilien und Leon, das westliche Andalusien, Estremadura und Toledo als diejenigen Landschaften übrig, die für den Ausfall der andern Theile Spaniens und bei etwaigen Nachfragen des Auslandes einzustehen haben. Der Getraidepreis in den verschiedenen Provinzen variirt je nach der Fruchtbarkeit derselben und der Nähe der Märkte. Catalonien, Valencia und Murcia ausgenommen wird das Korn auf dem Rücken von Maulthieren und Eseln oder auf kleinen Ochsenkarren zugeführt; in den genannten Provinzen geschieht dieß zur See, da sie von den Korndistrikten zu weit abgelegen sind, als daß das gewöhnliche Transportmittel zulässig wäre. Die Preise, denkt man sollten sich nach der Entfernung und der Schwierigkeit des Transports richten. Allein es muß bemerkt werden, daß in der Qualität des Waizens ein solcher Unterschied Statt findet, daß auf demselben Markt und an demselben Tag der Quarter 18 bis 34 Schill. kosten kann; so verhält es sich auch mit den Frachtkosten, die je nach der größern oder geringern Quantität der Waaren und der Aussicht auf Rückfracht sehr verschieden sind. Unter gewöhnlichen Umständen darf man indeß annehmen, daß der Transport eines Quarters auf einer Entfernung von 40 Stunden 7 bis 9 Schill. kostet. Sevilla ist beinahe der einzige Hafen für die Verschiffung des Ueberschusses der Königreiche Sevilla, Cordova und Estremadura. Bei Cordova ist dieser Ueberschuß jedoch höchst unbedeutend. Das schönste Getraide wächst im Süden und Osten von Sevilla, und wären diese unermeßlichen herrlichen Ebenen gehörig angebaut, so könnten sie ganz Spanien ernähren. Allein die Bevölkerung ist so dünn gesät und so faul, daß der Preis des Waizens sich dort meist über die Mittelpreise der andern Ackerbaudistrikte erhebt. Mit dem Steigen der Preise in Sevilla kommen die Zufuhren aus größerer Entfernung, aus den Ebenen von Badajoz und selbst aus Truxillo und Caceres. Estremadura findet gelegentlich für seinen Mehrertrag einen Absatz in Portugal, wo der Waizen in der Regel theurer ist als in Spanien, aber das in den Staaten Don Miguels herrschende Prohibitivsystem läßt diesen Absatz nicht bedeutend werden.

Die Königreiche Altcastilien und Leon sind die eigentlichen Kornkammern Spaniens; sie haben ihre Stapelhäfen im Norden, von Gijon an bis San Sebastian, hauptsächlich in Santander und Bilbao. Die Provinzen Burgos und Palencia sind die nächsten Punkte, von wo diese Häfen einen beträchtlichen Theil ihrer Vorräthe bekommen. Auf den hoch gelegenen und reichen Campos von Logrono bis Burgos und von da auf beiden Ufern der Arlanza und Pisuerga und längs dem Carrion und den zahlreichen andern Flüssen, welche die Provinzen Valencia, Valladolid und Zamora bewässern, und dann weiter westwärts, südlich vom Douro, in den Provinzen Toro und Salamanca wächst unermeßlich viel Waizen, vielleicht mehr als in irgend einem Theil der Welt. Oft fallen in einer Reihe von Jahren die Ernten so reichlich aus, daß man in einiger Entfernung von den Dörfern manchmal die Frucht auf den Wurzeln absterben läßt, weil die Mühe sie nach Haus zu schaffen sich nicht verlohnt. Am Schluß des Herbstes 1828 berechnete man den in den Kornhäusern (silos) dieser Ebenen aufgespeicherten Ertragsüberschuß von vier bis fünf guten Ernten auf 6 Millionen Fanegas. Aber dieses Segens werden die Bewohner nie ganz froh. Denn bei den schlechten Transportmitteln bewirkt jede außerordentliche Nachfrage eine ungeheure Erhöhung der Frachtkosten. Im September 1828 stunden sie gewöhnlich auf 7 bis 8 Schill. auf 40 Stunden, und zwei Monate nachher wegen der starken Nachfrage aus England und Frankreich bereits auf 14 bis 16 Schill. vom Quarter.

An den Straßen von Medina del Campo Rio Seco, Valladolid ꝛc. nach den Häfen läßt sich Nichts aussetzen, aber dagegen von Salamanca und Zamora sind sie für beladene Karren kaum fahrbar. Eine Ochsenfuhr ladet 30 bis 32 Fanegas (6 ⅖ Quart.), ein starkes Maulthier 2½ Fanegas (½ Quart.); wirkliche Wägen, die 90 bis 100 Fanegas (18 bis 20 Quart.) laden, werden nur wenige gebraucht. Nimmt man Burgos und Palencia als die zwei Centralpunkte, aus welchen die Seehäfen ihren Bedarf beziehen, so ist die mittlere Entfernung ungefähr 46 Stunden. Um nun monatlich 100,000 Quarters nach diesen

*) Diese Positos entstanden unter der Regierung Karls III und waren bestimmt als Vorrathskammern zu dienen, damit kein absoluter Mangel in Fehljahren eintreten könnte. Die Bauern mußten hier eine bestimmte Quantität ihres Ertrags niederlegen. Diese Frucht wurde, wenn die Preise eine gewisse Höhe erreichten, um einen ermäßigten Preis losgeschlagen, und die Bauern erhielten den Erlös. Vor der Invasion der Franzosen gab es 5000 dergleichen Anstalten.

Häfen zu schaffen, hätte man 5000 Karren nöthig, jeden mit zwei Ochsen. Die Hin- und Her-Reise mit Einschluß des Ladens, Abladens und Wägens und des Verzugs durch Ausbesserungen am Fuhrwerk, das bloß hölzerne Räder hat und mancherlei Unfällen ausgesetzt ist, dauerte nämlich 8½ Wochentage, so daß ein Karren den Weg monatlich dreimal zurücklegen, also (zu 6 Quart. die Ladung) 18 Quarters liefern könnte, 5000 Karren mithin 90,000 Quarters einbrächten. Die übrigen 10000 Quarters würden demnach 5000 Maulthiere erfordern, da ein Maulthier mit seiner Ladung zu ½ Quart. die Reise in der gegebenen Zeit viermal machte. Allein damit Palencia und Burgos sich nicht erschöpften, bedürfte es wenigstens einer eben so großen Anzahl von Karren und Maulthieren für die Zufuhren aus den entferntern Gauen. Es fragt sich aber, ob alle anstoßenden Provinzen, selbst in dem Fall, daß einstweilen jedes andere Geschäft beseitigt würde, so viel Fuhren und Zugvieh aufzutreiben vermöchten. Durch außergewöhnliche Anstrengung wäre zur Noth möglich, daß 50 bis 60,000 Quarters monatlich nach den Häfen Gijon, Bilbao und Santander transportirt würden. Daß diese Schätzung indeß wahrscheinlich hoch genug sey, geht aus dem Stand des Kornhandels während des Januars vor. J. hervor, wo die Ausfuhr nach England Alles in Thätigkeit setzte. Damals langten täglich 5000 Fanegas in Bilbao aus dem Innern an; was die Sonntage miteingerechnet monatlich 18,000 Quarters ausmacht. *)

Die Arrieros (Fuhrleute oder Maulthiertreiber) seit langer Zeit gewohnt gewisse Straßen einzuschlagen, können oft durch keine Belohnung vermocht werden, von ihrer Richtung abzuweichen; so daß die Frucht aus dem Innern nicht selten drei bis vier Mal umgeladen wird, ehe sie an Ort und Stelle kommt. Man hängt da schlechterdings von der Ehrlichkeit der Fuhrleute ab, denen übrigens nachgesagt werden muß, daß Waaren, die ihnen anvertraut werden, selten verloren gehen, obgleich dieselben durch sechs

*) Wir schließen eine Uebersicht der mittlern Korn-, Wein- und Oelpreise während des Jahres vom September 1827 bis September (exclus.) 1828 aus den offiziellen Monatsberichten der madrider Zeitung bei. Auf Genauigkeit kann diese Tabelle keinen Anspruch machen, da jede Provinz nach dem in ihr gewöhnlichen Maß- und Münzfuß rechnet, manche Provinz diese Notiz gar nicht oder höchst unregelmäßig einsendet. In einigen Fällen ist die Alcabala oder das Thorgeld mitgezählt, in andern nicht; überdieß variirt die castillische Arroba und Fanega in verschiedenen Provinzen um 2 bis 7 Proc. Wo der Monatsbericht zwei Preise angab, wurde der höchste gewählt, als derjenige, welcher die feinste Qualität bezeichnet. Waizen, Gerste, Hafer, Roggen, Maiz und Garbanzos sind sämmtlich auf die castillische Fanega reducirt, wovon 5 so ziemlich einem englischen Quarter entsprechen. Die Preise sind in Real vellon berechnet. Der Reis wird nach Arrobas zu 25 Pf. (engl.) verkauft. Der Wein nach Arrobas = 2½ Imperiales; das Oel nach Arrobas = 2¾ Imperiales. Die verschiedenen hier aufgeführten Preise erreichen den Durchschnitt der letzten vier bis fünf Jahre nicht.

Provinzen.			Waizen.	Gerste.	Hafer.	Roggen.	Maiz.	Reis.	Garbanzos.	Wein.	Oel.
Küstenland.	Nord	Guipuscoa	55¾	—	—	—	26	—	—	—	—
		Biscaya	58	19½	—	24½	31	—	—	15	48
		Santander	32½	—	—	—	25½	—	102	18	34½
		Gallizien	40	27	—	22	32½	—	—	14¾	42½
	Süd	Sevilla	59½	15	11	19½	30	—	68	20	25
		Cadiz	40	19½	—	—	57½	—	72½	25	25
		Malaga	36½	17½	—	—	26¾	22	77	14	25
	Ost	Valencia	45¾	17	—	27	27½	22¾	102	11	41
		Catalonien	55½	20½	23	51	27½	25	68	14	51
	Nord	Arragon	34½	14	9	54	14½	32½	104	8	51
		Navarra	29	16½	15	14½	23½	—	80	6	59
		Avila	30½	12¾	9	—	27½	—	—	16	45
		Soria	26½	15½	—	15	—	—	80	17	44
		Burgos	24½	11	7½	10	—	—	98	22	44
		Valladolid	21	8½	5	10	—	—	109	9	—
		Salamanca	18	9½	6	12¾	—	—	94	—	40
		Estremadura	19	11	—	11½	—	—	74	29	54
Binnenland.	Mitte	Toledo	19	9½	—	10	—	—	70	14	25
		La Mancha	54	8½	—	16	—	—	—	22	—
	Süd	Cordova	28½	14½	—	—	—	—	60	17	19
		Jaen	22	10	—	19	—	—	47	14	19
		Granada	32	17	—	—	20	—	—	20	24
Monatliche Durchschnittspreise für ganz Spanien			32	14	11½	18½	26½	25½	86	16	33
Monatliche Durchschnittspreise in den Seeprovinzen des		Nordens	56½	24	—	23	29½	—	—	15½	45
		Südens	58½	17	—	19½	51	22	66	19	25
		Ostens	48½	19	25½	29½	25½	24	96	13	55
Durchschnittspreise der Seeprovinzen überh.			41	20	22	26	29	23½	86	15	54
Monatliche Durchschnittspreise der Binnenprovinzen des		Nordens	26	14	10	13	24	33	96	14½	33½
		Südens	28	9	—	14	—	—	—	14	25
		Innern	27	13½	—	—	20	—	69	17	24
Durchschnittspreise der Binnenprovinzen			27	12	10	13½	25	33	88	16	32

oder acht Hände passiren und nie ein Frachtbrief ausgestellt wird. Diese Arrieros sind die wandernden Krämer des Landes, welche die Märkte mit jederlei Gegenständen versehen, und mit ihren Dienern und Familien einen nicht unbeträchtlichen Theil der Bevölkerung bilden. Kornhändler im Großen wie in England und anderswo, welche die Fruchtpreise durch das ganze Land von einer Ernte zur andern bestimmen, giebt es in Spanien nicht. Die Kaufleute in den Häfen, welche auf Korn spekuliren, thun Dieß mehr in Bezug auf das Ausland als das Inland. Die Arrieros sind es daher hauptsächlich, welche sich mit dem letztern Geschäft befassen, wobei sie sich indeß mit einem sehr mäßigen Verdienst begnügen.

Dänemarks Stolz in seiner Erniedrigung.

(Mitgetheilt von Hrn. Dr. Hermes.)

Danmarks Stolthed i dets Ydmygelse; dieß ist die charakteristische Ueberschrift eines Aufsatzes über den gegenwärtigen Zustand von Dänemark, den wir aus Jens Möller's „Mnemosyne" (Kjöbenhavn, 1830. 8.) S. 81 — 167 entlehnen. Es ist rührend zu sehen, wie ein kräftiges, aber durch die Ereignisse seit dem Jahre 1813 zum Tode verwundetes Volk Alles aufbietet, um das Gefühl seiner Nationalexistenz zu behaupten; jedes Blatt der Mnemosyne ist von der glühendsten Vaterlandsliebe beseelt, und von Herzen stimmen wir ein, wenn der Verf. in seiner Vorrede sagt: „Nur wahre, große und allgemeine Liebe zum Vaterlande, zu dessen Fürsten und Volk kann uns vor moralischem wie politischem Tode bewahren. Das Gefühl, welches ich am Meisten von meinen Lesern wünsche, ist Vaterlandsliebe; die, welche dieses hegen, werden auch meine Mnemosyne freundlich begrüßen." Nur die historische Anthologie (S. 1 — 80), welche die Mnemosyne eröffnet, hat uns nicht recht gefallen wollen; die edelste Gesinnung, welche auch hier unverkennbar ist, kann in der Poesie den Mangel an Phantasie nicht ersetzen; dagegen wünschen wir von den Biographien berühmter Dänen, die den größten Theil des Bandes füllen (S. 168 — 410) recht bald eine Fortsetzung zu sehen. Aus der Lebensbeschreibung des Bischofs Bartholomäus Deichmann theilen wir eine interessante Anekdote mit, die sich auf den Tod Karls XII bezieht. „Endlich geschah der letzte feindliche Einfall 1718. Aus allen Vorbereitungen zu demselben konnte man abnehmen, daß es jetzt sich entscheiden müßte, wem das Reich zufallen sollte, und daß es hart hergehen würde. Ein Jeder war daher in Zeiten darauf bedacht, sich in Sicherheit zu bringen. Der Bischof hatte seine Bibliothek bereits auf's Neue nach der Festung Aggershuus geflüchtet. Männer von Einsicht konnten nicht anders, als in der tiefsten Bekümmerniß seyn. In dieser Stimmung machte der Bischof seinen Entwurf zu der bevorstehenden Weihnachtspredigt. Eine Fliege oder ein anderes Insekt setzt sich auf das Papier, und er drückt das Thier mit dem Finger, so daß es ohne Leben zu seyn scheint. Da es sich indessen nach einiger Zeit wieder zu bewegen anfängt, denkt er bei sich: ob es wohl wieder zum Leben kommen möge. Dieß bringt ihn auf den Gedanken, daß dem Höchsten Nichts unmöglich ist, und daß es ihm eben so leicht fällt, einem Volke neues Leben zu geben und es von seinen Feinden zu befreien, als das todte Insekt wieder zu beleben. Die Art und Weise, wie Dieß geschehen sollte, konnte weder er noch irgend ein anderer Mensch einsehen; Dieß stellte er in Gottes Hand; aber er vergaß nicht, in seinem Gebete Gott um Barmherzigkeit für Norwegen zu bitten. Während er in diesen Gedanken sitzt, erscheint eine Stafette in dem Bischofsgarten, und es verbreitet sich die Nachricht von dem Tode des Königs von Schweden. Die Bischöfin (Bispinden!) kommt herein und erzählt ihrem Manne davon, und obwohl er einem mündlichen Gerüchte nicht unbedingten Glauben schenken kann, so zweifelt er doch keineswegs an der Wahrheit desselben. Bald darauf sandte die Freiin Krag ihm einen Boten mit einem Briefe von ihrem Gemahl, durch welchen der Tod des Königs bestätigt würde. Der Bischof war auf das Tiefste ergriffen und brachte dem Herrn ein Dankopfer aus seinem innersten Herzen. Er konnte Das, was vorhergegangen war, nie vergessen, indem er es als ein Vorzeichen ansah, das Gott ihm gesandt hatte. Da die Gefahr nun vorüber war und der Feind das Land verließ, so fingen Viele an, ihre Häupter hoch empor zu halten und auf ihren Muth und ihre Einsicht zu pochen, ja zu versichern, daß die ganze Noth nur in der Einbildung bestanden habe. Der Bischof, welcher zu der Zeit, wo die tiefste Niedergeschlagenheit herrschte, nie seine Zuversicht verlor, zeigte ihnen jetzt, daß sie keine Ursache hätten, hochmüthig zu seyn; in seiner Weihnachtspredigt sagte er: „Das ist der eiteln Welt, der undankbaren Menschen Sinnesart, daß sie der eine dem andern, ja oft — gleich Adam — Gott die Schuld geben, wenn es ihnen übel geht; dagegen erkennen sie sich selbst die Ehre zu, wenn es gut geht, und preisen Gideons Schwert mehr als Gottes Schwert." Diese Predigt machte einen so großen Eindruck, daß die ganze Gemeinde zu Thränen gerührt wurde und aus Einem Munde in ein Dankgebet für Gottes Güte und Barmherzigkeit ausbrach.

* * *

„In einer englischen Schrift, die unter dem Titel: The general Register of Politics and Literature in Europe and America for the year 1827, den 1 Band von Constables Miscellany bildet, befindet sich auch eine kurze Schilderung von Dänemark. Dieselbe soll von einem jungen englischen Diplomaten verfaßt worden seyn, der sich einige Jahre an dem dänischen Hofe aufgehalten hat, und enthält unter vielen Unrichtigkeiten verschiedene wahre Bemerkungen. Unter diese müssen wir rechnen, was er über Dänemarks schlechte Finanzen und die Haupthindernisse ihrer Verbesserung sagt, den Stillstand des Handels, den Mangel an Fabriken und die langsame Fortbildung des Ackerbaues, seit dem Fallen der Kornpreise. Dagegen ist es, Gott sey Dank, unrichtig, wenn er bald darauf hinzufügt: „Alles ist in Abnahme, außer Kunst und Literatur und die Ergebenheit des Volkes gegen den König." Gewiß hat der Verf. hier drei glänzende Seiten in unserem öffentlichen Wesen herausgehoben; aber denselben Ruhm, den er unserer Literatur beilegt, verdienen ohne Zweifel auch unsere Gesetzgebung, unser ganzes Unterrichts- und Erziehungswesen, unsere wohlthätigen Stiftungen und so manches Andere. Was die Kriegsverfassung des Landes betrifft, so versteht es sich freilich von selbst, daß ein Reich nicht eine eben so große Flotte oder ein eben so großes Heer unterhalten kann, als zwei, und daß Dänemarks Flotte daher nie wieder Das werden wird, was sie war, ehe England im J. 1807 unser stolzes Palladium entführte und im J. 1814 uns Norwegen entreißen half; aber wenn wir nur Schiff gegen Schiff, Regiment gegen Regiment setzen, werden wir gewiß keinen Verfall weder in Dänemarks Marine noch seiner Landarmee bemerken. Die erstere kann vielleicht, außer in einzelnen untergeordneten Theilen, keine größere Vollkommenheit erreichen, als die, in deren Besitz sie bereits war; aber daß das Heer unter der Regierung Friedrichs VI viel vortreffliche Bildungsanstalten, einen viel umfassenderen Unterricht, weit gebildetere Offiziere, und die Mannschaft durch die jetzt allgemein eingeführten gymnastischen Uebungen mehr Leichtigkeit, Gewandtheit und Schnelligkeit erhielt, das weiß Jeder, der während der letzten Decennien in Dänemark gelebt und seine Augen nicht gegen Das, was im Lande vorgeht, verschlossen hat.

„Daß unser Handel bereits vor 1807 in Abnahme war, und daß Dänemarks Energie und Nationalgeist schon damals im Sterben lag, konnte nur ein völlig Ununterrichteter sagen. Nie hatte vielmehr Dänemark eine blühendere Periode gehabt, als von dem nordamerikanischen Kriege bis zum Jahre 1807, wo England sich mitten im tiefsten Frieden aller dänischen auf der See segelnden Handelsschiffe bemächtigte, so wie es unsere stolze Kriegsflotte raubte. Und wenn wir von dem dänischen Nationalgeiste sprechen sollen, so bezeugte Nelson, daß er auf allen seinen Seezügen nie einen so tapfern und hartnäckigen Widerstand gefunden habe, als auf der Rhede von Kopenhagen.

(Fortsetzung folgt.)

Absatz englischer Zeitungen.

Im Jahr 1829 setzten die Times und der damit verbundene, dreimal in der Woche erscheinende Evening Mail 3.275.311 Numern ab; der Morning Chronicle, mit einem ähnlichen Beiblatt, 2.331.450; beide Hauptzeitungen zusammen also 5.606.761. Der Absatz sämmtlicher in London erscheinenden Zeitungsblätter betrug 17.996.279 Numern.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 213. 1 August 1830.

Gegenwärtiger Zustand von Spanien.

5. Straßen und Kanäle.

Die königlichen Landstraßen (caminos reales) sind weder zahlreich, noch werden sie gut erhalten. Von Madrid führen zwei Straßen nach Burgos, über Valladolid und über Aranda de Doure. Von Burgos reist man über Vitoria und Irun nach Frankreich. Diese beiden befinden sich in erträglichem Zustand; selbst die Route von Burgos nach Frankreich, wenn man die Gebirgsgegend, welche sie passirt, in Anschlag bringt. Von Valladolid führt ein vortrefflicher neuangelegter Weg über Palencia und Reynosa nach Santander *). Da sind ferner von der Hauptstadt zwei Wege nach Bilbao, über Miranda und Vitoria. Eine königliche Landstraße geht durch Gallizien nach Corunna und Ferrol, die aber so in Abgang ist, daß sie an vielen Stellen von Wägen und Karren nicht befahren werden kann: in neuster Zeit hat man jedoch versucht sie wiederherzustellen. Die einzige königliche Landstraße, welche nach Estremadura geht, ist wo möglich in noch schlechterem Zustand, denn man hat bis jetzt keinen Postengang darauf einrichten können. Im vorigen Jahre war man aber auch hier mit Ausbesserungen beschäftigt und man hoffte, daß am Ende des Jahres bereits zwischen Madrid und Badajoz eine Post im Gang seyn würde. Südwärts durch die Sierra Morena über Andujar und Cordova nach Sevilla geht ebenfalls nur Eine königliche Landstraße. Diese ganze Strecke ist gut; nicht so der Rest von Sevilla nach Cadix. Zwei große Straßen laufen von Madrid nach dem Osten: die eine, durch Cuença **) nach Valencia; mußte aber wegen ihres Zerfalls gänzlich den Maulthiertreibern und Ochsenkarren überlassen werden. Die andere, welche weit von ihrer Richtung südwärts abweicht, und Albacete und Almanza in Murcia berührt, ist besser: auf ihr fährt die Post nach Valencia und Barcelona, und die schweren Güterwägen, welche nach diesen Städten befrachtet sind. Die direkte Linie nach Barcelona wäre über Guadalaxara und Saragossa; allein die königliche Landstraße, welche dahin geht, eignet sich höchstens für Reisewägen, die im Schritt fahren, und nicht für Lastwägen. Verhältnißmäßig zahlreich und vorzüglich sind die Straßen in Catalonien, wo die meisten Städte von einiger Bedeutung einen regelmäßigen Postverkehr unterhalten. Die Straße von Saragossa nach Barcelona wurde im vorigen Jahr so weit ausgebessert, daß jetzt auch eine Post darauf fährt.

Die Straßen, die wir sonst noch zu erwähnen haben, weil sie auf der Karte vorkommen (solche Straßenlinien abgerechnet, auf welchen einzelne oft stundenlange Strecken schon seit Jahren fertig sind, die nun aber, weil der ursprüngliche Plan aus Mangel an Geldmitteln aufgegeben worden, nutzlos da liegen) zerfallen in folgende drei Klassen: 1) alte Straßen, welche zu Vicinalwegen herabsanken und gegenwärtig mit Mühe von leichtbeladenen Karren benützt werden; 2) Wege durch Ebenen und Thäler, welche aus den Fahrleisen der Landkarren entstanden, nur an wenigen Stellen kunstgerecht angelegt wurden, und da es ihnen insgemein an Brücken fehlt, nach jedem Regen fahrbar zu seyn aufhören; 3) Steige, welche der Fuß des Maulthiers in den Gebirgen ausgetreten hat. Diese letzteren durchschneiden die das Land kreuzenden Berge nach allen Richtungen und sind bei der Schwierigkeit, oft Unmöglichkeit eines Verkehrs mittelst Wägen oder Karren von höchster Wichtigkeit; da man jedoch manchmal in die Nothwendigkeit kommt, Gießbäche zu passiren, und der Weg, wenn man ihn so nennen kann, oft in dem Bett eines Waldstroms selbst liegt, so sind sie während der Regenperiode sehr gefährlich und manchen Unterbrechungen ausgesetzt.

Die zum Straßenbau bestimmten Einkünfte beruhen auf dem Ertrag der Schlagbäume und Thorzölle und auf Lokaltaxen. Auf allen fahrbaren Straßen befinden sich in Zwischenräumen von je 4 bis 6 Stunden Zollanstalten, welche der Staat verpachtet.*) Man behauptet, daß bei Weitem nicht die ganze Einnahme ihrem Zweck gemäß verwendet werde. Die Lokaltaxe wird bloß in sol-

*) So hat man kürzlich auch eine Straße zwischen Leon und Gijon erbaut, nicht ohne Einspruch von Seiten der asturischen Gutsbesitzer, die es nicht gern sehen, wenn die Einfuhr des wohlfeilern Korns aus Leon und Castilien dadurch befördert wird. Der Theil dieser Straße, welcher Leon und Valladolid verbinden soll, ist noch nicht fertig.

**) Es wird an der Wiederherstellung dieser Straße gearbeitet, und man gedenkt in ein Paar Jahren damit zu Ende zu seyn.

*) Die Zölle sind nicht gleich: das Durchschnittsverhältniß mag folgendes seyn: vierrädriges Fuhrwerk zahlt ½ Penny, ein zweirädriges ⅒ P.; jedes Pferd oder Maulthier extra ¼ bis ⅓ P.; jedes einzelne Roß ebenso; ein Paar Karrenochsen 1½ bis 2 Den.

chen Provinzen erhoben, wo neue Straßen sind, und ist entweder auf das Briefporto geschlagen oder auf Wein, Oel und andere Verbrauchsartikel in Städten und Dörfern; zuweilen auf Beides. Die Hauptrouten stehen unter einem Kollegium *) in Madrid, in welchem der Finanzminister den Vorsitz führt. Dieses Kollegium läßt auf den Bericht der Provinzialintendanten und Postmeister die nöthigen Ausbesserungen vornehmen. Die Intendanten besorgen den Einzug der Taxen und Zollgefälle. Um die Wege zweiter und dritter Klasse scheint man sich von Staats wegen Nichts zu bekümmern, wiewohl eine kleine Abgabe auch auf diesen von den Reisenden erhoben wird. Nach den amtlichen Rechnungen von 1826 bis 1827 betrugen die Ausgaben für Straßenbau im ersten Jahr 92,400, **) im folgenden 89,240 Pf. St. Nichts zeugt stärker für die unglückliche Lage Spaniens als dieses Budjet des Straßenbaus. Spanien, das 3½ Mal so groß als England ist, kostet der Straßenbau nicht 1/10 der Summe, welche dieser Theil des vereinigten Königreichs dafür ausgiebt!

Mit dem Kanalwesen sieht es noch schlimmer aus. Kein Land in Europa entbehrt dieses Verkehrmittels in höherem Grad, und wenn man auf die Carte blickt, so sollte man glauben, keines könnte dasselbe leichter haben als Spanien. Allein die Schwäche der Regierung und die Unwissenheit des Volks bieten unübersteigliche Hindernisse dar. Indessen sind doch einige Fortschritte zum Bessern gemacht worden und Ferdinands VII Regierung kontrastirt vortheilhaft mit jener Karls II. Während der letztern erbot sich eine Kompagnie holländischer Aktionäre den Manzanares von Madrid bis zu seinem Ausfluß in den Tajo, und diesen von da bis nach Lissabon schiffbar zu machen, unter der Bedingung, daß sie eine gewisse Anzahl von Jahren eine Abgabe von den Waaren erheben dürften, die auf diesem Weg verführt würden. Der Rath von Castilien zog den Vorschlag in reifliche Ueberlegung und gab folgenden weisen Ausspruch von sich: „Wäre es Gottes Willen gewesen, diese beiden Flüsse schiffbar werden zu lassen, so hätte er dazu menschlicher Hülfe nicht bedurft. Da er es nicht gethan, so ist klar, daß er es nicht für geeignet hielt; wollte man sich dessen also dennoch unterfangen, so würde man einen Frevel gegen die Beschlüsse der göttlichen Vorsehung begehen, indem man die Unvollkommenheiten verbessern wollte, welche sie an ihren Werken absichtlich gelassen hat." ***) Jetzt glaubt man nicht mehr an diese Sünde; wenigstens wurden manche Kanäle unter der bourbonischen Dynastie projektirt, wenn auch verhältnißmäßig wenige vollendet. Der Ebrokanal ist im Augenblick der einzige, der soweit gediehen ist, daß er den Zweck der Wässerung und Schifffahrt erfüllt; allein er leidet bei nur theilweiser Ausführung an Wassermangel. Der in Arbeit befindliche Kanal von Castilien soll den Verkehr zwischen dem Douro und der Reynosa und eine bequeme Kornausfuhr aus den castilischen Campos bewerkstelligen. Er geht über Valladolid, Palencia und Aguilar del Campos; erst ein kleines Stück davon ist bis jetzt fertig. Ein Arm des Kanals soll sich nach Rio Seco, ein anderer nach Burgos erstrecken. Die sandige Beschaffenheit des Bodens und die tiefen Betten der Flüsse (Canrion, Pisuerga, Arlanza), welche das Speisewasser liefern müssen, erschweren die Sache. Der König hat vor einiger Zeit eine Gesellschaft, den Generalkapitän von Castilien an der Spitze, mit dem Unternehmen beauftragt und ohne Zweifel werden die für den Kornhandel nach Frankreich und England damals eröffneten Aussichten den Aktionären guten Vorschub geleistet haben. Eine andere Kompagnie will das alte Anerbieten der Holländer, die Schiffbarmachung des Tajo von Aranjuez nach Lissabon betreffend, ins Werk setzen; sie hofft in zwei Jahren diesen Strom, für welchen der wiener Kongreß wie für den Rhein und andere Flüsse die Freiheit der Schifffahrt in Anspruch genommen hat, mit leichten Dampfbooten befahren zu können. Einst soll der Guadalquivir für flache Fahrzeuge bis Cordova hinauf fahrbar gewesen seyn; jetzt ist er es nur noch bis Sevilla. Nur fragt sichs, ob die Fluth, welche in diesem Flusse oft plötzlich bis zu einer senkrechten Höhe von 20 Fuß emporsteigt, die Schiffbarmachung erlaubt; indeß sind mehrere Plane auf dem Tapete, die jedoch schwerlich so bald in Ausführung kommen dürften.

*) In Biscaya und Navarra ist ein Provinzialkollegium und wie zu erwarten. sind die Straßen zahlreicher und besser als im übrigen Land. Die Kaufleute von Bilbao, San Sebastian rc. wirkten zur Verbesserung der Straßen sehr mit; sie schossen die ersten Fonds her, welche dann durch die Deputation oder Junta der Provinz vollends zusammengebracht wurden.

**) Es wurden hergestellt und ausgebessert 5100 engl. M. alter Straßen nebst 17 Brücken, und erbaut und ausgebessert 175 M. neuer Straßen nebst 18 Brücken.

***) Clarke's letters on the Spanish Nation p. 284.

D i e B e d u i n e n.

2) Das Lager. *)

Die Aenesen sind Nomaden im vollsten Sinne des Wortes; denn sie befinden sich fast fortdauernd auf der Wanderung. Sommers lagern sie bei Bächen und Quellen in der syrischen Wüste, bleiben aber selten über drei oder vier Tage an demselben Ort; sobald das Vieh das Gras um eine feuchte Stelle her aufgezehrt hat, sucht der Stamm eine neue Waide, und der Nachwuchs bleibt später Kommenden überlassen. Die Lager wechseln der Menge der Zelte nach von zehn bis zu achthundert. Sind nur wenige Zelte da, so werden sie im Kreis herum aufgeschlagen, was ein D o w a r heißt; bei größerer Anzahl in gerader Linie, z. B. den Bächen entlang, was N e s e l genannt wird. Winters, wo es weniger an Wasser und Futter fehlt, ist die Art der Lagerung anders; der ganze Stamm zerstreut sich da in Zwischenräumen von etwa einer halben Stunde, einzelne Gruppen von drei bis vier Zelten bildend, über die Ebene; ein solches Lager heißt F e e e i k. Beim Dowar und beim Nesel befindet sich das Zelt des Scheichs oder Häuptlings stets nach Westen zu; denn von Westen her erwarten die syrischen Araber ihre Feinde und ihre Gäste. Erstern zu widerstehen, letztere zu ehren, ist das Hauptgeschäft des Scheichs, und da ein Gast

*) Diese und die folgenden Skizzen beziehen sich bloß auf die Aenesen, als das allein ächt beduinische Volk Syriens, während die übrigen Stämme der syrischen Wüste ihre ursprünglichen Sitten mehr oder minder verloren haben.

gewöhnlich in das erste Zelt eintritt, das sich seinem Blicke darbietet, muß dasjenige der Scheichs auf der Seite liegen, von welcher her die meisten Fremden kommen. Ja jedem vermöglichen Manne überhaupt gereicht es zur Schande, sein Zelt auf der Ostseite aufzuschlagen. Der Familienvater steckt seine Lanze neben dem Zelte in den Boden und bindet sein Pferd vor dasselbe an; eben da ruhen Nachts auch die Kamele. Schafe und Ziegen bleiben Tag und Nacht unter der Obhut eines Hirten, der sie jeden Abend ins Lager treibt. Burkhard beschreibt den Zug zweier Beduinenlager, welchen er begegnete also: Ungefähr vier (engl.) Meilen vor den Uebrigen kamen fünf bis sechs Reiter als Kundschafter; die beiden Lager selbst nahmen eine Breite von wenigstens drei Meilen ein, in welcher sie langsam daherrückten: zuerst, der ganzen Lagerfronte entlang, einzelne Bewaffnete zu Pferd und zu Kamel, jeder vom andern hundert bis hundert und fünfzig Schritte entfernt; dann die Kamelmütter mit ihren Jungen, im Weiterziehen den Boden abgrasend; hierauf die mit den Zelten und dem Gepäck beladenen Kamele; endlich die Weiber und Kinder zu Kamel auf wiegenförmigen, mit Vorhängen gegen die Sonnenhitze versehenen Sitzen oder Sätteln. Die Männer ritten durch einander im ganzen Truppe, doch die meisten nach Vorne zu. Einige führten ihre Pferde am Zaum. Die Länge des Zuges mochte zwei und eine halbe Meile betragen. Das größere Lager hatte allein gegen dreitausend Kamele. Nicht Ein Araber ging zu Fuß, ausgenommen einige Hirten, welche Schafe und Ziegen hinten drein trieben.

Das Zelt heißt Beit, „Haus", nicht Cheime, was wörtlich Zelt ausdrücken würde. Der Stoff desselben, die Zeltdecke, Zhaher el beit, besteht aus Stücken Filz von schwarzem Ziegenhaar, gegen drei Viertel einer Elle breit, und so lang, als das ganze „Beit" selbst. Je nach der Tiefe desselben sind zehn oder mehr dergleichen Stücke an einander genäht. Sie halten auch den stärksten Regen ab. Die Rückseite bildet ein 3—4 Fuß hohes Stück des gleichen Filzes, genannt Rowack. Die Zeltpfähle heißen Amud, „Säulen"; gewöhnlich sind deren neun, drei in der Mitte, und eben so viel auf jeder Seite. Das Zelt theilt sich in das Männergemach (Mekaad rabiaa) und das Weibergemach (Meharrem); jenes dem Eintretenden zur Linken, dieses zur Rechten; doch bei den Arabern von Dschebel-Hauran auch in umgekehrter Ordnung. Beide Gemächer werden durch einen weißen wollenen, an den drei Mittelpfosten befestigten damascener Teppich geschieden. Der Boden des Männergemachs ist gewöhnlich mit einem guten persischen oder bagdader Teppich belegt. Um den mittelsten Pfosten her sind die Waizensäcke und Kamelstaschen aufgehäuft; diese oft bis zum Gipfel sich erstreckende Pyramide heißt Redschoud. Die Kamelsättel, auf welche man sich setzt, liegen beim Redschoud oder mehr nach Hinten beim Rowack; sie in die Gegend der Seitenpfosten zu legen, würde für eine Unhöflichkeit gelten. Das Weibergemach dient dem ganzen Gerumpel des Zelts, wie Kochgeräthe, Butter- und Wasserschläuchen u. dgl. zur Aufnahme. All diese Dinge liegen an einem der Seitenpfähle, Hadhera, wo die Sklavin sitzt und der Hund den Tag über schläft. Der Zipfel der Zeltdecke geht hier immer ein Wenig über den Pfahl hinaus, und das frei herabhängende Ende spielt im Wind. Unter diesen Zipfel, der Roffe genannt wird, würde sich kein Mann von gutem Ruf setzen, daher, um einen verächtlichen Menschen zu bezeichnen, der Ausdruck: „Dein Sitz ist unter dem Roffe!" Am vordern Pfosten des Männergemachs hängt ebenfalls ein solcher Zipfel herab, der zum Abwischen der Hände vor oder nach dem Essen dient. Beim Abbrechen des Zeltes werden die Stangen zusammengebunden und einem Kamele an die Seite gehängt.

Das Geräthe eines Zeltes bilden etwa folgende Stücke: Der Manns-Kamelsattel (Schedad), und der Weiber-Kamelsattel (Hesar); letzterer trägt einen Haufen Teppiche und Mäntel, welche sich wohl 18 Zoll hoch über ihn erheben, und so einen bequemen Sitz bilden. In dieser Art ist er bei den Ahl el Schemal gebräuchlich; die aenesischen Weiber reiten im Maksar, dem vorhin genannten Wiegensattel, den sie mit rothgegerbtem Kamelleder bedecken, und die vornehmen Damen im Ketted, der dem Maksar an Gestalt ähnelt, aber ganz mit rothgegerbtem Kamelleder ausgeschlagen, und mit entsprechenden Häuten bedeckt ist, die von ihm herabhangend im Winde flattern. Zuweilen sind wohl auch bunte Tuchschnipsel rund um denselben befestiget. Eben so wird der Kamelszaum, gewöhnlich Resen genant, von den Damen mit Tuchstückchen und Straußfedern herausgeputzt, wo er dann Ras heißt. Um den Nacken der Milch-Kamele hängen kleine Glocken; das Haar oder die Wolle welches Kamele und Schafe unterwegs etwa verlieren, wird in einem eigenen kleinen Beutel aufgesammelt.

Große kamellederne Schläuche, worin das Wasser für die Pferde aufbewahrt wird. Dieselben haben eine Oeffnung oben und eine andere auf der Seite nah am untern Ende; letztere wird gebraucht, wenn sie unterwegs, wo der Schlauch von dem Kamel herabhängt, Durst fühlen. Zwei solcher Schläuche bilden schon eine schwere Kamellast.

Ziegenhäute (Seka) zum Aufbewahren der Milch. Gleichfalls in einer Ziegenhaut wird die Butter bereitet und in einer andern aufbewahrt.

Waizensäcke von Wolle oder Ziegenhaaren.

Leder, woraus die Kamele getränkt werden; lederne Eimer, um Wasser aus tiefen Brunnen zu schöpfen. — Kupferne Pfannen zum Kochen; ein Mörser, den Waizen zu zerstoßen; ein hölzernes Gefäß, die Kamele darein zu melken; ein hölzernes Wassergefäß; eine hölzerne Kaffeemühle und ein Kaffeetopf; drei Steine über welchen die Pfanne ans Feuer gesetzt wird; ein Futtersack für das Pferd. — Diesem wird auf der Waide eine eiserne Kette an beide Vorderfüße gebunden und Nachts ein Fuß in einen eisernen Ring geschlossen, an welchem sich eine lange Kette befindet, deren anderes Ende von dem Besitzer mit einem eisernen Keile an derjenigen Stelle des Zeltes in den Boden getrieben wird, wo er zu schlafen gedenkt. Ein Pferdediebstahl ist auf diese Art sehr schwer gemacht; doch haben Diebe die Kette hie und da durchfeilt.

Dänemarks Stolz in seiner Erniedrigung.

(Mitgetheilt von Hrn. Dr. Hermes.)

(Fortsetzung.)

„Noch jetzt darf Dänemark die Hoffnung nicht aufgeben, daß es von der Krankheit, an der es seit der Vernichtung seines Wohlstandes durch

unerwarteten räuberischen Anfall leidet, zu neuer Kraft erstehen werde; noch fehlt es nicht an Elementen, aus denen einst neues gesundes Leben sich entwickeln kann. Hieher rechnen wir zuvörderst die Einstimmigkeit in der Religion. „Die große Einigkeit im Glauben, die sich im Norden findet, — sagt Molesworth in seinen Memoiren über den Hof Christians V — ist der Aufrichtigkeit der Fürsten zu verdanken, welche hier die Reformation begannen; denn es ist außer Zweifel, daß sie Dieß aus reiner Gottesfurcht thaten, und eben deßhalb mit so glücklichem Erfolg an der Bekehrung ihrer Unterthanen arbeiteten. Dagegen hatten in England und anderwärts Staatsgründe und andere Rücksichten wenigstens eben so großen Antheil an dem Reformationswerke, als die Ueberzeugung von seiner Wahrheit, und wo dieß der Fall war, konnte natürlich Alles nur halb geschehen, da die Fürsten selbst in ihren Meinungen schwankten und die verschiedenen kirchlichen Parteien immer nur in dem Verhältniß beschützten, in welchem sie ihr eigenes Interesse dabei fanden. Wie vortheilhaft es für einen Fürsten ist, daß seine Unterthanen alle derselben Denkungsart in Religionssachen sind, zeigt sich augenfällig in Dänemarks Beispiel, wo in Bezug auf die Religion weder von Parteien noch Streitigkeiten die Rede ist, und die ganze Bevölkerung stets in Allem, was den Weg der Seligkeit, so wie die Pflichten gegen die zeitliche Regierung betrifft, einig bleibt.“ Wieviel würde nicht England und Frankreich für eine solche Uebereinstimmung geben? Wieviel nicht die Könige von Preußen und den Niederlanden, wenn sie eine solche Harmonie unter ihren Unterthanen zu Wege bringen könnten! Laßt uns daher dieses Gute, das wir unserer Voreltern festem Bibelglauben und unseren Fürsten, besonders Christians III und Friedrichs II Weisheit zu verdanken haben, nicht übersehen!

„Mehrere Gottesgelehrte, besonders von der Schule, welche jetzt die supranaturalistische genannt wird, früher die orthodoxe, haben in unsern Tagen den Wunsch geäußert, daß die dänische Kirche sich in zwei Gesellschaften theilen möge, von denen die eine aus den Rechtgläubigen, die andere aus den sogenannten Rationalisten bestehen sollte — beide unter dem Schutze der Regierung. Dieser Vorschlag scheint indessen eben so schädlich an und für sich selbst, als er nach dem dänischen Staatsrechte unausführbar ist. Niemand würde die rationalistische Gemeinde als ächt lutherisch ansehen, es würde ihr immer eine macula haereseos anhängen, die mit allgemeiner Achtung unvereinbar ist, und nicht leicht würde daher ein Staatsbeamter sich öffentlich dazu bekennen, wenn er auch im Herzen derselben Meinung wäre. Aber auch für die reine Lehre selbst würde eine solche Absonderung nachtheilig seyn. Jetzt, da alle Staatsbürger, unter denen sich nicht nur Rationalisten, sondern auch Naturalisten befinden, einem und demselben Gottesdienst beiwohnen, der für orthodoxe, evangelische Christen berechnet ist, wird mancher redliche Zweifler allmählich zu dem festen Offenbarungsglauben hinübergezogen. Hätte man im 18. Jahrhundert dieses Theilungsprincip befolgt, so würde in Deutschland und in Dänemark nur Wenig von der lutherischen Kirche zurückgeblieben seyn, wogegen wir jetzt hoffen dürfen, sie noch Jahrtausende unverfälscht blühen zu sehen, nachdem der Unglaube der jetzt vergangenen Zeit sich als ein vorübergehendes Uebel verloren hat. Ein Schisma dient nur zu der Befestigung des Unglaubens für längere Zeit, als er ohne dasselbe sich halten würde.

(Fortsetzung folgt.)

Adam Mickiewicz.

(Fortsetzung.)

Jetzt begann für Mickiewicz eine lange Reihe von Verfolgungen. Auf der Universität Wilna hatte ein Studirender, Thomas Zan*), einen literarisch-wissenschaftlichen Verein gebildet, dessen Zweck war, den Nationalgeist und die Nationalsitten aufrecht zu erhalten, ohne welche selbst der Patriotismus in blinde Leidenschaft ausartet. Dieser Verein konstituirte sich unter dem Titel „Gesellschaft der strahlenden Brüder“, so genannt, weil man sich in sieben Klassen theilte nach den sieben Strahlen des himmlischen Lichtes. Mickiewicz, welcher beitrat, wurde einer der zwanzig Philomathen oder Vorsteher. Die Gesellschaft bestand indeß nicht lange; im J. 1822 nöthigte sie eine geheime Denunciation, sich aufzulösen, und im folgenden Jahre machte die Unvorsichtigkeit eines jungen Studirenden die Mitglieder zu Opfern einer politischen Verfolgung. Thomas Zan wurde im September verhaftet, mit einer Menge seiner Genossen in's Gefängniß geworfen und eine strenge Untersuchung wider ihn eingeleitet, in welcher er sich mit heroischer Standhaftigkeit benahm. Allein überführt, daß er „die unsinnige Idee gehabt, die polnische Nationalität zu verbreiten“, mußte er nach der Festung Orenburg wandern, und seither soll er nicht wieder in seinem Vaterland gesehen worden seyn. Viele Professoren, unter welchen der gelehrte Lelewel, wurden abgesetzt; zehn Philomathen, unter ihnen Mickiewicz, zu lebenslänglicher Verbannung verurtheilt; eine große Anzahl Studirender in die russischen Regimenter gesteckt, wo sie, fern von ihren Freunden und der Heimath, unter den Wällen von Silistria und Warna einen frühzeitigen Tod fanden.

*) Vergl. in der Biographie universelle et portative des Contemporains, par M. Boisjoslin den Artikel „Thomas Zan.“

Was Mickiewicz betrifft, so sandte man ihn nach Odessa. Dort, am Gestade des Pontus Euxinus, dichtete er Sonnette voll der wundervollen Natur des Orients und des Schmerzes seiner Seele, wogegen Ovids Tristia matt abstechen. Bei den Quellen von Backtzysaraï und den über den weichen Sand rieselnden Bächen, während er unter den Trümmern der Paläste der Chane der Krim umherirrte oder vor seinen Füßen Wälder, Thäler und Felsen versanken und gleich Fluthen des Meeres dahin schwanden — immer kehrte ihm wieder „das süße Wort der Liebe, das Nichts seines Gleichen auf Erden hat, es sey denn der Name Vaterland“; immer gedachte er seines Lithauens, „dessen Forste lieblicher in sein Ohr rauschten, als der Gesang der Nachtigallen von Baidar und der jungen Mädchen von Salhir, durch dessen Schluchten er freudiger streifen würde, als zwischen den rubinenen Maulbeerbäumen und der goldenen Ananas.“ Aber nicht lange, so entdeckte man höhern Orts aus seiner Korrespondenz, daß er sein Exil erträglich fand, was nicht seyn sollte. Man ließ ihn daher nach Moskau gehen und stellte ihn hier unter die persönliche Aufsicht des Fürsten Galitzin, Militärgouverneurs dieser Provinz. Allein gerade diese Strenge wurde für ihn ein Mittel zur Milderung seines Schicksals. Der Fürst, überrascht über Mickiewicz's Talente, schätzte sich's zur Ehre, den Dichter zum Freunde zu haben, und führte ihn mit sich nach St. Petersburg. Mickiewicz gab nun eine Ausgabe seiner Werke *) heraus, welche von dem Theil der moskowitischen Aristokratie, der zu schwach oder zu indifferent, sein Joch abzuschütteln, nichtsdestoweniger in der Stille dagegen murrte, mit Enthusiasmus aufgenommen wurde. Wahrscheinlich sagte der Hof und die kaiserliche Polizei der unabhängigen Seele des Dichters nicht zu; er erhielt durch die Verwendung seiner Bewunderer die Erlaubniß, Rußland zu verlassen, unter der Bedingung, daß er nicht nach Lithauen zurückkehrte. Mickiewicz begab sich hierauf nach Deutschland, verlebte einige Zeit in Weimar und später in Paris, wo er Freundschaft mit dem Bildhauer David knüpfte. In diesem Augenblick durchwandert er Italien, träumend von seinen vaterländischen Wäldern, von seinem „blauen“ Niemen, und im Begriff, auf einer Reise im Orient Zerstreuung zu suchen.

(Schluß folgt.)

Wahnsinnige in England.

Nach einer dem Parlament neulich vorgelegten Rechnung befinden sich in England (ohne Schottland und Irland) gegenwärtig nahe zu 10,000 arme Wahn- und Blödsinnige, d. h. solche, die auf Kosten der Kirchspiele erhalten werden müssen, worunter 5145 weiblichen Geschlechts. Rechnet man hiezu die wohlhabendern Geisteskranken, die in öffentlichen oder Privat-Anstalten sich befinden, so wie diejenigen, die in den Krankenhäusern der Armee und der Marine verpflegt werden, so ergiebt sich eine Gesammtsumme von 15,665 Verrückten für England.

*) Im J. 1828 ließ die Gräfin Ostrowska eine dreibändige Ausgabe dieser Gedichte (Poezye Adama Mickiewicza) in Paris erschienen, das erste Buch in polnischer Sprache, welches dort gedruckt wurde; der ganze Erlös kam dem Dichter zu gut. Eine andere Ausgabe erschien in Posen. Gegenwärtig geben die HH. F. Miaskowski und G. Fuigence in Paris eine französische Uebersetzung heraus.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 214. 2 August 1830.

Die Beduinen.

3. Tracht.

Im Sommer tragen die Männer ein rauhes baumwollnes Hemd, über welches die Reichen noch den Kombar, einen langen Kaftan nach Art der Türken, von Seide oder Baumwolle ziehen. Aermere haben einen wollenen Mantel über dem Hemd. Der Kaftan ist zuweilen mit Gold durchwirkt und gegen hundert Gulden rhein. werth. Die Aenesen tragen keine Strümpfe; selbst die Reichsten unter ihnen gehen und reiten in der Regel barfüßig, obwohl sie gelbe Stiefel und rothe Schuhe sehr hoch schätzen. Auf dem Kopf haben alle Beduinen einen Turban, Keffie genannt, d. h. ein viereckiges Tuch von Baumwolle oder Baumwollen-Seide, welches sie dergestalt umbinden, daß ein Zipfel nach Hinten zu fällt und zwei andre vorne über die Schultern herabfallen, mit welchen sie sich gegen Sonne und Regen, oder wenn sie unbekannt seyn wollen, das Gesicht bedecken. Der Keffie ist gelb, oder gelb und grün. Ueber denselben binden die Aenesen noch eine Schnur von Kamelhaaren rund um den Kopf. Nur wenige reiche Scheichs tragen roth und weiß gestreifte Shawls, aus Damaskus oder Bagdad, auf dem Kopf.

Die Aenesen unterscheiden sich gleich auf den ersten Anblick von allen syrischen Beduinen durch ihre langen Zopfflechten. Nie scheeren sie ihre schwarzen Haare, sondern pflegen sie sorgfältig von Kindheit an, bis sie im Stande sind, dieselben in Zöpfe zu winden, die ihnen über die Wangen herab auf die Brust hängen. Einige wenige Aenesen tragen über dem Gewande lederne Gürtel, andre umwinden das Hemd mit einem Strick. Um die nackten Lenden aber befestigen Männer und Weiber von Kindheit an einen ledernen fingerdicken Gurt, welchen sie mit Bändern und Amuleten ausschmücken. Im Sommer gehen die Knaben bis ins siebente oder achte Jahr nackt; kleine Mädchen sah Burkhardt nie in diesem Zustande, obwohl sie im Innern der Wüste eben so wenig bekleidet seyn sollen, als ihre Brüder.

Im Winter ziehen die Beduinen über das Hemd einen Pelz aus mehreren zusammengenähten Schafhäuten. Viele legen diese Pelze sogar Sommers nicht ab, weil sie aus Erfahrung wissen, daß je wärmer Jemand gekleidet ist, um so weniger er von der Sonnenhitze leidet. Die Unbilden der Regenzeit bestehen sie auf bewundernswürdige Art. Sie schlafen barfüßig im offnen Zelte, wo das Feuer nur bis Mitternacht brennt. Ebenso legt sich der Araber in seinen Mantel gehüllt Sommers auf den glühenden Sand, und ruht unter der brennenden Sonne aus.

Die Weiber tragen einen weiten baumwollenen Rock von dunkler Farbe, blau, braun oder schwarz: die Kopfbedeckung bildet ein Tuch, Schauber oder Mekronne genannt, bei den jüngern von rother, bei den ältern von schwarzer Farbe. Häufig haben sie in Nase und Ohren Ringe. Alle Weiber punktiren die Lippen und färben sie blau; die nämliche Art von Tätuirung wenden sie auch auf Schläfe und Stirn an; die Weiber von Serhhan überdieß noch auf Wangen, Brust und Arme; die Weiber von Ammour auf die Fußknöchel. Auch Männer schmücken hie und da ihre Arme auf diese Art. Das Gesicht bedecken sich die beduinischen Damen mit einem dunkelfärbigen Schleier, Nekye genannt, welcher Mund und Kinn verhüllt. Um das Handgelenk legen sie Glasbänder von verschiedner Farbe; die Reichen auch wohl Bänder von Silber, und um den Nacken silberne Ketten. Weiber wie Männer gehen Sommers und Winters barfüßig.

Die Aenesen unterscheiden sich von den Schemal-Arabern durch ihre kleine Gestalt, die selten über 5 Fuß 2 — 3 Zoll beträgt. Ihre Züge sind angenehm; häufige Adlernasen; der ganze Körper sehr wohl gewachsen, und nicht so mager, wie manche Reisende berichtet haben; das tiefe dunkle Auge funkelt unter den starken schwarzen Braunen mit einem Feuer hervor, wovon man im Norden keine Vorstellung hat; der Bart ist kurz und dünn, das schwarze Haupthaar aber sehr dicht. Die Frauen scheinen verhältnißmäßig größer, als die Männer; ihre Züge sind in der Regel hübsch und ihre Haltung höchst anmuthig. Die Farbe dieser Araber ist sehr schwarzbraun, bei neugebornen Kindern jedoch von einem lividen Weiß. Als Arzt hatte Burkhardt einmal Gelegenheit die nackten Arme der Frau eines Scheichs zu sehen, die so schön waren als sie eine europäische Dame nur immer haben konnte.

Gegenwärtiger Zustand von Spanien.

1. Bevölkerung.

In den meisten Hafenstädten zeigt sich seit einigen Jahren eine auffallende Verbesserung im Bauwesen und ein Zunehmen der Be-

völkerung. In den nördlichen Provinzen sind die Häuser vollbesetzt und die Miethzinse beträchtlich gestiegen. In Alt- und Neu-Castilien, Andalusien ꝛc. kann zwar der Reisende auf die Vermuthung gerathen, die Bevölkerung sey im Abnehmen begriffen, während vielleicht gerade das Gegentheil Statt findet; allein Dieß kommt daher, daß man dort hauptsächlich mit sonngetrockneten Backsteinen baut, welche nur wenig Jahre aushalten, weßwegen denn die Dörfer ein ruinenmäßiges Ansehen haben. In Madrid und Valladolid stehen die Hauszinse nieder; was aber nicht sowohl ein Beweis der Abnahme der Bevölkerung als der Volksarmuth ist. In den mit Mauern umgebenen Städten Sevilla und Valencia müßte sich ein Zuwachs an Menschen gleich bemerklich machen, indem die Nachfrage nach Wohnungen sich vermehren und die Miethzinse steigen würden. Dieß ist jedoch so wenig der Fall, daß immer viele Häuser gar nicht vermiethet werden können. Anders in Granada: hier gewinnen Straßen und Gebäude ein besseres Aussehen. Die Bewohner dieser Stadt, wie Granada's überhaupt, zeichnen sich durch ihren Gewerbfleiß aus: man berechnet den Zuwachs der Bevölkerung in dieser Provinz seit 1788 auf 400,000 d. h. auf $\frac{2}{3}$ der Bevölkerung jenes Jahrs. Eine ähnliche Zunahme ergiebt sich in Valencia und Catalonien. Indeß es bedarf der Schlüsse nicht, welche sich Reisende aus dem Anblick des Landes, Statistiker aus den Einkünften der Provinzen bilden, da man Volkszählungen hat. Nach dem Census von 1787 und 1788 betrug die Bevölkerung 10,043,968; nach dem Census von 1797 10,541,221. In Betracht, daß damals gewisse Abgaben nach der Volkszahl auf Korporationen und Bezirke umgelegt werden sollten, dürften jedoch wohl diese Zählungen zu nieder seyn. Als im Jahre 1821 sich die Cortes über die Bevölkerungsverhältnisse authentische Aufschlüsse zu verschaffen suchten, kam eine Schätzung von 11$\frac{1}{2}$ Millionen heraus, die nach der Lage jener Zeit eben so wenig Zuverlässigkeit verspricht. Einer neuen sorgfältigen Prüfung hat kürzlich Dr. Minnano *) den Gegenstand unterworfen und dabei öffentliche Rechnungen, Konskriptionslisten, Steuertabellen ꝛc. zu Hülfe genommen: nach ihm belief sich die Volkszahl im J. 1826 auf 13,732,172 E.,**) und in diesem Augenblick wahrscheinlich über 14 Millionen. Diese Zunahme, die während unsers Jahrhunderts nicht weniger als 3 Millionen, d. h. $\frac{2}{7}$ der ganzen Bevölkerung des Jahrs 1800 betragen kann, beweist, da sie ungeachtet des Drucks, der auf jeder Art von Industrie lastet, ungeachtet der Verschleuderungen in jedem Zweig der Staatswirthschaft und der Wunden eines langwierigen Bürgerzwists so bedeutend ausgefallen ist, was erst aus Spanien zu werden vermöchte, wenn es eine Regierung bekäme, die stark genug wäre, überall das Ansehen der Gesetze geltend zu machen, und aufgeklärt genug die schreienden Mißbräuche abzustellen und Gewerbsthätigkeit und Handel von ihren Fesseln zu befreien.

Don Antonio Capmany gebührt das Verdienst, die Falschheit des oft wiederholten Satzes von der unermeßlichen Bevölkerung und dem blühenden Wohlstand Spaniens unter Ferdinand und Isabella, Kaiser Karl V und Philipp II unwiderlegbar ins Licht gesetzt zu haben. Er hat aus gleichzeitigen Quellen nachgewiesen, daß Spanien zu jener Zeit, wo es am Bevölkertsten gewesen seyn sollte, oft von den furchtbarsten Theurungen heimgesucht wurde, und daß dieselbe beständige Klage über die Trägheit des Volks und die Vernachlässigung des Ackerbaus wie in unsern Tagen verlautete.*) Zwar sanken Industrie und Bevölkerung während der Regierungen Philipps III, Philips IV und Karls II; allein durch das Verhältniß, in welchem beide seit der Thronbesteigung der bourbonischen Dynastie im J. 1707 und namentlich während der Regierung Karls III sich wieder hoben, hat sich jener Ausfall mehr als ausgeglichen.**) Eine tüchtige Regierung wie die Karls V müßte Spanien jetzt zu größeren Kraftäußerungen vermögen, als diejenigen, wodurch es sich in dieser glanzvollsten Periode seiner Geschichte auszeichnete. Das Wahre an der Sache ist, daß Spanien zu seiner jetzigen Unbedeutenheit kam, nicht weil es absolut sank, sondern weil es mit seinen Nachbarn nicht gleichen Schritt hielt. Bigoterie, Unduldsamkeit und fehlerhafte Institutionen haben jeden Keim des Bessern in ihm erstickt und es niedergehalten, während die Welt ringsum Riesenfortschritte machte. Man blicke auf den unermeßlichen Unterschied zwischen dem England unserer Tage und dem England der Königin Elisabeth! Wäre das letztere so mächtig gewesen als das erstere, so würde es fast mit derselben Verachtung die Armadas und Manifestos Philipps II betrachtet haben, als dieses die Drohungen seines schwachen Nachfolgers Ferdinand!

5. Steuern und Finanzen.

Die Alcabala besteht in ihrer ursprünglichen Form als zehnoder vierzehnprocentige Abgabe, womit der Verbrauch belastet war, nicht mehr, sondern ist in ein Thorgefäll (derechos de puertas) verwandelt. Inzwischen wird sie auch in dieser Form noch von denselben Gegenständen erhoben, und ihr Betrag hat sich nur in wenigen Fällen vermindert, in den meisten dagegen ist er gestiegen. Beinahe in jeder Stadt wechselt der Maßstab, nach welchem die Alcabala von den Ayuntamientos angesetzt wird; dieser Ansatz unterliegt jedoch um Gesetzes Kraft zu erhalten, der Bestätigung Sr. kath. Majestät. Die meisten ausländischen Fabrikate zahlen 30 Proc., oft 60 Proc. ihrers Werths; die Weine an manchen Orten 100 Proc., das Oel 30 — 70 Proc. Die Alcabala, welche schwer auf allen Ständen vornehmlich aber den ärmern liegt, pflegt zu vielfacher Unzufriedenheit Anlaß zu geben. Von Dem, was an den Thoren für Lokalartikel eingeht, nimmt der Ayuntamiento sein bestimmtes Procent, und der Rest wandert in den k. Schatz. In kleinen Städten trifft diese Abgabe lediglich Lebensbedürfnisse, Fleisch, Geflügel, Eier, Korn ꝛc. und in Städten, welche keine Mauern und Thore haben, wird sie unter dem Namen Equivalente in der Art auf die Einwohner umgelegt, daß man den Ertrag einer Stadt von gleicher

*) Im 4 Theil seines geographischen Wörterbuchs.

**) Hassels historisch-statistischer Almanach für 1829 giebt 13,955,959 E. an. Minnano's Schätzung für 1826 rechnet 13,490,051 Laien, 127,345 Geistliche, 100,752 Soldaten, 14,064 Seeleute.

*) Questiones criticas pag. 1 — 73.

**) Vergl. den Zusatzband von Don Andreas Muriel zu Coxe's Geschichte der bourbonischen Dynastie in Spanien, namentlich den Rechenschaftsbericht des Grafen Floriba Blanca.

Größe als Maßstab nimmt. Der Ayuntamiento und Alcalde, die für die Zahlung verantwortlich sind, verfahren bei der Schätzung des Verbrauchs, wonach der Antheil eines Jeden an der umzulegenden Summe sich richtet, wie man sich vorstellen kann, höchst willkürlich und parteiisch.

Nächst der Alcabala ist der Zehnte die lästigste Steuer in Spanien. Vordem ward er mit möglichster Strenge beigetrieben, und selbst von Dingen, die man außer dem Bereich geistlicher Habsucht vermuthen sollte. *) Arguelles berechnet den Betrag des Zehnten zu 600 Millionen Realen, und nach Urkunden der k. Schatzkammer vom J. 1808 betrug er 620 Millionen; eine deßhalb im J. 1820 niedergesetzte Kommission brachte nur 335,694,000 heraus: wahrscheinlich dürfte aber dieser Anschlag in demselben Verhältnisse zu nieder seyn, als jener etwa zu hoch war. Der Clerus, wie man gleich ersehen wird, bekommt indeß den Zehnten nicht ganz, vielleicht kaum zur Hälfte.

Man kann die Steuern in zwei Klassen eintheilen: solche, welche von den Laien, und solche, welche von der Geistlichkeit zu entrichten sind. Zu den erstern gehören: die Frutos civiles, d. h. eine sechsprozentige Abgabe vom Ertrag aller verpachteten Ländereien. 2) Medias Anatas, d. h. die erste halbjährige Rente von allen Lehengütern beim Antritt eines Erben; 3) Lanzas, d. h. eine Ersatzsteuer für die Truppenlieferungen, wozu die Edeln und Mayorazos verbunden waren; 4) Subsidio del commercio, d. h. eine Abgabe, welche vom Handelsstande erhoben wird. Der Finanzminister setzt das Quotum jeder Intendantschaft an; die Intendanten das Quotum jeder Stadt; und die Ayuntamientos das Quotum jedes Einzelnen. Auch hiebei klagt man über die ungleiche Vertheilung. Mancher Kaufmann erster Klasse in einer Stadt zahlt 40 Pf. St., mancher in einer andern bloß 20. Die ganze Summe, die der Staat zu 100,000 Pf. St. berechnet, mag den Steuerpflichtigen noch einmal so hoch zu stehen kommen, da so wenig Kontrolle Statt findet.

Die Laiensteuern sind im Ganzen zwei, Rentas Generales und Rentas Provinciales. Erstere werden mit Ausnahme Biscaya's in ganz Spanien eingezogen und begreifen den Ertrag von Post, Stempeln, Zöllen rc so wie von den königlichen Salz-, Tabak- und Pulvermonopolien. Die letztern beschränken sich auf die eigenthümlichen Provinzen der Krone Castillien und gehen folglich Biscaya, Navarra **), Catalonien, Arragon und Valencia Nichts an, welche besonders und leichter besteuert sind. Die Alcabala wird auch unter dieser Rubrik aufgeführt. In den fünf Jahren von 1814 bis 1818 warf die Provinzialrente im Durchschnitt jährlich 242,587,018 Realen ab.

Eine der ungerechtesten Steuern ist die unter dem Namen Paja y utensilio bestehende Militärsteuer. Vor der Regierung Philipps V mußten die Einwohner der verschiedenen Provinzen, in welchen die Truppen einquartirt waren, ihnen allerlei Subsistenzartikel unentgeldlich liefern; diese wahrscheinlich zuerst freiwilligen Abgaben wurden im Jahre 1719 in Geld verwandelt, und jetzt beziehen Offiziere und Soldaten aus dieser Quelle einen bestimmten Theil ihres Soldes. Diese Steuer hat etwas um so Gehässigeres an sich, als die Provinzen, welche diese Truppenbesoldung zu leisten haben, nicht immer die reichsten sind, und als es ganz von der Regierung abhängt, ob sie eine Provinz auf längere Zeit oder für immer verschonen will oder nicht.

(Schluß folgt.)

---

*) Z. B. a mulieribus, quae corpore quaestum faciunt (las malas mugeres de lo que gannan con su cuerpo, Ley de Partida III tit. 20 Part. 2)

**) Diese Provinzen erkaufen sich durch eine jährliche Beisteuer, die nicht 150,000 Pf. St. übersteigt, Befreiung von vielen kleinen Taxen.

Projekt, Venedig mit dem festen Lande zu verbinden.

(Korrespondenz aus Venedig.)

Bald wird Venedig keine Insel mehr seyn. Eine hölzerne Brücke wird die Stadt auf der schmalsten Seite zwischen Canal Regio und dem Zollhause San Giuliano mit dem Festlande vereinen. Schon seit mehreren Jahren, und noch zur Zeit der italienischen Regierung, sprach sich der Wunsch Aller dafür aus. Aber immer gebrach es an Geld, oder wenn es solches gab, verschlang es der Krieg. Es blieb beim bloßen Wunsche, und die Sache wurde auf bessere Zeiten verschoben. Diese scheinen nun gekommen zu seyn. Das Gubernium, immer bedacht, dem Gemeinwohl soviel möglich zu entsprechen, faßte das Projekt wieder auf; eine Gesellschaft reicher Holzhändler, die ihre Waare aus der Provinz Belluno und aus dem Cadober mittelst der Piave beziehen, haben sich angeboten, die Brücke, welche eine halbe deutsche Meile lang werden dürfte, auf ihre eigenen Kosten zu erbauen, wenn ihnen die Befugniß eingeräumt werden würde, dreißig Jahre lang, einen Brückenzoll erheben zu dürfen. Mit Vergnügen wurde diese Gelegenheit ergriffen, um der Stadt, die durch ihren Verfall Mitleiden erregt, einen Zuwachs von neuem Erwerb zu verschaffen, und zugleich der Staatskasse große Ersparnisse zuzuwenden. Der größte Anstand, den man fürchtete, wurde gehoben. Venedig ist eine weit ausgedehnte Festung, die ihre Stärke größtentheils den sie umschließenden Wassern und Sümpfen verdankt; als solche ist sie der Militärbehörde untergeordnet, unter deren Bereich die Erbauung einer solchen Brücke liegt. Das Projekt wurde demnach dem hohen Hofkriegsrathe mitgetheilt. Weit entfernt, dagegen Anstände zu machen, oder sich diesem nützlichen Werke zu widersetzen, gab dieser unverzüglich seine Einwilligung dazu; nur muß die Brücke durch das Fort Marghera, das am festen Lande als Brückenkopf der Festung dient, mittelst des hiezu zu erbauenden Dammes geführet werden. Die Abbrechung im Fall einer Belagerung versteht sich von selbst.

Gegenwärtig ist man nun beschäftigt, die verschiedenen Interessen zu vereinen, die vielen eingereichten Baupläne zu prüfen und festzustellen, so wie auch über den Zoll-Tarif, der dabei erhoben werden soll, zu diskutiren. Der Bau scheint indessen kein Hinderniß mehr zu finden, und von der bekannten Thätigkeit des Guberniums und seines würdigen Chefs versprechen wir uns, daß der so lange gehegte Wunsch bald in Erfüllung gehe..... Der Staat kann nicht anders als selbst dabei interessirt seyn. Alle Winter sind viele tausend Gulden nöthig, um den Kanal zwischen Venedig und Mestre vom Eis frei zu erhalten. Der vorige Winter allein kostete mehr als 24,000 Gulden; und trotz den großen Arbeiten und der beispiellosen Thätigkeit der dabei Angestellten war Venedig doch einige Tage ganz eingefroren und von aller Verbindung mit dem festen Lande abgeschnitten. Aber nicht diese Ersparung allein, die an sich zwar schon von einiger Wichtigkeit ist, hängt von dem Bau der Brücke ab; noch wichtigere immer fortdauernde Auslagen würden dadurch aufhören. Die Militärcommunicationen, ihre Transporte, die bis jetzt bloß wöchentlichen Wachablösungen in Marghera, die ungeheure Summen verschlingen, würden dadurch erleichtert und die Brief- und Pferdposten in ihren Kosten ungemein verringert und beschleunigt. Auch die Stadt selbst dürfte davon großen Nutzen ziehen. Ein armes Stadtviertel bekäme neues Leben; am äußersten Ende der Stadt, wo die Brücke ihren Anfang nehmen soll, würden Wirthshäuser, Stallungen, Remisen sich erheben. Der Adel, der reichere Bürger würde nicht ermangeln, zu seiner Gondel nun auch ein Reitpferd, Postzüge, eine Kalesche, eine Kutsche zu halten. Dieser Umstand zöge schon für sich selbst das dazu gehörige Personal in die Stadt. Die Lohnkutscher, die von Mestre bis Padua und Treviso die Straße bedecken, kämen bis zur Stadt

heran, und würden dieser das Geld, das sie bis jetzt in Mestre verzehrten, überlassen. Eine Menge Familien und Personen aus allen Ständen, die sich bis jetzt des Wassers willen gescheut hatten, käme nach Venedig, ihre Neugierde zu befriedigen; Viele, die aus der nämlichen Ursache das Festland nie betraten, fänden nunmehr Gelegenheit, frei und unbesorgt dahin zu wallfahrten. Niemand dürfte mehr in Sorgen seyn, daß ihm der Rückweg, wie es öfters im Sommer der Fall ist, abgeschnitten werde, und Jedermann könnte auf die sichere Zeit seiner Zurückkunft rechnen. Kurz, Venedig hörte auf, ein großer angenehmer Kerker zu seyn.

Man wende nicht ein, daß Venedig dadurch, wie die alten Stock-Venezianer behaupten, seine Originalität verliere. Der Nutzen geht erstlich über Alles, und dann bleibt es ja noch mitten im Wasser; es wird ja nicht verschüttet, die Canäle werden ja n [illegible] t in Straßen verwandelt; Wer im Schiff fahren will, dem ist es ja gestattet — es bleibt immer noch eine Wasserstadt; aber eine solche, zu der man sich mit größerer Bequemlichkeit und mit weniger Unruhe verfügen darf. Ein anderer Einwurf, scheinbar gegründeter, wird von den Kurzsichtigen und Engbrüstigen aufs Tapet gebracht. Was sollen dann, heißt es, die armen Schiffleute, die Gondoliere thun; wie sollen sie leben? Das nämliche Geschrei hörte man auch, bevor hier in Italien die Diligencen und die Eilwägen eingeführt wurden, bevor die Dampfschifffahrt im Meere und auf unsern Seen angefangen hatte. Und doch lebt Alles, Alles arbeitet wie zuvor, und Niemand beklage sich mehr. Die Mittel sind vermehrt, die Preise gesunken, aber der zahlreichere Zuspruch hat Alles ins Gleichgewicht gebracht. So wird es auch mit den Barcajuoli und den Gondolieren von Mestre seyn. Fast keinen, ja gar keinen Nachtheil werden sie verspüren. Bei schönem ruhigem Wetter wird Jeder vorziehen, in der bequemen Gondel nach dem festen Lande zu fahren, und bei unruhigem Wasser haben die Schiffer ohnehin wenige Beschäftigung. Endlich darf die Regierung nur die Verordnung ergehen lassen, daß Lastwägen von Befahrung der Brücke ausgeschlossen seyen, was auch ganz mit der Erhaltung derselben zusammentrifft, und die Schiffer sind geborgen. Die Waaren werden in Mestre ein- und ausgeladen, und diese Beschäftigung ist es, die ihnen den größten Unterhalt verschafft.

Die Regierung wird sich durch den Bau der Brücke ein unvergängliches Denkmal setzen!

Geognostische Neuigkeit.

Venedig im Mai 1830. Die thierischen Ueberreste, wegen i-rer Konservation und Bestimmtheit merkwürdig, die man seit einiger Zeit in den Höhlen Deutschlands, Frankreichs und Englands aufgefunden, haben die Aufmerksamkeit der Naturkundigen in einem hohen Grade auf sich gezogen, und dadurch ein neues Alter für unsre Erdkugel, eine neue Formation in der Geologie begründet. Italien, im weitern Sinn des Worts, das in Hinsicht der Knochen, Trümmergesteine (Beinbreccien) alle Länder übertrifft, weil es deren am Scerbaro di Romagnano bei Verona, am Berge Ulivetto zu Pisa, am Mont de Chateau in der Grafschaft Nizza, am Vorgebirge Palinuro zu Neapel, in Sicilien, Korsika und Sardinien, dann in Dalmatien in großer Mannichfaltigkeit und Menge aufzuweisen hat, konnte bisher, ungeachtet alles Fleißes und Untersuchens, in den vielfältigen Höhlen, deren es auf dieser Halbinsel so viele giebt, keine Ueberreste von Land- und Säugthieren entdecken. Es ist bekannt, welche Mühe und Unkosten der reiche Mineralog, Marquis Vitaliano Borromeo in Mailand, bei Untersuchung der so sehr verschrienen Höhle, il Buco del piombo genannt, bei Erba in der Provinz Como, dann der große Grundbesitzer Parolini zu Passano mit Durchwühlung der weitläufigen Höhle am Flusse Brenta, unweit seiner Güter, angewandt und verplittert haben. Alles Suchen und Nachgraben war vergebens. Man konnte nicht die mindeste Spur von einem einstens dahin geflüchteten Thier entdecken; nicht ein Zahn, nicht ein Bein, das vom Gewässer dahin geschwemmt worden seyn könnte, wurde je aufgefunden. Schon wollte man daraus den Schluß ziehen, daß in Italien bei der letzten Katastrophe, welche die Welt erlitten, nicht die nämlichen Umstände vorhanden gewesen, welche die verschiedenartigsten Thiere in eine und dieselbe Höhle zusammen trieben, und sie dort, vielleicht nach blutig geführten Kriegen, die ihr zufälliges Zusammenfinden verursachte, miteinander ihren Tod und ihr gemeinschaftliches Grab finden ließen.

Nun schreibt der um die Naturgeschichte Siciliens sehr verdiente Baron Bivona Bernardi aus Palermo, daß endlich im vorigen Märzmonat eine Grotte aufgefunden worden, welche wohl erhaltene, lehrreiche Ueberreste von Land- und Säugthieren in großer Anzahl darbietet. Ein Bauer, in der Absicht einen Schatz zu suchen, begab sich nämlich nach der unweit von Palermo gelegenen, am Fuße des Berges Griffone befindlichen Grotte, oberhalb der Quelle des Baches Maredolce, wo schon zuvor Knochenbreccien vorgekommen waren, und förderte, anstatt des Goldes und Silbers, mehrere Knochen zu Tage. Als Dieses ruchbar geworden, ja als einige Gebeine zum Kauf ausgeboten wurden, begab sich erwähnter Baron selbst an Ort und Stelle, und überzeugte sich, daß die Höhle eine überaus große Menge von Knochen enthalte, welche in horizontalen, wohl 10 Palmi hohen Schichten am Boden über einander liegen, und von großer Regelmäßigkeit und Ordnung zeugen. Bivona scheute keine Mühe und keine Kosten. Er ließ vielfältig und mit Fleiß mehrere Stellen durchsuchen, gab selbst die Fingerzeige zur Ausgrabung, und ward dafür über alle seine Erwartung belohnt. Die Schichten folgten sich in nachstehender Ordnung. Erstlich erschien eine Lage von Knochen fast in ihrem natürlichen Zustande, mit abgerundeten Kalksteinen und Thyserthon vermischt. Sie lagen ganz locker in diesem Thon und waren leicht aufzulösen. Darauf folgte eine Lage, die schon ganz versteinte Knochen enthielt. Diese Ueberreste waren mit Rollstücken und Kalktuff zusammengekittet. Die dritte Schicht bot ebenfalls schon ganz versteinte Knochen dar; sie waren aber mit Rollstücken und verhärtetem Thon verbunden. Die vierte und letzte Lage endlich hatte zwar auch wieder ganz versteinte Knochen; das Bindungsmittel aber war ein Kalk, und der Teig, worin sie lagen, ein feiner Quarzsand und größere Rollgesteine als bei den übrigen. In der Dammerde, welche die erste Schicht bedeckt, fehlen Bruchstücke von Gebeinen nicht, sind aber sehr selten und von einer Qualität, die auf zarte und schwache Thiere hinweist.

Eine sonderbare Erscheinung, fährt der Baron fort, sey noch der Umstand, daß die ganze untere Seite der Höhlenwand links, die durch das Graben aufgedeckt worden, das Ansehen einer ebenen und geschliffenen Oberfläche besitzt, während der obere Theil und das Gewölbe sich dem Auge rauh und höckerig darbietet, und an einigen Stellen von irgend einer Gattung der Muschel Modiolus, die einst dort hauste, durchbohrt zu seyn scheint. Auch glaubt er aus seinen Beobachtungen folgern zu dürfen, daß der Boden dieser Höhle der aufgeschwemmten Gebirgsformation angehöre, und demnach die Knochen zu verschiedenen Epochen von den Gewässern dahin geführt und abgesetzt seyen; er vermuthet sogar, daß das Lager, welches sie enthält, auf einen viel größern Raum, als den die Grotte einnimmt, sich ausdehnen dürfte.

Die meisten Knochen, sagt Bivona, gehören den Nilpferden von allen Größen und Gattungen, die jetzt nicht mehr existiren, an. Man fand sowohl von dem großen als von dem kleinen Hippopotamus, die Cuvier in seinen „Recherches" (p. 310, 332 und 333) beschrieben, ganze Gerippe. Der kleinere Theil der Knochen gehört dem vorweltlichen Elephanten Blumenbachs, dem Mammuth Sibiriens zu. Ueber die Gebeine zweier großen wiederkäuenden Thierarten und über mehrere Knochen, kleinern Säugethieren zuständig, wird erst später das Resultat seiner Beobachtungen erscheinen. *)

Zu bedauern ist nur, daß der gelehrte und eifrige Untersucher von dem Zustande, in dem sich die Knochen befinden, das heißt, ob sie abgerundet, eckig, splitterig oder in ihrer wahren Gestalt erscheinen, welche Materien sie durchdringen, von welcher Art das Geröllе sey, das mit ihnen vorkömmt, u. s. w. keine bestimmte und nähere Nachricht ertheilt, und die übrigen Geologen, welche dabei gegenwärtig zu seyn nicht das Glück hatten, in großer Ungewißheit läßt. Er fügt jener Mittheilung nur noch eine Vermuthung bei, daß ihm nämlich die geringe Höhe des Knochenlagers über die dermalige Oberfläche des Meers verbiete, sie einer der ältesten Katastrophen zuzuschreiben; er aber gleichwohl bekennen müsse, daß, wegen der Verschiedenheit der dort entdeckten Thierarten gegen die jetzt lebenden, diese Umwälzung auf eine sehr entfernte Epoche zurückgeführt werden dürfte.

*) Sie werden von dem Riesenhirsch, vom Tapir und von einer Art Pferd, dem Elasmotherium handeln.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 215. 3 August 1830.

Haiti. *)

1) Geschichtliche Einleitung.

Bekanntlich war Haiti einer dee ersten Theile der neuen Welt, welche Columbus jenseits des atlantischen Oceans entdeckte; er landete dort am 5 December 1492. Die Insel mißt in ihrer größten Länge von O nach W etwa 160, und in ihree größten Breite von N nach S nahezu 40 Stunden, die ganze Oberfläche wird zu 2430 Quadratstunden berechnet. Drei Gebirgszüge fließen von der Centralgruppe des Cibao aus, fruchtbae und des Anbaus fähig bis zum Gipfel. Die höchst ergiebige, aber minder gesunde Ebene durchziehen mehrere große Flüsse und eine Unzahl kleinerer Gewässer. Die Hafen sind zahlreich und gut. Am schönsten Bauholz ist Ueberfluß, und an Minen von Gold, Silber, Kupfer, Zinn, Eisen und Steinsalz soll es nicht fehlen. Die Franzosen waren also wirklich berechtigt, dieses prachtvolle Eiland die „Königin der Antillen" zu benennen.

Mehrere in der Nähe von Haiti liegende Inseln, wie Gonave, Tortuga, Isle des Vaches, Saona u. s. w. gehören zum Ländergebiete der Republik.

Die erste, von Columbus selbst herrührende Niederlassung war die Stadt Isabella im Norden der Insel, die jener zu Ehren seiner königlichen Beschützerin also benannt hatte. Bald nachhee gründete dessen Beuder Diego **Santo Domingo**, das in der Folge zur Hauptstadt wurde.

Durch rechtsgültig anerkannte Räuber gründete deejenige Staat seinen Mitbesitz an Haiti's Boden, welchem die Anerkennung des Menschenrechtes hier einst in blutigem Kampf abgedrungen werden sollte. Im Jahr 1665 ließen sich die auf dem benachbarten Tortuga hausenden Buccanier unter Autorität der französischen Regierung und unter der Anführung eines französischen Edelmanns, Namens Dogeron, auf der Insel als förmliche Kolonie nieder, und erweiterten, in fortwährendem siegreichem Kampf mit den ursprünglichen Besitzern, den Spaniern, die Gränzen ihree Usurpation bald bedeutend. Erst im Jahr 1776 wurde indeß ein eigentlicher Grenzvertrag zwischen den Kabinetten von Versailles und Madrid geschlossen, nach welchem das französische Gebiet sich, mit Ausnahme einer kleinen Stelle, zwar nirgends über 10 Stunden von der See ins Innere erstreckte, der Küste entlang aber auf volle 230 Stunden ausdehnte. Die Spaniee besaßen diesem Vertrag zufolge nahezu zwei Drittheile des Flächenraums, während dagegen ihee Nachbarn sich einer beinah sechs Mal größern Bevölkerung als die spanische rühmten. Noch eben so bedeutende Verschiedenheiten machten sich in sonstigen Beziehungen merklich. Die spanische Regierung hatte diese älteste ihrer amerikanischen Besitzungen schon früh ganz den eigenen Hülfsquellen anheim gestellt; Frankreich dagegen betrachtete den ihm zukommenden Antheil als seine werthvollste Kolonie, in welcher Folge denn Niederdrückung und Gelähmtheit im spanischen, Betriebsamkeit und Reichthum im feanzösischen Gebiet voewalteten. Beides waren Sklavenkolonien; aber die freien Spanier überwogen an Zahl ihre Sklaven, wäheend bei den Franzosen die Sklavenbevölkerung bei Weitem das Uebergewicht hatte. Die spanischen Sklavengesetze sind sehr mild, und so mag denn die Behandlung der Schwaezen von Seite der Spanier wirklich sehr gelinde gewesen seyn. Man hat Beispiele, daß sie mit ihren Herren und deren Familien an Einem Tische aßen, und nie geschah es, wenn in der Folge spanische Kaufleute ihre Sklaven in die benachbarte Republik mitnahmen, daß letztere ihre Gebieter verließen, obwohl sie mit dem Betreten jenes Boden dem Landesgesetz nach frei waren. Die Franzosen dagegen behandelten ihre schwarze Bevölkerung streng, ja nicht selten mit einer Grausamkeit, deren nähere Umstände oft ins Unglaubliche gehen, während sie denselben auf der andern Seite bei gelegentlichen Feiertagen eine allzugroße Freiheit gestattet zu haben scheinen.

Fast noch schlimmer als die Sklaven war die Bevölkerung gemischter Farbe in der französischen Kolonie daean. Obwohl der Person nach frei, wurden alle farbigen Menschen als Staatseigenthum betrachtet, und standen unter besondern, bloß auf sie anwendbaren Gesetzen. Sobald sie die Jahre der Männlichkeit eereicht hatten, mußten sie drei Jahre lang in der Maréchaussée, einer Art Miliz zum Einfangen entlaufener Sklaven, dienen, und waren überdieß noch zum Dienst unter den regelmäßigen Teuppen verpflichtet. Von jedem öffentlichen Amt, so wie von jeder ehrenvollern Profession blieben sie ausgeschlossen; nicht einmal Schul-

*) Nach den in unserm Blatte S. 684 bereits angeführten Notes on Haiti, made during a residence in that republic by Charles Mackenzie, late consul-general in Haiti. Lond. 1830. II. vol.

meister oder Apotheker durften sie werden; und der Name ihrer weißen Vorfahren ging nicht auf sie über. Die Zahl dieser Mischlinge betrug zu Anfang der franz. Revolution beinahe 30,000, und da manche derselben ganz nach europäischer Weise erzogen worden waren, so mußten sie jene Bedrückungen natürlich in doppelt hohem Grade fühlen.

Auch die Verfassung der weißen Bevölkerung selbst scheint den Keim zu Unordnung und Unzufriedenheit in sich getragen zu haben. Sie theilte sich in zwei große Klassen — Europäer und Creolen. Erstere waren der Mehrzahl nach Offiziere, und sahen sich als solche für die Höchsten des Landes an; andre wohl auch Kaufleute, Landeigenthümer, Abenteurer. Ihre niedern Stände, in der Regel Handwerker oder Krämer, nannte man petits blancs; sie besonders zeichneten sich durch ihre Opposition gegen die freien farbigen Menschen aus. — Die Creolen betrachteten sich als Erben des Bodens und lebten größtentheils auf ihren Gütern als Pflanzer; nur wenige wohnten als Kaufleute u. d. gl. mit den Europäern in den Städten.

Die politischen Bewegungen, welche sich im Jahr 1788 in Frankreich kund zu geben anfingen, hatten die Kolonie zu ungemeiner Spannung aufgeregt, die ihren höchsten Grad erreichte, als die Generalstaaten am 27 December desselben Jahrs aussprachen, daß in ihre Korporation eben so viele Mitglieder vom dritten Stande, als von den beiden andern gewählt werden sollten. Die Kolonisten behaupteten ein Recht zur Theilnahme an der Repräsentation zu haben, und troz den Gegenbemühungen des Generalgouverneurs Duchilleau bildeten sich allenthalben Versammlungen der einzelnen Kirchspiele, welche einmüthig den Beschluß faßten, Abgeordnete zu den Generalstaaten zu schicken. Sie wählten deren achtzehn, die ohne Aufforderung der französischen oder Genehmigung der Insular-Regierung sich nach Frankreich einschifften. Sie trafen dort etwa einen Monat nach Bildung der National-Versammlung ein; aber nur sechsen gestattete man Sitz in derselben.

Um eben diese Zeit soll die Gesellschaft der „Negerfreunde" (amis des noirs) entstanden seyn, welche die Erleichterung der westindischen Sklaven zum Zweck hatte: Brissot, Petion, Mirabeau, Claviere, Condorcet, Abbé Gregoire waren ihre Hauptstimmführer. Auf der andern Seite bildeten die Pflanzer den Club Massiac*), wie sie öffentlich angaben, in der Absicht, die Fortschritte der Revolution zu unterstützen, insgeheim aber mit dem Entschluß Dieses nur dann zu thun, wenn ihnen dadurch ein Gegenwicht gegen die Regierungsbehörden erwüchse, welche man für geneigt hielt, der ganzen freien Bevölkerung, d. h. auch den farbigen Menschen, gleiche Rechte zuzugestehen.

Mittlerweile wurden alle Abzeichen der Revolution mit Jubel aufgenommen; man steckte die Nationalfarben auf, und die Miliz nahm die Formen der Nationalgarde an. Die freien farbigen Menschen waren keine unaufmerksamen Zuschauer all dieser Vorgänge; sie sandten noch 1789 eine Deputation nach Frankreich, von der Nationalversammlung das Zugeständniß ihrer natürlichen Rechte zu verlangen; zugleich überschickten sie 6 Millionen Livres an den franz. Staat und erklärten sich bereit ein Fünftel ihres Eigenthums zu Liquidation der Nationalschuld herzuschießen. Ihr Gesuch ward von der konstituirenden Versammlung freundlich aufgenommen, und allgemeine Zusicherungen gegeben, die jedoch auf der Insel selbst nur wenig zur Ausführung kamen, und als die Nationalversammlung im März 1790 die eigene Gesetzgebungs-Gewalt der Kolonien aussprach, ohne dabei der Mischlinge ausdrücklich zu erwähnen, war einer der ersten Beschlüsse der Generalversammlung von St. Domingo, daß alle Weißen eher sterben würden, eh sie politische Rechte mit einer „entarteten Bastardrace" theilten, und daß sie allein die gesetzlichen Repräsentanten der Kolonie seyen. Sie gingen indeß in der Ausübung ihrer neuen Befugniß auch in Bezug auf den Mutterstaat so weit, daß die dortige Nationalversammlung im Oktober 1790 sämmtliche Dekrete der haitischen Weißen, einschließlich derjenigen, welche sie in Betreff der Farbigen gefaßt hatten, für ungültig erklärte. Am 15 Mai 1791 endlich setzte ein ausdrückliches Dekret der Nationalversammlung die Mischlinge in den Besitz aller Rechte der Weißen, was bei diesen die heftigste Opposition, ja da und dort offene Empörung gegen Frankreich zur Folge hatte.

(Schluß folgt.)

*) Von dem Gasthof, wo sie sich versammelten, so genann

Gegenwärtiger Zustand von Spanien.

5. Abgaben und Finanzen.

(Schluß.)

Die Tabak- und Salzmonopolien werfen eine sehr beträchtliche Summe ab. Jeder mag so viel Tabak brauchen als er will, nur muß er seinen Bedarf in den k. Estancos kaufen; aber mit dem Salz wird man besteuert. Der Intendant setzt fest, wie viel an jedem Orte seines Bezirks verbraucht werden soll. Die nach dieser Schätzung bestimmte Quantität wird dem Alkalde zugesandt und dieser läßt sich von jedem Einzelnen dessen Antheil bezahlen, gleich viel ob dieser solchen braucht oder nicht. Der Bedarf der Landeigenthümer und Bauern wird nach dem Verhältniß der Leute, die sie halten und des Viehstandes, den sie besitzen, fixirt.

Die Abgaben der Geistlichkeit sind folgende; 1) eine freiwillige Gabe von jährlich 100,000 Pf St. unter dem Namen Subsidio. 2) Der Zehnte von den ursprünglich zu Bau und Ausbesserung der Kirchen bestimmten Zehntgütern (Excusado). Pabst Pius V bewilligte Philipp II diese Taxe zum Besten seiner Kriege gegen die Ungläubigen. Nachher wurde sie zu den ordentlichen Staatseinkünften geschlagen. Da der König das Recht hat, diese Zehntgüter zu wählen, und natürlich die besten wählt, so mag dieser Zehnte ¼ oder ⅕ aller Zehnten eines Kirchspiels gleichkommen. 3) Tercias Reales, d. h. eine Steuer von ⅔ des Zehnten, welchen die Geistlichkeit erhebt, sie ist der sogenannte Königstheil, der seit alten Zeiten besteht. 4) Der Noveno, ein anderes Neuntel von dem jährlichen Zehnten, das vormals dem Pabst gebührte, später auch vom König an sich angezogen wurde. 5) Die Novales, der Zehnte, von den Neubrüchen. 6) Die Diezmos Ex-tentos, der Zehnte aus allen Ländereien, die ursprünglich von

geistlicher Gerichtsbarkeit eremt waren. Diese sämtlichen Taxen sind verpachtet. Außer diesen Abzügen an ihrem Zehnten wird die Geistlichkeit noch auf verschiedene Art in Anspruch genommen, so daß ihr Reichthum und ihre Bedeutung in den Augen des Volks wie der Regierung immer mehr sinkt. So ist z. B. seit einiger Zeit der Brauch aufgekommen, daß Jeder, der auf eine andere Pfründe befördert wird, ein zweijähriges Einkommen an den Staat überläßt; die Zahlung geschieht in vier Jahren, so daß also der Kleriker einstweilen auf halben Sold gesetzt ist; dann kann es aber geschehen, daß er nach vier Jahren eine neue Pfründe antreten und die Schröpfoperation abermals durchmachen muß.

Allem nach haben die Staatseinkünfte von der französischen Invasion an, bis zum Anfang des Jahrs 1828, die Zinse der öffentlichen Schuld ungerechnet, fast jeder Zeit die Ausgaben überstiegen. Von dem letztern Jahr datiren sich indeß bedeutende Verbesserungen, deren die meisten Departements sich zu erfreuen hatten. Folgendes ist eine in der Hofzeitung zu Madrid als offiziell bekannt gemachte Schätzung der Einkünfte für das Jahr, welches mit dem 1 April 1828 beginnt; wie weit diese Schätzung Glauben verdient, läßt sich freilich nicht so leicht ausmachen, nur kann man einigen Zweifels sich nicht erwehren, da das Interesse der Schuld kaum zu ⅓ des wirklichen Betrags darin angegeben wird.

Ministerium des Krieges	2,650,550	Pf. St.
— der Finanzen	1,445,110	—
— der Gnade und der Justiz (des Innern)	145,119	—
— der Marine	400,000	—
— des Staats (estado)	108,930	—
— des k. Haushaltes	505,900	—
	5,255,639	

Die Einkünfte desselben Jahrs wurden zu 5,988,110 Pf. berechnet. Die zahlreichen Lokalausgaben, welche von besondern Kommissionen besorgt werden, sind übrigens in dem Obigen nicht ein geschlossen; z. B. für Sold und Bekleidung von 250,000 bis 300,000 k. Freiwilligen (Realistas.)

Wie fehlerhaft ein solches Finanzsystem sey, wo Niemand zum Voraus wissen kann, wie Viel ihn trifft, braucht kaum bemerkt zu werden. Durch seine grobe Ungleichheit und Willkürlichkeit, durch die herrschende Bestechlichkeit der höchsten und niedersten Beamten wird es zum Fluch des Landes. Zum Einzug der Zölle werden nicht weniger als 1000 Oberbeamte, 2050 Beamte und 13,600 Subalterne, im Ganzen 16,650 Personen erfordert; von ihrer elenden Besoldung können sie nicht leben, sie erheben also Abgaben für ihre Rechnung und weisen von einem Real an kein Geschenk von sich. Offenbar kosten die beiläufigen 6 Millionen Pf. St., welche das Land gesetzlich entrichtet, demselben faktisch weit Mehr; ja wohlunterrichtete Spanier behaupten, daß man ohne Bedenken das Doppelte annehmen dürfe.

Ungeachtet des anscheinenden blühenden Zustandes der spanischen Finanzen, wie ihn die madrider Zeitung darstellt, ist gewiß, daß die Besoldungen der Staatsdiener immer 4 bis 6 Monate im Rückstande sind, und immer höchst unregelmäßig ausbezahlt werden. Von den Truppen erhalten nur die Leibwachen ihren Sold zur Zeit; sonst hat das Militär gleichfalls beständige Rückstände zu fordern, wiewohl es besser besoldet ist als früher. Die Staatsgläubiger sind nicht besser dran. Die Besitzer der französischen Anlehen ausgenommen, dürfen sie selten mehr als einen Vierteljahrszins im Jahr erwarten. Nach dem Budjet der Cortes vom J. 1822 betrugen die Einkünfte 562,800,000 Realen und die Ausgaben 664,812,521, so daß ein Defizit von 102,012,521 oder 1,065,000 Pf. St. blieb. Um dieß Defizit zu decken, wollten die Cortes eine direkte Abgabe auf den Ertrag des Ackerbaues, Handels und Gewerbsfleißes legen, kurz eine Art Einkommenssteuer einführen, wie in England während des letzten Kriegs eine bestand. Aber kaum war die alte Ordnung der Dinge hergestellt, als auch das alte Finanzsystem seine Stelle wieder einnahm. Wie der spanische Stolz sich auch dagegen weigern mag, es läßt sich nicht leugnen, das Land befindet sich in einem Zustand des förmlichen Bankerotts, denn die Anlehen der Cortes hat die Regierung eingesteckt, weigert sich aber sie anzuerkennen, und wenn sie auch ihre Verpflichtungen erfüllen wollte, so wäre es über ihre Kräfte. In der That das ganze Staatseinkommen reichte kaum zu den Zinsen hin. Ohne eine Radikalreform nicht nur in der Besteurung, sondern fast in allen Institutionen, wie sie nur Napoleon hätte durchsetzen können, wenn er mit seinem Eroberungsplan durchgedrungen wäre, ist Spanien nicht zu helfen. Vor der Hand muß man es bei der Armuth seiner Bewohner, dem Mangel an Industrie, der Stockung des Ackerbaues, dem Ausbleiben der Geldsendungen aus den Kolonien als höchstbesteuertes Land in Europa betrachten. *)

*) Daß die neuesten Maßregeln Ferdinands VII den Nothstand nicht heben werden, läßt sich ohne unbillig zu seyn, wohl behaupten. Die politisch moralischen Ursachen des Uebels liegen viel zu tief, als daß sie durch einige ostensible Dekrete entfernt werden könnten. Indessen hat Se. absolute Maj. damit der Publicität ein recht artiges Kompliment gemacht.

Dänemarks Stolz in seiner Erniedrigung.

(Mitgetheilt von Hrn. Dr. Hermes.)

(Fortsetzung).

„Wenn es, nach dem Staatsgesetz, die Pflicht der dänischen Regierung ist, die sichtbare Kirche zu vertheidigen und aufrecht zu halten, so muß es den Mitgliedern der Gemeinde selbst überlassen bleiben, die unsichtbare Kirche zur Blüthe und Frucht zu bringen. Das dänische Volk hat lange den Ruhm gehabt, ein gottesfürchtiges Volk zu seyn. Als solches bewies es sich namentlich in dem Jahrhunderte der Reformation. Bugenhagen, Luthers Freund, der berufen wurde, um Christian II und seinen Theologen das Kirchenwesen ordnen zu helfen, schrieb an seine deutschen Gönner und Freunde: „Ich bin nirgend gewesen, da man so gern und viel Predigen hörct, als in Dänemark; auch des Werkeltages, auch des Winters, auch vor Tage und des Feiertages den ganzen Tag über; und beten fleißig. Dieß ist meine Freude und Lust, die ich da geholet und gewonnen habe." Nun ist es nicht zu leugnen, daß die letzten Tage wie so manches Andere uns auch diesen Nationalruhm geschmälert haben. Das Volk hat unter den letzten drei Königen bei Weitem nicht mehr die Religiösität bewiesen, wie unter Christian III, Friedrich II und Christian IV, d. i. in dem ersten Jahrhundert nach der Kirchenverbesserung, da alle Stände gleichsam neugeschaffen und von einem höheren Geiste durchdrungen wurden, der seine Früchte in einem strengen sittlichen Wandel, in feuriger Vaterlandsliebe und unverzagtem Muthe zeigte; ja die gegenwärtige Generation ist nicht einmal im Besitz

einer so allgemeinen Frömmigkeit, als sich in der Uebergangsperiode von 1650 bis 1750 bei dem dänischen Volke fand. Unter Friedrich V begann, neben so manchem Schönen und Guten, der französische Atheismus, der englische Deismus und der deutsche Naturalismus sich bei uns auszubreiten, Anfangs unter den höheren Ständen, bis das Uebel sich allmählig immer tiefer und tiefer in den Stamm hinabdrängte, und zuletzt, indem es die Wurzeln ergriff, den ganzen schönen Baum, der uns beschattete, mit Verderben und Untergang bedrohte. In dieser Beziehung haben wir uns wenig vor den übrigen protestantischen Völkern Europa's zu rühmen; es müßte denn seyn 1) daß das Gift nicht in unserm Vaterlande bereitet wurde; denn obwohl Dänemark wie Norwegen in jedem Fache manche originale Schriftsteller hervorgebracht hat, ist doch unter den Freidenkern bei uns nicht ein einziger ausgezeichneter Geist gewesen. Alle welche in diesen Reichen das Christenthum angegriffen haben, waren — bis auf einen einzigen dänischen Studenten, der überdieß noch sehr jung war und bald verurtheilt wurde, das Land zu verlassen *) — unbedeutende Häupter, die das Volk nie als die seinigen erkannte, wie Dieß in den drei obengenannten Ländern der Fall war. 2) Daß der Unglaube lange kräftigen Widerstand fand, nicht nur unter der Geistlichkeit, sondern in allen Ständen; und daß der ehrenwerthe dänische Bauernstand nie auf ihn hörte, sondern sich, bis auf wenige Ausnahmen, die lediglich schlechten Lehrern zuzuschreiben waren, an den Glauben seiner Väter hielt. Gleichwohl ist es eben so wahr als begreiflich, daß der nun in der zweiten Generation begünstigte Zeitgeist auf vielfache Weise der Moralität und Religiösität des Volkes schaden mußte. Die Folgen hievon haben sich wieder in dem öffentlichen Leben offenbart, und endlich den Wunsch erweckt, daß die Sitteneinfalt der Vorzeit wiederkehren möge, da man überzeugt ist, daß sie mit der Aufklärung unserer Zeit vollkommen bestehen könne. Aber wenn wir die Sittlichkeit unserer Voreltern, ihre Treue, Tapferkeit, Frömmigkeit, Redlichkeit und Vaterlandsliebe wieder haben wollen, müssen wir damit den Anfang machen, unsern Kindern auch den Bibelglauben unserer Voreltern, ihre Ehrerbietigkeit für die Kirche und ihre Lehrer zu geben. Wer immer seine Staatssysteme, Regierungsformen und Gesetzgebungen auf einen anderen Grund baut, der baut sein Haus auf Sand — und groß wird sein Fall seyn. **)

„Als den nächsten Grund zu freudiger Erhebung für jeden Patrioten erkennen wir, daß wir noch immer, ungeachtet des großen Verlustes, den wir erlitten haben, im Besitze des Landes unsrer Väter, des Königsstammes unsrer Väter und der Sprache unsrer Väter geblieben sind. Der Kosmopolit mag, so oft er will, uns seinen Trostspruch wiederholen; ubi bene, ibi patria; wir gönnen ihm gern seine Zufriedenheit in einem fremden Land, ja wir achten ihn, wenn er treu seine Pflichten gegen den Staat erfüllt, dessen Bürger er nicht durch die Geburt, sondern durch freiwillige Wahl wurde; aber wir fühlen doch die tiefe Bedeutung, die in dem Worte **Vaterland** liegt, und freuen uns, in den Städten unsrer Vorväter zu wohnen, ihre Sprache zu sprechen und von dem Fürstenhause beherrscht zu werden, dessen ruhmwürdige Vorväter über sie herrschten. Das schönste und natürlichste Bild eines Staates ist das einer mit Weisheit geordneten und mit Liebe geleiteten Familie. Was der ehrwürdige Familienvater in seinem Hause, das ist der geliebte König in dem großen Vereine seines Volkes. Und wie in den Zeiten der Patriarchen Trauer war, wenn Mangel an Platz oder an Waideplätzen, oder wenn Hungersnoth und andere Bedrängnisse einzelne Glieder der Familie nöthigten, sich abzusondern, so entsteht da Kummer und herzliches Verlangen, wenn Kriegsnoth oder andere Gewalt ein Volk zwingt sich zu theilen. Unsere Lebenszeit fiel in die Tage der großen Umwälzung. Ein Paar Decennien hindurch gehörte es fast zur Tagesordnung, besonders in Deutschland und Italien, die alten Staaten zu zerschneiden, die Nationen zu theilen, die alten Herrscher zu vertreiben und neue Machthaber über die mißtrauischen Völker zu setzen. Oft haben wir mit Rührung die Abschiedsbriefe von Fürsten an ihre alten Unterthanen, und von Unterthanen an ihre alten Fürsten gelesen, die durch solche unnatürliche Theilungen veranlaßt wurden. Namentlich erinnern wir uns fast mit Thränen der rührenden Abschiedsschreiben, welche nach dem Frieden von Tilsit zwischen dem König von Preußen und mehreren abgetretenen Provinzen gewechselt wurden. Endlich schien der Kreislauf der Revolutionen vollendet und eine neue Ordnung der Dinge befestigt zu seyn. Unser kleines Dänemark war, wie eine klippenumgebene Insel in dem empörten Meere, den Verheerungen des Sturmes entgangen. Es war die Zufluchtsstätte für Unglückliche und Verfolgte aller Nationen; es hatte mit seltener Unparteilichkeit seine Neutralität behauptet und den politischen Partien der verschiedensten Tendenzen und Farben gleich wesentliche Dienste erwiesen. Alle Fürsten Europa's konnten von Dänemarks Souverän die erfreuliche Erfahrung abnehmen, die man hier im vollsten Umfange machte, daß, wo eine Regierung väterlich und gerecht ist, die wildeste Freiheitsschwärmerei ihre Ansteckungskraft verliert.

(Schluß folgt.)

*) Der später so berühmte Geograph Malte Bruun.

) Diese Ansicht des würdigen Dänen ist gegenwärtig ohne Zweifel die jedes einseitigen Politikers. Aber wie ist es möglich, daß der alte Glaube zurückgeführt werde, da die Zweifel, welche gegen denselben einmal erhoben, die Beweisgründe, die gegen so Manches in demselben geltend gemacht wurden, allgemein bekannt und der Jugend eben so wenig, als dem Volke zu verbergen sind? Auch das achtzehnte Jahrhundert, mit seinem Voltaire, Rousseau, Diderot, hat seine bleibende, durch alle Zeiten fortdauernde Wirkung, wie jede andere Periode der Geschichte; diese Wirkung ableugnen wollen hilft zu Nichts; und die Verblendung gegen die Wahrheiten der Philosophie ist in ihren Folgen eben so verderblich, als der Unglaube in Bezug auf die Wahrheiten der Religion. Versöhnung zwischen Philosophie und Religion ist das Einzige, was in unserer Zeit zum Ziele führen kann; diese Versöhnung ist aber nicht durch **Vermischung, wie es gerade jetzt von mehreren Seiten versucht wird, sondern nur durch scharfe Sonderung möglich, indem der Philosophie das Feld des Verstandes, in welchem Klarheit das erste Bedürfniß ist, der Religion das Feld des Gemüthes, aus welchem keine Klarheit des Verstandes je ein geheimnißvolles mystisches Dunkel verbannen kann, ausschließlich zugewiesen wird. Man behellige die Kinder und das Volk so wenig als möglich mit Exegese oder Dogmatik, man lasse die Lehren der Religion nicht in der Form mathematischer Grundsätze auswendig lernen; sondern man begründe durch einfache Erzählung in den Herzen die Ueberzeugung, daß Das, was die Kirche lehrt, gut sey, und den Wunsch, den Männern, welche die Kirche rühmt, gleich zu werden. Kein Zweifel des Verstandes vermag Das, was in dem Gemüthe begründet ist, zu erschüttern; denn das Gemüth ist die Wurzel, der Verstand nur eine Richtung des Lebens.

Anm. des Einsenders.

Der Alligator.

Der Alligator ist gegen eilf Fuß lang und vier Fuß dick; in jeder Kinnlade hat er 56 Zähne; seine 15 Zoll langen Vorderfüße haben je fünf Zehen, die hintern, 22 Zoll langen, Füße dagegen nur vier. Der Bauch ist weiß, der übrige Körper schwarz. Die Indier machen auf diese Thiere, der Zähne und des Fettes willen, starke Jagd. In gerader Linie schießt der Alligator schnell vorwärts, hat aber Mühe, sich zu wenden. Nachts wandert er bisweilen ziemlich weit auf dem trockenen Land von einem Fluß zum andern. Auf seine Beute lauert er unter dem Wasser, und streckt bloß Schnauze und Augen daraus hervor. Der Dschaguar, eine Art Unze, wird bei einem Kampf im Wasser gewöhnlich von dem Alligator überwältigt, ist aber in der Regel zu Land Sieger. Im Augenblick, wo der Alligator sich wenden will, reißt er demselben die Kehle auf. Furchtbar ist ein solcher Kampf mit anzusehen. Auf trockenem Land greift der Dschaguar immer zuerst an; im Wasser dagegen der Alligator, indem er untertaucht, seinen Gegner von hinten packt und mit sich in die Tiefe hinabzieht. Noch grauenhafter ist der Kampf des Alligators mit der großen Wasserschlange. Weithin hört man das Getöse beider Kämpfenden, einem fernen Kanonendonner gleich. Die Schlange sucht die Zähne ihres Feindes zu vermeiden, und umwindet ihn mit ihrem mächtigen Körper; der Alligator macht sich zu wiederholten Malen los; aber mit Blitzesschnelle umschlingt ihn die Schlange von Neuem, und erdrosselt ihn, falls es ihm nicht gelingt, seine scharfen Zähne irgendwo in ihren Leib zu graben, wo dann der Kampf schnell ein Ende nimmt. Auch Händel der Alligators unter einander selbst sind mit fürchterlichem Lärm verbunden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 216. 4 August 1830.

Eine Erinnerung aus Madrid.

Desde el Betico mar al Ybero
Y del Ybero al helado Pyrene
O gran Riego, tu nombre resuene,
Digase tu heroismo sin par.
(Hymne der Patrioten.)

Ferdinand VII aß, trank und schlief in Cadix; aber Hr. Ouvrard wachte für ihn. Der Verrath des Grafen Abisbal, die Kapitulationen Morillos und Ballesteros, welche dem Generallieferanten so viel Ehre machen, hatten Schrecken und Verwirrung unter den Cortes verbreitet; und schon strich der Banquier-Diplomat mit offnem Beutel nicht mehr weit von ihrem eigenen Palast umher. Getheilt — denn die Einen wollten Mehr, die Andern Weniger, als die Konstitution — nur die in Spanien an Zahl so unbedeutende Klasse der Aufgeklärten auf ihrer Seite: was vermochten sie gegen eine fremde Armee, an welche der große Hause sich anschloß? Im Vorgefühl, daß die Gewalt ihnen in Kurzem entschlüpfen werde, vergaßen sie beinah, daß sie dieselbe jetzt noch hatten, und thaten, wie die Regierungen in der Todesnoth gewöhnlich, gerade Das um ihren Sturz aufzuhalten, was denselben herbeiführen mußte.

Da wollte Riego das Letzte versuchen. Mit einem ausgewählten Bataillon der madrider Miliz und einigen englischen Offizieren erschien er plötzlich noch einmal in Andalusien, dem frühern Schauplatz seines Ruhms. Da hatte er noch unlängst, ein bloßer Obrist, von welchem man Tags zuvor Nichts gewußt, die Rolle Napoleons bei der Rückkehr von Elba gespielt — er hatte einen König besiegt. Allein, den Degen in der Scheide, war er vor das Heer Ferdinands getreten, und hatte mit einem Hauch das alte Gerüst der Monarchie Philipps V umgeblasen. Auch jetzt hieß es wieder in ganz Spanien, beim Anblick Riego's habe sich Andalusien in Masse erhoben, die Nationalmilizen hätten ihn zu ihrem General ausgerufen und die Linientruppen, ihre Kapitulationen brechend, strömten von allen Seiten seinen Fahnen zu. Der Feldzug schien demnach lang werden zu wollen; eine traurige Aussicht für unser Regiment, welches in Madrid einen langweiligen Gendarmeriedienst verrichten mußte. Die flachen Klingen-Hiebe auf die Schultern der Königlichgesinnten und der Mönche von allen Farben verdoppelten sich........

Am 2 Oktober wogte die Menge von sechs Uhr Morgens an vors Thor, als sollt' es ein Stiergefecht geben. Nimand auf den Märkten; kein Gallego an den Brunnen; selbst kein Bettler an den Kirchthüren.

„Jesus, Maria und Joseph mögen Euch gnädig seyn!“ rief Don Tadeo de la Puebla, indem er voll Schrecken ins Zimmer stürzte. „Das wird ein gräßlicher Tag. Alle Bedienten sind aus dem Haus entlaufen, und den Toribio sah ich noch sein Küchenmesser unter den Mantel verbergen.“

„Aber warum zum Teufel hält Dero Herrlichkeit absolutistische Bedienten?“

„Es giebt keine andern Bedienten!“

„Beruhigen Sie sich: man hat die Posten verdoppelt, und vor dem Gefängniß ist heute ein ganzes Bataillon, daß der aristokratische Pöbel den Adel nicht einsperren kann.“

„Gleich viel! ich habe heute Frau und Töchter ins Kloster del Carmen geschickt; und Ihnen selbst geh ich nicht von der Seite.“

Augenscheinlich fürchtete mein Wirth noch mehr für sich, als mich, obwohl er unter seiner Uniform eines Titularobrists eine martiale Haltung affektirte. Im Krieg gegen Napoleon hatte er einen Theil seines Vermögens zum Opfer gebracht, und für den König gekämpft, was ihm bei der Rückkehr Ferdinands fünf Jahre Galeeren eintrug. Mitglied der Cortes im Jahr 1820 galt er für liberal, aber in einem spanischen Liberalen steckt immer noch Stoff für drei französische Royalisten. Ich hatte Zeit, Don Tadeo kennen zu lernen, und kann versichern, daß sein Liberalismus Hrn. von Polignac nicht bange gemacht haben würde. Gleichwohl lief er Gefahr gehenkt zu werden, und wurde es auch wirklich; doch erst nach der Amnestie.

Wir setzten uns eilig zu Pferd. Schon fluthete die Calle-Major von Menschengewühl. Königliche Freiwillige stolzirten in ihren Uniformen; halbnackte Limonade-Verkäufer in ihren bebänderten Hüten; zerlumpte Bedienten, mit Picken bewaffnet; Aguadores, die ihre kleinen Kupfer-Fäßchen heute mit verrosteten Stutzbüchsen vertauscht hatten. Nach dem Gebrüll dieser Gallegos, nach ihren Kleidern von brauner Wolle, ihrem schweren Tritt und den langen Raufdegen, die auf ihre schwarzen behaarten Beine schlugen, hätte man sie für aufrecht gehende, bewaffnete Bären halten mögen. Miethkabriolets mit Weibern und Kindern ange-

füllt; Banden von Manolos, die Weste über die Schulter geworfen, ein gestreiftes Schnupftuch um den Kopf und den Stock in der Hand, drängten und jagten durcheinander nach den Thoren. Es sollten heut vier Gefangene in das Seminar eingebracht werden. Der Trapist hatte es in den Schenken Jedem vertraut, der es hören wollte, und das Volk dachte mit ihnen fertig zu werden, ehe sie ins Gefängniß kämen. Welche Wuth, welche Flüche daher, als man die Thore verschlossen und von einer starken französischen Wache besetzt fand! Von der Schloßterrasse aus konnte ich das ganze Schauspiel mit ansehen. Zu meiner Rechten, beim Thor San-Vincente's, durchwalkten Plotons schwerer Kavallerie, wie der Stempel einer Dampfmaschine, das Gewühl des Haufens; daher Schreien und Heulen und Steinhagel, der gegen die Eisenpanzer unsrer Kürassiere rasselnd anprallte. Wirklich kletterten auch im Gedräng einige kecke Manolos über die Barrieren, um sich an die Bauern anzureihen, welche, ihre Pfarrer an der Spitze, von den benachbarten Dörfern herbeiströmten. Nebenher wehten draußen die schwarzen Mäntel der Mönche, die von einem Trupp zum andern sprengten, wie Adjutanten an einem Schlachttag. Endlich galoppirten einige Priester mit verhängtem Zügel daher, die breiten Hüte in die Luft schwingend, und alsbald erhob sich ein furchtbarer Lärm: „Tod, Tod dem Riego!“

Und er wars! in einer Staubwolke, aus welcher die Säbel und Bajonette einer starken Bedeckung hervorblitzten. „Da kömmt er! da kömmt er!“ und die Menge drängte hinzu, sprang auf die Erdhaufen zu Seiten des Wegs. „Da ist er auf diesem Wagen, er und seine Gesellen!

Der Wagen, mit Tuch bedeckt und von Maulthieren gezogen, fuhr an dem Schloß vorüber — an dem Balkon, wo kurz vorher Ferdinand eine halb gerauchte Zigarre aus den königlichen Lippen genommen und Riego huldvoll überreicht hatte, indem er zum Volk sagte: „Das ist mein bester Freund.“

Einer der Gefangenen lehnte sich über das Gefährt, um umherzuschauen, und doppelt laut ward das Geschrei: „Tod dem Riego; vermaledeit sey der Infame! Es lebe die Religion! Nieder, nieder mit Riego! Nieder mit den Adelichen!“ Und tausend Arme erheben sich, und die rasende Menge stürzt auf die Escorte; aber unsre Truppen rücken von allen Seiten vor, und die aus dem Sattel gehobenen Pfarrherren kollern durcheinander mit ihren Beichtkindern umher. — Toribio klimmte mit dem Messer zwischen den Zähnen schon am Wagen empor. Mit einem Schlag, der ihm den Knopf meines Degens in die Wange zeichnete, warf ich ihn herab; aber gleich stand er wieder auf, klammerte sich an den Wagenkasten an, und stieß in der Wuth sein Messer einem Maulthier in den Hinterleib: „es sangre tambien,“ rief er; „'s ist doch Blut!“

Die ganze Kavallerie schloß sich um die Gefangenen. Hinten begann das Geschrei von Neuem; die Menge schwoll an, drückte stärker und stärker auf uns, aber die Thür des Gefängnisses hatte Zeit sich mittlerweile zu öffnen und wieder zu schließen.

Als Riego durch den Hof ging, verbeugten sich alle französischen Offiziere vor ihm. Die kleine wohlgebaute Gestalt, die ruhig edle, unerkünstelte Miene, die breite Stirn, die gebräunten magern Wangen, der Adlerblick, erinnerten an Bonaparte als ersten Konsul. Er trug einen blauen Ueberrock und schien ermüdet. In seinem Zimmer war weder Bett noch Stuhl; er streckte sich auf dem Boden aus. Zwei seiner Gefährten rauchten, ruhig an die Wand gelehnt; der dritte aber, in englischer Uniform, Gesicht und Haare so roth, als sein Rock, fuhr umher, wie der Teufel in einem Weihkessel.

„Werd ich auch gehenkt werden, meine Herren?“ fragte er uns. „Ich darf nicht gehenkt werden; wir wurden zwar von Bauern gefangen, aber erst, nachdem die Franzosen den General geschlagen hatten, und weil sie ihn geschlagen hatten.“ Und immer fing er wieder von vorne an: „Nicht gehenkt; Gefangener der Franzosen, die den General geschlagen haben.“

Riego endlich, des Geschreis überdrüssig: „Major Billing, was suchten Sie in Spanien? Abenteuer, wie Sie mir gesagt. Nun denn! am 16 ans Land gestiegen, werden Sie am 18 geschlagen, am nämlichen Abend gefangen, und jetzt will man Sie henken. Das sind Abenteuer. Beklagen Sie sich also nicht.“

Damit stand er auf und sprach mit uns über Dijon, wo er lange als Kriegsgefangener gewesen. „Dort“, sagte er, „hab' ich das Wenige gelernt, was ich weiß.“ Er fragte uns sofort um Neuigkeiten aus Cadix, und da wir ihm das Gerücht des Tages nannten, daß Ferdinand dem Herzog von Angoulême einen Brief geschrieben, worin er eine allgemeine Amnestie und die Beschwörung einer Charte, wie unsre französische, verspreche, entgegnete er: „Schwüre so viel man will; aber eine Amnestie wär' ein liberaler Gedanke. Die Scharfrichter sind hier zu Land royalistische Leute.“ In diesem Augenblick erhob sich wieder das Gebrüll der Menge; er rief: „Ah! meine Herren, was haben Sie gethan!“ Seine Züge nahmen einen Ausdruck unbeschreiblicher Trauer an. Mit über die Brust gekreuzten Armen und gesenktem Kopf: „'S ist aus für dießmal. Später einmal, gewiß später..... Ich habe zu früh begonnen; ich habe mich getäuscht; doch ist eine solche Täuschung schön..... Ueberdieß mußte doch Einer den ersten Schritt thun; mein Tod wird Früchte tragen.“

Der Engländer hörte mit offnem Mund zu. Die beiden Adjutanten zeigten nicht die geringste Bewegung; vielleicht verstanden sie ihn nicht, denn Riego sprach vor uns bloß französisch. Was man so eben gelesen, sind seine eigenen Worte; ich schrieb sie mir auf, sobald ich nach Hause kam.

Zur Promenadezeit war der Prado leer; die Quartiere des niedern Volks ausgenommen, schien ganz Madrid in Trauer. Ein Bettler, der mit seinem Gewerb nach Landes-Gewohnheit ohne Zweifel dasjenige eines Liebesboten verband, wartete auf mich an meiner Thür, steckte mir geheimnißvoll ein Briefchen in die Hand und verschwand. Keine Unterschrift, aber eine Frauenhand; ich glaubte Anfangs, es sey ein Billet doux. Hier die Uebersetzung: „Werdet Ihr Euern Gefangenen dem Henker hingeben? Wenn er stirbt, Ruhm dem Märtyrer! aber Schande Euch, Franzosen, und ewige Verdamniß!“

„Er stirbt,“ rief Don Tadeo, „beten wir für ihn.“

Und der alte Obrist warf sich mit seinem Weib und seinen Töchtern auf die Knie, und begann die Sterbgebete. Mein Regiment hatte seit der Restauration gar häufig in den Kirchen paradirt, ohne daß je ein predigender Akademiker, ein goldstrotzen-

der Erzbischof den geringsten Eindruck auf mich gemacht hätte; aber dieser Anblick rührte mich. Noch jetzt höre ich die tiefe, feierliche Stimme meines Wirthes, wie er nach dem Gebet die Leichenrede Riego's improvisirte. Er sprach von den christlichen Tugenden des Generals, seiner Verehrung für die Mutter Gottes, seiner Menschenfreundlichkeit gegen die französischen Gefangenen im Krieg von 1808; seiner Milde gegen die Servilen nach dem royalistischen Aufstand vom siebten Juli. „Der König hatte die Verschwörer bereits der Rache der Milizen bestimmt, als Riego erschien. Er hinderte das Blutvergießen und jetzt tödtet man ihn!"

„Unser Heiland hatte auch Nichts als Gutes gethan, und er wurde ans Kreuz geschlagen." erwiederten die Frauen.

„So sey Dir denn um des Verdienstes Christi willen Gott barmherzig, mein braver Kamerad!" rief der alte Obrist. Dann erzählte er uns in ruhigerem Ton mehrere Züge aus Riego's Leben, von seiner Liebe zum Vaterland, von seinem uneigennützigen Muth. War Spanien frei, so hatte er keinen Wunsch mehr. Ohne Ehrsucht, von melancholischer Gemüthsart, schien er, nachdem die Konstitution einmal festgestellt war, keine weiteren Plane zu tragen. Bei den Cortes sah man ihn immer schweigend, unbeweglich, den Kopf auf die Brust gelehnt, was den Grafen Toreno, seinen Freund, eines Tags zu der Aeußerung veranlaßte: „Seht einmal den General an; sieht er nicht schon aus wie ein Gehenkter?"

(Schluß folgt.)

Dänemarks Stolz in seiner Erniedrigung.

(Mitgetheilt von Hrn. Dr. Hermes.)

(Schluß.)

„Den Aelteren unter uns ist es noch in frischer Erinnrung geblieben, wie die französischen Emigranten sich darüber wunderten, überall in Dänemark Volksschulen (Almueskoles) zu finden, und zu sehen, daß in Folge hievon unsere Bauern und Dienstleute lesen und schreiben konnten; daß die Froindienste (Hoveriet) entweder abgeschafft oder mit Mäßigung bestimmt waren, und daß das Landvolk wohlhabend und frei von der Leibeigenschaft (Stavnsbaand) war. „Wie ist das möglich!" riefen da diese feurigen Südländer aus, „in Frankreich, wo die Bauern Leibeigene und Fröhner sind, wo sie weder lesen noch schreiben können, da machen sie einen Aufruhr, verbrennen die Schlösser der Adeligen und bringen die Herren in das Gefängniß oder unter die Guillotine. In Dänemark, wo man ihnen den Zügel so schießen läßt und sie als freie Männer behandelt, mißbrauchen sie diese Freiheit nicht, sondern sind ruhig und zufrieden, lieben ihren König und ihre Herrschaft! Das kommt uns sehr merkwürdig vor!" — Aber nachdem sie einige Zeit in unserem Lande gelebt hatten, da lernten sie die Grundfeste kennen, auf welcher die Macht der Fürsten und das Glück der Bürger beruht; da begriffen sie, wie vergebens es seyn würde, wenn einzelne unruhige Köpfe unter einer solchen Regierung und bei einem solchen Volke Revolution und Aufstand predigen wollten; sie mußten zugeben, daß in Dänemark sich die meisten und besten Royalisten finden, obwohl keine Sklaven.

„Aber was unserem Vaterlande in Bezug auf das Ausland den unzweideutigsten Anspruch auf allgemeine Achtung gab, war die Gerechtigkeit, mit welcher die dänische Regierung sich immer von jeder Einmischung in die innern Angelegenheiten fremder Völker entfernt hielt. Sicher ruhend auf den alten nordischen Gesetzen und umringt, in seinem Lande, wie in einer Schloßburg, von den treuen dänischen Herzen, sah Dänemarks König der Nachbarn politische Umwälzungen gewiß nicht ohne Mitleid und brüderliche Theilnahme, als ein edler Fürst unschuldig für die Vergehungen seiner Vorgänger büßen mußte, aber ohne sich dadurch zu einem feindlichen Angriff auf das Volk hinreißen zu lassen, das sich eine neue Regierungsform gab. So bald diese von dem Volke angenommen war und faktisch bestand, wurde sie auch von unserer Regierung anerkannt, und so hatte die französische Republik ihren Repräsentanten an dem dänischen Hofe zu einer Zeit, wo nur Bernstorfs Klugheit, im Verein mit des Kronprinzen anerkannter Rechtlichkeit, von Seiten der alten europäischen Höfe die ungünstigsten Folgen abwenden konnte. Eben so wie später eine Zeit kam, unter Napoleons gewaltiger Autokratie, wo man von dem Papst sagte, daß er der einzige Protestant in Europa sey (weil er gegen Napoleons gewaltthätige Schritte protestirte), so sagte man in Paris zur Zeit der französischen Revolution, daß der Kronprinz von Dänemark unter allen europäischen Fürsten der einzige Freiheitsfreund sey. Es kann darüber kein Zweifel seyn, daß Dänemark, wenn es eine Macht des ersten Ranges gewesen wäre, mit dieser weisen Politik, mit dieser Achtung vor allen ererbten wie erworbenen Rechten, vor den Interessen der Fürsten, wie der Völker, manche der unglücklichen Völker- und Bürgerkriege verhütet haben würde, welche zwanzig Jahre hindurch Europa's schönste Landschaften verheerten, obwohl es vielleicht auch dann wünschenswerther für unsere Regierung geblieben wäre, die Schale der Gerechtigkeit so gleich zu halten und ein Beyspiel von so großer Uneigennützigkeit und so vieler Humanität zu geben. Da nun Ehre und ein unbefleckter Name besser ist, als Reichthum und ausgedehnte Herrschaft, so konnten wir uns leicht trösten über den geringen Umfang unseres Staates, so lange die Uebermacht keinen Einbruch in unsre heiligsten Gefühle machte.

„Leider geschah dieser Einbruch durch die ungerechte Auseinanderreißung der Zwillingsreiche. Der Dänemark abgezwungene Kieler Friede war ein passender Schluß des Trauerspieles, das sich mit Kopenhagens Bombardement eröffnete. Natürlicherweise haben Die, welche ihre Uebermacht zu der Unterdrückung des Schwächeren mißbrauchten, die zweite Ungerechtigkeit eben sowohl zu rechtfertigen gesucht, als die erste; aber umsonst. Dänemarks Verbündung mit Napoleon mußte zum Vorwande für die letzte Beleidigung dienen; aber jeder unterrichtete Mann in ganz Europa weiß, daß Dänemark sich nicht eher an Napoleon anschloß, als nachdem es von England überfallen worden war, und daß es nie Napoleon darin unterstützte, seine Gewaltherrschaft über die Nachbarstaaten auszubreiten, sondern ihm nur in so weit beistand, als beide Staaten Krieg mit Großbritannien hatten. Freilich hat man es Dänemark zum Vorwurf gemacht, daß es nach dem russischen Feldzuge, als Jedermann den unvermeidlichen Fall Napoleons vorhersehen konnte, sich nicht schnell gegen ihn erklärte; daß es, statt mit England um Frieden zu unterhandeln, sich denselben nicht auf vortheilhafte Bedingungen verschaffte, indem es die französischen Truppen angriff, die Hansestädte und Hannover befreite; kurz, daß es sich gegen seinen Bundesverwandten nicht benahm, wie die deutschen Staaten, mit Ausnahme des Königs von Sachsen, der deßhalb auch bei dem allgemeinen Frieden dasselbe Schicksal erfuhr, wie Friedrich VI, sein Land zerrissen und sich mehr als eines Drittheiles davon beraubt zu sehen. Die an und für sich natürliche Vergleichung zwischen dem Benehmen Dänemarks und Sachsens kann indessen leicht zu weit getrieben werden; denn wenn auch die Festigkeit des Königs von Sachsen unsre höchste Achtung verdient, so dürfen wir doch nicht vergessen, daß er als Mitglied des deutschen Reiches vorsichtiger hätte seyn sollen, eine Verbündung mit dem alten Reichsfeinde einzugehen, und daß er, nachdem Dieß einmal geschehen war, wenigstens nicht auf die Schlacht von Leipzig hätte warten dürfen, um eine so unnatürliche Verbündung aufzusagen, der er nicht treu bleiben konnte, ohne in einen Bürgerkrieg mit dem gesammten Volke zu gerathen, dessen Rechte Napoleon unter die Füße getreten hatte. Aber Dieß war keineswegs der Fall mit Dänemark. Napolen forderte nicht von unserm König, wie von den Fürsten des Rheinbundes, Hülfstruppen zu der Ausbreitung seiner Eroberungen in Deutschland, Spanien und Rußland. Nur eine geringe Anzahl Matrosen und Seeoffiziere, von denen wir, unserer großen Flotte beraubt, keinen Gebrauch machen konnten, überließen wir ihm, um einige Schiffe zu Antwerpen zu bemannen, deren er sich allein gegen unsere erklärten Feinde, die Briten, bedienen konnte. Napoleon behandelte den König und das Volk von Dänemark stets mit Achtung, ja mit Delikatesse; selbst als er auf dem höchsten Gipfelpunkte seiner Macht stand, fiel es ihm nie ein, Dänemark und Nor-

wegen als abhängige Staaten zu betrachten oder sie geradezu Theile des französischen Reichs zu nennen, wie er mit Italien, Holland und einem grossen Theile von Deutschland that.

„Als Dänemarks politischer Horizont im Anfang des J. 1813 sich auf allen Seiten mit dichten Wolken bedeckte und die Steuerleute am Staatsruder den Sturm vorher sahen, der bald losbrechen sollte, da war der Wunsch einer Annäherung an England eben so verzeihlich als natürlich. Aber während Andere heimlich mit Freunden und Feinden unterhandelten, ging der König von Dänemark jezt wie immer offen zu Werke, und wandte sich daher zuvörderst an Napoleon, mit der Frage, ob er es als eine Beleidigung ansehen würde, wenn Dänemark Frieden mit England schlösse. Napoleon entgegnete der Offenheit unsres Königs mit wahrer Grosmuth. Er antwortete: es stehe Dänemark frei, mit England zu unterhandeln, seine Achtung und Freundschaft für den König werde durch diese neue Verbündung, zu welcher die Umstände Dänemark nöthigten, nicht vermindert werden. Selbst den von dem Könige geäußerten Wunsch, die zu der Bemannung der Scheldeflotte überlassenen Matrosen zurück zu erhalten, erfüllte der Kaiser mit der größten Bereitwilligkeit, indem er der Mannschaft so wie den Offizieren noch seine Zufriedenheit und seinen Dank für die von ihnen geleisteten guten Dienste bezeugte.

„Ein solches Benehmen war gewiß nicht geeignet, einem Bundesgenossen die Verbündung mit Napoleon zuwider zu machen. Aber auf der andern Seite verbot die Klugheit, sich näher an ihn anzuschliessen, als die bestehenden Traktate forderten; und Dieß ist eben der stärkste Vorwurf, den die Franzosenfeinde der dänischen Regierung machen, daß sie durch einen neuen Traktat (geschlossen zu Kopenhagen am 10 Juli 1815) gerade damals in eine noch engere Verbündung mit Frankreichs wankendem Kaiserthrone trat. Die, welche uns mit diesem Vorwurf kommen, vergessen nur, daß wir keine andere Wahl mehr hatten; unter Umständen wie jene, in denen wir uns im Sommer 1815 befanden, ist auch ein unsicherer Bundesgenosse besser als gar keiner. England hatte sich geweigert, das eigenhändige Schreiben unsers Königs anzunehmen, das Graf Bernstorf überbrachte; Lord Castlereagh versicherte unserem Gesandten, daß die Abtretung von Norwegen eine conditio sine qua non sey, und wenige Tage darauf wurde Graf Bernstorf zu erkennen gegeben, daß er England verlassen müsse. Da nun Rußland und Preußen gleichfalls die Abtretung von Norwegen verlangten, so blieb Dänemark, wenn es seinen heiligsten Pflichten treu bleiben und nicht vor dem lezten Augenblicke der Noth das altgeliebte Bruderreich, welches sein halbes Leben ausmachte, verlassen wollte, nichts Anderes übrig, als den Krieg mit so unbilligen und ungroßmüthigen Feinden fortzusetzen. Daß unser Kabinet dadurch gezwungen wurde, Gefahr und Noth mit Napoleon zu theilen, dessen Glücksstern uns nicht verblendet hatte, und dessen Unglückskomet uns jezt Tod und Untergang drohte, ist eine der tragischesten Situationen, welche die Geschichte kennt. Aber Wer in einer verzweifelten Lage Muth, Besinnung, Treue und Glauben bewahrt, der ist des Beifalls der unpartheiischen Zuschauer gewiß; und dieser wird — wie wir mit Zuversicht vorhersagen können — uns nicht entgehen, wenn die Nachwelt Dänemarks Politik unter Friedrich VI beurtheilen wird.

„Nächst Gott danken wir es unserm König, daß er zum Theil durch seine persönliche Gegenwart auf dem wiener Kongreß die völlige Vernichtung, die Dänemark zugedacht war, abwandte. Ihm haben wir es zu danken, wenn wir noch von dem alten Dänemark und von dem dänischen Volke, als einem selbstständigen Ganzen, sprechen können; wenn wir noch stolz seyn dürfen auf den Rang, welchen alle aufgeklärten Völker nach dem Urtheil sprachkundiger Gelehrten unserer Literatur, dem Erbe unseres Geistes, einräumen; wenn wir täglich erfahren, wie unsere Regierung Alles anwendet, Kunst und Wissenschaft in unserem kleinen Lande zu befördern, wie sie fortwährend an einer vollkommnen Vereinigung zwischen dem Königreich Dänemark und seinen deutschsprechenden Provinzen arbeitet; aber endlich unter allen diesen Erfahrungen und Bestrebungen können wir Norwegens Verlust nicht vergessen. Nur ein Trost ist uns geblieben, der für diese tiefe, noch immer blutende Wunde uns Heilung verspricht — die Ueberzeugung, daß auch diese Schickung uns unter der Lenkung einer weisen und gütigen Vorsehung getroffen hat, und daß Dänemark dieselbe weder durch sein Benehmen gegen die Norweger verdient habe, die nur durch Gewalt von ihren dänischen Brüdern losgerissen werden konnten, noch durch seine Politik in Bezug auf andere Nationen, unter denen nur Eine Stimme zum Ruhme Dänemarks und für die Anerkennung der Treue und Redlichkeit seines Fürsten ist."

Merkwürdige Attraktion.

Im Edinburgh Journal of Sciences findet sich ein interessanter Aufsatz von Dr. Hancock über die Bewegungen, welche entstehen, wenn man einige Tropfen Alkohol in eine kleine Flasche Lorbeeröl fallen läßt. Um die merkwürdige, den Planeten-Kreisungen einigermaßen entsprechende Erscheinung hervorzurufen, müssen übrigens die Tropfen nicht unmittelbar nach einander eingegossen werden. Alsbald entsteht eine Bewegung, indem die einzelnen Alkoholtheilchen, einander wechselsweise anziehend und wieder abstossend, mehrere Tage lang Kreise in dem Oel beschreiben. So oft diese runden Alkoholtröpfchen, welche sich in Bezug auf das Oel mit vollkommener Freiheit zu bewegen scheinen, ans Ende ihrer Bahn gekommen sind, wenden sie in einer kleinen excentrischen Kurve um, ohne daß je eines mit dem andern zusammen stößt, so rasch sie auch aufeinander folgen. Im Verlauf des Experiments bemerkte Dr. Hancock, daß Theile des Alkohols sich in grossen, kugelförmigen Portionen absonderten; diese begannen eine ähnliche Umwälzung, während kleinere Theilchen die bisher befolgte Bahn verliessen und sofort um die größern sich drehten, gerade wie Haupt- und Nebenplaneten.

Hautausdünstung nach dem Tod.

Das Bulletin des sciences médicales enthält folgenden, vom Professor Speranza in Florenz beobachteten Fall: Speranza wurde beauftragt, den Körper eines an einer heftigen Hirnentzündung gestorbenen Mädchens zu beaugenscheinigen, weil man glaubte, sie sey von einer ansteckenden Krankheit befallen gewesen. Er untersuchte den Leichnam zwölf Stunden nach dem Tod und überzeugte sich, daß die Ursache ihres Todes nicht in dem vermutheten Uebel lag. „Was gleicht aber meinem Erstaunen", sagt Speranza, „als ich auf der noch warmen Haut des Mädchens Schweiß bemerkte; derselbe war besonders im Gesicht stark, wo er die Gestalt kleiner, heller, geruchloser, klebriger Tropfen hatte; auf dem Hals, der Brust und den Extremitäten zeigte er sich in leichterm Grade. Nachdem ich das Gesicht abgewischt, vergewisserte ich mich mittelst eines sehr feinen Vergrößerungsglases, daß derselbe wirklich aus den Poren der Haut komme. Ich machte noch einige andere Proben, um mich zu versichern, ob hier nicht irgend eine Täuschung obwalte; aber die Sache blieb immer wie sie war. Andere Personen, die ich bat, die nämlichen Versuche anzustellen, fanden dasselbe Resultat. Vier und zwanzig Stunden nach dem Tod des Mädchens war die Haut ganz kalt geworden und der Schweiß nur noch auf Gesicht und Hals bemerklich. Der Körper zeigte durch seinen Geruch die anfangende Verwesung. Dieß unbezweifelte Zeichen des Todes machte die Beerdigung nothwendig."

Bestrafte Neugier.

In Tanger, berichten englische Blätter, lebt gegenwärtig ein irischer Renegat, dessen Abfall vom Christenthum man sich folgendermaßen erzählt: „Er diente unter Wellington in Spanien und blieb nach Beendigung des Kriegs in diesem Lande zurück. Einige leichtsinnige Streiche hatten seine Verweisung nach Ceuta zur Folge, von wo er jedoch entfloh, und, indem er seine Richtung nach der nächsten besten Gegend zunahm, einem Weib begegnete, das an einem Bach Kleidungsstücke wusch. Der Irländer trat kühnlich auf sie zu; je näher er aber kam, desto mehr hüllte jene sich in ihre Schleier ein, was jedoch seine jugendliche Neugier nur noch mehr in Flammen sezte. Durch Geld gelang es ihm, die Dame zu vermögen, ihr Gesicht zu zeigen; er bereute aber seine Auslage bald, denn die Entschleierte war eines jener häßlichen, dicklippigen, breitnasigen Geschöpfe von mumienartigem Aussehen, wie sie unter der gemischten Race vorkommen. Voll Abscheu wandte er sich ab, und fand, daß seinen Weg ein halb Dutzend Mohren sperrte, welche den Besuch bei der Dame bemerkt hatten. Er wurde sogleich ins Gefängniß geführt und zum Tod verurtheilt. In Anbetracht seiner Unkenntniß mohrischer Sitten wurde ihm jedoch die Wahl gelassen, das Weib zu heirathen und zu Mohammeds Gesetz überzutreten, worein sich zu fügen er für gut fand."

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 217. 5 August 1830.

Gegenwärtiger Zustand von Spanien.

6. Fabrikwesen.

Zahlreiche Fabriken verschiedener Art sind in den letzten zehn Jahren in Catalonien errichtet worden; namentlich sehr ausgedehnte Seiden- und Baumwollenspinnereien, welche guten Fortgang gewinnen. Die Seidenmanufakturen von Talavera, Sevilla, Granada und Malaga sind verhältnißmäßig unbedeutend. In Valencia allein befindet sich eine Fabrik, die mit den catalonischen in der Produktion der Seidenartikel, wonach in Spanien Nachfrage ist, einiger Maßen wetteifert. Man rechnet im Ganzen 16,000 Hände, welche in diesem Augenblick mit Spinnen, Zwirnen und Weben der Seide beschäftigt sind.

Die Fabriken für grobes Tuch (pano pardo) sind besonders zahlreich in Arragon und Catalonien. Ausländisches grobes Tuch ist entweder gänzlich verboten, oder seine Einfuhr unterliegt einem so bedeutenden Zoll, daß sie sich von selbst verbietet. Manufakturen für feines Tuch giebt es gleichfalls in Catalonien, so wie auch zu Guadalarara und Alcay in Valencia. Das feinste spanische Tuch wird an letzterem Ort bereitet, wo in den vielen blühenden Anstalten 10,000 Hände arbeiten. Eine Manufaktur für feines Tuch in Segovia stand mehrere Jahre lang still, bis vor Kurzem eine englische Kompagnie das Geschäft übernahm, um es in's Große zu treiben. Die Maschinen in Segovia wurden aus England, die von Alcay aus Holland gebracht.

In den nördlichen Provinzen geschieht am Meisten in der Gerberei; aus den dortigen Werkstätten wird der ganze übrige Theil der Monarchie mit Leder versehen; denn mit Ausnahme einiger Gerbereien Andalusiens giebt es deren im Innern fast gar keine. Die Gerber sind im Norden fast immer Basken von der französischen Seite der Pyrenäen, welche, um der Konscription zu entgeben, sich nach Spanien flüchteten und diesen schätzbaren Industriezweig dahin brachten. In Andalusien wird die Gerberei hauptsächlich von Engländern betrieben.

Auch etliche Papier- und Hutfabriken wurden in der neusten Zeit gegründet, welche gedeihen. Es fehlt nicht an Messerfabriken für Rechnung der Regierung, desto mehr aber an Messerschmiden. Die Töpfereien bringen in der Regel nur Waaren von der gröbsten Sorte hervor, und auch in Catalonien und dem nördlichen Theil von Valencia steht diese Kunst noch in ihrer Kindheit. Die k. Porzellanfabrik in Madrid, nach dem Muster der französischen zu Sevre eingerichtet, liefert treffliche Arbeiten; aber gleich ihrem Vorbilde kostet sie Mehr als sie einträgt; die Leinwandfabriken in Gallizien, welche einst eine Haupt-Nahrungsquelle für einen großen Theil der Bevölkerung waren, konnten die Konkurrenz mit Deutschland und England nicht aushalten und sanken zur Bedeutungslosigkeit herab.

Nach einem Berichte der Junta der Provinz Biscaya vom J. 1827 könnte es scheinen, als ob die Eisenmanufakturen hier sich in einem so elenden Zustande befänden, daß dabei die Kosten nicht heraus kämen. Allein dieser Bericht, der gemacht wurde, um gegen die Einfuhr fremden Eisens bei der Regierung ein Verbot auszuwirken, mag wohl die Sache übertrieben haben; wenigstens waren diese Manufakturen im J. 1828 in voller Thätigkeit. Sie sind sehr zahlreich, wiewohl auf keinen großen Fuß eingerichtet, denn in der Regel beschäftigt eine nur 4 bis 5 Arbeiter. So ist auch nur ein einziger Schmelzofen zu Bilbao, aber die Geldmittel scheinen nicht hinreichend und die Arbeiter nicht geeignet, dem Geschäft eine bedeutende Ausdehnung zu geben. Da keine gußeisenen Geräthe eingeführt werden dürfen, welch schönes Feld hätten die Spanier vor sich, wenn sie die Vortheile des Talents und der Industrie zu würdigen wüßten! Die biscay'ischen Provinzen besitzen fast die einzigen Eisenwerke in Spanien. Das Gebirg Sommorostra zwischen Bilbao und Santander liefert das meiste Material. Die zu Pederosa in Andalusien von einer Kompagnie aus Sevilla errichteten Werke haben bis jetzt kein Glück gemacht; wie es heißt, aus Mangel an Leitung. In einem andern Ort in Andalusien, zu Martulla, ist unlängst auch eine Kompagnie zusammengetreten, welche sich Maschinen aus Deutschland und England kommen ließ, und ihr Geschäft nach einem in Spanien zuvor nicht gekannten Maßstab zu betreiben gedenkt. Fast in jedem Dorf in Biscaya wird in Eisen gearbeitet: Hufeisen, Schlösser, Gewehre und Bettstellen gehen hauptsächlich ins Innere. Täglich sieht man Züge von Maulthieren Vittoria paissiren, deren jedes 200 Pf. Hufeisen trägt. Eine Fabrik, in welcher Flinten, Pistolen und Säbel verfertigt werden, unterhält der Staat in Valencia; eine andere für Privatrechnung ist in Durango. Allgemeine Klage wird über die steigende Holzvertheurung geführt. Die Biscaya am Nächsten gelegenen Kohlenminen sind die in Asturien zu Aviles und Gijon, sie werden aber in den

Eisenwerken fast gar nicht benützt. Aus einem Bericht des Intendanten von Asturien vom Januar 1828 in Bezug auf eine Anfrage der Tajo-Schiffskompagnie wegen Erlaubniß um Einfuhr ausländischer Kohlen für den Gebrauch der Dampfboote, geht hervor, daß diese Minen sehr reich sind. Der Preis, um welchen die Tonne Kohlen (zu 20 Cent.) an Ort und Stelle geladen werden kann, variirt zwischen 13 Schill. 6 Den. bis 15 Schill. 6 Den. (das Doppelte, was die englische Kohle kostet.) Die außerordentliche Verschiedenheit *) der Kostenbeläufe für Minenarbeit, Holz ꝛc. wie sie im J. 1827 durch eine von der biscay'ischen Junta niedergesetzte Kommission erhoben wurden, beweist, daß man in dem mechanischen Theil des Geschäftes noch weit zurück ist. Troß dem Verbote der Ausfuhr des Eisenerzes gehen große Quantitäten davon nach Frankreich; daß fabricirtes Eisen ausgeführt werde, scheint dagegen nicht der Fall. Eine kleine Quantität Eisenstangen werden nach Bayonne und Bordeaux verkauft.

7. Geldwesen.

Im gewöhnlichen Verkehr giebt es in Spanien kein Geld-Surrogat als Wechsel. Diese Wechsel kursiren jedoch nicht als Geld, den Fall ausgenommen, wo Dieß besonders ausbedungen wird. Jeder Kaufmann von irgend einer Bedeutung ist mehr oder weniger mit dem Kauf oder Verkauf von Wechseln beschäftigt. Große Bankiers findet man nicht, wiewohl jeder Kaufmann, der Kredit hat, sich so nennt, und in den verschiedenen Städten, mit denen er in Verbindung steht, seine Agenten hält. Diese Ausdehnung des Wechselgeschäfts hat die Folge, daß oft schon zwischen Städten, die nur ein Paar Stunden von einander liegen, der Kurs variirt. Meist werden die Wechsel nicht umgesetzt, weil man die Gefahr und Schwierigkeit der Uebermachung von Baarzahlungen scheut, sondern gekauft oder verkauft, indem man je nach der größern oder kleinern Nachfrage nach Papier eine Prämie darauf giebt, oder ein Diskonto davon nimmt. Die Mäkler, welche diese Umsetzung besorgen, erhalten von jeder der Parteien von 1000 Pf. St. 1 Pf. Der Wechselkurs schwankt zwischen 2½ Prozent Gewinn und 2½ Prozent Verlust. Zu Anfang des vorigen Jahrs verdiente man an einem Papier aus Valladolid oder Santander in Madrid eine Prämie von 1½ Prozent, während das Diskonto in Valencia, Granada ꝛc. so ziemlich gleich stand. Drei Viertheile der Wechsel sind bloß auf Monatsfrist ausgestellt. Die, welche auf 2 Tag nach Sicht lauten, gelten auf 8 Tag, wenn nicht das Wort „fix" beigefügt ist. Dieselbe Gunst genießen Wechsel, die unmittelbar auf das Datum lauten. Wechsel, die aus fremden Ländern auf Spanien gezogen werden, haben 14 Tage Frist; in Bilbao, bei mehr als vier Tagen nach Sicht, inländische Wechsel 20 Tage. In den meisten Städten sind Personen, welche sich mit Diskontiren beschäftigen, in der Regel werden aber mehrere Indossenten erfordert. Das Interesse variirt zwischen 3 bis 4½ Prozent, aber bei starker Nachfrage nach Geld steigt es wohl auf 7, 8 und 9 Prozent, selbst bis auf 14 und 18, wenn der Anleiher in zweifelhaften Vermögensumständen ist. Gute Häuser rechnen bei ihren Wechseln, wenn sie diskontirt werden, auf 3 bis 3½ Prozent, das gesetzliche Interesse im Handel ist 6 Prozent, bei Pfandverschreibung 5 Prozent; aber das Gesetz läßt sich leicht umgehen, und es scheint nicht, daß Jemand, der Mehr nimmt, deßhalb zur Rechenschaft gezogen werde. Bankiers, bei denen Geld gegen Zins angelegt werden kann, giebt es nicht; im Ganzen genießt der Handelsstand kein sonderliches Vertrauen, und die Leute häufen ihr Geld lieber im Kasten zusammen, als daß sie es auf diese Art riskiren; oder sie leihen gegen Unterpfand aus und nehmen zu den gesetzlichen 5 Prozenten noch eine Prämie. Das in Umlauf befindliche Geld besteht aus Gold- und Silbermünzen von verschiedenem Werth, und aus Kupfer. Piaster bekommt man, zumal im Norden und an der Küste, wegen des Agio, das man in Frankreich dran hat, selten zu Gesichte. Große Zahlungen sind daher eine schwierige Sache, bei denen gerechnet, gezählt und gewogen wird. Reisende dürfen zu ihrem Gebrauch nicht mehr baares Geld als 20 Pf. St. in Gold mit über die Grenze nehmen; die Fuhrleuten und Andern von dieser Klasse gestattete Summe ist noch geringer. Die Ausfuhr von Piastern, unter welchem Vorwande es auch sey, ist bei Strafe der Konfiskation des Geldes und Einkerkerung des Uebertretenden verboten. Man wird daher an der Grenze durchsucht, wo man seine Börse vorweisen muß und einen Schein erhält. Hat man über die gesetzliche Summe bei sich, so kann der Ueberschuß mit Beschlag gelegt werden.

*) Bei 100 Pf. Eisen betragen die Kosten 1) Erz 24⅔ bis 27⅔ Proc. 2) Holz 52⅙ bis 68⅙ Proc.; 3) Arbeitslohn 9⅔ bis 10⅔; 4) Interessen aus den Gebäuden 6⅔ bis 10⅓ Proc.

Die Beduinen.

4. Bewaffnung, Lebensart ꝛc.

Die gewöhnlichste Waffe des Arabers ist seine Lanze. Die Anesen haben deren von zweierlei Art: die Remahh sau von Holz, die ihnen von Gaza in Palästina zugeführt werden; und die Remahh kennah von Bagdad, aus einer Art Bambus mit vielen Knoten gemacht. Je leichter eine Lanze ist, um so höhern Werth hat sie. Dieser steigt von sechs bis zu fünfzig Piastern. Die eiserne oder stählerne Spitze heißt Kentab; zuweilen ist sie auf das Kostbarste mit Gold und Silber ausgelegt. Die eiserne Spitze am andern Ende, womit man die Waffe in den Boden steckt, wird Harbe genannt. Häufig hat die Lanze zwei Büschel von Straußfedern zum Schmuck, die zwei Finger breit sind und an dem Ende aufgesteckt werden, wo die Spitze ist. Die Araber werfen die Lanze nur auf kurze Entfernungen, wenn sie einen Reiter verfolgen, den sie nicht einholen können und den sie sicher sind, zu treffen. Ehe sie einen Stoß mit der Lanze führen, schwingen sie dieselbe einige Zeit über dem Kopfe; Andere pflegen sie jedoch nur in der Höhe des Sattels zu halten. Wenn der Araber hart verfolgt wird, wirft er die Spitze seiner Lanze hinter sich, um das Pferd seines Gegners von sich abzuhalten. Kann er sich der Lanze nicht bedienen, z. B. wenn sie sich aus einer Wunde nicht leicht herausziehen läßt, so greift er zu seinem Säbel oder Seif, den er bei jeder Gelegenheit mit sich führt, selbst wenn er zu einem Nachbarn aufs Kaffeetrinken geht. Die Araber schätzen die persischen Klingen besonders, sind indessen nicht im Stande, ihren wahren Werth zu beurtheilen und lassen sich von den wandernden Han-

stern oft für 100 Piaster Klingen von damascirtem Stahl aufschwatzen, die nicht zwanzig werth sind. Neben der Lanze und dem Säbel hat der Araber noch ein krummes Messer in seinem Gürtel; und die, welche zu Fuß fechten, führen einen kurzen Wurfspieß, den sie in beträchtliche Entfernung werfen. Wenn ein Reiter keine Lanze hat, so bewehrt er sich mit einer Keule; zuweilen tragen die Fußgänger noch einen runden Schild von Ochsenhaut. Auch das Panzerhemd ist hier noch immer hoch geschätzt und wird mit 200 bis 1800 Piastern bezahlt. Der Fürst der Wahabis, Ibn el Saoud, hatte eine große Anzahl gepanzerter Krieger.

Mit dem Gebrauche von Feuergewehren sind die Aenesen wohl bekannt; doch besitzen sie nur Flinten mit Luntenschlössern; um dieselben abzufeuern, legen sie sich auf den Bauch, fehlen aber dann auch ihren Mann nur äußerst selten. Die Hirten, welche ihre Heerden in einiger Entfernung von dem Lager halten müssen, haben kurze Lanzen und eine Art von Schleudern, mit denen sie faustdicke Steine werfen. — —

Die hauptsächlichsten Gerichte der Beduinen sind: die Ftita; ein ungesäuerter Teig von Mehl und Wasser, der mit ein wenig Butter in die Asche von Kameldünger gethan, und vor dem Auftragen, welches in einem hölzernen oder ledernen Gefäße geschieht, noch einmal recht tüchtig durchgeknetet wird. Wenn man der Ftita etwas Milch beigemischt, heißt das Gericht Chafoury. Der Ayesch: Mehl und saure Kamelsmilch, in einen Teig geknetet und dann gekocht. Behatta: Reis oder Mehl, mit süßer Kamelsmilch gekocht Heneyne: Brod, Butter und Datteln, gleichfalls in einen Teig geknetet. Chubz: eine Art ungesäuertes Brod, in der Form von runden Kuchen gebacken. Burgoul: Waizen mit etwas Sauerteig gekocht und dann in der Sonne getrocknet; so wird er wohl ein Jahr lang aufbewahrt und bildet mit Butter und Oel die gewöhnliche Speise aller Stände in Syrien.

Die Butter wird auf folgende Weise gemacht. Die Geis- oder Schafmilch (denn Kamelmilch wird nie dazu gebraucht) wird in die Pfanne gethan, über ein gelindes Feuer gesetzt und etwas saure Milch oder Lab beigemischt; die Milch sondert sich nun, worauf man sie in einen Ziegenschlauch gießt, der an einem Zeltpfahle festgebunden und eine oder zwei Stunden fortwährend hin und her bewegt wird. Die Buttertheile gerinnen, das Wasser wird herausgepreßt und die Butter kommt in einen Schlauch. Wenn auf diese Weise eine hinlängliche Quantität Butter zusammengebracht ist, wird sie wieder über das Feuer gesetzt. Man wirft eine Handvoll Burgoul hinein, läßt sie kochen und schäumt sie dann ab, das Burgoul präcipitirt jetzt alle fremdartigen Substanzen auf den Boden, und die Butter bleibt vollkommen klar oben. Die Butter wird sodann noch einmal durch einen Kamelshaarsack geseiht; und was in demselben von Buttertheilen noch zurückbleibt, in der Sonne getrocknet und so gegessen. Die Aenesen machen sehr selten Käse, sondern verwandeln alle Milch ihrer Ziegen und Schafe in Butter. Die Ahl el Schemal dagegen versehen den größern Theil des flachen Landes mit Käse.

(Schluß folgt.)

Die französischen Memoiren.

Wenn in Frankreich ein literarisches Unwesen durch öffentliche Hindeutung dem Publikum einmal als solches vor die Augen gerückt worden ist, so nimmt es dort denn auch vielleicht früher ein Ende als bei mancher andern Nation, die in dergleichen Beziehungen weniger Gemeinsinn besitzt. Der französischen Memoirenfabrikation scheint die Todesstunde endlich geschlagen zu haben; und kommt die Strafe auch etwas spät, so kommt sie wenigstens nicht hinkend. Bereits haben sich mehrere Stimmen sehr kräftig gegen jenen Industriezweig ausgesprochen; besonders aber zeichnet sich in dieser Hinsicht ein Artikel des Journals des Debats aus, welcher aus Gelegenheit der Memoiren des Kammerdieners Constant (vergl. Ausl. S. 685, 615.) sich an die verdiente Züchtigung von dessen gesammter literarischer Zunftgenossenschaft macht. Wir theilen den Aufsatz mit, welcher zugleich zur Rechtfertigung dienen möge, warum wir unsere Auszüge aus Hrn. Constants Werk auf ein geringeres Maaß beschränkten, als bei manchen andern Memoiren geschehen ist, deren für oder gegen den gesunden Geschmack unserer Nachbarn zeugendes Interesse wenigstens in der Form lag, in welcher sie dem Publikum dargeboten wurden.

„Das Fieber der Memoiren ist vorüber. Wir haben von der Contemporaine bis zu Hrn. Sanson, zu unserer Schande, so viele Arten derselben gehabt, daß es endlich zum Richterspruch kommen mußte. Und dazu ist es gekommen. Die anfängliche Theilnahme hat sich in ausgemachten Ekel verwandelt. Wir mußten endlich über die leichtgläubige Neugier erröthen, mit welcher wir so viele Schändlichkeiten oder Lügen gierig hinunter schlangen. Eine Periode wie die unsrige, welcher die gute Geschichte so sehr Noth thut, muß es sich wirklich zum großen Vorwurf anrechnen, einen Augenblick an jenen ungereimten Romanen Lust gefunden zu haben, die man fabrikmäßig zu ihrem Zeitvertreib bereitete. Jedes Jahrhundert hat seine Memoiren. Cäsar schreibt seine Kommentare; Froissard der Ritter und Historiker erzählt die Kriege, die er mitgemacht, nach Art der homerischen Helden; Joinville begleitet den heiligen Ludwig nach Palästina und giebt ein Buch voll des religiösen poetischen Duftes der Kreuzzüge; Philipp von Comines überliefert der Nachwelt eine eben so blutige Geschichte als die des Tacitus, ganz mit dessen kalter Festigkeit, aber nicht mit dessen Schmerz geschrieben. Später berichtet Sully vom großen Heinrich, seinem König und Freund. Saint-Simon, dieser hohe und geistreiche Geschichtschreiber, den wir vor Kurzem glücklicher Weise wieder ganz erhalten haben, stellt das Gedächtniß Ludwigs XIII her, und zeigt Ludwig XIV trotz aller Bitterkeit und allen Stachelworten dennoch als einen großen Mann. Das 18te Jahrhundert hat seinen Duclos und die Geständnisse des Jean-Jacques. Die Revolution hinterließ uns die Denkwürdigkeiten der Roland. Wir nach diesen großen Namen und großen Werken, wir mit dem Stoff zu drei verschiedenen, in sich abgeschlossenen, nie erhörten Geschichten werden unsern Enkeln als unser hervortretendstes historisches Werk — die Denkwürdigkeiten Vidocqs hinterlassen!

„Nicht als ob die Memoiren Hrn. Vidocqs ohne Verdienst wären. Ein Philosoph, der sich selbst mit so vieler Sorgfalt studirt; ein Polizeiagent, der mit so vieler Kaltblütigkeit von sich spricht, und sofort Niemand, der mit der Polizei oder dem Hof in irgend einer Verbindung stand — Spione, Scharfrichter, Frauen von jeder Art von „Qualité" — länger ruhig bleiben läßt, ist gewiß ein nicht gewöhnlicher Literator. Muth, ihr Geschichtschreiber des Tags! nehmt Euch bei den Händen und tanzt herum! Das wird sicherlich einen hübschen Reigen geben; aber, um der Liebe Eurer Nächsten willen, nur nicht so gar jeder Hülle ledig! auch angekleidet seyd ihr immer noch häßlich genug! In Euern guten Tagen mochte so was noch hingehen; da waret ihr jung und bei Euch selbst zu Haus; jetzt aber seyd Ihr alt und lebet in einer Welt, die Euch nicht mehr angehört. Uebrigens, wie Ihr auch immer Euch nennet, Ihr Polizeidiener, Kammerdiener, Damen de Qualité, Damen d'Honneur; kurz all ihr Schreiber im Solde der Buchhändler, senkt die Flagge vor eurem Meister; nie werdet ihr Hrn. Vidocq gleich kommen.

Um den Hrn. Kammerdiener thut's uns leid; er kommt zu spät. Zu spät hat er sich entschlossen, die Vorhänge von dem kaiserlichen Gemach wegzuziehen; zu spät ist ihm eingefallen, daß auch er ein Geschichtschreiber sey. „Keiner ein Held vor seinem Kammerdiener!" heißt es, und schlimm genug für Hrn. Constant, wenn der Satz richtig ist; denn eben den Helden wollen wir jetzt sehen; über die Kammer und das Innere des Hauses haben wir in dem Memorial von St. Helena genug gelesen. Bonaparte's Geschichte ist zu schreiben; die schreibe man, da ist Ruhm zu gewinnen; aber man verschont uns mit den Einzelheiten der

Toilette, die wir schon lange genug kennen. Mit den obligaten Details über den Schnupftabak, den Kaffee und den kleinen Hut des Kaisers, mit ein Paar Bemerkungen über das kölnische Wasser, das er verbrauchte, über seine Zahnbürste u. s. w. sind bis jetzt sämmtliche Denkwürdigkeiten abgefertigt worden, die über seine Person und sein häusliches Leben berichteten. (Schluß folgt.)

Urtheile indischer Zeitungen über die Abschaffung des Suttibrauchs.

Außer den englischen Zeitungen, die in Indien von Engländern und für Engländer geschrieben werden, erscheinen daselbst auch mehrere indische als Organe der Eingebornen. Wie die ersteren, so kann man auch die letzteren in Regierungs- und Oppositionsblätter eintheilen, je nachdem sie das Heil ihres Vaterlandes mehr im Festhalten an der alten Nationalität oder in Aneignung der Vortheile europäischer Civilisation durch Anschließen an die britische Regierung zu erreichen suchen. Die Abschaffung des Suttibrauchs hat diesen beiden Parteien kürzlich Gelegenheit gegeben, sich über ihre Grundsätze auszusprechen: unsere Leser mögen daraus den Geist der indischen Presse und dem Grad der Freiheit abnehmen, deren sie genießt.

Der Herausgeber des Tschundrika vom 19 November läßt sich also vernehmen: „Am 7 November kündigte der Bengal-Herald an, daß die Regierung beschlossen habe, das Verbrennen der Witwen nicht mehr zu dulden, und daß der Brauch demnach in den nächsten Tagen aufhören werde; daß mehrere Hindu's in Calcutta dieser Maßregel beigepflichtet, daß zwar einige der tüchtigsten Regierungs-Mitglieder dagegen gesprochen, nichtsdestoweniger aber Lord Bentink auf seiner Ansicht beharrt wäre. Auf diese schreckliche Nachricht zitterten wir von Kopf zu Fuß; Schmerz, Angst und Staunen ergriff uns; denn selbst unter den Muselmännern waren unsere Schastrugesetze unangetastet geblieben. So grausam sie auch den Hindu's sonst mitspielten, so wagten sie doch nie gegen Hindugesetze, welche heilige Bräuche, wie den des Verbrennens der Witwen und andere Akte betrafen, sich aufzulehnen. Also selbst von diesen wilden und gottlosen Tyrannen wurde dieses geheiligte Recht anerkannt. Hat man nun nicht Ursache sich zu betrüben, wenn es unter einer gerechten Regierung verloren gehen soll? Diese Nachricht vernahmen wir und geriethen darüber so in Bestürzung, daß wir glaubten, der letzte Tag für die Hindureligion sey gekommen. Man sagt, die Englände hätten, als sie dieses Land eroberten, einen Eid geschworen, die religiöse Ueberzeugung keines ihrer Unterthanen zu stören, und jedem derselben es frei zu stellen, seines Glaubens zu leben; hinreichende Thatsachen beweisen uns, daß sie diese Verpflichtung nicht vergessen haben. 1) So oft wir einen neuen Generalgouverneur bekommen, macht ihm irgend ein Geselle, der die Hindureligion nicht mag, die Aufwartung, und schwatzt eine Partie Lügen vor, wie das Verbrennen der Witwen den Schastru's zuwider sey; allein diese erhabene Person prüft die Sache näher, überzeugt sich, daß sie durch die Schastru's verordnet ist, und will von keiner Einmischung der Regierung hören So kam die Hindureligion unter einem Gouverneuer nach dem andern durch. 2) Als die Missionäre zuerst in dieses Land kamen und eine Menge dicker und dünner Bücher mitbrachten, die sie verschenkten, und als die Engländer auf den Basars, in den Städten, in den Dörfern und auf den Feldern hinstanden und lehrten, da dachten die Hindu's, es sey mit ihren religiösen Bräuchen zu Ende; denn, sprachen sie, wenn die Herren des Landes die Caste, Religion und Seele ihrer Unterthanen verderben wollen, Wer kann sie daran hindern? Sie meinten, obwohl die Missionäre in sehr milder Sprache ihre Unterweisung ertheilten, sie könnten doch wohl zuletzt unsere Religion mit Gewalt angreifen. Bald darauf fanden wir aber, daß sie nicht auf Befehl oder mit Beistimmung unserer Gebieter das Lehramt führten, sondern daß sie es nur als Vorwand gebrauchten, um hieher zu kommen und Schätze zu sammeln, und daß wir nicht bestraft werden würden, wenn wir ihren Ermahnungen ein taubes Ohr böten. Daraus schlossen wir, daß das von der Regierung gegebene Versprechen noch in Kraft sey. 3) Die Regierung hat nicht nur Alles weggeräumt, was die Pilgerfahrten nach unsern heiligen Orten und den Besuch unserer Tempel erschwerte, sondern sie hat auch alles Mögliche gethan, um den Gottesdienst an diesen Orten auf einen würdigen Fuß zu setzen. Als sie zur Verschönerung von Calcutta neue Straßen anlegte, ließ sie die Tempel, die im Weg standen, nicht niederreißen, sondern den Straßen lieber eine andere Richtung anweisen. Noch manche andere Thatsachen ließen sich anführen. Sollen wir also wegen unserer Gebieter, von denen wir solche Bürgschaften haben, in Unruhe seyn? Wenn es heißt, Se. Lordschaft habe gehört, daß viele Hindu's für die Abschaffung wären, und dadurch sey er zu seinem Beschluß veranlaßt worden, oder vielmehr er habe entschieden, wenn der Brauch nicht auf den Schastru's beruhe, so müsse er abgeschafft werden; so erwiedre ich, man lasse diese Frage durch die ganze Ausdehnung der englischen Besitzungen, in welchen das Schastrugesetz gilt, bekannt machen und warte die Antwort ab. Zeigt sich dann, daß der Suttibrauch nicht nach den Schastru's sey, so mögen sie thun, wie ihnen gutdünkt, und wir sind außer Sorge; wenn aber dieser heiligen Sitte auf die Autorität einiger angeblichen Hindu's, die den Engländern zu Gefallen die Schastru's verachten, das Vernichtungsurtheil gesprochen werden soll, so muß Dieß uns in der Seele wehe thun. Der Herald versichert, viele Hindu's in Calcutta seyen für die Maßregel. Welcher Narr hat ihm Dieß weiß gemacht? Wir sprechen mit Bedacht, wenn wir erklären, daß der gelehrte, der reiche, der tugendhafte, der vornehme, der gebildete, der mild gesinnte Theil der Einwohner von Calcutta gesonnen ist, bei Se. Lordschaft mit einer Bittschrift um Beibehaltung dieses heiligen Ritus einzukommen. Die Bittschrift *) ist bereits entworfen und soll so bald als möglich überreicht werden. Der Anblick dieser Bittschrift wird den Schimpf der den Einwohnern von Calcutta zugetrauten Verirrung von ihnen nehmen."

(Schluß folgt.)

Alter der jetzt regierenden Könige.

Der älteste europäische Fürst, der eine Krone trägt, ist gegenwärtig Anton, König von Sachsen, 75 Jahre alt. Auf ihn folgt Karl X. von Frankreich; dieser zählt 73 Jahre, ist mager und noch sehr rüstig, jagt und reitet sehr viel, und kommt häufig unter das Volk. Der Papst, Pius VIII, ist 69 Jahre alt und leidlich bei Kräften. Der König von Schweden hat 66 Jahre und war unlängst bedeutend krank, ist aber im Allgemeinen ein kräftiger, gesunder Mann. Wilhelm IV von England, 65 Jahre alt, genießt einer guten Gesundheit. Eben so alt und gleich gesund ist Felix, König von Sardinien. Friedrich VI, König von Dänemark, 62 Jahre zählend, hat eine ausgezeichnet gute Gesundheit. Franz, Kaiser von Oesterreich, 62 Jahre alt, ist gesund. Friedrich Wilhelm III, König von Preußen, 60 Jahre alt, ist sehr kräftig und verspricht ein hohes Alter. Der König der Niederlande, 58 Jahre alt, hat das Ansehen eines von Wind und Wetter durchfurchten Kriegers, und ist, obwohl chronischen Beschwerden unterworfen, kräftig. Franz, König von Neapel, 52 Jahre alt, leidet am Podagra. Der Sultan, Mahmud II, 46 Jahre alt, ist nach Leib und Seele sehr kraftvoll. Ferdinand VII von Spanien, 45 Jahre alt, hat beständig das Podagra und ist der körperlichen Bewegung nur schwer fähig. Wilhelm, König von Würtemberg, 49 Jahre alt, ist gesund. Ludwig, König von Baiern, 44 Jahre alt, gesund. Nikolaus, Kaiser von Rußland, 34 Jahre alt, ist ein großer schöner Mann, thätig und kraftvoll, und an Arbeit gewöhnt. Donna Maria de Gloria, die legitime Königin von Portugal, zählt erst 11 Jahre; sie verspricht schön zu werden, hat aber eine zarte Gesundheit.

*) Die India Gazette vom 30 November bemerkt hiezu, daß diese Bittschrift von dem achtbarsten Theil der Bevölkerung nicht unterstützt werde. Ein freier Ausdruck der Gesinnungen des Volks gegen eine Maßregel der Regierung, setzt sie hinzu, gereiche der letztern nur zur Ehre, und die Zeit sey nicht mehr, wo ein Mitglied des Raths seine eingebornen Untergebenen zwingen könne, ihren Namen unter eine ihnen selbst nachtheilige Bittschrift zu setzen, womit Jener dann, um eine von seinen Kollegen beabsichtigte Verbesserung zu hintertreiben, den Beweis führte, die Hindus selbst wollten es nicht besser haben. Eine Adresse in entgegengesetztem Sinn wurde an den Generalgouverneur von der christlichen Gemeine in Calcutta erlassen. Diese betrachtet die Abschaffung des barbarischen Brauchs als eine der glorreichsten Regierungshandlungen Se. Lordschaft und ist der Meinung, daß dadurch den Grundsätzen der Toleranz, wodurch sich die britische Regierung auszeichne, so wenig Eintrag geschehe, daß vielmehr die Hindus darin nur ein aufrichtiges Interesse für ihre Wohlfahrt erkennen müßten.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 218. | 6 August 1830.

Gegenwärtiger Zustand von Spanien.

8. Küstenhandel; Aus- und Einfuhr.

Der Transport des Salzes aus Cadix und Torrevieja nach den Fischereien von Gallizien und Asturien rc. befindet sich fast gänzlich in den Händen der Schweden, sonst ist jedoch fremden Schiffen der Küstenhandel nicht gestattet. Die nördlichen Fischereien beschäftigen eine große Anzahl von Händen und erfreuen sich besonderer Begünstigungen von Oben, da einer der Betheiligten in diesem Geschäft der gegenwärtige Finanzminister ist. Die Sardellenfischerei ist sehr ergiebig, und man sucht ausländische Fischarten durch sie zu verdrängen. Die Häringe werden wenigstens nicht zugelassen, da die Sardelle hinreicht ihre Stelle zu vertreten. Sollte Spanien darauf Bedacht nehmen seine Marine zu vergrößern, so könnten ihm die Nordprovinzen tüchtige Leute liefern, die hauptsächlich durch die dort von einem großen Theil der Einwohner getriebene Fischerei gebildet werden.

Nachdem lange Nichts über den spanischen Handel auf offiziellem Wege bekannt geworden war, erschien im J. 1828 die Balanza Merkantil für das J. 1826, *) mit dem Versprechen, künftig ähnliche Berichte jährlich nachfolgen zu lassen. Der einzige Bericht dieser Art war im J. 1803 für das J. 1792 erschienen.

9. Armenwesen.

In jeder einiger Maßen ansehnlichen Stadt giebt es zahlreiche ausschließlich der Unterstützung der Armen gewidmete Anstalten, die ihr Einkommen aus Stiftungen von Ländereien und Kapitalien beziehen, welche theils von Privatpersonen theils von Bischöfen vermacht wurden — Spitäler, Findelhäuser, Lazarethe und Seminarien, in welchen arme Kinder Kost und Unterricht erhalten. Die meisten dieser Anstalten stehen unter Leitung des Clerus. In den nördlichen Provinzen, wo die Vermächtnisse für Spitäler bei Weitem unbedeutender sind, werden die dahin gehörigen Bedürfnisse durch Subskription und durch Kollekte in den Kirchen gedeckt.

Die Klöster verpflegen auch eine Anzahl von Armen; obwohl die von den reichen Brüderschaften dazu bestimmte Summe nicht beträchtlich ist. Die Franciscaner, Dominikaner und Kapuziner thun sich in diesem Liebeswerk noch am Meisten hervor; allein als Bettlerorden hängen sie selbst vom Zufluß milder Gaben ab. Indeß ist ihr Gewerbe immerhin so vortheilhaft, daß sie im Stande sind, stets offene Tafel zu halten; so speisen die Kapuziner von Sevilla außer ihrer eignen sehr zahlreichen Gemeinde täglich vierzig Arme.

Als die einzige öffentliche Beisteuer für das Armenwesen kann man einen Theil des Ertrags des Cruzado betrachten, oder der Bulle, durch welche der Pabst an den Freitagen und während der Fastenzeit viermal in der Woche Fleisch zu genießen die Erlaubniß ertheilt. Der Cruzado soll jährlich 300,000 bis 500,000 Pf. St. abwerfen und etwa der zehnte Theil dieser Summe kommt den verschiedenen Spitälern des Königreichs zu gut. *)

---

*)

	Ausfuhr.	Einfuhr.	
Afrika	540	11,090	Pf. St.
Asia		214.660	—
Vereinigte Staaten	45,925	68,940	—
England	651,800	957,595	—
Frankreich	450,350	726,170	—
Deutschland	26,670	150,510	—
Holland	56,185	153.525	—
Preußen	5	2,060	—
Rußland	4,085	135,800	—
Dänemark	11,585	30,070	—
Schweden	6,210	87 080	—
Türkey	55	31,255	—
Schweiz		8,950	—
Sardinien	2	110,895	—
Italien	85,740	446,500	—
Portugal	146,160	204,090	—
Spanisch-amerikanische Kolonien	330,373	754,690	—
	1,799,425	5,573,260	

Unter dieser Einfuhr sind 81,780 Pf. St. in Gold und Silberstangen oder Münze mit begriffen. Die Bilance gegen Spanien beträgt 1,975,990 Pf. St. Indessen läßt sich an der Richtigkeit des offiziellen Calculs Manches bezweifeln: es fehlt nämlich die Einfuhr des Tabaks und die ganze Ein- und Ausfuhr der freien nördlichen Provinzen und auf die Einfuhr durch den Schmuggelhandel, wodurch wahrscheinlich um ⅓ oder wenigstens ¼ jene nachtheilige Bilance vergrößert wird, ist keine Rücksicht genommen.

*) Für Arme anderer Art sorgt der heilige und königliche Monte de Piedad in Madrid. Seit seiner Gründung im J. 1724 bis zum November 1826 hat derselbe 1,030,395 Seelen aus dem Fegfeuer befreit; 11,402 fernere Seelen vom 1 November 1826 bis zum November des folg. J.; jene kosteten 1,720,437, diese 34,276, zusammen 1,754,713 Pf. St. Die Zahl der für diesen frommen Zweck gelesenen Messen betrug 548,921, also kamen auf eine Seele im Durchschnitt 1⁹/₁₀ Messen, welche mit 34 Schill. 4 Den. zu bezahlen waren.

Ungeachtet dieser Anstalten trifft man nirgends mehr Bettler als in Spanien, und nirgends mehr in Spanien als in den großen Städten, wo die Spitäler und Klöster am Zahlreichsten sind. In dieser Hinsicht ist es, seitdem Townsend sein treffliches Werk über Spanien schrieb, nicht besser geworden. In den Provinzen der Krone Castilien gilt das Betteln noch immer für Nichts weniger als eine Schande; dort ist auch das Vaterland der Bettelstudenten. In Provinzen dagegen, die nicht der Krone Castilien angehören, ist das Betteln in manchen Städten verboten, und Landstreicher werden aufgegriffen und in Spitäler gebracht, wo sie Nahrung, aber auch Arbeit finden.

In Madrid wurden in dem Jahre, welches mit dem 1 December 1827 schließt, 1240 Ehen geschlossen; und geboren wurden 4341 legitime, 1071 illegitime, im Ganzen 5412 Kinder; in Privathäusern kamen 2,111 und den drei Hauptspitälern 1,742 Todesfälle vor, und unter 1071 Kindern, welche die Fündelhäuser in diesem Jahr übernommen, lebten bloß 817 lange genug, um getauft zu werden. Man kann annehmen, daß in ganz Spanien die Hälfte, ja zwei Drittel der Kinder in diesen Anstalten wegen Vernachlässigung, schlechter Behandlung ꝛc. im ersten Jahr zu Grund gehen! Mehrere Spitäler in Madrid und die Klöster insgesammt machen die bei ihnen Statt findenden Todesfälle nicht bekannt! Die Zahl der in den drei großen Spitälern behandelten Patienten in demselben Jahr betrug 15,504, wovon 13,718 genesen entlassen wurden.

Die Beduinen.

4. Bewaffnung, Lebensart ꝛc.
(Schluß.)

Die Kemmaye, ein Lieblingsgericht der Araber, ist eine Art Trüffel, die scheinbar ohne Wurzel und Samen in der Wüste wächst. Es giebt drei Arten derselben: die rothe, Chelasy; die schwarze, Dschebah und die weiße, Zebeidy. Wenn der Regen während des Winters häufig gewesen ist, findet man die Kemmayes gegen das Ende des März vier Zoll tief unter der Erdoberfläche. Die Kinder und Dirnen, welche den Ort an einer kleinen Erhebung des Bodens erkennen, graben sie mit Stecken heraus. Wenn man sie reif werden läßt, ragen sie zur Hälfte über die Erde empor; oft sind sie in solcher Masse vorhanden, daß die Kamele darüber stolpern. Jede Familie sammelt dann vier oder oder fünf Kamel-Ladungen, und so lange dieser Vorrath dauert, leben sie ausschließlich von Kemmayes, ohne etwas Anderes zu kosten. Die Kemmayes werden in Wasser oder Milch gekocht, bis sie einen Teig bilden; dann wird geschmelzte Butter darüber gegossen; auch gebraten pflegt man sie mit geschmelzter Butter zu essen.

Das Fleisch von Gasellen, wenn sie dieselben erhalten können; noch mehr aber die Dscherboa oder Wüstenratte, die in der Wüste sehr häufig ist, betrachten sie als eine große Leckerei. Das gewöhnlichste und allgemeinste Gericht der Aenesen ist aber der Aresch; und selbst der reichste Scheich würde es für eine Schande halten, bloß um seinen Gaumen zu kitzeln, sein Weib irgend ein anderes Gericht bereiten zu lassen. Nur bei Festlichkeiten oder bei der Ankunft eines Fremden erlaubt sich der Araber eine Abweichung von seiner gewohnten Lebensweise. Für einen gemeinen Gast wird Brod gebacken und mit dem Aresch auf den Tisch gesetzt; ist der Gast einigermaßen angesehen, so wird ihm Kaffee geboten und Behatta oder Ftita aufgetragen. Für einen Mann von Stande wird ein Böcklein oder Lamm geschlachtet; dieses dann mit Burgoul und Kamelsmilch gekocht und in einem großen hölzernen Gefäß, um dessen Rand das Fleisch herumliegt, dem Gaste vorgesetzt. Das geschmelzte Fett wird mitten in den Burgoul geschüttet und jeder Bissen, ehe er verschlungen wird, in das Fett getaucht. Wird ein Kamel geschlachtet, was äußerst selten geschieht, so nimmt die ganze Horde an dem Feste Theil. Das Fett wird in Schläuchen aufbewahrt und statt der Butter gebraucht.

Die Araber sind beim Essen eben nicht reinlich; sie stecken die ganze Hand in das Gericht, das vor ihnen steht, ballen den Burgoul zu Kugeln von der Größe eines Eis und verschlingen ihn so. Sie waschen ihre Hände vor dem Essen; aber selten nachher; dann begnügen sie sich vielmehr, das Fett von ihren Fingern zu lecken und die Hände an den ledernen Scheiden ihrer Schwerter abzureiben. Die gewöhnliche Stunde des Frühstücks ist um zehn Uhr; dann wird nur noch einmal gegessen, gegen Sonnenuntergang. Wenn es nicht an Waide fehlt, wird nach dem Essen Kamelsmilch herumgereicht. Die Araber essen ungemein gierig; und da die Speisen immer sehr heiß aufgetragen werden, so erfordert es einige Uebung, sich nicht die Finger zu verbrennen, und doch der gefräßigen Gesellschaft nachzukommen. Die Weiber speisen in dem Meharrem was von dem Mahle der Männer übrig geblieben ist; sie haben selten einmal das Glück Fleisch zu bekommen, außer etwa den Kopf, die Füße und die Leber der geschlachteten Lämmer. Während die Männer des Lagers, in welchem ein Fremder bewirthet wird, frei in das Zelt treten und an dem Mahle Theil nehmen, stehlen die Weiber sich in den Meharrem der Wirthin und erbetteln sich einen Fuß oder irgend ein anderes Stück des geschlachteten Thiers.

Von Handwerkern und Künstlern ist bei den Aenesen Wenig bekannt. Zwei oder drei Grobschmide, welche die Pferde beschlagen, und einige Sattler, die das Lederwerk auszubessern haben, sind die einzigen Handwerker, die selbst unter den zahlreichsten Stämmen gefunden werden. Diese Arbeitsleute heißen Szona; nie sind sie aus dem Stamm der Aenesen, weil dieser sich für erniedrigt halten würde, wenn Einer aus ihrer Mitte sich zu einer so sklavischen Beschäftigung herabließe. Die Meisten derselben sind aus den Dörfern von Dschof, welche fast ausschließlich von Handwerkern bewohnt werden, die zum Theil während des Frühlings sich unter den Beduinen zerstreuen und im Winter zu ihren Familien zurückkehren. Ein Aenese heirathet nie in eine Szonafamilie; die Szona verheirathen sich unter einander oder nehmen die Töchter von Sklaven der Aenesen. Nur die Gerberei und Webekunst wird von den Aenesen selbst ausgeübt, die erstere von den Männern, die letztere von den Weibern. Um eine Kamelhaut gelb zu färben, bedecken sie dieselbe mit Salz, das zwei oder drei Tage darauf bleibt; darauf wird sie sieben Tage lang in einen flüssigen Teig von Gerstenmehl mit Wasser gesteckt, dann endlich in frischem Wasser gewaschen und von den Haaren gereinigt. Sie nehmen nun Granatapfelschalen, zerstoßen sie und vermischen sie mit Wasser und lassen die Felle in dieser Mischung drei oder vier Tage liegen. Sobald Dieß geschehen, ist die

ganze Operation vollendet, und man hat das Leder nur noch, um es geschmeidig zu machen, mit Kamelsfett einzureiben. Zum Rothfärben des Leders bedient man sich der äußeren Haut einer Wurzel, die in der Wüste wächst, drei Spannen lang und einen Mannsfinger dick ist und Oerk genannt wird. Aus so zubereitetem Leder werden die Wasserschläuche verfertigt; Anfangs geben dieselben dem Wasser einen bitterlichen zusammenziehenden Beischmack, der aber den Arabern nicht zuwider ist.

Bei allen Beduinenstämmen ist Ziegenhaar der Stoff, aus welchem die Decken ihrer Zelte, ihrer Kamele und ihrer Mundvorräthe bereitet werden. Die Zeltdecken werden meist in Hauran und den Bergen von Heisch und Belka gemacht, wo die Ziegen häufiger sind, als unter den Aenesen; die letzteren verfertigen dagegen allerlei Zeuge aus Wolle, die ihnen zu anderen Zwecken dienen. Die arabischen Weiber bedienen sich hiezu eines sehr einfachen Webstuhles, der Nutou genannt wird und aus zwei kurzen Stöcken besteht, welche in einiger Entfernung von einander nach der Breite des Stücks in die Erde gesteckt werden. Ein dritter Stock wird quer über jenen beiden angebracht. Ungefähr vier Ellen davon werden drei andere Stäbe auf ähnliche Weise befestigt, und über den beiden horizontalen Querstäben der Einschlag. Um den oberen und unteren Einschlag von einander zu halten, bedient man sich eines einfachen Stäbchens. Ein Stück Holz dient statt des Weberschiffleins, und ein kurzes Gasellenhorn schlägt den Faden des Schiffleins zurück. Dieser Webstuhl wird vor dem Meharrem aufgestellt, und Mutter und Töchter arbeiten an demselben. Der Spinnrocken ist unter den Aenesen in allgemeinem Gebrauch. Aus Kamelshaar machen die Weiber Säcke, mit denen die Euter der Kamele bedeckt werden, um die Jungen vom Saugen abzuhalten. Auch zum Stricken der Mearaka oder der Mütze, welche die Männer tragen, nimmt man Kamelshaar; Doch wird hiebei, wie bei den Säcken gewöhnlich eine gleiche Quantität Wolle daruntergemischt, und nur die ärmsten Leute bedienen sich ausschließlich des Kamelshaars, welches bei Weitem nicht so sehr geschätzt wird, als das Ziegenhaar.

Die französischen Memoiren.

(Schluß.)

Beim ersten Blick auf den Titel: „Memoiren von Constant" könnte man vielleicht auf etwas weit Wichtigeres gefaßt seyn. Der Leser kann dem Wort Kammerdiener, wo es sich um Hofverhältnisse handelt, eine schreckliche Ausdehnung geben. Und allerdings ist unter einem König wie Ludwig XV der Kammerdiener eine bedeutende Person; denn damals war das königliche Liebchen kein bloßes Luxusmöbel, kein leichtes Spielwerk, das man gleich wieder wegwirft, keine augenblickliche Phantasie in einem von Geschäften eingenommenen Leben, sondern die Mätresse war damals Staat, Ministerium, ja König selbst. Unter Ludwig XIV waren Dieß die Freistunden (Delassemens) des Königs, jener wichtige Theil seiner Regierung, für welchen selbst ein Bossuet behülflich seyn mußte, wie der Herzog von Sülly zwischen Gabriele und Heinrich IV. Unter dem Kaiserreich aber, umrauscht von einstürzenden Thronen, von Völkern, die Gesetz und Sitte wechseln, von einem sich erst bildenden Hofe, klingt der Titel eines Kammerdieners fast so wunderlich, als der eines Ceremonienmeisters; hier ist ein Kammerdiener eben so sehr eine Fiction als eine Mätresse. Sagte uns Jemand: wir wollen Dir den Kammerdiener Dschengischans oder Timurs zeigen, so thäten wir darum keinen Schritt. Gerade so ergeht es uns mit Hrn. Constant; denn bei einem Leben, wie es Napoleon führte, müssen die Vorkommenheiten seines Boudoirs nothwendig höchst monoton lauten. Die Geschichte dieses Boudoirs ist unendlich einfach; sie ist Nichts als die Geschichte einer Thür, die sich alle Halbjahre öffnet und wieder verschließt; einen Augenblick darauf tritt eine verschleierte Dame heraus, der Niemand auf die Spur zu kommen sucht — weder der Hof, denn dieser hat gar kein Interesse, die Dame kennen zu lernen, die eben deßwegen, weil sie hier eingetreten ist, später nie mehr dorthin zurückkehren wird — noch die Stadt, denn diese hat nicht die mindeste Lust, sich um eine intrigue plus que bourgeoise zu beunruhigen, die keinen Anfang und keine Mitte hatte, die kaum das gehörige Ende nahm, und die — was für das Volk noch wichtiger ist als für den Hof — sicherlich keine Folgen haben wird. Was kann bei einem so einfachen Gang der Dinge aus einem unglücklichen Kammerdiener werden? — bei einer Leidenschaft ohne Liebe, ohne Intrike, ohne einzuhändigende Briefchen, ohne Verzweiflung, ohne Eifersucht; bei der vorübergehenden und geheim gehaltenen Bewegung eines Fürsten, der Achtung vor seinem Volk, eines Gatten, der Achtung vor seiner Frau fühlt; eines Staatsmannes, der arbeitet und das Liebchen, wenn er anders ein solches hat, im Nebenzimmer warten läßt, bis er mit seiner Arbeit fertig ist, ja der die erwartete Dame wohl gar wieder vergißt, oder sie wieder fortschickt, wie sie gekommen war, weil der Kriegsminister da ist, der mit dem Kaiser sprechen will?

Man dachte bei der Herausgabe der Memoiren Hrn. Constants nicht daran, wie dürftig eine solche Spekulation sich ergeben werde. Man rechnete auf das Glück, welches das Werk des Grafen Las Cases mit all seinen Geringfügigkeiten und Haushalts-Details machte. Aber als Las Cases schrieb, war sein Held eben gestorben. Europa wollte wissen, was er bis an sein Grab gethan habe, und so bekamen alle Kleinigkeiten des Memorials von St. Helena den Werth der Geschichte; und es ist die beste Geschichte, die im Augenblick erscheinen konnte. Ueberdieß war dieses Buch, das uns jetzt so unbedeutend vorkömmt, vor zehn Jahren sehr wohl berechnet. Verschlang man doch damals selbst das bloße Receptenbuch eines untergeordneten Arztes, worin es sich lediglich nur um die Entleerungen und Arzeneien des Kaisers handelt. Heut zu Tag ist Das anders. Wir sind jetzt über dergleichen Dinge weg, wie der Mann, von welchem sie damals berichtet wurden. Ehre seiner Asche! Verfolgen wir sein Andenken nicht mit dergleichen Aufzählungen, die uns anekeln und die ihm Herzweh machen würden.

Und wären endlich die Memoiren Constants nur wirklich sein eigenes Werk; so aber hat er fast Nichts geliefert als Auszüge aus dem Moniteur und andern Journalen jener Zeit. Josephine, Malmaison, die Krönung, die Scheidung, Marie Louise, die kaiserliche Garde, das tägliche Bad und Hühnchen Sr. Majestät, Ehrendamen, der Mameluk, die Beleuchtung mit gefärbtem Glas: Das ist genug, um, ein tüchtiges Register noch beigefügt, sechs artige Bände zu füllen.

Man sollte kaum glauben, mit welchen Liebeleien, welchen Redensarten dieser Kammerdiener seinen Herrn ausstaffirt. Gott! wie Wenig verstand sich doch der Kaiser darauf, den Schönen zu gefallen, wie plump waren seine Intriken! Die Sache wird wirklich oft zum Erbarmen lächerlich. Manchmal wiederholt er Andern sogar die Gesundheitsregeln, die ihm Hr. Constant gegeben hat. Im ersten Band z. B. gefällt ihm eine arme Italienerin, die ein Unterkommen sucht: „Sire!" sagt Constant, „ich rathe Ihnen um Ihrer Gesundheit willen ...." Zwei Bände später ist Napoleon mit dem Kaiser Alexander zu Erfurt im Theater; Letzterer fühlt eine Zuneigung zu Fräulein .... „Mein Bruder" sagt der Erstere, „ich rathe Ihnen um Ihrer Gesundheit willen ...."

Welche Geschichte, und ist es ein bloßer Roman, welch abgeschmackter Roman! Und doch war dergleichen Zeug seit beinahe zwei Jahren unsere literarische Erholung! Vom Augenblick, wo dieser neue Industriezweig entdeckt wurde, hat sich die Buchmacherei wie rasend darauf geworfen, alle Zeiten gestürmt, aller Namen sich bemächtigt, alle Celebritäten ausgebeutet, besonders aber die neue Geschichte und Namen von Zeitgenossen zu ihrem Stoff genommen. In letzterer Beziehung wurde Nichts der Vergessenheit überlassen; verziehene Verbrechen wurden — wenn auch nicht in böslicher Absicht — wieder ans Licht gezogen; gesühnte Irrthümer wieder hervorgeholt, ohne der Sühnung zu gedenken; abgestrafte Verleumdungen von Neuem zu Tag gebracht, ohne der dem Verleumder geworde-

nen Strafe zu erwähnen; ja selbst vergangener Zeiten schonte man nicht: Verstorbenen wurden Memoiren angedichtet, wie der Dubarry, der Pompadour, dem Robespierre. Man nenne irgend einen etwas bekannten Menschen, welchen jene Autoren seine Geschichte nicht noch im Grab hätten schreiben lassen.

Glücklicherweise giebt es zwei sichere Zerstörungsmittel diese Unwesens: die Verachtung und die Langeweile; die Verachtung des Angegriffenen, der auf so niedrige Ausfälle unmöglich antworten kann; und die Langeweile Aller, deren Aufmerksamkeit man durch einen pomphaften Titel auf einen Augenblick angezogen hat.

Die Indianer in den Vereinigten Staaten.

Ein Bericht des Sekretärs des Kriegswesens über den gegenwärtigen Zustand der Indianer in den Vereinigten Staaten lautet im Auszug folgendermaßen: Die Tschickesaws haben Ueberfluß an Pferden, zahlreiche Heerden von Rindvieh, Schweinen, Schafen, Ziegen und Geflügel. Sie bauen Baumwolle, Mais, Waizen, Haber, Erbsen, Bohnen, Kartoffeln u. s. f. Im Jahr 1829 führten sie 1000 Ballen Baumwolle und eine starke Anzahl Ochsen und Schweine aus. Ihrer Feuergewehre bedienen sie sich nur noch zum Vergnügen, und haben nicht mehr nöthig, sie als Existenzmittel anzuwenden. Jede Familie beschäftigt sich mehr oder minder mit dem Landbau, und zwar wird derselbe jetzt von den Männern, nicht, wie vormals, von den Weibern betrieben. Die Schulen sind blühend und ein Theil der Jugend bekennt sich zum Christenthum. Als Nation sind sie tapfer und mannhaft; die Weiber sind schön und züchtig. Die Gesittung ist seit acht Jahren bedeutend vorgeschritten. Die Gesetze sind geschrieben, klar und wenig zahlreich, und bezwecken hauptsächlich Frieden und Ordnung im gegenseitigen Verkehr. Die mechanischen Künste, welche bei ihnen eingeführt wurden, fanden große Verbreitung im Volk. Zimmerleute, Wagner, Schmide werden allenthalben gebraucht.

Die Tschoctaws haben ihren Zustand auf eine beispiellose Weise gehoben. Die Unmäßigkeit ist denselben beinahe unbekannt. Eine ordnungsmäßige Regierung wurde von ihnen eingesetzt; ihre Gesetze sind geschrieben, genau bestimmt und erstrecken sich auf alle Civil- und Kriminalfälle, die bei einer Gesellschaft, wie die ihrige, muthmaßlich vorkommen können. Die Volkszahl belief sich im Jahre 1828 auf 5627 Köpfe. Sie haben Rindvieh, Pferde und Schafe im Ueberfluß. 5 Schulen mit 150 Zöglingen und verschiedene Handwerker. Die abergläubischen Gebräuche sind abgeschafft.

Nicht so günstig lautet der Bericht über die Tschiroki's (Tschirokesen). Der Courrier des Etats Unis, aus welchem wir diesen Aufsatz entlehnen, führt jedoch folgenden Brief eines gewissen Worcester an, der sich vier Jahre unter den Tschiroki's aufhielt, aus welchem hervorzugehen scheint, daß dieselben die gebildetsten Indianer der Ver. St. sind. „Sie kleiden sich," heißt es daselbst, „wie die civilisirten Völker. Ihre Weiber können in der Regel spinnen und weben. Das ganze Volk beschäftigt sich mit dem Ackerbau. Eine umherstreifende Jägerklasse giebt es nicht. Die Häuser sind von verschiedenem Bau, von dem eleganten Backstein-Haus bis zur ärmlichen Hütte von Baumstämmen. Die Mehrzahl der Nation wohnt indessen in bequemen ein-, hie und da auch zweistöckigen Gebäuden. Sehr viele der Jüngern lesen und schreiben ihre Muttersprache. Die Anhänger der Presbyteriankirche erstrecken sich auf 180; die der Brüdergemeinde auf etwa 54; der Wiedertäufer auf wahrscheinlich 50; der Methodisten auf mehr als 800."

Die Criks haben keine oder nur geringe Fortschritte in der Kultur gemacht. Sie sind der Völlerei und andern Lastern, der Bestialität und Grausamkeit ergeben.

Die Indianer in Missuri stehen beinahe noch auf der ursprünglichen Stufe der Unwissenheit und Wildheit. Sie bebauen das Land auf eine rohe Art, um Erbsen und etwas Mais zu gewinnen.

Unter den Miamis und Pettowatami's bauen Einige Mais und haben Hausthiere, aber es giebt keine Handwerker, und die Gesellschaft befindet sich in einem sehr erniedrigten Zustand. Sie werden durch die geistigen Getränke in großer Anzahl hingerafft.

Unter den Indianern des Staates New-York ist der Ackerbau mehr als zu erwarten stand vorgeschritten, obwohl sie denselben annoch auf sehr nachlässige Weise betreiben. Auch in jedem andern Zweig der Kultur gewinnen sie.

Das Upasgift.

Der Baum, von welchem das Upasgift kommt, wächst auf dem östlichen Ende der Insel Java; sein Stamm ist rund, gerade und erhebt sich vollkommen glatt und astlos zu einer Höhe von sechzig, siebzig und achtzig Fuß. An der Wurzel breitet er sich in eine Menge Absenker aus, die sich schief zur Erde neigen und, gleich dem Hauptstamm, mit einer dicken weißen Rinde bedeckt sind. Diese giebt, wenn sie verwundet wird, den milchigen Saft, aus welchem das Upasgift gewonnen wird. Aus der innern Rinde (liber) des jungen Baumes wird von den ärmern Volksklassen grobes Zeug bereitet, welchen sie bei ihren Feldarbeiten tragen; so wie denselben indessen der Regen durchnäßt, erregt er ein unerträgliches Brennen und Jucken, was zum Beweis dienen kann, daß auch die innere Rinde nicht frei von jenem gefährlichen Gifte ist. Wenn die Eingebornen ein Stück Feld in der Nähe eines solchen Baumes urbar machen, wagen sie lange nicht sich demselben zu nähern, weil sie den Hautausausschlag fürchten, der durch die Einwirkung einer von den Ausflüssen des Upas getränkten Atmosphäre erregt wird. Wenn der Baum nicht verletzt wird, ist seine Nähe jedoch nicht gefährlich; er ist, wie alle andern Bäume, in seiner Nachbarschaft von Pflanzen und Gesträuchen umgeben, und wird, gleich jenen, ohne Furcht erklettert. Das Gift, dessen sich die Eingebornen von Macassar, Borneo und den Inseln des indischen Archipels bedienen, um ihre Pfeile zu vergiften, wird auf folgende Weise gemacht: Acht Unzen Upassaft werden mit einer Mischung von sorgfältig geriebenem und gestoßenem Arum, Ammonium, Zwiebeln und Knoblauchsaft, von jedem eine halbe Drachme, in ein Gefäß gethan, worauf eine halbe Drachme feingestoßener schwarzer Pfeffer hinzugefügt und das Ganze wohl unter einander gerührt wird. Ein Samenkorn von Capsicum fruticosum wird darauf in die Flüssigkeit geworfen, welches sogleich sich in derselben mit großer Schnelligkeit zu bewegen anfängt, indem es bald einen Kreis beschreibt, bald gegen den Rand des Gefäßes schießt, bis es endlich zur Ruhe kommt. Hierauf wird aufs Neue dieselbe Quantität Pfeffer hineingestreut und ein anderes Capsicumkorn darauf gelegt, das sich mit etwas minderer Schnelligkeit bewegt; ist nun zum dritten Male die gleiche Quantität Pfeffer hinein geschüttet worden, so bleibt das Capsicumkorn, welches man in die Mitte legt, ruhig und bildet einen regelmäßigen Kreis in dem Fluidum, der dem Hof um den Mond gleicht. Dieß ist das Zeichen, daß das Gift zum Gebrauch tüchtig ist. Die gewöhnlichen Symptome, die dasselbe hervorbringt, sind: Zittern in den Gliedern, Unruhe, Sträuben des Haars, Leiden der Eingeweide, Ohnmacht, leichte Krämpfe und Zuckungen, schnelles Athmen, vermehrter Speichelfluß, krampfhaftes Zusammenziehen der Brust- und Bauchmuskeln, Brechen, außerordentliche Angst und Pein, mühsames Athmen, gewaltsame und wiederholte Convulsionen, Tod. Die Wirkung des Upasgiftes geht hauptsächlich auf das Gefäßsystem. Das Blut wird auf außerordentliche Weise in den großen Gefäßen des Rumpfes zusammen gedrängt, was eben die oben angeführten Symptome mitunter zur Folge hat.

Successionsverhältniß des Königs von England.

Wunderlicher Weise ist der jetzige König von England zugleich Wilhelm I, II, III und IV: als König von Hannover Wilhelm der Erste, da die Beherrscher dieses Landes vor Georg I bloß Kurfürsten waren; als König von Ireland Wilhelm der Zweite, sofern dieses Königreich der britischen Krone erst unter Heinrich II einverleibt ward, folglich Wilhelm der Eroberer und Wilhelm der Rothe nicht Herren von Ireland waren, von den eigenen irischen Königen aber keiner Wilhelm hieß; als König von Schottland Wilhelm der Dritte, indem unter den eigenen schottischen Königen (vor Jakob I) nur ein einziger jenes Namens vorkommt, nämlich der berühmte Wilhelm der Löwe; als König von England endlich Wilhelm der Vierte.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

(Beilage: das Inhaltsverzeichniß zum verflossenen Semester.)

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 219. 7 August 1830.

Eine Erinnerung aus Madrid.

(Schluß.)

Die Worte des Grafen Toreno schienen Don Tadeo ein düstres Vorzeichen, das ich vergebens zu bekämpfen suchte; er hing mit Aberglauben daran. Auch mir war es keineswegs lächerlich bei der Sache. Den schwarzen Bildern, die sich mir zudrängten, zu entfliehen, besuchte ich einen Kameraden, der bei den heutigen Scharmützeln durch einen Stockschlag verwundet worden war.

„Bei Gott! sie liebt mich mehr, als ich selbst glaubte", rief er mir entgegen, sobald er meiner ansichtig ward. „Als ich mit dem Arm in der Binde kam, was war da für eine Verzweiflung, wie flossen ihre Thränen!"

„Um Riego vielleicht. Sie ist ja doch liberal wie ein spanischer Grande?"

„Mehr als Benjamin Constant! Seit ich aus Spaß zu ihr sagte, Du seyest der Sohn eines Königsmörders, spricht sie von Nichts, als Dir. Ich werde eifersüchtig."

„Um Riego also weint sie?"

„Um mich! eine Wunde macht so interessant! Welch ein Weib, welche Glutseele! Ich möcht' es ihnen in Paris nicht sagen, aber der Teufel hole mich, wenn ich nicht alle Französinnen um eine Spanierin gäbe. Da ist Nichts von Koketterie, Nichts von einfältigen Fratzen. Sagt sie Ja, so ists ein Ja; wenn Nein, ein Nein. Man weiß, wie man daran ist. So z. B. Du magst's mir glauben oder nicht, aber auf Ehre! sie war's zuerst, die mir sagte: Ich liebe Dich."

„Du weißt wohl, daß hier der Brauch........"

„Ein herrlicher Brauch für Den, der keine Zeit zu verlieren hat. A propos! morgen auf der Wache solltest Du mir eine Romanze auf sie herauskriegen. Dona Paquita Castejar — sucht Dir darauf einen Reim. Wär ich ein Dichter, die Spanierinnen würden mich zu des Teufels Versen begeistern! Ihre großen schwarzen Augen, ihr unerschöpfliches, geistvolles Geplauder, diese zarten Wellen-Taillen, diese......."

„Sieh, da geht ihr Mann eben aus. Ihm scheint Deine Wunde nicht viel Sorge zu machen, er sieht ganz lustig drein."

„Ohne Zweifel will er einen Constitutionellen zum Tod verurtheilen. Die Regentschaft hat ihn zum Großrichter, Fiskal-Profurator, was weiß ich, ernannt. Seine Frau ist untröstlich darüber."

In diesem Augenblicke pochte es sacht an die Thür: „Ave Maria."

„Sie ists!" sagte er ganz leis.

„Soll ich mich in den Alkov verstecken?"

„Nein, nein."

Aber an der aufgehenden Thür vorüberhuschend hatte ich mich bereits hinter der Scheidewand des Alkovs versteckt. Ich sah Paquita sich neben ihren Geliebten auf den großen Stroh-Kanape setzen. Sie hatte sehr geweint, die Thränen glänzten noch auf ihren braunen Wangen. Wirklich, sie war ungemein schön. Mit den runden Armen umschlang sie ihn heftig und rief mit schwellender Brust, indem sich Flehen und Entschlossenheit in ihrem Tone paarten, daß ichs mein Leben lang nicht vergessen werde:

„Prospero de mi alma, mata a mi marido. Prosper meiner Seele, tödte meinen Mann."

Prosper machte große Augen; er glaubte falsch gehört zu haben. „Deinen Mann tödten? Ich? Ihn umbringen? Mit meinem Säbel?"

„Oder mit einem Dolch, wenn Du mich liebst," erwiederte sie, die feuchten Flammenaugen auf Prosper geheftet; und von Neuem drückte sie ihn an sich, umschlang ihn schmeichelnd und lehnte den Kopf an seinen Mund, um die Antwort schneller zu haben. Aber er blieb stumm vor Erstaunen. Ihn aus der Verlegenheit zu ziehen, trat ich endlich hinter meinem Versteck hervor, und schlug als Auskunftsmittel die Wache vor. Castejar mußte alle Abende, wenn er von seinem Gerichtssaal zurückkehrte, durch den Hof des Posthauses. Nichts leichter, als ihn dort festnehmen und die Nacht auf unserer Wache zubringen zu lassen. Mehr als Einem Ehemann war dieses Mißgeschick schon widerfahren. Es war ein Dienst, welchen die Offiziere der Garnison einander gegenseitig leisteten.

Paquita schien über meine Dazwischenkunft nicht erzürnt; und mochte mir nun die seltsame Lage Ueberredungsgabe verliehen, oder die Abkunft von einem Königsmörder Dem, was ich sagte, Gewicht gegeben haben — genug, sie entgegnete nach einigen Minuten Bedenkens:

„Gut denn! auf die Wache, morgen Abend."

Gedacht, gethan. Um die Rolle eines Alguazils zu spielen fehlte es mir nicht an Gelegenheit. Kanonen verkündigten die An-

unft Ferdinands im Hafen Santa Maria; daher großer Jubel unter dem Haufen, Beleuchtung, Processionen, Plünderungen. Die Constitutionellen flüchteten sich auf unsere Wache und die zu lauten Servilen sperrten wir mit Gewalt hinein. Als Castejar vorbeikam, nahm man ihn beim Kragen; mit mußte er, er mochte schreien wie er wollte. Aber kam nicht gar seine Frau selbst, um ihn zu reklamiren! es war eine herrliche Komödie. Ich spielte meine Rolle gut und blieb unerbittlich.

„Gieb mir Deine Richter-Medaille," sagte sie zu ihrem Mann; „ich laufe zum Polizeiintendanten und bin gleich wieder da."

Das war sie auch; aber sie hatte die Medaille verloren. Am folgenden Tage hieß es in Madrid, Riego sey entkommen. Constitutionelle, als Polizeisoldaten verkleidet, und eine Magistratsperson, die man für ein Mitglied der Militärkommission hielt, hätten sich bei Nacht Zugang in das Seminar verschafft. Einen Augenblick darauf wären sie mit einem in einen großen Mantel verhüllten Gefangenen zurückgekommen. Heute früh, als man den Kerker Riego's geöffnet, habe man denselben leer gefunden.

Ach! es war nur ein weiteres Abenteuer Major Billings gewesen! Nichts soll fehlen zur Feier der Befreiung des Königs. Das Fest wird vollständig seyn.

Auf dem Platz de la Cebada hat man zwei hölzerne Balken aufgerichtet, über welche ein dritter in die Queer herliegt. Tausend zerlumpte Zuschauer drängen sich um die Fenster der winkeligen Häuser des Platzes, und auf den Dächern seiner schmutzigen schwarzen Baracken. Bei Richtern, wie Castejar gehen politische Prozesse rasch vor sich. Seit drei Tagen befindet sich Riego in der Sterbekapelle. Vor der Hinrichtung hat man ihn beinah vor Hunger und Durst verschmachten lassen; diesen Morgen erst hat er zu trinken bekommen, aber einen mit Opium gemischten Trank. Man fürchtete, er möchte standhaft sterben.

Seine beiden Adjutanten sind, auf Esel gebunden, inmitten zweier Reihen Bußgänger, die grüne Wachskerzen in Händen halten und Litaneien abplärren, am Fuß des Galgens bereits angekommen. Hört Ihr das Geschrei unter der Menge! Die zwei Verurtheilten setzen sich zur Wehr und ringen mit den Henkern; es entsteht ein entsetzlicher Kampf auf dem Blutgerüst. Die Polizeisoldaten kreuzen die Bajonette und bald sieht man zwei Leichname mit heraushängenden Augen und Gedärmen in der Luft emporziehen.

Nicht fern ist Riego, umfluthet von Schmähungen. Ein hinkendes Maulthier hat ihn in einem großen Binsenkorb hergezogen. Von den fest an die Brust gebundenen Knieen an hängen die Füße über den Korb heraus, eingepreßt zwischen großen Holzblöcken, in welchen sie seit dem Gefängniß stecken.

Er schläft.

Wie man ihm auf dem Schaffot den Strick um den Hals legt, macht er eine Bewegung, und scheint aufzuwachen. Aber kaum hat er die Augen geöffnet, so faßt ihn der Henker, schwingt sich mit ihm hinaus und wirbelt ihn in dem Raum zwischen beiden Pfosten umher. Während die Knechte das Opfer an den Beinen ziehen, nimmt er den Halbtodten, rittlings auf dessen Schultern sitzend, bei den Haaren, und giebt ihm mit der andern Hand Backenstreiche; endlich speit er ihm in's Gesicht, und springt herab. Die Menge klatscht Beifall.

Abends war Ball auf dem Platz de la Cebada, und der Trapist hielt in derbem Rausch eine Predigt. Einige Mitglieder des Stadtrathes, unter andern Toribio, so eben zum Regidor ernannt, baarfüßiges Glaubens-Gesindel in Generalsuniform, Kräuterhändler, Mönche und öffentliche Dirnen tanzten beim Schein großer Feuer; man verbrannte das Hausgeräthe einiger nah wohnenden Konstitutionellen. Eben als ich kam, traten einige Offiziere der Realisten (Royalisten) oder, wie man sie nannte, Realeros (Realendiebe) aus dem Wirthshaus zum Engel. Sie schrien: „zum Teufel mit der Konstitution! jetzt sind wir wirklich frei." Nach einem guten Nachtessen waren sie ohne zu bezahlen fortgegangen, das Silberzeug des Wirths in den Taschen. Mitten unter ihnen schrie Einer in französischer Marschallsuniform lauter als alle Andern: es lebe der unumschränkte König! Es war der bekannte Bessières, den der unumschränkte König einige Monate nachher ohne gerichtliches Urtheil erschießen ließ.

Das Fest dauerte tief in die Nacht hinein; aber die Konstitutionellen hatten ihre Häuser verrammelt, und wir hielten gute Wache. Gegen drei Uhr Morgens hörte man Nichts mehr in den Straßen, als den Schritt der Patrouillen und das „Wer da" unserer Vedetten. Auf meiner Wache allein, dachte ich darüber nach, warum wir nach Spanien gekommen. Ich war traurig und schämte mich beinah.

Als Prosper mich den folgenden Tag ablöste, sagte er: „Freund, von nun an hast Du nicht mehr nöthig meinen ehrenwerthen Wirth Don Lorenzo Castejar auf der Pritsche übernachten zu lassen. Heute Morgen fand ihn seine Frau todt im Bette."

Gegenwärtiger Zustand von Spanien.

10. Arbeitslohn und Nahrung des Volks.

In den industriösen Provinzen des Nordens steht der Arbeitslohn in der Regel um ⅓ niederer als in den mittlern, wo die Bevölkerung fast ganz in kleine Gutsherren, Bauern und Arrieros zerfällt, und wo der Dürftige vorzieht sein Brod in den Spitälern oder Klöstern zu holen, als es im Schweiß seines Angesichts zu verdienen. In Biscaya und im Norden überhaupt, wo die Einwohner arm aber fleißig sind, ist der Arbeitslohn mäßig und der Unterschied zwischen den Städten und dem Land unbedeutend, etwa in dem Verhältniß wie 7 zu 6 *)

*) Folgendes ist eine Uebersicht der Verhältnisse des Arbeitslohnes nach der Durchschnittsberechnung eines Jahres mit Angabe der Maximums und des Minimums:

Feldarbeiter	7	—	5½	Realen.
Straßenarbeiter	6			
Maurer und Zimmermann	9	—	6	—
Arbeiter in den Wollen- und Papiermanufakturen zu Alcoy	10	—	8	—
Arbeiter in der k. Tabakfaktorei zu Sevilla (2000 Männer und 2000 Weiber)	10	—	4	—
Arbeiter in den Minen zu Adra (10,000 Personen)	8	—		
Arbeiterinnen in den Seidenspinnereien zu Valencia	5	—	4	—
Seidenweber daselbst	24	—	5	—
Böttcher (selten)	20			

Die Nahrung der arbeitenden Klassen in ganz Spanien besteht aus Speck, Brod, Garbanzos (Erbsen), Bohnen, Gemüsen, Wein, Oel und Knoblauch. Diese Artikel sind absolutes Lebensbedürfniß. Am Morgen nimmt der Mann etwas Brod und Wein, oder noch gewöhnlicher Branntwein zu sich; Weiber und Kinder Brod, Knoblauch mit ein Wenig Oel. Zu Mittag gespeist wird, je nach dem Brauch einer Provinz, von 10 Uhr Morgens bis Mittags 1 Uhr — und zwar mit einer Suppe von Speck und Bohnen oder Brod, oder einem in Oel und Wein angemachten Gemüse, wozu kein Wasser kommt! Zwischen 2 bis 4 Uhr wird Vesper (merienda) gehalten mit Brod und Wein, und um 9 oder 10 Uhr mit einer Suppe von Brod, Knoblauch und Oel nebst Vegetabilien und Wein zu Nacht gespeist. Selten genießt der Arme Fleisch und Fisch, außer an der Küste, auch da nur je zuweilen. Es ist jedoch zu bemerken, daß das Bedürfniß *) des Arbeiters und sein Wochenverdienst meist das Gleichgewicht halten. Führt das Glück ihm einen Nebenverdienst von etlichen Realen zu, so läßt er sie für bessere Kost aufgehen. Ueberhaupt scheint das Essen derjenige Genuß, dem sich die Spanier am Liebsten überlassen; auch trinken sie gern ihr Gläschen, doch selten bis zur Berauschung.

Es ist nicht leicht auszumitteln, wie Viel der gemeine Mann das Jahr durch von jedem Lebensartikel braucht, oder wie er das Geld vertheilt, welches er verdient. Der Spanier denkt nicht so weit, daß er sich darüber genauere Rechnung ablegte. Die Hausmiethe für eine Familie von 4 oder 5 Personen kann sich nach der Lokalität auf 30 bis 60 Schill. belaufen. Um Granada herum wohnen gegen 7000 Menschen in Kellern, wofür sie 10 bis 18 Schill. Miethe zahlen. Kleider kosten sie fast gar Nichts! Mancher trägt einen Anzug zehn bis zwölf Jahre. Der Mantel (capa) hält oft zwei Generationen aus. In Valladolid, wo es wohlfeil zu leben ist, soll eine Arbeiter-Familie von vier Personen mit 10 Pence (30 Kr.) täglich bequem auskommen. In den Werkstätten aber verdienen Männer, Weiber and Kinder jährlich im Durchschnitt 4 bis 6 Pence des Tags.

Die Arbeitsstunden dauern von 7 Uhr Morgens bis Nachts 10 Uhr; außer der Zeit, die für das Essen abgeht, darf man eine Stunde wenigstens auch für Rauchen und Cigarrenanzünden in Abrechnung bringen. Die zahlreichste Klasse von Arbeitern bilden die Arrieros mit ihren Knechten; leztere erhalten des Tags 3 bis 4 Realen, und auf einer Reise ihre Auslagen erstattet. Die Regierung läßt in ihren Fabriken Tag für Tag arbeiten, die Sonntage nicht ausgenommen; nur 5 bis 6 Festtage sind gestattet; an gewöhnlichen Feiertagen müssen sich die Arbeiter mit einer Messe begnügen, die ihnen Morgens in den Werkstätten gelesen wird. Viele Privatfabrikanten sind diesem Beispiele gefolgt, ohne daß die Bischöfe sich einer solchen Neuerung widersezt hätten.

*) Die Preise dieser Artikel variiren fast in jedem Dorf, Speck 4½ bis 7, grobes Brod ¾ bis 1, feines Brod 1½ bis 2, Garbanzos 2 bis 3½, Bohnen ½ bis ¾, Oel 1 bis 2½, gesalzener Fisch 2½ bis 3½ Ochsen- und Hammelfleisch (beides von schlechter Sorte) 3½ bis 5 Den. (je ein Pfund); Wein (die Flasche) ¾ bis 3 Den. Das spanische Brod wird nicht mit Sauerteig bereitet, sondern schlechtweg aus Mehl, Wasser und Salz geknetet und gebacken.

Literarische Fehden.

3. Dr. Kurz gegen Professor Neumann.

Wir gestehen es, daß wir in einiger Verlegenheit sind, da wir über einen Federkrieg Bericht erstatten sollen, der zwischen zwei unserer Mitarbeiter ausgebrochen ist, wovon sich der Eine in Paris, der Andere auf dem Weg nach China befindet. Am Liebsten würden wir uns hinter ein neutrales Stillschweigen verschanzen und das Unsrige dabei denken; allein Hr. Dr. Kurz läßt in Bezug auf sein „Sendschreiben an Hrn. Professor Ewald in Göttingen über einige der neusten Leistungen in der chinesischen Literatur“ (Paris in der k. Druckerei 1830) uns diese Wahl nicht; oder vielmehr der Gegenstand, den er darin zur Sprache bringt, fordert uns auf, ihm unser Blatt als Organ der Publizität zu leihen. Wir hegen zu große Achtung für die glänzenden Verdienste orientalischer Sprachforscher in Paris, und namentlich eines Abel Remusat, als daß wir nicht gern zur Berichtigung eines Urtheils beitragen sollten, durch welches so ausgezeichnete Gelehrte sich beeinträchtigt zu glauben scheinen; wir thun Dieß übrigens um so mehr mit Bedauern, als wir Hrn. Prof. Neumann von einer Seite kennen, daß wir die Ueberzeugung haben, es bedürfe bei ihm der Verkennung fremder Leistungen nicht, um sich selbst Anerkennung zu verschaffen.

Indessen ist es gerade Dieß, was ihm Hr. Dr. Kurz zur Last legt. Bekanntlich hat Abel Remusat durch seine chinesische Sprachlehre seinen Ruf gegründet. Wie nun Hr. Prof. Neumann nicht nur in Deutschland, sondern selbst in Paris hätte verlauten lassen, wäre diese Sprachlehre nichts Anderes als eine Uebersetzung der Noticia linguae sinicae des Jesuiten de Prémare; und zwar hätte er sich so zu einer Zeit geäußert, als er von seinem Lehrer Remusat dessen eigenes Exemplar der Noticia in Händen besaß. Hr. Dr. Kurz will dem Hrn. Prof. sein Sendschreiben über's Meer nachschicken, und so werden wir vielleicht später hören, wie es sich mit dieser Anklage verhält. Ob Abel Remusats Verdienste durch das prémare'sche Werk nicht geschmälert werden, muß sich zeigen, wenn das Leztere, wie uns Hr. Dr. Kurz versichert, mit Nächstem, durch Lord Kingsboroughs Vermittlung, in Malacca im Druck erscheint.

Allein Hr. Dr. Kurz geht noch weiter, er behauptet geradezu: „daß es Hrn. Neumann an einer nur einigermaßen gründlichen Kenntniß der chinesischen Sprache gänzlich mangele, und daß er daher nicht im Stande sey, ein Urtheil über die Leistungen Anderer zu fällen!“ Einige unserer Leser könnten uns, wenn wir ihnen den Prozeß vortragen, entgegen halten, was denn zulezt der Welt daran liege, ob überhaupt Jemand Chinesisch kenne oder nicht? Gut, entgegnen wir, daran liegt Euch Nichts; aber es wird Euch doch nicht gleichgültig seyn, wenn ein deutscher Gelehrter, der mit angenommener Kennermiene einen Zweig der Wissenschaft gegenüber dem Ausland vertritt, die deutsche Gründlichkeit bloß stellt? Daß Dieß durch Hrn. Neumann geschehen, hat Hr. Dr. Kurz in dem erwähnten Sendschreiben nachzuweisen gesucht — wir würden sagen — nachgewiesen, wenn uns ohne das audiatur et altera pars diese Ansicht auszusprechen zukäme. Das Sendschreiben steht übrigens noch mit einem Gegenstand von allgemeinem Interesse in Verbindung; was uns entschuldigen muß, wenn wir länger dabei verweilen. „Es thut mir Leid“, fährt Hr. Dr. Kurz fort, „daß diese Bemerkungen eine polemische Seite haben mußten; allein das von Hrn. Professor Neumann verfaßte Verzeichniß der von Sr. Excellenz dem Freiherrn Alexander von Humboldt von seiner Reise in Sibirien mitgebrachten und der k. Bibliothek in Berlin geschenkten chinesischen Bücher, welches in den berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik *) abgedruckt ist, enthält so viele Irrthümer, daß ich glaube, der chinesischen Literatur in Deutschland einen Dienst zu leisten, wenn ich deren Verbreitung durch diese kleine Schrift zu verhindern suche.“ Je allgemeiner die Theilnahme sich aussprach, welche die Reise des berühmten Naturforschers erregte; desto mehr ließ sich erwarten, daß man in Paris sich auch für die von ihm erworbenen wissenschaftlichen Schätze interessiren würde — in diesem europäischen Paris, wo Alexander von Humboldt nicht minder verehrt und bewundert wird, als in unserm deutschen Berlin, und wo er, so lange er unterwegs war, stets durch seinen Freund Arago Kunde von dem Fortgang seines Unternehmens hingelangen ließ, weßhalb wir häufig die ihn betreffenden Neuigkeiten aus Asien zuerst in den französischen Blättern suchen mußten. So war es auch, und wir betrachten in dieser Beziehung die Schrift des Hrn.

---

*) Februar 1830, Anzeigeblatt Nro. 1. Dasselbe Verzeichniß ist auch in der Beilage zur allgemeinen preußischen Staatszeitung d. J. Nro. 83 wieder abgedruckt und ein Nachtrag zu dieser Notiz in Nro. 111. (22 April).

Dr. Kurz weniger als eine Controverse gegen Hrn. Professor Neumann, denn als eine Aufmerksamkeit der pariser Gelehrten gegen den Freiherrn von Humboldt, dessen Name nicht verdient, in Verbindung mit Etwas gelassen zu werden, was kein solides Wissen ist! Wir wünschen nur, daß es in Deutschland mit dem Studium der chinesischen Literatur bald so weit komme, daß es nicht so leicht mehr Jemand wagen darf, in einer an Geist und Gelehrsamkeit so reichen Stadt wie Berlin sich als einen Groscophtha chinesischer Weisheit bewundern zu lassen, während er vielleicht damit besser gewartet hätte, bis er nach einigen Olympiaden aus der Schule eines Sieu-Thsai (baccalaureus) entlassen worden wäre!

Französische Erziehung.

Vor einigen Jahren — schreibt der Korrespondent eines englischen Blattes — ward ich von meinen Eltern nach einem französischen Provinzial-Kollegium in St. Pol de Leon, einer kleinen Stadt in der Bretagne, geschickt. In Cornwall hatte ich von 7 bis 9 Uhr, dann von 10 bis 1, und dann wieder von 2 bis 5 in der Schule zubringen müssen. In Bretagne ward mir's besser; da war ich bloß von 8 bis 10 und von 2 bis 4 Uhr in der Schule, also gerade die Hälfte weniger Zeit. Dagegen hatten mich in Cornwall eine eingeschmuggelte Uebersetzung des Nepos, Ovid oder Virgil vor mancher Unbequemlichkeit gesichert, während ich in Frankreich gezwungen war, meine Ausarbeitungen unter der unmittelbaren Aufsicht von besoldeten „Präceptoren" zu machen, Schülern aus den ersten Klassen, die zu jenem Amt von dem Vorsteher des Kollegiums ausdrücklich ernannt werden und in den Kollegienhäusern wohnen. Das Kollegium mochte gegen 500 Zöglinge haben. Wir kamen jeden Tag in den Klassenzimmern zusammen, um unsere von dem Präceptor korrigirten Ausarbeitungen dem „Regens" der Klasse vorzulegen; worauf dieser eine neue Aufgabe diktirte, die wir in unsere Gedenkbücher niederschrieben, um sie zu Haus zu übersetzen. Einmal die Woche lößte sich jede Klasse in einzelne Committés auf, wobei der Regens den Katheder einnahm. Hier kämpften dann die Schüler um die Lokation für die nächste Woche in ihren respektiven Abtheilungen. An diesem Tage werden die von dem Regenten diktirten Aufgaben im Schulzimmer selbst ausgefertigt, und kein Schüler darf dasselbe verlassen, bis er mit seiner Arbeit fertig ist. Zwei Armstühle stehen in jeder Klasse. Das beste und zweit beste Exercitium trägt seinen Verfassern die Titel eines „ersten Kaisers" und „zweiten Kaisers" ein. Jeder Kaiser hat ein Band von bestimmter Farbe mit einem silbernen Kreuz im obersten Knopfloch. Die drei nächsten besten Kompositen heißen „Konsuln". Als später die Jesuiten die französischen Schulen überschwemmten, suchten sie derlei bonapartesche Titel umzuändern. Der erste dieser pariser Vögel, der zu uns kam, hieß Montfort. Er gab bald seinen Entschluß zu erkennen, unsere zwei wöchentlichen Halbfeiertage für die Zukunft nicht mehr zu dulden. Sogleich ließen die ältern Zöglinge geheime Rundschreiben ergehen, worin sie die Schüler sämmtlicher Kollegienhäuser für den nächsten Morgen zu einem Rundtanz auf einem eine halbe Stunde von der Stadt entlegenen Feld einluden. Neun Zehntheile der Studenten erschienen zur festgesetzten Stunde. Wir hatten unsern mächtigen Jubel und sangen, indem wir in einem großen Kreis umher tanzten, das Revolutionslied „ça ira". Nach dem Tanz gingen wir an das Meerufer; mitten in unserer Lust kam, in Begleitung einiger Gendarmen, der Maire der Stadt, der uns in versöhnendem Ton sagte, er sey vom Vorsteher des Kollegiums zur Anzeige ermächtigt, daß die beabsichtigte Schmälerung unserer Freistunden nicht Statt finden werde; auf Dieß kehrten wir Alle in geordnetem Zug ins Kollegium zurück. Bei unserm Eintritt ins große Thor gab uns der würdige Vorsteher einen milden Verweis über die Unziemlichkeit unsers Morgenspaziergangs. Er wurde mit ehrerbietigem Schweigen angehört, denn er war geliebt und geschätzt. Drauf näherte sich Hr. Montfort, augenscheinlich unzufrieden mit der Gelindigkeit der Strafrede, und woll'te das ihr Fehlende ersetzen. Alsbald wiederhallte die Luft von Verwünschungen. Wir erklärten, wir würden keinen Schritt weiter vorwärts thun. Montfort stahl sich weg; wir erhoben einen lauten Freudenruf, und im nächsten Augenblick saß jede Klasse an ihrem Platz, und nahm die gewohnten Uebungen vor. Montfort erlitt eine vollkommene Niederlage, und so lange ich noch im Kollegium war, wiederholte er nie wieder einen ähnlichen Versuch. Die Erziehungskosten in St. Pol, sammt Tisch u. s. f., belaufen sich jährlich kaum auf 20 Pfund. Der entwürdigende Gebrauch der Geißelung auf den entblößten Leib findet seit der Revolution in keinem französischen Kollegium mehr Statt. Nur die jüngsten Zöglinge bekamen für entehrende Vergehen, wie Lügen, Stehlen, noch die Ruthe; nie aber wird dieser höchste Grad der Strafe von der Hand des Lehrers selbst ertheilt, sondern vom Stadt-Ausrufer oder von dem untersten Bedienten des Kollegiums. Studium der Klassiker macht in Frankreich, wie in England, den Haupttheil der Kollegien-Erziehung aus. Mit mir waren in St. Pol noch zwölf andere englische Jungen, insgesammt hartnäckige Protestanten und voll gehörigen Abscheues gegen das Papstthum. Nachdem wir aus Neugierde den Gottesdienst ein paar Mal mitgemacht, baten wir unsern ehrwürdigen Vorsteher, von den täglichen Messen dispensirt zu werden. Das Gesuch wurde sogleich gewährt. Nie werde ich vergessen, wie die französischen Schüler uns darum beneideten. Die jüngern derselben nannten uns zwar, wenn wir mit ihnen in Streit geriethen, Ketzer; die ältern aber verwiesen ihnen Dieß und versicherten uns, sie hofften dereinst im Himmel eben so viele Protestanten als Katholiken zu finden.

Heldentod eines englischen Knaben.

Englische Blätter enthalten folgende Geschichte: Der junge zwölfjährige Volney Beckner machte mit seinem Vater die Fahrt von Port-au-Prince nach Frankreich. Unter den Mitreisenden befand sich ein reicher Amerikaner mit seinem Kinde, einem kleinen Mädchen. Dieses entfernte sich in einem Augenblick, wo seine Amme eingeschlafen war, von derselben, sah mit Verwunderung auf die große Wasserfläche hinaus und stürzte, indem es sich umwenden wollte, plötzlich über das Schiff hinab. Glücklicherweise befand sich Beckner der Vater eben in der Nähe, sprang mit Blitzesschnelle nach und tauchte auch wirklich nach wenigen Sekunden mit dem Mädchen aus den Wellen empor. Indem er dasselbe mit einem Arm fest an seine Brust drückte, suchte er sich mit dem andern wieder zu dem Fahrzeug hinzuarbeiten, und war, als guter Schwimmer, nahe daran, sich und das Kind in Sicherheit zu bringen, als ein großer Hai mit offenem Rachen auf ihn zugeschwommen kam. Beckner bemerkte die grauenvolle Gefahr, welche ihm drohte, und rief laut um Hülfe. Alles rannte aufs Verdeck; aber Niemand wagte, ihm zu Hülfe zu kommen, und ein starkes Gewehrfeuer war das Einzige, was man im Augenblick zur Verscheuchung des Fisches in Anwendung zu bringen vermochte. Dieser jedoch kehrte sich hieran nicht, sondern kam näher und war eben daran, seine Beute zu fassen; da ergriff der junge Beckner, der sich von jeher durch ungemeinen Muth ausgezeichnet hatte, einen scharfen Degen und stürzte sich damit ins Wasser. Nicht minder geübt im Schwimmen als sein Vater, tauchte er unter, und stieß seine Waffe dem Unthier bis an das Gefäß in den Bauch. Wüthend über diesen unerwarteten Angriff, ließ der Hai von dem bisher beabsichtigten Opfer und wandte sich gegen den Knaben. Der junge Held setzte den ungleichen Kampf eine Zeit lang fort, indem er dem nach ihm schnappenden, umherschießenden Ungeheuer den Degen noch einige Mal in den Leib bohrte. Er besaß aber nicht Kraft genug, eine tödtende Wunde beizubringen, und sah sich, ermattet wie er war, endlich selbst genöthigt, nach dem Schiff zurückzuschwimmen, um seinem Verfolger zu entgehen. Die Mannschaft hatte indessen für Vater und Sohn eine Menge Seile hinabgeworfen. Diesen nahe zu kommen, hinderte sie Anfangs die heftige Bewegung des Wassers und die Nothwendigkeit, dem wüthenden Hai in der ersten besten Richtung zu entschlüpfen. Endlich aber gelang es Jedem ein Seil zu fassen, und Alles, was am Bord war, strengte sich nun mit vereinter Macht an, die Beiden aufs Verdeck zu ziehen. Schon hingen sie über dem Wasser, als ihr Verfolger, seine ganze Kraft zusammennehmend, einen gewaltigen Satz machte, den jungen Beckner in den Rachen bekam und in zwei Hälften zerbiß, deren eine er sogleich verschlang, während die andere als grauenhaftes Merkzeichen eines hohen Muthes und traurigen Verhängnisses an dem Seil fest geklammert blieb. Der Vater mit dem Mädchen, der unschuldigen Veranlassung des schauderhaften Unglücks, wurden gerettet.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 220. 8 August 1830.

Khungtse, und seine Moralphilosophie.

Von Heinrich Kurz.

Ich will hier keineswegs das philosophische System Khungtse's, den die Europäer gewöhnlich Confucius nennen, in allen seinen Einzelheiten entwickeln, ich will nur aus einzelnen seiner Andeutungen durchblicken lassen, was man sich eigentlich unter seiner philosophischen Lehre zu denken habe, und vielleicht dadurch zeigen, wie hoch Khungtse zu stellen sey, wenn man ihn als Volkslehrer oder als Staatsmann ansieht, wie Unrecht man ihm aber thut, wenn man ihn einen Philosophen nennt.

Er selbst hat zwar keine Werke hinterlassen, die uns seine Weltansichten unmittelbar darstellten, denn seine Geschichtsbücher (Tschhünthsiën) sind beinahe rein chronologisch, und die andern ihm beigelegten Schriften sind nicht von ihm, sondern von seinen Schülern. In der Sammlung der heiligen Bücher, welche er veranstaltete, zeigt sich sein System ebenfalls nicht unmittelbar; nur in den Erklärungen, welche er einem derselben, dem Jiking oder dem Buche der Verwandlungen, beigegeben hat, könnte man häufigen Stoff zu tieferen Untersuchungen über seine Philosophie finden, leider müssen wir aber gestehen, daß wir dieses Buch sammt seinen Kommentatoren so viel als gar nicht kennen, und daß die Kenntniß der chinesischen Sprache in Europa auf einen weit höhern Standpunkt sich erheben muß, ehe man sich an dieses unendlich schwierige aber auch unendlich wichtige Buch wird wagen können. Hoffentlich wird eine von dem Jesuiten Regis verfaßte lateinische Uebersetzung bald erscheinen (Stuttgart bei Cotta) und uns in den Stand setzen, unsere Ansichten über das höchste chinesische Alterthum zu vervollständigen. Bis jetzt aber müssen wir thun, als ob dieses Buch gar nicht existirte, und die Verbesserung vorkommender Fehler auf die Zeit verschieben, wo wir im Stande seyn werden, die Uebersetzung zu lesen und sie mit dem Originale zu vergleichen.

Das Buch, worin die philosophischen Ansichten Khungtse's am Vollständigsten niedergelegt worden sind, und das dieselben auch am Tiefsten aufgefaßt zu haben scheint, ist das Tschung jung oder die Unwandelbarkeit der Mitte, von Tsesse, dem Enkel und Schüler des Meisters. Seine Aechtheit ist unbestritten und von chinesischen Philologen sehr häufig bewiesen worden. Es enthält drei und dreißig, meist sehr kleine Kapitel, und geht, nach dem Ausspruche eines chinesischen Kommentators (Tschingtse), den ich eben zur Hand habe, vom Allgemeinen auf das Besondere über, indem es die allgemeinen Begriffe vorausschickt und diese dann auf die einzelnen Verhältnisse im Leben anwendet.

Das erste Kapitel dieses Buches lautet folgendermaßen: „Des Himmels unwandelbare Gesetze heißen Natur; was der Natur entspricht, heißt Vernunft; die Bekanntmachung der Vernunft heißt Unterricht. Diese Vernunft kann nicht um ein Haar abweichen, denn könnte sie abweichen, so wäre sie nicht Vernunft. Deßwegen wacht der Weise mit Achtung auf Das, was er nicht sieht, und denkt mit Furcht an Das, was er nicht hört. Nichts ist heller, als das Verborgene; Nichts ist offenbarer als das Subtile; deßwegen blickt der Weise auf Dieß allein hin.

Wenn die Freude, der Zorn, die Wehmuth und die Fröhlichkeit sich noch nicht offenbart haben, so heißt Dieß die Mitte; wenn sie sich offenbaren und das wahre Maß erreichen, so heißt Dieß die Eintracht (mit sich selbst). Diese Mitte ist des Weltalls große Grundlage; diese Eintracht ist des Weltalls durchdringendes Gesetz. Sind diese Mitte und diese Eintracht vollkommen, so ist das Weltall in Ruhe, und alle Dinge gedeihen!"

Diese Stelle ist die einzige im ganzen Buche, die das Verhältniß des Menschen zu einem höhern Wesen darzustellen sucht, aber die Sache ist von einem ziemlich niedrigen Standpunkte aufgefaßt. Im Verlauf des Werkes sagt Khungtse, daß man vernünftig, daß man moralisch gut handeln solle; was ist aber vernünftig, was ist moralisch gut? wird man fragen. Dieß beantwortet er in dem Obenangeführten, indem er sagt, daß gut-seyn so viel heiße, als sich nach den natürlichen, in uns liegenden Trieben zu richten, denn diese sind der Ausspruch, der Wille des Himmels. Vorausgesetzt wird, daß der Himmel selbst gut und vernünftig sey, und daß seine Handlungen es ebenfalls seyen; sind es aber seine Handlungen, so ist es die Natur in allen ihren Erscheinungen auch, denn die Natur ist die Offenbarung seines Willens, seine Schöpfung und somit eine seiner Handlungen. Das Verhältniß des Himmels, das heißt des höhern Wesens über uns, zu den Menschen ist aber in keiner andern Weise ausgesprochen, als daß es der Schöpfer der Natur oder Welt sey; ob es diese Welt noch regiere, ob es irgend einen Einfluß auf dieselbe haben könne, ob es überhaupt selbst noch bestehe, davon wird Nichts gesagt; vielmehr werden alle höhern Fragen, die sich jedem aufmerksamen Leser aufdrängen müssen, unbeantwortet gelassen; gleich-

sam selbst darüber verwundert, daß er solche erhabene Gegenstände berührt, flüchtet sich Khungtse in das Reich der Moral, um es auch nicht wieder zu verlassen.

Diese seine Moral ist allerdings rein und würdig, aber ohne höheren, sicheren Halt; er beschaut das Leben nur in seiner äußeren Erscheinung; nie geht er auf den Ursprung des Lebens zurück, nie auf die Nothwendigkeit des materiellen Daseyns, nie berührt er andere Verhältnisse als rein politische.

Das ganze Wesen dieser seiner Moral stellt sich sehr gut in einem Gespräche dar, welches er mit seinem Landesherrn, dem Fürsten von Lu, Namens Ngaikung, gehabt. Dieß Gespräch steht ebenfalls im Tschungjung, in welchem es das zwanzigste Kapitel bildet; man findet es aber auch im Buche Khungtse Kiaju oder Khungtse's Hausgesprächen, nach welchem ich es hier mittheile, da es manche Varianten enthält, die mir im Durchschnitt den Vorzug verdienen. Es ist in diesem Buche das siebenzehnte Kapitel. „Ngaikung fragte den Khungtse über die Staatsverwaltung. Khungtse entgegnete und sprach: Wenwang's und Wuwang's Verwaltungsweisen sind geordnet niedergelegt in Tafeln von Bambu (d. h. sind niedergeschrieben). Wenn jene Männer noch lebten, so würde sich ihre Verwaltung wieder erheben; aber da jene Männer gestorben sind, so ist auch ihre Verwaltung untergegangen. Des Himmels Natur ist die Entwickelung des Lebens, des Menschen Natur ist die Entwickelung des Staates; der Erde Natur ist die Entwickelung des Samens.

„Jene Verwaltung ist der Wespe vergleichbar; sie soll die Menschen an sich ziehen und sie umwandeln zur Vollkommenheit.*) Die Ausübung der Staatsverwaltung liegt in den dabei verwendeten Personen; deßwegen muß der Herrscher die Beamten wählen nach sich selbst (d. h. muß solche wählen, die ihm an Tugend und Geschicklichkeit gleich kommen); man muß sich selbst richten nach der Vernunft; man muß die Vernunft richten nach der Menschenliebe. Denn die Menschenliebe, das ist der (ganze) Mensch, und die Liebe zu den Eltern ist die erhabenste. Die Gerechtigkeit, das ist die weise Vertheilung (der Würden und Ehren); und die Verehrung der Weisen ist die erhabenste. Der Unterricht in der Elternliebe und der verehrungswürdigen Weisen ist Das, woraus die Bildung entstanden ist; und die Bildung ist der Staatsverwaltung Grundlage. Nicht darf daher der Weise es unterlassen, sich selbst zu regeln; und wenn er gedenkt sich selbst zu regeln, so darf er es nicht unterlassen, seinen Eltern zu dienen, und wenn er darauf denkt seinen Eltern zu dienen, so darf er nicht unterlassen, sich Menschenkenntniß zu erwerben, wenn er darauf denkt sich Menschenkenntniß zu erwerben, so darf er es nicht unterlassen, den Himmel kennen zu lernen. Im Weltall sind der durchgreifenden Ideale fünf, und der Tugenden, wodurch diese Ideale in Ausübung gebracht werden, giebt es drei. Nämlich: die Ideale des Fürsten und des Beamten, des Vaters und des Sohns, des Mannes und des Weibes, der Greise und der Jünglinge, der Freunde und der Genossen. Diese fünf sind des Weltalls durchgreifende Ideale. Die Weisheit, die Menschenliebe und die Kraft, diese drei sind des Weltalls durchgreifende Tugenden. Auf welche Weise man sie auch ausübe, das ist einerlei. Mag man sie von Natur schon kennen; mag man sie durch das Studium erst kennen lernen; mag man sie durch mühsame Anstrengung kennen lernen; sobald man nur zu ihrer Einsicht gelangt, das ist einerlei. Mag man sie in Ruhe ausüben; mag man aus Gewinnsucht sie ausüben; mag man mit harter Arbeit sie ausüben, das ist einerlei. Ngaikung sprach: des Meisters Worte sind herrlich und erhaben; meine Wenigkeit aber reicht nicht hin, zu dieser Vollkommenheit zu gelangen. Khungtse sprach: wer zu lernen liebt, nähert sich der Weisheit; Wer gut zu handeln sich bestrebt, nähert sich schon der Menschenliebe; Wer die Scham kennt, nähert sich schon der Kraft." Die Unterhaltung hört noch nicht auf, da sie aber jetzt durchaus in die Einzelheiten der Politik eingeht, habe ich für überflüssig gehalten, sie hier weiter mitzutheilen. Was ich durch dieses Gespräch zeigen wollte, ist schon im Gegebenen hinlänglich kund geworden, nämlich, daß Khungtse seinen moralischen Ansichten eine ganz gewöhnliche Anschauung des Lebens zu Grunde legt, und wenn er auch wirklich einmal sagt, daß man den Himmel müsse kennen lernen, so hüpft er doch so schnell darüber hinweg, daß man durchaus nicht erfährt, was er eigentlich damit meint. Ganz charakteristisch aber ist der Satz, in welchem er auseinandersetzt, wie es ganz einerlei sey, ob man das Gute aus Ueberzeugung oder durch Zwang, aus Menschenliebe oder aus Habsucht thue. Nichts desto weniger zeigt er dadurch seine tiefe Menschenkenntniß!

*) Die Wespe, fügte der Kommentator hinzu, sucht Würmer- und Heuschreckeneier und brütet sie dann als die eigenen aus; Wer ein Reich beherrsche, soll wie jene das Volk als sein eigenes Kind ansehen und es zum Guten führen.

Gegenwärtiger Zustand von Spanien.

11. Justiz.

Der Gang der Rechtspflege ist äußerst langsam und unsicher, was zum Theil daher kommt, daß aus den geringfügigsten Vorwänden der Rekurs ergriffen werden kann, zum Theil daß die Richter notorisch bestechlich sind. Die Folge davon ist, daß man in den meisten Fällen sich lieber erlittenes Unrecht gefallen läßt, als einen Prozeß riskirt. Das Kriminalsystem namentlich könnte nicht schlechter seyn. Wer beraubt oder angefallen worden, hat nicht nur die Klage zu führen, sondern auch, wenn er nicht durchdringt, alle Kosten zu leiden. Ueberdieß muß er, ehe ein Schritt in der Sache geschehen kann, bei dem Alcalde eine Geldsumme hinterlegen. Bei Ermordungsgeschichten scheuen sich die Leute gewöhnlich Zeugniß zu geben, weil es gar oft geschieht, daß die Zeugen selbst beim Kopf genommen und solange eingesperrt werden, bis sie ihre Unschuld beweisen. Aber wenn Einer auch diesen Gefahren trotzt, so ist Fünf gegen Eins zu wetten, daß der Angeschuldigte aus dem Gefängniß bricht, oder daß er sich mit den Richtern abfindet; wo dann die Kläger sich vor seiner Rache wohl in Acht nehmen mögen. Die Banditen, zahlreich und mächtig, halten nicht nur Die im Respekt, unter denen sie hausen, sondern sie haben alle kleineren Alcalde's in ihrem Sold, so daß sie ihre verbrecherische Bahn mit dem größten Vertrauen auf Straflosigkeit verfolgen können. Selbst wenn ein Räuber oder Mörder überwiesen und verurtheilt ist, so folgt noch

nicht, daß auch die Strafe ihn erreicht. Es ist sprüchwörtlich in Spanien, daß von zehn Verbrechen nicht Eines vor die Gericht komme; damit mag zu Viel gesagt seyn; immer liegt aber in einer solchen Volksrede die stärkste Anklage gegen schlechte Justiz. Das vormalige Haupt einer Bande, welche den Süden von Spanien in Schrecken setzte, ist gegenwärtig der Beschützer des Postwagens von Aranjuez nach Sevilla. Man versicherte indeß, daß der jährliche Ertrag seines Beuteantheils nach Abzug aller Unkosten für Alcalde's, Unteroffiziere und Soldaten nicht mehr als 14 Doll. betrug. Im Süden und Osten entrichten die Arrieros den Banditten, welche die Straßen unsicher machen, einen regelmäßigen Tribut; wodurch sie sich sowohl, als den ihrer Obhut übergebenen Gütern ungefährdeten Durchzug sichern. Dieser Tribut belauft sich vierteljährig auf 2 bis 10 Pf. St. nach der Zahl der Leute und der Lastthiere, die einer in seinem Geschäft verwendet. Der dabei Statt findende Vertrag wird selten verletzt.

Außer den ordentlichen Tribunalen waren, um über Mord und Raub zu richten, während der drei Jahre vor 1828 in den Provinzen Gallizien, Estremadura, Valencia und Murcia Militärgerichte errichtet worden. Diese Maßregel wirkte. Im J. 1828 wurden diese Gerichte wieder aufgehoben, und das Raubwesen war ärger als je. Freilich ist nicht zu leugnen, daß die Militärrichter etwas summarisch verfuhren und jede verdächtig aussehende Person, die in den Bergen getroffen wurde, niederschießen ließen! Allein helf, was helfen mag! Mittlerweile haben die k. Freiwilligen die Straßen unter ihren Schutz genommen. Dieß wäre schon gut, wenn man sie nur nicht fast noch mehr zu fürchten hätte als die wirklichen Räuber. Diese Realistas, wie sie genannt werden, diese erhabenen Apostel des Despotismus, sind der Extrakt der Hefen des Volks und stehen völlig unter dem Einflusse der Geistlichkeit. Sie haben das Recht Waffen zu tragen und auf die Jagd zu gehen, ein Recht das der ehrliche Bürger, der etwas Eigenthum besitzt, nicht hat.

(Schluß folgt.)

Vandamme.

Vandamme hatte vor 1789 bereits in einem Colonial-Regiment auf den Inseln gedient. Beim Ausbruch der französischen Revolution errichtete er, erst 22 Jahre alt, eine Frei-Kompagnie, die man auf der belgischen Grenze unter dem Namen Jäger von Mont-Cassel kannte, einem Städtchen im Norddepartement, wo ihr junger Anführer geboren war, und wo er, als General, am 15 Juli d. J. auch gestorben ist. Sein Vater hatte daselbst als Chirurg und Apotheker gelebt.

Vandamme stieg sehr schnell empor. Er war patriotisch, tapfer, unermüdlich, von einem Unternehmungsgeist, der an Nichts verzweifelte, und von einem Charakter, der selbst bei Fehltritten und wo er allzu verwegen gewesen, es nicht über sich gewann, von dem einmal Begonnenen abzustehen; so endlich, wie man seyn muß, um das Recht zu haben, über Andere zu einer Zeit zu gebieten, wo es noch an Kriegserfahrung fehlte, wo die Taktik mit den adelichen Offizieren ausgewandert, und derjenige der Brauchbarste war, der von Natur am Meisten Kühnheit und Entschlossenheit besaß. Nach zwei Feldzügen war er Brigade-General; als solcher bemächtigte er sich im J. 1793 Furne's und blockirte Nieuport.

Als Divisions-General diente er nach einander bei der Rhein-, der Nord- und der Sambre- und Maas-Armee. Niemand galt für geeigneter als er, eine Vorhut zu befehligen, einen schnellen Streich auszuführen, eine entscheidende gefahrvolle Bewegung auf den Flanken vorzunehmen. Allein sein Ruf war gerade von der Art, ihn sehr hoch in der Meinung zu stellen, und gleichwohl nur im zweiten Rang festzuhalten.

Man hat Napoleon oft das Wort in den Mund gelegt: „Hätt' ich zwei Vandammes, so ließ ich den einen erschießen." Schwerlich hat Napoleon Dieß je gesagt oder gedacht; aber dieser von den Soldaten erfundene Ausspruch zeigt wenigstens, was sie für eine Meinung von Vandamme hatten. In der Art, wie er den Krieg sowohl unter der Republik als dem Kaiserthum führte, sah man stets noch den Hauptmann der Frei-Compagnie. Vae victis war sein Wahlspruch. Den Bewohnern feindlicher Länder war er ein Schrecken; erbarmungslose Strenge sein Mittel; zügellose Habsucht sein erstes Laster.

Unter Napoleons Augen diente er erst spät. Man darf sagen, daß bei den vorhin genannten Armeen kein General war, der Vandamme's Thatkraft und verständige Kühnheit gehörig zu benutzen verstand; hätte dieser aber eine Division in Italien oder Egypten kommandirt, wo Napoleon an der Spitze der noch kleinen Heere Alles zu übersehen und zu leiten vermochte, so dürfte Jener den Marschallsstab wohl so bald erhalten haben als Massena und Lannes.

Im J. 1813, nach dem Verlust so vieler der alten treuen Gefährten wollte ihn der Kaiser zum Marschall erheben, und trug ihm die Unternehmung auf, deren Mißlingen die Folgen des Siegs bei Dresden lähmte. Mit 18,000 Mann bot er bei Culm einer ganzen Armee die Schlacht; 6—8000 der Seinigen blieben auf dem Platz; 5000 entkamen; der General war unter den Gefangenen. Im feindlichen Hauptquartier wurde er streng behandelt. Der sonst so milde Kaiser Alexander nannte ihn einen Verbrecher (scélérat). Ganz seinem Charakter angemessen, soll Vandamme damals eine verwegene Antwort zwischen den Zähnen gemurmelt haben, die auf die Todesumstände Pauls I anspielte. Seine Gefangenschaft war hart. Voll Hasses gegen die Fremden kehrte er im J. 1814 nach Frankreich zurück.

Napoleon, der ihm den Tag bei Culm nicht zum Vorwurf machte, gab ihm während der hundert Tage ein Armeekorps; Vandamme hatte Theil an dem Ruhm von Fleurus; aber am 18 Juni kam seine Division, wie diejenige Gerards, nicht aufs Schlachtfeld, wovon er, wie Gerard, die Schuld dem General Grouchy zuschrieb.

Ins Privatleben zurückgekehrt, bewies er sich wohlthätig. Seine Vaterstadt verdankt ihm ein Spital für alte Männer. Mehrere Moorstriche die er eingedämmt, hat er des Anbaus fähig gemacht. Die Namen, welche er denselben, auf militärische Erinnerungen oder persönliche Zuneigung andeutend, gab, sind Austerlitz, Sophie, Diomède. Letztres ist der Name seines einzigen Sohnes; Sophie heißt seine Gattin, eine geborene Kint von Gent, in welcher Stadt er die Hälfte des Jahres, wie die andre in Cassel, zuzubringen pflegte. Eben erst vierzehn Tage vor seinem Tod war er aus Gent zurückgekehrt, um in Frankreich seine Befugniß als Wähler zu erfüllen.

Sein Gespräch soll geistreich und ausgezeichnet lebhaft gewesen seyn, Bildung ihm nicht gefehlt haben.

Corsica.

6. Der Gottesfriede. *)

Es konnte 8 Uhr Abends seyn, als wir in den Bureaux der Präfektur von Ajaccio eintraten. Eine ziemlich zahlreiche Versammlung war daselbst beisammen: wir schlossen Dieß aus den vielen Stutzbüchsen, welche im Vorzimmer umherhingen und welche eine vorsichtige Schildwache aus dem Saal verwiesen hatte. Ich zählte deren wohl zwanzig, wovon die friedlichste zum Mindesten einen Gendarmen erlegt zu haben sich rühmen konnte. Als wir eintraten, befanden wir uns unter einem Paar Dutzend corsischer Landleute mit spitzigen Mützen auf dem Haupt, die Patrontasche am Gürtel, die Pistole am linken Schenkel und den Dolch in der Westentasche gegenüber. Da ich mir nicht vorstellen konnte, was für ein Geschäft diese Corsen wohl hergeführt hatte und sie selber Nichts von sich gaben, so suchte ich es auf ihren Gesichtern zu lesen. Sie waren in zwei Gruppen getheilt, die zuweilen einige lebhafte Worte mit einander

---

*) Von Rosseeuw Saint-Hilaire, in der Revue de Paris. (Tom. XV.)

wechselten, aber es augenscheinlich sehr vermieden, einander zu nahe zu kommen. Die Hauptperson in einer der beiden Gruppen fiel mir auf; es war eine jener Gestalten, wie man sie nur im Gebirg trifft, einer jener Corsen der alten Zeit, rauh wie sein Mantel von Ziegenfell und beinahe wie dieses gegärbt von Regen und Sonne, übrigens Corse gegen Alle und wider Alle und in der Feindschaft gegen die Franzosen so entschieden wie seine Vorfahren im Haß gegen die Genuesen. Er trug einen langen ungeschlachten schwarzen Bart, dessen Contrast mit einigen grauen Locken überraschte, die unter der Barretta pinsuta hervorsahen. In seinem finstern und harten Gesicht, worin das Fleisch geschmolzen schien, um Nichts blicken zu lassen, als ein gehärtetes Amalgam von Knochen und bis zum Brechen gespannter Sehnen, lag der Ausdruck von Argwohn und Resignation. Von Zeit zu Zeit, wenn sein Auge auf der andern Gruppe verweilte, blitzte aus diesem erloschenen Auge ein Strahl, und seine Rechte fuhr krampfhaft in den Busen, als ob sie hier Etwas suchte; diese fast mechanische Bewegung mochte ein Ueberrest alter Gewohnheit seyn, worin vielleicht Niemand etwas Besonderes fand, als ich.

Zwischen diesen beiden Gruppen fiel mir bald eine zweite Person auf: es war ein italienischer Priester, ein fahrender Missionär, der auf seinen apostolischen Wanderzügen indeß an seinem wohlgenährten Heiligenansehen nicht Noth gelitten. Dieser Gottesmann, dessen wohlthätigen Einfluß und ächtchristliche Liebe Niemand verkannte, kam so eben von einer Pilgerreise durch das Innere zurück. Die Familien, welche er mit einander versöhnt, die Blutrachen (vendette), welche er beschwichtigt, die Waffenstillstände, welche er abgeschlossen hatte, waren unzählige; niemals sollen christliche Glaubensboten, mitten unter den wilden Stämmen Amerika's, solche Wunder gewirkt haben. Als ich daher diese heitre Stirn, dieses volle Gesicht, wie geschaffen den Frieden zu predigen, dessen lebendiges Abbild es war, betrachtete, ahnte ich sogleich die Ursache seines Hierseyns. Eine Art von improvisirtem Altar, den er vor sich hatte, und der aus einem grünüberzogenen Tisch bestand, worauf eine Bibel und ein Crucifix lagen, hätte mich ohnehin aufklären müssen. Die beiden Gruppen waren zwei feindliche Familien, die er wieder zu vereinigen suchte. Man konnte sie mit zwei Feudalgeschlechtern des Mittelalters vergleichen, welche die Stimme eines neuen heiligen Bernhards inmitten ihrer Burgen und Zinnen und ihrer erblichen Fehden zum Frieden einlud. So erhielt Alles Sinn und Bedeutung — die strapazirte Amtsmiene des Paters, der Schweiß, welcher ihm von der strahlenden Stirne rann, die verlegenen und bereits weniger feindseligen Blicke, welche die beiden Gruppen, hier zum ersten Mal anderswo als auf einem Schlachtfelde versammelt, einander zuwarfen, und der improvisirte Altar, welcher der Redekunst des würdigen Priesters und der erschöpften Kraft seiner Lungen zu Hülfe kam. Aber die Präfektur — der Sitzungssaal des Departementalraths — wie gelangen diese zu der Ehre, daß man in ihnen den Gottesfrieden predigt! Was soll eine mittelalterliche Scene des 19 Jahrhunderts in der prosaischen Behausung der Bürreaukratie! Wo ist ein Land als Corsica, das solche grelle Contraste, ein solch pikantes Gepräge rauher Natur unter den künstlichen Formen moderner Gesetzgebung darbietet?

Diese Betrachtungen, die ich bei mir in der Geschwindigkeit anstellte, wurden durch den Priester unterbrochen, der von Neuem das Wort ergriff. So Viel ich aus der herrschenden Stille und der Aufmerksamkeit der Zuhörer schließen konnte, neigte sich der Vortrag, der zu dem pathetischsten gehörte, die es giebt, seinem Ende zu, welchen Theil der italienische Redner stets mit Vorliebe behandelt, und den er mit allen Zieraten, welche er aus seiner Rhetorik und seiner oft nur zu fruchtbaren Einbildungskraft schöpfen kann, bestens ausstaffirt. „Meine Brüder", sagte der Prediger, indem er einen forschenden Blick auf sie warf, „ich denke, es ist Keiner unter Euch, der nicht von sich sagen kann, daß er wenigstens seinen Mann getödtet hat, nicht wahr?" In welcher Absicht auch diese Frage gestellt war, die stumme, wiewohl einstimmige Antwort las man in allen Gesichtern. Aller Blicke richteten sich unwillkürlich gegen ihn empor, mit Ausnahme eines Knaben von 14 bis 15 Jahren, der die seinigen mit einer Art Scham abwandte; allein der Unwille, der aus den Zügen des Predigers leuchtete, machte bald, daß sie die Augen wieder niederschlugen: „Hörst Du sie, mein Gott", rief er aus, indem er sich an sein Crucifix wandte, als ob er es verschmähte, länger an solche Zuhörer zu reden, „hörst Du sie, mein Gott, der Du für sie am Kreuz gestorben, der Du ihnen alle Tage Dein Blut zu trinken und Dein Fleisch zu speisen giebst; es ist Keiner unter ihnen, der sich nicht rühmen würde, wenn er es wagte, Dir in der Person eines Deiner Brüder den Tod gegeben zu haben, nicht Einer — es sey denn dieser Knabe, der sich ohne Zweifel schämt, sich ein solches Lob in's Gesicht sagen zu lassen — nicht Einer, dessen Dolch nicht mehr Blut vergossen als Deinen heiligen Nägelmahlen und Deiner himmlischen Brust entströmte, als die Spitze der Lanze sie durchbohrte! Seht Ihr (indem er sich rasch gegen seine Zuhörer kehrte), seht Ihr diese göttlichen Wunden, die ich küsse, die ich mit meinen Thränen benetze (wirklich rollten dicke Tropfen über seine Wangen), seyd Ihr würdig, sie zu küssen, sie anzubeten wie ich, Ihr Juden, Ihr Mörder, Ihr Henker Christi, die Ihr ihn von Neuem das Kreuz auf dem Rücken nach Golgatha hinauswandern ließet, wenn er wieder auf Erden erschiene?" Und noch ein Mal ließ er den Blick über die schweigende Versammlung streifen.

Die Scene hatte sich jetzt geändert; die Blicke hafteten am Boden; Thränen der Reue flossen aus den Augen, die kaum noch von wildem Hasse funkelten, die geballten Fäuste schlugen gegen die Brust; es herrschte allgemeine Rührung, die sich selbst auf die Franzosen erstreckte, welche diesem Auftritte beiwohnten. Ich hielt die Predigt für geschlossen; allein ein italienischer Prediger, der das weiche Wachs kennt, das er zu kneten hat, läßt seine Zuhörer nicht so leichten Kaufes los. Ich lasse indeß den Schluß weg, der zugleich pathetisch und bizarr lautete und aus Zwiegesprächen zwischen den Zuhörern, dem Prediger und dem Crucifix, das dabei keine Nebenrolle spielte, zusammengesetzt war; ich bemerke nur, daß dieses merkwürdige Muster von Volkspredigt alle Gattungen in sich vereinigte — die überraschendsten, manchmal komischsten Apostrophen, die groteskesten Kapuzinaden, die schwülstige und bilderreiche (imaginosa) Begeisterung südlicher Sprache neben dem wahrhaften schlichten Ausdruck des Herzens, neben den erbaulichsten Erhebungen des Gemüths, manchmal neben den mächtigsten Ergüssen natürlicher Beredsamkeit. Etwas Rührenderes giebt es nicht als einige der Reden, welche dieser arme Priester seinem Crucifix in den Mund legte, das er wie das Gotteskindlein in der Krippe an sich drückte, daß das hölzerne Kreuz auf seiner Brust davon ertönte. Der Ernst des Augenblicks ging selbst auf die anwesenden Kanzleiherren über. Was die Corsen betrifft, so hörte ich in ihren so beweglichen, so sprechenden Zügen, in ihren Augen den Prediger, ich verfolgte die Spur aller seiner Worte in dem Eindruck, den sie hervorbrachten; ich sah, wie die vom Haß steif angezogenen Muskeln sich nach und nach abspannten, wie diese grimmigen Physiognomien sich besänftigten, diese noch kaum entflammten Augen naß wurden; der Hand entglitt der Griff des Dolches, mit dem sie gespielt hatte, und sie sank zögernd herab, gleichsam sich besinnend, ob sie die eines Feindes fassen sollte; das Auge versuchte einen Blick der Versöhnung; durch eine gemeinschaftliche Bewegung geleitet, waren die beiden Gruppen einander etwas näher gerückt; der Priester, welcher von der Seite die Wirkung seiner Beredsamkeit beobachtete, erspähte den günstigen Moment und streckte sein Crucifix als ein heiliges Banner zwischen sie: zwei Hände, zwei feindliche Hände begegneten sich an diesem Sinnbild des Friedens, aber instinktmäßig, wie erschrocken, einander zu berühren, fuhren sie zurück. Es waren die Hände des Alten, dessen wir oben erwähnten, und eines jungen Mannes mit frischerer Gesichtsfarbe und offenerer Stirne, als man sie in Corsica zu treffen pflegt; sein Blick, worin der Ausdruck einer tiefen Zerknirschung lag, wandte sich, halb bittend, halb beschämt, an den Alten; Thränen glänzten in seinen Augen, und seine Kniee, die sich unwillkürlich vor dem Greis vielleicht eben so wohl als vor dem Crucifix beugten, schienen mehr um Verzeihung als Wiederversöhnung zu flehen. Blut war zwischen diesen beiden Händen; man konnte es schließen, wenn man sah, wie der Greis, offenbar bewegt, sich von dem Crucifix abwandte, und den Blick des jungen Mannes vermied. Der Prediger raunte ihm einige Worte von Verzeihung und Frieden in's Ohr. Wie die Worte auch lauteten, es waren Worte göttlichen Geistes; daran ließ sich nicht zweifeln, wenn man auf der kahlen Stirne des Alten den Kampf wahrnahm, der in seiner Seele vorging; er weinte nicht, aber die hellen Schweißtropfen ließen ihm über die Schläfe; er athmete tief und hörbar — der Einzige, der die religiöse Stille des Saals unterbrach.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 221. 9 August 1830.

Die Staatsländereien der Vereinigten Staaten von Nordamerika. *)

Unter diesem Namen versteht man in Nordamerika alle Ländereien, die keinem besondern Staat, sondern der Centralregierung angehören, welche dieselben durch Traktate theils mit fremden Nationen, theils mit den indianischen Stämmen, theils mit den einzelnen Staaten der Union erworben hat. Solche Verträge wurden 1783 und 1794 mit Großbritannien, 1795 und 1820 mit Spanien und 1803 mit Frankreich abgeschlossen. Auf diesem Weg gelangten die Vereinigten Staaten in den Besitz von Louisiana und den Florida's, während die Ansprüche aller fremden Nationen auf die unermeßlichen Distrikte im Westen bis zum stillen Ocean dadurch beseitigt wurden. Auf die östlich vom Mississippi gelegenen Gebiete, so weit sie in die Grenzbestimmungen des Traktates von 1783 fallen, behaupteten mehrere Bundesstaaten Rechtstitel; diese ließ sich die Union von ihnen abtreten: nämlich 1) das ganze Gebiet im N des Ohio und im W von Pennsylvanien nordwärts bis zur Nordgrenze der Vereinigten Staaten und westwärts bis zum Mississippi, welches jetzt die Staaten Ohio, Indiana, Illinois und das Territorium von Michigan in sich begreift, vom Staat Virginien (der den größten Theil davon in Anspruch nahm, auch während des Revolutionskriegs die französischen Niederlassungen Vincennes und Kaskaskia besetzt gehalten und vertheidigt hatte), und von den Staaten Massachusetts, Connecticut und New-York; 2) von Nord-Carolina alles Land westwärts von dem Alleghany, woraus sich nachmals der Staat Tenessee bildete; 3) von Süd-Carolina und Georgien diejenigen ihrer Gebietstheile, welche jetzt zu den Staaten Alabama und Mississippi erwachsen sind. So wurde die Union die alleinige Eigenthümerin aller seitdem sogenannten Staasländereien. Die Vortheile dieser Politik sind augenscheinlich, wenn man nur bedenkt, daß dadurch allein möglich gemacht wird, ein gleichmäßiges System bei der Errichtung neuer Staaten zu befolgen und zu verhindern, daß einzelne Staaten durch unverhältnißmäßige Ausdehnung ein Uebergewicht in der Union erlangen. Was die Indianer endlich betrifft, so erkannte man einerseits ihr unantastbares Eigenthumsrecht an; anderseits stellte man den Grundsatz auf, daß sie ihre Ländereien weder an fremde Nationen noch an Individuen, sondern bloß an die Vereinigten Staaten sollten verkaufen dürfen.

*) Report of a select committee of the House of the Representatives, at the second session of the twentieth congress, on a motion to distribute the proceeds of the Sales of public Lands among the several States, in proportion to their population. Reports of the several Land officers, pursuant to a resolution of the senate of the United States, passed the 25 th day of April 1828.

Es möchte nun nicht uninteressant seyn, die Art, wie die Vereinigten Staaten mit ihren Staatsländereien verfahren, näher in's Auge zu fassen.

Ehe Ländereien in einem Bezirk zum Verkauf ausgeboten werden dürfen, müssen sie zuvor vermessen seyn; hier werden sie in Stadtmarkungen (townships) zu 6 Quadrat-Meilen im Umfang, und diese Stadtgebiete wiederum in 36 Sektionen zu 1 Quadrat-Meile, mit einem Flächengehalt von 640 Morgen, vertheilt. Alle Theilungslinien richten sich nach dem Hauptpunkte und durchschneiden einander in rechten Winkeln, ausgenommen, wo große Ströme oder eine Indianergrenze die Linien brechen. Die Sektionen werden endlich noch in Viertels- und Halbviertelssektionen zerlegt, eine Operation, wobei die Vermessung der Linien nicht wirklich geschieht, sondern man sich der Winkel, Grenzen und des Inhalts nach gesetzlich vorgeschriebenen Regeln versichert. Der letzte Theil des Geschäfts ist der Aufsicht zweier Obergeometer anvertraut, die es durch ihre Leute besorgen lassen. Die Sektionen in jeder Stadtmarkung werden von 1 bis 36 numerirt, die Stadtmarkungen selbst unter sich klassifizirt und gleichfalls numerirt. Eine Reihe von genauen Meridianen, wovon der erste in Ohio, der zweite in Indiana, der dritte in Illinois ꝛc. liegt, dienen den Vermessungen zur Grundlage, deren Linien so einander korrespondiren, daß zuletzt das ganze Land in Quadrate von je einer Meile, und Stadtmarkungen von je 6 Meilen zerfällt, und nur Parallele gezogen zu werden brauchen, um die Untersektionen mit mathematischer Gewißheit zwischen denselben einzuschalten.

Dieses so einfache System ist in verschiednerlei Beziehung sehr glücklich. Grenzstreitigkeiten können selten entstehen, wenn sie aber entstehn, so lassen sich die Theilungslinien nach dem Hauptpunkte leicht berichtigen: denn wo dieselbe Linie durch ein ganzes Land geht, und wo Ein Punkt, dessen man sich einmal vergewissert hat, zu einer Menge von Vermessungen die Prämissen liefert, bedarf es keiner sichtbaren Markungen oder Winkel, sondern der Calcul jede Frage

unmittelbar zu erledigen, ist damit gegeben. Ferner wie viel nützliche Kenntnisse setzt dieses System in Umlauf? Alle Verhältnisse des Bodens und seiner Gewässer mit ihren mäandrischen Krümmungen lernt das Publikum kennen; manche der Eigenthümlichkeiten des Landes werden entdeckt, manche Hülfsquellen desselben erforscht, eine Masse von authentischen Thatsachen, wie sie Geographie und Topographie nirgends aufzuweisen haben, in den Archiven von Washington niedergelegt.

Nach geschehener Vermessung und Vertheilung des Landes und der Distrikte wird in jedem Distrikt ein Domänenamt (land office) errichtet und an einem von dem Präsidenten anberaumten Tag das Ganze an den Meistbietenden versteigert, wobei ein Minimum festgesetzt ist, unter welches nicht herunter gegangen werden darf. Was bei dieser Gelegenheit nicht losgeschlagen wird, kann nachher um das Minimum in einem Privatkauf abgelassen werden. Bei allen Verkäufen wird 1/36, d. h. bei einer Stadtmarkung eine ganze Sektion und zwar die Nro. 16, welche so ziemlich in der Mitte liegt, zu ewigem Gebrauch für das Schulwesen, und in jedem der neuen Staaten oder Territorien eine Stadtmarkung mit 23,080 Morgen für den höhern Unterricht in dem künftigen Staat gleichfalls auf ewige Zeiten reservirt. In jedem Staat beträgt das Reservat fünf Proc., wovon 3/5 der Kongreß zur Erbauung von Hauptstraßen verwerthet und 2/5 der Staat zur Beförderung des Unterrichts zu verwenden hat. Ebenso behält sich die Regierung alle Salzquellen und Erzgruben vor, um sie zu verpachten, doch hat sie manche von ihnen seitdem an die betreffenden Staaten überlassen. Die für höhere und niedere Schulen reservirten Ländereien bekamen die Staaten nie unentgeldlich, sondern sie mußten dafür der Centralregierung bedeutende Vortheile zugestehen. Illinois z. B. bewilligte allen Ländereien, welche die Union innerhalb dieses Staats veräußerte, eine fünfjährige und den für geleistete Militärdienste verliehenen Ländereien eine dreijährige Abgabenfreiheit, d. h. es verzichtete auf nahezu eine Million Dollars.

Bis vor Kurzem war der Preis, welchen die Regierung für ihre Ländereien forderte, 2 Doll. vom Morgen, wovon 1/4 baar, der Rest in drei jährigen Zahlungen zu entrichten war. Dem Käufer, der die ganze Summa baar erlegte, kam ein Diskonto von 8 Proc. zu. Diese scheinbar so liberale Einrichtung rief die schlimmsten Folgen hervor. Es geht schlechterdings nicht an, daß der Staat Gläubiger und der Bürger Schuldner ist: denn hat er auch die gesetzliche Macht in Händen, den Schuldner zur Zahlung anzuhalten, so rechnet dieser immer auf seine Nachsicht und Großmuth, und kauft mit weniger Vorsicht ein, als wenn er es mit einem Privatmann zu thun hätte. Diese Erfahrung zeigte sich bei den Verkäufen der Staatsländereien. Personen schlossen Käufe ab, wozu sie die hinreichenden Mittel nicht besaßen. Genug, wenn sie mit ihrem ganzen Kapital nur die erste Auslagen zu bestreiten vermochten; in der Voraussetzung, daß die Preise der Ländereien steigen müßten oder daß sie indessen einen bedeutenden Ertrag erzielten, brauchten sie ja nur einen Theil ihres Guts wieder zu veräußern, um damit ihre ganze Verbindlichkeit nach und nach abzutragen. Manchmal halfen Fleiß und Glück, daß diese Träume in Erfüllung gingen; aber die große Mehrheit fand sich, war der Termin verstrichen, außer Stand, ihre Verbindlichkeiten zu erfüllen und statt zu steigen, fielen die Preise der Ländereien, weil gar zu Viele verkaufen wollten. Derselbe Fall trat mit der Produktion ein: sie überstieg die Konsumtion dermaßen, daß der Landmann seine stolze Hoffnung auf Gewinn sehr ermäßigt sah. Das Land war neu, es fehlte an Kapitalisten, an Banken; das Volk mußte alle seine Bedürfnisse über die Gebirge herkommen lassen, und seine wenigen Baarschaften wanderten so vollends nach dem Osten aus; während die heimischen Hülfsquellen noch nicht so weit entwickelt waren, daß sie wieder Geld zurückgeleitet hätten. Kurz es war eine Bevölkerung von Käufern. Die Nachfrage nach Geld veranlaßte die Gründung von Lokalbanken, deren Noten Anfangs mit Begierde genommen, bald im Werth bedeutend verloren und das bessere Geld außer Umlauf brachten, ohne ein schätzbares Medium an seine Stelle zu setzen. Bankschulden kamen zu den Grundschulden.

Die ganze Bevölkerung schwebte am Rand des Abgrundes. Wäre die Centralregierung ein strenger Gläubiger gewesen, so würde das ausgedehnte herrliche Westland jetzt eine unermeßliche Scene der Verödung darbieten. Die Landkäufer waren Ansiedler geworden; sie hatten Häuser gebaut und Felder urbar gemacht auf einem Boden, der noch dem Staat gehörte. Einige Wenige konnten ihre Häuser retten, wenn sie über ihre übrige Habe verfügten; den Meisten blieb nicht einmal das Dach, das ihnen Schutz gewährte. Und doch würde man gewaltig irren, wenn man glaubte, die Leute wären in hülflose Armuth versunken gewesen: im Gegentheil man denke sich wohlhabende Pächter, die vom Ueberfluß der Natur überschüttet sind, die mit Einem Wort zu einem glücklichen Leben Nichts entbehren, als — Geld. Hätte man eine solche Bevölkerung auf das Aeußerste treiben sollen? Eine solche nicht nur unedle, sondern auch unkluge Maßregel hätte eine unberechbare Kette von Privatelend und Staatsverlegenheiten nach sich ziehen können. Nicht genug kann es daher Amerika seiner erleuchteten obersten Magistratur danken, welche die Billigkeits-Rücksichten für diesen Theil der Staatsgemeine mit ihren Regierungspflichten zu vereinigen wußte. Indem nemlich die Regierung den Käufern eine Verlängerung der Fristen bewilligte und einen Theil ihrer Ländereien an Zahlungsstatt zurücknahm, brachte sie es dahin, daß im Verlauf von 8 Jahren diese Schulden größten Theils abgetragen waren.

(Schluß folgt.)

Gegenwärtiger Zustand von Spanien.

11. Justiz.

(Schluß.)

Es ist in Spanien nicht gewöhnlich, Berichte über die täglich vorfallenden Räubereien bekannt zu machen. Zum Beweis jedoch, wie häufig und wie kühn das Räuberhandwerk getrieben wird, brauchen wir nur anzuführen, daß der obwohl immer mit soldatischer Bedeckung fahrende Postwagen von Madrid nach Barcelona im Jahre 1828 zum Mindesten zehn Mal geplündert wurde. Dasselbe Loos erfuhr die Post von Madrid nach Bayonne vier bis fünf Mal und in mehr als Einem Fall wurden die Postillione verwundet oder getödtet. Die Uebersicht der Arbeiten der spanischen Gerichtshöfe, welche im November 1827 in der madrider Zeitung erschien, dürfte daher, so

unvollständig sie auch ist, da zwei der ersten Tribunale, die von Arragon und Valencia, darin übergangen sind, schon deßwegen von Interesse seyn, weil vielleicht früher nie eine solche Urkunde vor die Augen des Publikums gelangte. *) Welche Schlüsse ergeben sich nicht allein aus der Thatsache, wenn bei einer Bevölkerung von nur 11 Millionen in Einem Jahr 1223 Morde und 1775 Mordattentate, begleitet mit gefährlichen Verletzungen, vorkommen! Darin zeigt sich eine Wildheit des Volkscharakters und eine Schwäche der Regierung, welche in der Geschichte der civilisirten Nationen, vielleicht selbst der wilden umsonst ihres Gleichen sucht. Die Bevölkerung von England und

*) A. Prozesse, welche vor die verschiedenen Gerichtshöfe in Spanien im Jahr 1826 gebracht wurden:

Gerichtshöfe.	Civilprocesse. ordentlich. erledigt.	Civilprocesse. ordentlich. schwebend.	Civilprocesse. summarisch. erledigt.	Civilprocesse. summarisch. schwebend.	Kriminalprocesse. ordentlich. erledigt	Kriminalprocesse. ordentlich. schwebend.	Kriminalprocesse. summarisch. erledigt.	Kriminalprocesse. summarisch. schwebend.	Zurückgenommen.
Oberster Gerichtshof zu Madrid	95	unbekannt	0		1078	246	unbekannt	unbekannt	
Concilleria Real zu Valladolid	2184	41	73	0	2766	unbekannt	unbekannt	unbekannt	279
Granada	2310	26	2897	12	2092	40	5598	0	140
Valencia									
Navarra	2260	0	7340	0	617	0	unbekannt	unbekannt	
Königl. Tribunal in Gallicien	925	321	1157	unbekannt	2005	unbekannt	unbekannt	unbekannt	
Sevilla	643	59	5325		2506	unbekannt	1529	unbekannt	66
Asturien	71	96	695	5	491	39	166	7	
Estremadura	85	16	5142	5	972	518	unbekannt	unbekannt	8
Catalonien	279	36	66	151	1757	139	166	5	
Arragon									
Im Ganzen	8850	595	18,783	151	14,274	982	5059	10	493

In diesem Bericht sind die geringern Verbrechen, welche der Entscheidung der Corregidoren und Alcalden zustehen, nicht einbegriffen; eben so wenig diejenigen, wegen deren diese Unterbehörden, ehe sie das Urtheil fällten, mit den Obergerichten Rücksprache nehmen zu müssen glaubten.

B. Nähere Bezeichnung der Kriminalerkenntnisse.

	Tod.	Pranger und Staupbesen.	Zwangsarbeit i. d. Arsenalen u. a. d. Galeeren.	Gefängniß und Deportation.	Kriegsdienst.	Suspension oder Entsetzung vom Amt.	Confination unter polizeilicher Aufsicht.	Begnadigung.	Entlassung oder Mangel an Beweis.
Oberster Gerichtshof	19	22	369	272	66	4	2596	—	165
Gerichtshof zu Valladolid	28	5	921	230	62	—	—	151	347
Granada	18	—	1385	222	45	35	2084	—	—
Navarra	8	1	396	55	227	—	—	—	—
Gallizien	5	11	205	121	20	—	214	24	302
Sevilla	7	5	806	45	56	3	22	1	507
Asturien	5	—	49	19	1	1	176	—	—
Estremadura	6	—	370	150	—	2	972	22	—
Catalonien	71	11	461	127	22	5	644	26	231
Im Ganzen	167	55	4960	1217	479	46	7039	204	1552

C. Klassifikation der Verbrechen (wo Lücken sind, ist keine Klassifikation gemacht worden).

	Mord.	Kindesmord.	Giftmischerei.	Mordattentat.	Kannibalismus	Selbstmord.	Duell.	Nothzucht.	Verletzung der öffentl. Sittlichkeit.	Einbruch.	Blasphemie.	Feuereinlegung	Raub.	Falschmünzerei.	Fälschung.	Unterschleif.	Amtsuntreue.	Varia.
Gerichtshof in Valladolid	595	7	—	708	—	13	4	39	50	192	25	29	502	5	54	416	2	570
Granada	258	—	—	342	—	—	—	—	41	—	—	—	451	—	—	98	—	902
Navarra	76	—	—	152	—	—	—	—	25	—	—	—	156	—	—	14	—	444
Asturien	35	—	—	—	—	—	—	—	23	—	—	—	49	—	—	—	—	584
Estremadura	175	—	—	193	—	1		—	—	7	4	5	194	—	2	16	—	575
Catalonien	294	6	5	578	1	2		15	25	170	—	22	288	6	7	96	8	559
Im Ganzen	1233	13	5	1775	1	16	4	52	144	369	27	56	1620	10	45	640	10	2782

Wales entspricht so ziemlich der von Spanien; aber dort zählte man in den beiden Jahren 1826 und 1827 bloß 74 Individuen, die des Mords oder des Mordversuchs durch Stechen, Schießen, Gift ꝛc überführt waren — ein Verhältniß von 1 zu 81! Daran erkennt man die Früchte schlechter Regierung! Wenn Das wahr ist, was Hume behauptet, daß, wo die menschlichen Dinge auf einen gewissen Grad gesunken sind, sie sich von selbst in entgegengesetzter Richtung wieder heben müssen, so kann die Wiedergeburt Spaniens nicht mehr ferne seyn!

Japan.

Alle neuern Berichte, die wir über Japan erhalten haben, bestätigen uns nur die Genauigkeit und Zuverlässigkeit der Nachrichten, welche Kämpfer in seinem trefflichen Werke über Japan giebt, einem der besten Bücher dieser Art, die vielleicht je geschrieben worden sind. Die Japaner selbst sagen von ihm, er sey „der wahre Bote ihres Glaubens“ und durch ihn lernten sie allein die Geschichte ihres Vaterlandes kennen. Eine der ersten Fragen, die sie an Dr. Ainslie richteten, den britischen Kommissionär, der, nach der Eroberung von Java, die holländische Faktorei zu Nangasaki übernehmen sollte, war nach einem Exemplar von Kämpfer, und um die Achtung zu bezeichnen, in welcher dieser Schriftsteller unter ihnen stehe, bemerkten sie wörtlich: „er habe ihnen das Herz aus dem Leibe gezogen und es noch schlagend ihnen vorgelegt, mit allen den Bewegungen ihrer Regierung und den Thaten ihrer großen Männer.“

Die Japaner werden allgemein als ein tüchtiges, kernhaftes Volk geschildert, welches in geistiger, wie in körperlicher Kraft den Europäern viel näher kommt, als Dieß gewöhnlich bei den Asiaten der Fall ist. Ihre Züge sind männlich und ganz europäisch, mit Ausnahme des kleinen länglichen tatarischen Auges, das fast allgemein ist und ihre einzige Aehnlichkeit mit den Chinesen ausmacht. Ihre Gesichtsfarbe ist weiß und roth, und die Damen der höhern Stände sehen bei Weitem blühender aus als in Europa.

Ihre geistige Kraft zeigt sich in dem Scharfsinn, mit welchem sie die Wissenschaften, besonders Metaphysik und Astrologie bearbeiten. Ihre Kunstfertigkeit spricht für sich selbst; und es ist kein Zweifel darüber, daß alle Künste bei ihnen in viel höherm Grade ausgebildet sind als bei den Chinesen, mit welchen sie in dieser Beziehung so häufig auf gleiche Linie gestellt werden. Die Leztern sind, so lange wir sie kennen, immer auf derselben Stufe stehen geblieben; bei den Japanern ist dagegen die leichteste Anregung hinreichend, ihnen neuen Schwung zu geben. Nichts kann in der That auch den Japaner empfindlicher beleidigen, als wenn sein Volk in irgend einer Hinsicht mit dem chinesischen verglichen wird; und die einzige Gelegenheit, bei welcher Ainslie die gewöhnliche Höflichkeit eines Japaners dem leidenschaftlichsten Ausbruch des Zornes weichen sah, war, als er zufällig die Aehnlichkeit zwischen beiden Nationen berührte. Dieß entrüstete den Japaner so, daß er die Hand an den Degen legte. Merkwürdig ist, daß die Chinesen die Ueberlegenheit der Japaner selbst anerkennen, während sie doch von diesen mit der entschiedensten Verachtung behandelt werden.

Die Japaner sollen, ungeachtet der politischen Institutionen, welche alle Fremden von ihrem Boden ausschließen, eine große Neigung zu dem Verkehr mit denselben haben; und vielleicht giebt es keinen entschiedenern Beweis für die Energie, welche den japanischen Volkscharakter bezeichnet, als jener außerordentliche Entschluß, die ganze Welt von den Ufern ihrer Insel auszuschließen und sich selbst auf den Umfang derselben zu beschränken; ein Entschluß, der zu einer Zeit gefaßt wurde, wo sie mit allen Nationen Handel trieben und in ganz Asien überall als Miethsoldaten dienten.

Die Gleichförmigkeit, welche man in China findet, wo der Einfluß der Regierung alle Individualität ausgewischt hat, ist den Japanern fremd. Ungleich den Chinesen, haben sie das weibliche Geschlecht keineswegs in dem Innern ihrer Häuser eingeschlossen; die Damen nehmen an der Gesellschaft Theil wie in Europa, und die gewöhnliche Tracht eines japanischen Frauenzimmers mittlern Standes kostet so Viel, daß eine Dame in Europa ihre Garderobe damit zwanzig Jahre (?) im Stand halten könnte.

Mit scheinbarer Kälte, die der Zurückgezogenheit des Spaniers gleicht und aus ähnlichen Ursachen herrühren mag, verbinden die Japaner stets rege Neugierde und die wärmste Anhänglichkeit und Offenheit gegen Fremde, und Verachtung gegen Alles, was unter ihrer Stufe der sittlichen und wissenschaftlichen Ausbildung steht; wogegen sie geneigt scheinen, sich jedem Volk, das in dieser Hinsicht sie selbst überbietet, in die Arme zu werfen.

Dieß stimmt freilich mit dem Erfolg der Sendung nicht überein, welche im J. 1814 von Rußland aus (unter Krusenstern) unternommen wurde; doch darf man die Umstände nicht vergessen, welche dazu beitrugen, jene Unternehmung zu vereiteln. Von dem Augenblick ihrer Ankunft an befanden sich die Russen unter dem Einfluß einer Faktorei, welche ihre Konkurrenz befürchtete und daher jeden Schimpf auf sie häufte, der nur irgend von dem japanischen Despotismus ausgehen konnte. Das Magazin, in welchem die russische Gesandtschaft untergebracht wurde, ward Dr. Ainslie von einem japanischen Beamten gezeigt, der ihn fragte, ob er sich wohl dazu verstehen würde, sich eine ähnliche Behandlung gefallen zu lassen, als der russische Graf, indessen sogleich selbst hinzufügte: „Nein, Das glaube ich nicht.“

Auch die religiöse Unduldsamkeit der Japaner ist außerordentlich übertrieben worden. Die Geschichte von dem Kreuz, auf welches die fremden Kaufleute zu Nangasaki treten mußten, ist eine Erfindung der Holländer, über welche die japanischen Priester selbst lachen. Dr. Ainslie wurde, als er den großen Tempel in der Nähe von Nangasaki besuchte, von dem ehrwürdigen Patriarchen der nördlichen Provinzen, einem Greis von achtzig Jahren, mit der größten Auszeichnung empfangen. Einer der Begleiter Ainslie's konnte sich nicht enthalten, indem er die Pracht des Tempels bewunderte, auszurufen: „Jesus Christus!“ Der Patriarch wandte sich mit einem ruhigen Lächeln gegen ihn und machte ihm eine Verbeugung, die unzweideutig genug sagte: „Wir wissen wohl, daß Ihr Christen seyd; aber drängt Euern Gott uns nur nicht in unsern Tempeln auf, so wollen wir deßhalb gute Freunde bleiben.“ — Das Blutbad zu Samabarra wird von den Japanern europäischen Intriken Schuld gegeben, worauf auch Kämpfers Nachricht hindeutet, daß europäische Kriegsschiffe die Bresche geschossen hätten, durch welche die Japaner in die Stadt gedrungen wären.

Ein auffallender Umstand ist es, daß, ungeachtet des festen Beschlusses der Regierung, keinen Handelsverkehr mit fremden Nationen zu dulden, bereits vor mehr als zwanzig Jahren, als Kapitän Pellew die Insel besuchte, auf einen Befehl des Kaisers die jüngern Mitglieder des Kollegiums der Dollmetscher die englische Sprache studirten; besonders fragten sie mit großem Eifer nach englischen Büchern.

Johannesfest in Florenz.

Jährlich, am 24 Juni, feiern die Toskaner das Fest des heiligen Johannes, ihres Schutzpatrons, und bringen zugleich dem Großherzog ihre Huldigung dar. Diese Feier hat immer etwas Imposantes, was an alte Zeiten und patriarchalische Sitten erinnert; das lezte Mal war sie ein politisches Fest. Die zwölf bedeutendsten Städte Toscana's schicken Abgeordnete nach Florenz, die sich unter kriegerischer Musik und Vortragung ihrer wehenden Stadtbanner, zum Thron des Großherzogs begeben, der auf dem öffentlichen Platz unter einem Portikus aufgeschlagen ist. Der Staatskanzler ruft die Städte nach ihrem Altersrang auf, wobei, je nach dem Aufruf, der jeder einzelnen Stadt eigenthümliche Trompetenstoß ertönt. Die zwölf Deputationen schwören den Eid der Treue in die Hände des Fürsten, welcher seinerseits gegen jede erklärt, daß er nach den hergebrachten Gesetzen regieren werde. Artilleriesalven und rauschende Musik ertönen während der gegenseitigen Eidesleistung.

Vergangenen 24 Juni schloß sich Nachmittags ein Wettrennen antiker Wagen, auf dem Platz Santa-Maria-Novela, dem Fest an. Abends waren die Kuppeln der Hauptkirchen, so wie die ganze Stadt beleuchtet, und Feuerwerke wurden auf den drei Arnobrücken abgebrannt. Tags zuvor war durch das Dampfboot von Marseille die Nachricht von der Landung der französischen Truppen in Afrika nach Livorno gelangt, wofür die Toskaner, von deren Landsleuten mehrere schon seit 15 oder 20 Jahren zu Algier in der Sklaverei schmachten, ihrem Schutzpatron die wärmsten Dankgebete darbrachten.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 222. 10 August 1830.

Die Staatsländereien der Vereinigten Staaten von Nordamerika.

(Schluß.)

Das Borgsystem wurde jetzt aber abgeschafft und die Regierung verkauft nur noch baar und zwar den Morgen zu 1 Doll. 25 Cents Gegen diesen Preis erhoben sich zweierlei Einwendungen einmal fand man es Unrecht, daß für alle Ländereien ohne Rücksicht auf Boden, Lage und Klima Dasselbe bezahlt werden sollte; zweitens schien er überhaupt zu hoch.

Daß der erste Einwurf gegründet sey, läßt sich nicht leugnen. Allein das Land kann man unmöglich speziell tariren; Dieß würde nicht nur zu Viel kosten, sondern es ließe sich den zahlreichen Beamten, die man dazu brauchte, auch kein Maßstab geben, wornach sie ihre Schätzungen zu machen hätten, so daß nothwendig unendliche Verwirrung entstünde. Manchmal würde auf diese Art ein Distrikt vor dem andern einen höhern Werth haben, den er in Wirklichkeit nicht verdiente; bald würden die Einen sagen, man wolle einen Distrikt durch zu niedere Schätzung in Mißkredit bringen, bald die Andern, man wolle das Einwandern durch zu hohe Schätzung erschweren. Namentlich würde sich den mit der Schätzung beauftragten Agenten ein gar zu lockendes Feld der Spekulation eröffnen, wodurch Regierung und Einzelnen schwerer Nachtheil erwachsen könnte, als daß sich erwarten ließe, daß sie jeder Versuchung stets sieghaft widerständen. Man hat nun vorgeschlagen, den Preis der Ländereien periodisch herabzusetzen. Die ersten Partien eines Distrikts, welche veräußert würden, sollten der Morgen 1 Doll. kosten, nach 3 oder 5 Jahren sollte eine Reduktion auf 75 Cents u. s. f. Statt finden. Die Ausstichländereien würden dann bei dem ersten Verkauf weggehen, die nächstbesten das zweite Mal, und der Rest die folgenden Male immer um die entsprechenden Preise. Dagegen bemerkt man, dieser Plan würde den Verkauf der Ländereien aufhalten, weil die meisten Liebhaber es vorziehen dürften, die geringeren Preise abzuwarten. Dieß ist indeß kaum zu befürchten. Denn der Landmann, der 160 Morgen braucht, würde, um 40 Doll. zu ersparen, doch wohl nicht 3 bis 5 Jahre zusehen und dabei täglich riskiren, daß ihm Einer inzwischen das Grundstück, auf das er ein Aug' hat, vor dem Mund wegnimmt.

Für den zweiten Einwurf kann man anführen, daß, wenn die Union auch die unbestrittene Eigenthümerin der Staatsländereien ist, sie vermöge ihres Nationalcharakters und ihrer Stellung gegenüber dem amerikanischen Volk nicht das Recht hat, ein kaufmännisches Geschäft damit zu treiben, und dadurch dem Bevölkerungszweck entgegen zu arbeiten. Manche Distrikte hat sie unter der ausdrücklichen Bedingung übernommen, neue Staaten daraus zu bilden, und im Grunde versteht sich Dieß von selbst. Der Kongreß hat demnach die Pflicht, so zu verkaufen, daß man kaufen kann. Es scheint jedoch, daß der gegenwärtige Preis zu hoch sey. Der Staat Illinois z. B. liegt in einer gemäßigten Breite, und hat ein gesundes Klima, schiffbare Ströme und mehr anbaufähiges Land innerhalb seiner Grenzen als irgend ein andrer Staat der Union. Allein er hat keine Manufakturen, wenig Handel, kleine Städte und wenig Gewerbsleute. Das Volk besteht aus Bauern, von denen jeder, wenn er es vermöchte, gerne ein oder mehrere Grundstücke besäße, welchen aber eine gesunde Politik behülflich seyn sollte, daß sie auch Eigner des Bodens werden könnten, den sie bearbeiten. Die ganze Quantität Landes, welche in diesem Staat bis zum 1 Juli 1828 verkauft wurde, betrug Wenig über eine Million Morgen; was, in Güter zu 160 Morgen vertheilt, etwa 7000 solcher Güter ausgiebt. Bei den Wahlen im August desselben Jahrs stimmten ungefähr 17,000 Personen; nimmt man an, daß von je achtzehn Stimmen eine verloren ging, so kann man die Zahl der Stimmberechtigten zu 18,000 anschlagen. Wer die dortigen Verhältnisse näher kennt, wird einräumen, daß mit Ausnahme der Bewohner der größern Ortschaften und der höhern Klasse (professional men), fast der ganze Rest der stimmgebenden Bevölkerung Pächter sind, welche Freisaßen zu werden wünschen. Vorausgesetzt, das Land wäre zu gleichen Portionen verkauft, so müßte die Zahl der Güter der Zahl der Votanten ungefähr entsprechen; nun ist aber die Differenz = 7 : 18; bedenkt man dann noch, daß es Pächter giebt, die Mehr als ¼ Sektion, und Eigenthümer, die ganze Distrikte inne haben, von denen aber ein Theil in andern Staaten ansäßig ist, so folgt, daß kein Drittel der Votanten aus Freisaßen besteht. Ja man kann behaupten, daß die Mehrheit von denen, die nicht Freisaßen sind, auf Staatsländereien hausen und dieselben anbauen, bereit und Willens, sie zu kaufen, sobald ihre Vermögensumstände es erlauben. Diese Leute sind keine Squatters, wie man sie fälschlich genannt hat. Dieser Ausdruck wurde ursprünglich von Individuen gebraucht, welche sich auf unangebauten Ländereien in den alten Staaten nieder-

ließen, um durch die Besitznahme Ansprüche darauf zu erwerben oder Mangel in den Lagerbüchern zu benützen, um die rechtmäßigen Eigenthümer zu verdrängen. Diese besetzten fremdes Eigenthum, mit der erklärten Absicht, es zu behalten; dagegen Die welche sich auf den Staatsländereien im Westen niederlassen, thun Niemand Eintrag; sie bauen herrenloses Land an, und wenn sie es auch nicht kaufen, so hinterlassen sie es auf jeden Fall besser, als es ursprünglich war, und man kennt kein Beispiel, daß sie die Regierung um ihr Guthaben zu betrügen gesucht hätten. *)

Eine andere Thatsache verdient bemerkt zu werden. So fruchtbar im Allgemeinen der Boden im Westen ist, so fehlt es doch nicht an Gegenden, welche vor der Hand nicht verkäuflich sind — wir meinen die holz- und wasserlosen Steppen die Ueberschwemmungen ausgesetzten Thalgründe. Die unermesslichen Distrikte der Steppen haben meist einen guten Boden und man braucht nicht tief zu graben, um überall auf Wasser zu stoßen; aber der Mangel an Holz macht sie unbewohnbar. Indessen nehmen sie von Jahr zu Jahr an Ausdehnung ab. Wo nämlich Niederlassungen an ihrem Rand angelegt wurden, waideten zahlreiche Heerden das Gras bald so ab oder zertraten es, daß die Feuer, welche im Herbst diese Wildnisse heimzusuchen pflegten, keine Nahrung mehr fanden, und somit die jungen Reiser wachsen konnten. Strecken, auf denen man vor 16 Jahren noch keinen Baum oder Strauch sah, sind bereits mit Waldungen bedeckt, die nach und nach auch anfangen nutzbar zu werden. Dieß Resultat ist bloß in der Nachbarschaft einer dichten Bevölkerung zu erreichen. Sollte es — könnte man man fragen — nicht rathsam seyn, diesen Prozeß durch künstliche Mittel zu beschleunigen, indem man durch günstige Aussichten Ansiedler aufmunterte, nach den Steppen zu ziehen, um daselbst Holz zu pflanzen? Bei den niedern Thalgründen beruht umgekehrt der Werth auf ihrem Holz; da sie aber vom Ackerland insgemein ziemlich abliegen, so werden sie um dieses einzigen Vortheils willen selten gekauft und Dieß wird auch ungeachtet ihres ihres oft köstlichen Bodens so lange der Fall seyn, bis sichs bei immer steigendender Zunahme der Bevölkerung und des Reichthums zuletzt verlohnt, das Wasser durch Dämme abzuwehren. Diese Thalgründe vermindern noch überdieß durch das Miasma, das sie mittheilen, den Werth der benachbarten Ländereien, die sonst in jeder Hinsicht gesund sind. Gäbe die Regierung derlei Distrikte Jedem, der sie wollte, so würden nicht nur manche derselben für die Kultur gewonnen, sondern auch die freiwuchernden Krankheitsstoffe beschränkt. Was endlich die unfruchtbaren Distrikte betrifft, so sind sie es zum Theil nur relativ, da sie aber um den gleichen Preis mit den bessern Niemand will, so können sie noch lang brach liegen, wenn die Regierung die Preise nicht so nieder stellt, daß Käufer sich unwillkürlich angezogen fühlen.

*) Noch mehr — der Staat Illinois enthält Etwas über 55 Millionen Morgen, wovon 50 Millionen unverkauft sich in den Händen der Union befinden. Das Volk von Illinois besitzt also 1/11 des Ganzen, 10/11 die Union; die Union zieht jährlich bedeutende Summen aus dem Land (denn mit dem Aufblühen des Staats nimmt auch die Nachfrage der Landkäufer zu) — und obgleich die größte Grundeigenthümerin — trägt sie keinen Heller zu den Kosten des Staats bei, sondern läßt Illinois mit seinem Eilftel haushalten. Mehr oder weniger ist in allen westlichen Staaten (Kentucky ausgenommen) derselbe Fall. Sollte die Union, um Etwas dagegen zu thun, nicht wenigstens den Preis ihrer Ländereien herabsetzen?

Algier.

2. Klima, Produkte und Bevölkerung.

(Fortsetzung.)

Eine besondere Erwähnung verdienen die Mozaben, eine Unterabtheilung der Amazigen *), welche unter die ältesten Völker des Atlas zu zählen sind. Sie bilden einen eigenen Staat auf der äußersten Südgrenze; jeder ihrer fünf Stämme steht unter zwölf Aeltesten, die aus dem Volk gewählt werden, sie halten zu Algier einen Amin oder Konsul, der über ihre Handelsinteressen wacht und in dieser Eigenschaft von der türkischen Regierung anerkannt war: ein Verhältniß, das die jetzige französische Regierung, welche vor Allem ihr Augenmerk auf den Handel gerichtet haben muß, wahrscheinlich fortbestehn lassen und benützen wird. Die Volkszahl mag sich auf 200,000 belaufen. Ihr Gebiet ist im Norden von hohen und steilen Felsen umschlossen, und da es daselbst äußerst selten regnet, so verschaffen sie sich Wasser mittelst einer Art artesischer Brunnen, die man überhaupt als keine neue Erfindung betrachten darf, wenn auch ihr Gebrauch, nachdem sie Cassini längst in Frankreich eingeführt hatte, jetzt erst anfängt, allgemein sich zu verbreiten. Die Mozaben bauen zwar etwas Gerste, aber ihre Hauptnahrung besteht aus Datteln. Ihre Berge sollen reiche Goldminen enthalten. Mit dem Sudan stehen sie in keiner andern Verbindung als über Tafilet und Ghadames. Uebrigens gleichen sie in ihrem Aeußern mehr den Kabylen, als den Arabern, deren Sprache sie reden; von beiden unterscheiden sie sich aber durch den merkwürdigen Umstand, daß sie der Sekte Ali's anhängen. Ihrem Charakter nach sind sie friedlich und betriebsam; sie beschäftigen sich Viel mit dem Handel, und in der Stadt Algier und deren Vorstädten haben sie die Mühlen und die Badanstalten inne, wo sie sich großer Privilegien erfreuen, wiewohl sie in ihrem eigenen Lande sich fast in völliger Unabhängigkeit behaupten. Algier (müssen wir hier bemerken) mit seinen vier, oder wenn man das der Hauptstadt unmittelbar zugehörige Gebiet besonders rechnen will, mit seinen fünf Provinzen, kann nur sehr bedingt als ein politisches Ganze betrachtet werden, so daß sich sehr fragt, ob die Franzosen, nachdem sie den Dey unterworfen und abgesetzt, sofort auch Meister der übrigen Theile des Königreichs werden; wenigstens über die 8 Distrikte jenseits des Atlas: Malascla, Biscara, Wadreag, Gordira, Berigan, Wargala, Engussa und Nadrama, **) welche zusammen das Dattelland, das wiederum in Zab und Wad-reag zer-

*) Die verschiedenen Stämme führen ihre besondern Namen nach ihrer Abkunft, oder nach den Gegenden, die sie auf den Gipfeln oder an den Abhängen des Atlas einnehmen: die bekanntesten von ihnen sind die Moghrawa, die Zauawa, die Heneiscia, die Hauwara, die Wiriaghal, die Zauagha, die Maguien, die Zenata, die Nefzaua.

**) Die übrigen 19 Distrikte, in welche Algier eingetheilt ist, sind: Bona, Constantina, Dschidscheri, Budschia, Algier, Sardschel, Mostagan, Wuran, Haresgol, Hamanhar, Tebessa, Tenez, Labez, Couco, Miliana, Beni-Arasclb, Angued, Telemesan, Tegorarin. Von diesen führt jedesmal der Hauptort denselben Namen, mit Ausnahme von Labez, wo er Tefsti, von Angued, wo er Gadschiba, und von Wad-reag, wo er Tuggurt heißt.

fällt, und wovon die fünf letztern das Land der Mozaben ausmachen, war die Oberherrschaft des Dey nichts weniger als unangefochten.

Die Biscariner kann man als die Verbindungskette zwischen den Amazigen, den Arabern und den Mauren betrachten. Sie wohnen gleichfalls im Süden, und zwar in der Nähe des Sees oder vielmehr Salzmorasts von Sciot. Von schwärzlicher Gesichtsfarbe und von sanftem, offenem, ernstem und zuverlässigem Charakter kontrastiren sie sehr zu ihrem Vortheil gegen die Araber und die übrigen afrikanischen Horden. Da sie jedoch ein verdorbenes Arabisch sprechen und gute Muselmänner sind, so scheint es, daß sie von den Arabern abstammen, deren Nationalität sie aber durch ihre ansäßige und und gewerbsthätige Lebensart, so wie ihre Vermischung mit andern Stämmen sehr untreu geworden sind. Sie gehören zu den ruhigsten Unterthanen des Staats, und leben unter ihrem eigenen Oberhaupt, das in der Stadt Biscara residirt und in Algier durch seinen Amin repräsentirt wird; gleichwohl haben sie eine türkische Garnison in ihrem Land. Wegen ihrer Geschicklichkeit und Rechtschaffenheit werden die Biscariner in Algier vorzugsweise als Diener und Verwalter gebraucht; hier haben sie das Monopol des Brodhandels, auch sind sie die einzigen Lastträger und Arbeiter in den Staatsmanufakturen; der Handel zwischen Ghadames und Algier geht durch ihre Hände.

Die Araber oder Beduinen von Algier sind ein Zweig jenes zahlreichen Völkerstamms, der sich von den Steppen Persiens bis nach Marocco verbreitet. Sie wohnen in fliegenden Lagern (duars) und wechseln ihren Aufenthalt je nach den Jahreszeiten und dem Bedürfniß der Waiden. Ein solcher Wechsel ist schon, damit das Futter wieder wachsen kann, eine nothwendige Observanz. Sie besitzen dieselben Tugenden und dieselben Laster wie ihre asiatischen Vorfahren. Die Zeit, wann dieses fremde Volk unter den alten Einwohnern Numidiens und Mauritaniens seinen Wohnsitz aufschlug, läßt sich nicht bestimmen. Die Sprache, die sie reden, ist ein mehr oder weniger verdorbenes Arabisch; wiewohl man es nach ihrer Vorstellung nicht reiner sprechen kann. Gleich den asiatischen Arabern, von denen abzustammen sie sich rühmen, und deren Sitten sie treulich beibehalten haben, gehören sie zu der Sekte Malechs; sie verbinden aber mit ihren Religionsbegriffen viel örtlichen Aberglauben. *) Als Nomaden können sie von Seiten des Staats keiner strengen Controle unterworfen werden; wann sich die Despoten von Algier, denen sie eine Art Zehnten (Garam) entrichteten, zu Viel gegen sie herausnahmen, so packten sie ihre Zelte auf und zogen ins Weite. Vor nicht vielen Jahren wurden die fruchtbaren Ebenen bei Bona und Constantina plötzlich entvölkert, indem die unzufriedenen Beduinen insgesammt nach Tunis auswanderten. Die bedeutendsten arabischen Stämme des Staats Algier sind die Ben i Ammer in der Nachbarschaft von Telemsan, die Ben i Terisci in Titteri und die Ben i Abbas und Conco in den Umgebungen von Budschia.

*) Der Zahl fünf schreiben sie z. B. eine gewisse Magie bei, „fünf in deinen Augen" ist ihr größter Fluch; ein nicht minder kräftiger Zauber liegt darin, daß man die Hand auf die Augen legt und das Wort Capsa ausspricht. Auch Amulette stehen bei ihnen in großem Ansehen.

(Fortsetzung folgt.)

Adam Mickiewicz.

(Schluß.)

Mickiewicz's erster Schritt auf seiner dichterischen Laufbahn war glänzend, und seitdem stieg sein Ruf fortwährend. Er begann mit der Herausgabe seiner Balladen und der Gedichte „Grazyna" und „die Vorfahren." Grazyna ist ein Stoff aus den alten Annalen Lithauens, den er mit der ganzen Eleganz und Reinheit der polnischen Sprache des 16 Jahrhunderts behandelt hat. Litawor, einer der Fürsten dieses Landes, hat so eben, um seine Brüder ihrer Besitzthümer zu berauben, mit dem deutschen Orden einen Bund abgeschlossen. Seine Gattin Grazyna bekommt davon Winke; sie sendet insgeheim einen Botschafter an den Großmeister, der mit falschen Befehlen von dem Fürsten versehen und beauftragt ist, den Vertrag wieder zu lösen. Die Ritter, ergrimmt über diese Wortbrüchigkeit, greifen Litawors Schloß an. Es war Nacht, Litawor schlief; Grazyna legt seine Rüstung um, eilt auf die Wälle und fällt im Kampf. Da erwacht Litawor ob dem Lärm der Schlacht; der Anblick seiner sterbenden Gattin weckt seinen Muth; er stürzt sich unter die Kreuzbrüder, unter denen er ein großes Blutbad anrichtet; aber nach Haus zurückgekehrt endet der Sieger sein Leben in den Flammen des Holzstoßes, welche Grazyna's Reste verzehren. Aehnliche vaterländische Stoffe, Volkssagen und Ueberlieferungen haben auch seine Balladen zum Gegenstand.

Eine Art Cyclus solcher Sagen stellen „die Vorfahren" dar, wovon bis jetzt bloß zwei Theile herausgekommen sind. Die Scene ist wieder Lithauen. Es herrscht der Brauch, welcher in die Periode des Heidenthums hinaufreicht, am Fest der Todten die Seelen im Fegfeuer anzurufen, um ihnen zur Erleichterung ihrer Leiden Fürbitte und selbst materielle Geschenke: Brod, Früchte und Milch anzubieten. Diese Sitte artete häufig in Orgien aus, und ward deßhalb von der Kirche verboten. Aber die Landleute lassen sich nicht so leicht von ihren Traditionen abbringen, versammeln sich in Wäldern und verfallenen Tempeln. Mit einer solchen Versammlung eröffnet Mickiewicz sein dramatisches Gemälde. Ein Zauberer beschwört die Schatten herauf; sie erscheinen auf seinen Ruf und entfernen sich wieder; nur ein einziger, trotz den Formeln und Drohungen des Meisters, bleibt zurück und folgt hartnäckig den Schritten eines Mädchens. Eines Abends hatte ein alter Priester die Kinder in den Gebeten der Kirche unterrichtet. Ein Unbekannter, in seltsamer Kleidung und noch seltsamer redend, klopfte an der Thür und bat um Aufnahme. Er erzählte in dunklen Ausdrücken eine traurige Liebesmähre. Plötzlich erkennen der Fremde und der Priester sich: es ist Gustav, sein geliebter Zögling; er ist gekommen, um ihn noch einmal zu sehen und zu sterben. Er umarmt seinen Lehrer und stößt sich den Dolch, den er unter seinem Mantel verborgen hat, durch die Brust. Eben dieser Gustav ist der Schatten, welcher das Fest der Vorfahren stört; denn da der Jüngling, zerrissen von einer wilden Leidenschaft, seine Tage freventlich abkürzt, wird er von Gott verurtheilt, jedes Jahr einen Monat auf Erden zuzubringen und um die Wohnung Derjenigen zu irren, die er so sehr geliebt hat, und hier die furchtbare That von Neuem zu vollbringen. Diesen phantastischen Stoff, wahrscheinlich eine alte Klosterlegende, schmückte Mickiewicz mit allen Reizen der Poesie aus; namentlich kann der zweite Theil wegen der Originalität der Erfindung und der Tiefe mystischer Kontemplation als ein Meisterstück von Sentimentalität betrachtet werden. Der Enthusiasmus, mit welchem bei der ersten Erscheinung „die Vorfahren" aufgenommen wurden, erinnert an Werther; Gustavs Beispiel soll für mehr als einen jungen Polen ansteckend gewesen seyn! Ohne Zweifel ein unglücklicher Einfluß, der aber nichtsdestoweniger die unwiderstehliche Gewalt dieses poetischen Genius beweist!

Mickiewicz's neuestes Werk, das vielleicht am Tiefsten in den für Freiheit und Vaterland zärtlich schwärmerischen Geist des Dichters blicken läßt, ist sein Roman Konrad Wallenrod. Mehr als hundert Jahre waren verflossen, daß die Ritter des deutschen Ordens sich im Blut der Heiden des Nordens gebadet. Preußen hatte sich bereits ihrem Joch unterworfen, und die deutschen Krieger bedrohten Lithauen. Ein junger Lithauer, entrüstet über den Anblick der Leiden seines Vaterlandes, schwört, Polen an seinen Unterdrückern zu rächen. Zwar theilt er ih-

ren Glauben, aber er haßt ihre blinde Wuth. Aldona, trostlos über das Verschwinden ihres Gatten, geht über den Niemen und sucht ein Asyl in einem einsamen Thurm; vielleicht daß es ihr gelingt, den Verlornen zu erspähen. Alf, der den Namen Konrad Wallenrod annimmt, wird von Aldona's Vater, dem Vertrauten und Gehülfen seines Racheplans, Halban genannt, begleitet. Nach einigen Jahren finden wir Konrad unter den Deutschrittern, die im Begriff sind, einen neuen Großmeister zu wählen. Die Wahl schwankt; die Einsiedlerin des Thurms, die als eine Heilige verehrt wird, bezeichnet Konrad den Brüdern. Ihre Stimme wird gehört, und Konrad soll sofort an der Spitze des Ordens gegen die ungläubigen Lithauer in's Feld rücken. Alle Herzen glühen von Kampfeslust; aber Konrad ist nicht mehr der Ritter, dessen Muth sonst Jeder bewunderte; er verliert die kostbarste Zeit mit Festen und Gelagen; umsonst daß man ihn mit Bitten und Vorstellungen bestürmt; er scheint nur noch für das Vergnügen Sinn zu haben. Aber während seine Tage in einem Freudentaumel dahin fließen, verläßt er jede Nacht das Lager und verweilt bis zu den Strahlen der Morgenröthe am Fuß des Thurms, wo die Einsame trauert. Man sagt, daß sie mit einander redeten, und man will die Töne der lithauischen Sprache erkannt haben. Endlich kann er nicht länger widerstehen. Der Krieg wird erklärt und Wallenrod setzt über den Niemen. Der Herbst brach an, der Schnee deckte die Felder, noch war das Heer nicht zurückgekehrt. Eines Tages zeigten sich Flüchtlinge; Wallenrod war unter ihnen. Er verkündigte die Niederlage der Truppen. Als es Nacht wurde, begab er sich zu dem Thurm und erzählte der Einsiedlerin, wie er die Feinde seines Vaterlandes mitten durch Berge und Wälder einem gewissen Tod entgegengeführt habe. Dieß Mal aber belauschte ein Mitglied des geheimen Gerichts ihre Unterredung, und auf seine Anklage wird gegen Wallenrod als Verräther der Tod erkannt. Er trinkt eine Schale mit Gift aus, und, indem die Vollzieher des Urtheils in das Zimmer eindringen, verscheidet er in Halbans Armen! Wer erkennt nicht in dem Ganzen das jetzige Verhältniß von Polen und Rußland symbolisirt! Nach dieser flüchtigen Skizze des Inhalts geben wir einige Stellen.

In dem Augenblick, als die Einsiedlerin des Thurmes den Namen Konrad ausgesprochen, beeilt sich Halban, die Losung geltend zu machen. „Auf Brüder!" sagt er, „reicht einander die Hand und schwört auf Ritterwort, daß er morgen im Rath unser Großmeister seyn soll"! Sogleich! schrien sie, sogleich! Und sie trennten sich lärmend. Lange und fern erscholl durch die Ebene die Stimme des Triumphs und der Freude: Hoch lebe Konrad! Hoch unser Großmeister! Hoch der Orden! Tod den Heiden! Halban bleibt tief sinnend stehen, wirft den Rittern einen verächtlichen Blick nach, schaut gegen den Thurm und entfernt sich, leise das Lied trillernd: Mutter unsrer Bäche, Wilidscha, wie ist so golden Dein Bett und so himmelblau Dein Wasserspiegel! Das lithauer Mädchen füllt den Eimer: es hat ein Herz, das ist noch reiner, und ein Antlitz, das ist noch bezaubernder. Willdscha fließt durch die lachenden Thäler von Kowno, zwischen Tulpen und Narcissen; reizender als Rosen und Tulpen ist die Blüte unsrer Jünglinge zu den Füßen des lithauer Mädchens. Wilidscha verschmäht die Blumen des Thals, denn sie sucht Niemen, ihren Verlobten; traurig unter Lithauens Mädchen ist die Lithauerin, denn sie glüht für den jungen Fremdling. Stürmisch schließt der Niemen seine Braut in seine Arme, reißt sie mit sich durch Klippen und öde Wüsten, preßt sie an seine breite Brust, und beide versinken in den Abgrund der Meere. Und auch Du, von dem Fremdling wirst Du entführt werden aus den Thälern Deiner Heimath, Lithauens unglückliche Tochter! Auch Du wirst untergehen in dem Fluthengrab der Vergessenheit, aber betrübter, aber einsam! Umsonst warnt Ihr das Herz und den Strom — Wilidscha strömt, Wilidscha verschwindet in den Armen des Niemen, den sie anbetet .... Das Mädchen weint im verlassenen Thurm!"

Voll zarter Zeichnung ist das Gemälde der Liebe Konrads und Aldona's. Konrad, unter den Deutschen erzogen, hat die Religion seines Vaterlandes, fast selbst dessen Sprache vergessen: er unterhält sie mit den Wundern Deutschlands: „Konrad sagte kein Wort, welches das Mädchen nicht mit Ohr und Seele aufgriff, in ihrem Innern bewahrte und mehr als einmal des Nachts im Traume wiederholte. Konrad sprach von der Größe der Schlösser und Städte jenseits des Niemen, von den reichen Zieraten und den prächtigen Festen; er erzählte, wie bei dem Turniere tapfere Ritter Lanzen brächen, die Mädchen auf den Gallerien zusähen und Kränze austheilten. Konrad redete von dem großen Gott, der auf der andern Seite des Niemen herrscht, und der unbefleckten Mutter des göttlichen Sohnes, deren englische Züge er auf einem Bild mitgebracht hatte. Dieses Bild trug er auf seiner Brust; heute gab er es der Lithauerin, da er sie zum Glauben bekehrte und mit ihr betete; er wollte sie Alles lehren, was er wußte; ach! er lehrte sie, was er bis dahin nicht wußte, er lehrte sie lieben und er lernte selbst Viel. Mit welcher Wonne hörte er von ihren Lippen die halb vergessenen Laute der lithauischen Sprache! Bei jedem wiedererweckten Wort erglomm ein neuer Funke unter der Asche, erklang eine neue Saite seines Gemüths: es war der süße Name der Familie, der Freundschaft, der innigen Freundschaft, und ein Name, tausendmal süßer als beide, der Name der Liebe, die ihres Gleichen nicht auf Erden hat — außer dem Namen des Vaterlandes. Woher kommt, sagte Kieystut, diese plötzliche Veränderung in meiner Tochter? Was ist mit dem muntern Kind vorgegangen? Wenn am Fest alle Mädchen beim Tanz sind, bleibt sie daheim und plaudert mit Alf. Die Woche über arbeiten die Dirnen mit der Nadel oder sitzen am Werkstuhl; sie läßt die Nadel aus der Hand fallen und ihre Fäden verwickeln sich. Gestern fiel mir auf, daß sie eine Rosenblüte grün und die Blätter von rother Seide gestickt hatte. Wie hätte sie Dieß nicht bemerken müssen, wenn ihre Augen und ihre Gedanken nicht immer auf Alf gerichtet wären, sich mit Alf beschäftigten! So oft ich frage, wo sie sey, immer heißt es im Thal, woher sie komme, vom Thal, was es im Thal gäbe, Alf habe ihr einen Garten gezeichnet. Dieser Garten gefällt ihr besser als der Park des Schlosses. Es ist nur der Garten, der sie anzog. Diesen Winter sah ich ihr Fenster: jedes Glas nach der Seite des Niemen war hell wie im Mai; kein Eis trübte das Krystall. Alf erging sich dort; ich glaube, sie saß am Fenster und von ihren Seufzern schmolz das Eis."

Eines Abends im J. 1827 befand sich Mickiewicz in Gesellschaft einiger Landsleute in St. Petersburg bei Adam Rzewuski: es war am Tag vor Weihnachten, seinem Geburtstage. So eben hatte er aus dem Stegreif einige Strophen gedichtet; wie nun sein poetisches Gefühl schon durch den Klang eines Klaviers oder durch den Refrain eines einfachen Nationalliedes so angeregt werden kann, daß er sich mit der ganzen Fülle seiner Einbildungskraft über einen Gegenstand verbreitet, so begehrte er jetzt durch die Erinnerung an Polen, das ihm der um ihn versammelte Kreis lebhafter zurückrief, und durch die Theilnahme seiner Freunde tief bewegt, plötzlich einen Stoff zu einer Tragödie aus der Geschichte ihres Vaterlandes. Man drängt sich um ihn, man berathschlagt: eine Stimme nennt den Namen Samuel Zborowski *). Mickiewicz erklärt sich damit einverstanden und geht einen Augenblick hinaus. Stillschweigend erwartet man ihn zurück; Jeder besinnt sich einstweilen auf die Begebenheiten, die Personen, die in dem Drama figuriren könnten. Der Dichter tritt ein und sein Drama ist fertig. Sein Geist hat ihn nach dem Polen des 16ten Jahrhunderts versetzt; wunderbare Worte entquellen seinen Lippen; die Handlung bewegt, entwickelt sich; der Knoten schürzt sich, und bereits hat der Dichter unter unsäglichem Beifall mehrere Hundert Verse recitirt, als mitten in einer Rede, welche Zamoyski an Samuel wendet, seine Kräfte ihn verlassen, er wankt und ohnmächtig auf einen Stuhl sinkt. Thränen der Rührung fließen, Ausrufe der Bewunderung lassen sich vernehmen, es war ein schöner Tag für den polnischen Dichter!

Folgen einer Emancipation.

Von 1780 bis 1808 bestand die Bevölkerung Amsterdams aus [illegible]/10 Christen und [illegible]/10 Juden. Die Letztern waren von jedem anständigen Gewerb ausgeschlossen, und [illegible]/5 der Verbrecher, welche Amsterdam den Gerichten lieferte, waren Juden. Im J. 1806 erhielten die Juden eine theilweise Erleichterung, und das Verhältniß der Verbrecher war nur noch [illegible]/13. Im J. 1811 wurden sie in alle bürgerlichen Rechte eingesetzt, und gegenwärtig ist unter zwanzig Verurtheilten nur Ein Jude!

*) Einer der schlechtesten Bürger Polens, der das Land zur Zeit Heinrichs III verwirrte. Das Drama behandelt seinen Streit mit der berühmten Familie Zamoyski.

Berichtigung.

S. 871 Sp. 1. Z. 8 v. u. l. such' st. sucht.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 223. 11 August 1830.

Algier.

2. Klima, Produkte und Bevölkerung.

(Schluß.)

Man erkennt die Beduinen an ihren magern, von der Sonne ausgetrockneten Gestalten voll Muskelkraft und Behendigkeit und ihrem stolzen Wesen; schöne Züge haben sie nicht; ihre Farbe ist ein ins Braune schillerndes Olivengelb, wie bei den Mulatten; in Bezug auf Schönheit der Augen und der Zähne können sie sich mit den Berbern messen; die Trefflichkeit ihrer Sinne ist bekannt. Mit einem bloßen Blick auf den Boden entdeckt der Beduine den Ort, wo er eine Quelle findet; er hört das Rauschen des Wassers auf eine unermeßliche Entfernung, und sucht er den Weg, den sein Kamel eben zurückgelegt, so braucht er bloß dem Geruch nachzugehen. In dem Charakter dieses Volks ist eine sonderbare Mischung von Rohheit und Urbanität, von Wildheit und Gutmüthigkeit. Wie würdevoll sieht nicht ihr Gruß aus, wenn sie die Hand auf die Brust legen und Salum aleikum *) sagen! Der Beduine ist mäßig, arbeitsam und ausdauernd; er kann zwei bis drei Tage, wenn es seyn muß, fasten; er ist nicht händelsüchtig, wie der Maure; wenn er aber Streit bekommt, so macht er nicht bloß Lärm, sondern er gebraucht wohl auch den Dolch; aber es kostet seinem Gegner ein Wort: „denk an Gott und seinen Propheten" und die Waffe steckt wieder in der Scheide. Sein Ehrgefühl, wenn es verletzt wird, artet leicht in die schrecklichste Rachsucht aus, und ist einmal Blut geflossen, so hört es oft lang nicht auf zu fließen. Wird der Mörder nicht ausgemittelt, so ersieht sich die Rache immer das ausgezeichnetste Mitglied der feindlichen Familie zu ihrem Gegenstand. Die Erziehung, welche die beduinische Jugend erhält, geht ganz darauf aus, diesen Charakter auszubilden. Die Väter thun den Neigungen ihrer Kinder nicht den mindesten Zwang an, ohne sich deßwegen um ihre Launen zu bekümmern; sie gewöhnen dieselben zu einem freien Benehmen; der junge Beduine spricht mit erhobener Stimme, und erwartet, daß man ihm antwortet; frühzeitig als Mann behandelt, hat er den Ehrgeiz es zu werden.

Die Tracht der Beduinen ist äußerst malerisch; sie tragen die Haare kurz geschnitten, und gehen meist mit bloßem Kopfe, zuweilen eine leinene Binde umgewunden; den eigentlichen Turban trifft man bei ihnen nicht; und es muß Einer schon reich seyn, bedient er sich einer kleinen Mütze von Scharlach mit einem Turban darüber, wo die Zahl der Falten den Rang bezeichnet. Auch Sandalen sind schon ein Luxus; doch reiten sie in Stiefeln. Ihr Hauptkleid, el Hail genannt, besteht aus einem fünf bis sechs Schuh breiten und neun Schuh langen Stück Tuch von weißer Wolle, das mittelst eines Gürtels um den Leib befestigt wird; es nimmt sich sehr hübsch aus, kann aber nicht anders als ziemlich unbequem seyn, da es beim Gehen leicht über die Schulter herabfällt und gehalten werden muß; die Gewohnheit lehrt jedoch den Araber, wenn dasselbe in Unordnung geräth, es wieder in geschmackvolle Falten zu bringen. Einige Beduinen tragen unter dem Hail eine Art Hemd, welches an die altrömische Tunica, so wie die Mütze an die antike Tiara, erinnert. Der Hail selbst, in seiner schönsten Form, entspricht dem Peplus der Griechen oder der Toga der Römer, wie man sie mit ihren Draperien auf den Bildsäulen der Senatoren und der Bürger des Kaiserreichs wahrnimmt. Außerdem haben die Beduinen noch einen Mantel, Bernuß, der aus einem einzigen Stück gemacht wird; er ist am Hals eng und mit einer Kapuze versehen und wird nachlässig umgeworfen. Dieser Mantel, der sich bei den Scheichs über die Knie hinab erstreckt, repräsentirt das römische Pallium, und mit der Kapuze über dem Kopf den gallischen Cardocucullus. Den Hail befestigt man mit einem turbanartig geschlungenen wollenen Bund, der mehrmal um den Leib geht, mit zierlichen Emblemen bedeckt ist, und bei den Weibern durch eine silberne Schnalle geschlossen wird. Den Anzug des Beduinen vollenden der Dolch, der Säbel an der Linken, und die Flinte.

Die Frauen tragen unter dem Hail Hemd und Hosen und der obere Theil des Hail verwandelt sich in einen Sack, worein sie ihre Kinder thun, welche die Mutter nie verlassen. Den Kopf schmückt

*) Die Antwort ist Alikum essulum, d. h. auch mit euch sey der Friede. Zu Ungläubigen bedient sich jedoch der Araber der Formel: Sabbeb Salamet, Freund, wie befindest Du Dich? Gleiche und Freunde küssen sich auf Stirn und Schultern. Niedere küssen den Vornehmen die Kniee. So oft sie einander in der Wüste begegnen, drücken sie einander fünf oder sechs Mal die Hände, wobei man die Rechte küsset, so oft man sie dem Bekannten reicht, indem man thut, als ob man dessen Hand auch küssen wollte, was dieser aber nicht zugiebt. Aeltere Personen lassen sich zuweilen die Finger küssen, und während des Bairams und anderer Feste küssen Weiber ihren Männern, denen sie die Aufwartung machen, die Hände.

die Sarna, eine Art Sacktuch, durchflochten mit Gold- und Silberfäden, wozu noch ein kunstreich gesticktes und gefärbtes dreieckiges Stück Tuch kommt, das bis über die Hüften reicht und sich in einem Büschel von Haaren verliert. Ueberhaupt pflegen die Beduininnen ihre Haare außerordentlich lang zu tragen, indem sie sie nöthigen Falls durch falsche verlängern, und in einem seidenen Netz in anmuthigen Locken über die Schultern hinab sich ringeln lassen. Eine leidenschaftliche Liebhaberei zeigen sie für Corallen und Perlen, die sie als Hals-, Knöchel- und Fingerschmuck brauchen, oft aber auch durch Muschelschalen und Fischzähne ersetzen. Einige Theile des Körpers unterlassen sie nicht anzumalen; Brauen und Wimper färben sie mit Schießpulver schwarz, und um die Augen zeichnen sie damit verschiedene Kreise. Uebrigens haben diese Damen, die ein Pferd so gut zu satteln verstehen, als die Männer, doch weibliche Eitelkeit genug, sich weder durch Reise noch Arbeit abhalten zu lassen, in ihrem besten Staat zu erscheinen.

Was die geselligen Verhältnisse der Beduinen betrifft, so ist zuvörderst zu bemerken, daß das weibliche Geschlecht bei ihnen etwas mehr Freiheit genießt, als bei den Mauren, was schon die verschiede Lebensweise beider Völker mit sich bringt; wie wohl auch die Beduinin, wenn ihr ein Fremder begegnet, ihren Schleier nieder läßt und sich so lang auf den Boden setzt, bis derselbe vorüber ist. Allein gegen die maurische Sitte kann hier der Liebhaber den Gegenstand seiner Wahl vor seiner Verbündung persönlich kennen lernen; doch wird die väterliche Einwilligung als unerläßliche Bedingung jeder Heirath betrachtet. Der Antrag geschieht daher auch zuerst dem Vater. Ist dieser einverstanden, so nimmt er den Bewerber artig auf, verbreitet sich über die Verdienste seiner Tochter und über die Fruchtbarkeit ihrer Mutter, zum Beweis, daß jene dieselbe schätzbare Eigenschaft besitze, sodann bestimmt er die Zahl der Ochsen und Kühe, welche er von seinem Eidam verlangt. Der junge Mann ermangelt nicht, das Verlangte mit gebührender Förmlichkeit seinem Schwiegervater vor die Thüre des Zeltes zu führen. Jetzt wird der Tochter eröffnet, sie solle sich anschicken, ihren Künftigen anständig zu empfangen; Freunden und Verwandte werden eingeladen, der Bräutigam eingeführt und gefragt, was er für seine Frau gegeben, worauf er antwortet, eine weise und fleißige Frau sey unbezahlbar; bald erscheinen die Jungfrauen der Nachbarschaft, setzen die Braut auf ein Pferd und geleiten sie nach dem Zelt ihres Verlobten. Hier wird sie dessen Freunden vorgestellt und ihr ein Trank von Milch und Honig gereicht, wodurch die Eintracht, die zwischen ihnen herrschen soll, angedeutet wird. Während sie trinkt, singen die Dirnen ein Hochzeitlied: nun steigt die Braut ab, ergreift einen Pfahl, den man ihr bietet und stoßt ihn mit aller Kraft in den Boden: „Wie dieser Pfahl," sagt sie, „seine Lage nicht verändert, wenn man ihn nicht gewaltsam herauszieht, so werde ich meinen Gatten nie verlassen, wenn es ihm nicht gefällt, mich zu verabschieden." Nun zeigt man ihr die Heerde, deren Fürsorge ihr künftig anvertraut ist. *) Bei ihrer Zurückkunft von der Waide erwartet sie von Neuem ein Gefäß mit Milch, worin sich ein Stück vom Zelt ihres Mannes befindet. Sie trinkt es aus, und die Anwesenden singen einige Strophen zum Lob der Vermählten, und verlassen sie, indem sie ihnen den Segen des Himmels, reiche Heerden und viele Kinder wünschen. Den Hausrath, d. h. eine Handmühle, welche aus zwei kleinen Stücken Granit zusammen gesetzt ist, einen Korb, einige Schüsseln &c. bekommt der Sohn bei seiner Verheirathung vom Vater.

Wie bei den Helden Homers und den Caledoniern in den Tagen Ossians und Fingals ist die Gewohnheit mit einander zu speisen bei diesen Söhnen der Wüste ein Pfand der Treue. Treffen zwei Häuptlinge zusammen, so werden die Bögen umbunden, ein Mitglied jedes Stamms tritt vor, und beide setzen sich; es wird ein Gefäß mit Kaffee oder Milch gefüllt, dieß trinken sie aus, und die Freundschaft ist geschlossen. Wer Brod *) und Salz mit einem Beduinen genossen, kann ohne Furcht das Gebiet der Horde durchwandern. In einem Lager befindet sich neben dem höhergelegenen Zelt des Scheichs immer eines, welches als Moschee dient und wo jeden Morgen die Kinder im Koran unterrichtet werden, so wie eines zur Beherbergung Fremder. Jeder Beduine rechnet es sich indeß zur Ehre, die Pflicht der Gastfreundschaft in seinem eigenen Zelt auszuüben; wo denn die Sitte heischt, daß der Wirth nicht mit dem Gaste speist, sondern vor ihm stehen bleibt und ihn bedient. Der Gast aber muß sich zu bescheiden wissen, und darf ohne den Anstand zu verletzen nicht länger als eine Nacht unter einem Zelt bleiben, und wenn er zum Abschied seinem Wirth etwas Schießpulver, den Töchtern etwas Antimonium zum Färben der Augenbraunen und der Mutter einige Nadeln oder eine Scheere schenkt, so werden diese Kleinigkeiten mit Dank angenommen, jedoch, falls jener nicht damit aufwartet, keineswegs verlangt.

Die bürgerliche Verfassung dieser Beduinen könnte nicht einfacher und naturgemäßer seyn. Ungeachtet ihrer möglich freien Lebensweise ist es ihnen nie eingefallen, republikanische Formen einzuführen. Jeder Stamm steht für sich unabhängig und gleichsam als eine bewaffnete Macht da: somit bedarf er eines Führers, dieser ist der Scheich. Er besitzt die Gewalt eines Monarchen; der er aber im Augenblick verlustig seyn könnte, wo es ihn gelüstete, den Despoten zu spielen. In diesem Fall giebt es keine Verschwörung, keine Revolution gegen seine Person, sondern die Horde verläßt ihn bloß und sucht sich einen andern Scheich, der sie mit offnen Armen aufnimmt. Streng genommen ist der Scheich oder Emir kein Wahl- und kein Erbfürst; zwar folgt dem Vater der Sohn oft viele Generationen hindurch; doch immer als Mandatar des Vertrauens seiner Stammesgenossen, deren Achtung er verdienen muß, wofern ihm nicht der Würdigere vorgezogen werden soll. „Während eines meiner Ausflüge in den Umgebungen von Algier", erzählt Pananti, „begegnete ich einem Scheich, den sein Stamm verlassen hatte; er saß einsam am Fuß eines Baums, die Augen auf den Boden geheftet; Beschämung und Bestürzung las man in seinen Zügen: nicht Ein Unterthan, Ein Freund war ihm geblieben, um ihn in seiner

*) Zu den sonstigen Verrichtungen der Beduinenfrau gehört die Pflege der Bienen und des Seidenwurms. Auch weben sie allerhand Stoffe, namentlich von Kamel- und Ziegenhaaren; und gleich den Töchtern des Laban gehen sie zum Brunnen, Wasser für die Kamele und die Hausthiere zu holen. Die Bereitung des Maroquin's gehört gleichfalls zu ihrem Beruf.

*) Das Brod nennen sie Tagen nach der Art von Pfanne (dem tagenon der Alten), in welcher es geröstet wird. Es ist ganz der Osterfladen der Juden. Exod. XII.

traurigen Lage zu trösten; der Stamm lagerte auf einer benachbarten Anhöhe; ich dachte an das römische Volk und den heiligen Berg." In wichtigen Fällen zieht der Scheich immer die Familienhäupter zu Rath, ehe er einen Beschluß faßt; gilt es die Angelegenheiten mehrerer Stämme, so wählen sie vielleicht ein gemeinschaftliches Oberhaupt oder Scheich el Kebir und halten eine Versammlung, wo dieser, wie auf den tatarischen Landtagen der Chan, präsidirt; jeder Scheich vertritt daselbst seinen Stamm, betrachtet sich aber mehr als Verbündeten denn als Unterthan des Scheich el Kebir. Ueberhaupt ist das Benehmen des Untergebnen gegen den Obern, wenn gleich stets achtungsvoll, nie sklavisch, und es waltet insgemein eine gewisse Vertraulichkeit ob. Abends reiten die Familienväter auf die Waide und bilden einen Kreis um den Scheich, wo man sich freundschaftlich unterhält, oder man bringt den Abend in dem Zelt des Scheichs zu, und spricht von Pferden, Wanderzügen und Waffenthaten. Da in Algier jeder Stamm für Verbrechen, die in seiner Nähe begangen werden, verantwortlich ist, und nach einem arabischen Sprüchwort die Nacht keine Augen hat, so wird immer Abends Halt gemacht, die Verantwortlichkeit hört mit dem Tag auf, und es tritt ein geselliger Verkehr ein, bei welchem das Dicht- und Erzählungstalent der Araber Aufmunterung findet.

Unter den weniger zahlreichen Bestandtheilen der Bevölkerung von Algier müssen wir noch der Juden gedenken. Es giebt eine Menge Juden auf den Küsten der Berberei, und in der Stadt Algier allein zählt man gegen 8000. Man hat behaupten wollen, die Amazigen selbst hätten sich zur Zeit der Invasion des Islams zum Judenthum bekannt. So Viel scheint gewiß, daß sich unter den Kabilen ein Stamm befand, der sich Pilistin nannte, und seine Abkunft aus Palästina ableitete. Diejenigen Juden, welche gegenwärtig dort leben, kamen aus verschiedenen Theilen Europa's, um den gegen sie gerichteten Verfolgungen zu entgehen, aus Italien im J. 1342, aus den Niederlanden im J. 1350, aus Frankreich im J. 1403, aus England im J. 1422, aus Spanien im J. 1491 und zuletzt aus Portugal im J. 1496. Mit Ausnahme der Juden von Livorno und Genua, die in Algier frei verkehrten, wurden die unglücklichen Kinder Israels sehr hart behandelt. Sie durften Arabisch weder sprechen noch schreiben, damit sie nicht den Koran entweihten, wenn sie ihn läsen; sie durften kein Pferd reiten, sondern sich nur der Maulthiere oder Esel bedienen, und mußten vor den Thoren der Stadt absteigen; sie durften vor keiner Moschee vorbeigehen, ohne die Schuhe auszuziehen; sie durften sich keinem Brunnen nähern, solange ein Muselmann daraus trank; sie durften sich in Gegenwart eines solchen gestrengen Herrn nicht niedersetzen. Jede andere als schwarze Kleidung war ihnen verboten; ihre Frauen durften das Gesicht nur theilweise verschleiern. Eine Menge für niedrig gehaltener Verrichtungen lag ihnen ob, z. B. Verbrecher hinzurichten und Todte zur Erde zu bestatten; die Thiere des Serails zu füttern; Landende durch die Untiefen ans Ufer zu tragen. Wenn sie es wagten die Hand zur Selbstvertheidigung zu erheben, so verurtheilte das Gesetz diese Hand zum Abhauen. Kein Jude durfte Algier verlassen, ohne daß er eine ansehnliche Kaution stellte. Machte Einer Bankrott und hatte er einen türkischen Gläubiger, so wurde er des Betrugs angeklagt und gehenkt. Allein diese Leiden, die sie mit stoischem Gleichmuth ertrugen, verhinderten Manche von ihnen nicht, in der Stille bedeutende Reichthümer zu sammeln, während sie äußerlich den Schein der Armuth beibehielten. Sie waren die Steuereinnehmer, die Pächter der reichsten Ländereien, sie versahen Dolmetschers- und Geheimschreibersdienste und durch die Geschmeidigkeit ihres Charakters übten sie oft einen unbeschränkten Einfluß im Diwan aus.

Verfall der Wissenschaften in England.

Babbage, Professor der Mathematik auf einer englischen Hochschule, hat vor Kurzem „Betrachtungen über den Verfall der Wissenschaften in England" herausgegeben. Es könne Keinem, der hierüber eines Urtheils fähig sey, entgangen seyn, daß England mehrern andern Ländern in wissenschaftlicher Hinsicht bedeutend nachstehe. Eine Ursache findet er in dem unvollkommenen Unterrichtssystem, das auf den englischen Universitäten vorherrsche, und gesteht zu, daß wissenschaftliche Bildung von den höhern Kreisen der Gesellschaft beinahe ausgeschlossen sey. Man möge sich hievon durch die Parlamentsverhandlungen überzeugen, wenn hie und da die Rede auf wissenschaftliche Gegenstände komme. — Eine andere Ursache ist nach ihm der Mangel an Aufmunterung zum gelehrten Studium, für welches von Seiten der Nation beinahe Nichts geschehe. Mit Recht bemerkt er übrigens, daß diese Verkürzung an äußern Hülfsmitteln wenigstens auf die Entdeckung abstrakter Wahrheiten keinen Einfluß haben könne, und allerdings seyen dergleichen Sätze auch aufgefunden worden; allein bis man sofort darauf verfiel, sie praktisch anzuwenden, verstrich fast jedesmal eine sehr lange Zeit. So wurde das seit 1600 bekannte hydrostatische Gesetz erst von Bramah praktisch angewandt, und das von Huygens vor mehr als 150 Jahren entdeckte Gesetz der Convertibilität der Oscillations-Centra des Pendels erst vom Kapitän Kater als Basis der Längebestimmungen des Pendels gebraucht. Auch fand sich die englische Regierung durch die Gelehrten, welche sie in vorkommenden Fällen konsultirte, fast immer übel berathen.

Die einzige Triebfeder zu Betreibung der Wissenschaften liegt in England in den gelehrten Vereinen. Allein die Aufnahme in einen solchen ist eine bloße Ehrensache, die gar häufig auch dem Nichtgelehrten zu Theil wird, und überdieß noch mit Kosten verbunden, wie man aus folgender Tabelle ersehen kann.

Man zahlt für die Aufnahme in

die königliche Gesellschaft von London	1260	Franken
— — von Edinburgh	655	—
— Akademie in Dublin	661	—
— Gesellschaft der Literatur	926	—
— — der Alterthumsforscher	1270	—
— linneische Gesellschaft	907	—
— geologische —	837	—
— astronomische —	655	—
— zoologische —	661	—
das — Institut	1260	—
die — asiatische Gesellschaft	798	—
— Gesellschaft des Gartenbaus	1217	—
— — der Medicin und Botanik	529	—

Vergleicht man bloß die Zahl der Mitglieder dieser Gesellschaften mit den gelehrten Vereinen in Frankreich, Deutschland, Italien; so besitzt England allerdings mehr Gelehrte oder Freunde der Wissenschaft, als die drei genannten Länder. In England, dessen Bevölkerung 22 Millionen beträgt, zählt man 685 Mitglieder der königlichen Societät; Frankreich hat, bei 32 Millionen, bloß 107 Mitglieder des Instituts, worunter 176 Korrespondenten. Sieht man aber, in welcher Art die Aufnahme in jene Societät erfolgt, so wird das Verhältniß weit weniger schmeichelhaft für die Engländer. Wer einzutreten wünscht, muß sich ein von drei Mitgliedern unterzeichnetes Fähigkeitszeugniß ausstellen lassen, welches sechs Wochen lang im Sitzungssaal angeschlagen bleibt. Hat der Kandidat das Glück ganz unbekannt in der literarischen Welt zu seyn, so kann er darauf rechnen, gewählt zu werden; hat er aber, zum Unstern, irgend ein wissenschaftliches Werk geschrieben, oder setzt man bei ihm einige Bildung

voraus, so wird er, falls ihn nicht sehr mächtige Freunde unterstützen, sicherlich ausgeschlossen.

Die Wahl des Präsidenten der königlichen Gesellschaft wird oft auf ungemein lakonische Art vorgenommen; der gegenwärtige Präsident z. B. wurde folgendermaßen vorgeschlagen: „Nach dem Dafürhalten des Ausschusses ist erachtet worden, daß Davies Gilbert Esq. gewiß die geeignetste Person sey, die man beim Herannahen des Jahreswechsels zum Präsidenten vorschlagen könne, und man empfiehlt ihn für diese Stelle."

Auf den alten englischen Universitäten ist man der Meinung, daß Kenntniß der alten Sprachen und etwas Logik und Mathematik hinreiche, einen nützlichen Bürger, ja ein Parlamentsmitglied zu machen. Weit eher dürfte von der neuen zeitgemäß eingerichteten Universität in London ein regerer Aufschwung der Wissenschaft zu erwarten seyn, als, wie Babbage vorschlägt, von der Stiftung eines Verdienstordens oder von dem Adeln der Gelehrten.

Urtheile der indischen Blätter über die Abschaffung des Suttibrauchs.

(Schluß.)

Der Anwald der alt-indischen Gebräuche in dem Tschundrika fand in einem andern indischen Blatt, dem Sumadschar Durpun (unterm 28 November) einen Gegner:

„Nach dem Tschundrika" heißt es hier, „wäre die Aufhebung des Suttibrauchs der Untergang der Hindureligion; diese Meinung können wir nicht unterschreiben. Von allen Hindu's ist Menu als der große religiöse Gesetzgeber Indiens anerkannt. Was seinen Vorschriften entgegen ist, gilt nicht als Gesetz. Nun hat aber Menu nirgends geboten, daß die Witwe sich auf dem Holzstoß ihres Gatten verbrennen lassen soll. Im Gegentheil, er fordert sie ausdrücklich auf: „bis zu ihrem Tod alle Beleidigungen zu vergeben, alle harten Pflichten zu erfüllen, jedes sinnliche Vergnügen sich zu versagen und all jenem Schmuck unvergleichbarer Tugend nachzustreben, dessen Frauen gewürdigt wurden, welche ihr Daseyn einem einzigen Manne gewidmet hatten"; und in einer andern Stelle fügt er hinzu; „Ein edles Weib steigt zum Himmel empor, wenn sie auch keine Kinder hat, wofern sie nach dem Abscheiden ihres Herrn sich in fromme Zucht begiebt." Wie sollen sich aber diese Gebote mit dem Verbrennen vertragen? Wir sind sehr geneigt zu vermuthen, daß ein Suttiakt geradezu ein Vergehen gegen die Gesetze Menu's ist. Man kann fragen, ob also Beobachtung der Gesetze Menu's der Hindureligion verderblich sey?

„Ueberdieß darf nicht übersehen werden, daß als religiöser Akt der Suttibrauch auf der niedersten Rangstufe steht. Unter den Hindu's giebt es dreierlei religiöse Observanzen — Nitya oder die stets bindende Pflicht; Nimitya oder der Sühnakt; und Kamya oder der Lohndienst, d. h. was man aus Aussicht auf Vortheil thut. Zu der letztern Klasse gehört der Suttibrauch. Diese Selbstopferung mag geschehen oder nicht geschehen; geschieht sie, so wird sie als nützlich betrachtet; geschieht sie nicht, so ist die Unterlassung keine Sünde. Daher leben Zehntausende von Weibern, die sich nicht verbrennen lassen wollten, unangefochten in Bengalen, und Niemand fällt es ein, sie aus der Gemeinschaft der Hindu's auszustoßen. Wenn ein Bramine eine Nitvapflicht überträte, so würde er für einen großen Sünder angesehen; einer Witwe, die sich nicht verbrennen läßt, fällt Nichts zur Last. Ueberhaupt trifft es sich häufig, daß die Hindu's es mit den Kamyapflichten gar nicht genau nehmen; Jemand, der sie in einem Jahr erfüllt, kann sie in einem zweiten Jahr unterlassen, ohne daß ihm Dieß zum geringsten Vorwurf gereicht, und man könnte Personen genug anführen, welche sich zu keinen Handlungen, die aus einem so gemeinen Grundsatz entspringen, für verbunden halten. Wenn es somit den Hindu's frei steht, derlei Handlungen zu unterlassen; kann dann noch behauptet werden, daß die Regierung, welche eine derselben verbietet, damit die Hindureligion umstürze? Es giebt in Bengalen viel hundert Ortschaften, wo seit mehr als zwei Jahrhunderten keine Weiberverbrennung vorgekommen ist. Hat die Hindureligion deßwegen daselbst aufgehört? Sind keine Braminen, keine religiösen Ceremonien, keine Feste mehr da? Sind die Einwohner aus der Gesellschaft verbannt worden? Auch ist bekannt, daß in vielen Fällen die trauernde Familie Alles aufbietet, die Witwe von ihrem Vorhaben abzubringen, und daß es ihr oft damit gelingt; nennt aber Dieß Jemand die hindu'sche Religion umstürzen? Wenn Brüder, Väter, Söhne, bewegt durch die Rührungen der Natur, einer getäuschten Witwe abreden, sich in die Flammen zu stürzen, ohne daß Jemand es anders als natürlich finden muß; sollte eine väterliche Regierung getadelt werden, wenn sie die Gefühle dieses Mitleidens in einer weitern Ausdehnung geltend zu machen sucht?

„Was den Eid betrifft, womit die Engländer die Erhaltung der hindu'schen Gebräuche verbürgt haben sollen, so gestehen wir, daß uns die Sache nicht recht glaublich dünkt. Wo ist dieser Eid? In welcher öffentlichen Urkunde wird seiner gedacht? Die Briten entrissen das Land den Muselmännern, nicht den Hindu's, und es ist doch nicht wahrscheinlich, daß ihnen die Muselmänner eine solche Kapitulation auflegten. Wenn sie jedoch im Allgemeinen den Hindu's die freie Ausübung ihrer Religion zusicherten, so konnte dieß Versprechen nicht die Erlaubniß von Ritualien und die Verleihung von Vorrechten in sich begreifen, welche den Forderungen der Menschlichkeit entgegen sind. Nach den Schastru's z. B. soll gegen keinen Braminen die Todesstrafe verhängt werden; und doch haben es die Engländer nothwendig erachtet, in diesem Punkt von dem Gesetz abzugehen, und die Braminen dem Sudra gleichzustellen. Das Aussetzen der Kinder in Sagor war auch ein Akt, den die Autorität der Religion, wie wie man sagte, sanktionirte; dessenungeachtet hat die englische Regierung es für ein strafwürdiges Verbrechen erklärt. Noch einmal — wenn ein solches Versprechen ertheilt worden war, so erstreckte es sich nicht auf die Erlaubniß von Handlungen, die ungerecht oder grausam sind. Glaubt ein Hindu, daß das Verbot des Suttibrauchs eine gegen die Hindureligion überhaupt feindselige Stimmung der Regierung verrathe, so ist er sehr im Irrthum. Der Suttibrauch wird verboten, nicht weil es ein religiöser Brauch, sondern weil es ein grausamer Brauch ist, und insofern dem Gerechtigkeitssinn der Briten widerstrebt, welcher ihnen nicht erlaubt, ein Leben zerstören zu lassen, wo kein Verbrechen vorhanden war. Die vollkommene Duldung, deren sich die Hindureligion seit den letzten sechzig Jahren erfreute, sollte die Eingebornen überzeugen, daß die Regierung Nichts gegen ihre Religion im Schilde führt. Ob es gleich keine Sutti's mehr geben soll, so wird deßhalb kein Bramine, kein Tempel, kein Fest weniger seyn."

Die Pest.

Dr. Pariset, der vor Kurzem aus Egypten zurückgekehrt ist, giebt folgende Bestimmungen über die Pest: 1) Die Pest ist in Egypten endemisch, existirt dort fortwährend, bald an einzelnen Orten, bald über das ganze Land verbreitet. 2) Sie erneuert sich mit jedem Jahr und wird durch sichtbare, palpable Stoffe hervorgerufen. 3) Es ist möglich, ja es ist leicht, diese Ursachen zu verbannen; es liegt bloß an den Menschen selbst, wenn sie bisher damit nicht zu Stande kamen. Hundert endemische Pestfälle kommen jährlich in den Dörfern des Delta's vor, ohne daß man in Cairo oder Alexandria im Geringsten hierauf achtet. In den Jahren 1[illegible]8 und 1829 waren mehr denn dreißig Dörfer von der Pest befallen, die ihre Opfer in ein bis zwei Tagen hinraffte. Obwohl sie nicht genau angeben konnten, woher die Seuche komme, so wiesen sie doch auf die Gegend von Rosette und Damiette als ihre wahrscheinliche Quelle hin. In Cairo hörte man in beiden genannten Jahren kein Wort von der Pest. Der eigentliche Grund des Uebels liegt in der gegenwärtigen Beschaffenheit des Delta's: auf der einen Seite herrliche Ebenen, strotzend von den mannigfaltigsten Erzeugnissen, wie Flachs, Korn, Klee, Baumwolle, Gerste, Zuckerrohr, Indigo etc., ein schöner Himmel, frische gesunde Nordwinde, der Anblick eines Paradieses; auf der andern Nichts als elende Dörfer, Trümmer, Koth, Schmutz, Fäulniß, stehende Wasser u. s. f. Fällt Regen und bringt Gährung in diesen Kloak: wie können da Menschen, die durch ungesunde und dürftige Nahrung ohnehin schon geschwächt genug sind, frei bleiben von verderblichen Krankheiten? Betrachten wir die Städte, und zuerst Cairo, so muß man sich nur wundern, daß dieses durch die Pest nicht ganz ausgestorben ist. Wirklich ruht diese dort zu keiner Zeit; nur scheint sie in besonders gesunden Jahren auf einzelne Stellen der Stadt beschränkt zu seyn.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 224. 12 August 1830.

Haiti.

1) Geschichtliche Einleitung.

(Schluß.)

Die Mischlinge, die sich bis jezt noch ruhig verhielten, schienen gleichwohl das bisher Vorgefallene tief empfunden zu haben, während dasselbe andrerseits die Sklaven zu Betrachtungen über ihren Zustand veranlaßte. Im Westen der Insel brachen an verschiedenen Orten Empörungen aus, wurden aber schnell unterdrückt und blutig bestraft. Ein Aufstand im Norden war gefährlicher. Die Sklaven von fünf Pflanzungen vereinigten sich in der Nacht vom 22 August 1791 unter einem Neger, Namens Boukman, tödteten die schlafenden Weißen ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht, und steckten die Plantagen in Brand. Die Bewohner vom Cap sahen die Flammensäulen durch das Dunkel aufsteigen und ermordeten, als sollte der Gräuel von ihrer Seite fortgesezt werden, mehrere Farbige. In vier Tagen war ein Drittel der Nordprovinz nur noch ein Haufe Trümmer.

Die Generalversammlung, welche den Namen Kolonial-Versammlung angenommen hatte, war nicht gemeint diese Unruhen dem Mutterstaat, mit welchem sie in der höchsten Spannung war, zu notificiren, sondern wandte sich an den Gouverneur von Jamaica um Hülfe; da ihr solche jedoch in geringerem Grad ward, als als sie gehofft hatte, so gewannen die empörten Schwarzen immer mehr Macht. Sie nannten sich Gens du Roi; ihr Anführer, Jean François, nahm den Titel Großadmiral von Frankreich, und sein Generallieutenant, Biasson, den Titel Generalissimus des eroberten Landes an. Unterdessen hatten sich die Farbigen im Westen und Süden unter die Befehle des Generals Beauvais gestellt, und in Croix des Bouquets zu einer Versammlung vereiniget. Die zu Sprengung derselben von Port-au-Prince ausgeschickten Truppen wurden mit Verlust zurückgeschlagen. Dieser Sieg führte zu dem Konkordat von Croix des Bouquets vom 23 Oktober 1791, wonach den Mischlingen alle ihnen durch das Dekret der franz. Nationalversammlung vom 15 Mai jenes Jahres zugesprochnen Rechte zugesichert wurden. Allein am 24 September war von der Nationalversammlung jenes Dekret unkluger Weise widerrufen worden, was, sobald es auf der Insel bekannt wurde, den kaum beschwichtigten Streit von Neuem anfachte; ja die Kolonialversammlung sprach nun sogar einen Befehl zu Entwaffnung aller Mischlinge aus, die bis jezt gegen die Neger mit dem ganzen Eifer von Vertheidigern des eigenen Besitzthums gekämpft hatten. Die unmittelbare Folge war, daß ein großer Theil der Farbigen zu den Negern überging und Mord und Zerstörung von Neuem begann. Ein Dekret der französ. Nationalversammlung vom 4 April 1792, dasjenige vom 24 September 1791 widerrufend, stellte zwar die Rechte der Farbigen her und führte zu einer oberflächlichen Versöhnung beider Parteien, allein das Vertrauen in dem Mutterstaat wurde durch dessen folgewidriges Benehmen bei beiden Theilen gleich stark geschwächt, und der Eifer der Farbigen, gegen die empörten Schwarzen zu kämpfen, war jezt keineswegs mehr so groß, als man vorausgesezt hatte, vielmehr verlangten sie vor Allem entschiedenen Frieden mit Frankreich, Auflösung der anti-französischen Gesellschaften, deren es mehrere auf der Insel gab, Deportation der Haupt-Stimmführer derselben, Entlassung der weißen Garnison von Port-au-Prince und Ersetzung derselben durch farbige Truppen. Diese Bedingungen wurden vom französischen Gouverneur angenommen.

Am 19 September 1792 langten Truppen von Frankreich und mit unbeschränkter Vollmacht ausgestattete Kommissäre an. Ihr erster Schritt vor der Kolonial-Versammlung war eine Erklärung, daß sie nur zwei Menschenklassen in St. Domingo anerkennten — Freie, ohne Rücksicht auf die Farbe, und Sklaven. Diese Erklärung, die wieder Vertrauen einflößte, und die Gegenwart jener 6000 Mann starken Truppen hätten Frankreich seiner Kolonie retten mögen; allein statt den Empörern kräftig entgegenzuschreiten, ließen die Kommissäre dieselben immer mehr zu Kräften kommen, und beschäftigten sich mit geringfügigen Gegenständen. Im Sommer 1793 kam der zum Oberbefehl über die Truppen ernannte General Galbaud an, welcher, da er das Ansehen der Kommissäre schwankend fand, diese aus ihrem Amte gänzlich zu verdrängen suchte, was jedoch zu blutigen Händeln führte, in welchen er den Kürzern zog, und von der Insel verjagt wurde. Schwerlich würde dieser Sieg den Kommissären gelungen seyn, hätten sie nicht in der Noth zwei Häuptlinge der Neger, Pierrot und Macaya, zu Hülfe gerufen. Durch leztere suchten sie nach Galbands Vertreibung mit den beiden Generalen Jean François und Biasson eine bleibende Verbündung anzuknüpfen, was ihnen jedoch mißlang, da die Neger die französische Republik, in deren Namen die Kommissäre handelten, durchaus nicht anerkennen wollten, vielmehr sich fortwährend Unterthanen des Königs von

Frankreich nannten. Die Lage der Kommissäre wurde bald so schwierig, daß sie eine allgemeine Emancipation aller Sklaven proklamirten, was einen großen Theil der Pflanzer dermaßen gegen die Republik erbitterte, daß dem Gouverneur von Jamaica Vorschläge gemacht wurden, die Insel unter britischen Schutz zu stellen. Wirklich sandte dieser im Herbst 1793 ein Truppenkorps ab, das jedoch selbst bei jenen Gegnern der franz. Revolution niemals bedeutende Unterstützung fand. Nach fünfjährigem Kampf und dem Verlust von Tausenden ihrer Kämpfer mußten die Engländer, zuletzt unter den Befehlen von Sir Thomas Maitland stehend, die Insel wieder räumen.

Der zu Basel am 22 Julius 1795 geschlossene Friedensvertrag zwischen Frankreich und Spanien hatte der französischen Republik die Souveränetät auch über den östlichen bisher von Spanien besessenen Theil der Insel zugesichert. Mittlerweile war ein als Sklave geborner beim Ausbruch der Unruhen bereits fünfzig Jahre alter Neger, dessen vorangegangene Beschäftigung Anfangs in dem Amt eines Kärrners, später in dem eines Postillons bestanden hatte, Toussaint de l'Ouverture *), zum Divisionsgeneral der französischen Republik erhoben worden, und warf sofort die Larve, unter welcher er bisher seine weitgehenden Plane versteckt hatte, ab. Um der Europäer, die ihn bisher begünstiget, und zu seiner militärischen Würde erhoben hatten, los zu werden, betrieb er ihre Erwählung zu Deputirten bei dem gesetzgebenden Körper in Frankreich, eine Ehre, die nicht ausgeschlagen werden konnte, und war damit bereits unumschränkter Herr im Lande, obwohl er gegen das französische Direktorium immer noch eine äußerliche Abhängigkeit affektirte. Dieses sandte als Kollegen und Beobachter Toussaints den General Hedouville ab, allein ein Aufstand nöthigte letztern sich wieder einzuschiffen. Auch jetzt noch stellte sich Toussaint als Unterthan der französischen Republik an, was ihn jedoch nicht hinderte, den einzigen auf Haiti noch vorhandenen französischen General Rigaud, den er in dieser Würde nicht anerkannte, aufs Hartnäckigste zu bekämpfen, so daß dieser im Jahr 1800 das Land verlassen mußte. Gegen diejenigen Farbigen, welche zu ihm gehalten hatten, schickte Toussaint seinen Satelliten Dessalines, der über Zehntausend derselben, jeden Alters und Geschlechts, mit barbarischer Grausamkeit hingewürgt haben soll.

Die in Frankreich indessen entstandene Consularregierung bestätigte Toussaints Rang als Obergeneral der Kolonie; gewann aber, so schmeichelhaft auch ihre Adresse an die Neger lautete, keine größere Gewalt über dieselben, als das Direktorium, vielmehr setzte sich Toussaint noch in demselben Jahr, unter dem Vorwande den basler Friedensvertrag zu vollziehen, trotz dem absichtlich von ihm nicht gelesenen Gegenbefehle der französischen Regierung, mit gewaffneter Hand in den Besitz des ganzen spanischen Antheils an der Insel und promulgirte sofort ohne Genehmigung der französischen Regierung eine Konstitution seines Vaterlands, dem er jedoch immer noch den Namen einer Kolonie ließ, und in sofern eine Abhängigkeit von Frankreich anerkannte.

Im December 1801 sandte der erste Konsul unter den Befehlen des Generals le Clerc eine Expedition ab, die unbotmäßige Kolonie mit Waffengwalt zu Frankreich zurückzuführen; diese landete Ende Januars 1802, und forderte Cap François, das unter den Befehlen Christophs — damals ein General Toussaints — stand, zur Uebergabe auf. Christoph überzeugt, daß jeder Widerstand unnütz sey, steckte die Stadt, sein eigenes Haus zuerst, in Brand, und überließ den Franzosen bloß Ruinen. Vergebens war jeder Versuch, Toussaint durch Bestechungsmittel zum Uebertritt auf die französische Seite zu vermögen; aber er, Dessalines und Christoph, mußten sich endlich der Waffenübermacht le Clercs beugen. Bald nach der in dieser Beziehung geschlossenen Kapitulation wurde Toussaint verrätherischer Weise gefangen genommen und nach Frankreich geschickt, wo er im Schloß von Jour starb. Die meisten Generale unterwarfen sich sofort; aber unkluge Maßregeln gegen Neger und Farbige erregten Unwillen und neuen Abfall, und unter le Clercs grausamem Nachfolger, Rochambeau, ging vollends alles Wiedergewonnene von Neuem für Frankreich verloren. Den 28 November 1803 ergaben sich die letzten französischen Truppen, nachdem sie in den verschiedenen Expeditionen allmählig 62,181 (?) Mann auf der Insel verloren hatten, an das englische Geschwader, welches in Folge des erneuerten Kriegs zwischen England und Frankreich Cap Français blokirte, noch glücklich sich schätzend, wenigstens nicht in die Hände des sie drängenden Dessalines gefallen zu seyn. Dieser, ursprünglich der Sklave eines freien Negers seines eigenen Namens, des Schreibens und Lesens unkundig, aber ein Mann voll Thatkraft, Muth und kriegerischem Talent, wie voll furchtbarer Grausamkeit und lächerlicher Eitelkeit *), wurde unmittelbar nach dem Abgang der Franzosen zum Obergeneral der eingebornen Armee ernannt. Einer seiner ersten Schritte war die Erklärung, daß der Krieg nur Frankreich, nicht aber irgend einem Bewohner der Kolonie, welcher Farbe er auch sey, gelte; und eine Einladung an alle Flüchtigen zur Rückkehr. Endlich am 1 Januar 1804 erschien die Unabhängigkeits-Akte, unterschrieben von allen Generalen, und Haiti nahm sofort diesen seinen alten Namen, gegen den bisher geführten — Sankt Domingo — wieder an. Am 8 Oktober desselben Jahrs ward Dessalines von dem Kapuziner Brelle zum Kaiser von Haiti gesalbt, und am 20 Mai 1805 erschien die neue Verfassung, welche dem Kaiser eine völlig unbeschränkte Macht einräumte, und den Weißen für die erste Zeit das Recht, Grundeigenthum auf

*) Sein Geburtsort war Breda, eine Pflanzung in der Nähe von Cap français, dem Grafen Noe gehörig. Als Sklave hatte er — von einem Kapuziner, wie Manche sagen, von einem außer Dienst befindlichen Offizier nach seiner eigenen Angabe — lesen und schreiben gelernt. Beim Ausbruch des Negerkriegs gesellte er sich anfänglich zu dem von Jean François befehligten Heer, und wurde in der Folge Adjutant des Generals; trat aber sofort mit dem Rang eines Obrists in spanischen Dienst, von welchem er jedoch bald desertirte, und sich an die französischen Republikaner, gegen welche er unter Jean François gekämpft, scheinbar mit vielem Eifer anschloß. Bei einem eisernen Körper war er jeder Anstrengung gewachsen, und eben so ausdauernd in geistiger Beschäftigung. Seine Soldaten betrachteten ihn als ein höheres Wesen, und die Landleute warfen sich vor ihm als einer Gottheit nieder. All seine Generale, selbst Dessalines nicht ausgenommen, zitterten vor ihm, und Jederman zitterte vor seinen Generalen.

*) In Vielem dem Nero ähnlich setzte er einen außerordentlichen Werth darein, vor dem Volk als Tänzer zu glänzen; um sein Talent in dieser Beziehung immer mehr zu vervollkommnen, hatte er stets einen Tanzmeister in seiner Begleitung.

Haiti zu erwerben, gänzlich absprach. Die blutgierige Grausamkeit des neuen Beherrschers führte indeß schon im Jahr 1806 zu einer Verschwörung. Dessalines brach mit einem kleinen Korps gegen die Empörer auf, gerieht aber in einem Hinterhalt, wo er, nach muthigem Wiederstand, am 17 Oktober 1806, erschossen wurde. Von da an bis zum Jahr 1812 stritten sich die beiden Generale Petion und Christoph um die Oberherrschaft. Jedem hing eine Partei an; Christoph war von der seinigen schon am 28 März 1811 unter dem Namen Heinrich I zum König von Haiti erwählt worden, und gab seinem Reiche eine dem Wesen nach rein monarchische Verfassung. Den Petion hatte sein Anhang nach Dessalines Tod zum Präsidenten ernannt, und sich zur Republik konstituirt, die jedoch bis zum Jahr 1810 mehrfach von inneren Zerwürfnissen gefährdet ward. Der, zuletzt auf lebenslänglich eingesetzte, Präsident starb am 29 März 1818. General Boyer wurde auf des Verstorbenen eigenen Vorschlag dessen Nachfolger. Auch er hatte noch mit innerlichen Gährungen in der Republik zu kämpfen, die er jedoch glücklich niederdrückte; und als im Jahr 1820 Christoph in einem Aufstande fiel, nahm er mit Gewalt der Waffen Besitz von dem Königreich, so daß jetzt das ganze ehmals französische Gebiet der Insel wieder unter Einer Regierung stand. Bald darauf, im Jahr 1822, vereinigte sich auch der bisher spanische Antheil mit der Republik, die nach verschiedenen Negotiationen endlich im Jahr 1825 von Frankreich gegen eine Entschädigungssumme von 150 Millionen Franken anerkannt ward. Spanien hat Dieß bis jetzt noch nicht gethan. Außer drei französischen Konsuln, sind deren auch von Seiten Englands, Preußens, Lübecks, Hamburgs und Hollands bei der Republik akreditirt. Die Handelsagenten der Vereinigten Staaten hatten unter dem Präsidenten Adams noch keine Anerkennung von Seiten der haiti'schen Regierung gefunden.

Brandstiftungen in der Normandie.

Assisen-Hof von Calvados (Caen).

Die seit einiger Zeit in der Normandie so häufig vorgefallenen Brandstiftungen erregen durch ihre geheimnißvolle Veranlassung, wie durch das unerklärliche Benehmen der vor Gericht gezogenen Personen, ein zu hohes Interesse, als daß wir uns nicht zu einer umständlichern, den französischen Blättern entnommenen Mittheilung über einige hieher gehörige Kriminalfälle berechtiget halten sollten.

Am 29 April d. J. um 10 Uhr Morgens sah man in Caen einen dicken Rauch aus den Kellerlöchern eines gewissen Lamare's steigen; als man in den Hof, nach welchem zu der Keller seinen Eingang hatte, gelangt war, traf man daselbst die Magd Lamare's, Desirée Amand, ein Mädchen von zwanzig Jahren, welches die Kellerthür verschlossen hielt und F e u e r rief! Im Keller selbst, in welchen man unverzüglich hinabdrang, zeigte sich, daß mitten in ein Büschel eines dort befindlichen Reisighaufens Feuer gelegt war, welches bei weiterem Umsichgreifen das sechs Fuß über dem Boden befindliche Gebälk gefaßt haben würde, und leicht ein ganzes Viertel der fast ganz von Holz gebauten Stadt hätte in Asche legen können.

Der Verdacht fiel sogleich auf Desirée, welche allein den Kellerschlüssel in Verwahrung hatte, und ohne andere Begleitung ein Paar Augenblicke zuvor entweder zweimal, wie sie selbst versichert, oder einmal, wie ihre Herrschaft behauptet, in dem Keller gewesen war. Mlle. Lamare hatte sie nämlich Most heraufzubringen geheißen, welchen Auftrag Desirée so lang als möglich hinausschob; endlich gehorchte sie, und in demselben Augenblick wurde das Feuer im Keller von den Vorübergehenden bemerkt. Es wäre für einen Andern nicht unmöglich gewesen, durch ein über der Thür befindliches Lichtloch eine Kohle auf das Reisigbüschel hinabfallen zu lassen; allein mitten in das Büschel hinein konnte man, ohne sich im Keller selbst zu befinden, das Feuer nicht bringen. Ueberdieß hätte man zu diesem Ende wissen müssen, wo die Büschel liegen; seit langer Zeit aber war bloß Desirée in den Keller gekommen. Sie selbst behauptet in den Büscheln auf ein Papier gestoßen zu seyn, das zu Einhüllung eines Zündstoffs gedient zu haben scheine; allein obwohl der Brand im Augenblicke gehemmt wurde, konnte sie doch Niemand ein Stück von diesem vorgeblichen Papier zeigen, und die Personen, welche zuerst in den Keller drangen, gaben an, durchaus Nichts dieser Art bemerkt zu haben.

Die Angeklagte beharrt auf einem gänzlichen Leugnen. Uebrigens steht sie, sowohl hinsichtlich ihres Lebenswandels, als ihrer Ehrlichkeit, in keinem guten Ruf: wegen Diebstahls saß sie schon einmal sechs Monate inne. Ueber Die, welche sie zu dem Verbrechen aufgestiftet haben mochten, hat man durchaus keinen Aufschluß von ihr erhalten.

Die Geschworenen beim Gerichtshof in Caen verurtheilten sie mit 7 gegen 5 Stimmen zum Tod. Bei Vernehmung des Urtheils beharrte sie auf ihrer Unschuld.

Sitzung vom 15 Juli.

Am 24 Mai sechs Uhr Abends brach im Haus des Franz Lechaptois, in dem Weiler Trois-Maries, Feuer aus, und zwar zeigte sich dasselbe zuerst auf dem Dach eines breiternen Schweinstalles, von wo sich dann der Brand dem Haus mittheilte. Am 26 desselben Monats, gegen fünf Uhr Abends, wurde in Stroh, welches in einer Maueröffnung zwischen den Kornböden zweier, der Wohnung des Franz Lechaptois sehr nahe liegenden Häuser sich befand, Feuer gelegt. Von diesen Häusern gehört das eine einem gewissen Gilette, das andere der Witwe Boiseul an. Bei Letzterer wohnte die junge, unverheirathete Taglöhnerin Marie Pauline. Gilette war im Augenblick abwesend, und hatte seinen Nachbar, Charles Gauquelin, zum Hüter seines Hauses bestellt. (Die Bewohner der Normandie bewachen nämlich im gegenwärtigen Augenblick ihre Häuser, um sie vor Brandstiftern zu bewahren.) Um in Gilette's Wohnung vom untern Stockwerk in den Kornboden zu gelangen, mußte man durch eine Fallthür, die aber verschlossen war, als das Feuer ausbrach. Beim Gewahrwerden des Rauchs, welcher aus dem Dach emporstieg, drang man indessen in's Haus, stieß die Fallthür ein und gelangte auf diesem Wege dazu, das Feuer, welches schon nahe daran war, das Dachstroh zu ergreifen, zu löschen. Nur wenige Augenblicke später, und Nichts mehr hätte dem Unglück Einhalt zu thun vermocht.

Der Ort, wo das Feuer eingelegt wurde, warf den Verdacht nothwendig auf einen Bewohner der beiden zusammenstoßenden Häuser, und da Alles dafür sprach, daß Gilette's Kornboden seit mehreren Tagen nicht betreten worden seyn konnte, die Witwe Boiseul aber seit dem Morgen aus ihrem Hause weg gewesen war, so richtete sich die Vermuthung natürlich auf Pauline, welche den ganzen Tag über allein im Hause zugebracht hatte. Sie wurde sogleich festgenommen. Schon seit mehreren Tagen hatte man ein auffallendes Bestreben an derselben bemerkt, Unruhe im Dorf zu verbreiten. Niemand war eifriger als sie, die Häuser zu bewachen. Nachts ging sie, wie die Männer, mit einer Flinte auf den Posten; aber jeden Augenblick suchte sie Besorgniß zu erregen. Sie hatte den Brand vom 24 vorausgesagt; eben so verkündete sie den vom 26 beinahe auf die Stunde hin; und wie denn dieser nothwendig das Haus, wo sie wohnte, ergreifen mußte, so war sie, mit Hülfe eines kleinen Mädchens, ihrer natürlichen Tochter, vom Morgen an bemüht, ihr Geräth wo anders hin zu schaffen.

Beim ersten Verhör suchte sie Verdacht auf Nicolas Brion zu werfen, den sie am 26, um zwei Uhr Nachmittags, aus Gilette's Haus kommen gesehen haben wollte; indeß lag ihre Schuld so offen, daß sie dieselbe bald mit eignem Mund eingestand, jedoch folgende Erzählung beifügte: Am 20, als sie eben auf dem Feld arbeitete, sey ein Reiter auf sie zugekommen, von welchem ihr 500 Franken geboten wurden, falls sie in die Häuser, und zwar zuerst in dasjenige, welches sie selbst bewohne, Feuer einlegen wollte. Auf ihre Weigerung habe er ihr zwei Pistolen vorgehalten und sie zu erschießen gedroht. Besiegt durch diese Drohung wie durch das Versprechen des Unbekannten, ihr acht Tage nachher 500 Franken zu überbringen, sey sie in den Vorschlag eingegangen. Der Unbekannte habe ihr hierauf eine Lunte gegeben, die erst 16 Stunden, nachdem sie mit dem Stroh in Berührung gekommen, dieses entzünden würde, und mittelst dieser habe sie denn das Feuer erregt. — Ohne das Seltsame und Abenteuerliche eines solchen Vorbringens hier weiter erörtern zu wollen, enthält dasselbe wenigstens das Eingeständniß des Verbrechens, und in so weit nicht nur die Bestätigung des auf Marie Pauline hinsichtlich des Brandes vom 24 Mai ruhenden Ver-

dachts, sondern auch den fast unwiderleglichen Beweis ihrer Schuldhaftigkeit in Bezug auf den Brand im Haus des Lechaptois.

In der Nacht vom 25 auf den 26, wo sie mit Lechaptois Wache stand, hatte sie behauptet, auf einer Stelle, nach welcher sie hinwies, einen schwarzen Hund zu sehen. Lechaptois mochte hinsehen, so viel er wollte, er bemerkte Nichts. Eine halbe Stunde nachher nöthigte ein heftiger Platzregen die Wächter insgesammt, auf ein Paar Minuten unterzustehen; gleich darauf ging Pauline in ihren Garten und kam mit der Nachricht zurück, daß sie dort Fußstapfen wahrgenommen habe, zu welchen sie die Andern, unter Zeichen der größten Aengstlichkeit, hinführte. Man bedeutete ihr, daß diese Fußstapfen nicht von Mannsschuhen herrührten, sie vielmehr dieselben wahrscheinlich selbst eingedrückt habe. Ihr aber schien ein für wirkliche Gefahr so wenig beweisendes Zeichen äußerst bedenklich vorzukommen, und den ganzen folgenden Tag über zeigte sie eine Aufregung, die der Verrücktheit nahe kam. Sie räumte ihr Geräth aus, schalt die Gauguelin, deren Haus an Gilette's Wohnung anstößt, daß sie sich nicht beeile, das Gleiche zu thun; versicherte, das Haus, in welchem sie selbst wohne, werde zur nämlichen Stunde, in welcher vorgestern bei Lechaptois Feuer auskam, in Brand gerathen; sagte, die Lunten der Brandstifter setzten die Umgebung erst nach sechzehn Stunden in Flammen; kurz, sie kündete Alles so bestimmt an, daß die Magd eines Bewohners des Dörfchens ausdrücklich auf die Lauer ging, ob nicht etwa Rauch aufsteige, und solchen denn auch wirklich in Kurzem wahrnahm.

Weniger bemüht, Schaden zu thun, als Schrecken und Angst zu verbreiten, hatte Pauline demnach den Brand absichtlich vorausgesagt, die Gegenwart von andern Brandstiftern erfunden und Fußstapfen in ihren Garten getreten, um ihrer Behauptung Wahrscheinlichkeit zu geben. Was aber that sie vor dem Brand vom 24? In der Nacht vom 22 auf den 23 behauptete sie, zwei Männer auf die Häuser zukommen zu sehen, deren aber Niemand sonst ansichtig werden konnte. In der Nacht vom 23 auf den 24, wo sie mit der Frau des Lechaptois Wache stand, sah sie einen Dorfbewohner Namens L'Etrier, der, wie viele Andere, die Runde machte. Sie kannte ihn, wie sie seitdem eingestanden hat, sogleich; stellte sich aber, als kenne sie ihn nicht, und schlug, das Entsetzen der Lechaptois, welche ihn ihrerseits wirklich nicht erkannte, benützend, gewaltigen Lärm, indem sie vorgab, gesehen zu haben, wie so eben ein Brandstifter eilig durch den Garten und Hof des Lechaptois gerannt sey. Von diesem Augenblicke an blieb sie darauf, das Haus des Lechaptois werde noch an diesem Tag in Flammen stehen; die Lunten der Brandstifter glimmten 16 Stunden lang. „Es wird Euch schlimm ergehen, arme Genovefa" wiederholte sie mehrmals der Lechaptois, „Ihr werdets schon inne werden!"

Um sechs Abends trieb die Lechaptois ihre Kuh auf die Waide, und bat Paulinen, einstweilen sorgfältig auf das Haus Acht zu geben. Gleich drauf kam diese, zum Brunnen gehend, wieder an Jener vorbei und sagte ihr: „Seyd ruhig; ich habe meinen Arm unter das Dach des Schweinstalls gesteckt, so weit ich vorzureichen vermochte, habe aber keine Wärme gespürt." Sie wollte die Lechaptois mit an den Brunnen nehmen, obwohl sie sah, daß diese ihre Kuh am Strick führte und jetzt kein Wassergefäß bei sich hatte. Einige Minuten später sah die Lechaptois die Flammen aus dem Dach schlagen, unter welches Pauline den Arm gesteckt. Sie selbst leugnet, das eben Angeführte zur Lechaptois gesagt zu haben, obwohl diese hiefür mehrere Zeugen hat. Das Dach des Schweinstalls war den Tag über zu wiederholten Malen untersucht, aber jedesmal ganz in Ordnung befunden werden.

Beim letzten Verhör hatte Pauline den Brand im Hause des Lechaptois auf Nicolas Brion schieben wollen, indem sie behauptete, sie habe diesen in der Nacht vom 23 auf den 24 um halb drei Uhr, in der Nähe des Schweinstalls gesehen; ihn selbst habe sie zwar allerdings nicht genau erkannt, wohl aber seinen großen schwarzen Hund, eine Entdeckung die von ihr der Lechaptois sogleich mitgetheilt worden sey, ohne jedoch Brion zu nennen; am 24 um sechs Uhr Morgens und dann wieder um zwei Uhr Nachmittags habe sie Brion abermals in eben jener Gegend bemerkt, und endlich wenige Augenblicke vor dem Brand noch einmal, wo er überdieß seine Hand unter das Dach des Schweinstalls gesteckt. Allein dergleichen nachgeholte Behauptungen fanden natürlich keinen Glauben. Sie hatte den Brion der Lechaptois damals nicht genannt, wo sie ihn, ihrem Vorgeben nach, an seinem schwarzen Hund erkannte; in ihrem ersten Verhör hatte sie ihn bloß angeführt, um die Schuld des zweiten Brandes auf ihn zu werfen; wäre ihr wirklich Etwas bekannt gewesen, das ihn des ersten Brandes verdächtig gemacht hätte, so würde sie Dieses natürlich angeführt haben.

Sie hat beide Brände in derselben Art voraus verkündigt, in der Absicht, durch beide großen Schrecken zu erregen, und da sie selbst des zweiten eingeständig, so spricht Alles dafür, daß sie auch des ersten schuldig ist; um so mehr, als sie die Hand unter das Dach steckte, wenige Minuten, ehe das Feuer ausbrach. Gleichwohl fragt man sich, warum sie, des einen Brandes selbst eingeständig, die Schuld des andern hartnäckig von sich abweist? Ohne Zweifel besorgte sie die Theilnahme, welche sie durch ihr Eingeständniß zu erregen suchte, zu schwächen, wenn noch ein zweites Verbrechen auf sie herauskomme; vielleicht müßte sie auch, wenn sie sich als Anstifterin des ersten Brandes bekennte, der Erzählung, die sie von dem Reiter mit den Pistolen gemacht, widersprechen und Umstände an den Tag bringen, die sie nicht bekannt werden lassen will. — Das Gericht verurtheilte Paulinen zum Tod. Die Sitzung hatte bis Mitternacht gedauert, und die Angeschuldigte war während des Resumé's des Präsidenten eingeschlafen. Sie hörte das Todesurtheil an, ohne darüber, wie es schien, erschrocken oder verwundert zu seyn. Vorige Nacht jedoch verlangte sie nach dem Instruktionsrichter, und soll diesem einen Menschen aus Mutrecy als mitschuldig genannt haben, gegen welchen sogleich ein Verhaftsbefehl erlassen wurde.

(Forts. folgt.)

Aussichten für den Wollenhandel.

Welche Wichtigkeit das Fabrikland England für den deutschen Wollenhandel hat, sieht man aus dem von Jahr zu Jahr steigenden Absatz daselbst. Im J. 1814, als die Kontinentalsperre aufging, betrug dieser Absatz 3,595,146 Pf., im J. 1819 4,557,938, im J. 1824 15,432,657 und im J. 1828 23,110,822 Pf. (S. Parlamentspapiere von dem Jahr, welches mit dem 5 Januar 1829 endet); was, das Pf. Wolle zu 1 Shill. 6 Den. gerechnet, eine Ausgabe von 1,733,311 Pf. St. 13 Shill. ausmachte, die England für Wolle an Deutschland zu bezahlen hatte. In demselben Jahre betrug aber, nach dem Berichte der Kommission des Hauses der Lords über den Wollenhandel (wool duty question), die Wolleneinfuhr in England überhaupt 29,122,447 Pf., so daß also bloß 6,010,625 Pf. nicht aus Deutschland eingführt wurden. Von seinem ganzen Bedarf, der sich damals auf 140,285,607 Pf. belief, erzeugt England, einer mehrjährigen Durchschnittsberechnung zufolge, bloß 111,160,560 Pf. Wie sich das Wollenwesen verändern kann, zeigt das Beispiel Spaniens, dessen ursprüngliches Schäfereisystem mit dem Verlust vieler Merinoheerden, die während der Invasion nach Frankreich getrieben wurden, zugleich verloren gegangen zu seyn scheint. Die spanische Wolle ist in ihrer Qualität so entartet, so daß sie nicht mehr als den dritten Theil von Dem werth ist, was das Produkt derselben Zucht in Deutschland gilt. Wenn im J. 1800 England aus der pyrenäischen Halbinsel 7,794,758 Pfund, aus Deutschland nur 421,350 Pf., im J. 1814 von hier 3,595,146 Pf. und von dort 9,234,991 Pf. bezog; so war dagegen im J. 1827 die deutsche Einfuhr auf 22,007,198 Pf. gestiegen und die spanisch-portugiesische auf 4,349,643 Pf. gesunken. Dieser rasche Wechsel der Dinge zeigt, wie wenig es Zeit braucht, bis vielleicht auch der deutsche Markt in England einem andern Markt Platz macht; weßwegen es um so mehr Noth thut, daß man sich auf seine eigene Thätigkeit, die von keinem Wechsel der Art abhängig ist, stützt. Im J. 1795 wurden ein paar Dutzend Schafe vom Kap durch Kapitän Waterhouse nach der obern Kolonie von Neu-Süd-Wales gebracht; diese bildeten den Grundstock der unermeßlichen Heerden, die gegenwärtig dort walden, wiewohl der Wollenertrag lange Zeit nicht so bedeutend war, um nach Europa verschifft zu werden. Ein Theil der ersten Schafe kam in die Hände des Kapitäns Isaak Mac Artbue, der im J. 1804 von den k. Merino's, die in Windsor versteigert wurden, noch eine Partie erstand und sie seiner Kolonialschäferei einverleibte. Die unermeßliche jährliche Vermehrung dieser Schafe läßt sich aus der folgenden Tabelle schließen. Im J. 1806 wurden 245 Pf. verführt, 1807 526 Pf., 1808/9 Nichts, 1810 167 Pf., 1811/12 Nichts, 1814 32,971 Pf., 1815 73,171 Pf., 1816 13,611 Pf., 1817 Nichts, 1818 86,525 Pf., 1819 74,284 Pf., 1820 99,415 Pf., 1821 175,433 Pf., 1822 138,498 Pf., 1823 477,261 Pf., 1824 382,907 Pf., 1825 323,995 Pf., 1826 1,106,302 Pf., 1827 512,758 Pf., 1828 1,603,512 Pf. Wie es wohl in fernern zwanzig Jahren aussehen mag!

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 225. 13 August 1830.

Erinnerungen aus Lafayette's Leben.

„Von seinem ersten Auftreten in Amerika an ist Lafayette's Leben der ungetrübte Spiegel seiner Grundsätze, und sein Vertrauen auf den endlichen Sieg der Freiheit gleicht dem Glauben eines frommen Mannes an ein künftiges Leben." Dieses Wort der Frau von Staël fiel uns ein, als wir hörten, daß in den blutigen letzten Tagen des Juli der ehrwürdige Veteran nach vierzig Jahren zum zweiten Mal an die Spitze der Nationalgarden berufen worden sey. Welche Masse glorreicher Erinnerungen drängt sich bei diesem Mann in einem Menschenleben zusammen! Mit Diagoras von Rhodus, dessen beide Söhne in Olympia den Preis errangen, der ihm selbst in seiner Jugend geworden war, könnte er sich zurufen lassen: Stirb, stirb jetzt, Diagoras, denn Du kannst kein Gott werden! Lafayette, der jugendliche Freund und Theilnehmer an den Triumphen Washingtons; der einzige Reine inmitten des Gewühls der Leidenschaften der französischen Revolution, an dessen Händen kein Blut klebte, während sein Wink die Bajonette von drei Millionen Bürgern in Bewegung setzte; der treue Republikaner, welcher, wie Carnot, dem Manne des Verhängnisses vor dem Europa den Nacken beugte, nicht mit dem krampfhaften Troß des Fanatismus, sondern mit der ruhigen Würde des Charakters die Huldigung verweigerte; Lafayette, welcher in vorgerückten Jahren, als die gewaltige Maschine des französischen Reichs in Trümmer fiel und Tausende rechts und links zermalmte, die stille Verborgenheit des Privatlebens verließ, um das restaurirte Frankreich in seinem neuen fünfzehnjährigen Kampfe gegen die blindwüthenden Angriffe der alten Willkürherrschaft zu vertreten; Lafayette, der mehr als siebenzigjährige Greis, der die Morgenröthe der Freiheit begrüßte, schließt den Kreislauf der Revolution, indem er das neue Königshaus dem geretteten Vaterland vorstellt! Die Begriffe von Größe sind verschieden und schwer bestimmbar; gehören aber Adel der Gesinnung, Kraft des Charakters und eine sich gleich bleibende schwärmerische Begeisterung für die Interessen der Menschheit zu den Attributen eines großen Mannes, so ist Lafayette eben deßwegen eine der größten Erscheinungen der Geschichte, weil er einer der seltensten ist. Durch Rang, Erziehung und Vermögen in die ersten Cirkel der lebenslustigen französischen Ritterschaft eingeführt, war er stark genug, schon als Jüngling dem höchsten und edelsten Ehrgeize zu huldigen und alle jene Lockungen eines falschen Glanzes von sich zu weisen, die ein Chatam, ein Burke nicht verschmähte, und wofür die Mehrheit der ausgezeichnetsten Männer Europa's Gesundheit, Frohsinn und Gewissen opfert. Was hat Lafayette nicht geduldet im Kerker, was hat er nicht überlebt, was hat er nicht gesehen und gethan, was wirkt er nicht noch in diesem Augenblick! Achtung dem Mann der Grundsätze, Achtung der freudigen Anerkennung, mit welcher zwei Welttheile ihm die Bürgerkrone reichen!

Von einer solchen epischen Vollendung, wie in Lafayette's Leben, findet sich vielleicht in der ganzen Weltgeschichte kein zweites Beispiel. Welch ein Cyklus von der Eroberung der Bastille bis zu der Niederlage der letzten Bourboniden in Paris, von seinen ersten Waffenthaten in dem amerikanischen Befreiungskrieg bis zu seiner Einladung in die Vereinigten Staaten als Gast der Nation!

Nach den Diensten, welche Lafayette der Sache der Unabhängigkeit in Nordamerika geleistet, und bei dem innigen Verhältniß, das zwischen ihm und den ersten Bürgern der Vereinigten Staaten fortwährend bestand, konnte er, als ihm der Präsident Monroe im Namen des Kongresses die feyerliche Botschaft sandte, auf eine herzliche und glänzende Aufnahme rechnen; aber mochten die Träume von Ruhm, die seiner Einbildungskraft vorschwebten, noch so strahlend seyn, einen so lauten, jubelnden, allgemeinen, anhaltenden Zuruf, eine so zartsinnige, ausdrucksvolle, erfindungsreiche, wetteifernde, lautere Verehrung konnte er nicht erwarten. Der beispiellose Flor, dessen Amerika sich erfreute, und die ungetrübte Aussicht auf Reichthum, Macht und Ruhm, die sich der Republik aufthat, hatten die Herzen der Amerikaner gegen den Mann, der den verachteten Kolonien in ihrer harten Anfechtung ein treuer Beistand gewesen war, nicht verhärtet. Die alten und neuen Generationen überboten einander in Bezeugungen der Verehrung, der Dankbarkeit. Was sind Verleihungen von Ordensbändern und Titeln gegen ein Fest, welches eine Nation giebt! Und dieses Fest dauerte Lafayette's ganze mehr als zwölfmonatliche Anwesenheit über fort, ohne daß der Enthusiasmus an ursprünglichem Feuer verlor! Gewiß ein bündiges Zeugniß für des Generals trefflich gebildeten Geist, und den feinen Takt seines Benehmens und seine ganze liebenswürdige anspruchlose Persönlichkeit! Das gewandte und glückliche Brantworten so vieler Adressen, die an ihn gerichtet wurden, war eine geistige Anstrengung, der nur die Ausdauer so vieler kör-

verlichen Strapazen gleichsam, die er in seinem mehrere tausend Meilen weiten Festzuge jerduldete!

Lafayette schiffte sich am 13 Juli 1824 in dem Paketboot Cadmus nach New-York ein, nachdem er das Anerbieten des amerikanischen Präsidenten ihn in einer Fregatte abholen zu lassen, abgelehnt hatte. Die Fahrt ging ohne Abentener vor sich; am 14 August entdeckten sie Land. „Am folgenden Morgen mit Tagesanbruch," erzählt der Geschichtschreiber dieser Reise *), „kam der Pilot an Bord und in wenigen Stunden konnten wir deutlich das frische Grün unterscheiden, welches Staten-Eiland schmückt, die niedlichen weißen Häuser, welche es beleben und die Bewegung der Einwohner, welche nach dem Ufer eilten. Eine Menge langer, leichter, und schmaler Boote, geführt von kräftigen Männern, deren anständige Kleidung und Sprache sonderbar mit den Vorstellungen kontrastirte, die man sich in Europa von bloßen Seeleuten zu machen pflegt, bedeckten rings umher die See. Sobald eines dieser Boote uns nahe war, hielt es seinen Lauf an; die Personen auf demselben warfen ängstliche Blicke nach uns und fragten unsere Mannschaft, ob Lafayette an Bord sey. Kaum hatte man ihnen Dieß beantwortet, als die Freude aus allen ihren Zügen leuchtete; sie kehrten sich rasch zu einander, schüttelten sich die Hände und wünschten sich Glück. Hierauf richteten sie tausend Fragen an uns nach des Generals Gesundheit, wie ihm die Reise bekommen ꝛc.; doch Alles geschah ohne Lärm und Zudringlichkeit. Wir vernahmen die Aeußerungen ihres Vergnügens darüber, daß die Reise gut abgelaufen, daß der General sich wohlbefinde und daß die Wünsche ihrer Mitbürger in Erfüllung gehen sollten; es däuchte uns, als ob die Kinder einer Familie sich über die Ankunft eines geliebten und lange erwarteten Verwandten freuten. Während ich diese neue und interessante Scene betrachtete, rief der Kanonendonner meine Aufmerksamkeit nach einer andern Richtung: es war die Artillerie des Forts Lafayette, welcher die Ankunft das Cadmus der Stadt New-York verkündete. In demselben Moment erschien ein Dampfboot mit einer Deputation, an deren Spitze Hr. Tompkins, Sohn des Vice-Präsidenten der Vereinigten Staaten, sich befand. Er kam den General zu benachrichtigen, da die Stadt New-York ihm einen glänzenden Empfang zugedacht habe, sie aber die Sonntagsstille nicht unterbrechen wolle, auch einige Vorbereitungen noch zu machen seyen, so lasse sie ihn ersuchen, seinen Einzug auf den nächsten Tag aufzuschieben; inzwischen lud ihn der Vice-Präsident nach seiner Wohnung auf Staten-Eiland ein. Lafayette nahm die Einladung an und in wenigen Minuten darauf stiegen wir an's Ufer; hier stand der zweite Beamte einer großen Republik, zu Fuß, ohne Amtstracht, eine Soldatenkappe auf dem Kopf, und bewillkommte auf's Herzlichste seinen alten Freund, der am morgenden Tag unter zwölf Millionen freier Männer den herrlichsten und zugleich den reinsten aller Triumphe beginnen sollte."

*) Lafayette en Amérique en 1824 et 1825, ou Journal d'un Voyage aux Etats-Unis; par A. Levasseur, Secrétaire du Général Lafayette pendant son Voyage. Orné de XI gravures et d'une Carte. 2 Tom. Par. 1829.

(Fortsetzung folgt.)

H a i t i.

2) Leben und Sitten in Port-au-Prince.

Im Augenblick, wo wir uns Abends vor Anker legten — erzählt Mackenzie, dem wir von nun an selbst das Wort lassen — ertönten Kanonenschüsse von beiden Forts hinter der Stadt, welche Einige von uns als einen unserer Flagge dargebrachten Gruß deuteten, die jedoch ihren wahren Grund in dem Gebrauch hatten, große Feste bereits mit Sonnenuntergang des vorhergehenden Tages durch Kanonendonner zu verkündigen; eben aber war der Vorabend des Frohnleichnamsfestes. Am folgenden Morgen ließ ich meine Ankunft als britischer General-Konsul dem Generalsekretär Inginac melden, ging jedoch, da alle Behörden von der Procession in Anspruch genommen waren, nicht ans Land. Nachmittags kam ein Offizier des Generals Inginac, durch welchen er mich auf den folgenden Tag zu sich einladen ließ. Ich erschien zur bestimmten Zeit, und es wurde eine Verabredung getroffen, daß ich am nächsten Tag (26 Mai 1826) um zwei Uhr dem Präsidenten vorgestellt werden sollte. Zur festgesetzten Stunde landete ich, begleitet von Kapitän Chambers und einem andern Herrn, auf einem elenden hölzernen Damm, wo der schon genannte Offizier mit einer Kutsche auf uns wartete. In dieser fuhren wir zum Regierungspalast, der ehmaligen Residenz der französischen Gouverneurs. Nah vor demselben kamen wir an einem Grabmal vorbei, worin die Asche des verstorbenen Präsidenten Petion und seiner ältesten Tochter ruht. Diesem gegenüber befindet sich eine mit Stufen versehene hölzerne Bühne, genannt l'autel de la patrie, von welcher herab der Präsident bei gewissen Gelegenheiten Reden an das Volk und die Truppen hält. Eine große Palme (Palma nobilis), der Freiheitsbaum in Haiti, steht dem Altar zur Seite. Der Palast ist ein großes Gebäude mit einer hübschen Flügeltreppe, die in die Empfangzimmer führt. Hier fanden wir den Generalsekretär und einige Adjutanten des Präsidenten. Ersterer führte uns zu Sr. Excellenz (wie der Präsident ausschließlich genannt wird), der uns, wenn nicht gnädig, doch sehr artig aufnahm. Er ist ein kleiner, verständig aussehender Mann, mit kühnen schwarzen Augen, die er mit außerordentlicher Schnelligkeit umherwirft; sein Benehmen beweist, daß er sich nach guten französischen Mustern bildete. Unsere Unterredung war kurz, da sie bloß die Konstatirung meiner Vollmachten betraf, worauf wir uns nach der Münze zurückzogen, welche mir vom Präsidenten für die nächste Zeit angewiesen war, da im Augenblicke keine andere Wohnung gemiethet werden konnte.

Was dem Fremden in Haiti besonders auffällt, ist die außerordentliche Freude des Volks an Leichenbegängnissen. Das weibliche Geschlecht spielt die Hauptrolle dabei, und je größer seine Anzahl, um so größer die dem Verstorbenen erwiesene Ehre. Manche wollen diese Leichen-Lust dem Mangel an öffentlichen Vergnügungsplätzen zuschreiben, wo die Damen sich zeigen könnten, so daß Kirche und Leichenzug ihr einziges Auskunftsmittel bleibe. Indessen bemerkte ich nachher in Jamaica, wie selbst der niedrigste Sklave Ansprüche auf ein glänzendes Begräbniß macht, so daß nicht bloß Eitelkeit der Grund seyn mag, warum die Haitier die ganze Stadt einladen, um einen Todten zur letzten Ruhestätte zu begleiten. Die Sitte

erstreckt sich eben so wohl auf Fremde, als Eingeborne, und ich kann versichern, daß mit fünf bis sechs Ausnahmen sämmtliche Einladungen, die ich während der sechs ersten Monate meines Aufenthaltes erhielt, sich auf Leichenbegängnisse bezogen, wobei ich jedoch offenherzig gestehe, daß ich, die heiße Sonne zur Zeit der gewöhnlichen Begräbnißstunde scheuend, den Todtendienst selten in eigner Person, sondern gewöhnlich durch einen Stellvertreter vollbrachte.

Häufig ist die Frage an mich ergangen, ob es in Haiti einen Hof gebe? Keinen nach europäischem Zuschnitt, aber auch Nichts, das den republikanischen Levers in Washington entspräche. In Haiti giebt es bloß militärischen Rang, angedeutet durch militärische Kleidung, welche hier zu Land allein Respekt einzuflößen scheint. Die angesehensten Personen aber verfügen sich zu den am Sonntag üblichen Levers zu Fuß, höchstens zu Pferd, je nachdem sie ihr guter Stern so weit befähigt. Der Sonntag ist der einzige Tag wo jene Feierlichkeit Statt findet, und zwar bereits Morgens um sechs Uhr. Privataudienzen werden jedoch, besonders gegen Agenten fremder Regierungen, selten verweigert.

Nachdem man sich gehörig gegen einander verbeugt und gegenseitige Höflichkeiten gesagt hat, steigt der Präsident zu Pferde, und begiebt sich in Begleitung der obersten Staatsbeamten und seines Generalstabs nach dem Marsfeld, wo die Besatzung der Stadt und der nächsten Distrikte auf den drei Seiten eines Vierecks aufgestellt ist, an welchen er langsam hinreitet, und die Einzelnen mustert. Es werden keine Schwenkungen vorgenommen und Salven nur höchst selten gegeben. Die Regimentsmusiken spielen während der Heerschau herzlich schlecht. Bemerkt der Präsident hie und da einen Soldaten, an dem Alles recht knapp und wohl sitzt, so kann es geschehen, daß er ihn aus dem Glied ruft, auf den Rücken klopft und seinen Kameraden als Beispiel darstellt.

(Schluß folgt.)

Corsica.

6. Der Gottesfriede.

(Schluß.)

Der Priester hatte aufgehört zu predigen, um eine beredtere Stimme als die seinige hören zu lassen, die Stimme der Natur, die im Herzen des Alten sprach. „Onecco", sagte er endlich zu dem jungen Mann mit einer sichtbaren Anstrengung, „Onecco, die Kugel, die aus dem Gebüsch hervorging, wo Du versteckt warst, hat mir einen Sohn getödtet, einen Sohn, den Erben meines Namens, den Tapfersten, den Kühnsten, der je einem Gendarmen auf der Ebene oder einem Muffolo im Gebirg nachgegangen ist.... Nein, sag' mir Nichts, Du warst nicht allein in dem Gebüsch: ich will Nichts wissen, ich denke lieber, Du seyest es nicht gewesen; Du liebst meine Tochter; nicht? Die Liebe hat mit diesen Vendette Nichts zu schaffen; Onecco, willst Du das Mädchen heirathen und mir die Stelle des Sohnes vertreten, den Du ... nein, den ich verloren habe? Willst Du? Um diesen Preis vergebe ich Dir." Und als nun Onecco, zu gerührt, um zu antworten, sich in des Greises Arme warf, drückte ihn dieser sanft mit der Hand von sich, als ob er sich noch nicht an den Gedanken gewöhnen könnte, einen Feind in den Armen zu fühlen; doch setzte er mit einer gefaßteren Stimme sogleich hinzu: „Gut, gut, auch des Hassens wird man zuletzt müde; es sind bald acht und zwanzig Jahre, daß diese Hand den ersten Schuß that; aber nicht der alte Stamm wurde umgehauen, sondern die jungen Aeste, vier Söhne".... Er hielt, und indem er eine Locke grauen Haares, die ihm über die Augen herabgefallen war, zurückschob, wischte er eine Thräne ab, die er verheimlichen wollte; die eisernen Muskeln seines Gesichts erschlafften. Sich schämend seiner Schwäche, barg er sein Gesicht in den Händen, und man hörte durch seine Finger hindurch das Arbeiten seines Athems, der seine Brust zu sprengen drohte; dieß Alles war die Sache eines Augenblicks; er erhob sein graues Haupt; seine Augen waren trocken, er hatte, nach dem energischen Ausdruck des Landes, seine Thränen verschluckt. „Vater", sagte er rasch, „laßt uns den Waffenstillstand unterzeichnen, laßt uns damit eilen, denn eine Viertelstunde später würde ich ihn vielleicht nicht mehr unterzeichnen, und laßt mir das Crucifix da. Ich muß es ansehen können, daß ich mich erinnere, daß ich Christ gewesen, ehe ich Vater war. Der Himmel verzeihe mir, wenn es eine Blasphemie ist. Aber um den Tod eines Sohnes nicht zu rächen, muß man selbst Gott seyn wie Der, und nicht ein elender Sünder von Fleisch und Bein wie ich."

Der Priester, ohne Zeit zu verlieren, brachte die Urkunde: sie war in aller Form aufgesetzt, und lautete ungefähr, wie folgt: „In Gegenwart des Generalsekretärs, des Pfarrers des Kirchspiels und des Pater ***, italienischen Priesters, sind die Familie *** und ***, nach einem Vertilgungskrieg, der acht und zwanzig Jahre gedauert und zwei und zwanzig Mitglieder dieser beiden Familien weggerafft hat, übereingekommen, Waffenruhe und ewigen Frieden zu halten, im Namen Gottes, der heiligen Jungfrau und ihres göttlichen Sohnes, um, wie es Christen gezieme, künftig in gutem Vernehmen mit einander zu leben; für den Fall, daß dieser Vertrag einzeln oder gemeinschaftlich von ihnen gebrochen würde, macht sich jeder der abschließenden Theile anheischig, einen Reukauf von 12,000 Fr. zu erlegen. Zur Beglaubigung hievon haben sie mit ihrer Namensunterschrift unterzeichnet und Gott und die heiligen Engel angefleht, ihnen günstig zu seyn und ob der Vollziehung der gegenwärtigen Uebereinkunft zu wachen. Ajaccio den — September 182—."

Dieser kaufmännische Reukauf könnte bei einem so poetischen Vertrag etwas seltsam und prosaisch erscheinen; allein dieser ohnehin historische Zug gehört eben seiner Seltsamkeit wegen zur Vollendung des Charaktergemäldes eines Volkes, bei welchem die ursprüngliche Kraft eines freien mittelalterlichen Geschlechts mit den argwöhnischen Gewohnheiten einer lang unterjochten Bevölkerung sich paart. Der Vertrag ist corsisch, aber der Reukauf genuesisch.

Sämmtliche Betheiligte, selbst diejenigen, die nicht schreiben konnten, setzten ihre Unterschrift bei; Letztern führte der Priester die Hand; nur Eine Unterschrift fehlte noch — die des Knaben, der in einem Winkel stand, wo er sich lebhaft, wiewohl halblaut, mit seinen Verwandten stritt. Seine von Natur blasse Gesichtsfarbe (wie überhaupt die Kinder in heißen Ländern blaß sind) hatte das Feuer des Zorns geröthet, und seine haßerfüllten Blicke ruhten starr auf dem Greise: „Nein", sagte er, indem er, trotz allen Bemühungen, die man versuchte, ihn zum Stillschweigen zu bringen, seine Stimme erhob und mit seiner kleinen geballten Faust in die Luft focht, „nein, Ihr habt gut reden, ich werde so das Blut meines Vaters nicht verkaufen. Alle Pfarrer der Welt mögen meinethalben gegen die Vendetta predigen; Blut will Blut. Das muß ich besser wissen; ich habe es mit der Muttermilch eingesaugt." „Aber, Tommasino, bedenk doch", unterbrach ihn Einer seiner Verwandten.... „Was bedenken, Corpo di Christo! Ja ich denk noch daran — an den Tag, als man ihn zurückbrachte, noch ganz blutbedeckt von dem Schuß, den dieser alte Teufel von Recco hinter einer Hecke hervor auf ihn gethan hatte. Man legte ihn der Länge nach auf den Tisch; die Weiber schrien und rauften sich die Haare aus; aber ich weinte nicht, auch meine Mutter nicht, die brave Frau! Man kleidete den Todten aus; sein Blut floß nicht, es war nach innen zurückgetreten und hatte ihn erstickt; und ich, als ich es sah, ich meinte auch, ich ersticke. Darauf nahm meine Mutter sein triefendes Hemd und legte mir es auf die Schulter. Tommasino, sprach sie, Du bist noch klein; aber wirst Dich Dein Lebenlang daran erinnern, nicht wahr, Du versprichst es mir? Ich antwortete Nichts; aber es schien mir, als ob ich durch diese Worte zehn Jahre älter geworden wäre. Tommasino war kein Kind mehr; er war ein Mann; er war Willens, seinen Vater zu rächen." „Tommasino", ließ ihn der Priester streng an, „heißt Dieß christlich reden?" „Hören Sie mich aus, mein Vater, Sie können mich nachher schelten", erwiederte der Knabe mit einer Halsstarrigkeit, die noch durch die Wichtigkeit gesteigert wurde, welche man seiner Entschließung beilegte. „Tommasino, sagte zu mir meine Mutter, siehst Du dieses mit Blut befleckte Hemd; ein tapferer Mann trug es, und dieser tapfere Mann war Dein Vater. Nun Mutter, antwortete ich, was muß ich denn thun, damit man nicht sagt, Tommasino's Hemd sey einem Feigen zugefallen — und dieser Feige sey sein Sohn? Hör' mich, sagte sie, der alte Recco hat auch ein Hemd; Du mußt ihm auch ein Loch durchmachen. — Ja Mutter. — An seinem Hemd klebt noch kein Blut; Du mußt es auch färben, wie das deinige; verstehst Du mich, Tommasino? — So wahr ein Gott im Himmel ist, ich thu's, Mutter!" „Wehe Dir", rief der entrüstete Priester aus, „konntest Du zu einem solchen Schwur den Namen Gottes zum

Zeugen machen!" „Und warum nicht, wenn ich meinen Schwur halte?" fuhr der junge Starrkopf fort, indem er sich durch seine Erinnerungen in Hitze redete und immer ungebehrdiger und immer tauber für jedes Wort des Friedens und der Versöhnung wurde. Endlich fühlte der alte Recco, der Greis, von dem wir sprachen, daß es dieß Mal an ihm sey, den ersten Schritt zu thun, weil er der Schuldige war. Eine falsche Scham hielt ihn eine Zeit lang zurück; man sah ihm die Unschlüssigkeit an; der Kampf zwischen seinem Stolz und seiner Reue, zwischen seinem guten und bösen Engel, wie der Priester murmelte, malte sich auf seinem Gesicht. Endlich gewann der gute Engel. Er trat auf den Knaben zu, nahm ihn bei der Hand, die der Andere zurückzuziehen strebte, und neigte sich gegen ihn mit echt christlicher Demuth: „Tommasino, ich habe diesem jungen Mann vergeben, der mir vielleicht einen Sohn getödtet hat; kannst Du mir nicht auch verzeihen? Du wirst eines Tags Vater seyn, Tommasino, und Du wirst erfahren, daß der Sohn unsres Samens uns theurer ist als der Vater, der uns gezeugt hat mit seinem Samen? Wirst Du unbeugsamer seyn als ich?" Er hielt inne, indem er einen flehenden Blick auf das Kind richtete, und seine hohe Gestalt so tief beugte, daß es beinahe schien, er liege vor ihm auf den Knieen. Jedermann war gerührt; selbst der Knabe mehr, als er merken lassen wollte. Er wandte die Augen ab, er wollte sich entfernen; aber seine Hand begegnete der Hand des Priesters, die ihm eine Feder entgegen hielt; die Urkunde lag am Fuß des Crucifixes; eine Hand erbot sich, die seinige zu führen. Tommasino, beschämt, verlegen, gerührt und ärgerlich darüber, daß er gerührt war, warf einen unsichern Blick um sich. Aller Augen, gleich denen Recco's, schienen bittend sich an ihn zu richten, bis er verdrießlich zuletzt nachgab, jedoch seine Hand mehr nehmen ließ, als daß er sie selbst reichte. „Viva Maria!" schrie der würdige Priester, als er ihn ein unregelmäßiges Kreuz auf das Papier zeichnen ließ; denn ihre beiden Hände zitterten — wahrscheinlich von sehr verschiedenen Bewegungen. Mit triumphirender Miene hob der Priester die Urkunde empor, und zeigte sie den Umstehenden — der Gottesfriede war geschlossen!

Brandstiftungen in der Normandie.

Assisen-Hof von Calvados (Caen)

(Fortsetzung.)

Sitzung vom 20 Juli.

Die Angeschuldigte, von welcher es sich dießmal handelt, ein junges Mädchen, hat ihr Verbrechen selbst eingestanden; aber mit dem Beisatz, daß sie durch Leute, die ihr Geld gegeben, hiezu angestiftet worden. Es ging sogar die Rede, daß wenn sie jene Leute bis jetzt noch nicht mit Namen genannt, Dieß in religiösen Gefühlen oder einem feierlich beschworenen Versprechen seinen Grund habe.

Sobald sie herein geführt wird, ist sie Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit. Man bemerkt die Züge der neunzehnjährigen Missethäterin, die auf Sanftmuth und Melancholie hindeuten. Sie befindet sich in einem Zustande der tiefsten Niedergeschlagenheit. Hier die Anklage.

„Die mehr als achtzigjährige Witwe Foucault Dumesnil wohnt in Falaise zur Miethe bei einem Hrn. Maron, dessen Haus durch die Gesellschaft der gegenseitigen Brandversicherung assecurirt ist. Ihre nächsten Nachbarn sind die Eheleute Lavache. In dem zur Holzlage dienenden Keller befindet sich ein Durchgang in die anstoßende Wohnung jenes Ehepaars; die Thür ist jedoch durch starke hölzerne Querbalken gesperrt und wird niemals benutzt. Am 26 Mai, um vier Uhr Nachmittags, bemerkt die Lavache, daß ihre Zimmer sich mit Rauch füllen. Sie sucht im ganzen Haus nach, findet aber nirgends Feuer, daher sie zur Frau Foucault Dumesnil eilt, um ihr die Sache anzuzeigen. Diese befiehlt ihrer Dienerin, Josephine Bailleul, nachzusehen, woher der Rauch wohl kommen möge: „Schau einmal in der Holzlage!" sagt sie ihr. Josephine geht hinaus und kommt gleich wieder herein. „Nun", ruft ihr ihre Herrin ängstlich entgegen, „brennt es etwa in der Holzlage?" „Ja!" erwiedert diese kalt.

Die Nachbarn werden benachrichtigt; man dringt in den Keller und findet, daß das Feuer in einen Strohbund, unmittelbar vor einem Büschel Holz, gelegt worden war. Das Stroh war eben verbrannt, und die Flamme hatte die hervorstehenden Enden des Holzes, ja einen Theil des Gebälkes bereits ergriffen. Ohne augenblickliche Hülfe hätten beide Häuser ein Raub der Flammen werden müssen. Man vergewisserte sich mit der größten Sorgfalt, daß ein Brandstifter nicht durch jene verrammelte, sondern bloß durch die gewöhnliche Thür in den Keller gelangen konnte. Um zu dieser zu kommen, mußte man aber nicht nur an der Glasthür von einem der Zimmer des Erdgeschosses vorüber, welche Frau Dumesnil bewohnte, sondern der Weg führte sogar nothwendig durch das Haus selbst.

Frau Dumesnil hatte Niemand bei sich als Josephine Bailleul. Der Verdacht fiel im höchsten Grad auf diese. Sie ward vorgenommen. Im Augenblick ihrer Verhaftung hatte man ein Fünffrankenstück bei ihr bemerkt; sie leugnete Dieß, wurde aber durch Zeugen überwiesen. Ueber den Besitz dieses Geldes in die Enge getrieben, gestand sie, zwei wohlgekleidete Männer, die sie nicht gekannt, hätten ihr noch heut auf der Straße zehn Franken gegeben, unter der Bedingung, daß sie das Haus der Frau Dumesnil in Brand stecke. Im Fall sie dieser Bedingung nicht entspräche, wäre sie von denselben mit dem Tod bedroht worden. Zugleich zeigte sie den Ort an, wohin sie das fragliche Fünffrankenstück verborgen habe, und wo man dasselbe nun wirklich vorfand. Was ihr von dem zweiten Fünffrankenstück, mit welchem sie am Morgen einige Einkäufe gemacht, übrig geblieben war, übergab sie gleichfalls. Sie wiederholte ihre Erzählung am folgenden Tag und später; sofort aber nahm sie ein anderes System an. Sie behauptete jetzt, ihre Frau sey von ihr bestohlen, ein Fünffrankenstück von ihr in dem Keller verborgen worden; indem sie dieses mit dem Licht gesucht, habe sie unachtsamer Weise das Stroh angezündet. Die Wahrheit sey von ihr deßhalb nicht gleich eingestanden worden, weil ihr der Diebstahl ein schimpflicheres Verbrechen gedünkt, als die Brandstiftung. Gleich darauf entdeckte man jedoch, daß sie für mehr als zwanzig Franken Einkäufe gemacht. Ueber diese Summe befragt, kam sie wieder auf die erste Geschichte zurück; nur mit dem Unterschied, daß sie jetzt vorgab, vierzig statt zehn Franken erhalten zu haben. Da sie jedoch Einiges schon den Tag vor dem Verbrechen eingekauft, so mußte sie eingestehen, daß sie das Geld schon mehr denn acht Tage zuvor erhalten hatte. Ihr ganzes Benehmen verleitet zu dem Glauben, daß sie die Menschen, welche ihr den verbrecherischen Auftrag gegeben, kenne; allein sie beobachtet in Bezug auf dieselben das tiefste Stillschweigen. Bei ihrem ersten Verhör erlitt sie einen Nerven-Anfall, worin sie mit lauter Stimme sagte: „Geh, fürchte Nichts!" Indessen hat man nicht in Erfahrung bringen können, daß das Mädchen mit irgend Jemand in vertrauterem Umgang gestanden; sie ward allgemein als wohlgesittet und von geordnetem Lebenswandel geschildert. (Forts. folgt.)

Die Sonntagsschulen in den Vereinigten Staaten.

Die Sonntagsschulen sind eine der glücklichsten Schöpfungen des religiösen Philanthropismus. Die ersten Institutionen dieser Art reichen kaum über 50 Jahre hinaus, und bereits haben sie sich über Großbritannien, Nordamerika, Deutschland, Frankreich, die Niederlande, mit Einem Wort, über alle Länder, wo es Protestanten giebt, verbreitet. Man berechnet, daß mehr als anderthalb Millionen Kinder in ihnen Unterricht erhalten. In den Vereinigten Staaten, die in der Annahme vernünftiger Einrichtungen hinter keinem Volk zurück bleiben, waren es im vorigen Jahr 349,202 Kinder — während im J. 1828 nur 259,656 — welche die Sonntagsschulen besuchten, an denen 52,263 Lehrer unentgeldlich Unterricht ertheilten. „Wenn diese nur 53 Cents Besoldung bekämen, wie es Anfangs ausgemacht war" heißt es in dem fünften Bericht des amerikanischen Vereins für Sonntagsschulen, woraus wir diese Notiz entlehnen, „so betrüge die Summe 905,697 Dollars. Diese Ausgabe erspart uns ein mit tiefem religiösem Gefühl gepaarter Wohlthätigkeitssinn." Derselbe Verein beschäftigt sich mit Verbreitung von Büchern zum Besten der Jugend. Nur vom J. 1828 bis zum Mai 1829 setzte er 814,010 Bände in Umlauf; nämlich 447,000 BB. für die Bibliotheken der Sonntagsschulen; 257,740 Bibeln, Katechismen, Gesangbücher rc.; 56,280 Exemplare des Magazins für Direktoren der Sonntagsschulen; 157,000 Exemplare des Jugendfreundes. Seit seinem Entstehen hat der Verein im Ganzen 6,098,899 BB. verbreitet, die meist in Volksbibliotheken niedergelegt wurden. Die einzige Volksbibliothek zu New-York besitzt 75,855 BB. — Welche Masse von Kenntnissen kommt dadurch in die Köpfe! Die Jahreseinnahme des Vereins von 1825 belief sich auf 57,884 Doll.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 226. 14 August 1830.

Algier.

3. Industrie und Handel.

Wie in allen Ländern der Berberei zeigen sich in Algier nur wenige Spuren jenes Kunstfleißes, der den Reichthum der Staaten begründet. Das gesammte Kunst- und Gewerbswesen befindet sich, einige außerordentliche Genies unter den Mauren und Coluli's abgerechnet, in den Händen der Hebräer, die einen guten Markt haben. Sticker, Goldschmide und Juweliere giebt es am Häufigsten. In den beiden Vorstädten Bab-el-Uatt und Bab-ez-Zun trifft man auch viele Steinmetze an, was man hier zu Land Bildhauer heißt; eben so Schlosser und Schmide; aber ihre Kunst ist nicht weit her; ihre Arbeiten sind weder schön noch dauerhaft. Mit der eigentlichen Kunst sieht es noch schlimmer aus. Von Zeichnung und Malerei haben die Mauren lediglich keinen Begriff, und an einem Gemälde sehn sie nur auf bunte Farben. So hören wir von Pananti, daß, als er eines Tags von dem livornesischen Mahler Terreni sprach, welcher einem Kaper in die Falle gerathen war, der Seeminister sagte: „Dieß ist eine köstliche Acquisition für uns; wir wollen's uns merken, daß er ein großer Maler ist: er kann unsere Schiffe anstreichen!" Auf die Architektur verstehen sich diese Afrikaner indeß ziemlich gut; dabei kommt es ihnen weniger auf Zierlichkeit als auf Festigkeit an, in welcher Beziehung sie fast mit den Alten wetteifern. Ihr Cäment besteht aus zwei Theilen Holz, drei Theilen Kalk und einem Theil Sand; ein Kompositum, dem sie den Namen tabbi geben. Wenn sie dieses Cäment anmachen, so nehmen sie eine Quantität Oel und schlagen das Gemisch drei Tage lang unaufhörlich; dadurch erlangt es mit der Zeit die Härte des Marmors, so daß es jedem Einfluß der Elemente Jahrhunderte lang trotzt. Wie Pananti glaubte, hatten die Numidier und Mauritaner dieses Cäment von den Römern überkommen und in demselben beruhe das Geheimniß der Unzerstörbarkeit der antiken Bauwerke. Auch einen äußerst starken Leim, der keine Nässe fürchtet, verfertigen die Mauren; zu dem Ende bedienen sie sich eines besonders zubereiteten Käses, aus dem sie die Milch herauspressen, die sie dann mit dem feinsten Kalk mischen. Algier besitzt den trefflichsten Salpeter; dessenungeachtet können die Einwohner kaum gutes Schießpulver fabriziren, obgleich die Regierung europäische Lehrmeister deßhalb kommen ließ. Die in Algier noch am Meisten geschätzten Gewerbe sind das des Schusters, Materialisten, Töpfers, und namentlich des Mützenmachers. Eine fast wunderbare Menge rother Mützen geht von hier nach der Levante. Jedes Gewerb hat seinen Vorstand (Amin), der in kleinen Streitigkeiten Richter ist. Die Metalle schmieden sie meist kalt, um ihnen größere Festigkeit zu geben, wie Dieß bei den berühmten Damascenerklingen der Fall gewesen seyn soll. Im Innern von Algier und in einigen der Seestädte sind Fabriken für Stahl und irdne Töpferwaaren. Die algierer Wolle nimmt alle Farben gut an; die dortigen kamelhärenen Gewirke und seidenen Gürtel werden sehr geschätzt; auch gute Teppiche (Hiram) werden verfertigt und Körbe aus Palmblättern, und treffliche Matten aus den Binsen von Labes, einem sumpfigen Distrikt am Fuß eines Bergs bei Budschia.

Der Handel Algiers mit dem Innern von Afrika ist von weniger oder keiner Bedeutung, so sehr auch der Gewinn, der mit diesem Handel verbunden ist, die Habsucht anziehen sollte. Wie könnte es aber anders seyn? Der Gewinn der Piraterie war immer noch reichlicher und jeden Falls leichter. Eine schwache Karawane, die jährlich zwischen Iran und Tumbuktu über Tafilet einmal hin und her zieht, bildet den einzigen unmittelbaren Kanal, durch den etwas Straußenfedern, Goldsand, Kamele und Negersklaven von dort nach Algier kommen; daß außerdem noch die Biscarinen und Mezaben einen kleinen Zwischenhandel führen, haben wir schon früher bemerkt. Uebrigens steht der Handel in Algier ungefähr auf der gleichen Stufe mit den andern Barbareskenstaaten. In einem Land, wo es keine Straßen, keine Brücken giebt, würde schon die Schwierigkeit der Kommunikation das Aufblühen des innern Handels hindern, wenn auch nicht der Ackerbau so sehr im Verfall, die Bevölkerung so tief in Trägheit versunken wäre! Aber auf der andern Seite ist Algier doch zu reich an Produkten, seine Lage am Meer ist zu einladend, als daß es nicht einigen auswärtigen Handel haben sollte. Die beiden Länder, für welche Algier ein nicht unbedeutender Stapelplatz ist, sind Italien und Frankreich: Diese beziehen von da: Wolle, Leder, Waizen, Gerste, Erbsen, Bohnen, Mais, Groß- und Kleinvieh, Wachs, Oel, Löwen- und Tigerfelle, allerlei Spezereien, Rosenessenz, Datteln, getrocknete Feigen, Straußenfedern, Kupfer, Karmesinfarbe, wollene Decken, Teppiche, gestickte Sack- und Halstücher, Reis, Gummi, Korallen, Pilgerkutten ꝛc. Ohne das verderbliche Prohibitiv- und Monopolsystem, welches die orientalische Trägheit erfand, um sich die Erhebung der

Abgaben zu erleichtern, müßte dieser Handel weit bedeutender seyn. So war aber die Korallenfischerei und die Ausfuhr von Wollen, Leder, Wachs und etwa 16000 Maß Getraide aus Bona um jährliche 30,000 span. Piaster an Frankreich verpachtet; für 15,000 die Ausfuhr von Oran an den Bei von Telemsan. Auf dieselbe Art wurde der Handel mit Leder, Wachs, Wolle, Salz und Oel auf allen Plätzen von den Meistbietenden monopolisirt. Um Getraide auszuführen brauchte man eine besondre theuer zu kaufende Licenz, ein sogenanntes Teskeré, unter welches der Dey seinen Namen gesetzt hatte. Das Oel durfte nur in muselmännische Länder ausgeführt werden und ging meist nach Egypten. Wer eine Ziege, ein Schaf, einen Esel ausführen wollte, brauchte gleichfalls eine besondere Erlaubniß; Hühner durften nur geschlachtet ausgeführt werden. Diesem Monopolsystem verdankte es Algier, wenn es um allen Vortheil seines Getraide- und Oelbau's kam, wenn sogar zuweilen Theurungen einrissen, wie im J. 1819, wo für den Gebrauch der Hauptstadt allein mehr als 50,000 Säcke Korn aus dem Ausland eingeführt werden mußten.

Auf der andern Seite ermunterten die lästigen Zölle, die Unsicherheit der Zahlungen, der Mangel an Rückfracht und die vielerlei Plackereien denen man ausgesetzt war, den fremden Kaufmann nicht, auf Algier zu speculiren, obwohl dort manche Artikel sich guten Absatz versprechen durften, wie Kanonen Flinten, Pistolen, Säbel, Pulver, Blei, Kanonenkugeln, Messer, Scheeren und überhaupt Stahl-, Eisen- und Messingwaaren; wollene Tücher; Leinwand, Papier, Tabak, Zucker, Kaffee, Wein, Branntwein, Rum, Pfeffer, Muskatnüsse, Zimmet nebst andern Specereien; Gold- Silber- und Seidenstoffe; Zinn, Quecksilber, Alaun, Saife, Galläpfel, Grünspan ɔc. Die gewinnvollsten Geschäfte ließen sich machen, wenn man hübsche Summen harter Piaster mit sich brachte, denn dem Barbaresken geht baar Geld über Alles, und dem Eingangszoll, der 5 Prozent betrug, konnte man sich leicht entziehen. Bei wirklichen Waaren, Wein und Branntwein ausgenommen, wovon das Faß ohne Rücksicht auf den innern Gehalt vier landläufige Piaster entrichtete, war die Douanengebühr, nach einem speziellen Tarif, auf 5 Prozent vom Werth festgestellt. Ueberdieß hatte jedes christliche Schiff, gleichviel ob klein oder groß, 20 Piaster Ankerzoll zu bezahlen und wollte ein Kapitän sein Geschäft schnell abmachen, so mußte er sich auch noch zu Spenden an die Hafenbeamten verstehen, wobei er aber nicht unterlassen durfte, Dieß bloß bedingt zu thun, weil er sonst riskirte, daß die Türken daraus eine Regel machten und ihm jedes Mal dieselbe Spende („usanza") von Neuem abforderten. Im letztern Fall half keine Weigerung und gelangte die Sache vor den Kadi, so hatte man darauf zu rechnen, daß man verurtheilt wurde. *)

H a i t i.

2) Leben und Sitten in Port-au-Prince.

(Schluß.)

Ist die Musterung zu Ende, so reitet der Präsident mit seinem Gefolg durch die Stadt, um auch hier seine Inspektion fortzusetzen, wobei wahrscheinlich der Zu- oder Abnahme des Straßenkothes (je nachdem es regnerische oder gute Witterung ist) die gehörige Aufmerksamkeit geschenkt wird.

*) Die folgende Tabelle über den Verkehr vom J. 1826, d. h. aus einer Periode, wo Algier sich mit dem größten Theil der christlichen Handelsvölker im Frieden befand, soll (nach Graberg di Hemsö) auf genauen Daten beruhen:

A u s f u h r.

Wolle 23,000 Zentner zu 8 schweren Piastern	184,000	Piaster.
Leder 12,000 Zentner zu 8	96,000	—
Sklaven etwa 1000 zu Köpfe, zu 70	77,000	—
Korn, Gerste, Erbsen, Bohnen, Kanarienfutter	60,000	—
Wachs, Honig, Rosenessenz	35,000	—
Straußenfedern, 60 Kisten	20,000	—
Oel, 3500 Tonnen zu 4 Piastern	14,000	—
Ziegenfelle, 40,000 Stück	10,000	—
Datteln, Feigen, Zibeben, Brustbeeren ɔc.	7,000	—
Karmesinfarbe, Kupfer, Stahl, Porzellan	4,500	—
Ochsen, Schaafe, Ziegen ɔc	3,500	—
Grobe Leinwand, Baumwollenzeuge, Matten, Teppiche nebst verschiedenen kleinen Artikeln	8,000	—
	519,000	—

E i n f u h r.

Aus Livorno Seidenzeuge, Leinwand, Zucker, Pfeffer, Kaffee, Spezereien, deutsche und italienische Fabrikate	500,000	—
Aus Großbritannien und Indien englische Fabrikate	280,000	—
Aus Frankreich Zucker, Kaffee, Stahl, kurze Waaren, Tücher und andere französische Manufakturen	250,000	—
Aus Gibraltar und Malta	160,000	—
Aus der Levante rohe Seide und Manufakturen	90,000	—
Aus Genua, Toscana und Frankreich Edelsteine, Diamanten, Silbergeschirr, Möbel ɔc.	80,000	—
Aus den Nordländern Kriegsmunition, Schiffsbauholz ɔc.	30,000	—
Aus Marocco, Tunis, Tripolis	25,000	—
	1,216,000	—

Der Bedarf aus dem Ausland überstieg also die Ausfuhr um 694,000 P., was in Gold bezahlt werden mußte.

In Algier rechnet man nach Pezzetten, Musunen oder Mezunen, einer kleinen Silbermünze, wovon 60 auf einen harten spanischen Thaler gehen, und auf die wiederum 29 Asper, eine Münze von der geringsten Sorte, die wie Zinn aussieht, kommen. Es giebt Pezzetten, zu 8 Musunen und zu 6, die Patacka zu 24, und den Buggio zu 48. Dieß sind Silbermünzen. Goldmünzen sind die Zechine oder Sultanine zu 108 Musunen, die halbe Zechine oder der Mahbubbo zu 72. Die spanischen Goldpistolen und Piaster cursiren allgemein mit einem größern oder kleinern Agio. Das algierische Pfund besteht aus 16 Unzen Markgewicht (di Campione), die Unze hat 16 Theile, d. h. halbe Drachmen, deren jeder in 20 Gran zerfällt. Nach diesem Gewicht werden kostbare Metalle, Perlen, Juwelen, Moschus, Korallen, Thee, Opium und Räucherwerk gekauft und verkauft. Es giebt dreierlei Zentner: einen, der dem englischen von 112 Pf. entspricht, nach diesem werden alle Waaren berechnet, die hier nicht speziell genannt sind. Das Rotolo, d. h. der hundertste Theil dieses Zentners wiegt 540.243 franz. Milligramme und 100 dieser Rotolo's sind in Livorno = $157 \frac{4}{100}$ Pf. Der zweite Zentner = 150 Markt-Pf. dient zum Wiegen des Eisens und der gesponnenen Baumwolle; der dritte = 110 Marktpf. zum Wiegen der unverarbeiteten Wolle. Seife, Honig, Feigen, Zibeben, Datteln, Butter werden nach Pf. zu 27 Unzen, rohe Seide nach Pf. zu 16 Unzen verkauft, letztere mit dem Abzug einer halben Unze vom Pf., die einzige Waare, welche einen solchen Abzug erleidet. Das Längenmaß heißt Picca und ist zweierlei, wird aber beidemal in 8 gleiche Theile (robi oder tomnie) getheilt. Die Picca der Mauren, womit sie Brokate von Seide, Silber und Gold, Musseline, Seidenbänder, Borten messen, hat 467 Millimeters; die Picca der Türken, womit sie Leinwand, wollene

Außer diesen wöchentlichen Schaustellungen wurden durch den 34 Artikel der im Jahre 1816 revidirten Konstitution drei Tage zu Volksfesten bestimmt, an welchen der Präsident ebenfalls Levers hält. Diese Tage sind der erste Januar, der Jahrestag der Unabhängigkeitserklärung von Haiti; der zweite April, der Geburtstag Petions, des Gründers der Republik; und der 1 Mai, oder das Fest der Landwirthschaft. Ich war nur bei dem Unabhängigkeitsfeste zugegen, und will von demselben hier eine kleine Beschreibung liefern.

Einige Tage vor dem 1 Januar 1827 erhielt ich eine Einladung zu dem aus Veranlassung jenes Festes Statt habenden großen Cercle und darauf folgendem Mahl bei Sr. Excellenz. Ich fand mich also um sechs Uhr Morgens — der mir bestimmten Stunde — in der ganzen Pracht meiner Amtskleidung im Palast ein, und traf dort ein zahlloses Heer von Militärpersonen und Civilisten von fast jeder Farbe des Regenbogens, die einander mit ihren bärtigen Lippen küßten, was mir äußerst wunderlich vorkam. Alles trieb sich durcheinandar, da kein Cerimonienmeister da war. Glücklicher Weise stieß ich auf meinen alten Freund, General Inginac, dessen Schuldner ich für viele mir bei dieser und andern Gelegenheiten erzeugte Güte bin; trotz dieser Güte jedoch versank ich immer mehr in einen Zustand psychischen Scheintods, bis die Ankunft meines Freundes und Amtsgenossen, des französischen Generalkonsuls, mir wieder Leben gab. Die Zeit verging mir nun so angenehm, als sein über ein solches Schauspiel reichlich hinsprudelnder Witz dieselbe nur immer zu machen verstand; aber das Warten in immer stärker werdender Hitze ist ein Spaß des Satans. Endlich gegen acht Uhr vernahm man ein Gebrause, und heraus rauschte Se. Excellenz der Präsident, Etwas vor sich hin murmelnd, was mir von einem Beamten der Republik als eine Entschuldigung, uns warten gelassen zu haben, erklärt wurde. Von eben diesem Beamten wurden wir nun in Reih und Glied gestellt, und zogen zum Autel de la patrie, der seiner Gestalt nach richtiger Echafaud de la patrie genannt werden sollte. Als der Festzug — bei welchem die Studirenden der Medicin und die Agenten der auswärtigen Mächte eine Zeit lang mit einander eiferten, welche Partie der andern vorschreiten dürfe — auf seinem Posten ankam, hatte der Präsident bereits den Altar bestiegen, und gab uns sattsame Gelegenheit sein Aeußeres zu beaugenscheinigen. Er war in einen blauen, reich mit Gold gestickten Frack gekleidet. Ueber die Pracht der Beinkleider vermag ich bei der Tiefe, zu welcher der Frack herabging, kaum etwas Erkleckliches zu sagen, aber seine Stiefel übertrafen Alles, was ich je gesehen. Der Vorfuß, die Gegend um die Knöchel und der obere Theil waren sämmtlich von verschiedener Farbe; die Form — diejenige eines großen Reiterstiefels, mit goldener Nath und einer ungeheuern herabbammelnden Goldquaste; das Ganze endlich so reich und beinahe so elegant gestickt als ein chinesischer Schuh. Ueber die Schulter war ein sammtner und goldner Gürtel geworfen, an welchem ein Degen hing, der einem Bayard keine Schande gemacht haben würde, während in der Hand ein prächtig goldbeschlagenes Rohr, beinah so hoch als der Hr. Präsident selbst, die Blicke auf sich zog. Das Haupt Sr. Excellenz war von einem furchtbaren Sturmhut überragt, den er sofort abnahm, und gnädig in der Hand wiegte, während er die Glorie des heutigen Tags in das Gedächtniß zurückrief, die ewige Dauer der Unabhängigkeit im Voraus als festgestellt annahm und die Vernichtung jedes fremden Angreifers verkündigte. Damit stieg er wieder herab, und sagte den nächst Stehenden einige Artigkeiten, worauf die Prozession sich nach der Kirche bewegte, und ein Te Deum angestimmt ward. Von der Kirche gings in den Palast zurück, wo man sich trennte, und erst Abends sieben Uhr wieder zum Diner des Präsidenten einfand. Der Gäste waren etwa hundert und fünfzig. Unter den Toasts kam vor: „dem Präsidenten und der Republik von Haiti“, „Karl X“, „Georg IV“ u. s. w. Ueberladung herrschte keineswegs bei dem Mahl; denn nach wenigen Gläsern Wein begab man sich in ein andres Zimmer, wo sich die weiblichen Mitglieder der Familie des Generals Boyer befanden, wo Musik gemacht wurde und der Laureatus der Republik (der seitdem verstorbene General Chanlatte) eine von ihm selbst gedichtete Hymne absang, deren Refrain vive Boyer, vive Haiti! ich mich allein noch erinnere. Um zehn Uhr wollte ich nach Haus, aber mein Diener hatte zu Ehren des Tags so viele Libationen gebracht, daß er nicht im Stande war, die Pferde herbeizuholen, und ich selbst nach ihnen gehen mußte.

Tücher und Baumwollenzeuge messen, hat 652 Millimeters. Frucht wird nach Sahh = 17.566 Millilitres, Oel in irdnen Gefäßen (colla) zu 900 Cubikzoll oder 15.156 Millilitres gemessen.

Tilóttamá.

ein indisches Mährchen, nach dem Sanskrittext frei bearbeitet von F. H. Feuerbach.*)

I.

Wohlan! Kauntèya **), wenn's genehm Dir wäre,
Vernimm aufmerksam nun die Wundermähre,
Die uns aus grauer Vorwelt Zeiten
Herüber tönt von den Brüdern beiden.
Nikumbh war ihr Erzeuger genannt,
In jeglicher Kampfart wohlgewandt,
Ein Spötter des göttlichen Rechtes,
Beherrscher des Riesengeschlechtes.
Lauschest ihren Namen aus meinem Mund?
Sund hieß der Eine, der Ander' Upasund;
Sie Beide der Schrecken des Erdenrundes,
Sich erfreuend des zärtlichsten Bruderbundes.
Nicht mochte der Eine wandern
Einen Pfad ohne den Andern:

*) „Die deutsche Uebersetzung derselben Episode des Mahabharata“ bemerkt der Hr. Einsender brieflich, „welche Franz Bopp bereits seit einigen Jahren, sammt dem Originaltext herausgegeben hat, ist nur darauf berechnet, den Sanskritgelehrten das Verständniß des Textes zu erleichtern, durchaus aber nicht diese herrliche Dichtung auch dem Laien genießbar zu machen. Freie Bearbeitung kann jedoch dieser mein poetischer Versuch nur insofern genannt werden, als ich dabei weder, wie Bopp, das unserm europäischen Gehör so wenig zusagende indische Versmaß nachbildete, noch auch eines von unsern gewöhnlichen Schematen durchgängig beibehielt. Die eigenthümlichsten Reize des indischen Genius, die mythologischen Beziehungen, wo sie sich nicht zu sehr häufen, bestrebte ich mich dagegen möglichst beizubehalten, und glaubte sie durchaus nicht dem Vortheil hie und da eine erklärende Zeile zu ersparen, aufopfern zu müssen.“

**) So wird hier Judhischthira, einer der fünf Pándawa's, deren eine Mutter Kunti hieß, von dem Erzähler des Mährchens angeredet. Der Kampf der Pándawa's und Kuruwa's ist der Gegenstand des Heldengedichts Mahábhárata, worin auch eben dieses Mährchen von Tilóttamá als Episode vorkommt.

Nicht hatt' Einer am Schlummer Lust,
Ruht' ihm der Andre nicht an der Brust.
Und war Jeder ein lässiger Zecher,
Reicht' ihm der Andre nicht den Becher.
Und als zur Vollkraft sie erblühet,
Des mächtigen Indra *) Paradeis
Zu gewinnen als strenger Entsagung Preis,
Ein heiß Verlangen sie durchglühet.
An des hochragenden Windhya **) Fuße
Die Brüder sich weihen furchtbarer Buße:
Die Arme gen Himmel gestrecket,
Den Leib von Schmutz bedecket;
In kein Gewand sich hüllend,
Den lechzenden Durst nicht stillend;
Ob nahe nächtlicher Schauer,
Ob des Mittags sengende Hitze —
Stehend fest gleich einer Mauer
Auf der Fußzeh'n Daumenspitze.
Damals geschah es, daß der hohe
Gebirgesgipfel — was Wunder auch? —
Ausdampfte himmelanqualmenden Rauch,
Durchglühet von ihrer Andacht Lohe
So manches Jahr. ***)
Die Götter ****) wurden's mit Schmerzen gewahr,
Aufboten sie alle Zauberkunst,
Die Brüder zu täuschen durch Wunderdunst.
Erst mußten Frauen,
Gar hold zu schauen,
Geschmückt mit Gold und Edelsteinen,
Dem frommen Büßerpaar erscheinen †);
Doch ihr wollüstig Mühen,
In der Liebe Netz sie zu ziehen,
Die bußgeweihten Helden
Mit keinem Blick vergelten.
Nicht lange, so gewahren

Sie ihre Verwandten zu Schaaren
Herzu auf ihre Stätte eilend,
Die Hände ringend, kläglich heulend:
„Ach! rettet uns vor des Riesen Wuth;
Ihn dürstet, wehe! nach unserm Blut!“
Den Versuch in ihnen zu wecken des Mitleids Rührung —
Erkennend als die Stimme der Verführung,
Nur straffer Leib' anziehn der Sinne Zaum;
Und sieh! zernichtend nun den Schreckenstraum,
Sich Bramah niederläßt vom Himmelsraum,
Was sie als Lohn begehren,
Den Büßern zu gewähren.
Die Händ' in einander geschränket,
Zur Erde das Haupt gesenket,
Anredeten die Brüder
Den Weltenhüter:
„Hast, Vater! Du mit Wohlgefallen
Geschauet unsre frommen Werke,
O so verleih uns denn vor allen
Erschaffenen siegreiche Stärke,
Die Kunst auch, jeglich Körperkleid,
So wie's uns eben mag bequemen,
Flugs anzunehmen,
Und obendrein Unsterblichkeit!“

Bramah.

„Es sey; nur auf Unsterblichkeit verzichtet!
Dem Tode sind ja Götter selbst verpflichtet.
Ihr weihtet Euch zwar harter Leibeszucht,
Doch nicht, daß göttlicher Vollendung Frucht
Euch möge lohnen; —
In Indra's Himmel stolz zu thronen,
Dem galt allein
All Euer Züchten und Kastei'n;
Unsterblichkeit kann ich Euch nicht verleihn.“

Die Brüder.

„So wählen wir denn diese Todesweise:
Daß, was da geht und steht im Schöpfungskreise,
Unmächtig sey, uns in den Tod zu senden,
Und Keiner sterb', als von des Andern Händen.“
Die Bitte den Beiden gewährt,
In den Himmel Bramah zurücke kehrt.
Sofort die Bramahhuldbeehrten
Nicht länger nähren der Buße Gluth;
Wo von den Ihren ersehnt sie werden,
Heimwärts sie ziehen wohlgemuth.
Und welchen Jubel bereiteten
Die Staubiosgewandbekleideten,
Blumenkranzhauptgeschmückten,
Von der Freunde Schaar nun Erblickten.
„Wohlauf! nun lasset uns das Haupt bekränzen,
Bei reichbesetzten Mahlen
Und kreisenden Pokalen
Ergötzen uns an wollustvollen Tänzen!“
Also ertönt in jeglichem Haus
Der Ruf zu festlichüppigem Schmaus;
Und so verlebten unverdrossen,
Bei heiterm Tanz und Scherz und Spiel,
Die Brüder wohl der Jahre viel;
Doch ihnen däucht' Ein Tag verflossen.

---

*) Indra ist der Gott des sichtbaren Himmels; darauf deuten seine Beinamen: Diwaspati, Herr des Himmels; Sahasrâkscha der Tausendäugige u. a. m. Sein vorzüglichstes Attribut ist der Donnerkeil, Chakra genannt; sein himmlisches Paradies heißt Swarga. Er hatte dasselbe für die außerordentlichen Büßungen, denen er sich einst unterworfen hatte, von Bramah als Lohn bekommen; die Dauer seiner Herrschaft ist daher davon abhängig, daß kein anderes Wesen ihn durch noch strengere Büßungen übertrifft. Besonders sind die dämonischen Riesen, Asura's genannt (zu welchem Geschlecht denn auch die Brüder Sund und Upasund gehörten), seine erklärten Feinde.

**) Namen eines Gebirges.

***) Um sich erklären zu können, wie der Dichter auf die für unsern europäischen Geschmack etwas auffallende Vorstellung kommen mochte, daß nämlich die übergroßen Bußübungen der beiden Brüder das Rauchen des Windhyagipfels bewirkten, genügt es, die ursprüngliche Bedeutung des Wortes tapa, welches ich mit Andacht-Lohe übersetzt habe, zu wissen. Tapa bedeutet eigentlich Gluth, dann Qual, Buße. Außerdem liegt die Vermuthung nahe, daß vielleicht eine zur Zeit des Dichters noch im Munde des Volks erhaltene Sage von einem vulkanischen Ausbruch des Windhya-Gebirges ihn veranlaßte, dieses wirkliche Naturereigniß in wunderbaren Zusammenhang mit den Büßungen der beiden Riesenbrüder zu bringen.

****) Darunter sind im Gegensatz der Asura's, der bösen Genien, die Sura's oder Dêwa's zu verstehen; sie haben Indra zu ihrem Oberhaupt, welcher wieder in abhängigem Verhältniß zu Bramah, Wischnu und Siwa steht.

†) Wenn Indra sonst einen Anachoreten bemerkt, welches durch den beinahe errungenen Gipfel vollkommener Heiligkeit ihn aus seinem Paradiese zu verdrängen droht, so sendet er gewöhnlich in Begleitung des Frühlings und des Liebesgottes eine von seinen himmlischen Tänzerinnen, Apsarasen genannt, zu ihm auf die Erde hinab, um ihn durch die Reize sinnlicher Liebe von seiner Andacht abzuziehen. Meistentheils ist eine solche Sendung mit glücklichem Erfolg gekrönt; der fromme Weise unterliegt der Macht dieser gefährlichen Trias, und erwacht er endlich aus seinem Sinnentaumel, so sieht er sich zu großem Schrecken genöthigt von der untersten Stufe an die Himmelsleiter seiner Andachtübungen hinaufzuklimmen.

Ei-Einschachtelung.

In New-York wurde vor Kurzem ein Hühnerei geöffnet, das ein vollkommen ausgebildetes zweites Ei, ungefähr fünfzehnmal kleiner als das erstere und 61 Gran schwer, in sich schloß. Bekanntlich hat man auch bei vierfüßigen Thieren und Menschen diese Bildung des foetus in foetu schon wahrgenommen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 227. 15 August 1830.

Erinnerungen aus Lafayette's Leben.
(Fortsetzung).

Wohl mußte der Zug der Dampfschiffe, welche den Cadmus im Triumph einholten, und der prächtige Hafen von New-York, der mit schöngeschmückten Booten bedeckt war — wohl mußte der Ruf „Willkommen Lafayette“, der hunderttausend stimmig emporstieg und nur mit dem Donner der Kanonen und dem Schmettern kriegrischer Musik wechselte, die Ankommenden mit Staunen und Bewunderung erfüllen. Wir brauchen nicht im Einzelnen zu beschreiben, was sich damals in New-York begab; wir bemerken nur, daß alle Zeitungen voll von Festen, Adressen, öffentlichen Audienzen waren, und daß die Kunde davon sich schnell zu den äußersten Grenzen der Vereinigten Staaten verbreitete, wo sie überall dieselben Gesinnungen und Erwartungen hervorrief und belebte. Kein Gefühl kein Gedanke fand in New-York Ausdruck und Sprache, der nicht in der Folge in jede mögliche Form der Huldigung sich gekleidet hätte. „Mütter drängten sich um den Gast der Nation mit ihren Kindern und baten ihn für sie um seinen Segen, und wenn sie ihn erhalten hatten, umarmten sie dieselben mit neuer Zärtlichkeit.“ Es lag in diesem Benehmen durchaus nichts Gekünsteltes; die segnende Handauflegung eines heiligen Sehers konnte nicht mit gläubigerem Sinn empfangen werden.

Von New-York brach der General am 20 August nach Boston auf. Auf der Straße, die er passirte, hatte sich eine unermeßliche Volksmenge versammelt, die meist aus Personen bestand, welche aus beträchtlicher Entfernung herbeigeeilt waren und Wache hielten, damit er nicht vorbei konnte, ohne daß sie ihn, wäre es bei Nacht oder bei Tag, zu sähen bekämen. „Jedes Dorf,“ berichtet Levasseur, der Sekretär des Generals, „hatte seinen Triumphbogen, worauf die Namen Washington und Lafayette, oder das Datum der Schlachten von Brandywine und Yorktown *) zu lesen waren. Allenthalben kündigten Kanonensalven ihn an, allenthalben bewillkommten ihn die Behörden, allenthalben mußte er anhalten, um die Liebesbeweise einer ganzen Bevölkerung hinzunehmen, so daß er, um den Weg nach Boston zurückzulegen, wohin es nicht mehr als 200 M. ist, fünf Tage und beinahe auch fünf Nächte brauchte; ich sage fünf Nächte, weil wir immer bis gegen Mitternacht reisten, und immer Morgens fünf Uhr wieder die Fahrt fortsetzten. Allein unter den erhabenen Bezeugungen der allgemeinen Dankbarkeit empfanden wir keine Spur von Ermüdung; selbst unsere Nachtpartien hatten so viel Zauberartiges, daß wir das Ermüdende davon vergaßen. Die lange Reihe der Wagen, begleitet von Reitern mit Fackeln; die Feuer, die von Ort zu Ort auf den Spitzen der Hügeln loderten, und um welche Familien lagerten, die das Verlangen ihren Gast zu sehen wach hielt; die oft wilden Fanfaren unsers Gefolges, welche das Echo über das bewaldete Land hin und zurücktrug; rechts das Meer, das zuweilen in unserm Gesichtskreis auftauchte; das in der Ferne sich verlierende Gebrüll des Geschützes, das den Fortgang unsrer Reise bezeichnete — Alles um uns her bildete eine malerische Scene, würdig vom Pinsel eines Cooper verherrlicht zu werden.“

Um Morgens zwei Uhr langten sie in dem Städtchen Norbury, 2 Meilen vor Boston an; hier konnten sie wenigstens zwei Stunden der Ruhe erübrigen, ehe die Bewohner der nördlichen Hauptstadt alle in Bewegung geriethen, und eine Folge von Festlichkeiten gleich denen New-Yorks anfing. Hier ein Besuch bei John Adams, den Levasseur also berichtet: „Vor der Thüre eines sehr einfachen, kleinen Hauses, das aus Holz und Backsteinen gebaut und nur ein Stockwerk hoch war, machten unsere Wagen Halt. Ich war etwas überrascht, als ich hörte, daß dieß die Wohnung eines ehemaligen Präsidenten der Vereinigten Staaten sey. Wir trafen den ehrwürdigen John Adams mitten unter seiner Familie. Er empfing uns mit rührender Güte; der Anblick seines alten Freundes versetzte sein Gemüth in eine muntere Stimmung, die seine Jugend zu erneuen schien. Während des ganzen Mittagmahls führte er die Unterhaltung mit einer Leichtigkeit und einer Erinnerungskraft, daß Niemand dabei an seine 89 Jahre dachte. Ob er gleich kaum sich vom Stuhl erheben konnte, und seine Hände nicht im Stand waren, ohne den zärtlichen Beistand seiner Kinder und Enkel die Speise zum Munde zu bringen, so war sein Kopf und sein Herz doch voll guter Dinge. Die Angelegenheiten seines Landes boten ihm die angenehmste Beschäftigung dar. Wiederholt versicherte er, wie sehr er durch die Dankbarkeit seiner Mitbürger gegen Lafayette erfreut sey. Wir verließen ihn mit Bewunderung über den Muth, mit welchem er die Leiden und Schwächen ertrug, welche der Verlauf fast eines Jahrhunderts nothwendig auf ihn gehäuft hatte.“

*) 11 September 1777 und 19 Oktober 1781.

Heerschauen wurden veranstaltet, wo es möglich war. In Boston fielen dabei dem Sekretär „das schnelle Laden, das gleichmäßige und lebhafte Abfeuern, die raschen und geschickten Schwenkungen und die Mannigfaltigkeit der Uniformen“ auf, während er den Mangel an Stetigkeit in den Bewegungen der Linie und den Staat der freiwilligen Kompagnien beiläufig rügt. In Bunkers Hill hatte er Gelegenheit die Sorgfalt zu bemerken, mit welcher die Amerikaner die Denkmäler ihrer Revolution zu erhalten bemüht sind. Wenn indessen die Reste Washingtons mit zu diesen kostbaren Reliquien gehören, so konnte der erlanchte Freund des Vaters seines Vaterlandes zu Mount Vernon ein Beispiel von Vernachlässigung finden, welches die Lobrede des Sekretärs etwas ermäßigte.

Bei einer Bewirthung auf dem Schlachtfelde von Lexington ließ sich Lafayette von zweien noch lebenden Kämpfern die Geschichte dieses Tags erzählen und der Sohn des Freisaßen, der den ersten Schuß auf die Briten that, legte die Muskete, aus welcher dieser Schuß kam, in die Hände des Generals. Zu Concord, an der Straße nach Portsmouth, in New-Hampshire, warteten schöne blumenbekränzte Mädchen an der unter einem Zelt auf dem Marktplatz bereiteten Tafel auf; der Regen fiel während dieses Theils der Reise in Strömen, aber das Volk ließ sich deßhalb nicht abhalten, seine Theilnahme zu zeigen. Die Bürger von Salem gallopirten in einem furchtbaren Ungewitter, wo sie bei jedem Schritt zu stürzen Gefahr liefen, neun Meilen weit neben dem Wagen her, und als man spät in der Nacht in Newburyport eintraf, und „den Glanz der Beleuchtung sah, und die Feuer, die in den Gassen brannten, und vernahm das ununterbrochene Dröhnen des Geschützes, das Läuten der Glocken, und die Salven des Volks, und gewahrte wie Truppenhaufen mit Trommelschlag anrückten, so hätte man glauben mögen, man ziehe in einer durch Sturm eroberten und den Flammen geweihten Stadt ein, wenn nicht die Worte Lafayette, Freiheit, Vaterland, Washington, welche unaufhörlich in die Ohren drangen, erinnert hätten, daß man sich bei einem Volksfest befände.“ Wir erwähnen dieser Züge, weil sie den Geist der durch die ganze Union herrschenden Aufregung charakterisiren. Rücksichten auf Ruhe und Bequemlichkeit, Zeit- oder Gelderspärniß kamen nirgends in Betracht.

Das Zimmer, worin Lafayette in Newburyport übernachtete, hatte er früher einmal bewohnt und das ganze Geräthe darin fand er noch in demselben Zustande wie vor etlichen und dreißig Jahren. In Portsmouth stellten ihm die Festordner (committee of arrangement) eine Anzahl canadischer Indianer vor, deren ganzes Wesen den Sekretär nicht minder interessirte als es sein Gefühl verletzte. Sie hießen zwar Christen, es däuchte ihm aber, als ob sie nur einen Aberglauben mit einem andern vertauscht, und statt der Wohlthaten sich nur die Laster der Civilisation angeeignet hätten; es ist etwas Jammervolles zu sehn, wie diese Leute Psalmen durch die Nase singen, und einen Gottesdienst mitmachen, dessen Bedeutung sie augenscheinlich nicht verstehn. Sollte der Menschenfreund diese Umgestaltung des edeln Wilden, der durch die Wälder rannte, nicht fast bedauern?

In Hartford, auf dem Rückweg nach New-York, trat der alte General Wadsworth in den Audienzsaal mit den Epauletten und der Schärpe, welche Lafayette in der Schlacht bei Brandywine getragen hatte, wo er verwundet wurde. An der Schärpe waren noch Spuren von seinem Blut. Diese Gegenstände hatte Lafayette nach dem Frieden dem General Swift zum Andenken gegeben, welcher sie bestens aufbewahrte. Bei der zweiten Erscheinung des Generals in New-York war der Empfang nicht minder glänzend und herzlich. Wenn er das Theater besuchte, konnte das Stück nicht forspielen, in so laute Aeußerungen brach jedesmal der Volksjubel aus. Das Fest in Castlegarden, wo ein Amphitheater aufgeschlagen war, das 6000 Personen faßte, und von tausend Fackeln umschimmert wurde, während der Mond sich in den Fluthen des von tausend hin- und herwogenden Booten belebten Hafens spiegelte — diese Nacht entzückte Männer, die mit den glänzendsten Prunkfesten Europa's vertraut waren. Mehrmals versuchte man es mit dem Tanzen; allein jedesmal, wenn der General einen Schritt vortrat, um sich den Gruppen zu nähern, gingen diese wieder aus einander und standen um ihn her und mit dem Tanzen war es wieder aus. Um Morgens zwei Uhr schied Lafayette von diesem Zauberort, um sich an Bord des Dampfschiffes zu begeben, das den Hudson hinauffuhr. Längs den Ufern dieses herrlichen Flusses, in den schönen aufblühenden Städten, welche die Scenerie zieren und vervollständigen, strömten Massen von Einwohnern dem Gast der Nation entgegen, und es sprach sich die nämliche ungeduldige Neugierde und Verehrung aus wie in New-England. Ist in einem Theil der dreizehn alten Staaten der Contrast des jetzigen Zustandes der Dinge gegen den in der Periode der Revolution unermeßlich, so ist Dieß am Hudson der Fall. Ueberall steigen neue Schöpfungen empor. In Troy rief Lafayette aus: „Was! Ist diese Stadt durch eine Zauberruthe aus der Erde gesprungen!“ Nein, erwiederte man ihm, „sondern sie entstand und wurde in wenigen Jahren durch verständige Thätigkeit unter dem Schutz der Freiheit bevölkert! In Troy war es auch, wo Lafayette in dem trefflichen Dameninstitut (academy for young Ladies) der Mrs. Willard eingeführt wurde, in welchem zweihundert weißgekleidete Mädchen ihn begrüßten. Als er wieder heraustrat, bemerkt sein Sekretär, waren seine Augen voll Thränen.

Am 23 September schied der Gast der Nation zum Zweitenmal von New-York, um seine Reise nach dem Süden und Westen anzutreten. Sein Weg durch New-Jersey war ein Weg auf Rosen. In Bergen überreichte ihm eine Deputation einen Stock mit goldnem Knopf, der aus dem Ast eines Apfelbaumes verfertigt war, unter dem er mit Washington einmal gefrühstückt hatte. Die bis auf Kleinigkeiten sich erstreckende Genauigkeit, mit welcher Lafayette sich aller Ereignisse und Personen aus dem Revolutionskrieg erinnerte, setzte Die, welche sich ihm auf seiner Runde näherten, oft in Staunen; aber er hatte eben so viel Ursache, sich seinerseits zu verwundern, denn es schien, als ob Nichts vergessen wäre, was ihm in jener ganzen Periode in irgend einem Theil des Landes, den er betrat, begegnet, was von ihm gethan oder gesagt worden war. Beinahe in jedem Distrikt traf er alte Soldaten, die ihm Zufälligkeiten, Gespräche und Geschäftssachen zurückriefen, deren er längst nicht mehr gedachte. In Bezug auf das Gastmahl in der eleganten und gastlichen Wohnung Joseph Bonaparte's bemerkt Levasseur, daß ihm der Graf von Survillier ungeachtet seines Wohlstandes und der Achtung, der er bei seinen amerikanischen Freunden genießt und der Liebe seiner Familie, nicht vorgekommen sey, wie Einer, der wirklich glücklich ist. Aller-

dings mochte die Gegenwart Lafayette's und der Gegenstand ihrer Unterhaltung in Joseph Gedanken und Gefühle wecken, welche seinen Zügen und seiner Haltung einen ungewöhnlichen Grad von Ernst mittheilten; aber nichts desto weniger ist gewiß, daß in seinem Wesen sich im Ganzen eine sanfte Heiterkeit, eine unwandelbare Gleichmuth und eine gefällige Artigkeit ausspricht, so daß man glauben kann, er habe sich mit seiner gegenwärtigen Lage vollkommen versöhnt; wenigstens lauten seine Aeußerungen über den Werth königlicher Größe und den Wechsel des Glücks so unbefangen, daß die unparteiischste Kritik Nichts dawider einzuwenden vermöchte.

Daß Philadelphia hinter den andern Städten der Union nicht zurück bleiben würde, ließ sich erwarten. Vierzig alte Revolutionssoldaten, auf vier großen Wägen, begleiteten den feyerlichen Einzug des Generals. Levasseur läßt den glänzenden Beweisen von Gastfreundschaft, welche die Reisenden hier erfuhren, den liberalen Gesinnungen, welche aus Adressen und Glückwünschen hervorleuchteten, so wie der Ordnung, Sicherheit, Thätigkeit und Behaglichkeit, welche überall walteten, alle Gerechtigkeit widerfahren. Unter den vielen Anstalten für wohlthätige, wissenschaftliche und öffentliche Zwecke, welche diese Stadt besitzt, war es allein das Gefängnißwesen, welches Lafayette nicht gefiel, oder vielmehr das System der einsamen Haft, ohne Arbeit, welches in der großen Centralfrohnfeste, die eben im Bau begriffen war, eingeführt werden sollte. Der General konnte nicht umhin den Vorstehern seine abweichende Ansicht mit seiner gewohnten Freimüthigkeit mitzutheilen. Die tugendhaftesten und weisesten Männer, sagte er, welche sich mit der Verbesserung der Gefängnisse beschäftigten, hätten einsame Haft immer nur als eine Strafe betrachtet, die zum Wahnsinn führe. Während seiner fünfjährigen Gefangenschaft, habe er ein ganzes Jahr allein und von dem andern Theil dieser Zeit nur täglich eine Stunde in Gesellschaft zugebracht; „aber," setzte er lächelnd hinzu, „ich fand nicht, daß der Kerker für mich eine Besserungsschule gewesen wäre; man hatte mich eingesperrt, weil ich in dem Kampf gegen den Despotismus und die Aristokratie die Sache des Volks zu der meinigen machte; ich kam in dieser Beziehung ungebessert heraus." Eine solche offenbare Barbarei, die sich durch eine theoretische Verirrung in die Gesetzgebung einschleichen wollte, betrübte Lafayette's edle Seele, und wie nahe ihm die Sache ging, beweisen zwei Schreiben vom J. 1825 und 1826 *), worin er die Amerikaner aufzuklären suchte. In dem ersteren schlägt er den Philadelphiern, um die Nachtheile jenes Systems zu vermeiden, vor, die einsame Haft auf die Nacht zu beschränken und dagegen eine Anzahl gemeinsamer Arbeitszellen anzulegen; in dem zweiten liest man folgende Stelle: „In Pennsylvanien meint man, die einsame Haft sey eine neue Erfindung; weit gefehlt; sie ist Nichts als die Wiederherstellung des Systems der Bastille. Der pennsylvanische Staat, dessen humane Gesetzgebung Europa zum Muster diente, steht im Begriff auf seine Grundsätze zu verzichten und den menschenfeindlichen Codex der barbarischsten und finstersten Jahrhunderte ins Leben zu rufen. Ich wünsche nur, daß meine pensylvanischen Freunde die Wirkungen bedenken, welche dieses System auf die armen Gefangenen der Bastille hervorgebracht hat. Ich begab mich den Tag nach der Zerstörung dieses Denkmals der Gewalt an Ort und Stelle, und ließ mir die Gefangenen zeigen; Alle, mit Ausnahme eines einzigen, fand ich geisteszerrüttet. Letzterer war fünf und zwanzig Jahre eingekerkert und wurde befreit, während das Volk die Bastille niederriß. Mitten unter die Menschen zurückversetzt blickte er Anfangs starr und halbbetäubt um sich, denn er hatte in diesem langen Zeitraume Niemand gesehen; aber noch vor der Nacht desselben Tages erlag sein Gemüth den ungewohnten Eindrücken — er versank in völligen Wahnsinn, von dem er nie mehr genas." Wir fügen bei, daß die Vorstellungen des Generals, unterstützt von mehreren Bürgern der Vereinigten Staaten, nicht ohne Erfolg blieben. Die Gesetzgeber von Pennsylvanien befahlen jede Zelle zum Arbeiten einzurichten und mit dem Fortbauen der Frohnfeste so lange zu warten, bis man über diese Abänderung des Systems die nöthigen Erfahrungen gesammelt hätte.

(Fortsetzung folgt.)

*) Sie sind abgedruckt in dem 1828 erschienenen dritten Jahresbericht des Vereines für Verbesserung der Gefängnißzucht in Boston.

Für Teufelsliebhaber.

Darf man den Traditionen der Eingebornen in Ceylan Glauben beimessen, so bestanden die ersten Bewohner dieser Insel aus Teufeln, und da sie nicht starben, so vermehrte sich die Bevölkerung dergestalt, daß es keinen Zoll breit Landes mehr gab, der nicht von dem Schatten eines Teufels bedeckt war, wenn anders die Teufel Schatten haben. Ihre Fruchtbarkeit ging so weit, daß eine einzige Mutter an einem einzigen Tag deren dreißig Tausend zur Welt brachte. Als Buddha Ceylan besuchte, soll er die Teufel in solcher Menge gefunden haben, daß er seinen heiligen Fuß nicht aufstellen konnte, ohne auf einen zu treten. So grimmig und so zahlreich sie aber auch waren, so vermochten sie doch den Angriffen der Menschen aus dem benachbarten Kontinent nicht zu widerstehen, die sich nach und nach der ganzen Insel bemächtigten und die alten Besitzer verjagten, mit Ausnahme eines einzigen, der, hartnäckiger als die übrigen, sich in einen Wald flüchtete, den er bis auf den heutigen Tag bewohnt. Diese Sage hat sich in der Literatur und dem religiösen Glauben der Cingalesen verewigt. Die Teufel sind noch jetzt in gewissem Sinn die Souveräne der Insulaner, über deren Geist sie eine despotische Herrschaft ausüben, und die sie mit den fantastischsten Gestalten ausstaffiren. Man verehrt die Teufel, weil man sie fürchtet. Es giebt keine Krankheit, woran nicht ein Teufel Schuld ist, so daß der arme Patient nicht nur den Arzt oder Teufelspriester zu bezahlen hat, sondern auch dem Teufel selbst Opfer darbringen muß.

Damit unsere Leser sich einen Begriff von dem künstlerischen Geschmack der Cingalesen bilden können, geben wir einige Teufelsporträte, wie sie in cingalischen Werken vorgestellt sind. Einer der bösartigsten Teufel, der drei verschiedne Gestalten annehmen kann, ist der Teufel Oddy. Sein Anzug besteht aus acht und zwanzig Cobra-Capellas, die sich in anmuthigen Ringen um seinen Leib schlängeln; er hat blaue Augen, goldfarbige Haut, eine abscheuliche Physiognomie, einen ungeheuren Mund und eine Schlange zwischen den Zähnen; seinen Haarputz bilden abermals zwanzig Vipern; er reitet auf einem Pferd und hält ein Gefäß mit Feuer in der Hand. Der große schwarze Teufel, welcher ein ausländischer Teufel ist, hat einen Körper von Schlamm; er ist mit vier Händen versehen und mit zwei Schwertern, einem Schild und einem eisernen Wurfspieß bewaffnet. Auf Kopf, Brust und Bauch sieht man sechzehn Tigerköpfe. Eine Cobra-Capella dient ihm als Gürtel und eine andere als Kopfbinde. Vier Büffel begleiten ihn. Der Opferteufel, der im Meer, in Seen und Flüssen haust, hat ein langes dunkles Gesicht, wie Jemand, den man mit Oel und Blut gefärbt hat; seine Zähne stehen über die Lippen heraus; sein glänzendes Kinn gleicht einem Felsen; er reitet immer auf einer Katze. Der Teufel Maraka hat einen blauen Leib und ein breites papagaigrünes Gesicht mit rothen Schläfen; zwei Cobras-Capellas winden sich um seine Stirn, und drei Teufelsfratzen schmücken sein Haupt; in jeder Hand hält er zwei Viperköpfe; außerdem trägt er eine eiserne Ruthe, mit der er wüthend um sich schlägt und einen entsetzlichen Lärm macht, weil er stets betrunken ist. Am Schrecklichsten aber nimmt sich der Teufel des Todes aus: derselbe hat drei Augen, da-

von eines über der Nase; sein Mund, der von einem Ohr zum andern sich erstreckt, ist mit glasscharfen Zähnen und zwei ungeheuren Hauern besetzt In einer seiner vier Hände trägt er den Pfeil des Todes. Sein Körper ist mit rothem Sandelholz bemahlt und auf seiner Brust befindet sich ein Panzer mit einem medusenartigen Kopf darauf.

Noch eine Menge ausgezeichneter Teufel könnten wir anführen, welche den Eingalesen ein Gegenstand der Verehrung oder der Furcht sind: so den großen Grabteufel, der einen Wolfskopf hat, einen Elephanten mit der Hand fassen kann und auf einem Felsen steht, wo er Menschenfleisch speist; so den schwarzen weiblichen Teufel, der in den Stein- und Felsklüften des schwarzen Meeres wohnt; so den blutdürstigen Teufel, der in Blutpfützen watet und dem man sich nicht nähern kann, ohne daß man sich Einschnitte in den Körper macht :c.

Als Opfer, durch welche man diese Teufel versöhnt, nennt man Blumen Zuckerwaaren, Fleisch, Fische, Früchte, wohlriechende Hölzer, Senf, Butter, Kuchen, Betelblätter :c. Diese Gaben werden unter Tänzen und Verbeugungen überreicht; der Teufelspriester heißt Capua, und der Teufelsdienst Capuismus. *)

Brandstiftungen in der Normandie.
Assisen-Hof von Calvados (Caen)
Sitzung vom 20 Juli.
(Fortsetzung.)

Gleich zu Anfang der öffentlichen Gerichtssitzung fällt Josephine in Ohnmacht; der Gerichtshof läßt sie in ein anderes Zimmer tragen, wohin ihr Advokat ihr nachfolgt. Sobald sie wieder zu sich gekommen, beschwört sie dieser, zu sprechen; der herbeigerufene Präsident vereinigt seine Vorstellungen mit denjenigen ihres Vertheidigers; man bittet, man fleht um eine Erklärung: umsonst: Sie schweigt, ihr Entschluß ist unerschütterlich. Nach einer Unterbrechung von mehr als einer Stunde wird die Sitzung von Neuem eröffnet. Die Angeklagte vergießt Ströme von Thränen, beharrt aber auf ihrem Stillschweigen. Einer ihrer Oheime, Pfarrer in einem benachbarten Dorf, sendet ihr einen Brief, worin er sie im Namen der Religion, im Namen der Ehre ihrer Familie beschwört, Diejenigen zu nennen, welche sie zu dem Verbrechen veranlaßt haben. Sie bleibt unbeweglich. Ein anderer ihrer Oheime, ein alter Landmann mit weißem Haar, der in allgemeiner Achtung steht, wirft sich vor ihr auf die Knie und verspricht, ihr zu verzeihen, wenn sie ihr Geheimniß entdecke; er ruft ihr die Namen ihres alten, vor Verzweiflung dem Tode nahen Vaters, ihrer Brüder und Schwestern (an der Zahl neun oder zehn) zu, deren Daseyn auf ewig befleckt, vergiftet sey, wenn sie darauf beharre, auf dem Schaffot zu sterben. Alles vergebens ...... sie antwortet nur durch Schluchzen. Noch einmal nimmt ihr Advokat das Wort, sie zum Geständniß zu bewegen. Wie von einer Nervenerschütterung ergriffen, fährt sie mit der Hand auf seine Schulter und giebt zu verstehen, daß sie ihm Etwas sagen wolle. Er neigt sich zu ihr ..... Alles ist voll gespannter Erwartung ..... „Ach, mein Herr," sagt sie, „lassen Sie mich verurtheilen!"

Das Todesurtheil wird über Josephine Baillent ausgesprochen, ohne daß diese deßhalb in ihrem Entschluß wankt.

Die Uebrigen wegen Brandstiftung Angeklagten sind fast durchgängig weiblichen Geschlechts.

Sollten diese Unglücklichen die Opfer einer auf Verwirrung und Aufwiegelung des Volks bedachten Rotte seyn — welch unbegreifliche Standhaftigkeit dann von Seiten der Verführten, welch eben so unbegreifliches Vertrauen in die noch unerprobte Standhaftigkeit von Seiten der Verführer! Sollte jene Rotte gar aus Leuten bestehen, welche in der Lage sind, das Ansehen der Religion zu Ausführung ihrer ruchlosen Plane verwenden zu können — warum dann gerade diese Geschöpfe zu Vollzieherinnen derselben wählen, die bei aller Seelenstärke doch keineswegs unbedingt auf die Märtyrerkrone auszugehen scheinen, sondern den Gütern dieses Lebens Werth genug beilegen! Sollte endlich ein — Physiologen nicht unbekanntes — freilich in der Regel einem frühern Alter als demjenigen der Angeschuldigten zukommendes krankhaftes Gelüst zu Brandstiftungen von den Verführern mitunter benutzt worden seyn? Es ist zu erwarten, daß die Vornahme der noch übrigen Angeklagten einiges Licht auf diese Räthsel werfen werde. Hier nur noch ein Rückblick auf den Prozeß von P. L. Couriers Mördern. Die Strenge, womit das Geschwornen-Gericht von Calvados gegen die genannten, durch eigenes Geständniß oder durch die Umstände überwiesenen Missethäterinnen, trotz der Geringfügigkeit des von ihnen herrührenden Schadens, das „Schuldig" ausspricht, ist in dem Augenblick, wo ein ganzes Departement einer Bande von Mordbrennern dahin gegeben zu seyn scheint, gewiß nicht zu tadeln. Wenn aber die Jury in Caen eine Desirée Amand, die, so weit an ihr liegt, ihr Verbrechen gänzlich ableugnet; wenn sie eine Marie Pauline, die dasselbe zwar zugiebt, aber behauptet, von einem Mann mit vorgehaltener Pistole dazu gezwungen worden zu seyn, für schuldig erfindet; wie konnten die Geschwornen in Tours einen Mann unschuldig finden, der — seiner eignen Angabe nach — von einem Unbewaffneten gezwungen wurde, seine wohlgerüstete Waffe zum Mord eines Dritten zu gebrauchen; wie konnte der Gerichtshof von Tours den Kindern des Ermordeten eine Entschädigungssumme von 30,000 Franken für den Mörder auflegen; wie endlich konnten die öffentlichen Blätter Frankreichs solch schaudererregende Verhöhnung der Gerechtigkeit ungeahndet hingehen lassen? — Von Fremont (dem Mörder) führte der Messager des Chambres seitdem noch folgende Anekdote an: „Er liebte früher ein Mädchen, ohne diese je zur Gegenliebe vermögen zu können, so daß er endlich den Entschluß faßte, auf jeden Fall wenigstens zu verhindern, daß die Geliebte einem Andern zu Theil werde Mit einer geladenen Flinte suchte er sie auf, und drang zum lezten Mal in sie, ihm die Ehe zuzusagen. Auf ihre Weigerung trat er ein Paar Schritte zurück und feuerte sein Gewehr auf sie ab; fehlte aber. Das Mädchen war im ersten Augenblick starr vor Entsetzen; bald aber faßte sie Fremonts Hand und sagte: „Ich sehe, Du liebst mich; ich willige ein, die Deinige zu werden." Sie wurden kurz darauf getraut, und haben seitdem fortdauernd im besten Vernehmen miteinander gelebt.

(Forts. folgt.)

*) Vergl. das von John Callaway, Missionar in Ceylan, auf Kosten des orientalischen Uebersetzungsvereins kürzlich englisch herausgegebene cingalesische Gedicht Yakkun Nattannawa. (Ausl. S. 606.)

Historische Genauigkeit.

Schwerlich ist je ein Volk in der genauen Beschreibung öffentlicher Vorkommenheiten weiter gegangen als die Engländer. In einem mit gewaltiger Grandezza abgefaßten Bericht über das Begräbniß des verstorbenen Königs, worin der vier Orden des regierenden Königs, seines purpurnen Trauermantels mit fußbreitem goldenem Stern, seines Gefolges :c. höchstfeierliche Erwähnung geschieht, heißt es, wie folgt: „Das Herabstürzen eines Stückes Holzwerk ein einer der Logen der Ritter vom Hosenbande, während der Dechant von Windsor die Leichengebete verrichtete, soll dadurch veranlaßt worden seyn, daß sich Jemand ungebührender Maßen hinter daßselbe versteckt hatte. Im Fallen traf es zuerst Sir Astley Coopers linken Schlaf, dann stürzte es auf den Kopf des jungen Fitzroy, Ehrenpagen, der durch den Stoß eben sowohl sehr erschreckt als sehr beschädigt wurde; man wollte ihn hinaus tragen, aber Sir Astley Cooper erklärte, nach Besichtigung seines Kopfs, daß Dieß unnöthig sey, und er sich bald wieder erholen würde. Zulezt fiel es auf den gichtischen Fuß des hochwürdigen Dr. Blomberg, der in dem nächsten Chorsitz neben dem Pagen saß."

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 228. 16 August 1830.

Erinnerungen aus Lafayette's Leben.
(Fortsetzung.)

Nach Baltimore fuhren sie in einem Dampfboot. Der Staatssekretär John Quincy Adams war so eben, auf dem Rückweg nach Washington, in Frenchtown angekommen, und als ein werther alter Bekannter nahm er Lafayette's Einladung, sich der Gesellschaft anzuschließen, gerne an. „Viele Reisenden," sagt Levasseur „welche die Vereinigten Staaten besuchten und den Volkscharakter angeblich kennen lernten, behaupten, daß die Amerikaner, troz ihrer republikanischen Institutionen, in ihrem Benehmen sehr aristokratisch seyen. Wie es sich mit dieser Beschuldigung verhalte, mag man aus einem damaligen Vorfall ersehen, der indeß keineswegs isolirt dasteht. An Bord des Dampfboots war eine kleine Kajütte für den General Lafayette in Bereitschaft gesezt, und da die Festordner es billig erachteten, daß die Genossen seiner Reisestrapazen auch Genossen seiner Ruhe wären, so hatten sie in demselben Gemach noch zwei andere Betten, eines für seinen Sohn und das andere für seinen Sekretär rüsten lassen. Wir wußten nicht, wie unsere sehr zahlreichen Mitreisenden übernachten würden, als Georg Lafayette der zufällig noch einmal in die Hauptkajütte trat, wo wir gespeist hatten, entdeckte, daß dieselbe in einen Schlafsaal verwandelt worden war, und daß die Passagiere sich anschickten ohne Ceremonie Besiz zu ergreifen. Wie wunderte er sich, als er mitten unter diesem Haufen auch Adams erblickte! Georg Lafayette drang in ihn, das Bett mit ihm zu tauschen; Adams lehnte es ab. Ich kam dazu und bestürmte ihn auch mit Bitten; unmöglich könne ich in einem guten Bett schlafen, sagte ich, wenn ich einen Mann von seinem Charakter auf den bloßen Boden gebettet wüßte. Adams antwortete in verbindlichen Ausdrücken, allein er beharrte auf seiner Weigerung. Endlich als wir nicht nachließen und an den Namen des Generals appellirten, erklärte er, selbst wenn er geneigt wäre, unsern Vorschlag anzunehmen, könnte er es nicht thun, da die Festordnungskommission das Zimmer für den General und sein Gefolge bestimmt hätte und ihre Verfügungen schlechterdings von Jedermann beobachtet werden müßten. Georg Lafayette ging augenblicklich zu einem Mitglied der Kommission und bat in dem Namen seines Vaters, Hrn. Adams statt Eines von uns in unserer Kajütte einzuquartiren. Diese leztere Bedingung schien aber der Kommission nicht zuläßig; hingegen willigte sie ein, ein viertes Bett für Hrn. Adams in die Kajütte bringen zu lassen, „nicht weil er Staatssekretär war, sondern weil General Lafayette ihn als einen alten Freund an seiner Seite zu haben wünschte." Aber nicht eher verließ Adams das Gedränge, um sich in unser Zimmer zu begeben, als bis er eine förmliche Einladung von der Kommission erhielt. Neigen sich die amerikanischen Sitten zur Aristokratie, so muß man gestehen, daß diese Neigung den hohen Staatsbeamten keine Vorrechte einträgt."

Nach einer in Europa sehr verbreiteten Ansicht hätte gerade die Adams'sche Präsidentschaft sich durch ihre aristokratische Tendenz bemerklich gemacht. Sogar arg muß es nun damit nicht gewesen seyn. Ein englischer Obrist war mit derselben Meinung, wie Levasseur, nach Amerika gekommen, und unterhielt sich in diesem Sinn auf dem Dampfboot, welches zwischen New-York und New-brunswick fährt, mit einem Nachbar, während der Präsident Adams an derselben Tafel mit ihnen am Frühstück saß, und die guten Dinge, welche für Alle da waren, sich schmecken ließ. „Wer glauben Sie, daß die Person neben dem Kapitän sey?" fragte jener. „Ich kenne ihn nicht, ich sehe nur, daß er einen guten Appetit hat." „Aber ich kann es Ihnen sagen, er ist der Präsident der Vereinigten Staaten, gehen und sprechen Sie mit ihm nach Tisch." Der Offizier, der kürzlich erst gelandet, schaute verlegen darein, stand auf und ging auf den Stuhl des Präsidenten zu, mit einer Mischung von Ueberraschung und Neugierde in seinen Zügen, welche die Anwesenden etwas belustigte, beruhigte sich aber wieder, als er sah, daß die Gegenwart des Präsidenten dem Kapitän seine ganze Unbefangenheit ließ. Unbedenklich bedienen sich die Häupter der Republik öffentlicher Reisegelegenheiten; Keiner macht auf die geringste Auszeichnung Anspruch, Jeder steht zu seinen Mitbürgern auf dem Fuß der Gleichheit. Daß man ihnen den ersten Besuch abstattet, oder daß sie bei der Tafel den Vortritt haben — Dieß mag ihnen in Washington zugestanden werden, aber darin liegt noch wenig Aristokratie.

Ueber die Aufnahme in Baltimore ist Levasseur entzückt, und er weiß die gesellschaftliche Bildung der Einwohnerschaft, namentlich des weiblichen Theils derselben, nicht genug zu rühmen. Schon an den New-Yorkerinnen rühmte er die geselligen Talente, die jedoch bei den verheiratheten Frauen, die sich ganz dem häuslichen Leben und der Erziehung ihrer Kinder widmeten, verloren gingen. Aber die jüngern Damen herrschten in der Gesellschaft; die unbeschränkte

Freiheit, deren sie genossen, ohne sie zu mißbrauchen, verliehe ihrem Wesen eine Anmuth und eine Ungezwungenheit, und dabei eine Anspruchlosigkeit, die man in der französischen Gesellschaft umsonst suchte, wo ein unverheirathetes Frauenzimmer unter dem Namen der Zurückhaltung stets zur völligen Unbedeutsamkeit verdammt wäre. Was ihm aber am Meisten auffiel, waren die in den Vereinigten Staaten überhaupt häufigen Verlöbnisse, die eben so treu beobachtet würden, als wirkliche ehliche Verbindungen. Man habe ihm, erzählt er, oft Mädchen von 18 oder 19 Jahren gezeigt, von deren Bräutigamen vielleicht der Eine in Europa seinen Studien obgelegen, der Andere in China mit dem Handel beschäftigt gewesen, der Dritte in fernen Meere dem gefährlichen Beruf des Wallfischjägers nachgegangen sey. Der etwas matronenhafte Ernst, den diese Verlobten annehmen, will ihm als Franzosen nicht recht einleuchten. Allein um wieder auf Baltimore zu kommen, so ist er, wie gesagt, entzückt und scheint sich daselbst mit Ausnahme der etwas trübseligen Sonntagsstille und der Negersklaverei mit Allem und Allen befreundet zu haben. Hören wir ihn selbst. „Jeder Augenblick unsers Aufenthalts war durch die glänzendsten Feste und durch die zartsinnigsten Aufmerksamkeiten bezeichnet. Es hält schwer, eine richtige Vorstellung von den feinen Sitten der Einwohner dieser Stadt zu geben, in denen französische Leichtigkeit und amerikanische Offenheit sich liebenswürdig paaren. Als den Ball, den die Stadt veranstaltete, kann man sich nichts Vollkommeneres denken; er fand im Theater Statt, wo alle Vorkehrungen auf eine unvergleichlich geschmackvolle Weise getroffen waren. Alle Logen waren von Damen besetzt; das Parterre war leer. Wir wurden über die Bühne eingeführt, nur von einigen Mitgliedern der Kommission begleitet. In dem Augenblick, als der General erschien, spielte eine unsichtbare Musikbande den Lafayette's-Marsch, und das in zahlreichen Röhren flammende Gas, das Ströme eines blendenden Lichtes über die Hallen ergoß, enthüllte unsern Augen das bezauberndste Gemälde, das ich je sah. Das mit der herrlichsten Orangerie bedeckte Parterre schien neben dieser Menge der schönsten Damen zu erbleichen, die ihre Handtücher wehen und Blumen herabfallen ließen und durch ihre Thränen das Vergnügen zu erkennen gaben, das sie beim Anblick des Gasts der Nation empfanden. Plötzlich verließen sie ihre Plätze, traten in die Mitte der Halle und umringten den General, der einige Augenblicke vor Rührung unfähig war, seine Dankbarkeit auszudrücken. Bald begann der Tanz und verschaffte uns Gelegenheit, im Einzelnen die Reize der Damen von Maryland zu bewundern."

(Fortsetzung folgt.)

Haiti.

3) Verhältniß der verschiedenen Theile der Bevölkerung zu einander.

Die Bevölkerung besteht in der Gegend der Hauptstadt aus drei großen Klassen: nämlich aus einigen wenigen Weißen; aus Leuten jeder Schattirung zwischen Weiß und Schwarz, und endlich aus den Negern. Ihrer Anzahl nach kommen zuerst die Neger, dann die Farbigen, zuletzt die Weißen. Neger und Farbige gehören ihrem Ursprung nach wieder allen Nationen Europa's, Amerika's und Afrika's an, denn nach dem 44 Artikel der Konstitution können alle Indianer, Afrikaner oder deren Abkömmlinge, sowohl vermischten als reinen Stammes, nach einem Aufenthalt von 12 Monaten das Bürgerrecht erhalten, und sogar von dieser Zeitbedingung werden sie nicht selten entbunden. Dagegen ist nach dem 36 Artikel der Konstitution den Weißen das Bürgerrecht versagt. Auch gegen Nichtweiße möchten wohl hie und da noch auf die Farbe gegründete Vorurtheile Statt finden. Im Jahr 1822 wanderte ein Neger, Darfour, gebürtig aus der afrikanischen Gegend gleichen Namens, welcher als Knabe einem französischen Herrn aus Egypten nach Frankreich gefolgt war, und dort eine gute Erziehung erhalten hatte, in Haiti ein. In Port-au-Prince gab er ein Zeitblatt unter dem Titel l'Eclipse heraus, in welchem er, von dem Satz ausgehend, daß sein eigener Stamm zu gering geachtet und von allen bedeutenden Stellen verdrängt sey, die Regierung heftig angriff. Er schritt hierin so weit, daß er genöthigt wurde, sein Blatt aufzugeben und sich durch Händearbeit zu ernähren. Sein unruhiger Geist entdeckte jedoch bald eine neue Unterdrückung, oder glaubte wenigstens eine solche zu entdecken. Er faßte seine hieher einschlagenden Beschwerden in einer Petition an die Kammer der Gemeinden zusammen, und ließ selbige durch einige der angesehensten Mitglieder jener Korporation übergeben. Allein sein Plan scheiterte gleich beim Entstehen; man setzte den Bittsteller fest, stellte ihn vor ein Martialgericht, vernahm, überwies und erschoß ihn. Die Mitglieder, welche ihn unterstützt hatten, wurden, so viel ich gehört, ohne gerichtliches Urtheil aus Port-au-Prince verbannt, erhielten jedoch nach einigen Monaten Erlaubniß zur Rückkehr. Indessen sollen sie aus der Kammer gestoßen worden seyn. — Manche haben sogar behaupten wollen, die farbige Bevölkerung bilde förmlich die Aristokratie, während die schwere Arbeit bloß dem Neger zukomme; Dieß scheint indessen übertrieben, obwohl sich keineswegs leugnen läßt, daß die Farbigen, schon ihrer in der Regel bessern Erziehung wegen, gewöhnlich die ersten Stellen einnehmen, wogegen es jedoch auch nicht an Beispielen fehlt, daß Neger, und sogar solche ohne Erziehung, bedeutende Aemter erhalten haben.

Unter der niedern Klasse der Stadt befinden sich viele Auswanderer aus den Vereinigten Staaten, die, obwohl an Intelligenz keineswegs verkürzt, doch durchaus nicht den ehrenwerthesten Theil der Gemeinde bilden. Eine Zeit lang herrschte in Nordamerika wirklich eine Art Wuth nach Haiti auszuwandern, welches man als ein Utopia träumte; als die Ankömmlinge jedoch sahen, daß die Regierung für Verköstigung und Anweisung von Ländereien von ihrer Seite Arbeit forderte, zog der größere Theil sehr übel zufrieden wieder ab, und Diejenigen, welche hieran durch die Wachsamkeit der Behörden verhindert wurden, ergaben sich nun der Völlerei, dem Müßiggang, der Lüderlichkeit ganz systematisch.

Indolenz und Trägheit schränken sich jedoch nicht bloß auf diese Einwanderer ein, sondern sind ein bezeichnendes Merkmal des ganzen Landes. Ein Engländer schickte einen Bedienten aus dem Haus, wo er Geschäfte hatte, mit einem Auftrag in ein naheliegendes anderes Gebäude. Da die Sache mich mit betraf, so wartete ich seine Rückkehr ab, die sich jedoch unendlich lange hinausschob. Endlich kam er langsam wie eine Schnecke daher. Mein Freund rief ihm

schon von Weitem zu Vite! vite! was aber seinen Gang eher noch mehr zurückzuhalten schien. Auf meine Frage, als er allgemach ins Zimmer gekommen war: Pourquoi, mon ami, est ce que vous ne courez pas? erwiederte er mit unerschütterlicher Gravität: Nous ne courons pas dans ce pays ici.

Zu allen Stunden des Tags dehnen sich Männer und Weiber unter den Tüchern, die vor den Häusern als Sonnenschirme ausgespannt sind, und nirgends in der Welt wird wohl so viele Zeit mit Nichtsthun zugebracht, als in Haiti. Selbst Hunde und Schweine wandeln mit einer sonst nirgends vorkommenden Apathie umher. Letztere insonderheit sind so nüchtern und begierdelos, daß es scheinen könnte, als hätten sie hier zu Land das Erbtheil ihres Geschlechts, die Gefräßigkeit, ganz abgelegt. Ein Kerl rief einmal in meiner Gegenwart ganz trocken aus: „Zum Teufel diese Haitier, nicht einmal ein Ferkel können sie mästen!“ Mögen sie nun diese Kunst wirklich nicht verstehen, oder mag der Himmelsstrich einen schwächenden Einfluß auf die Thiere ausüben; genug, es wimmelt dort von verkrüppelten Schweinen und klapperdürren Hunden.

Was die Vergnügungen betrifft, so fanden zur Zeit meiner Ankunft unter den bessern Ständen wegen der Trauer um Petions älteste Tochter ziemlich lang keine Bälle Statt, und später war ich verhindert an solchen Theil zu nehmen, indessen hörte ich von Freunden, daß hauptsächlich europäische Tänze im Gebrauch seyen; als ein dem Land eigenthümlicher Tanz wurde mir bloß der „Karabinier“, eine Art Cotillon genannt. Die Männer sollen eifrige, obwohl nicht sehr anmuthige Verehrer Terpsichorens seyn, während das weibliche Geschlecht in seinen Bewegungen sehr graziös sey, doch etwas zu nah an den Balletstil streife. Die Tracht der Männer entspricht dem Kanon der pariser Mode nicht, die Toilette der Damen aber harmonirt ganz mit derjenigen der Europäerinnen, ausgenommen den Kopfputz, eine Art Turban, gewöhnlich aus einem Madrastuch gebildet. Hat eine Dame keine Lust zum Tanzen, so besteht ihr Turban an diesem Abend aus weißem Zeug; eine Neutralitätsflagge, die stets respektirt wird. Musik und Erfrischungen sind, wie mir gesagt wurde, beide gleich schlecht; erstere besteht aus ein Paar elenden Klarinetten und Hörnern, letztere aus Gerstentrank, verdorbnem Rum, unreinem Wasser, angegangenem Syrup u. s. w.

Bloß in Nächten, die einem Feiertag vorhergehen, darf eigentlich die arbeitende Klasse tanzen; allein dieses Gesetz hat keine Wirksamkeit. So lang ich mich auf einem Landhaus in der Nähe von Port-au-Prince aufhielt, wurde meine Nachtruhe wenigstens dreimal in der Woche durch den Lärm der bei solchen Bällen geschlagenen Janitscharen-Trommeln gestört. Einer der Haupttanzplätze war die Wohnung des Land-Polizeihauptmanns selbst, der seinen Gästen überdieß noch Gelegenheit bot, ihres überflüssigen Kapitals in Rouge et Noir und andern Hazardspielen los zu werden. Trotz seinem kleinen Einkommen und noch kleinern Haus hielt dieser Bursche ein Harem von sechs Frauen, deren eine eine Zeitlang meine Wäscherin war. Große Bestürzung herrschte im Serail, als ein allzuvertrauter Umgang einer dieser Damen mit einem jungen schwarzen Galan, dem Bedienten eines englischen Kaufmannes, entdeckt wurde. Der Himmel weiß, welches Schicksal dem Liebhaber geworden seyn dürfte, hätten denselben die Winke seines Herrn nicht vorsichtiger gemacht.

Ich wohnte einmal einem solchen ländlichen Balle bei, der auf Veranstaltung eines meiner englischen Freunde, um mir dadurch Gelegenheit zur Kenntniß des Volks zu verschaffen, gegeben wurde. Eine rohe mit Baumzweigen bedeckte Hütte war durch ein Paar Kerzen erleuchtet. Der fantastisch gekleidete Spielmann saß in einem Winkel und schlug die große Trommel, während die Tänzer und Tänzerinnen sich unter einem melancholischen und wilden Gesang langsam umher bewegten. Die Stellungen waren wollüstig und nicht ohne Grazie; die Füße nicht in stärkerer Bewegung als der übrige Körper. War ein Tanz zu Ende, so sprang der Spielmann jedesmal auf, stürzte nach dem Platz, wo die Zuschauer standen, und schnitt ein Paar seltsame Geberden. Rauchen und Tafiatrinken machten den übrigen Theil des abendlichen Festes aus.

In Port-au-Prince findet man alle gewöhnlichen Handwerker, wie Schneider, Schuhmacher 2c., selbst einen Verfertiger wasserdichter Hüte. Erstaunt war ich über das stattliche Aussehen einiger Buchläden, die in Barbados und Antigua ganz fehlen. Die Bücher sind gewöhnlich französische Elementarbücher und Romane. Sehr häufig trifft man die Werke Voltaire's, Rousseau's und Anderr aus jener Zeit. Pressen giebt es zwei, von der einen wird der Telegraph, das Blatt der Regierung; von der andern das Feuille de Commerce gedruckt. Ersterer enthält selten mehr als die Erlasse der Regierung, letzteres giebt bei Gelegenheit geistreiche Aufsätze.

T i l ó t t a m á,

ein indisches Mährchen, nach dem Sanskrittext frei bearbeitet von F. H. Feuerbach.

II.

Aus ihren Wonneträumen
Die Brüder endlich erwacht,
Versammeln sonder Säumen
Gewaltige Heeresmacht.
Aufschwingen sich an ihrer Spitze
Die Riesenfürsten bei nächtlichem Schweigen,
Begrüßt von günstigen Himmelszeichen *),
Zu Indra's sternentflammtem Sitze.
Ihr Anblick schon
Von seinem Thron
Den Himmelskönig scheucht,
Der sammt dem ganzen Götterstaat,
Sich zu erholen Schutz und Rath,
Zu Vater-Brahm entfleucht.
Die himmlischen Auen
Verödet zu schauen
Die Brüder nicht zufrieden,
Ihr Heer von Neuem entbieten:
„Ihr edlen Kampfgefährten!
Sind's nicht die Priester auf Erden,

---

*) Die Deutung des Schicksals aus der Konstellation der Gestirne, aus meteorischen Erscheinungen und dem Vogelsange war den Indiern nicht fremd. In einer andern Episode des Mahâbhârata, wo sich die furchtbar-schöne Schilderung von der beinahe gänzlichen Vernichtung einer Karawane durch eine Heerde wilder Elephanten findet, legt der Dichter den Wenigen, welche diesem Schrecken entronnen, die Fragen in den Mund: „Was mag doch dieß Unglück veranlaßt haben? Es hat doch keine heilige Opferhandlung Unterbrechung erlitten? Es müßte nur der Flug der Vögel ungünstig gewesen seyn. Die Stellung der Gestirne ist nicht widrig, was mag nun sonst diesen Jammer verursacht haben?“

Die stets der Götter Ehren
Bemühet sind zu mehren
Mit frommen Opfern, reichen Spenden?
Daß wir das Werk drum mögen vollenden —
Sie all zu tödten,
Ist hochvonnöthen."

Also durch der Beiden Worte
Zu grausamfrevelndem Morde
Der heiligen Priester entflammt,
Auf Sturmes Gefieder
Zur Erde nieder
Sich stürzen die Riesen gesammt.
Wer irgend ein Opfer thät bereiten,
Zum Opfer Wer irgend Andere lud,
Derselb' unfehlbaren Tod mußt' erleiden
Von den Brüdern, die dürstet nach Priesterblut.
Und wo in schaurigen Wüstenelen
Einsiedler sich strengen Büßungen weihen —
Zu tilgen der Altäre Gluth *),
Die Büßer zu schleudern in Meeresfluth,
Eindringen die Krieger mit frechem Muth.
Und ob auch furchtbare Flüch' ausstießen
Die Büßer gegen die frevelnden Riesen,
Es machte der Segen, vom göttlichen Brahm
Dem Brüderpaare zuerkannt,
Die Flüche völlig unwirksam,
Wie Pfeile gegen Felsenwand.

In mancherlei Gestalten,
In täuschende, sich hüllend,
Daß Länder wiederhallten;
Als Löwen grimmig brüllend,
Herstürmend als Elephanten,
Entflammt von wilder Brunst,
Dann plötzlich verschwunden gar,
Verscheuchten aus allen Landen
Die Brüder durch Zauberkunst
Der heiligen Seher Schaar.
Verwandelt in ein großes Grab
Durch Yama's wesentilgenden Stab **),
Damals die Erde mocht' erscheinen,
Von Schädeln bedeckt und Todtengebeinen —
Die also schrecklich verödete,
Priesterblutgeröthete,
Ob der Wesenvertilgung stöhnende,
Tempelsturzdumpfdröhnende,
Todesgraundurchschauerte,
Von den Göttern tiefbetrauerte!
Da war nicht mehr auf Erden,
Der waidet' auf stillen Triften
Der heiligen Kühe Heerden ***),
Und forscht' in den göttlichen Schriften,
Und weihte die Banden der Ehe. —
Der Erde gräßliches Wehe
Erschauend aus des Himmels Ferne
Erbebten Mond, Planeten, Sterne.

*) Nämlich die heilige Opferflamme (agnihótra), die beständig durch geklärte Butter angefacht und unterhalten wird.

**) Yama, der Gott des Todes und der vergeltenden Gerechtigkeit.

***) Die Kuh genießt bei den Indiern als Sinnbild der Fruchtbarkeit und Duldsamkeit der Erde eines großen Vorzuges vor allen andern Hausthieren. Sie spielt in der Mythologie eine große Rolle; so gehört z. B. zu den kostbarsten Besitzungen im Paradies des Indra eine Kuh (Kâmadhuk, Wunschmelke genannt), aus deren Eutern man Alles, was man immer begehrt, herausmelken kann.

Nachdem sie in allen Landen
Verbreitet Siegesschrecken,
Die beiden gewaltigen Recken
Sich wieder heimwärts wandten.

III.

Empört ob der Riesen Schauerthaten,
Die in Priesterblut die Erde baden,
Zu Brahma's Palast, dem glänzenden, hohen,
Die Rischi's und Siddha's *) all entflohen.
Dort sahen sie Brahm im Himmelsglanze,
Umringt von der Götter erhabenem Kranze;
Den Indra, nun des Reichs verwiesen,
Wischnu, als Welterhalter gepriesen;
Siwa nicht minder, den Weltzerstörer,
Wâyu deßgleichen, den Sturmempörer, **)
Waruna auch, den Meerbeweger,
Und Agni, den reinen Feuerpfleger. ***)
Als Brahma, dem Andachtversunkten,
Dem Sonnensternumdrängten,
Die frommen Weisen zur Kunde gebracht
Die Thaten der Riesen, ungeschlacht,
Wie abzuwenden das Mißgeschick,
Nachsinnt er einen Augenblick;
Und wohl erwägend im Geist,
Daß nur der Brüder Tod
Mag enden der Welten Noth,
Er Wischnu nahen heißt;
Desselben dann ansichtig,
Sprach er das Wort gewichtig:
„Ein Weib, geschmückt mit siegenden Waffen
Liebreizender Schöne sollst Du erschaffen."

(Schluß folgt.)

Die indische Schaukel —

besteht aus zwei Stücken von starkem Bambus, von welchen das eine in die Erde befestigt und durch Seile gehalten wird, das andre quer über jenes herliegt und um dasselbe sich wie um eine Angel dreht. An jedes Ende des Querholzes ist ein Seil befestigt, von welchen das eine, kürzere, unten einen starken Hacken hat, das längere bis auf den Boden herabreicht. Derjenige, der sich schaukeln lassen will, hat einen starken Gürtel um den Leib, durch welchen der Hacken, auf dem Rücken des zu Schaukelnden, durchgesteckt wird, so daß die Spitze nach außen zu steht. Ist Jener auf diese Art an das eine Ende des Querholzes angehängt, so fassen die Untenstehenden das am andern Ende herabhängende Seil und rennen so schnell als möglich im Kreis umher, daß durch die Gewalt des Schwunges der oben Hängende frei in die Luft hinaus geschleudert wird, in welcher er zu schweben scheint; zugleich wird mit Trommeln und andern rasselnden Instrumenten von den Zuschauern Lärm gemacht, und die Gestalt und weiten Gewänder der schwebenden Figur bilden einen höchst imposanten Anblick. Die Centrifugalkraft, welche das Seil in gerader Richtung hinaustreibt, hält nicht nur den Geschwungenen selbst gleichfalls in wagrechter Lage, sondern schützt ihn auch vor jedem Unfall. Da der Kopf sich dem Mittelpunkt der Bewegung zunächst befindet, so dreht sich dieser weniger schnell um als der übrige Körper, und hat also von Blutwallungen Nichts zu leiden. (Picture of India. Lond. 1830.)

*) Rischi's und Siddha's: d. i. vollendete und mit überirdischen Kräften ausgestattete Heilige.

**) Wâyu, der Gott des Windes; einer seiner sinnvollen Beinamen ist Bhûtasâkschin, welches so viel bedeutet als: Zeuge der Wesen, Zeuge alles Dessen, was geschieht (wegen seiner überall eindringenden Gewalt).

***) Agni, der Gott des Feuers; seine vorzüglichsten Beinamen sind: pâwaka, der Reiniger und hutâsana, der Opferverzehrer.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 229. 17 August 1830.

Erinnerungen aus Lafayette's Leben.
(Fortsetzung.)

Auf der Straße nach Washington kamen sie an einem Gasthof vorbei, der den Namen Waterloo führt. „Lafayette gefragt, ob er einkehren wolle, erwiederte, er zöge vor weiter zu gehen, wenn er nicht fürchtete, seine zahlreichen baltimorer Freunde, die ihn begleiteten, zu ermüden; sogleich erklärten diese, sie würden lieber ihre Pferde zu Tod jagen, als daß sie in einem Hause blieben, dessen Namen in der Seele eines Franzosen unangenehme Erinnerungen erwecken müßte. Wir brauchen nicht zu sagen, mit welcher Herzlichkeit, mit welcher „ceremoniösen Güte" der General von dem Präsidenten Monroe bewillkommt wurde, welcher ihn in seiner Amtswohnung einquartirt hätte, wenn diese Ehre nicht von den Municipalbehörden als ein Vorrecht der Stadt in Anspruch genommen worden wäre. Von Washington aus machte man Ausflüge nach Mount Vernon, nach Yorktown und andern Orten. In Yorktown herbergte Lafayette in demselben Haus, welches vor vierzig Jahren Lord Cornwallis bewohnte. Einige Bedienten, welche sich in dem Keller nach einem Platz umsahen, wo sie die für die festliche Bewirthung bestimmten Erfrischungen hinstellen könnten, entdeckten in einem dunkeln Winkel eine große Kiste, deren alterthümliches Aussehen ihre Aufmerksamkeit erregte. Als man sie öffnete, fand man Wachskerzen darin, und an der Adresse ersah man, daß sie zu den während der Belagerung dort aufbewahrten Vorräthen gehört hatte. Die Kunde von dieser guten Prise verbreitete sich durch das Haus nach den Zelten, man nahm davon Besitz und so brannten bei dem Ball, den die Truppen den Damen der Nachbarschaft gaben, die Wachskerzen des Lord Cornwallis; was natürlich den alten Soldaten, die dem Fest beiwohnten, nicht wenig Spaß machte. Bei dem Besuch des Kolleginms von Georgetown wurde Levasseur etwas skandalisirt, als er erfuhr, daß Jesuiten die Gründer davon und zum Theil noch jetzt die Lehrer daran seyen. „Sie dürfen ohne Sorge für unsere Freiheit seyn," bemerkte ihm ein Amerikaner, „hätte Frankreich unsere Institutionen, so wären Ihre Lojoliten so harmlose Leute als die unsern."

Am 22 Oktober finden wir unsere Reisenden in Norfolk, welches der Sekretär als kein Paradies schildert, wo man aber nichts desto weniger zu ihrem Vergnügen Alles aufbot. Hierauf ging es nach Monticello, der Residenz Jefferson's, in dessen Charakter und Benehmen sie all die verschiedenen Verdienste erkannten, welche ihn seinen Freunden so theuer machten. Eben so verlebten sie bei Maddison in Montpellier schöne Tage, wie sie nur immer seine hochgebildete und geistvolle Persönlichkeit, gepaart mit einem seltenen gesellschaftlichen Humor gewähren kann. Man kam hier unter Andrem auf die Negersklaverei zu sprechen. Die Unbefangenheit, mit welcher Maddison und seine Freunde diese Frage behandelten, ließ Lafayette hoffen, daß die Zeit nicht mehr fern seyn dürfte, wo Virginien die Sklaverei entweder ganz aufhöbe oder wenigstens sehr milderte. Ein erster Schritt wäre, wenn wenigstens die Neger vor der Hand zu Grundholden erklärt würden. Wir zweifeln übrigens, ob der aristokratische Geist der Virginier sich zu einer solchen Maßregel so bald verstehen wird. Fiel es ihnen ja doch schwer, sich bei Lafayette daran zu gewöhnen, daß er nicht mehr der Marquis vor 1789 war. So kam es namentlich vor, daß eine alte Dame, die den General in dem Befreiungskrieg kennen gelernt hatte, und ihn wahrscheinlich sich noch gerade so vorstellte, wie er damals war, sich mit den Worten durch den Haufen drängte: „Laßt mich, ich muß den guten jungen Marquis sehen."

Von Virginien kehrte Lafayette nach Washington zurück, wo ihn Einladungen aus allen Staaten des Südens und Westens erwarteten. Es wurde verabredet, daß er den Winter in Washington zubringen sollte, um mit Anbruch des Frühjahrs die Weiterreise anzutreten. Man hat der amerikanischen Geschichte zum Vorwurf gemacht, daß sie arm sey an poetischen Momenten. Aber gehören Kränze, welche dem Verdienst um die Menschheit geflochten werden, nicht zur Poesie der Geschichte? Befand sich je eine gesetzgebende Versammlung in einer edleren Stellung als der Kongreß während dieses Winters gegenüber dem Gast der Nation, je eine Nation in einer seelenvolleren Stimmung, als die amerikanische, da die Glorie der Tugend in allen Bürgern zu Einem Bewußtseyn, zu Einer Anschauung geworden war? Noch mehr solche Feste und Amerika ist das poetischste Land der Welt! Es war in Washington ein geistiges Leben, wobei Kopf und Herz reichen Genuß fanden. Der Kongreß hatte dem General eine freigebige Nationalbelohnung dekretirt. „Sechs und zwanzig von uns," sagte ein Mitglied zu ihm, „haben aus konstitutionellen Bedenklichkeiten dagegen gestimmt." „Gut," erwiederte Lafayette, indem er dem Andern die Hand herzlich schüttelte, „wenn ich die Ehre hätte, Ihr

Kollege zu seyn, so wären wir unser sieben und zwanzig gewesen, nicht weil ich die Meinung theile, durch welche Sie sich bei Ihrer Abstimmung bestimmen ließen, sondern weil ich glaube, daß die amerikanische Nation bereits ein gut Theil zu Viel für mich gethan hat."

Die Präsidentenwahl, welche auf Adams fiel, fand während Lafayette's Anwesenheit in Washington Statt. Die politische Aufregung, welche diesem Akt voranging und wobei die Parteien einander wie gewöhnlich auf alle Art in der öffentlichen Meinung herabzusetzen suchten, ist bekannt. Bei Lafayette's Landung war sie jedoch in dem allgemeinen Nationalinteresse, welches dieselbe erregte, verstummt und alle Republikaner fühlten, daß der Altar des Vaterlands, vor dem sie knieten, derselbe war. Die Schilderung, welche Levasseur von dem Ausgang jenes politischen Kampfes entwirft, ist zu charakteristisch, als daß wir sie nicht mittheilen sollten: „An dem Abend des Tages, an welchem der Präsident die Nachricht erhielt, daß sein Nachfolger bestellt sey, war große Gesellschaft in seinem Hause. Ich hatte schon solchen Partien beigewohnt, wobei mir die zahlreiche und bunte Versammlung, die sich zusammenfand, und die liebenswürdige Einfachheit, mit der Monroe's Gemahlin und ihre Töchter die Gäste empfingen, immer am Meisten auffielen. Dießmal war das Gedränge so groß, daß man sich kaum rühren konnte. Alle Bewohner von Washington hatten sich eingefunden, um den neuerwählten Präsidenten und seine Mitbewerber zu sehen, da man voraussetzte, sie würden erscheinen, was denn auch mit Ausnahme Hrn. Crawfurd's, den eine Unpäßlichkeit zu Hause hielt, wirklich der Fall war. Nachdem ich Hrn. und Frau Monroe, denen ich mich nicht ohne Mühe nähern konnte, meine Verbeugung gemacht hatte, suchten meine Augen Hrn. Adams, und die andern Kandidaten. Es schien mir, ihr Zusammentreffen hier müsse eine große Verlegenheit für sie seyn, und ich war begierig, zu sehen, wie sie sich gegeneinander benehmen würden. Indem ich in eines der Nebenzimmer trat, bemerkte ich Hrn. Adams; er stand in der Mitte eines großen Cirkels, der sich um ihn gebildet: seine Miene war nicht anders als sonst, nämlich offen und anspruchlos. Jeden Augenblick drängten sich Personen durch, ihm ihren Glückwunsch abzustatten, welchen er unbefangen annahm und mit herzlichem Händedruck erwiederte. In einiger Entfernung, in einer Gruppe von Damen, befand sich Frau Adams; sie schien mir strahlend vor Freude; aber ich glaubte zu unterscheiden, daß es mehr Vergnügen war über den Triumph ihres Gatten, als über einen persönlichen Vortheil oder Genuß, welches aus ihren Augen leuchtete. Während ich auf dieser interessanten Scene mit Aufmerksamkeit verweilte, hörte ich eine geräuschvolle Bewegung an der Thür und ein Murmeln der Zufriedenheit ließ sich in der ganzen Gesellschaft vernehmen; ich sah mich nach der Ursache um — es war General Jackson's Erscheinung. Alles bemühte sich zu ihm durchzukommen und ihn zu grüßen. Er dankte offen und freundlich. Ich musterte bald Hrn. Adams, bald den General, damit es mir ja nicht entginge, wie sich diese Männer, die am Morgen noch Nebenbuhler gewesen, jetzt gegen einander betrügen. Ich blieb nicht lange in Erwartung. So wie sie einander ansichtig wurden, gingen sie auf einander zu und reichten sich die Hand. General Jacksons Glückwunsch war frei und aufrichtig; Hr. Adams schien tief bewegt. Die zahlreichen Zeugen vermochten den Ausdruck ihres Beifalls nicht zu unterdrücken. Einen Augenblick nachher kam Hr. Clay und derselbe Austritt wiederholte sich, dießmal jedoch mit weniger Effekt, da bei Hrn. Clay die Aussicht auf Erfolg geringer, also auch die jetzt zu beweisende Selbstbeherrschung nicht so groß war. Der Charakteradel, in welchem General Jackson sich hier zeigte, überzeugte mich vollkommen von der Grundlosigkeit der Drohungen der pennsylvanischen Miliz. Während diese Gedanken durch meinen Kopf fuhren, gewahrte ich zwei Offiziere, mit welchen ich in New-York gespeist hatte, und die mir besonders wegen ihres Eifers und ihrer Aufregung bemerklich geworden waren. „Nun", sagte ich, „die große Frage ist entschieden; was gedenken Sie zu thun? Werden Sie bald das Kapitolium belagern?" Diese Herren begannen zu lachen. „Ah!" sagte Einer von ihnen; „Sie denken an unsere Drohungen? Es ist wahr, wir sind etwas weit gegangen, aber unsere Gegner bekümmerten sich nicht darum, und sie hatten Recht; sie kannten uns besser, als uns lieb war. Jetzt ist Alles vorbei, und wir haben Nichts zu thun als zu gehorchen, gleichviel ob Adams unser Kandidat gewesen ist oder nicht; aber zugleich werden wir ein wachsames Auge auf seine Verwaltung gerichtet halten, und, nachdem sie gut oder schlecht ist, sie vertheidigen oder angreifen. Vier Jahre sind bald vorüber und die Folgen einer schlechten Wahl sind leicht beseitigt." „Ja" entgegnete ich, „leichter als die Uebel einer erblichen Regierung." (Forts. folgt.)

Dobells Reisen in Kamtschatka und Sibirien.

5. Die Fahrt nach Kammina.

Es war meine Absicht gewesen, von Gowinskoi gerade über die Berge nach Kammina zu gehen; ich wurde indessen durch Zachar den Korjäkenfürsten hievon abgebracht, indem derselbe behauptete, daß dieser Weg so spät im Jahre, während die kalten Purgas wütheten, zu gefährlich sey. „Längs der Seeküste", sagte er, „obwohl es etwas weiter ist, stoßen Sie doch hin und wieder auf eine Jurta; auf jenem Wege dagegen finden Sie weit und breit Nichts als die kahlen Moorgründe oder Gebirge, und nicht einmal einen Wald, in welchem Sie vor der Ungunst des Wetters eine Zuflucht suchen könnten."

Um vier Uhr des Morgens verließen wir Wilpareskoy. Wir fuhren so schnell, daß wir bis gegen Mitternacht nicht weniger als neunzig Werste zurückgelegt hatten, indem wir um diese Zeit zu Weywinsko, einer aus drei Jurten bestehenden Ortschaft an dem Flusse Weiwinskoia, eintrafen. Kaum lag Wilpareskoy eine oder zwei Stunden hinter uns (es war einer der schönsten und heitersten Morgen, den man sich denken kann), als der Korjäkenfürst zu mir kam und mir durch meinen Dolmetscher sagen ließ: „So schön auch das Wetter scheine, so habe er doch die Vorzeichen einer Purga bemerkt, und da wir noch eine weite Strecke vor uns hätten, ehe wir die Ostrog erreichen könnten, bäte er mich, den Treibern jetzt einige Stücke Zwieback zu geben, damit sie äßen, wenn sie hungrig wären, denn er könne nicht darein willigen, daß man wie gewöhnlich zu Mittag Halt mache." Ich erfüllte seinen Wunsch; da jedoch der ganze Tag ohne Schneegestöber vorüberging, so glaubte ich, dieß Mal müsse mein korjäkischer Freund sich doch in Bezug auf das Wet-

ter getäuscht haben. Allein einige Werste von Weywinskoy erhob sich ein außerordentlich kalter Wind, von schneidend scharfen Schneeflocken begleitet, welcher in der kurzen Zeit, während welcher wir ihn zu bestehen hatten, unsern Kourschiks die Haut von den Gesichtern streifte. Wir waren daher nicht wenig erfreut, so glücklich davon gekommen zu seyn; und selbst die armen Hunde, so ermüdet sie auch waren, als die Purga begann, schienen ihre Anstrengungen zu verdoppeln, um einen sichern Zufluchtsort zu gewinnen.

Der Sturm ras'te mit ungewöhnlicher Wuth zwei Tage lang, und wir sagten dem Himmel Dank, wenn wir an die Schrecken dachten, denen wir auf diesen wilden und ungastlichen Mooren ausgesetzt gewesen wären, daß er uns in eine warme und behagliche Behausung geführt hatte. Die Jurta, in welcher wir Aufnahme fanden, war viel reinlicher, als Dieß bei den Sedatschi-Korjäken gewöhnlich der Fall ist. Die Sedatschi sind das schmutzigste Volk, welches ich je sah; die Kost, welche sie mit Appetit verzehren, würden civilisirte Völker nicht anzurühren wagen. Sie essen verfaulte Fische, welche den ganzen Winter über unter der Erde vergraben gewesen sind, und deren Gestank man, wenn sie hervorgeholt werden, auf eine Werste weit riechen kann; und gleich den Kamtschadalen, die sie indessen an Unreinlichkeit noch bei Weitem überbieten, bedienen sie sich statt der Butter des Thrans von Seehunden.

Weiwinskoy liegt unmittelbar an der Küste und besitzt daher im Sommer einen Ueberfluß von Fischen und anderen Seethieren. Zwei Enten, die mir von dem Toyune geschenkt wurden, glichen an Größe und Geschmack, so wie an Gefieder vollkommen den russischen Enten; ich hörte, daß die Korjäken dieselben in Menge mit Netzen fangen, welche sie über die Klippen und Felsen der Küste fallen lassen, wo die Enten in den Höhlungen verborgen sitzen. Da das Netz beim Herabfallen sie erschreckt, fliegen sie auf und verwickeln sich in den Maschen oft zu Zwanzigen und Dreißigen auf Einmal.

Das Wetter blieb außerordentlich rauh bis zum 15 März, wo wir endlich wieder einen freundlichen Sonnenstrahl erblickten und Weiwinskoy verließen, um wo möglich vier oder fünf Rennthiertabbuns (Heerden) zu erreichen, die — wie wir vernahmen — sich in der Nähe befanden, und uns mit frischen Fleischvorräthen zu versehen, da die unsrigen durch den langen Aufenthalt während der Purgas bedeutend vermindert worden waren. Wir hatten kaum vierzehn oder fünfzehen Werste gemacht, als die Hunde unruhig wurden und dadurch zeigten, daß die Rennthiere nicht weit entfernt seyn konnten. Auch dauerte es nicht lange, so entdeckten wir sieben oder acht Jurten auf dem südlichen Abhange eines Hügels, in geringer Entfernung von unserer Straße, und der Berg selbst schien ganz mit Rennthieren bedeckt. Als wir uns diesen näherten, sprangen die Hunde empor, schnauften begierig und wurden so unlenksam, daß die Kourschiks die größte Mühe hatten, sie nur in einiger Ordnung zu halten. Mein Dolmetscher sagte, es befänden sich wenigstens sechstausend Rennthiere auf dem Berge. Wir wollten uns eben von der Straße abwenden, um die Eigenthümer zu besuchen, als eine andere große Heerde uns gerade entgegen kam, weßhalb wir es vorzogen, unsern Bedarf von dieser zu beziehen. Unsere Hunde waren jetzt gar nicht mehr zu bändigen, mehrere von ihnen brachen los und wurden mit Mühe wieder gefangen und endlich ging der ganze Haufe, zwischen achtzig und neunzig, mit furchtbarem Geheul davon, um über die Thiere herzufallen. Unsere Schlitten fuhren jetzt schneller, als uns lieb war. Die Rennthiere geriethen in große Angst und drängten sich hinter ihre Treiber zusammen, die mit ihren Stöcken und Speeren die Hunde abwehrten, bis es den Kourschicks gelang sie durch derbe Schläge wieder zur Ordnung zu bringen.

(Fortsetzung folgt.)

Tilóttamá,

ein indisches Mährchen, nach dem Sanskrittext frei bearbeitet von F. H. Feuerbach.

(Schluß.)

III.

Und von der Schön' Urform erfüllt
Wischnu mit sinnendem Fleiß
Erschafft ein himmlisch Frauenbild
Auf Vater Brahms Geheiß.
Willst schauen Liebliches, was die Schöpfung heut
In Himmel, auf Erden hier und da zerstreut —
Es strahlte dessen Fülle
Vereint in des Weibes Hülle,
Wie das Lotosblatt im sumpfigen Thale,
Noch feucht von den Zähren der Nacht,
Geküßt vom liebenden Morgenstrahle,
Erglänzet in Farbenpracht.
So schimmert' im Edelsteingeschmeid,
Gebildet von Wischnu's Künstlerhand,
Die holde, liebliche Wundermaid,
Tilóttama mit Recht genannt. *)
An ihrem Gliederbau, wo war ein Theilchen
Ermangelnd der Schöne?
Daran nicht trunken hing der Blick ein Weilchen
Der Himmelssöhne?
Wie Bienen kleben an des Kadamba Blüten **),
Den Honigstoff zu sammeln, die nimmer müden.
Und sieh! nun lenkt sie ihre Tritte
Zu Brahma, dem Allwaltenden,
Und von der Händefaltenden,
Wie es erheischt ehrerbiet'ge Sitte,
Ertönt sofort
Zu ihm das Wort:
„Wozu ins Daseyn Wischnu mich gerufen,
Daß ich's aus Deinem Munde,
O Vater! wohl erkunde;
In Demuth nah ich Deines Thrones Stufen.“

Brahma:

„Wo siegestrunken jetzt auf Erden
Die Zwillingsungeheuer weilen;
Geh hin, auf daß von Káma's ***) Pfeilen
Verwundet ihre Herzen werden,
Und, Deine Reize zu besitzen,

---

*) Tila heißt im Sanskrit: Flecken, Mal, und uttama: schön, vortrefflich; also Tilóttamá, die Schöngesprenkelte, mit Edelsteinen wie Uebersäete.

**) Kadamba, einer der schönsten indischen Bäume, nach dem lin. System: Nauclea orientalis oder Nauclea Cadamba.

***) Kámá, der Gott der Liebe, wird von den indischen Dichtern als ein lieblicher Knabe dargestellt, auf einem Papagai reitend, und immer in Gesellschaft des Zephyrs und Frühlings. Seine Waffe ist ein Bogen aus Zuckerrohr; die Sehne daran wird von einer Kette an einander hängender Bienen gebildet; der Köcher ist mit fünf Pfeilen (nach der Zahl der menschlichen Sinne) angefüllt, welche schonungslos die Herzen der Götter und Menschen verwunden.

Zum Wechselmorde sich erhitzen.
Tilóttamá, die reizende Magd,
Als sie Erfüllung zugesagt,
Ob dem Berufe sich glücklich preisend;
Stillfeierlich
Bewegt sie sich,
Der Götter Versammlung ganz umkreisend.
Nun sie im Süden rechtshin geht,
Siwa'n ein Antlitz, südlich, entsteht;
Und wie sie ostwärts dann umbeugt,
Ein östliches ihm wird erzeugt;
Als aber gen Norden sie sich wandt',
Bekam er eines, das nordwärts stand,
Und da beendet ihre Runde,
War er versehn mit dem vierten Munde. *)
Auch Indra heißt von selben Zeiten
Der Gott mit tausend Augen;
Die mochten ihm wohl taugen,
Zu schauen hin nach allen Seiten,
Wo eben Tilóttamá thät schreiten.
Ein solches Augenfest
War sie den Göttern; Brahma'n nicht,
Der mahnend sie der hehren Pflicht
Und segnend izt entläßt.
Als sie hinab zur Menschenwelt
Tilóttamá'n
Wegeilen sahn,
„Wohl ist nun das Geschäft bestellt",
Ein jeglicher Gott im Herzen dacht'
Ob ihrer Schöne Zaubermacht.

IV.

Die sich erfrecht, die Erde zu bleichen,
O furchtbarer Gräul! mit Priesterleichen —
Der sich könnt' ihnen im Kampf vergleichen,
Erschauend nicht in den drei Welten **),
Die beiden unbezwingbaren Helden,
Der bebenden Schöpfung Doppelschrecken,
Sich auf der Ruhe Pfühl izt strecken.
Es sieht, der Zeug' einst ihrer Buße,
Der Windhya sie schwelgen in üppiger Muße:
Von leckern Speisen die maulwischenden,
Mit kühlen Kränzen die hauptfrischenden,
In Frauenschoos bald hingesunkenen,
Von würzigem Weine die tieftrunkenen,
In Hainen bald, in süßdufträuselnden,
Die, schwanken Tritts, selbander schweifenden.
Einstmals, wo sich der fels'ge Windhya plattet,
Auf Sitzen, von blütprangenden Bäumen beschattet,
Dort ruhen hingegossen
Die Brüder lustzerflossen;
Indem, zu reizen Ohr und Blick,
Zum Klange lieblicher Musik
Die schönsten Frauen Tänze schlingen
Und preisend ihre Thaten singen.
Da naht, von röthlichem Gewand umwallt,
Tilóttamá's bezaubernde Gestalt,
Und Karnikára's ***), erblüht am Stromesbord,
Mit zarter Hand sich pflückend im Haine dort,
Wo Jene pflegen weichlicher Ruh,
Bewegt sie langsam sich herzu:
Wie Abendrothes Purpurpracht,
Erglimmend durch der Zweige Nacht —
Ein solches Schauspiel bot fürwahr
Tilóttamá den Brüdern dar,
Den länger nicht dumpfträumenden,
Von ihrem Sitz sich bäumenden.
Und, in der Seele Grund
Verwundet tief von Káma's gift'gem Pfeile
Herzustürmt Sund mit lustgespornter Eile,
Herzustürmt Upasund.
Und wie zwei Felsenblöcke, steil und kahl,
Sturzdräuend überhangen ein blumig Thal,
So war es anzuschauen,
Als rollend die finstern Brauen
Die Riesenungeheuer beide,
Der Eine zur rechten, zur linken Seite
Der Andere, zornentbrannt,
Ergreifen des Mädchens Hand.
„Tilóttamá die Gattin mein,
Tilóttamá die Schwägerin dein!"
So schrien die Riesen beid' aus heiserm Schlunde
Von Liebe zu Tilóttamá'n berückt,
Und, ach! entwindend sich dem Bruderbunde,
Dem zärtlichen, der sie bisher beglückt;
Hochschwingt izt Jeder seine Keule,
Und unter schrecklichem Geheule:
„Ha! ich zuerst!" die Brüder zugleich
Hinab sich senden in Yama's Reich.
Und mocht' ihres Sturzes Anblick mahnen,
Wie wenn von langgewohnten Bahnen,
Abirrend, niederfielen zur Stelle
Zwei ungeheure Sonnenbälle.
Ergriffen von haarsträubendem Grauen,
Entflieht die Schaar der versammelten Frauen;
Tilóttamá weilt stillvertrauend
Und mit entzücktem Blicke schauend,
Wie Brahma, nach Würden sie zu ehren,
Herab sich senkte von den himmlischen Sphären.
Und als sie die Gnad' erfleht für ihr Bemühen,
Daß als Gestirn forthin sie dürfe glühen
Am Himmelsraume für und für,
Giebt Brahma die Verheißung ihr:
„Ja! strahlen müssest Du im Sternenglanze,"
Gesellen Dich dem ewigen Sphärentanze!"
Nachdem der Vater huldvoll sich erwiesen
Tilóttamá'n mit solchem Ehrenlohn,
Verleiht er Indra'n wieder Swarga's Thron,
Und kehrt zurück, von Beiden hochgepriesen.

---

*) Als Gott mit vier Antlitzen wird gewöhnlich nur Brahma vorgestellt.

**) Die drei Welten: Himmel, Erde und Hölle, im Sanskrit unter dem Wort: trailókya, Drei-Welt begriffen.

***) Karnikára, der Namen einer Pflanze, nach Wilson: Pentapetes acerifolia.

Richard Lander.

Von diesem treuen Diener und Gefährten Clappertons sind vor Kurzem Briefe in England eingegangen. Er ist seiner Aufgabe, den Lauf des Nigers zu bestimmen, so weit näher gerückt, daß er unterm 23 Februar aus Cap Coast Castle schreibt: „Wir sind am 18 d. M. nach einer außerordentlich glücklichen Fahrt hier angelangt, wo uns der Gouverneur und Jedermann auf's Herzlichste aufnahm. Sobald meine vormaligen Sklaven von meiner Ankunft hörten, fanden sie sich bei mir ein, und schienen sehr erfreut mich zu sehen. Ich habe sie in Dienst genommen, damit sie uns auf der Reise begleiten, und, im Fall wir erkranken, uns in unsern Hängematten tragen; und ich bin überzeugt, daß sie thun werden, was in ihren Kräften steht, da sie seit mehreren Jahren auf Cap Coast Castle angesiedelt sind und ihre Weiber und Kinder daselbst zurück lassen. Der Gouverneur hat von dem König von Badagry eine Botschaft erhalten, worin derselbe uns jede Unterstützung von seiner Seite zusagt." Unterm 13 März kündigt Lander seine Abfahrt nach Badagry an, welches er bei günstiger Witterung in zwei Tagen zu erreichen hofft.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 230. 18 August 1830.

Betrachtungen über Frankreichs Zukunft.

Aus dem Journal des Debats.

Eine neue Ordnung beginnt; die ältere Linie des Geschlechtes Bourbon hat aufgehört zu regieren. Schnell war ihr Sturz. In weniger denn acht Tagen ist sie vom Thron gesunken und zieht jetzt dahin — Nichts mitnehmend aus Frankreich als ein ewiges unwiderrufliches Lebewohl, das in der Seele der Rechtlichdenkenden Mitleid, aber nicht den Wunsch, daß es je wieder anders werden möge, hervorruft. Zurück zieht sie in die alte Verbannung; hinüber noch einmal über das Meer! Kein Frankreich mehr für sie; keine Heimath; so hat sie es gewollt. Ihre Fehler haben das Werk der Vorsehung zerstört, durch welche sie gegen jede Erwartung aus dem Exil zurückgerufen, und auf den schönsten Thron der Christenheit gesetzt ward.

So verdient aber auch ein solcher Wechsel der Dinge ist, können wir uns beim Betrachten desselben doch nicht jeder Rührung enthalten. Wir bedauern die Tochter Ludwigs XVI, die so Viel, die stets mit so standhaftem Muth geduldet hat, und jetzt eilig von einer Reise zurückkehrt — um sich der Flucht ihrer Familie anzuschließen; wir bedauern die Prinzessin, die noch vor wenigen Monaten von der Schwester, die Spaniens Thron entgegenreiste, als die glücklichere beneidet ward, und jetzt mit Einem Schlag die Majestät der königlichen Witwe, und ihres Sohnes hohe Zukunft verliert; wir bedauern so manchen andern raschen Glückwechsel, und rufen mit Masillon aus: Gott allein ist groß. Er ist es, weil er allein gerecht ist, und

sein Wort dauert in Ewigkeit und lügt nicht.

Dieß sind unsere Gesinnnungen; wir machen kein Geheimniß daraus; wir glauben der jetzt zur Regierung kommenden Linie der Bourbons nicht zu mißfallen, wenn wir laut verkünden, wie zerbrechlich die Größe Derjenigen ist, die ihre Eide brechen; auch Frankreich glauben wir nicht zu mißfallen, wenn wir hier noch einmal eines Unglücks gedachten, das es durch seine Warnungen abzuwenden suchte, das aber in Erfüllung gehen sollte unter der Last zweier nie verlöschbaren Frevel: des Eidbruchs der beschwornen Treue und der Vergießung französischen Bluts.

Kommen wir jetzt auf die Grundsätze, welche uns bei dem neuen Stand der Dinge leiten werden.

Die ältere Linie der Bourbons fiel das erste Mal im Jahr 1789, und mit ihr eine ganze gesellschaftliche Ordnung. So gewaltig aber die Revolution war, sie vermochte diese alte Ordnung nicht ganz zu vernichten; eine Macht blieb; einflußreiche Ideen und Interessen knüpften sich an dieselbe. Dieß war's, was die Restauration unterstützte. Jetzt ist die ältere Linie wieder gefallen; aber ganz allein; Nichts von unserer gesellschaftlichen Ordnung sank mit ihr, ja eben weil sie unsere gesellschaftliche Ordnung umstürzen wollte, wurde sie selbst gestürzt. Ihre Rückkehr ist also unmöglich. Nie sucht man in bedeutenden Menschen bloß Das, was sie selbst sind, sondern Das, was sie repräsentiren und gleichsam personificiren. Nun repräsentirt aber die ältere Linie der Bourbons heut zu Tage Nichts, als sich selbst, sich allein, und etwa noch die Gewalt des Klerus, d. h. etwas noch Aelteres und Todteres für Frankreich, als die absolute Gewalt selbst, etwas vom Mittelalter Herstammendes, während die unumschränkte Königsgewalt erst aus dem 17 Jahrhundert stammt. Ihre Rückkehr ist also unmöglich; denn Nichts von unserer gegenwärtigen gesellschaftlichen Ordnung ist mit ihr gesunken.

Damit aber diese Rückkehr unmöglich bleibe, bedarf es der Aufrechthaltung dieser gesellschaftlichen Ordnung; halten wir unsere Institutionen aufrecht, und entwickeln wir dieselben lediglich nach den in ihnen selbst liegenden Mitteln; halten wir aufrecht, was ist; denn was ist befindet sich nicht im Widerspruch mit Dem, was seyn soll, weil Das was ist dem natürlichen Entwickelungsgang der Gesellschaft entspricht; halten wir die Repräsentativverfassung aufrecht, die zugleich erhaltend und vorschreitend ist. Erhaltend, weil sie durch die Form ihrer Berathungen und Diskussionen jene schnellen Entscheidungen nicht duldet, die wohl zum Aufstand gegen die Tyrannei gut sind, aber schlimm bei Bildung von Gesetzen, welche das Wohl jedes Einzelnen gleichmäßig bezwecken. Vorschreitend, weil — Dank der Freiheit der Presse und der Rednerbühne — kein Gedanke in der Geburt erstickt wird, folglich jeder gute und kräftige, d. h. jeder wahre, Leben und Wachsthum gewinnen kann.

Erhalten wir die gegenwärtige Ordnung der Gesellschaft; sonst wäre es möglich, daß die ältere Linie der Bourbons zurückkehrte. Das begreift sich von selbst, wenn man darüber nachdenken will. Man stürze die Unentsetzbarkeit der Richter, dieses Pfand unabhäniger Justiz, um; man verfolge die Priester; man hebe die Pairie auf; man führe eine allgemeine Stimmberechtigung bei den Wahlen ein: gleich würde die ältere Linie statt, wie jetzt, nur sich

selbst darzustellen, die aufgeklärte und unabhängige Justiz, die religiöse Freiheit, die Pairie, die Vermögensinteressen repräsentiren; sie, die noch eben allein und schwach war, würde auf einmal mächtig seyn. Eine Menge von Ideen und Interessen würden sich an sie anknüpfen; ihre Rückkehr wäre möglich, und ihre Rückkehr brächte vielleicht den Umsturz unserer gesellschaftlichen Ordnung zu Gunsten der Regierungsform von 1788 mit sich.

Das macht uns nicht bange, heißt es — wir sind die Stärkern. Also der Stärke kommt die Entscheidung unsrer Angelegenheiten zu? Wehe! derselbe Glaube hat Karl den Zehnten gestürzt!

Ja wir sind jetzt stark, wir sind frei und siegreich; aber diese Stärke ist mehr oder minder mächtig, je nachdem sie im Innern oder im Aeußern, in Frankreich oder in Europa in Anwendung kommt. In Frankreich, wenn sie die Aufrechthaltung der gegenwärtigen gesellschaftlichen Ordnung zu ihrem Ziel nimmt, ist sie unbesiegbar, denn sie gründet sich auf den Willen der Mehrzahl. Wendet sie sich aber gegen unsre Institutionen, will sie eine Republik, so wird diese Stärke um so zweifelhafter und ungewisser, als man sie nicht mehr bloß in Beziehung auf Frankreich, sondern Europa gegenüber in Anschlag bringen muß. Wirklich, was immer in Frankreich geschieht, ist ein europäisches Ereigniß; wir arbeiten nicht nur für uns, sondern für den ganzen Kontinent. Dieß ist unser Schicksal — groß und majestätisch ohne Zweifel, aber gewiß zu ernsten Betrachtungen führend. Die französische Revolution hat den ganzen Kontinent aufgerüttelt, die Staaten durch einander geworfen, die alte europäische Gesellschaft umgewandelt. Was wir in diesem Augenblick thun, wird ebenfalls seine Wirkungen auf Europa haben, davon dürfen wir überzeugt seyn. Die Frage, auf welche es daher jetzt ankommt, ist, ob die Mehrzahl Europa's für die Republik sey.

Wir, unsrerseits, glauben die Republik habe nicht einmal in Frankreich die Mehrzahl für sich; gewiß aber, augenscheinlich ist, daß sie dieselbe nicht in Europa hat. Wollten wir uns also zur Republik machen, so müßten wir, wohl oder übel, ganz Europa zur Republik umwandeln. Die Erfahrung aus der Revolution zeigt uns, daß die Nothwendigkeit hiezu viel stärker wäre, als alle Versprechungen, die wir uns im Augenblick etwa machen wollten, zu Haus zu bleiben und uns um unsre Nachbarn nicht zu kümmern. Solche Selbstsucht ist bloß in England möglich und dort zum Charakter geworden; in Frankreich ist so etwas unmöglich.

Europa zur Republik umwandeln, das ist eine schwere Aufgabe, wenn man bedenkt, daß die Repräsentativverfassung, diese unumgängliche Vorbereitung zum republikanischen Zustand, kaum in einigen kleinen deutschen Staaten — macht- und wirkungslos — zum Daseyn gekommen ist, und weder in Preußen, noch in Oestreich, noch in Italien, noch in Spanien existirt. Wie viele Kriege, wie viel Blut, wie viel Geld bedürfte es, um Europa zu einem Zustand zu führen, welcher demselben noch so ferne liegt! — „Nun wir werden siegen, wie wir schon einmal gesiegt haben." — Gut; aber unter welcher Bedingung habt Ihr gesiegt? Unter der Bedingung einen Bonaparte zu haben — „Auch jetzt können wir wieder einen bekommen." — Ja; aber um denselben Preis, wie den ersten Bonaparte, d. h. um den Preis der Freiheit, so daß in unabwendbarem Kreislauf die Republik zum Krieg, der Krieg zu einem Bonaparte, Bonaparte zum Umsturz der Republik führt. — „Und wenn wir nun einen republikanischen Bonaparte bekämen?" — Das ist unmöglich; was Bonaparte's Stärke ausmachte, war eben, daß er alle Kräfte Frankreichs allein in seiner Hand hielt. Um sie so zu halten, mußte er die Interessen der alten Regierung wiederherstellen, die Altäre wieder aufbauen, die Ausgewanderten zurückrufen, und um all Diesem gewachsen zu seyn, sich zum Kaiser machen. Immer also der gleiche, unvermeidliche Kreislauf — Republik, Krieg, Kaiserthum, d. h. Umsturz der Republik.

Bei dem Schicksal, welches uns Gott auf dem Kontinent angewiesen hat, müßte unsre Republik diesen Gang nehmen; es giebt keinen andern. Doch nein: an die Stelle des Kaiserthumes kann auch der Schrecken gesetzt werden. Nöthig, wie es ist, daß man, um ganz Europa bekriegen zu können, alle Kräfte Frankreichs zur Verfügung, d. h. keine Partei im Innern zu Gegnern habe, vermag man nur auf zwei Wegen zu diesem Ziel zu gelangen; d. h. indem man entweder alle Interessen beschützt, oder indem man alle vernichtet. Bonaparte hat das Eine gethan; der Wohlfahrtsausschuß das Andere. Die Freiheit verträgt sich so wenig mit dem Einen, als dem Andern.

Die Erhaltung der gegenwärtigen gesellschaftlichen Ordnung und ihrer vorschreitenden und naturgemäßen Entwickelung — das ist unser Grundsatz. Die gegenwärtige Gesellschaft hat die Vereinigung der Freiheit mit der Ordnung zum Zweck; eine Vereinigung, die Frankreich seit vierzig Jahren sucht. Unter Bonaparte hatte es Ordnung ohne Freiheit. Unter Ludwig XVIII, einem gewandten Regenten, wechselten Freiheit und Ordnung eher mit einander ab, als daß sie neben einander vorhanden gewesen wären; und mehr gaben die schwierigen Zeitumstände damals wirklich kaum zu. Gegen das Ende seiner Regierung wollte eine unheilvolle Faktion unter dem Namen der Ordnung unbeschränkte Gewalt geltend machen. Von diesem Augenblick an machten wir einen von der Regierung verschiedenen Theil aus; es galt die Freiheit zu retten. Sie ist jetzt gerettet, sie ist siegreich; opfern wir nicht auf dem Siegesaltar das andre Element der Gesellschaft, die Ordnung; die Ordnung welche das Volk von Paris mitten im Aufstande geehrt hat; die zur Menschenfreiheit und Menschenwürde nöthige Ordnung. Um Ordnung, zu gewinnen, müssen wir vor Allem aus dem provisorischen Zustand schreiten, denn dieser würde bald in Anarchie übergehen. Der Kammer der Pairs und der Kammer der Deputirten kommt es zu, für Frankreichs Glück zu sorgen. Erwarten wir ihre Entscheidung.

(Die Nachricht, daß der Herzog von Orleans von den Kammern zum König der Franzosen ernannt worden, erhielten wir am 12 August, da dieses Blatt bereits gedruckt war.)

Dobells Reisen in Kamtschatka und Sibirien.

5. Die Fahrt nach Kammina.
(Fortsetzung.)

Die Heerde vor uns war ungefähr ein Tausend Stück stark. Einer der Führer war ein Tschuktsche, der sogleich zu mir kam und uns zwei schöne fette Thiere zum Geschenk brachte, das eine, wie er sagte, für mich, und das andere für meine Leute. Er wollte in geringer Entfernung seine Lagerstätte nehmen und lud mich ein, ei-

nige Tage bei ihm zuzubringen. Ich lehnte Dieß ab, bat ihn aber mir noch zwei Rennthiere abzulassen, wogegen ich ihm eine Anzahl Korallen und eine Quantität Tabak versprach. Ich hatte Viel von den Tschuktschen gehört; und es war mir daher angenehm, einen zu sehen. Er war groß und stark gebaut und von Farbe etwas lichter als die Korjäken; sein Gesicht war offen und hatte einige Aehnlichkeit mit den Zügen der nordamerikanischen Indianer. Die Rennthierkorjäken dagegen haben hohe Backenknochen und kleine Augen, so wie alle anderen Eigenthümlichkeiten, durch welche die tatarische Race sich auszeichnet.

Zwischen sieben und acht Uhr des Abends gelangten wir nach Weitera, wo wir eine einzige Jurta fanden, die von einer Familie von sieben oder acht Personen bewohnt war. Sie lag auf einer traurigen offenen Fläche, ungefähr vierzig Werste von der See. In den ersten Paar Stunden, die wir da waren, fanden sich bereits auch mehrere Rennthierkorjäken ein, um mich zu besuchen. Ich bewirthete sie zum Dank für einige Rennthiere, die sie mir brachten, meiner Gewohnheit nach mit schwarzem Zwieback, Thee und Watky. Bald brach eine zweite heftige Purga aus, die den ganzen Tag ten hindurch anhielt, und wir hatten wieder Ursache, uns Glück zu wünschen, daß wir unter Dach und Fach waren. Alle Eingebornen erklärten: viele Jahre lang hätten sie in so kurzer Frist nicht so viele Schneegestöber gehabt; und Zachar sagte: „Wenn Sie den Weg genommen hätten, den Sie mir erst erwähnten, so würden Sie nie nach Kammina gekommen seyn.“

Die Toyunen dieses Platzes waren so dankbar für einige Tabaksblätter, die ich ihnen gab, daß sie mir zwei der fettesten Rennthiere sandten, die ich noch gesehen hatte. Ueberhaupt brachte beinahe jeder Korjäke, der mich besuchte, ein oder ein Paar Rennthiere mit, und ich war endlich so mit Rennthierfleisch überhäuft, daß ich genöthigt war zu erklären, daß ich Nichts mehr annehmen könne.

Obwohl der Sturm mit ungemeiner Heftigkeit tobte, so hinderte Dieß doch die Korjäken nicht nach einander zu kommen, bis ich zuletzt neun von ihnen mit Zwieback, Thee und Watky zu bewirthen hatte. Die Weiber waren kurz und dick und ziemlich schmutzig; einige von ihnen hatten jedoch sehr angenehme Gesichtszüge, und alle schienen gesund und zufrieden. Die Männer sahen bei Weitem nicht so gut aus, und ich verwunderte mich, daß sie bei ihrer thätigen Lebensart nicht kräftiger gebaut waren.

Da meine korjäkischen Freunde den ganzen Tag hindurch rauchten, so sagte ich ihnen sie müßten eine außerordentliche Menge Tabak verbrauchen. Sie verneinten Dieß indessen und zeigten mir die Art, wie sie denselben zu sparen wüßten; sie vermischten ihn nämlich zur Hälfte mit Birkenholzspänen, wodurch seine Stärke, wie sie behaupteten, vermehrt würde. Einer von ihnen bat mich, ihm einen alten Ledersack zu geben, in welchem wir Tabak aufbewahrt hatten und der durch den Geruch desselben ganz durchdrungen war. Ich erfüllte seine Bitte, und er sagte, er wolle ihn aufbewahren, bis sein Rauchtabak zu Ende sey; dann wolle er den Beutel in Stücke zerschneiden und kauen.

Eine andere Gesellschaft Rennthier-Korjäken, welche jetzt ankam, bestand aus eilf Personen, unter denen mehrere sechzig bis achtzig Jahre alt seyn mochten. Ich erfuhr bei dieser Gelegenheit, daß die Korjäken häufig ein hohes Alter erreichen, was bei ihrer einfachen und thätigen Lebensweise auch wohl nicht schwer zu erklären ist. Einer dieser Alten brachte mir ein großes Stück Korjäkenbrod, welches mit etwas Salz vortrefflich schmeckte, aber nicht aus Mehl, sondern aus den gekochten und mit dem Marke fein zerstoßenen Knochen des Rennthieres, bereitet war.

Die Rennthierkorjäken besitzen eine Art roher Freimüthigkeit, die, so lange sie nüchtern sind, mit vieler Gutmüthigkeit und einer gewissen Biederkeit vereinigt ist. Im Trunk werden sie aber leicht beleidigt, und man hat dann alle Ursache sich vor ihrer Rachsucht in Acht zu nehmen. Sie sind den Sedatschikorjäken indessen in jeder Beziehung überlegen, und ungeachtet ihrer nomadischen Lebensart treten sie viel leichter mit civilisirten Menschen in Verbindung als ihre Brüder, welche in Dörfern angesessen sind. In den Kriegen, welche die Kosaken wider die Tschuktschen führten, waren die Rennthierkorjäken immer ihre treuen Verbündeten.

(Fortsetzung folgt.)

Martinez de la Rosa.

Dieser bekannte spanische Staatsmann, Gelehrte und Dichter, (von welchem wir bereits im ersten Jahrgang unsers Blattes, Nro. 171 eine Notiz gegeben haben,) soll, den neuesten Nachrichten zufolge, aus Frankreich, wo er als Verbannter lebte, nach Madrid zurückberufen worden seyn, eben nachdem er sein poetisches Talent auch in französischer Sprache geltend zu machen versucht hatte. Er stammt aus adeligem Geschlecht in Granada. Nach dem Erstgeburtsrecht war ihm der alleinige Besitz des Familienvermögens zugefallen; er theilte aber dasselbe freiwillig mit seinem Bruder und eröffnete, erst 18 Jahre alt, zu Salamanca einen Lehrstuhl der schönen Wissenschaften und der Philosophie. Bald kam der Tag, wo Napoleon auf den Thron Karls V ein Glied seiner Familie setzen wollte. Das Waffengeräusch paßte schlecht zu den friedlichen Studien; aber die für Spanien so neue Freiheit der Presse erweiterte den Kampfplatz, auf welchen sich die Vertheidiger des Vaterlandes von allen Seiten stürzten. Martinez de la Rosa gab eine gegen die französische Invasion gerichtete Zeitschrift heraus, verdammte den Namen Empörer, welcher den Truppen der Volkssache von den Feinden gegeben ward, und rief der Nation ihre unveräußerlichen, ewigen Rechte ins Gedächtniß, welche Könige und Günstlinge nicht usurpiren oder zerstören können.

Gleichwohl krönte der Sieg allenthalben die französischen Adler; Spanien existirte nur noch in Cadix. Dort suchte auch Martinez eine Freistätte. Doch zu jung, um selbst schon die Rednerbühne der Cortes besteigen zu dürfen, reiste er nach England, wo ihm das Schauspiel einer auf Sprech- und Schreibfreiheit gegründeten Regierung Seele und Denkart noch mehr hob. Als er in sein Vaterland zurückkehrte, zählte er 25 Jahre, und wurde sofort zum Mitglied der Cortes ernannt, als welches er denn im Jahr 1812 Mitverfasser der unter dem Donner der französischen Batterien entworfenen Konstitution war.

Unterdessen hatten die Musen ihr Recht auf ihn nicht verloren. Die in Cadix eingeschlossene Gesellschaft ging täglich vom Gefecht auf den Ball und ins Schauspielhaus. Martinez de la Rosa that wie sie, und noch Mehr; er suchte die Bühne durch den Ausdruck der großartigen Gefühle, welche damals alle Herzen bewegten, zu veredeln. „Damals,“ sagt Salvandy, „empfand das spanische Theater den Einfluß der großen Geschicke Europa's. Es nahm jenen Charakter der Sympathie mit den Gefühlen und Bedürfnissen des Landes an, welcher der Bühne bei freien Völkern Bedeutung und Adel verleiht. Der noch junge Martinez de la Rosa gründete hier seinen Ruf. Sein Genie lag in seinem überströmenden Herzen, welches seine und seiner Mitbürger Gefühle in edler Sprache ausdrückte..... Seine lebenswarmen, hoheitsvollen Verse redeten zu einem Publikum, das würdig war, sie zu hören.“

Als Spanien im J. 1814 unter die doppelte Tyrannei des Despotismus und der Inquisition zurückfiel, war Martinez de la Rosa einer der Ersten, der dafür büßen mußte, den Cortes angehört zu haben, wel-

che Spanien gerettet. Mit Ketten beladen mußte er zugleich mit den Arguelles und mehreren seiner ausgezeichnetsten Kollegen in den afrikanischen Sklavenhäusern ein elendes Leben hinschleppen. Im Jahr 1820 aber ward die Rednerbühne bekanntlich von Neuem aufgeschlagen, und Spanien die freie Sprache wieder gegeben. Martinez, in sein Vaterland zurückgerufen, wurde bald der erste Redner der Cortes. Jezt der Autorität, welche durch Mäßigung immer gewonnen wird, vollkommen mächtig, entfaltete sich sein Sprechtalent noch höher, als da er das erste Mal im National-Kongreß gesessen hatte. Im Jahr 1823 wurde er Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Als die Konstitution von Neuem stürzte, suchte er in Frankreich die Freistätte, welche ihm sein Vaterland verweigerte, und ergab sich von da an wieder ganz literarischen Beschäftigungen.

Am 21 Juli wurde ein von Martinez de la Rosa in französischer Sprache verfaßtes Melodrama in Paris aufgeführt, das eine Begebenheit aus der Geschichte seines Vaterlandes zum Stoff hat. Nach der Eroberung von Granada im J. 1492 und dem Tod Ferdinands quälten die Nachfolger dieses Königs, Kaiser Karl V und Philipp II, diejenigen Mauren, die ihren König Boabdil nicht nach Afrika begleitet hatten, von Neuem. Die Inquisition schlug ihren Siz in Granada auf; Schrecken, Verheerung, Torturen wurden angewandt, die Ungläubigen zu bekehren. Man beraubte sie ihres Vermögens, nöthigte sie, spanische Namen anzunehmen, den Bräuchen ihrer Nation zu entsagen, sich keiner Bäder mehr zu bedienen, ihren Frauen den Schleier abzusprechen. Zur Verzweiflung getrieben, ergriffen sie, nach siebzigjährigem Gehorsam, die Waffen noch einmal, tödteten schonungslos alle Spanier, die ihnen aufstießen, und wählten einen Abkömmling der alten Ommiaden-Chalifen, Abn-Humeya, zu ihrem König. Nach einer Regierung von zwei Jahren wurde derselbe von einem seiner eigenen Unterthanen ermordet, der nach dem Thron strebte, und seinerseits bald nachher selbst durch Mörderhand fiel. Diese, durch eigene Zwistigkeiten der Mauren endlich erfolglose Empörung hatte gleichwohl die Monarchie Philipps II eine Zeit lang erschüttert; sie wurde von Don Diego Hurtado de Mendoza, den sogenannten spanischen Sallust, beschrieben.

Martinez de la Rosa hat sich in seinem drei Akte umfassenden Melodram „Aben Humeya, ou les Maures sous Philippe II“ genau an die Geschichte gehalten. Der Abkömmling der Ommiaden erscheint unter seinem bescheidenen Dach in den Alpuxaren, brütend über das Unglück seines Volks; da stürzt seine Tochter athemlos herein: die Castilianer haben ihr ihren Schleier entreißen wollen; vergebens suchte Aben-Humeya's alter Vater sie zu vertheidigen; er ist in einen Kerker geworfen worden; sie selbst verdankt ihre Rettung nur schneller Flucht. Solch neue Schmach weckt die lang gedämpfte Wuth der Mauren auf. Alles eilt zu Abn-Humeya; dieser wird in einer großen Höhle zum König proklamirt und ihm die Fahne Mulei-Husseins übergeben, die Granada immer gerettet hat, wenn sie von würdigen Händen getragen wurde.

Die Mauren ziehen unverweilt gegen die Stadt Cadiar, wo die Spanier die Christnacht feiern, und würgen diese am Fuß der Altäre nieder. Auch Lara, der Abgeordnete des Marquis Mondejar, des Gouverneurs der Provinz, wird getödtet. Die Mörder dieses Abgesandten, Farax und Abn-Abo, sind geheime Feinde Abn-Humeya's. Sie haben bei dem Ermordeten einen verrätherischen Brief von Mulei-Karim, dem Schwiegervater Abn-Humeya's, an den Gouverneur Mondejar gefunden, welchen sie Jenem sofort überliefern. Abn-Humeya kann den Verrath nicht in Zweifel ziehen, aber die insolente Sprache der beiden Angeber empört ihn. Diese zeigen das Verbrechen Mulei-Karims unverweilt dem Volk an. Abn-Humeya wird von einem Theil desselben in seinem Palast, mitten unter den Liebkosungen seiner Gemahlin Leonore und seiner Tochter Elvira, angegriffen. Er rückt gegen die Empörer, reicht aber zuvor seinem Schwiegervater mit eigner Hand den Giftbecher. Im Augenblick, wo dieser getrunken, kommt dessen Tochter Leonore und empfängt sein Lebewohl, ohne anfänglich zu ahnen, daß es sein leztes sey. Mittlerweile dringen die Rebellen in den Palast; Farax, einer ihrer Anführer nennt Leonoren den Mörder ihres Vaters; Abn-Humeya, der die Empörer fruchtlos verfolgt hat, kehrt zurück, wird von seiner Gattin verflucht und fällt, von einem der Feinde durchbohrt, todt zu ihren Füßen nieder.

Das Stück fand bei seiner Vorstellung auf dem Theater de la Porte Saint Martin rauschenden Beifall, der jedoch mehr der Ehrfurcht vor dem Namen des edlen Verfassers, der Lösung der schweren Aufgabe, in einer fremden Sprache zu dichten, einigen angenehmen Musikstücken und einer imponirenden Scenerie zuzuschreiben scheint, als sehr bedeutendem innerm Gehalt.

Oeffnung einer Mumie.

Eine egyptische Mumie wurde vor einiger Zeit in der philosophischen Societät von New-Castle geöffnet. Die äußern Binden lagen unordentlich, bald eng, bald lose an, in der Breite von Zwirnbändchen. Nachdem diese weggenommen waren, kam eine den ganzen Körper umhüllende, sich von den Füßen nach dem Kopf zu erstreckende, sehr wohl geordnete Spiralbinde zum Vorschein. Auf sie folgte eine nicht sehr gut gelegte Kreuzbinde und auf diese eine andere Binde, welche sich ebenfalls über dem Körper, jedoch nur an Einer Stelle, kreuzte. Hierauf kamen mehrere einzelne Stücke Zeug, welche aufgelegt worden zu seyn scheinen, um die noch weiter unten befindlichen Schichten fest und knapp beisammen zu halten. Nach einigen fernern Bandagen folgte abermals eine Kreuzbinde, welche sich an Nacken und Schultern durchschnitt, und von da bis zu den Zehen herabging. Dann erschien eine wunderliche vom Nacken aus über das Gesicht gewundene und sich auf dem Hinterhaupt durchkreuzende Binde; so wie mehrere faltenreiche Kompressen über dem Gesicht und ähnliche größere Stücke, die von den Schultern zu den Füßen hinabreichten. Als endlich eine von den Füßen nach Oben zu gewundene Spiralbinde weggenommen war, zeigten sich mehrere Stücke Rinde, während man zugleich einen starken bituminösen Duft verspürte. Das ganze Bindewerk wog über 50 Pfund. Ein Stück bituminöses Zeug zeichnete sich durch seine Größe aus; zwischen diesem und dem Körper befand sich eine starke Feuchtigkeit. Der Raum zwischen Armen und Beinen war mit Kompressen angefüllt, um dem Körper seine natürliche Form zu erhalten. In der Schulterhöhle befand sich Erdharz (Bitumen), welches augenscheinlich in einem erhizten Zustand eingebracht seyn mußte. Der Kopf war in eine dicke Kompresse eingehüllt. Auch hier hatte Feuchtigkeit, und zwar in solchem Grade durchgedrungen, daß es schwer hielt, die Umbindung ohne Nachtheil ihrer Textur und Ordnung abzunehmen. Die Mumie war außerordentlich wohl erhalten. Die Gelenke besaßen noch eine beträchtliche Geschmeidigkeit; die Arme z. B. ließen sich noch recht gut bewegen. Sie staken in Spiralbinden. Nirgends wurde Papyrus gefunden. In den Binden, welche dem Fleisch nahe lagen, befand sich vieles heiß eingelassene Bitumen. An den Nagelwurzeln war sogar das Oberhäutchen erhalten; die Einbalsamirer hatten zu diesem Zweck an einem Finger den Nagel, wo er an das Oberhäutchen anstößt, ausdrücklich mit Faden umwunden. Der Unterleib war ganz weich, keineswegs dürr und trocken, wie man vermuthen sollte. Das Gesicht, das man nur mit Mühe all seiner Bedeckungen zu entledigen vermochte, ergab sich ebenfalls als sehr wohl erhalten; die Zähne gut, die Nase durch die Binde etwas eingedrückt, aber noch fest. Die Augen waren ausgenommen und die Höhlen mit Leinwand oder Baumwolle verstopft worden. Das Haar erschien von leichter Textur und nicht wollig. Finger und Zehen sahen aus wie bei einer kaum seit ein paar Jahren einbalsamirten Person. Der Unterleib wurde nicht geöffnet.

Krokodile in England.

Vor Kurzem wurde bei Hixon (Staffordshire) ein Thier, das, seiner Gestalt nach, vollkommen einem Krokodil entsprach, in einer Höhlung unter der Landstraße gefangen. Eine Frau, welche es von ihrem Haus aus schreien gehört hatte, entdeckte es zuerst am Eingang der Höhlung. Es ist jezt im Besiz eines gewissen Ablev in Haywood. Seine Länge beträgt nahezu vier Fuß; noch lebt es. Wie es heißt, reisten voriges Jahr ein Mann und ein Weib mit jungen Krokodilen durch jene Gegend, und badeten dieselben in einem Bach bei Hixon; eines derselben soll bei jener Gelegenheit entkommen seyn, und wahrscheinlich ist dieses das nun gefangene.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 231. 19 August 1830.

Der schwedische Reichstag von 1828 bis 1830.

1. Allgemeine Bemerkungen über das Wesen der schwedischen Landstände.

Die Generalstaaten des Königreichs (riksens staende) bestehen aus vier Ständen, die eben so viele Klassen des Volks repräsentiren und zusammen den Reichstag (riksdag) bilden.

Derjenige Stand, welcher dem andern, was Ansehen Zahl und Einsicht betrifft, vorgeht, ist die Ritterschaft oder der Adel. Er wird von allen Familienhäuptern in gerader männlicher Abstammung vertreten, die auf dem Reichstag nach dem Erbrecht lebenslänglich Siz und Stimme haben. Man zählt gegenwärtig 1276 adeliche Familien, wovon 189 den Titel Graf oder Baron führen. Das Familienhaupt tritt nach zurückgelegtem fünf und zwanzigstem Jahr in seine Funktionen; darf aber schon mit dem ein und zwanzigsten Jahr den Berathschlagungen beiwohnen. Es kann ein jüngeres Glied seines Hauses oder irgend einer adelichen Familie als Ersazmann senden, der als Bevollmächtigter alle Bevorzugungen seines Kommittenten theilt, ohne demselben für sein Benehmen verantwortlich zu seyn. Die Krone verleiht die Adelswürde nach Gutdünken und scheint nur zu häufig von dieser Befugniß Gebrauch zu machen, so daß die Bedeutung des Standes darunter Noth leidet.

Die Geistlichkeit — sollte man glauben — wäre nach ihrer Verfassung und der Art wie ihre Repräsentanten gewählt werden, der unabhängigste von den vier Ständen. Allein sie räumt dem Adel nicht selten das Feld, und die Krone hat an ihr stets ein gelehriges Werkzeug gefunden. Eingedenk ihres Ursprungs fürchtet sie jede Kollision mit der königlichen Gewalt, der sie das Daseyn verdankt, und deren jeweiliger Inhaber das Haupt der schwedischen Kirche ist. In Schweden, wie in Dänemark und England, wagte der Staat nie das Princip der Reformation in seinem ganzem Umfange geltend zu machen; während man alle fremde Dazwischenkunft abwies, behielt man die katholische Hierarchie sorgfältig bei: nur mit dem Unterschied, daß sich der König an die Stelle des Pabsts sezte und die geistliche und weltliche Macht in seiner Person vereinigte. So fanden sich alle Elemente der Servilität beisammen: man vermied die strenge Unabhängigkeit des Calvinismus, und die K. Autorität konnte an die Stelle des freien und stolzen katholischen Klerus eine unterthänige Synode sezen, ob es gleich anscheinend nichts Demokratischeres giebt, als die Verfassung der Geistlichkeit. In der großen Mehrheit der Kirchspiele werden nämlich die Pfarrer durch die Generalversammlung der Grundeigenthümer aus drei Kandidaten erwählt, welche das Konsistorium oder bischöfliche Kapitel vorschlägt, und diese, wie in der Urkirche, durch ihre Heerde bestellten Geistlichen erneunen in den Diöcesanvereinen ihre Repräsentanten für den Reichstag. Der Erzbischof von Upsal, Metropolitan von Schweden, ist geborner Sprecher des Standes und die zwölf Bischöfe als solche sind Mitglieder der Generalstaaten. Diese Prälaten werden gleichfalls von dem Klerus ihrer Diöcesen gewählt, welcher dem König drei Kandidaten vorschlägt, aus denen er den neuen Bischof nimmt. An der Wahl des Metropolitans hat der Klerus von ganz Schweden Antheil. Zu diesen dreizehn Prälaten und den vier und vierzig Pfarrern kommen noch dreizehn Abgeordnete von den Vikariaten oder Komministerien, je einer aus einer Diöces, endlich zwei Abgeordnete der beiden Universitäten Upsal und Lund und zwei Mitglieder der Akademie der Wissenschaften.

Der Bürgerstand entspricht seiner Benennung sehr unvollkommen. Der Name Bürger bedeutet keineswegs den Nicht-Adelichen, sondern den Gewerbsmann. Dieser Stand begreift alle städtischen Bürger in sich; um aber in einer Stadtgemeine sich einzubürgern, muß man einer der Gewerbs-Innungen angehören. Bei diesen Beschränkungen versteht sich von selbst, daß der Bürgerstand in einem an Städten so armen Lande wie Schweden nur von sehr untergeordneter Bedeutung im Staat seyn kann. Im J. 1820 belief sich die Gesammtbevölkerung der 84 Provinzialstädte Schwedens auf nicht mehr als 175,805 Seelen und, wenn man Stockholm dazu rechnet, nicht über 260,000. Von dieser Zahl muß man noch alle diejenigen Bewohner der Städte, namentlich der Hauptstadt, abziehen, welche kein Gewerbe treiben: als da sind Gelehrte, Juristen, Kapitalisten, und Besitzer von Minen oder Eisenhämmern, die in keinem städtischen Bezirk liegen. Die Wahl der Deputirten dieses Standes geschieht mittelbar oder unmittelbar nach den Lokalitäten. Im leztern Fall ist ein nicht sehr beträchtlicher Wahlcensus festgesezt; Wer denselben einfach entrichtet, hat eine, Wer doppelt, zwei, Wer dreifach, drei Stimmen u. s. f.

Am Besten repräsentirt wird der Bauernstand und auf ihm beruht die eigentliche Kraft der Nation. Auf den ersten Anblick ist man versucht, eine Einrichtung zu bedauern, welche Personen eine gesezgebende Gewalt einräumt, die, von Natur jeder allge-

meinen Idee fremd, höchstens für örtliche Interessen Sinn haben und der Bestechung leicht zugänglich seyn müssen. Wirklich bestätigt auch die Geschichte diese Ansicht, denn in der Regel zeigten sich die Bauern unfähig ihre Gerechtsame auf den Reichstagen zu behaupten. Indeß ist doch unter dem schwedischen Bauernstand die Elementarerziehung verbreiteter als bei irgend einer Ackerbaubevölkerung von Europa, wenn man nicht etwa Dänemark, Schottland und einige Theile von Deutschland ausnimmt; in seinen Händen befindet sich ein beträchtlicher Grundbesitz, der ihm nach und nach zufiel, überhaupt hat derselbe an Achtung eben so gewonnen als der Adel verloren, und wenn man nicht die Bauern in der Ausübung ihrer politischen Verrichtungen zu isoliren Sorge trüge, sondern geschehen ließe, daß die Einsicht von Männern aus den höheren Klassen ihrem schlichten Hausverstand zu Hülfe kommen könnte, so möchten wohl die Verwaltungsherren mit ihren weisen Theorien durch solche Gegner oft in Verlegenheit gerathen. Bei den Bauern, wie bei den Bürgern, hängt die Wählbarkeit an allerlei Bedingungen. Der Bauer muß begütert und ansässig in dem Bezirk seyn, worin gewählt wird; er muß seinen eigenen Boden bauen, denn die Pächter genießen keine politischen Rechte; er darf nie eine Funktion im Staatsdienst verrichtet haben. Der Wahlakt geschieht mittelbar; die Bauern jedes Kirchspiels ernennen einen Wähler, und die Wähler der verschiedenen Kirchspiele versammeln sich in dem Hauptort des Bezirks (haerad) unter dem Vorsitz des Richters erster Instanz, um den Deputirten zu ernennen. Jeder Bezirk sendet Einen.

Die Abgeordneten der drei nicht-adelichen Stände bekommen von ihren Kommittenten eine Schadloshaltung für die ganze Dauer des Reichstags. Um wählbar zu seyn, ist erforderlich, daß man das fünf und zwanzigste Jahr zurückgelegt hat und sich zur lutherischen Kirche *) bekennt; um hingegen Wähler zu seyn, reicht hin, daß man zwanzig Jahr alt und Christ ist.

Der Reichstag versammelt sich in der Regel alle fünf Jahr, kann aber vom König außer der Zeit einberufen werden. Die vier Stände berathschlagen abgesondert und theilen während des ersten Monats der Sitzung mit Sr. M. das Recht der Initiative. Haben drei Stände sich für einen Vorschlag erklärt, so kann der vierte Stand seine Einwilligung nicht versagen, es sey denn, daß die Frage die Fundamental-Gesetze des Reichs, also Verhältniß und Befugniß der gesetzgebenden und vollziehenden Gewalt, betreffe. Eine Modifikation in dieses kann nur durch einmüthige Vereinbarung der vier Stände eingeführt werden, und zwar so, daß, wenn der Antrag auf dem gegenwärtigen Reichstag gestellt wird, zur definitiven Abstimmung erst auf dem folgenden, d. h. nach fünf Jahren, geschritten werden darf. Bei dieser Vierfachheit der Gesetzgebung zeigt sich vorweg der doppelte Nachtheil, einmal daß keiner der Stände in gewöhnlichen Angelegenheiten ein absolutes Veto hat, welches ihm nach dem Begriff der gesetzgebenden Gewalt zukommen sollte; und zweitens daß dadurch jede Verbesserung der Verfassung fast schlechterdings unmöglich gemacht ist.

*) Diese Bedingung gilt für alle Civilbeamten.

(Schluß folgt.)

Erinnerungen aus Lafayette's Leben.

(Fortsetzung.)

Die Ungeduld der südlichen und westlichen Staaten erlaubte dem Gast der Nation nicht, seinen Aufenthalt in Washington über den 23 Februar hinaus zu verlängern, an welchem Tag er sich auf einem Dampfboot nach Norfolk einschiffte. Er hatte den Bostonern versprochen, mit ihnen am 17 Juni den Jahrestag der Schlacht von Bunkers-Hill zu feiern und in der Zwischenzeit hatte er eine Strecke von mehr als zwölf hundert Stunden, zum Theil durch unwegsame Wildnisse, zu durchmessen. An rührenden Scenen in welchen die Theilnahme auch der niedersten Klassen sich äußerten, ist auch dieser Theil der Reise reich. Die folgende Anekdote scheint uns in dieser Beziehung charakteristisch. „Wenige Meilen von Norfolk waren wie um unseren Pferden einige Erholung zukommen zu lassen, genöthigt, vor einem kleinen einsamen Wirthshause an der Straße anzuhalten. Wir saßen in unserem Wagen, als der Wirth erschien, den General zu sehen wünschte und in ihn drang, einen Augenblick auszusteigen und unter sein Dach zu treten. Wenn Sie nur fünf Minuten halten, sagte er, so verweigern Sie mir diesen Wunsch nicht; Sie schenken mir eben so viele Minuten des Glücks. Der General gab der Einladung nach, und wir folgten ihm in ein niederes Gemach, wo wir eine an Armuth grenzende Einfachheit, aber einen hohen Grad von Reinlichkeit wahrnahmen. Die Worte: Willkommen, Lafayette! standen mit Holzkohlen auf die weiße Wand geschrieben, mit einer Guirlande von Tannenzweigen aus dem benachbarten Wald umschlungen. In der Nähe des Feuerplatzes, auf welchem Fichtenholz knisterte, befand sich ein kleiner Tisch, sauber gedeckt und mit einigen Flaschen Branntwein und Whisky besetzt; daneben ein Teller mit Gläsern und ein anderer Teller mit zierlich herumgelegten Brodschnitten. Diese bescheidenen Erfrischungen wurden mit einer Herzlichkeit angeboten, die ihren Werth sehr erhöhte. Während wir uns daran machten, verschwand der Wirth, kehrte aber nach einem Augenblick von seinem Weib begleitet zurück, welche ihren kleinen drei bis vierjährigen Knaben an der Hand führte, dessen frischen dicken Backen man die Zärtlichkeit der elterlichen Pflege ansehn konnte. Der Vater stellte zuerst die Mutter vor, hierauf nahm er sein Kind auf den Arm, legte eines seiner Händchen in die Hand des Generals und ließ den Kleinen mit vielem Nachdruck die Worte nachsprechen: General Lafayette, ich danke Euch für die Freiheit, die Ihr meinem Vater, meiner Mutter, mir selbst und meinem Lande gewonnen habt. Während der Kleine seine Rede ablegte, sprachen die Herzen der Eltern aus den Blicken, die sie mit innigem Ausdruck auf den General richteten, und ihre Thränen, die sie nicht zu unterdrücken vermochten, beurkundeten das tiefe Gefühl ihres Dankes. Kann ich nach Dem urtheilen, was ich selbst als Augenzeuge empfand, so muß für General Lafayette dieser einer der schönsten Momente seines Lebens gewesen seyn. Sein Gemüth war tief ergriffen, er umarmte das Kind liebreich, und flüchtete sich in seinen Wagen, mit sich nehmend die Segnungen dieser Familie, die der Freiheit, deren sie genoß, so würdig war."

In Nord-Carolina brachte man Lafayette die Huldigungen mit einer Begeisterung, die sich nur derjenigen vergleichen ließ, mit

welcher man dort in dem Revolutionskrieg gefochten hatte. Die Städte waren beleuchtet, die Gassen mit elegantgekleideten Damen besetzt, alle Magistrate und Redner aufgeboten; aber der Regen ergoß sich stromweise und die Straßen waren abscheulich. Ungeachtet seiner Quellen von Wohlstand schien den französischen Reisenden Nord-Carolina einer der am Wenigsten vorgerückten Staaten, wovon sie die Ursache in der hier noch bestehenden Negersklaverei zu suchen geneigt sind. Die Süd-Caroliner empfingen den General an den Grenzen, mitten in einem Wald und geleiteten ihn durch Columbia nach Charleston. „Je mehr wir uns der Hauptstadt näherten," erzählt Levasseur, „verlor sich der eintönige Anblick der Fichtenwaldungen. Unsere Augen erfreuten sich der grünen Gruppen schöngeformter Bäume, unter welchen sich die stolzen Magnolien majestätisch erhoben. Die Umgebungen der Stadt kamen uns vor wie ein wunderherrlicher Garten. Der Balsam der Orange-, Pfirsich- und Mandelblüten füllte die Luft, noch verstärkt durch die Kühle der Nacht. Wir hielten um den Wagen zu wechseln und der Procession Zeit zu lassen, sich zu bilden, und auf ein Kanonensignal begannen wir unsern Einzug. Die Charlestoner, eingedenk, daß ihre Stadt es war, welche den jungen Lafayette im J. 1776 bei seiner ersten Ankunft auf amerikanischem Boden begrüßt hatte, wollten der Welt beweisen, daß die Hingebung des Generals für die Sache der Freiheit bei keinen Bürgern in dankbarerer Erinnerung sey, als bei ihnen. Lafayette's Aufnahme in Charleston konnte sich daher mit den glänzendsten Festen messen, welche uns von den vornehmsten Städten der Vereinigten Staaten bereitet wurden. Die Milizen der entferntesten Theile des Staats hatten sich in der Hauptstadt zusammengezogen und mehrere Kompagien waren, wie man uns versicherte, täglich 50 Meilen maschirt, um den ihnen angewiesenen Posten einzunehmen. Unter den verschiedenen Korps, welche dem General aus der Stadt entgegenrückten, zog besonders eines unsre Aufmerksamkeit auf sich. Er trug die Uniform der alten Nationalgarden von Frankreich und an dem Hoch, das diese Männer ausbrachten, ersahen wir, daß es Franzosen waren. Keine geringe Freude für uns, als wir die Stimmen unserer Landsleute unter dem Jubel der Freiheit und Dankbarkeit hörten! Die französische Kompagnie schloß sich der Prozession an, und die Amerikaner, geleitet durch ein feines Zartgefühl, überließen ihr den Ehrenplatz vor dem Wagen des Generals. Bald vergrößerte sich der Zug durch eine Menge von Partien — Mitgliedern der Geistlichkeit, des Cincinnatusvereines, deutscher, französischer, jüdischer, irländischer Wohlthätigkeitsvereinen, Veteranen von dem Revolutionsheer, Studenten aus allen Fakultäten, Land- und Seeofficieren, Kindern aus den öffentlichen Schulanstalten ɾc. Alle diese verschiedenen Abtheilungen zeichneten sich durch Form, Farbe und Sinnspruch ihrer Flaggen aus. Der Rest der Bevölkerung folgte zu Fuß oder zu Pferd und zwey Stunden ununterbrochen erschallte der Ruf: **Willkommen, Lafayette!** mitten unter dem Donner der Kanonen des Hafens und dem Läuten der Glocken.

Am 17 März fuhr Lafayette in einem für ihn kostbar eingerichteten Dampfboot von Charleston nach Savanna ab. Während er an der Küste hinschiffte, hörte er die ganze Nacht durch Tausende von Salven seiner unermüdeten Verehrer: Töne, die seinem Ohr so angenehm seyn mußten, als dem Geruchssinn des orientalischen Seefahrers die sabäischen Düfte, welche ihm das glückliche Arabien zuweht, und denen Milton die Eigenschaft verleiht, den alten Ocean lächeln zu machen. Von Savanna war das nächste Ziel der Reise Augusta. Auf dieser Tour konnte es fast scheinen, daß in dem Uebermaß der Lust Lafayette's Sicherheit etwas vergessen worden wäre. Zwei, mit Begrüßenden gefüllte Dampfboote, die dem General entgegenkamen, veranlaßten eine Wettfahrt. Die Alatamaha, worauf Lafayette sich befand, war Siegerin, zum großen Vergnügen ihres Kapitäns, der vielleicht an Cäsar und sein Glück dachte. Von Augusta ging es zu Wagen durch Georgien Alabama zu, wo die Gefahr von Seiten des rauhen Wegs kaum geringer schien als die Fahrt auf dem Dampfboot. Denn am ersten Tage waren die Stöße so heftig, daß der General einen Anfall von Erbrechen bekam, worüber seine Begleiter sehr bestürzt wurden.

Algierische Kriegspoesie.*)

Feige Soldaten Husseins! was habt Ihr gethan? Ihr waret achtzig Tausend, und die Franken stiegen vor Euch an's Land. Sie haben Euch zurückgeworfen in die Wüste, wie die Beduinen ihre Heerden treiben in's Gebirg.

Als ihre tausend Schiffe nahten, sagten Eure Führer: „Sie kommen; wir erwarten sie. Die Fahne der Gläubigen weht auf Torre-Chica; unsere drohenden Kanonen decken den Strand; ihre schwachen Fahrzeuge müssen vom Sturm verschlungen oder von unsern Kugeln zerschmettert werden."

Da warfen die Franken zwei tausend Krieger an's Land; Ihr habt sie nicht vertilgt; sie schifften zehn tausend aus, und friedlich und ohne ihre Gewehre zu laden, bemächtigten sie sich der Höhe; fünfzehn tausend andere folgten in wenig Stunden nach, und Ihr flohet durch die Büsche von Staueli wie das Wild vor dem Jäger.

Wälder von Masten wiegten sich vor Euren Batterien, und Ihr habt sie nicht angezündet. Die Griechen, diese empörten Sklaven des Sultans, sind Mehr werth als Ihr.

Wohin ist es mit Eurer Kühnheit gekommen? Was stießet Ihr für ein Rachgeschrei aus, als Ihr einige Tage zuvor zwei ihrer Schiffe gewahrtet, welche die Hand Gottes jagte, daß sie sich umsonst anstrengten, unsern Klippen zu entgehen! Ihr Schiffbruch fand Euch tapfer und unerbittlich; Eure Wuth begrüßte ihren Todeskampf, und Euer Dolch bot ihnen Gastfreundschaft. Ja, wenn es galt, ein blutiges Haupt auf Eure Lanze zu stecken, um es triumphirend dem Fürsten der Gläubigen zu bringen — wo keine Gefahr war, hättet Ihr gern gesiegt. „So", sagtet Ihr, „wird es allen Franken ergehen, und lange werden den Palast von Kiaska solche Trophäen schmücken, und die Abgesandten der christlichen Fürsten werden davor ihr Haupt beugen."

Ihr habt Wort gehalten .... wie Piraten. Ihr sollt eine Karawane bedecken, und plündert sie in der Wüste; ein Aga vertraut Euch seinen kostbarsten Schatz, seine Frauen, Ihr beraubt ihn; Ihr kehrt Euer Antlitz von den Armen ab, obgleich der Koran spricht: „Gebt Almosen!" Ihr liefet vor dem Tod davon, obgleich der Koran spricht: „Heil Denen, die fallen in der Furche unter den Streichen der Ungläubigen; die Huri's warten ihrer."

Was habt Ihr gethan, den Boden zu vertheidigen, auf dem Ihr geboren seyd? Torre-Chica sah Euch fliehen, Staueli sah Euch fliehen, Sidi Kalif sah Euch fliehen. „Die Schaaren der Christen sind von Stahl", sagtet Ihr, „ihre Schlachthaufen stellen sich wie durch Zaubergebot zu lebenden Citadellen auf, gleich einem Zelt, dessen Tuch sich aufthut oder zusammenrollt unter der Hand eines Sklaven." Was geht Dieß Euch an! Sie sind von Fleisch und Blut wie wir; denn der Tapferste von ihnen ist nicht tapferer als Aga Dscherib.

---

*) Wir entlehnen diese angebliche algierische Kriegspoesie aus der Gazette littéraire vom 15 Juli; brauchen aber kaum zu bemerken, daß, wenn sie nicht gänzlich erfunden, sie wenigstens durch Europäisirung in hohem Grad entstellt ist.

Umsonst wollte der Bei von Titteri Euch wieder sammeln; Ihr flohet. Umsonst schlugen die Bey's von Oran und Constantine Euch in's Gesicht; Ihr flohet fort und fort.

Die Osmanli's allein haben ihre Pflicht gethan. Sie allein haben gezehntet die unbärtigen Krieger Frankreichs, die unter ihren Streichen sanken wie Dattelbäume unter der Axt. Ich spornte mein schnelles Pferd bis in die Verschanzungen von Sidi-Kalef, und vor mir fiel der Sohn ihres übermüthigen Führers. Der Letzte, verließ ich die furchtbare Sultansburg, im Augenblick als sie alle ihre Flammen ausspie. Gott vernahm die Donner dieses unheilvollen Tages. Drei tausend Kanonen verkündigten dem Himmel, daß El-Dschesâr fallen sollte. Ihr seyd geflohen, Kabylen, Beduinen, Berbern. Die Türken, die Türken allein wußten zu sterben.

Altes tapferes Geschlecht der Numidier, wie bist Du entartet? Das Gesetz Gottes ist vergessen; im Morgen- und Abendland drängen die Ungläubigen den Koran; von Griechenland ist er gewichen bis zum Balkan; von Spanien haben sie ihn geschlagen bis zum Fuß des Atlas.

Erwache Volk der Osmanen! Siehe Deine Provinzen überzogen von Feinden. Werde rein und stark wie in den Tagen Omars!

Der Verräther Mohammed hat die Gebräuche der Franken angenommen; sein Sohn Ibrahim, der Gläubige, ward getroffen in dem großen Verrath von Navarin. El-Dschesâr allein blieb unüberwindlich und stolz. Wenige Tage, und auch sie ward gefällt.

Nimmer erblicke ich wieder dieses vergoldete oder wilde Meer, das von der Wüste bis zu unsern Mauern reicht, wo es in Bergen von Schaum gegen die Felsen unserer Gestade sich erhebt. Nimmer werde ich hören die kriegerischen Fanfaren, wenn ein Schiff mit Christenbeute einlief und der Mollah beim Untergang der Sonne das Volk zum Gebet lud. Ich werde nimmer einschlummern beim Gebrüll der Wogen und der Kanonen, beim Jubel der Freude und den Gesängen des Triumphes. El-Dschesâr ist in den Händen der Ungläubigen, und Schweigen des Todes ist in ihren Mauern.

Ich scheide; Soldat, mein Pferd! Laß die unnützen Waffen! Was soll Dscherib, der Christensklave! Doch nein! Her mit dem Handschar... In den Thälern von Dschebel Aures wohnen kriegerische Stämme. Ich eile — meinen Handschar!

Afalde! ich werde Dich wieder sehen; Du erwartetest mich als Sieger, ich komme nicht ohne Ruhm. Genug Tage bleiben mir, Dich zu lieben; einen wird Gott seinem Volke verleihen zur Rache. Bricht dann ein neuer Sturm los; ich habe meinen Handschar für uns Beide!

Besuch bei Berzelius.

Ich kam am 6 September 1829 in Stockholm an — erzählt der Engländer Johnston in einem Schreiben an den Herausgeber des Edinburgh Journal of Sciences — und begab mich gleich am folgenden Morgen in die Akademie, um Berzelius einen Besuch zu machen. Ich fand ihn in seinem Kabinet, sehr beschäftigt mit der neuen Ausgabe seiner Chemie. Sobald er meinen Namen gehört, nahm er mich, ohne erst auf die Uebergabe meiner Empfehlungsschreiben zu warten, freundlich und herzlich auf. Sein Aeußeres setzte mich einigermaßen in Verwunderung; ja, ich glaube wohl, der unverwandte Blick, mit welchem ich ihn die ganze Zeit unsers ersten Zusammenseyns über betrachtete, mochte etwas unhöflich herauskommen. Seine Züge sind vielleicht nicht regelmäßig, aber fein, der Gesammteindruck angenehm; vornehmlich zeichnet sich der Mund durch einen Ausdruck von Heiterkeit und Feinheit aus. Er ist gegenwärtig nahe an fünfzig Jahren, seine Gestalt mittlerer Höhe und sehr wohlbeleibt. Nichts unterscheidet ihn in seinem Aeußern von einem gewöhnlichen Menschen, so daß einer meiner Reisegefährten, welchen ich zu ihm führte, nachher zu mir sagte; „Nimmer hätte ich gedacht, daß Der ein ausgezeichneter Mann seyn könnte." Von lebensfrohem Gemüth beobachtet er gleichwohl stets den Ton der guten Gesellschaft, und ergiebt sich bei näherer Bekanntschaft als ein höchst liebenswürdiger Mensch. In der Regel hat er ein starkes Vorurtheil gegen Personen, welche er nicht kennt, besonders gegen Fremde; gegen mich bewies er sich jedoch so gütig, daß mein ihm ertheiltes Lob parteiisch erscheinen dürfte, wäre mir dasselbe nicht sowohl von Schweden als Ausländern bestätigt worden.

Die Akademie der Wissenschaften, deren beständiger Sekretär Berzelius ist, und in deren Gebäude er seine Wohnung und sein besonderes Laboratorium hat, bekam vor Kurzem einen größern, bequemern Palast angewiesen; und gerade während des Auszugs langte ich in Stockholm an. Der Augenblick schien also zu einem Besuch bei dem großen Chemiker und einer Inspektion seines Laboratoriums nicht sehr geeignet. Das alte Lokal war beinahe leer und das neue noch nicht geordnet, so daß Berzelius sich fast bloß auf Schreiben beschränken mußte. Gleichwohl ordnete er sein Geräth mit vieler Zuvorkommenheit, um eine Reihe von Versuchen in unserer Gegenwart anzustellen; eine Beschäftigung, in welcher ihn zu sehen denn allerdings der Hauptzweck meiner Reise nach Stockholm gewesen war. Während die Prozesse vor sich gingen, zeigte er mir seine Sammlungen von Mineralien und chemischen Präparaten, worunter sich die merkwürdigsten Gegenstände befinden; oder er belehrte mich über die Resultate, welche von andern Chemikern hinsichtlich der fraglichen Experimente gefunden worden, und trieb die Gefälligkeit hiebei so weit, mir ganze Seiten aus Werken, deren Sprache ich nicht verstand, zu übersetzen.

Ehemals hatte Berzelius bevorzugte Schüler, die er unter seinen Augen arbeiten ließ; gegenwärtig nicht mehr. Auch früher war deren immer nur eine kleine Anzahl, so daß es in Schweden wohl kaum neun bis zehn Chemiker giebt, die dieses großen Vortheils genossen haben; und nicht mehrere in ganz Deutschland.

In seiner Jugend bezog Berzelius die Universität Upsal, um daselbst Arzneikunde zu studiren. Afzelius, noch jetzt Professor in Upsal, und dessen Gehülfe Eckeberg lehrten dort die Chemie. Die, welche sich auf diese Wissenschaft legten, hatten damals wie, so Viel ich weiß, noch jetzt in Upsal, Stockholm, Lund und Kopenhagen, Zutritt in die Laboratorien, und Jeder durfte wöchentlich einmal irgend ein kleines Experiment selbst vornehmen. Das erste, welches Berzelius zu machen angewiesen wurde, war Bereitung von Eisensaffran (Eisenperoxyd) durch Erhitzung von schwefelsaurem Eisen in einem Tiegel. „Nun", rief er, „Das kann Jeder! Bekomme ich Nichts weiter zu lernen, so blieb ich eben so gut zu Hause." „O nein", entgegnete Afzelius, „die folgenden Experimente, die man Ihnen auftragen wird, werden bedeutend schwieriger seyn." Als die Reihe wieder an ihn kam, ließ man ihn kaustische Potasche durch Calcinirung von Cremor Tartari in einem Tiegel bereiten. „Das war mir so langweilig", sagte Berzelius, „daß ich beschloß, um keinen weitern Versuch einzukommen; übrigens ging ich fortwährend in das Laboratorium, und nach drei Wochen war es bereits meine Gewohnheit, mich täglich dort einzufinden, obschon ich hiezu kein Recht hatte, und Afzelius mir den Eintritt hätte versagen können. Gleichwohl machte er mir keine Bemerkung hierüber, sondern ließ mich nach meinem Gefallen manipuliren und viele Gläser zerbrechen, zum großen Verdruß Eckebergs, der besonders darüber aufgebracht war, daß ich nie die geringste Frage an ihn richtete. Ich schöpfte nämlich mein Wissen viel lieber aus Lesen, Nachdenken und praktischen Versuchen, als von Menschen ohne bedeutende persönliche Erfahrung, die mir, wenn nicht ganz ausweichende, doch sehr wenig befriedigende Antworten über Erscheinungen ertheilten, die sie nicht selbst beobachtet hatten."

(Fortsetzung folgt.)

Merkwürdiges Alter.

In einer amerikanischen Zeitung wird eines Mannes gedacht, dessen die hufelandische Makrobiotik, seines hohen Alters ungeachtet, schwerlich in einer künftigen Ausgabe erwähnen wird. Dieser Mensch, Namens John Hill, in der Gegend von Chambersburg wohnend, ist gegenwärtig 130 Jahre alt. Unter der Königin Anna trat er, 18 Jahre alt, in Kriegsdienste. Bis vor acht Jahren zeichnete er sich durch zügellose Unmäßigkeit aus, und verschlief, bis zur Bewußtlosigkeit betrunken, oft die kältesten Winternächte auf der Straße. Uebrigens war er im Feldgeschäft mit hundert Jahren noch so thätig, als die meisten seiner Mitarbeiter. Sein Geist soll nicht im Geringsten geschwächt seyn, und er wie ein Mann von sechzig bis siebzig Jahren aussehen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 232. 20 August 1830.

Erinnerungen aus Lafayette's Leben.
(Fortsetzung.)

An dem Chatahouche war es, wo Lafayette zum ersten Mal mit Indianern zusammentraf, die sich ihm zu Ehren versammelt hatten. Unter den Bäumen auf dem gegenüber liegenden Ufer standen eine Menge Weiber und Kinder, welche, als sie der Ankommenden ansichtig wurden, ein Freudengeschrei ausstießen. Die Krieger stiegen in einiger Entfernung von jenen einen Hügel herab und eilten nach der Gegend des Ufers, wo die Landung vor sich gehen sollte. Die Mannigfaltigkeit und der auffallende Reichthum ihrer Kleidung bot einen sehr malerischen Anblick dar. Georg Lafayette, der zuerst aus dem Schiff sprang, sah sich im Augenblick umringt von Männern, Weibern und Kindern, welche um ihn herum tanzten und hüpften und seine Hände und Kleider mit einer Miene von Ueberraschung und Staunen berührten; was ihm eben so viel Verlegenheit als Vergnügen verursachte. Mit Einem Mal, als wünschten sie ihrer Freude einen erustern und feyerlichern Ausdruck zu leihen, zogen sie sich zurück, und die Männer stellten sich in der Fronte auf. Ein Mann, welcher der Häuptling des Stammes schien, gab mit einem scharfen und gedehnten Ruf das Signal zu einer Art Gruß, welcher von der gesammten Horde wiederholt wurde, die sich hierauf wieder gegen den Fluß bewegte. In dem Augenblick, da Lafayette zu landen sich anschickte, faßten einige athletische Gestalten den kleinen Wagen des Generals und bestanden darauf, daß er hineinsitzen sollte, da sie nicht zugeben würden, wie sie bemerkten, daß ihr Vater den Fuß auf den nassen Grund setzte. Der General wurde so, wie in einem Palankin, eine Strecke von dem Ufer weg geführt, als der Häuptling sich ihm näherte und auf Englisch zu ihm sagte, seine Brüder freuten sich von Einem Derjenigen besucht zu werden, die in ihrer Liebe für die Einwohner Amerika's nie einen Unterschied des Bluts oder der Farbe gemacht hätten; von einem Mann, welcher Vater aller Geschlechter sey, die das amerikanische Land bewohnten. Nachdem der Häuptling gesprochen, traten alle übrigen Indianer vor, und legten ihren rechten Arm auf den des Generals zum Zeichen ihrer Freundschaft. Sie erlaubten ihm nicht aus dem Wagen zu steigen, sondern zogen ihn langsam den Hügel hinan, auf welchem eines ihrer ansehnlichsten Dörfer lag. Von Uchee Creek bis zu der „Hütte des großen Kriegers" führt der Weg ungefähr eine Tagreise weit durch ein ganz von Indianern bewohntes Land. Lafayette stieß auf mehrere Horden, die ihnen allen möglichen Beistand leisteten, indem sie ihnen über gefahrvolle Stellen auf der Straße, die der Sturm mit Holztrümmern übersät hatte, und über die vom Regen angeschwollenen Ströme halfen. Manch rührender Beweis von der Verehrung dieser Natursöhne für Lafayette ließe sich erzählen. Einer der Gießbäche z. B., den sie passiren mußten, war so gestiegen, daß die hölzerne Brücke, auf welcher der Wagen des Generals hinüber mußte, unter Wasser stand. Da warfen sich die Indianer bis an die Brust in den Fluß und bildeten sich an den Armen haltend eine doppelte Linie, um die Richtung der Brücke zu bezeichnen. Und all diese Dienstleistungen thaten sie um die Ehre, den General bei der Hand zu nehmen, den sie ihren weißen Vater nannten, den Abgesandten des großen Geistes, den großen Krieger aus Frankreich, der in frühern Tagen gekommen, das Land von der Tyrannei Englands zu befreien. Durch seinen Dolmetscher Mac Intosh ließ ihnen der General seine guten Wünsche zu erkennen geben. Auch stellte sich einer der benachbarten Häuptlinge an der Spitze einer Deputation ein. Seine Rede, welche vorbereitet schien, war sehr lang. Er begann mit vielen Lobpreisungen des Muths und der Geschicklichkeit des Generals und ging hierauf auf die vornehmsten Ereignisse des Kriegs über, die er in einem poetischen und pomphaften Styl schilderte. Der Vortrag schloß mit folgenden Worten. „Vater, wir haben längst gehört, daß Du zurückgekehrt seyst, unsre Wälder und unsre Hütten heim zu suchen — Du, den der große Geist vor Zeiten sandte über den großen See, zu vertilgen die Feinde der Menschen, die in Blut gekleideten Engländer. Die Jüngsten unter uns werden es unsern Nachkommen melden, daß sie Deine Hand berührten und Dein Antlitz sahen; sie erblicken Dich, denn Du bist unter dem Schutz des großen Geistes, der die Leiden des Alters von Dir nimmt; vielleicht vertheidigst Du uns noch einmal, wenn wir angegriffen werden."

Die reichen Scenerien des Creekdistrikts erfrischten und entzückten die Augen der Reisenden; und als sie in einem prächtigen Dampfboot zwischen den hohen und bewaldeten Ufern des Alabama hinunterfuhren, während die Musikbande, die sie an Bord hatten, patriotische Weisen spielte, konnten sie sich für die Helden einer Romanze halten. Die drei hundert Meilen weite Fahrt nach Mobile ward in drei Tagen vollbracht. Nachdem sie hier einem öffentlichen Mahl, Ball und Maurerfest beigewohnt, schifften sie sich in einem

andern Dampfboot nach New-Orleans ein. Um einen Tag zu gewinnen, faßte der Kapitän den kühnen Entschluß, den Golf an der Mündung des Mississippi zu durchschneiden. Die Wogen erhoben sich; Kajüten und Betten wurden überschwemmt; das Boot arbeitete furchtbar; das Brausen des Windes, das Geräusch der Dampfmaschine und das Krachen des Schiffes wirkte zusammen, sie jeden Augenblick befürchten zu lassen, daß sie von dem Abgrund verschlungen würden. Doch ereignete sich kein ernstlicher Unfall und um Mitternacht hörten sie den Donner der Batterien von New-Orleans, die den Tag der Ankunft des Gasts der Nation mit hundert Schüssen begrüßten. Neben ihrem amerikanischen Patriotismus beseelte die Louisianer ein landsmannschaftliches Gefühl gegen Lafayette, welches die dortigen Auftritte zu den interessantesten der Reise machte. Aber nicht nur französische Abkömmlinge, sondern auch viele Revolutionsveteranen und Verbannte aus Frankreich traf hier der General, die sich mit doppeltem Eifer um ihn drängten.

Die schönste Huldigung indeß, welche ihm dort widerfuhr, und welche die ganze welthistorische Bedeutung seines edeln Namens beurkundete, war seine Begegung mit den spanischen Patrioten. Lafayette hatte sich in der französischen Deputirtenkammer der Invasion Spaniens und dem Umsturz der Cortesverfassung widersetzt; eine Deputation der spanischen Ansiedler und Flüchtlinge erschien, ihre Dankbarkeit zu bezeugen: „General,“ sagte der Sprecher, „die Spanier, welche in dieser Gegend seit längerer Zeit ansäßig oder von ihrem Vaterland verstoßen hieher gekommen sind, haben sich vereinigt, Ihnen ihre aufrichtigen Glückwünsche zu Ihrer Ankunft in diesen Staaten darzubringen, deren fruchtbare Freiheit zum Theil ein Verdienst Ihrer Opfer und Ihrer Beharrlichkeit ist. Unter den patriotischen Erinnerungen der Einen von ihnen und bei der traurig kummervollen Lage der Andern freuen sie sich der Gelegenheit, die sich ihnen darbietet, den Helden zu schauen, dessen Thaten, Worte und Charakter sie als eine Rechtfertigung der Partei betrachten, die sie ergriffen, als sie sich dem Joch einer Regierung zu entreißen unternahmen, die sie verurtheilt, verfolgt und allen Gefahren und Wechselfällen des Exils Preis giebt. Ihre Achtung für den tapfern und beklagenswerthen Riego und der Tribut gerechter Erinnerung, womit Sie die Asche dieses würdigen Vaterlandsfreundes, des unseligen Schlachtopfers einer grausamen und heuchlerischen Hofpolitik, ehren — ist die beste Aufmunterung für Diejenigen, welche sich selbst der heiligen Sache der Freiheit weihen. Spanier, welche seine Tugenden bewunderten und seine Meinungen theilten, jetzt arme Verbannte, treten vor Sie mit ruhigem Gewissen — wagend, Sie zu begrüßen, denn sie fühlen sich frei von Vorwurf. Wir sind unglücklich. Gälte es, uns zu opfern, um unser Vaterland zu retten, so würden wir keinen Augenblick anstehen unser Leben einzusetzen, noch unter dem Beil anrufend den Namen Lafayette's und Derer, die, gleich ihm, sich nicht anmaßen, Despotismus, Tyrannei und Inquisition gegen den Geist der Zeit, der Civilisation und der Freiheit in die Schranken zu rufen. Empfangen Sie, General, das innige Gefühl unserer Bewunderung und lassen Sie die armen spanischen Verbannten und alle Diejenigen, welche vor dem wildem Grimm der Zwingherrschaft fliehen, ein Wort des Trostes aus Ihrem Munde vernehmen. Dieß Wort, General, soll uns ein Unterpfand Ihres Schutzes, eine Anerkennung unserer Unschuld und eine Aussicht auf eine glücklichere und ehrenvollere Zukunft unseres Vaterlandes seyn.“

„Ich fühle, meine Herren“ erwiederte der General, „das Rührende und Schmeichelhafte, das für mich in diesen Versicherungen von Achtung und Vertrauen liegt, womit die vormaligen Söhne Spaniens, jetzt Bürger dieses Staats, denen sich Spanier beigesellt haben, die von einer Schreckensregierung ihrer Rechte beraubt und verbannt worden sind, mich beehren. Während ich Denjenigen von Ihnen, meine Herren, welche das Glück genießen, Glieder des großen amerikanischen Bundes zu seyn, meine freudige Theilnahme bezeuge, so wollen wir uns Alle dem Gedanken hingeben, daß die Sache der Freiheit doch am Ende über alle feindlichen Allianzen und trügerischen Kabalen siegen muß. Bereits ist Ihre schöne Sprache, die Sprache Padilla's und der Communeros, auf einem unermeßlichen Ländergebiet auf dieser Halbkugel die Sprache unabhängiger Republiken geworden. Bereits war zu zwei verschiedenen Perioden in dem Vaterlande des erlauchten und edeln Riego diese Sprache in dem Schoß der Cortes die Trägerin der berühmtesten und erhabensten Gesinnungen; und was auch der augenblickliche Erfolg eines Kriegs war, den — ich darf es sagen — Frankreich verabscheute, und eines verrätherischen Einflusses, in Bezug auf welchen ich den spanischen Patrioten nichts Neues zu sagen habe, so glaube ich doch fest, daß bald die Freiheit zurückkehrt, um ihr Licht und ihre Segnungen auch über diesen interessanten Theil von Europa zu verbreiten. Dann, nur dann, werden die Schatten Riego's und seiner jungen und unglücklichen Gattin und all jener Opfer des Aberglaubens und der Tyrannei versöhnt werden. Indessen, meine Herren, bin ich stolz auf den Werth, welchen die spanischen Verbannten, unter denen ich so manchen trefflichen persönlichen Freund zähle, meinen Rücksichten für sie beilegen, und ich bitte Sie, meinen aufrichtigen und achtungsvollen Dank dafür hinzunehmen.“

„Unter dem Haufen der Spanier,“ fährt Levasseur fort, „fielen mir einige Geistliche auf und unter diesen ein Kapuziner, dessen Tracht allein schon hier zu Land Aufmerksamkeit erregen muß. Vater Antonio ist ein ehrwürdiger spanischer Franciskaner, der sich seit vielen Jahren in Louisiana aufhält. Umgeben von einer Bevölkerung, die verschiedenen Bekenntnissen angehört, ließ er sich nie beikommen, daß es seine Pflicht seyn könnte, die Gewissen Anderer zu stören, indem er sie für seine Kirche anzuwerben gesucht hätte. Manchmal sammelt Vater Antonio als Kapuziner Almosen; aber Dieß geschieht nur, wenn er ein gutes Werk vor hat, und seine geringen Mittel, durch beständige Guthaten erschöpft, nicht zureichen. Jedes Jahr, wenn bei Rückkehr der ungesunden Jahrszeit das gelbe Fieber die reichen Einwohner von New-Orleans nach ihren Landsitzen vertreibt, zeigt sich Vater Antonio's seltnes Christenthums. Wie viele Elenden, verlassen von Freunden und Verwandten, verdanken in diesen Tagen des Schreckens und der Trauer seiner Pflege, seiner frommen Menschenliebe Leben und Gesundheit! Von Allen, die er rettete und deren sind nicht Wenige, kann Keiner sagen, daß er ihn vorher fragte, weß Glaubens er sey. Als er kam, Lafayette zu besuchen, trug er nach der Regel seines Ordens eine lange braune Kutte mit einem Strick um den Leib. Sobald er den General sah, schloß er ihn in seine

Arme, mit den Worten: O mein Sohn, ich habe Gnade gefunden vor dem Herrn. Er verlieh mir das Glück, ehe ich sterbe, Dich zu sehen und zu hören, den würdigsten Apostel der Freiheit. Als die Menge sich entfernt hatte, und er den General allein fand, drückte der Greis ihn noch einmal an seine Brust und sprach: Lebe wohl, mein Sohn! Lebe wohl, theurer General! Möge der Herr mit Dir gehen, und wenn Dein glorreicher Besuch vorbei ist, Dich zurückgeleiten in den Schoß Deiner geliebten Familie und Dich im Frieden die Erinnerungen an Deine guten Werke und an die Freundschaft des amerikanischen Volkes genießen lassen. O! mein Sohn! Vielleicht bist Du noch für große Ereignisse aufbewahrt. Vielleicht würdigt Dich der Herr, ein Werkzeng der Befreiung andrer Nationen zu seyn. Sollte diese Zeit kommen, so denk', mein Sohn, an das arme Spanien. Verlaß nicht me'n theures Vaterland, mein unglückseliges Vaterland." Thränen rollten ihm über seinen ehrwürdigen Bart. Seine Stimme zitterte und erst nach einer Pause der tiefsten Rührung setzte er hinzu: „Sohn, theurer Sohn, thue, Etwas für mein beklagenswerthes Vaterland." (Schluß folgt.)

Die „große Woche" der französischen Revolution.

Erster Akt.

Noch ist es uns nicht vergönnt, die ganze Scene des Drama's zu überblicken; aber wir können uns wenigstens etwas orientiren, einige Gruppen schildern, einige Züge sammeln. Dazu bieten uns die verschiedenen französischen Journale Beiträge dar, die wir in dem folgenden Artikel zusammenstellen.

Der Tag, von welchem die k. Ordonnanzen datirt sind, die mit Einem Federzug die Verfassung Frankreichs vernichteten und die Willkür an die Stelle der Gesetze brachten, war Sonntag, der 25 Juli. Aber das Geheimniß war so gut bewahrt, daß von den bevorstehenden Staatsstreichen Nichts verlautete.

Der Morgen des 26 erschien und mit ihm der Moniteur, der die verhängnißvollen Ordonnanzen enthielt. Der Anblick dieses Aktenstücks erregt eben so viel Staunen als Bestürzung; die Unterbrechung der Geschäfte, das Sinken der Fonds, das Schließen einer großen Anzahl Läden äußern sich als die erste Folge; doch bald kehrt das Vertrauen zu dem Patriotismus des Volks und der Macht der öffentlichen Meinung zurück. Die Bürger besuchen sich, versammeln sich auf den öffentlichen Plätzen, in einigen Wohnungen, und berathen sich über die Mittel, den verbrecherischen Maßregeln der Regierung durch gesetzlichen Widerstand zu begegnen. Es finden Vereine von Pairs, Deputirten, Wählern, Officieren der alten Nationalgarde Statt. Die unabhängigen Journalisten treten gleichfalls zusammen, und beschließen in Gemeinschaft mit den Druckern, sich der tyrannischen Verfügung gegen die Freiheit der Presse nicht zu unterwerfen. Der Widerstand ward auf verschiedene Weise geleitet. Einige Drucker erbieten sich, unbekümmert um die Strafe, womit die Ordonnanzen sie bedrohen, ihre Pressen den Journalen zu leihen. Andere nehmen den Schein der Weigerung an, um die Tribunale auf dem Civilsweg zu einer Erklärung der Nullität der betreffenden Ordonnanzen zu vermögen. Der Gérant des Journal de Paris ladet seinen Drucker, Hrn. Plassan, vor das Handelsgericht; der des Journal du Commerce, Hrn. Selligue, vor Hrn. Debelleyme, den Präsidenten des Civilgerichtshofes. Diese Magistratsperson befiehlt die Fortsetzung des Drucks; das Handelsgericht erklärt die Ordonnanz für nichtig. Inzwischen hatten sich um das Palais Royal, den Mittelpunkt von Allem, was sich in Paris begiebt zahlreiche Gruppen von Arbeitern und Studirenden gebildet, die den Moniteur einander vorlasen, sich ihre Gedanken mittheilten, aber noch ohne Waffen waren und nichts Feindseliges unternahmen. Doch ließ sich der Ruf: „Es lebe die Charte! Es lebe die Freiheit! Nieder mit Karl X!" vernehmen. Sie wurden durch die Gendarmen mit Mühe auseinander getrieben; die Zugänge des Palastes geschlossen. Das Ministerium Polignac begab sich zur Ruhe — das letzte Mal vor seinem Sturz.

Hatten sich am Montag drohende Gewitterwolken zusammen gezogen so brach am Dienstag, den 27, der Sturm los. In den gewerbsamen Vierteln von Paris liest man den Moniteur wenig; dagegen die Journale, welche sich der Vertheidigung der konstitutionellen Rechte widmen. Diese gesammten Bürger, ihrer gewohnten Lektüre beraubt, erfuhren jetzt durch ein Placat des Polizeipräfekten Mangin, welches überall angeschlagen war, daß in keinen öffentlichen Häusern mehr Journale aufgelegt werden dürften. Zugleich kündigte ihnen der Moniteurauszug, der auf den Straßen feil geboten wurde, die Auflösung einer Kammer an, die noch nicht existirte, mittelst einer Wahlordonnanz, worin die Verachtung der industriellen Klassen bis zur Stupidität und die Verkennung der Rechtsgrundsätze bis zur Unverschämtheit getrieben war; als sie zur Seite der Namen Polignac, Peyronnet, Chantelauze, Guernon-Ranville und Montbel — gleichsam um Alles zu bezeichnen, was fünfzehn Jahre der Intrike, des Abfalls, von Schamlosigkeit, Gewaltthat und Entehrung zu Tage fördern konnten — die Namen eines Dudon, Franchet, Conny, und selbst des alten Bergasse, dieser mehr lächerlichen als verhaßten absolutistischen Antiquität, lasen; und als sie nun vollends die Gendarmen erblickten, welche die Bureaux der liberalen Blätter umlagerten und die Straßen sperrten, um sich der Pressen und Lettern zu bemächtigen, und Bürger zu mißhandeln, welche Nichts verschuldeten, als daß sie ihre Rechte wahrten: was bedurfte es da mehr, um den höchsten Unwillen einer Bevölkerung zu entzünden, die das Bewußtseyn der moralischen Kraft einer großen Nationalität in sich trug? Eine Protestation aller patriotischen Journale, welche zum Widerstand aufforderte, vollendete den Eindruck und gab ihm Schwerpunkt und Richtung. Wir lassen es dahin gestellt, ob, wie das Journal des Debats versichert, das Ministerium selbst es war, welches schon am Montag Abend durch seine Spionen die ersten Volksbewegungen anreizte; wahrscheinlich um dadurch Gelegenheit zu finden, die blutigen Soirées der Straße St. Denis vom Juni 1820 zu wiederholen, und im Tumult einige Rachentwürfe zu vollführen. Doch wie dem sey, das Volk konnte nicht mehr daran zweifeln, daß die Regierung die Gesetze, die Gerechtigkeit, die Charte, die Eide Karls X, die er im Angesicht Gottes und der Menschen geschworen hatte, mit Füßen trat. Es ging das Gerücht von einer langen Liste von Achtungen, auf welcher die ersten Namen der Mitglieder beider Kammern, der Wahlkollegien, der Magistratur ständen; alle Journalisten, welche die Protestation unterzeichnet hätten, seyen inbegriffen; auch Hr. Debelleyme sey nicht vergessen; es hieß sogar, er sey verhaftet und nach Vincennes abgeführt. Bis jetzt hat man noch nicht ausgemittelt, ob das Gerücht gegründet war, oder ob es bloß verbreitet wurde, um den Abschen der Bürger gegen die Regierung zu verstärken. Das Palais Royal ward abermals der Sammelplatz der ersten Gruppen; die bewaffnete Macht zerstreut sie; die Zugänge werden von Neuem geschlossen; aber die Masse, ohne sich zu trennen, verschanzt sich in den benachbarten Straßen. Nachmittags drei Uhr waren die Straßen Saint-Honoré, Richelieu, Valois, Fromenteau, Chartres, Saint-Thomas du Louvre nicht mehr gangbar. Jetzt erst sieht man einzelne Bewaffnete unter dem Volk; Neugierige aus allen Ständen finden sich immer zahlreicher ein; Abtheilungen der Gendarmerie zu Fuß und zu Pferd stoßen die Menge zurück, die sich mit Stöcken und Steinen wehrt. Nichts desto weniger nimmt das Zuströmen der Menge zu, die bereits von den Kaien und den Boulevards her Succurs erhält. Allein auch die Königlichen bleiben nicht müßig; Truppen von allen Waffengattungen stellen sich in den verschiedenen Gegenden der Stadt auf; ganz Paris ist der Sitz des Schreckens. Auf mehreren Punkten hört man Salven, namentlich in der Straße Saint-Honoré. Hier ist es, wo das erste Bürgerblut vergossen wird. Zahlreiche Opfer fallen — es sind junge Leute aus den Schulen und von allen Klassen; aber neu ermuthigt sammelt sich das Volk wieder, es behauptet unter dem feindlichen Feuer seine Stellung. Unter abwechselndem Glück dauerte der Kampf fort. Da das Volk im Ganzen unvorbereitet war, so blieb der Vortheil auf der königlichen Seite. Hauptsächlich feuerten die Lanciers und Grenadiere. Die Soldaten von der Linie schossen meist in die Luft, ja manche von den Schweizern und Garden Verfolgte fanden eine Zuflucht hinter ihren Reihen. Ein Theil des fünften Regiments, das den Platz des Palais Royal besetzte, erhielt Befehl zu feuern; der Kapitän weigerte sich, diesen Befehl seiner Kompagnie bekannt zu machen, und legte seinen Degen ab, indem er sagte, dazu habe er ihn nicht bekommen. Einen entschiedenen Charakter zeigte

die Aufregung des Volks in der Nähe der Börse: es war nicht mehr die Ueberraschung und Niedergeschlagenheit von Gestern, sondern eine Leidenschaft, ein Zürnen, ein Gelärm, ein Händedrücken, ein Durcheinanderreden, kurz man sah, daß das Volk seinen Entschluß gefaßt hatte und daß ein allgemeiner Aufstand sich vorbereitete. Der Abend des 27 entschied: denn damals begann jenes einmüthige Zusammenwirken in den Vertheidigungsmaßregeln, die, ohne vorherige Verabredung entworfen, durch eine Art edeln Instinkt ausgeführt wurden. Die Bürger begaben sich zu den Waffenschmiden; man theilt Pulver und Patronen aus; Laffitte's Hotel ist in ein Arsenal verwandelt. So war also französisches Blut geflossen; auf Aeußerungen des Mißvergnügens hatte man mit dem Feuer der Musketen und Kartätschen geantwortet; Soldaten, größtentheils Ausländer, trunken vom Wein und Golde Dessen, der sich den Vater des Vaterlandes nannte, hatten das Volk niedergemetzelt; die Straßen beim Palais-Royal lagen mit Leichen bedeckt und noch um Mitternacht spürte man den Pulverdampf in der Straße Saint-Anne; die unordentlich auf Haufen zusammengetragenen Steine; die zertrümmerten Laternen; die abgebrannte Kaserne der Börse *); das von Blut gefärbte Pflaster — lauter Kennzeichen, daß unbewaffnete Massen dem Feuer der Garde getrotzt hatten. Uebrigens war Paris dunkel und verlassen; da und dort ertönten Flinten- und Pistolenschüsse; die verabschiedete, aber nicht entwaffnete Nationalgarde probirte ihre Gewehre. Unter den andern Bürgern war die Losung: „Wir haben keine Waffen, holen wir sie uns bei den Feinden.“ In dieser Nacht betrachtete sich Hr. v. Polignac als Sieger. Sein Hotel schimmerte, die Schaar der Höflinge drängte sich durch seine weiten Säle. „Wir triumphiren, Monseigneur! Ehre unsern Gardisten! Sie sind der Sieger; Ihnen, Fürst, gebührt der Ruhm! Wehe den Liberalen! Ueberlassen wir das Uebrige dem General Marmont.“ Der neue Sieg wird nach St. Cloud berichtet; man beglückwünscht, man umarmt sich. Anders sollte der Mittwoch werden.

*) Um 9 Uhr des Abends schleppten Soldaten einen tödtlich verwundeten Bürger nach dem Quartier Saint-Honoré. Das Volk entriß ihn ihren Händen und trug ihn nach dem Platz der Börse; dort legte es ihn nieder; er war unter Wegs verschieden. In der Erbitterung zündete das Volk die dortige Kaserne, die von einem Posten Gendarmen bewacht wurde, an; den Gendarmen selbst geschah Nichts zu Leide. Dieß war im Grund der einzige Volksexceß dieses Tages.

Besuch bei Berzelius.

(Fortsetzung.)

„Beim Abgang von der Universität wurde Berzelius zum Adjunkt Sparrmans (bekanntlich Kapitän Cooks Begleiter), welcher damals Professor an der stockholmer Arzneischule war, und nach dem Tode dieses berühmten Mannes, im Jahr 1806, zu dessen Nachfolger ernannt. Es gab zu jener Zeit nur drei Professoren an der Arzneischule, so daß Berzelius allein einen Theil der Medicin, Botanik und pharmaceutische Chemie vorzutragen hatte. Später kamen vier neue Lehrstühle hinzu, wodurch er der zwei erst genannten Fächer entledigt ward. Obwohl den Titel eines Professors der Botanik fortführend, ertheilte er, einige Unterweisungen an die Zöglinge des Militärkollegiums in Karlsberg bei Stockholm ausgenommen, nie wieder Unterricht in diesem Zweig der Naturwissenschaften. Seine Vorträge in der Medicin hatten großen Beifall gehabt; weniger ward dieser anfänglich seinen Vorträgen in der Chemie zu Theil, weil er die bisherige Methode, ohne alle praktischen Demonstrationen zu lesen, verwarf. Jetzt ist Dieses anders: sein Cursus über die Chemie wird gegenwärtig, eben des experimentellen Theiles wegen, am Stärksten besucht. Ich habe Berzelius nicht auf dem Lehrstuhl gehört, denn eben waren Ferien; da er indessen seine Vorlesungen stets improvisirt, so sind sie gewiß höchst interessant. „Man kann nur dann hoffen, die Aufmerksamkeit zu fesseln“, sagte mir Berzelius, „wenn man sich unmittelbar an die Zuhörer wendet; man unterrichtet sie gewiß nicht so gut durch im Voraus entworfene Vorlesungen.“

„Bis jetzt hat Berzelius eine glänzende Bahn durchlaufen, die sich, seinem äußern Ansehen nach, noch weit hinaus erstrecken wird. Er leidet hie und da an Podagra und heftigen Kopfschmerzen, ist aber im Allgemeinen gesund. Obwohl stark und kräftig, klagt er dennoch, bereits das Alter herannahen zu fühlen. Seit ein Paar Jahren kann er nur mit Hülfe der Brille lesen, und behauptet, sein Gedächtniß lasse nach. „Ehmals“, sagte er mir, „brauchte ich eine wissenschaftliche Abhandlung nur Einmal zu lesen, um deren Inhalt vollkommen zu kennen; jetzt muß ich Dieß zwei bis dreimal thun. Auch wußte ich sonst genau, was in den Gefäßen um mich her enthalten war, obwohl ich dieselben oft Monate lang ohne Aufschrift ließ; jetzt muß ich hiefür im Augenblick sorgen, denn sonst vergeß ich gleich wieder, was drinn ist.“

„In Folge dieser Vorzeichen des Alters, für welche er selbst sie wenigstens hält, hat Berzelius beschlossen, den Katheder an seinen Gehülfen, Doktor Mosander, zu überlassen; er wird den Professors-Titel ungefähr noch ein Jahr führen, und dann an Jenen abtreten, sich bloß die Stelle eines Sekretärs der Akademie der Wissenschaften vorbehaltend. „Dieser Mosander“, sagte er mit Offenherzigkeit, „taugt mehr als ich zum Professor der Chemie; denn, abgesehen von seinem Talent, hat er seine Studien in der Officin eines Pharmaceuten begonnen, und da ihm auf jenem Platz zugleich die Oberaufsicht und Controle über alle Apotheker des Königreichs zukommt, so ist er mehr als irgend Einer der Mann, alle Listen und Feinheiten jener Herren zu durchschauen.

„In der Regel arbeitet Berzelius täglich 12 — 14 Stunden. Mit seinem Laboratorium steht sein Kabinet in unmittelbarer Verbindung. Hier hält er sich in der Regel auf, und hier empfängt er auch seine Besuche, da er, als unverehlicht, überhaupt wenig Veranlassung hat, sich in ein anderes Zimmer zu begeben. Durch die Nähe des Laboratoriums, die Vereinigung seiner Büchersammlung, seines Schreibtisches, seiner Oefen und sonstigen Geräthe in einem kleinen Raum, ist er in Stand gesetzt, jeden Augenblick zu benützen, und jeden Versuch, der ihm zu Sinn kommt, sogleich auszuführen.“

Johnston giebt eine umständliche Beschreibung von dem wissenschaftlichen Apparat des gelehrten Chemikers, woraus wir Folgendes entlehnen: „Man spürt hier nicht jene Gerüche, welche den Aufenthalt in chemischen Laboratorien dem Laien oft so unerträglich machen; geschickt vertheilte Ventilatoren zerstreuen dieselben alsbald. Man trifft nicht jene große Oefen von Backsteinen, sondern auf einem backsteinernen Herd von etwa drei Fuß Höhe, über welchen sich ein Kamin herwölbt, sieht man ein kleines Sandbad, das von einem Steinkohlenfeuer erwärmt wird, und einen kleinen, zum Durchgang der Tuben mit vielfachen Löchern versehenen eisernen Ofen. Ist eine Reihe von Experimenten im Gang, so ist dieser Ofen mit einer Menge kleiner gläserner Geräthschaften bedeckt, die nach methodischer Anordnung, ohne das mindeste Durcheinander, aufgestellt sind und durch eine Weingeistlampe erhitzt werden. Ferner bemerkt man unter einem gläsernen Gehäus eine ausgezeichnet feine Wage. Die Gewichte sind von Blei und geben die Tara (den Gewichtsüberschuß für das Gefäß, in welchem der zu wiegende Körper sich befindet) der kleinen Platina-Tiegel u. dergl. genau an. Die Anordnung der verschiedenen Stücke eines Apparats sich zu erleichtern, bedient sich Berzelius einer Menge kleiner Maschinen, die, wie er sagt, vom Assessor Gahn erfunden, größtentheils aber, zumal die hölzernen, von ihm selbst verfertigt worden sind. Die schwedischen Chemiker haben den Vortheil, Glas ohne Beimischung von Blei zur Hand zu haben, so wie ein Filtrirpapier, das man sonst nirgends trifft. Man bereitet dasselbe im Winter und hängt es zur Trocknung in sehr kalter Luft auf, wodurch das in ihm enthaltene Wasser gefriert, und somit das Papier so porös wird, daß jede Flüssigkeit schnell durchdringt, während es Dichtigkeit genug behält, um feste Körper zurückzuhalten. Große Quantitäten dieses Papiers werden in's Ausland verführt; es enthält keinen auflösbaren Stoff und läßt verbrannt nur 1/6000 seines Gewichts zurück. Nie wendet Berzelius die Dekantation an, sondern sammelt seine Niederschläge stets auf solchem Filtrirpapier, das er dann verbrennt, indem er bei Berechnung des Resultats 1/6000 für das Filtrum ansetzt.

(Schluß folgt.)

Kamelfracht.

Ein Land, das seine Waaren zu Schiff versenden kann, hat, wegen der Wohlfeilheit dieses Transports auf einen regeren Güteraustausch zu rechnen als ein Land, dem bloß die Achse als Verkehrmittel zu Gebot steht. Das Schiff der Wüste indeß — das Kamel — macht Handelsstädte selbst in der Wüste gleichsam zu Hafenplätzen; so betragen z. B. die Kosten einer Kamel-Last von 6 — 700 Pfunden, von Bagdad nach Aleppo, d. h. auf einem Weg von etwa 600 engl. Meilen bloß 1 Pf. Sterl.; also kaum mehr als die Fracht zu Schiff.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 233. 21 August 1830.

Briefe eines Engländers aus Paris.

I.

Paris den 30 Juli 1830.

Eine Nachschrift zu meinem Brief vom Dienstag Abend (27 Juli) lautete: Die Revolution hat begonnen. Mittwoch schrieb ich Ihnen zwei Billets, glaube aber, daß sie zerstört worden sind. Dienstag nahmen die Dinge eine sehr ernste Gestalt an. Die auf den Platz vor dem Palais Royal postirten Gendarmen wurden von Leuten, die man in London Stutzer (a mob of dandies) nennen würde, mit einer Hartnäckigkeit, einer Verachtung jeder Gefahr angegriffen, von welcher alle Händel, Tumulte, Aufruhre oder Revolutionen in England nichts Aehnliches darbieten. Zwar waren auch einige junge Bürger und Leute von den niedern Klassen dabei; aber die Mehrzahl bestand um 5 Uhr immer noch aus pariser Elegants mit spanischen Rohren in der Hand, und Pistolen in der Tasche. Mehrere wurden getödtet. Begierig die Sache in der Nähe zu sehen, nahm ich ein Kabriolet, um damit durch das Palais-Royal nach dem Ort des Gefechtes zu fahren. Der Kutscher hatte früher bei den reitenden Jägern der Kaisergarde gestanden; als wir von hinten auf die Pferde der Gendarmen zukamen, die dem Froidmanteau gegenüber in Linie hielten, wurde die Versuchung zu stark für ihn. Die Elegants von der Kavallerie angegriffen, feuerten ihre Pistolen auf diese ab, zogen sich zurück, griffen von Neuem an, und laut wiederhallte das Geschrei: Vengeance! — Liberté — A bas le roi! — Vive la Charte! — Vive l'Empereur! — Vive Napoléon II! — La mort à Polignac! — La mort à Peyronnet! — Liberté ou la mort! — Das war zu Viel für meinen Phaeton. Der Kopf schwindelte ihm; er griff die Gendarmen mit seiner elenden Mähre von hinten an. Ich fiel in die Zügel und schalt ihn tüchtig aus, denn ich sah nur zu gut, wie sehr er unsrer Beider Leben auf's Spiel setzte; aber vergebens; er stellte sich aufrecht hin, schwang die Mütze über'm Kopf und rief aus vollem Hals: Vive l'Empereur! Der Himmel weiß, daß es mir nicht im Mindesten darum zu thun ist, Lachen zu erregen; aber dieser und ein Paar andre solche kleinen Züge werden den Stand der Hauptstadt und der Parteien besser vor Augen bringen, als eine weitläufige Beschreibung.

Einige sind der Meinung, die Gendarmen hätten um diese Zeit noch ihre ganze Entschlossenheit gehabt; indessen glaube ich schon damals Zeichen von Furcht und Unentschiedenheit bei ihnen bemerkt zu haben. Allerdings fochten sie noch mit gutem Willen und mit Verachtung der Gefahr, aber jeden Augenblick wurden ihre Angreifer durch Jungen, Handwerksbursche, Schreiber, Studenten, Miethkutscher, kurz von Leuten aller Volksklassen verstärkt; jeden Augenblick wurde das Feuer schärfer.

Ich kehrte nach Hause; als ich nach Tisch abermals zum Palais Royal wollte, stieß ich in der Rue Vivienne auf einen Haufen Männer, die den Leichnam eines ihrer gefallenen Kameraden trugen. Wie sie am Palais Colbert vorüberkamen, wo Schweizer die Wache hatten, hallte ihr Rachegeschrei grauenhaft wider. Sie trugen den Körper nach dem Börseplatz, entblößten seine Wunden, und stellten ihn, umgeben von brennenden Kerzen, und unter dem unabläßigen Geschrei: „Vengeance, und: Aux armes! Aux armes! öffentlich aus. So gedrängt voll die Straßen waren, hörte man keinen andern Laut als diesen; ausgenommen den fernen Donner des Geschützes, der von Zeit zu Zeit das Ohr traf. Etwas später und alle Laternen waren zerbrochen, und ihre langen Seile hingen schwankend in die Straßen herab, schauderhaft an den Gebrauch mahnend, zu welchem sie vor ein und vierzig Jahren gedient. Um zehn Uhr ward das hölzerne Wachthaus auf dem Börsenplatz gestürmt, die Gendarmen daraus verjagt und das Haus selbst in Brand gesteckt. Ein Theil des Pompiers-Kommando's eilte zum Löschen herbei; man duldete aber nicht, daß sie Hand anlegten; ja sie selbst ließen sich geduldig entwaffnen.

Später wurden die Läden sämmtlicher Waffenschmide angegriffen, und was nur irgend zur Waffe dienen konnte, mitgenommen. Um eilf Uhr war es verhältnißmäßig ruhig geworden, aber man konnte sich über das Wesen einer solchen Ruhe nicht wohl täuschen. Um vier Uhr Morgens rottete sich das Volk von Neuem an vielen Orten, besonders aber in der Straße St. Honoré zusammen. Abermals und in verstärkter Anzahl erschienen die wohlgekleideten Elegants von Gestern, aber noch weit größer war jetzt der Haufe der furchtbaren Männer aus den Vorstädten St. Antoine und Marceau. Man zog sich gegen die Tuilerien hin, aber bis zehn Uhr fiel kein Akt der Feindlichkeit vor. Mittlerweile fingen die Tapfern der ehmaligen National-Garde an, sich auf den Boulevards, auf dem Greveplatz und andern Punkten zu versammeln, mit der Gewißheit, daß Solches ihnen, im Fall des Mißlingens, den Kopf koste. Zugleich erfolgte ein neues, für den Augenblick höchst wichtiges Ereigniß.

Die Zöglinge der polytechnischen Schule (junge Leute von 15 bis 20 Jahren), die ohne ihre Degen aus ihrem Institut ausgebrochen waren, schlossen sich fast bis auf den letzten Mann an das Volk an, und vertheilten sich sofort jeder einzeln nach einer besondern Stelle, um den Befehl über die Menge zu übernehmen, oder vielmehr ihn von derselben zu erhalten. Und edel vergalten sie das in sie gesetzte Vertrauen! In einer Stunde stand eine unermeßliche Macht auf den Beinen. Das Rathhaus ward angegriffen, erstürmt und diente den Bürgern von nun an zum Anlehnungspunkt. Ebenso nahm man die in der Rue du Bac aufgeführten Kanonen mit Gewalt weg, und vertheilte sie an die bedeutendsten Punkte, von wo aus dann jene jungen Helden sich ihrer zwölf Stunden lang mit bewundernswürdigem Kaltmuth und außerordentlicher Wirksamkeit bedienten. Die Tuilerien wurden angegriffen und vom dritten Regiment der königlichen Garde, lauter gebornen Vendee'ern, vertheidigt. Sie waren die ersten Soldaten, welche am Mittwoch auf das Volk feuerten. Schon früher hatten sich die Pompiers ergeben, und ein großer Theil der Gendarmen war ihrem Beispiel gefolgt. Ich habe vergessen zu sagen, daß die ganze pariser Garnison in der Nacht vom Dienstag auf Mittwoch unter's Gewehr gerufen worden war. Dem fünften Regiment wurde kommandirt: „fertig!“ um auf das auf dem Boulevard befindliche Volk zu schießen. Sie thaten nach Befehl. „Schlagt an!“ und sie richteten die Gewehre nach ihrem Obrist, ganz kalt auf das Wort „Feuer!“ harrend. Augenblicklich zerbrach dieser seinen Degen über dem Knie, riß seine Epauletten ab und zog sich zurück. Das Volk stürzte den Soldaten in die Arme, welche es willig aufnahmen, aber in geschlossener Reihe stehen blieben. „Vive la ligne!“ war demzufolge während der Nacht und die ganze spätere Zeit über ein fortdauernder Ruf des Volks.

Um zehn Uhr kam ich auf den Carrouselplatz. In der Straße Richelieu und in der ganzen Nachbarschaft der Straße St. Honoré standen beide Partien Stirn gegen Stirn. Das dritte Garderegiment schien zum Kampf entschlossen. Furchtbar war das Volk angewachsen. Kein Wort wurde gesprochen. Der Garten der Tuilerien war geschlossen. Auf dem Carrouselplatz fand ich drei Schwadronen Garde-Lanciers, ein Bataillon des dritten Garderegiments und eine Gardebatterie von sechs Stücken. Tuilerien und Louvre waren von einem Regiment der Schweizergarde besetzt. Unglückliche! die Lehre früherer Tage blieb für sie verloren. Sie sind zu Grund gegangen!

Wenige von den Gardisten verzehrten ihr Frühstück; alle übrigen waren bereit aufs erste Kommando einzufallen.

Ich ging dem Kai des Louvre entlang. Der Pont des Arts (eine hölzerne Brücke für Fußgehende, dem Louvre gegenüber) und das Palais des Instituts waren so mit Menschen angefüllt, daß ich, zu meinem Glück, gegen den Pont Royal umbeugte. Im nämlichen Augenblick wurde eine furchtbare Tiraillade vom Greveplatz her vernommen. Ein von allen Seiten her rollendes Feuer antwortete derselben unverweilt, und in fünf Minuten waren 15,000 der schönsten Truppen von der Welt handgemein mit Bürgern, welche die nächsten besten Waffen aufgegriffen hatten. Hier sah man eine kleine Anzahl älterer Männer, National-Garden, die mit einer Todesverachtung, welcher nur der Heroismus der unbärtigen Zöglinge der polytechnischen Schule an die Seite gesetzt werden konnte, ihr Feuer auf die königliche Garde — Reiter, Fußvolk und Artillerie — Franzosen und Schweizer — richteten, indem sie zugleich die höchste Sorgfalt trugen, den Linienregimentern, den unbeweglichen Zuschauern der ganzen Scene, kein Leid zuzufügen. Dort bemerkte man die wilden Verbündeten der Vorstädte St. Antoine und Marceau mit ihren Piken von 1815, oder andern, weniger furchtbar aussehenden Waffen. Tausende von Weibern und sonstigen unbewaffneten Leuten schauten zu, und sprachen der Volkspartei Muth ein.

Ich habe bloß Zeit, die Resultate anzugeben.

Zehn Stunden lang wüthete der Kampf ununterbrochen fort. Ueberall her rollte das Musketengeknatter, donnerten die Kanonen, hörte man Schüsse und Geschrei. Ich begab mich in ein entferntes Quartier der Stadt, und fand dieses ganz ruhig, wie zu gewöhnlicher Zeit; aber die grausame Gewißheit, daß der Tod jeden Augenblick einen der Kämpfenden niederstrecke, die schreckhafte Ungewißheit über den Ausgang, die Furcht vor der jedem Bewohner von Paris drohenden Gefahr, der Trauerton der Sturmglocken brachten natürlich auch dort Gefühle hervor, die man sich leicht vorstellen kann.

Zwei Stunden lang hatte ich mit einem Obrist der alten Kaisergarde an einem Fenster gesessen, das nach der Stadt zu sah. Sein Gesicht war unbeweglich; seinen Lippen entfuhr kein Laut; aber sein geübtes Ohr unterschied, was zu entdecken mir nicht möglich gewesen wäre, denn obwohl anderthalb Stunden vom Rathhaus entfernt, rief er plötzlich mit triumphirendem Ton: Nous avons un point d'appui là.“

Das Rathhaus hatte sich ergeben, und der eben aufsteigende Lärm rührte von den Siegern und dem abziehenden Feind her. Die Linienregimenter thaten den ganzen Tag über keinen Schuß. Das 53 weigerte sich gerade zu. Die Gardekanoniere richteten ihre Stücke in einem solchen Winkel, daß ihre Angreifer verschont blieben, obwohl sie ihrerseits von diesen, welche über jene menschenfreundliche Absicht keine Gewißheit hatten, nicht geschont wurden.

Die Kavallerie wurde durch viele hundert Salven niedergestreckt.

Zeitig wehte die dreifarbige Fahne auf dem Thurm des Rathhauses und von Notre Dame.

Die Eile läßt mir keine geordnete Erzählung zu. Dienstag Nacht entging Fürst Polignac kaum der Gefangennehmung. Seinem Haus wurde übel mitgespielt. Mittwoch Nacht ward der bekannte Abbé Frayssinous (Bischof von Hermopolis) verhaftet. An diesem Tag verschwanden alle Priester. Alle Minister entflohen.

Um zehn Uhr hielten sich die Tuilerien und das Louvre noch; in diesem Augenblick aber sah ich den Boulevard her ein Regiment Lanciers kommen, das außerordentlich ermattet zu seyn schien. Schnell hinter ihnen drein kam ein Theil eines Garde-Infanterieregiments. „Da kommen frische Truppen,“ sagte ich zu einem ehemaligen Offizier neben mir; „Sie wissen, die Regimenter in den Departements sind nach der Hauptstadt berufen worden.“ — „Es ist ein Rückzug,“ erwiederte er, „sie sind in unordentlicher Flucht begriffen. Sehen Sie, wie Tambours, Musik, Offiziere und Soldaten sich durch einander drängen; und dort wird ein verwundeter Offizier geführt; sie müssen gewaltig Eile haben; denn bemer-

len Sie wie sein Schenkel blutet, und doch ist er noch nicht verbunden. Ja Viele haben nicht einmal Schuhe an."

Ein Kürassier-Regiment, oder vielmehr die Reste eines solchen, vermischt mit Gendarmerie-Jägern (Gendarmes de Chasse) folgte, der Pferde größtentheils beraubt, und die Leute halbtodt vor Ermattung. Den Schluß machte ein Theil eines Linien-Regiments, das düstern Blickes einherschritt. Alles, was von den drei erst genannten Regimentern nicht hier vorüberzog, war todt; die noch Lebenden mit einigen Liniensoldaten begaben sich, wie mein Freund gleich vermuthete, nach St. Cloud zum König, wo sie gestern in großer Unordnung anlangten.

Gestern begann der Angriff auf das Louvre und die Tuilerien zu früher Stunde von Neuem, und dießmal siegte das Volk, jedoch erst nach einem großen Blutbad. Der Palast ward geplündert, die verschiedenen Kasernen der armen Schweizergarden wurden an diesem Tag gestürmt und die Schweizer, welche verweigert hatten, die Waffen zu strecken, in Stücke gehauen. Ein Regiment Garde-Husaren kam gestern von Orleans, hielt jedoch, da es den Abzug der schon genannten Garden vernahm, auf dem Platz Ludwigs XVI an, und zog sich sofort nach St. Cloud, wobei es unterwegs ein starkes Feuer auszuhalten hatte. Um vier Uhr Nachmittags stand kein Mann mehr gegen das pariser Volk unter den Waffen. Von allen öffentlichen Gebäuden wehte die dreifarbige Fahne. Die Freude war allgemein.

Die Ernennung des Generals Lafayette zum Oberbefehlshaber der Nationalgarden war ein sehr glücklicher Umstand; 80,000 werden sich noch heute Nacht organisiren. Der gemeine Haufe legt seine Waffen in diesem Augenblick nieder. Ein großes Boot wird so eben mit den Leichnamen Derer gefüllt, welche bei Stürmung des Louvre gefallen sind.

Napoleon II ist im Mund der ganzen niedern Volksklasse.

Die „große Woche" der französischen Revolution.
Zweiter Akt.

Die Sonne Mittwochs des 28 Juli ging auf. Die Schönheit des Wetters und die Reinheit des Himmels kontrastirten seltsam gegen den Orkan in den Gemüthern. Von 4 Uhr Morgens an war die ganze unermeßliche Hauptstadt in Bewegung, und eine von Minute zu Minute wachsende Volksmenge füllte die Straßen Saint-Denis, Mont-Martre und Saint-Honoré. Der Ruf: Hoch lebe die Charte, nieder mit Karl X! ertönte fort und fort, trotz der Gegenwart der Truppen. Man schritt zur Vertilgung der Insignien des Königthums, der Wappenschilder an den Wohnungen der Notare, an den Thüren der öffentlichen Magazine; einige junge Leute lasen Proklamationen vor; die Nationalgarde erschien in ihrer alten Uniform. Es handelt sich jetzt nicht mehr um ein Ministerium, nicht mehr um einen Hrn. v. Polignac; es handelt sich darum, ob Bürgermuth oder Soldatenmuth siegen soll.

Zwischen 8 und 9 Uhr, während die erlöschende Autorität Paris in Belagerungszustand erklärt und dem Herzog von Ragusa das Oberkommando über die Truppen überträgt, der sich durch neue Regimenter verstärkt sieht, die in der Nacht nach Paris gebracht worden sind, ergreift ein Theil des Volks die Offensive. Bald entspann sich der Kampf aller Orten; mehrere Posten legten die Waffen nieder; acht Schweizer, welche die Vorübergehenden mit Bajonnetstößen mißhandelten, wurden auf dem Boulevard Bonne Nouvelle getödtet, und ihre rothen Uniformen dienten den Kämpfenden eine Zeitlang als Standarte. Die Hauptpunkte, auf welchen gekämpft wurde, waren das Stadthaus, das Thor Saint-Denis, die Boulevards, die Straßen Saint-Antoine, des Prouvaires und Mont-Martre. Eine Schaar Handwerker, zum kleinsten Theil ordentlich bewaffnet, stellt sich in dem Quartier der Halle in Schlachtordnung, marschirt gegen die Seine, vor die Brücke au Change, überwältigt die Gendarmerieposten, bemächtigt sich der Gewehre und der Patronen, und bewaffnet sich so auf dem Marsch. Unter dem Ruf „hoch lebe die Charte" stürzt sie auf das Stadthaus vor und erobert diesen wichtigen Posten, der ihr von der Gendarmerie eine halbe Stunde lang streitig gemacht wird. Gegen 10 Uhr unternehmen die königlichen Truppen einen allgemeinen Angriff auf den Greveplatz, wo die Patrioten, unter Anführung der HH. Lacombe, Carrel und einiger andern Offiziere des alten Heeres, die schwarze Flagge und die dreifarbige Fahne aufgepflanzt hatten. Eine Kolonne der königlichen Garde drängt über die Brücke au Change vor, und richtet ein Kreuzfeuer auf die Bürger, welche die benachbarten Kaie inne haben; zu gleicher Zeit ziehen die Schweizer auf dem rechten Ufer der Seine an, und nach einem erbitterten Kampf bemeistern sich diese beiden Korps des Stadthauses. Allein die Bürger sammeln sich wieder, necken den Feind durch eine unaufhörliche Füssilade, bei welcher fast jeder Schuß trifft, bekommen Verstärkungen, stürmen das Stadthaus und nehmen dasselbe sammt der Artillerie, die es vertheidigt, weg; sie vertrauen die Bedienung des Geschützes den polytechnischen Zöglingen und einigen Sapeurs-Pompiers an, welche bald den Kai des Greveplatzes und die eiserne Brücke, wo die Schweizer stehen, mit Leichen bedecken. Die Nationalgarde mit der dreifarbigen Fahne behauptet sich. Vor dem Stadthaus war es, wo die Schweizer zuerst jenes allgemeine Musketen- und Artilleriefeuer eröffneten, das zwölf Stunden ununterbrochen durch ganz Paris fortdauerte. Die Todten und Verwundeten wurden auf Wägen fortgeführt; konnte jedoch irgend Etwas die furchtbare Schreckensscene mildern, so war es die Achtung des Volks gegen die Opfer, von welcher Partei sie auch seyn mochten. Die Verwundeten waren keine Feinde: es waren Brüder, es waren Franzosen.

Auch auf andern Punkten triumphirte die Nationalsache. Die Bevölkerung des linken Seine-Ufers, mit den Zöglingen der polytechnischen Schule, den Studirenden des Rechts und der Arzneikunde, stand vom frühen Morgen an unter den Waffen. Das Pulvermagazin von Ivry fällt in die Hände der Bürger; man setzt die militärischen Gefangenen in der Abtei in Freiheit und stellt sich unter ihre Befehle; eben so die wegen Schulden in Saint-Pelagie Verhafteten, worunter sich mehrere Offiziere befanden, die dem Volk nützliche Dienste leisteten. Eine kostbare Eroberung hat man an dem Museum der Artillerie und dem Platz Saint-Thomas d'Acquin, wegen der Waffen aller Art, die man vorfindet. Der Palast der Pairskammer bleibt verschont. Die Gruppen der bewaffneten Bürger bitten sich's aus, unter der Führung der unerschrockenen Zöglinge der polytechnischen Schule zu marschiren, denen wegen ihrer militärischen Kenntnisse und ihrer heldenmüthigen Hingebung ein bedeutender Theil der Ehre dieses Tags gebührt.

Es war ein großartiges Schauspiel, das Volk mit einer solchen Uebereinstimmung der Wünsche und der Gesinnungen handeln zu sehen, daß seine Unordnung selbst Taktik zu seyn schien. Die Erfahrung des gestrigen Abends und der Anblick der in den breiten Straßen und auf den öffentlichen Plätzen aufgeschichteten Leichen der Seinigen lehrte es, sich nicht mehr blindlings in den offenen Kampf zu stürzen. Zerstreut in den Winkeln der Seitengassen, in den Häusern und hinter Mauern, geleitet von geschickten Jägern, von Nationalgarden in Uniform, von Studirenden und polytechnischen Zöglingen, machte es jeden Fußbreit zu einer Festung, daß Hr. v. Cherzey, einer der Obristen der königl. Leibwache, nachher erklärte, er sey zwanzig Jahre Soldat, aber könne sich nicht gegen Dachziegel und Pflaster schlagen. Dieser kleine Krieg nöthigte die Kürassiere und die Lanciers der Garde, sich zu trennen; in ihren Kommunikationen abgeschnitten, erlitten sie ungeheuren Verlust, die ersteren durch das Feuer der Vorstadt Saint-Antoine, die letzteren zwischen die Straße Saint-Denis und die Boulevards eingezwängt, wo von der Höhe des Thores Saint-Denis und der benachbarten Häuser Ziegel und Pflastersteine auf sie herabregneten. Um das Thor Saint-Denis, welches zumal die Straße und die Vorstadt Saint-Denis und die beiden Boulevards beherrscht, endete das wechselnde Gefecht erst um 8 Uhr Abends. Einer der Befehlshaber der königl. Garde, in der Straße Saint-Denis schwer verwundet, wurde von den Soldaten nach dem Haus der barmherzigen Schwestern, gegenüber der Kirche Bonne Nouvelle, gebracht; keine Thüre öffnete sich, den Verwundeten aufzunehmen; er mußte ein anderes Asyl suchen; allein die Wege waren von den Kämpfenden besetzt, und der Unglückliche, von seinen Leuten verlassen, niedergeworfen und unter die Füße getreten, kam hülflos um.

In der Straße Montmartre kommandirte der Herzog von Ragusa in Person. Während eines Theils des Tages war der Siegesplatz von

einigen Truppen besetzt, unter welchen ein Theil des fünften Linienregiments sich befand, der zu den bei den Petits Pères aufgestellten Nationalgarden überging. Um 2 Uhr erschien der Marschall an der Spitze frischer Truppen auf dem Platze und kommandirte Feuer; auf beiden Seiten gab es viele Verwundete und Todte. Der Marschall führte nun seine Truppen die Poststraße nach der Straße Montmartre, die sie ohne Mühe säuberten, bis sie vor die Straße Joquelet gelangten, wo die Bürger aus den Fenstern feuerten und den Marschall zum Rückzug zwangen.

Während man sich in allen Gegenden von Paris schlug, hatte die dreifarbige Fahne nie aufgehört, auf den Thürmen von Notre Dame zu wehen und den Bürgern neue Streitkräfte zuzuführen. Am Abend ruhten die Waffen *), denn beide Partelen bedurften der Erholung. Hier zeigte sich der Unterschied der Lage der Freiwilligen der Nation und der Besoldeten der Macht Jedes Haus war für die Bürger ein Erholungsort; überall fanden sie Erfrischungen und Lebensmittel; mit jedem Schritt vermehrte sich ihre Kriegsmunition, während dagegen die Feinde, deren Brodmagazine das Volk erobert hatte, vor Durst und Hunger verschmachteten, und ihre Vorräthe mehr und mehr sich erschöpften. Drei Linienregimenter schloßen sich im Verlauf des 28 den Patrioten an. Den Rest des Tages benützten die Bürger, um sich für den folgenden, den Tag der letzten Entscheidung, zu rüsten. Alle Straßen wurden jetzt verrammelt; auf den Boulevards wurden Bäume am Fuß abgehauen und quer übergelegt; das Pflaster wurde aufgerissen und auf die Dächer geschafft; da sah man Kutschen mit eleganten Wappen, deren Eigenthümer man höflichst auszusteigen ersuchte, Fiakers, schwere Lastwägen, Fässer, Thüren, Laternenpfähle, Theatergeräthschaften, Möbels durcheinander, mittelst deren jede Gasse ihre Verschanzung bildete; in den Straßen Saint-Martin und Saint-Denis erhoben sich von 20 zu 20 Schritt Mauern vom Pflaster bis zu den Fenstern des ersten Stockwerks; Anschläge unterrichteten das Volk in dem Verfahren, welches bei diesen Verschanzungen zu beobachten war. Indessen mochte diese Nacht für Viele entsetzlich seyn. Hatte das dumpfe Geläute der Sturmglocken und der Ruf „Zu den Waffen! Zu den Waffen!“ den man bei jeder Pause des Geschützes vernahm, den Ernst des Tages gesteigert, so mußte jetzt, bei der noch fortwährenden Ungewißheit des Resultates, der Gedanke an das Schicksal der tapfern Männer, die für ihr Vaterland geblutet hatten, wehmüthige Gefühle erwecken. Aber am Meisten zu bedauern waren die Vorsichtigen und Klugen. Was träumten sie nicht bereits von Bürgerkrieg, Anarchie, Theurung, Exzessen aller Art; wie quälte sich nicht mit Reaktionen, Militärkommissionen, Gefängniß, Exil, Galgen ihre Einbildungskraft: sie sahen den Hof von St. Cloud mit allen seinen Truppen zurückkehren und die Stadt mit Feuer und Schwert verheeren, alle Gesetze abgeschafft, die absolute Gewalt hergestellt, alle Früchte der Revolution von 1789 für immer zerstört, Frankreich entehrt, als ein erobertes Land behandelt und der Habsucht und dem Despotismus der Höflinge und der Pfaffen preis gegeben! Und wenn Dies nun geschehen sollte, so zitterten sie fast, daß es noch nicht geschehen war, nur damit der Kelch, den man einmal doch trinken müßte, bald vorüber wäre!

*) Einige Garden, die mit Gewalt in die Häuser des Platzes des Palais Royal eindrangen, und die Schweizer, welche auf mehreren Punkten der Straße Saint-Honoré verschanzt waren, scheinen allein das Gefecht am Abend von Neuem angefangen zu haben. Sie mußten übrigens ihre Hartnäckigkeit schwer büßen. Den Offizier, der die Garden kommandirte, nahmen die Patrioten gefangen und erschossen ihn auf den Leichen der auf seinen Befehl Ermordeten.

Besuch bei Berzelius.

(Schluß.)

Als Chemiker herrscht nur Eine Meinung über Berzelius. Er vereinigt die drei großen Eigenschaften in sich, welche das Wesen eines vollkommenen Künstlers in jenem Fach ausmachen: Geduld, Kraft der Intelligenz, Gewandtheit der Hand. Alle Schweden, vielleicht mit Ausnahme einiger Mitglieder der Arzneischule in Upsal, sprechen mit Stolz von ihm. Eines der angesehensten Häupter der Opposition in der Adelskammer sagte zu Johnston: „Ich kenne Berzelius, und bin als Schwede stolz darauf, sein Landsmann zu seyn. Zwar sind unsere politischen Ansichten verschieden, denn in der Kammer stimmt er für das Ministerium; aber ich schätze ihn deßhalb nicht weniger hoch, denn er bezieht keine Pensionen.“ — Obwohl Mitglied der aristokratischen Repräsentation mischt er sich beinahe gar nicht in politische Angelegenheiten, und hält sich von jeder Partei fern. — Der König von Schweden hat einen in der Achtung der Nation so hoch stehenden Mann mit Ehren überhäuft; er verlieh demselben das Kreuz des Wasa- und das Großkreuz des Nordstern-Ordens, und gab ihm überdieß gewissermaßen die Obergewalt über alle Lehrstühle der Chemie und Medicin im ganzen Königreich; einen Einfluß, den Berzelius auf die liberalste und die Wissenschaft förderndste Art benutzt.

Sein großes Ansehen zieht ihm eine große Anzahl Besuche zu; aber Der muß schon ein ausgezeichneter Mann seyn, um dessen willen er seine Arbeit unterbricht. Seine Korrespondenz ist unermeßlich; mehr als vierzig Briefe erhält er jede Woche, die er alle beantwortet. Die Gegenwart, und selbst das Gespräch seiner Freunde hindert ihn an seinen Experimenten, ja selbst an der Ausfertigung seiner schriftlichen Werke nicht. Er unterhält sich mit jenen während des Schreibens.

Seine Kritiken sind stets in gemäßigtem, urbanem Ton gehalten; nur gegen Döbereiner und den Engländer Thomson machte er von dieser Regel eine Ausnahme. Mit dem berühmten Sir Humphrey Davy stand er in einem ziemlich gespannten Verhältniß. Berzelius hatte während seines Aufenthalts in London sich über einige Irrthümer des Letztern in einem vertraulichen Schreiben an Dr. Young ausgesprochen, welches gleich nach seiner Rückreise nach Schweden Hrn. Davy mitgetheilt wurde. Davy empfand Dieses sehr übel; seine Bitterkeit wurde durch einen Brief des Berzelius, der bald nachher in einem deutschen Blatt erschien, noch mehr gesteigert. Seinerseits hatte sich Berzelius nicht weniger über Davy zu beklagen. Während seiner Reise durch Schweden schrieb dieser Jenem, er möchte Helsinborg, wo er sich gerade befand, vor einem bestimmten Tag nicht verlassen indem er ihn während dieser Zeit zu besuchen wünsche. Berzelius wartete zwei Tage länger; seine beiden Begleiter reisten vor Ungeduld endlich ab, und eben hatte bereits er selbst die Pferde bestellt, als er die Ankunft Davy's vernahm. Sie sahen sich, und der Engländer brachte als einzige Entschuldigung vor, er sey unterwegs auf einen so trefflichen Ort zum Fischen gestoßen, daß er denselben nicht habe verlassen können. Diese Entschuldigung, so wie überhaupt Davy's hochfahrendes Wesen, mißfielen dem bescheidenen Schweden höchlich, und nach ein paar Stunden trennte man sich mit gegenseitiger Unzufriedenheit.

Tübetanische Sitten. *)

1. Nahrung.

Die Nahrung der Tübetaner besteht hauptsächlich aus Tsan-pa, d. i. einem Gerstenmehl, das mit Thee zu einem Teig angemacht und geröstet wird; aus Hammel- und Ochsenfleisch, Milch, Käse ꝛc. Die trockene Beschaffenheit dieser Gegenstände nöthigt sie, unmittelbar nach Tisch Thee zu trinken. Aus diesem Grund betrachten Arme und Reiche den Thee als das erste Lebensbedürfniß. Sie sieden ihn und thun dann Butter und Salz daran. Statt des Tsan-pa genießen sie auch Tuba, d. i. Hafergrütze mit Nudeln und gehacktem Rindfleisch. In der Regel wird das Fleisch nicht gar gekocht. Von einer bestimmten Essenszeit weiß man Nichts; in dieser Beziehung entscheidet allein der Hunger: daher sie nie Viel auf einmal, desto öfter aber speisen. Alt und Jung bedient beim Mahl sich der Finger; zum Beschluß leckt Jeder seinen Napf ab und steckt ihn in den Busen. Ihr Bier, das sie Tsiang nennen, brennen sie aus einer grauen Gerste; es ist schwach und schmeckt säuerlich. Aus derselben Frucht bereiten sie einen starken Branntwein; man kann Männer und Weiber sehen, die damit sich berauschen, und Arm in Arm lachend und singend durch die Straßen ziehen. Bei Gastereien nimmt der Wirth des Hauses den Ehrenplatz ein. Derselbe geht seinen Gästen nicht entgegen, noch begleitet er sie beim Abschied. Steht der Gast im Rang über dem Wirth, so wird ihm vor den Uebrigen Wein gereicht. Die größte Artigkeit erweist man Jemand, wenn man ihm mit Butter aufwartet. Der Reiche giebt monatlich zwei- bis dreimal einen Schmaus, der Arme wenigstens einmal. Konfituren, Aprikosen, Trauben, Ochsen- und Hammelfleisch gehören zu einem solchen Schmaus.

*) Aus der von dem russischen Archimandriten Hyacinth und Klaproth aus dem Chinesischen übersetzten Beschreibung von Tübet

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 234. 22 August 1830.

Briefe eines Engländers aus Paris.

II.

31 Juli.

Das ist gewiß die außerordentlichste Nation auf Erden! Vorgestern waren 150,000 Menschen in Paris in tödtlichem Kampf begriffen — in den Straßen rannen Bäche von Blut, und aller Orten hörte man nur den Donner des groben Geschützes, das Geknatter der Musketen, das Läuten der Sturmglocken, das Geschrei der Kämpfenden, das Wimmern und Stöhnen der Verwundeten und Sterbenden. Gestern von Morgen an überall tiefe Ruhe! Der Dienst des Militärs wurde mit Ordnung und Genauigkeit von 100,000 Menschen vollzogen, die vor dieser Woche nie (?) Soldaten gewesen waren, freilich unter dem Kommando der heldenhaften Jünglinge aus der polytechnischen Schule, und nach dem Beispiele der Nationalgarde. Ein geziemender Ernst herrschte den ganzen Tag über. Jeden Augenblick kam man an Verwundeten vorüber, die nach den Spitälern getragen wurden; bloß im Hotel Dieu befinden sich deren 1500 von allen Partieien. Wo man denselben begegnete, zog Alles freiwillig und ehrerbietig den Hut ab. Auch die Todten wurden ehrenvoll bestattet. Im Louvre war die Menge der leztern ungeheuer. Gegenüber dem östlichen Thore dieses Gebäudes begrub man gestern achtzig derselben mit kriegerischen Ehren. Beinah eben so viele wurden auf einem Boot die Seine hinab nach dem Marsfeld gebracht, und dort geziemender Maßen bestattet. Eine große Anzahl, worunter vier Engländer, die den Tag zuvor gefallen waren, erhielt ihr Grab auf dem Platz des Innocens.

Der Nachmittag zeigte sich, wo möglich, noch bedeutungsvoller. Der beträchtlichste Theil der Nationalgarde war jezt neu organisirt und mit dem „Volk" hatte die sonst so genannte „Canaille" alle Militärposten der Hauptstadt bezogen, wo sie eine Miene annahm, wie die ältesten Veteranen. Auf Kaien und Straßen saßen Gruppen von Mädchen und Frauen, welche für die Verwundeten Verbandzeug und Charpie bereiteten. Besonders die Arkaden boten die auffallendsten Beispiele dieser Art. Alle Putzmacherinnen mit ihren Laden- und Arbeitsjungfern saßen vor ihren Läden (weil diese noch verschlossen waren und folglich kein Licht gaben), emsig bemüht Charpie zu zupfen.

Heute steht verhältnißmäßig nur eine geringe Anzahl unter dem Gewehr. Das Schloß der Tuilerien ist noch im Besitz der Tapfern, die es erstürmten. Ihre Tracht ist so verschieden, als ihr Beruf. Es sind größtentheils Handwerker; ihr Aufzug war Donnerstag Abend von der seltsamsten Art. Hier sah man einen jungen Burschen von 20 bis 22 Jahren mit einer goldbeschlagenen Hellebarde aus der Zeit Franz des Ersten, in einem Fuhrmannshemd und weiten Hosen, und einen Kürassierhelm auf dem Kopf. Dort war ein Anderer in blauem Hemd und Pumphosen, mit dem langen Schwert eines Grenadiers a Cheval bewehrt, und bedeckt mit der Messingmütze eines Pompiers; eine oder zwei Pistolen bildeten die übrige Bewaffnung. Weiterhin stand ein Neger in seiner Livree Wacht, einen Kavallerie-Karabinier im Arm und den Pallasch eines Sapeurs um, gelegenheitlich von den Vorübergehenden geneckt, warum er so schwarz sey. Auf dem Carrouselplatz bemerkte ich einen sehr hübschen jungen Gesellen, in einer Jacke und langen Hosen von Zwilch, ohne Strümpfe, offenbar einen bloßen Taglöhner, der einen herrlich befiederten und beschwingten Marschallshut, wie es hieß, aus der Garderobe des Königs selbst genommen, auf dem Kopf trug; bei ihm einen Mann, der über den einen Arm den rothen Aermel eines Schweizers gestreift hatte, während die andere Hand in einem Bischofs-Handschuh stak, und die Lanze eines Lanciers auf seiner Schulter ruhte. Auch vier irreländische Handwerker sah man unter dem Haufen, die auf ihrem Weg nach Charenton „eben dieser Tage" nach Paris gekommen waren. „Das Ding konnte nicht so müßig mit angesehen werden," und drauf und drein gingen sie mit „den Jungen."

Der Verlust beider Parteien am Dienstag war ungemein groß. Jedermann sah, daß die Truppen sehr niedergeschlagen waren. Viele hatten seit dreißig Stunden Nichts über den Mund gebracht, und überdieß mußten sie gegen ihre eigenen Landsleute fechten. Den armen Schweizern bot sich noch mehr Ursache zur Kleinmüthigkeit, denn sie besorgten, keinen Pardon zu erhalten, was übrigens eine falsche Vorstellung war, denn Alle, welche sich ergaben, wurden verschont. Das Volk focht wie Löwen.

Irgendwo führte ein Weib, in der Tracht ihres Geschlechts, die Bürger an, und war die kühnste im Gefecht, wenn anders in diesem merkwürdigsten aller Kämpfe der neuen Geschichte Stufenfolgen der Tapferkeit gemacht werden können. Eine andre Frau in Mannskleidern focht bei dem Sturm auf die Schweizerkaserne in der Straße Plumet. Das dritte Garderegiment (die Vendee'er) schlug sich mit

außerordentlicher Tapferkeit und Hingebung. Von den Kürassieren streckten Viele die Waffen. Die Garde-Lanciers, das schönste Korps im Lande, stritt tapfer und ausdauernd, litt aber furchtbaren Verlust. Viele von diesen letztern, selbst unter den Gemeinen, waren junge Männer von guter Familie. Wie die Schweizer sich schlugen, und die Art des ganzen Kampfes überhaupt, kann aus folgendem Zug ersehen werden. Eine Schweizerkompagnie vertheidigte einen Theil der Straße St. Honoré. Sie war, als ich sie sah, auf sechzig Mann zusammengeschmolzen, und stand in drei Reihen, Mann für Mann hinter einander. Das Volk nahm die ganze Straßenbreite vor ihnen ein. Der Vorderste hatte nicht sobald gefeuert, oder zu feuern versucht, als er bereits, ehe er mit seinem Hintermann wechseln konnte, von Kugeln durchbohrt niederstürzte. So ging es wiederum dem Nächsten, und so ging es fort bis kein Mann mehr übrig war. Hier, am Louvre, an den Tuilerien und auf dem Greveplatz wurde mit der größten Erbitterung gefochten. Die Straße St. Honoré bot zwei Tage lang ein unablässiges Schauspiel der wüthendsten Würgereien. Man kann hier auf der Vorderseite eines einzigen Hauses, welches die Ecke der beiden Straßen St. Honoré und Rohan bildet, fünftausend Kugellöcher zählen. Das Louvre wurde (mit Ausnahme der Gemäldegallerie — welch ein Volk!) zugleich von allen Seiten angegriffen und vertheidigt. Im Hof desselben war ein Feldstück aufgeführt, welches den Pont des Arts, gerad gegenüber dem Institut, beherrschte. Hier war das Gefecht so mörderisch und anhaltend, daß die Vorseite des Institut-Palastes mit Musketenschüssen ganz gesprenkelt ist. Aus der Kanone scheint nur Eine Kugel abgefeuert worden zu seyn; sie hat einen Theil der Mauer zertrümmert und muß, nach dem Ort, wo sie einschlug, zu urtheilen, furchtbare Zerstörung auf der Brücke angerichtet haben. Der Sturm auf die Tuilerien dauerte nicht so lang; er war in zwei bis drei Stunden vorüber. Ein junger Bursche zog mit einer dreifarbigen Fahne den stürmenden Bürgern voran; tausend aus dem Schloß auf ihn geschossene Kugeln pfiffen um ihn her, ohne daß ihn eine einzige traf. Kaltblütig setzte er seinen Gang bis oben auf den Triumphbogen fort, wo er mit seiner Fahne blieb, bis das Gefecht zu Ende war.

Noch blutiger wüthete der Kampf beim Rathhaus. Das Volk hatte den Kai Pelletier und den Greveplatz inne; nach einem mörderischen Schlachten wurde es von dem Kai allmälig auf den Platz zurückgedrängt, den es nebst dem Rathaus den ganzen Tag über gegen die trefflichsten Trupen von der Welt behauptete, bis diese endlich zum Rückzug genöthigt wurden.

Die Ordnung, welche jetzt überall herrscht, gereicht dem Volk und dessen gegenwärtigen Häuptern zur höchsten Ehre. Ewig wird man es der Nationalgarde gedenken, wie sie Menschen und Eigenthum vor etwaigem Schaden mit musterhafter Vorsorge schützte. Zur Ehre der Pariser sey es gesagt, daß trotz ihrer Aufreizung nicht Ein Fremder im Geringsten gefährdet wurde; aber Alles, was Lob heißt, müßte ich erschöpfen, wollt' ich bei dem Heldenmuth der Franzosen während des Kampfs und bei dem edelmüthigen Benehmen verweilen, welches sie nachher, noch glühend vom Sieg, gegen ihre hartnäckigen tapfern Gegner ohne Unterschied beobachteten.

Mittwoch Abends wurde ein Adler (eines alten napoleonischen Regiments) auf den Triumphbogen auf dem Carrouselplatz, neben einer dreifarbigen Fahne, aufgesteckt. Die Fahne ist noch da, aber der Adler wurde wieder abgenommen. Allenthalben werden dreifarbige Kokarden oder Brustschleifen nicht nur von den Franzosen, sondern auch von Russen, Engländern, Deutschen, Dänen, kurz von allen Fremden getragen.

H a i t i.

4) Militärische Exekution.

Bald nach meiner Ankunft verbreiteten sich Gerüchte von Unzufriedenheit über den mit Frankreich abgeschlossenen Vergleich (über die Unabhängigkeit des Landes), und wirklich wurden drei Negeroffiziere, angeschuldigt einen Soldaten in ein Komplot zu Ermordung des Präsidenten ziehen gewollt zu haben, in Verhaft genommen. Der Urheber des ganzen Plans, Hauptmann Bellegrade, gleichfalls ein Neger, entkam. Einige Tage nachher ward noch ein Offizier arretirt, und alle vier Verhafteten, Hauptmann Jean François, Lieutenant Michel, Lieutenant Lion und Sergent Lion Courchois am 3 Juli 1827 vor ein Gericht gestellt, von dessen neun Mitgliedern sieben Neger waren. Man beschuldigte die Gefangenen eines Plans zu Ermordung des Präsidenten, zu Verjagung oder Ermordung aller Europäer und zu Umänderung der Regierung. Sie leugneten die Absicht, dem Präsidenten oder irgend einem Europäer nach dem Leben getrachtet zu haben, gaben aber zu, daß sie eine Abänderung des gegenwärtigen Systems der Regierung, welches sie als bedrückend ansähen, so wie die Aufhebung jeder Verbündung mit Frankreich, welches ihnen Hab und Gut raube *), allerdings sehr wünschten.

Ich war bei der Verhandlung nicht selbst zugegen, hörte aber, man habe diese Vertheidigung keineswegs angenommen, ja es sey dem Gericht gar nicht gestattet worden, Beweise der Schuldlosigkeit der Gefangenen vorzubringen. Es hieß sogar, als einer der Advokaten auf seinem Recht bestand, gehört zu werden, habe der Präsident die Uhr herausgezogen, und mit den Worten: le tems presse, auf dieselbe hingewiesen.

Die Angeklagten wurden demnach als schuldig überführt und zum Tod verurtheilt. Sie kamen um Revision ihres Prozesses ein, was ihnen aber verweigert ward, und nach drei Stunden standen sie bereits auf dem Exekutionsort.

Dieser ist ein großer freier Raum neben dem Begräbnißplatz von Port-au-Prince. Als ich zu Pferd dort anlangte, traf ich eine ziemlich große Volksmenge, worunter einige weißgekleidete Weiber, die laut wehklagten und sich wild geberdeten. Es waren die Frauen und sonstigen Angehörigen der unglücklichen Offiziere. Der Platz wurde von Bürgermiliz bewacht, der man durch Gerüchte von Plünderungen, womit die Verurtheilten umgegangen seyen, bange gemacht hatte. Eine beträchtliche Anzahl der eigentlichen Truppen, die mit der Sache unzufrieden gewesen seyn sollen, war zu Haus geblieben; und die Artillerie, unter dem Befehl eines der eifrigsten Anhänger des Präsidenten, stand in nicht weiter Entfernung aufgeführt.

*) In Folge der starken an Frankreich zu zahlenden Entschädigungssumme.

Bald nach meiner Ankunft kündigte ein verworrenes Gesumme das Herannahen der Missethäter an. Jedem waren die Arme mit einem Stricke, welchen ein hinten drein schreitender schwarzer Polizeisoldat in Händen hielt, auf den Rücken gebunden; jeder war in eine weiße Jacke und dergleichen Hosen gekleidet, und jeder rauchte eine Cigarre. Eine starke Wache umgab die Gefangenen, und den Schluß des Zugs machte das zum Feuern bestimmte, etwa 25 Mann starke Kommando. — Nie werd' ich die unerschütterliche Festigkeit vergessen, mit welcher die armen Leute ihrem Schicksal entgegen gingen. Ohne auch nur einen Schritt anzuhalten, setzten sie ihren Marsch bis zu der Todesstelle, neben einer alten Mauer, am Ende des besagten freien Platzes, fort. Dort blieben sie stets noch gekuebelt; aber die Polizeidiener zogen sich zurück und die zur Exekution bestimmten Soldaten traten mit sichtbarem Widerwillen vor. Auf's Kommandowort begannen sie zu schießen; statt daß aber dergleichen Scenen sonst mit ein-, höchstens zweimaligem Feuer geendet sind, brannten sie unausgesetzt los; wie bei einer Lustpartie. Gewiß gaben sie mehr denn hundert Salven, bevor die Exekution vorüber war. Die Vier hatten, als sie an der Stelle angekommen, sämmtlich verweigert, sich die Augen verbinden zu lassen; hatten ihre Hüte abgeschüttelt, und den Soldaten zugerufen: „ne craignez pas!" Die erste Salve verwundete bloß den Hauptmann François, der zu äußerst auf der Linken stand, leicht in die Seite; eine zweite warf ihn nieder, ließ ihn aber immer noch beim Leben. Michel wurde, eh er fiel, an mehreren Stellen durch den Leib geschossen, und ihm beide Arme zerschmettert. Nach ihm stürzte Lieutenant Lion, ebenfalls erst nachdem er bedeutend verwundet worden. Während der ganzen Scene stand Sergeant Lion Courchois zu äußerst auf der rechten Seite, ruhig seine Cigarre rauchend, und ohne auch nur eine Muskel seines Gesichts zu verziehen. Eine Kugel durch den Leib warf ihn endlich nieder; auf dem Boden liegend spie er die Cigarre ruhig aus, und ließ den eingesogenen Rauch ganz gemüthlich aus dem Mund gehen. Die Soldaten traten sofort näher, setzten die Mündungen ihrer Gewehre auf die Leiber der Gefallenen, und endeten somit deren Qual, indem sie dieselben, im wörtlichsten Sinne, in Stücken schossen. Mochte Bewunderung der Standhaftigkeit, womit die Verurtheilten in den Tod gegangen, oder Unglauben an die gegen sie vorgebrachte Beschuldigung der Grund seyn — eine allgemeine Trauer, wie ich sie nie sonst in Haiti gesehen, herrschte nach der Hinrichtung.

Marsch der Pariser, von Delavigne.

Peuple français, peuple de braves,
La liberté rouvre ses bras:
On nous disait: Soyez esclaves!
Nous avons dit: Soyons soldats!

Soudain Paris dans sa mémoire
A retrouvé son cri de gloire:
„En avant, marchons
„Contre leurs canons,
„A travers le fer, le feu des bataillons,
„Courons à la victoire."

Serrez vos rangs: qu'on se soutienne!
Marchons! chaque enfant de Paris
De sa cartouche citoyenne
Fait une offrande à son pays.

O jour d'éternelle mémoire!
Paris n'a plus qu'un cri de gloire:
„En avant, marchons
„Contre leurs canons,
„A travers le fer, le feu de bataillons,
„Courons à la victoire."

La mitraille en vain nous dévore;
Elle enfante des combattans:
Sous les boulets voyez éclore
Ces vieux généraux de vingt ans.

O jour d'éternelle mémoire!
Paris n'a plus qu'un cri de gloire:
„En avant, marchons
„Contre leurs canons,
„A travers le fer, le feu de bataillons,
„Courons à la victoire."

Pour briser ces masses profondes,
Qui conduit nos drapeaux sanglants?
C'est la librté des Deux-Mondes,
C'est Lafayette en cheveux blancs!

O jour d'éternelle mémoire!
Paris n'a plus qu'un cri de gloire:
„En avant, marchons
„Contre leurs canons,
„A travers le fer, le feu des bataillons,
„Courons à la victoire."

Les trois rouleurs sont revenues,
Et la Colonne avec fierté
Fait briller à travers le nues
L'arc-en ciel de la liberté.

O jour d'éternelle mémoire!
Paris n'a plus qu'un cri de gloire:
„En avant, marchons
„Contre leurs canons,
„A travers le fer, le feu des bataillons,
„Courons à la victoire."

Soldat du drapeau tricolore,
D'Orléans, toi qui l'as porté!
Ton sang se mêlerait encore
A celui qu'il nous a coûté.

Comme aux beaux jours de notre histoire
Tu redirais ce cri de gloire:
„En avant, marchons
„Contre leurs canons,
„A travers le fer, le feu de bataillons,
„Courons à la victoire."

Tambours, du convoi de nos frères
Roulez le funèbre signal,
Et nous, de lauriers populaires
Chargeons leur cercueil triomphal.

O temple de deuil et de gloire,
Panthéon, reçois leur mémoire!
Portons les, marchons,
Découvrons
Nos fronts:
Soyez immortels, vous tous que nous pleurons,
Martyrs de la victoire.

Die „große Woche" der französischen Revolution.

Dritter Akt.

Nachdem sich am Mittwoch das Volk in die Häuser zurückgezogen hatte, lagerte ein großes Korps k. Garden die Nacht über vor dem

Louvre; dasselbe wurde jedoch gegen drei Uhr Morgens entfernt, und dieser Posten der Vertheidigung der Schweizer anvertraut, von denen sich je drei Mann hinter jeder der doppelten Säulen zwischen den Fenstern im ersten Stock und auf andern Punkten aufstellten, von wo sie mit Sicherheit herabfeuern konnten. Schon um zwei Uhr hatten die in den Gefechten gelichteten und durch Strapazen erschöpften Garden den Greveplatz geräumt, wo man sich den ganzen Tag geschlagen hatte. Sie vereinigten sich im Louvre, in den Tuilerien, in den elyseischen Feldern und an dem Ende der Boulevards. Die Chasseurs zu Pferd, welche von Fontainebleau in aller Eile angekommen waren, bivouakirten die Nacht über im Luxembourg. Eine tiefe Entmuthigung war auf die durch schändliche Mittel erregte Aufreizung gefolgt. Die Garden, traurig, niedergeschlagen, fast mehr beschämt über ihre theilweisen Erfolge als ihre erlittenen Unfälle, schienen, mit Ausnahme der Schweizer, nicht sonderlich geneigt zu neuen Thaten. Die Linientruppen, von denen überhaupt nur einzelne Bataillone, durch ihre Anführer verleitet, mit widerstrebendem Gefühl auf die Bürger geschossen hatten, waren jetzt entschlossen, die weiße Fahne in Masse zu verlassen; schon am vorigen Abend war ein großer Theil dieser Truppen mitten unter dem Handgemenge neutral geblieben, und die Posten von Pont-neuf, der Arzneischule, dem Pantheon rc. hatten mit den Bürgern eine Art Privatkapitulation geschlossen. Dagegen stieg auf der Seite der Patrioten das Vertrauen; es fehlte nicht mehr an Waffen, auch nicht mehr an Führern; man nannte die Namen Lafayette und Gerard; die Protestation der Deputirten machte den Aufstand gesetzlich; endlich hatte man theure Todte zu rächen und Paris vor aristokratischen Reaktionen zu retten. Kaum war es daher halb drei Uhr, als die Sturmglocken wieder läuteten und der Ruf „Zu den Waffen!" wieder erscholl. Das Geräusch des Pflasteraufbrechens in den verschiedenen Straßen in der Nähe des Louvre kündigte deutlich an, daß es einen Angriff auf dieses Schloß gelte. Um halb vier Uhr begann das Volk an der Rue de Poulies, einer schmalen und kurzen Gasse, welche nach der Straße Saint Honoré führt, die Pflastersteine wegzuschaffen, um damit auf der linken Seite des Louvre eine Verschanzung aufzuwerfen. Alsbald eröffneten die Schweizer ein mörderisches Feuer auf diesen Punkt, welches sie während der ganzen Zeit, da man daran arbeitete, keinen Augenblick aussetzten. Einige Schüsse, welche die Bürger aus den Fenstern der Kirche St. Germain und den Gebäuden des Instituts auf die Schweizer richteten, bewirkten indeß, wenn sie dem Feind auch nicht Viel schadeten, wenigstens so Viel, daß seine Aufmerksamkeit getheilt wurde. Vom Volk verloren Viele das Leben. Einer dieser Unglücklichen rief, eine tödtliche Wunde in der Brust: „Hoch lebe die Nation!" und sank entseelt auf die Steine, an denen er beschäftigt war. Dieser Ruf entpreßte seinen Gefährten ein lautes Rachegeschrei, welches auf die k. Truppen einen augenblicklichen Eindruck hervorzubringen schien. Um 11 Uhr war die Verschanzung fertig, und sogleich wurden die Schweizer von einer tüchtigen Salve begrüßt. Von hieraus sprangen zuerst zwei Männer vor und gewannen das eiserne Gitter, welches die Fronte des Louvre einschließt; sie legten sich unter die dritthalb Fuß hohe Mauer daselbst, und fuhren fort auf den Feind zu feuern. Ihrem Beispiel folgten Zwei von der Nationalgarde — der Eine, eine große dreifarbige Flagge in der Hand, mit welcher er sich hinter eine am Gatter stehende Wasserbutte schlich, wo es ihm mittelst seines Gewehrs und Bajonets gelang, sein Feldzeichen auf das Thor des Louvre zu pflanzen. Durch diese muthige That begeistert, stürzten unter dem wiederholten Ruf: „Hoch lebe die Nation!" einige hundert Stürmer, trotz dem mörderischen Feuer, dem sie ausgesetzt waren, gegen das Thor und im Triumph hinein. Allein der Kampf war noch nicht zu Ende. Die Truppen hielten noch die entgegengesetzten Thore nach der Rue du Coq und andere Theile des Gebäudes besetzt, welche sie bis zu ihrer endlichen Austreibung hartnäckig vertheidigten, worauf man sie nicht mehr lange warten ließ. Vier Wägen mit Todten fuhren von dem Schlachtfeld weg, und Manche blieben liegen, bis man sie begrub. Dieß begab sich Mittags ein Uhr.

(Schluß folgt.)

Die amerikanische Platane.

Die amerikanische Platane ist wahrscheinlich der größte Baum der Welt, dem wohl keine Ceder des Libanon gleichkommt. Der Reisende Michaux versichert, einen solchen Riesen gesehen zu haben, dessen Stamm in einiger Entfernung über dem Boden 47 Fuß im Umfang, also ungefähr 16 Fuß im Durchmesser hatte. Viele derselben sollen neuen Ansiedlerfamilien auf ein Jahr und länger als Wohnung dienen. Michaux sagt, daß auf einer Höhe von 60 bis 70 Fuß vom Boden an, wo er den größten Theil des übrigen Waldes schon überrage, die Krone dieses Baumes sich erst auszubreiten beginne.

Tübetanische Sitten.

2. Tübetanisches Gastmahl in Peking. *)

In einem viereckigen Zimmer standen einige Tische von langer Form und ziemlich hoch; auf jedem derselben lag ein lederner Beutel mit ungefähr 15 Pf. Tsan-pa; vor jedem waren Polster und Teppiche von Filz ausgebreitet. Die Gäste, welche ihre Plätze nach dem Alter einnahmen, saßen mit gekreuzten Beinen. So wie Einer anlangte, ward ihm eine Schüssel mit Tsan-pa, belegt mit Butterstücken, vorgelegt. Der Gast nahm davon einen Bissen, spie ihn aus und versuchte einen andern. Hatte er Alles durchgekostet, so wurde ihm Wein und dann Thee gebracht. Vor dem Essen entblößte man das Haupt und sagte ein Gebet her; hierauf wurden die Hüte wieder aufgesetzt und man begann Thee zu trinken oder Tsan-pa zu essen. Nach dem Thee kam Wein. Nun erhielt jeder Gast einen Napf mit Hafergrütze und Reis, die mit Butter und Zucker angemacht waren. Abermals wurde ein Gebet gesprochen, sodann wieder gespeist und Wein getrunken. Jetzt begab sich die Gesellschaft zu einem Spaziergang in den Hof, kehrte aber schon nach einer Viertelstunde zurück und ließ sich wie zuvor nieder, und zwar diesmal zu einem Gericht von rohem, gehacktem und mit Salz, Pfeffer und Knoblauch gewürztem Fleisch; jeder Gast hatte wieder seine eigene Schüssel vor sich. Mehrere Schüsseln mit großen Stücken rohen Ochsenfleisches und Brühe wurden zu gleicher Zeit auf jede Tafel gestellt. Nachdem die Gäste ein neues Gebet gesprochen, zogen sie ihre Sackmesser heraus, schnitten das Fleisch in kleine Bissen und aßen es, jedoch nicht, ohne zuvor von jenem starkgewürzten, gehackten Fleisch darauf gestreut zu haben. Das Weintrinken und darnach der Spaziergang waren von Neuem an der Reihe. In das Zimmer zurückgekehrt, wiederholte man den Angriff auf die Flasche. Nicht lange, so erschien eine Mulde mit Touba, woraus jeder Gast seinen Napf gefüllt bekam. Ein viertes Gebet und das Essen ward fortgesetzt. Kleine mit Servietten bedeckte Pasteten, welche den Gästen mit nach Hause gegeben wurden, beschlossen das Mahl, das mehr als einen halben Tag gedauert hatte. Man erholte sich von diesen Anstrengungen wieder auf einem Spaziergang im Hof und verfügte sich dann wieder zur Flasche. Bei Wirth und Gästen wirkte allmählig der Wein, daß sie zu singen und zu tanzen anfingen; unter tübetanischem Tanzen versteht man, daß man auf einer Stelle taktmäßig in die Höhe springt. So ging es bis zum Nachtessen, welches bald erfolgte und sich von der Hauptmahlzeit nur dadurch unterschied, daß es kürzer währte. Die Gäste fuhren indeß fort zu zechen, bis sie völlig betrunken waren; denn, damit sich kein Einzelner vor dem Ende des Ganzen wegstehlen konnte, hatte man die Thüren sorgfältig verschlossen.

3. Höflichkeitsregeln.

Von den höchsten bis zu den niedersten Klassen herab nehmen alle Tübetaner in Gegenwart des Dalaï-Lama und der Bandschin ihre Hüte ab. Sie kreuzen die Arme über die Brust und strecken ihre Zunge heraus, die sie spitzen; Dieß gilt für einen Beweis großer Artigkeit. Dann lassen sie ihre Arme sinken, stehen auf und gehen mit verschränkten Beinen auf den Thron zu. Der Dalaï-Lama und die Bandschin rühren mit der Hand an den Kopf, was den Segen empfangen heißt. Wer sich diesen Personen nähert, muß ihnen ein Halstuch bieten. Bei Personen von gleichem Rang erfordert die Höflichkeit, daß sie die Halstücher wechseln. Wenn ein Vornehmer einem Niedern begegnet, so zieht der letztere seinen Hut ab, läßt die Arme sinken und tritt ihm zur Seite.

*) Während Hyacinths Anwesenheit im J. 1818 wurde dieses Gastmahl von einigen Tübetanern gegeben, die als Gesandte nach der chinesischen Hauptstadt gekommen waren.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 235. 23 August 1830.

Der schwedische Reichstag von 1828 bis 1830.

4. Allgemeine Bemerkungen über das Wesen der schwedischen Landstände.

(Schluß.)

Der Entwicklung des Repräsentativsystems kann der Umstand unmöglich günstig seyn, daß der Reichstag sich nur von fünf zu fünf Jahren versammelt. Denn daß die Regierung von ihrem Recht, außerordentliche Landtage zu berufen, Gebrauch mache, ist nicht zu erwarten, da Monarchen und Minister sich gerne weitläufige Diskussionen und Erläuterungen ersparen, die nicht selten unangenehm für sie sind, auf jeden Fall aber ihrer Machtvollkommenheit Eintrag thun. Wenn nun somit das Volk immer wieder fünf Jahre lang jeder Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten beraubt ist, so muß Dieß in einem Land, das keine beträchtlichen Städte, keine geregelten Kommunikationen, keine großen Provinzialvereine und beinahe auch keine Journale besitzt, die nothwendige Folge haben, daß die Bürger, welchen auf dem Reichstag Sitz und Stimme gebührt, wo nicht den großen Interessen des Staats, doch den parlamentarischen Gewohnheiten entfremdet und ihrem kritischen Standpunkt in Bezug auf die Maßregeln der Regierung und die Bedürfnisse des Landes entrückt werden. Diese lange Pause ist um so trauriger für Schweden, als daselbst bei der herrschenden politischen und socialen Apathie, welche vielleicht weniger den klimatischen Verhältnissen als den Nachwehen alten Nationalunglücks zur Last fällt, den Institutionen ein den Mangel der natürlichen Thatkraft ersetzendes Lebensprinzip zu wünschen wäre. Das Mitglied der Generalstaaten kommt in der Hauptstadt an, nachdem es sich fünf Jahre lang fast ausschließlich mit seinem Gewerbe oder der Bewirthschaftung seiner Ländereien beschäftigt hat; und kaum beginnt es seine legislativen Funktionen, als es sich mit Einem Male mit Arbeiten und Pflichten überhäuft sieht, die mit seiner bisherigen Lebensweise und seinem gewohnten Gedankengange Nichts gemein haben, und mit denen man sich auch nicht so leicht befreundet. Es wird dem Deputirten vor der Masse der allgemeinen und besondern Geschäfte bang; er sehnt sich nach dem stillen Beruf seines Hauses zurück; er fühlt, wie Viel ihm noch an Einsichten abgeht, um über Fragen höherer Art das Wort zu nehmen; er schmeichelt sich mit der Hoffnung, später würde es ihm damit eher gelingen; daher eine Geneigtheit, Alles hinaus zu schieben, welche die Verwaltung geschickt benützt; wozu endlich noch die unvergleichliche Langsamkeit der legislativen Formen kommt, die dem Ministerium stets möglich macht, den Reichstag so lange dauern zu lassen, als erforderlich ist, solche Maßregeln, die es braucht durchzusetzen und andere, die es fürchtet, zu vertagen. Ermüdet — der Eine wie der Andere — von diesem peinlichen Frohndienst, geht man auseinander und ist es zufrieden, daß man wieder fünf Jahre Aufschub gewonnen hat, ehe man das große Werk der Reformen beginnen muß; aber daran denkt man nicht, daß die Jahre schwinden, und daß alle ihre Institutionen der Nation zuletzt Nichts darbieten, als langweilige Formen und illusorische Aussichten.

Der Stillstand der schwedischen Gesetzgebung und das Nichtvorhandenseyn oder vielmehr das Vergessen eines wirklichen dritten Standes in der Zusammensetzung der legislativen Gewalt dürfen als die Hauptursachen angesehen werden, welche den konstitutionellen Geist Schwedens in seiner Wiege zu ersticken drohen. Wenn der Kanzler Oxenstierna, Karl XI und selbst Gustav III, als sie die Verfassung ihres Landes zu verschiedenen Perioden reorganisirten, dem eigentlichen Bürgerthum eine Stelle darin anzuweisen unterließen, so darf man sich darüber so sehr nicht wundern; daß aber die Urheber der Verfassung von 1809, nachdem sie sahen, was der dritte Stand in Frankreich geworden war, ihre Blicke nicht auf ihr Vaterland zurückwendeten, um in ihm ein ähnliches, nach Recht und politischer Existenz trachtendes Gesellschaftselement zu entdecken, Dieß ist schlechterdings unbegreiflich. Bei der unermeßlichen Ausdehnung des Reichs, wo drei Millionen Menschen auf einer Oberfläche von 16,000 □ Lieues zerstreut sind, und wo die Strenge des Klimas dem Wachsthum der Bevölkerung im Wege steht, konnte es mit der Bildung eines reichen, aufgeklärten, unabhängigen Mittelstandes nicht so schnell gehen, und dieser Ursache ist vielleicht die Unfruchtbarkeit des militärischen Ruhms Schwedens zuzuschreiben. Allein jetzt ist dieser Mittelstand vorhanden, und seine dem gegenwärtigen Zeitalter so natürliche Entwicklung gewinnt von Tag zu Tag einen imposanteren Charakter. Dessenungeachtet besitzt er noch kein politisches Recht, und sieht sich ausgeschlossen von der Nationalrepräsentation. Zusammengesetzt aus allen jüngern Zweigen der adelichen Familien so wie aus denjenigen Personen, die weder an dem geistlichen Beruf, noch an dem Gewerbsleben Geschmack finden, noch ihr Grundstück mit eignen Händen anbauen — begreift er

den gebildetesten Theil der Nation in sich. In diese Klasse gehören Künstler und Gelehrte, Kapitalisten, Besitzer von Berg und Hüttenwerken, Fabrikherren rc., welche alle durch eine Ordnung der Dinge gekränkt seyn müssen, die im Schoß des Reichstages einen kleinlichen Rang- und Kasten-Unterschied schafft, während ihn der Geist der Zeit in dem gesellschaftlichen Körper selbst von Tag zu Tag mehr zerstört. Wie sollten sie Liebe oder Achtung empfinden für eine Verfassung, welche dem Volk als Ganzem die legislative Gewalt versagt, um sie künstlichen Bruchstücken desselben anzuvertrauen, welche den Bürger bei Leitung der Angelegenheiten seines Vaterlandes mitwirken läßt, nicht weil er Schwede, sondern weil er Edelmann, Priester, Kaufmann oder Bauer ist? Diesem eben so gefährlichen als ungerechten radikalen Gebrechen der Verfassung abzuhelfen, wäre Aufgabe der schwedischen Gesetzgeber; aber daran dachten sie wenigstens auf dem Reichstag von 1828/30 nicht.

Neben diesen Grundursachen der politischen Lethargie Schwedens lassen sich noch mehrere sekondäre Ursachen bezeichnen. Indem man die Kommittenten der drei nicht-adelichen Stände mit dem Unterhalt ihrer Deputirten belastet, fand man ein treffliches Mittel, nicht nur dem Volk einen Widerwillen gegen die außerordentlichen Reichstage einzuflößen, welcher dem der Verwaltung zum Mindesten gleich kommt, sondern überhaupt die Nationalrepräsentation zu einer Staatslast zu machen. Den unabhängigen Theil des Adels hält seine Armuth von dem Reichstag entfernt, weil es in der Hauptstadt theuer zu leben ist, wogegen hier eine Masse solcher Adelichen sich zusammenfindet, welche ihren Aemtern dahin folgen. Eine Theilnahme für die Verhandlungen des Reichstags in den Provinzen läßt sich aber in einem Land nicht erwarten, wo die periodische Presse durch das drückendste Gesetz, das es jemals gab, fortwährend gefesselt und entwürdigt wird; wo es an jedem literarischen und politischen Verkehr mit dem Ausland, zum Theil selbst mit dem Innern fehlt; wo das politische Leben so aller Anregung und Aufmunterung entbehrt, daß die Vortheile einer Provinzial- und Municipalverfassung, die so liberal ist, als man sich nur eine wünschen mag, aus Unwissenheit und Gleichgültigkeit gänzlich verloren gehen.

Nichts desto weniger sind noch nicht alle Anklänge eines öffentlichen Geistes verstummt. Es giebt noch unerschrockene Männer, welche, obgleich ohne Stützen in der Masse der Nation, und durch keine Beweise öffentlicher Dankbarkeit für ihre unfruchtbaren Bemühungen belohnt, kaum durch die stillschweigende Achtung des Volks gegen die Ausdrücke officieller Verachtung entschädigt, nicht müde werden, die moralischen Interessen ihres Vaterlands zu vertheidigen, treu den Grundsätzen der Wiedergeburt, welche bei der Revolution von 1809 aufgestellt worden waren. Der Mann von weltbürgerlichem Sinn kann diese Erscheinung nicht betrachten, ohne sein Herz dem Gefühl jenes sittlichen Stolzes zu öffnen, welches jedes edle Streben unserer Mitmenschen einflößt. Indessen läßt sich nicht leugnen, daß ihre Opposition, trotz Muth und Talenten, der Regierung nicht sonderlich furchtbar ist. Die Regierung hat seit der Zeit ihres Bruchs mit Napoleon im J. 1812 weder in leitenden Ansichten, noch Personen Etwas verändert. Seit dieser Periode rügen ihre Gegner in Bezug auf ihre auswärtige Politik die ausschließliche Neigung, sich von Rußland leiten zu lassen, so wie in Bezug auf ihre innere Politik eine eben so entschiedene Abneigung gegen alle Entwicklungen der Zeit. Uns scheint jedoch die letztere Richtung theils durch die Stellung Schwedens gegenüber den Großmächten, theils durch die angefochtene Legitimät der jetzigen Dynastie bedingt, und kann in sofern der Regierung nicht zum Vorwurf gemacht werden, da es gewiß ihre höchste Pflicht war, der eifersüchtigen heiligen Allianz keine Besorgnisse zu erregen. Uebrigens übt die schwedische Regierung vielleicht nicht mehr Einfluß als jede andere Regierung auf ihre Landstände, oder um uns einer modernen Redensart zu bedienen, die Verfassungsurkunde ist in Schweden eine Wahrheit oder eine Lüge, nicht mehr und nicht weniger, als sie es überall ist; wiewohl auf der andern Seite allerdings die besondern Verhältnisse der einzelnen Korporationen, welche auf dem Reichstag repräsentirt werden, die parlamentarische Taktik hier noch sehr erleichtern. So versprach z. B. der Reichstag von 1828 dem Ministerium einen treuen Verbündeten. Für jeden Stand hatte man einen Köder, oder einen Popanz bereit. Den Adel konnte man durch den längst vorbereiteten Plan zu einer Vermehrung der Gehalte der Staatsdiener vollends kirre machen, da man ohnehin durch die Entsetzbarkeit der Stellen bereits größten Theils über ihn verfügte. Wollte sich die Geistlichkeit gegen ihre sonstige Gewohnheit in die Brust werfen, so drohte man ihr mit fixen Besoldungen statt der Zehnten und anderer Emolumente, deren die schwedische Kirche genießt. Den Gewerbsleuten zeigte man das Schreckbild der Gewerbs- und Handelsfreiheit, verbunden mit der Abschaffung des Prohibitiv- und Zunftwesens. Bei den Bauern arbeitete man dahin, daß wenige alte Mitglieder wieder gewählt wurden und von der Unerfahrenheit der Neugewählten konnte man sich immer so Viel versprechen, daß sich die Einen würden benutzen lassen, um die Andern zu ermüden.

Dobells Reisen in Kamtschatka und Sibirien.

5) Die Fahrt nach Kammina.
(Fortsetzung.)

Die Purga hatte endlich nachgelassen, wir setzten unsere Reise fort, und kamen am Nachmittag zu Weiterway an, ungefähr dreißig Werste von Weytpack, wo ich einen Toyun fand, der von Apochatschinskoy, einer Ostrog auf der nördlichen Aleutenküste, hundert und fünfzig Werste von hier gekommen war, um mich zu sehen. Ich erwies ihm natürlich jede mögliche Aufmerksamkeit; aber obwohl er nie zuvor einen Europäer gesehen hatte und von den Sitten und Gebräuchen der civilisirten Gesellschaft nicht das Geringste wußte, so benahm er sich doch mit dem größten Anstande und schien keinen Augenblick in Verlegenheit zu gerathen. Einige meiner Koffer, ihr lakirter Lederüberzug und ihr Beschlag mit Messingnägeln, erregten besonders sein Erstaunen, so wie sie überall den Eingebornen als eine außerordentliche Merkwürdigkeit auffielen. Es wurden beständig Wetten gemacht, wie viel Nägel wohl auf jedem Kasten wären; dann wurden diese Nägel hundert und wieder hundert Mal mit der größten Sorgfalt überzählt.

Wir waren jetzt zu der letzten Korjäkenostrog auf dieser Küste gekommen und mußten uns nun quer über die Moore nach Kammina (Kamenoy-ostrog) wenden, eine Strecke von zwei hundert und fünfzig Wersten, auf welcher kaum ein Wald, viel weniger eine

hätte die geringste Obhut gegen das Wetter bot. Da wir durch die Freigebigkeit der Korjäken mit Lebensmitteln für uns selbst in Ueberfluß versehen waren und dagegen die getrockneten Fische für die Hunde selten zu werden anfingen, so wünschte ich so bald als möglich diese unwirthliche Gegend hinter mir zu haben; um so mehr als die wenigen Rennthierkorjäken, welche in derselben herumziehen, von den Reisenden selten gefunden werden. Mit Mühe vermochte ich hier den guten Toyune von Koradschi nach Hause zurückzukehren. Aus Dankbarkeit für vierzig oder fünfzig Rubel, die ich für seine Ostrog an die Regierung bezahlte, hatte er mich über tausend Werste weit begleitet und war überall mir vom größten Nutzen gewesen. Auch jetzt bestand er darauf, mich bis nach Kammina zu begleiten; und nur indem ich ihm vorstellte, daß er bei seiner Rückkehr keine getrockneten Fische für seine Hunde mehr finden würde, brachte ich es dahin, daß er endlich dieß Vorhaben aufgab.

Ich meinte schon die Korjäken wären mit ihren Geschenken zu Ende gekommen, als plötzlich der Neffe des Fürsten mit einem seiner Bekannten erschien und wie gewöhnlich wieder ein Rennthier brachte, indem er erklärte, Dieß sey die Abschiedsgabe, die unter guten Freunden unerläßlich sey. Er sagte: „Wir haben gehört, wie freundlich Sie sich gegen die Kamtschadalen erzeigt und wie lieb diese Sie gehabt haben; gegen Uns sind Sie eben so gütig und freigebig gewesen, und wir dürfen hir: :den übrigen Eingebornen des Landes nicht zurück bleiben.“ Der Charakter des Korjäken ist indessen von dem des Kamtschadalen sehr verschieden. Der erstere ist stolz und reizbar, sehr rachsüchtig und unversöhnlich, wenn er einmal beleidigt worden; während der Kamtschadale sanftmüthig, gutmüthig und durch Nichts in Zorn zu bringen ist.

Da der Neffe des Fürsten hörte, daß ich noch nie mit Rennthieren gefahren, so befahl er, als wir im Begriff standen, unsere Abreise anzutreten, statt der Hunde mir drei seiner schönsten Rennthierböcke an die Kibitka zu spannen, und sagte mir, er wolle mich selbst vierzehn oder fünfzehn Werste weit führen, um mir zu zeigen, was die Rennthiere vermöchten, wenn der Schnee nicht zu tief sey.

Ich trennte mich nun auch von meinen Freunden, dem Toyun von Ewaschka und dem Fürsten Zachar, die sich mit wahrhaft brüderlicher Theilnahme gegen mich benommen hatten. Zachar, obwohl ein Korjäke von Geburt, hatte sich Viel in dem civilisirten Theile der Halbinsel aufgehalten und bedauerte oft, daß er nicht im Stande gewesen, nach Rußland zu gehen, wohin ihn schon von Jugend auf seine Neigung gezogen habe. Beim Abschiede sagte er mir noch: „Wir sind schon sehr spät im Winter, und Sie müssen daher das Beste thun, was Sie können. Ich rathe Ihnen, wenn Sie auch auf diese Weise eine größere Entfernung zurückzulegen haben, immer so viel als möglich dem Laufe der Bäche und Flüsse zu folgen. Dort finden Sie Schutz, wenn eine Purga ausbricht; wogegen es auf den Mooren in dieser Jahreszeit ungemein gefährlich ist.“ Ich versprach seinem Rathe zu folgen; mein junger Korjäkenfreund pfiff seinen Rennthieren, und wir flogen mit der Schnelligkeit des Blitzes davon. Wir eilten voraus, weil Rennthiere und Hunde sich nicht mit einander vertragen, und an einer Stelle, die ungefähr fünfzehn Werste entfernt war, meine Gefährten erwarten. Der Korjäke wußte mit seinen Thieren meisterhaft umzugehen, indem er die kleinste Unebenheit des Bodens vermied, und wir gelangten in weniger als einer Stunde an der bestimmten Stelle an, die Thiere waren aber auch ganz mit Schaum bedeckt, die Zunge hing ihnen zum Munde heraus, und kaum konnten sie sich verschnaufen.

Wir mußten ziemlich lange warten, ehe meine Freunde mit ihren Hunden uns einholten, endlich hatten wir uns vereinigt und wir setzten nun unsere Reise nach Kammina weiter fort. Der Tag war heiter und kalt und die Oberfläche des Schnees fest gefroren, so daß die Hunde vor Einbruch der Nacht eine beträchtliche Strecke zurücklegten. Von Zeit zu Zeit sahen wir einen Flug Feldhahnen, deren Gefieder so weiß war wie der Schnee, auf dem sie saßen; ich war indessen zu sehr in der Eil, als daß ich mir die Zeit hätte nehmen können, auf sie Jagd zu machen. Wir brachten die Nacht bei einem elenden Haufen von zusammenstehenden Bäumen oder Gesträuchen zu, wo wir uns in einer nichts weniger als behaglichen Lage befanden. (Schluß folgt.)

Die „große Woche“ der französischen Revolution.

Dritter Akt.

(Schluß.)

Die überwundenen Schweizer wollten sich vom Louvre nach den Tuilerien zurückziehen, wurden aber größtentheils unterwegs aufgerieben; denn seit Morgens 10 Uhr wüthete bereits auch in den andern Theilen der Stadt, die noch nicht befreit waren, der Kampf. Die Vorstädter von Saint-Germain, die Tags zuvor umsonst versuchten, die Seine zu passiren, und sich darauf beschränken mußten, einige Tirailleurs vorzuschieben, sammelten sich auf dem Odeumsplatz; die Arbeiter der Vorstadt Saint-Marceau und eine Menge von Studirenden schlossen sich ihnen an; man entwaffnete die Gendarmerien in den Straßen Baugirard und Tournon, und eine lange Kolonne wälzte sich darauf gegen die Kaserne in der Babylonstraße, wo noch ein Bataillon Schweizer hauste. Die Schweizer, hinter ihren mit Matratzen verhängten Fenstern verschanzt, wehrten sich verzweifelt, und die Patrioten hatten einen harten Stand, bis das Feuer einer Kanone, ein kühner Bajonettangriff und von Seiten des Feindes die Besorgniß, das Gebäude möchte in Brand gesteckt werden, den Sieg entschied. Noch waren in den Höfen des Louvre und dem Garten der Prinzessin zwei Garde-Regimenter, und auf dem Carrouselplatz und in den Gärten der Tuilerien drei starke Abtheilungen Lanciers, Cuirassiere und Grenadiere zu Fuß nebst Artillerie zu bekämpfen. Der erste Angriff geschah gegen den Garten der Prinzessin. Die Soldaten ließen die ersten Stürmer sich nähern, und hier endete der Kampf fast in demselben Augenblick, als er begonnen, durch das Niederhauen der Fronte. Neue Stürmer rückten nach, und mitten unter einem beständigen Feuer wurden die eisernen Gatter erbrochen. Dieses Manöver, welches mit außerordentlicher Entschlossenheit und Raschheit vor sich ging, erwarb den Bürgern, unter Anführung der HH. Joubert, Garja, Charles Bourgeois, Schlosser, und Ras, den Besitz der Tuilerien. In dem Pavillon der Flora, wo seit Morgens sieben Uhr auf den Pont-Royal gefeuert wurde, und in den Gemächern der Herzogin von Angouleme währte der Widerstand etwas länger. Als der Pavillon der Flora endlich erstürmt war, flog es mit Möbeln und mit Tausenden von Papieren, worunter viele Proklamationen an die Soldaten, auf die Straße. Zweimal wurde das Schloß der Tuilerien, das letzte Asyl der Truppen, erstürmt und wieder geräumt, bis endlich gegen drei Uhr Abends zwei dreifarbige Flaggen auf dem mittlern Pavillon wehten. Außer der Zerstörung von etwas Hausrath lief Alles so ziemlich ohne Exceß ab. Die einzige Trophäe, welche die Sieger mitnahmen, war ein reicher Degen, der, wie es hieß, dem Herzog von Ragusa gehörte.

Geworfen aus allen ihren Stellungen auf beiden Ufern der Seine, trat die Garde in Verwirrung ihren Rückzug an. Auf der Brücke von Neuilly von den insurgirten Bauern mit einer lebhaften Füsillade empfangen, erreichte sie mit Mühe das Gehölz von Boulogne, St. Cloud und Sevres. Da sah man Soldaten, die vor Müdigkeit in den Gräben und auf den Straßen herumlagen und erklärten, sie würden eher ihre Waffen zerbrechen, als nach Paris zurückkehren. Umsonst bot man ih-

nen neue Gratifikationen an, umsonst bemühte sich der Herzog von Angoulême persönlich, ihren Entschluß zu erschüttern, der Zauber war gelöst. Die Garde wußte, daß es sich nicht mehr um eine Handvoll „Faktionsmänner", sondern um die ganze Bevölkerung von Paris handelte, und Karl X fühlte, daß es mit seiner Herrschaft zu Ende sey. Mittler Weile rückte in Paris die Nationalgarde in die Stelle des Militärs, und die vollkommenste Ruhe stellte sich wieder her.

Diese drei Tage boten manche rührende Episoden dar, deren Gedächtniß aufbewahrt zu werden verdient. Brüder erkannten sich in den gegenüberstehenden Reihen; ein Soldat tödtete seinen Vater; Schweizer wurden edelmüthig gerettet; Frauen und Kinder theilten die Gefahr des Kampfes; einzelne junge Leute schossen aus dem Hinterhalt auf ganze Korps; ein polytechnischer Zögling nahm auf dem Greveplatz eine Kanone und legte sich darauf, bis man ihm zu Hülfe kam. Ein anderer dieser Tapfern schlief endlich ermattet auf einem für die Verwundeten bestimmten Teppich ein; sein Schlaf war so tief, daß er nicht erwachte, als man ihn nach dem Stadthaus trug. Es war ein ergreifender Anblick, wenn die Menge auseinander wich, um die mit Leichen bedeckten Tragbahren durchzulassen, und diese groben Hände herabhingen, bleich und blau, und das Blut aus den breiten klaffenden Wunden quoll. Ein Knabe von fünfzehn Jahren drang mitten durch das Kartätschen- und Musketenfeuer zu einem der Offiziere, der die Kavallerie beim Geschütz kommandirte, und zerschmetterte ihm mit einem Pistolenschuß den Schädel. Sogleich wird eine Ladung auf ihn abgefeuert; aber der Knabe hatte sich auf den Bauch geworfen, sprang wieder auf und kam wohlbehalten zu den Seinigen zurück. Auf dem Platz vor dem Stadthaus, am 28, als der Widerstand noch nicht gehörig organisirt war und die Bürger zu wanken schienen, trat ein junger Mann, eine Fahne auf der Spitze der Lanze, auf zehn Schritte auf die königliche Garden zu, mit den Worten an seine Kameraden: „Ich will Euch zeigen, wie man stirbt!" und in dem Augenblick fiel er, durchbohrt von mehreren Kugeln. Diejenigen, welche die erste Revolution erlebt hatten, erinnerten sich eines solchen Kampfes nicht. Die hitzigsten Kämpfe von 1793 dauerten nur Einen Tag! Und Was ist jene Zeit gegen diese; damals Nichts als Proskriptionen, Ermordungen, Usurpationen der Gewalt, Entweihungen der Tempel; heutiges Tages, um den glänzendsten Sieg zu feiern, den je eine Nation für ihre Rechte erfochten, einige prunklose Leichenbegängnisse und ein hölzernes Kreuz gegenüber der Kolonnade des Louvre, auf welche die Pariser so stolz sind, welche die Schweizer sie zu verstümmeln nöthigten und auf welche sie jetzt noch stolzer seyn werden als vorher. Vom 25 Juli bis zum 7 August sind es vierzehn Tage: an dem ersten derselben unterzeichnete eine verblendete Regierung die Dekrete ihrer Selbstvernichtung, und an dem letzten proklamirten die Kammern die modifizirte Charte, nach der es künftig in Frankreich keine Censur und keine Staatsreligion mehr geben wird. Zwei Tage darauf, am 9 August, beschwur der neue König der Franzosen, Ludwig-Philipp I die neue Verfassung!"

Tübetanische Sitten.

4. Heirath und Ehe.

Bei der Feier einer Heirath kommt es auf die Wichtigkeit der Familie an, mit welcher eine Person sich verbündet. Der Grad der Achtung eines Mannes richtet sich nach seinen literarischen Verdiensten; eines Weibes nach ihrer Geschicklichkeit in der Haushaltung, im Handel ꝛc. Ehen zwischen vornehmen und reichen Familien werden durch weibliche Dazwischenkunft vermittelt. Bei andern Familien verständigen der junge Mann und das Mädchen sich zuvor selbst. Der erstere ladet einige seiner Verwandten und Freunde ein und beschenkt sie mit Halstüchern, worauf die Eltern sagen: „In unserer Familie ist ein hübscher Knabe, der wünscht die oder die Tochter zur Frau." Die Brautwerber nehmen die Halstücher, verfügen sich nach der Wohnung der Dame und halten um sie an. Willigt die Familie ein, so wird der Tag der Hochzeit bestimmt, welche im Hause der Braut Statt findet, und wozu alle Verwandten und Freunde beider Familien eingeladen werden. Die Brautwerber bringen Wein und Halstücher von Seiten des Bräutigams, dessen Alter sie dabei angeben. Ist die Sache richtig, so trinken die Verwandten des Frauenzimmers den Wein und vertheilen die Halstücher unter sich; einer der Brautwerber aber befestigt die in Gold gefaßte Zierat mit einem Türkisen, Sedjia genannt, der Braut an dem Kopf, und es werden ihr Verehrungen von Thee, Kleidern, Gold, Silber, Rindern und Schafen gemacht. Im Fall daß sich Hindernisse gegen die Verlobung ergeben, wird der Wein nicht getrunken und die Halstücher zurückgewiesen. Ist endlich die Zeit da, daß die Braut heimgeführt werden soll, so lassen die beiden Familien ihre Einladungen ergehen. Die Gäste kommen und bringen Geschenke mit, welche das Heirathsgut vermehren, wozu dann die Verwandten der Braut noch Land und Vieh hinzufügen. An der Hochzeit bedient man sich weder der Wägen noch der Pferde, sondern es wird vor der Wohnung d. Braut ein Zelt aufgeschlagen und dessen Mitte mit drei bis vier vierecktigen Matratzen belegt; man nimmt einen Teller mit Getraide und streut die Körner daraus auf dem Boden herum. Die Braut, die am Arm hereingeführt wird, besetzt den ersten Platz; ihre Eltern hat sie neben sich und die andern Verwandten nach dem Rang derselben zu beiden Seiten. Vor ihnen stehen kleine Tische mit Früchten und Speisen. Nach geendigtem Mahl fassen Mitglieder der beiden Familien die Braut am Arm und geleiten sie zu Fuß nach dem Haus ihres Gatten; ist dasselbe zu weit entfernt, so lassen sie sie reiten. Körner von Weizen oder grauer Gerste werden auf die Braut geworfen, und die Familie der Braut beschenkt nunmehr die Familie des Bräutigams, wie jene früher sie, mit Halstüchern. Ist die Braut in ihrer künftigen Wohnung angelangt, so hören die Geschenke an sie auf; man faßt sie beim Arm an, setzt sie neben den Bräutigam und reicht beiden Wein und Thee. Eine Viertelstunde darauf setzen sich die Neuvermählten besonders und alle Verwandten beschenken die Eltern mit Halstüchern. Wohnen Personen von höchstem Rang einer solchen Feier bei, so hängen sie die Halstücher den Brautleuten um den Nacken, während die letzteren diejenigen Halstücher, welche sie von ihres Gleichen empfangen haben, in ihren Busen stecken oder vor sich auf einen Haufen werfen. Von dem Mahl bekommen die Verwandten ihren Theil nach Haus. Am folgenden Tag ziehen die beiden Familien, festlich gekleidet und ihre Tücher um den Hals, mit den jungen Eheleuten in den Straßen herum, statten ihren Angehörigen Besuche ab und bieten ihnen Thee und Wein. Nachdem sie getrunken, sitzen sie mit gekreuzten Beinen im Kreis umher und singen. So treiben sie es drei Tage lang.

In Tübet sind die Weiber, welche sich nicht selten mit den Arbeiten des Ackerbaues beschäftigen, in der Regel stärker gebaut als die Männer, welche im Durchschnitt von sehr zarter Leibesbeschaffenheit sind. Es kommt oft vor, daß drei bis vier Brüder zusammen Eine Frau haben. Die Kinder, die aus einem solchen Band entspringen, theilen sie nach ihrem Gutdünken unter sich; und eine Frau, die ihrem Hauswesen mit drei oder vier Männern tüchtig vorsteht, gilt für ein Muster. Eine Frau dagegen, die nicht mit der Nadel und der Kamlotweberei, kurz mit allen häuslichen Geschäften umzuspringen weiß, um ihre Familie zu ernähren, wird ein Gegenstand allgemeiner Verachtung.

Ehebruch wird keineswegs als etwas Unrechtes betrachtet. Wenn eine verheirathete Frau sich mit einem Fremden einläßt, so sagt sie ihrem Mann oder ihren Männern unumwunden, Der und Der sey ihr Liebhaber (yngdu); Dieß geht jene Nichts an, und wenn sie sich nur sonst vertragen, so fahren sie fort, mit einander zu leben. Manchmal besteht das äußere eheliche Verhältniß sogar dann noch, wenn beide Theile ihre Liebhaber haben.

Neugeborne Kinder werden nicht gleich nach der Geburt gebadet; aber die Mutter leckt dem Kinde, so wie es zur Welt kommt, die Augen, und am dritten Tag bestreicht sie es mit Butter und setzt es in die Sonne. Einige Tage später hört sie auf, es zu säugen und nährt es mit einer Brühe von gebratenem Fleisch. Wächst das Kind heran, und es ist ein Knabe, so lernt es schreiben, rechnen und irgend einen Beruf; ist es ein Mädchen, so wird es in der Kenntniß der Gewichte, im Handel, Spinnen unterrichtet. Die Geburt einer Tochter wird für ein besonderes Glück gehalten; denn bei den zahlreichen Instituten des Cölibats, die es in Tübet giebt, und in welchen vornehmlich die Ursache der geringen Bevölkerung des Landes zu suchen ist, steht nicht zu fürchten, daß ein Mädchen sich nicht verheirathen könne. Kinder von beiden Geschlechtern werden nicht, wie in China, getrennt erzogen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 236. 24 August 1830.

Briefe eines Engländers aus Paris.

III.

1 August. Zwei Uhr Nachmittags.

Die gröste Ordnung herrschte durch die ganze Nacht. Jede Stunde gab neue Beweise von dem Wunsch der noch kaum vorher so fürchterlichen Menge, sich Allem zu unterziehen, was ihnen als Erforderniß zur Erhaltung der Ruhe angedeutet ward.

Gestern wurde eine der österreichischen Gesandtschaft angehörige Kutsche in der Nähe von Paris geplündert. Dieß sollte, glaub' ich, bloß ein kleiner Wink für auswärtige Mächte seyn. So läßt es sich auch das Volk schlechterdings nicht aus dem Kopf bringen, daß ein gewisser Einfluß von unserer Seite des Kanals her bedeutenden Antheil an der Ernennung Polignacs gehabt habe. Indessen äußern sich die meisten Journale so liberal über England, daß wohl nicht zu besorgen ist, es möchte sich eine uns ungünstige Stimmung verbreiten. Wirklich erhielt ich, obwohl unser Einem hier jedes Kind den Engländer ansieht, während der Unruhen durchgängig nur Zeichen der Höflichkeit, und muß in jedem Brief wiederholen, daß das Benehmen des pariser Volks bei dieser Gelegenheit das bewunderungswürdigste war und stets noch ist, das man je unter Menschen gesehen hat.

Gestern bemerkte man zum ersten Mal wieder einige Personen zu Pferd in den Straßen, und staunte sie als etwas Neues an. Heute waren bereits einige Karren, Kabriolets u. s. f. im Stand, fortzukommen. Es bedurfte nur eines Wortes an das Volk, und Alles legte augenblicklich Hand an, die Pflastersteine, welche ausgerissen, und als Bollwerke aufgehäuft worden waren, wieder, so gut es für den ersten Augenblick gehen wollte, einzusetzen, und das schmutzige Wasser abzuleiten, welches man an hundert Orten in große Pfützen gesammelt hatte, um eine Art Festungsgräben zu bilden.

Abends ging man wieder wie gewöhnlich auf den Boulevards spazieren, und Harfen, Guitarren, Violinen erklangen wie sonst; das einzige Neue war die Abwesenheit der Laternen (die jedoch durch eine lustige Illumination ersetzt wurden), und das halb friedliche, halb kriegerische Aussehen der Frauen und Mädchen, welche auf den Bäumen saßen, die man gefällt hatte, um Verhacke daraus zu bilden. Bei Gelegenheit der Boulevards kann ich nicht umhin einer seltsamen Scene aus dem ersten Tag des Aufstandes zu gedenken. Ein ärmlicher kleiner Savoyard fuhr an seinem gewöhnlichen Posten auf den Boulevards, mitten unter dem um ihn her tobenden Kampf fort, sein Oergelchen zu drehen. Dieser Junge muß unter den Bravsten mitgenannt werden, nach jenem Ausspruch Friedrichs des Großen, welcher einen kleinen Pfeifer, der eine ganze Schlacht hindurch unablässig auf seinem Instrument geblasen hatte, für den Tapfersten des Tags erklärte.

Als ich gestern Nacht, ein Viertel auf 11 Uhr, vom Carrouselplatz zurückkehrte — (sollte man's glauben? acht und vierzig Stunden vorher strömte dieser Platz vom Blut der tapfern Erstürmer des Schlosses, und jetzt konnte ich, ein Fremder, zur Nachtzeit über denselben gehen, ohne den mindesten Grund zur Besorgniß zu haben) — vernahm ich kriegerische Musik, welcher ich durch die Straße Rivoli entgegenging; es ergab sich, daß es das schon mehrfach genannte 53 Regiment war. Ich kam neben eine Schildwache am Pavillon Marsan zu stehen. Der Mensch, etwa zwanzig Jahre alt, hatte die Tuilerien mit erstürmt; seine Kleidung bestand in einem blauen Kittel und Pantalons von gleicher Farbe. Im Arm hatte er eine Muskete samt Bajonett, und ein weiter zwilchener, mit Patronen gefüllter Beutel hing ihm an einer starken Schnur über die Schulter. Das Regiment nahte. Mit der ganzen Gravität eines alten Grenadier-Veterans trat der Bursche vorwärts, spannte den Hahn und forderte das Feldgeschrei. Die üblichen Formen wurden beobachtet, und das Regiment zog mit klingendem Spiel auf den Carrouselplatz, um die bisher von der königlichen Garde bewohnte Kaserne einzunehmen. Allenthalben waren diese Soldaten von Volk umgeben und umdrängt, das ihnen die Hände schüttelte, sie auf die Schultern klopfte und fortwährend rief: „Vive la ligne!“ „Vive la brave cinquante troisième!“ Unmittelbar hinter dem Regiment hielten zwei Reiter, die, obwohl in bürgerlicher Tracht, leicht als Offiziere von Rang zu erkennen waren. Einer vom Volk ließ einmal den Ruf ertönen: Vive la liberté, vive la nation! Es war ein Mann aus dem niedrigen Stand, aber sein Ruf konnte, wenn er allgemein wurde, zu sehr gefährlichen Folgen führen. Sogleich sprengte daher einer der Reiter auf ihn zu, und hielt ihm eine lange sehr freundliche, aber, wie es schien, eben so eindringliche Rede. Das Einzige, was mir daraus zu Ohr gelangte, war der Anfang: „mon ami!“ und das Ende, wo er seinem Zuhörer einschärfte, in Zukunft vorsichtiger — plus sage — zu seyn.

Ihr kennt meine frühere Meinung über die französische Nation; Ihr wißt, daß ich mich über ihre Putzsucht, die scheinbar oberflächliche Natur ihrer gewöhnlichen Unterhaltung, ihre Selbstvergötterung, ihre Tändeleien, kurz über die Leichtigkeit ihres Charakters lustig machte. Ich bitte deßhalb meine vollgültigste Gegenerklärung bekannt werden zu lassen: Dieses Volk verdient in jeder Beziehung den stolzen Namen: *La grande Nation*. Man mag alte und neue Geschichte durchsuchen, bei keiner wird man ein so ehrenvolles, ein so glorreiches Benehmen finden, als das der Pariser in den letzten fünf Tagen. — — —

Die Zimmer, welche nach einander die frühern Könige, das Direktorium, der Kaiser, Ludwig XVIII und Karl X bewohnt hatten, blieben sicher unter dem Schutz der armen Leute, welche dieselben am Donnerstag mit den Waffen erstürmten. Einem Posten vor dem zur Kapelle führenden Gang — einem Burschen mit gutmüthigem Gesicht — schien seine stumme Lage, mitten unter einer lauten Menge, die sich in Lobpreisungen über die Besieger der Schweizer ergoß, sehr peinlich zu werden, so daß er endlich mit einem Andern seines Korps, wie es schien einem Opfer, zu plaudern anfing. Ein Zögling der polytechnischen Schule, der beim Sturm mit angeführt hatte, ging ruhig auf ihn zu, flüsterte ihm mit ernster Miene eine kleine Lektion ins Ohr und zog sich dann wieder zurück. Der arme Kerl wurde roth, und die Zuschauer fingen an zu kichern. Vergebens strebte er seine Gravität beizubehalten; es wollte nicht gehen, und endlich mußte er in das laute Gelächter der Zuschauer laut mit einstimmen. Sein Freund hatte indeß zwischen den Pfeilern Platz genommen und ein Buch aus der Tasche gezogen, in welches er ganz vertieft zu seyn schien. Das Gitter schied uns nur wenige Schritte von einander, so daß ich ihn leise, ohne daß der Zögling der polytechnischen Schule es vernahm, fragen konnte, was er lese. Er antwortete mit einigem Zögern: „Paul und Virginie glaub' ich." — „Wollt Ihr mir das Buch verkaufen." „Nein — Das heißt nicht um Geld." „Was wollt Ihr dafür? Er überlegte eine Weile; aber konnte den Kostenanschlag nicht herauskriegen; endlich sagte er: „Um den Preis eines Broc Weins für die Kompagnie, will ich es Ihnen überlassen." „Was ist ein Broc?" „Sechs Litres" (Maß). „Ihr sollt sie haben." Ich war nun in seiner Gewalt, und hätte ihm Champagner gegeben, wenn er solchen verlangte. Aber welches Getränk forderte er? Wein um zwölf Sous das Litre. Ich gab ihm ein Fünffrankenstück, und er überreichte mir das Buch — es war nicht Paul und Virginie, sondern ein Gebetbuch — le petit paroissien. Er konnte nicht lesen.

Mehrere Engländer, Irländer und Schottländer haben mit Auszeichnung auf der Seite des Volks gefochten. Charles Lafitte sucht ganz Paris nach zwei Engländern mit Schnurrbärten aus, die zusammen mit ihm, einem Kutscher, einem Metzger und noch einem Mann aus der niedern Klasse eine Kanone wegnahmen. Der Eine ist, so Viel ich weiß, ein Dr. Knight. *)

*) Die Times enthalten folgende Stelle: „Einer unsrer Korrespondenten fragt, wer der Engländer K—t sey, der von einer Abtheilung der Pariser im hitzigsten Kampf zum Anführer erwählt wurde. Wir hoffen irgend ein Freund werde uns hierüber Aufschluß geben, denn auf diesen Mann werden all seine Landsleute stolz seyn." Galignanis Messenger erwiedert darauf: „Der Name dieses Herrn ist Knight, und wir dürfen den Times versichern, daß die Gefühle seiner Landsleute nicht wärmer für ihn seyn können, als die Anerkennung, welche ihm für seine tapfern und großherzigen Leistungen in Paris zu Theil wird."

Das franzöf. Blatt le Temps sagt: „Ein Engländer, Namens K—t focht am 28 und 29 unablässig an der Seite des Volks. Seine Begeisterung und sein Muth machten einen solchen Eindruck auf die ihn umgebenden Bürger, daß sie ihn einstimmig zu ihrem Hauptmann erwählten. Der tapfre Fremde führte sie mit beispielloser Ordnung ins Feuer, und legte sein so wohl verdientes Kommando nicht eher nieder, bis die Ruhe allenthalben zurückgekehrt war.

Erinnerungen aus Lafayette's Leben.

(Schluß.)

Der Generalpostmeister der Vereinigten Staaten Mac Lean, General Bernard und Georg Lafayette, hatten den Plan der Reise entworfen; dieser Plan wurde so genau befolgt, daß immer Tag und Stunde bestimmt war, wann man von dem einen Ort abgehen und an dem andern anlangen sollte. Es begreift sich, daß ein solches Einhalten nur durch das einmüthige Zusammenwirken des Volks und der Behörden der verschiedenen Staaten möglich wurde, und dieses Zusammenwirken erklärt sich wiederum nur aus dem Nationalgeist der Amerikaner, die in der persönlichen Huldigung, die sie dem einzigen noch lebenden Feldherrn ihres Befreiungskriegs darbrachten, sich den ganzen Ruhm der amerikanischen Revolution mit deren unendlich segensreichen Folgen versinnlichten, und gleichsam das Fest ihrer Erhebung zum Rang einer Nation feyerten. So bewunderungswürdig aber dieser Einklang des republikanischen Nationalbewußtseyns ist, so sinnreich und überraschend sind auch die theils zufälligen theils absichtlichen Begegnisse, welche dazu beitrugen, dem Fest einen phantasiereichen improvisirten Charakter zu verleihen. Wir wollen in Kurzem noch einige dieser Episoden erwähnen. Als der General in Baton Rouge, wo er das Fort besichtigte, sich in die Kaserne begab, fand er, in dem ersten Saal, statt Garnison, Waffen und Kriegsrüstung, eine zahlreiche Versammlung elegant gekleideter schöner Damen, die ihm mit Erfrischungen und Blumen entgegentraten. In Natchez hatte er eben die an ihn gerichtete Bewillkommnungsrede der Kommission beantwortet, als ein Mann aus der Menge hervorstürzte, seinen Hut schwang und ihm auf Französisch zurief: „Ehre dem Befehlshaber der pariser Nationalgarde; ich stand unter Ihren Befehlen, General, im J. 1791; ich liebe die Freiheit noch, wie ich sie damals liebte. Lang lebe Lafayette!" Sie schüttelten einander die Hände. In St. Louis befand sich ein alter französischer Sergent von Rochambeau's Heer, Namens Bellissime, unter den Ersten, die ihn begrüßten. In Kaskaskia bestand die Versammlung aus einer Mischung von englischen Amerikanern, Abkömmlingen französischer Canadier und Indianern. „Außer den Männern," sagt Levasseur, „denen man an den edeln Zügen und dem patriotisch stolzen Ausdruck derselben leichtlich die Amerikaner ansah, waren noch Andre da, deren grober Anzug, freies Wesen und muntere Geberden, mit der hellen Freude in den Gesichtern, mich stark an das Landvolk meines Vaterlandes

erinnerten, und hinter diesen, der Thüre zu und auf dem Platz vor dem Haus einige unbewegliche, theilnahmlose, breite, rothe, halbnackte Gestalten, auf einen Bogen oder eine lange Flinte gelehnt — die Indianer der Nachbarschaft. Die Personen, an welchen ich in Tracht und Manieren jene Aehnlichkeit mit französischen Landleuten bemerkte, gingen in der Halle bald auf und ab, bald stellten sie sich in kleine Gruppen zusammen und bildeten die offenste und belebteste Unterhaltung in französischer Sprache." Aber fast romanartig lautet das Abenteuer mit der Indianerin. In kleiner Entfernung von Kaskaskia war ein indianisches Lager, welches Einer von Lafayette's Gefolge, Hr. von Syon, besuchte. Mitten im Wald traf er auf einen Haufen von Indianern, an deren Spitze ein hübsches junges Weib, Namens Mary, sich befand, welches sehr geläufig Französisch sprach und sich mit einer Anmuth ausdrückte, die ihn in Erstaunen setzte. Sie fragte ihn, ob es wahr wäre, daß Lafayette in Kaskaskia sey; als man ihr Dieß bejahte, zeigte sie ein großes Verlangen ihn zu sehen. „Ich trage," sagte sie, „eine Reliquie bei mir, die mir sehr theuer ist, ich möchte sie ihm gern zeigen; zum Beweis, daß sein Name unter unsern Stämmen nicht weniger verehrt ist, als unter den weißen Amerikanern, für welche er focht." Mit diesen Worten zog sie aus dem Busen einen kleinen Beutel, der einen sorgfältig in mehrere Bogen Papier gewickelten Brief enthielt. „Er ist von Lafayette," sagte sie; „er gab ihn meinem Vater vor langer Zeit, und mein Vater, als er starb, hinterließ ihn mir als das kostbarste Ding, das er besäße." Mary's Vater war der Häuptling einer der Nationen, welche die Küsten der großen kanadischen Seen bewohnten; er focht mit einem Hundert seines Stammes unter den Befehlen Lafayette's im Revolutionskrieg und wanderte beträchtliche Zeit nachher nach den Ufern des Illinois aus. Sterbend gab er seiner Tochter dieses Dokument als einen mächtigen Zauber, der ihr den Schutz der Amerikaner sicherte. Als man das Schreiben öffnete, war es wirklich von Lafayette's Hand, datirt aus dem Hauptquartier Albany vom Juni 1778 und an Panisciowa gerichtet, einen der Häuptlinge der sechs Nationen, dem darin für seine tapfern Dienste, die er der Sache der Amerikaner geleistet, gedankt wurde. Lafayette ließ sich Panisciowa's Tochter vorstellen. In Nashville mischte sich unter den Enthusiasmus des Volks die laute und rührende Freude eines hochbetagten Kriegers, Namens Hagy, eines Deutschen, der auf demselben Schiff mit Lafayette nach Amerika gesegelt, und den ganzen Revolutionskrieg unter ihm mitgemacht hatte. Ungeachtet der Schwächen des Alters reiste der Greis etliche und fünfzig Stunden weit her, um seinen geliebten General zu begrüßen. Bei dem öffentlichen Mahle, bei welchem General Jackson den Vorsitz führte, speiste Lafayette mit einem Mann von ehrwürdigem Aussehen — es war Timotheus Demundrune, der erste weiße Ansiedler in Tenessee, einem Staat, welcher der Union bereits einen Präsidenten geliefert hat. Jackson empfing hierauf den Gast der Nation bei sich auf seinem Landsitz Hermitage, wo Levasseur die prunklose Häuslichkeit, die einfache aber reichliche Bewirthung, und den männlichen biedern und patriotischen Sinn des Wirths bewunderte. Auf dem Weg nach Luisville litt das Dampfboot auf dem Ohio Schiffbruch. Alles lag in tiefem Schlaf, als plötzlich das Geschrei des Kapitäns die Reisenden weckte: „Eine Klippe! Eine Klippe! Lafayette! Die Pinasse!" Trotz der tiefen Finsterniß der Mitternacht, und der augenscheinlichen Gefahr unterzusinken, da das Boot furchtbar schwankte, und man nicht wußte, wie weit man vom Ufer entfernt war, dachte Niemand an sich, sondern Alle warteten, bis sie Lafayette gerettet wußten, und weder über den Wrack seines Schiffes, noch den Verlust von 1200 Doll., die er an Bord hatte, schien der Kapitän so sehr betrübt, als über den Gedanken, daß dem Gast der Nation bei ihm dieser Unfall zustieß. Sogleich kehrte ein anderes Dampfboot, der Paragon, der nach New-Orleans befrachtet war, um, und brachte die Schiffbrüchigen nach Louisville. Man berührte nun sofort Frankfort, Lexington, Cincinnati, Vevay, Pittsburg, Erie, Buffalo, Niagara, Rochester, Albany und am 15 Juni traf man in Boston zur Feyer des Tags von Bunkers Hill ein. So hatte man in vier Monaten eine Reise von mehr als 5000 Meilen durch sechzehn Staaten zurückgelegt. Einladungen der Staaten Maine, New-Hampshire und Vermont erwarteten hier den General; am 4 July sollte er in New-York das Jahresfest der Unabhängigkeit mitfeyern. Diese verschiedenen Ausflüge wurden vom 22 Juni bis zum 3 Juli vollbracht. In der Mitte des Juli besuchte Lafayette noch einmal Philadelphia und von da Washington, von wo ihn der Präsident Adams zu Monroe nach Virginien, und dieser die Beiden nach Monticello zu Jefferson begleitete. Ein seltenes Geschick, das ihn mit drei Präsidenten der Vereinigten Staaten zusammenführte. Am 6 September war in Washington ein glänzendes Gastmahl in der Wohnung des Präsidenten zur Feyer von Lafayette's Geburtstag; am folgenden Morgen schiffte sich der General an Bord der ihm nach irgend einem Hafen von Europa zur Verfügung gestellten Staatsfregatte Brandywine ein, und am 3 Oktober landete er in Havre, wo ihm die Offiziere seines Schiffs „zum Zeichen ihrer besondern Achtung und gemeinsamen Bewunderung" eine silberne Urne überreichten.

Der Herzog von Wellington.

Unter den zahlreichen Hofleuten, welche Ihre Majestäten letzten Dienstag (am 5 August) zu dem glänzenden Dejeuner Lord Combermere's in Kensington Garden begleiteten — sagt der Morning-Herald — war der Herzog von Wellington der Einzige, der hier gar Nichts zu thun zu haben schien. Se. Gnaden begnadigten zwar allerdings die lustige Scene mit Ihrer Gegenwart; aber es geschah mit einer so ausnehmend melancholischen Gnade, daß solche, hätten nicht die übrigen Hofleute zu Viel zu thun gehabt, um auf so Was zu merken, ihre Lust um ein Beträchtliches gedämpft haben müßte; vorausgesetzt, sie richten überhaupt ihr Vergnügen nach dem Aussehen Sr. Gnaden, und halten es für nöthig, je nach seiner Stimmung, froh oder sorgenvoll drein zu schauen. Er allein entzog sich der Gegenwart des Königs, sobald dieser im Pavillon Platz genommen hatte. Lord Combermere, beobachtet von allen Beobachtern, behelmt, umgürtet und in der Majestät seiner Reiterstiefel, hatte die Königin mit wahrhaft ritterlichem Anstand und höchst malerischem Effekt über den grünen Rasen geführt, und entsprach, nachdem er sie in den Pavillon zu ihrem Stuhl geleitet, seinen Obliegenheiten auf's Geziemendste, indem er sich hinter denselben stellte. Suffex, mit freundlichem Gesicht, bezeugte seinen Respekt Ihrer Majestät und der Marmelade zu einer und derselben Zeit. Prinz Friedrich, in der knappen, gepolsterten Jacke, wiegte den Helm in der Hand, und blickte um sich her — entweder zu sehr verloren in die Schönheit der Damen, oder zu fest geschnürt, um an den köstlichen Dingen, welche auf der Tafel prangten, Theil zu nehmen. Georg von Cumberland, im Husarenkleid, machte sich unter den Ananassen, Kuchen und Sulzen tüchtig zu schaffen. Lord Burghersh theilte seine Aufmerksamkeit zwischen dem

Königspaar und den Liebhabern der italienischen Oper. Hill, Cathcart und ein Duzend anderer militärischen Lords hatten vollauf zu thun. Schwärme lieblicher Damen der Königin, Haufen junger aufstrebender Männer dem König vorzustellen; und Jedermann aß oder trank, oder lachte, oder plauderte recht vertraulich zusammen. Nur der Herzog von Wellington, den man sonst immer bloß vorn zu sehen gewohnt ist, entzog sich allen diesen Freuden, und wandelte düstern Muths umher, wo er immer nur ein Stückchen Rasen aufzufinden vermochte, das vom Publikum ihm offen gelassen war. Gleichwohl ging er nicht ganz allein, denn ein Frauenbild ward an seiner Seite wahrgenommen, kurz von Gestalt, einfach gekleidet und eben so trübselig als er selbst. Sie hing sich nicht an seinen Arm, denn Se. Gnaden bot ihr nicht den Arm, sich daran zu hängen; vielmehr blieb ihr, da er seine Hände mit den Fingerspizen unter der Weste trübselig ineinander gehäkelt hatte, Nichts übrig, als entweder allein zu gehen, oder ihre Hand irgendwo zwischen seinem Vorderarm und seiner Hüfte einen Ruheort finden zu lassen, welche Partie sie denn auch ergriff — wie es scheint, in Verzweiflung an einem bessern Unterkommen. Haltung und Aufzug Sr. Gnaden gaben kläglicher Anzeichen der Bekümmerniß. Die übel sizende und etwas abgetragene Feldmarschalls-Uniform, der kahle Hut, der gedrukte Federbusch, die eingebogenen Schultern, die gesunkenen Wangen, die stets auf den Boden gehefteten Blicke: Alles sprach deutlich aus, daß der Herzog keineswegs au fait mit dem fröhlichen lärmenden Schauspiel um ihn her war. Unaufhörlich kamen Haufen jüngerer und zehnmal reicher befiederter Officiere an ihm vorbei, ohne sich ihm zu präsentiren. Jubel hallte durch die Luft, aber der Jubel galt dem König Wilhelm — nicht dem Herzog Arthur. Die königlichen Trompeten und Pauken verkündeten laut:

„Britains never shall be slaves";

aber Se. Gnaden hörten nicht darauf, oder wenn Sie's hörten, so thaten Sie wenigstens, als ob Sie's nicht gehört. Sie schienen ganz eingehüllt in melancholische Gedanken, und erkundigte sich etwa ein vorübergehender Bekannter nach Ihrem Befinden, so schienen Sie mit König Johann zu antworten:

Ich hatte was zu sagen; doch laß seyn:
Die Sonne steht am Himmel, und der Tag,
Umgaukelt von den Wonnen dieser Welt —
Zu eitel ist er und zu voll von Scherz,
Um mir ein Ohr zu leih'n.

Ob der Herzog über das Loos des Fürsten Polignac brütete, oder über den Mangel an gebührendem eigenem Ansehen bei dem neuen englischen Hof, ist unmöglich zu sagen; gewiß aber ist, daß er bei so lustiger Gelegenheit ganz außer seinem Element und wunderhaft trübselig war. „Das der Herzog von Wellington!" rief, an einen Baum des Gartens gelehnt, ein gravitätischer Herr, „Gott segne meine Augen; ich nahm ihn für einen Fisch außer dem Wasser, oder einen verjährten Obrist auf bettelhaftem halbem Sold, und außer Gunst."

Eine Probe von der Verschlenderung der Staatsgelder in England.

In der heurigen Parlaments-Sizung trug Sir James Graham auf eine Revision der Gehalte und Emolumente der Mitglieder des königl. Geheimen Raths an. Nach der Rede, worin er seinen Antrag entwickelte, ist die Zahl der Geheimen Räthe 169; von diesen genießen 113 Besoldung; die andern 56, die gegenwärtig Nichts bekommen, gehören zur Opposition und warten nur auf den Augenblick, wo auch die Reihe an sie kommt. Die ganze Summe, welche diese Herren jährlich unter sich zu vertheilen haben, beträgt 650,164 Pf. St., so daß also im Durchschnitt auf die Person 5752 Pf. kommen. Von diesen 650,164 Pf. sind 86,103 für Sinekuren; 442,411 für wirkliche Dienste und 121,650 für Pensionen. Unter den 113 Geheimen Räthen giebt es 30 Pluralisten, d. h. solche, die mehr als Ein Amt bekleiden, theils Sinekuren oder Stellen im Civil- und Militärdienst. Die Summe, welche diesen Pluralisten jährlich anheim fällt, beläuft sich auf 221,135 Pf., im Durchschnitt für den Mann auf 7321 Pf. Die sämmtlichen Geheimen Räthe aus den beiden Häusern des Parlaments waren 69, und von diesen genossen 47 Pairs das ungeheure Einkommen von 378,746 Pf., d. h. 8065 Pf. die Person; die übrigen 22 Mitglieder des Unterhauses 90,849 Pf., also Einer in den Andern jährlich 4130 Pf. Dokumente dieser Art sprechen für alle Phänomene der britischen Gesetzgebung.

Tübetanische Sitten.

5. Leichenbegängnisse.

Wenn zu H'Lassa Jemand stirbt, so wird ihm sein gewöhnliches Kleid angezogen und der obere Theil des Körpers so zusammengeschnürt, daß der Kopf die Kniee berührt, wobei die Hände zwischen die Beine zu liegen kommen. Die Stelle der Bahre vertritt ein lederner Sack oder ein Korb, worin die Leiche an einem Baum aufgehängt wird. Männer und Weiber trauern; die Lamas verrichten ein Todtenamt, und in den Tempeln verbrennt man Butter vor den Bildern der Heiligen. Die Hälfte der von dem Abgeschiedenen hinterlassenen Effekten bekommt der Tempel zu Botala; die andere Hälfte die Lamas, welche die Todtengebete sprechen, so daß die Verwandten davon Nichts erben. Einige Tage, nachdem Einer todt ist, wird sein Leichnam auf den Schultern nach dem Plaz der Todtenhacker gebracht, welche den Leichnam an eine steinerne Säule binden und in kleine Stücke zerhauen, die sie den Hunden zu fressen geben; Dies heißt man Erdenbestattung. Was die Knochen betrifft, so werden sie in einem steinernen Mörser zerstoßen, mit gebratenem Fleisch vermischt, Kugeln daraus geformt, und diese den Hunden oder den Geiern vorgeworfen; Dies heißt die Himmelsbestattung. Diese Arten der Bestattung gelten für sehr wünschenswerth. Die Todtenhacker haben einen Deba zum Haupt. Die Kosten hiebei belaufen sich auf etliche Silbermünzen des Landes. Wer diese Kosten nicht bestreiten kann, wird in's Wasser geworfen; Dies ist die Wasserbestattung, die man für ein Unglück ansieht. Die Lamas werden verbrannt und Obelisken ihnen errichtet. Beim Tod eines Armen schießen seine Verwandten und Freunde zum Unterhalt seiner Familie zusammen. Ueber den Verlust eines Freundes bezeugen die Verwandten ihr Beileid durch Geschenke von Halstüchern, Thee und Wein. Die Trauer besteht darin, daß Männer und Weiber hundert Tage lang nicht in Prunkkleidern erscheinen, ihr Haar nicht kämmen und sich nicht waschen; namentlich daß die Frauen keine Ohrenringe oder Halsbänder tragen. Die Reichen lassen manchmal Gebete für die Seele des Verstorbenen halten, die ein Jahr währen. Im Allgemeinen bekümmert man sich in Tübet mehr um die Jugend als um das Alter. Kranke Personen werden gemieden, und der Tod einer Person im Krieg ist ein Gegenstand des Jubels für die ganze Familie.

6. Bauwesen.

Die tübetanischen Häuser sind meist aus rohen Steinen gebaut und haben mehrere Stockwerke. In den Wohnungen der Reichen trifft man schöne Bildnereien; das gemeine Volk in den Städten und auf dem Land baut seine Hütten am Abhange der Berge, um in der Nähe von Holz und Wasser zu seyn. Die Nomadenstämme leben unter Zelten von schwarzem Filz. In H'Lassa giebt es so geräumige Gebäude, daß sie mehrere hundert Personen fassen. Die großen Gebäude für die öffentlichen Beamten heißen Ka, und die burgartigen, in der Nähe des Gebirgs, Dzong; leztere werden von Debas und Häuptlingen bewohnt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 237. 25 August 1830.

Briefe eines Engländers aus Paris.

IV.

2 August.

Sobald ich gestern meinen Brief geschlossen, begab ich mich nach Saint-Cloud, das der König früh am Morgen verlassen hatte. Ungleich allen andern Städten in der Nähe von Paris, ja vielleicht in ganz Frankreich, war es dort zu keiner Volksbewegung gekommen, was auf Rechnung der bedeutenden, in der Nachbarschaft zusammengezogenen Armee gesezt werden zu müssen scheint.

Troz dem Verbote der provisorischen Regierung, daß keine Truppen, d. h. kein bewaffnetes Volk, Paris verlassen sollten, fanden ihrer 1200 bis 1500 gleichwohl Mittel hinauszukommen, und zogen gegen St. Cloud, den König, der noch von 12 bis 15,000 Mann umgeben war, gefangen einzubringen. Glücklicher Weise ging der Hof ab, noch eh sie ankamen, sonst würde bei der furchtbaren Aufreizung, in der sich ein Theil der Garde (die Lanciers und die Infanterie) befand, ein entsezliches Blutbad erfolgt seyn. Natürlich waren die Schweizer nicht weniger wüthend als Jene. Gleichwohl hatte bei aller Loyalität die Furcht vor der „Canaille“ sich ihrer schon dermaßen bemeistert, daß sie einer ruhigen Ueberlegung nicht mehr fähig waren. Jeden Augenblick des gestrigen Morgens und Vormittags wurden ihre Reihen durch Desertion lichter, ihre moralische Kraft durch Furcht, ihre körperliche Ausdauer durch Mangel an Nahrung, Getränk und Ruhe schwächer. Die ganze Umgegend war in vollem Aufstand. Bei ihrem Rückzug nach den elyseischen Feldern, am Donnerstag, zeigten Manche von der Garde — sowohl Reiter als Fußgänger — an Wuth grenzende Erbitterung, feuerten die Straßen hinan, und in die Fenster hinein, was sie jedoch mit dem Verlust von mehreren Hunderten der Ihrigen büßen mußten. Sechs hundert Verwundete liegen im Hospital Beaujon. Drei oder vier Regimenter bivouakirten im Bois de Boulogne. Sie hatten Nichts zu essen, wurden unaufhörlich in Athem gehalten, von den Bauern angegriffen, und so demoralisirt, daß sie flohen ohne zu wissen wohin. Auch hier rissen sie zu Hunderten aus.

Auf der Ebene von Grenelle begegnete ich einem Bauer mit einer Vogelflinte. Ein schlanker junger Mann, den Arm in der Schlinge tragend, begleitete ihn. Auf meine Frage was es Neues gebe, sagte er, der sacrez habe sich auf die Flucht begeben. „Dieser Bursch mit dem Arm in der Schlinge“ sezte er hinzu, „ist mein Gefangener. Nicht wahr Jean?“ „Ja“ (mit demüthigem Kopfnicken.) „Ich schoß ihn durch den Arm“, fuhr der Bauer fort, „und da hat er sich erinnert, daß ich Freund mit seinem Vetter sey. Er sagte mir, er sey von Issy“ (einem Dorf in der Nähe von Paris), „und wolle jezt auf die Seite des Volks; so nahm ich ihn in ein Wirthshaus und gab ihm Wein und ein Paar Hosen und diese Jacke da! Denn seinen Schlächter-Anzug konnte ich nicht mit ansehen. Dann ließ ich ihm den Schnurrbart abscheeren, und wir gehen jezt mit einander über das Flachland, um den Abend mit unserem Freund zuzubringen.“

Unglaublich, aber dennoch gewiß ist, daß man bis Sonnabend die Wiedereroberung von Paris beabsichtigte. Fünfzehntausend Mann umgaben den König und noch mehrere wurden erwartet, aber eine ganze Million hätte Paris nicht wieder eingenommen. Die Nachrichten von dem allgemeinen Aufstand des Volks und die stets wachsende Entfremdung der Truppen gegen den König änderten jedoch diesen Plan, und man entschloß sich zum Rückzug. Einige Stunden, eh ich gestern in Sevres anlangte, hatte daselbst ein Scharmüzel Statt gefunden, bei welchem zwanzig Gardisten jeder Waffe, und zwei Männer von der Volkspartei fielen. Die Kanonen auf der Brücke von Saint Cloud wurden in die Luft gefeuert, und Alles wandte sich zur Flucht. Auf dieser Brücke warfen viele Soldaten ihr Gewehr ins Wasser und zerstreuten sich. Das 85 Linien-Regiment war im Gefolg des Königs. Der Ruf Vive la Ligne! war schon nach Sevres und Meudon gedrungen. Soldaten und Subalternen wurden daher geschont, aber die ganze Wuth des Volks wandte sich auf die höhern Offiziere. „Wir stiegen auf unsrem Rückzug eben die Höhen von Bellevue hinauf,“ erzählte mir gestern ein Soldat jenes Regiments; „ein Gärtner, den wir noch fünf Minuten vorher in seinem Garten arbeiten gesehen hatten, lauerte auf uns hinter der Mauer. Uns Soldaten ließ er ruhig vorbei, als aber der Obrist heran kam, feuerte er und schoß ihn durch die Brust.“

Die Lanciers beurkundeten hier abermals ihre Erbitterung, indem sie dreimal auf das Volk feuerten, in welcher Folge von ihrer bereits sehr zusammengeschmolzenen Anzahl abermals ein Duzend Leute verloren gingen. Von dem ganzen prächtigen Regiment, das ich am Mittwoch noch vollzählig sah, und welches in der Nacht, als es den Rückzug antrat, immer noch seine 600 Mann stark seyn

mochte, sind jetzt gewiß kaum noch 250 um den König. Ungeheuer war ior Verlust an Offizieren.

Als ich gestern Abend in die Stadt zurückkehrte, ging ich wieder über diejenigen Stellen, wo am Hitzigsten gekämpft worden war. Ich besuchte den Ort, wo 160 der bei Erstürmung des Louvre Gefallenen begraben liegen. Es ist ein freier Platz, gerade vor dem Louvre, früher durch ein Gitter eingeschlossen; die Schweizer hatten sich hier mit Entschlossenheit und zum großen Nachtheil der Angreifenden vertheidigt. Zwei hölzerne Kreuze mit der Inschrift: „Dem Andenken der Franzosen, die im Kampf für die Freiheit fielen", stehen an beiden Enden der Grube, in welche man die Leichname gesenkt hat. Eine verschwenderische Fülle von Blumen und Kränzen lag umher. Zwei barmherzige Schwestern, auf welche man mit einer Ehrfurcht blickte, die an heilige Scheu grenzte, knieten zur Seite des Grabs. Ein Helm, um darin Beiträge für die Hinterlassenen niederzulegen, mit Silber- und Kupfermünzen bereits halb gefüllt, stand in der Mitte. Ein Nationalgardist führte die Aufsicht, die übrigens nicht nöthig war. Zwei Sonntage vorher hatte ich die Marktweiber von St. Cloud, zur Feier der Eroberung von Algier, dem König einen Blumenstrauß bringen sehen. Die Blumen, die jetzt auf dem Grab der Freiheitsmärtyrer lagen, rührten von denselben Frauen her. Es war gestern sehr heiß, so daß die Kränze bald welk wurden; eben als ich von der Grabstelle weg wollte, kamen jene Weiber mit einem frischen Vorrath, welche die Führerin unter allgemeinem Weinen auf die Erde streute.

Als ich auf den Greveplatz kam, bemerkte ich die dort Statt gefundene Verwüstung erst in ihrer ganzen Grauenhaftigkeit. Die Fenster an allen Häusern waren zerschmettert. Das Eckhaus zwischen dem Platz und der Straße Pelletier hatte so Viel gelitten, daß nur noch wenige Schüsse mehr es in Trümmer gelegt haben würden. Die ganze Umgebung war heute von neugierigen Besuchern überfüllt. Auf den Stühlen vor den Kaffeehäusern saßen viele hundert wohlgekleidete Leute, Eis und andere Erfrischungen genießend. Vor dem Rathhaus war eine dichte Menschenmasse um eine Miethkutsche versammelt; ich fragte nach dem Grund. — „Ah, Monsieur! Peyronnet est pris!" Er sollte in Vincennes gefunden und als Gefangener in dieser Kutsche eingebracht worden seyn. (Eine bekanntlich falsche Nachricht.)

Hier noch ein Zug aus der dritten Nacht des Kampfes, wo viele Hunderte vom Volk ihr Leben durch die königlichen Truppen einbüßten. Als ich vom Rathhaus nach der Straße de Jannerie zuging, begegnete ich einem halben Dutzend Leute, die mit der größten Höflichkeit die Menge abhielten, drei anderen Männern, die langsam in ihrer Mitte gingen, zu nah zu kommen. Diese waren zwei Bewohner der Vorstadt Antoine und ein verwundeter Trompeter der Grenadiers a Cheval, den Tags zuvor eine Kugel getroffen hatte, eben als er zum Angriff blies. Er war nach dem Gefecht von einigen Mitkämpfenden selbst in ein benachbartes Haus gebracht worden, und ward jetzt für hinlänglich gestärkt erachtet, um nach dem Hotel Dieu gehen zu können. Ich folgte ihnen bis zum Platz des Chatelet nach. Da standen sie still, und schienen dem Verwundeten ein Anerbieten zu machen, das dieser dankbar ablehnte. „Bah," sagte einer seiner Führer, „ein Tropfen guter Wein hat noch Niemand Schaden gethan." Und sie traten mit ihm in eine Schenke.

Diesen Augenblick begegnete ich einem Grenadier vom zweiten Garde-Regiment. Er hatte sich mit der Garde nach dem boulogner Wäldchen zurückgezogen. Die Erzählung, welche er mir von diesem Rückzug machte, die ich auf Morgen verspare, ist wirklich höchst traurig. Er verließ das Heer, mit Hunderten seiner Kameraden, unterwegs. Die Offiziere, welche wohl vermutheten, daß die Soldaten sich mit Anbruch der Nacht von ihnen trennen würden, hatten sie mit Thränen in den Augen beschworen, bei ihnen zu bleiben, aber umsonst. Bei jedem Schritt fallen Hunderte ab.

Algier.

4. Staatseinkünfte.

Da es bis jetzt scheint, daß die Franzosen in dem eroberten Algier das bisherige Abgabenwesen beizubehalten gedenken, wenigstens sofern dasselbe die Tributleistungen der Statthalter betrifft, so hat ein algierisches Budjet vom Jahre 1822, das einzige nämlich, welches überhaupt in neuer Zeit durch das Werk des amerikanischen Konsuls Shaler bekannt geworden, auch jetzt noch immer seine Bedeutung, indem es Licht auf die neusten Zeitereignisse wirft. Zuvörderst einige Bemerkungen über den Gang der Verwaltung. Die Beys von Constantine, Titteri und Mascara, Vasallen des Dey, waren in ihren Provinzen gegen Entrichtung eines bestimmten Tributs mit Ausübung der souveränen Autorität bekleidet. An ihrer Seite stand ein Kaitib, d. i. ein von dem Dey persönlich ernannter Intendant, der mit Ausübung der Civilverwaltung beauftragt war. Der zweifelhafte Gehorsam der außerstädtischen Bevölkerung, der patriarchalisch regierten Stämme und der türkischen Besatzungen in den Schlössern machte den Einzug der Abgaben jeder Zeit sehr unsicher und erzeugte ein völliges Bedrückungssystem sowohl von Seite des Dey's als seiner Gouverneure, wobei immer Jeder so Viel erpreßte, als er konnte. Zwar war die Summe, welche jede Provinz halbjährlich in den Staatsschatz zu entrichten hatte, bestimmt; allein daran hielt sich die Habsucht nicht; es wurden immer von Zeit zu Zeit bewaffnete Ausflüge unternommen, und je reicher die Beute ausfiel, in desto größeres Ansehen unter den Türken setzte sich ein Statthalter. Die Bey's sollen sich auf diesem Weg meist in kurzer Zeit ungeheuere Schätze zusammengescharrt haben. Alle drei Mondsjahre mußten sie sich dann nach der Hauptstadt begeben, um von ihrer Verwaltung Rechenschaft abzulegen. Die Unkosten einer solchen Reise kosteten manchen von ihnen seine anderthalb Millionen Franken an Geschenken, welche der Dey und jedes Mitglied des Diwans erwartete, wollten jene ihre Stellen, vielleicht das Leben, nicht verlieren. Natürlich fehlte es auch an Vorwänden nicht, sich einer so lästigen Etikette zu entziehen. Unter den Bey's standen Caiden, oder Befehlshaber der Städte und Dörfer, welche ihre Stellen kauften, und wieder verkauften, so daß die Algierer, wie Pananti sagt, den Reisenden in der großen Wüste glichen: Wen die wilden Thiere nicht zerrissen, dem saugten die Insekten das Blut aus. Zu Beamten des infallibeln Willens der vollziehenden Gewalt bediente man sich der Sciauffen, deren vier jedem Ministerium beigegeben waren, und die in den alten Staatsboten der drei Staats-

inquisitoren von Venedig ein Seitenstück fanden. Diese Sciaussen wählte man theils aus den Türken, theils aus den Mauren; erstere gebrauchte man, wenn es einen der bevorrechtigten Türken verhaften zu lassen galt, letztere für Individuen aus den geringern Ständen; es waren lauter Personen von außerordentlicher Stärke und Größe; sie trugen ein grünes Kleid, einen spitzigen Turban und einen rothen Gürtel um den Leib.

Die Staatseinkünfte flossen aus folgenden Quellen: 1) aus den Tributen der Bey's; 2) aus den Zehnten von allen Ernten in Natura; 3) aus den Taxen, womit man die Lager der Beduinen und der Kabailen besteuerte; 4) aus den Vermögenseinzügen von Personen, die ohne Erben starben; 5) aus den Douanen; 6) aus dem Ankergeld christlicher Schiffe; 7) aus den Ein- und Ausfuhrlicenzen; 8) aus dem Salzhandel und andern Monopolien; 9) aus Konfiskationen; 10) aus Prisen; 11) aus den Geschenken der europäischen Fürsten und den freiwilligen Gaben der Kaufleute (usanze). *) Der Dey konnte über Das, was man anderswo den Staatsschatz heißt, nach Willkür verfügen. Wie reich die Schatzkammer (chasna) war, sieht man aus den Summen, welche die Franzosen daraus bereits weggeführt haben und noch täglich wegführen. Es scheint, daß man früher in Europa an diesen Reichthum nicht recht glaubte, den Reisende zum Mindesten zu 45 Millionen spanische Thaler anschlugen, denn sonst hätten gewiß die Engländer sich die Kosten einer Expedition nicht dauern lassen, ihn zu holen. Es wäre immer noch Gewinn genug dabei herausgekommen. Ein Glück ist es übrigens für Europa, daß die Bourbonen es zum letzten Akt ihrer politischen Existenz machten, Algier zu züchtigen; die neue im Innern beschäftigte französische Regierung hätte doch wohl kaum Zeit gefunden, und die christlichen Mächte hätten ihre Tribute fortbezahlt, wenn es gleich nur des Betrags derselben von einigen Jahren und einer gemeinsamen Anstrengung bedurft hätte, um sich dieser schimpflichen Abhängigkeit auf immer zu entlediger.

*) Einkünfte.

Vom Bey von Mascara. Taxe der Provinz	60,000	harte	Piaster.
Von demselben, für die Ausfuhr aus dem Hafen von Oran	15,000	—	—
Vom Bey von Konstantine, Taxe der Provinz	60,000	—	—
Von sieben Caiden seiner Dependenz	18,000	—	—
Vom Bey von Titteri. Taxe der Provinz	4,000	—	—
Vom Beitelmeldschi oder Erbschaftsrichter eine Aversalsumme von	40,000	—	—
Vom Scheich el-Biled oder Gouverneur von Algier	5,000	—	—
Vom Vorsteher der Lederhandels für sein Amt	4,000	—	—
Von dem der Douanen, aus demselben Grund	800	—	—
Von den Hebräern, Kopfsteuer	6,000	—	—
Einfuhrzölle	20,080	—	—
Ertrag der Staatsdomänen bei der Stadt Algier	40,000	—	—
Von Frankreich für das Monopol des Korallenfischfangs	50,000	—	—
Vom Monopol der Wolle, des Wachses, des Leders rc.	40,000	—	—
Von den Höfen zu Kopenhagen. Lissabon Neapel und Stockholm, Tribute	96,000	—	—
Von 200,000 Maß Getraide, welches die verschiedenen Scheichs der Araber und Caballen, und von 20.000 welche die Bey's von Constantine und Mascara für den Unterhalt der Marine, der Soldaten und der Arbeiter in den öffentlichen Gebäuden zu liefern hatten	55,000	—	—
Von zufälligen Spenden christlicher Mächte, die nicht sowohl als Tribut, denn als ein Beweis großmüthiger Freigebigkeit anzusehen waren	25,000	—	—
	514,800	—	—

Ausgaben.

Arbeiter im Arsenal und auf den Werften	24,000	—	—
Schiffsbauholz und Seemunition	60,000	—	—
Sold der Beamten des Seewesens und der Seeleute	75,000	—	—
Sold der Truppen	700,000	—	—
	859,000	—	—

Somit ergäbe sich ein Ausfall von 344,200 schweren Piastern, welcher durch den Ertrag der Erpressungen, Konfiskationen und des Seeraubs gedeckt werden mußte. Bei diesen schwachen innern Hülfsquellen konnte ein so unermeßlicher Schatz aufgehäuft werden. Ein Beweis, daß das Gewerbe des Seeräubers ziemlich einträglich ist!

Dampfschifffahrt.

Im J. 1814 rühmte sich Großbritannien und Irland des Besitzes von 11 Dampfbooten, im Durchschnitt zu 50 Tonnen, und mit einer Bemannung von 65 Matrosen. Im J. 1829 zählte allein der Hafen von London deren 167, im Durchschnitt eines zu 100 Tonnen; ganz England 342 mit einem Gehalt von 31.108 Tonnen. und von 2745 Matrosen besetzt. Die Zahl der Dampfschiffe in Frankreich ist 35. Das erste, welches (im J. 1819) Franzosen besaßen, war der alte Rob Roy aus dem Meerbusen von Forth, der, in Heinrich IV umgetauft, jetzt als Postschiff zwischen Dover und Calais dient; fünf Dampfboote wurden für die Expedition nach Afrika vom Stapel gelassen. Die Russen besitzen zwei Dampfboote. Sechs gehen auf dem Rhein; eines zwischen Sevilla, Cadix, Gibraltar und Carthagena; zwei sind zu Calcutta, davon eines dort erbaut. Die Amerikaner, die im J. 1812 170 meist kleine Dampfbote hatten, zählten im J. 1829 320 meist große. Der auswärtige englische Handel geschieht noch immer auf Segelschiffen, und auf den Kanälen, auf welchen der innere größtentheils getrieben wird, fahren auch keine Dampfbote. Hingegen im amerikanischen Handel bedient man sich fast ohne Ausnahme der Dampfboote. In der That ist das englische Dampfboot kaum Mehr als ein Passagierfahrzeug; und wenn dessen ungeachtet die Zahl der englischen die der amerikanischen Dampfboote übersteigt, so gehört Dieß zum Luxus der Engländer. Noch überraschender ist indeß der Kontrast mit Frankreich. Die auf eine beträchtliche Strecke landeinwärts schiffbaren Flüsse Rhone, Garonne, Seine, Loire haben, ob sie gleich die schönsten Theile von Frankreich durchschneiden, kaum mehr Dampfboote als der einzige Hafen von Glasgow. Auch darf man die ungeheuren Kosten eines englischen Dampfbotes nicht vergessen. Eines für die Themse baut man nicht unter 15 bis 20,000 Pf., und in allen auf diesen Fluß verwendeten steckt kaum Weniger als ein Kapital von anderthalb Millionen Pf. Und dann vollends die Abkürzung des Wegs nach Ostindien! Wer vor zwanzig Jahren gesagt hätte, es lasse sich machen, daß man in sechs Wochen Briefe von Bombay bekomme, dem würde man in's Gesicht gelacht haben; und jetzt ist nicht nur Dieß in's Werk gesetzt, sondern man berechnet in diesem Augenblick die Möglichkeit, nicht mehr als einen Monat zu dieser Fahrt zu brauchen, d. h. Bombay London so nahe zu rücken als Rom. In diesem Fall müßte freilich die Landenge von Suez durchbrochen werden. Allein davon ist auch die Rede, und es sind bereits in englischen Blättern *) Aufforderungen für Subscriptionen zu der Wiedervornahme dieses alten Plans erschienen. An der Möglichkeit dieses Unternehmens läßt sich bei den ungeheuren Hülfsmitteln, welche heut zu Tag die Mechanik darbietet, um so weniger zweifeln, als

*) Asiatic Journal, Juli.

schen die Alten zu einer Zeit, da die Wissenschaft noch weit weniger vorgerückt war, über einen großen Theil der Schwierigkeiten des Bodens, wie man noch aus vielen Spuren sieht, Meister geworden zu seyn scheinen; und damals wußte man noch Nichts von Schleußen!

Parallele der englischen und französischen Revolution.

(Nach dem Globe.)

Stuarts.	Bourbons.
Karl I	Ludwig XVI
Widersetzlichkeit des Parlaments	Versammlung der Notabeln
Verweigerung der Steuern	Verweigerung der Steuern
Auflösung des Parlaments	Eid im Ballhaus
Das lange Parlament	Gesetzgebende Versammlung
Steigende Aufreizung	Steigende Aufreizung
Karl I in York	Ludwig XVI in Versailles
Bürgerkrieg	Auswanderung, Vendee u. s. w.
Flucht Karls und Gefangennehmung auf der Insel Wight.	Flucht Ludwigs und Gefangennehmung in Varennes.
Prozeß und Hinrichtung Karls	Prozeß und Hinrichtung Ludwigs
Englische Republik	Französische Republik
Oliver Cromwell. Protektor	Bonaparte, Konsul
Auflösung des Parlaments	Der 18 Brumaire
Neues Parlament	Senat
Militärischer Despotismus	Militärischer Despotismus
Verbündung Cromwells mit Mazarin und Ludwig XIV	Vermählung Napoleons mit einer Erzherzogin von Oesterreich.
Fall Richard Cromwells	Fall Napoleons
General Mont	Talleyrand, Fouché u. s. w.
Restauration	Restauration
Karl II	Ludwig XVIII
Versprechen die Konstitution aufrecht zu halten	Charte
Amnestie mit Ausnahme der Königsmörder	Amnestie mit Ausnahme der Königsmörder.
Auflösung der cromwell'schen Armee	Auflösung der Loire-Armee
Triumph der Royalisten	Triumph der Royalisten
Parlamentarische Diskussionen	Parlamentarische Diskussionen
Whigs und Tories	Liberale und Ultra's
Katholiken und Royalisten	Jesuiten und Royalisten
Reaktion	Reaktion
Tod Russells und Sydney's	Tod Bertons, Borie's u. s. w.
Einfluß des Herzogs von York, Bruders des Königs	Einfluß des Hotels Marsan
Jakob II	Karl X
Schöne Worte bei seiner Thronbesteigung; Hinterlist	Schöne Worte bei seiner Thronbesteigung; Hinterlist
Triumph der Katholiken und Tories	Triumph der Jesuiten und Ultra's
Jefferies und seine Mitschuldigen	Villele's und Polignac's Ministerium
Entrüstung der Nation	Entrüstung der Nation
Wilhelm von Nassau	Philipp von Orleans
Fall Jakobs und der Stuarts, genannt die glorreiche Revolution.	Fall Karls und der Bourbons; glorreiche Revolution.

Die dreifarbige Fahne, von Barthelemy und Meri.

(Nach der Weise des marseiller Marsches.)

Voilà le drapeau tricolore,
Glorieux enfans de Paris!
Vos bras l'ont reconquis encore,
Nous le saluons de nos cris;
L'Europe tremble quand il brille
Sur le front de nos jeunes rangs,
C'est la Méduse des tyrans,
C'est le drapeau de la Bastille:
Plane sur nos soldats, astre de liberté,
Honneur au grand Paris qui t'a ressuscité!

De nos gloires long-tems flétries
Déchirons le hideux tableau;
La France a pris aux Tuileries
Sa revanche de Waterloo;
Légions de la vieille armée,
Saluez le noble étendard;
Il est jeune encor, mais plus tard
Il se ternira de fumée:
Plane sur nos soldats, astre de liberté,
Honneur au grand Paris qui t'a ressuscité!

Ton triomphe, nouvelle Sparte,
Sur ton sol restera gravé;
Chaque lettre de notre Charte
Est écrite sur un pavé:
Si, troublant cette grande fête,
L'Europe nous jetait un roi,
Avec les tables de la loi
Que le peuple écrase sa tête.
Plane sur nos soldats, astre de liberté,
Honneur au grand Paris qui t'a ressuscité,

De notre gloire vieil emblême,
Sur la colonne il s'est placé,
Et des Bourbons le drapeau blême
Comme un spectre s'est effacé.
Les héros ciselés d'Arcole,
La Garde gravée au burin,
Suivent la spirale d'airain
Pour le revoir sur la coupole.
Plane sur nos soldats, signe de liberté,
Honneur au grand Paris qui t'a ressuscité!

Il part de la place Vendôme
De ce vol qui glaçait les rois;
Sur chaque tour, sur chaque dôme,
Ses larges plis cachent la croix.
Déployons dans l'air notre histoire
Aux yeux de nos frères lointains;
Ils liront leurs nouveaux destins
Sur ce télégraphe de gloire.
Plane sur nos soldats, astre de liberté,
Honneur au grand Paris qui t'a ressuscité!

Que notre flotte ramenée,
Voyant le signe des trois fleurs,
Sur la mer Méditerranée
Se pavoise des trois couleurs;
Que les peuples semés sur l'onde,
Nos frères de tous les climats,
En les saluant sur nos mâts
Chantent la liberté du monde.
Plane sur nos soldats, astre de liberté,
Honneur au grand Paris qui t'a ressuscité!

Ce drapeau brille à la fenêtre
Du prince qui veut nous unir:
Dans ce palais qui la vit naître
La tempête vient de finir.
Sous lui, sous sa féconde race,
Vivons sans ployer les genoux;
Soyons fiers d'avoir parmi nous
Un roi que Lafayette embrasse.
Plane sur nos soldats, astre de liberté,
Honneur au grand Paris qui t'a ressuscité!

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 238. 26 August 1830.

Caillié's Reisen in Afrika.

5. Tunbuktu. *)

Die Mauren besitzen die schönsten Häuser in Tunbuktu. Der Handel bereichert sie schnell. Sie bekommen Kommissionsartikel aus Adrar und Tafilet, Tauat, Ardamas, Tripoli, Tunis und Algier; bedeutende Geschäfte machen sie in Tabak und europäischen Fabrikaten, die sie nach Dhienné und andern Punkten des Innern versenden. Ein Hauptstapelplatz ist Tunbuktu für das Salz, welches die Minen von Toudeyni liefern. **) Die Mauren, welche hier nicht ansässig sind, bleiben sechs bis acht Monate, um eine neue Ladung für ihre Kamele zu erwarten. Die Salzscheiben umbindet man mit elenden Schnüren, welche aus einem Kraut verfertigt werden, das in der Nähe von Tandaye wächst; dieses Kraut ist schon trocken, wenn man es sammelt; um Schnüre daraus zu machen, wird es eingeweicht, hierauf, damit die Sonne und der Ostwind es nicht zu schnell trocknen, in die Erde vergraben und dann verarbeitet. Oft werfen die Kamele ihre Last zur Erde, daß die Salzscheiben zerbrechen, und man sie wieder zu recht machen und verpacken muß, ehe man sie verkaufen kann. Die Sklaven besorgen dieses Geschäfte gern, weil ihnen dabei leicht Etwas für ihren eigenen Gebrauch abfällt. Ueberhaupt können Personen von dieser in Tunbuktu sehr zahlreichen Klasse mit ihrem Loos mehr als irgendwo zufrieden seyn; sie werden gut gekleidet, gut verköstigt, selten geschlagen, nichts desto weniger aber als Waaren behandelt und wieder verkauft. Auch werden sie zu Beobachtung der religiösen Gebräuche angehalten, worin sie sehr eifrig sind.

Tunbuktu kann anderthalb Stunden im Umfang haben; es bildet eine Art Dreieck und liegt von allen Seiten offen; die Häuser sind geräumig, aber nur einstöckig; bei einzelnen ist noch ein Kabinet über dem Eingang angebracht; man baut mit runden Backsteinen, die mit der Hand geformt und in der Sonne getrocknet werden. Die Straßen sind reinlich und so breit, daß drei Reiter neben einander passiren können; es giebt viele Strohhütten, ähnlich denen der Fuhlahs; sie dienen den Armen und den Sklaven, welche für ihre Herren Waaren verkaufen, zur Herberge. Die Stadt schließt sieben Moscheen in sich, darunter zwei ansehnliche, jede mit einem backsteinernen Thurm, den man durch eine Treppe von Innen besteigt. In der einförmigen mit weißem Flugsande bedeckten Ebene, worin Tunbuktu ist, wächst Nichts als elendes verkrüppeltes Gesträuch, z. B. die Mimosa Ferruginea, die nur drei bis vier Fuß hoch wird. In und um die Stadt sieht man einige egyptische Balaniten und in der Mitte eine Dumpalme. Diese Unfruchtbarkeit macht das Leben in Tunbuktu sehr theuer. Die Zahl der Einwohner mag sich auf 10 bis 12,000 belaufen, insgesammt Kaufleute, mit Einschluß der ansässigen Mauren. Durch den Aufenthalt der Karawanen wird diese Bevölkerung freilich manchmal momentan vergrößert. Auf der Ebene gedeihen einige mit Disteln vermischte Gräser, welche die Kamele abwaiden; das meiste Futter jedoch, das man in Tunbuktu braucht, kommt von Cabra, wo es aus den umliegenden Morästen gesammelt, und auf den Dächern getrocknet wird. Das Brennholz ist äußerst selten und deßwegen ein Gegenstand des Handels; nur die Reichen feuern damit, die Armen mit Kameldünger. Eben so verhält es sich mit dem Wasser; ein Maß von ungefähr einem halben Liter kostet einen Kauri. Alle ihre Bedürfnisse, Reis, Hirse, vegetabilische Butter, Baumwolle, Seife, Kerzen, Pistazien, Zwiebel, getrocknete Fische rc. beziehen die Tunbuktuer aus Dhienné. Wenn die kleinen Escadern auf ihrem Weg nach Cabra angehalten würden, so geriethen jene in die größte Noth. Sie tragen deßwegen Sorge, daß ihre Magazine immer reichlich verproviantirt sind. Deßwegen lassen sich die Tunbuktuer auch von den Tuariks, ob sie gleich die größte Verachtung für sie hegen und sie wie die Christen hassen, Alles gefallen, nur damit sie den Frieden erhalten, und diese Wilden ihnen die Zufuhr aus ihrem Hafen nicht abschneiden. Im WNW der Stadt befinden sich große, 35 bis 40 Fuß tiefe Höhlungen, welche bis zu einer bedeutenden Höhe mit Regenwasser gefüllt sind. Diese Cisternen liegen ganz offen und der Einwirkung der Sonne und eines glühenden Windes ausgesetzt da. Dieß hindert das Wasser zwar nicht, daß es hell ist, er wird aber ganz warm. Caillié stieg in die größte bis an den Rand des Brunnens hinab, der so breit war, daß man bequem rings herum gehen konnte. Mit Ausnahme einiger Adern

*) Forts. des Artikels in Nro. 120, 125, 133. Beilage die Generalkarte zu Caillié's Reisewerk.

**) Zwei Tagreisen nordöstlich von Tunbuktu ist die kleine Stadt Busbehey, die dem Stamm Zauat gehört. Die Einwohner dieser Stadt treiben den Zwischenhandel mit Salz zwischen Tunbuktu und Toudeyni, welche drei Städte, da sie in einer völlig unfruchtbaren Gegend liegen, von Dhienné verproviantirt werden.

von rothem und hartem Sand, die er bemerkte, war der Boden aus einem nicht sehr grobkörnigen grauen Sand gebildet. Die Sklaven schöpfen das Wasser in Calabassen, und füllen es dann in lederne Schläuche, die sie auf ihre Esel laden. Zu Haus kommt es in Krüge, wird abgekühlt und verliert einen Theil seines übeln Geschmacks. In der Nähe der Cisternen traf er Negerinnen mit Waschen beschäftigt. Auch gab es daselbst einige kleine Tabakfelder; der einzige Versuch eines künstlichen Anbau's, den er überhaupt in Tumbuktu sah; die Pflanze wuchs nicht höher als 5 bis 6 Zoll. Die Neger trocknen und zerstoßen die Blätter in einem Mörser; dadurch erhalten sie einen grünen Staub, den sie schnupfen, der jedoch vom Tabak nicht einmal den Geruch hat. Die Reichen bedienen sich des maroccanischen Tabaks.

Die Tumbuktuer sind eifrige Muselmänner. Ihre Tracht ist dieselbe wie die maurische. Ihr Charakter zeichnet sich durch eine gewisse Sanftheit, namentlich ein zuvorkommendes Wesen gegen Fremde, aus. Den Weibern liegt die Sorge für das Hauswesen ob; sie gehen nicht verschleiert und erfreuen sich im Ganzen einer milden Behandlung, wenigstens einer mildern, als bei den Mandingo's. Die Männer beschreibt Caillié als wohlgestaltet, von mittlerer Größe, von schöner dunkelschwarzer Gesichtsfarbe; ihre Nase nähert sich schon etwas mehr der Adlersform, auch haben sie nicht die wulstigen Lippen wie die Neger. Von den Frauen konnten manche für sehr hübsch gelten. In Bezug auf den Anzug und das Innere der Wohnungen herrscht große Reinlichkeit. Das Hauswesen ist äußerst einfach. Einige Calabassen und hölzerne Teller bilden den ganzen Tischzeug, von Löffeln und Gabeln weiß man Nichts, und die Leute glauben, Jedermann esse wie sie mit den Fingern. Es wird des Tags zweimal gespeist, und zwar meist Reis und Conscous, ein Gericht, welches aus Hirse besteht, die mit Fleisch und getrocknetem Fisch gekocht ist. Der Wohlhabende frühstückt mit Waizenbrod, *) Thee und Kuhbutter; vegetabilische Butter genießen nur die untern Klassen. Das einzige Möbel eines Hauses sind einige Matten zum Sitzen; das Lager breitet man, indem man in einem Winkel des Zimmers vier Pflöcke in den Boden steckt, und Matten oder eine Ochsenhaut darüber legt. Wer sich einer baumwollenen Matratze und einer Decke von Kameelshaaren oder Schafwolle bedient, muß schon reich seyn. Solche Decken werden z. B. in Cabra verfertigt. Die Polygamie beschränkt sich auf vier Weiber; wobei man freilich die leibeignen Beischläferinnen nicht rechnen darf. Die Frauen besorgen den Kauf und Verkauf in den Straßen oder auf dem Markt; auch die Favoritin führt die Aufsicht über die Küche, und kocht ihrem Eheherrn. Die Frauen tragen gleich den Männern den Coussab, nur ohne Aermel; ein Wechsel der Mode zeigt sich manchmal beim Kopfputz, dessen Hauptartikel eine schöne Fatara von Musselin oder Baumwollenstoff bildet. Die Haare werden sorgfältig geflochten; die Hauptflechte, von der Dicke eines Daumens, geht von dem Hinterkopfe schräg hervor gegen die Stirn und pflegt sich in einen in der Mitte durchbrochenen runden Karneol zu endigen; unter diese Flechte kommt ein kleines Polster, das mit einer Menge Flitter, falschem Amber, falschen Korallen behängt wird. Um den Hals und in den Ohren haben sie allerhand Glaswerk; auch in den Nasenlöchern darf ein Ring nicht fehlen; ärmere ersetzen ihn durch ein Stück rother Seide; an die Knöchel thun sie silberne Bracelette und eiserne Ringe, von flacher Form und vier Zoll breit, zum Theil mit schön gestochenen Bildern verziert. Sklavinnen nehmen statt der Ohrenringe, wie am Senegal, mit kleinen halbmondförmigen Platten fürlieb; doch werden sie, namentlich wenn es gilt sie an den Mann zu bringen, auf's Glänzendste herausgeputzt und manche stolzirt dann nicht nur mit ihren goldnen Ohrenringen, sondern oft wohl auch mit zwei bis drei Halsbändern um den Hals.

(Schluß folgt.)

*) Es ist dieß wirklich gesäuertes Brod; man backt es in halbpfündigen runden Laiben, wovon einer 40 Kauri's (4 Sous) kostet; es schmeckt gut.

Briefe eines Engländers aus Paris.

V.

5 August.

Folgende nähere Umstände über die Flucht des Königs von Saint Cloud aus sind bekannt geworden.

Sonnabend (31 Juli) um 3 Uhr Morgens wurden die im boulogner Holze gelagerten Truppen nach St. Cloud berufen; die welche Mont Valerian (oder Mont Calvary) und Meudon besetzt gehalten, hatten sich bereits nach dem Schloß gezogen. Ein großer Theil derselben bivouakirte die Nacht über auf dem Schloßplatz, vor der Brücke und in der großen Allee. An den Spuren ihrer Wachtfeuer sieht man, daß ihre Zahl beträchtlich gewesen seyn muß; schwerlich aber hatten die armen Leute an diesen Feuern Viel zu kochen. Ein Theil war genöthigt bei dem Maire von Anteuil um einen Bissen Brod zu bitten, damit sie nicht Hunger stürben. Der Maire willfahrte ihnen, jedoch mit einer strengen Strafpredigt, daß sie auf ihre Mitbürger geschossen. — Als Alles beisammen war, wurde, um vier Uhr Morgens, Befehl zum Aufbruch gegeben. Eine Schwadron Gendarmen eröffnete den Zug; dann kam das Husarenregiment, welches, wie ich schon gemeldet, am Donnerstag Morgen in Paris angelangt war, als die königlichen Garden sich bereits aus der Stadt zurückgezogen hatten; dann eine Abtheilung leichter Artillerie; dann ein Regiment Garde zu Fuß; dann zwei Schwadronen Kürassiere, gefolgt von zwei Brigaden Feldartillerie. Auf diese kam die Garde du Corps a Pied (die „Hundert Schweizer") und sofort eine Kompagnie der Garde du Corps du Roi: unmittelbar hinter diesen die Kutschen des Königs, der königlichen Familie, der Minister und Großoffiziere; zwei Kompagnien der Garde du Corps und gegen 150 andere Wagen mit Personen von Rang, die sich an die königliche Familie aus irgend einem Grund anschlossen. Die königlichen Wagen (zehn bis zwölf an der Zahl), jeder von acht Pferden gezogen, befolgten mit lächerlicher Genauigkeit noch ganz die Etikette des Hofes. Reiterei, Fußvolk und Geschütz schloß den Zug. Die streitbare Macht belief sich auf 15,000 Mann noch sehr schöner Truppen, die jedoch (mit Ausnahme des dritten oder Vendee-Regiments, das beinahe ganz aufgerieben war, und der Ueberreste der Lanciers, welche ihren Royalismus auf so mörderische Art dargethan hatten) die tiefste Niedergeschlagenheit zeigten. Eine ungeheure Menge von ihren Soldaten verlassener Offiziere schloß sich an den Zug an.

In Ville d'Array warf beinahe ein ganzes Linien-Regiment die Gewehre weg und zerstreute sich nach allen Seiten. Ein ehmaliger Kanonier der jungen Garde, der in den Jahren 1812, 13, 14 und 15 gedient hatte, und jetzt in genanntem Orte Grundeigenthümer ist, stürzte aus seinem Haus, um sich der Beute zu bemächtigen (die übrigen Bewohner hatten sich nämlich in ihre Wohnungen zurückgezogen und ihre Thüren verrammelt). Er raffte ein Dutzend Musketen auf, und wollte mit seiner Last eben fortschwanken, als er von einer kleinen Abtheilung Gardisten angefallen wurde, welche, um die Desertionen etwas zu verhindern, sich in einiger Entfernung hinter den übrigen gehalten hatten. Sogleich warf er alle Gewehre auf den Boden, bis auf eines, mit welchem er die feindlichen Stöße parirte, und zog sich langsam gegen die Kirche zurück, hätte aber der Uebermacht dennoch unterliegen müssen, wären ihm nicht einige bewaffnete Bauern zu Hülfe gekommen.

Die königliche Familie setzte ihren Zug fort, jedoch sehr langsam, um mit der Infanterie Schritt zu halten. Sie blieb in Rambouillet über Nacht, wo sie sich noch befindet, jedoch, wegen der unablässigen Desertion, mit sehr geschwächter Waffenmacht. Viele Hunderte entsprangen während der Nacht, daher die Wachen unablässig Feuer gaben. Ein Grenadier, dem es gelungen war, im Dunkel zu entkommen, sagte mir selbst, es sey fünfmal nach ihm geschossen worden. Selbst den Tag über war der Abfall so stark, daß die Kompagnien, welche die Nachhut bildeten (lauter ausgesprochene Anhänger der königlichen Sache) im Vorbeiziehen fortwährend in die Kornfelder feuerten, da sie wußten, daß viele ihrer Kameraden sich im hohen Korn versteckt hielten.

(Schluß folgt.)

Corsica.*)

5. Ajaccio.

Es war der 23 Oktober, als wir in den Golf von Ajaccio einliefen. Es möchte schwer seyn, sich eine herrlichere Scene zu denken, als wenn das Schiff über die von dem tiefsten Blau gefärbte See dahin gleitet, und sich immer mehr diesen in den wildesten und romantischsten Formen aufsteigenden Felsengestaden nähert, auf deren weit in das Meer vorragende Massen die Abendsonne fällt, welche dem Ganzen den Zauber der großartigsten Majestät verleiht. Kurz nach acht Uhr des Abends lag unser Boot an dem Fuß der Stufen, die zu dem Kai der Stadt führen. Ehe man uns erlaubte zu landen, wurden unsere Billets de santé untersucht. Das Geschrei „Inglesi, Inglesi!“, mit welchem die Matrosen uns begrüßten, sammelte bald einen nicht geringen Volkshaufen um uns, indeß der Beamte mit seiner ungeheuren Brille unsere Atteſtate so sorgfältig besichtigte, als ob wir eben mit einem türkischen Schiff von Smyrna gekommen wären.

Endlich traten wir ganz erschöpft in das Hôtel de la Croix de Malte, wo wir mit Begierde über ein Mahl herfielen, das uns für unsere Entbehrungen an Bord der corsischen Bombarde la Jeannette entschädigen sollte. Kaum hatten wie uns jedoch niedergelassen, als der Aufwärter bereits mit einem Verzeichniß von Fragen hereintrat, das die Geduld eines Kanzleigerichts-Anwalts hätte ermüden können. Zur Antwort auf die Hauptfrage, über den Zweck unserer Anwesenheit, schrieben wir hastig: „sur nos affaires.“ Dieß war indeß zu kurz und vielleicht etwas zu unbestimmt; denn bald erschien der Aufwärter auf's Neue und bemerkte uns, daß wir uns weitläufiger auslassen möchten, und daß der Hr. Commandant uns persönlich seine Aufwartung zu machen wünsche. Bald darauf stellte sich uns der Obristlieutenant eines Bataillons vom 55 französischen Linien-Infanterieregiment vor, und ließ sich unterrichten, daß unser Besuch sich auf die Vermächtnisse des verstorbenen Generals Paoli an die Insel Corsica bezöge. Nach vielen gegenseitigen Verbeugungen wurden wir nicht weiter beunruhigt, bis am folgenden Tage ein Municipal-Beamter uns eine Reihe ähnlicher Anfragen vorlegte, die wir zu seiner Zufriedenheit beantworteten.

Der Plan der Stadt ist leicht zu übersehen. Eine breite Straße führt von dem Hafen zu den Kasernen; eine andere, welche beinahe eben so breit, aber bei Weitem kürzer ist, schneidet die erstere unter rechten Winkeln, und an diese beiden Hauptstraßen lehnen sich eine Menge kleiner, enger, kothiger Nebengassen an. Das Haus, in welchem Napoleon Bonaparte geboren wurde, ist eines der ansehnlichsten in der Stadt; es bildet die eine Seite eines elenden kleinen Hofes, der auf die Rue Charles hinausgeht. In dem Werk des Grafen Las Cases ist es mit vieler Treue wiedergegeben. Gegenwärtig wird es von Hrn. Ramolini, einem der Deputirten für das Departement Corsica bewohnt. Unter den Kuriositäten, welche dieses merkwürdige Gebäude enthält, befindet sich auch eine kleine Kanone, die das Lieblingsspielzeug von Napoleons Jugend war. Sie wiegt dreißig französische Pfund; und wer weiß, ob dieß furchtbare Geschütz nicht zuerst seinem Geiste die Richtung gab, die auf sein ganzes Zeitalter einen so entscheidenden Einfluß übte? Wie Ajaccio der Geburtsort Napoleons war, so war es auch der Schauplatz seiner ersten Kriegsthat. Im Jahr 1793 wurde Bonaparte, damals Bataillonschef bei den Nationalgarden, von Bastia entsandt, um Ajaccio zu überfallen, das sich in den Händen der corsischen Empörer befand. Er lief in einer Fregatte in den Golf ein, und brach an der Spitze von fünfzig Mann gegen Torre di Capitello auf, einen alten Thurm, der Ajaccio gerade gegenüber liegt. Kaum war dieser Punkt genommen, als ein Sturm die Fregatte zwang, das Weite zu suchen; er sah sich daher genöthigt, sich in dem Thurm gegen die Insurgenten zu befestigen, die ihn von allen Seiten angriffen. Drei Tage lang leistete er den hartnäckigsten Widerstand, obwohl seine kleine Truppe von Lebensmitteln so entblößt war, daß sie sich von Pferdefleisch ernähren mußte; seiner Beredsamkeit gelang es endlich, von seinen Landsleuten freien Abzug zu erhalten, doch verließ er seinen Posten nicht, ohne einen Versuch zu machen, denselben in die Luft zu sprengen. Daher sollen die Spalten rühren, die man noch in dem Thurm sieht. Jedenfalls, wenn auch von geringer historischer Glaubwürdigkeit, doch eine merkwürdige Sage!

Ein Morgenspaziergang führte mich über die Hügel links von der Straße nach Corte; der Boden besteht aus zersetztem Granit, der mit vegetabilischen Resten vermischt ist. Der Thau war so stark gewesen, als wenn ein heftiger Regen gefallen wäre. Der Cactus, die Myrte, Arbutus, Cytisus, Clematis, Daphne und eine Menge anderer Pflanzen, die in der üppigsten Fülle umherwucherten, trieften von Wasser. Eine ungemein schöne Art Cyclamen, die ich mitten in diesem natürlichen Garten fand, stand eben in ihrer Blüthe. Im Frühling soll der aromatische Duft, welchen die wilde Vegetation der Insel ausströmt, fast unerträglich seyn. Wenn ich vom Frühling spreche, so verstehe ich darunter die ersten Monate des Jahrs, denn der Winter ist zu Ajaccio unbekannt; die wenigen Schneeflocken, die sich alle fünfzehn oder zwanzig Jahre einmal zeigen, werden als ein Wunder betrachtet. Eine große Palme, die ohne allen künstlichen Schutz in der Nähe der Präfektur steht, bezeichnet den Charakter des Klima's; selbst jetzt, im Spätjahr, war es noch so heiß, daß wir uns nur am frühsten Morgen oder am Abend auf die Straße wagen durften. Die ungesundeste Zeit ist in Ajaccio der Sommer vom Anfang Juli bis Ende Septembers; während sechs Monaten im Jahr fällt beinahe kein Tropfen Regen. Das Militär hat am Meisten zu leiden, besonders die jungen Conscribirten; von einem Bataillon von 500 Mann befindet sich in diesem Augenblick wenigstens die Hälfte im Hospital, mit einem Fieber behaftet, welches so bösartig ist, daß die Kranken oft im Verlauf von vier Tagen unterliegen. Die Corsen behaupten, daß üble Wunden in den Armen und Beinen beinahe niemals geheilt werden, und daher häufig die Amputation nothwendig machen; Kopfwunden heilen dagegen leicht. Vor einigen Tagen rieb ich meine Hand etwas auf, indem ich zu rudern versuchte; in England wäre sie längst geheilt, hier ist die Wunde jedoch in eine Entzündung übergegangen, die sorgfältige Pflege erfordert. Man erzählte mir in der Präfektur von mehreren Mordthaten, die in der letzten Woche vorfielen. Einer dieser Fälle war mir besonders merkwürdig. Zwei Grundeigenthümer, deren Besitzungen aneinander stießen, kamen in einen Streit über die Grenzen derselben; der Eine forderte den Andern heraus, er möge es wagen, über die Linie zu treten, die er bezeichnet hatte; im Augenblick schritt der Andere hinüber; und in demselben Augenblick feuerte auch Jeder auf seinen Gegner, und Beide lagen tödtlich verwundet in ihrem Blute.

Geht man ungefähr eine Meile von Ajaccio, längs des Gestades gegen die Insel Sanguiniera hin, so stößt man auf zwei viereckigte Steinpfeiler, welche die

*) Fortsetzung der Auszüge aus Robert Bensons Werk in Nro. 183, 184 und 185. Der Verf. besuchte die Insel im J. 1823.

Reste eines Thorweges sind, durch den man zu einem verfallenen Landhause gelangt, welches einst das Eigenthum des Kardinals Fesch war. Der Fußweg, auf welchem man zu dem Hause hinaufsteigt, ist auf beiden Seiten von dem üppigsten Cactus und anderem nicht minder schönen Strauchwerk eingefaßt. Dies Haus war gewöhnlich der Sommeraufenthalt von Madame Bonaparte und ihrer Familie. Wenn man sich von einem Grasplatze vor dem Hause zur Rechten wendet, tritt man in den Garten, der noch manche Spuren seiner früheren Schönheit enthält; eine Fülle von Citronen und Orangen belastet dieselben Bäume, unter denen einst Napoleon die glücklichsten Stunden seiner Kindheit verlebte. Auf der andern Seite des Hauses sieht man sehr verwilderte Lustgebüsche. Beinahe ganz umgeben von wilden Oelbäumen, von Cactus, Clematis und Mandeln ist der sonderbare, isolirt stehende Granitfels mit einer Höhlung, welche Napoleonsgrotte (il Grotto di Napoleone) heißt. Noch zeigen sich hier die Ueberreste eines Sommerhäuschens, dessen Eingang jetzt durch einen üppig wuchernden Feigenbaum beinahe ganz verschlossen ist. Dieß soll Napoleons Lieblingsaufenthalt gewesen seyn, wenn er während der Ferien aus Brienne zu seinen Eltern zurückkehrte. Das Haus liegt auf einer Anhöhe und hat eine herrliche Aussicht über den Golf, so wie über die Stadt.

Der öffentlichen Bibliothek stattete ich auch einen Besuch ab. Die Anzahl von Bänden, die in derselben aufgestellt waren, schien ziemlich beträchtlich. Der gute alte Priester, welcher den Bibliothekar machte, gab sich ungemein viele Mühe, mich ja das große Werk über Egypten durchblättern zu lassen, das vor zwanzig Jahren auf Napoleons Veranstaltung herauskam. Wie auffallend verschieden doch die Spuren französischen und englischen Einflusses sind! Wäre Ajaccio ein halbes Jahrhundert lang unter brittischer Regierung gewesen, so würde man in der Nachbarschaft gute Straßen finden; die Gassen der Stadt wären rein gehalten und mit Gossen versehen worden, und die Bauern der Umgegend würden sich zum Pflügen nicht eines Steckens in der Gestalt eines halben Ankers, sondern eines guten Pfluges bedienen. Die Franzosen fangen mit einer Bibliothek, einem Museum, einer Sammlung von Münzen und etrurischen Vasen an und überlassen die Wohlfahrt und die polizeiliche Ordnung ihrer Städte dem guten Glück und dem Zufall!

6. Reise von Ajaccio nach Corte.

Auf dem Wege von Ajaccio nach Corte ist der erste Gegenstand, der dem Reisenden in die Augen fällt, so wie er die Stadt verlassen hat, ein kleiner Brunnen zur Linken, der nebst dem Pflaster des Kais das einzige öffentliche Bauwerk ist, welches Ajaccio Bonaparte verdankt. Wenige Schritte weiter hin bemerkt man zur Rechten einige Steinpfeiler, welche von den Engländern herrühren, die hier ein Arsenal errichten wollten; darauf kommt man zu den Trümmern der maurischen Gräber auf der andern Seite des Wegs, und endlich, ungefähr zwei engl. Meilen von der Stadt, zu einer steinernen Brücke über einen der zahlreichen Gießbäche, die sich von den benachbarten Bergen in den Golf stürzen. Bis hieher behält man immer das Gestade der See zu seiner Rechten; jetzt wendet sich die Straße plötzlich ab in das Innere der Insel. Campo di Loro, eine fruchtbare Ebene an dem Ende des Meerbusens, die in der corsischen Geschichte vielfach genannt wird, bietet sich den Blicken dar; zur Linken erscheint der Hügel Pozzo di Borgo, nach dem russischen Staatsmann genannt, der in einer der Hütten von Alata am Fuße jenes Hügels geboren ward. Auf derselben Seite liegen die Besitzungen der Familie Ramolino, der mütterlichen Vorfahren Bonaparte's; in der Ferne ragen die Berge von Bocognano und über diese die schneebedeckten Häupter des Monte d'Oro und Monte Rotondo empor.

Während wir hier den Winter vor uns sahen, herrschte in der Ebene noch überall die mildeste Sommerluft. Die Lerchen sangen über uns, die Heerden waideten um uns her, der Boden war mit Gras und belaubten Gesträuchen bedeckt. Als wir weiter in die Ebene hineinkamen, wurde uns ein kleines Familiengut der Bonaparte's gezeigt, welches unter Napoleons Regierung nach dem französischen Gesetz sich auf ihn und seine Geschwister zu gleichen Theilen vererbte. Ein Olivengarten war der Antheil des Kaisers. In der Nähe sind die Ruinen des in der Geschichte der Kriege zwischen Corsica und Frankreich durch den hartnäckigen Widerstand berühmten Klosters Mezzana, den hier die Corsen mehrere Tage lang leisteten. An der Straße zeigten sich mehrere schöne Korkbäume; wildes Strauchwerk oder Maquis, wie die Corsen es nennen, bekleidete die Landschaft, welche wir durchzogen. Hie und da erhoben sich wieder die steilen, nackten Granitfelsen; die Thäler aber waren so malerisch, daß ich mehr als einmal anhielt, um mich an ihrem Anblick zu ergötzen. Wir waren von Ajaccio aus allmählich immer höher emporgestiegen, und als wir uns dem schneebedeckten Gebirge von Ucciano näherten, empfanden wir bereits einen bedeutenden Wechsel der Temperatur. Endlich erreichten wir die wildromantische Gegend von Bocognano, wo wir die Nacht zuzubringen gedachten. Bocognano ist ein Dorf an dem Fuße des Monte Doro, 800 Toisen über der See gelegen. Dieses Dorf besteht aus zehn Weilern, die in einem herrlichen Kastanienwalde zerstreut sind. Die Häuser sind aus unbehauenen Steinen gebaut, in wenigen findet man Glasfenster, und selbst ein Rauchfang ist eine große Seltenheit. Hier sollen die gefährlichsten Menschen der ganzen Insel wohnen. In der elenden Hütte, in welcher ich mein Nachtlager nehmen mußte, war vor wenigen Tagen erst eine Mordthat vorgefallen, die das „Journal des Departements Corsica" mit seiner gewöhnlichen Naivetät berichtete *). Eine Leiter war die Treppe, auf welcher ich in mein Schlafgemach gelangte; statt der Fenster diente eine Oeffnung in der Wand, welche durch hölzerne Läden verschlossen werden konnte. (Schluß folgt.)

Tübetanische Sitten.

7. Handel, Künste und Gewerbe.

Die Silbermünze, welche in Tübet kursirt und einen englischen Schilling werth seyn mag, hat eine tübetanische Inschrift und ist mit Arabesken verziert. Zur Scheidemünze dient Kupfer. Hauptartikel im Handel sind rohe Seide, feine Wolle, wollene Tücher, Zeuche, Getraide, Trauben, Nüsse, Pfirsiche cc. Männer und Weiber beschäftigen sich mit dem Handel, und es sind eigene Behörden aufgestellt, welche die Jurisdiktion auf den Märkten führen, die Preise regeln und die Waaren der Fremden besichtigen; die Waaren werden nicht in Buden, sondern auf doppelten, über den Boden gebreiteten Tüchern ausgelegt. Die Seidenstoffe werden aus China eingeführt. Unter den fremden Kaufleuten finden sich viele Mohammedaner aus Indien und Bochara; Erstere handeln mit Edelsteinen, Perlen, weißen Baumwollentüchern; die Bocharer mit gestickten tübetanischen Zeuchen und Kaschmirshawls aus Butan, Nepal ꝛc. Auch mit Bezoar und Assafötida werden Geschäfte gemacht. Von den Gewerben sollen die des Steinhauers und Tischlers am Weitesten seyn. Arbeiten von Metall und weiblichen Putzsachen stehen ungefähr auf gleicher Stufe mit denen in China. Bildliche Darstellungen von Menschen und Pflanzen, zumal die Sculpturen, rühmten die Chinesen als naturgetreu und vortrefflich. Indeß nach Dem zu schließen, was Hyacinth in Peking sah, und was Geschenke des Dalai-Lama, also wahrscheinlich die besten Probestücke der tübetanischen Kunst waren, ließe sich zwischen den letztern und europäischen Artikeln keine Vergleichung anstellen. Die Arzneikunde ist, wie in China, ihrem Charakter nach Divination. Die Arzneien, von denen ein Theil aus Europa kommt, werden nicht gekocht noch gemischt, sondern bloß in Pillen oder Pulver gegeben. Der Arzt untersucht den Puls des Kranken, und bestimmt dann das Mittel. Er fühlt den Puls, indem er zu gleicher Zeit die linke Hand des Patienten in seiner rechten, und dessen rechte in seiner linken Hand hält. Ist das Uebel bedeutend, so wird Arznei verordnet; ist es leicht, so reibt man ihn mit Butter ein und läßt ihn an der Sonne trocknen. Bei trübem Wetter wird der Patient mit Papierblättern überdeckt und mit brennenden Fichtenzweigen eingeräuchert. Bei keiner Krankheit aber, mag sie auch noch so unbedeutend seyn, darf es ohne Geschenk an die Lama's oder die Tsio-la's (verehlichte Priester, die nicht in den Klöstern wohnen) ablaufen; auch läßt man kleine Knaben und Mädchen Hymnen singen, um die Krankheit zu vertreiben.

---

*) Il 22 Ottobre li Signori Salvatore e Pietro, fratelli Tavera, e Paolo Caselli, tutti di Valle di Mezzana, che rendevansi in Bastia, dove erano chiamati in testimonianza, essendosi fermati in Bocognano in casa del Sig. Giuseppe Bonelli, locandiere, per passarvi la notte, al momento in cui trovansi presso del focolare senza lume, un individuo, che nessuno ha potuto conoscere, s'avvicinò a loro e tirò un colpo di pistola sulla persona del Sig. Salvatore Tavera, che lo stese morto sul luogo. Il colpevole prese subito la fuga.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

(Beilage; General-Karte von Caillié's Reisewerk.)

(Beilage: General-Karte von Caillié's Reisewerk.)

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 239. 27 August 1830.

Briefe eines Engländers aus Paris.

V.

(Schluß.)

3 August. Zehn Uhr.

Die Nationalgarden sind unter'm Gewehr, um bei Eröffnung der Kammern Ordnung zu halten. Das Wetter ist herrlich, die Straßen sind gedrängt voll, jedoch ohne Verwirrung, und allenthalben ist das Pflaster hergestellt. Die regelmäßigen Geschäfte haben auf der Börse noch nicht wieder begonnen, aber gestern wurden viele große Einkäufe gemacht. Der Verlust der Verkäufer, welche ihre Kontrakte vor dem 26 Juli abschlossen, soll sich durch das Sinken der Fonds an diesem und den folgenden Tagen auf 100 Millionen Franken (16 Millionen Pfund Sterling) belaufen; man hofft jedoch, daß diese Käufe, abgerechnet eine kleine an die Käufer zu entrichtende Entschädigung, für nichtig erklärt werden. — Das Geld kommt wieder zum Vorschein, und alle Läden sind geöffnet. Jedermann in Paris trägt die dreifarbige Kokarde oder Brustschleife, oder Beides zusammen. Sie können sich daher vorstellen, welch Leben in diesem Augenblick im Bänderhandel herrscht. Der Vorrath an rothen, blauen und weißen Bändern war bald erschöpft, welchem Uebelstand jedoch dadurch begegnet wurde, daß man breiten Seidenzeug von jenen Farben in kleine Streifen schnitt und diese an einander nähte. Ja Sie würden lächeln über all die Auskunftsmittel, zu welchen man bei dem großen Verbrauch schritt; so besteht z. B. die dreifarbige Fahne, welche noch jetzt von den Tuilerien weht, aus drei von den Erstürmern hergegebenen und mit Stecknadeln zusammen gehefteten Schnupftüchern. Dasjenige, welches die weiße Farbe vorstellen soll, ist, so Viel ich sehe, weiß und roth gewürfelt. Die Damen erblickt man mit blauer Kopfbedeckung, weißen Kleidern und rothen Gürteln; oder mit sonstigen Kombinationen der drei Farben. Ein herkulischer Seemann fiel mir vorigen Sonntag auf; er trug eine blaue Jacke, weiße Pantalons und eine Schärpe von rother Seide, so breit als diejenige des persischen Gesandten. Seine lange Picke starrte von Menschenblut. Er hatte den Angriff auf ein Haus in der Straße St. Honoré geleitet, welches von der Garde in Besitz genommen worden war.

Von der ganzen königlichen Familie war, den Herzog von Bourbon ausgenommen, die Herzogin von Berry am Mindesten verhaßt. Ihre Entfernung wird Vielen schmerzlich fallen. Die königliche Familie trug bei ihrem Abzug Trauer, was die Aufmerksamkeit einiger Maßen erregte. Die damals cursirende Sage vom Tod des Königs von Neapel möchte diesen Umstand jedoch hinlänglich erklären.

Die Offiziere der alten Armee strömen herbei, und es ist lustig zu sehen, mit welcher Wichtigkeit die gemeinen alten Soldaten jetzt einherschreiten. Die jungen Leute, welche vorige Woche so tapfer fochten, versehen noch heute den Dienst auf vielen von ihnen weggenommenen Wachtposten; die Wache vor der Bank besteht zur Hälfte aus ihnen, zur Hälfte aus Nationalgarden; das gleiche Verhältniß wird beim Palais Royal beobachtet; die Tuilerien aber befinden sich noch immer ganz allein unter ihrer Obhut, wo sie denn auch die bewunderungswürdigste Ordnung und Selbstbeherrschung beweisen. Doch es ist 11 Uhr; ich muß zur Eröffnung der Kammern.

Der Herzog von Orleans, in der General-Lieutenants-Uniform und begleitet von einzelnen Abtheilungen der Nationalgarde aus jedem Bezirk von Paris, verließ das Palais Royal gegen 1 Uhr. Ein enthusiastischer Ruf: „Es lebe Orleans!" und „Es lebe die Freiheit!" schallte ihm allenthalben entgegen. *) Als er bei dem Palais des gesetzgebenden Körpers (d. h. der sonstigen Deputirten-Kammer) anlangte, spielte die Musik der Nationalgarden: la victoire est à nous, und der Herzog ward, unter dem Vortritt seiner Familie, in den Sitzungssaal geführt. Die Galerien waren mit Pairs, Oberoffizieren der alten Armee, dem diplomatischen Korps (?) u. s. w. angefüllt. Die Herzogin von Orleans schien sehr bewegt, und trotz der Anstrengung, ihre Gefühle zu verbergen, wurden dieselben durch ihre gerötheten Augenlieder nur zu gut angedeutet. Der Herzog hielt seine Rede mit sehr vernehmlicher Stimme und legte besonders auf diejenigen Stellen Nachdruck, in welchen der

*) Der englische „Courier," dem wir diese Briefe entnehmen, führt das Schreiben noch eines andern Engländers auf, worin es heißt: „Bei dem Zug des Herzogs von Orleans nach der Deputirten-Kammer war ich Zeuge folgenden Vorfalls: Zwei gutgekleidete Männer, die zur Dienerschaft des Herzogs zu gehören vorgaben, folgten diesem hart auf den Fersen, erregten jedoch durch den ungemeinen Eifer, womit sie sich durch die Menge ihm nachdrängten, die Aufmerksamkeit der am Eingang des Saals aufgestellten Nationalgarden. Man nahm in der Hand des Einen eine Pistole wahr, er wurde verhaftet, und die Pistole mit einer Kugel geladen gefunden. Der Andre entkam im Gedräng."

Verletzung der Charte, und der Sicherheitspfänder für die Zukunft Erwähnung geschah. Die Deputirten erschienen statt in der bisherigen Amtstracht bloß im schwarzen Frack; nur einige Generale unter denselben trugen Uniform. General Sebastiani, in schwarzer bürgerlicher Kleidung, hatte das große Band der Ehrenlegion übergehängt. Die Feierlichkeit ging mit der größten Ordnung vorüber, und die Abwesenheit der Gendarmen ward nicht gefühlt.

* * *

Der Courier reiht an obenstehenden Brief noch ein Schreiben aus Calais, und eines von Dieppe an. In ersterem heißt es unter Anderem: „Gestern (2 August) wurden die Nationalfarben vollends überall in Calais aufgesteckt. Die Besatzung, aus dem 11 Regiment bestehend, und etwa 1500 Mann stark, nahm weder für, noch gegen das Volk Theil. Der Obrist, ein Hr. von Polignac, Oheim des gewesenen Premierministers, hatte einige Tage zuvor die Offiziere zusammen berufen, und sie gefragt, was sie unter gewissen Umständen zu thun beabsichtigten. Alle mit Ausnahme von dreien oder vieren erklärten, sie würden jede Maßregel des Königs vollziehen, ausgenommen wenn dieser ihnen beföhle, gegen ihre Mitbürger zu fechten. Obrist Polignac, der sich überhaupt mit der größten Mäßigung benahm, war auf diese Antwort hin weise genug, keine Reaktion hervorzurufen. — Schon auf die erste Nachricht von den Siegen des Volks in Paris, begab sich eine Deputation der angesehensten Kaufleute von Calais zu dem Kommandanten, mit dem Gesuch, die Thore nach zehn Uhr Abends geschlossen zu halten, indem zu besorgen stünde, die Minister möchten durch ihre Stadt zu entfliehen suchen, für solche Verbrecher aber die Strafe des bloßen Exils viel zu gelind sey. Der Kommandant versicherte sie, er werde die Thorschlüssel unter seinem eigenen Kopfkissen bewahren. — Indessen ist bis jetzt keiner der Exminister hier angekommen, und es scheint nicht, daß sie ihre Augen auf England geworfen haben. Bei der gestrigen Volksbewegung fand nicht der geringste Exceß gegen Eigenthum oder Person irgend eines Bewohners Statt. Die Menge zog unter dem enthusiastischen Ausruf: „„Es lebe die Charte! Nieder mit den Bourbons!““ die weißen Flaggen ein, zerschlug die königlichen Wappen und zerstörte jedes Merkmal der königlichen Familie. Nicht Eine Lilie ist dem Sturm entgangen, sie müßte denn etwa durch die Nationalflagge bedeckt gewesen seyn. Selbst das Denkzeichen an die Landung Ludwigs XVIII auf dem Hafendamm mußte fallen. Zwar steht die Säule noch, aber sowohl auf ihr, als auf dem Stein, auf welchen jener zuerst seinen gichtischen Fuß setzte, wie er als König von Frankreich landete, wurde die Inschrift in tausend Splitter zerschlagen.“

Der Brief aus Dieppe bemerkt: „Die Herzogin von Berry wurde letzten Sonnabend (31 Juli) hier erwartet; ein Theil ihres Gefolgs war bereits angelangt und ein Haus für sie gemiethet. Ich habe mich so eben mit Einem von ihren Leuten besprochen; es ist wahr, daß sie dem König Vorstellungen gegen die Ordonnanzen machte. Sie sagte: „Sire, ich bin Mutter; die Sorge für das Glück meines Sohns nöthigt mich Ihnen zu erklären, daß wenn Sie Ihre Minister nicht entlassen, Sie und mein Sohn den Thron verlieren werden.“ „Madame,“ soll der König erwiedert haben, „ich brauche keinen Rath; die Ordonnanzen, die ich erlasse, sind unveränderlich. Beruhigen Sie sich; die Seeluft (in Dieppe) wird Ihnen gut thun.“

Caillie's Reisen in Afrika.

5. Tunbuktu.

(Schluß.)

Die Tuariks oder Sorgus sind ein und dasselbe Volk; jenen Namen führen sie bei den Mauren und diesen bei den Negern. Sie bewohnen die Ufer des Dhioliba bis nach Haussa hinab, welches, nach der Angabe von Caillie's Wirth, 20 Tagreisen ost-süd-östlich von Tunbuktu liegt. Durch den Schrecken ihrer Waffen haben sie sich alle ihre Nachbarn zinsbar gemacht, gegen die sie die lästigsten Bedrückungen ausüben. Drei bis vier von ihnen reichen hin, ganze Dörfer in Schrecken zu setzen. Wenn das Haupt dieser Völkerschaft mit seinem Gefolg nach Tunbuktu kommt, so ist eine allgemeine Noth und Jeder beeilt sich die ungebetenen Gäste mit Geschenken zu überhäufen und während ihres Aufenthalts zu verpflegen, den sie oft auf ein Paar Monate verlängern. Gleich den Beduinen besitzen sie schöne Pferde, die ihnen bei ihren räuberischen Einfällen trefflich zu Statten kommen; auch zahlreiche Heerden von Kamelen, Schafen, Ochsen und Ziegen, deren Milch und Fleisch ihnen zur Nahrung dient. Ihre Sklaven sammeln die Frucht der in den Morästen am Dhioliba wachsenden Seeblume, die ein sehr feines Mehl giebt. Mit dem Ackerbau beschäftigen sich diese Nomaden nicht. Beim Eintritt der Ueberschwemmungen entfernen sie sich mit ihren Heerden in's Innere, wo sie gute Waiden treffen. Einige der Aermern sieht man zuweilen ihre Kamele zum Transport der Waaren von Cabra nach Tunbuktu vermiethen. Die Andern, zu stolz um zu arbeiten, widmen sich ganz dem kriegerischen Leben. Drei bis vier Lanzen, ein Dolch, den sie am linken Arm befestigen, so daß die Klinge aufwärts sieht und der Griff den Rücken der Hand berührt, ein mit gegerbtem Ochsenleder überzogener, mit hübschen Zeichnungen verzierter Schild, von der Form der altegyptischen, und groß genug, den ganzen Leib zu decken — sind ihre Waffen; von Bogen- und Schießgewehren machen sie keinen Gebrauch. Sie tragen die Haare lang, haben wie die Mauren einen sehr braunen Teint, Adlersnasen, große Augen, schönen Mund, hohe Gestalt und erhabene Stirn; der Ausdruck ihres Gesichts ist wild und barbarisch. Man behauptet, sie stammen von den Arabern ab, mit denen sie manche Gebräuche theilen; doch sprechen sie eine besondere Sprache. Die Caravanen von Tripoli leiden Viel von ihren Plünderungen; weniger die von Marocco, weil diese sich mehr nördlich halten. Obgleich Muselmänner, schonen sie ihre Glaubensgenossen nicht, überhaupt stehen sie im Punkt des religiösen Eifers nicht nur den Mauren, sondern selbst den Negern von Tunbuktu, die alle ihren Koran lesen, sehr nach. Ihre Tracht unterscheidet sich von der maurischen nur durch die Kopfbedeckung; sie haben nämlich Tag und Nacht eine baumwollene Binde um die Stirn, welche bis auf die Augen und selbst bis auf die Nase herabläuft, so daß sie um, zu sehen, den Kopf etwas in die Höhe richten müssen; diese Binde, welche man unter der Nase zuknüpft, und von der ein Stück selbst über das Kinn sich herzieht, läßt Nichts vom Gesicht unbedeckt als die Spitze der Nase; sie nehmen sie weder beim Essen, noch beim Trinken, noch beim Rauchen ab, sondern heben sie nur etwas in die Höhe. Die Weiber, die bei den Tuariks auch je beleibter sie sind, für um so schöner gelten, kleiden sich wie die Maurinnen am

Senegal; statt des blauen Guineazeugs jedoch in blaue Negerschürzen von Dhienné; die Männer tragen einen weißen oder blauen Coussab und Hosen, die bis auf die Knöchel reichen. Ihr Anzug wird in Bezug auf Reinlichkeit nicht gerühmt.

Man muß sich wundern, daß eine so große Anzahl von Völkerschaften sich gutwillig unter das entwürdigende Joch der Tuariks schmiegt. Die Dirimans, Schindalas, Kissurs, die Mauren der Stämme Zauat und Salaf, vereinigt, könnten sich dieser Tyrannen ohne Mühe für immer entledigen. Die Tuariks fürchten sich sehr vor den Feuerwaffen, und alle diese Neger und Mauren haben Doppelflinten. Die Fulas allein machen jenen gegenüber eine Ausnahme. An der Identität dieses tapfern, der reinen Negerrace weit überlegenen Volks mit den Eroberern von Haussa läßt sich fast nicht zweifeln. Sie sprechen übrigens nicht die Sprache von Futa-Dhialon, welches man sonst als das Stammland auch der Fellatas betrachtet. Vor nicht langer Zeit griffen die Fulas aus der Nachbarschaft von Dhienné unter ihrem Fürsten Sego-Ahmadu die Tuariks an; wegen der Entfernung ihres Landes und der Schwierigkeit Lebensmittel für das Heer mitzuführen waren sie dem Feind an Zahl beiweitem nicht gewachsen, nichts desto weniger trugen sie den Sieg davon, der ihnen eine reiche Beute an Sklaven und Ochsen nebst vielen Gefangenen in die Hände lieferte. Letztere mußten alle über die Klinge springen.

So wäre nun unsre hohe Meinung von der Macht und dem Reichthum Tunbuktu's durch Caillié ziemlich herabgestimmt! Daß aber Tunbuktu auch in seinem vormaligen Flor, von dem es allerdings etwas herabgesunken zu seyn scheint, doch nicht die unermeßliche Stadt gewesen seyn kann, wozu frühere Reisesagen es machten, geht theils aus der Lage des Landes hervor, theils auch aus dem Maßstab der öffentlichen Bauwerke, die es aufzuweisen hat.

Es giebt acht Moscheen, das ist aber auch Alles. Die ansehnlichste derselben liegt im W der Stadt; die Bauart ist bei allen die nämliche. Die Mauern werden schlecht unterhalten, und die immer durch heftige Ostwinde herbeigeführten und mit Orkanen begleiteten Regen, die in den Monaten August, September und Oktober fallen, setzen nicht nur dem Bewurf, sondern auch der Festigkeit der Gebäude dergestalt zu, daß, um das Einstürzen der Wände zu verhindern, Strebepfeiler nöthig sind. Bei der westlichen Moschee fand Caillié die innere Treppe zum Thurm fast gänzlich zerfallen; da dieser Ort meist verlassen war, so begab er sich öfters dahin, um seine Noten zu schreiben, so wie ihm die Moscheen selbst oft gegen die glühende Hitze des Tags, wenn der Ostwind wehte, und Wolken von Sand aufjagte, als Zufluchtsort dienten. Die Aussicht von der Höhe des Thurms über die unermeßliche Wüste konnte nicht trostloser seyn; aber mit Erstaunen kehrte sein Blick dann wieder auf die Stadt zurück, welche der Mensch mitten in das todte Reich der Natur hineingezaubert hatte! Der östliche Theil der Moschee schien ihm sehr alt; die ganze Façade auf dieser Seite lag in Trümmern; man bemerkte noch gewölbte Bogen, aber die Kalkbekleidung daran war gänzlich weg. Dieses Gebäude ist aus Ziegelsteinen aufgeführt, die man aus einer aschfarbigen, sehr harten, mit Sand vermischten Erde bildet, und an der Sonne trocknet, sie haben fast die Form der unsern; aus einem groben Sand, demselben, der zu den Ziegeln kommt, und den man mit Reishülsen vermischt, gewinnt man auch den Bewurf. Die übrigen Theile des Gebäudes stehen den westlichen Ruinen in architektonischer Hinsicht noch, und scheinen aus späterer Zeit zu seyn. An dem ältern Flügel bewunderte Caillié drei Galerien, deren jede auf zehn Arkaden ruhte, und die so gut gebaut waren, daß es durch einen Mann vom Fach vielleicht nicht hätte besser geschehen können; diese Arkaden messen 6 Fuß in der Breite und 10 Fuß in der Höhe; auch schienen sie mit Kalk geweißt. Nach Styl und Lage gehörte dieser Flügel zu den Ruinen. Vielleicht daß die Moschee Anfangs einzig und allein aus diesem Theil bestand, dem man nach und nach mehrere Anhängsel beifügte. Der östliche Flügel enthält sechs Galerien, deren Westseite von 19 Pfeilern getragen wird, mit 6½ F. breiten und 10 bis 12 F. hohen Oeffnungen dazwischen. Die drei ersten Galerien auf der Ostseite sind 100 Schritt lang und 2½ breit. Bei jenen auf der Westseite beträgt die Länge nur 39 Fuß. An ihrer Verlängerung befindet sich der große Thurm, der seine Vorderseite einem innern Hof zukehrt, den westlich jene Ruinen begrenzen; er ist ein Viereck, und endigt sich in eine kleine von einem irdenen Knopf überragte Pyramide. Die Höhe von der Basis bis zum Giebel schätzt Caillié zu 50 bis 55 F. Die Stufen der innern Treppe werden durch Holzstücke gebildet, die in die Mauer eingefügt und mit Erde bedeckt sind, der vernachlässigte Zustand derselben erlaubte nicht, sie genau zu zählen; alle Ecken waren abgenutzt; indessen will Caillié von 52 derselben die Einschnitte erkannt haben. Was die Mauern der Moschee betrifft, so sind sie 15 F. hoch und 25 bis 26 Zoll dick. Die östliche Façade ist oben zinnenförmig gezackt und die Spitzen sind mit irdenen Knöpfen, gleich dem der kleinen Pyramide belegt. Ein andrer massiver Thurm, von Kegelform, schmückt diese Façade; er ist gegen 30 Fuß hoch, und auf der Kuppel springen Holzstücke hervor, wahrscheinlich dazu bestimmt, die Festigkeit des Mauerwerks zu verstärken. Auf dem Dach der Moschee sind Terrassen, eben so auf dem Thurm, welche letztere noch überdieß mit einem 18 Z. hohen Geländer eingefaßt sind; viereckig behauene Ronnierstämme, je einen Fuß auseinander, mit Scheitern von Salvadoraholz aus Cabra in doppelter Reihe gekreuzt, und mit Matten aus den Blättern des Ronnierbaums so wie mit Erde überdeckt, stützen das Dach. Die Moschee hat fünf Thore von verschiedener Größe gegen O, drei gegen S, und zwei gegen N. Nach W liegen die Ruinen, welche die Grenze der Moschee wie der Stadt bilden. Im O und N ist der Boden wagrecht; auf der Südseite steigt man vier Stufen hinan. Auf der östlichen Mauer im Innern sieht man eine Art Arabesken von gelber Erde, die anderthalb Fuß über dem Boden beginnen; auch an den Säulen unter den Arkaden sind vorn einige ziemlich korrekte angebracht, die aber zum Theil bereits verwischt sind. In einer Art Nische in der östlichen Mauer verrichtet der Marabut das Gebet; in einer andern steht ein großer Stuhl von Holz; hier liest er den Koran vor. Auf dem Boden der Moschee liegen Matten, auf die man sich zum Beten hinwirft. Die östliche Moschee ist viel kleiner als die westliche. Sie hat gleichfalls einen viereckigen Thurm, der nach Form und Dimensionen ganz dem großen der westlichen entspricht, die Mauern sind völlig ohne Bewurf; mehrere Strebemauern lehnen sich an das Gebäude; die Galerien sind 6 F. breit und 30 F. lang. Die Länge der Moschee selbst beläuft sich auf 30, ihre Breite auf 25 F.; die Oeffnung der Arkaden auf 3½, die Höhe

auf 7 F.; den Thurm besteigt man von dem innern Hof aus. Diese Moschee steht noch ganz; sie scheint sehr alt; die Bauart ist nicht sehr regelmäßig. Sie hat bloß zwei Thore, eines im S und eines im N. In der Nähe der Moschee *) gegen O ist eine nicht sehr hohe Sanddüne nebst mehrern vom Flugsand verschütteten Häusern. Eine dritte Moschee, die so ziemlich den Mittelpunkt der Stadt einnimmt, bietet wenig Besonderes dar; der Thurm ist nicht so hoch, als bei den vorigen; die Arkaden sind quadratförmig; die Façade und der Thurm mit vielen Straußenevern behängt; ein sehr geräumiger Hof mit einer Balanites aegyptiaca ist auf der östlichen Seite; hinter der Moschee wachsen einige Salvadoren. Die noch übrigen Moscheen unterscheiden sich von den Privathäusern nur durch ihre Minarets; mit Höfen in der Mitte, worin man sich zu religiösen Gebräuchen **) versammelt, sind alle versehen.

*) Im S der Moschee vor der Stadt sind zwei ungeheure Haufen von Schutt oder Unrath, welche Caillié bestieg, um seine Ansicht von Tumbuktu zu skizziren. In der Mitte der Stadt ist eine Art öffentlicher Platz mit einigen Wunderbäumen und einer Dumpalme. Auf diesem Platz befindet sich ein großes Loch, das zu einem Behälter von Unrath dient. Dieser Unrath scheint später auf jene Schutthaufen hinaus geschafft zu werden.

**) Die Rufer, welche zum Gebet einladen, empfangen keinen Gehalt; zu bestimmten Zeiten jedoch machen sie die Gläubigen von der Höhe der Minarets herab darauf aufmerksam, daß sie wohl Etwas für ihre Mühe verdienen. Spenden von Brod, Hirse, Reis, Pistazien, Fischen und Kauris werden dann auf einer Matte vor der Thüre der Moschee niedergelegt.

Berichte eines deutschen Reisenden aus Ungarn.

2. Ungarische Poesie. *)

Das Heimweh,

von K. Kisfaludi.

Im duftigen Schatten düstrer Oliven
Sitzt traurig der Wandrer, eine Thräne glänzt ihm im Auge,
Und tief aufseufzend blickt er zurück, zurück.
Die theure Heimath taucht vor der Seel' ihm auf,
Seine Hütte wähnt er im fernen grauen Nebel zu sehen,
Und, wonnig durchschauert, streckt er den Arm aus.

Seines Landes Sprache flüstert der Abendwind,
Seiner Geliebten schmeichelnden Gruß hört er
Von den wehenden Lippen süßer Täuschung;
Von Neuem dämmert ihm der Vergangenheit rosiger Himmel auf,
Und, gleich einem heitern Gemälde, schwebt sie ihm
Auf sel'ger Ahnung Wolkenschwingen entgegen.

Bis an die Rebenberge reicht sein Blick,
Und, ruhig lächelnd auf die stillen Hügel,
Wiegt er sich im Arme süßer Vergessenheit.
Und wie einst in seines Häuschens engem Raume,
In emporflammender Gluth der ersten Sehnsucht,
Träumt er mit leichtem Herzen jugendlich.

Aber ach! schnell entschwindet das Zaubergebilde,
Als die Mittagssonne seinen Hügel bestrahlt,
Und sich mit hehrer Majestät auf die große Ebene senkt.
Jetzt fühlt er es, wie fern seine schöne Heimath liegt.
Und ob ihn gleich hier ein milderer Himmel anweht,
So findet das schmachtende Herz doch keine Ruhe.

Ob hier gleich ewiger Frühling ihn umgrünt,
Dort die Natur in winterliche Trauer sank,
Und Berg und Thal Frost, Reif, Nebel und Schnee decken;
Doch dort ist er frei, und aus dem Schooße des Ueberflusses,
Von dem stolzen Wohnsitz der Erden-Schönheit
Blickt er auf sein wildes Gehäge zurück, zurück!

Und weiter geht der Wandrer, wohin ihn das Schicksal ruft;
Doch lebt sein Vaterland in der kummerbelasteten Brust,
Und sinnend bleibt er auf jedem Hügel stehen,
Seine Klagen gießt er in gebrochnen Tönen aus:
Grüßt die Wolken, die heran von der Heimath ziehen,
Und schlummert sanft auf bemoosten Gräbern ein!

Träumend schreitet er über die prächtigen Fluren hin,
Träumend über die Denkmale großer früherer Zeiten,
Und ladet seines Vaterlandes Ahnen vor.
Auf sie, die geringen Lohn für ihre Thaten empfingen;
Auf sie, die unbelohnt wußten zu sterben für's Vaterland:
Auf diese Helden blickt er zurück, zurück!

Ob ihm des Lebens Fülle gleich zum Genusse winkt,
Und auf den Weg ihm ermunternd blühende Rosen streut,
Der Willkür überlassend seine Phantasie;
So leben seine Hoffnungen doch drüben im Vaterlande,
Und all die reizenden Zauberbilder der Fremde
Stillen seiner Seele geheime Sehnsucht nicht.

Pflückt er auch manchmal liebliche Blumen, so
Fühlt er doch halb nur jegliche Lust,
Und im Erschließen welkt ihm die Blüthe hin,
Und der Liebe Treue, für die sein Herz erglüht,
Erscheint ihm hier als weiches, schwankendes Ergeben,
Zerrinnende Welle, erheuchelte Lust, trüglicher Glanz.

Und so wandert er weiter stets, bis er ans Ziel gelangt,
Wo Alles, nach dem er einst gestrebt und sich gesehnt,
Offenbar wird als süße Wirklichkeit.
Doch ob ihn das Glück auch in die geöffneten Arme schließt,
Ob ihn auch umstrahlet des Ruhmes Sternenkranz:
Doch blickt er, so lang sein Herz noch schlägt, zurück, zurück.

*) Einer der ausgezeichnetsten lyrischen Dichter Ungerns, obwohl in Deutschland noch wenig oder gar nicht bekannt, ist K. Kisfaludi. Von ihm, so wie von seinem Bruder Alexander, werden einige kleine Gedichte, als Proben ungrischer Poesie, nicht unwillkommen seyn.

Anekdoten aus Frankreich.

Am ersten Sonntag nach den Vorfällen in Paris begann ein Pfarrer in der Umgegend beim Gottesdienst, wie gewöhnlich, die Gebete für die königliche Familie zu sprechen. Domine salvum fac regem wollte er sagen; allein bei dem Wort fac hielt er inne, besann sich, und nach einer Pause fing er seinen Satz von Neuem an: „Domine salvum fac le Gouvernement provisoire.“

Folgendes Madrigal soll nach den Kämpfen in Paris gehört worden seyn:

En état de siège la Cour
A déclaré la France,
Et la France à son tour
A déclaré la cour
En état de demence.

Als vor einigen Tagen die verschiedenen Officianten eines Ministeriums ihrem neuen Oberhaupt ihre Aufwartung machten, erschien gebührender Maßen auch der Maitre d'Hotel der frühern Excellenz. „Wie hoch beliefen sich die Ausgaben Ihres Departements unter meinem Vorgänger?“ fragte der Minister. „Etwa 50,000 Franken in zwei Monaten“ erwiederte Jener. „Ich sehe schon, da kommen wir Beide nicht miteinander aus“, entgegnete der Neugewählte; „ich kann mich im Fall der Noth mit einem Mittagessen zu 40 Sous begnügen, und der Restaurateur da drüben wird mich trefflich bedienen. Sie können mein Haus immer verlassen.“ Der Küchen-Vorstand soll in seinem Entsetzen große Gefahren für die konstitutionelle Monarchie in dieser Antwort gefunden haben.

Ein Spaßmacher setzte über das Thor des Gefängnisses in Tours, in welchem die HH. von Peyronnet, Chautelauze und Guernon-Ranville sich befinden, die Inschrift: „Hôtel des ministres.“

In Paris sah man an einigen Orten folgende Zeilen angeklebt:

Camarade le Dey, par moi ton fort est pris.
— Oui, l'ami Charles dix: mais vous perdez Paris.
Nous voilà donc tous deux sans capitale:
Buvons un coup; c'est moi qui vous régale.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 240. 28 August 1830.

Die Beduinen.

5. Wohlstand, Wissen und Bildung des Aenesen.

Der Reichthum eines Arabers besteht beinahe ausschließlich in seinen Pferden und seinen Kamelen. Den Gewinn, den er vom Verkauf seiner Butter zieht, setzt ihn in den Stand sich den nöthigen Bedarf von Waizen und Gerste und von Zeit zu Zeit ein neues Kleid für sein Weib oder seine Töchter zu verschaffen. Seine Stute bringt ihm jedes Frühjahr ein Füllen; und außerdem kann er hoffen, sich mit ihrer Hülfe durch Beute zu bereichern. Keine arabische Familie kann bestehen, ohne wenigstens ein Kamel zu haben; ein Mann, der ihrer nur zehn hat, gilt für arm; dreißig oder vierzig versetzen in eine ganz behagliche Lage, und wer sechzig Kamele besitzt, ist reich. Einige Scheichs der Aenesen haben wohl dreihundert Kamele. Der Scheich, welcher mein Führer nach Tadmor war, sollte hundert Kamele, drei bis vierhundert Schafe und Ziegen, zwei Stuten und einen Hengst besitzen. Der Preis eines Kamels ist von den größern oder geringern Bedürfnissen des Hadsch oder der Mekka-Karavane abhängig; jetzt (d. h. zu Burkhardt's Zeit), da der Hadsch seit mehreren Jahren gar nicht mehr Statt gefunden hat, ist ein gutes arabisches Kamel ungefähr 100 Gulden werth. Ich fragte einen Araber, der ziemlich wohlhabend schien, wie hoch sich seine jährlichen Ausgaben beliefen; er sagte er bedürfe in gewöhnlichen Jahren:

Vier Kamelladungen Waizen	200 Piaster
Gerste für seine Stute	100 —
Kleider für seine Weiber und Kinder	200 —
Luxusartikel, wie Kaffee, Kammerdin, Debs (Confituren von Aprikosen und Weintrauben), Tabact und ein halbes Dutzend Lämmer	200 —
	700 P., oder:
	ungefähr 350 Gulden.

Die Pferde sind unter den Arabern bei Weitem nicht so häufig, als man nach den Berichten früherer Reisenden glauben sollte. Bei meinen Besuchen in den verschiedenen Lagern der Aenesen fand ich selten mehr als eine Stute unter sechs oder sieben Zelten. Die Aenesen behalten zu ihrem Gebrauch nur die Stuten, und verkaufen die männlichen Füllen an das Landvolk von Syrien und nach Bagdad.

Der Reichthum ist bei den Arabern einem Wechsel unterworfen, von dem man in einem geordneten Zustande der Gesellschaft keine Vorstellung hat. Kühne Streifzüge von Räubern und unerwartete Anfälle feindlicher Parteien versetzen in wenig Stunden den reichsten Mann in bitterste Armuth; und es giebt jetzt wenige Familienväter, welche solche Unglücksfälle nicht ein oder mehrere Male betroffen hätten. Der Reichthum ist daher hier auch nicht der Maßstab von welchem die öffentliche Achtung abhängt; ein armer Mann, der gastfrei und freigebig nach seinen Mitteln ist, stets ein Lamm schlachtet, wenn ein Fremder ankommt, allen seinen Gästen Kaffee anbietet, seinen Tabackssack immer für die Pfeifen seiner Freunde offen hält, und der endlich Alles, was ihm an Kriegsbeute zu Theil wird, unter seine armen Verwandten vertheilt, steht in viel höherem Ansehen und hat einen viel größeren Einfluß bei seinem Stamm, als der Bacheil, der reiche Geizhals, welcher einen Gast mit Kälte empfängt und seine Freunde hungern läßt. Auch in der Lebensweise macht der Reichthum nur einen sehr geringen Unterschied. Der reichste Scheich lebt wie der ärmste seiner Schutzbefohlenen; sie essen täglich beide die gleichen Gemüse und in gleicher Quantität und gönnen sich beide nur bei der Ankunft eines Fremden den Genuß gewählterer Speisen. Beide gehen in dasselbe elende Gewand gekleidet daher; und der größte Vorzug, den der Häuptling hat, beschränkt sich auf den Besitz einer schnellen Stute und auf das Vergnügen, ein Weib und seine Töchter besser gekleidet zu sehen, als andere Frauenzimmer im Lager.

Von der wissenschaftlichen Bildung der Beduinen läßt sich Wenig sagen. Es giebt ganze Stämme, unter denen nicht eine einzige Person gefunden wird, welche lesen und schreiben könnte. Auf meiner Reise nach Todmor hatte ich einen Band von der Geschichte Antar's mit mir genommen und las von Zeit zu Zeit eine Stelle daraus meinen Begleitern; alle hörten gern zu, aber auch nicht ein einziger unter ihnen konnte sich mit mir an Gelehrsamkeit messen. Die einzigen Bücher, welche ich bei den Aenesen sah, waren einige Kopien des Koran. Ihre astronomischen Kenntnisse bestehen in einer bloßen Nomenclatur der Konstellationen und der Planeten, womit die meisten Aenesen bekannt sind.

Die Dichtkunst steht noch immer bei allen arabischen Stämmen in hoher Achtung: doch beschränkt sich das poetische Talent der Dichter meist darauf, einige Verse zum Ruhme ihrer Häuptlinge, oder irgend eines ausgezeichneten Kriegers, oder auf die Reize ihrer

Geliebten herzusagen. Von älteren Gedichten sind Einigen die Geschichte Antar's und die Geschichte von Selim el Zyr und drei oder vier ähnliche Nationalgesänge bekannt, die dann gelegentlich recitirt werden. Wenn ein Aenese Verse recitirt, so begleitet er seine Stimme mit der Rebaba (eine Art Guitarre, die man bei Niebuhr abgebildet findet), dem einzigen musikalischen Instrumente, das in der Wüste bekannt ist.

Ein Araber, der gegen den Rath seines Scheichs seine Kamele während des Winters mit einem fremden Stamm auf die Waide gesandt hatte und dieselben durch eine Seuche verlor, richtete folgende Verse an den Häuptling, der dadurch veranlaßt wurde, seinen Verlust zu ersetzen:

„Suleyman, leihe mir die Feder und das weißgefärbte Blatt, damit ich meine Verse darauf niederschreibe, die Sprache der Wahrheit. Lasse mich Gottes Beistand erflehen, und möge er Gnade verleihen unsern Sünden! — Laß uns ihn preisen mit Lobsprüchen, die so unzählig sind, als die Körner aufgehäuften Getraides, als die Bewohner der Erde, die Bedus und die Hirten. — Und möge der Prophet bei Gott sich für uns verwenden; dann können unsere Sünden verziehen werden. — Du, der Du vor mir reitest, sitzend auf dem lichtfarbigen Kamele, das auf seinem Rücken den vierseitigen Sattel trägt, und seinen Sack und die Steigbügel (am Nacken) und wohlgemahlnes Mehl und die Kaffeebohnen und den heißduftenden Tabak! —

„Ein braver Jüngling ist er, geliebt von seinen Begleitern und der Stolz der Jungfrauen. Die Wege des Landes erspäht er besser, als die nachtschwärmenden Katlas; und sein Auge sieht weiter, als der auf seinen Raub lauernde Adler. —

„Dein Weg geht nach der Budsche;*) langsam schreitest Du vorwärts; denn Du kennst keine Furcht, und reiche Beute wirst Du einmal von dem Hadich erlangen. — Den wandernden Räuber mußt Du bekämpfen auf Deiner Straße und ihn verfolgen; aber, Freund, hüte Dein Kamel wohl, sonst wird der Dieb Dich in der öden Fläche umkommen lassen. — Deine Reise sey des Nachts, lange nach Sonnenuntergang, und laß die in der Ferne erscheinenden Feuer Deinen Schritt nicht beschleunigen, bis Du die Hunde bellen hörst, und die Lieder unserer Leute; denn die stolzesten Weiber unterbrechen nie ihre Gesänge zum Preise des Bruders Wadda's. — Unter den Heerden des wachsamen Hirten kannst Du den Bruder Wadda's finden, welcher der langsam sich dahin bewegenden Heerde folgt. — Sitzt er auf seiner schneeweißen Stute, so überholt er leicht jeden Reiter; unermeßlich ist die Beute, die er mit ihr gewinnt. — Wer kann die Helden, die Krieger zählen, die er erschlagen hat, deren Herzblut auf den Boden geströmt ist. —

„Sie fliehen vor seinem Auge — die Krieger, wie Vögel, die leicht verwundet worden sind; aber er bemerkt sie, und auf seinen Kriegsruf wagt keiner sich umzuwenden; selbst der Feigling würde fechten für seine Beute. — Hat nicht sein eigener Blutsfreund die Schwere seines Armes gefühlt? **) Nie wurde eine preiswürdigere That besungen. — Und nun, wenn Du Dich dem Lager näherst, werden Freudenlieder Dir entgegentönen, und laut wird das Geschrei seyn und groß das Schlachten der Festthiere. — Dann kommen die Mädchen, mit Zähnen, glänzend wie der Blitz, um die Thaten des Bruders Wadda's zu vernehmen. Reich sind seine Araber. — Sein Bart glänzt von Tugend; sein Gang ist nicht der des Elenden; und die Dunkelheit der Nacht verbirgt keine seiner Handlungen. — Seine männliche Gestalt steht rein von allen niedrigen Verbrechen, und fest gegen alle Vorwürfe. — Ihm bringe meinen Gruß und meinen Segen, und seiner Hand übergieb diese Verse zu seinem Ruhme! — Und wenn Du in sein Zelt trittst, so laß jeden Schlechten sich zurückziehen: preise Gott und den Propheten, und Reichthum wird Dein Loos seyn. — Und mit diesen Worten werden die Teppiche vor Dir gebreitet werden und die kochenden Bohnen werden ihren angenehmen Duft ausströmen; indeß Datteln und Butter aufgetragen werden. Sey mäßig, denke an das Schaf, das eben geschlachtet worden ist. — Dann, nachdem Du gegessen und Dich gewaschen hast, mag er Dich fragen, wo ich gegenwärtig lebe. — Sage ihm: Jusef lebt jetzt in Elend und Noth; seit der Zeit, wo er Deinen Rath verachtete, hat er nie wieder gutes Glück erfahren. Sein Eigenthum ist dahin gegangen, weder Lanzen noch Feinde haben es genommen, sondern er ist dafür gestraft worden, daß er Deinen Rath nicht befolgt hat. — Gott wird die Sache bessern, mein Bruder! Seine Hülfe wird immer bei mir seyn; denn so lange Du mir nur gelassen wirst, mein Bruder, bin ich immer reich. — O Glück, begleite seine Schritte! Lasse Gras und Trüffeln, selbst im Winter, vor ihm aufsprossen und seine Heerde laben. — Wenn Du zu Gott betest, so preise ihn mit Lobsprüchen, die so unzählig sind wie die Knospen des Strauches und die Haare Deiner Heerde." (Forts. folgt.)

*) Budsche, eine Quelle bei Mezerib, zwei Tagreisen südlich von Damaskus.

**) Weil derselbe sich im Gefechte feig benahm.

Dobells Reisen in Kamtschatka und Sibirien.

5) Die Fahrt nach Kammina.

(Schluß.)

Früh am Morgen des 19 März brachen wir wieder auf. Bald nach unserer Abfahrt fing es aber an zu schneien, und gegen Mittag kam dazu ein Sturm, der uns eine förmliche Purga fürchten ließ. Wir nahmen daher unsere Richtung nach einem kleinen Bach, der sich in den Kamminafluß ergießt; bald hatten wir denselben erreicht und folgten, durch seine hohen Ufer gegen das Schneegestöber geschützt, seinem gewundenen Laufe. Nachdem wir auf diese Weise ungefähr eine Stunde zurückgelegt hatten, hielten wir an, um unser Mittagsmahl zu bereiten; der Wind und Schnee schlug mittlerweile mit solcher Gewalt über die Ufer des Baches, daß wir unser Feuer keine fünf Minuten lang brennend erhalten konnten. Nach mehreren vergeblichen Versuchen gaben wir Dieß endlich auf und begnügten uns, einiges kalte Wildpret zu uns zu nehmen, das zum Glück am vorigen Tage bereitet worden war. Wir erwärmten uns durch ein Glas russischen Branntwein, fanden es aber unmöglich, unsern Weg weiter fort zu setzen, und zogen daher unsere Schlitten dicht unter die Windseite des Ufers, die Hunde vor uns, um hier eine äußerst traurige Nacht zuzubringen. Der Schnee und die Flocken wurden beständig über uns hergetrieben, und obwohl ich in einer Kibitka schlief, die ich so fest als möglich zuband, so drang der Schnee doch in solcher Menge durch alle Ritzen ein, daß ich mich

beim Erwachen ganz damit bedeckt fand. Hunde, Schlitten und Menschen waren völlig eingeschneit, so daß ich nur eben noch die Spuren entdeckte, wo sie lagen, und nicht Wenig zu thun hatte, ehe es mir gelang, sie zu wecken.

Da der Wind nach zu lassen und das Wetter milder zu werden begann, so beschlossen wir aufzubrechen, mußten aber erst ein Paar Stunden damit zubringen, unsere Kleider und Schlitten von dem Schnee zu reinigen, der die Nacht über in unermeßlicher Quantität auf uns gefallen war. Wir durften uns nicht aufhalten, denn in der Nähe war auch kein Stock oder Zweig zu sehen, mit dem sich ein Feuer hätte anzünden lassen; und wir hatten bis gegen eilf Uhr zu fahren, ehe wir eine Stelle erreichten, wo wir so viel Holz trafen als wir für unsern Theekessel brauchten. Mit welcher Wollust schlürften wir eine Tasse Thee, dieses köstliche Getränk, das jedes andere übertrifft, wenn man halb erstarrt und ermüdet ist. Nur der erschöpfte Reisende fühlt die volle Wahrheit der Beschreibung die Cowper von dem Vergnügen giebt, welches es gewährt, am lodernden Herde zu sitzen, vor

„dem Trank, der heiter macht und nicht berauscht."

Obwohl wieder Schnee fiel, so blieb doch das Wetter mild; und da wir zu einem kleinen Gebüsch kamen, welches uns eine hinreichende Menge Holz darbot, um ein munteres Feuer zu unterhalten, so übernachteten wir in dem Schutze desselben recht behaglich.

Am folgenden Tage setzten wir unsere Reise wieder fort, jedoch sehr langsam, da bei dem warm gewordenen Wetter der tiefe weiche Schnee Menschen und Hunde ungemein ermüdete. Gegen Abend erhob sich ein Wind, der uns veranlaßte zu einem Nebenflusse des Kammina unsere Zuflucht nehmen, an welchem zu unserer Freude ein kleines Wäldchen uns wenigstens einigen Schutz gewährte, obwohl es uns immer noch schwer fiel, unser Feuer brennend zu erhalten.

Am 22 wehte ein schneidend kalter Wind; vor uns lag ein vierzig Werste weites Moor, welches mein Führer für den gefährlichsten Theil unserer Reise erklärte; da der Wind uns jedoch zum Glück in den Rücken ging, so zog ich es vor, mich jetzt auf das Moor zu wagen, statt vielleicht vergebens besseres Wetter abzuwarten und inzwischen alle unsere Vorräthe aufzuzehren. Der Schnee trieb in dichten Wolken, wie Rauch, um uns her; die Hunde blieben jedoch munter, und zu unserer großen Freude überraschte am Nachmittage uns der klarste Sonnenschein. Wir gelangten am Abende zu einem Platze, wo wir unter dem Schnee nur gerade noch so viel Holz hervorscharren konnten, um unseren Kessel zum Kochen zu bringen: und die Nacht, die wir hier zubrachten, war daher unangenehm genug. Am anderen Morgen wandten wir uns wieder zu dem Kamminaflusse, dessen hohe und steile Ufer uns gegen einen schneidenden Wind schützten. Wir kamen bald zu einem großen Felsen, in welchem sich, wie unser Führer mich belehrte, eine Höhle befand, die früher einem berühmten korjäkischen Zauberer zur Wohnung diente. Hier durften wir nicht vorübergehen, sagte er, ohne irgend Etwas für den Schatten des Schamanen zurückzulassen, weil uns sonst jedenfalls ein Unglück bevorstünde. Auch hielt in dem Augenblicke, wo wir dem Felsen gegenuber waren, die ganze Gesellschaft still; und die Korjäken, obwohl sie gröstentheils sich zum Christenthum bekannten, gingen und brachten jeder eine Prise Taback, ein Tabacksblatt, eine Pfeife oder eine andere Kleinigkeit als Opfer dar.

Am 24, um neun Uhr des Morgens, kamen wir an den Fluß Talofska, der nur noch fünf oder sechs Werste von Kammina entfernt ist. Dieser Strom ist über eine engl. Meile breit und so reißend, daß er erst spät im Jahre zugefriert; auch dann bildet das Eis keine glatte Oberfläche, sondern einen Haufen Kristalltrümmer, so daß die Ueberfahrt immer mit Gefahr verbunden ist. Nicht weit von der Talofska, ergießt sich ein anderer Fluß, der Pengin, in die See, von welchem der Golf seinen Namen hat. Die Quelle desselben ist in den Anadirskoybergen, so wie die der Talofska in dem Apochatschuiskoygebirge. Nachdem wir ein Paar Schlitten zerbrochen hatten, wobei einige unsere Hunde verwundet wurden, indem wir über die wild untereinander geworfene Eisdecke des Flusses hinfuhren, erreichten wir endlich am Nachmittage das Ziel unserer beschwerlichen Reise — Kammina.

C o r s i c a.

6. Reise von Ajaccio nach Corte.

(Schluß.)

Als wir am folgenden Morgen uns zur Abreise rüsteten, trat ein Corse zu uns heran, der mich in gebrochenem Französisch anredete: „Mein Herr, ich höre, daß Ihr Besuch in Corsica sich auf den letzten Willen des verstorbenen Generals Paoli bezieht. Ich bin der Bruder von einem der Männer, welchem der General ein Legat aussetzte, das aber, so viel ich weiß, nie bezahlt worden ist. Wenn die Sache sich so verhält, so hoffe ich, daß Sie meine Ansprüche darauf nicht vergessen werden." Er fügte darauf hinzu: „Die Straße nach Corte ist gefährlich; aber ich will, mit Ihrer Erlaubniß, Sie begleiten, und dann haben Sie Nichts zu fürchten." Unser neuer Begleiter galt für einen der verrufensten Banditen in der ganzen Umgegend, und er war daher hier ein eben so schätzbarer Bundesgenosse als furchtbarer Feind. Nachdem wir sein freundliches Anerbieten angenommen hatten, rannte er nur schnell zu seiner Hütte, füllte seine Taschen mit Kastanien, ergriff seine Flinte und seine Jagdtasche, kam und schloß sich unserer Cavalcade an.

Mitten unter wild zerrissenen Schlünden wanden wir uns zwischen den Gipfeln des Tavela und des Monte d'Oro zu einer kleinen feuchten Fläche empor, die stellenweise mit Schnee bedeckt und sichtbar der höchste Punkt unserer ganzen Reise war. Die Abgründe, an denen unser Weg hinführte, waren furchtbar; ein Nebelvorhang war über das Gebirge gebreitet, aber jenseits der Brücke von Ellerelli hatten wir eine weite Aussicht über das Thal gegen Ajaccio hin. Auf der Höhe, die wir jetzt erreicht hatten, liegt das Fort Vizzavona, am Eingang in den berühmten Wald, welcher die trefflichsten Masten für die französische Marine liefert. Der ganze Forst besteht aus Lerchenbäumen (Pinus Lariccio), die 100 bis 120 Fuß hoch werden; hie und da bezeichnen hölzerne Kreuze die Stellen, wo vor Kurzem ein Mord verübt worden ist; und das Gemurmel der wilden Berggewässer erweckt in dieser düstern Einsamkeit alle die schauerlichen Erinnerungen, welche sich an den Namen des Waldes von Vizzavona knüpfen. Von dem Monte d'Oro, den wir zu unserer Linken behielten, stürzte ein Wasserfall herab, welcher vielleicht nur von dem theilweisen Schmelzen des Schnees herrührte, indessen ganz einer Quelle glich, die mitten aus dem Felsen hervorsprang. Wir stiegen durch den Wald hinab nach La Moriella, einem elenden Wirthshause, mit einem Bretterdach, das uns aber, ungeachtet dieses abschreckenden Aeußeren, ein treffliches Mittagsmahl darbot.

Von hieraus ging es wieder durch einen Kastanienwald, und als wir diesen hinter uns hatten, sahen wir auf die Meierhöfe von Vivario hinab, welche — wie beinahe alle corsischen Dörfer — auf einer Anhöhe zerstreut waren, die jetzt zu unsern Füßen lag. Der Pfarrer, welcher sich eben in seinem Weinberge beschäftigte, als wir vorüberritten, unterrichtete uns, daß der berühmte Banditenhäuptling Gallucchio in der Nähe sey; und in der That hörten wir, als wir unsere Reise weiter fortsetzten, die Hunde der Bande anschlagen, welche durch ihr Gebell

ihre Herren von der Annäherung von Fremden in Kenntniß setzen. Gallucchio ist kein gemeiner Räuber; unbewaffnete Reisenden werden selten von ihm belästigt, und meist beschränkt er sich darauf, die Gendarmerie und die Freunde der französischen Polizei zu betriegen. Vor Kurzem wagte es ein Hirt, der seinen Namen annahm, einem Landmädchen Gewalt anzuthun. Gallucchio hörte Dieß kaum, als er den Bösewicht aufsuchte, und ohne Rücksicht auf die Urtheile, die über seinem Haupte schwebten, vor den Maire von Bagniola führte. Hier wurde der Hirt gezwungen, das arme Kind zu heirathen, und nachdem die Ceremonie vollzogen war, sagte der Räuber zu ihm: „Laß es Dir ja nicht beikommen, ein schlechter Ehemann zu werden. Ich will ein wachsames Auge über Dich haben, und wenn ich höre, daß Dein Weib je die geringste Mißhandlung von Dir zu erfahren hat, so sollst Du und Deine Familie es mit dem Leben bezahlen.“ Der Mann achtete nicht auf Gallucchio's Warnung; aber der Räuber hatte sein Wort nicht vergessen, und der Hirt, nebst seinem Vater und mehreren andern Gliedern der Fmilie, wurde das Opfer seiner Rache.

Ein kurze Strecke hinter Vivario sahen wir uns genöthigt, von den Pferden zu steigen und zu Fuß zu gehen; denn die Militärstraße, auf welcher wir uns befanden, war beinahe völlig unwegsam geworden. Hier, in der Nähe des Ponte Vecchio, einer hölzernen Brücke über einen Gießbach, der von dem Monte d'Oro herabkommt, war es, wo Paoli seinen Freunden Lebewohl sagte, als die Franzosen im Jahre 1769 die Insel eroberten. Als wir uns der Gemeinde Vennaco näherten, dunkelte es allmählig, und wir mußten, da wir nicht zwei Schritte vor uns sahen, uns, den Felsenweg in das Thal von Corte hinab, ganz dem Instinkt unserer Pferde überlassen. Eine Steinbrücke von zwei Bögen führte uns über die Restonica in die Stadt; um 8 Uhr Abends stiegen wir vor dem Hotel Pechon ab. Der Corse von Bocognano, der uns begleitete, hatte unter Weges Viel zu unserer Unterhaltung beigetragen, nie werde ich den wilden Ausdruck seiner Züge vergessen. Sein Benehmen war ungemein frei und offen. Gleich allen seinen stolzen Landsleuten, sagte er nie, wenn er von dem Präfekten sprach, Mr. le Préfet, oder Mr. le Vicomte de Suleau, sondern immer nur kurz weg Suleau. Seine Bemerkungen über den moralischen Zustand der Insel waren so unbefangen, als wenn er das schuldloseste Wesen von der Welt gewesen wäre; charakteristisch blieb indessen seine Lokalkenntniß. „Hier“, sagte er, „war ein heftiges Feuer, und dort,“ indem er auf einen anderen Punkt deutete, „hielt sich eine starke Bande verborgen.“ Alle diese genauen Beschreibungen überzeugten mich, daß er bei den meisten Begebenheiten, deren er erwähnte, kein müßiger Zuschauer gewesen. Im Anfang unserer Reise sah ich auf einem Baum an der Straße einen Häher sitzen; „da giebt es einen guten Schuß für Euch,“ sagte ich zu ihm; — „wohl wahr“, erwiederte er, „aber meine Büchse ist mit Kugeln geladen, und es wäre unvorsichtig von mir, mich ohne ihren Schutz auszuwagen.“

Bei unserer Ankunft zu Corte wurden wir durch die Güte des Barons Mariani eingeladen, unsere Wohnung in der Behausung seines Verwandten Arrighi, des Herzogs von Padua, zu nehmen, der sich eben in Paris aufhielt. Wir konnten kaum unseren Augen trauen, als wir einen prächtigen Salon und eine Reihe von Gemächern fanden, die nach dem feinsten pariser Geschmack ausgestattet waren. Auf dem Kamin brannte ein behagliches Feuer, das uns, die wir in zwei kurzen Tagereisen die Temperatur des Sommers mit der des Winters vertauscht hatten, sehr wohl that.

Corte, die dritte Stadt in Corsica, liegt auf einer Höhe von grünem Kieselschiefer, welche sich mitten in einem von Urgebirg umgebenen Thale erhebt, und von dem Tavignano und Restonico bespült wird, die sich eine kurze Strecke unter der Stadt vereinigen. Auf dem Gipfel des Berges, an dessen Abhang die engen Straßen hinaufgebaut sind, befindet sich die Citadelle. Paoli behandelte Corte immer als die Hauptstadt der Insel; hier hielt die repräsentative Versammlung ihre Sitzungen; auch von den Engländern wurde dieß Vorrecht anerkannt, bis Sir Gilbert Elliot zur großen Unzufriedenheit der Corsen den Sitz der Regierung nach Bastia verlegte.

Es giebt nur wenige gute Häuser in der Stadt. Das beste ist ohne Zweifel das des Herzogs von Padua. Nach diesem kommt das des Barons Mariani und jenes der Gaffori, auf der Piazza in der Nähe der Mairie. Das letztere, welches durch eine Menge von Schußlöchern bezeichnet ist, hat eine nicht geringe Wichtigkeit in der corsischen Geschichte. Hier wurde die Gemahlin des Patriotengenerals Gaffori von den Genuesen mehrere Tage lang belagert. Obgleich spärlich mit Lebensmitteln versehen und nur durch wenige Freunde unterstützt, schlug sie doch tapfer alle Angriffe des Feindes zurück, bis Gaffori erschien und sein heldenmüthiges Weib befreite.

Der Schattenfang.

Das Obia, d.h. eine vorgebliche Zauberei, ehmals unter den Negern auf den westindischen Inseln sehr im Gebrauch, ist neuerdings ziemlich selten geworden, und bald wird gar nicht mehr die Rede davon seyn. Es wurde zuerst durch geborne Afrikaner eingeführt. Die Leute, welche sich auf diesen Zauber legten, deren keine geringe Anzahl war, hießen Obia-Männer. Sie behaupteten, den Tod jeder ihnen mißfälligen Person dadurch verursachen zu können, daß sie deren Schatten fingen. Der Glaube an die Wirksamkeit dieses Schattenfangens oder Bannens wurde dann von ihnen benutzt, ihre Opfer auf irgend einem Weg heimlich zu ermorden, so daß die Gesetzgebung sich genöthigt sah, die Sache in ernstlichen Betracht zu ziehen. Hr. Barclay, welcher der Vornahme eines berüchtigten Obia-Mannes auf einer Pflanzung in Jamaika anwohnte, erzählt, einer der Zeugen, ein Neger von derselben Plantage, habe auf die Frage, ob er den Gefangenen als einen Obia-Mann kenne? geantwortet: „Ja, Massa, wahrhaftig ein Schattenfänger!“ „Was verstehst Du unter einem Schattenfänger?“ „Er hat einen Sarg“ (ein kleiner Sarg, der wirklich vorgewiesen wurde), „den stellt er aus, um die Schatten darin aufzufangen.“ „Welche Schatten?“ „Wenn er den Sarg vor Jemand hinstellt, so fängt er damit dessen Schatten auf, und der Mensch muß dann sterben.“ Wirklich waren Alle, deren Schatten gefangen zu haben der Obia-Mann vorgab, auf irgend eine Art aus der Welt geschafft worden. Die Behörden sämmtlicher Inseln setzten, nachdem sie zuvor auf jede mögliche Art eingeschritten, endlich allgemein die Todesstrafe auf das Obia. Dieß Gesetz verminderte die Zahl jener angeblichen Zauberer sehr; wozu noch kommt, daß mit jedem Jahr immer weniger geborne Afrikaner in den Kolonien angetroffen werden. (Four years in the West-Indies, by Bayley, 1830.)

Nungydeo in Meisur.

Schon als militärischer Punkt ist Nungydeo wegen seiner beinahe vollkommenen Unangreifbarkeit sehr merkwürdig — sagt Obrist Welsh in seinen Erinnerungen aus Ostindien — allein Alles, was wir anfänglich mit Verwunderung wahrgenommen, verschwand gegen unser Erstaunen, als wir, nach Ersteigung mehrerer wohlgefügter Treppen, plötzlich auf einen breiten steinernen Raum kamen. Hier nämlich sahen wir ein schönes, massiv in Stein ausgehauenes, gegen siebzig Fuß hohes Bild eines jungen Mannes, mit Lorbeerkränzen von den Fußknöcheln bis zur Schulter, von welchen jedes Blatt bis zur höchsten Aehnlichkeit mit der Natur ausgearbeitet war. Wir hatten Gelegenheit, die Höhe des Riesenbildes mit Menschen, Affen und Geiern zu vergleichen, indem zwei von letztern eben auf dessen Kopf saßen, und gerade da, wo der Oberleib der Statue beginnt, ein Mann von mittlerer Größe stand, welcher noch siebenmal um seine eigene Höhe von dem Bild überragt ward. Daß es hier aus dem Felsen selbst ausgehauen worden, konnte kein Zweifel seyn; denn keine Gewalt auf Erden hätte vermocht, einen solchen Koloß einen Berg hinauf zu bringen, von dessen Steilheit man sich einen Begriff machen kann, wenn man bedenkt, daß wir das Bild, trotz seiner Höhe, nicht sehen konnten, bis wir dicht davor standen. Die Beine sind im Verhältniß der übrigen Gestalt ausgehauen, hängen aber noch mit dem Felsen hinter ihnen zusammen, welcher die Rückseite des ganzen Platzes bildet. Ich habe in meinem Leben nichts Merkwürdigeres gesehen; jeder Zug ist mit bewundernswürdiger Feinheit ausgeführt. Von der Adlersnase und der vorstehenden Unterlippe an zeigt sich das ganze Profil zu seinem größten Vortheil und vom Scheitel bis zur Zehe ist Alles höchst zart und glatt. Niemand in der Umgegend schien zu wissen oder sich darum zu kümmern, wann oder wie, oder von Wem das Bild gemacht worden. Die Braminen nennen es Gometranz oder Gomethez.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 241. 29 August 1830.

Ludwig Philipp I, erwählter König der Franzosen.

Felicior sit Augusto, melior Trajano.

Nur einen flüchtigen Lebensabriß des bedeutungsvollen Mannes, der wie durch schnellen Zauberschlag in die Reihe der ersten Häupter unseres Welttheils getreten ist, geben wir hier: seine Geschichte beginnt erst jetzt, und wir zweifeln nicht, daß diese vor Europa's auflauschenden Nationen alle Hoffnungen erfüllen werde, zu welchen der Name eines „Bürgerkönigs" berechtigt. — Ludwig Philipp, Herzog von Chartres, erstes Kind aus der Ehe des Herzogs Ludwig Philipp von Orleans mit Luise Marie Adelaide von Bourbon Penthievre, geboren am 6 Oktober 1773 zu Paris, wurde mit seinen beiden Brüdern, dem Herzog Montpensier und dem Grafen Beaujolais, von der bekannten Gräfin Genlis nach Rousseau's Grundsätzen erzogen. Neben einer sorgfältigen geistigen Pflege betrieb er gymnastische Uebungen, lernte schwimmen, und seinen Körper in jeder Weise abhärten. Im Jahr 1791 trat er, erst 19 Jahre alt, gemäß den von seinem Haus damals ergriffenen populären Maßregeln, als Obristlieutenant bei dem 14 Dragoner-Regiment in Dienste und entzog als solcher am 27 Juni j. J. in Vendôme, wo er in Besatzung lag, mehrere eidscheue Priester dem Tod. Bald darauf rettete er einen Menschen, der am Ertrinken war, durch Schwimmen, und erhielt dafür von der Stadt Vendôme eine Bürgerkrone. Im Jahr 1792 focht er unter den Generalen Kellermann und Dumouriez bei Valmy, Neerwinden und Jemappes gegen die Feinde seines Vaterlandes. In Folge von Dumouriez's Abfall ward er mit den übrigen Gliedern seiner Familie von den Häuptern der damaligen französischen Regierung denuncirt. Sein Vater und seine beiden Brüder wurden in Nizza verhaftet und nach Marseille ins Gefängniß gebracht. Des Vaters Schicksal ist bekannt; glücklicher war das Loos der beiden Söhne, und daß es also sich ergab, verdankten sie ihrem ältern Bruder. Diesem war es gelungen, sich nach Chur in Graubünden zu flüchten, wo er, unter dem Namen Corby, gegen ein Jahr lang Mathematik, Geschichte und Geographie in dem dortigen Kollegium lehrte. Endlich in Gefahr, seinen wahren Stand entdeckt zu sehen, begab er sich über Deutschland nach Kopenhagen, von wo er Schweden, Norwegen, Lapland und Finland, zum Theil zu Fuß, durchwanderte, und endlich nach Dänemark zurückkehrte. Jeder Antrag, gegen sein Vaterland zu dienen, war entschlossen von ihm zurückgewiesen worden. Schon hatten seine Brüder vier Jahre in der Gefangenschaft zugebracht, als er, damals eben im Herzogthum Holstein in der Verborgenheit lebend, einen Brief von seiner Mutter erhielt, worin sie die Hoffnung ausdrückte, „daß die Aussicht, den Leiden seiner bekümmerten Mutter und unglücklichen Familie ein Ziel zu setzen, sein edelmüthiges Herz gewiß bestimmen werde, einen Schritt zum Frieden und zur Sicherheit seines Vaterlandes zu thun." Dieser Schritt bestand darin, daß er die Versicherung geben sollte, Europa mit Amerika zu vertauschen, was von der damaligen französischen Regierung als Preis der Befreiung der beiden eingekerkerten Prinzen gefordert ward. Der Herzog von Orleans, wie er seit seines Vaters Tod dem Familiengebrauch gemäß hieß, antwortete: „Wenn meine theuerste Mutter diesen Brief empfängt, hab' ich ihren Befehl bereits vollzogen, und mich nach Amerika eingeschifft. Ich glaube zu träumen, wenn ich daran denke, daß ich meine Brüder so bald wieder umarmen, so bald wieder mit denselben vereinigt leben soll, obwohl ich schon früher überzeugt war, daß unsre Trennung unmöglich ewig dauern könne. Glauben Sie übrigens nicht, daß ich mein neues Loos im Geringsten beklage. O nein! ich fühle zu sehr, wie es noch weit schrecklicher seyn könnte; ich werde dasselbe nicht einmal für unglücklich erachten, wenn ich nach der Wiedervereinigung mit meinen Brüdern nur höre, daß meine theure Mutter sich ebenfalls wohl befindet, und besonders, wenn ich mich dem Gedanken hingeben darf, in irgend einer Weise zur Ruhe und zum Glück Frankreichs beigetragen zu haben. Für mein Vaterland wird mir kein persönliches Opfer zu theuer, und so lang ich lebe, bin ich bereit, jedes, das es von mir fordert, für dasselbe zu bringen." Wirklich schiffte er sich sogleich in Hamburg ein, und langte im Oktober 1796 in Philadelphia an, wo nach wenigen Monaten seine Brüder zu ihm stießen. Alle drei gelobten, sich fortan nie von einander zu trennen, und traten, nur von Einem Diener begleitet, eine Reise nach den merkwürdigsten Orten der neuen Welt an. In Mount Vernon wurden sie bei dem Präsidenten Washington eingeführt. Nachdem sie einige Zeit unter den Indianern zugebracht, durch Wälder und Savannen gezogen waren, kehrten sie nach Philadelphia zurück, bereisten von da New-York, Massachusets und andere Staaten, verfügten sich über New-Orleans nach den westindischen Inseln, besuchten den Herzog von Kent in Halifax und segelten endlich von New-York nach England ab. Im Februar 1800 kamen sie in London an.

Ludwig XVIII befand sich damals in Mietau; mit Monsieur (Karl X) hatten sie eine Zusammenkunft, wiesen aber jeden Vorschlag, sich zur Armee der Emigranten zu begeben, zurück. Sie verlebten sofort mehrere Jahre in Twickenham, in welcher Zeit der Herzog von Orleans unter Anderem eine Reise durch ganz England und Schottland machte. Im Mai 1807 starb der Herzog von Montpensier in der Blüthe seiner Jahre an der Schwindsucht, und wurde in der Westminster-Abtei begraben, wo ein Monument mit einer klassischen und eleganten Inschrift an ihn erinnert. Dem Grafen Beaujolais, in welchem sich dieselbe Krankheit auszusprechen anfing, riethen die Aerzte ein milderes Klima an, worein er jedoch bloß unter der Bedingung willigte, daß sein Bruder Orleans ihn nie verlasse. Beide Brüder reisten nach Malta; allein schon im Jahr 1808 starb der Graf ebenfalls. Der Herzog begab sich nach Sicilien und kam mit Ferdinand überein, den Prinzen Leopold, den zweiten Sohn des Königs, welcher in Spanien gegen Napoleon dienen wollte, zu begleiten und mit seinem Rathe zu unterstützen. Der Gouverneur von Gibraltar gestattete jedoch, aus unbekannten Gründen, den beiden Prinzen nicht, das spanische Gebiet zu betreten, weßhalb der Herzog nach England zurück reis'te, wo er mit seiner Schwester, die ihn vergeblich in Malta und Gibraltar gesucht, zusammentraf, und sich sofort abermals nach Sicilien verfügte. Nachdem er auch seine Mutter aus Port Mahon dahin abgeholt hatte, feierte er, in Gegenwart aller noch lebenden Glieder des Hauses Orleans, seine Vermählung mit der Prinzessin Amalia, der Tochter des Königs Ferdinand von Sicilien. Ein halbes Jahr nachher lud ihn die Regentschaft in Cadix ein, an dem Widerstand gegen Napoleon Theil zu nehmen, worauf er unverzüglich nach Spanien eilte; seine Mitwirkung wurde jedoch, wie es heißt, abermals durch englischen Einfluß gehindert, und nach drei Monaten vergeblicher Versuche, Etwas zu thun zu bekommen, ging er nach Sicilien zurück, wo er bis zum Sturze Napoleons blieb. Bei der Rückkehr des Kaisers von Elba, legte er das ihm übertragene Kommando über Lille nieder, und schrieb bei dieser Gelegenheit an Marschall Mortier (Herzog von Treviso), folgenden Brief: „Mein lieber Marschall! ich trete das Kommando über das Norddepartement, welches ich so glücklich war gemeinschaftlich mit Ihnen zu führen, ganz an Sie ab. Ich bin ein zu guter Franzose, um das Wohl von Frankreich auf's Spiel zu setzen, wenn neues Unglück mich nöthigt, dieses Land zu verlassen. Ich gehe, mich in der Zurückgezogenheit und Vergessenheit zu verbergen. Mir bleibt nur, Sie aller Befehle, die ich Ihnen gegeben, zu entbinden, und Ihnen zu empfehlen, Das zu thun, Was Ihr hoher Verstand und Ihre Vaterlandsliebe Ihnen als am Förderlichsten für das Glück Frankreichs eingeben werden." Napoleon, dem dieses Schreiben gezeigt wurde, wandte sich zum Herzog von Bassano mit den Worten: „Da sehen Sie, was der Herzog von Orleans an Mortier geschrieben hat. Dieser Brief macht ihm Ehre; er hatte jederzeit ein französisches Herz." — Der Herzog begab sich nach England, von wo aus er sich für das Schicksal des Marschalls Ney, das er im höchsten Grad beklagte, vergebens verwandt haben soll. Erst im Jahre 1817 kehrte er, einige kürzere Besuche abgerechnet, förmlich nach Frankreich zurück, indem eine zu offene Sprache in der Pairskammer ihm das Mißfallen der königlichen Familie zugezogen haben soll. Er lebte von jetzt an größtentheils im Schoß seiner Familie, ein Pfleger der Wissenschaft und Kunst, da er, dem neuen Gesetz nach nicht mehr unmittelbar zum Sitz in der Pairskammer berechtigt, sich von politischer Wirksamkeit ausgeschlossen sah. — Der verstorbene Herzog von Kent fällte im Jahr 1811, in einem Brief an einen Freund, folgendes Urtheil über die Prinzen des Hauses Bourbon: „Um mit Ludwig XVIII zu beginnen, so ist mir nie ein Mann vorgekommen, der eine angenehmere Unterhaltung zu führen wüßte, der mehr klassische und historische Bildung besäße, als Se. Majestät. Sein Bruder, Graf Artois, hat ganz das elegante Benehmen eines Hofmannes und gefällt in großer Gesellschaft; aber ich glaube, er gilt nicht dafür, diejenigen Eigenschaften und Vorzüge des Geistes zu besitzen, durch welche sich der König in so hohem Grade auszeichnet. Der Herzog von Orleans ist mein besonderer Freund, den ich ohne irgend eine Ausnahme für einen der helldenkendsten und verständigsten Menschen halte, die ich je gekannt habe, oder je kennen zu lernen hoffen kann. Er ist von der besten Gemüthsart, hat aber viele illiberale Feinde unter Denjenigen, welche mit wahrhaft grausamer Unbilligkeit ihren gerechten Haß gegen den Vater auf ihn fortpflanzen." *)

Die Beduinen.

5. Wohlstand, Wissen und Bildung des Aenesen.

(Schluß.)

Bei Festen und Belustigungen ziehen sich die Frauenzimmer des Abends auf einen Platz hinter den Zelten zurück, wo sie sich in in Chöre von sechs, acht bis zehn theilen; der eine dieser Chöre fängt darauf ein Lied immer zum Ruhme eines tapfern Häuptlings oder Helden an, von dem der erste und zweite Vers fünf bis sechsmal, der dritte aber, in welchem der Name des Gefeierten seyn muß, wohl fünfzig Mal von den übrigen Chören wiederholt wird **).

Die Damen sprechen indessen diesen Namen auf eine Weise aus, welche es den lauschenden Männern unmöglich macht, heraus zu bekommen, wer der Glückliche ist.

Die Lieder der Männer sind verschiedener Art; die Liebeslieder heißen Hodscheiny. Die Liebe des Arabers ist nicht so geheimnißvoll, als die des Europäers; der Gegenstand seiner Neigung ist dem ganzen Stamm bekannt, und nur die Zusammenkünfte mit der Geliebten in einem der Thäler, von welchen die Wüste in jeder Richtung durchschnitten wird, werden geheim gehalten. Die Brunnen, wo die Weiber Wasser holen, sind noch immer die Lieblingsplätze für solche Zusammenkünfte. Wenn der Liebhaber des Nachts nicht schlafen kann, geht er in das Männergemach des Zeltes seiner Geliebten oder eines Freundes in der Nähe und singt die ganze Nacht hindurch bis zu Tagesanbruch mit seinen Freunden,

*) In Bezug auf die politische Stellung des Herzogs von Orleans gegenüber den Bourbonen verweisen wir auf einen Artikel im Jahrg. 1828 des Ausl. Num. 49 — 51.

**) El kheil djeitna ya deiba,
El kheil djeitna kheteiba,
El kheil Dhouhy, ya deiba.
Der Krieger, o Deiba, schreitet vor, (sechsmal)
Der unerschrockene Krieger schreitet vor, (sechsmal)
Der Krieger Dhouhy, o Deiba! (in infinitum)

welche einstimmen, sein Hodeinv. Die Mädchen thun ihrerseits häufig Dasselbe, und ihr Lied wird gleichfalls ein Hodscheinv genannt. Die Melodie ist immer dieselbe, aber die Modulation weicht von Allem, was ein Europäer selbst in den Städten der Türkei zu hören gewohnt ist, so sehr ab, daß es mir unmöglich war sie aufzuzeichnen. Hier eine Probe:

O Wolf, der du größer bist, als der Karaberg!
Ich habe meine Liebe gesehen und die Zelte ihrer Freunde;

Eine Andere:

O Geselle stehe auf und bring' mir das Kamel!
Das schwarze Kamel, welches das einsame Mädchen liebt.
Bedecke es mit seinem prächtigen Sattel und den Wasserschläuchen von Medschid-leder,
Laß uns eilig zu den Bäumen fliehn!

Die Männer haben auch einen Gesang, der Szahdsche heißt und zu Ehren irgend eines berühmten Häuptlings gesungen wird. Ein halbes Dutzend Araber setzen sich in einen Kreis und fangen an mehrere Mal das Wort Hamoudé, Hamoudé (Ruhm) zu wiederholen; dann singt einer von ihnen fünf oder sechs Worte zum Preise des gefeierten Helden; und hierauf wird wieder Hamoudé, Hamoudé gerufen und dabei in die Hände geklatscht. Ein zweiter singt jetzt eine andere Strophe zum Ruhme desselben oder eines andern Häuptlings, wobei der einzige Zwang ist, daß die letzte Sylbe seines Verses sich mit der des vorhergehenden Sängers reimen muß. So wird das Szahdsche mehrere Stunden lang fortgesetzt.

Der Schlachtgesang der Araber heißt Hadou. Wenn ein Stamm gegen den Feind auszieht so bilden die Reiter zu Pferde die erste Reihe, diesen folgen die Kamelreiter und in der Nachhut sind die Bedus mit Stöcken, Lanzen und Säbeln bewaffnet. So wie man sich dem Feinde nähert, beschleunigt dieses Fußvolk seinen Schritt und rennt oft in vollem Laufe, um den Reitern gleich zu kommen; dabei singen sie das berühmte Hadou:

O Tod, stelle ein deine Wuth, o Tod,
Bis wir unsere Blutrache genommen haben.

Die Beni Atye, ein beträchtlicher Beduinenstamm zwischen Syrien und dem rothen Meere, rufen während des Schlachtgewühles häufig:

Ihr Vögel mit den kahlen Köpfen, ihr Rakam und Habazy.
Wenn ihr Menschenfleisch verlangt, so fehlt nicht an dem Tage der Schlacht.

Dieses Kriegslied nennen die Araber Bouschan.

Hadou nennen die Kameiführer auch das Lied, welches sie zur Ermunterung ihrer Kamele singen; und es ist wohl bekannt, daß das Kamel sich nie so gemächlich bewegt, als wenn es seinen Herrn singen hört:

O Herr, behüte sie vor allen drohenden Gefahren,
Laß ihre Beine seyn gleich Pfeilern von Eichen!

Die Feste, welche die Araber feyern, haben, außer den Gastmahlen bei der Ankunft eines Fremden, sämmtlich religiöse Veranlassungen. Das wichtigste derselben ist das bei der Beschneidung. An dem zu dieser Operation bestimmten Morgen schlachtet der Vater des Knaben ein Schaf; sein Oheim so wie andere nahe Verwandten, bringen gleichfalls jeder ein Schaf zum Schlachten, oder, wenn sie arm sind, wenigstens eine Schüssel mit Gemüsen. Der Maksar, oder Kamelsattel, wird dann vor das Zelt gestellt, ein rothes Tuch darübergebreitet und Straußfedern auf die Spitze gesteckt. Um diese Ausstellung, welche Moszana heißt, versammeln sich die Weiber und singen, während die Männer im Zelte beim Mahle sind. Sobald das Mahl vorüber, wird der Knabe beschnitten, und die Frauenzimmer begleiten diese Ceremonie mit lautem Geschrei. Die Männer verlassen hierauf das Zelt, nehmen ihre Lanzen und besteigen ihre Stuten, indem jeder von ihnen dreimal um die Moszana reitet. Sie stellen sich dann zu beiden Seiten des Zeltes in einer Entfernung von zwei bis dreihundert Schritten in zwei Reihen und beginnen ihre kriegerischen Bewegungen. Ein Reiter sprengt zu den Gegnern hinan und fordert einen derselben heraus; der letztere verläßt sogleich seine Linie und versucht bei ihm vorüber zu kommen; wenn es ihm gelingt, sich der Linie des Gegenparts zu nähern, so fordert er seinerseits heraus und so dauert dieß Scherzspiel hin und wieder über eine Stunde. Diese ganze Zeit über singen die Weiber ein Loblied auf den besten Reiter oder Besitzer der schnellsten Stute im Stamm.

Während des Ramasan schließen die Araber einen geräumigen viereckigten Platz mit Mauern von losen Steinen ein, und verrichten hier ihre Andachtsübungen, indem sie das eingeschlossene Feld als eine Mesdschid (Moschee) betrachten. Nach dem Morgen und Abendgebete üben sie oft ihre Pferde auf die Art, welche wir bei Gelegenheit der Beschneidung beschrieben haben.

Während des Festes auf dem Berge Arafat wird eine Mesdschid derselben Art errichtet, und die Pferde werden regelmäßig nach dem Gebet eine Stunde lang im Wettlauf geübt. Die besten Gerichte werden aufgetragen; und besonders schlachten die Familien, welche im Lauf des v. Jahres Verwandte verloren haben, zu ihrem Andenken Opferthiere, die von den Ueberlebenden gemeinschaftlich verzehrt werden.

Expedition in's Innere von Algier.

General Bourmont hatte einen Aga für Belida ernannt; diesen gebührend in seine Stelle einzusetzen, brach er am 23 vorigen Monats, begleitet von den Generalen Desprez und Labitte, von der Casaba auf. Die Generale d'Escars und Hurel und der Obrist Dupan, nebst ihrem Generalstab, erwarteten ihn am Eingang in die Ebene von Metidscha, wo sie mit ihren Truppen bivouakirt hatten. Man setzte sich in Marsch; voran der neue Aga und sein kostbar gekleidetes Gefolge von etlichen und zwanzig Mauren in ihren weißen Mänteln und mit ihren von Korallen, Gold und Silber glänzenden Waffen; 80 Jäger zu Pferd dienten zur Bedeckung des Zuges. Die Infanterie, welche aus etwa 1000 Mann bestand, war am Morgen aus ihrem Bivouak einige Stunden früher abmarschirt. Der Weg von Algier nach Belida führt am Fort Babarun vorbei. Hierauf geht es die Hügel hinan, welche sich zwischen dem Meer und der Ebene von Metidscha erheben; die Straße ist beinahe überall ausgehöhlt; manchmal stößt man auf gepflasterte Stellen, die noch aus der Zeit der Römer herrühren. Eine prächtige Vegetation zu beiden Seiten breitet über dem Wanderer ihr dichtes Schattengewölbe aus, und zwei Quellen bilden einladende Ruhepunkte, welche die Mauren und Beduinen nie versäumen. Nach zwei Stunden erreichte man Metidscha. Hier passirte man einen der Zuflüsse des Harasch, überstieg noch eine letzte Anhöhe, und nun befand man sich in jener unermeßlichen Ebene, die, in der Richtung von O nach W, wie ein gränzenloses Meer sich ausbreitete, während sie im S von dem kleinen Atlas und im N von der Hügelkette umschlossen wird, über die man so eben gekommen. Diese Ebene ist nicht bebaut und ihrem größten Theil nach mit natürlichen Waiden bedeckt; das Erdreich ist aber so, daß es der trefflichsten Kultur fähig wäre und unter geschickten Händen die reichsten Ernten geben müßte. Hin und wieder unterbrechen schöne

Baumgruppen die Einförmigkeit, und bilden Oasen, wo man einige zerstreute Wohnungen bemerkt. Näher gegen Belida hin fanden die Franzosen zwei bis drei Brunnen und einige Bäche, an denen sie sich labten und ausruhten. Auf dem halben Weg geschah es, daß man einen Soldaten von der Infanterieescorte, welcher hinter seinen Kameraden zurückgeblieben war, mit Blut bedeckt daher brachte. Beduinen hatten ihn mit sich fortgeschleppt, als einige Offiziere des Obergenerals, die voranritten, ihm noch zeitig genug zu Hülfe eilten und ihn befreiten. Zwei Beduinen wurden von diesen Herren gefangen genommen, und als der junge Soldat Einen derselben für seinen Angreifer erkannte, so ließ ihn Einer aus dem Gefolge des Aga sogleich auf den Bauch niederlegen und bearbeitete ihm aus allen Kräften den Rücken, würde ihm auch ohne Weiters mit seinem Yatagan den Kopf abgeschnitten haben, wenn es Graf Bourmont nicht verhindert und befohlen hätte, man solle den Burschen laufen lassen. Nicht weit davon stellten sich drei Gesellschaften Araber ein, welche die Vorbeireise des Obergenerals benützten, ihm ihre Unterwerfung zu erklären, und zwei Stunden von Belida erschienen die vornehmsten Einwohner als Abgeordnete und leisteten den Eid der Treue und des Gehorsams, was sie mit freier und offener Miene, wie es schien mit Vergnügen und ohne Rückhalt, thaten. Die Rede des Generals, welche ihnen der Dolmetscher übersetzte, hörten sie mit der größten Aufmerksamkeit an. Sie bestiegen ihre Pferde wieder, und bald verschwanden ihre weißen Tuniken hinter den zahlreichen Hecken, von welchen das Land bedeckt ist.

Man näherte sich dem Fuß des Atlas. Ausgedehnte Strecken mit Lorbeerrosen, buschigen Hecken von Mastix- und Oelbäumen, aus welchen die breiten Blätter der Aloe und die ungeheuren Feigen der Berberei heraussahen, verliehen der Landschaft eine ganz neue Ansicht; man gewahrte am Abhang des Atlas hinauf bis zu einer bedeutenden Höhe die angebauten Felder und dazwischen eine — wiewohl nicht große — Anzahl von Häusern, man unterschied Aecker mit Tabak, mit Mais, geschnittenes Korn, Weingärten mit reichen Trauben. Die Römerstraße erdröhnte unter dem Hufschlag der Pferde, verlor sich aber wieder. Seit zwölf Stunden dauerte jetzt der Marsch, und man erlag fast vor Ermattung, da das leise Lüftchen, welches wehte, die glühende Hitze nur wenig milderte, als endlich gegen 6 Uhr Abends in Mitten der Orangen, Palmen und der üppigsten Pflanzenwelt die Minarets von Belida aufstiegen. Die Stadt lag ganz nahe, die ganze, männliche Bevölkerung stand an der Straße, die Ankömmlinge zu bewillkommnen, und in einem Augenblick befanden sich diese von Orangen-, Citronen-, Trauben- und Obsthändlern aller Art umringt. Große Schalen mit Limonade waren für den Obergeneral und die Officiere seines Gefolgs in Bereitschaft. Der Generalstab quartirte sich in einer mit einer niedern Mauer von Stampf-Erde umschlossenen Orangerie, gegenüber dem Stadtthor, ein; die Escorte lagerte in den umliegenden Gärten. Die Officiere besichtigten die Stadt. Die Gassen sind ziemlich gut angelegt, breiter, als manche von Algier. Die Häuser haben nur ein Stockwerk und sind sammt und sonders elende Buden, wo man Früchte, Tabak, Pfeifen, Spezereien und grobe Zeuche verkauft; die Kaffeebuden sahen noch am Besten aus. Juden giebt es wenig unter dieser Bevölkerung, die im Ganzen arm zu seyn scheint. Man drängte sich um die Franzosen, und ein gegenseitiges Wohlwollen beseelte den Verkehr. Eine Austheilung von Lebensmitteln ersetzte die erschöpften Kräfte der Soldaten, und eine ruhige Nacht folgte auf die Beschwerden des Tages.

Am Morgen des 24 um 5 Uhr beaugenscheinigte der General die herrlichen Quellen, welche dem Atlas entströmen, und wahrscheinlich die Lage der Stadt Belida bestimmt haben. Die Einwohner machten sich ein Vergnügen daraus, diese Quellen und einige Mühlwerke, die sie treiben, den Franzosen zu zeigen. Im J. 1825 ward ein großer Theil der Stadt durch Erdbeben zerstört, und noch jetzt sah man überall zerbrochene Wasserleitungen, mit deren Wiederherstellung man sich nicht sonderlich beeilt.

Alles war ruhig; nur die starken Haufen Kabailen, welche die Stadt und die Umgegend durchstreiften, scheinen selbst den Einwohnern einige Besorgnisse einzuflößen, als um eilf Uhr in der Nähe der Orangerie Flintenschüsse vernommen wurden. Graf Bourmont schickte seinen Adjutanten, Hrn. von Trélan, nachzusehen, was es gebe; ein Augenblick, und dieser Officier wird, von einer Kugel getroffen, zurückgebracht. Das Knallen der Schüsse nähert sich. Die Stunde der Rückkehr war auf drei Uhr angesagt; man wartet so lange nicht, sondern bricht auf, so wie man dem armen Verwundeten eine Tragbahre zurecht gemacht hat; man kommt an einigen hundert Einwohnern vorbei, die vor dem Thor stehen und die Abziehenden besorgt anblicken. Die Escorte hatte sich indeß mit Tirailleurs umgeben, um die eindringenden Kabailen abzuwehren. Hr. von Trélan stirbt; man legt ihn auf einen der Wägen und setzt sich in Marsch; eine Kompagnie Voltigeurs, die Tirailleurs voran, bilden die Vorhut; Infanterie und Kavallerie decken die Flanken, mehrere Kompagnien beschließen den Zug. In der Mitte befinden sich der Generalstab, die Wägen, die Maulthiere, zwei Achtpfünder, zwei mit Maulthieren bespannte Haubitzen und zwei kleine Berghaubitzen. So bewegte sich nun der Zug von Mittags bis Abends in vollkommener Ordnung vorwärts, obgleich rings die Kugeln sausten, und der Feind, der sich während des ganzen Feldzugs nie so verwegen gezeigt hatte, zumal auf Fronte, Flanken und Nachhut einstürmte. Die Chasseurs fielen dreimal aus, und eine gute Anzahl Araber fielen unter ihren Lanzen und Säbeln. Bei einem dieser Ausfälle wollten die Mauren vom Gefolg des Aga sich Bourmonts Officieren anschließen, um mit den Chasseurs einzuhauen; unglücklicher Weise konnten die Soldaten im Handgemeng Freunde und Feinde nicht mehr unterscheiden, und der Sekretär des Aga wurde getödtet. General Desprez wagte sich mit zwei Officieren bei der Verfolgung zweier Kabailen zu weit vor, und sah sich plötzlich von einem Dutzend Feinden umringt, die mit verhängtem Zügel auf ihn zusprengten; da stürzte sich der ganze Generalstab, dem Beispiel des Marschalls folgend, den Säbel in der Faust, auf den Feind, und der General wurde glücklich herausgehauen. Jeder Zaun, jeder Graben war mit Feinden besetzt, welche flohen, wenn man sie verfolgte, mit Einem Mal aber wieder da standen. Einer der Feldmörser that einige glückliche Schüsse auf die feindlichen Schwärme. Um sieben Uhr erreichte man die offene Ebene; die Sonne ging unter, und man verlängerte den Marsch ohne Füsillade noch bis Mitternacht, worauf man sich drei Stunden der Rast auf dem Sand gönnte und dann wieder aufbrach. Bourmont ließ die am Fuß der Hügelkette angekommenen Truppen stehen, und er selbst kehrte nach Algier zurück. Man befürchtete, Belida möchte von diesen treulosen Stämmen geplündert worden seyn; um so weniger aber dürften sie der gerechten Züchtigung entgehen. Man gedenkt ihre Scheichs zu versammeln, und jeden Stamm für Verbrechen, die von seinen Mitgliedern verübt werden, verantwortlich zu machen. So war es bekanntlich (Ausl. S. 491.) schon unter dem Dey.

Siegerehre.

Mehrere Blätter haben bereits erwähnt, daß bei Stürmung der Tuilerien der Leichnam eines gefallenen Zöglings der polytechnischen Schule auf den königlichen Thron gelegt worden sey. Ein englisches Blatt giebt hierüber folgende Korrespondenz eines Engländers aus Paris: „Beim Sturm auf die Tuilerien traf einen Zögling der polytechnischen Schule, der an der Spitze des Volks stand, eine Kugel in die Brust. Er fiel mit dem Ausruf: „Freiheit für immer!“ Zwei seiner Kameraden trugen ihn mitten durch das Gemetzel in das Thronzimmer, und setzten ihn auf den Thron, wo sie ihn mit ihren Armen in aufrechter Stellung hielten, so daß er den Triumph der Patrioten noch ein Paar Augenblicke mit ansehen konnte. Er starb lächelnd auf dem Sitz, den der unwürdige Karl so eben verlassen hatte. Eine Ehrenwache ward neben den Leichnam gestellt und derselbe mit einer dreifarbigen Fahne bedeckt; so blieb er auf dem Thron Frankreichs liegen, bis seine Angehörigen ihn abholten.

Französische Revolution.

Das neue Werk der Lady Morgan über Frankreich, welches seiner Herausgabe sehr nahe ist, wird, außer dem Tagebuch über ihren dortigen Aufenthalt, einen umständlichen Bericht über die Revolution von 1830 und über die Umstände, welche dieselbe herbeiführten, mitgetheilt von einer sehr hohen Person, dem Publikum darbieten.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 242. 30 August 1830.

Scenen aus den Bagno's. *)

1. Rochefort.

Der Kapuziner Theodor von Blois, der einzige Historiker, der bis auf den heutigen Tag über Rochefort geschrieben hat, spricht von dieser Stadt mit einer fast komischen Bewunderung. Er vergleicht sie mit Venedig. „Wie Venedig," sagt er, „einst Nichts war als ein Haufen kleiner aus dem Meerschlamm erwachsener Inseln, so war Rochefort eine Masse von Morästen, welche durch die Ueberschwemmungen der Charente gebildet wurden. Was hindert nun, aus diesem weiland ungesunden, unfruchtbaren und garstigen Ort eine der schönsten Städte Frankreichs zu machen?" **) Diesen Glanz, den ihm Pater Theodor zudachte, hat Rochefort keineswegs erreicht; die regelmäßige Bauart der Straßen giebt ihm ein langweiliges Aussehen, wozu die Abwesenheit der Mehrheit seiner wohlhabenden Bürger, die den Sommer in der reineren Luft von Soubise und Tonnay zuzubringen pflegen, Viel beiträgt. Einen traurigeren Aufenthalt als Rochefort, in den Monaten August und September, kann man sich kaum vorstellen. Wenn nicht die Thüren der Buden offen wären, würde man kaum glauben, daß man sich in einer bewohnten Stadt befinde: die Fensterläden sind verschlossen, die Häuser still, die Straßen einsam. Aller Verkehr des Handels oder des Umgangs ist unterbrochen: Jeder scheint zu fürchten, es möchte ihn, während er seinem Freund die Hand drückt, das Hundstagsfieber (canicule) überfallen. Kein Haus, wo nicht ein Kranker oder ein Rekonvalescent liegt. Begegnet man daher den wenigen bleichen Gestalten, die in den langen Alleen des öffentlichen Gartens umherirren, so glaubt man sich in den Garten eines Spitals versetzt. Ueberall hört man medicinischen Rath; man soll nicht vor Sonnenaufgang ausgehen, bei Nacht keinen Schritt vor das Haus thun, man soll sich vor dem Wassertrinken in Acht nehmen; man soll die strengste Diät beobachten. Die Offiziere bekommen eine Soldzulage, um sich Chinarinde anzuschaffen. Medicinisches Vorurtheil hat die Ungesundheit der Lage von Rochefort geleugnet; aber man darf nur die Menge von Apotheken sehen, welche diese Stadt zu einer Apothekerkolonie zu machen scheinen, um sich von diesem Irrthum zu überzeugen. Unter der arbeitenden Klasse richtet das Fieber seine meisten Verheerungen an; die Präservativmittel der Reichen — gewählte Kost, Vermeidung aller anstrengenden Arbeit — haben für den Armen keinen Sinn. Und vollends die Sträflinge? Zwanzig Jahre Zwangsarbeit unter dem Klima von Rochefort hält auch der stärkste Mann selten aus. Die Galeerenstrafe ist also hier bloß eine Hinrichtung mit verlängertem Todeskampf. Rochefort erinnert an jene furchtbare Stadt an den Grenzen Egyptens, wo der verschmachtende Verbannte den brennenden Durst zu löschen Nichts vorfand, als ein giftiges Brackwasser, das, statt ihn zu erquicken, seine Eingeweide zerriß. Nach Rochefort kommen beinahe alle Verbrecher aus den südlichen und westlichen Departemens; nach Toulon und Brest die aus den mittleren

---

*) Les Bagnes. Rochefort. Par Maurice Alhoy. Avec un dessin lithographié. Paris 1830. Der Verf. machte seinen Besuch in den Bagno's im J. 1827; kurz nach ihm bereiste Appert, Mitglied des Vereins für Verbesserung der Gefängnisse, diese Strafanstalten. Letzterer scheint es nicht für angemessen gehalten zu haben, seine Beobachtungen drucken zu lassen. Das alhoysche Werk, das sich in einem zweiten Band über Toulon verbreiten wird, kommt uns um so erwünschter, als bei der entschieden philanthropischen Richtung der französischen Kriminalisten das Gefängnißwesen wahrscheinlich bald auch Gegenstand öffentlicher Diskussionen werden wird. Handelt es sich in diesem Augenblick in der Deputirtenkammer zu Paris um Abschaffung der Todesstrafe, so verdient wohl auch die Frage in Betracht gezogen zu werden, ob die Galeerensklaverey mit ihren Brandmarkungen, Anschmidungen, Bastonnaden und Spezialgerichten (cours spéciales maritimes) sich aus dem Gesichtspunkt der Humanität rechtfertigen lasse; ob, wenn das Leben an dem Menschen überhaupt zu achten sey, nicht auch die Form des Lebens es seyn müsse.

**) Colbert wollte einen neuen Hafen anlegen und ließ deßwegen das Meer auf verschiedenen Punkten sondiren. Zuerst dachte er an Brouage; allein Intriken hinderten ihn diesen Ort zu wählen. Hierauf wollte er Soubise diese Bestimmung geben; dieser Ort gehörte der Familie Rohan, die ihn zu veräußern sich weigerte. Dasselbe that der Herzog von Mortemart bei Tonnay-Charente. Zwischen diesen beiden Besitzungen in der Mitte, umgeben von Fischerhütten, erhob sich auf einem Felsen ein befestigtes Herrenhaus, genannt Rochefort. Hieher wandte sich jetzt der Minister Ludwigs XIV mit seinem Hafenprojekt. Allein der Edelmann von La Rochelle, dem dieser Felsen gehörte, ahmte das Beispiel der Rohan's und Mortemarts nach. Da entdeckte man, daß dieses Besitzthum selbst von der Krone verkauft worden war, und der König befahl, keine weitern Umstände zu machen, sondern bloß den Kaufschilling zurück zu geben. Die Zurücknahme des Edikts von Nantes beseitigte dann auch die Reklamationen des kalvinistischen Edelmanns, der sich auf die Flucht begab. So entstand der Hafen von Rochefort.

und nördlichen. Dadurch entsteht eine neue Ungerechtigkeit — die Strafe nimmt ab oder zu nach der geographischen Breite. Der Galeerensklave von Rochefort seufzt nach der Kette, welche sein Kamerad in Brest schleppt; während ihn das langsame Fieber verzehrt, wirft er einen Blick des Neides und der Sehnsucht auf Toulon, so daß man auch von dem Bagno sagen kann:

Moriens dulces reminiscitur Argos.

Der schwedische Reichstag von 1828 bis 1830.

2. Eröffnung und Konstituirung des Reichstags.

Durch den Reichstagsbeschluß von 1823 war der 4 November als der Tag bestimmt, an dem der neue Reichstag zusammenberufen werden sollte. Der Wappenkönig von Schweden, begleitet von vier Wappenherolden und einer Abtheilung Reiterei ritt demnach durch die Straßen von Stockholm, und verkündete unter Trompetenschall auf jedem Kreuzweg, daß die vier Stände das Königreichs auf den 15 des Monats nach dem königlichen Schloß berufen seyen, um der königlichen Eröffnungsrede beizuwohnen.

An demselben Tage legte der König, kraft eines Rechtes, das ihm durch das Grundgesetz eingeräumt ist, in die Hände des Grafen von Geer den silbernen Stab des Reichstagsmarschalls oder des Sprechers der Adelskammer. Dieser Herr, der dieselben hohen Funktionen schon beim Reichstage von 1823 bekleidet hatte, verfügte sich sofort nach dem Palast der Adelskammer, wo er mit sechs seiner Kollegen zusammentrat, um mit ihnen ein Verzeichniß aller Adelsfamilien zu entwerfen und die Namen der Familienhäupter und Bevollmächtigten einzuregistriren, die sich zu Sitz und Stimme auf dem Reichtag melden würden. Die Verifikation der Vollmachten der drei übrigen Stände, die sechs Wochen vor dem für die Einberufung festgesetzten Tage gewählt worden waren, geschah zu gleicher Zeit durch den Justizminister, mit Zuziehung der stehenden Kommissäre jedes Standes bei der Bank und dem Bureau der öffentlichen Schuld. Man bemerkte, daß die Zahl der erwählten Deputirten weit unter der durch das Gesetz bestimmten Zahl blieb. Der geistliche Stand sandte statt 76 bloß 58 Mitglieder; der Bürgerstand statt 105 bloß 45, darunter 31 Bürgermeister und Stadträthe, welche der König auf den Vorschlag der Städte ernannte; der Bauernstand statt 236 bloß 119. Bei den beiden letzten Ständen kam die Differenz daher, daß viele Städte und Bezirke sich vereinigt hatten, um nur Einen Deputirten zu stellen. Der durch seine Beredsamkeit und seinen unabhängigen Charakter berühmte Bauer Anders Danielson war von 21 Kantonen zumal erwählt worden. Da diese verschiedenen Wahlversammlungen, wenn sie ihre Stimmen an Ein Individuum übertragen, der Bezahlung der Diäten, die sie ihm schuldig wären, wenn er sie allein verträte, nicht überhoben sind, so fielen die Beiträge dieser 21 Kantone mit Recht Danielson zu, der sich auf diese Weise, so lange der Reichstag währte, im Besitz eines in seinen und seiner Kollegen Augen wahrhaft kolossalen Vermögens sah. Was den Adel betrifft, so fanden sich 48 Grafen, 89 Barone und 351 simple Edelleute. Diese Zahl blieb den Reichstag über sich so ziemlich gleich. Denn diejenigen Mitglieder, welche, durch die lange Dauer der Sitzung ermüdet, nach ihren Ländereien zurückkehrten, wurden immer wieder von andern Adelichen ersetzt, die gerne einige Wochen in der Hauptstadt zubrachten, ihren Sitz in der Kammer einnahmen, aber bald wieder verschwanden und neuen Kollegen Platz machten. Die Angestellten der Regierung waren natürlich diejenigen, welche am Treusten auf ihrem Posten ausharrten, und unter den 481 Mitgliedern, aus denen der ganze Reichstag bestand, gab es nicht weniger als 182 entsetzbare Beamten, so wie unter den 300 übrigen vielleicht keine fünfzig, die nicht irgend eine bürgerliche oder militärische Funktion bekleideten. Zwar sind in Schweden alle Stellen unter dem Rang des Obrists oder Gouverneurs einer Provinz unentsetzbar; allein die Aussicht auf das Vorrücken und der Einfluß der entsetzbaren Obern wirkt auf Alle.

Am 15 November begaben sich der König und die vier Stände, nach Anhörung einer Predigt in der Kathedrale, in feierlicher Prozession nach dem Ständesaal im Schloß. Carl Johann, im königlichen Mantel, die alte Krone der Wasa's auf dem Haupt und das Zepter in der Hand, ließ sich auf dem silbernen Throne nieder, einem Geschenk, welches weiland die Königin Christina von ihrem Liebhaber Lagardie empfangen hatte. Die Versammlung hörte nun stehend die Thronrede an, welche der Kronprinz, an der Seite seines Vaters sitzend, in dessen Namen vortrug. Sie begann also: Gute Herren und schwedische Männer! Seit der Verabschiedung der vorigen Generalstaaten hat unsere Verwaltung ihren geregelten Gang verfolgt, und unsere auswärtigen Verhältnisse haben auf der Grundlage der Verträge, worauf die bestehende Ordnung in Europa beruht, sich behauptet. Diese Ordnung der Dinge kann nicht angetastet werden, ohne daß die Ruhe der Souveräne wie der Völker erschüttert wird. Die Geburt meiner zwei Enkel, während sie die Wünsche meines Herzens erfüllt, sichert der Halbinsel die Fortdauer der Achtung für die Verfassung, wovon ich immer das Beispiel gab. Ich habe diese Gesinnungen mit der Adoption des Königs Karl XIII, glorreichen Andenkens, in mich aufgenommen; ich werde dieses Erbe, das mir mein Vater, Euer rechtmäßiger Monarch vermacht hat, treu bewahren. Ihr genießt aller erworbenen Güter. Das Gesetz, die Freiheit, die Gerechtigkeit gehen Hand in Hand. Diese Vortheile sind das Resultat der Eintracht der Bürger und ihrer Anhänglichkeit an die Institutionen, die sie sich selbst gegeben haben. Der geheime Ausschuß, den ich berufen werde, soll von allen Maßregeln Kenntniß bekommen, die ich einzuleiten nöthig fand, um selbst den entferntesten Anschein zu entfernen, als könnte die Heiligkeit jener Institutionen verkannt werden." *) Der Monarch entwarf hierauf ein Gemälde der blühenden Lage der Finanzen, die einen Ueberschuß von 5 Millionen Thalern ausweisen; er kündigte an, daß der neue Entwurf zu einem Civilkoder vollendet sey; gedachte des glücklichen Fortgangs der mancherlei Arbeiten des Straßen-, Kanal- und Flußbau's, machte auf Verbesserungen, die im Militärwesen einzuführen wären, aufmerksam und schloß mit den Worten: „Repräsentanten der Nation! So erfüllt also Eure erhabenen Pflichten. Bemüht Euch, jene liebliche Freiheit zu verewigen, welche jeden Bürger gegen Unterdrückung schützt, ohne daß sie dem Ansehen des Monarchen Eintrag thut. Unterstützt die Re-

*) Der König spricht hier von seiner Korrespondenz mit den europäischen Höfen, bei denen der Sohn Gustav's IV seine Ansprüche auf den Titel eines Prinzen von Schweden geltend gemacht hatte, wogegen Se. Maj auf's Heftigste protestirte.

gierung in ihren gemeinnützigen Entwürfen; bedenkt, daß sie ohne Eure Mitwirkung die Nationalwürde aufrecht zu erhalten nicht im Stande ist. Mit unausgesetzter Sorge hat sie über das Heiligthum nicht nur Eurer bürgerlichen Garantien, sondern auch Eurer politischen Rechte gewacht, ohne deren Genuß es kein Vaterland für uns giebt. Adel, Geistlichkeit, Bürger und Bauern, wir bilden mit einander den Verband des Staats. Machen wir ihn unauflöslich!"

Nach beendigter Rede des Königs las der Hofkanzler, derjenige Beamte, durch welchen alle offiziellen Mittheilungen des Königs an den Reichstag gelangen, einen Rechenschaftsbericht über die Arbeiten der Verwaltung während der fünf letzten Jahre vor. *) Das Vorlesen dieses Berichts dauerte zwei Stunden. Nun traten die Sprecher der vier Stände nach einander vor den Thron, jeder las eine ehrfurchtsvolle Adresse, und küßte Sr. Maj. die Hand, worauf ihm der Hofkanzler den Entwurf des Budjets überreichte. Es war das erste Mal, daß das Budjet den Ständen gleich am ersten Tag der Sitzung zugestellt wurde. Nach dieser Zustellung richtet sich die gesetzliche Dauer des Reichstags, indem man von da an drei Monate rechnet. Verlangen die vier Stände einstimmig noch einen vierten Monat, so kann ihn der König nicht verweigern; eine längere Dauer hingegen hängt gänzlich von seinem Gutdünken ab. Zum Beschluß hatten die Adelichen die Ehre, vor dem König Einer nach dem Andern zu defiliren und ihm ihre respektvolle Verbeugung zu machen; als alle hinaus waren, grüßte der König die drei untern Stände und verließ den Saal. Die Sitzung war aufgehoben.

Das erste Geschäft der Stände, nach der feyerlichen Eröffnung des Reichstags, bestand in der Wahl der Ausschüsse, welchen die Vorprüfung aller Angelegenheiten zukommt. Diese Ausschüsse, aus den verschiedenen Ständen nach einem gleichen Verhältniß zusammengesetzt, werden für die ganze Dauer des Reichstags gewählt und die Wiederbesetzung einer Stelle findet nur nach einem Todesfall oder bei verlängerter Abwesenheit Statt. Es kann keine Berathschlagung vorgenommen werden, ehe der betreffende Ausschuß seinen Bericht erstattet hat; sogar bedarf es eines zweiten Berichts, wenn es sich um die Annahme auch irgend eines Amendements handelt. Man zählte 8 solcher Ausschüsse, z. B. für Verfassungsgegenstände, für die Finanzen, für die Bank, für die Gesetzgebung ꝛc. Die Zahl der Mitglieder der Ausschüsse betrug 232, 58 aus jedem Stand. Sie sind im Grund die Gesetzgeber; ihr Einfluß auf die Berathungen ist unermeßlich; ihre Vorrechte bedeutend, zumal die des Verfassungsausschusses, welcher von den Protokollen des Ministerraths Einsicht nehmen, und jeden Vorschlag zu Veränderungen in den Fundamentalgesetzen, ohne daß er die Sache an die Stände zu bringen hat, vorweg beseitigen, vorweg jede Anklage gegen Minister nieder schlagen kann. Die Wahl der Mitglieder dieser Ausschüsse geschieht durch die Wähler jedes Standes, deren Funktionen gleichfalls für den ganzen Reichstag dauern; die Wähler der drei untern Stände werden unmittelbar ernannt, die des Adels mittelbar. Die Adelskammer theilt sich in 50 Bänke; jede Bank, wählt sich ihren Vorstand und diese fünfzig Vorstände ernennen 25 Wähler. Der Adel hatte das Institut der Bankvorstände als ein unnützes Medium unterdrücken wollen und deßhalb auf dem Reichstag von 1823 dem König ein neues Reglement vorgelegt, das dieser, mit Unterdrückung mehrerer Modifikationen, die ihm mißfielen, annahm, und obgleich Dieß der Adel sich nicht wollte gefallen lassen, einige Tage nach dem Schluß der Sitzung zum Gesetz erklärte. Diese Gelegenheit benützte die Opposition zu ihrem ersten Angriff auf die Minister.

*) Einen Auszug daraus s. Ausl. vor. J. Num. 218 folg.

Wie die Engländer die Indier civilisiren.

Unter einem Dutzend in den letzten drei Jahren aus der Erziehungspresse von Calcutta zum Nutzen und Frommen der eingebornen Jugend hervorgegangener persischer, arabischer und indischer Werke ist unstreitig das folgende das seltsamste: „Selections descriptive, scientific and historical, translated from English and Bengalee into Persian, for the use of native youth, compiled and published under the authority of the committee of public instruction; Calcutta, printed at the education press. 1827." Ein wahres Potpourri von historischen, geographischen, naturhistorischen Notizen, wie Dieß die folgende Liste der Titel ausweist. 1) Von der Eintheilung der Erde; 2) von der Entdeckung Amerika's; 3) von den Eigenschaften des Magnets; 4) von der Verfertigung des Kompasses; 5) von den Grenzen Indiens; 6) die Namen der einzelnen Landschaften; 7) von dem Handel Indiens; 8) von den einzelner Waarenartikeln; 9) vom Indigo; 10) von der Baumwolle; 11) vom Opium; 12) von der Bereitung des Opiums; 13) vom Pfeffer; 14) von der Seide; 15) vom Salpeter; 16) von der Luftschiffahrt; 17) von den Vulkanen; 18) von der ersten Reise aus Europa nach Indien; 19) von der Rückkehr Alexanders des Großen nach Indien; 20) von den Naturprodukten Indiens; 21) von den Pflanzen, die am Häufigsten in Indien und in England gar nicht wachsen; 22) Zuckerrohr; 23) Tabak; 24) Baumwolle; 25) Indigo; 26) Hanf; 27) von Dampfschiffen; 28) von Alfred dem Großen; 29) von Titus; 30) von der Verfertigung des Luftballons; 31) von den englischen Bleiminen; 32) von der Perlenfischerei; 33) von der englischen Jury; 34) von den Metallen; 35) Gold; 36) Silber; 37) Quecksilber; 38) Erz; 39) Messing; 40) Eisen; 41) Blei; 42) Zinn; 43) von den Lapländern; 44) von den Spartanern; 45) von den Planeten; 46) vom Kamel; 47) von Donner und Blitz; 48) abermals vom Magnet; 49) vom Bücherbrand in Alexandria; 50) von der Erfindung der Druckerei; 51) von den alten Bewohnern Englands und ihren Sitten; 52) von Europa; 53) von Italien; 54) von Spanien; 55) von Portugal; 56) von Holland; 57) von Germanien, d. i. Alemannien; 58) von Dänemark und Schweden; 59) von Polen; 60) von Preußen; 61) von Rußland; 62) von Frankreich; 63) von England; 64) von der Macht und dem Reichthum des Oberhaupts der frommen Männer Roms (dem Papst); 65) von der finstern Zeit des Mittelalters; 66) von der Befreiung Jerusalems; 67) von den Kenntnissen und Wissenschaften der Europäer; 68) von der Befreiung der Männer aus der Hand des Papstes; 69) von Babylon; 70) von den Ringmauern dieser Stadt; 71) von den Thoren derselben; 72) von den Brücken; 73) von den Flüssen; 74) von dem Palaste des Königs; 75) von dem Handel durch Schiffe; 76) von dem Zustand der Welt nach der Geburt Christi; 77) von Constantin dem Großen; 78) von dem orientalischen Kaiserthum; 79) von den neuern Geschichten Indiens; 80) von dem großen Hungerjahr in Bengalen; 81) von den Schwanzsternen; 82) von der Vögeljagd auf der Insel Ferro. Alles Dieß auf 311 Oktavseiten, manchmal nur mit drei bis vier Zeilen abgefertigt und einige Artikel wirklich recht komisch; so z. B. der von Deutschland, welcher auf Einem Blatt von Karl dem Großen anfängt, mit Bonaparte endigt, und wo die deutschen Fürsten und ihre Abhängigkeit vom römischen Kaiser mit jener der Mahratten-Fürsten vom Pischwa verglichen wird. Preußen gehört natürlich nicht zu Deutschland, indem Dänemark, Schweden und Polen dazwischen liegen; Oesterreich, Sachsen und Würtemberg gehen ganz leer aus. Rußland wird in sechs Zeilen folgendermaßen abgefertigt: „Die meisten Landschaften Rußlands gehörten ehemals einzelnen Fürsten an, bis i. J. 1680 ein gewisser Peter dieselben in seinen Besitz brachte! In der vorigen Zeit hielten die meisten Europäer die Russen für Leute ohne Urtheil und voll schlechter Handlungen; aber in der That sind sie nach genauer Nachforschung voll Verstand und guter Handlungen befunden worden."

Von Polen heißt es: „Im J. 1000 war Polen ein einziges Reich, doch kein erbliches, sondern ein Wahlreich; Dieß gab zu unablässigem Streit Anlaß, so daß die nächsten Nachbarn Polens, nämlich Rußland, Preußen und Germanien auf ungerechte Weise im J. 1095 (was für eine Aera ist diese? Denn nach der Hedschret wäre es das J. 1683 — das von Polens höchstem Ruhme unter Sobieski — das seiner Theilung nach diesem Lehrbuch für die indische Jugend) sich der Provinzen Polens bemächtigten. Jede von diesen drei Mächten schlug den erhaltenen Antheil seinem Reiche zu, so daß, wiewohl die Polen hohen Muthes und an der Zahl ein Crore und sechzig Lack betragen, sie doch in Europa keinen Namen haben."

Von Italien heißt es: „Im J. 476 unterjochte dasselbe Odoacer, und es war lange Zeit unter viele Fürsten getheilt, bis im J. 780 der große Charles, der Padischah von Germanien, d. i. von Alemannien, seinen Sohn Pipin zum Padischah Italiens machte und ihm die Geschäfte des Landes übertrug. Hernach zerfiel Italien in mehrere Theile, und noch heut zu Tag ist der Zustand desselben verwirrt und trübe; es wird dort einem gewissen Papst (Papa) gehuldigt. Diese Huldigung bezieht sich zwar auf die Dinge der andern Welt; aber dennoch herrscht er in einigen Provinzen." Dieß ist also italische Geschichte indischer Jugend, durch die englischen Erziehungsanstalten eingekäut, und so der Rest!

Berichte eines deutschen Reisenden aus Ungern.

2. Ungrische Poesie.

Himfy's Lieben.

von Al. Kisfaludi.

Wenn der Kummer, der von Tag zu Tage
  Meine Glieder mitleidlos verzehrt,
Bald, ach! bald mit leztem Todesschlage
  Auch das müde Leben ganz zerstört;
Hat dann ausgekämpft dieß Herz voll Schmerzen,
  Und die lezte Klage ist verhallt;
Lispl', o Zephyr, jedem zarten Herzen,
  Das an meinem Grab vorüber wallt:
 Dieses Jünglings Blüthe, Kraft und Sehnen
 Brach die Härte einer stolzen Schönen. —
   Traum, ist Dieß das Loos der Liebespflicht,
   Wohl dem Herzen, das in Kummer bricht!

Tage kommen, Tage schwinden wieder,
  Doch mein düstrer Gram verläßt mich nicht;
Stunden fliehen auf der Zeit Gefieder,
  Doch nicht meines Elends Vollgewicht.
Selbst Vulkane müssen oft erlöschen,
  Doch nicht meiner Liebesflammen Gluth;
Seen und Flüsse müssen oft versiegen,
Doch nicht meiner Kummerthränen Fluth.
 Wald und Flur erfreu'n sich neuer Preise,
 Und Gestirne wandeln ihre Kreise;
   Schwach und wandelbar ist selbst das Glück,
   Felsenfest ist nur mein Mißgeschick.

Horch! der Regen rauscht, das Sturmgetümmel
  Heult erdröhnend, furchtbar kracht der Wald;
Alles bebet, donnernd zürnt der Himmel,
  Furchtbar ist des Wettersturms Gewalt;
Erd' und Himmel kämpfen grauserregend,
  Unaufhaltsam wüthet die Natur,
Bliz auf Bliz durchkreuzt die Wolkengegend —
  So erscheint das Weltenende nur!
 Ach! ein Schatten, siz' ich hier und zittre;
 Mein erbarme dich, o Bliz, zersplittre
   Dieses Haupt mit deinem Feuerstrahl!
   O erbarm' dich, ende meine Qual!

Einer Gottheit, einem Vaterlande
  Brannte einst mit ernster Treu' und Lust,
Einer Braut und einem Ehebande
  Des geraden Ungers rauhe Brust.
Weder seinem Gott noch Vaterlande
  Ist jezt vieler Unger glatte Brust;
Noch der Gattin, noch des Wortes Bande,
  Noch sich selber treu mit ernster Lust.
 Einem Gott und einem Vaterlande
 Schlägt mein Herz zu jener Stuzer Schande;
   Eine Liebe füllt mein Herz mit Lust,
   Wie ein Herz nur meine Ungerbrust!

Bestrafte Kunstkennerei.

Der Engländer Gordon erzählt folgende Anekdote in seiner Lebensbeschreibung: „Ein junger Künstler in Florenz, Hr. Averaul, ein geborner Franzose, hatte ein ausnehmendes Talent im Kopiren von Miniaturgemälden. Ich kaufte von ihm eine Kopie von Raphaels Fornarina und von Tizians Venus „Vestita", dem einzigen Miniaturgemälde, das dieser große Meister je gefertigt haben soll. Das Bild hatte viele Aehnlichkeit mit der Maria Stuart, war auf Goldgrund gemalt und sehr gut ausgeführt. Ich gab dem Künstler den gewöhnlichen Preis, sechs Zechinen, und nahm das Gemälde mit nach England. Als ich mein Kabinet, kurz eh' ich nach Schottland zog, in Sloane Street zum Verkauf ausstellte, wurde das Miniaturbild in dem Katalog gewaltig herausgehoben, und mein Freund, der verstorbene Christie, machte ein solches Rühmen davon, daß ein gewisser F., eine Art Mäkler, das Juwel um 55 Guineen an sich brachte. So lange gefiel mir die Sache ganz wohl, bis ich folgende Anzeige im Morning Chronicle las: „ein Originalporträt der Maria, Königin von Schottland, ein unbezweifeltes Werk von Tizian, 1000 Guineen an Werth, ist zu sehen bei Hrn. F., Nr. 14, Pall-Mall; Einlaßpreis zwei Schilling sechs Pence" Solcher Köder lockte. Hr. F. gewann drei bis vier hundert Pfund für die Ausstellung, und verkaufte dann das Bild um sieben bis acht hundert Pfund. So war ich die unschuldige Ursache zu dem gröbsten Betrug, der dem Publikum je gespielt wurde. Das Bild hatte als Kunstwerk durchaus keinen höhern Werth, als den ich darum bezahlte, und von einem Freund, der dessen ganze Geschichte kannte, war mir ungefähr eben so Viel darum geboten worden.

Uniform der französischen Nationalgarde.

Gewiß haben die Helden von Paris das allgemeine Interesse in einem Grad erregt, daß man auch eine Notiz über ihre so eben bestimmte künftige Tracht nicht ungern in diesen Blättern sehen wird.

Grenadiere; Blauer Frack mit blauem Umschlag; rother Kragen, rothe Aufschläge und Krämpen, mit weißen Granaten auf den leztern; Knöpfe von weißem Metall mit einer Granate in der Mitte und der Umschrift: „Freiheit, öffentliche Ordnung". Schwarze Halsbinde. Rothe Epauletten. Im Sommer weiße, im Winter blaue, bis auf die Knöchel herabfallende Pantalons. Bärenmüzen ohne Schnüre, mit einem eilf Zoll hohen dreifarbigen Federbusch. Weißes Lederwerk. Sommers weiße, Winters schwarze Kamaschen. Infanterieflinten mit weißen Tragriemen; kurzer Säbel ohne Quaste; weiße Raumnadel im Knopfloch; Bajonetscheide von schwarzem Leder. — Officiere: Halskragen mit einem Hahn; Degen wie die Officiere der Linieninfanterie.

Jäger: Wie die Grenadiere, nur mit Jagdhörnern statt der Granaten auf den Krämpen und Knöpfen. Grüne Epaulette mit rothen Fransen. Tschako's von schwarzem Filz mit einem Jagdhorn von Weißblech und einem Büschel dreifarbiger, herabfallender Hahnenfedern.

Stab: Blauer Frack u. s. w. Keine Stickerei auf den Krägen. Auf den Knöpfen ein Hahn mit der vorigen Umschrift. Officiershut ohne Federbusch oder sonstige Auszeichnung, als eine silberne Hutschleife und die Nationalkokarde. Kleine Stiefel mit Sporen von weißem Metall. Auf dem Degengefäß ein von Fahnen umgebener Hahn.

Die Adjutanten tragen um den linken Arm eine dreifarbige Binde.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 243.

31 August 1830.

Scenen aus den Bagno's.

2. Der Hof des Bagno.

Das Gitterthor dreht sich in seinen schweren Angeln, und man tritt in den Hof des Bagno — ein langes Viereck, das etwa 300 Schritt in der einen und 500 in der andern Richtung mißt. Rechts liegt das Galeerenhaus; es bildet in seiner ganzen Länge zwei Säle oder vielmehr verpestete Höhlen. Eine Allee von jungen Bäumen gewährt etwas Schutz; aber das dürftige Aussehen derselben und der gelbliche sonnenverbrannte Rasen scheinen anzudeuten, daß an diesem Ort der Qual auch die Natur ersterbe. Es ist Mittags 1 Uhr. Einige Sträflinge à chaussette durch[illegible] raum oder liegen [illegible] Einige Personen mit feindseligen Gesichtern, in blauen bis an den Hals zugeknöpften Mantelröcken, einen großen schwarzen Strohhut auf dem Kopf und einen schweren Stock in der Hand, gehen auf und nieder, oder werfen sich in einen der beiden eisernen Lehnsessel, die zu beiden Seiten des Eingangs, gegenüber von zwei Geschützen, stehen; der Blick dieser Adjutanten (so nennt man diese Befehlshaber der Sicherheitsbrigade) richtet sich von Zeit zu Zeit nach der Uhr. Ein Wink an ihre blau uniformirten Untergebenen und diese stellen sich mit einem Hammer in der Hand hin. Links vom Thor erhebt sich ein Wetterdach, unter welchem ein Marketender seine Bude hat, der den Sträflingen Brod verkauft. Ein Pfiff und der Mann, welcher den Hunger des Verurtheilten stillt, der ihn dafür bezahlt, und der Wächter, der auf ihn Acht giebt, daß er nicht entflieht, und der Sbirre, dessen Arm ihn trifft, wenn er sich rührt, und der Soldat, der ihn mit Kartätschen niederschmettert, wenn er sich empört — Alle sind auf ihrem Posten; die Glocke schlägt zwei Uhr: ein entsetzliches Geräusch läßt sich hören. Dieses Chaos von Stimmen und dieses Klirren der Eisen läßt sich nicht beschreiben. Der Saal Saint-Gilles geht auf: eine Wolke von rothen Mützen dringt sich aus der Kluft hervor, alle Köpfe erscheinen zugleich an der Thüre, jeder Mund schnappt nach Luft. Wer diese Mannigfaltigkeit unheilvoller Physiognomien einmal gesehen, vergißt der Eindruck nicht wieder. Die Hatschiere (garde-chiourmes) thun diesem Gedränge Einhalt; Flüche und Stockschläge schaffen Ordnung. Jeder Sträfling tritt nun mit seinem Kettenkameraden der Reihe nach hervor, setzt seinen Fuß auf einen Schemel, und der Hatschier thut zwei Schläge mit dem Hammer auf die Kette, um sich zu vergewissern, daß sie unversehrt ist. Bereits haben dreißig Paare die Musterung passirt; sie stellen sich im Hof auf. Ihre Livree besteht in einem langen rothen baskischen Kamisol und einer rothen Weste; ihre Hosen sind von grauer Leinwand und aus- und inwendig mit den Anfangsbuchstaben G A L bezeichnet; auf ihre Schuhe ist dasselbe Wort eingepfriemt. Geht der Sträfling vor den Adjutanten vorüber, so nimmt er seine Mütze ab, und darf sich glücklich schätzen, wenn ihm kein Stockschlag in seinem Akt der Demüthigung zuvorkommt, oder ihn dafür belohnt. Jetzt sind die Sträflinge in drei Pelotons aufmarschirt; die Trommel wirbelt und eine Verstärkung von Hatschieren, in Reih und Glied, [illegible]; der Saal Saint-Antoine öffnet sich: die Menschen, die langsamen Schrittes herauskommen, unterscheiden sich von den Vorigen durch die grüne Mütze und den braunen Aermel an dem rothen Kamisol. Es sind theils Solche, welche auf Lebenszeit verurtheilt sind, theils Solche, welche die Gerechtigkeit zwanzig Jahre unter ihrer Zuchtruthe hält, theils endlich Solche, welche durch Unbotmäßigkeit eine strengere Aufsicht sich zugezogen haben. Sie treten den rothen Mützen gegenüber; Einige von ihnen, durch die erlittenen Mühseligkeiten und die Ungesundheit des Klima's erschöpft, schleppen ihre gewichtigen Fesseln mühsam, während Andere, welche die Gewohnheit des Leidens abgehärtet oder die Natur mit außerordentlicher Kraft begabt hat, nachdem ihre Kette besichtigt worden, leicht aufspringen und ihre im Hof sich aufstellenden Kameraden im Lauf einholen. Einige nähern sich der Bude des Marketenders. Einer beklagt sich über das Gewicht des Brodes, das ihm zu schwach scheint: „Du wirst noch deine Kundschaft bei den „„Rittern der Guirlande““ verlieren!“ Ein Anderer schlüpft dem Paare, welches vor ihm steht, unter die Kette, die er mit der seinigen verstrickt. So finden sich vier Sträflinge in einen Knäul verwickelt; man zerrt sich herum, sucht von einander los zu kommen, und die ganze Gesellschaft sieht sich einen Augenblick belustigt; der Adjutant läuft herbei und unbekümmert, ob seine Korrektionen den Spaßmacher, oder die Opfer des Spasses treffen, läßt er auf die Einen, wie auf die Andern einen Hagel von Schlägen fallen, nicht eher aufhörend, als bis sein Arm müde, oder sein Stock zerbrochen ist. Die Schaar der Hatschiere trennt die Reihen und theilt sich in die Sträflinge; die Adjutanten zählen die Paare und stellen sie zwei und zwei, ein Pfiff giebt das

Signal zum Abmarsch. Einem Sträfling ist ein Stück Brod, das er in der Hand hat, entfallen; er hält an und bückt sich, um es vom Boden zu langen; ein Hatschier läuft auf ihn zu, erhebt sein Rohr und führt einen Schlag nach ihm; der Schlag fährt auf den Pfeiler an dem Gatter des Thors und der Stock geht in Splitter. „Du bist ihm schön entgangen, Noirot;" sagt er zu dem Toulouser. Der arme Teufel blickt ihn stier an, nimmt seine Mütze ab und antwortet mit einem flegmatischen Lächeln: „Ja, wohl Sergent." Den Moment, wo der Sträfling den Kopf bloß hat, erspäht der Sbirre und versetzt ihm einen tüchtigen Faustschlag, mit den Worten: „Dieß Mal hab ich nicht gefehlt." Der Toulouser sieht ihn wieder an, tritt in seine Reihe und sagt mechanisch: „Ach ja, Sergent!" Die Sträflinge verlassen den Hof und begeben sich, jedes Paar unter der Aufsicht eines Bewaffneten, an ihre Arbeiten im Hafen. Jener Mißhandelte, welcher der Brutalität des Hatschiers so viel Gleichmuth entgegensetzte, war in Folge einer Rauferei, in welcher sein Gegner das Leben verlor, nach Rochefort gekommen! Was war es also, was das heiße Blut dieses Menschen so abkühlte? Die grüne Mütze des Heloten!

Der schwedische Reichstag von 1828 bis 1830.

5. Das Recht der Initiative.

Da das Recht der Initiative, welches die Generalstaaten haben, ... vom Tag der Sitzung an gerechnet, auf einen Monat be-setz betreffen, die also erst auf dem [illegible] das Grundbeathung kommen, während der ganzen Sitzung ausgeübt werden kann; da ferner das Petitionsrecht in Schweden nicht existirt, also die geringste Reklamation der Gegenstand eines besondern Antrags werden muß; so folgt natürlich, daß man sich diesen ersten Monat größten Theils oder gänzlich mit Motionen beschäftigt. Wirklich wurden auch die Stände von den ersten Tagen an mit einer solchen Masse derselben überhäuft, daß die Zahl beinahe bis auf 2000 stieg und sich daraus ein vollständiges Gemälde aller Wünsche und Bedürfnisse Schwedens, sowohl solcher, die vom höchsten und allgemeinsten Interesse, als solcher, die bloß von lokaler Bedeutung sind, entwerfen ließe. Wir heben die wichtigsten Gegenstände heraus. Man mag daran zugleich den Geist erkennen, welcher den schwedischen Reichstag beseelte.

In der Adelskammer trug Graf Frölich auf die Oeffentlichkeit der Sitzungen an. Hr. von Montgomery schlug die Abschaffung der Loterie und, um dem Hang des Volks zur Völlerei zu begegnen, eine Erhöhung der Auflage auf den Branntwein vor. Hr. von Ankarswärd verlangte von der Finanzkommission eine spezifizirte Berechnung der fünf Millionen Ueberschuß, wovon die Thronrede sprach. Hr. von Rosenquist erhob sich gegen die Sucht der niedern Funktionäre, sich Titel und Prädikate beizulegen, die ihnen nicht zustehen, und ersuchte zugleich die Verfassungskommission die Frage zu prüfen, ob nicht der Adel auf seine Stellung als Stand verzichten sollte, wenn dadurch eine echtere, tüchtigere Nationalrepräsentation zu erzielen wäre. Hr. von Hierta wünschte die Einführung des Decimalsystems im Münzwesen und die Errichtung von unabhängigen Provinzialbanken; Hr. von Becker, indem er sich unter Anderm auf das Beispiel Josephs und Pharao's berief, die Gründung von Vorrathshäusern. Hr. von Sillen beklagte sich, daß das Geläute der Glocken Morgens und Abends das Publikum belästigte; Hr. von Hamilton wollte die Abschaffung aller Feste, die nicht auf den Sonntag fielen; der Graf Cronhjelm, daß kein Geistlicher angestellt werden sollte, der nicht die Methode des wechselseitigen Unterrichts kennte; ein Obrist, daß alle Juden aus dem Königreich verbannt würden. Hr. von Lefren legte einen umfassenden Plan zu Regulirung des innern Verkehrs vor. Hr. von Hallencreuz wünschte das Andenken Gustav Adolphs durch ein Denkmal auf dem Schlachtfelde von Leipzig geehrt.

Im geistlichen Stande wurden mehrere Motionen vorgebracht, welche gegen den übermäßigen Genuß des Branntweins eiferten: es war theils von Anwendung gesetzlicher Strafen, theils von kirchlichen Rügen, theils auch von Erhöhung der Auflage auf dieses Produkt die Rede. Die deßhalb gehaltenen Reden entwarfen ein trauriges Bild von dem Einfluß der Völlerei auf die Sittlichkeit. „Die Religion," sagte der Bischof Wallin, „die öffentliche Ordnung und Moral gehen, in Branntwein und Schwelgerei ersäuft, jeden Tag unter uns mehr zu Grunde." Der als Dichter berühmte Bischof Tegner trat mit dem Vorschlag eines neuen Psalters und einer neuen Liturgie auf. Dr. Dillner verlangte, die Abfassung der Gesetze sollte der Fassungskraft des Volks mehr angepaßt werden. Der Pfarrer Petersen beklagte sich über die Einmischung der Geistlichen in weltliche Dinge, und über die Art sittlicher Inquisition, welche in den Kirchspielen von Seite des Gemeinderaths Statt fände.

... brachte viel Zeit mit Prüfung von Wahlstreitigkeiten zu. Auch hier trugen mehrere Mitglieder auf Maßregeln gegen die Völlerei an. Hr. Landgren begehrte eine allgemeine Reform des Gerichtskörpers, namentlich in Bezug auf das Pupillenwesen mehr Garantien für die Mündel; Hr. Lundblad die Vereinigung der Gerichte erster Instanz in den Städten und auf dem Land. *) Eine Menge Motionen kamen zum Vorschein, in dem entgegengesetzten Sinn der beiden Meinungen, worein der Bürgerstand zerfällt — nämlich einerseits der Großhändler, welche auf absolute Gewerbsfreiheit und selbst auf vollständige Abschaffung eines schützenden Douanensystems antrugen; andrerseits der Handwerker, Fabrikanten ɛc., welche die Beibehaltung der Innungen, wie sie seit Jahrhunderten bestanden, nicht nur für nothwendig erklärten, sondern sogar denselben noch neue Beschränkungen beifügen zu müssen glaubten. An Motionen von einem mehr allgemeinen Interesse dachte dieser der Verwaltung mehr als jeder andre ergebne Stand nicht. Warum sich wundern über diese Servilität der Gewerbe und des Handels? Douanen, Einfuhrverbote, Autorisation und Regulierung von Manufakturen ɛc. kurz die gesammte Industriewirthschaft hängt nach der Verfassung vom Willen des Königs ab.

---

*) In Schweden sind nämlich die Gerichte erster und zweiter Instanz in zwei wesentlich verschiedene Kategorien eingetheilt, je nachdem sie das Forum für Bewohner der Stadt oder des Landes sind (Stadslag, Landslag). Ein Rest der alten im J. 1731 umgeschmolzenen Gesetzgebung.

Der Bauernstand ist derjenige, welcher die Theilnahme des Fremden am Meisten in Anspruch nimmt, sowohl durch die Originalität einer Versammlung, welche in Europa die einzige in ihrer Art ist, als durch die ungekünstelte rauhe Beredsamkeit mehrerer seiner Mitglieder, wenn sie zuweilen versuchen, im Stegreif zu sprechen. Auf dem Reichstag von 1828 protestirten die Bauern vornehmlich gegen das Institut der Pferdposten, welches alle Grundeigenthümer nöthigt, ihre Pferde zur Verfügung der Reisenden in Bereitschaft zu halten; was den landwirthschaftlichen Arbeiten nicht förderlich seyn kann. Zu dem Ende wurden allerhand Vorschläge gemacht. Die Einen meinten, man sollte die Post einer Kompagnie überlassen; die Andern, man sollte wenigstens das Postgeld erhöhen und das unentgeldliche Liefern von Postpferden für den Dienst des Königs und der Regierung abstellen. Ueberhaupt waren die Motionen, welche aus einem individuellen Gesichtspunkt hervorgingen, bei diesem Stand noch zahlreicher als den drei andern. Jakob Anderson schlug vor, daß die Regierung den Landwirthen ihren Ueberfluß abnähme, um ihn in öffentlichen Vorrathshäusern aufzuspeichern; Anders Hackansson, daß zahlungsunfähige Schuldner, statt eingesperrt zu werden, ihre Schuld durch Taglohn abzuverdienen angehalten würden. Nils Mansson trug auf die Errichtung von Schulen des wechselseitigen Unterrichts in jedem Kirchspiel an. Die ganze Deputation der Provinz Norrbotten verlangte eine Gehaltserhöhung für ihren Gouverneur. Nutberg wünschte die geheime Abstimmung bei den geistlichen Wahlen, um die Wahlfreiheit zu sichern. Andere Landleute wünschten das absolute Verbot fremder Wolle, die Aufhebung der Auflage auf das Getraide, die Einführung einer Kapitalsteuer ꝛc. Endlich las Anders Danielson der Versammlung eine Denkschrift vor, worin er die ungeheuren Lasten schilderte, welche den Ackerbau von Schweden niederdrücken. Er warf dabei die Frage auf, was das Landvolk bei der neuen Verfassung gewonnen habe, und entschied sich dahin, daß das Resultat der Revolution von 1809 fast null sey — so sehr werde der Geist der neuen Gesetze verkannt, so sorgfältig aller alte Sauertaig beibehalten. Der ganze Stand erklärte sich mit ihm einverstanden.

Je mehr der 15 Dezember sich näherte, der Tag, wo die Initiative der Stände erlosch, desto stärker schien das legislative Feuer der Deputirten aufzulodern. Bald sah man sich genöthigt, den Einbringern von Motionen die ausführliche Entwicklung ihrer Gründe nicht mehr zu gestatten, sondern sie auf die einfache Darlegung der Sache zu beschränken. Die Zahl der jeden Tag vorgebrachten Motionen bei jedem Stand belief sich auf 60, 80, 100, ja am letzten Tag bei den vier Ständen zusammen auf fast 700, wovon 175 dem Adel, 242 den Bürgern und 320 den Bauern angehörten. Erst tief in der Nacht vom 15/16 Dezember wurde man mit dem Verlesen fertig. Mehrere sehr wichtige Vorschläge waren auf diese letzte Zeit aufgeschoben worden, so die Vorstellung des Hrn. von Cederschiöld in der Adelskammer, die Zerstücklung der Grundstücke zu erlauben, während umgekehrt Hr. von Strah den Familienhäuptern das Recht Majorate zu stiften, das ihnen seit der Revolution von 1809 entzogen ist, wieder hergestellt wünschte. *)

*) Die vor 1809 bestandenen Majorate wurden beibehalten.

Der Fürst von Polignac.

„Unter einer etwas rauhen Schale und in Formen, die uns vielleicht zuweilen beleidigen können, besitzt die liberale Partei im gegenwärtigen Augenblick Gesinnungen, auf die das Königthum ohne Gefahr sich stützen und mit Sicherheit bauen kann. Diese Partei, die Einige noch die revolutionäre nennen, ist jeder Revolution diametral entgegengesetzt. Dagegen scheint mir die Partei, welche sich die royalistische nennt, unter einem glänzenden Aeußern und unter den lebhaftesten Betheurungen von Treue und Ergebenheit, der That nach in ihrem Busen alle Keime einer Umwälzung zu verbergen.“ *)

So urtheilte zu Anfang dieses Jahres ein Mann, den Niemand revolutionärer Gesinnungen beschuldigen wird; wenige Monate sind seitdem vergangen, und die Besorgniß, die damals nur schüchtern angedeutet wurde, hat ihre furchtbare Bestätigung gefunden; eine neue große Revolution ist in wenigen Tagen über den Boden Frankreichs hingeschritten; eine Revolution, die von den sogenannten Royalisten hervorgerufen, damit anfing, diese zu verschlingen, und damit endigte, die Herrschaft einer gesetzmäßigen Freiheit, die sie stürzen sollte, unerschütterlich zu begründen.

Das Königthum konnte keinen Grund haben, eine Aenderung in dem bestehenden Zustande der Dinge zu wünschen und die alte Ordnung vor der Revolution zurück zu verlangen; denn statt der schwankenden, von tausend Zufälligkeiten abhängigen Gewalt, die Ludwig XVI zwang, sich bei den Notabeln und darauf bei den Generalstaaten Raths zu erholen, hatten Ludwig XVIII und Karl X aus dem Erbe Napoleons eine in allen ihren Theilen genau bestimmte, und nicht durch unberechenbare Zufälle, sondern nur durch feste Gesetze zu ihrem eignen Vortheil beschränkte Macht erhalten. Aber zwei Parteien hatten freilich alle Ursache, sich unzufrieden zu zeigen: der Adel, welcher an der Macht des Königthums jetzt keinen andern Antheil mehr besaß als jenen, den die Gunst des Monarchen in der Pairskammer ihm gewährte, und die Priesterschaft, die sich durch die Gesetze von jedem Einfluß auf die zeitliche Gewalt ausgeschlossen sah.

Am Thätigsten war die Priesterschaft. Das alte kanonische Recht, welches das weltliche Schwert nur als den Gehülfen des geistlichen betrachtet, war von ihr nicht vergessen; „Gladium gladio copulemus“ ihr Wahlspruch. Auch war es einleuchtend, daß religiöse Knechtschaft, in welcher die Knechte Gottes das Reich Gottes auf Erden sehen, neben bürgerlicher Freiheit nicht bestehen könne; um zu jener zu gelangen, mußte daher zuvörderst diese gestürzt werden. Daß die Freiheit des Königthums durch Priesterherrschaft nicht geringere Gefahr litt als die individuelle Freiheit des niedrigsten Bürgers, war einem andächtigen Fürsten leicht zu verbergen. Schwerer war die Vereinigung mit dem Adelthum, da es hier nicht genügte, das Gewissen einer einzelnen Person zu bestechen, sondern sich um die Interessen einer ganzen zahlreichen Korporation handelte, von der nur ein sehr geringer Theil bereit schien, seine alten glänzenden ritterlichen Rüstungen mit der düstern Mönchskutte zu vertauschen.

Ein Mann aus den höchsten Reihen der Aristokratie, schien vor allen Andern geeignet, dem Priesterthum Gewißheit des Sieges zu verbürgen.

Der Fürst Armand Julius Maria Heraclius von Polignac, Pair von Frankreich, dem König persönlich nahe und das Haupt einer Familie, die einst als Herren von Velay (im Departement der Haute-Loire) zu den Souveränen des Landes gezählt wurde, war einem Orden beigetreten, der Gehorsam gegen die Befehle der Obern zu der ersten Pflicht seiner Mitglieder macht. **) Von diesem Augenblick an war, sobald es gelang, diesen Mann an die Spitze der Geschäfte zu bringen, der Kampf unvermeidlich, dessen Erfolg freilich nur die Verblendung des Fanatismus nicht vorhersehen konnte.

Der Sohn jener berühmten Herzogin von Polignac, die der Haß des

*) Le Ministère et la Chambre des Députes par M. le Comte de Montlosier. Par 1830. S.

**) Quand on a vu — M. le Prince de Polignac — on s'est rappelé son affiliation aux Jesuites et à la congrégation. Il serait possible de produire encore aujourd'hui la liste presentée à cet egard à un grand personnage, et dans laquelle M. de Polignac etait inscrit au second rang. Montlosier, p. 40.

Volks gleich bei dem ersten Ausbruch der französischen Revolution aus Frankreich zu fliehen zwang, und welcher in der Verbannung der Schmerz über das Schicksal ihrer königlichen Freundin das Herz brach, scheint der Fürst Julius de Polignac sein ganzes Leben der Rache gewidmet zu haben. Geboren im J. 1771, war er zu der Zeit der Unruhen, welche der Revolution vorausgingen, als Husaren-Officier zu Paris. Die Unvorsichtigkeit, mit der er mitten unter den Gruppen des Palais Royal seine Meinungen aussprach, setzte ihn einer Gefahr aus, aus welcher er nur durch seine Geistesgegenwart und durch die Unerschrockenheit eines Freundes gerettet wurde. Er verließ Frankreich und schloß sich seinem Vater an, der sich als Bevollmächtigter der französischen Prinzen zu Wien aufhielt. An der Spitze eines Regiments, welches seinen Namen trug, machte der Graf Julius die Feldzüge der condéischen Armee mit; nach der Auflösung derselben begab er sich nach England, wo er, nebst seinem jüngern Bruder, dem Grafen Armand von Polignac, an dem kleinen Hofe des Grafen von Artois die freundlichste Aufnahme fand. Im Jahr 1804 begleitete er Georges Cadoudal und die übrigen Häupter der Royalistenpartei, die sich wider den ersten Konsul verschworen hatten, nach Paris. Gleich seinen Gefährten durch die Thätigkeit der bonapartischen Polizei entdeckt, wurde er am 10 Juni von dem Kriminalgericht zum Tode verurtheilt. Vergebens erbot sich sein Bruder, der gleichfalls unter den Verschwornen, indessen mit einer geringern Strafe belegt worden war, für ihn zu sterben: „Ich bin allein," rief er den Richtern zu, „ich habe keine Stellung in der Gesellschaft, ich habe Nichts zu verlieren; mein Bruder ist verheirathet. Stürzet ein unglückliches Weib nicht in Verzweiflung; und wenn Ihr ihn nicht retten wollt, so laßt mich wenigstens sein Schicksal theilen!" Der Buchstabe des Gesetzes hatte entschieden; und nur die Gnade des Mannes, wider den die Verschwornen ihre Dolche geschliffen, konnte jezt noch das schuldige Haupt des Verurtheilten retten. Seine Gattin, bleich durch Krankheit und Angst, warf sich Napoleon, der vor Kurzem erst den kaiserlichen Mantel umgelegt hatte, zu Füßen; und ihre Thränen, vereint mit den Bitten der Kaiserin Josephine, erhielten die Begnadigung des Verbrechers, der indessen bis zu dem allgemeinen Frieden in Gewahrsam gehalten und dann deportirt werden sollte. In Folge dieses Urtheils wurde der Graf Polignac nach dem Schloß Ham, bei Bordeaux, abgeführt, in welchem er vier Jahre zubrachte; nach Verlauf dieser Zeit wurde er nach dem Temple, und aus diesem nach Vincennes versezt, wo er gleichfalls vier Jahre verweilte. Endlich erhielt er die Erlaubniß, nebst seinem Bruder Armand ein Haus in dem Faubourg St. Jacques zu bewohnen; hier vergalten die beiden Gefangenen die Großmuth des Kaisers dadurch, daß sie sich in die abenteuerliche Verschwörung des Generals Mallet einließen. Glücklicher jedoch als dieser Verwegene wußten die Brüder sich den Nachforschungen der Polizei zu entziehen, bis es ihnen in den ersten Tagen des Jahres 1814 gelang, aus Frankreich zu entkommen. Sie eilten nach Vesoul zu ihrem hohen Gönner und Freunde, dem Grafen von Artois, der ihnen die Vollmacht ertheilte, bei dem Sturz des Kaiserthums in Verbindung mit dem Herrn von Semallé, die Rechte der Bourbons wahrzunehmen. Sie gingen den verbündeten Monarchen voraus nach Paris, und waren hier die Ersten, die am 30 April 1814 das weiße Banner entfalteten. Im Jahr 1815 war Graf Julius Mitglied der Deputirtenkammer, und stimmte in derselben beständig mit der blutigen Majorität des Konvents der Restauration; im J. 1816 nahm er Theil an dem Kriegsgericht, welches den General Lallemand zum Tode verurtheilte. Im J. 1817, nach dem Tode seines Vaters, wurde er Pair von Frankreich; den Herzogstitel, der gleichfalls auf ihn überging, schien er indessen, da er denselben mit so manchen Emporkömmlingen der Revolution theilen mußte, zu verschmähen; wenigstens zog er im J. 1822 es vor, sich von dem römischen Stuhl zum Fürsten ernennen zu lassen; ein Rang, welcher sonst, in Italien wenigstens, dem eines Herzogs nicht gleich geachtet wird. Im folgenden Jahr wurde der Prinz von Polignac zum Gesandten in Großbritannien ernannt; wie unrühmlich er hier die Interessen seines Vaterlandes vertrat, ist durch die Spöttereien der liberalen Blätter bekannt.

Gleich einem Donnerschlag von heiterm Himmel erschreckte die Ordonnanz vom 8 August 1829, welche diesen Mann an die Spitze des französischen Ministeriums berief, ganz Frankreich. Wie die Stimme des Volks sich in den öffentlichen Blättern, wie sie sich in der Kammer der Abgeordneten aussprach; und wie der Hof, der sein Ministerium nicht aufgeben wollte, auf der andern Seite aber auch die Nation, die dasselbe nicht annehmen konnte, von Stufe zu Stufe zulezt zum Aeußersten getrieben wurden, ist in noch zu frischem Andenken, als daß wir nöthig hätten, es hier unsern Lesern zurückzurufen. Der Name Polignac wird, welches Geschick auch den Repräsentanten desselben treffen möge, in Frankreich und in Europa für alle Zeiten unvergeßlich bleiben. *)

Geschenk des Herzogs von Wellington.

Während eines Balls, welchen Sir H. Wellesley in Cadix dem damaligen Lord Wellington gab — erzählt der schon berührte Gordon — brachte ein Kourier das famose 29ste Bulletin Napoleons über den Brand von Moskau. Sogleich raunte man sich allenthalben zu, ein bedeutendes Ereigniß habe Statt gefunden, und ich brauche nicht zu sagen, daß der Eindruck groß und die Freude allgemein war, als das Blatt nun vorgelesen wurde. Es war gerade der Abend vor Wellingtons Abreise zur Armee. Den andern Tag um zehn Uhr brach er auf, von dem ganzen Stab der Garnison und jedem Officier, der ein Pferd hatte, bis Isla de Leon begleitet. Eben eh' er in das Boot stieg, um überzufahren, stellte ihm General Coote einen Subaltern-Officier vor, der sich mit Porträtmalen abgab, und ein sehr ähnliches Miniaturbild des Lords im Stillen verfertigt hatte, welches er diesem nun ehrerbietigst überreichte. Das Futteral wurde geöffnet, und nach einem flüchtigen Blick sagte Wellington lächelnd: „Ich bin Ihnen für Ihre Mühe sehr verbunden; glaube jedoch, Sie haben da einen stattlichern Burschen aus mir gemacht, als ich wirklich bin; meine Freunde werden denken, der Feldzug müsse mir recht gut zuschlagen." Er ließ sich in ein kleines Gespräch mit ihm ein, und erkundigte sich nach seinen Diensten. „Ich werde Ihrer in Zukunft nicht vergessen", fügte er hinzu, „einstweilen behalten Sie Dieß zum Andenken von mir; es ist die größte Seltenheit, die ich je besaß." Damit steckte er ihm ein Papier in die Hand, schwang sich wieder auf's Pferd, und sprengte zu dem Boot. Ein dichter Haufe hatte sich um den jungen Officier gesammelt, begierig, was er wohl erhalten haben dürfte. „Eine Kompagnie", rief Einer. „Sie sind unter den Stab versezt", schrie ein Anderer. „Nun, glaubt Ihr denn", erwiederte der junge Mann, „Lord Wellington habe Ernennungen und Patente gleich fix und fertig in der Tasche? Doch ich will Eurer und meiner Neugier genügen." Damit öffnete er das Papier, und fand darin — das 29ste Bulletin. Er hatte schon mehrere Feldzüge mitgemacht, und erhielt bald darauf eine Kompagnie.

Der Maire von Chevinay.

Der Maire von Chevinay, einem kleinen Ort im Rhone-Departement, schrieb, als ihm von der Präfektur dieses Departements die Ordonnanzen vom 25 Juli zur Bekanntmachung zugeschickt wurden, folgenden Brief an den Präfekten zurück

Chevinay 30 Juli

Mein Herr Graf!

Feinde des Königs und seiner Dynastie, der Charte und des allgemeinen Friedens, haben gewagt, Ihren Namen und Ihre Würde zu mißbrauchen, indem sie mir ein schändliches Pamphlet unter der Ueberschrift „Präfektur der Rhone" u. s. w. zuschickten. Dasselbe enthält vier vorgebliche königliche Ordonnanzen, datirt vom 25 Juli 1830, nach welchen die Preßfreiheit suspendirt, die Deputirten-Kammer aufgelöst, ein neues Wahlgesetz eingeführt und die Wahlkollegien auf den 6 und 13 September einberufen sind. Da solche unbegreifliche Ordonnanzen unmöglich können erlassen worden seyn, so beeile ich mich, Hr. Graf, Ihre Aufmerksamkeit auf diese fluchwürdigen Werkzeuge eines Bürgerkriegs zu lenken, damit sie den Gerichten zur Kunde gelangen und die Urheber dieser grauenhaften Verschwörung entdeckt und bestraft werden mögen. Ich habe die Ehre 2c.

Der Maire der Gemeinde Chevinay.
Blanc St. Bonnet.

*) Einen ausführlichen Artikel über Polignacs Charakter S. Ausl. vom vorigen Jahr S. 994 ff.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
(Beilage: Porträt des Fürsten von Polignac.)

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 244. 1 September 1830.

Der schwedische Reichstag von 1828 bis 1830.

4. Die Opposition.

Mit Recht gilt die Opposition für die Seele des Repräsentativsystems. Allein um ihre Aufgabe zu erfüllen, muß sie aus aufgeklärten unabhängigen Männern bestehen, die keinem bestimmten Stande, sondern dem Volk unmittelbar angehören, und sie muß durch die Größe der Interessen, welche sie vertheidigt, eine allgemeine Theilnahme für sich rege zu halten wissen. Wie Dieß anders, als in einer großen Nationalversammlung und bei unbedingter Oeffentlichkeit der Sitzung, so wie unbeschränkter Freiheit der Presse möglich sey, sehen wir nicht ein. Alle diese Requisite gingen dem schwedischen Reichstag ab; die Versuche des Barons von Anckarswärd und einiger andern Herren, in der Adelskammer eine Opposition zu bilden, mußten daher nothwendig unglücklich ausfallen. Wie wir früher bemerkten, begann der Krieg über eine Frage der innern Organisation der Adelskammer; letztere hatte in einer neuen Geschäftsordnung das Institut der Bankvorstände abgeschafft, der König die Geschäftsordnung angenommen, aber die Hauptsache, um dessen Beseitigung es dem Adel zu thun gewesen, die Bankvorstände beibehalten. Baron Anckarswärd verlangte nun zuvörderst, man solle alle Funktionäre von der Zahl derselben ausschließen. Sein Vorschlag ward verworfen. Als hierauf die Bankvorstände wie gewöhnlich die 25 Wähler wählten, rief die Opposition, diese Wahl sey nichtig. Und sofort hielt Baron Anckerswärd eine Philippike gegen die Regierung, welche die Rechte des Adels verletze, überhaupt stets eine dem Geist der Zeit und der öffentlichen Meinung entgegengesetzte Richtung verfolge. Eine solche leidenschaftliche Vermengung der heterogensten Dinge machte dem Ministerium ein leichtes Spiel. Als deßhalb der Graf Wetterstedt sich über die übertriebene Sprache des Barons beschwerte und versicherte, das Volk habe alles Vertrauen zu der Regierung, so setzte er sich unter donnerndem Beifall nieder. Hr. von Anckarswärd appellirte gleichfalls an das Volk: „Meine Stimme," sagte er, „ist nur das Echo von ganz Schweden. Den Männern von 1809 kocht das Blut in den Adern, wenn sie den unglücklichen Gang der Regierung seit 16 Jahren betrachten, wenn sie bedenken, wie unfruchtbar die Revolution war, wie alle ihre theuersten Hoffnungen zu Schanden gingen. Die Welt zeigt uns überall das Schauspiel des Kampfes zwischen Despotismus und Freiheit. Wehe den verblendeten Ministern, welche nicht einsehen, welches die Sache ist, die endlich triumphirt! Wehe denen, die um eine kleinliche Ehrsucht zu befriedigen, den Thron untergraben, welchen sie zu stützen vorgeben!" Die ministeriellen Sprecher ermangelten nicht, sich wider diese Beschuldigungen zu erheben und das Wort für die Regierung mit Wärme zu ergreifen. Einer führte zu Gemüth, wie das Beispiel Spaniens, Portugals und Neapels die Schweden vor jedem Gedanken an ähnliche Veränderungen abschrecken müßte. Dagegen verwahrte Graf Frölich die Opposition gegen den Vorwurf der Demokratie und bekämpfte mit Nachdruck den von dem Ministerium ausgesprochenen Grundsatz, daß Alles, was das Gesetz dem König nicht verbiete, erlaubt sey. Dieß waren die kleinen Auftritte, welche die geschäftigen Tage der ständischen Initiative belebten.

Nachdem dieser verhängnißvolle Termin verstrichen war, wurden die nächsten zwei Wochen der vorläufigen Erörterung der Vorschläge gewidmet, welche man nicht Zeit gehabt hatte, zu entwickeln. Die einen wurden vertagt, die andern auf die Tafel gelegt oder unmittelbar an die kompetenten Ausschüsse verwiesen. In der Adelskammer gaben die Angriffe des Hrn. von Ribbing auf das Budjet Anlaß zu einer heftigen Diskussion; Graf Posse bekämpfte dieselben mit Bitterkeit. Hr. von Ribbing behauptete, die Politik der Regierung bestehe in den drei Worten: Schweig und zahle. Die Verhandlung über den Vorschlag des Grafen Hamilton rücksichtlich der Abschaffung der Feste, die nicht auf den Sonntag fielen, war nicht weniger lebhaft. Dieser Versuch einer Reform, zog dem Grafen viele Persönlichkeiten zu. Hr. von Posse bemerkte, die Werktage würden eben nicht so gut angewendet, daß man sich so sehr vor den Festtagen zu fürchten hätte. Ein Redner meinte, die Rechte des Gottesdiensts ließen sich nicht wie Eisenstangen auf die Wage legen. Ein Andrer hielt eine Predigt über die Nothwendigkeit der Religion im Staat. Die Motion fand nur einen einzigen Vertheidiger; sie wurde damals vertagt und in der Folge definitiv verworfen, nachdem der Bischof Tegner einen sarkastischen Bericht darüber erstattet hatte.

Im Verlauf der Prüfung des Budjets, kündigte der Staatsrath Baron von Norden die Absicht der Regierung an, in der Militärorganisation, wie sie von Karl XI im J. 1680 eingeführt worden war, einige Veränderungen eintreten zu lassen; namentlich in Bezug auf die Militärlehen (bostall), an deren Stelle ein Sold in Geld gesetzt werden sollte. Alsbald entspann sich eine Diskussion

über das Militärbudjet; Graf Frölich ließ einen Zweifel fallen, ob die Vertheidigungsmittel, welche Schweden Rußland entgegensetzen könnte, das zumal Schweden und Europa zu zermalmen drohte, auch hinreichend wären. „Ich weiß nicht," sagte er, „wie wir es machen müssen, um dieser Macht zu widerstehen!" Bei diesen Worten brach ein allgemeiner Unwille in der Versammlung aus, und es bedurfte mancher Hammerschläge des Reichstagsmarschalls, bis der Tumult sich besänftigte, und der unbesonnene Redner seinen Vortrag vollenden konnte. Der schwedische Patriotismus fühlte sich tief verletzt; eine Menge Mitglieder erinnerten an den alten Ruhm Schwedens und die Heldenthaten seiner Söhne. Hr. von Anckarswärd, ohne Theil an der Diskussion zu nehmen, beklagte sich über die Vermehrung des Kriegsbudjets; „Hüten wir uns," sagte er, „temporäre Zuschüsse zu bewilligen; wir werden uns damit nur eine bleibende Last aufladen." Auch erklärte er sich gegen die große Anzahl und die hohen Besoldungen der Generale und Oberoffiziere, die bei einem Nationalheer, welches wie das schwedische kolonisirt sey, doch nur von geringem Nutzen seyn könnten, während ihnen das Interesse der untern Grade geopfert würde: „Glauben wir," schloß er, „mit diesem unnützen Luxus den auswärtigen Mächten zu imponiren? Wir müssen uns geben als Das, was wir sind, als ein armes Volk und ein armes Reich!"

Noch stürmischer war die Sitzung am folgenden Tag, aus Veranlassung einer Motion des Grafen Horn, betreffend die Abschaffung des Instituts der Pferdposten, namentlich der königlichen Post (kungsskjuts). Die energischen Ausdrücke des Grafen über die Unbilligkeit, den Landleuten die Reisen des Königs und seines Hauses so wie den Transport von Staatseffekten aufzubürden, wurden Gegenstand einer scharfen Kritik von Seite des Grafen Posse, der eine förmliche Protestation dawider auf dem Bureau niederlegte, auf welches sogleich ein Haufe von Kammerherren, Präfekten und andern Staatsdienern zustürzte, so daß bald 108 Unterschriften auf dem Papier prangten.

Um diese Zeit sandten mehrere Mitglieder des Bauernstandes der Verfassungskommission versiegelte Anträge auf Anklage gegen die Minister zu, wie dieß bereits Hr. von Anckarswärd in der Adelskammer gethan hatte. Ein solches Aktenstück kommt immer unmittelbar an die Kommission, ohne daß das Plenum zuvor davon Einsicht nehmen kann; die andern Anträge wurden nach mehr oder weniger langen Berathungen gleichfalls den Kommissionen überantwortet. Allein mit diesen Motionen ist es eine eigene Sache; viele derselben erschienen gar nicht mehr auf dem Reichstag, keine einzige mehr in ihrer ursprünglichen Form; liegt eine Motion einmal vor dem Ausschuß, der sie angeht, so kann nicht mehr über sie, sondern nur über den Bericht, der zu gleicher Zeit den vier Ständen vorgetragen wird, berathschlagt werden. In diesem Bericht trägt der Ausschuß auf Annahme oder Verwerfung des Vorschlags an, er kann sogar denselben ganz umgestalten, dazu oder davon thun, was ihm gut dünkt, und die Stände dürfen daran Nichts abändern; so wie er ist, müssen sie ihn annehmen oder verwerfen; höchstens können sie ihn noch einmal an denselben Ausschuß zurückschicken, und jetzt erst, wenn ein zweiter Bericht erstattet ist, also die dritte Diskussion vorgenommen wird, können sie daraus machen, was sie wollen. Natürlich kommt eine Frage selten durch diese dreifache Barriere von Formalitäten, wobei kein Gesetz den Ausschüssen die Zeit bestimmt, wenn sie ihre Berichte zu liefern haben." An einen schnellen Geschäftsgang läßt sich somit in Schweden nicht denken, da jede Frage, die im Schoß von vier Versammlungen verhandelt wird, zwölf Diskussionen durchmachen muß, und vier und zwanzigmal vertagt werden kann, ehe ihr die königliche Sanktion angedeiht.

Als der Finanzausschuß nicht gleich in den ersten Tagen des Januars seinen Bericht erstattete, so beschuldigte die Opposition das Ministerium, es beabsichte einmal wieder, nach seiner gewöhnlichen Taktik, die Stände so lange mit Nebenfragen zu beschäftigen, bis die gesetzliche Frist des Reichstags bald verstrichen sey, um das Budjet erst in einem Augenblick zur Berathung zu bringen, wo die meisten Mitglieder, der langen Abwesenheit von ihren Geschäften überdrüssig, sich nach Haus zu den Ihrigen zurück sehnten. Da die gesetzliche Dauer des Reichstags vier Monate sey, bemerkte Hr. von Hjerta in der Adelskammer, also jede fernere Verlängerung von der Willkür der Krone abhänge, so riskire man, daß der König, wenn nach Verfluß dieser Zeit das Budjet noch nicht votirt worden, die Versammlung verabschieden und von dem ihm unter diesen Umständen zustehenden Recht, mit dem alten Budjet zu wirthschaften, Gebrauch mache. Er schlug deßhalb vor, dem Finanzausschuß zur Berichterstattung über die Einnahmen den 24 Januar und über die Ausgaben den 10 Februar als Termin zu bestimmen. Diese Motion, welche die ministeriellen Redner als beleidigend, theils gegen die Finanzkommission, theils gegen die Minister Se. Majestät darstellten, ging indessen mit einer Majorität von 153 gegen 137 Stimmen durch. Hr. von Anckarswärd, welcher diesen ersten Vortheil gern benutzt hätte, verlangte, daß das Budjet von 1823 mit Beseitigung aller vorgeschlagenen Zugaben zur Grundlage genommen werden sollte. „Das Bedürfniß des Geldes", sagte er, „ist das einzige wirkliche Band, welches die Verwaltung noch an das Volk knüpft; zerbrechen wir dieses und sie vernichte dann ihrerseits alle die moralischen Bande, welche sie aufhalten sollten; so lernen wir wenigstens einander vollends kennen!" Diese Motion trieb denn doch die Sache gar zu sehr auf die Spitze; sie wurde allgemein bekämpft, und der Marschall weigerte sich, sie als verfassungswidrig zur Abstimmung zu bringen.

An demselben Tag *), an welchem Hr. von Hjerta mit jener Motion in der Adelskammer auftrat, legte Anders Danielson dieselbe in einer noch entschiedenern Form und mit dem Zusatzartikel des Hrn. von Anckarswärd dem Bauernstande vor. Der Bauernstand nahm die Maßregel ohne Widerspruch an und lud die drei andern Stände offiziel zum Beitritt ein. Allein die Geistlichkeit und der Bürgerstand verwarfen sie vorweg. Letzterer erklärte sogar solche Restriktionen mit der Freiheit der Ausschüsse für unverträglich, so daß es im Grunde der Zurückweisung von Seite des Adels, der bei seiner vorigen Ansicht beharrte, nicht einmal mehr bedurfte. So scheiterte dieser Angriff gänzlich. Die Bauern, beleidigt durch den Vorwurf der Bürger, daß ihr Ansinnen unstatthaft sey, baten sich von diesen nähere Erklärungen aus. Die Bürger antworteten ihnen aber,

*) 9 Januar 1829.

Dieß bleibe ihre Meinung, und andere Erklärungen hätten sie nicht zu geben.

Diese ernsten Beschäftigungen unterbrach einen Augenblick die Entbindung der Gemahlin des Thronfolgers von einem Prinzen, dessen Geburt der Welt mit 1024 Kanonenschüssen angekündigt wurde. Die Generalstaaten, durch 15 Mitglieder jeden Standes repräsentirt, hatten die Ehre, bei der Taufe als Pathen zu figuriren.

Im Monat Februar setzte der Reichstag seine Arbeiten mit unermüdeter Thätigkeit fort. Der wichtigste Gegenstand, der jetzt vorkam, war die Einführung einer neuen Liturgie. Wider Erwarten sprach sich die Opposition ziemlich gemäßigt aus. Jedermann schien über die Vorzüge des neuen Psalters vor dem alten einverstanden, nur glaubten Einige, der Gebrauch desselben sollte nicht für alle Kirchen verpflichtend seyn. Der Bischof Wallin und der berühmte Historiker Geyer protestirten namentlich aus dem Gesichtspunkt der protestantischen Freiheit gegen eine Verfügung dieser Art. „Aber," entgegnete der Bischof Tegner, der Verfasser der neuen Uebersetzung, „die Nothwendigkeit der Vervollkommnung ist auch eine der Grundfesten des Protestantismus. Der Glaube der Söhne kann derselbe seyn wie der Glaube der Väter, ohne daß der Ausdruck des Glaubens der nämliche ist. Der neue Psalter ist bereits von der Mehrheit der Nation angenommen; die Einheit der schwedischen Kirche darf nicht auf's Spiel gesetzt werden." „Die Einheit," meinte der Pfarrer Ledman, „besteht nicht im Buchstaben, sondern im Geist." „Wenn Gustav Wasa und Lorenz Petri *) sich an solchen Kleinigkeiten gestoßen hätten," sagte der Pfarrer Broom, „so würden wir das Joch des Katholicismus nie zerbrochen haben." Kurz der Adel, die Geistlichkeit und der Bauernstand ertheilten ihre Zustimmung. Da nun, außer bei Verfassungsfragen, immer drei Stände hinreichend sind, einem Vorschlag Gesetzeskraft zu geben, so vermochte die entgegengesetzte Abstimmung des Bürgerstandes Nichts dawider. (Forts. folgt.)

*) Der lutherische Apostel Schwedens.

Die Franzosen auf Madagascar.

Seit dem 18 September vorigen Jahrs weht die französische Flagge auf Madagascar. Es scheint, daß die durch den Tod des Königs der Owas, Radama, ausgebrochenen Unruhen die französische Regierung veranlaßten, ihre Ansprüche auf diese Insel, welche sich vom J. 1642 herschreiben, zu erneuen. Radama hatte, mit Ausnahme Rabesagnans, welcher in dem Theil der Insel gebietet, worin vormals das Fort Dauphin stand, und Beduks, des Fürsten der Gebirgsbewohner, alle Häuptlinge der Insel unterjocht, und begann, mit Hülfe der Engländer, Civilisationsplane in seinem Reich auszuführen, als ihn am 27 Juli 1828 seine Gemahlin Ranawala-Manschoka mit Gift aus der Welt schaffte, um mit ihrem Buhlen, einem Afrikaner von seltener Schönheit, dem Sohn Dessen, der im J. 1820 die Sklaven auf St. Mauritius aufzuwiegeln gesucht hatte, den Thron zu theilen. Bis jetzt weiß man, daß der Befehlshaber der französischen Expedition, Kapitän Gourbeyre, Tintingue und Tamatawa weggenommen hat. Später verbreiteten sich ungünstige Gerüchte, die sich jedoch nicht bestätigten, an deren Wahrheit also wohl zu zweifeln ist. Bei den gegenwärtigen Zerwürfnissen der Insulaner und dem Mißtrauen eines Theils derselben gegen die Engländer, die den verstorbenen König bei seinen Eroberungen mit Artillerie und Munition unterstützten, während die Königin Ranawala-Manschoka, aus Besorgniß sie möchten Jenen zu rächen beabsichtigen, sie fern hält, dürften die Franzosen ein leichtes Spiel haben, ihren Einfluß geltend zu machen. Ehedem war Fort Dauphin der Hauptsitz der französischen Niederlassung auf Madagascar; jetzt soll es das gesündere Tintingue werden, wiewohl Tamatawa, dessen Höhen Radama schon sich zu einer Feste ersah, die er mit Batterien von schwerem Kaliber besetzte, durch seine Lage vielleicht zu jenem geeigneter wäre. Als ein Ort, der eine Belagerung zu Wasser und zu Land aushalten kann, muß Tamatawa nothwendig der Kriegshafen der Kolonie werden. Im Fall eines Kriegs mit England finden die französischen Schiffe hier einen Anhaltspunkt in den indischen Meeren, den ihnen die Insel Bourbon nicht darbietet.

Madagascar kann mit Sumatra, Java und den grosen Sundainseln verglichen werden; die Ansicht des Landes, die Beschaffenheit des Bodens, die Bäume, bis auf die Sitten und Gebräuche, und selbst die Sprache der Eingebornen hinaus hat Alles Züge gegenseitiger Verwandtschaft. Zwar ist Madagascar einem verderblichern Klima unterworfen, als eine dieser Inseln; aber es verdient vor ihnen den Vorzug, weil es Europa um 2000 Stunden näher liegt. Für Frankreich empfiehlt es sich namentlich wegen des Indigobaues, der daselbst mit Vortheil betrieben werden kann. In unsern Tagen ist Jedermann genöthigt, dieses kostbare Produkt auf den englischen Märkten zu holen, auf welche es aus Indien gebracht wird, nachdem Brasilien beinahe ganz aufgehört hat, sich mit Erzeugung dieses Artikels zu beschäftigen. Der Indigo wächst aber am Liebsten an Flüssen, namentlich in Gegenden, welche Ueberschwemmungen ausgesetzt sind. Daher sein Gedeihen in Bengalen. Ihn am Senegal zu acclimatisiren, wollte bisher nicht gelingen; in Amerika hindern es die unaufhörlich wiederkehrenden Revolutionen. Madagascar mit den zahlreichen Flüssen, die es nach allen Richtungen bewässern, der unerschöpflichen Fruchtbarkeit seines Bodens, scheint daher zum Indigobau wie einzuladen. Außerdem besitzt diese Insel die edelsten Metalle. Der Fluß Yvoubron, der dem grünen Hügelland von Tamatawa wunderbare Reize leiht, wälzt Gold in seinem Sand. Die Owas bringen viel Goldstaub, den sie an den Ufern dieses Flusses sammeln, in den Handel. Ohne Zweifel schließen die Berge im Innern, welche bald dem industriellen Forschungssinn der Europäer nicht mehr unzugänglich seyn werden, Goldminen in ihren Eingeweiden ein. In Loukar, einem Dorf in der Nähe von Fort Dauphin, fällt das offenbar eisenhaltige Erdreich auf; doch möchte an einer Ausbeute von Eisen einer angehenden Kolonie so gar Viel nicht gelegen seyn; die Einwohner selbst scheinen diesen Reichthum gar nicht zu ahnen, da sie nicht einmal eiserne Ackergeräthe haben und im Handel sehr auf Eisen erpicht sind. Wichtiger vielleicht wäre der Bergkrystall, auf welchen man überall stößt; der so süßriechende Amber, welchen das Meer auswirft; die Harze und Rauchwerke, die mit denen Arabiens wetteifern, und die herrlichen Früchte der heißen Zone, die an den gigantischen Bäumen hängen und zum Genuß auffordern. Die Bergbienen destilliren den so seltenen grünen Honig im Ueberfluß; die Eingebornen gewinnen daraus ein treffliches Wachs. Von Reis, und Gerste liefert der fast unbearbeitete Boden reiche Erndten.

Allein auch mit der Verderblichkeit des Klima's sieht es nicht ganz so schlimm aus. Nach dem Zeugniß aller Europäer, die sich in das Binnenland wagten, sind die höher gelegenen Orte und die Ebenen, überhaupt alle trockenen Gegenden, wo man keinen Reis baut und wo es keine Moräste giebt, keineswegs ungesund. Tananariwa (Emirne) erfreut sich einer angenehmen und gesunden Temperatur, und das bengalische Sumpffieber ist hier unbekannt. Unter dieser Hauptstadt Radama's hat man sich indeß keine Stadt vorzustellen, sondern einen Haufen von Dörfern, wo die Hütten unter den Bäumen umher zerstreut liegen, und die Kleinheit der menschlichen Wohnungen mit der Großartigkeit der Pflanzenwelt sonderbar kontrastirt. Ein gesunder und lieblicher Aufenthaltsort ist auch die Berggegend, in der Beduck residirt; man athmet daselbst eine so reine Luft, daß die Eingebornen, welche sich nach Fort Dauphin begeben, um ihren Gummi, ihre getrockneten Früchte, ihren Honig, ihr Wachs gegen Gewehre, Schießpulver und indische Baumwollenzeuge umzutauschen, so gut als die Europäer ein Opfer der pestilenzialischen Ausdünstungen werden, welche aus den Morästen von Lukar, Sainte-Luce, Fort Dauphin und in dem Gebiet von Rabesagnan aufsteigen. Den Reisbau betrachtet man mit Recht als die Hauptursache dieses Uebels. Die indolenten Madecassen, deren Glück darin besteht, vom Sonnenaufgang bis zum Abend im Schatten ihrer Bäume oder am Ufer ihrer Flüsse und Seen ausgestreckt zu träumen, denken natürlich nicht daran, die wuchernden Wasser durch Dämme zu beschränken; es ist ihnen vielmehr gerade lieb, daß sie ein schlammiges Land haben, worin sie, ohne daß es der Mühe einer künstlichen Bewässerung bedarf, das zu ihrem Unterhalt erforderliche Quantum Reis säen können, das ihnen ihre Ochsen dann einstampfen müssen. Man dürfte nur den vielen Flüssen, denen das hohe Meeresufer keinen Durchgang gestattet, und die sich deßhalb in Seen verwandeln, einen Ausfluß öffnen, und sie in bestimmte Betten einzwängen, während man den Bau des Reises

auf das Bedürfniß beschränkte; so müßte sich gewiß Madagaskar bewohnbar und colonisirbar machen lassen. Dieß ist bei einer Insel, die (nach dem Bericht eines englischen Residenten am Hofe Radama's) 2,800,000 Einwohner zählt, doch gewiß der Mühe werth! In der Barbarei der Eingebornen, unter denen ein Reformator wie Radama erstehen konnte, liegt gewiß kein absolutes Hinderniß der Civilisation. Wahrscheinlich hat man ihre Barbarei etwas übertrieben; wenigstens war es falsch, wenn man sie ohne alle Religion darstellte. Ja, die Owas sind nicht einmal eigentliche Polytheisten. Sie erkennen als Gottheit nur zwei Genien, deren einer, Schankar, das Gute, der andere, Agathic, das Böse repräsentirt. Beide bekämpfen einander immerwährend; Schankar erzeugt im Herzen die tugendhaften Neigungen, Agathic das Laster und das Verbrechen. Der Richter, der eine Todesstrafe ausspricht, überantwortet den Frevler dem Agathic. Dem Letztern werden Menschenopfer gebracht; ein Aberglaube, welchen Radama abzustellen sich alle Mühe gab, was ihm jedoch nur zum Theil gelang; so wie er auch einen andern Aberglauben, nämlich Kinder, die unter einem angeblich unglücklichen Gestirn geboren sind, den reißenden Thieren hinzuwerfen, nicht ganz auszurotten vermochte. Wenn ein Owas seinem Feind das Schlimmste wünschen will, was er weiß, so sagt er: „Möchtest Du ein Kaiman werden, oder in die Hände Agathics fallen!“ Radama weihte dem Schankar in Tananariwa einen Tempel; Mauern und Gewölbe davon sind das Werk eines Baumeisters von St. Mauritius, desselben, der den Palast des Sultans, eine elegante und geräumige Wohnung, nach Art der Kolonialhäuser, erbaute. Das Innere des Tempels ist fast leer; man brennt darin Wohlgerüche zu Ehren des guten Genius. Auf einer der Wände sieht man ein grobes Fresco, wo er dargestellt ist, wie er mit Agathic kämpft. Schankar trägt eine Sternenkrone, in deren Mitte eine Sonne strahlt. Agathics Stirn schmückt ein Diadem mit blutenden Menschenschädeln, auf Dolchen herum gesteckt, die von garstigen Schlangen gehalten werden. Auf einem zweiten Gemälde erscheint Schankar auf der Erdkugel stehend; er hat den Agathic überwunden, der, seine erlöschende Rache ausschnaubend, dem Abgrund zuflieht. Tananariwa enthält noch einige andere Gebäude, die Radama unter der Leitung von Europäern, mit Hülfe der Tausende seiner Kriegsgefangenen aufführen ließ, die seinen Einladungen in den Zeitungen auf Insel Bourbon und St. Mauritius gefolgt waren. Ohne Uebertreibung läßt sich behaupten, daß Tananariwa unter seiner Regierung wenigstens 50,000 Einwohner zählte.

Die englischen Kooperativ-Vereine.

(Mitgetheilt aus der Schweiz.)

Das Decemberheft der Revue britannique v. J. 1829 enthält einen dem Quarterly Review enthobenen Aufsatz über verschiedene mehr oder weniger nach den Prinzipien des sogenannten Kooperativsystems zu Stande gekommene Vereine, der in hohem Grade die Aufmerksamkeit aller Menschenfreunde erregen kann, und der daher auch in der Schweiz vielseitige Prüfung verdient. Wir wollen indessen hier weder von den neuen amerikanischen Genossenschaften noch den landwirthschaftlichen Armenkolonien in den Niederlanden reden, deren günstige Resultate jener Aufsatz ebenfalls darstellt, weil einerseits die Nachrichten über die erstern sehr widersprechend lauten und dieselben immerhin unter ganz besondern Lokalverhältnissen bestehen, und andrerseits die letztern zu sehr von den eigentlichen Kooperativ-Associationen abweichen. Wir beschränken uns auf einige Bemerkungen über diejenigen Verbündungen, deren erste vor wenigen Jahren allerlei Arbeitsleute zu Brighton gestiftet haben, und deren Anzahl nun bereits auf hundert gestiegen seyn soll. Es sind dieselben um so beachtenswerther, da sie als wahre Kooperativ-Vereine anzusehen sind, indem sie, alle fremde Unterstützung oder Leitung verschmähend, ihre ganze Wirksamkeit einzig und allein in der gemeinschaftlichen Verbindung der industriellen Kräfte unter den freiwillig zusammengetretenen Mitgliedern finden wollen. Krönte diese Vereine ein günstiger Erfolg, oder lassen die angenommenen Prinzipien einen solchen erwarten, so müßte eine allgemeine Verbreitung derselben als eine der wichtigsten und wohlthätigsten Institutionen eben so leicht als wünschenswerth erscheinen.

Die Grundsätze und Anordnungen dieser Vereine, wie sie die monatlichen Blätter der Brigthongesellschaft selbst zu erkennen geben, sind im Wesentlichen folgende:

Alles Elend, in dem die große Masse der arbeitenden Klasse schmachtet, kommt einzig daher, daß sie je mehr und mehr nicht für sich, sondern für Andere arbeitet. Die Maschinen, welche von ihr hauptsächlich ausgingen, weit entfernt, wie man wähnte, den Arbeiter zu erleichtern und den Ertrag seiner Anstrengung zu erhöhen, haben ganz die entgegengesetzte Wirkung gehabt, und einzig Andern, den Reichen, denen die Maschinen gehören, genützt. Der Arbeitslohn ist fortdauernd gesunken, und so, daß dem Arbeiter nur noch 1/4 oder gar nur 1/3 seiner Arbeit als Lohn zufällt, und die Meisten auch kümmerlich nicht leben können, sondern der Unterstützung bedürfen. — Die Arbeit ist freilich die Quelle alles Wohlstandes, doch dann nur, wenn der Ertrag dem Arbeiter zufließt. Um also zu helfen, muß die gegenwärtige unnatürliche Lage der arbeitenden Klasse (das vos non vobis) aufhören; sie muß unabhängig werden und die Früchte ihrer Arbeit selbst ernten. Da Dies nun ohne Besitz von Kapitalien unmöglich ist, so muß sie durch Ersparnisse sich allmählig solche verschaffen; nicht aber, indem sie dieselben in Sparkassen bringt, die karge Zinsen vergüten, sondern indem sie daraus einen eignen Fond bildet und diesem sogleich und selbst eine industrielle Verwendung giebt. Träten z. B. 100 fleißige und sparsame Arbeiter zusammen und legten jeder wöchentlich 1/2 fl. ein, so kaufe man sofort Waaren, welche die Glieder der Verbündung täglich brauchen, und aus jenem Vereinslager nun kaufen sollen. So trägt das Geld nicht 3 oder 4, sondern 30 und 40 Proc.; und der Fond steigt vermittelst dieser Gewinnste in einem Jahr schon auf 4 und 5000 fl. Später wird ein Theil desselben zur Anschaffung von Gewerbsmaterialien verwendet; der Verein läßt durch einzelne Glieder Schuhe, Kleider ꝛc. verfertigen und bezahlt diesen den gewöhnlichen Lohn. Alle Mitglieder verpflichten sich zum Kauf, und der Gewinn, den sonst der Fabrikant bezieht, fließt wieder der Gemeinkasse zu. So erlangen immer mehrere und zuletzt alle Glieder des Vereins Unabhängigkeit und Selbstständigkeit; sie beziehen einen ungeschmälerten Lohn, und der Fabrikgewinn kommt überdies der Gesammtheit zu; die regelmäßigen Ersparnisse erzeugen auf diese Weise also in Kurzem ein bedeutendes gemeinsames Kapital oder Vermögen, das sie zuletzt in den Stand setzt, entweder durch Ankauf von Liegenschaften eine selbstständige und wirkliche Gemeinde zu bilden, oder aber ihre industrielle Thätigkeit fortdauernd und stets zu ihrem Vortheil zu erweitern. Es wird durch solche Verbündungen möglich, daß künftig der Arbeiter die Früchte seines Schweißes selbst genießt, daß die Fortschritte der Industrie ihm und nicht dem müßigen Kapitalisten zu gut kommen, daß er sorgenfrei alten und kranken Tagen entgegensehen kann — denn der Socialfond ist zugleich bestimmt, Den zu unterhalten, der nicht arbeiten kann, so wie die Wittwen und Waisen der verstorbenen Mitglieder zu unterstützen — und daß er nicht wie bisher übermäßiger Anstrengung unterliegen muß, sondern daß auch ihm vielmehr einige Zeit zu Theil wird, die er der Ausbildung seines Geistes widmen kann.

Wir brauchen nicht zu erinnern, daß die eben bezeichneten Wirkungen dieser neuen Kooperativ-Gesellschaften die sind, welche sie verheißen, nicht aber die sich bereits ergeben haben. Die älteste derselben besteht erst seit drei Jahren; die meisten sind kürzlich erst entstanden; vieljährige Erfahrung nur kann aber faktisch die Trefflichkeit solcher Institutionen darthun. Zudem bleibt stets zu unterscheiden, was dem wesentlichen Prinzip einer Einrichtung und was zufälligen Umständen zuzuschreiben ist. Die erste oder eigentliche Brightongesellschaft nimmt mit großer Vorsicht nur solche Leute als Glieder auf, die tüchtig, fleißig, mäßig und sparsam sind. Träge und Liederliche haben bisher ihren Fortgang nicht gestört; ihre wenigen Kranken unterstützte sie durch außerordentliche Beiträge; Alte, so wie Wittwen und Waisen hat sie bis dahin noch keine erhalten müssen. Es ist endlich nicht zu übersehen, daß alle freiwilligen Vereine nicht nur eine Auswahl der Theilnehmenden voraussetzen, sondern an sich einen bedeutenden moralischen Einfluß auf dieselben ausüben und ihre Willenskraft stärken. Und so beachtungswerth dieser ermunternde Einfluß ist, der dem Associationsgeiste überhaupt zukommt, und so wirksam er sich zeigt, um durch solche Verbündungen den Zustand der menschlichen Gesellschaft zu verbessern, so sind diese allgemeinen Wirkungen doch sorgfältig von denen auszuscheiden, die das besondere Prinzip eines speziellen Vereines zur Folge hat.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 245. 2 September 1830.

Der schwedische Reichstag von 1828 bis 1830.

4. Die Opposition.
(Fortsetzung.)

Um uns nicht zu lang mit dem kleinen Krieg aufzuhalten, den die Opposition bei jedem Anlaß gegen die Regierung eröffnete, aus dessen Geschichte wir ohnehin noch manche Einzelheiten sonst mitzutheilen Gelegenheit finden werden, gehen wir sofort auf die Hauptfeindseligkeiten über, die Anklage gegen das Ministerium und die heftige Debatte über die Verantwortlichkeit desselben.

Wie wir sahen, war schon zu Anfang der Sitzung die Versetzung der Minister in Anklagestand eingeleitet worden, und es ließ sich zum Voraus erwarten, daß bei der darüber bevorstehenden Diskussion die Opposition ihre ganze Kraft aufbieten würde. So geschah es denn auch. Der Kampf begann zu Ende Aprils und währte fort bis tief in den Sommer hinein. Das erste Lärmsignal ward erhoben, als der mit einigen südamerikanischen Freistaaten abgeschlossene Verkauf schwedischer Kriegsschiffe, welchen die Vorstellungen Rußlands und Spaniens rückgängig gemacht hatten, zur Sprache kam. Der Neukauf war einmal mit ansehnlichen pekuniären Nachtheilen für Schweden verbunden gewesen, und dann hatte das Ministerium aus Nachgiebigkeit gegen fremden Einfluß sein Wort gebrochen! Eine Geschichte, welcher der Opposition reichen Stoff darbot, mochte man nun die strafbare Vergendung der Staatsgelder, oder die Verkennung der schwedischen Nationalehre in Betracht ziehen! Nichts desto weniger fand die Finanzkommission, die mit der Prüfung der deßhalb geführten Verhandlungen beauftragt war, Alles in der Ordnung, und, indem sie von der politischen Bedeutung der Frage ganz und gar abstrahirte, beschränkte sie sich darauf, die Aufmerksamkeit des Reichstags auf einige Rechnungsfehler hinzulenken, woraus sich die Unterschlagung einer nicht beträchtlichen Summe durch den mit dem Handel beauftragten Beamten ergab. Der Bürgerstand beruhigte sich unbedenklich bei der Ansicht der Kommission, der er ohne Diskussion beitrat. Und nicht Viel fehlte, so wäre es damit vor dem Bauernstande eben so gegangen; denn als eines Tags die vornehmsten Mitglieder von der Opposition in einer benachbarten Schenke saßen, schickte sich der Sprecher im Einverständniß mit den ministeriellen Deputirten an, schnell darüber abstimmen zu lassen. Zwar befand sich ein liberaler Bauer im Saal, welcher auf die Zurücksendung des Kommissionsberichts antrug, aber er wußte sein Begehren nicht zu motiviren; und schon wollte man zur Abstimmung schreiten, als die Abwesenden indeß Wink bekommen hatten, und noch zeitig genug herbeieilten, um der Kommission und der Regierung den Fehdehandschuh hinzuwerfen. Eine Mehrheit von zwanzig Stimmen sprach die Unzulänglichkeit des Kommissionsberichts aus. Da auch die Geistlichkeit das Ministerium im Stich ließ, und in der Adelskammer die Minister und deren Anhänger auf die stärksten Sachen, die ihnen Baron Anckarswärd sagte, stumm blieben, so feyerte die Opposition einen ihrer glänzendsten Triumphe.

Fünf Tage darauf *) erneute das Ministerium die Diskussion. Der Graf Mörner beschwerte sich über die Verlegenheiten, welche man der Regierung immer errege, und über das Mißtrauen, das man zu ihren guten Absichten hege. Er wollte, sagte er, man ahmte das Betragen der Römer nach der Schlacht bei Cannä gegen Varro nach. Mehr persönlich wider den Baron Anckarswärd war die Rede des Grafen Wetterstedt gerichtet; der Minister beklagte die Ungerechtigkeit und Scheelsucht der Opposition, und zählte die von der Regierung seit 20 Jahren geleisteten Dienste auf, wofür er die Nachsicht der Stände für den Handel von 1825 in Anspruch zu nehmen schien. Hr. von Anckarswärd entgegnete ihm aus dem Stegreif in einem anderthalbstündigen Vortrag: „Ich hätte es können," fing er an, „wie die Minister machen, ein langes Stillschweigen beobachten und meine Antwort mit aller Kälte berechnen; aber ich ziehe es vor, sogleich zu antworten und wie ich kann." Hierauf suchte er sich umständlich gegen den Vorwurf der blinden Leidenschaftlichkeit zu rechtfertigen, welchen das Ministerium auf ihn gewälzt hatte. „Man hat behauptet," fuhr er fort, „das Zartgefühl hätte gefordert, daß man über gewisse Dinge schwiege; ich bin der Meinung, daß ein solches Zartgefühl sich für Männer nicht schickt, welche die Rechte des Volks zu vertheidigen berufen sind." Er widerlegte sodann alle Gründe der Vertheidiger des Neukaufs und erklärte, er würde sich lieber die rechte Hand abgehauen haben, als sich eine solche Schändlichkeit abtrotzen zu lassen. Dabei spielte er darauf an, wie der König selbst einen Widerwillen gezeigt, den Neukauf zu unterzeichnen, und wie er nur den ungestümen Vorstellungen seiner Räthe endlich nachgegeben hätte, und fragte, ob Dieß eine Probe des russischen Systems sey, von dessen Vortheilen die Mini-

*) 19 Mai.

ster das Volk auf diese Weise überzeugen wollten: „Mag auch,“ schloß er, „an unserer Nationalrepräsentation noch so Viel zu tadeln seyn, bis zu diesem Grad der Erniedrigung sind wir noch nicht gesunken, daß wir dem Ministerium, nach einer so offenbaren Verschlenderung der öffentlichen Gelder und nach einer so skandalösen Hintansetzung der Nationalwürde, noch für seine guten Absichten Komplimente machen werden. Schon traurig genug, daß eine solche Verwaltung so sicher auf Ungestraftheit rechnen kann! Es wäre doch gar zu hart, wenn das schwedische Volk, zu dem Geschick der Danaiden verdammt, die Früchte seines sauern Schweißes fort und fort in das Sieb der ministeriellen Unvermögenheit schütten müßte, ohne daß je im Schoß seiner Repräsentanten eine Stimme sich erhöbe, die ihm zum Organ diente! Für mich ist dieß ein heiliges Gesetz, das ich nie verletzen werde; solange in dem Rath des Königs noch ein Funken des Geistes der Willkür der letzten Gustave seyn wird, werde ich nicht schweigen. Ich bedaure, daß ich mich genöthigt sehe, eine neue Anklage gegen die Minister niederzulegen.“

Die Rede des Barons brachte in Stockholm einen tiefen Eindruck hervor, und das Publikum wartete mit Ungeduld auf den Kommissionsbericht über diese Anklage gegen den Staatsrath, welche zu gleicher Zeit durch den Bauer Wickman in dem vierten Stand vorgelegt wurde.

(Schluß folgt.)

Die Beduinen.

6. Krankheiten, Medicin 2c.

Die Krankheit, welche unter den Beduinen die größten Verheerungen anrichtet, sind die Pocken; ganze Lager sind durch diese furchtbare Seuche entvölkert worden. Wenn ein Erwachsener oder ein Kind von derselben befallen wird, schlägt man für den Kranken ein besonderes Zelt in bedeutender Entfernung von dem Lager auf; nur eine einzige Person, welche die Pocken bereits einmal gehabt hat, bleibt zur Wartung des Kranken. Die Inokulation ist unter den Aenesen wohl bekannt, noch mehr aber bei den Schemal und Kebli-Arabern. Diese Operation wird nur von Männern mit einer Nadel verrichtet, die sie zwischen dem Daumen und dem Vorderfinger halten: aber selten fällt man darauf, das Mittel anzuwenden, bevor die natürlichen Pocken bereits ihre Opfer hinweggerafft haben. Die Aenesen haben die Inokulation von den Bewohnern Syriens gelernt; in dem Innern der Wüste weiß man jedoch noch Nichts davon. — Die Vaccine, welche der britische Konsul Barker zu Aleppo zuerst in Syrien einführte, hat daselbst wenigstens unter den Christen und Juden sich allgemein verbreitet; im Jahr 1810 wurden allein zu Damascus neunhundert Kinder vaccinirt. Auch zu Bagdad ist die Vaccination günstig aufgenommen worden. Die Türken folgen dem Beispiel der Christen nur langsam, werden aber ohne Zweifel in wenigen Jahren gleichfalls die Wichtigkeit und Nothwendigkeit der Kuhpocken eingesehen haben.

Die Araber klagen häufig über Obstruktionen und Verhärtungen im Magen; der beständige Genuß der Kamelmilch wird als die Hauptursache dieses Uebels angesehen; und sie würden noch weit mehr leiden, wenn die purgirende Qualität ihres salzigen Wassers ihnen nicht einige Erleichterung gewährte. In diesen Fällen, so wie bei rheumatischen Leiden, ist die einzige Kur, welche die Araber kennen, das Kei, d. i. das Brennen der Haut um den Sitz des Schmerzes mit einem glühenden Eisen. Ich habe Personen gesehen, deren Leib mit den Spuren dieser Operation ganz bedeckt war, und es ist gewiß, daß dieselbe nicht selten wohlthätige Folgen hat. Zuweilen ziehen sie die Haut, statt dieselbe zu verbrennen, mit zwei Fingern empor, durchbohren sie dann mit einem heißen Eisen und stecken einen Faden durch das Loch, welcher die Wunde offen erhält, um die Eiterung zu befördern; Dieß nennen sie Ebelal. Viele nehmen statt des Eisens Sindianholz; eine Eichenart, die in großer Menge auf den Bergen von Heisch und Belka gefunden wird. Ein Zweig dieses Baumes wird über einem Mühlstein heiß gerieben; dann bedient man sich desselben auf die gleiche Weise, wie des Eisens, bei der eben beschriebenen Operation. Fieber sind von der Wüste nicht ausgeschlossen; das Entzündungsfieber heißt Chebve, das Wechselfieber Szechoun. Wenn die Kur nicht durch das Kei bewirkt wird, überläßt man den Patienten dem Rathschlusse der Vorsehung.

Augenkrankheiten kommen sehr häufig vor; aber obwohl gar keine Mittel gegen dieselben angewendet werden, findet man doch viel weniger Blinde unter den Beduinen, als in den Städten Syriens. Die Araber schlafen immer ganz in ihr Meschlach eingewickelt; Die Städter dagegen schlafen in Betten auf den hohen Terrassen ihrer Häuser und haben gewöhnlich das Gesicht unbedeckt; Dieß mag wahrscheinlich der Grund der in Aleppo und noch mehr in Damascus so häufigen Ophthalmie seyn.

Die Araber lassen nie zur Ader, indem sie eine Vene öffnen; sondern sie machen bei heftigen Kopfschmerzen Einschnitte in die Stirnhaut und ziehen auf diese Weise eine Quantität Blut aus dem Kopfe.

Die Lustseuche ist unter den Aenesen so gut als unbekannt; die Ahl el Schemal leiden jedoch häufig daran. Die Aenesen benutzen nie die Gelegenheiten zu Ausschweifungen, welche die Städte und Dörfer Syriens so häufig darbieten; wenn dennoch einer von ihnen angesteckt wird, so sendet seine Familie ihn in das Hospital nach Damascus oder Bagdad.

Den Aussatz oder wenigstens eine Art desselben sieht man noch immer, obwohl selten unter den Arabern. Ich hatte keine Gelegenheit einen Aussätzigen zu sehen, doch hörte ich, daß das Uebel in handgroßen weißen Flecken bestehe, welche auf verschiedenen Theilen des Körpers erscheinen, ohne daß die Haut dadurch im Geringsten rauh oder uneben würde. Manche werden mit dieser Krankheit geboren, Andere werden erst in ihrem zwanzigsten oder dreißigsten Jahre von derselben befallen. Wenn die weißen Flecken sich auf den Wangen zeigen, so fällt in den meisten Fällen der Bart aus, was immer als eine große Schande gilt. Nie ist der Aussatz geheilt worden. Die Araber behaupten, daß er in einer Familie, in welcher er einmal eingewurzelt sey, sich nicht wieder ausrotten lasse; doch vererbe er sich nicht unmittelbar vom Vater auf den Sohn, sondern springe von dem Großvater auf den Enkel über. Nichts kann der Schmach gleichen, welche an dem unglücklichen Leidenden haftet; kein Araber wird neben einem Aussätzigen schlafen, oder von demselben Gerichte mit ihm essen.

Das Zahnweh ist unter den Beduinen unbekannt; sie besitzen ohne Ausnahme die vortrefflichsten Zähne.

Es giebt Einige unter ihnen, welche gebrochene Beine oder Arme wieder einzurichten verstehen; sie bedienen sich hiezu bei den Menschen, wie bei den Schafen und Ziegen einer Art Schiene, die Medschebber genannt wird.

Die Beduinen kennen einige Kräuter der Wüste, welche eine purgirende Wirkung haben; diese bilden die einzigen innerlichen Heilmitel, von welchen sie zuweilen Gebrauch machen. Dagegen ist das Vertrauen auf gewisse Worte, welche auf einen Streifen Papier geschrieben und von dem Patienten verschluckt werden, allgemein. Die große Masse einer so mäßigen Nation kann nicht anders als gesund seyn; aber die beständigen Anstrengungen einer nomadischen Lebensart übersteigen die Kräfte der in Jahren Vorgerückten; und jedem Reisenden muß die geringe Anzahl alter Männer auffallen, die man in den Lagern der Araber sieht.

Die Weiber leiden bei ihren Geburten nur wenig, und oft werden sie sogar unter freiem Himmel entbunden. Wenn Dieß vorkommt, reibt und reinigt die Mutter das Kind, sobald es geboren ist, mit Erde oder Sand, bindet es in ein Tuch und trägt es nach Hause. Wenn eine Schwangere die Annäherung der Wehen fühlt, während sie auf dem Kamel sitzt, so steigt sie ab, gebiert hinter dem Kamel, so daß Niemand sie sehen kann, und setzt sich dann sogleich wieder auf das Kamel. Die Kinder werden so lange gesäugt, bis sie festere Nahrung vertragen können, doch erhalten sie schon von dem vierten Monate an neben der Milch der Mutter auch Kamelmilch.

Unmittelbar nach der Geburt erhält das Kind einen Namen. Dieser wird von irgend einem zufälligen Umstande oder von irgend einem Gegenstande hergenommen, welcher der Mutter oder einer ihrer anwesenden Freundinnen gerade in die Augen fiel. So wird das Kind, wenn sich ein Hund in der Nähe befindet, wahrscheinlich Kelab, von Kelb, Hund, genannt; oder wenn es in der Nacht zur Welt kommt, Dhouyhhy, von Dhohhâ, die Nacht. Außer dem Namen Mohammed, der nicht selten ist, findet man unter den Beduinen wenig ächte muselmännische Namen, wie Hassan, Aly und dergl. Neben seinem eigenen Namen führt jeder Araber auch noch den Namen seines Vaters und den seines Stammes oder des Ahnherrn seiner Familie; so sagt man z. B. Kedua Ibn Gheyan el Schamsy, d. i. Kedua, der Sohn Gheyans, von dem Stamme Schamsy. Nie wird ein arabisches Kind einem Fremden mehr als seinen eigenen Beinamen sagen; indem es von Jugend auf ermahnt wird, seinen Familiennamen zu verbergen, damit es nicht irgend einem Feinde zum Opfer falle, der ein Recht zur Blutrache gegen den Stamm hat. Auch erwachsene Araber nennen nie ihren Familiennamen einem Fremden, von welchem Stamm er auch seyn möge.

In Bezug auf Erziehung kann man den jungen Aenesen mit vollem Rechte das Kind der Natur nennen. Seine Eltern überlassen ihn seinem eigenen freien Willen; selten züchtigen sie ihn, dagegen gewöhnen sie ihn von der Wiege auf an die Beschwerden und Gefahren des Nomadenlebens. Ich habe nackte Knaben mitten im Sommer um Mittag im glühenden Sande spielen sehen; sie liefen, bis sie ermüdet waren, und wenn sie in die Zelte zurückkehrten, so wurden sie ausgescholten, daß sie ihre Uebung schon verlassen. Statt den Knaben höfliche Sitten zu lehren, weist der Vater ihn an, den Fremden, welcher sich dem Zelte nähert, zu schlagen und mit Steinen zu werfen; Kleinigkeiten, die ihm gehören, im Scherz zu stehlen und zu verbergen; und je muthwilliger und unverschämter sie sind, je mehr sie Fremde, so wie alle Männer in dem ganzen Lager belästigen, um so mehr Lob erhalten sie, indem man hierin ein Vorzeichen ihres künftigen Muthes und Unternehmungsgeistes sieht.

Corsica.

7. Die Reise von Corte nach Bastia.

Während meines kurzen Aufenthalts zu Corte war mir so viel Freundliches erwiesen worden, daß ich diese Stadt, als meine Geschäfte in derselben beendigt waren, mit schwerem Herzen verließ. Gastfreiheit nicht bloß gegen Freunde und Bekannte, sondern auch gegen Fremde ist eine der ersten Pflichten, die dem Gemüth des Corsen eingeprägt wird; der Reisende mag an die Thür des ärmsten Landmanns klopfen, immer kann er gewiß seyn, den Mundvorrath des Eigenthümers zu theilen. Nur muß er sich wohl hüten, seinem Wirth Bezahlung anzubieten; Dieß würde als die ärgste Beleidigung aufgenommen werden.

Die Familien Polo und Rocco hatten lange einen glühenden Haß gegen einander genährt. Die erstere wohnte in dem Dorfe Tosa, die letztere zu Orbellara. Wichtige Geschäfte riefen das Haupt der Polo in die Nachbarschaft von Orbellara; und da er sein Haus plötzlich ohne alle Vorbereitungen verließ, so glaubte er, daß seine Feinde von seiner Reise keine Kenntniß erhalten würden. Als er im Begriff stand, nach Hause zurück zu kehren, hörte er jedoch, daß die Rocco sich in einen Hinterhalt gelegt hätten, um ihm aufzulauern. Der Tag neigte sich zu seinem Ende, und bald umgab ihn völlige Dunkelheit, während eines jener furchtbaren Gewitter ausbrach, die in dem südlichen Europa nicht selten sind.

Polo wußte nicht, wohin er seine Schritte lenken sollte; jeden Augenblick erwartete er, sich in der Mitte seiner Feinde zu sehen, denen er durch das Leuchten der Blitze so leicht entdeckt werden konnte. So, auf allen Seiten von Gefahren umgeben entschloß er sich endlich, an dem Hause seines Gegners Rocco anzuklopfen. Eine Dienerin erscheint. „Geh", sagt er zu ihr, „sage Deinem Herrn, daß Polo mit ihm zu sprechen wünscht." Bei diesem Namen, so gefürchtet von dem ganzen Haus, zittert die Magd vor Schreck. Endlich zeigte sich Rocco selbst und fragte Polo mit ruhigem Blick und fester Stimme, was er zu einer solchen Stunde von ihm begehre? „Deine Gastfreiheit", antwortete Polo, indem er hinzufügte: „Ich weiß, daß Mehrere von Deiner Hausgenossenschaft auf meinem Heimweg in Hinterhalt liegen, um mir das Leben zu nehmen; das Wetter ist furchtbar, und ich weiß nicht, wie ich dem Tod entgehen soll, wenn Du mir nicht diese Nacht eine Zufluchtsstätte gewährst." „Du bist willkommen", erwiederte Rocco; „Du läßt mir Gerechtigkeit widerfahren, und ich danke Dir dafür." Damit nahm er ihn bei der Hand und stellte ihn seiner Familie vor, die ihn kalt, aber höflich begrüßte. Nach dem Abendmahl wurde Polo in seine Kammer geführt. „Schlafe in Frieden", sagte sein Wirth, „Du bist hier unter dem Schutz der Ehre." Am folgenden Morgen, nach dem Frühstück, führte Rocco, der wohl wußte, daß seine Leute Polo auflauerten, seinen Gast zu einem Waldstrom, jenseit dessen er in Sicherheit seinen Weg fortsetzen konnte. Hier schieden sie und Rocco fügte, indem er von seinem Feind Abschied nahm, hinzu: „Indem ich Dich in mein Haus aufnahm, habe ich meine Schuldigkeit gethan. Du würdest unter ähnlichen Umständen mein Leben gleichfalls gerettet haben; hier hören aber die Pflichten der Gastfreundschaft auf. Du hast mich beleidigt; meine Feindschaft ist eine Zeit lang aufgehoben gewesen: aber sie lebt wieder auf, indem wir uns trennen; und ich erkläre Dir hier auf's Neue, daß ich mich zu rächen suchen werde. Wahre Du Dich dagegen, so gut Du kannst, so wie ich meinerseits gegen Dich auf der Hut seyn werde." „Höre", entgegnete Polo, „mein Herz ist überwunden und aller Groll darin erloschen. Verfolge Deine Racheplane, wenn Du es nicht anders willst; was mich be-

trifft, so werde ich nie meine Hände mit dem Blut eines Mannes beflecken, dem ich mein Leben verdanke. Ich habe Dich beleidigt, sagst Du; gut, vergiß es, und laß uns Freunde seyn!" Rocco stand einen Augenblick schweigend, dann umarmte er seinen Feind, und es erfolgte eine Versöhnung, welche sich über die beiden Familien erstreckte, die von nun an in dem besten Einverständniß mit einander lebten.

Diese Geschichte, so romanhaft sie scheint, wird an Ort und Stelle als die ungeschmückteste Wahrheit erzählt. Noch unglaublicher vielleicht, obgleich nicht weniger wahr, ist ein Vorfall, der erst vor wenigen Jahren sich ereignete.

(Fortsetzung folgt.)

Der Herzog von Cumberland.

Der Austritt des Herzogs von Cumberland aus der englischen Armee, in welcher er als Obrist der blauen Garde stand, erregt viele Aufmerksamkeit in London. Ein englisches Blatt bemerkt in dieser Beziehung: „Folgender Bericht kann, so viel wir wissen, als wahr angenommen werden: Bald nach der Thronbesteigung Sr. Majestät ersuchte der Herzog von Cumberland den König, ihm, als seinem Bruder, in Zukunft den goldenen Stab (the Gold Stick) ausschließlich zu übergeben. Der König erwiederte hierauf, daß er Solches schicklicher Weise nicht thun könne, da jene Würde von jeher unter den Obristen der drei Garde-Regimenter gleichmäßig gewechselt habe, und fügte noch bei, obwohl der Herzog sein Bruder sey, müsse er dessen Ansuchen als nicht der Ordnung gemäß betrachten, indem dasselbe, wenn es anders habe vorgebracht werden sollen, eigentlich von dem Herzog an den kommandirenden General (Lord Hill) hätte eingereicht, und durch diesen ihm, dem König, vorgelegt werden müssen. Der Herzog beharrte auf seiner Forderung, und bemerkte, daß er, seinem Stand gemäß, nicht wohl zu dem kommandirenden General als untergeordneter Officier sich begeben könne; worauf der König antwortete, er wolle sich über die Sache mit dem Herzog von Wellington besprechen. Dieß geschah, und Wellington äußerte gegen Se. Majestät, sie habe vollkommen recht gethan; das Ansuchen eines Obrists der drei Garderegimenter müsse stets durch den kommandirenden General vor den Thron gelangen; wenigstens sey Dieß so gewesen, so lange er die Ehre gehabt, jenen Posten zu verwalten. Unverzüglich ward diese Antwort dem Herzog von Cumberland mitgetheilt, der sich dadurch sehr gekränkt fühlte, und dem König einen langen Brief schrieb, worin er sich bitterlich beschwerte, daß seinem Wunsch kein Genüge geschehen, und schließlich seine Obristenstelle niederlegte. Der König sandte sogleich eine sehr lakonische Antwort zurück, bloß bemerkend, daß er die Niederlegung annehme und sein geneigter Bruder verbleibe. Der Herzog von Cumberland begab sich sofort zu Lord Hill, und versicherte Diesem, daß in dem Geschehenen durchaus keine persönliche Mißachtung gegen ihn, als kommandirenden General, ausgedrückt seyn solle. Der Lord entgegnete, er betrachte Dieß als eine von sich selbst einleuchtende Sache; er sey bloß da, um die Befehle seines Souveräns zu befolgen, die er stets zur Richtschnur nehmen werde. Darüber drehte sich der Herzog von Cumberland auf dem Absatz um und sagte: „Gut, wenn Sie wieder Etwas von mir hören, werde ich wahrscheinlich preußischer Officier seyn."

Der Schatz in Loretto.

Im Kirchenstaat sind die seit Wiederherstellung des Pontifikats der Santa Casa dargebrachten Weihgeschenke öffentlich bekannt gemacht worden. Es ergiebt sich hieraus, daß der Schatz dieser Kirche an Diamanten und sonstigen Kostbarkeiten, der sich vor der Gefangenschaft Pius VII auf 15 Millionen römischer Thaler (ungefähr 80 Millionen Franken) belief, seit der Rückkehr Pius VII und unter dessen Nachfolgern um 300,000 Piaster (1½ Million Franken) an Diamanten, Edelsteinen und geheiligten Gefäßen zugenommen habe. Unter den für den Gottesdienst bestimmten Gegenständen zeichnet sich ein goldener, hundert Unzen schwerer, mit Steinen geschmückter und herrlich ciselirter Becher aus, welcher der heiligen Jungfrau von dem gegenwärtigen Pabst, Pius VIII, dargebracht wurde. Unter den ausländischen Schenkern nimmt die Vicomtesse Chateaubriand eine der ersten Stellen ein. Die Chorherren von Loretto sprengen, in der Hoffnung, von Lätitia Bonaparte einen Theil des reichen Juwelen-Kabinettes zu erhalten, welcher im Besitz dieser Dame ist, aus, dieselbe habe in ihrer so eben überstandenen Krankheit der heiligen Jungfrau von Loretto all die Diamanten vermacht, welche von ihrem Sohn oder ihren Schwiegersöhnen dem Schatz jener Kirche entrissen worden seyen. Auch rechnen sie in Anbetracht der hinfälligen Gesundheit des Kardinals Fesch darauf, daß einige Gemälde in seiner Gallerie und mehrere werthvolle Gegenstände seines Museums eines Tags in den Schatz zurückkehren werden, dem sie früher angehört. Dieses Gerücht — bemerkt ein französisches Blatt — gründet sich aber auf eine gänzliche Lüge; nie hat der Kaiser oder irgend ein Glied seiner Familie den Kirchenschatz in Loretto geplündert; Madame Bonaparte sowohl als der Kardinal Fesch besitzen bloß gesetzlich erworbenes Eigenthum.

Die französische Akademie am 26 Juli.

Die jährliche öffentliche Sitzung der Akademie am 26 Juli war zahlreich besucht: aber die Ordonnanzen, welche der Moniteur von diesem Tage enthielt, hatte der Gesellschaft düstre Bestürzung aufgedrückt. Unter den Anwesenden bemerkte man den Herzog von Ragusa; wahrscheinlich der letzte Besuch, den er der Akademie abstattete! Der Präsident Girard liest eine Gedächtnißrede auf Monthyon, Cuvier eine dergleichen auf Sir Humphrey Davy. Da erhebt sich der edle Arago, eine Rede auf den zu frühzeitig der Wissenschaft entrissenen Fresnel zu halten; und seine Worte dürfen nicht unter die unbedeutenden Vorzeichen des drauf folgenden Tages gerechnet werden. Uneingeschüchtert von dem eben kund gewordenen Staatsstreich, mahnt er an die Bürgertugenden Fresnels, an dessen Anhänglichkeit an die konstitutionelle Freiheit, welche derselbe im Kabinet des Ministers, von dem ihm eine Anstellung bevorstand, laut bekannte. „Hr. von Clermont-Tonnerre hatte ihn rufen lassen; alle Mitbewerber waren vor dem jungen Akademiker zurückgetreten; Jedermann betrachtete seine Ernennung als gewiß. Der Minister begann folgendes Gespräch: „Mein Herr! wollen Sie mir Ihr politisches Glaubensbekenntniß ablegen?" „Falls ich Sie recht verstanden, Monseigneur, so werden Sie mit meiner Antwort zufrieden seyn, wenn ich Ihnen versichere, daß Niemand anhänglicher an die Familie der Bourbonen ist als ich; (Fresnel war königlicher Freiwilliger gewesen) Niemand den Institutionen, welche wir der Weisheit Ludwigs XVIII verdanken, ergebener." „Mein Herr, wir werden uns durch bestimmte Worte besser verstehen:" „Zur Seite welches Mitgliedes würden Sie sich niederlassen, wenn Sie zum Deputirten erwählt würden?" Fresnel antwortete ohne Zaudern: „Auf der Seite Camille Jordans, falls ich derselben würdig seyn sollte." „Ganz gut", entgegnete der Minister, und den folgenden Tag wurde jenes Amt einem Unbekannten gegeben."

Dreimaliges Klatschen unterbrach mehrmals den Redner; von allen Bänken erschallten laute Bravo's; besonders bemerkte man den Enthusiasmus der Zöglinge der polytechnischen Schule, und wie mit ein Paar schnellen Blitzen leuchtete der kommende Sturm bereits durch den Saal.

Chinesen in Frankreich.

Abermals werden zwei junge Chinesen in Paris erwartet, wo sie sich ihren vier vorigen Jahrs angekommenen Landsleuten anschließen sollen. Der vormalige französische Missionär in Peking, Pater Lamiot, ein Lazarist, der sich gegenwärtig in Macao aufhält, und daselbst eine Schule für Zöglinge des geistlichen Standes errichtet hat, schickt sie nach Europa, damit sie hier ihre Studien vollenden. Dieser französische Priester befindet sich seit mehr als vierzig Jahren in China, und soll des Chinesischen und Tatarischen vollkommen mächtig seyn. Er ist ein geborner Calaiser, und der gegenwärtige Pfarrer in dieser Stadt ist sein Verwandter und Schulfreund. Als daher jene vier Chinesen Lust bezeugten, Europa zu besuchen, gab er ihnen, statt jedes Passes, bloß einen Brief an seinen alten Freund, den Pfarrer, mit; und so reisten sie am 26 November 1828 getrost in die weite Welt. Sie trafen, nach einer glücklichen Ueberfahrt, am 12 April 1829 in London und in den ersten Tagen des Mai in Frankreich ein. In dem Seminar des Pater Lamiot befanden sich in der letzten Zeit noch elf Chinesen, die sich dem Priesterstand widmeten und anfingen, Latein zu lernen. Es hieß, daß noch mehrere nach Frankreich kommen würden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 246. 3 September 1830.

Prozeß Karls I von England. *)

Der Präsident spricht:

Der Gerichtshof hat Euch denn etwas Weiteres zu sagen, Sire, und obwohl Euch Solches nicht sehr genehm seyn mag, ist derselbe dennoch entschlossen zu thun, was seines Amtes ist. Weislich habt Ihr eines kostbaren Dinges erwähnt, Sire, das Ihr Frieden nennt: es wäre zu wünschen gewesen, daß Gott Euch diesen auch so ins Herz gelegt hätte, und daß Ihr Euch wirklich und wahrhaftig also geprüft und auf den Frieden des Reichs geworfen hättet, wie gethan zu haben Ihr in Eurer Rede jetzt behauptet. Aber wenn man Euch gestern gesagt, daß unsere Handlungen die Dolmetscher unsrer Gesinnungen sind, so waren die Eurigen ganz Eurem Thun entgegen. Gewiß, Sire, es dünkt uns nur zu augenscheinlich, daß Ihr mit Falschheit gehandelt; das Reich hat Dieß sehr peinlich empfinden müssen, und Ihr solltet nicht ohne Schmerz und Reue daran denken; denn, Sire, Ihr habt immer den Starken gemacht und habt stets in Euern Reden betheuert, Ihr seyed den Gesetzen in keinerlei Bezug unterworfen und selbige stehen nicht über Euch; das Gericht aber sagt mit Recht — und ich will hoffen, daß Alle von der Nation, welche gesundes Urtheil und Verstand haben, es gleicher Weise behaupten — die Gesetze stehen über Euch, und Ihr hättet nach den Gesetzen regieren sollen. Ihr hättet es thun sollen, Sire, und ich weiß wohl, daß Ihr behauptet, es auch gethan zu haben; aber, Sire, die große Frage war, Wer Diejenigen sind, welche unsere Gesetze auslegen sollen: ob Ihr und Eure Partei, welche nicht auf dem Wege der Gerechtigkeit geht, es sey, welchen Ihr die Macht zuzusprechen habt, die Gesetze auszulegen; oder ob es nicht viel vernünftiger und gerechter, daß die Gerichtshöfe die Dolmetscher derselben bleiben, und ob Solches nicht vollends um so mehr die Zukommenheit des oberherrlichen (souveraine) und höchsten Gerichtshofes, d. h. des Parlaments von England, sey, welches nicht nur der höchste Ausleger der Gesetze ist, sondern sogar Recht und Macht zu haben glaubt, Gesetze zu machen. Eine Widersetzlichkeit von Seiten Eurer, Sire, nach Eurem persönlichen Gutdünken, oder von Seiten Derjenigen, die Euch anhängen, gegen die Beschlüsse des souveränen Gerichtshofes, ist etwas Ungesetzliches; die Gesetze stehen über Euch, Sire, und wirklich steht auch noch Etwas über jenen, das Gründer und Urheber derselben ist, und das ist das Volk von England. Denn, Sire, wie es das Volk ist, welches am Anfang, wie in allen Ländern, diese Art der Regierung aus Fürsorge für Recht und Gerechtigkeit selbst eingesetzt hat, damit selbige zu Erhaltung des allgemeinen Feindes über dem Land walte, also hat das Volk auch seinen Regenten Gesetze gegeben, nach welchen dieselben es regieren sollen, jedoch stets unter der Bedingung, daß, falls diese Gesetze sich mangelhaft und für das Gemeinwesen schädlich ergäben, das Volk von seinem aufbehaltenen und aus ihm selbst hervorgehenden Rechte Gebrauch mache, dieselben abzuändern. Einige von Eurer Partei, Sire, haben ganz richtig gesagt „ein König habe seines Gleichen nicht in seinem Reich"; das Gericht giebt Euch zu, daß so lang Ihr König seyd, Ihr in gewissem Sinn nicht Eures Gleichen habt; „denn Ihr seyd größer als irgend ein Einzelner von Euren Unterthanen;" aber das Gericht behauptet auch daß „Ihr geringer seyd, als alle zusammen". Derselbe Verfasser sagt Euch auch, daß Ihr als Vollstrecker der Gerechtigkeit Eures Gleichen nicht habt, daß Ihr aber als Empfänger des Richterspruchs wie der Geringste von Allen seyd, und wir kennen diesen Satz als Gesetz an. „Der König hat," wie derselbe Verfasser noch beifügt, „Gott und die Gesetze, und selbst seinen Hof, das heißt seine Baronen über sich;" ja er wagt noch weiter zu gehen, denn wenn der König zügellos und gesetzwidrig handelt, „dann sollen diese ihm einen Zaum anlegen." Auch kennen wir, Sire, die Geschichte früherer Zeiten wohl, und was sie uns von jenen Kriegen sagt, welche man die Kriege der Baronen nannte, in welchen sich der Adel Englands für die Vertheidigung der allgemeinen Freiheit und der Unterthanenrechte erhub; denn dieser war nicht gewilligt, daß die Könige, welche in jene Rechte eingriffen und sich zu große Macht anmaßten, Tyrannen nach ihrem Gefallen seyn sollten, sondern zog dieselben zur Verantwortung über ihr unrechtmäßiges Verfahren; und wohl wissen wir, daß er ihnen damals einen Zaum anlegte. Wenn aber, Sire, die Baronen heutiger Zeit ihre Pflicht nicht thun, und für ihre eigene Ehre und

*) Wörtliche Uebersetzung eines von dem Courrier des Etats-Unis (New-York, 3 Juli ff.) gegebenen Auszugs aus den Pièces authentiques du procès du roi Charles Stuart, recueillies fidèlement, traduites de l'anglais et imprimées à Londres, en 1650. Wir brauchen auf das augenblickliche Interesse gegenwärtigen Artikels nicht hinzuweisen.

das Wohl des Reiches minder besorgt sind, als die englischen Baronen es ehemals waren, so wollen wenigstens die Gemeinen von England das zu ihrer eignen Erhaltung und Sicherheit Erforderliche nicht außer Acht lassen. „Man hat vor alten Zeiten gute Könige eingesetzt, damit Gerechtigkeit im Land sey," woraus wir lernen, daß der Zweck, weßhalb man Könige oder irgend sonstige Regenten aufstellte, lediglich der Genuß der Gerechtigkeit war; daher, Sire, wenn ein König auf einen Zweck hinstrebt, welcher jenem Zwecke entgegen ist, oder wenn irgend ein Fürst auf einen Zweck hinstrebt, der demjenigen entgegenläuft, um dessenwillen seine Fürstenwürde angeordnet wurde, er benachrichtigt werden muß, daß er nur ein Beamter ist, welchem man eine Stelle übertragen hat, und daß es seine Pflicht, die ihm übertragene Gewalt zum Nutzen des Volks anzuwenden. Thut er Dieses nicht, so ist es an dem Volk, Befehl zu geben, daß man den Fürsten, welcher einen solchen Fehltritt begangen, zurechtweise und strafe. Das, Sire, ist kein neues Gesetz, erst gestern gemacht, oder erst seit Streit zwischen Euch und Eurem Volk obwaltet, sondern ein sehr altes Gesetz. Auch haben wir Schriftsteller und sehr zuverlässige Zeugnisse, welche uns belehren, was ehedem die Gesetze hinsichtlich der Wahl der Könige und des Eides, welchen sie ihren Völkern schworen, bestimmten, und daß, wenn sie diesen Eid nicht erfüllten, man Zuflucht zu den Mitteln nahm, welche man Parlamente nannte: Die Parlamente waren es, welche zu urtheilen hatten (sagt ein Schriftsteller) über die Beschwerden der Völker, über die Ungebühren und Ungerechtigkeiten, welche der König, die Königin oder deren Kinder begingen, und vor Allem über solche Ungebühren und Ungerechtigkeiten, welchen durch kein anderes Mitel abgeholfen werden konnte. Das eben war nun zu allen Zeiten die Lage des Volkes von England, Sire, welches, da es von nirgends her Hülfe bekommen konnte, als von seinen Parlamenten, diese in der Absicht aufstellte, daß sie sich der Beschwerden und Klagen des Volks annähmen. Und gewiß, Sire, wenn die Könige von England ihren Vortheil recht verstanden hätten, so müßten sie erkannt haben, daß ihre Majestät und Größe nirgends glänzender erscheint, als im Parlament; allein die Geschichte lehrt uns, wie Wenig manche hierauf geachtet; auch haben wir durch eine traurige, höchst klägliche und bedauernswürdige Erfahrung nur zu sehr gesehen, was Eure Ansicht über diesen Punkt ist. Ich sage Euch Dieß um so eher, als es Euch neulich gefiel, in Eurer Rede zu bemerken, daß Ihr so gute Kenntniß von dem Ansehen der Gesetze zu haben glaubtet, als die meisten englischen Edelleute. Diesem geb ich gern meine Beistimmung, Sire, und gewiß ist es sehr angemessen, daß die Edelleute die Gesetze kennen, unter welchen sie leben und nach welchen sie regiert werden. Aber Ihr wißt, Sire, was die Schrift sagt: „Die so den Willen des Herrn wissen und doch nicht thun" und was darauf folgt.

(Schluß folgt.)

Der schwedische Reichstag von 1828 bis 1830.

4. Die Opposition.

(Fortsetzung.)

Einen Augenblick schien es, als wollte der Ausschuß einen andern Gang einschlagen. Man erfuhr nämlich, daß er bei der Prüfung der anckarswärdschen Anklage mit 11 gegen 10 Stimmen den Staatsrath des Vertrauens der Nation verlustig erklärt hatte; allein bald zeigte sich, daß Dieß nur eine transitorische Entscheidung war, die deßwegen so ausfiel, weil sich nicht alle Mitglieder der Majorität in der Sitzung befanden. Die wirkliche Ansicht des Ausschusses ergab sich bei seiner Berichterstattung in der Mitte des Juni. Nicht nur daß er dem König das Recht über alle Schiffe ohne Vorwissen des Reichstags zu verfügen zuerkannte, daß er die Veruntreuung von 45,000 Thlr. bei dem ersten Verkauf als unerwiesen auf sich beruhen ließ, sondern er weigerte sich geradezu auf die Beweggründe der Aufhebung des zweiten Kontrakts einzugehen, und gestand bloß zu, man könne gegen den Staatsrath in Form einer Adresse an den Thron einschreiten, weil er eine einzige Person mit einem so wichtigen Geschäft beauftragt, und gegen den Admiral Cederström, weil er Fahrzeuge, ohne das Alter derselben zuvor hinlänglich zu untersuchen, veräußert habe. Die Diskussion über diesen Gegenstand wurde auf die Zeit verschoben, wo der Kommissionsbericht über das von dem Ministerium seit dem letzten Reichstag überhaupt beobachtete Benehmen an die Tagesordnung gelangen sollte. So fand sich der Schiffshandel mit dem Generalproceß der Verwaltung verschmolzen.

Nach mehreren Verhandlungen von untergeordnetem Interesse kam jener Bericht endlich *) zum Vorschein; er war die Frucht des merkwürdigen, durch das Grundgesetz der Verfassungskommission verliehenen Vorrechts der Einsichtnahme von den Protokollen des Staatsraths, worin die Meinungen der einzelnen Minister nebst der motivirten Entscheidung des Königs über jeden Gegenstand, der vor dieses Forum gebracht wird, aufgezeichnet sind. Nach dieser Einsichtnahme kann die Kommission Dreierlei thun: entweder trägt sie bei den Ständen auf eine Art offizieller Freisprechung (betaenkandet) an; oder im Fall, daß eines der Mitglieder des Staatsraths verfassungswidrig verfuhr, daß es dem König eine ungesetzliche Handlung anrieth, daß es wenigstens von einem ungesetzlichen Vorhaben nicht abmahnte, läßt sie aus unmittelbarer Machtvollkommenheit dieses Mitglied vor dem Reichsgericht (rikeraetten) durch den ständischen Generalprokurator belangen; oder glaubt sie, daß der Staatsrath, entweder in seinen einzelnen Mitgliedern oder als Ganzes, Beweise von Unfähigkeit abgelegt, so schlägt sie den Ständen vor, bei dem König die Entfernung der betreffenden Subjekte nachzusuchen.

Der Kommissionsbericht von 1829 zerfiel in zwei Theile: in dem ersten Theil ging die Kommission über die wider das Ministerium vorgebrachten Beschwerden leicht weg, und wollte sie in Masse verworfen wissen; in dem zweiten erklärte sie, daß nach Einsicht der Protokolle der letzten fünf Jahre kein Grund vorhanden sey, gegen eines der Mitglieder des Staatsraths gerichtlich zu verfahren. Zwar, fügte sie hinzu, ließen sich allerdings fünf Punkte namhaft machen, welche die Stände zu einer Adresse an den König bewegen könnten, worin auf die Entlassung des Staatsraths überhaupt oder einiger Mitglieder desselben angetragen würde, um so mehr, als dieses Kollegium die Wünsche des vorigen Reichstags zu unterstützen unterlassen hätte; da jedoch die Kommission an der Reinheit der

*) Am 10 Juni.

Absichten des Ministeriums nicht zweifle, so scheine ihr auch eine solche Adresse nicht passend, und sie sey vielmehr der Meinung, daß die Stände dem Staatsrath die gewöhnliche Freisprechungsakte ausstellen sollten.

Die Bürger ermangelten nicht, diese Folgerungen sogleich anzuerkennen; Dasselbe that die Geistlichkeit, in deren Mitte nur eine einzige Stimme, Dr. Eckström, einige Einwendungen dagegen wagte. Aber in der Adelskammer erhob sich die Opposition mit aller Macht.

Am 17 Juli fing die Debatte über den ersten Theil des Berichts an. Graf Horn bekämpfte nachdrücklich eine Wendung der Sache, wodurch alle ministerielle Verantwortlichkeit illusorisch würde, und verlangte, man sollte jeden Klagepunkt einzeln vornehmen, den von ihm vorgebrachten aber an die Komission zu nochmaliger Begutachtung zurückweisen. Gegen diese Zurückweisung protestirten die HH. von Lagerbielke, Rosenblad, Cederström, die Wortführer des Ministeriums: die Stände, meinten sie, dürften von den Folgerungen der Kommission nicht abweichen. Umsonst, daß die Wortführer der Opposition die HH. von Anckarswärd, Rosenschiöld, Hjerta *rc.*, diese schmähliche Lehre widerlegten, daß sie darthaten, wie unbeschadet der Meinungsautorität des Ausschusses in Bezug auf die von demselben ausschließlich eingesehenen Protokolle, die Stände ihr eigenes Urtheil über eine von ihnen ausgegangene Motion sich nicht entziehen lassen dürften; der Reichstagsmarschall entschied sich für die ministerielle Logik, und die Motion des Grafen Horn ward durch 140 Stimmen gegen 54 verneint, doch willigte die Kammer ein, die somit verworfenen Anklagartikel vor der Hand noch auf dem Nachweisungsbureau (loegda till handlingarna) niederlegen zu lassen, und die Opposition benutzte diese Förmlichkeit noch zu einigen Redekämpfen, die indeß gleichfalls ohne Resultat blieben. Die Majorität ließ sich nicht einschüchtern: manchmal hörte man Gründe, wie folgende: wenn der Schiffshandel von 1825 eine Schande sey, so thäte die Opposition Unrecht, diese Schande so auszutrompeten *rc.*

Als man an den zweiten Theil des Berichts kam, entspann sich eine eilfstündige Debatte über die bei dieser Diskussion zu befolgende Form. Die Opposition wollte, daß, würde der Bericht nicht im Ganzen verworfen oder angenommen, er, ehe man ihn im Einzelnen erörterte, an die Kommission zurückgeschickt werden sollte; während die Majorität, allen hergebrachten Regeln zum Trotz, darauf bestand, daß sogleich die Diskussion Punkt für Punkt anfinge.

Dieß geschah. Zuvor machte die Opposition noch einen letzten Versuch, um die Zurückweisung des Berichts durch die Nothwendigkeit einer Ministeriumsveränderung zu motiviren. Hr. von Hjerta bemühte sich zu zeigen, daß Schweden durch Schuld der Verwaltung in einen Zustand tiefen sittlichen und politischen Verfalls gerathen: „Seit dreizehn Jahren," sagte er, „habe ich dieses peinliche Schauspiel vor Augen, und seit dieser Zeit habe ich in mir den Entschluß gefaßt, Alles zu thun, was in meinen Kräften ist, einen bessern Zustand herbeizuführen. Nie — das weiß ich wohl — wird man es dahin bringen, daß man die Moralität einer Verwaltung unter positive Gesetze stellt; aber diese Gesetze stehen im Herzen der Bürger geschrieben, und sie werden am Ungestraftesten übertreten." Sodann rügte er nach der Reihe die Mißgriffe der Regierung, die unwürdige Vernachlässigung der seit zwanzig Jahren durch die öffentliche Meinung gebotenen Gewerbfreiheit; die Fortdauer aller alten Mißbräuche; den Mangel an jedem Sinn für Verbesserung der Institutionen; die gänzliche Verkennung der konstitutionellen Interessen des Landes, indem Schweden, statt an England, Frankreich und die Niederlande sich an die dem Repräsentativsystem feindseligsten Mächte anschlöße.

(Schluß folgt.)

Die englischen Kooperativ-Vereine.

(Mitgetheilt aus der Schweiz.)

(Schluß.)

Von dem Prinzip ist hier die Rede. Es fragt sich, ob das Kooperativ-System an sich und die darauf allein sich gründenden Einrichtungen eigenthümlich nützliche Wirkungen hervorbringen oder erwarten lassen, d. h. solche, die Fleiß und Sparsamkeit allein, auch verbunden mit dem belebenden Reiz gemeinsamer Ermunterung und unter den Begünstigungen anderer Institutionen, nicht gewähren können. Und da hierüber jetzt und wohl lange noch genügende Erfahrungen nicht entscheiden dürften, so mag dem Räsonnement um so eher eine Stimme zukommen, ob auf diesem Wege auch anderwärts eine Verbesserung der Lage der arbeitenden Klassen versucht werden sollte. Nach unserer Ansicht nun sind jene Resultate gar sehr zu bezweifeln, indem diese Kooperativ-Vereine uns viel zu wenig die natürlichen und unabänderlichen Socialgesetze zu berücksichtigen scheinen.

Daß die Stifter und Vertheidiger derselben nicht sehr tief eben in die Natur des Verkehres einzudringen sich bemüht haben, zeigt sich schon aus den Behauptungen, wodurch sie die Dringlichkeit der Abhülfe darthun wollen. Es ist nämlich nichts weniger als erwiesen, daß der Arbeitslohn in Ländern, wo wenig Maschinen sind, größer sey, oder daß er seit Einführung derselben abgenommen habe; sehr oft hat neue Vervollkommnung gerade das Umgekehrte zur Folge gehabt; und wo der Lohn auf die Dauer geschmälert werden, rührt es schwerlich von den Maschinen her. Ganz abgeschmackt ist vollends die Meinung, dem Arbeiter komme jetzt kaum der vierte Theil seiner Arbeit oder des von ihm produzirten Werthes zu; denn wer kann sich einbilden, der Fabrikant, der jährlich 100,000 fl. seinen Arbeitern zahlt, gewinne wenigstens 300,000 für sich? Wie oft kompensirt der Verlust der Einen den übermäßigen Nutzen der Andern? Ist der Lohn der Arbeiter zu klein, weil die Waare zu wohlfeil gegeben werden muß, so kommt der Vortheil den Konsumenten überhaupt zu gut.

Doch wir halten uns nicht länger bei diesen so oft widerlegten Vorurtheilen auf. Auch wir erkennen, daß die Lage der untersten Klassen der Arbeiter elend, ihr Lohn allzukümmerlich sey. Wie soll aber, müssen wir vorerst fragen, das vorgeschlagene System abhelfen, da es nur auf solche Individuen anwendbar ist, die nicht zu jenen Klassen gehören, sondern die immerhin so Viel beziehen, daß sie von ihrem Lohn zurücklegen können, auf solche nur, die bereits sparen wollen, und die fleißig und haushälterisch sind. So preiswürdig und richtig also der hier angenommene Grundsatz ist, daß die wahre Hülfe Selbsthülfe seyn muß, und daß keinerlei Privilegien oder positive Begünstigungen verlangt werden, so ist doch nimmermehr abzusehen, wie es die Lage Derer verbessern soll, die dermalen eben so sehr zu beklagen sind.

Der Nutzen des Kooperativprinzips müßte demnach vornehmlich darin gesucht werden, daß es dem Arbeiter, der Ersparnisse zu machen sucht, ein ungleich wirksameres Mittel an die Hand giebt, zu einigem Wohlstande zu gelangen; und dieses vermeinen auch ohne Zweifel die Lobredner dieser Vereine, indem sie auf die geringere Zinsvergütung der Sparkassen hinweisen, und auf den größern Gewinn, der aus der eigenen Verwendung des Kapitals hervorgeht. Doch auch in dieser Ansicht liegt, wie uns scheint, eine Täuschung, die leicht sehr gefährlich werden könnte. Jener Gewinn des Kaufmanns oder Gewerbsunternehmers ist ja keineswegs die Rente des Kapitals, das er selbst verwendet.

Wäre Dies, so würde jeder Kapitalist auf demselben Wege eine weit höhere Rente suchen, und kein Fabrikant Kapitalien zu geringerem Zinse verschmähen. Jener Gewinn über den gewöhnlichen Zins ist aber unstreitig nur eine Vergütung seiner Arbeit und eine Prämie für mannichfache Gefahren, denen er sich aussetzt. Auch er ist durch die Konkurrenz beschränkt, der Ertrag dieser Bemühungen ist allerdings in der Regel weit größer, als der des gemeinen Arbeiters, weil ersterer ungewöhnliche Eigenschaften oder Einsichten voraussetzt. Uebermäßig erscheint er oft, weil nur der Gewinn Einzelner, nicht der durchschnittliche des ganzen Standes und aller Handels- und Gewerbsunternehmer ins Auge gefaßt wird. Wirklich wird er es wohl nur durch besondere Begünstigungen und Privilegien, oder durch vorhandene Ueberzahl der Arbeiter.

Geht man von diesem Standpunkte aus, so wird man sehr bald an den reellen Vortheilen der neuen Kooperativ-Verbündungen zweifeln dürfen. Die Ersparnisse der Mitglieder sollen stets zur Selbstanschaffung oder Bereitung ihrer Bedürfnisse verwendet werden, damit ihnen, nicht Andern, der Handels- und Unternehmungsgewinn zukomme. Wer nun besorgt Einkauf und Verkauf? Einige der Mitglieder; diese müssen also dem Geschäft ihre Zeit widmen und entschädigt werden. Und Wer beaufsichtigt sie und fixirt die Preise? So groß der Gewinn mancher Detailverkäufer zu seyn scheint, so bereichern diese sich doch offenbar sehr selten, und nur wenn sie sehr thätig sind und ihr Geschäft wohl verstehen. Ist also von angestellten Detailverkäufern in der Regel Ueberschuß zu erwarten? und ist nicht auch Einbuße möglich? Müssen sämmtliche Mitglieder ein Vereinsmagazin halten und zu den bestimmten Preisen kaufen, so ist der sich ergebende Gewinn wohl oft nur Täuschung, ein erkünstelter oder erzwungener Gewinn. Ergiebt sich aber ein natürlicher Profit durch die Geschicklichkeit des Beauftragten, so verliert im Grunde dieser dabei, wenn er nicht für eigene Rechnung, sondern für die Genossenschaft diesen Handel treibt. Und alle diese Bedenklichkeiten gelten wie vom Handel, so von aller Fabrikation auf gemeinsame Rechnung. Früher oder später werden immer die Einen finden, daß sie zum Vortheil Anderer einen Zwang erleiden, und diese Wahrnehmung schon wird die Thätigkeit der erstern und die Festigkeit der Association schwächen.

Noch mehr geschieht Dies aber, weil allen solchen Vereinen ein natürliches Mittel fehlt, sämmtliche Mitglieder zum Fleiß, zur Arbeitsamkeit und zur Sparsamkeit fortdauernd anzuhalten. Jeder Genosse mag die Verpflichtung erfüllen wollen, unverschuldete Arbeitsunfähigkeit zu unterstützen, aber nur diese. Zu solcher Verpflichtung sind jedoch bereits mancherlei andere Vereine vorhanden. Das Kooperativsystem unterscheidet sich von diesen nur dadurch, daß es Mehr fordert; eben diese Forderung ist aber unnatürlich und darum vergeblich. Eine solche Grundlage läßt sich nur da einigermaßen festhalten, wo äußerer Zwang hinzukommt, eine fremde Leitung besteht und fremde Hülfs- und Unterstützungsquellen im Nothfall vorhanden sind — oder wo ein religiöses Prinzip das oberste ist. Ganz freie und rein industrielle Verbündungen dieser Art scheinen uns hingegen durchaus unhaltbar.

Wir schließen mit einer allgemeinen Bemerkung. Mit Unrecht, däucht uns, glauben Viele das vornehmste Gebrechen unseres Socialzustandes darin zu finden, daß je mehr und mehr sämmtliche Kapitalien in den ausschließlichen Besitz einzelner Klassen der Gesellschaft gelangen. So wenig zu verkennen ist, daß verschiedene Umstände, und namentlich die vielen Staatsanleihen, den Kapitalisten die Häufung der Kapitalien begünstigten (wiewohl der Zinsfuß sichtbar im Fallen ist, und wahrscheinlich noch merklicher sinken wird), so könnte doch zweifelhaft seyn, ob in unseren Zeiten eine grellere Scheidung in Kapitalbesitzende und Nichtbesitzende statt findet, als in frühern. Gesetzt aber auch, eine solche ließe sich nachweisen, so ergäbe sich daraus noch keineswegs, daß sich die Lage der arbeitenden Klasse verschlimmern müßte; denn so nöthig Kapitalien zu aller Produktion sind, so unentbehrlich ist das Arbeiten, damit ein Kapital produktiv werde. Der Ertrag wird sich immer zwischen Arbeiter und Kapitalist theilen; in welchem Verhältnisse er sich aber theilt, lediglich von der Konkurrenz abhängen. Nimmt die Masse der menschlichen Arbeitskräfte in größerem Verhältniß zu, als die der Kapitalien, welche durch sie fruktifizirt werden müssen, so wird jenen stets ein kleiner Antheil am Ertrag zufallen, so wie umgekehrt. Der Umstand, daß die Einen nur Kapitalien, die Andern nur Arbeitskraft besitzen, ändert dieses Resultat nicht; es kann sogar diese Trennung als eine eben so natürliche wie jede andere betrachtet werden, welche die Masse der Produktion eher fördert als hindert. Auch diese Betrachtung führt daher zu dem Schlusse, daß der Ertrag der Arbeit dadurch nur erhöht und das Loos der arbeitenden Klasse also dadurch nur verbessert werden kann, daß ihre Vermehrung hinter der der Kapitalien zurückbleibt. Auch die künstlichsten und wohlgemeintesten Vorkehrungen werden scheitern, wenn sie nicht auf dieses Verhältniß günstig einwirken.

Volksgesang der Franzosen.

Von Saint-Hilaire.

Salut, drapeau de la patrie!
Guide toujours nos défenseurs.
Liberté, liberté chérie,
Salut, salut à tes nobles couleurs.

Ils voulaient nous réduire en poudre;
Il leur faut du sang et des pleurs!
Leur bras est armé de la foudre,
Et pourtant nous sommes vainqueurs!
Où sont donc ces Français si braves,
Criaient ces prétoriens nouveaux!
Ils venaient chercher des esclaves,
Ils n'ont trouvé que des héros!
Salut, drapeau, etc.

Soldats, laissez la tyrannie
Exhaler seule sa fureur.
Ne voyez-vous pas l'infamie
Où l'on vous a promis l'honneur.
Où cherchez-vous une victoire?
Arrêtez, arrêtez, soldats.....
Vous ne marchez pas à la gloire,
Puisqu'un traître guide vos pas.
Salut, drapeau, etc.

Écoutez l'insolent ministre
Qui s'élève au dessus des lois...
Écoutez-le; sa voix sinistre
Va proscrire à jamais nos droits!
Insensé!.. Le ciel, au parjure
Avait marqué, dans l'avenir,
Un an pour préparer l'injure,
A nous, trois jours pour la punir!
Salut, drapeau, etc.

Naive Täuschung.

Zwei Fischer von der Westküste Frankreichs, welche während der „großen Woche" ihrem Gewerb auf dem Meer obgelegen hatten, sahen bei der Rückkehr, zu ihrem Erstaunen, die drei Farben allenthalben vom Ufer wehen. „Nun", rief der eine seinem Kameraden zu, „hab' ich Dir's nicht gesagt, daß er noch lebt!"

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 247. 4 September 1830.

Prozeß Karls I von England.

(Fortsetzung.)

Der Präsident fährt fort.

Vor Alters war es bei den Parlamenten Gebrauch, sich zweimal im Jahr zu versammeln, (wie sich Dieß in unsern alten Autoren findet), damit den Beschwerden der Unterthanen bei jeder Gelegenheit bald abgeholfen würde. In der Folge wurde durch mehrfache Parlamentsakte aus den Tagen Eures Vorfahrs, Edwards III, bestimmt, daß nur einmal im Jahr ein Parlament Statt finden sollte; Jedermann aber weiß, Sire, welche Unterbrechungen der Parlamente man zu Eurer Zeit gesehen, und was hievon die traurigen Folgen gewesen; und daß Ihr in diesen Zwischenzeiten statt der Parlamente die Unterdrückung Eures Volkes durch die Waffen und durch eine willkürliche Gewalt, die nur zu sehr bemerkt wurde, und nur zu sehr sich fühlen ließ, einführen wolltet. Als aber Gott durch seine Vorsehung Eure Plane also durchkreuzt hatte, daß Ihr die Berufung eines Parlaments nicht mehr länger hindern konntet, ward man deutlich inne, welchen Zweck und welche Absichten Ihr hattet, indem Ihr dasselbe gegen Euer altes Geburtsreich Schottland versammeltet, und, als das englische Parlament Eurer Erwartung nicht entsprach, und Eure Wünsche und Absichten gegen die Schotten nicht erfüllte, dasselbe alsbald auflöstet. Durch eine zweite starke Nothwendigkeit wurdet Ihr gezwungen, das gegenwärtige Parlament zu berufen, und seitdem hat das ganze Reich nur zu wohl erfahren, welche Machinationen und Anschläge Ihr die ganze Zeit über, seit es besteht, nährtet, um es zu sprengen und umzustürzen. Und wirklich, Sire, nach Eurem Plan einen Staatsstreich auszuführen (suivant le dessin que vous avez eu de faire l'affaire d'un coup) war Dieß ganz der rechte Weg, mit Demjenigen zum Ziel zu kommen, was Ihr beschuldigt seyd beabsichtigt zu haben, nämlich mit dem Umsturz und Ruin aller Grundgesetze Englands; denn da das Parlament das große Bollwerk der Freiheit Eurer Völker ist, so würdet Ihr, wenn Ihr damit zu Stand gekommen wäret, dasselbe von Grund aus umzustürzen, wie zu thun Ihr versucht habt, in Wahrheit alle Freiheiten und Rechte des Volkes von England haben verwirren, stürzen und gänzlich vernichten können. Und wahrlich, Sire, Das ruft mir ins Gedächtniß und ich kann mich nicht enthalten, es auszusprechen, denn wir müssen offen mit Euch verfahren, und wie Ihr's verdient, nach den Obliegenheiten unseres Amtes; Das, sag' ich, ruft mir ins Gedächtniß, was wir von einem großen römischen Kaiser lesen, den Ihr mir im Vorbeigehen erlauben werdet, einen großen römischen Tyrannen zu nennen, von Caligula, der da wünschte, das römische Volk möchte nur einen einzigen Hals haben, auf daß er denselben mit Einem Hieb abhauen könnte. So, Sire, versuhret gewisser Maßen auch Ihr; denn der Leib des ganzen englischen Volks stellt sich auf keine andre Weise und nirgends sonst dar, als im Parlament. Hättet Ihr dasselbe zu stürzen und zu zerstören vermocht, so hättet Ihr mit Einem Schlag ganz England den Hals abgehauen. Aber Gott hat Erbarmen mit uns gehabt; er machte Eure bösen Anschläge zu Schanden, brach und zerstreute Eure Macht und überantwortete Eure Person unsern Händen, damit Ihr der Gerechtigkeit ein Genüge thuet. Wohl wissen wir, Sire, daß man von Eurer Seite sehr darauf beharrt, zu wissen, ob die vergangenen Zeiten uns ein Beispiel geben, um so gegen Euch verfahren zu dürfen, wie wir thun; ich werde mich bei dieser Gelegenheit nicht viel darauf einlassen, Euch Beispiele in meiner Rede anzuführen; ich begnüge mich, Euch zu sagen, daß es nichts Neues noch Schweres wäre, Euch solche von allen Nationen der Welt aufzuzählen, wo das Volk immer, sobald es sich im Stand sah, seine Macht auszuüben, sich die Freiheit nahm, seine Könige zur Rechenschaft zu ziehen, und wo die Tyrannei und schlechte Verwaltung Derjenigen, welche seine höchsten Behörden bildeten, demselben Gelegenheit gab, die Regierung abzuändern. Ich kann die Zeit nicht damit verlieren, zu erwähnen, was in dieser Art in Frankreich, Spanien, im Reich oder in andern Ländern geschehen ist, womit man ganze Bände anfüllen könnte; gewiß aber, Sire, gedenken, meines Dafürhaltens, Viele von uns des Beispieles, so uns in diesem Bezug das Königreich Arragon darbeut, wo man die Justiz *) hat, d. h. einen Beamten, welcher, gleichsam im Mittelpunkt stehend, das Amt eines Schiedmanns, wie das eines Richters zwischen dem König von Spanien und jener Provinz ausübt, damit, wenn der König derselben ein Unrecht zufügt, diese Justiz (cette justice) das Recht habe, ihn zu einer Aufhebung und Vergütung des Unrechts zu nöthigen; mithin wird dieser Beamte als über dem Könige befindlich angesehen und ist der erste Erhalter der Privilegien jenes Volks, und der Gerechtig-

*) Den bekannten Justicia der alten Arragonier.

keit gegen die etwaigen Ungerechtigkeiten seiner Könige und gegen ihre üble Regierung. Sire, Das was die Tribunen ehedem in Rom, die Ephoren in Lacedämon waren, das, wissen wir, ist das Parlament für England, und selbst als Rom unter der Regierung der Kaiser seine Freiheit bereits verloren zu haben schien, werdet Ihr dennoch finden, daß sogar in dieser Zeit berühmte Akte der Gerechtigkeit geschehen sind, und zwar von dem römischen Senat selbst, und daß Nero, dieser große Tyrann seiner Zeit, von jenem abgeurtheilt und verdammt wurde. Was aber Euch belangt, Sire, so brauch ich Euch diese Beispiele und diese Geschichten fremder Nationen nicht aufzuführen, sondern wenn Ihr nur über die Tweed hinüber wollt, so werdet Ihr deren genug in Eurer Heimat Schottland finden. Betrachten wir, was Eure Geschichten uns über Euren ersten schottischen König Fergus sagen, so finden wir, daß derselbe ein Wahlfürst gewesen, und daß er sterbend zwei Söhne hinterließ, beide minderjährig, was Ursache war, daß das Land deren Oheim, Fergus Bruder, zum Regenten während ihrer Jugend ernannte. Als nun der ältere der beiden Söhne nach einiger Zeit versuchte, seinen Oheim, der nach Gerechtigkeit herrschte, zu stürzen, und dadurch dem Volk wenig Hoffnung zu einer guten Regierung ließ, so verwarf dieses den ältern und nahm den jüngern. Wollte ich noch anführen, was Eure Geschichtschreiber uns des Weiteren über diesen Punkt an die Hand geben, so würdet Ihr sehen, daß Ihr der 109 der Könige von Schottland seyd, mit welchen, einer sehr großen Anzahl nach, dieses Königreich nach seiner Macht und seinen Privilegien zu verfahren wagte, indem es sie theils verbannte, theils einkerkerte, theils wohl auch mit dem Tod bestrafte; es wäre aber zu lang die Einzelheiten alle zu berichten und alle Beispiele aufzuzählen, deren Eure Geschichten Erwähnung thun. „Wir haben," sagen sie, „anfänglich gesetzmäßige Könige gemacht, und ihnen und uns selbst gerechte und billige Gesetze auferlegt." Sind die Könige nun ursprünglich durch die Stimme des Volks erwählt, so kann dieses sie auch durch dieselbe Stimme wieder absetzen, wenn sie ihm dazu einen gerechten Grund geben; und wir wagen wohl zu sagen, Sire, daß kein Land sey, das häufiger die Erfahrung gemacht und öfter das Beispiel gegeben habe, wie man schlechte und tyrannische Könige absetzt und bestraft, als Euer Geburtsreich Schottland. Man darf nicht weit gehen, Sire, um einen solchen Fall aufzufinden, der Euch sehr nahe belangt. Eure Großmutter ward verworfen, und Euer Vater noch als Kind gekrönt, Beides aus Macht und Gewalt des Landes. Auch in England fehlt es uns nicht an solchen Beispielen, wo Parlament und Volk ihre Könige zur Verantwortung zogen für ungerechte Handlungen, wie erhellt, wenn wir auf die Zeit der Sachsen und diejenige vor der Eroberung blicken. Auch nach der Eroberung finden wir Fälle dieser Art, indem die Könige Edward und Richard II von ihren Parlamenten entsetzt, und ihrer Würde entkleidet wurden; und wahrhaftig, Sire, Wer immer ihre Geschichten lesen mag, wird finden, daß die Dinge, um deren willen sie angeklagt waren, dem großen und unseligen Verzeichniß ungeheurer Verbrechen, welche Euch zur Last fallen, noch lang nicht gleich kommen. Es gefiel Euch, Sire, neulich zu sagen, Ihr seyd König durch Geburt und Recht der Nachfolge; und ich will Euch Dieß nicht gerad widersprechen; aber wie Dem auch sey, so könnt Ihr wenigstens nicht leugnen, daß Ihr in England König durch den Willen des Volks seyd. Geht Ihr Alles durch, was seit der Eroberung geschehen, so werdet Ihr finden, daß Ihr der 24 König von Wilhelm dem Eroberer an seyd, und daß die Hälfte von Euern Vorgängern vom Land erwählt und aufgestellt wurde, und keineswegs bloß durch das Recht der Geburt, was Euch zu beweisen leicht wäre, aber wir dürfen hierüber nicht länger Zeit verlieren. Und wahrlich, Sire, wir können sagen, was ein gelehrter und sehr würdiger Richter ehedem gesagt und der Nachwelt hinterlassen hat, daß nämlich, obschon das Recht der Geburt bei der Nachfolge der Könige häufig in Anwendung komme, gleichwohl die Könige von England immer anerkannt hätten, daß die sicherste Grundlage ihrer Rechte darin bestehe, von den Ständen des Königreichs zu Nachfolgern **erklärt** zu werden, und die Approbation ihrer Parlamente zu haben. Wirklich, Sire, der Eid den Ihr leisten mußtet, und die Förmlichkeiten bei Eurer Krönung, zeigen Jenes ganz klar, und wie wahr es sey, daß nach den Gesetzen zwar in der Regel der nächste Blutsverwandte kraft des Geburtsrechtes Nachfolger werde, daß aber nichts desto weniger, wenn sich ein gerechter Grund zu dessen Verwerfung findet, das Volk diese vollziehen kann. Denn es wird ein Kontrakt und gleichsam ein Tauschvertrag (un marché) zwischen dem König und dessen Unterthanen geschlossen, und der Eid, den jener schwört, soll diesen die Versicherung geben, daß er seine Versprechen getreulich erfüllen werde. Und gewiß, Sire, die Verbindlichkeit findet von beiden Seiten Statt; denn wie Ihr der Lehensherr seyd, so sind sie Eure Lehensleute, und wir wissen gar wohl, daß, wie oft ausgesprochen worden, das Lehensverband doppelt oder gegenseitig ist, und zweierlei Pflichten in sich schließt. Die eine dieser Pflichten und Verbindlichkeiten ist die des Schirm-Amtes, welches dem Herrn zukommt, die andre die Unterthänigkeit, die den Unterthanen zukommt. Wird diese Verbindlichkeit gebrochen, so ists aus mit der Herrschaft, das Schirm-Amt gewinnt es über die Unterthänigkeit, und wiederum die bisherige Unterthänigkeit über das Schirm-Amt.

(Fortsetzung folgt.)

Der schwedische Reichstag von 1828 bis 1830.

4. Die Opposition.

(Schluß.)

Die ministeriellen Redner hielten den Wohlstand Schwedens entgegen, welcher die Opposition Lügen strafe. Graf Lagerbielke, vormaliger Minister, bemerkte naiv, man könne den Ministern doch nicht zumuthen, die Verantwortlichkeit wie das Schwert des Damokles sich selbst über das Haupt zu hängen. Eine glänzende Rede des Hrn. von Anckarswärd drückte der moralischen Niederlage des Ministeriums das Siegel auf. „Wie kann die Kommission es wagen," rief er aus, „den Staatsrath jeder Ahndung zu entbinden, nachdem sie selbst zugesteht, daß mehrere Wünsche der Generalstaaten, welche von Verfassung, Gerechtigkeit und Vernunft eingegeben waren, von den Räthen Sr. Majestät nicht unterstützt wurden? Gab es je einen eigentlichern, einen schreienderen Grund zur Anklage? Wenn wir darüber schweigen, setzen wir uns nicht dem Gespött des Volks, das wir vertreten, nicht dem Gespött der ganzen Welt

aus? Darum muß ich mich gegen allen Antheil an den gegenwärtigen Beschlüssen verwahren; darum kann ich meine Beistimmung nicht zu einer Verhandlung geben, wo ich ein Ministerium lossspräche, welches mein Gewissen schuldig erkennt, und auf das Recht verzichten soll, eine pflichtvergessene Kommission an Das zu erinnern, was sie sich selber, was sie unserer Würde, was sie der Würde des Landes schuldig ist. Ich kann nicht einer Akte beitreten, welche diese Kommission mit der obersten Gewalt bekleidet, einen Rath aus ihr schafft, der über dem König steht, der alle Staatsbehörden seiner Kontrole unterwirft, sich als einziges Organ des Volks an den Thron stellt. Ich kann nicht einer Auslegung des Grundgesetzes beipflichten, welches das kostbarste unsrer Rechte vernichtet, indem sie es in die Hände von 12 oder 13 Individuen spielt, welche die Majorität jener Kommission bilden. Ich kenne nichts Gefährlicheres, nichts Traurigeres als diese vorgeblichen liberalen Institutionen, mit denen man vor den Unwissenden paradirt, und die nur dazu dienen, die Unglücklichen zu täuschen, welche auf sie ihr Vertrauen bauen. Ich gestehe es, daß ich Nichts mehr fürchte als die Koncentration der Gewalt in dem Kabinet einer Kommission. Weit weniger fürchte ich mich vor der Macht von Volksversammlungen, denn das natürliche Rechtsgefühl herrscht immer in der Menge vor. Die Zeit wird noch kommen, wo das Ministerium, das heute der Klient dieser Kommission ist, mehr als Jedermann diese grenzenlose Macht zu beklagen, und die Hülfe der Nationalrepräsentation und der öffentlichen Meinung gegen sie anzurufen genöthigt seyn wird. Uebrigens, meine Herren, wenn ich die Grundsätze und Werke des Ministeriums anklage, bin ich nicht so ungerecht, das Benehmen der Generalstaaten nicht zu würdigen und nicht zu erklären, daß bei unsern repräsentativen Formen unmöglich etwas Gutes und Heilsames geschehen kann. Unmöglich kann ein tüchtiges Ministerium im Schoße solcher Institutionen zur Welt geboren werden, und ich betrachte es als die größte Sünde der gegenwärtigen Verwaltung, daß sie die Nothwendigkeit einer Veränderung in der Nationalrepräsentation nicht begreift. Ich frage, Was ist in unserer politischen Lage seit 1800 anders geworden? Sind wir nicht in denselben Zustand der Dinge zurückgefallen, aus dem wir uns im J. 1809 herausarbeiten wollten? Ist das jetzige System nicht ein Flickwerk aus jenem alten System, dessen Anhänger das Talent besitzen, sich seit dreißig Jahren am Ruder zu behaupten? Ich berufe mich nur auf die Aeußerungen der Verfassungskommission selbst, auf ihr feyerliches Zugeständniß der Abneigung des Ministeriums gegen die Wünsche des Reichstags; ich berufe mich auf die im J. 1812 der Presse auferlegten Beschränkungen; und vor Allem, meine Herren, erinnere ich Sie an das Unterfangen des Ministeriums, das Gesetz des Despoten von 1787 in Anwendung zu bringen, welches jede verwegene Kritik über Regierungsverordnungen mit dem Tode bedroht. Endlich muß ich es gerade heraus sagen: das Ministerium hat nie eine Gelegenheit ergriffen, das Volk an unsere neue Dynastie durch Bande zu knüpfen, welche keine Revolution der Ereignisse zu zerreißen vermag; der Ruf unter den Zeitgenossen, und die Lobhudelei einiger Augendiener ist nur ein schwacher Kitt ohne die aufrichtige Ueberzeugung des Volks von seinem politischen Wohl."

Der Graf Posse, eine der Hauptstützen des Ministeriums, zog die Nothwendigkeit einer Reform des Repräsentationssystems nicht in Abrede; versicherte jedoch, wenn sie nicht Statt gefunden, so sey es nicht Schuld der Regierung, sondern des Volks. Man stimmte hierauf über die fünf Punkte, welche der Bericht als Gegenstand einer etwaigen Rüge herausgehoben hatte, ab. Der erste Punkt betraf die willkürliche Unterdrückung des Konversations Bladet im J. 1821. Die gesammte Opposition enthielt sich zu votiren. Die Kammer entschied mit 132 gegen 11 Stimmen, es sey kein Grund zu einer Adresse gegen die Mitglieder des Staatsrathes, welche die Beschlagnahme dieser Zeitung gutgeheißen hätten. Dieselbe Entscheidung erfolgte rücksichtlich des zweiten Punkts, anbelangend den Tadel des Staatsraths wegen Uebertragung der Besorgung des Schiffsverkaufs an einen einzigen Beamten, den Admiral Cederström. In Bezug auf den dritten Punkt, daß dieser Admiral Schiffe, die noch nicht 25 Jahre alt waren, verkauft haben sollte, wurde mit 82 gegen 70 Stimmen eine Eingabe beschlossen, worin die Absetzung dieses Admirals begehrt werden sollte. Die zwei letztern Punkte, welche sich auf einige Unregelmäßigkeiten bezogen, die sich zwei Staatssekretäre erlaubt hatten, schienen der Kammer zu keiner weitern Beachtung geeignet. Somit blieb es bei dem Schluß des Berichtes, worin es hieß, „daß die Räthe des Königs über der Heiligkeit der Gesetze und der Konstitution, dem Wohl des Vaterlandes und den Rechten der Bürger treu gewacht und folglich von der Anklage loszusprechen seyen."

Die Opposition setzte ihren ungleichen Kampf noch einige Wochen fort, als Baron Anckarswärd den verzweifelten Entschluß ergriff, und der Kammer für den laufenden Reichstag Lebewohl sagte. Seinem Beispiel folgten mehrere seiner Freunde, und so erlosch diese Opposition, welche sich durch die bemerkenswerthe Erscheinung auszeichnete, daß sie bei dem Bauernstande und dem Adel die meiste Ansprache gefunden hatte.

Karl X in Aigle.

Hr. von C., der reichste Bewohner von Aigle, Eigenthümer eines schönen Schlosses, wurde durch die Behörden benachrichtigt, daß Karl sich von Verneuil nach Aigle begeben, und den Tag in seinem Haus zubringen werde. Er verfügte sich demzufolge nach Verneuil, um Erkundigungen über die nöthigen Vorbereitungen einzuziehen. Nach einer Konferenz mit den den König begleitenden Kommissären ließ er sich von dem Maitre d'Hotel, Hrn. Hocquart, zurecht weisen, und traf hienach bei seiner Rückkehr die verabredeten Anstalten. Für Karl X bestimmte er einen Saal, ein anstoßendes, sonst von Frau von C., der Mutter, eingenommenes Schlafzimmer und ein großes Toilette-Kabinet, wo der Kammerdiener sich aufhalten konnte. Der übrigen Familie wies er verschiedene Gemächer in andern Theilen des Schlosses zu. Dem Gefolg wurden Matratzen und Stroh in den noch freistehenden Zimmern und in den Gängen ausgebreitet. Der Herr des Hauses, seine Mutter, seine junge Frau, sein Kind nebst der Amme zogen sich in zwei Stübchen zurück, welche gewöhnlich von der Ausgeberin bewohnt werden, und nun für die Familie als Schlafzimmer, Wohngemach, Speisesaal, Küche rc. dienen mußten. Nach den Instruktionen des Hausmeisters hatte man nämlich für die Herzogin von Berry und Frau von Maillé, ihre Begleiterin; für den Dauphin und die Dauphine; für die Frau von Gontault und den Herzog von Bordeaux; für Mademoiselle und ihre Gouvernante rc. jedesmal besondere Gemächer in Bereitschaft gesetzt. Um sieben Uhr Morgens langt Hr. Hocquart mit einer Schaar Tischbeamter, Köche, Küchenjungen und mehrern Packwagen voll Geschirr, Silberzeug, Geräth aller Art an. Er verlangt die getroffenen Anordnungen sogleich in Augenschein zu nehmen. Eilig schreitet er durch den Saal nach dem Schlaf-

zimmer, wendet sich aber alsbald zu Hrn. von C.: „Mein Herr, unmöglich kann der König hier schlafen!“ „Wie? es ist das schönste Zimmer im Schloß, das einzige, welches ich des Königs würdig hielt!“ „Sehr unglücklich! unmöglich kann der König hier schlafen. Die Etikette duldet es schlechterdings nicht: der König darf bloß in einem Zimmer übernachten, hinter welchem sich ein anderes großes befindet, worin die Leute, die den Dienst haben, die Nacht zubringen. Ich sehe hier nur Ein Mittel, nämlich das Bett des Königs in den Saal zu stellen und diesen zum Schlafzimmer zu machen.“ „Immerhin, mein Herr!“ Und unverzüglich wird das Bett abgeschlagen, die reichen Draperien weggenommen und mit allen Zieraten, Geräthschaften, einem Spiegel, der im Hintergrund des Bettes angebracht ist, in den Saal geschafft. In das Täfelwerk werden Nägel geschlagen, nicht ohne großen Schaden für dasselbe. — Die übrigen Vorrichtungen befindet man für gut. Nach den Zimmern gings in die Küchen, die sämmtlich in Beschlag genommen wurden, so daß nicht Ein Herd übrig blieb, wo die Besitzer des Hauses ihr Mahl hätten bereiten lassen können. Mitten in der großen Zurüstung ließ Hr. Hocquart Hrn. von C. rufen: „Ich bin in Verzweiflung, Hr. von C., ich bin ein verlorner Mensch; von Rambouillet hatte ich zwanzig Köche mitgenommen; dächten Sie wohl, daß diese Unglücklichen uns, einer nach dem andern, verlassen haben, so daß ich nur noch über eilf verfügen kann. Unmöglich komme ich mit diesen allein zurecht; lassen Sie mir, ich beschwöre Sie! 25 Weiber aus der Stadt herbeiholen, um meinen Köchen zu helfen.“ — Man erfüllte sein Verlangen. Wieder etwas zur Ruhe gekommen, verlangt Hr. Hocquart nun zwei Tische: einen, zu 25 Gedecken, für das Gefolg; den andern, zu 8 Gedecken, für den König. Die Hausfrau läßt ihm die Tische zustellen. Der größere erhält seinen Beifall, aber der für den König taugt nicht. „Nie hat Se. Majestät an einer runden Tafel gespeist; die Etikette duldet es nicht.“ Da jedoch kein anderer Tisch im Haus ist, so muß man sich resigniren, und zum ersten Mal, seit Ludwig XIV, aß ein König von Frankreich an einem runden Tisch.

Gegen Mittag kam die ganze königliche Familie an. Der König traurig, ruhig, mit ziemlicher Haltung, und nicht ohne eine gewisse Würde; die Herzogin von Berry in Mannskleidern, schlechtem, schmutzigem grünem Ueberrock, mit entschiedener, nach Gewohnheit zurecht gelegter Miene; die Dauphine in einem Zustand der Erbitterung, der an Wuth grenzte, in schmutzigem, zerrissenem grauseidenem Gewand, einen übel zugerichteten Strohhut auf dem Kopf. Beim Aussteigen rief sie, wie es scheint, in einem angefangenen Gespräch fortfahrend: „Seit zwei Jahren widersetze ich mich mit allen Kräften den Planen dieser Leute; sie fanden kein anderes Mittel, ihren Staatsstreich zur Ausführung zu bringen, als daß sie mich nach Vichi schickten, um die Ordonnanzen während meiner Abwesenheit unter das Volk zu schleudern. Was ich ihnen seit zwei Jahren unaufhörlich sagte, geht jetzt in Erfüllung; zu spät erkennen sie, wie sehr ich Recht hatte. Es ist abscheulich, schändlich! Da haben sie eine gute Arbeit geliefert!“ Die Kinder gingen in den Garten, wo sie sich ziemlich wild benahmen, und die schönen Blumen und Gesträuche des Hrn. von C. niedertraten.

Jedes Glied der Familie war bloß mit denjenigen Personen, welche die Etikette zugiebt, in einem besondern Wagen gesessen; der Herzog von Bordeaux mit Frau von Gontault. Fortwährend nannte man diesen „königliche Hoheit“. Der Dauphin ritt zur einen Seite, der Herzog von Ragusa zur andern. Ersterer sah wohlgemuth, aber ausdruckslos aus; er schien ganz unempfindlich.

Bald nach seiner Ankunft ließ der König den Hrn. von C. rufen, und dankte ihm als seinem Wirth. C. erwiederte: er schätze sich glücklich, wenn Se. Majestät mit Dem zufrieden sey, was er zu thun vermöge, und bedaure nur, daß eine so unglückliche Veranlassung ihm die Ehre seiner Beherbergung verschaffe. Der König: „Ja, mein Herr, eine unglückliche Veranlassung. Es wird mir sehr schmerzlich, Frankreich zu verlassen. Ich liebe Frankreich, mein Herr! Es ist ein schönes Land! Ich wünsche, daß es glücklich seyn möge. Ich besaß Das nicht, was zu seinem Glück nöthig ist; es bedarf einer Hand von Eisen. Ich habe dazu nicht genug Charakter. Uebrigens hoffe ich, daß es glücklich werden wird; ich wünsche es; immer werden meine Wünsche Frankreich begleiten.“

Zur Speisestunde erstaunte man sehr, die in höchst elendem Aufzug angekommene Dienerschaft in Tressenkleidern, weißen seidenen Strümpfen, coeffirt à l'oiseau royal, ganz wie an Gallatagen, erscheinen zu sehen. Man hatte alle Haarkünstler der Stadt aufgeboten. Als man sich zum Essen setzte, ließ die Gesellschaft, für welche der Tisch mit den 25 Gedecken bestimmt war, Hrn. von C. einladen, an ihrem Mahl Theil zu nehmen. Die Antwort war, er danke, er speise auf seinem Zimmer. Nach Tisch versammelte sich die ganze königliche Familie in Einem Zimmer, und brachte daselbst den Rest des Tages zu. Kurz ehe man sich zur Ruhe legte, ließ die Dauphine fragen, ob keine Damen im Schloß seyen, mit dem Beisatz, warum dieselben ihr nicht die Aufwartung gemacht. Diese entboten zurück: sie hätten gefürchtet, Ihro königlichen Hoheit lästig zu fallen. „Ah! c'est bien, c'est bien!“ erwiederte sie, „nous verrons.“ Früh, am andern Morgen, rüstete man sich zur Abreise. Der König ließ Hrn. von C. noch einmal rufen, dankte ihm abermals, und schickte sich an, in den Wagen zu steigen. Einen Augenblick vorher hatte die Herzogin von Angoulême die Damen des Hauses ausdrücklich bitten lassen, sich zu ihr zu begeben. Sie wurden so gut aufgenommen, als sie's erwarten konnten. Der König ließ der Dienerschaft des Schlosses 300 Franken und den 25 Aushelferinnen in der Küche 50 Franken zustellen.

Ludwig Philipp und die Republikaner.

Die pariser Studenten — schreibt der Korrespondent eines englischen Blattes unterm 8 August aus Paris — sind beinahe alle mehr oder minder republikanisch gesinnt: gestern fand in Folge ihrer enthusiastischen Demonstrationen zu Gunsten der Maßregeln, die sie als wesentlich für das Wohl des Vaterlands betrachten, ein interessanter Auftritt im Palais Royal Statt, der mir von einem der dabei Anwesenden selbst berichtet wurde. Eine Anzahl dieser jungen Leute, die sich durch das Feuer in Darlegung ihrer politischen Ueberzeugungen besonders hervorgethan, wurde gestern bei dem Herzog von Orleans im Palais eingeführt. Der Herr, welcher sie vorstellte, sagte Sr. Königl. Hoheit, er bringe hier einige junge Freunde, die, wie er mit einem Lächeln beifügte, sammt und sonders eifrige Republikaner seyen. — „Das wundert mich nicht“, erwiederte der Herzog, „in ihrem Alter war ich auch ein Republikaner. Ich gehörte zu den Girondisten, aber nicht zur Bergpartei.“ „Aber doch, Monseigneur, war ....“ erwiederte einer der jungen Männer mit einigem Zaudern. „Die Bergpartei hat vieles Unheil angerichtet“, fuhr der Herzog fort. „Mein — Vater gehörte gleichwohl zu derselben“, bemerkte anspielend ein Anderer. „Der meinige auch“, entgegnete der Herzog. „Wir sehen wohl“, nahm Jener noch einmal das Wort, „daß eine Republik gegenwärtig nicht am Platz ist; aber wir wünschen, daß unsere Freiheiten wenigstens durch hinlängliche Garantien gesichert werden mögen.“ — „Auf diesen Punkt“, antwortete der Herzog, „verstehen wir einander vollkommen.“ Damit zogen sich die jungen Republikaner zurück. Auf der Treppe bemerkte einer derselben: „Nun Freunde! der Herzog ist ein braver Mann, er gehört zu den 221.“

Amerikanischer Annoncen-Stil.

Beim Durchblättern des Courrier des Etats-Unis fällt uns folgende Ankündigung auf:

„An die Liebhaber des guten Geschmacks.

A. C. Emets und Kompagnie, Broadway Nr. 285 (in New-York), immer drauf ausgehend, alle von den Damen so sehr begünstigten Grazien in ihrem Haus zu vereinen, haben das Vergnügen anzuzeigen, daß sie von ihren Agenten in Europa so eben Zusendungen erhielten, welche an Eleganz und Feinheit der einzelnen Artikel Alles überbieten, was man je gesehen hat. Die Damen werden eingeladen, die Bewunderung zu theilen, welche diese Neuigkeiten einstößen. Die brillanten Ballkleider sind von seltenem Geschmack; die ausgesuchten Dessins der reichen Blonden- und Spitzenschleier sind überraschend.“ (Folgt nun eine Aufzählung sämmtlicher Artikel des Waarenlagers.) „Endlich findet sich in ihrem gefälligen Magazin Alles, was dem feinen Geschmack zusagen kann, welchen die liebliche Toilette der Damen Amerika's unsern Augen darbietet.“

Berichtigung:

S. 981, Sp. 2. Z. 10 v. o. l. Friedens statt Feindes.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 248. 5 September 1830.

Karl X, vormaliger König von Frankreich.

Robert, Graf von Clermont, sechster Sohn Ludwigs IX, vermählte sich mit Beatrix, der Erbin der Baronie Bourbon. Sein ältester Sohn, Ludwig, von König Karl II im Jahr 1327 zum Herzog von Bourbon erhoben, nahm den Namen seines Herzogthums zum Geschlechtsnamen seiner Familie an. Von ihm stammte in der siebenten Generation Karl, Herzog von Vendôme (gest. 1537), dessen Sohn Anton durch seine Vermählung mit Johanne von Albret das Königreich Navarra erwarb. Beider Sohn, Heinrich, bestieg nach Ermordung Heinrichs III, des letzten Valois, durch Erbrecht den französischen Thron (1589) und regierte sofort, der erste Bourbon, unter dem Namen Heinrich's IV, als guter und großer König über das vereinigte Frankreich und Navarra. Von ihm entsprang in gerader Linie — durch Ludwig XIII, Ludwig XIV, durch dessen Sohn und dessen Enkel, beide Ludwig genannt, und durch Ludwig XV — Ludwig der Dauphin, der Vater Karls X.

Dieser unglückliche Fürst, am 9 Oktober 1757 zu Versailles als der Jüngste der drei Brüder geboren, welche nach einander auf dem französischen Thron gesessen sind, erhielt den Namen Graf von Artois, den er bis zur Restauration der Bourbons beibehielt, von welcher Zeit an er als nächster Bruder des regierenden Königs nach altem Brauch Monsieur betitelt wurde. Der Graf von Artois vermählte sich am 16 November 1773 — erst etwas über 16 Jahre alt — mit Maria Theresia, Tochter des damaligen Königs Victor Amadeus von Sardinien, Schwester des jetzt dort regierenden Königs Felix und der verstorbenen Gemahlin Ludwigs XVIII. Von dieser Prinzessin, welche am 2 Juni 1805 zu Grätz in Steiermark starb, hatte er zwei Kinder — Ludwig Anton, Herzog von Angouleme, geboren am 6 August 1775, der seit seines Vaters Thronbesteigung den Titel Dauphin führte, und mit Maria Therese Charlotte, seiner Cousine, der Tochter Ludwigs XVI, vermählt ist — und Heinrich Karl, Herzog von Berry, der im Jahr 1818 Marien Karolinen, Tochter des jetzigen Königs beider Sicilien, heirathete, aus welcher Ehe zwei Kinder hervorgingen — Marie Therese Luise (Mademoiselle), geboren am 28 September 1819 und Heinrich Karl Deodatus von Artois, Herzog von Bordeaux, nach dem Tode seines Vaters am 29 September 1820 geboren. Bekanntlich wurde der Herzog von Berry am 14 Februar 1820 von einem Meuchelmörder tödlich verwundet und starb am folgenden Morgen.

In früherer Zeit ward über den Grafen von Artois in Bezug auf seine häuslichen Verhältnisse nie günstig geurtheilt; vielmehr machten ihn seine Verschwendungen und Ausschweifungen dem Volke verhaßt, besonders wenn man ihn mit Ludwig XVI und Monsieur verglich, deren ersterer als Privatmann von gänzlich unbescholtenen Sitten war; letzterer, wenn auch zur Ueppigkeit geneigt, doch in allgemeinem Ansehen sich zu erhalten, und durch freundliches und leutseliges Benehmen sich sogar sehr populär zu machen wußte. Diese Annehmlichkeit der Sitten und die Klugheit, mit welcher er der allgemeinen Meinung nicht selten nachgab, erwarben ihm nach der Restauration einen festen Sitz auf dem Thron, und trugen wesentlich dazu bei, die Schwäche und Thorheit seines Nachfolgers, der ein entgegengesetztes Benehmen liebte und sich in Opposition mit den Ansichten des Volks setzte, in grellem Abstich hervorzuheben.

Dieser hätte um so mehr die Aufgabe gehabt, sich die Liebe der Nation auf jede Art zu verschaffen zu suchen, da er als Graf von Artois niemals populär gewesen war, und als Monsieur die Gunst, welche er — wenn anders — beim Volke genoß, lediglich seinem Bruder und König, Ludwig XVIII, zu danken hatte. Nachdem er am Anfang der Revolution Frankreich verlassen hatte (11 Juli 1789), hielt er sich zuerst am Hof seines Schwiegervaters, des Königs von Sardinien, in Turin auf; im Jahr 1791 in den Rheingegenden, Pilnitz und Wien. Die von Ludwig XVI in diesem Jahr angenommene Konstitution kannte er nicht an und führte sofort beim Eindringen der feindlichen Heere in Frankreich ein Korps Ausgewanderter gegen sein Vaterland. Nach dem Feldzuge begab er sich nach Petersburg, und im Sommer 1796 nach England. Die Schuldenlast, die er dort aufhäufte, machte ein Asyl vor seinen Gläubigern für ihn nöthig. Holyrood-House, der Palast der alten schottischen Könige in Edinburgh, wo nach besondern, auf dem Ort ruhenden Privilegien, wegen Geldforderungen gerichtlich nicht eingeschritten werden durfte, wurde in dieser Folge ihm und einigen Gliedern seiner Familie von der britischen Regierung zur Residenz angewiesen. Auch in dieser Beziehung stach der Charakter Ludwigs gegen den seines jüngern Bruders sehr ab. Jener lebte ruhig in Hartwell in Buckinghamshire, ungedrängt von Gläubigern, und tadellos in seinem Wandel, während seine persönlichen Vorzüge ihm die Achtung Aller verschafften, die in nähere Berührung mit ihm kamen. Das hochfahrende Benehmen des Grafen von Artois dagegen konnte diesem auf keine Weise Ansehen verschaffen, und

eben so wenig waren seine ungebundenen Sitten darauf berechnet, ihn in den Augen Derer, die ihn näher kannten, zu heben.

Nachdem er sich in Holyrood-House mit seinen Gläubigern einiger Maßen abgefunden, und somit diesen einförmigen Aufenthalt wieder verlassen konnte, begab er sich nach Hartwell zu seinem Bruder. Hier soll der Tod einer Geliebten einen tiefen Eindruck auf sein Gemüth hervorgebracht und ihm die ersten Spuren jener düstern Verdrossenheit aufgedrückt haben, die später hie und da bei ihm bemerklich war. Doch ist diese Nachricht keineswegs verbürgt.

Nach Bonaparte's Sturz war der Graf von Artois, jetzt Monsieur, der erste Bourbon, der, am 12 April 1814, in Paris einzog. Er handelte bis zur Ankunft Ludwigs XVIII als dessen Generallieutenant, und erlangte sofort als präsumtiver Thronfolger bei Hof bald eine hohe Wichtigkeit, war aber desto weniger beim Volk beliebt. Vergebens suchte er dem von Elba zurückkehrenden Kaiser eine gewaffnete Macht entgegen zu führen; alle Truppen verließen ihn; er mußte sich mit seinem Bruder nach Gent flüchten. Nach den hundert Tagen kehrte er nach Frankreich zurück, und bestieg nach Ludwigs XVIII Tod (16 September 1824) den französischen Thron. Am 27 September hielt er seinen feierlichen Einzug in Paris, und im darauf folgenden Mai 1825 reiste er zur Krönung nach Rheims. Ein panischer Schrecken ergriff die Pferde, als er in die Stadt einfuhr, und nur die Geistesgegenwart eines Bedienten rettete den Wagen vor Umsturz. Auf das Evangelium schwor er im Dom von Rheims das Volk nach der Charte zu regieren.

Unnöthig wäre es, die kurze Geschichte seiner Regierung hier weiter auszuführen. Ohne das Talent des Herrschers strebte er nach absoluter Herrschaft. Er hatte mit einer beträchtlichen, seiner Person und seinem Haus abgeneigten Partei zu kämpfen, statt aber zu Maßregeln der Versöhnung zu schreiten, war sein Benehmen der Art, daß er sich endlich die ganze französische Nation zum Feind machte; und als alle Bande der Liebe gesprengt, als nur noch die physische Gewalt ihm übrig war, da glaubte er diese groß genug, Frankreich überwältigen zu können, und erwachte erst aus seinem Traum, als er sich zum Flüchtling herabgesunken sah, verdammt zu neuer hoffnungsloser Verbannung im 73 Jahre.

Herrschsüchtige Priester waren seine Rathgeber gewesen; verblendet wähnten sie den Kampf mit der Vernunft durchführen zu können, und aufs Neue hat ihr Beispiel die Menschheit gelehrt, wie die feinste Berechnung der Mittel scheitern muß an einem thörichten und sündhaften Zweck.

Der schwedische Reichstag von 1828 bis 1830.

5. Debatten über die Preßfreiheit.

Die Konstitution von 1809 hatte dem nächstkommenden Reichstag die Aufgabe überlassen, ein Preßgesetz zu votiren, welches dann als eines der Grundgesetze des Staats betrachtet werden sollte. Die Regierung legte demnach im J. 1812 dem Reichstag zu Orebro den Vorschlag zu einem solchen Gesetz vor, da dieß aber gerade die Zeit war, in welcher Schweden sich in den allgemeinen Krieg verwickelt sah, so benützte sie die in den Geistern herrschende Bewegung, welche die Sicherheit des Staats zu bedrohen schien, um ihre Bill mit den willkürlichsten Klauseln auszustatten. In Kraft dieses Gesetzes kann der Hofkanzler aus eigener Machtvollkommenheit, und ohne daß er nöthig hat, die Gründe bekannt zu machen provisorisch jedes Journal, dessen Tendenz ihm verdächtig dünkt, mit Beschlag belegen, und die Beschlagnahme wird dadurch definitiv, daß der König und sein geheimer Rath ihre Beistimmung geben. Ja der Eigenthümer eines Blatts kann auf diesem Weg für unfähig erklärt werden, je wieder an der Herausgabe oder Redaktion einer periodischen Schrift Theil zu nehmen.

Natürlich waren es nur die ernsten Umstände des Augenblicks, verbunden mit dem Versprechen, das Gesetz später wieder zurückzuziehen, wodurch das Ministerium die Generalstaaten zur Annahme dieses Meisterstücks der Willkür vermochte. Allein diese Zusage wurde nie gehalten. Die Gewalthaber bekamen Geschmack an dieser souveränen Autorität über die periodische Presse, welche auf solche Weise zu völliger Nichtigkeit herabsinken mußte. Auf dem Reichstag von 1823 trug Hr. von Dalman auf eine Reform des Preßgesetzes an, und über diesen Antrag sollte der Reichstag von 1829 jetzt entscheiden. Die Stimme der Nation, in der Hauptstadt wie in den Provinzen, drang nachdrücklich auf die Abschaffung einer so trostlosen Maßregel. Der Bürgerstand, welcher mit der Diskussion den Anfang machte, konnte der öffentlichen Meinung nicht widerstehen und entschied sich, wie wohl mit einer schwachen Majorität, für den Antrag. Die Geistlichkeit unterwarf die Sache einer gründlichen Prüfung. Bischof Wallin zeigte, wie das alte Preßgesetz eben so illusorisch als veratorisch sey, indem man doch ein Journal nicht hindern könne, unter einem andern Namen wieder zu erscheinen, so wenig als einen Schriftsteller, trotz jener Unfähigkeitserklärung, bei der Redaktion desselben im Geheimen mitzuwirken. Viele Mitglieder bekämpften das Recht der Beschlagnahme in seinem Grundsatz, wie in seinen Folgen. Pfarrer Broom bewies, daß es mit zwei wesentlichen Elementen der Humanität, der Vernunft und der Freiheit, in Widerspruch stehe. Auf der andern Seite wollte der Geschichtsforscher Geyer eine Gewährleistung für die Schriftsteller darin finden, sofern sie dadurch aller Verantwortlichkeit überhoben würden. Ueberhaupt ließ sich von einem Stand, welcher gewohnt ist, überall vorzugsweise von dem moralischen Gesichtspunkt auszugehen, der also bei Betrachtung einzelner Mißbräuche nur gar zu sehr geneigt seyn muß, die nicht so unmittelbar und mehr im Allgemeinen sich äußernden wohlthätigen Folgen einer freien Presse zu übersehen, eine ganz unbefangene Würdigung dieser Frage nicht erwarten, und der Antrag ging auch nur mit der Majorität Einer Stimme durch.

(Schluß folgt.)

Lamartine, Gesandter in Griechenland.*)

(Correspondenz aus Paris.)

Jede Zeit hat ihre Eigenheit, und es ist gefährlich, sich über diese Eigenheit lustig zu machen. Der Kritiker, der es dennoch wagt, ist ein Märtyrer. Vor Zeiten brachte man ihn ums Leben, desto größer war der Ruhm des Märtyrers bei der Nachwelt, und desto mehr Kritiker machten sich über die Eigenheiten ihrer Nebenmenschen lustig. Wer heut

*) Vor den Ereignissen des 29 Julius geschrieben.

zu Tage die Welt auslacht, kömmt mit dem Leben davon; er drängt sich zu, er will durchaus ein Märtyrer seyn, aber man lacht ihn aus und schont seiner — deßwegen ist die Anzahl der Märtyrer so gering.

Die Menschen betrachten sich täglich im Spiegel und sehen darin bloß die Eigenheiten ihrer Vorfahren, selten die ihrigen. Trat im grauen Alterthum ein großer Mann auf, so lautete die erste Frage: Von welchem Gotte stammt er ab? Dumme Frage! sagten die Leute im Mittelalter, und besaßen sie selber unter sich einen großen Mann, so erkundigten sie sich: Wie viele Ahnen zählt er? Alberne Frage! rufen unsere Zeitgenossen aus. Wahrscheinlich sind die Fragen unserer Zeitgenossen gescheidter.

Schreibt Jemand ein gutes Buch, so fragt man gegenwärtig: Ist auch der Verfasser ordentlicher Professor? Malt Gérard ein großes Gemälde, so erkundigt man sich: Nicht wahr, er ist erster Maler des Königs von Frankreich? Tritt ein Dichter auf, so fragt man: Ist er auch liberal?

Viktor Hugo hatte bereits mehrere Romane, lyrische Stücke und ein Drama gedichtet, und die meisten franz. Blätter griffen ihn an oder sprachen nicht von ihm. Endlich dichtet er ein liberales Trauerspiel, die Censur läßt es nicht passiren und der Minister bietet dem Verfasser eine Pension. Hugo schlägt das Anerbieten des Hrn. v. Labourdonnaye aus und alsbald ruft ein Dutzend franz. Blätter einstimmig: Ei, das muß doch wohl ein großer Dichter seyn. Zufällig hatten sie Recht.

Giebt ein pariser Dichter ein Buch heraus, so heißt es den andern Tag in der Zeitung: der Verleger hat so und so viele Exemplare verkauft. Die deutschen Zeitungen übersetzen den Artikel, unsere Literaturhistoriker und Statistiker tragen das Resultat in ihre Tabellen ein, und würden es vielleicht ferner thun, wenn ich mich nicht zum Märtyrer machte und die Wahrheit verkündete. Die Sache verhält sich nämlich, wie folgt:

Ein liberaler franz. Kritiker nimmt das Buch in die Hand und liest den Titel, der Titel ist liberal, also notirt

der Kritiker	1000	Exemplare
Seite 5 steht eine herrliche Dithyrambe	50	"
Seite 100 eine skandalöse Geschichte in Reimen . .	2000	"
In einer Note werden die Journale gelobt . . .	450	"
Summa: der Verleger würde	3500	Exemplare
verkauft haben, wenn nicht S. 200 ein Freund des Kritikers angegriffen wäre; subtrahire	1500	"

Un ouvrage du célèbre * vient de paraître, 2000 exempl. ont été vendus dans la journée d'hier.

Die absolutistischen Blätter stellen ihrerseits die Berechnung an.

Der Titel ist liberal	minus	1000	Exemplare
S. 1000 die skandalöse Geschichte in Reimen	minus	2000	"
Das Lob der Journale	minus	450	"
Dagegen die schöne Dithyrambe	plus	50	"
Summa: der Verleger würde	minus	3400	Exemplare

verkauft haben, wäre der Verfasser nicht im Grunde religiös	1000	"
beim Lichte besehen, ein Freund des ancien régime	2000	"
kein Feind von Ignaz	4000	"
und von Adel	1000	"
	8000	Exemplare
subtrahire	3400	"

Un ouvrage du célèbre * vient de paraître, 4600 exempl. ont été vendus dans la journée d'hier. Tags darauf geht die Prophezeiung des Kritikers zuweilen in Erfüllung. Ein listiger Verleger hat mir die Sache gebeichtet.

Da es nun keinem Schriftsteller zu verdenken ist, wenn er sich Leser wünscht, so scheint es mir ganz natürlich, daß die pariser Dichter ebenfalls mit der Kultur fortschreiten und ähnliche Berechnungen anstellen wie die Verleger und Kritiker. Ist der Zeitgeist gerade liberal, wahrlich sie wären Thoren, wenn sie nicht liberal dichteten. Aber ihr Buch ist theuer und nicht alle liberalen Leser sind freigebig; daher auch hie und da ein Wörtchen für die Gegner; man muß mehr als ein Märtyrer seyn, um sich hierüber zu ereifern. Fräulein Delphine Gay kann es gar nicht anders machen. Sie bezieht eine Pension von der Regierung, muß also fromm thun; hat freisinnige Verleger, muß also liberal thun. Unterließe sie das Schreiben, so wäre Niemand zufrieden; wie in aller Welt soll man der zarten Muse grollen, daß sie in dieser stürmischen Zeit den Mantel nach dem Winde hängen läßt? Sie macht es wie die Anderen, das ist in der Regel.

Um aber eine Regel vollends zu beweisen, bedarf man einer Ausnahme, und diese fehlte seit langer Zeit. Sie ist erschienen, und man muß sie schnell benutzen, ehe sie wieder verschwindet. Alle französischen Dichter, außer jener Ausnahme, legen ihrer Phantasie Fesseln an und sprechen von Freiheit oder überspringen alle Schranken der Dichtung und predigen Absolutismus; der Eine schreibt Alexandriner, wie

la constitution, la liberté légale,

der Andere spricht

des révolutions de l'urne électorale,

kurz die Dichter folgen dem Zeitgeiste. Da erscheint plötzlich ein Jüngling von großartigem, melancholischem Sinn; in der großen Welt erzogen, ja von Adel und Attaché d'ambassade enteilt er in die Wälder, setzt sich unter die Eiche, küßt den perlenden Thau, fragt die lieben Blümchen und Steinchen nach den Geheimnissen der Schöpfung, sein Geist schwebt in ätherischen Räumen, und schert sich den Teufel um Politik. Man vergebe mir die sonderbare Schreibart, den hastigen Uebergang vom Erhabenen zum Trivialen; man hat mir geschrieben, Das sey jetzt Mode in Deutschland. Jene Ausnahme ist also kein gewöhnlicher Mensch und ist doch Attaché d'ambassade; klagt im Stillen über das Weh der Menschheit, und weiß doch (denn Dieß habe ich vergessen zu sagen), was Das heißt: Politik. Jedermann hat schon errathen, daß von Lamartine die Rede ist, dessen Name an der Spitze des Aufsatzes erwähnt wird. Lamartine war bei einer Gesandtschaft angestellt, wußte was Politik ist, und machte sich zum Schäfer, und vergaß, wenigstens bis vor Kurzem, alle irdische Größe.

Aussi, pendant qu'admis dans les conseils des rois,
Représentant d'un maître honoré par son choix,
Tu tiens un des grands fils de la trame du monde,

so schreibt Lamartine ohne allen Neid in seinen Premières méditations an den Marquis de L. M. F.

Moi, parmi les pasteurs, assis aux bords de l'onde,
Je suis d'un oeil rêveur les barques sur les eaux,
J'écoute les soupirs du vent dans les roseaux;

Schäfer, Welle, Träumer, Quelle, Seufzer, kein Gedanke an Politik, sondern

Nonchalamment couché près du lit des fontaines
Je suis l'ombre qui tourne autour du tronc des chênes,

Schatten, Matten.

Ou je grave un vain sur l'écorce des bois,
Ou je parle à l'écho qui répond à ma voix,

und sehne mich und denke, aber gewiß nicht an einen Gesandtschaftsposten.

Ou, dans le vague azur contemplant les nuages,
Je laisse errer comme eux mes flottantes images;
La nuit tombe, et le Temps, de son doigt redouté,
Me marque un jour de plus que je n'ai pas compté.

Schöne Zeit, in welcher Lamartine diese Worte aufzeichnete! In Paris sammelte unterdessen Viennet Gedanken aus allen politischen Blättern, um in Versen über das Kommunalgesetz und mit Reimen gegen die Droits réunis zu dichten; und in Brüssel schnitt der verbannte Etiennes seine Feder, um in Alexandrinern zu beweisen, daß er mit dem französischen Königshause verwandt sey; in London griffen Wellingtons Freunde die Verwaltung mit lateinischen Versen an, auch in Deutschland feierte die Poesie nur Jubiläen, in Frankreich aber besonders wollte man nur Prosa lesen, da vernahm man die Klagen Lamartine's und eine neue Aera öffnete sich für die Dichtung. Auch Lamartine war eine Weile dem Zeitgeiste gefolgt, hatte Diplomatik und Philosophie getrieben; aber, schreibt er dem Marquis von L. M. F.

. . las d'errer sans fin dans des champs sans limite,
Au seul jour où je vis, au seul bord que j'habite
J'ai borné désormais ma pensée et mes soins

und nichts Anderes hat größeren Reiz für mich, bemerkt der Dichter,

Que le rustique enclos par mes pères planté.

In solcher Stimmung sang Lamartine die berühmten Premières Méditations.

Französische und deutsche Kritiker haben mit vielem Ernste und Eifer die Frage untersucht: welcher Band hat größeren Gehalt, der erste, worin jene Premières, oder der zweite, worin die Nouvelles méditations? Bei Geschmacksachen ist die Entscheidung schwer. Ich für meinen Theil habe jetzt eine andere wichtige Frage zu untersuchen, die leichter zu entscheiden ist, und von deren Beantwortung in höherem Maße das Urtheil über die frühere und spätere Geistesrichtung Lamartine's abhängt. Diese Frage ist keine andere, als: welcher von den beiden Bänden hat, abgesehen vom Gehalte, einen stärkeren Inhalt, welcher Band ist dicker? Was liegt daran? fragt man. Sehr viel. Der erste Band hat in der schönen Ausgabe vom Jahre 1830 (bei Gagniard zu Paris, vier Theile, 18 Franken) 276 Seiten, der zweite 324. Der Dichter hatte bei seinem ersten Auftreten sein Portefeuille nicht geleert; durch den Erfolg aufgemuntert, lieferte er im zweiten das Zurückgelassene nach. In den früheren Gedichten des zweiten Bandes ist die Geistesrichtung Lamartine's noch dieselbe wie im ersten; dann nimmt sie eine Wendung, die bei den ausgezeichneten Fähigkeiten des Verfassers nicht ohne Einfluß für Andere, und besonders nicht für ihn bleiben konnte: in dem letzteren, größeren Abschnitte des zweiten Theiles wird die Geistesrichtung Lamartine's einigermaßen politisch.

Den Uebergang bildet eines der herrlichsten Gedichte Lamartine's: Bonaparte (B. II, S. 75). Es ist schon politisch, aber noch nicht ganz entschieden; der Dichter wagt sich noch etwas behutsam in den Parteikampf, er sitzt immer noch träumend am Rande des Baches, auf dem Rasen des Hügels, und denkt an die Vergänglichkeit alles Irdischen...

Depuis les deux grands noms qu'un siècle au siècle annonce,
Jamais nom qu'ici bas toute langue prononce
Sur l'aile de la foudre aussi loin ne vola,
Jamais d'aucun mortel le pied qu'un souffle efface
N'imprima sur la terre une plus forte trace;
Et ce pied s'est arrêté là!...

Aber noch in demselben Gedichte wird Lamartine Parteimann, und meint in vollem Ernste, Bonaparte hätte am Besten gethan, den eroberten Thron an die legitimen Fürsten auszuliefern:

Ah! si rendant ce sceptre à ses mains légitimes,
Plaçant sur ton pavois de royales victimes,
Tes mains des saints bandeaux avaient lavé l'affront!
Soldat vengeur des rois, plus grand que ces rois même,
De quel divin parfum, de quel pur diadème,
La gloire aurait sacré ton front.

Jedermann kennt den Brief, worin Ludwig XVIII den Kaiser aufforderte, ihm den Thron zu überlassen. Auch andere Dichter hatten sich gewundert, daß Bonaparte nicht unter dem Herzoge d'Aumont für die legitimen Fürsten kämpfte, aber kein anderer Dichter hatte die Muse in seiner Gewalt wie Lamartine. Ein solcher Anhänger war nicht zu verachten, das Dankgefühl kannte keine Gränzen. Und dazu gehörte der Dichter nicht zu jenen Anhängern, die durch wüthige Worte Alles verderben: er hatte sich unter die Parteien gewagt, er kämpfte für die Legitimität, aber ehrte zugleich das Gefühl für Freiheit, und um so größeren Eindruck mußte sein begeisterter Gesang hervorbringen. Liberté! rief er aus, nom sacré!

J'ai toujours dans mon coeur adoré ton image,
Telle qu'aux jours d'Emile et de Léonidas,
T'adorèrent jadis le Tibre et l'Eurotas

und nicht bloß die Freiheit, für welche Feldherren und Könige, auch die, wofür Bürger kämpften:

Telle enfin que d'Ury prenant ton vol sublime
Comme un rapide éclair qui court de cime en cime,
Des rives du Léman, aux rochers d'Appenzel,
Volant avec la mort sur la flèche de Tell.

Ein solcher mit günstigem Vorurtheil angehörter, gefeierter Anhänger ist natürlich noch weniger zu verachten, wenn er bald darauf gegen die meist liberalen Zeitungen dichtet:

. . l'echo léger que chaque jour publie,
Oracle du matin, que le soir on oublie;

wenn er seinem Mitstrebenden, dem freisinnigen Delavigne, sanfte Vorwürfe macht:

On dit que dans ces chants ton génie exalté
Prêche à des convertis l'antique liberté;

wenn er seine Zeitgenossen erinnert an das

. . . échafaud qui ruisselait de sang

und endlich, als wäre er selbst noch Schäfer, dem Dichter der Vendome-Säule zuruft: Komm', lieber Viktor Hugo, werde Schäfer; denn

Le Tasse, suivi par l'envie,
Revêtait, pour cacher sa vie,
Les humbles habits du pasteur.

Und du, lieber Hugo, willst in der verdorbenen Stadt bleiben? Bedenke,

Virgile, assis sur le rivage,
Charmait les rochers de la plage
De ses concerts mystérieux.

An Viktor Hugo ist ihm sehr gelegen. Komm', meine Nachtigall, ruft er ihm schmeichelnd zu:

Oiseau chantant parmi les hommes,
Ah! reviens à l'ombre des bois!

Dahin ruft Dich die Freundschaft, dort begeistere Dich:

Notre âme est une source errante
Qui, dans son onde transparente,
S'empreint de la couleur des lieux;
De la nature elle est l'image:
Tantôt sombre comme un nuage,
Tantôt pure comme les cieux!

Nie war Lamartine von stärkerer Begeisterung ergriffen als bei dieser Dichtung, nie sprach er mehr zum Herzen ... und der kalte Hugo blieb in der verdorbenen Stadt. Aber merkwürdig! Hugo ist Privatmann und schlägt Pensionen aus, und Lamartine wird zum Politiker, zum franz. Gesandten in Griechenland!

Shakespeare's Geburtsfest.

Shakespeare's Geburtstag wurde dieses Jahr in Stratfort am Avon, wo der große Dichter zur Welt kam und starb, durch ein viertägiges Fest gefeiert, welches einigermaßen an die Feierlichkeit erinnerte, welche Garrick im Jahr 1769 in derselben Stadt veranstaltete, und im folgenden Jahr auf dem Drury-Lane-Theater in London wiederholte, wo sie 122 Mal nacheinander gegeben werden mußte. Es war eine Art Divertissement (entertainment), und hieß „das Jubiläum". Der Schauplatz war Stratfort, und das Ganze ein geistreicher bunter Scenenwechsel, den Sitten des Landes entnommen: bald eine Hütte, wo alte Weiber den Abend durch Mährchen und Balladen sich verkürzen; bald betrunkene Matrosen, von Geigen begleitet und in Armsesseln herumgetragen, von welchen herab sie der Menge Geld zuwerfen, und so an Einem Tag ihren Sold von drei Jahren her wieder vergeuden; hier schachernde Juden; dort Gaukler mit Tanzbären; Seiltänzer, Quacksalber, Spitzbuben; zuletzt Trinker unter Shakespeare's Eiche, wo sie, unter Lobgesängen auf den Dichter, einen Humpen herumgehen lassen, der aus einem von Jenem selbst gepflanzten Maulbeerbaum geschnitzt war. Plötzlich naht ein festlicher Zug: voraus Tänzer, die Blumen streuen; dann die hauptsächlichsten Charaktere Shakespeare's, wie Macbeth, dessen Gemahlin, Coriolan, Lear, Richard III, Hamlet, Romeo und Julie; endlich Melpomene, dem Dichter den Tempel der Unsterblichkeit öffnend.

Dieses Fest wurde dießmal im Wesentlichen wiederholt, jedoch mit weniger Pomp und weniger Sorgfalt in der Ausführung.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 249. 6 September 1830.

Scenen aus den Bagno's.

3. Der Hafen.

Die Sträflinge sind im Hafen; jedes Paar, seinen Hatschier zur Seite, begiebt sich an seine Arbeit. Die verschiedenen Verwalter verlangen ihre erforderliche Anzahl Leute; „Dreizehn Paare für die neue Docke," ruft der Adjutant, und dreizehn Paare werden abgezählt und gehn in der ihnen bezeichneteten Richtung ab. „Sergent! Eine Verstärkung von vier Paaren nach der Seilerei und drei Chausettes nach der Blockmacherei," und sieben Sträflinge eilen dieser Werkstätte zu. Alle, welche in dem Innern der Magazine verwendet werden, sind von den Rothen. Die Grünen bleiben der sengenden Sonnengluth ausgesetzt; die Harke in der Hand ebnen sie den Boden, auf welchem eine neue Decke errichtet werden soll, oder sie schleppen zu zehn und zwölf die ungeheuren Baumstämme herbei, welche die Zimmerleute bei den auf den Werften befindlichen Schiffen brauchen. Die Brutalität der Zuchtmeister wird nicht müde. Man bestraft die Unerfahrenheit, die der Sträfling in einer Lage zeigt, für die er natürlich nicht geschult worden ist; er muß auf einen Stoß von Balken hinauf, und läßt er einen fallen, ohne ihn mit dem Hebeisen zu halten, das er nicht zu handhaben weiß, so versetzt ihm der Henker, der ihn bewacht, einen Tritt, daß er hinabstürzt. Die Klage ist ihm untersagt, sie wäre Meuterei. Mangelt ihm die Kraft, das enorme Gewicht des Tauwerks zu tragen, welches ihm auf den Kopf geladen wird, so packt ihn der kräftige Arm des Hatschiers und schleudert ihn mit seiner Bürde auf die Eisenstangen, welche den Schiffen als Ballast dienen, oder wälzt ihn in den Koth, welchen die Charente absetzt.

Insgemein ziehen die Aufseher die Dienste der Grünen vor, da diese, meist ohne Aussicht auf Erlösung, nur darin eine Erleichterung ihres Schicksals hoffen können, daß sie sich durch ihre Geschicklichkeit empfehlen. Daher ihre Standhaftigkeit und Ausdauer unter so vielen Leiden und Entbehrungen; daher jene Art von Wetteifer gleich jener des Zugviehs, das, wenn es im Joch geht, seine Anstrengungen verdoppelt. Stumm zu dulden ist der praktische Grundsatz derer, denen die Slaverei noch nicht alle Kraft zu denken entrissen hat. Bei den mühsamsten Arbeiten, wenn ihre Muskeln bis zum Bersten angespannt sind, wenn der Schweiß über alle Theile ihres Körpers läuft, sieht man sie lächeln, wenn der Wächter einen Blick der Zufriedenheit auf sie wirft. Man hat Beispiele, daß diese Unglücklichen von Strapazen erschöpft zusammensanken, weil sie einige Grammen Brod oder dreißig Centilitres Wein oder Essig als Belohnung verdienen wollten. Wohin das Auge in dem Hafen sich wendet, wird es schmerzlich verletzt. Alles in diesem Bezirk hat ein Aussehen von Traurigkeit, das zum Theil von der Farbe des Bluts herrührt, die vorherrscht. Ueberall das rothe Kleid, das — gleichsam sich vervielfältigend — bald hinter einem Erdhügel, bald auf einem Baume zum Vorschein kommt; überall der monotone Schimmer des Ockers, der die Docken bedeckt und die riesenhaften Fahrzeuge auf den Werften, die Dryade und den Duguesclin; überall die roth bemalten Schilderhäuschen, deren Farbe am Abend, wann die Sonne mit ihren letzten Strahlen sie beleuchtet, sich auf die davor stehenden Hatschiere zu verlängern scheint, als ob diese Männer des Schreckens sich in blutige Mäntel hüllten.

An einem Krahn befindet sich ein Tretrad, *) welches durch das Gewicht von Menschen in Bewegung gesetzt wird, die an demselben hinaufsteigen. An dieser Maschine arbeiten mehrere Sträflinge, keuchend, schwimmend in Schweiß; das Seil, welches sich aufrollt, indem sie das Rad treten, schafft die Kanonen einer Brigg ans Ufer, die man abtakelt. Außen, längs dem Seil, ist noch eine Anzahl von Sträflingen beschäftigt. Die in dem Krahn selbst aber können fast nicht mehr; man hilft also mit Streichen, die man in verstärkter Portion austheilt, nach, und da jene, auf einer schiefen Fläche stehend, bei dem Umschwung des Rades dem Stock bald den Kopf, bald die Beine darbieten, so läßt derselbe seine Aufmunterungen nicht mehr wie gewöhnlich auf die Schultern, sondern, wie es kommt, da und dorthin fallen. Ist das Stück Ge-

*) Sollte die Tretmühle, welche man auch in Deutschland an manchen Orten einführen zu wollen scheint, menschlicher seyn? Fünfzehn bis zwanzig Menschen halten sich mit beiden Händen an einer Stange und setzen einen Fuß um den andern in die Schienen eines Rades, das sich unter der Last ihres Körpers umdreht. Es ist ein unaufhörliches Steigen, bei dem man nicht von der Stelle kommt. Jeder thut in der Minute ungefähr 50 Schritte, die Bewegung ist aber so anstrengend, daß sie keiner über eine Viertelstunde aushält; man läßt dann 5 bis 6 Minuten ausruhen und die Arbeit geht von Neuem an und so wird fortgefahren vom Morgen bis zum Abend. Andre Zuchthauskünstler haben Armmühlen vorgeschlagen. Dieß heißt aber nur die Form der Marter ändern und der sinnlose geistvernichtende Mechanismus bleibt.

schütz am Ort seiner Bestimmung angelangt, und die Radtreter dürfen herab, welch entsetzliches Schauspiel — die zerfleischten, von Blut und Schweiß triefenden Gesichter! Die Sträflinge werfen sich zur Erde, um auszuruhen, aber im Augenblick, wo sie wieder bei Athem sind, erinnert sie von Neuem der Stock, daß es Zeit sey, sich einem mit Steinen beladenen Schlitten vorzuspannen, den Acht ihrer Kameraden bis dahin gezogen haben und der bis an das Ende des Hafens gebracht werden muß. Zwölf Andre ergreifen mittlerweile das Seil an einer Rammkatze, die einen ungeheuern Pfahl in den Boden treiben soll. Die Bewegung will nicht gleich in den rechten Takt; „Auf, ihr alten Burschen!“ sagt Einer, „das Witwenlied *) angestimmt!“ Und er präludirt ein Lied, das Alle nachsingen. In dem langsamen Gang der Weise liegt etwas Klägliches, ob dem es dem Zuhörer eiskalt ums Herz werden könnte, wenn er auch den Inhalt nicht verstände. Es ist ein Trauerlied auf diejenigen ihrer Kameraden, die unter der Guillotine endigten. Das Maß jeder Strophe richtet sich nach der Zeit, welche die Rammkatze braucht, auf den Pfahl zu fallen. Dreimal senkt sie sich und die dritte Senkung bezeichnet den verhägnißvollen Fall des Beils der Gerechtigkeit. Der Versänger beginnt:

Oh, oh, oh, Jean Pierre, oh!
Fais toilette;
V'là, v'là le barbier, oh, oh!

Die Rammkatze trifft und der Chor fällt ein:

Oh, oh, oh, Jean Pierre, oh!
V'là la charrette.

Noch ein Treff und der Refrain:

Ah, ah, ah, ah!
Faucher Colas! **)

In diesem Augenblick lassen Alle das Seil gleichzeitig los, und der Block, durch den allgemeinen Schwung mächtiger gehoben, senkt sich schwer nieder. Der Hatschier hört lächelnd zu, schlägt mit seinem Stock den Takt, seine Lippen bezeichnen leise die Kadenzen und zwischen den Zähnen murmelnd wiederholt er die Schlußstrophe.

Der schwedische Reichstag von 1828 bis 1830.

---

5. Debatten über die Preßfreiheit.
(Schluß.)

War man somit der Abstimmung der beiden am Wenigsten liberalen Stände sicher, so durften sich die Freunde der Preßfreiheit bereits mit einem glücklichen Erfolg schmeicheln. Der Adel hatte sich im J. 1823 mit zu viel Wärme gegen den Preßzwang ausgesprochen, als daß an seiner jetzigen Entscheidung zu zweifeln war, und der Bauernstand hatte sich bis jetzt unter den vier Ständen als den unabhängigsten benommen, so daß von dieser Seite auch Nichts zu befürchten schien; das Ministerium schien neutral bleiben zu wollen. Die Diskussion wurde bei den Bauern lebhaft und mit vielem Aufwand von Beredsamkeit geführt; mehrere Sprecher, die sich mit einer bemerkenswerthen Leichtigkeit aus dem Stegreif vernehmen ließen, traten auf. Rutberg ging auf den Ursprung jenes Gesetzes der Willkür zurück; er wünschte der Nation Glück, daß der Augenblick, das im J. 1812 ertheilte Versprechen zu halten, endlich gekommen sey, und beschwor den Stand, sich den Absichten Sr. Majestät nicht zu widersetzen, da dieselben nur mit Uebereinstimmung der vier Stände erfüllt werden könnten. „Die Preßfreiheit,“ sagte Anders Danielson, „hat keinen Sinn, wenn sie sich nicht auf die periodische Presse erstreckt, welche allein die nicht-periodische Presse belebt.“ „Nur der launenhaften Deutung jenes Rolhrechts,“ sagte Caspar Wikmann, „haben wir die Entartung der periodischen Presse Schwedens zuzuschreiben; diese schmähliche Willkür vor Augen wird kein Mann von Talent oder Bedeutung sich mit der Redaktion eines Journals befassen.“ „Die periodische Presse,“ sagte Lars Anderson, „bietet dem Schwachen eine Zuflucht gegen den Starken; darum suchen die Gewalthaber sie stets zu unterdrücken; darum muß das Volk, müssen die Bauern sie mit Gut und Blut vertheidigen.“ Aber kein Redner, brachte eine solche Wirkung auf den Stand und die zahlreichen Zuhörer hervor, als Nils Mansson: „Schweden,“ rief er gegen den Schluß seiner Rede aus, „Schweden sollte den öffentlichen Blättern besonders dankbar seyn. Sie sind es ja, durch welche wir erfuhren, daß es einen Marschall von Frankreich gebe, welcher mit ausgezeichnetem Muth und Geist eine edle Menschenfreundlichkeit verbinde, deren die schwedischen Gefangenen sich zu erfreuen hätten; dieser Marschall ist unser König geworden. Glaubt man, wenn wir vor zwanzig Jahren die Freiheit der Presse besessen hätten, Finland, das Drittheil des Reichs, wäre uns durch die Treulosigkeit einer Vertheidiger verloren gegangen? Soll es von dem Eigensinn eines Hofkanzlers abhängen, uns dieser schönen Quelle der Kenntniß zu berauben? Sollen wir an seine Unfehlbarkeit glauben, wie an die des Pabsts, gegen welche der gesunde Verstand unserer Voreltern sich empörte? Karl X, König von Frankreich, kündigte seinem Parlamente an, daß er die Schranken niedergerissen, welche die Freiheit der Presse beengten; die Liebe und Dankbarkeit seines Volks war seine Belohnung. Wird Karl von Schweden für sein Volk Weniger thun als Karl von Frankreich? Sollen wir, Bauern, die wir immer Freunde der Freiheit sind, unsern König hindern, das Beispiel des französischen Königs nachzuahmen? Als Gott die Welt schuf, sprach er: Es werde Licht; und es ward Licht. Konnte der Schöpfer wollen, daß uns das Licht fremd bliebe? Als dieser Schöpfer die Welt zu erlösen seinen Sohn sandte, versiegelte der göttliche Erlöser sein Werk und seine Lehre mit dem Gebot: Wandelt im Licht. Christen! Wagen wir es im Finstern zu irren?“ Die ländliche Versammlung wurde von dieser Apostrophe an die Religion so gerührt, daß vielen Mitgliedern die Thränen in die Augen traten. Um so allgemeiner war die Ueberraschung, als man abstimmte, und der Präsident ankündigte, daß der Antrag mit 64 gegen 54 Stimmen verworfen sey. Gewichtige Gründe haben überwogen, hieß es Tags darauf in den Zeitungen. Man versicherte mit Bestimmtheit, die Regierung hätte, nachdem sie von den Ständen, auf welche sie am Meisten rechnete, im Stich gelassen worden war, 10,000 Thaler verwendet, um eilf Mitglieder vom Bauernstand zu gewinnen, durch welche dann die Majorität herausgekommen wäre.

---

*) Le chanson de la veuve. La Veuve heißt in der Galeerensprache die Guillotine.

**) Den Hals abgemäht!

Auf diese Weise sah sich Schweden um seine theuersten Hoffnungen abermals getäuscht! Vier Tage nach dieser unerwarteten Wendung der Dinge ward der Antrag nun, nur noch der Form wegen, vor die Adelskammer gebracht. Die Redner der Opposition griffen indeß mit Strenge die Politik der Regierung an, welche man, wie gesagt, im Spiel glaubte. „Was mich betrifft," sagte Hr. von Rosenquist, „so steht meine Ueberzeugung fest, und zehntausend klingende Gründe werden sie nicht erschüttern." Als der Reichstagsmarschall zur Abstimmung schreiten ließ, erhob sich der Ruf: ja, ja! in allen Theilen des Saals, und der Antrag ging mit Acclamation durch.

In demselben Augenblick drängte sich eine Masse von Bauern nach dem Bureau ihrer Kammer, um eine Verwahrung gegen ein Votum niederzulegen, welches die Ehre ihres Standes gebrandmarkt hatte; das allgemeine Staunen stieg noch, als man bemerkte, daß dieses Aktenstück 75 Unterschriften zählte, also mehr, als zur Majorität erforderlich gewesen wäre, da die Zahl der Votanten nur aus 108 bestand. Bald zeigte sich, daß dreizehn Mitglieder der Majorität, die sich ihrer Nachgiebigkeit schämten, durch diesen unnützen Widerruf ihr Versehen gut machen wollten. Allein das Uebel war geschehen, und diese sonderbare Protestation einer Majorität gegen ihren eigenen Beschluß hatte so wenig einen Erfolg als die verfängliche Acclamation des Adels. Die öffentliche Meinung tröstete sich indeß damit, daß sie den Bauer Nils Mansson mit Huldigungen überhäufte. Er wurde der Held der konstitutionellen Sache, Allenthalben verkaufte man sein Bildniß und seine Rede. Man veranstaltete ihm ein feyerliches Gastmahl, das erste dieser Art, welches in Schweden Statt fand. Dreihundert Gäste vereinigten sich und tranken auf seine Gesundheit; Hr. von Anckarswärd und die ersten Redner des Adels bezeugten ihm ihre Achtung und ihren brüderlichen Dank.

Die Frage der Preßfreiheit kam gegen das Ende der Sitzung von 1830 noch einmal zur Sprache, um sie wenigstens für den folgenden Reichstag vorzubereiten. Der Graf Lagerbielke lenkte die Aufmerksamkeit der Generalstaaten auf das französische Preßgesetz hin. Nach seinem Plan sollte kein Journal autorisirt werden, das nicht eine Bürgschaft im Betrag des Absatzes von 150 Exemplaren stellte; die Befugniß des Hofkanzlers sollte dann aufhören, und eine Jury und die gewöhnlichen Gerichte über Preßvergehen die Entscheidung haben. Allein das Ministerium, dieses ewigen Stoffs von Diskussionen überdrüssig, machte seinen Einfluß dahin geltend, daß keine Vereinbarung zu Stande kam, und also auch auf dem nächsten Reichstag dieser Gegenstand noch unerledigt bleiben muß.

Daß man aber in Schweden keine Aenderung des Systems zu erwarten hat, davon ist unter Anderm ein Beweis, daß der König in seiner Abschiedsadresse an den Reichstag am 19 März d. J. zwar zugiebt, daß das Repräsentationswesen einiger Verbesserungen bedürfen möchte, dabei aber ausdrücklich erklärt, man solle nicht vergessen, daß die vier Stände seit drei Jahrhunderten der Eckstein des gesetzlichen Königthums gewesen. Indessen hat Se. Majestät einem Gesetz, die **bedingte** Oeffentlichkeit der Sitzungen jedes Stands betreffend, für die künftige Sitzung ihre Sanktion ertheilt; und so ist doch Etwas geschehen. Bis jetzt war der Preßfreiheit, wenigstens für den Zeitraum des Zusammenseyns der Stände, insofern ein kleiner Ausweg eröffnet, als die letztern eine Kommission von sechs Mitgliedern unter dem Vorsitz des ständischen Generalprokurators *) ernannten, welche den Schriftsteller, der ihr seine Aufsätze zur Genehmigung vorlegte, der Verantwortlichkeit überhob.

*) Dieser Generaljustizprokurator ist eine Schweden eigenthümliche Behörde; er beaufsichtigt alle Tribunale des Königreichs, und alle Erkenntnisse, welche sie von einem Reichstag auf den andern fällen. Jedesmal erstattet er dem folgenden Reichstag Bericht über die Verwaltung der Rechtspflege während der fünf verflossenen Jahre und schlägt Verbesserungen der Gesetze vor, die ihm dienlich schienen. Bei Prozessen, welche das Resultat einer ständischen Berathschlagung sind, versieht er das Geschäft des Staatsanwalts, als welcher er alle Richter zur Rechenschaft ziehen kann, die ihre Pflicht nicht erfüllten. Ueberdieß bilden die Stände eine Art Jury aus 48 Mitgliedern, welche auf jedem Reichstag das Betragen der Räthe des obersten Gerichtshofs mustert und auf Absetzung derselben erkennen kann. Der König wünschte, daß die Stände das Vorrecht aufgäben; allein sie weigerten sich dessen; er selbst wollte auf das ihm als Haupt des obersten Gerichtshofs (konungens slitaegsta Domstol), des vormaligen Senats, zukommende doppelte Votum verzichten; auch dieser Antrag, den mehrere Redner damit unterstützten, daß die Verbindung der richterlichen mit der gesetzgebenden und vollziehenden Gewalt sich nicht vertrage, scheiterte an den Besorgnissen der Anhänger des Alten, der Magistratur eine zu große Unabhängigkeit einzuräumen. So zeigt sich in Schweden das Vorurtheil noch überall mächtig, und es entsteht eine Schwerfälligkeit und Unbehülflichkeit in der Staatsmaschine, wie man sie vielleicht in diesem Grad in ganz Europa nirgends trifft. Das schlagendste Beispiel hat man in der Einrichtung der Oberregierung. Da giebt es zuvörderst einen Staatsrath, der aber nur konsultative Funktionen ausübt; die vier Staatssekretäre des Kriegs, der Finanzen, des Innern und des Kultus haben darin eine berathende Stimme, wenn Angelegenheiten ihrer Departemens verhandelt werden. Das Material des Kriegs, der Marine, des Innern, der Finanzen, des Handels und des Bergbaus steht unter der Leitung von sechs Kollegien, deren Präsidenten allein entsetzbar sind. Die Justiz, die auswärtigen Angelegenheiten, das Personal des Kriegs und der Marine haben wieder eine besondere Organisation mit verschiedenen Vorständen. Kaum läßt sich eine verwickeltere Verwaltung denken!

Corsica.

7. Die Reise von Corte nach Bastia.

(Fortsetzung.)

Die französische Gesetzgebung in Bezug auf die Konscription ist in Corsica allgemein verhaßt, und die jungen Konscribirten fliehen häufig in die Gebirge, um sich dem Militärdienst zu entziehen. Die Gendarmerie hat die schwierige und gefährliche Obliegenheit, die Flüchtlinge zu verfolgen. Bei einer dieser Gelegenheiten wandte ein Konscribirter sich an einen Hirten im Innern der Insel, und bat, ihn bei sich zu verbergen. Der Hirt sagte: „Mein Haus steht Dir zu Dienst; aber ich glaube, daß das meines Sohnes Dir mehr Sicherheit darbieten wird; gehe zu ihm und sage: ich sende Dich, damit er Dir Schutz gewähre." Der Konscribirte ging, und wurde von dem Sohn des Hirten aufgenommen; aber bald hatten ihn hier die Gendarmen entdeckt. Und da der alte Hirt hörte, daß sein Schutzbefohlener verrathen und um Geld verkauft worden sey, ging er zu dem Haus seines Sohnes, und ermordete sein eigenes Kind, als sein Verdacht sich bestätigte.

Ich hatte Corte noch nicht lange verlassen, als der Abend hereinbrach; der Regen fiel in Strömen. Wir ließen uns indessen hierdurch nicht abhalten, unsere Reise fortzusetzen. Wir behielten dabei den Fluß Golo beständig zu unserer Linken, und die Berge, die uns umgaben, wurden immer niedriger, je weiter wir kamen. Um halb eilf Uhr erreichten

wir La Fontana Nuova, einen Haltplatz, der ungefähr auf dem halben Weg zwischen Corte und Bastia liegt. Das Gebäude, in welches wir eintraten, vereinigt die Eigenschaften eines Wirthshauses und eines Militärpostens. Es ist ein längliches Viereck und steht in der Mitte eines Hofes, an welchem rings umher eine Anzahl von Gemächern angebracht war. Ich fand hier eine Abtheilung Soldaten, die sich nach einem starken Marsch etwas zu Gute thaten. Sie sollten um zwei Uhr des Morgens von Fontana Nuova nach Bastia aufbrechen, und erboten sich, mich zu escortiren. Obwohl durchnäßt und ermüdet, unterhielten sie sich doch mit der größten Lebhaftigkeit; Einige sangen, Andere tanzten oder trieben allerlei närrische Possen. Welchen Gegensatz bildeten sie zu den Corsen, die ernst und schweigend in einem andern Winkel des Zimmers saßen? Ich zog mich bald von der lustigen Gesellschaft zurück, und der Wirth zündete mir in einem der Gemächer, die den Hofraum umgaben, ein gutes Feuer an. Hier theilte ich mit meinem Führer und einem Corsen, der sich unterwegs zu uns gesellt hatte, meine Mundvorräthe, warf mich, während meine Gefährten noch schmausten, auf ein schlechtes Bett und schlief ganz vortrefflich, bis der Korporal uns ankündigte, daß seine Leute im Begriff stünden, ihren Marsch anzutreten.

Es war halb drei Uhr. Der Regen fiel noch immer heftig. Der Korporal und seine Mannschaft drängten sich um mein Pferd herum, während der Führer mit den Maulthieren uns einige Schritte vorausging. Wir kamen bald auf einer schönen Brücke über den Golo, den wir im Verfolg unserer Reise daher zur Rechten behielten. Obwohl die Dunkelheit mich nicht Viel von der Gegend blicken ließ, welche wir durchwanderten, war doch auch dieser Theil meiner Reise nicht ohne Interesse. Der Franzose besitzt eine natürliche Heiterkeit, die sich unwillkürlich auch seinem Gesellschafter mittheilt; und Dieß war auch bei mir der Fall, als ich mit meinen neuen Gefährten vom 11ten Linienregiment längs den Ufern des Golo daherzog. Wir stießen häufig auf Waldbäche, über welche kleine hölzerne Brücken führten. Der gesetztere Theil der Truppe folgte meinem Pferd; die jungen Konscribirten dagegen hoben ihre Flinten empor und rannten lachend durch das Wasser, indem sie bemerkten, daß es ihnen gleichgültig sey, ob sie von oben oder von unten naß würden.

Von Zeit zu Zeit kamen wir zu einem Feuer, das unter einem Baum brannte, und um welches corsische Schafhirten sich gelagert hatten, die einander theils Geschichten erzählten, theils miteinander in eine melancholische Weise einstimmten, welche ich überall in Corsica sehr häufig singen hörte, ohne die Bedeutung der Worte erfahren zu können. Der Morgen begann jetzt zu dämmern, und die Wolken verzogen sich: die Morgenröthe im Osten kündete schönes Wetter an. Die Hirten, die ohne Obdach unter ihren Heerden geschlafen hatten, erwachten und schüttelten den Regen von ihren groben Jacken, wie Hunde, die aus dem Wasser kommen. Endlich stieg die Sonne herrlich empor, während wir uns in die fruchtbare Fläche herabwandten, die von Bastia sich längs der östlichen Küste der Insel erstreckt. Die See tritt von dieser Seite von Corsica, wie es scheint, allmählig zurück; denn Aleria, das ein römischer Seehafen war, liegt gegenwärtig über eine halbe Lieue vom Meer entfernt. Wir kamen bei Maison blanche vorüber, einem Militärposten und Wirthshaus, gleich der Fontana Nuova, nur von geringerer Größe, und genossen bald darauf eine reizende Aussicht: da lag Bastia mit seinen Landhäusern, auf einer Anhöhe hinter der Stadt, weiterhin das toscanische Meer mit den Inseln Capraja, Elba, Monte Cristo, und in der weitesten Ferne die Küste Italiens. Zu beiden Seiten der Straße waideten Ziegenheerden an den aromatischen Gesträuchen, welche üppig in diesem Theil der Insel gedeihen. Der Ackerbau hat hier bereits beträchtliche Fortschritte gemacht; und große Strecken Landes, die auf das Beste angebaut waren, kündigten einen weiter vorgerückten Zustand der Gesellschaft an.

In der That thun sich die Bewohner von Bastia auf ihre höhere Bildung gegen die übrigen Corsen nicht wenig zu Gute. Bastia kann, in Hinsicht auf Umfang, Einwohnerzahl und Reichthum, als die Hauptstadt von Corsica betrachtet werden, obwohl der Präfekt seinen Sitz zu Ajaccio hat. Die Häuser sind hoch und die Straßen sehr eng. Der Hafen ist unbedeutend; Schiffe von mehr als hundert Tonnen sind eine Seltenheit darin. Gleich den Schiffen der Alten werden auch die der Corsen während des Winters auf das Gestade heraufgezogen. In dem Hotel de la Präfekture hatte ich, da der Unterpräfekt von Bastia mich zum Diner einlud, Gelegenheit, alle die verschiedenen Weine der Insel zu kosten. Nie hätte ich geglaubt, daß Corsica ein so herrliches Getränk hervorbringen könne: einige Arten glichen in Kraft und Feuer dem Portwein; andere hatten die Würze und Süßigkeit des Frontignac, statt dessen sie häufig verkauft werden; wieder andere waren mit dem Chablis und manche mit dem besten Herefordshirer Birnenmost zu vergleichen. Es ist ein Unglück für Corsica, daß Frankreich der Weine und des Oels nicht bedarf, welche die Insel so leicht im Ueberfluß liefern könnte.

Ich besuchte das College, oder wie wir es in England nennen würden, die Schule, die unter der Aufsicht eines sehr würdigen Mannes, des Jesuiten Rennucci, steht. Sie besitzt eine wohlgewählte, obwohl nicht bedeutende Bibliothek. Die Sammlung corsischer Mineralien war äußerst unvollständig und sehr schlecht, oder eigentlich gar nicht geordnet. Ich erhielt eine Bleistufe aus den Minen von San Fiorenzo zum Geschenk. Die Corsen sprechen Viel von dem Silber, das in dem Blei dieser Minen enthalten sey; nach genauen Untersuchungen beträgt indessen die Quantität Silber, welche man aus einer Tonne Blei zieht, nur sechs Unzen, was, selbst in einer Kohlengegend, die Mühe des Ausscheidens nicht belohnen würde. In Cumberland, wo man Steinkohlen in Menge hat, findet man es nur dann der Mühe werth, das Silber auszuscheiden, wenn wenigstens achtzehn Unzen in einer Tonne Blei stecken.

Obwohl Bastia eine Kathedrale und mehrere andere Kirchen hat, so ist doch keine im Innern schöner als die Capella di Santa Croce. Ein junger corsischer Student erzählte mir eine Legende, die mit derselben in Verbindung steht. Fischer von Bastia hatten auf wunderbare Weise ein Kreuz aus der See gefischt; sie bewahrten es an einem sichern Ort, von welchem es jedoch durch übernatürliche Vermittlung zu der Stelle entfernt wurde, auf welcher sich gegenwärtig die Kapelle befindet. Natürlich fehlte es nicht an Frommen und Andächtigen, welche zu der Verherrlichung dieses außerordentlichen Ereignisses nach Kräften beisteuerten. (Schluß folgt.)

Nachruf an die königliche Familie von Frankreich.

Von Viktor Hugo.*)

Oh! laissez-moi pleurer sur cette race morte
Que rapporta l'exil et que l'exil remporte,
Vent fatal qui trois fois déjà les enleva!
Reconduisons au moins ces vieux rois de nos peres.
Rends, drapeau de Fleurus, les honneurs militaires!
À l'oriflamme qui s'en va!
Je ne leur dirai point de mot qui les déchire.
Qu'ils ne se plaignent pas des adieux de la lyre!
Point d'outrage au vieillard qui s'exile à pas lents!
C'est une piété d'épargner les ruines.
Je n'enfoncerai point la couronne d'épines
Que la main du malheur met sur des cheveux blancs.
D'ailleurs, infortunés! ma voix achève à peine
L'hymne de leurs douleurs dont s'alonge la chaine.
L'exil et le tombeau dans mes chants sont bénis,
Et tandis que d'un règne on salùra l'aurore,
Ma poésie en deuil ira long-tems encore
De Sainte-Hélène à Saint-Denis.
Mais que la leçon reste, implacable et fatale,
A ces nains, étrangers sur la terre natale,
Qui font régner les rois pour leurs ambitions,
Et, pétrifiant tout sous leur groupe immobile,
Tourmentent, accroupis, de leur souffle débile,
La cendre rouge encore des révolutions!

Der 28 Juli.

Der 28 Juli 1830 entspricht dem 28 Thermidor des Jahres III; der Tag, an welchem die Bourbonen gestürzt wurden, war also der gleiche Monatstag, an welchem Robespierre fiel. — Man las diese Bemerkung in den Straßen von Paris angeschlagen.

*) Aus einem größern Gedicht an die französische Jugend, das übrigens vollkommen in den Jubel einstimmt, welchen die bisher von uns gelieferten französischen Gedichte über die neuesten Ereignisse aussprechen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 250. 7 September 1830.

Prozeß Karls I von England.

(Fortsetzung.)

Der Präsident fährt fort.

Ich bitte Gott, Sire, daß er Euch das Herz rühren möge, damit Ihr Eure Missethaten und schlechte Regierung gebührender Maßen bereuet, denn ganz England und die ganze Welt lassen wir darüber urtheilen, ob Ihr Dem nachgekommen, wozu Ihr Euch durch Euer Amt verpflichtet habt, und ob Ihr nicht, statt der Beschützer dieses Landes zu seyn, vielmehr dessen Verderber gewesen seyd. Giebt man Euch auch zu, Sire, daß Ihr, wie Ihr behauptet, durch das Recht der Erbschaft und Nachfolge zur Krone gekommen, so könnt Ihr doch nicht leugnen, daß Eure Königswürde ein Euch anvertrautes Amt ist, ein Amt, welches die höchste Zuversicht und das höchste Vertrauen, das man zu einem Einzelnen haben kann, voraussetzt. Wenn nun Ihr zum ersten Verwalter der Gerechtigkeit aufgestellt seyd, und die übrigen (Rechtsanwälte) bloß Eure Bevollmächtigten sind, um jene durch das ganze Land in Anwendung zu bringen; wenn Euer höchstes Amt Euch übertragen ward, um Gerechtigkeit zu üben, und das Volk zu schützen gegen jedes Unrecht, und Ihr, statt Solches zu thun, Euch selbst als dessen größten Bedrücker ausgewiesen habt; wenn Ihr, statt der erste Erhalter von dessen Frieden zu seyn, sein größter Feind gewesen seyd: wahrlich so widerspricht dieß Alles den Zwecken Eures Amtes, und dem Glauben und Vertrauen, welche Eure Mitbürger in Euch gesetzt. Darum zugegeben, daß dieses Amt durch Erbschaft in Eure Hände gefallen, da Ihr behauptet, solches sey von Euern Vorfahren auf Euch übergegangen, so wollen wir dennoch, daß man wisse, wie Dieses Amt verwirkt werden könne, gleichviel ob Ihr dasselbe nun bloß für Ein Jahr, oder für das ganze Leben zugewiesen erhieltet. Deßhalb gereicht es zu Eurem eigenen Vortheil, Sire, von all Euren Ausflüchten zu lassen, und ernstlich die großen Fehler und Anstöße, so Ihr verübtet, zu betrachten. Es ist nicht nöthig, alle, die Ihr während Eurer Regierung Euch zu Schulden kommen ließet, hier im Einzelnen durchzugehen, sie sind Jedermann nur zu wohl bekannt; und es wäre ein großes Glück für das Land und für Euch selbst gewesen, Sire, wenn dieselben nicht so sehr bekannt und empfunden worden wären.

Das, was uns gegenwärtig nach Befehl des höchsten Gerichtshofs beschäftigt, war und ist noch jetzt Eure Verhörung und Verurtheilung nach den großen Freveln, die Ihr begangen habt. Ihr seyd beschuldigt, Sire, ein Tyrann, ein Verräther, ein Mörder, und der allgemeine Feind von England zu seyn; es wäre zu wünschen, daß wir nicht nöthig gehabt hätten, irgend einen von diesen Ausdrücken zu gebrauchen.

Der König. Ha!

Der Präsident. Wahrhaftig, Sire, so Viel wir wissen, nennt man Denjenigen, welcher seine Unterthanen wohl regiert, einen König; Denjenigen aber einen Tyrannen, welcher sein Volk gewaltsam niederdrückt. Ist Solches der Begriff eines Tyrannen, so seht, wie vollkommen dieser Name Euch nach Euern Handlungen zukommt, und ob Ihr nicht ein sehr großer Tyrann seyd, wenn Ihr eine Gewaltherrschaft aufstelltet, zu deren Einführung Ihr fortwährend die Waffenmacht anwandtet, damit Eure Unterthanen um so eher gezwungen seyn sollten, sich jener zu unterwerfen; ja bedenkt, ob nicht alle Eure Handlungen eben so große Tyranneien waren, als nur je Eure Vorfahren sich schuldig gemacht, oder ob sie nicht vielmehr diejenigen Eurer Vorfahren noch weit übertrafen.

Eben so wenig können wir Euch des Namens Verräther entheben, Sire, und wollen zeigen, daß Ihr denselben wohl verdient habt. Selbiger bezeichnet einen Menschen, welcher den Glauben und das Vertrauen, das man in ihn gelegt, verräth; zugegeben, daß Solches gegen einen Oberen geschehen müsse (um den Namen des Verraths zu verdienen). Wie demnach das Volk von England sich dieses Verbrechens gegen Euch, Sire, schuldig gemacht hätte, falls Schritte von ihm geschehen wären, welche das Gesetz als Verrath bestimmt; ebenso habt auch Ihr, wenn Ihr den öffentlichen Glauben betroget, und das Vertrauen, welches auf Euch gesetzt worden, täuschtet, Euerm Oberen die Treu gebrochen, und wenn man Euch zur Verantwortung zieht über diesen Treubruch und die Mißbrauchung Eurer Gewalt, so geschieht Dieß durch die Vollmacht Eures Oberen. Denn, „wenn das Volk einen König wegen Mißbrauchs seiner Gewalt zur Verantwortung zieht, so wird er der Geringere, und Der, welchem er Verantwortung zu geben hat, ist größer als er.“ Und wahrlich, Sire, das englische Volk kann, wenn es sieht, wie Gott zu seiner Befreiung Wunderhaftes und Herrliches gewirkt, und nachdem es mit so viel Blut und Schweiß die Macht, deren es entsetzt war, wieder gewonnen und seinen größten Feind in Händen hat, der Sorge für seine eigne Erhaltung sich nicht dermaßen

begeben, daß es sich nicht selbst, und an Eurer Person, Gerechtigkeit widerfahren ließe. Das Gericht wünscht von ganzem Herzen, Sire, daß Ihr in Euer Gewissen gehen und die Fehltritte, die Ihr Euch zu Schulden kommen ließet, ernstlich betrachten möget, damit Ihr Frieden erlanget mit Gott; wahrlich Sire, Tyrannei und Verrath sind große und schwere Verbrechen.

Noch seyd Ihr eines dritten angeklagt, und das ist der Mord. All die blutigen Mordthaten, welche verübt wurden, seit der Trennung zwischen Euch und Eurem Volk, müssen Euch zu Schuld geschrieben werden, selbst diejenigen, welche im Krieg vorfielen. Das sind sehr große Sünden, die um Rache gegen Euch schreien. Wahrlich aber, Sire, wenn man uns fragt, welche Strafe ein Mörder verdiene, so verweisen wir auf die göttlichen und menschlichen Gesetze. Ich halte Euch für so bewandert in der Schrift, daß Ihr wisset, was Gott selbst für eine Strafe gegen Den ausgesprochen hat, der Menschenblut vergießt, besonders so unschuldiges Blut, als Ihr in so reichem Maß vergosset; was das Gericht im Namen des ganzen Landes höchst schmerzlich empfindet, und wovon das besudelte Land nicht anders gereinigt werden kann, als indem es das Blut Dessen wieder vergießt, der jenes vergossen hat. Wir sehen nicht ab, Sire, wie in dem Gebot „Du sollst nicht tödten," für irgend Jemand eine Befreiung von der Strafe gegen die Vergießung unschuldigen Bluts enthalten sey; wir sehen nicht ab, warum dieses Gebot nicht eben so gut die Könige, als die geringsten Bauern und verächtlichsten Unterthanen umfassen soll, denn es ist allgemein. Göttliche und menschliche Gesetze verbieten gleichmäßig den Mord, und selbst nach menschlichen Satzungen giebt es für Euch, wenn Ihr einen Mord begangen habt, keine Ausnahme von dessen Bestrafung. Es ist wohl wahr, daß es keinem Privatmann erlaubt ist, Könige zu bestrafen; aber Sire, unsere Körperschaft, welche das ganze Volk darstellt, hat im Besitz der ihr zukommenden Autorität die Macht und das Recht, Euch, wäre auch nur ein einziger Mensch von Euch getödtet worden, vor Gericht zu ziehen, und Euch zur Sühnung wieder den Tod erleiden zu lassen. Obwohl Ihr noch jetzt alles Mögliche thut, uns unsere Autorität zu bestreiten, und zu beweisen, daß wir kein Gerichtshof seyen, so erkennen wir uns doch als einen solchen an, der seine Autorität von dem höchsten und oberherrlichen Gericht (dem Parlament) bezieht, und welcher sonach die Macht hat, Euch den Prozeß zu machen, ja welcher hiezu durch seine Pflicht berufen ist. Was ich Euch daher noch zu sagen habe, Sire, eh man Euer Urtheil ausspricht, ist, daß Ihr Eurer Verbrechen ernstlich gedenken möget. Ihr sagtet uns neulich ganz mit Recht, Ihr wünschtet, daß wir Gott vor Augen haben möchten; und wahrhaftig, Sire, ich hoffe, daß wir denselben auch vor Augen gehabt haben, den Gott nämlich, welchen wir für den König der Könige und den Herrn der Herren anerkennen, den Gott, der nicht auf die Person sieht, den Gott, welcher der Rächer des unschuldigen Blutes ist. Diesem Gott sind wir Rechenschaft für unser Amt schuldig, und obwohl daher mehrere und vielleicht jeder von uns vor den Anhängern Eurer Partei wegen Dessen, was wir auszuführen gedenken, gefährlich bedroht sind, so erklären wir hiemit nichts desto weniger, daß wir uns nicht fürchten, unserer Pflicht ein Genüge zu thun, selbst in Bezug auf Eure Person, nach Eurem Verdienst; möge auch Gott Jenen erlauben, daß sie die blutigen Entwürfe zur Ausführung bringen, welche sie gegen uns angesponnen haben. Wir sagen wie die drei Knaben, welche Nebukadnezar in den Feuerofen werfen ließ, sagten, daß Gott die Macht habe, sie aus der drohenden Gefahr zu erretten, daß sie aber, wenn er Dieses auch nicht thun wolle, sich doch nicht vor dem Götzen niederwerfen würden. Noch sage ich, daß wir von ganzem Herzen wünschen, daß es Gott gefallen möge, Euch eine lebendige Erkenntniß Eurer Sünden zu verleihen, damit Ihr zu ihm um Verzeihung des unschuldigen Blutes schreien könnt, das Ihr vergossen habt. Als ein guter König sich einmal dieses Verbrechens schuldig befand, aber nur ein einziges Mal, und als guter König, ohne die Sünde Urias, erzählt uns die Geschichte, daß er Buße gethan, und zeigt uns, daß er mit dem Tod bestraft worden wäre, wenn Gott seine Reue nicht angenommen und ihm Verzeihung gewährt hätte. „Du sollst nicht sterben, aber das Kind soll sterben, weil Du den Feinden Gottes Grund zur Lästerung gegeben." Ich sage Euch Nichts weiter.

Der König. Ich wünschte bloß ein Wort zu sagen, eh Ihr das Urtheil aussprecht, daß Ihr mich nämlich gegen die schimpflichen Beschuldigungen, die Ihr auf mich ladet, hören wollet.

Der Präsident. Sire, Ihr müßt mich fortfahren lassen, denn ich bin nicht mehr weit von Eurem Urtheil, und die Zeit, da Euch das Sprechen zustand, ist vorbei.

Der König. Aber ich wünsche, daß Ihr mich nur mit ein Paar Worten darüber hören möget, denn was für ein Urtheil Ihr auch über mich aussprechen werdet, so wird es leichter auf mir liegen, als jene schweren Beschuldigungen, die Ihr in Eurer Rede auf mich gehäuft habt. Es ist wahr, mein Herr......

Der Präsident. Sire, ich muß Euch erinnern (so ungern ich Euch auch, besonders zu dieser Stunde, in irgend Etwas unterbreche, was Ihr uns zu sagen haben mögt), daß Ihr das Gericht nicht anerkennen wolltet und uns als eine Versammlung verächtlicher Menschen ansahet und daß wir wohl wissen, in welcher Art Eure Partei von uns spricht.

Der König. Ich weiß es nicht.

Der Präsident. Ihr wollt das Gericht nicht anerkennen, daher es Euch nicht erlaubt seyn kann, Euch an uns zu wenden, wenn Ihr nicht zugesteht, daß wir ein Gericht sind, das fähig ist, Euch zu richten. Wirklich konnte gleich auf das erste Mal hin, daß Ihr das Gericht nicht anerkennen wolltet, dieses verweigern, fortan ein einziges Wort weiter von Euch zu hören, denn da Ihr dasselbe nicht anerkanntet, gebührte Euch auch nicht, zu sprechen. Wir haben Euch zu viel Freiheit eingeräumt, und Euch erlaubt zu viel Verzögerung in den Gang der Gerechtigkeit zu bringen; wir dürfen Dieß von nun an nicht mehr geschehen lassen. Dürften wirs, so ließen wir Euch ganz nach Gefallen sprechen, und hätten Euch nicht untersagt, Euch in Eurer Rede des Weitern über Das zu verbreiten, was Ihr noch etwa zu Eurer Vertheidigung hättet anführen oder zu erhärten suchen mögen, um Euch ganz oder theilweise von den ungeheuern Freveln zu reinigen, deren man Euch im Allgemeinen und im Besondern anklagt. Aber, Sire, ich will Euch nicht länger mit meiner Rede hinhalten; Eurer Sünden sind so viele, daß wenn Ihr derselben gewissenhaft gedenken wollt, diese Gedanken Euch mächtig erschüttern und in eine traurige und sehr ernstliche

Buße werfen müssen, was das Gericht höchlich wünscht, damit sich Gott wenigstens Eures edlern Theiles erbarme. Was den andern betrifft, so ist es unser Amt und unsere Pflicht, mit demselben zu verfahren, wie das Gesetz gebeut. Wir sitzen nicht hier, um Gesetze zu machen, sondern um nach dem Gesetz zu urtheilen, und müssen der Worte der Schrift gedenken, daß einen Schuldigen freisprechen so hoch angerechnet wird, als einen Unschuldigen verdammen. Wir können den Schuldigen nicht freisprechen, daher Ihr jetzt das Urtheil über Euch vernehmen werdet, welches die Gesetze gegen einen Tyrannen, Verräther, Mörder und Feind des Vaterlandes verhängen, und ist solches der Spruch des Gerichtes.

Nachdem hierauf das Gericht Stille und Vorlesung des Urtheils geboten, hat der Gerichtschreiber gelesen wie folgt.

(Fortsetzung folgt.)

Planat's Briefe über die Wiedergeburt Egyptens.

2. Neue Militärorganisation.

Das seit einigen Tagen verbreitete Gerücht vom Ableben des Vicekönigs Mohammed Ali lenkt die Augen der Welt abermals nach Egypten, welches, in letzter Zeit bloß mit seinem innern Haushalt, wie es schien, beschäftigt, vor den imposanteren Erscheinungen der Gegenwart etwas in den Hintergrund getreten war. Wird das Gebäude von Mohammed Ali's Größe ihn überleben? Diese Frage wird zum Theil in der folgenden Geschichte der Regierung des Pascha ihre Beantwortung finden.

Wie bekannt, war es im J. 1815, als Mohammed Ali, der sich jetzt, nach Vernichtung der letzten Reste der Mamelucken, im unbestrittenen Alleinbesitze Egyptens befand, den längst gehegten Plan seiner neuerrungenen Macht eine europäische Grundlage zu geben in's Werk setzte. Dürfen wir den Franzosen glauben, die ihm dabei thätig an die Hand gingen, von deren Lobreden auf ihn aber immer so Viel abgezogen werden muß, als ihre Eigenliebe zum Glanz eines Mannes beifügte, dessen Gestirn sie huldigten, so war es hauptsächlich Napoleon's Ruhm und Glück, was ihm bei seiner Aufgabe als begeisterndes Prinzip vorschwebte. Zahlreiche Hindernisse, die hauptsächlich in den Vorurtheilen des größtentheils aus Albanesen zusammengesetzten Heeres lagen, dem er den Thron Egyptens verdankte, mußte er überwinden, ehe er zum Zweck kommen konnte. Kaum hatte er seinem Sohn Ismael Pascha befohlen, die Truppen, welche derselbe kommandirte, nach französischer Weise zu organisiren und einzuüben, als die Soldaten murrten. Die Oberoffiziere traten an die Spitze und erklärten laut ihre Absicht, sich des Tyrannen, den sie mit dem Spottnamen eines Christenpascha beehrten, zu entledigen. Es kam zu offenem Aufruhr, der Vicekönig flüchtete sich aus seinem Palast, welcher von den Rebellen belagert wurde, in der Nacht nach der Citadelle, ohne verhindern zu können, daß sie die Stadt plünderten. Die Ruhe stellte sich nicht eher als mit Tussun-Pascha's Zurückkunft aus dem Hedschas wieder her.

Da es unter diesen Umständen unklug schien, weiter vorzuschreiten, so hielt es der Vicekönig für das Räthlichste, die Sache vorläufig auf sich beruhen zu lassen, bis in der Armee zuvor ein neuer Boden gelegt wäre; mit Rekruten hoffte er dann leichter fertig zu werden. Er beschloß daher im September des folgenden Jahrs einen zweiten Feldzug gegen die Wahaby's, wobei er nicht vergaß, einen Theil der meuterischen Albanesen mitzuschicken. Indessen blieben aber noch genug undisciplinirte Truppen, Türken und Arnauten, in Egypten zurück; diese ließ er im J. 1820 unter Ismael Pascha nach Dongola, Sennar und Cordofan marschiren. Jetzt erst fühlte er sich frei genug, die Militärorganisation durchzuführen.

Die Hauptperson, welche Mohammed Ali bei seinem Neuerungsentwurfe zu Rathe zog, war der französische Generalkonsul Drovetti. Um diese Zeit kam der Obrist Sève nach Egypten; Drovetti stellte ihn dem Pascha vor. Dieser ertheilte ihm die nöthigen Verhaltungsregeln, hörte seine Bemerkungen an, und schloß mit den Worten: „Gelingt es Dir, so rechne darauf, daß, wie weit auch Dein Ehrgeiz gehen mag, meine Großmuth noch immer weiter gehen wird.“ Sève reiste sofort nach Sayd ab, mit einem schwachen Gehalt und großen Versprechungen. In Kurzem brachte man in Esné die Elemente einer Militärschule zusammen. Mohammed Ali sandte seine Mamelucken dahin, und seine Großen thaten desgleichen. Die europäischen Gewehre langten an, man verfertigte Trommeln, und so konnte man anfangen. Allein Esné, zu sehr im Mittelpunkt des Verkehrs gelegen, war nicht der Ort für den Nisam, und so, um aller Anfechtungen von Seite der öffentlichen Meinung, die es auch im Orient giebt, überhoben zu seyn, verfügte man sich nach Assuan, an die Grenzen von Egypten und Nubien.

(Fortsetzung folgt.)

Streit der Orientalisten.

Paris im Juli.

Ich habe dem Auslande seit langer Zeit Nichts über die Fehden der Orientalisten geschrieben, und man hat vielleicht aus meinem Stillschweigen den Schluß gezogen, der Krieg sey schon zu Ende, jede Partei habe sich aus Furcht vor der andern zurückgezogen. Keineswegs! es waren nur Manöver, höchstens Demonstrationen, von welchen ich früher redete; die Hauptschlachten stehen noch bevor. Die Gemüther sind aber gegenwärtig in einer so übermäßigen Gährung, daß es für einen Korrespondenten gefährlich ist, sich drein zu mischen. Die Parteien sagen: „Wer nicht für uns ist, der ist wider uns“; während doch ein deutscher Korrespondent gern unparteiisch und ohne Gefahr ein Wort mitreden möchte. Ein Glück, daß ich es nicht geradezu mit der Grammatik gehalten habe, denn diese ist auf's Haupt geschlagen, bis zu den Wurzeln ausgerottet; auch ihr ästhetisches Hülfskorps, bewaffnet mit hochaufschießenden Blumenstengeln Bengalens und eingehüllt in den mystischen Dunstkreis eines arabischen Weihrauchnimbus — auch das ästhetische Hülfskorps der Grammatik ist verweilt, und hat sich verduftet. Ein Unglück ferner, daß ich zu weit in die Reihen der Geschichte eingedrungen, und die Bulletins ihrer Siege ins Ausland gesendet habe; denn die tapfern deutschen Hülfstruppen des geschichtlichen Heeres grollen mir, der Himmel weiß warum — daß ich ihren Sieg verrathen. Und das französische Hauptheer, welches wahrscheinlich im Stillen siegen wollte, stellt sich, als ob es gar nicht gefochten, als ob nur die Deutschen Alarm geschlagen und sich mit den Gegnern gemessen hätten. Die Ironie ist fein; aber ist es großmüthig, dem vernichteten Feinde den Ruhm abzuleugnen, daß er schweren Kampf zu bestehen hatte?

Genug, die französisch-orientalische Grammatik und Aesthetik sind dahin; aber der Gährungsstoff ist geblieben, und die Scharmützel, welche neuerdings vorgefallen sind, und die Hauptschlachten, welche noch bevorstehen, werden von der Geschichte gegen die Geschichte geführt.

Unter der Geschichte darf man aber nicht bloß das rein Thatsächliche verstehen. Um dieses Letztere zu ergründen, muß man sich durch mehrerlei Studien vorbereiten, sogar durch Grammatik. Letztere ist aber nicht der Zweck, nur das Mittel. Die Historiker können sich auch in grammatischen Streit einlassen; aber es handelt sich alsdann nicht etwa um den Ursprung einer Form, einer Endung, sondern um weit positivere Sachen; z. B.: ob ein Kandidat der Akademie in der Gegenwart oder erst in der Zukunft aufgenommen werden solle; ob, wenn ein Fremder im Optativ von der Stelle eines Membre correspondant spricht, die Frage mit dem Indicativ verneint, oder ob mit dem Conditionnel beantwortet werden solle u. dgl. m.

Nur ein einziges Beispiel. Als der treffliche Orientalist Reinaud, der, mit Hülfe einer Unzahl Münzen, mehrere neue Thatsachen in die Wissenschaft brachte, in die Akademie der Inscriptionen wollte, suchte man Hader gegen ihn, und nahm die Grammatik zu Hülfe; besonders hatte man auch gegen seinen französischen Stil Viel einzuwenden; und Männer, denen es sonst nur auf geschichtliche Forschungen ankommt, setzten durch, daß er ausgeschlossen wurde.

Die Fehde der Orientalisten nimmt jetzt einen neuen, oder vielmehr sehr alten Gang. Sonst rief der Streiter seinen Gegnern zu: Ihr seyd äußerst gelehrte Leute, und wenn ich Euch nur einen einzigen Fehler vorwerfe, so ist Dieß der Mühe werth; und wenn ich meine Behauptung beweise, so ist es für die Wissenschaft ein Gewinn, für mich eine Ehre. So hatten die Historiker gegen die Grammatiker gefochten. Sie fügten hinzu: Ihr studirt recht brav, aber Eure Bestrebungen nehmen eine schiefe Richtung, drehen sich im Zirkel (cercle vicieux), kommen zu keinem Resultat. So hatte Hr. Schulz den Hrn. Grangeret la Grange angegriffen. Jetzt aber rufen die Gegner einander zu: Ihr seyd Ignoranten; es ist gar nicht der Mühe werth, ein Turnier gegen Euch zu bestehen; aber wir thun es aus Rücksichten. Oder: Ihr kommt leicht zu Resultaten; aber sie sind grundfalsch, und wir bekämpfen Euch bloß um der Wahrheit willen. Diese Taktik ist neu und sehr alt.

Eben diese Kampfweise zeigt sich jedesmal, wenn ein neuer Kulturzweig, der entweder noch nicht zur Reife gediehen, oder doch von Außen nicht ordentlich gepflegt worden ist, sich in das Reich der Wissenschaften einbürgern will. Im Großen zeigte sich diese Erscheinung beim Uebergang des Mittelalters zur neuern Zeit, beim Wiederaufleben der Wissenschaften. Zu Petrarca's Zeit und noch weit später, als die Griechen vor den Türken flohen, und dem Abendlande Kultur für Kost und Wohnung anboten; als ihre Häuflein noch nicht angewachsen waren und Obdach fanden: da herrschte unter Denen, welche die Kultureinfuhr benutzten, sogar unter den griechischen Konkurrenten, ziemliche Eintracht. Noch war Niemand sehr gelehrt, und Jeder erstaunte über die Gelehrsamkeit des Andern. Mit der Zeit wußten eine Menge Leute recht Viel, und Einige brachten es dahin, anerkannt und belohnt zu werden. Nun ging der Lärm los: man trennte sich (der Wissenschaft halber?) in wissenschaftliche Sekten; der Eine schwur bei Platon, der Andere bei Aristoteles, die Medicis konnten nicht für Alle sorgen; und bald behauptete ein Gelehrter, ich glaube Laurentius Valla, er könne nicht mehr ohne Dolch ausgehen. Ja, sagten seine Freunde, sonst erdolcht man ihn. Ja, sagten die Feinde, denn er möchte uns erdolchen. Es ist noch nicht so gar lange her, daß jenes Verhältniß aufgehört hat. Noch giebt es, sogar in Deutschland, eine Menge Kritiker, die ihren Gegnern nichts als Unwissenheit vorzuwerfen haben und mit einer Hitze über sie herfallen, als ob sonst die Unwissenheit und der Charlatanismus nothwendig den Sieg davon tragen müßten.

Ein ähnliches Verhältniß findet bei der orientalischen Literatur Statt. Die Freunde derselben waren lange Zeit im Uebergang von der gegenseitigen Höflichkeit zum feindlichen Eifer begriffen. Dieser Eifer scheint eben so lange dauern zu wollen als bei der klassischen Literatur; und es ist zu fürchten, daß er für das Gedeihen dieses neuern wissenschaftlichen Zweiges nicht sehr ersprießlich sey. Das größere Publikum, welches sich heut zu Tage in alle Streitsachen mischt; die öffentliche Meinung, welche im Allem ein bedeutendes Wort mitsprechen will und soll als früher; das Publikum, sage ich, könnte von dem Streite der Orientalisten eine Meinung bekommen, welche diesen Gelehrten gewiß unangenehm wäre. Sagt ein Gelehrter zum andern: Du bist ein Ignorant, so kichert das schalkhafte Publikum und glaubt, was man dreist vor ihm behauptet; sagen zwei Gelehrte gegenseitig zu einander: Du bist ein Ignorant, so glaubt gewöhnlich das Publikum Beiden, und Dieß um so mehr, als jeder der beiden Kämpfer leicht eine Partei findet. So lange nicht alle Redaktoren allwissend sind, ist diesem Unglück nicht vorzubeugen.

Schlegel sprach zu Chézy: Du bist ein Ignorant; Dieß ist wenigstens der kurze Sinn der nicht kurzen Worte in einem vor mehreren Jahren im Journal Asiatique erschienenen Artikel. Chézy sprach zu Schlegel — doch der Leser wird es errathen. Es handelte sich um die Sanskrit-Literatur, und das Publikum, welches Beiden glaubte (wenigstens fand Schlegel Gläubige in Frankreich und Chézy in Deutschland), hatte in seinem Urtheil unbewußt das Richtige getroffen. Nicht, daß jene Gelehrten Ignoranten wären, sie sind im Gegentheil die Zierden Europa's; aber das Publikum fällte den richtigen Schluß: am Ende weiß man noch nicht Viel von der Sanskrit-Literatur. Die Lehrer, meinte es weiter, dürften sich füglich noch einige Jahre vorbereiten, ehe sie Vorlesungen darüber ankündigen oder gar halten sollten. Dieß Urtheil des Publikums (das Publikum bezahlt die Lehrer) hat aber eine sehr schlimme Folge: man errichtet wenig neue Lehrstühle für die Sanskrit-Literatur.

Es wäre Jammerschade, wenn ein ähnliches Vorurtheil gegen das Chinesische entstände. Seitdem Marco Polo diese Sprache entdeckt hat, sind viele Missionäre ins himmlische Reich gezogen, brachten Christenthum hin, und Bücher zurück; der Gewinn war auf beiden Seiten. Drauf tauschte Europa Gesandte gegen Vokabulare, und gewann von Neuem; endlich europäische Bücher gegen Thee — welcher Gewinn! China jagte unsere Gesandten fort, und wir erhalten dennoch Bücher, sie kosten weniger als Ambassaden; Niemand hat sich zu beklagen. Die Missionäre brachten uns auch Reisebeschreibungen ohne Zahl: da ist Einer, welcher behauptet, er sey über einen Strom gestiegen, und Mancher kam zurück, weil er glaubte, es sey Nichts mehr zu thun, alle Chinesen seyen bekehrt. Aber, den ernstlichen Spaß bei Seite, wir haben durch diese Missionäre, Gesandte und Theeschiffe einen Schatz von Büchern erhalten, wodurch man sich in die Kulturgeschichte eines bedeutenden Theils der Erdbewohner einweihen kann. Die Chinesen haben Mehr geschrieben als halb Europa. Mehr als die Deutschen; in der pariser Bibliothek ist eine chinesische Geographie in ungefähr dreihundert Bändchen. Ein deutscher Verleger würde dabei zu Grunde gehen. Geschichtswerke und Romane, Philosophie und Schauspiele, Naturwissenschaften und Handwerke — in allen Fächern haben die Chinesen geschrieben. Merkwürdiges geschrieben und nur der geringste Theil ist übersetzt. Man hielt es lange für unglaublich, daß man die von Oben nach Unten gezeichneten Hieroglyphen wirklich verstehen könne. Man glaubte höchstens den Sinologen, welche nichts Anderes übersetzten als: der Fluß entspringt da und da, fließt an der und der Stadt vorbei, ergießt sich in das Meer. Endlich erhielt man aus England und Frankreich Wörterbücher und Abel-Rémusat schrieb seine berühmte Grammatik. Die Schüler der bedeutenden Gelehrten machten sich gegenseitig Komplimente; und schon glaubt man, das Chinesische sey verständlich, und wartet mit Ungeduld auf die Uebersetzung neuer Romane.

Wenn das Publikum seine Meinung ändert, so liegt die Schuld nicht am Publikum, sondern an den Gelehrten, die sich mit dem Chinesischen beschäftigen. Von Paris nach Petersburg und Canton führen sie seit einiger Zeit einen so lebhaften Krieg, daß alle Welt, die sich in der Mitte befindet, Gefahr läuft, wie sonst, das Chinesische für unverständlich zu halten. Was der Eine übersetzt: „In den Annalen des Confucius und in der Geschichte der streitenden Reiche", übersetzt der Andere: „Confucius sagt, im Frühling und im Herbst streiten die Reiche." Was der Eine „U" liest, liest der Andere „Wu". Wenn der Streit so heftig bleibt, wie bisher, so wird das Publikum glauben, Keiner habe Recht.

Obiges bei Gelegenheit der neuen Schrift: „Ueber einige der neuesten Leistungen in der chinesischen Literatur", von Dr. H. Kurz. *)

*) Vergl. Ausl. Nr. 119.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 251. 8 September 1830.

Prozeß Karls I von England.

Das Todesurtheil.

(Fortsetzung.)

„Nachdem die zu Parlament versammelten Gemeinden von England uns durch ihre Akte (genannt die Akte der zu Parlament versammelten Gemeinden von England über die Aufstellung eines hohen Gerichtshofs zur Verhörung und Verurtheilung Karl Stuarts, Königs von England), zum hohen Gerichtshof aufgestellt und bevollmächtigt haben, um besagten Karl Stuart über die in gedachter Akte angeführten Verbrechen zu verhören und zu verurtheilen; so ist kraft dieses Beschlusses besagter Karl Stuart drei verschiedene Male vor gegenwärtigem Gerichte gewesen, und zwar wurde ihm das erste Mal, welches da war Sonnabend den 20 gegenwärtigen Monats Januar, eine Anklage auf Hochverrath und andere schwere Verbrechen, in genannter Akte enthalten, im Namen des Volks von England überreicht und mit lauter Stimme vor demselben verlesen, des Inhalts: In Betracht, daß besagter Karl Stuart, ernannt zum König von England, und deshalb mit einer gesetzlichen Gewalt ausgerüstet, durch und nach den Landesgesetzen, und nicht anders, zu regieren, und durch diese ihm anvertraute Gewalt, durch seinen Eid und durch seine Pflicht verbunden, die ihm gegebene und anvertraute Autorität anzuwenden zum Wohl und Vortheil des Volks [illegible]nd zu Erhaltung von dessen Rechten, Freiheiten und Privilegie[illegible]att Solches zu thun, vielmehr einen verderblichen Anschlag [illegible]'t hat, in seiner eigenen Person eine gesetzlose und tyrannische [illegible]acht zu begründen, und dadurch nach seinem Gefallen und Wille [illegible]u regieren, die Rechte und Freiheiten des Volks umzustürz[illegible]und zu unterdrücken, ja selbst die Grundlagen derselben zu zer[illegible]n und der Nation alle Mittel gegen ein verderbliches Regiment [illegible]benehmen, welche die Grundgesetze des Landes ihr durch das [illegible]cht zur Einberufung von Parlamenten oder Nationalversammlun[illegible] gewähren; in Betracht, daß besagter Karl Stuart verrätherischer und böslicher Weise Krieg gegen sothanes Parlament und die durch dasselbe repräsentirte Nation erhoben hat, wie es in besagter Anklage des Weitern ausgeführt ist, und sonach mehrere Tausende von dem freien Volk dieser Nation zu Tode gebracht, Trennungen, Partien, Aufstände und Empörungen im Land erregt, und durch den Einfall fremder von ihm aufgestifteter Völker, und durch andere böse Wege und unerlaubte Mittel genannten Krieg nicht nur unterhalten und zu Land und Meer gefördert, sondern auch wieder erneuert und gegen das Parlament und das gute Volk von England im vorigen Jahre 1648 in verschiedenen Provinzen und Städten des Königreichs abermals begonnen, und zu diesem Ende dem Prinzen, seinem Sohn, und Anderen Aufträge gegeben hat, in deren Folge, außer einer Menge anderer Personen, mehrere von denjenigen, auf welche das Parlament sein Vertrauen gesetzt und die es zu Erhaltung der Nation mit Ämtern versehen hatte, erkauft und bestochen wurden, also daß sie sich gegen das Parlament auflehnten, bei des Königs Partei aber eine gute Aufnahme fanden, und Auftrag erhielten, den Krieg gegen Parlament und Volk fortzusetzen, durch welchen grausamen und unnatürlichen Krieg viel unschuldiges Blut des freien Volkes vergossen, viele Familien ruinirt, der Landesschatz erschöpft, der Handel unterbrochen und zu kläglichem Fall gebracht, und mehrere Provinzen bis zu gänzlicher Verödung verheert worden sind; in Betracht, daß besagter Karl Stuart fortfährt, Aufträge zu ertheilen an seinen Sohn und andere Empörer, sowohl Engländer als Fremde, und an den Grafen Ormond und die Rebellen in Irland, welche England mit einem Einfalle bedrohen; in Betracht, daß alle verderblichen Entwürfe, Kriege und Praktiken besagten Karls zur Förderung seines Privatvortheils, seines beson[illegible]n Willens, seiner persönlichen Macht und Gewalt und der Vorrechte, welche er für sich und seine Familie fordern zu können behauptet, fortdauern zum Schaden des Wohls, des Rechtes und der Freiheit der Nation, wodurch er denn Veranlasser und Ursächer ist allen Hochverraths, Mords, Raubs, Brands, Ruins und Verfalls, welche in diesem Krieg vorkamen oder noch vorkommen werden — sey das Gericht angegangen und ersucht worden, gegen ihn als einen Tyrannen, Verräther, Mörder und Feind des Vaterlands einzuschreiten, wie aus genannter Anklage das Weitere hervorgeht. Es wurde daher besagter Karl Stuart, nachdem ihm selbige vorgelesen worden, aufgefordert sich zu verantworten, was zu thun er aber verweigerte. Nachdem er abermals Montag den 22 gegenwärtigen Monats Januar vor dieses Gericht gebracht worden, ward er von Neuem zur Verantwortung aufgefordert, deren er sich jedoch abermals weigerte, und als er sofort am folgenden Tag zum dritten Mal vor das Gericht geführt wurde, sind wir im Namen des englischen Volks ersucht worden, gegen ihn das Urtheil zu fällen, indem man die ihm zur Last gelegten Verbre-

chen in Folge seiner Zurückweisung einer Vertheidigung als eingestanden annehmen könne; das Gericht aber, das aus der Verachtung, mit welcher es von ihm behandelt wurde, keinen Vortheil ziehen gewollt, hat ihn noch einmal aufgefordert, sich gegen die vorgebrachte Anklage zu vertheidigen, was er jedoch noch einmal ablehnte, worauf dasselbe auf dem Wege Rechtens zum Urtheilsspruch hätte schreiten können. Nichts desto weniger hat das Gericht zu seiner bessern Information und um sich selbst jedes Genüge zu thun, für dienlich erachtet, eidliche Zeugen über Karl zu hören, und von sonstigen Beweisen für die ihm angeschuldigten Verbrechen Kunde zu nehmen, worauf es nach reiflicher und ernstlicher Berathung über die in der Anklage enthaltenen Punkte, und angesehen, daß die in derselben gegen ihn vorgebrachten Thatsachen ganz klar und augenscheinlich sind, zur Beurtheilung der Sachen aufs Vollständigste unterrichtet und in seinem Gewissen vollkommen überzeugt ist, daß besagter Karl Stuart Krieg gegen das Parlament und das Volk erhoben, unterhalten und fortgeführt hat und folglich des Hochverraths, Mords, Raubs, Brands und aller sonstigen Uebelthaten schuldig ist, welche in besagten Kriegen gegen das englische Volk verübt worden sind, oder noch verübt werden mögen. Um dieser Verräthereien und Frevel willen befiehlt das Gericht

daß Karl Stuart als Tyrann, Verräther, Mörder und Feind des Vaterlandes zum Tod gebracht werden soll, durch Trennung seines Hauptes vom Körper."

Nach Vorlesung des Urtheils spricht der Präsident mit lauter Stimme: das Urtheil welches so eben verlesen worden, ist Urtheil und Spruch des ganzen Gerichtes. Zugleich erheben sich alle (für dieses Gericht niedergesetzten) Bevollmächtigten zum Zeichen der Bejahung.

Der König. Mein Herr, wollt Ihr mir erlauben zu sprechen?

Der Präsident. Sire, nach dem Urtheil könnt Ihr nicht mehr gehört werden.

Der König. Nicht, mein Herr?

Der Präsident. Nein, Sire, mit Eurer Erlaubniß. Wachen, führt den Gefangenen ab.

Der König. Mit Eurer Erlaubniß, mein Herr, ich kann nach dem Urtheil sprechen; haltet das Urtheil an, sage ich, mein Herr, ich mache........

Der Präsident. Wachen, führt Euern Gefangenen ab.

Der König. Man will mir nicht erlauben zu sprechen, denkt danach, welche Gerechtigkeit man den Andern wird angedeihen lassen. — Diese Worte sprach er, indem er den Gerichtssaal verließ.

Sobald der König hinaus war, begab sich das Gericht nach dem gemalten Zimmer, *) wo es die Kommissarien ernannte, um Zeit und Ort zu Vollziehung des Urtheils zu bestimmen, und sich hierauf auf folgenden Montag, Morgens acht Uhr, an denselben Ort vertagte, wo es sich zur bestimmten Zeit hin verfügte, und nach Anhörung besagter Kommissarien befahl, daß die Hinrichtung den folgenden Tag, auf öffentlicher Straße, vor White-Hall, Statt finde, wie in folgenden Worten ausgedrückt ward:

*) Die s. g. Sternkammer.

„Nachdem Karl Stuart, König von England, des Hochverraths und andrer Verbrechen angeklagt und überführt, und ihm von diesem Gericht letzten Sonnabend das Urtheil verlesen wurde, daß er durch Trennung seines Hauptes vom Körper zum Tode gebracht werden solle, so habt Ihr zu sorgen, daß besagtes Urtheil zur Vollziehung komme, auf offener Straße vor White-Hall, morgen am 30 gegenwärtigen Monats Januar, zwischen 10 Uhr Morgens und 5 Uhr Abends, und sind durch Dieses alle Offiziere, Soldaten und sonstige Personen des guten Volks von England aufgefordert, Euch jeden Beistand zu leisten. Gegeben unter unserer Unterschrift und Siegel im Gerichtshof den 29 Januar 1648." *) Unterzeichnet von dem Präsidenten und 58 Mitgliedern des Gerichts, mit Beisetzung von deren Siegeln, und gerichtet an den Obrist Franz Hacker, an den Obrist Henucks und den Obristlieutenant Phray, und an jeden von diesen insbesondere.

Auch befahl das Gericht dem Kommandanten des Towrs, dem Sergenten Dandy oder dessen Abgesandten, das Gerichtsbeil zu überliefern, welches im besagten Towr aufbewahrt wird.

Hierauf ging es bis zum folgenden Tag auseinander.

(Fortsetzung folgt.)

Planat's Briefe über die Wiedergeburt Egyptens.

2. Neue Militärorganisation.

(Fortsetzung.)

Sève mochte sich Manches anders und leichter vorgestellt haben; aber er gehörte zu den beharrlichen Charakteren, welche sich durch Schwierigkeiten nicht irre machen lassen. In der That, es bedurfte Gewandtheit und Muth genug dazu, ein System durchzusetzen, wo es galt, Menschen, die an allen Gewohnheiten eines üppig trägen Lebens hingen, in einen Winkel der Wüste hinauszuführen, wo sie, beraubt ihrer Pferde und ihres schimmernden Waffenschmucks, eine schwerere Muskete schultern und Stunden lang im Sand herum marschiren sollten. Alles war ihnen neu, Alles eine Qual; aber die größte das Bewußtseyn, sich von einem Christen kommandiren lassen zu müssen, und es gab kein Mittel, das sie nicht probirten, ihrem Lehrmeister sein Wagestück zu verleiden. Sève blieb unerschütterlich; bald sanft und einschmeichelnd, bald ernst und streng wußte er sein Benehmen nach dem Geist seiner Untergebnen zu richten, und so wurde er ihrer Meister. Anfänglich zeigten sich die Mameluken störrisch, haderten mit ihm auf Türkisch und warfen ihre Gewehre weg. Nach und nach fingen sie an die französischen Leibflüche, welche seine Kommandoworte häufig begleiteten, mit den letzteren scherzend, zu wiederholen, und zu guter Letzt konnten sie die Infanterieschule auswendig, so wie Sève selbst, der inzwischen auch einige türkische und arabische Redensarten lernte, es immer leichter fand, sich zu verständigen. Eines Tags exercirte ein Peloton im Feuer; eine Kugel pfiff an Sève's Ohr vorbei. Ohne aus der Fassung zu kommen, befiehlt er noch einmal zu laden. „Ihr seyd doch noch recht ungeschickt," sagte er, „schlagt an,

*) Fortwährend wird diese Jahrszahl statt der von 1649 in dem vor uns liegenden Auszug genannt.

Feuer!" Sie schossen, aber man hörte keine Kugel mehr. Dieser Zug von Kaltblütigkeit und das kriegerische Wesen des Franzosen entwaffnete sie; sie näherten sich ihm, knüpften Unterhaltung mit ihm an, und vergaßen ihre Vorurtheile, indem sie in ihm nur einen Mann sahen, der ihnen überlegen war; endlich gewannen sie ihn wirklich lieb. Diese Stimmung benützte er, die Vorstellungen dieser Leute zu bekämpfen, die sich stets mit ihrem Loos unzufrieden äußerten. Er spottete über ihre silberbeschlagenen Sessel, die freilich für so theuere Soldaten wie sie nicht zu kostbar wären, über ihre Liebhaberey für Pferde, weil sie wohl dächten, wenn man gut beritten sey, brauche man nicht so Viel zu lernen, um sich den Angriffen der Feinde zu entziehen, und dabei führte er ihnen die Wunder zu Gemüth, welche eine Handvoll Franzosen gegen ganze undisciplinirte Heere verrichtet hätten. Sève's Politik und Mohammed Ali's bestimmt ausgesprochener Wille thaten Wirkung. Die Cadres zu den künftigen Bataillonen waren fertig. An Leuten fehlte es nicht. Den Grundstock bildeten die von Ismael Pascha aus Sennar gesandten Neger, mehr als 4000 an der Zahl, denen die Kaschefs von Egypten einige tausend Fella's begesellten; Sève's Landsleute, die HH. Daumergue, Cadot, Caisson, übernahmen die Unterweisung der Rekruten und nun ging es unter Sève's Leitung rasch an die Arbeit.

Mittlerweile errichtete Dussap, ein französischer Arzt, wie es Ort und Umstände erlaubten, ein Militärspital; auch baute man Kasernen. Hr. Gonon, ein andrer Franzose, bereicherte die Citadelle von Cairo mit einem Arsenal. Geschützbohrer, Reverberiröfen, Gießereyen ꝛc. gestalteten sich unter seinen Händen. Der Pascha überhäufte ihn mit Geschenken. Der etwas freimüthige Humor des Künstlers scheint ihn jedoch um die Gunst seines Gebieters gebracht zu haben. Er bekam seinen Abschied und der Pascha sagte: Gonon war mir sehr werth; aber um mein ganzes Paschalik nähme ich ihn nicht wieder."

Assuan zeigte sich für ein Uebungslager nicht eben als ein sonderlich passender Ort. Man litt daselbst alle Arten von Entbehrungen; gefährliche Augenübel rissen ein, und im Sommer stieg die Hitze auf 44°. Andrerseits konnte man aber auch die Neger nicht so unmittelbar aus dem Mittelpunkte Afrika's in das gemäßigte Klima Unteregyptens versetzen. Aus diesem Grund hauptsächlich geschah es, daß der Vicekönig das Lager nur langsam den Nil hinabrücken ließ, bis es zuletzt in El Chaugha, 4 Stunden nördlich von Cairo, auf der Straße nach Syrien seinen definitiven Stand einnahm. Auf diesem ganz militärischen Punkte, wo ihm alle Hülfsquellen zu Gebot stehen, deckt es zumal Cairo und die Küste zwischen den beiden Mündungen des Nils.

Die erste Station, nachdem die Truppen Assuan verließen, war abermals Esné, hierauf Aschmim. Im J. 1823 kampirten sie in der Nähe der Dörfer Recheli und Abu-Tidsché, 6 Stunden oberhalb Esiut. Sève lebte daselbst schon auf ganz orientalische Weise. Er hatte drei abyssinische Sklavinnen und von einer war er bereits Vater. Er hielt zahlreiche Domestiken, schöne Pferde und für Jedermann offene Tafel; seine Einkünfte, die inzwischen vermehrt worden, gingen rein auf; was nicht Wenig beitrug, seine Popularität zu vermehren. (Forts. folgt.)

C o r s i c a.

7. Die Reise von Corte nach Bastia.

(Schluß.)

In einer Sitzung des königlichen Gerichtshofes, welcher ich anwohnte, kam eben kein besonders merkwürdiger Fall vor; im Allgemeinen muß man jedoch bemerken, daß Diebstahl und andere leichtere Vergehen, die man bei civilisirteren Völkern so häufig findet, in Corsica äußerst selten sind. Die Mehrzahl der Verbrecher, welche vor Gericht gestellt werden, sind Mörder, die wegen einer ihnen oder ihrer Familie widerfahrenen Beleidigung blutige Rache genommen haben. Fast immer zeigen die Schuldigen, wenn sie das Unglück trifft, der Gerechtigkeit in die Hände zu fallen, außerordentliche Charakterstärke. Man schließe aus Einem Fall auf die übrigen!

Luc Antonio Viterbi, der Sohn Simone Paolo Viterbi's, geboren zu Penta im J. 1764, hatte eine in Corsica nicht gewöhnliche Erziehung erhalten, die zuerst von seinem Vater selbst geleitet und darauf zu Florenz vollendet wurde. Aus zwei Ehen hatte er einen Sohn, Orso Paolo und sieben Töchter. Er führte, in seinem häuslichen Kreise zurückgezogen, ein ruhiges Leben, bis die französische Revolution ausbrach, die bald in ihm und seinem Vater ihre eifrigsten Anhänger fand. Als die Notabeln des Kantons Casica sich in dem Kloster Venzolasca versammelten, war auch Simone Viterbi mit zwei Söhnen und mehreren Freunden und Verwandten zugezogen. Es wurde vorgeschlagen, die Familie Frediani von dem Wahlkollegium auszuschließen, weil sie von Adel, und folglich, wie man behauptete, Feinde der Freiheit wären. Simone widersetzte sich Anfangs diesem Vorschlage, schloß sich indessen zuletzt der Mehrheit an, und die Frediani wurden ausgeschlossen. Pietro Giovanni Serpentine, eine Freund der Frediani, machte Simone Viterbi Vorwürfe wegen seiner Unbeständigkeit und rief ihm zu: „Du bist es, Du Schwätzer, der ausgeschlossen werden sollte." Simone erwiederte: „Ich bin verwundert, daß ein Feigling, wie Du, es wagt, seine Stimme in diesen Mauern zu erheben." Serpentine stürzte im Augenblicke auf Simone los und verwundete ihn mit dem Dolche. Ein Gerücht von dem Tode Simone's verbreitete sich; und kaum hatte dasselbe die Ohren seiner Söhne erreicht, die sich in dem Klosterhofe befanden, als Luc Antonio die Thür des Refektoriums, in welchem die Versammlung gehalten wurde, aufbrach und seinem Vater zu Hülfe flog; noch war er um ihn beschäftigt, als man schon vernahm, daß Francesco Andrea Frediani an der Thür des Refektoriums erschlagen worden sey. Jedermann schrieb die That den Viterbi, und besonders Luc Antonio zu; und von diesem Augenblicke an bestand zwischen den beiden Familien der Frediani und der Viterbi eine tödtliche Feindschaft.

Vier Monate nach dem Tode Francesco Andrea's kamen einige Freunde der Frediani aus dem Kanton Vallerentia nach Penta, und man sah sie an hellem Tage in das Haus des Venturino Suzzarini treten, welches sich der Wohnung der Viterbi gerade gegenüber befand. Suzzarini war allgemein als Freund der Frediani bekannt. Die Viterbi, welche die Ankunft ihrer Feinde bemerkt hatten, schöpften Verdacht und rüsteten sich zur Gegenwehr. Bald entspann sich ein Gefecht, das indessen zum Nachtheil der angreifenden Partei ausfiel, indem Zwei von derselben getödtet und Suzzarini, so wie mehrere Andere, verwundet wurden. Luc Antonio war bei diesem Vorfall nicht zugegen, sondern in Geschäften zu Balagea. Einige Zeit darauf ritt sein Bruder Piero bei dem Hause Donato Frediani's vorüber, als er von einer Flintenkugel in die Schulter getroffen wurde; woher der Schuß kam, darüber konnte kein Zweifel obwalten. Dieß war die Stufe, welche die Feindseligkeit zwischen den beiden Familien erreicht hatte, als Paoli, unter dem Schutze der französischen Republik, nach Corsica zurückkehrte. Die Ankunft dieses Mannes scheint für einige Zeit diese Privatfeindschaft beseitigt zu haben, und wir finden die Viterbi als eifrige Anhänger Paoli's, bis er sich von der französischen Republik losriß und den Schutz Großbritanniens anrief.

Bei der Uebergabe von Bastia an die Engländer schiffte Luc Antonio sich mit seiner ganzen Familie nach Toulon ein. So wie er sich entfernt hatte, verbrannten die Frediani, welche sich für die englische Partei erklärten, die Häuser der Viterbi, verwüsteten ihre Grundstücke und machten sich allein zu Meistern von Penta. Als die Engländer die Insel verließen, kehrten die Viterbi zurück und luden die Frediani vor ein Tribunal, indem sie Entschädigung für ihre erlittenen Verluste verlangten. Der Vater Francesco Andrea Frediani's wünschte jetzt die Uneinigkeit, die so viele Jahre den Frieden beider Familien gestört hatte, beizulegen, und schlug eine Heirath zwischen seinem Enkel und einer Tochter Luc Antonio's vor. Dieß wurde angenommen, und Simone Viterbi, in der Meinung, daß die Heirath bald vor sich gehen würde, reiste nach Porta d'Ammognani, um dort seine Klage vor den Gerichten zurückzunehmen. Der Zweck dieser Reise wurde indessen von den Gegnern gemißdeutet, und der alte Mann bei seiner Rückkehr von Porta durch Meuchelmörder tödtlich verwundet. Luc Antonio schloß sich den Gendarmen an, welche die Frediani verfolgten, und Alle, bis auf Carlo Frediani, der sich in die Sümpfe des Kantons Tavagna flüchtete und dort

starb, wurden verhaftet. Luc Antonio wird durch die Sage beschuldigt, Carlo aus dem Grabe gerissen und den todten Leichnam mit seinem Dolche durchbohrt zu haben. Die Tribunale verfuhren mit äußerster Strenge gegen die Frediani sowohl wegen der ursprünglichen Klage als wegen des an Simone Viterbi verübten Meuchelmordes; die Häupter der Familie wurden außer dem vollen Schadenersatz, den sie den Viterbi zu leisten hatten, auf zehn Jahre zu den Galeeren verurtheilt. Die französische Regierung organisirte damals gerade das Gerichtswesen in Corsica, und Luc Antonio Viterbi wurde zum Prokurator ernannt. Er bekleidete dies Amt mit Ehren und behielt dasselbe, bis er seine Stimme zu der Erhebung Bonaparte's auf den französischen Kaiserthron verweigerte. Er zog sich hierauf nach Penta zurück und lebte in großer Zurückgezogenheit; doch konnte er mannichfaltigen Bedrückungen von Seiten der Agenten Napoleons nicht entgehen, und General Berthier ließ ihn eines Tages ohne die geringste Veranlassung in den Kerker werfen. Im Jahr 1814 ward Donato Frediani, als er eben in sein Haus trat, ermordet. Luc Antonio wurde, obwohl der Verdacht Anfangs auf Andere fiel, als Mitschuldiger und sein Sohn als Thäter angeklagt. Ehe indessen ein Prozeß eingeleitet werden konnte, setzte Napoleons Rückkehr von der Insel Elba Corsica auf's Neue in allgemeine Bewegung. Die Fläche von Bivinco war zum Sammelplatz für die Mannschaft des Bezirks Bastia bestimmt, und Luc Antonio brach an der Spitze von hundert jüngern Freunden auf, um sich dem Lager anzuschließen. Unterwegs traf er mit General Casalta zusammen, der einen andern Trupp führte, und da Beide dieselben politischen Meinungen hegten, setzten sie ihren Marsch gemeinschaftlich fort. Als sie sich dem Lager näherten, hörten sie, daß sich die Ceccaldi und andere persönliche Feinde der Viterbi darin befänden, und es wurde Luc Antonio gerathen, sich lieber entfernt zu halten. Er ließ sich jedoch dadurch nicht bestimmen, sondern antwortete: die gute Sache fordere seine Anwesenheit, und schritt weiter. Kaum war er aber in dem Lager angekommen, als es zwischen den Ceccaldi und den Viterbi zu einem Gefecht kam, in welchem zwei der erstern fielen. Luc Antonio floh mit seinem Sohne nach Borgo, und in ihrer Abwesenheit wurden sie durch den Einfluß ihrer Gegner, obwohl diese der angreifende Theil gewesen waren, zum Tode verurtheilt. Ueberdieß sollten ihre Besitzungen konfiscirt, ihr Haus der Erde gleich gemacht, und auf der Stätte desselben eine Schandsäule errichtet werden. Luc Antonio und sein Sohn entzogen sich eine Zeitlang den Nachspürungen ihrer Verfolger; nachdem aber die Insel zur Ruhe zurückgekehrt war, wurde von den Ceccaldi ein neuer Prozeß gegen Viterbi und seinen Sohn anhängig gemacht, und Beide wurden zu Bastia in das Gefängniß geworfen. Das Kriminalgericht sprach sie nach einer mehrtägigen Sitzung endlich frei. Als sie an die Brücke über den Golo kamen, fanden sie hier siebenzig ihrer Freunde, die sie erwarteten und im Triumph nach Penta begleiteten. Hier wurden sie von dem ganzen Dorfe mit Freuden empfangen, und Viterbi glaubte jetzt den Rest seiner Tage in Frieden beschließen zu können. Dieß war ihm indessen nicht vergönnt; bald wurde eine neue Anklage gegen ihn erhoben, indem man den Mord Donato Frediani's nochmals vor die Gerichte brachte. Sein Sohn entfloh auf den Continent; der Vater wurde, nach einer fruchtlosen Appellation von dem Gerichtshofe von Bastia an die Assisen von Aix in der Provence, von den Gendarmen verhaftet. Seine Verwandten und Freunde würden ihn befreit haben, er sagte jedoch: er habe sich Nichts vorzuwerfen, und ermahnte sie, die Gesetze zu achten. Er wurde in das Gefängniß nach Bastia abgeführt. Sein Bruder Piero, der nach langjährigen Kriegsdiensten in den französischen Heeren nach Corsica zurückgekehrt war, verwandte sich vergebens für seine Befreiung; er zog sich darauf nach Penta zurück, und starb dort vor Gram, indem er noch auf dem Todbette ausrief, daß Bosheit und Intriken über die Unschuld seines Bruders siegen würden. Vierzehn Tage hindurch dauerten die Sitzungen des Gerichtshofes; am 16 September 1821 wurde Luc Antonio, ungeachtet er sich mit der größten Geistesgegenwart und Gewandtheit vertheidigt hatte, zum Tode durch die Guillotine verurtheilt. Selbst jetzt, nachdem das Urtheil gefällt war, behielt er seine gewohnte Festigkeit und dachte auf Nichts, als sich der Schmach einer öffentlichen Hinrichtung zu entziehen. Um hiezu Zeit zu gewinnen, appellirte er von dem Urtheile und hungerte sich, ehe die letzte Entscheidung erfolgen konnte, zu Tode. Er starb am 21 December, nachdem er achtzehn Tage keine Nahrung zu sich genommen hatte.

Viterbi hatte den Wunsch ausgesprochen, zu Penta feierlich beerdigt zu werden; und kaum war sein Tod bekannt geworden, als über sechshundert Bauern nach Bastia aufbrachen, um seinen Leichnam abzuholen. Unterwegs vernahmen sie jedoch, daß er zu Bastia in ungelöschten Kalk begraben worden sey, und daß Wachen an seinem Grabe aufgestellt wären, um eine Hinwegführung des Leichnams zu verhindern.

Ueber Besteuerung von Malz und Bier in England *).

In welch schrecklicher Verwirrung die englische Gesetzgebung größtentheils liegt, davon ist unter Anderm auch ein Beweis, daß die Malzbereitung, dieses einfache Verfahren, welches in nichts Anderm besteht, als daß man die Gerste so lange näßt, bis sich der Vegetationsprozeß in ihr regt, den man dann durch Hitze niederschlägt, wodurch man den zuckerartigen Extrakt erhält, welcher Malz heißt, daß, sagen wir, die Malzbereitung einer solchen Masse von Verordnungen und Restriktionen aller Art unterliegt, daß, als dieselben vor einigen Jahren gesammelt wurden, eine sogenannte konsolidirte Akte (the act of the 7th and 8th Georges IV, Cap. 52) daraus sich bildete, die aus nicht weniger denn ein und achtzig Klauseln bestand, und worin nicht weniger als hundert und sechs Uebertretungsfälle vorgesehen waren, deren Bestrafung sich zusammen auf eine Summe von 15.500 Pf. St. belief! Denn abgesehen von einer Licenz, die jedes Jahr von Neuem gelöset werden muß, ist dem Mälzer die Größe und Form jedes Geräthstücks, dessen er sich bei seinem Geschäfte bedient, vorgeschrieben, und er darf nicht die geringste Abänderung daran vornehmen, ohne daß er dem Accisebeamten seines Distrikts 24 Stunden zuvor die Anzeige macht. Keine Gerste darf in die „Cisterne" gebracht werden, außer zwischen 8 Uhr Morgens und 2 Uhr Nachmittags; eine Zeitbestimmung, die wahrscheinlich aus Fürsorge so getroffen wurde, damit der Accisebeamte, der dabei anwesend zu seyn hat, möglicherweise noch nüchtern sey; aber als ein Beweis von besonderer Liberalität ist es zu betrachten, daß die Herausnahme der Gerste zwischen 7 und 4 Uhr Statt finden kann. Läßt der Mälzer seine Gerste länger als 45 Stunden im Wasser, so verwirkt er eine Strafe von 100 Pf; will er sie 65 Stunden darin lassen, so muß er wiederum, ehe er sie hinein thut, den Beamten in Kenntniß setzen, und es steht dann durchaus nicht mehr in seiner Macht, sie, wenn es die Wirkung des Netzens zu erfordern scheint, einen Augenblick vor den 65 Stunden herauszunehmen — bei Strafe von 100 Pf. Will er das Wasser wechseln, so darf Dieß ebenfalls nicht ohne Anzeige und zu keiner andern Stunde als zwischen acht und zwei Uhr geschehen, und zwar nicht anders als so, daß, wie das Wasser abgelassen worden, eine Stunde darauf die Cisterne wieder gefüllt ist. Glaubt der Acciser, die Frucht liege zu dicht, so kann er sie messen, und findet sich ¹⁄₂₀ über das gesetzmäßige Ratum, so kostet es 100 Pf. Die Gerste gar vollends ungestraft aus der Cisterne heraus zu schaffen, ist ein unendlich schwierigeres Unterfangen, als ein Linienschiff von 74 Kanonen vom Stappel zu lassen. Sonst pflegen die Leute, wenn sie ihre eigenen Herren sind, selten mehr als eine Sache auf einmal zu thun; nicht so der Mälzer, der auf mehr als einer Cisterne Frucht hat; er soll es ja nicht wagen, nicht alle zugleich zu leeren, oder es kostet ihn 200 Pf. Ist aber eine oder eine Anzahl von Cisternen geleert, so kann in demselben Platz keine andere Cisterne mehr geleert werden, es seyen denn 96 Stunden verflossen; auch diese Verordnung ist bei Strafe von 200 Pf. eingeschärft. Ist nun endlich die Frucht glücklich aus der Cisterne heraus, so bleibt sie in den Legformen (couch-frames) auf eine bestimmte Art und eine bestimmte Zeit lang niedergelegt, und ob man gleich nicht einsieht, warum es schwerer seyn sollte, ein Gefäß von 56, 40 oder 48, als von 30 Zoll Tiefe zu aichen, so waren doch die Gesetzgeber der Meinung, daß wenn die Frucht in diesen Legformen tiefer läge, als 30 Zoll, 100 Pf. verwirkt seyn sollten. Vordem konnte der Beamte auch das Gebäude des Mälzers nicht betreten, außer auf Verlangen, und wenn bei Nacht, mit Zuziehung eines Konstablers; jetzt kann ihm der Zutritt zu keiner Stunde des Tags oder der Nacht bei Strafe von 200 Pf. verweigert werden. Und so noch Mehreres.

(Schluß folgt.)

*) Schluß des Artikels in Nro. 115 und 116.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 252. 9 September 1830.

Planat's Briefe über die Wiedergeburt Egyptens.

2. Neue Militärorganisation.
(Fortsetzung.)

Ibrahim Pascha, Adoptivsohn des Vicekönigs, befand sich an der Spitze des Heers, aber er bildete sich nicht ein, das Kommando zu verstehen. Er übte sich wie jeder Soldat in der Handhabung der Waffen, und wohnte mit den Oberoffizieren Seve's Lektionen über die Theorie der Evolutionen bei; während Osman Nurredbin eine Uebersetzung der diesen Gegenstand behandelnden französischen Hauptwerke in's Türkische besorgte. Als der Pascha mit einigen aus seinem Gefolg das erste Mal exercirte, nahm er seinem Rang gemäß die vorderste Stelle ein, ließ sich's jedoch gefallen, als Seve ihn, weil er der Kleinste war, bei der Hand nahm, und ihm den hintersten Platz anwies. Ibrahim kannte das Uebergewicht europäischer Zucht und Uebung zu gut, als daß er sich nicht alle Mühe gegeben hätte, sich diese Vorzüge ihrem ganzen Umfang nach anzueignen, überzeugt, daß man zuvörderst gehorchen lernen müßte, ehe man würdig würde zu befehlen. Die Pünktlichkeit, mit welcher er sich persönlich allen Regeln des Dienstes unterwarf, die Wachsamkeit, mit welcher er zu jeder Stunde des Tags oder der Nacht die Posten durchlief, und die Strenge, mit welcher er die Obristen für alle Fehler, die vorfielen, verantwortlich machte, ermunterten den Eifer der Thatkräftigen und spornten die Trägheit der Lässigen. Ibrahim ist von lebhaftem, leicht aufbrausendem Charakter, trotzig und unbeugsam; sein Aeußeres hat nichts Angenehmes, es ist das eines rauhen und robusten Kriegers.

Der (seitdem verstorbene) Kriegsminister Mohammed Bey, der Vertraute des Pascha, dem er gegen die Mameluken die wichtigsten Dienste geleistet hatte, theilte das Kommando und beschäftigte zugleich einige coptische Sekretäre mit Organisation der Militärverwaltung. Dabei ging es noch ziemlich linkisch zu. Man zahlte den Sold ohne Aufsicht und Kontrole, überlieferte Monturen und Waffen, ohne die Zeit fest zu setzen, wie lange damit gehaushaltet werden sollte. Ebenso zählte man die Mannschaft bloß ab, statt sie mit der Personalbeschreibung zu registriren, so daß es schwer hielt, Dienstalter und Munitionsbedarf der Soldaten genau auszumitteln. Mohammed Bey war übrigens ein Mann von freien Ansichten. „Seht," sagte er unter Anderem einmal zu seinen Offizieren, „seht meinen weißen Bart; das Volk verehrt mich deßhalb, beneidet mich darum; und was ist sonst ein solcher Bart? Er bedeutet einen Kopf voll jener falschen Grundsätze, die uns aus unserer Finsterniß und Unwissenheit nicht herauslassen. Wenn ich sehe, was die Russen seit einem Jahrhundert geworden sind, ob sie gleich mit so vielen Schwierigkeiten zu kämpfen hatten, so schäme ich mich, daß wir so weit noch zurück sind, wir, die wir so große Länder besitzen, das mittelländische Meer mit unsern Reichthümern bedecken könnten, und die schönsten Militär- und Handelspositionen unser nennen."

Die Armee bildete sich nun in Regimenter, jedes zu 5 Bataillons mit 800 Mann, wovon eines als Reserve, im Ganzen zu 24,000 Mann. Diese sechs Regimenter erhielten ihre Numern und ihre Fahnen. Es scheint, daß man ihnen diese Stärke gab, theils weil es an tauglichen Subjekten für Offiziersstellen mangelte, da die Europäer als Christen *) nicht dazu gebraucht werden konnten, theils um das Kommando möglichst zu konzentriren, so daß ein Regiment gleichsam ein kleines Armeekorps vorstellte, und zur Beschützung entfernter Besitzungen hinreichte. Man beschränkte auf diese Weise die Zahl der Stabsoffiziere, da eine kluge Politik nothwendig erachtete, ihnen ungeheuere Gehalte auszuwerfen. Ein Obrister stand sich auf nicht weniger als 33,000 Franken, ungerechnet Rationen, Pferde, Bekleidung, Waffen ꝛc.; ein Kapitän dagegen nur auf 2000. Offenbar kein Verhältniß! Aber die Rangstufen haben sich auch noch nicht nach europäischen Begriffen gesondert. Der Unterlieutenant, der Lieutenant und — man könnte sagen — selbst der Kapitän, werden kaum höher denn als Unteroffiziere angesehen, während der Staabsoffizier in seiner goldbedeckten Uniform, welche gegen den dürftigen Anzug des Soldaten gewaltig absticht, sich zum Mindesten ein General dünkt. Daher ist auch der Kapitän der Bediente des Bataillonschefs und der Herr des Lieutenants, und beide tragen kein Bedenken, ihrem Kommandanten und seinen Gästen die Pfeifen anzuzünden, und mit Kaffee aufzuwarten.

*) Die Exerziermeister (talemdschi) wurden als bloße Civildiener betrachtet. Sie erhielten beim Eintritt in den Dienst einen Jahrgehalt von 2000 Fr., zwei vollständige Anzüge, ein Pferd nebst Pferdsration und 60 Fr. monatlichen Zuschuß für die Tafel, oder vielmehr Lebensmittel in diesem Betrag. Ihre Gehalte stiegen mit dem vorrückenden Erfolg ihrer Dienstleistungen, und, wenn sie bei der aktiven Armee verwendet wurden, bis auf 8000 Fr.

Zu Ende des J. 1823, nachdem das Uebungslager nach Benealy in Mittelegypten verlegt worden war, fanden die ersten großen Manöver Statt. Sève entwarf den Plan und Ibrahim Pascha führte sie zu allgemeiner Zufriedenheit aus. Der Vicekönig gefiel sich darin, dieses neue Schauspiel vor den Augen der Fremden zu entfalten und hatte deßwegen die Konsuln von Frankreich und England einladen lassen. Vielleicht waren es die damals eingeernteten Lobsprüche, die seine Eigenliebe so verblendeten, daß er sich die thörichte Unternehmung gegen Griechenland einreden ließ.

Länger konnte Sève den Lockungen des Glücks nicht widerstehen: er trat zum Islam über, und wurde im Juni des folgenden Jahres beschnitten. Wahrscheinlich um ihn zu diesem Schritt aufzumuntern, hatte man ihm schon früher, gegen alles Herkommen, das Kommando eines Negerbataillons anvertraut; ein Regiment und der Titel Bey war ihm für den jetzigen Fall versprochen. Gleich allen kirchlichen Indifferentisten, deren es in Europa so viele giebt, glaubte er seine religiöse Ueberzeugung nicht wechseln zu müssen, wenn er den Kultus wechselte. Bald darauf schiffte er als Suleiman-Bey mit Ibrahim Pascha nach Morea.

Da jetzt das ganze reguläre Heer außer Landes war, indem zwei Regimenter in Sennar und dem Hedschas, die vier andern in Griechenland sich befanden, so beschloß der Vicekönig sechs neue zu bilden. Dazu nahm man die Reserven der verschiedenen Regimenter und Rekruten. Der Italiener Chiandi, nachher Cassim-Aga und des Vicekönigs Günstling, trat bei der Leitung der Exercitien in Sève's Fußstapfen. Das neuerrichtete Uebungslager war Anfangs vor den Thoren von Cairo aufgeschlagen; die Zerstreuungen der Hauptstadt zogen aber Soldaten und Offiziere zu häufig von ihren Pflichten ab, und man verlegte es, wie schon oben bemerkt wurde, in die Nähe des Dorfes el Changha, gegen die Landenge von Suez hin. Es ist eine unermeßliche Ebene am Rand der Wüste, wo ohne Anstand 500,000 Mann manöwriren könnten. Der von Sanddünen begrenzte Raum zwischen dem Dorf und dem Lager war einst bebaut und ist noch jetzt mit kleinen Bäumen übersät. Wasser verschaffte man sich aus Brunnen, welche man hinter den Linien grub; ein großes viereckiges Gebäude, das zu dem Dorf Abusabel gehörte, wandelte man, trotz den schlechten Böden und Mauern, provisorisch zu einem Spital um. Das Ganze richtete man so ein, daß man vor der Ueberschwemmung gesichert war. Wenn nicht eben der Kamsin weht, so hat man dort eine frische und gesunde Luft.

Einen Begriff, wie man in Egypten rekrutirt, kann man sich aus folgenden Thatsachen abstrahiren. Man brauchte ungefähr 12,000 Mann. Soll man es glauben, daß die Zahl der Individuen, die von beiden Enden Egyptens im Lager von Changha anlangten, das Sechsfache betrug? *) Die Bevölkerung Egyptens welche dritthalb Millionen nicht übersteigt, lieferte in den vier ersten Jahren des Nisam 50,000 Mann, und wahrscheinlich ist die Zahl Derer, die vor Mangel und Elend umkamen, da für ihre Subsistenzmittel auf dem Herweg nur unvollkommen, und für die Entlassenen auf dem Rückweg so gut als gar nicht gesorgt wurde, nicht viel geringer, wenn man bedenkt, daß, Wer auf den entferntesten Punkten Egyptens wohnte, hin und zurück vierzig Tagreisen brauchte. Und inzwischen lagen die Felder dieser Unglücklichen brach, ihre Ernten gingen verloren, ihre Steuern konnten sie nicht austreiben. Da sah man die Straßen mit Gefangnen bedeckt, welche, nackt, den Strick um den Hals, manchmal den Kopf in einen schweren Holzblock gesteckt, zwei und zwei mit den Händen zusammengebunden, daher zogen. Hartherzige Reiter stießen ihre jammernden Frauen und Kinder zurück. Die türkischen Beamten verfahren bei der Aushebung mit empörender Willkür; oft bemächtigen sie sich aller männlichen Mitglieder einer Familie, so daß diese zu Grunde gehen oder von jenen in's Lager mitgeschleppt werden muß; während eine andere Familie, denen diese kleine Tyrannen wohl wollen, völlig verschont bleibt. Ueberdieß mag Einer auch das erste Mal untauglich befunden worden seyn, nichts desto weniger muß er die Hetzpromenade nach dem Lager jedes Mal mit machen. Sollte Mohammed Ali nie daran gedacht haben, diese schreienden Mißbräuche abzustellen, welche sein Land entvölkerten und den Wohlstand vernichteten? Eine regelmäßige Konskription anzuordnen, müßte so schwer nicht halten, da man ja die Verzeichnisse von Kataster- und Personalsteuern besitzt, also auf diesem Weg wohl auch Familienzählungen zu Stande zu bringen seyn müßten? Dieß ist aber freilich nicht zu erwarten, solange den untergeordneten Stellen ganz freie Hand gelassen ist, die natürlich immer ihr Interesse dabei finden, da und dort Begünstigungen eintreten zu lassen. Die in neuster Zeit von dem Vicekönig berufenen Provinzialdiwans *) scheinen indessen doch zu beweisen, daß er — wenn auch spät — das Bedürfniß, eine bessere Verwaltung einzuführen, erkannte. Allein ein Punkt bietet sich bei solchen Verbesserungen immer als Hauptschwierigkeit dar: die Liebe zur Civilisation kann bei einer ihrem Wesen nach despotischen, auf das Eroberungsrecht fußenden Regierung nie dahin sich erstrecken, daß sie die Fesseln, in welchen sie das Volk hält, so weit losbindet, daß ein wirklicher Rechtszustand sich entwickeln könnte. Die arabische Nation, von den höhern Staatsdiensten ausgeschlossen, haßt den Türken, und dieser verachtet sie seinerseits. Hätte Mohammed-Ali sein Interesse richtig begriffen, so hätte er dürfen eine Scheidewand nicht bestehen lassen, wodurch die Mehrheit und zwar die geistreichere, bildungsfähigere Mehrheit seiner Unterthanen der von ihm beabsichtigten Bewegung entfremdet wird.

(Fortsetzung folgt.)

Prozeß Karls I von England.

Die Hinrichtung.

(Fortsetzung).

Als sich das Gericht am folgenden Tage im gemalten Zimmer Morgens um neun Uhr versammelt hatte, berieth es sich über das Nähere der Hinrichtung und befahl, daß fünf Geistliche, nämlich die HH. Mareshal, Nye, Caryll, Salway und Dell, sich zu dem Könige begeben sollten, um ihm den Beistand und die Tröstungen

*) Man kann rechnen:

Nicht angenommene und wieder entlassene Rekruten . .	36,000
Eingereihte Rekruten	12,000
Weiber, Kinder und Greise, wovon ½ im Lager bleibt .	22,000
	70,000

*) Vergl. Ausl. Nr. 99 folg.

der Religion angedeihen zu lassen. Er aber verbat sich ihren Zuspruch, indem er sagte, er wolle nicht gestört seyn.

Am Tag, wo ihm sein Urtheil eröffnet wurde, was am 27 geschah, bat der König den Obrist Thomlinson, der über seine Wache gesetzt war, man möchte den Doktor Juron, ehmaligen Bischof von London, welchen das Parlament ihm beigegeben hatte, in seinem Zimmer schlafen und bis zu seinem Tod beständig um seine Person seyn lassen, damit er sich auf seinen Hingang besser vorbereiten könne; deßgleichen, daß man ihm seine Kinder aus dem Landhaus Sion bei London, wo sie sich damals aufhielten, herbeihole, in welchem Beidem das Parlament ihm willfahrte. Besagter Doktor predigte vor ihm am 28 in seinem Zimmer in White-Hall, und blieb zweimal daselbst über Nacht.

An demselben Tag (28 Januar) warteten der außerordentliche und der ordentliche Gesandte Ihrer Hochmögenden Herren der Vereinigten-Provinzen dem General der Armee in seiner Wohnung auf, wo sie den Generallieutenant und mehrere der ersten Kriegsobersten antrafen, und diesen zu vernehmen gaben, wie sie zu Erhaltung und Förderung des guten Einverständnisses zwischen ihren Staaten und England, und um einiger Vorschläge an das Parlament willen abgesandt worden, die, wenn man auf sie hören wollte, zum Frieden und Wohl der englischen Nation sicherlich Viel beitragen würden; und baten Jene sofort, gegen besagtes Parlament um Rettung des königlichen Lebens oder mindestens um Aufschub der Urtheils-Vollstreckung, bis sie von beiden Häusern vernommen worden, einschreiten zu wollen. Worauf ihnen von Seiten des Generals und der andern Offiziere geantwortet ward, wie sie sichs zur großen Ehre und besondern Gunst schätzten, daß Ihre hochmögenden Herren sie dermaßen in Ansehen hielten, um sich mit ihrem Anliegen an sie zu wenden, und wie sie Alles thun würden, was in ihrer Gewalt stünde, um den Frieden und die Eintracht Englands mit deren Provinzen aufrecht zu halten; sie, die Gesandten, könnten sich mit vollkommener Freiheit und Zuversicht an die Häuser des Parlaments wenden, und würden von Seiten der Armee durchaus kein Hinderniß in ihrer Angelegenheit erfahren, vielmehr jede Art von Verwendung und Dienstleistung; sich aber in ihr eigentliches Geschäft zu mischen, komme ihnen (den Offizieren) nicht wohl zu, da sie eine Armee seyen, die selbst im Dienst und unter den Befehlen des Parlaments und des Landes stünden; gleichwohl wollten sie sehen, was sich in Bezug auf die Verschiebung der Hinrichtung machen lasse.

Am 29 kam Seamer, Einer aus dem Gefolge des Prinzen von Wales *), an, um dem König einen Brief des Prinzen zu überbringen, was ihm jedoch nur unter der Bedingung erlaubt ward, daß derselbe laut vorgelesen werde, worauf der König das Schreiben ohne es gelesen zu haben, sogleich ins Feuer warf. Auch verbrannte er alle übrigen Briefe und was er sonst Schriftliches besaß, auch das in Chiffern Geschriebene und die Schlüssel zu den Chiffern.

An demselben Tag wurden die Prinzessin Elisabeth und der Herzog Glocester, seine Kinder, vor ihn gebracht, welche er umarmte und mit seinem Segen entließ. Der Kurfürst von der Pfalz **) und der Herzog von Richemont hatten sich auch eingefunden, wurden aber von dem König nicht vorgelassen, indem er ihnen zu wissen that, daß Solches nicht aus Mangel an Liebe für sie geschehe, sondern um von seinen letzten Gedanken nicht abgehalten zu werden. Hierauf ward er nach seiner Wohnung St. James gebracht, wo er diese Nacht schlief. — An demselben Tag hatten die Gesandten der Hochmögenden Staaten Audienz bei den beiden Häusern des Parlaments, welchen sie eine Abschrift ihrer genannten Vorschläge und Ersuche in französischer Sprache vorlegten. Das Haus der Gemeinden jedoch erwiederte ihnen, da es über keine Angelegenheit in anderer, als der Landessprache verhandeln würde, so ersuche es dieselben um eine eine englische Abschrift.

*) Der sich damals im Haag aufhielt.

**) Der Schwager Karls, der verjagte König von Böhmen. — Wenn einzelne Herrscherfamilien des griechischen Alterthums, z. B. das Haus des Atreus, von Geschlecht zu Geschlecht einem düstern Verhängniß verfallen schienen und somit den Tragikern als eben so erschütternder als gedankenreicher Stoff sich darboten, so möchte unter den neuern Fürstenhäusern kaum eines seyn, das dem Geschick der Atriden näher käme als das Haus der Stuarts, man müßte denn die Familie, welche wir so eben zum dritten Mal vom Thron ihrer Väter steigen sahen, jenem an die Seite stellen wollen. Maria Stuart starb auf dem Blutgerüst; ihr Sohn Jakob I bestieg den Thron ihrer strengen Richterin; Jakobs Sohn, Karl, verlor abermals Reich und Leben auf dem Schaffot; seine Tochter Elisabeth, die Gemahlin des vorgenannten Kurfürsten, unerwartet auf einen Königsthron gesetzt, wurde schmachvoll wieder herabgestürzt. Gegen alle Erwartung bestieg Karls erster Sohn, Karl II, von Neuem den väterlichen Thron; der zweite Sohn, Jakob II, stürzte abermals von demselben; und noch einmal stellte den Enkel Jakobs, jenen heldenmüthigen Karl Edward, eine kaum zu hoffende Gunst des Augenblicks an die Spitze seines Geburtsreiches, von welcher ihn die Schlacht bei Culloden eben so schnell wieder herabwarf.

(Schluß folgt.)

Die öffentlichen Bäder in Tiflis, entlehnt aus der brieflichen Skizze eines Russen.

St. Petersburg im August 1830.

Während meines Aufenthalts in Tiflis, von den ersten Tagen des Juni bis zur Mitte des Augusts 1829, besuchte ich eines Abends bei schon eingetretener erfrischender Kühle einen mir seit lange bekannten, hier wohnhaften Russen, der mit einer Grusierin verheirathet ist. Nachdem er früher in der Marine gedient und sich dort bei manchen Gelegenheiten ausgezeichnet hatte, verließ er diese, kam nach Tiflis und trat wieder in Civildienste, in welchen er aber auch kein Eldorado gefunden hat. Nach dreißig Dienstjahren, denen er manche Bluts- und Schweißtropfen opferte, hat er es erst zum Kollegien-Assessor *) gebracht. In seine Wohnung tretend, hörte ich ihn heftig mit seiner alten Dienstmagd sprechen, welche Unterhaltung er aber sogleich, mich gewahrend, mit den Worten unterbrach: „Sehen Sie, Freund, welcher häßlichen und der Gesundheit nachtheiligen Gewohnheit unsere hiesigen Damen folgen; mehrere Stunden nach einander, ja zuweilen ganze Tage und Nächte in den feuchten Schwefeldämpfen der Mineralbäder zu sitzen. Meine Frau hat sich heute schon um zwölf Uhr dahin begeben; und trotz allen Unannehmlichkeiten, denen sie dort ausgesetzt ist, denkt sie bis jetzt noch an keine Rückkehr.“ Von wem haben Sie denn diese ihrer Gattin widerfahrenen Beleidigungen erfahren?“ fragte ich. „Von wem? Diese da“, indem er auf seine Magd weist, „hat sie mir berichtet. Sie war mit ihr im Bade und ist nun so eben erst mit meinen Kindern nach Hause gekommen. Sie scheinen es noch gar nicht zu wissen, daß unser schönes Geschlecht den Badeort nicht so sehr der Reinlichkeit als des Zeitvertreibes, der Befriedigung seiner ihm angebornen Eitelkeit wegen besucht. Wünschen Sie hierüber ausführliche Auskunft zu erhalten, so kann meine Magd Ihren Wunsch in vollem Maße befriedigen; denn sie hat die größere Hälfte ihres Lebens in diesen nackenden

*) Der erste Stabsofficiersrang im russischen Civildienst für die nichtadeligen Beamten, aber von wesentlichen Vortheilen, indem er sie mit ihrer ganzen Descendenz in den Verdienst-Adel, welcher gleiche Rechte mit dem Erb-Adel genießt, erhebt.

Assembleen zugebracht.“ „Solche Eigenthümlichkeiten“, sagte ich, „müssen interessant seyn.“ „Gewiß“, versetzte der alte Seemann, „haben Sie nur Geduld, die Erzählung der Alten davon zu hören. Maria! erzähle dem Herrn, wie Du und Deine Herrschaft Euch die Zeit im Bade vertrieb, was Ihr dort gewöhnlich thut.“ Die Alte sah mich hiebei mit einem bedeutenden Lächeln an, rückte darauf unter allerlei Gebärden einige Schritte vor, hustete und begann mit großer Lebhaftigkeit zu sprechen, welches bewies, daß ihr Lieblingsthema auf's Tapet gebracht sey. Ihre Erzählung enthielt im Wesentlichen Folgendes.

Die Quellen von Tiflis liegen am südwestlichen Ende der Stadt. Man hat bei ihnen einige geräumige Badehäuser von Stein mit gewölbten Dächern aufgeführt. Das in denselben von den Badenden gebrauchte Mineralwasser, durch die anstoßenden Berge dahin geleitet, ist schweflichter Natur, bedeutend heiß, und bei einem mäßigen Gebrauch von wesentlicher Heilkraft, besonders für Patienten, die mit Hautkrankheiten behaftet sind. Die Eingebornen finden ein ganz besonderes Vergnügen darin, mehrere Stunden dort zu verbringen. Hier halten sie groß[illegible]schaftliche Mahlzeiten, und stimmen Gesänge in den gedehnten und unartikulirten, der asiatischen Musik charakteristischen Weisen an, welche in diesen kuppelförmigen Hallen, wo jeden Ton das Echo zurück giebt, schreckhaft, fast bis zur Betäubung des Zuhörers erschallen. Besonders gern weilen die Frauenzimmer in diesen Bädern. Ein Tag in jeder Woche ist von ihnen ausschließlich dazu bestimmt, wo sie vom frühen Morgen bis in die späte Nacht in ihrem besten Schmuck dabei paradiren; aber nicht selten sprechen sie ihnen auch an andern Tagen auf mehrere Stunden zu. Je vornehmer, reicher, schöner und jünger die Grusierinnen und Armenierinnen sind, desto häufiger besuchen sie die Bäder, und wissen die Erlaubniß dazu von ihren Männern und Vätern mit den verführerischsten Schmeichelworten zu erpressen, wie sie sich ein neues Kleid, einen neuen Schmuck oder etwas Aehnliches erbitten. Zu Fuße oder auf Droschken sich in's Bad zu begeben, gewährt den tiflisschen Damen dasselbe Vergnügen wie den unsrigen, wenn sie im modischen Wagen einem längst erwarteten Balle zufliegen. Größtentheils ziehen die feurigen Schönen dieses Südens zu Fuß in kleinen befreundeten Partien nach ihrem Badklub. Jede dieser Partien hatte das Ansehen einer Prozession, und wird durchaus allemal von einem Diener (Bischo) eröffnet und von einer Mägdeschaar (Ganbeli genannt) geschlossen. Letztere tragen die den Gebieterinnen zugehörige Wäsche, Teppiche, die Schminkdöschen von perlmutternen Muschelschalen, in welchen rothe und weiße Schminke aufbewahrt liegt, Farben zur Färbung des Haupthaars und der Augenbraunen, verschiedene Eßwaaren und Wein. Im Vorzimmer des Badehauses angekommen, bemühen sich die Mägde, dem Range ihrer Gebieterin entsprechende Plätze in Besitz zu nehmen, breiten darauf die Teppiche aus, entkleiden sie, stellen dann den ihnen gehörigen Staat auf buntfarbigen goldbordirten Handtüchern zur öffentlichen Schau, und schicken sich endlich selbst zur Besteigung der Badewannen an. Letztere sind von Stein, nicht besonders groß, doch aber geräumig genug für den Badenden, der sich in ihnen bis an den Hals hineinsteckt. Da die weibliche Badeabtheilung ungleich zahlreicher als die männliche besucht wird, so herrscht in der erstern zu allen Tageszeiten eine entsetzliche Presse, welche oft unter den Damen die Ursache zu heftigen Streitigkeiten wird. Ueberdieß wird der stete Geruch des Schwefelwassers, den man einathmet, überaus schwer und widerlich, besonders für die so zarten weiblichen Organe. Alles Dieß (sollte man glauben) müßte die badenden Damen auffordern, so schnell als möglich ihr Geschäft abzuthun; allein nichts desto weniger bringt eine tiflissche Stutzerin darin gegen zwölf Stunden zu: für die Reinigung des Körpers, Losflechtung und Auskämmung ihres Haars braucht sie zwei Stunden, vier Stunden gehen ihr mit dem zweimaligen Besteigen der Badewanne und der jedesmaligen Ruhe, die sie darnach nehmen muß, hin; um das Haar wieder zu ordnen, Hals und Brust zu weißen, das Gesicht zu schminken, sich anzukleiden, braucht sie abermals zwei Stunden, vier Stunden endlich sitzt sie beim gesellschaftlichen Mittags- und Abendschmaus. Diese so offenbar vergeudete Zeit gereicht ihrer Gesundheit, statt sie zu kräftigen, zum gewissen Nachtheil, ja zerstört im Verlauf weniger Jahre ihre Schönheit, welche ihnen doch ein so höchst schätzenswerthes Gut bleibt. Ich sah hier junge Frauen von kaum zwanzig Jahren, die den Anschein hatten, als zählten sie schon dreißig.

Nur ein Viertel von dieser Zeit braucht ein Herr. Nachdem er eine gute Viertelstunde in seiner Wanne gesessen, besteigt er eine niedere, rings an der Mauer angebrachte hölzerne Bank. Nun beginnt eine Drehung und Reckung aller Glieder seines Körpers, welches Geschäft von besondern bei der Badeanstalt angestellten Wärtern (Wärterinnen verrichten es in der weiblichen Abtheilung) mit erstaunenswürdiger Gewandtheit besorgt wird. Der an diese Prozedur nicht gewöhnte Fremde fühlt dabei eine fürchterliche Marter, und nur durch öftere Wiederholung lernt man sie erträglich finden. Darauf reiben dieselben Wärter den ganzen Körper mit besondern Reiblappen; sind sie mit einem Gliede fertig, so klatschen sie bloß in die Hände, kein Wort sprechend. Dieß dient dem Liegenden zum Zeichen, sich umzudrehen oder seinem Körper zur Fortsetzung ihres Geschäfts, das sie schweigend, höchst maschinenmäßig nach alten Regeln betreiben, eine andere Richtung zu geben. Die tiefe dabei herrschende Stille, von keinem Menschenlaut unterbrochen, vereint mit dem düstern Aeußern des von der Zeit völlig gerötheten Badelokals, macht auf den Reisenden einen widerlichen, schwermüthigen Eindruck. Ist die Reibung am ganzen Körper geschehen, so wäscht man ihn nochmals mit Seife und Wasser ab, der Badende besteigt zum zweitenmal die Wanne; und erst jetzt, wenn er sie verläßt, hört man den Wärter laut ausrufen: Tschodra (die Decke).*) Nachdem diese gebracht, hüllt sich der Gebadete ganz in sie ein, tritt nun in das Vorgemach, läßt sich hier auf einen sehr breiten Diwan nieder und kleidet sich an. Für alle ihm dabei geleisteten Handreichungen zahlt er nicht mehr denn einen Abbas, zehn Kopeken in Silber nach russischer Münze. Die Grusier sind sehr verschämt, sie werden sich nie mit ganz entblößtem Körper baden, sondern hüllen sich immer in ein Stück Leinwand, welche Tschodra heißt. Unsere Russen folgen darin ihrem Beispiel nicht sondern springen ganz entblößt in's Bad.

Es gewährt dem Beobachter inniges Vergnügen, wenn er sieht, wie auch bei diesen entlegenen Völkern die europäische Civilisation allmählig Eingang findet. Der Mehrtheil der Grusiner versteht schon sehr gut die Vortheile derselben zu würdigen. Die neuen Häuser in Tiflis, nach modernem europäischem Geschmack aufgeführt, mehren sich schnell, und obgleich die innere Einrichtung noch meist nach altem Styl ist, so sieht man doch schon hin und wieder die frühern hölzernen Gerüste und Sitze in den Zimmern durch Diwans, Stühle und Lehnstühle ersetzt. Einige Visitenzimmer sind selbst mit Gegenständen des europäischen Luxus, mit Lüstres, Wandspiegeln, Uhren von Bronze, Girandolen und andern eleganten Möbeln geziert. Es giebt Festgelage, wo man europäische Gastronomie nicht vermißt. Mit der Zeit wird Alles auch in Grusien eine bessere Umgestaltung gewinnen. Dieß hängt meist von der Mitwirkung unsrer dort angesiedelten Landsleute und (wenn ich's sagen darf) von der Art ihres Benehmens gegen die Eingebornen ab. Letztere betragen sich gegen die Russen immer äußerst höflich, zuweilen niedrigkriechend; sie fühlen das Uebergewicht, welches uns die Bildung gegen sie giebt. Es ist aber sehr zu bedauern, daß viele unsrer dortigen Russen sich die Achtung von ihrer Seite nicht durch Nachsicht, Leutseligkeit und wohlwollende Güte — nein, durch Hochmuth und Härte erzwingen wollen. Wir Russen, in der Mitte der Grusier lebend, sollten doch nie vergessen, daß auch sie Russen, unsere Glaubensgenossen und Brüder sind. B.

Freundestreue.

Die Bewunderung, womit die Engländer sich über den Heldenmuth aussprechen, welchen die pariser Bürger in der großen Woche bewiesen, erinnert an eine in der englischen Armee vorgefallene edle That, welcher die Franzosen auf offenem Schlachtfeld den Zoll gleicher Bewunderung brachten. In der Schlacht bei Waterloo wurde ein Schottländer schwer verwundet und blieb, als sein Regiment sich vor den Franzosen zurückzog, von den Kameraden verlassen, unter der Feinden liegen. Ein Freund des Verwundeten drang mitten durch die französischen Reihen, und raffte den Hülflosen vom Boden. Jeder Rückzug war ihm abgeschnitten; die Franzosen aber, statt Hand an ihn zu legen,, öffneten ihre Linie, unter dem lauten Ruf: „honneur au brave Ecossais!“

*) Dieß ist das erste und letzte laute Wort, das man ihn während des ganzen Geschäfts sprechen hört. Die große Wortarmuth der Asiaten erregt überhaupt des Reisenden Befremden. Sie sind zur Verwunderung karg in dieser Beziehung; Füße, Hände, Pantomimen müssen bei ihnen die Sprache ersetzen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 253. 10 September 1830.

Planat's Briefe über die Wiedergeburt Egyptens.

2. Neue Militärorganisation.
(Fortsetzung.)

Bis jetzt hatte noch Alles ein ziemlich provisorisches Aussehen. Um daher die Grundlage zu einer definitiven Organisation des Heers zu legen, beschloß man, einen französischen General mit einigen Offizieren nach Egypten einzuladen. Die Wahl fiel auf den General Peter Boyer, von dem, da er die Feldzüge der Armee des Orients mitgemacht hatte, folglich das Land und das Volk kannte, um so nützlichere Dienste zu erwarten waren. Boyer ging einen Kontrakt auf fünf Jahre ein, in welcher Zeit er sich verpflichtete, das egyptische Heer auf einen achtunggebietenden Fuß zu stellen. Sein Gehalt war auf jährlich 60,000 Franken festgesetzt. Er langte im November 1824 an. Die Person Boyers gefiel dem Pascha, der ihm ein schönes Landhaus in Altcairo, auf der Insel Roda, zur Wohnung anwies. General Livron war mit Boyer gekommen; auch ihn nahm der Pascha in Dienst, schickte ihn aber sogleich nach Frankreich zurück, wohin er ihm verschiedene Aufträge, namentlich zum Bau von Fregatten und andern Kriegsschiffen, gab.

An dem von so vielen bloßen Glücksrittern aus allen Nationen besuchten egyptischen Hof fehlte es nicht an Intrikanten, denen die Erscheinung des Generals Boyer, oder, wie sie es nannten, das Uebergewicht der französischen Partey, ein Dorn im Aug war. Ueber dem dadurch entstandenen Hin- und Hergerede, auf welches der General vielleicht zu viel Gewicht legte, schob sich der Anfang der Arbeiten etwas hinaus. Der Obrist Gaudin übernahm die Leitung der Einzelheiten des Infanterieunterrichts, und der General behielt sich die Oberaufsicht über das Ganze, die etwaigen Verbesserungen nebst der jedesmaligen Rücksprache mit Mohammed Ali vor. Allein gerade diesen steten Zutritt zu Hof gönnten ihm seine Gegner nicht, weil sie den Einfluß seiner Persönlichkeit auf den Vicekönig fürchteten; und diesen Umtrieben scheint es zuzuschreiben zu seyn, daß bald eine Organisationskommission gebildet wurde, und General Boyer seine Autorität mit dem Generalmajor Osman Bey und den türkischen Obristen theilen mußte. Inzwischen trafen neue Offiziere aus Frankreich ein, welche für den Unterricht der Truppen, zum Theil mit ansehnlichen Gehalten, angeworben waren. Nun hatte aber jedes Bataillon bereits seinen Exercirmeister; Boyer schlug deßwegen vor, an dieser Einrichtung Nichts zu ändern, hingegen jedem Regiment einem Oberexercirmeister (instructeur en chef) beizugeben. Natürlich sahen die Bataillonsinstruktoren, nachdem sie sich lange mit der Rekrutenschule geplagt hatten, ungern dazu, daß sie jetzt von einigen Ankömmlingen, die von Allem Nichts gethan, Rath und Befehl empfangen sollten. Neue Verlegenheiten! Ein unbedeutender Umstand gab der Sache vollends den Ausschlag. Einer der erwähnten Offiziere belustigte sich in dem öffentlichen Garten des französischen Quartiers mit Spatzenschießen. Der französische Konsul, dessen Fenster auf diesen Garten gingen, hatte dagegen ein Verbot erlassen, um welches sich der Jäger Nichts bekümmern wollte. Der Konsul klagt bei dem General Boyer, und dieser erklärt den Uebertreter in Haft; Letzterer protestirt gegen die Verfügung des Generals, da er in keinem Dienstverhältniß zu ihm stehe, und wird vor ein Kriegsgericht geladen. Soll man das türkische Gesetz auf ihn anwenden? Dieß hieße das Leben eines Franzosen der Willkür Preis geben, und zudem konnte diese Anwendung vertragsmäßig bloß in dem Fall Statt finden, daß das Verbrechen Mord, Falschmünzerey oder Umgang mit einer türkischen Frau betraf; hier handelte es sich aber nur um ein Spatzenschießen; das Kriegsgericht bestand aus Mohammed Bey, Präsident, General Boyer, Obrist Gaudin, Obrist Rey ꝛc.; man stritt sich über die Frage der Kompetenz, des Rechts und des Factums, und ging, ohne Etwas zu beschließen, wieder aus einander. Dieß geschah im Sommer 1826. Ob diesem Allem ward der General immer mehr verstimmt, und als der Vicekönig bei Gelegenheit der bevorstehenden Manöwer an den Kriegsminister, Osman Bey und Gaudin die Frage richtete, ob sie im Nothfall die Geschäfte in den Uebungslagern auf sich nehmen könnten, so mußte jener Dieß als einen Wink betrachten, daß man seine Dienste nicht mehr wolle, und reichte seine Entlassung ein. Der Pascha empfing ihn noch einmal bei sich auf seinem Landsitz Attar-el-Nebi und lud ihn zur Tafel, was der General ablehnte. Man behauptet, Se. egyptische Hoheit habe Dieß sehr übel empfunden, und zu ihm gesagt: „Was ich speise, General, könnt Ihr auch speisen." Boyer nahm hierauf Platz. Man wechselte einige Komplimente, und es schien einen Augenblick, als ob man sich einander wieder zu nähern wünsche; allein das Vertrauen war weg; der Pascha bemerkte zuletzt, seine Douanen hätten Befehl, sein Gepäck nicht zu visitiren und wünschte glückliche Reise. Boyers Aufenthalt hatte 20 Monate gewährt.

(Forts. folgt.)

Prozeß Karls I von England.

Die Hinrichtung.

(Schluß.)

Dienstag den 30 Januar 1648 (soll heißen 1649), um zehn Uhr Vormittags, ward der König zu Fuß von seinem Palast St. James durch den Park nach White-Hall gebracht, unter Bedeckung eines Regimentes Fußvolk, von welchem ein Theil vor, der andere nach ihm herzog, mit fliegenden Fahnen und unter Trommelschlag. Seine eigentliche Wache war mit Partisanen bewaffnet; einige seiner Edelleute, mit entblößtem Haupt, gingen zunächst vor und hinter ihm; am Nächsten der Doktor Juron und der Obrist Thomlinson, welcher die Wache befehligte; dann sogleich die Andern, die nur mit entblößtem Haupt zu ihm sprachen. Also durchschnitten sie den Park und stiegen in die Gallerie von White-Hall hinauf, und von da in das jenem Kabinet zunächst gelegene Zimmer, wo er bisher geschlafen. Hier brachte er einige Zeit mit Beten zu, ohne Etwas speisen zu wollen, da er zuvor das Sakrament erhalten hatte; nur gegen Mittag, eine Stunde bevor er vor dem Volk erschien, trank er ein Glas Wein und aß ein Stück Brod. Von dort wurde er von Doktor Juron und Obrist Thomlinson und andern Offizieren, welche bisher mit seiner Bewachung beauftragt gewesen, durch eine zu beiden Seiten stehende Reihe von Musketieren in den großen Bankett-Saal, vor welchem man das Schaffot aufgeschlagen hatte, begleitet, und stieg von einem Fenster auf dasselbe, welches beinah zu jenem heraufreichte und schwarz bedeckt war. Der sehr niedere und etwa anderthalb Fuß lange Holzblock, auf welchem der Streich geschehen sollte, befand sich in der Mitte; auf ihm das Beil. Die Straße, wo die Hinrichtung vorging, war innerhalb der Schranken, die man um das Schaffot hergezogen hatte, voll Infanterie; jenseits der Schranken, unter der sehr großen Volksmenge, stand Reiterei aufgestellt.

Als der König auf das Schaffot kam, betrachtete er den Holzblock, auf welchem ihm der Kopf abgehauen werden sollte, mit festem Blick, und fragte, ob derselbe in der Regel nicht höher sey, worauf er alsbald folgendes Gespräch an Obrist Thomlinson, Doktor Juron und acht bis zehn von seinen Wächtern und sonstigen Personen, die um ihn her standen, begann.

„Ich kann von dieser großen Versammlung nicht wohl gehört werden, daher ich mich mit wenigen Worten an Euch wende. Ich würde schweigen, wenn ich nicht glaubte, es möchten Einige seyn, welche aus meinem Schweigen schlößen, ich nehme eben so sehr meine Schuld auf mich, als meine Strafe; daher ich es für meine Pflicht gegen Gott und mein Land halte, mich zu rechtfertigen und zu zeigen, daß ich eben so wohl ein rechtschaffener Mann als ein guter König und guter Christ bin. Ich will zuerst mit meiner Unschuld beginnen; und glaube wahrhaftig, daß ich mich hiebei nicht lang zu verweilen brauche, denn wie die Welt weiß, habe ich den Krieg gegen beide Parlamentshäuser nicht begonnen, und rufe Gott zum Zeugen an, dem ich in wenigen Augenblicken Rechenschaft geben muß, daß ich nie die Absicht gehabt, deren Vorrechte zu schmälern, vielmehr thaten sie so mit mir. Mit der Miliz fingen sie an; sie gestanden zu, daß diese zu meiner Verfügung sey, befanden aber für gut, mir dieselbe zu nehmen, und um es kurz zu fassen, Wer die Data der von ihnen und der von mir ausgestellten Befehle und unsere gegenseitigen Erklärungen überblicken will, wird klar sehen, daß sie diese unglücklichen Händel angefangen haben, und nicht ich. Und was die Verbrechen betrifft, deren ich angeklagt bin, so hoffe ich zu Gott, daß er mich ihrer für unschuldig erklären wird; er möge mich aber bewahren, daß ich meinerseits dieselben den beiden Häusern des Parlaments aufbürde; es ist nicht nothwendig, daß sie dem einen oder dem andern zur Last fallen, und ich will hoffen, daß beide derselben unschuldig seyen, denn meiner Meinung nach waren schändliche Werkzeuge zwischen ihnen und mir die Hauptursächer jenes Blutvergießens, daher ich ausdrücklich sage, daß, wie ich mich rein weiß, ich hoffe und zu Gott bitte, daß auch sie es seyn mögen. Wie es damit übrigens sich verhalte, so behüte mich Gott, daß ich ein so schlechter Christ sey, um nicht zu bekennen, daß die Gerichte Gottes über mir gerecht seyen. Oft thut er der Gerechtigkeit auch durch den Spruch ungerechter Richter Genüge; ich will damit bloß sagen, daß ein ungerechter Richterspruch, welchen ich früher zugab *), jetzt durch einen eben so ungerechten Richterspruch gegen mich selbst gerächt wird. — Was ich so weit gesagt, geschah zum Erweise meiner Unschuld. Jetzt will ich Euch zeigen, daß ich auch ein guter Christ bin. Ich hoffe, daß dieser rechtschaffene Mann hier (Juron) bezeugen wird, wie ich Jedermann vergeben habe, selbst Denen, welche die Hauptursächer meines Todes: Gott weiß es, wer sie sind, ich will es nicht wissen, und bitte Gott, daß er ihnen verzeihe. Doch ist das noch nicht genug, meine Versöhnlichkeit muß weiter gehen; ich wünsche, daß sie ihren Schritt durch Reue abbüßen mögen, denn derselbe ist wahrhaftig eine große Sünde, und ich bitte Gott mit dem heiligen Stephanus, daß er ihnen nicht angerechnet werde. Ja ich soll mich damit noch nicht begnügen, sondern wünschen, daß ihnen vergönnt werden möge, den rechten Weg zum Frieden des Landes einzuschlagen, und wünsche Solches daher von ganzer Seele, und hoffe, daß Einige da seyen, welche diesen Wunsch weiter gelangen lassen, um dem Lande den Frieden zu verschaffen. Nun aber, meine Herren, muß ich Euch auch zeigen, daß Ihr nicht auf dem rechten Weg (zum Frieden) seyd, und versuchen, Euch darauf zurückzuführen. Fürs Erste seyd Ihr nicht auf dem rechten Weg, weil alle Mittel, deren Ihr Euch bisher bedientet, Mittel des Waffensiegs waren; gewiß ein schlimmer Weg, denn meiner Meinung nach ist der Waffensieg niemals gerecht, wenn nicht die Sache an sich gerecht ist, indem sie entweder ein empfangenes Unrecht abwehrt, oder ein gebührendes Recht vertheidigt. Ist es aber lediglich der Weg der Eroberung, so ist es der Weg des Diebstahls und Raubs, wie ein Seeräuber zu Alexander sagte, daß dieser ein großer Dieb sey, und er selbst nur ein kleiner. Und so glaub' ich denn, meine Herren, daß der Weg, auf dem Ihr seyd, sehr außer der rechten Bahn liegt; um aber auf diese zurückzukommen, glaubet mir, werdet Ihr niemals den rechten Weg einschlagen und niemals wird Gott Euch Gedeihen geben, wenn Ihr ihm nicht zurückgebt, was sein ist, und dem König, d. h. meinen Nachfolgern, was diesen gebührt, und meinem Volk, was ihm zukommt; sein Wohl liegt mir so sehr am Herzen, als irgend Einem von Euch.

*) Gegen den Grafen Strafford?

An Gott muß zurückgegeben werden, was sein ist, indem man nach seiner heiligen Schrift seine Kirche wieder regelt, die jetzt in großer Unordnung ist. Ich kann mich hierüber jetzt nicht mehr des Umständlichern an Euch wenden; und sage daher bloß, daß eine frei zusammenberufene National-Synode mit freien Stimmen wieder Ordnung schaffen wird, vorausgesetzt, daß man Jedem die Freiheit gebe, seine Meinung unumwunden zu erklären. — Was den König betrifft, so will ich nicht" — (in diesem Augenblick wandte er sich an einen der Umstehenden, der das Beil angerührt hatte, und sagte: „Verderbt es nicht, das würde mir übel bekommen)" — was den König betrifft, so unterweisen Euch hierüber die Landesgesetze aufs Klarste, und was meine eigene Person belangt, so will ich diesen Punkt nicht weiter berühren. — Hinsichtlich des Volks, so wünsche ich dessen Freiheit und die Erhaltung seiner Privilegien wahrhaftig so sehr als irgend Jemand; ich muß aber bemerken, daß diese darauf begründet sind, daß dasselbe eine Regierung habe und diejenigen Gesetze, durch welche sein Leben und seine Güter erst sein Eigenthum werden, nicht aber, meine Herren, daß es an der Regierung selbst Theil nehme; Solches gebührt ihm nicht; ein Unterthan und ein Souverän sind zwei ganz verschiedene Begriffe, daher wird das Volk, so lange man nicht thut, was ich sage, und dasselbe in diese Lage nicht zurück versetzt, niemals zum Genuß seiner Freiheit gelangen. Meine Herren um dieses Grundes willen stehe ich jetzt hier. Hätte ich in eine Gewaltherrschaft gewilligt und zugegeben, daß die Gesetze nach der Gewalt des Degens umgeändert würden, so wäre es so nicht weit mit mir gekommen; daher ich Gott bitte, und Euch wiederhole, es möge Euch nicht angerechnet werden, daß ich der Märtyrer des Volkes bin. — Jetzt, meine Herren, will ich Euch nicht länger aufhalten, und brauche Euch nur noch zu sagen, daß ich wahrhaftig etwas längre Zeit hätte fordern können, um Das, was ich so eben ausgesprochen, in bessere Ordnung zu bringen, und es etwas besser, als geschehen ist, zu verarbeiten und hoffe sonach, daß Ihr mich entschuldigen werdet. Ich habe meine Schuldlosigkeit angedeutet und bitte Gott, daß Ihr zum Wohl des Volks und zu Eurem eigenen Heil den besten Weg einschlagen möget."

Der Doktor. Wenn Eure Majestät auch dafür hält, daß Eure Anhänglichkeit an die Religion hinlänglich bekannt sey, so kann man gleichwohl von Euch erwarten, daß Ihr über diesen Punkt zur allgemeinen Zufriedenstellung noch Etwas saget.

Der König. Ich danke Euch von Herzen, Mylord, denn Das hätt' ich beinah vergessen. Allerdings, meine Herren, halte ich meine religiöse Ueberzeugung für hinlänglich bekannt, und erkläre daher vor Euch allen, daß ich im Glauben der englischen Kirche sterbe, wie derselbe von meinem Vater auf mich übergegangen ist, und hoffe, daß dieser rechtschaffene Mann Solches gleichfalls bezeugen wird. — Hierauf sich zum Obrist Hacker wendend, sagte er: „Sorget, wenn's Euch gefällig ist, daß man mich bei der Hinrichtung nicht lang leiden lasse; ich bitte Euch, mein Herr." Und da Einer von der Gesellschaft abermals dem Beil zu nah kam, rief ihm der König zu: „Nehmt das Beil in Acht, ich bitt Euch, nehmt es in Acht." Dann wandte er sich zum Scharfrichter und sagte: „ich werde nur ein kurzes Gebet verrichten, und wenn ich meine Hände ausstrecke........"

Sodann rief er dem Doktor, ihm seine Nachtmütze zu geben, und nachdem er sie aufgesetzt, fragte er den Scharfrichter, ob seine Haare ihn nicht hinderten, welcher ihn sofort bat, sie alle unter seine Mütze zu schieben, was der König mit Hülfe des Scharfrichters und des Doktors that, zu dem er, sich gegen ihn wendend, sprach: „ich habe eine gute Sache und einen barmherzigen Gott für mich."

Der Doktor. Sire, Ihr habt nur noch Einen Schritt zu thun, er ist gewaltsam und voll Unruhe, aber kurz und trägt Euch sehr weit; er führt Euch von der Erde in den Himmel, wo Ihr Freude und Trost in Fülle finden werdet.

Der König. Ich greife von einer zeitlichen Krone nach einer ewigen, das ist ein guter Tausch. — Damit fragte er den Scharfrichter, ob seine Haare recht seyen, legte sodann seinen Mantel und das blaue Ordensband ab, und reichte Beides dem Doktor mit den Worten: „Erinnert Euch." Hierauf zog er sein Wams aus, da es ihm aber in der bloßen Weste zu kalt war, so nahm er den Mantel wieder über, warf einen Blick auf den Holzblock und hieß den Scharfrichter denselben fest stellen, welcher erwiederte, er stehe fest, und als sodann der König noch bemerkte, man hätte denselben etwas höher machen sollen, entgegnete, er brauche nicht höher zu seyn.

Hierauf sagte der König noch ein Mal: „wenn ich die Hände ausstrecken werde, dann....." und nachdem er noch stehend ein Paar Worte vor sich hingesagt, und Augen und Hände gen Himmel erhoben, streckte er sich unverweilt auf den Bauch aus und legte seinen Hals auf den Block. Der Scharfrichter faßte seine Haare, um sie noch einmal unter die Mütze zu schieben, und der König bat ihn, auf sein Zeichen zu warten, was zu thun jener versprach. Gleich darauf streckte der König die Hände aus, und der Scharfrichter trennte mit Einem Hieb das Haupt vom Körper, hob es schnell auf, zeigte es dem Volk, und legte es dann wieder zu dem Körper, welcher unverzüglich in einen mit schwarzem Sammt ausgeschlagenen Sarg gelegt und nach White-Hall in des Königs Zimmer getragen ward, wo man ihn eine Zeitlang zur Schau ausstellte und sofort in den Palast St. James brachte, um ihn dort einzubalsamiren, worauf man ihn im Schloß Windsor begrub.

Nach der Hinrichtung verkündete der Sergent Dandy, auf Befehl des Parlaments, unter Begleitung einiger Kompagnien Reiterei und unter Trompetenschall in verschiedenen Quartieren der Stadt und vor dem Palast von Westminster: Niemand solle sich unterfangen den Prinzen von Wales, noch irgend einen Andern, zum König von England oder Ireland zu erklären, bei Strafe, des Hochverraths schuldig erfunden zu werden.

Ueber Besteuerung von Malz und Bier in England.

(Schluß.)

Doch es ist uns nicht sowohl um die Geschichte der Malzfabrikation, als der Bierbesteuerung zu thun, mit deren Reform das Parlament während eines großen Theils der heurigen Sitzung sich beschäftigt hat. Die Sache verhielt sich folgendermaßen: Es gab zwei Abgaben vom Bier, die ausschließlich den arbeitenden Klassen zur Last fielen; eine erhob der Staat, die zweite erhoben indirekt die Monopolisten unter der Sanktion des Staats. Die erste Abgabe betrug das Faß (barrel) Starkbier 9 Schill. 10 Den., das Faß Mittelbier 4 Schill. 11 Den., das Faß

Tischbier 1 Schill. 11½ Den. An dieser Abgabe ließ sich nicht sowohl tadeln, daß sie zu lästig war, als daß sie auf die schamloseste Weise das Interesse des Armen dem des Reichen opferte. Denn sie traf bloß das für den Verkauf gebraute Bier, während dasjenige, welches Einer zum Selbstverbrauch fabricirte, frei ausging. Da nun in den Häusern der Reichen fast bloß Bier von der letzten Gattung getrunken wurde, das Volk aber das seinige aus dem Wirthshause holen mußte; so hatte es diese ganze Abgabe, die im Jahre 1827 auf 5,204,389 Pfund stieg, zu leiden, und der Lord, der Kaufmann oder Bankier konnte mit seinen Leuten jährlich für 10,000, für 20,000 Pf. Bier verbrauchen, ohne daß er zu jenen Taxen auch nur einen Liard beitrug. Dazu kommt noch die beschränkende Verordnung in Bezug auf den Verkauf des Biers aus erster Hand, durch welche der gemeine Mann sich schlechterdings an das Wirthshaus verwiesen sieht; das Minimum, welches nämlich ein Brauer von starkem Bier aus seinem Keller auf einmal abgeben darf, sind 5 Gallonen. Eine solche Quantität ist aber für den Armen, selbst wenn der Brauherr als Großhändler sie ihm zukommen lassen wollte, schon zu viel, und jenem bleibt keine Wahl, als zu dem theuern Gastwirth zu gehen. Eine nicht minder widersinnige Verordnung beschränkt die Fabrikation des Mittelbiers (intermediate beer). Wer sich mit dieser Brauerei befaßt, darf kein anderes Bier machen, er ist gehalten, es in seinem Hause selbst im Detail auszuschenken und ihm ist verboten, es an einen Schenkwirth, dessen Geschäft der Bierschank ist, im Großen abzugeben. Als Folge davon ergab sich, daß im Jahre 1827 von 8,500,000 Barrels, die man in England und Wales braute, bloß 17,155 Barrels Mittelbier sich befanden, die von 17 Brauern geliefert wurden, und von denen 16,000 auf London kamen. Diesem schönen Ganzen setzte das Monopolsystem die Krone auf. Während überall eine Konkurrenz ist, welche, wenn es Jemand bei einem Verkäufer nicht gefällt, möglich macht, die Waaren von einem andern zu nehmen, der sie besser oder wohlfeiler giebt, sollte beim Bierverkauf diese Konkurrenz nicht eintreten. Warum? Die Vermehrung der Bierschenken würde der öffentlichen Moral Eintrag thun; neue Licenzen dürfen also nur mit aller Vorsicht ertheilt werden. Was ist nun das Resultat? Von den etwa 50,000 Schenken, die England und Wales besitzt, erhöht jede ihr Einkommen im Durchschnitt jährlich um 20 Pf., und so legt dieses heuchlerische Licenzensystem der untern und mittlern Klasse abermals eine Taxe von 100,000 Pf. auf. Indessen die Sittlichkeit wird dadurch gefördert? Freilich wohl! man kann es daraus ersehen, daß in den 17 Jahren von 1811 bis 1827, in welchen die Bevölkerung von England und Wales um beinahe drei Millionen zunahm, die Zahl der Alelicenzen, deren man zu Anfang dieses Zeitraums 49,061 zählte, zu Ende desselben bloß 49,327 betrug. Gut, wenn es nur nicht mit den Branntweinlicenzen ein etwas verschiedener Fall wäre! Allein diese stiegen mittlerweile von 37,011 auf 42,599. So verdankte man mithin diesem ächt moralischen, oder, wie es Bentham nennen würde, Mäßigkeitserhaltungssystem, einen Zuwachs von nur 266 Alelicenzen, hingegen von 5588 Branntweinlicenzen!

Folgendes ist eine Uebersicht der direkten und indirekten Auflagen, welche das Bier für die Mehrheit des Volks bisher vertheuerten, und wovon das Parlament kürzlich Nr. 2 gestrichen hat:

1) Malzaufschlag (netto)	3,340,000	Pf.
2) Bierabgabe (netto)	3,200,000	„
3) Malzerslicenzen	20,000	„
4) Brauerslicenzen	164,000	„
5) Hopfenabgabe (netto im Jahre 1828)	441,000	„
6) Monopol der 50,000 Schenken	1,000,000	„
Gesammtbetrag	8,165,000	Pf.

Diese Rechnung wäre jedoch zu hoch, da die Reichen, welche an der Bierabgabe Nichts leiden, wenigstens von der Malz- und Hopfenabgabe nicht befreit sind. Man muß also von diesen beiden Posten ein Viertel (denn so hoch läßt sich der Verbrauch der Reichen anschlagen), d. i. von der einen Abgabe 835,000 und von der andern 110,000 Pf. abziehen, so daß dennoch 7,220,000 Pf. übrig bleiben, welche den mittlern und untern Ständen abgepreßt werden. Aus den Parlamentspapieren vom September 1827 geht hervor, daß in den drei Jahren von 1824/1826 von den öffentlichen Brauern ein Jahr in's andere 21,647,000 Bushels verbraucht wurden. Berechnet man nun, mit Ausschluß des Hopfens, die Bierabgaben zu 6,889,000 Pf. und rechnet man noch 600,000 Pf. Einziehungskosten hinzu, so erhält man 7,489,000 Pf., also fast 7 Schill. auf das Bushel. Der Durchschnittspreis eines Bushels betrug aber nicht über 4 Schill. Mithin war das Material einer der ersten Nationalmanufakturen des britischen Reichs mit 175 Proc. besteuert. Ein schlagenderes Beispiel von fiskalischer Raubsucht dürfte das civilisirte Europa nicht aufzuweisen haben. Der reiche Mann trinkt seinen Porto, seinen Burgunder, seinen Champagner, seinen Thee und seinen Kaffee, und die Abgaben davon, wie hoch sie auch sind, übersteigen in keinem Falle 100 Proc. Nicht so der Arme; er kann kein Glas Bier genießen, wovon er nicht dem Staat 175 Proc. entrichtet *)!

Aus Rußland.

Der berühmte Pater Hyacinth, dem man so interessante Nachrichten über Peking verdankt, ist im April dieses Jahres in Krasnoyarsk in Sibirien angekommen, um sich in das südlich vom Baikal, am Gonsinoi-Osero-See gelegene Land zu begeben, das von den Rußland unterworfenen Mongolen bewohnt wird. Man behauptet, seine Reise habe zum Zweck, das Nöthige zu einer neuen Mission vorzubereiten, welche in diesem Herbst nach Peking abgehen soll.

Seine Maj. der Kaiser Nikolaus hat 10,000 Rubel jährlich zur Wiederaufnahme einer alten, fast verschollenen Unternehmung — der genauen Ausmessung eines Breitengrades — ausgesetzt. Diese Arbeit, deren Dauer man auf zehn Jahre berechnet, ist der Leitung des Professor Struve aus Dorpat anvertraut. Zwei aus Finland gebürtige Officiere vom Generalstab, die HH. Rosenius und Aberg, sind bereits nach ihrem Vaterlande abgereist, um die Punkte aufzusuchen, wo sie ihre Operationen zu beginnen haben. Prof. Struve gedenkt im Interesse seiner Unternehmung zuvor einen Ausflug in's Ausland zu machen.

Durch Hrn. Mertens kam der Akademie der Wissenschaften die Anzeige zu, daß der rühmlichst bekannte Kapitän Litke in diesem Jahr mit einem Geschwader von zwei Fregatten und einer Korvette, auf Befehl des Kaisers nach dem Norden des atlantischen Oceans unter Segel gehen würde; genauere Untersuchungen über die Lage von Island, wo der Kapitän eine Reihe von Beobachtungen über die Abweichungen der Magnetnadel und den Pendul anzustellen gedachte, sollten hauptsächlich der Gegenstand dieser Expedition seyn. Hr. Mertens glaubte der Akademie von derselben, selbst bei einem nur kurzen Aufenthalte auf jener Insel, manche Bereicherung ihrer Sammlungen, insonderheit des botanischen Kreiss, versprechen zu dürfen, wenn die Akademie einen Naturforscher mitzuschicken geneigt wäre, der überdieß auch die verschiedenen Arten freischwimmender Acephalen und Mollusken, welche den russischen Seefahrern so selten aufstoßen, in den Kreis seiner Forschungen ziehen könnte. Hr. Mertens bot selbst seine Dienste an, die mit Freuden angenommen wurden.

Von den Resultaten der parrot'schen Reise erfährt man jetzt so Viel (vergl. Ausl. S. 108.), daß der Ararat 16,200 F. hoch, also 1500 F. höher als der Montblanc ist. Parrot maß aber nicht bloß die Höhe des Berges, sondern er ließ durch Hrn. Behaghel, einen seiner Gefährten, den ganzen Weg, welcher von Tiflis dahin, so wie den, der von jener Stadt über Imerethien und Mingrelien nach Redoute Kaleh führt, barometrisch nivelliren. Die Ergebnisse sind indeß noch nicht bekannt. Der Reisende beschreibt die westliche Spitze, welche die höchste ist, als eine Fläche von 130 F. im Umfang; im Osten steht sie mittelst eines eingesenkten Plateau's mit der andern niederern Spitze in Verbindung. Mehr als 1200 F. hinauf ist Alles mit Schnee und Eis bedeckt. Drei Monate herrschte die Pest in Eriwan, so daß Hr. Parrot den Hauptzweck seiner Sendung nicht verfolgen konnte. Er verwandte diese Zeit zu naturhistorischen Excursionen in der Umgegend von Tiflis und in den Bergen von Kachetien. Die Reise endigte sich mit Ersteigung des kleinen Ararat, dessen Höhe zu 1200 par. F. angegeben wird. Auf dem Rückwege nach Rußland führten Parrot und Behaghel von Astrachan längs der Wolga bis Zarizin und von da längs dem Don bis Neu-Tscherkask das barometrische Nivellement aus.

*) Die Hopfenabgabe schwankt sehr. In dem Jahre, welches mit dem 5ten Januar 1828 schloß, betrug sie bloß 244953 Pf. 11 Schill. 8½ Den.; während desselben Jahres wurden 49,485 Acres mit Hopfen gebaut, 2,224 Cntr. ausgeführt und nur 4 Cntr. eingeführt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 254. 11 September 1830.

Hunger und Durst

Eine Scene aus Jamaika *)

Die „Jackel" lag in Bluefields-Bay vor Anker. Es war zwischen acht und neun Uhr Morgens. Der Landwind hatte aufgehört, der Seewind noch nicht begonnen; kein Lüftchen rührte sich. Träg hing der Wimpel von der Mastspitze herab, und schwankte wie ein todter Wurm unter dem Tauwerk umher, während Sankt Georgs Emblem so bewegungslos am Besam schwebte, als' wär es von Stein ausgehauen. Die ganze Bucht war ein ungebrochener Spiegel, wo nicht etwa durch das Aufstoßen des kleinen Wals, oder das blitzgleiche Herabschießen seines Feindes, des Pelikans, die glasähnliche Fläche sich in leuchtende Kreise verschob; und so hell und fest stand das Gegenbild des Schiffes in der Tiefe, daß man, auf eines Ankerseils Weite, die Wasserlinie nicht unterscheiden konnte, noch sagen, wo die Wirklichkeit aufhörte und der Schein begann, bis etwa ein Eimer über Bord gelassen ward, der das Phantom auf ein Paar Augenblicke durchbrach; aber gleich wieder reihten sich die fluthenden Theile an einander, und abermals erschien die Doppelgestalt. Die Hitze hatte eine Höhe erreicht, daß man die eisernen Stützen des Sonnendaches nicht mit der Hand fassen konnte; wo aber das Verdeck von einem solchen nicht beschattet wurde, da kochte das Pech aus den Fugen heraus. Kein Wölkchen zog am Himmel, aber ein blauer, zitternder Dunst hing über der Gegend, durch welchen die weißen Zuckersiedereien und die Häuser der Aufseher in den benachbarten Pflanzungen durchschimmerten, als ob man sie durch einen dünnen Rauch sähe, während die hohen Stämme des Kokosnußbaumes am Ufer sich in kleinen spiralförmigen Wendungen herumzudrehen schienen, wie unzählige Schrauben. Eine traumartige Verschwommenheit umschwebte, selbst in der unmittelbaren Nachbarschaft, die Umrisse der Hügel, und nahm zu, je entfernter diese lagen, bis im Hintergrund die blauen Berge mit dem Himmel verschmolzen. Langsam drehte die Mannschaft unter dem Sonnendach die Fasern aufgegangener Taue zusammen und besserte an den Segeln; nur Johncrow der Neger, und Jackoo der Affe, machten eine Ausnahme von der allgemeinen Mattigkeit. Ersterer saß im Bugspriet, jenseits des Schattens des Sonnendachs, ohne Hut noch Hemd, gleich einer ehernen Statue, flink in Allem, was er gerade vor hatte, singend und rauchend und mitunter mit seinem haarigen Gefährten schwatzend, als ob dieser sein Dienstgeselle wäre. Der Affe hatte sich mit dem Schwanz an den Schiffsrand gehängt und betrachtete, wie Johncrow es nannte, seine eigne Teufelsfratze im Wasser. „So n' Schwanz wie der deinige, wär was Gutes für 'n Matrosen, Jackoo; er hätte dann die Hände frei in der Luft, und macht' es anstelliger und alerter als der schmierige Lumpen (die Flagge), der vom Rahm hängt. Will Dir einmal singen, wie mich mein Vater, der Schelm, auf der Goldküste verkauft hat:

> Ein Messer lang, zwei Mützen roth
> Gewann er all um Quacko
> Um eine Flint' sein Weib er bot —
> Gefällt mein Lied Dir, Jackoo?

„Tscholo, Tscholo" krächzte der Affe, wie zur Antwort. „Gefällt Dirs, gutes Thier! — Was ist Das? Ein Hai? — Jackoo schnell herauf, Herrlein; siehst nicht, wie der große schaufelnasige Fisch auf Dich lauert? Die Hand aus dem Wasser, dummer Teufel!" Der Neger stürzte auf den armen Affen zu, und wollte ihn fassen, dieser aber, seine liebevolle Absicht mißkennend und von der Gefahr Nichts ahnend, entschlüpfte ihm, verlor die Haltung und stürzte in die See. Augenblicklich tauchte der Hai unter, um seinen Anlauf zu nehmen, und fuhr dann auf seine Beute zu, indem er Kopf und Schultern drei bis vier Fuß aus dem Wasser erhob. Der arme Jackoo schrie in seinem Rachen, und sein kleines Gebein krachte und knirschte zwischen der dreifachen Zahnreihe des Ungethüms.

Während dieser kleinen Trauerscene hatte ich nach Osten geblickt, ob sich das erste dunkelblaue Kräuseln des Seewindes noch nicht kund gäbe, als plötzlich Etwas über meinem Kopf dahin rauschte.

Ich sah empor, und gewahrte einen großen Geier, wie sie in den tropischen Ländern gewöhnlich sind, welcher, der Art seines Geschlechtes entgegen, seewärts über unsre Brigg hinflog. Ich folgte ihm mit dem Auge, bis er in der Entfernung verschwand, wo meine Aufmerksamkeit durch einen dunkeln Fleck und ein kleines weißes Segelchen auf dem Meer erregt wurde. Mit Hülfe meines Glases erkannte ich es für ein Schiffsboot, aber ich bemerkte Niemand an Bord und das Segel flatterte müßig um den Mast.

Auf meine Meldung erhielt ich den Auftrag mit der Schalupe

*) Blackwoods Edinburgh Magazine.

drauf hinzusteuern. Als wir anfuhren, bemerkte Einer von der Mannschaft, er glaube, es blicke Jemand über den Bug herab. Wir kamen näher, und ich sah nun selbst ganz deutlich ein Gesicht. „Warum werft Ihr uns nicht das Tau zu, Herr?“

Er rührte sich nicht; und indem das Boot von dem eben sich erhebenden ersten Seewind schaukelnd auf und ab stieg, spottete und grinzte der Kopf fortwährend auf uns zu.

„Ich will Euch schnell Sitte lehren, mein artiger Bursche; Platz da, Leute!“ damit feuerte ich meine Flinte ab; alsbald flog der Geier, den ich vorhin gesehen, aus dem Boot hoch in die Luft auf, schoß aber zu unserem Erstaunen gleich wieder mit ausgebreiteten Schwingen auf jenen Kopf herab.

Beschattet von diesem schreckhaften Gefieder schien das Gesicht, wie ein häßlicher Traum, schnell die verschiedensten Gestalten anzunehmen. Es ward tödtlich blaß und dann wieder mit Blut gestreift; einen Ruderschlag näher, und es hatte das Kinn verloren und die Zunge hing heraus; noch näher, und die Augen waren weg und Hirn und Blut quollen zischend aus ihren Höhlen und floßen über die Wangen herab. — Es war das Gesicht eines verwesenden Leichnams. — In seinem wogenden Sarg erblickten wir den Körper noch eines andern Matrosen quer über einen der Bänke herübergelegt, mit einem langen spanischen Messer zwischen den Rippen, wie wenn er in einem mörderischen Kampfe gefallen wäre, oder, was eben so wahrscheinlich, seinen Qualen selbst ein Ende gesetzt hätte. Auf dem Boden des Schiffleins endlich lag — nicht ohne daß fremde Fürsorge hiebei behülflich gewesen zu seyn schien, bedeckt mit einem Stück Segeltuch, das durch ein darüber ausgestrecktes Ruder fest gehalten wurde — die Leiche eines schönen Knaben von etwa 11 Jahren, der augenscheinlich erst seit einigen Stunden verschieden seyn konnte. Etwas Zwieback, ein Stück Pöckelfleich und ein irdener Wasserkrug an seiner Seite zeigten, daß wenigstens Hunger nicht die Ursache seines Todes gewesen seyn konnte — — aber der Krug war trocken und die kleine Wasserbütte im Bug ausgelaufen und leer.

Wir hatten nicht sobald unsern Dreg (Enterhaken) in das Boot geworfen und dasselbe an uns heranzuziehen begonnen, als der abscheuliche Vogel, den wir verscheucht, sich trotz unserer Nähe abermals niederließ und dem todten Knaben ins Gesicht zu hacken anfing. In diesem Augenblick vernahmen wir ein wirres Geräusch und sahen Etwas wie ein Bündel alter Lumpen unter den hintern Bänken sich hervorkollern, und einen vergeblichen Versuch machen, den Geier von seiner Beute zu verjagen. Himmel und Erde, welch ein Anblick bot sich unsern Augen dar! Es war ein erwachsener Mann, aber so abgemagert, daß einer der Schiffsjungen ihn mit Einer Hand um die Mitte faßte, und empor hob. Seine Knie waren zum Kinn herauf gezogen, seine Hände glichen Vogelklauen, und über dem eingefallenen, schokoladefarbigen und verwitterten Gesicht stand die Stirn gespensterartig hervor, und ihre hornartige, durchsichtige Haut schien jeden Augenblick brechen zu wollen. Mitten aus dieser Trostlosigkeit heraus funkelten, wie zwei Diamanten, die tiefen, kohlschwarzen Augen vom Fieber seiner Qual. Unsre Gegenwart bemerkend wollte er sprechen, konnte aber nur einen schwachen, ächzenden Ton hervorbringen, endlich: „Aqua, aqua!“ — Wir hatten keinen Tropfen Wasser in der Schaluppe. „El muchacho esta moriendo de sed — Aqua“ (der Knabe stirbt vor Durst).

Wir gingen an Bord, und der Schiffsarzt, der bei uns war, gab dem Armen einige Tropfen schwachen, warmen Grogs. Die Wirkung glich einem Zauber. Allgemach rindete er sich, so zu sagen, ab; seine schwache, heißere Stimme wurde stärker und vernehmlicher. „El hijo — aqua para mi pedrillo — No le hace para mi — Oh la noche pasado, la noche pasado!“ Man hieß ihn sich beruhigen; für seinen Sohn werde man Sorge tragen. „Dexa me verlo entonces, oh Dios, dexa me verlo!“ — damit kroch er auf dem Bauch, wie ein zertretener Wurm, über das Verdeck hin, bis zum Rand und schaute in das Boot hinab. Dort sah er das bleiche Antlitz seines todten Sohnes — es war der letzte Gegenstand, den sein Auge schaute. „Ay de mi!“ seufzte er schwer auf, und der Kopf sank ihm zurück — Er war todt.

Planat's Briefe über die Wiedergeburt Egyptens.

2. Neue Militärorganisation.

(Fortsetzung.)

Bis jetzt konnte man die Neuerungen des Pascha noch kein vollständiges System der Wiedergeburt heißen. Sollte Alles nicht bloß für den Augenblick seyn, so mußte die Aufklärung der Köpfe in den Schulen beginnen. Sonst blieb diese ganze Civilisation eine fremde Pflanze, welche nie in diesem Boden einheimisch wurde. Was helfen den Egyptiern die französischen Gesetzbücher, die man ihnen übersetzt, wenn man sie nicht ihren Sitten *) anpaßt? Was sollen z. B. im Militärkoder Ehrenstrafen für den Orientalen, der den europäischen Begriff von Ehre nicht kennt? Allerdings schwören gegenwärtig die französirten Egyptier auf den Buchstaben, werden sie es aber auch noch thun, wenn das Beispiel eines mächtigen Gebieters nicht mehr zu ihnen spricht? Dann wird es ihnen mit manchen andern Dingen gehen, wie mit der europäischen Musik, die man ihnen auch zugedacht hatte, die aber kein Muselmann erträglich fand, obgleich die französischen, spanischen und deutschen Künstler, woraus das Musikkorps bestand, Harmoniestücke von den besten Meistern vor einer Versammlung aufführten, die sonst mit einem traurigen langweiligen Geleier vorlieb nimmt. Aber gerade an dieses Geleier war ihr Ohr gewöhnt, und daß es herrliche Musik sey, redete ihnen keine Kunst aus. Was inzwischen geschehen ist,

---

*) Die Ceremonie der Fahnenweihe paßte man schon in Erwasilyren Sitten an. Jedes Regiment bildete ein Carré, dessen Fronte einwärts gekehrt war. Die Offiziere standen in der Mitte. Imam's intonirten arabische Liturgien, indem sie die Kraft des echten Gläubigen priesen, dessen Arm 100,000 Christen und Juden erschlage. Nach diesen Prahlereien, welche zum Theil Lachen erregten, wurde der Eid abgenommen. Der General ließ die Obersten schwören, diese die Kommandanten u. s. f. Jeder Fähndrich erhielt seine Fahne. Nun wurden Lämmer geschlachtet, der Fähndrich tauchte seine rechte Hand in das Blut und hielt sie über ein Feuer. Artilleriesalven machten den Beschluß. Die Feldzeichen sind weiß mit silberner Spitze. Man sieht darauf goldgestickte Verse aus dem Koran und Mohammed Ali's Namenszug.

diese Lücke auszufüllen, beschränkt sich auf folgende Anstalten, welchen errichtet wurde:

1) Die Elementarschule von Bulak, jetzt das Kollegium von Caser-el Ain. Osman Nurreddin (nachher als General in Osman-Bey umgestaltet), ein Mann, der sich drei Jahre in Europa aufhielt, und Französisch, Englisch und Italienisch spricht, überhaupt für einen Türken sehr hell denkt, ist der Gründer dieser Schule, die seit 1821 besteht, und zuletzt gegen 800 Zöglinge zählte. Diese Schule lieferte, da die Militärschulen sich erst später bildeten, Anfangs die Kandidaten zu den Offiziersstellen, und zwar so, daß der Türke mit 16 bis 17 Jahren unmittelbar und ohne Examen, als Kapitän, der Araber als Lieutenant eintrat; aus ihr gingen auch die Geometer für die Kadastervermessungen Unteregyptens hervor. Die Erziehung geschieht ganz auf Rechnung der Regierung; das Resultat entspricht jedoch keineswegs den Kosten, welche diese darauf verwendet. Der Vorsteher Ahmed ist seinem Posten nicht gewachsen. Eine völlige Zuchtlosigkeit hat überhand genommen, und wenn die Lehrer sich darüber ärgern und bei dem Vorsteher klagen, so antwortet er: „Mein Gott, Ihr seht ja, es sind nur Kinder!" So werden am Beschneidungsfest öffentliche Dirnen in das Kollegium eingeführt, um die Patienten, welche auf einem Paradebett liegen, durch Gesang und Tanz zu zerstreuen; und inzwischen treiben die andern Zöglinge allen möglichen Unfug.

2) Die Schule für Infanterieoffiziere (nachilé); sie ist in einem Bivouak aufgeschlagen, und liefert zunächst nur Lieutenants. Die 500 Zöglinge, welche diese Schule besuchen, lernen außer dem Exerziren fast Nichts, und empfehlen durch ihre schlechte Haltung den Offiziersstand eben nicht sehr. Der Piemonteser Plasso, mit drei Europäern, besorgt die Leitung.

3) Die Schule des Generalstabs im Lager von Dschiad-Abad *) bei dem Dorf Changa. Sie wurde von Planat eröffnet am 15 Oktober 1825 mit 18 Offizieren, zwei Obristen, zwei Kommandanten, und 11 Adjutanten und Kapitänen. Planat war Anfangs der alleinige Lehrer. Am 1 Januar hatten aber schon regelmäßige Kurse über Artilleriewesen, Befestigungskunst, Arithmetik, Geometrie, Zeichnen, französische Sprache angefangen; in der Folge kamen noch Kurse über persische und arabische Literatur hinzu; die Zahl der Zöglinge stieg zuletzt auf 60, welche alle bereits in dem Heer angestellt waren, und unter Anderm den Dienst des Generalstabs versahen. Es gehörte viel Geduld dazu, die ersten Schwierigkeiten zu überwinden. Es war das erste Mal seit Jahrhunderten, daß die speziellen Wissenschaften in Egypten wieder einen Lehrstuhl fanden. Der träge Geist der Türken, ihr Mangel an Vorkenntnissen und vornämlich die Verschiedenheit der Sprache legten große Hindernisse in den Weg. Hrn. König, einem jungen Orientalisten, gelang es indeß, die Kunstausdrücke in's Türkische zu übertragen; die, welche hier nicht existirten, bildete Osman Bey mit Hülfe des Arabischen und so konnte man sich wenigstens verständigen. Allein jetzt galt es, die groben und ungeschlachten Zöglinge, welche Nichts als ihren blinden Haß gegen die Europäer gelernt hatten, und 6 Stunden täglich sitzen zu müssen für etwas Unerträgliches hielten, an eine geistige Thätigkeit zu gewöhnen. Ihre Fassungskraft war so wenig geübt, daß sie die einfachsten Definitionen nicht begriffen. Gegen das Zeichnen zumal empörten sich alle ihre religiösen Vorurtheile. Man mußte sie nach und nach nur durch List dazu bringen. Man hängte zuvörderst an den Wänden des Saals Kupferstiche auf, welche Landschaften, Gebäude, Porträte darstellten. Das bilderreiche Werk von Lawater blieb, wie aus Versehen auf einem Tisch liegen und lief von Hand zu Hand. Bald huben die Zöglinge an, sich Erläuterungen auszubitten, z. B. warum diese Figur nur Ein Auge habe; zur Erklärung mußte Einer sich im Profil setzen, und man machte auf die Uebereinstimmung der Zeichnung mit dieser Stellung aufmerksam; ein Anderer wollte wissen, warum ein Plan keine vertikalen Dimensionen gebe &c. Kurz man bekam Fragen von Kindern und zwar von recht großen Kindern. Der Kapitän Selim-Otous-Bir war der Erste, der einen Kopf zeichnete. Da der Minister dieses Studium nicht offen autorisiren konnte, so glaubten seine Kameraden, er werde sich einen scharfen Verweis zuziehen; wie erstaunten sie, als ihm der Generalmajor die schmeichelhaftesten Verbindlichkeiten darob sagte. Dieß wirkte — Alle beeiferten sich des Gleichen und die ersten Keime des Unterrichts sproßten auf. Je weiter die jungen Leute in ihren Studien kamen, desto mehr verlor auch ihr Charakter seine feindselige Seite, desto mehr schliffen ihre rohen Sitten sich ab. (Schluß folgt.)

*) Dschiad-Abad, wo der Generalstab im J. 1825 seine Zelte aufschlug, ist jetzt eine kleine Stadt mit niedlichen Häusern, Gärten und Maulbeerpflanzungen.

Politisches Bedünken.

Die Ereignisse, und noch mehr die Tendenzen haben in Frankreich so überraschend schnell gewechselt, daß ihrem Umschwung auch ein in der Geschichte der Völkerrevolutionen geübtes Auge kaum folgen kann. Die Lava ist über den Krater getreten, und, durch die Zähigkeit ihrer glühenden Masse gehalten, schwebt sie noch wie der Schaum über dem Rande des Bechers; — doch wohin wird sie sich ergießen? So fragen, die am Fuß des Berges stehen. Wird sie sich zurückstürzen in den Abgrund, in sich selbst sich bändigend, oder entfesselt ausströmen in die Niederungen und die Länder peitschen mit dem Flammenschwert? Ein großes Beispiel hat die Geschichte schon gegeben. Auf jedem ihrer Blätter seit 1789 steht eine Warnung geschrieben. Wird man sie verstehen? Werden dieselben in überraschender Aehnlichkeit sich combinirenden Elemente denselben elektrischen Prozeß hervorbringen wie damals, oder wird die Weisheit des neunzehnten Jahrhunderts der Naturgewalt einen Zügel anlegen? Was wird Frankreich thun? Was werden die Mächte thun?

Frankreich ist jetzt in der Gewalt der konstitutionellen Partei, der nämlichen, die bis 1791 geherrscht hat, und die jetzt wie damals eine gemäßigte monarchische Konstitution geben wird. *) Sie hat 1830 große Vortheile vor 1791 voraus; denn erstens ist der Herzog von Orleans ungleich geeigneter, als es Ludwig XVI war, das Vertrauen der Nation zu verdienen; zweitens verabscheut man jetzt ziemlich allgemein die Anarchie, die damals noch für die Mehrzahl der Franzosen einen gewissen Reiz der Neuheit hatte, und endlich werden jetzt die Konstitutionellen, durch eine blutige Erfahrung gewarnt, sich wohl in Acht nehmen, das Staatsruder mit so unüberlegter Großmuth aus der Hand zu legen als damals. Dieß sind ohne Zweifel starke Garantien. Werden sie aber auch stark genug seyn, den Impuls des von unten drängenden Republikanismus aufzuhalten? Täuschen wir uns nicht! Es giebt eine republikanische Partei in Frankreich. Man lese nur den Figaro, und man wird finden, daß sie sehr rasch ist, ihre Grundsätze zu proklamiren. Sind etwa jene frommen Verehrer der nordamerikanischen Verfassung, jene Advokaten der Menschenrechte, jene Girondins, und wie sie Napoleon gern nannte, jene Ideologen ausgestorben? Werden sie die Gelegenheit vorübergehen lassen, ohne den Versuch zu wagen, ihr politisches Ideal, die Republik, einzuführen? Der neue König sey noch so volksthümlich, sie werden, wie der Figaro schon zu verstehen giebt, auf das vergossene

*) Der Artikel ist, wie man bemerken wird, noch vor der Thronbesteigung Ludwig Philipps von Orleans geschrieben.

Blut hindeuten und fragen: wofür haben wir unser Herzblut hingegeben? Nicht für ein Individuum, das uns auf's Neue tyrannisiren könnte, sondern nur für Alle, für das Volk, für das königliche Volk (peuple-roi). Und dann, sind etwa alle Franzosen wie mit einem Zauberschlage ehrlich, uneigennützig, katonisch geworden? Sollten jene Demagogen ausgestorben seyn, die so geschickt waren, den leise beginnenden *Argwohn zwischen einem Volkskönig und Königsvolk* zu nähren, und denen es nicht schwer fallen dürfte, den neuen König lächerlich und verächtlich zu machen, wenn er zu Viel nachgiebt, und ihn abzusetzen, wenn er zu Wenig nachgiebt?

Es ist in keinem Falle wahrscheinlich, daß die republikanische Partei, die schon hinter den Coulissen hervorblickt, spurlos wieder dahinter verschwinden sollte. Eine Episode ist wenigstens von ihr zu befürchten. Allein jene obengenannten drei Garantien, *der Vertrauen erweckende neue Monarch*, den Erfahrung, Talent und Interesse gleich sehr als Volksfreund begünstigen; *der Abscheu vor einer neuen Anarchie*, den gewiß die große Mehrheit der Franzosen theilt; und *die überlegtere Klugheit und Energie der Konstitutionellen* gewähren unzweifelhaft dem übrigen Europa die Versicherung, daß Frankreich in sich selbst die Mittel finden wird, sich vor Anarchie zu bewahren, *wenn es nicht von Außen angegriffen wird.*

Vor vierzig Jahren war die republikanische Partei in Frankreich viel stärker, als sie es jetzt ist, denn der Reiz der Neuheit gab ihr eine unwiderstehliche Gewalt, und nicht minder die damals durch die Erfahrung noch nicht getäuschte Hoffnung, daß die Republik nur Heil und Segen über Frankreich bringen werde. Und dennoch hätte diese starke Partei damals keineswegs gesiegt, wenn Frankreich nicht bekriegt worden wäre, wenn der Graf von Artois in Mantua und Pilnitz kein Gehör gefunden, wenn der Herzog von Braunschweig nicht sein wahnsinniges Manifest gegen die Pariser geschleudert, wenn die Coalition Frankreich nicht zur Verzweiflung gebracht, nicht den Aufstand in Masse, die Septembermorde und den Triumph der Montagne herbeigeführt hätte! Dies sind Thatsachen der Geschichte, die jede Emigrantensophistik durchschlagen, und auf solche Thatsachen ist es jetzt Zeit, den stärksten Accent zu legen. Es ist wahr, Napoleon hat die Regierungen gelehrt, über die empörte Masse Meister zu werden. Seit er am 13 Vendemiaire die Bürger in den Straßen von Paris mit Kartätschen niederschmetterte, und am 18 Brumaire die Deputirten aus ihrem Sitzungssaal mit Bajonetten verjagte, sind die Soldaten, ist die Gendarmerie, ist die Polizei des Volkes Herr gewesen. Aber am 27, 28 und 29 Juli 1830 hat das unbewaffnete Volk zum ersten Mal wieder die Soldaten bezwungen; und dieser einzige Umstand beweist die Wiedergeburt einer Nationalenergie, die stark genug war, ihre eigene Wuth in der Revolution, den großen Völkerschlächter Napoleon und endlich die Rache von ganz Europa zu überleben. Dieselbe Nationalenergie ist es, die beim ersten Angriff, den eine neue Coalition gegen Frankreich unternehmen würde, unfehlbar den Aufstand in Masse, einen neuen Carnot, und warum nicht auch einen neuen Danton, einen neuen Marat herbeirufen würde. Wir haben die Franzosen von 1792, und nicht mehr die von 1814 vor uns. Wer zweifelt, daß die Schande des 31 März durch den Heroismus des 29 Juli getilgt ist? Die Pariser, die gefochten haben wie die Spanier in Saragossa, dürften die Schlüssel der Stadt dießmal nicht einem Talleyrand oder Fouché auf Discretion überlassen. Was aber würde wohl, im Fall eines Kriegs, in Belgien, Italien und Spanien geschehen? Würden die Franzosen nicht auf's Neue die Nachbarn demokratisiren, und würden sie die demokratische Maschine etwa nur wieder bis zu einem neuen basler Frieden spielen lassen; oder würde es ihnen dießmal vortheilhafter scheinen, die Proselytenmacherei ernsthafter zu treiben? Die empfehlenswertheste Politik dürfte mit wenig Worten also zu bezeichnen seyn: „*Wer nicht will, daß man das Eisen schmide, wenn es warm ist, der muß es kalt werden lassen.*"

Skizzen aus der neuesten englischen Literatur.

1) Byron's Christenthum. *)

Die Engländer scheinen es ihrem Byron immer noch nicht verzeihen zu wollen, daß s[illegible] Genius nicht orthodox war. Schade, daß der Arzt Kennedy, der ihn [illegible]ekehren wollte, sich selbst nicht rühmen konnte, orthodox zu seyn. Denn Wer weiß, was sonst geschehen wäre? Allein der Doktor neigte sich zwar zum Methodismus hin, war aber kein Methodist, und die Kirchen von Rom, England und Schottland waren nach ihm voll Irrthümer; er hielt sich an den ethischen Theil des Evangeliums. Kennedy befand sich in Cephalonia, als Lord Byron auf seinem Wege nach Griechenland, im August 1823, daselbst anlangte, und, um Nachrichten vom Kriegsschauplatz abzuwarten — wir glauben nämlich nicht, daß dieser Verzug bloß Vorbereitungen galt, die er treffen mußte, um seine Absichten auf die Souveränität von Griechenland zu realisiren — sich vier Monate in Metara, einem angenehmen Dorfe in der Nähe von Aegostoli, der Hauptstadt der Insel, aufhielt.

Eines Abends speiste Kennedy mit drei oder vier Freunden, Schotten gleich ihm, und Männern von liberalen Gesinnungen, aber, wie er bei Gelegenheit eines Gesprächs über Religion zu seiner Ueberraschung wahrnehmen mußte, insgesammt Deisten. Die Gesellschaft wunderte sich ihrerseits nicht minder, zu vernehmen, daß der Doktor an das Christenthum glaube, und die Unterhaltung endigte damit, daß Letzterer aufgefordert wurde, die Gründe seiner Ueberzeugung darzuthun, wozu er sich denn auch gern verstand, indem er versprach, jeden Einwurf zu widerlegen, und jede Schwierigkeit, welche vorgebracht würde, zu beseitigen; wobei jedoch bemerkt werden muß, daß der Doktor sich nicht vermaß, durch seine Beredsamkeit allein so Viel zu vermögen, sondern daß er den Beistand der göttlichen Gnade bei einem siegreichen Kampf gegen den Unglauben als unentbehrlich anerkannte. Allein er hoffte die Aufmerksamkeit seiner Freunde auf die heilige Schrift zu lenken, und wenigstens die klägliche Unwissenheit zu entfernen, der er ihre religiöse Befangenheit hauptsächlich zuschrieb. Es wurden gewisse Tage ausgemacht, welche man diesem geistlichen Werke bestimmte. Zufälliger Weise hörte Lord Byron von diesen Zusammenkünften, bei denen er eine Hauptrolle spielen sollte, und drückte gegen einen der Herren den Wunsch aus, von der Partie zu seyn. „Ich möchte mich", sagte er, „gern bekehren lassen, denn ich fühle mich bei meinen jetzigen schwankenden religiösen Ansichten nicht glücklich. Ich bin als ein schwarzes Schaf verschrien — doch bin ich nicht so schwarz, als die Welt meint, und nicht schwärzer als Andere." So war es eine Gesellschaft, statt Anfangs von fünf, von zehn Personen geworden, und der Doktor eröffnete seinen Kurs, der zu manchen interessanten Zweigesprächen zwischen ihm und Byron Anlaß gab.

Der Doktor rügte an dem Dichter, daß er seiner Phantasie zu viel Gewalt über sich einräume und das Christenthum verwerfe, ohne es gehörig geprüft zu haben. „Das will ich nicht," sagt Byron, „wenn ich den Glauben mir nur geben könnte." „Wenn Dieß der Fall ist", erwiederte der Andere, „so ist es Ihre positive Pflicht wie Ihr höchstes Interesse, keine Zeit zu verlieren, sondern rasch die Hand an's Werk zu legen, und wenn Sie es damit nur ernstlich meinen und anhaltend dabei ausharren, so wird die Wahrheit nicht ausbleiben. Sie müssen in Demuth zu Gott um Erleuchtung beten, daß er Ihnen zur Erkenntniß Ihrer Sündhaftigkeit verhelfe, und das Bedürfniß der Liebe zum Erlöser in Ihnen anfache; wenn Ihnen so Viel klar geworden, so wird das göttliche Wort in der ganzen Fülle und Harmonie seines Wesens Ihrem Geiste sich enthüllen." „Was Sie mit dem Erlöser und dem Gebet wollen", entgegnete Byron, „sehe ich nicht ein. Beten besteht nicht darin, daß man hinkniet, oder gewisse Worte in feyerlichem Tone hersagt. Reden Sie von Andacht, so ist Dieß eine Rührung des Herzens, welche ich kenne; denn wenn ich die Wunder der Schöpfung betrachte, so beuge ich mich vor der Majestät des Himmels; und wenn ich die Segnungen des Lebens, Gesundheit und Freude, fühle, so bin ich dankbar gegen Gott, der sie mir verliehen hat." „All Dieß ist gut und schön", sagte Kennedy; „aber um Christ zu seyn, muß man weiter gehen. Vorübergehende Wallungen der Andacht, wie sie wohl Jeder in Augenblicken empfindet, sind nicht genug... Ich möchte Ew. Lordschaft auffordern, aufmerksam die heilige Schrift zu lesen; denn so groß auch Ihre Talente sind —" „Ich bin ein fleißigerer Bibelleser, als Sie sich vorstellen", fiel Byron ein; „ich habe von meiner Schwester eine Bibel, womit ich mich sehr oft beschäftige." Mit diesen Worten ging er auf sein Zimmer, und brachte eine niedlich gebundene Taschenbibel zum Vorschein die er zeigte.

(Schluß folgt.)

*) Conversations on religion with Lord Byron and others, held in Cephalonia, a short time previous to his Lordship's death. By the late James Kennedy, M. Dr. 8vo pp. 461. London 1830.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 255. 12 September 1830.

Die Gevatterschaft.*)

Ein russisches Volkssittengemälde.

Alexej und Anna liebten sich herzlich; aber sie war eine vaterlose Waise, die mit ihrer alten Mutter bei einer verheiratheten, eben so armen Schwester lebte; er hingegen war der einzige Sohn des reichen Stárosta (Dorfältesten) Matwej Prochoritsch, dessen Haus mitten im Dorfe neben der Kirche stand, und noch höher und größer war, als das, welches die Gemeine auf der andern Seite der Kirche für den Priester gebaut hatte. An der ganzen, über zwei Werste langen, auf beiden Seiten mit stattlichen Häusern dicht besetzten Gasse **) des Dorfes gab es keines, das sich mit diesem hätte messen können. Von den dicksten, schönsten Balken gezimmert, auf einem Fundament von großen Steinen, zwei Stockwerke hoch, mit einem Erker im Giebel, ragte es weit über alle andre hinaus. Dreifaches breites Schitzwerk zierte den Giebel, so wie die Verdachungen des Hausthores und der Fenster, deren grün angestrichene Rahmen alle mit Scheiben von schönem weißem Glase aus Moskau besetzt waren. Auf den Tafeln der Fensterladen hatte ein fremder Maler große Blumensträuße mit vielen Farben hingemalt; das ganze Dach nicht nur auf dem Hause, sondern auch auf dem breiten Schoppen, der den geräumigen Hofraum einschloß, war mit Brettern gedeckt, und das zwischen zwei dicken eichenen Pfosten hängende Hofthor mit großen kupfernen Nägeln geschmückt. Kurz das Haus des alten Prochoritsch war ein wirkliches Prachtgebäude; alle Durchreisenden staunten es an, aber selten fand einer, der nicht mit dem Geldbeutel klingelte, Aufnahme und Salz und Brod darin, denn der Hausherr, der nicht viel auf Gastfreundschaft hielt, war nur darauf bedacht, seinen Reichthum zu mehren, und nahm es mit den Mitteln dazu nicht eben sehr genau.

Ganz anders sah es in der Hütte aus, die Anna's Schwager, der gute Afonaßij Petrowitsch, am äußersten Ende des Dorfes bewohnte. Sie war ärmlich und klein, aber Alles zeugte von der Ordnungsliebe und Reinlichkeit ihrer Bewohner. Mit Stroh nur war das Dach gedeckt, doch war dieses überall glatt gekämmt und mit Latten angebunden, damit der Wind es nicht aufwühle; nur das Eine Mittelfensterchen hatte vier kleine Scheiben aus grünem Glase, die beiden andern zur Seite bloß einen hölzernen Schieber, und statt der Fensterläden waren von außen Strohmatten, zum Vorsetzen, an einer Stange befestigt. Von Zierrathen und Malerei war freilich Nichts vorhanden, aber um jedes Fenster war ein breiter, rein gescheuerter Streif zu sehen, welcher die Sorgfalt der Hausmutter bewies, und unter der Verdachung des Hofthores hing in einem kleinen roth angestrichenen Kiwot das Bild der Mutter Gottes, als sollte es jedem müden Wanderer gastfreund- [illegible] warmen Zimmers, aus welchem die Hütte bestand, theilten sich zur Winterzeit friedlich in den engen Raum, denn das kleine Seitenstübchen im Vorhause (tschulán) hatte keinen Ofen. Die Lagerstätte der alten Mutter war oben auf dem Ofen; Afonaßij's Ehebette befand sich rechts auf einer Bank hinter einem kleinen Vorhange, daneben hing die Wiege *) für den Säugling bereitet, dessen Ankunft man stündlich erwartete, und Anna breitete zur Nacht ihre Matte auf die Ofenbank, unter welcher einige Hühner hauseten, oder, wenn Gäste bei ihnen übernachteten, auf dem oben an der Decke, in der halben Breite der Stube, angebrachten Lager von Brettern. — So weit der Rauch aus dem Ofen die Wand nicht geschwärzt hatte, **) war diese rein gescheuert und Bänke und

*) Aus dem für die Kunde des russischen Volksthums bedeutenden Werke: Russische Miscellen. Von Georg Engelhardt Petersburg 1830.

**) Die meisten russischen Dörfer bestehen aus einer einzigen Gasse, längs welcher die Häuser, mit dem Giebelende nach vorne gekehrt, dicht an einander sich anreihen.

*) Die gewöhnliche Wiege des russischen Bauern: ein Korb, oder ein mit Leinewand ausgespannter Rahmen, durch vier Schnüre an eine lange biegsame Stange gehängt, deren eines Ende an die Lage befestigt ist. Die geringste Berührung bringt die schwebende Wiege in die durch die Natur gleichsam vorgeschriebene, sanft auf- und niedergehende Bewegung des schaukelnden Mutterarmes, ohne auch nur einen der Nachtheile zu haben, die mit Recht bei den hin- und herrumpelnden Wiegen gerügt werden.

**) In vielen Gegenden des nördlichen Rußlands haben die Oefen der Bauern noch immer keine Schornsteine, sondern der Rauch, der vorne zur Mündung des Ofens herausschlägt, zieht sowohl durch eine in der Decke des Zimmers angebrachte Oeffnung in den hölzernen Rauchfang zum Dache, als auch durch die Fenster hinaus; daher sind die Stuben auf 1½ Arschin von der Decke abwärts ganz schwarz. Eine solche Stube heißt tschérnaja isbá, schwarze Stube, so wie im Gegensatz die mit einem ordentlichen gemauerten Schornsteine, bèlaja isbá, weiße Stube, genannt wird.

Tisch, so wie die Bretter an den Wänden, auf welchen die Kochtöpfe und das übrige Geschirr standen, waren kreideweiß gewaschen. Den Ehrenwinkel zierten drei Hiligenbilder, vor welchen die kleine Glaslampe immer am Vorabend jedes Festes brannte.

Anna war die Seele der ganzen kleinen Wirthschaft; sie trug Wasser an, besorgte die einfache Küche, pflegte die alte Mutter, und wusch und arbeitete vom frühen Morgen bis in die Nacht, mit immer heiterm Sinn. Auch war sie von Mutter, Schwester und Schwager innig geliebt, und wenn einmal Annuschka nicht da war, so fehlte es an allen Ecken.

(Fortsetzung folgt.)

Planat's Briefe über die Wiedergeburt Egyptens.

2. Neue Militärorganisation.

(Schluß.)

1) Die Arzneyschule von Abusabel. Dr. Clot, Direktor des Medizinalwesens von Egypten und Gründer des Spitals von Abusabel, welches 1280 Kranke aufnehmen kann, hat auch das Verdienst diese Arzneischule gestiftet zu haben. Man sah sich nach hundert Arabern um, denn die Türken glauben sich bloß für das Waffenhandwerk bestimmt, gab ihnen eine Uniform und den Titel Zöglinge der Arzneischule. Was zu Gunsten der Medizin in den arabischen Geschichtsbüchern sprach, holte Dr. Clot herbei: er berief sich auf Avicenna, als den größten Philosophen und geschicktesten Arzt seiner Zeit; er zeigte, wenn die Arzneikunde vormals von [illegible] geschehen; er bewies, daß der Körperbau eines lebenden Menschen sich nur an einem Todten studiren lasse. Die Zöglinge mußten einen feyerlichen Eid schwören, über Alles, was in den Lektionen vorkäme, das strengste Stillschweigen zu beobachten; die zu den Sektionen benöthigten Cadaver wurden durch eine geheime Thüre hineingeschafft. In den Krankenhäusern übte man die Zöglinge im Verband und in andern chirurgischen und ärztlichen Manipulationen; nach drei Jahren wurden sie Unterärzte. Mohammed Ali wohnte selbst zuweilen dem Unterricht bei.

Während die Regierung auf der einen Seite den Kampf gegen die Vorurtheile des Islams offenbar begünstigte, schien es ihr auf der andern Seite doch vor den Folgen zu bangen, und es erschienen von Zeit zu Zeit strenge Verordnungen, welche die Beobachtung der religiösen Gebräuche einschärften. Man fürchtete überall Nichts als Apostaten; namentlich verdächtigte man in dieser Hinsicht den Generalstab. Eines Tags wandte sich der Kriegsminister Mohammed-Bey an diese Offiziere mit den Worten: „In Zukunft werdet Ihr das Gebet nicht versäumen; ich habe ein Paar Priester gebracht, hier sind sie (es waren zwei arme Blinde); auch Osman Bey muß mitbeten: wehe Dem, der sich diesem Gebot entzöge!“ Und am folgenden Morgen erblickte man einen Haufen Maurer, welche, den Renegaten Hadschi-Aly an der Spitze, im Angesicht der Ingenieurschule die Grundmauern einer Moschee legten. Vielleicht, daß der Vicekönig von Konstantinopel her zur Frömmigkeit aufgefordert worden war; wiewohl es im Interesse der türkischen Großen in Egypten selbst liegt, an dem alten Gebäude der muselmännischen Hierarchie nicht zu rütteln, da es am Ende noch die einzige Stütze ihrer Herrschaft ist, welche durchaus jedes Nationalcharakters entbehrt. Die Araber sind die rechtmäßigen Eigenthümer des Landes zu beiden Ufern des Nils, und die Türken übermüthige Eindringlinge. War Mohammed Ali Pascha im echten Sinn der Reformator Egyptens, als welchen ihn seine europäischen Verehrer begrüßten, so mußte er seine Sache und die des Volks, über welches er das Zepter schwang, vereinigen. Aber daß seine Politik so weit nie ging, beweist (abgesehen von dem tyrannischen Monopolsystem, wodurch er Egyptens Wohlstand auf lange Zeit ruinirte) vor Allem seine Militärorganisation. Kein Eingeborner kann mehr als Lieutenant werden, was nach unsern Begriffen so viel ist als Unteroffizier. In einer Armee von 50,000 Mann brauchte man 3000 türkische Offiziere. Die Auswahl der tauglichen Subjekte hatte sich bald erschöpft, und es mußte nach der Hand Alles, was die Vornehmen Kostbares besaßen, aufgeboten werden — Mameluken, Pfeifenträger, Kaffeesieder, Schreiber ꝛc. bis man zuletzt gar nicht mehr wählte, sondern nach Arnauten, Topdschi's und allen Müßigängern griff, die sich nur durch ein Arsenal von Pistolen und Dolchen auszeichneten, das sie im Gürtel trugen, und nie anders als brummend ablegten. Diese Leute sollten nun vielleicht in ihrem vierzigsten Jahre mit einem Mal ein ordentliches Leben beginnen; manche von ihnen mußten erst lesen lernen, sich von ihren Untergebnen die Handhabung der Waffen, und die Kommandoworte erst zeigen lassen; sollten ihren ernsten und langsamen Schritt nach dem Maß der Trommel beschleunigen, fünf Stunden des Tags ihre Pfeife entbehren. Unmöglich können solche Offiziere treue Anhänger eines Systems seyn, welches ihnen so vieles Ungewohnte zumuthet. Die verschiedene Stufenfolge der militärischen Subordination wird [illegible] Herr oder Sklave hat für sie bloß Sinn. Ist der Offizier in der egyptischen Armee ein schlechtes Ding, so ist hingegen der starke, mäßige, flinke, unermüdliche, gehorsame, tapfere, beschuht oder unbeschuht marschirende Araber ein Soldat, wie man ihn sich nur wünschen mag.*) So weit die militärische Organisation Egyptens; die bürgerliche hat Mohammed Ali-Pascha einem Nachfolger überlassen, den man nicht kennt!

*) Die Neger, welche den egyptischen Regimentern einverleibt wurden, sollen weniger schulgerechte Soldaten seyn; sie werden aber den Arabern in mancher Beziehung noch vorgezogen, z. B. um wichtige Posten zu besetzen, Transporte zu eskortiren ꝛc. weil sie treuer sind und nicht desertiren. Sie besitzen alle Begriffe wilder Unabhängigkeit, und setzen einen Stolz darein, den Tod und körperliche Leiden zu verachten. Das Klima rafft sie übrigens schaarenweise weg.

Palingenesie.

England hat die neue Regierung von Frankreich anerkannt.

Trauernd sah ein edles Auge beim Antritt unsers Jahrhunderts „zwei gewaltige Nationen ringen um der Welt alleinigen Besitz,“ und „den ehrnen Degen in die Wage der Gerechtigkeit gelegt;“ und abwandte sich der erhabene Zeuge von dem Schauplatz, der in trostloser Wiederkehr ewig nur den schon gekämpften Kampf, die schon gebüßte Sünde wiederbringend, nimmer und nimmer das schöne Ziel erreicht, das — ein Traum — in der Brust des Menschen lebt. Mit der Jahrszahl, die wir seit acht Monaten schreiben, hat das zweite Geschlechtsalter des Jahrhunderts begonnen — deutet seine Morgenröthe nicht auf eine heiligere Zukunft? Für Recht und Gerechtigkeit griffen hier friedliche, des gewaffneten Widerstands, ja nur des Entschlusses dazu für unfähig gehaltene Bürger zum Gewehr; ohne einen Leonidas starben sie, siegten sie wie die „Dreihundert,“ und Ordnung, Gesetz, Hülfe dem Besiegten, ward Ruf und That der noch blutenden Sieger. Und dort — vergessend der Kämpfe und des Hasses altes Angedenken, ver-

gessend die auf Afrika's Küste erst frisch erregte Eifersucht, strömt das Nachbarvolk jenseits des Kanals in Jubel aus über die Heldenthaten der Nachbarn; wie im Triumphe, wie einen Sieg der eigenen Sache verkündet es die Wunder der „großen Woche." „Seht die große Nation!" ruft es begeistert aus; „seht die Hauptstadt der Welt, wo in wenigen Tagen Größeres geschehen ist, als wir, die ersten Gründer gesetzlicher Freiheit, in Jahrhunderten gethan haben. Nicht für sich nur hat Frankreich gekämpft und gesiegt; auch für England, auch für das ganze Menschengeschlecht." Und Wer wollte leugnen, daß es Sache der ganzen Menschheit sey, wenn in jenen beiden mächtigen Staaten Menschenrecht, Menschenfreiheit ihre siegreiche Anerkennung finden? — — Und muß es nicht als schönes Vorzeichen erwähnt werden, daß für diesen Zweck Europa beide feindlich getrennten Völker zum ersten Mal Seele und Schwert vereinigen sah bei Navarin?

Unbestreitbar ist es, daß Frankreich in diesem Augenblicke einen moralischen Einfluß auf England ausübt; daß die Reformationsplane der Engländer für ihre eigenen Institute durch Frankreichs Beispiel neues Leben gewonnen. Schon die Festigkeit, mit welcher das französische Volk seinen Willen bei den letzten Wahlen durchführte, begeisterte die Stimmführer der brittischen Nation, und die unentgeldlichen Wahlen, mit welchen England in diesem Augenblicke eine Periode der Läuterung beginnt, verdanken sichtlich jenem großen Vorgange ihren Ursprung. Ueber die Art, mit welcher die Engländer von den neuesten Ereignissen in Frankreich sprechen, hier einige weniger bekannt gewordene Aeußerungen aus den Reden der neu gewählten Parlamentsglieder an ihre Kommittenten. Ob den Sprechern durchweg reine Absichten unterliegen, kann dem Beobachter gleichgültig seyn; genug, daß es die Stimme der Nation ist, welche jene veranlaßt, auf die Begebenheiten in Frankreich in ihrem Gruß an das eigene Volk Rücksicht zu nehmen.

Hume: „Ein glorreiches Beispiel ward uns in einem benachbarten Lande gegeben." (Enthusiastischer, lang anhaltender Beifall.) „Dort machte die Regierung einen wahnsinnigen Versuch, die Freiheiten und Rechte des Volks niederzutreten; aber die vergeltende Richterin schlief nicht, und tapfer hielt das Volk an seinem Rechte. Es hat den ruhmvollen Triumph gewonnen, den in einer solchen Sache hoffentlich jedes Volk gewinnen würde." (Großer Beifall.) „Glücklicher Weise ist in England nicht daran zu denken, daß die Regierung je einen so wahnsinnigen Versuch machen wird; sollte es hiezu aber kommen, so hoffe ich, das englische Volk wird jenen Tapfern in ihrem Kampfe für Recht und Freiheit und die große Charte, welche die Regierung zu verletzen wagte, nachahmen." (Jauchzender Beifall.)

Hobhouse: „Würdig eines freien Volks und würdig Eurer Nachahmung ist das Benehmen der Franzosen. Ihr König versuchte es, ihre Freiheiten niederzutreten, und mit Zuversicht spreche ich aus, daß die ganze Geschichte kein Beispiel eines so mächtigen und herrlichen Widerstandes bietet." (Großer Beifall.) „Sie standen umgeben von einer großen, von der best eingeübten Armee Europa's; lange schon war der Plan gelegt und zur Reife gekommen, die Konstitution zu stürzen; aber begeistert, und ich möchte sagen mit natürlichem Instinkt widerstand das unbewaffnete Volk von Paris einer disciplinirten Armee, und in zwölf Stunden war das Schicksal des Königs und des Königreichs entschieden. Sie schlugen das Heer in die Flucht und verstießen den Monarchen. Dieses große und glorreiche Beispiel wird weder für die Könige, noch die Völker Europa's verloren seyn. Die Könige lehrt es, daß ihr Schwert zweischneidig ist, und auch den, der es schwingt, verletzen kann; die Völker lehrt es von Neuem, daß, wenn sie entschlossen sind, daran zu setzen, was England vor hundert Jahren daran setzte — das Einzige, was seine Tyrannen ihm damals gelassen hatten — das Leben — sie dann leicht alle andern Rechte wieder gewinnen können, deren ihre Beherrscher sie beraubt haben mögen. Glorreich und belehrend war das Benehmen des französischen Volks. Ich hoffe, es wird keine Eifersucht erregen, sondern alle Engländer werden auf die Franzosen als Brüder blicken, und ihnen jedes Mittel, das in ihrer Macht steht, angedeihen lassen, ihren ruhmvollen Kampf zu glücklichem Ende zu führen."

Brougham: „Ein ruhmwürdiges Beispiel habt Ihr an einer benachbarten Nation, die Euern Fall" (der Redner sprach zuvor von den Kämpfen des englischen Volks gegen die Stuarts und deren Anhang) „zu ihrem eigenen gemacht hat, und die, nachdem sie lang Eure Feindin gewesen, jetzt Eure Mitbewerberin in der Ehrenbahn zur Freiheit geworden ist; welche aufgerüttelt durch unerträgbaren Despotismus sich erhoben hat in ihrer Macht, und, wie Eure Ahnen, einen Tyrannen von dem Throne verjagte, den er befleckt, aus der Stadt, die er mit Bürgerblut besudelt hatte; und welche, sobald sie vollends zu einer Bestrafung seiner Minister geschritten ist, die deren Nachfolger von solch fluchwürdigem Unternehmen ewig abhalten wird, ohne Zweifel wieder ganz zur Ruhe zurückkehrt, aus welcher ihre Unterdrücker sie aufscheuchten, und in ihrem Triumph eben so viel Mäßigung zeigen wird, als sie Muth im Kampfe bewies. Für Frankreich wird fortan jene Ernte des Friedens reifen, an deren Besitz es durch Blut und Thränen ein so hohes Anrecht hat, und künftig werden Frankreich und England als Freunde auf einander blicken und den Frieden erhalten, der fürderhin nie mehr zwischen ihnen gebrochen werden sollte." (Jauchzender Beifall.) — Nachdem der Redner im Verlauf sich über eine Abänderung des ostindischen Handelsmonopols und der drückenden Korngesetze ausgesprochen, kommt er auf die Sklaverei: „Wenn ich in Angelegenheiten des Handels Monopole für eine falsche Politik halte, so halte ich ein Monopol der Freiheit, nach welchem diese kein allgemeiner Genuß, sondern die erste, beste, werthvollste Gabe der Gottheit an die Menschen nur Einzelnen zu Theil werden soll — solch ein Monopol halte ich für sündhaft und fluchwürdig. Sklaverei, das verdammungswertheste und unnatürlichste aller Verbrechen, die fruchtbarste Quelle für menschliches Elend, welches den Sklaven und in gleichem Grade den Herrn herabwürdigt — denn nimmer kann ich das Opfer der Unterdrückung für erniedrigter halten, als den Unterdrücker; — Sklaverei, jene Pflanze, unter welcher jeder Keim nur zur Entartung der Erde, zur Vergiftung der Luft, zur Entheiligung der Werke der Vorsehung aufschießt — an ihrer Wurzel habe ich gerüttelt mit diesen schwachen Händen, und meine jauchzende Hoffnung und was mein Herz mit Dankbarkeit gegen Euch, mit Zuversicht für uns Alle erfüllt, ist, daß wenn Eure Hände die meinigen verstärken, ich sie endlich herausreißen werde und triumphirend schwingen über den Häuptern der Tyrannen." (Großer Beifall.) „Ich gehe," heißt es am Schluß der Rede, „ich gehe, meine Pflicht im Parlament zu erfüllen, das ich mit Eurer Hülfe noch gänzlich reformirt zu sehen hoffe. Von diesem Schloßhofe (in York) brach am Ende des amerikanischen Kriegs zu Gunsten einer Parlamentsreform zuerst die Flamme aus, die nach langer Verdüsterung durch andere — unheiligere — Feuer jetzt aufs Neue denselben Glanz erlangt hat, der Eure Herzen erleuchtet; aufs Neue die Kraft, welche die Mißbräuche Eures Vaterlands endlich vernichten wird. Mit Jubel begrüße ich ihre wachsende Lohe. Mein sey es, sie höher und höher anzufachen, und wenn wir wieder zusammenkommen, soll hoffentlich die Schmach nicht mehr auf uns liegen, daß Leeds, Sheffields, Manchester, Birmingham u. a. O. für die Hunderttausende ihrer Bewohner, für die Millionen ihres Eigenthums keine Repräsentanten haben."

So scheint sich denn Europa jenem wahren Kosmopolitismus zu nähern, der nicht aus dem Erlöschen der einzelnen Nationalitäten, sondern gerade aus dem lebendigsten Nationalleben hervorgeht, wo Nationen als lebendige, d. h. moralische Gesammtheiten auf einander wirken. Eben weil sie Nationen sind, können sie sprechen über die ewigen Gesetze der Menschheit. Ihre Stimme ist die Stimme des Jahrhunderts und mächtiger als jedes einzelne Interesse.

Skizzen aus der neuesten englischen Literatur.

1) Byron's Christenthum.

(Schluß.)

Das Gespräch kam auf die Hexen. „Was sagen Sie von der Hexe zu Endor?" fragte Byron. „Mir däuchte diese Sage immer die schönste und vollendetste Zauberscene, welche je beschrieben oder ersonnen wurde, und Sie werden meiner Meinung seyn, wenn Sie die Umstände und die Personen, welche dabei vorkommen, verbunden mit dem einfachen Ernst und der Würde ihrer Sprache, in Betracht ziehen. Alle Geistergeschichten, so viele ich deren in meinem Leben las, sind Nichts dagegen. Ich kenne indeß eine herrliche Dichtung von ähnlicher Art — Goethe's Mephistopheles. Zwar werden Sie der Hexe von Endor, als einem inspirirten Produkt, den Vorzug geben; wenn Sie aber diesen goethe'schen Teufel kennen,

so werden Sie erklären, wenigstens erkläre ich es, er sey eine der erhabensten Schöpfungen des menschlichen Geistes." Ich lächelte, bemerkt Kennedy, über diese sonderbare Ideenverbindung des Lords. Was die Zauberscene von Endor betreffe, sagte ich, so sey ich einverstanden, wiewohl ich den poetischen Gesichtspunkt nie so in's Auge gefaßt hätte; die Großartigkeit der Anlage, auf die er hinweise, lasse sich aber nicht leugnen; in Bezug auf Mephistopheles könne ich jedoch nur nach dem Werk der Frau von Stael über Deutschland urtheilen. „Die Verfasserin," fährt der Doktor fort, äussert sich darüber in den rühmendsten Ausdrücken; übrigens — ich weiß nicht, ist es bei mir Mangel an Geschmack oder sonst Was — ich fand noch nie eine poetische Darstellung von guten oder bösen Engeln, oder Hexen, worin die sittliche Höhe der einen und die Verworfenheit der andern Klasse gehörig repräsentirt gewesen wäre. Miltons Engel scheinen mir gänzlich verfehlt. Seine guten Engel sind zu gut, dabei etwas fad, und seine bösen Engel erregen mehr Mitleiden, als sie Abscheu und Schrecken einflößen. Noch am Besten gefällt mir der hinkende Teufel." „Bewundern Sie Milton sehr?" „Es wäre Ketzerei, wenn ich das Gegentheil sagte; in der That bewundere ich seine Talente als Dichter, doch finde ich an dem grössern Theil seines verlornen Paradieses so gar viel Vergnügen nicht. Wer von der schlichten Majestät der göttlichen Wahrheit durchdrungen ist, dem muß die Schwäche der Erfindung auffallen, und es verkümmert ihm den Genuß der Dichtung, wenn er jene dieser untergeordnet sieht." „Ich muß gestehen, daß ich Milton nicht so sehr bewundere; auch Cowper nicht, den so Viele preisen." „Cowper ist mein Liebling unter den Dichtern, er ist es bei einer grossen Masse Volks, und er wird es immer mehr werden, je mehr das ächte Christenthum sich ausbreitet; denn er enthält mehr sittliche und religiöse Wahrheit in seinen Gedichten als irgend ein anderer Dichter von seinem Rang. Meine Beschäftigungen erlauben mir nicht viel Dichter zu lesen, und ich bin deßwegen ein sehr incompetenter Richter; aber, gleich Manchen, las ich Cowper zwei und dreimal, und könnte ihn noch öfter lesen; mit Milton wollte es mir nie mehr als einmal gelingen, so oft ich auch anfing, und ich beschränkte mich in der Folge auf einzelne Stellen." „Bewundern Sie Shakespeare?" „Nicht so sehr, als es insgemein geschieht." „Ich auch nicht."

Lord Byrons Charakter wurde oft angegriffen wegen des Stoffes, den er zu seinen Tragödien wählte. So namentlich als sein Kain erschien. Es lag ihm Alles daran, sich gegen diese Angriffe zu rechtfertigen. „Die Aufgabe des Dichters", sagte er, „ist, einen Charakter treu und folgerecht zu zeichnen; daß Kain gegen Gott sich empörte und seinen Bruder ermordete, dafür bin ich nicht verantwortlich." Aber warum mußten Sie überhaupt einen solchen Charakter bearbeiten? Warum, wenn Sie ihn bearbeiteten, glichen Sie die frevelhaften Blasphemien in Ihrem Drama nicht durch einen tugendhaften Gegensatz aus? „Die Elementarkraft des Bösen sollte gezeigt werden — in ihrem ganzen, Schaffen, Kämpfen Zerstören und Untergehen; der Schauplatz war das Gebiet der freiwaltenden Natur, hier gab es keine Schranken der Sittlichkeit." Als indessen Kennedy erzählte: ein Mann sey eines Abends, den Kain in der Hand, zu einem Freund gekommen, habe ihm einige Stellen vorgelesen, worin Zweifel über Unsterblichkeit und Gerechtigkeit auf Erden ausgesprochen waren, und sich des andern Morgens eine Kugel vor den Kopf geschossen; da war der Dichter traurig und fragte, woher er diesen Vorfall wüßte? „Aus der Zeitungen; ob er wahr oder falsch ist, kann ich nicht sagen." „Es würde mir arg seyn, wenn er wahr wäre. Hätte ich mir einbilden können, daß ich damit die Ursache eines solchen Unglücks würde: nie hätte ich das Buch geschrieben."

„Auch in diesem Werk", sagte Lord Byron von Don Juan, „bin ich mißverstanden worden. Ich nahm einen lasterhaften Charakter, führte ihn durch jene gesellschaftlichen Kreise, in welchen die innere Nichtswürdigkeit sich unter äusserer Bildung versteckt, und enthüllte die Geschichte ihrer geheimen Sünden; und wahrlich, ich trug die Farben nicht stärker auf, als man sie in der Wirklichkeit findet." „Sie mögen Recht haben; allein die Frage ist, welche Gründe bewogen Sie, gerade Laster- und Thorheitsscenen zu schildern?" „Warum sollte ich nicht den Deckmantel wegziehen, welchen gesellschaftliche Manieren und Maximen umhängen, und die Welt einen Blick in's Leben thun lassen? Sie haben sich nicht so lange in der vornehmen Welt umgetrieben als ich; sonst würden Sie mir zugestehen, daß es Zeit war, diesem glänzenden Maskenspiel ein Ende zu machen." „Meine Verhältnisse brachten mich natürlich nicht in diese Berührungen; aber doch glaube ich, daß auch vor der Erscheinung Ihres Werks das Publikum die höhern Stände nicht eben für Muster der Frömmigkeit und Tugend ansah; ja wir sind nur zu geneigt, sie für schlimmer zu halten, als sie sind." „Es ist nicht möglich, daß sie schlimmer seyn können als in England, Frankreich und Italien; denn die Sprache findet kaum Worte, ihnen alle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen." „Nun, Dieß zugegeben, mein Lord; so hoffen Sie doch nicht durch Ihr Werk Besserung zu bewirken? Welches Recht hatten Sie also, es zu schreiben?" „Das Recht, welches Jeder hat, der das mit Heuchelei gepaarte Laster verabscheut."

Wir haben oben bemerkt, daß der Doktor auf dem Punkt der Orthodoxie selbst nicht kapitelfest war; auch seine Konsequenz möchte schwer zu vertheidigen seyn. Seiner Meinung nach sollte Gewissensfreiheit herrschen — er dachte sich die Christen aller Bekenntnisse als eine große Gemeinde, von der er aber Katholiken, Arianer, Socinianer, Swedenborgianer :c. ausschloß, welche sich zwar Christen nennten, in Wahrheit aber diesen Namen nicht verdienten. „Es scheint, Sie hassen die Socinianer?" sagte Lord Byron. „Nicht die Personen, sondern ihr System" antwortete Kennedy. Dieses ist in meinen Augen eine schreckliche Täuschung, und ich halte dafür, daß ein Deist eher ein guter Christ werden kann als ein Socinianer." „Wie? ist das liebreich, einem aufrichtigen Socinianer die Hoffnung zur Seligkeit abzusprechen?" „Ich spreche sie ihm nicht ab, wenigstens bin ich nicht Richter; aber wenn ich die socinianische Lehre mit der Schrift vergleiche, so muß die eine oder die andere Unrecht haben." „Allein auch der Socinianer schöpft seinen Glauben aus der Bibel." „Freilich, aber Das thun alle Narren, Enthusiasten und Fanatiker, und auch die römische Kirche gründet ihr System von Abgötterei, das so widersinnig ist als das Heidenthum aus alter und neuer Zeit, auf die Bibel. Die Socinianer verwerfen diejenigen Theile der Schrift, welche in ihr System nicht passen, als Interpolation oder Verfälschung; sie verwandeln buchstäbliche Dinge in metaphorische, metaphorische in buchstäbliche, bis sie die Erbsünde, die Nothwendigkeit der Versöhnung und am Ende die ganze Offenbarung wegphilosophirt haben." „Indeß scheint ihre Ansicht sehr verbreitet. Lady Byron ist eine große Socinianerin. Sie und ich stritten uns oft über Religion, und mehrere unserer Irrungen gingen von diesem Punkt aus; doch wenn ich Alles zusammenhielt, so fand ich, daß ihr Glaube so ziemlich auch der meinige war."

Zu seinem grossen Verbruß erfuhr der gute Kennedy bald darauf von einem vertrauten Freund Byrons, daß seine Vorträge nur wenig Eindruck auf den Dichter machten. Der Lord reiste nach Griechenland, und es ging die boshafte Sage, der Zweck, warum er diesen geistlichen Vorlesungen beiwohnte, sey kein anderer gewesen, als sich über die Meinungen und Manieren der Methodisten genau zu unterrichten, weil er bei einer künftigen Ausgabe seinen Don Juan habe als Methodist auftreten lassen wollen.

Das französische Pantheon.

Im Jahr 1791 verstummte plötzlich Mirabeau's gewaltige, damals noch verehrte Stimme. Die Nationalversammlung, ganz Frankreich trauerte tief, und die allgemeine Dankbarkeit wollte sich durch etwas Außerordentliches aussprechen. Man bestimmte die neue Kirche der heiligen Genovefa zum Begräbnißplatz derjenigen Bürger, die sich durch große Verdienste um's Vaterland ausgezeichnet hätten; Mirabeau sollte den ersten Platz einnehmen. Auf den Fronton des Gebäudes kamen die Worte: „Den großen Männern das dankbare Vaterland." Bald schmückten auch Voltaire's und Rousseau's Büsten das neue Pantheon, und wenn später diese Ehre auch Marat zu Theil ward, so war Dieß ein leicht wieder wegzuschaffendes Aergerniß, das in ruhigern Zeiten sich nie wiederholen mochte. Unter dem Kaiserreich wurde die Bestimmung des Tempels nicht geändert; zwar gab Bonaparte zur Zeit des Concordats der Heiligen ihre Altäre zurück; aber der politische Zweck blieb verbunden mit dem religiösen. Erst die Restauration proscribirte offenkundig den Ruhm Frankreichs, und verwischte die Spuren der Nationaldankbarkeit. Jetzt ist das Pantheon, nach dem Wunsch des Volks und der neuen Regierung, wieder geöffnet; bereits sind Voltaire und Rousseau darein zurückgekehrt, und die französischen Blätter fordern für die drei Hingeschiedenen: Foy, Larochefoucauld-Liancourt und Manuel, die gleiche Ehre.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 256. 13 September 1830.

Die Gevatterschaft.

Ein russisches Volkssittengemälde.

(Fortsetzung.)

Es war ein trüber, stürmischer Herbsttag. Afonnaßij war auf Arbeit im Walde, Anna war an den Fluß hinunter gegangen, um Wasser zu holen; die Hausfrau, ihrer Entbindung entgegen sehend, hatte sich in den Tschulan (ein Verschlag im Vorhause) gebettet, wo es lustiger war, und die alte Mutter saß allein in dem dunkeln Stübchen und spann. „Gott sey uns gnädig," sagte sie, indem sie mit ihrer Spindel an das etwas hellere Mittelfensterchen rückte, „Gott sey uns gnädig! Ist's doch, als wollte der Sturm alle Dächer im Dorfe fortreißen! — Wo nur das Mädchen bleibt; in der Zeit hätte sie schon zehn Eimer Wasser holen können. — Aber, da ist ihr gewiß wieder der Alerej in Wurf gekommen, und wenn die beiden erst einmal beisammen sind, so hat's Weile mit dem Auseinandergehen; die sehen und hören nicht, ob's stürmt, oder regnet oder schneit; — ich glaube — Gott verzeih's — es könnte donnern, und sie schlügen nicht einmal ein Kreuz vor." — Sie steckte den Kopf zum kleinen bretternen Schiebfensterchen hinaus: „Nichts zu sehen! Keine lebendige Seele auf der Gasse, und die Wolken ziehen daher, niedriger als das Kreuz am Kirchthurm — und dunkel wird's auch bald werden; — es sollte ihr doch nicht Etwas zugestoßen seyn? Ich muß am Ende wohl selbst....." Da trat, mit zwei Eimern beladen, aber leicht wie ein Reh, Anna über die hohe Schwelle in die Stube. Ein Strom von Vorwürfen kam ihr entgegen, und nun erst merkte sie, daß es schon spät, und sie zu lange weggeblieben sey: „Sag' mir nur, Mädchen, wo steckst du? Noch vor der Wetschernjá (Vesper) gingst Du fort, längst schon hat es ausgeläutet, und nun erst kömmst Du!" — Mit gesenktem Köpfchen stand Anna an der halb offenen Thüre, die Eimer auf der Schulter, und wagte nicht aufzublicken. — „Nun! was wird's denn? So mach' doch wenigstens die Thür' zu, der Wind treibt mir ja allen Flachs aus einander." — Anna warf schnell die Thüre zu, stellte ihre Eimer auf die Bank neben dem Ofen und trat schüchtern ein Paar Schritte näher: „Nun, so antworte doch; sag' an, wo warst Du denn so lange?" — Ach Mütterchen, ich war wirklich die ganze Zeit her unten am Flusse, aber....." — „Nun aber?" — Grade als ich fortgehen wollte, da... da kam der Alerej und half mir die Eimer heraustragen; wir fingen an, Etwas zu reden, und da...." — „Ja, ja, das hab' ich mir wohl gedacht; der ist immer um den Weg, wo Du nur gehst und stehst. Mädchen, Mädchen, was soll am Ende draus werden?!" — „Ei Mütterchen," antwortete sie rasch, „er hat mir noch heute gesagt, daß er mich heirathen will." — „Ja, er mag wohl wollen; aber der Vater Prochoritsch wird es nie zugeben, daß sein Sohn mit all' dem Reichthume Dich blutarme Waise heirathe; der hat ihm gewiß schon eine eben so reiche Braut ausgesucht. Glaub' mir, Annuschka, schlag' Dir den Alerej aus dem Sinne, es giebt nichts Gutes." — „Ach Mütterchen," brach Anna schluchzend aus, „thu was Du willst, aber von Alerej kann ich nicht lassen, und er nicht von mir. Gott wird uns schon helfen und das Herz des Vaters wenden...." — „Hat sich was zu Herzen bei dem.....; ich weiß nur gar nicht, wie er zu einem solchen Sohne gelangt ist." „Nicht wahr, Mütterchen, nicht wahr, mein Alerej ist ein Bursche, wie wenige sind?" — „Ja," antwortete die Alte, „Das muß ich gestehen, der Alerej sucht seines Gleichen in der ganzen Slobodá.*) Fromm, gut, arbeitsam — wenn die andern Burschen auf dem Kreuzwege hinter der Ecke stehen und Riemchen stechen und Adler oben spielen,**) so ist er gewiß immer bei der Arbeit und hilft irgendwo einem Armen oder Unvermögenden, die immer am

*) So werden die großen Kirchdörfer genannt, doch bedeutet Slobodá auch eine Vorstadt.

**) Zwei Arten von Hazardspiel des gemeinen Mannes in Rußland. Bei dem Einen, Orlänka, Adlerspiel, wirft einer der Spieler irgend eine Münze hoch in die Luft, und während sie noch oben schwebt, muß der andre bestimmen, mit welcher Seite des Gepräges sie auf die Erde fallen wird; erräth er, so hat er gewonnen und steckt die Münze ein, wo nicht, so muß er bezahlen; hiebei finden nicht selten unter den Umstehenden Wetten Statt. — Das andre Spiel, Reméschki, Riemchen, besteht darin, daß einer der Spieler einen ziemlich langen, ungefähr fingerbreiten Riemen zuerst doppelt zusammen, dann in so viel nur immer möglich hin- und hergehende Buchten legt, und nun das Ganze, welches eine Art von Scheibe bildet, zwischen dem Daumen und dem Zeigefinger platt auf den Tisch hält. Der Gegenspieler muß mit einem langen spitzigen Nagel suchen, unter all' den vielen Buchten die erste Hauptbucht zu treffen, welches sich ausweis't, wenn der Andre losläßt, und der Riemen um den Nagel hängen bleibt, wo dann der Treffer den Einsatz gewinnt. — Noch ein Glücksspiel der Russen, welches häufig auf den Jahrmärkten vorkommt, wird mit einem großen hölzernen Würfel gespielt, der ein Oktaedron bildet, auf

Meisten von seinem bösen Vater zu leiden haben." — „Siehst Du wohl, Mütterchen, siehst Du! so ein Mensch ist mein Aleoscha; wie soll ich denn von ihm lassen;" und nun zählte sie mit unaufhaltsamer Rede alle Tugenden ihres Herzliebsten auf, und alles Gute, was er that, und konnte kein Ende finden, bis die Alte endlich, halb freundlich, halb ungeduldig unterbrach; „Laß doch nur gut seyn; das hab' ich ja Alles schon hundert Mal gehört; helfen kann's uns aber doch nicht. Geh' lieber hin und mache mir Licht an; ob Deinem Plaudern ist's ja so dunkel geworden, daß man Nichts mehr sieht." — Anna trippelte eilig zur Ofenmündung, holte eine glühende Kohle unter der Asche hervor und zündete damit eine Kienschleiße an, die sie auf den hölzernen Leuchter steckte, *) den sie vor die Mutter hinstellte. Dann lief sie schnell hinaus auf die Gasse, befestigte die Strohmatten vor die Fenster, damit der Wind nicht so heftig eindringe, und ging dann auch an ihre Arbeit, ein langes schmales Handtuch von feiner Leinwand, an dessen beiden Enden sie mit rother und blauer Wolle einen breiten Rand von allerlei zierlichen Figuren ausgenäht hatte, und wo sie nun noch eine Art von Zwirnspitze dran klöppelte **). Beide schwiegen eine Weile und hingen ihren Gedanken nach; endlich bellte der Haushund draußen im Hofe: „Gottlob," sagte die Alte, und schlug ein Kreuz, „da kommt endlich Afonaßij!" — Anna horchte einen Augenblick und sprang freudig auf: „Nein Mütterchen, es ist Alerej; ich kenne seinen Gang." — Die Thür ging auf, und Alerej trat herein, kreuzte sich dreimal gegen den Kiwot, und wandte sich dann mit dem gewöhnlichen Zuspruche: „Gott zur Hülfe"***) zu der arbeitenden Alten. „Ei, Alerei Matwejitsch, was bringt Dich denn noch so spät bei dem Unwetter her? Gewiß vom Vater Matwej Prochoritsch, um den noch rückständigen Obrôk einzufordern; der Sotskoj *) mit seinem Blech war auch schon hier und drohte arg, aber, Du lieber Gott? wir können ja..." — „Nein" unterbrach sie Alerej, indem er Anna zum freundlichen Gruß die Hand reichte, „nein, Mutter Grigorjewna, da mag er nur den Sotskoj und Wybornoj schicken; ich kam bloß im Vorbeigehn hier an, um doch zu sehn, wie's denn Euch geht?" — „Ach, wie soll's gehen, wo der Faden am Dünnsten ist, da reißt er am Ehesten; dem Armen geht's immer schlecht." — „Sünd'ge nicht, Grigorjewna," sprach Alerej, „Gott ist der Armen Vormund und hilft ihnen gewiß, wenn's Noth thut." „Deine Rede ist wahr, Alerejuschka," rief Anna; „so ist es: auf Gott vertraut und wacker gearbeitet, da geht's zuletzt immer gut." — „Ihr habt gut reden," entgegnete die Alte etwas kleinlaut, „schaffen und arbeiten wir denn nicht von früh bis spät in die Nacht? Klopft sich nicht der arme Afonaßij ab, wie der Fisch am Eise? Jetzt noch bei dem Unwetter ist er an der Arbeit. Was hilft's? Kaum haben wir satt Brod; mit Angst und Noth haben wir die Kopfsteuer an die Krone zusammengebracht; die kann freilich nicht warten, denn vom Vater-Zar fordern wieder viele Tausende Geld und Unterstützung — aber den Obrôk!**) — Du lieber Gott, da könnte doch wohl der Starosta etwas Nachsicht haben, und uns nicht gleich, wie er noch heute drohen ließ, von Haus und Hof treiben und unsere kleine Habe verkaufen. Was soll dann aus uns Aermsten werden!" Sie wischte mit dem Aermel eine Thräne aus dem Auge und nahm langsam ihre Spindel wieder vor; Anna senkte das Köpfchen und seufzte tief. — „Nein, Mutter," rief Alerej aufspringend, „dazu soll's nicht kommen; seyd nur ruhig, der Morgen ist klüger, als der Abend; morgen kommt unser junger Herr selbst her, da wird's gewiß besser." — „Ei ja," antwortete die Alte, ungläubig den Kopf schüttelnd, „der braucht grade viel Geld zum Großleben in Moskau, und unsre Noth drückt ihn nicht." — „Glaubt das nicht, Mutter, und habt nur noch etwas Geduld — es wird gewiß bald besser." Damit stand er rasch auf, drückte seinem Mädchen die Hand, grüßte die Alte und verschwand. Lange blickte ihm Anna nach, und nahm dann traurig ihre Arbeit wieder vor; die Spindel der Mutter schnurrte und es herrschte eine tiefe Stille.

dessen Flächen verschiedene Figuren, als: Menschen, Thiere, Blumen, Fische, u. s. w. gemalt sind. Der Banquier hat gemeiniglich ein tragbares Tischchen mit einem erhöhten Rand vor sich stehen, auf welchem man rund herum, in abgesonderten Feldern, dieselben Figuren abgebildet sieht, die sich auf dem Würfel befinden. Die Spieler setzen ihren Einsatz auf irgend eine derselben, und nun geht der Würfel von Hand zu Hand; ein jeder wirft für sich, und wenn die von ihm besetzte Figur sich zu oberst auf dem Würfel findet, so hat er gewonnen, und der Banquier muß ihm den Betrag seines Einsatzes auszahlen, so wie er ihn im entgegengesetzten Falle einstreicht.

*) Dieser Leuchter ist ein aufrecht in einer Art von flachem Kasten stehender Stock von ungefähr anderthalb Arschin Höhe, der oben gespalten und mit einem eisernen Ring versehen ist; in diese Spalte wird die angezündete Kienschleiße, lutschina, in fast horizontaler Richtung hineingeklemmt; die Kohlen fallen in das untere Kästchen, welches zuweilen wohl mit Blech beschlagen ist; oft aber ragt die lange Kienschleiße weit darüber hinaus, und die Kohlen fallen auf den Fußboden.

**) Mit diesen Handtüchern wird großer Staat gemacht, und manche derselben sind wahre Kunstwerke in ihrer Ausführung; gemeiniglich ist das Ausgenähte von beiden Seiten ganz gleich.

***) Mit diesem Zuspruche beginnt der Russe immer, wenn er zu einem bekannten oder unbekannten Arbeitenden tritt: Bog w'pómoschtsch, sagt er, und erhält darauf zur Antwort! „Pomogaj Bog, Gott helfe" — Eben so ist es gebräuchlich, wenn man beim Essen sitzende Leute antrifft, ihnen zuzurufen: Chleb da sol', Salz und Brod," worauf immer geantwortet wird: „Chlèba kúschat', Brod essen," welches so zu sagen eine Einladung ist, Theil an dem Mahle zu nehmen.

*) Der Sótskoj, Hundertmann, und die Wybornyje, Erwählten, sind Gehülfen des Stárosta; ersterer pflegt gewöhnlich als Zeichen seines Amtes ein rundes messingenes Blech vor der Brust zu tragen.

**) Kopfsteuer, podúschnya, (wörtlich von duschá, die Seele, Seelensteuer), ist die Steuer, die jeder Bauer ohne Ausnahme in Rußland an die Krone zahlt; sie beträgt nicht mehr als drei Rubel von jedem Manne. — Obrok dagegen ist die Abgabe, die der Bauer außerdem, und wenn er nicht Frohnarbeit verrichtet, an den Gutsherrn erlegt. Der Obrok ist nach den Gouvernemens verschieden. Die Kronbauern zahlen von sechs bis zehn Rubel; die Privatbauern von zehn bis fünfzig Rubel, besonders wenn sie Handwerker oder Kaufleute sind, in welchem Falle er oft auch noch viel höher ist. — In der Regel aber begnügen sich die vornehmen und reichen Gutsbesitzer mit einem sehr mäßigen Obrok. — Einer der reichsten Pferdeverleiher in Petersburg ist ein Leibeigner des Herrn von D...., der von ihm jährlich 20 Rubel Obrok nimmt, ihm aber dagegen monatlich 350 Rubel für gemiethete Pferde bezahlt. —

(Forts. folgt.)

Besuch des Grafen de la Bretonnière in Algier.*)

Nach den vielen ephemeren literarischen Erscheinungen, welche der algierische Krieg veranlaßte, freuen wir uns, endlich einmal wieder eine Schrift anzeigen zu können, die wenigstens keine Kompilation aus ältern Werken ist. Der Vorfall, den sie zum Gegenstand hat, und wobei der Verf., Hr. Bianchi, selbst eine Rolle spielte, verdiente wohl einen Geschichtschreiber, da vielleicht gerade dadurch die nachherige Expedition, also das endliche Schicksal Algiers, entschieden wurde. Hr. Bianchi beschränkt sich aber nicht auf die Erzählung jener Begebenheit, sondern theilt manche Notizen anderer Art mit, welche seit der Eroberung dieses Raubstaates ohne Zweifel hätten besser geliefert werden können, wofür man aber für jetzt, wie es scheint, noch keine Zeit fand.

In so mancher Hinsicht sich Algier dem Styl der asiatischen Städte nähert, so bietet es im Ganzen doch nicht jenen malerischen Anblick dar, welchen man an Konstantinopel, Smyrna und andern Städten des Morgenlandes bewundert. Man sieht nicht diese eleganten Moscheen, diese hoch aufstrebenden Minarets, diese vergoldeten Dome, diese Malereien, womit dort alle Häuser bedeckt, und die Farben, die so schön durch das Grün der Cypressen durchschimmern, wovon sie beschattet sind. Hier von Außen Nichts als ein ungeheures Mauerwerk, dessen einförmige Weiße das Auge ermüdet, und im Innern eine verworrene Masse von kahlen Häusern, hin und wieder einige mit Blei belegte Kuppeln oder unförmige viereckige Thürme mit platten Dächern. Von der östlichen Seite verschönert sich indeß die Ansicht merklich. Vom Gestade bis zu der obersten Spitze der benachbarten Höhe steigen Hügel über Hügel auf, und wechseln Thäler mit Thälern, in deren Mitte eine Unzahl von Landhäusern und Gärten zum Vorschein kommt, wo unter schattigen Bäumen und an reichsprudelnden Quellen und Bächen, die Bewohner der Stadt während der heißen Jahreszeit Erfrischung und Erholung suchen. Die Häuser sind alle im maurischen Geschmack gebaut und mit Terrassen versehen. Als ob damals bereits die Araber einen Landangriff befürchtet hätten, sah Hr. Bianchi schon vom Schiff aus Alles in Bewegung. Ueberall waren Zelte aufgeschlagen, und Züge von Kanonen, die man auf Feldlafetten gebracht hatte, belebten die Straße von der Vorstadt Babazun bis zum Kap Matifu auf der östlichen Spitze des Halbmondes, welchen die Bai von Algier bildet. Das Fort Babazun, der wichtigste Punkt auf dieser mit zwölf Batterien besetzten Küste, macht ein ganz für sich bestehendes Befestigungssystem aus. Es ist ein großes Gebäude von Stein, 30 F. über dem Boden und 60 F. über dem Meeresspiegel, zusammengesetzt aus zwei Flügeln, die rechtwinklich und mit einander parallel sind; eine Art Kortine schließt rechts und links den Raum, der sie trennt. Die Vertheidigungsmittel waren von der Seite der Rhede drei über einander befindliche Reihen von Batterien mit 57 Feuerschlünden von schwerem Kaliber, die unterste kasemattirt. Das Kaiserfort erhebt sich auf einem von den benachbarten Höhen isolirten Hügel; es beherrscht die Stadt. Sein Name erinnert an die unglückliche Expedition Kaiser Karls V, der den Grund dazu legte; die Türken vollendeten es im J. 1545. Es ist ein unregelmäßiges Vieleck mit Basteien, aber ohne Gräben, bedeckte Gänge und Vorwerke. Shaler berechnet den Umfang zu 500 Klafter, was zu viel seyn möchte. Am östlichen Ende der Stadt liegt die Cassaba; von diesem Achteck aus, das nach allen Seiten seine Schießscharten und Kanonen zeigte, und das man weit von der See her schon entdeckte, schwang der Dey seinen eisernen Scepter. Die zum unmittelbaren Schutz von Algier bestimmten Batterien und Forts konnte man als die zwei Fronten der Bastei einer Festung betrachten, wovon die eine, die östliche, sich nach Innen gegen die Bai, die andere, die nördliche, sich nach Außen gegen das Meer kehrte, und die Batterie auf der Nordspitze des Hafendammes den vorspringenden Winkel vorstellte.

(Schluß folgt.)

P. L. Couriers Werke.

Schon mehrere Mal geschah dieses in Deutschland noch ziemlich unbekannten Namens in unsern Blättern Erwähnung; nach den neuesten Begebenheiten in Frankreich hoffen wir die Räthsel, die über der Ermordung eines der edelsten Vorkämpfer jener Ereignisse schweben, noch aufgehellt zu sehen. Einstweilen hier das Urtheil eines französischen Blattes über Couriers Schriften (oeuvres complètes de P. L. Courier, précédées d'un essai sur sa vie et ses écrits, par A. Carrel. 4 vol. in 8. Paris, chez Paulin, éditeur).

„Courier war zehn Jahre lang der populärste und zugleich der beredteste und wahreste Dolmetscher der Liebe und des Hasses der Nation; ein Vorrecht, das er mit Beranger theilte, so daß sich in dieser Beziehung eine interessante Parallele zwischen dem Flugblättler und dem Volkssänger ziehen ließe. Man sähe, wie Beide von demselben Gefühle der Nationalehre, demselben Haß gegen auswärtige Feinde, derselben Verachtung gegen die Männer der Restauration beseelt, Beide mit gleich fester Unabhängigkeit des Charakters bewaffnet, Beide mit dem eigenthümlichsten Talent ausgerüstet, als Bürger der guten Sache kostbare Dienste zu leisten, als Schriftsteller einen hohen Grad der Originalität und Vollendung zu erreichen wußten.

„Nicht sowohl der Geist als der moralische Charakter macht die Originalität eines Schriftstellers aus, sonst wäre der Grundsatz: der Stil ist der Mann, falsch. Couriers Werke sprechen für diesen Satz. Liest man dieselben mit Aufmerksamkeit, so wird man finden, daß eine bewundernswürdige Kunst, ein lebendiges und wahres Gefühl darin vorwalten, daß aber die Gedanken selbst selten tief oder umfassend sind; Courier hatte durchweg mehr Gefühl als scharfe Begriffe. Allgemeine Ideen waren ihm fremd; der letzte Grund der Dinge, die Erklärung ihres Wesens, kurz philosophische Ansichten kümmerten ihn wenig; er hatte es bloß mit der Form zu thun. Selten die Begebenheiten und Dinge in ihrer Gesammtheit betrachtend, sah er nur das Einzelne an denselben, und dieses Einzelne schien ihm, wie es wirklich fast immer ist, kleinlich, karg, lächerlich — der gewöhnliche Gesichtspunkt des Skeptikers, des Satirikers, des Kritikers. Courier sah in der Geschichte Nichts als hübsche Gegenstände für einen Erzähler, in der Philosophie Nichts, als einen Gemeinplatz zur Uebung in die Disputirkunst und Wohlredenheit. In bloß gelehrten Arbeiten entwickelte er allerdings großen Scharfsinn und ausgesuchten Geschmack; aber nie erhob er sich zur eigentlichen großen Kritik. In den Schriften über Herodot, über die griechischen Romane und über die Alten überhaupt, zeigt er sich als tüchtigen Philologen und Grammatiker, beweist einen sehr sichern Takt, sehr feinen Kunstsinn und einen seltenen Reichthum an positivem Wissen; aber nie erhebt er sich in seinem Studium der Alten zu jener Höhe und Allgemeinheit der Ansicht, wovon Goethe, Schlegel, Chateaubriand Beispiele gaben. Eben so wenig scheint die Politik für Courier Gegenstand sehr tiefer Betrachtungen gewesen zu seyn. Er selbst sagt irgendwo, daß es ihm ziemlich schwer fallen würde, zu entscheiden, ob die Republik der Monarchie vorzuziehen und ob überhaupt eine Regierungsform an sich besser sey, als eine andere.

„Nicht also durch die Höhe und die Macht seines Geistes, noch durch die Neuheit oder den Umfang seiner Ideen, zieht Courier die Aufmerksamkeit an, und nicht als Denker darf er beurtheilt werden, sondern als Künstler, und in dieser Hinsicht ist er bewundernswürdig.

„Eines der großen Vermögen des Talents ist, aus Nichts Etwas zu machen, und eben darin ist Courier Meister. In seinen polemischen Schriften will der eigentliche Gehalt sehr Wenig, die Form Alles sagen; gewöhnlich haben sie irgend einen unbedeutenden Vorfall aus dem Privatleben zum Gegenstand, den er als Moralist zum Rahmen für seine Satire gegen die menschlichen Laster und Verkehrtheiten, als Franzose für seinen Unwillen gegen eine bedrückende und antinationale Regierung, als Landmann für sein Widerstreben gegen die Insolenz der bevorrechteten Stände (Priester oder Adelige), als Subalternofficier der Republik und des Kaiserthums für seinen Haß gegen die Fremden und was von ihnen abhing, gebraucht.

„Dieselben Gefühle herrschten, instinktartig oder aus vernünftiger Ueberzeugung, bei der Masse des Volks vor. Courier machte sich zum Organ des Volkverstandes; die populärste, aber auch die gefährlichste Form, die er wählen konnte, und durch welche er sich denn wirklich großen Verfolgungen aussetzte. Seit Voltaire hatten französische Sprache und französischer Geist Nichts hervorgebracht, das sich an Feinheit des Scherzes, an satirischer Laune, an beißender Sarkastik, komischer Er-

*) Relation de l'arrivée dans la rade d'Alger du vaisseau de S. M. la Provence sous les ordres de M. le Comte de la Bretonnière, commandant les forces navales du roi dans ces parages; excursion dans la ville, et les environs, d'Alger et détails sur l'insulte faite au pavillon du roi par les Algériens, le 3 août 1829, par M. X. Bianchi. Paris 1830.

findung; Kraft, Bestimmtheit und Ursprünglichkeit des Stils mit Couriers Broschüren messen dürfte, oder denselben sich auch nur annäherte. Mehr möchte sich gegen die Schreibart, worin seine Uebersetzungen aus den Alten abgefaßt sind, einwenden lassen.“

Lage des französischen Missionswesens im östlichen Asien.

(Aus einem Schreiben des Abbé Langlois, Obern der auswärtigen Missionen an die geographische Gesellschaft in Paris.)

Obgleich die Missionäre, welche aus der „Pflanzschule für auswärtige Missionäre“ hervorgehen, natürlich zunächst die Zwecke ihrer kirchlichen Sendung verfolgen, so leisten sie doch der Gesellschaft manchmal auch sonstige Dienste, wenn sie es thun können, ohne daß ihre amtliche Stellung dadurch gefährdet wird. So verdankte man vor einigen Jahren Hrn. Imbert aus Setschuen merkwürdige Notizen über das Verfahren der Chinesen beim Graben einer Art von artesischen Brunnen, und die Nutzbarmachung des Gases *), welche diese Brunnen enthalten **). Hr. Gagelin theilte Bemerkungen ***) über die Mängel der in neuester Zeit erschienenen Karten von Asien mit. Im Ganzen aber müssen sich die Missionäre, inmitten von Regierungen, welche das Christenthum mit argwöhnischen oder feindseligen Augen betrachten, sehr in Acht nehmen; sie dürfen sich nicht überall hinbegeben, wo Gelegenheit, Beobachtungen anzustellen, und wenn sie solche anstellen, so haben sie zu sorgen, daß ihre Briefe nicht in die unrechten Hände gerathen. Im Jahre 1804 wurde ein Pack mit Briefschaften, welche ein italienischer Missionär aus Peking absandte, von den Mandarinen aufgefangen; eine grausame Verfolgung gegen die Christen war die Folge, weil eine Karte dabei sich befand, welche einen Theil der Küsten der Provinz Xan-tong darstellte; der Missionär hatte diese Karte für die Kardinäle der Kongregation der Propaganda bestimmt, um diesen Herren die geistliche Gebietseintheilung dieses Theils des chinesischen Reichs zu erleichtern; aber die chinesische Regierung, in Furcht vor dem Ehrgeiz des damaligen Staatsoberhaupts von Frankreich und dem Umsichgreifen der Engländer in Indien, betrachtete die Karte als ein Mittel, den europäischen Monarchen die Gegend anzuzeigen, wo ihre Schiffe landen müßten, um sich der Hauptstadt des chinesischen Reichs zu bemächtigen. Die Missionäre galten fortan für Spione, welche unter dem Deckmantel des Christenthums weltliche Plane verbärgen; der Italiener büßte seine Unvorsichtigkeit mit dem Exil in der Tatarei und mit dem alten Glanz des Missionwesens in China war es vorbei. Aber nicht bloß hier, sondern auch in Tongking und Kochinchina verfinsterte sich der Horizont; die Missionäre erfuhren alle möglichen Kränkungen und Hindernisse, und erst in den beiden letzten Jahren haben sich die Aussichten wieder etwas gebessert.

Nach diesen Vorgängen, welche uns die Pflicht der Klugheit stärker als je einschärfen, halte ich es weder für nothwendig noch für dienlich, der geographischen Gesellschaft die einzelnen Missionäre mit Namen zu nennen, und ich beschränke mich auf die Angabe der Missionen und Episkopate, welche dieselben leiten; um so mehr, als Jene in der Regel keinen festen Wohnsitz haben, während die Bischöfe Fragen, welche die Gesellschaft beantwortet wissen möchte, am Leichtesten an diejenigen ihrer Sendlinge gelangen lassen können, welche sie nach ihren Talenten und ihrer Lage als die geeignetsten dazu kennen. Die Missionen sind folgende:

1) Die Mission von Ton-king, welche nur den westlichen Theil dieses Reichs begreift, d. h. Alles, was im W des großen Flusses liegt, welcher mitten durch die Hauptstadt fließt und die südliche Provinz in zwei fast gleiche Theile scheidet. Der apostolische Vikar dieser Mission ist Hr. Longer, Bischof von Gortyna, ein hochbetagter und schwächlicher Greis. Sein vermuthlicher Nachfolger ist Hr. Haward.

2) Die Mission von Kochinchina. Hr. Taberd, seit drei Jahren zum Erzbischof von Isauropolis ernannt, leitet diese Anstalt. Nach einem mehrjährigen Aufenthalte in Oberkochinchina verhaftet und an den Hof des Königs geführt, wurde er hier unter dem Vorwande, daß man seiner Dienste als Dolmetscher benöthigt sey, drittehalb Jahre festgehalten, während die Gouverneure der Provinzen Befehl erhielten, alle Missionäre in Tongking und Kochinchina eben dahin zu schicken. Seit zwei Jahren befindet sich Hr. Taberd, so wie zwei seiner Kollegen, die Einzigen, welche sein Loos theilten, wieder auf freiem Fuß, und er hat sich seitdem nach Niederkochinchina zurückgezogen, wo er dem Hof und dessen Plackerungen weniger ausgesetzt ist. Hr. Jaccard ist der älteste Missionär, welcher in Oberkochinchina zurückblieb. Das Gebiet dieser Mission erstreckt sich über die Königreiche Kochinchina, Ciempa und Kambodscha.

3) Die Mission von Setschuen. Sie umfaßt auch die Provinzen Yünan und Koeitschen, wo es aber wenig Christen giebt, und die europäischen Missionäre sich fast nie hinverfügen. Hr. Fontana, Bischof von Sinite, Italiener von Geburt, ist apostolischer Vikar; er hat zum Koadjutor Hrn. Perocheau, Bischof von Maxula, der im Jahre 1818 in Paris die Weihen bekam, ehe er nach China abreiste.

4) Die Mission von Siam, unter der Obhut des apostolischen Vikars und Bischofs von Sozopolis, Hrn. Florent, welcher in Bangkock, der Hauptstadt von Siam, residirt. Dieser Prälat steht schon in einem vorgerückten Alter und Hr. Bruguieres wird ohne Zweifel sein Nachfolger werden. Zu dieser Mission gehören mehrere Inseln in der Meerenge von Malakka, namentlich Penang, wo sich ein Seminar für Chinesen, mit Hrn. Lolivier, vormaligem chinesischem Missionär, an der Spitze, befindet.

5) Die Mission von Malabar unter dem Bischof von Halykarnaß, Hrn. Hebert, in Pondichery. Das Gebiet dieser Mission begreift verschiedene Gemeinden in sich, welche über einen Theil der indischen Halbinsel zerstreut sind, den man zu 200 Stunden Länge und 150 Stunden Breite schätzt.

Das Einhorn.

Die Bibel spricht vom Einhorn; Aristoteles beschreibt es unter dem Namen Oryx, Plinius unter dem Namen fera monoceros, bei den chinesischen Geschichtschreibern heißt es Kiotuan und ist ihnen zu Folge ein Bewohner der Tatarei. Existirt dieses Einhorn in der Wirklichkeit? Viele zweifeln daran. Durch den unsern Lesern bekannten Hodgson, Residenten der ostindischen Kompagnie in Nepal, ist endlich die Sache außer Zweifel gesetzt, indem derselbe Haut und Horn eines dieser Thiere, das in der Menagerie des Radscha von Nepal gestorben war, nach Kalkutta sandte. Der Radscha hatte es von dem Lama von Digurtschi zum Geschenk erhalten. Von den Personen, die das Thier nach Nepal brachten, erfuhr Hodgson, daß es sich in dem südlichen Tübet, wo es Tschiru genannt wird, und zwar am Häufigsten in dem schönen Thal Tingri, in der Provinz Dzang, aufhalte. Dieses Thal soll voll Salzschichten seyn, um welche die Tschiru's heerdenweise sich lagern. Die Gestalt des Tschiru ist, wie die aller Antilopen, im Ganzen gefällig; namentlich hat es die unvergleichlichen Augen dieser Thierart. Seine Farbe ist am obern Theil des Körpers rehroth, am untern weiß. Charakteristisch an ihm sind: ein langes, spitziges, schwarzes Horn, mit drei leichten Krümmungen und kreisförmigen Ringen an der Basis, die vorn mehr hervorstehen als hinten; zwei Büschel Haare an den Nasenlöchern, zahlreiche Borsten um Nase und Mund, wodurch der Kopf des Thiers ein etwas plumpes Aussehen gewinnt; das ungefähr fünf Centimeter lange Haar, welches so dicht ist, daß es gleichsam eine feste Masse vorstellt, und unter welchem sich, wie fast bei allen Quadrupeden auf der Höhe des Himalaya, z. B. den Kaschmirziegen, ein sehr feiner und weißer Flaum befindet. Dr. Abel in Kalkutta schlug vor, dem Einhorn den systematischen Namen Antilope Hodgsonii zu geben.

*) Aehnliche Brunnen giebt es in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Man findet deren eine große Anzahl in der Nachbarschaft von Canandaigua, der Hauptstadt der Grafschaft Ontario, im südwestlichen Theile des Staats New-York; die von Bristol, 10 Meilen südlich von Canandaigua, liegen in einer Schlucht, durch welche ein Bach läuft. Das Gas dringt durch die Ritzen der Erde, neben und aus dem Bache hervor; wenn es aus dem Wasser steigt, bildet es kleine Blasen, die sich entzünden, wenn man ein Licht in die Nähe bringt; wenn es hingegen unmittelbar aus dem Boden kommt, so giebt es eine glänzende und unterbrochene Flamme, welche nur bei einem starken Regen erlischt. Es ist ein überraschender Anblick — dieses Feuer auf den Wellen, gleich dem alten griechischen Feuer. Die Quellen von Middlesex, 12 Meilen von Canandaigua, verbreiten sich über eine Strecke, welche eine Meile lang ist. Die einen befinden sich in der Tiefe des Thals, die andern auf dem 45 bis 50 Fuß hohen Hügel, welcher das Thal beherrscht. Die letztern, welche sehr zahlreich sind, hat man erst seit einigen Jahren entdeckt; man erkennt sie an kleinen Aufwürfen von mehreren Fuß im Durchmesser und einigen Zoll Höhe, gebildet aus einer schwarzen bituminösen, wie es scheint durch das Gas, abgesetzten Erde. Die industriösen Bewohner der Vereinigten Staaten ermangeln nicht, diese Naturphänomene zu benutzen, indem sie das Gas in Röhren fassen und es in ihre Häuser leiten.

**) Annales de l'association de la propagation de la foi. XVI. cahier.

***) Ebendas. XXI. cah.

München, in der Litterarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 257. 14 September 1830.

Die Beduinen.

7. Die Religion.

Noch vor wenigen Jahren hatten die Beduinen keine Priester, weder Mollas, noch Iman's; seit ihrer Bekehrung zu dem Glauben der Wahaby's haben indessen einige ihrer Scheichs, wie el Teschar und Ibn Esmeyr, Mollas eingeführt. Das Fest des Ramasan beobachten sie mit großer Strenge; selbst während ihrer Wanderungen mitten im Sommer kann Nichts als die Furcht des Todes sie bewegen, die Fasten zu brechen. Doch giebt es nur drei Dinge, welche die Beduinen sich für verpflichtet halten nicht zu berühren, das Schwein, todte Körper und Blut; von Wild essen sie, was das Glück ihnen beut. An dem Tage des Korban, oder des großen Festes auf dem Berge Arafat, schlachtet jede Familie so viel Kamele, als sie in dem vergangenen Jahre durch Todesfälle an erwachsenen Personen verloren hat. Hatte ein Verstorbener seinem Erben auch nur ein einziges Kamel hinterlassen, so wird dasselbe geopfert; und besaß er auch nicht eines, so tödtet sein Verwandter eines von den seinigen. Sieben Schafe können die Stelle eines Kameles vertreten, und Wer sich zu diesem Zweck die ganze Zahl nicht verschaffen kann, hat die Verpflichtung sie im nächsten oder einem der nächsten Jahre zu ergänzen. Der Korban ist daher unter allen Beduinenstämmen beständig ein Tag gewaltigen Schmauseus.

Auf den Tod folgt unmittelbar ohne alle Ceremonie das Begräbniß. Als Suleiman, der ältere Bruder des berühmten Häuptlings Ibn Esmeyr, starb, wurde sein Leichnam auf ein Kamel geworfen und einem Fellah zur Bestattung übergeben; Niemand, selbst sein Bruder nicht, wohnte diesem Akt bei. Ist das Lager, in welchem ein Araber stirbt, in der Nähe eines verfallenen Dorfes, wie es deren in der Wüste bis auf vier oder fünf Tagereisen von Syrien eine Menge giebt, so wird der Todte unter den Ruinen beerdigt; wo Dieß nicht der Fall ist, in freiem Felde; nur wird dann ein Steinhaufen über dem Grabe aufgeworfen, um Reisende darauf aufmerksam zu machen und wilde Thiere davon entfernt zu halten. Bei dem Tode eines Vaters schneiden die Kinder beiderlei Geschlechts zum Zeichen ihrer Trauer sich die Haarflechten ab. Stirbt ein Gatte, so erheben seine Weiber, Töchter und andere weibliche Angehörigen ein klägliches Geschrei (Welulua), welches mehrere Mal wiederholt wird. Hat der Verstorbene keinen männlichen Erben hinterlassen und geht daher seine Verlassenschaft auf eine andere Familie über, oder ist der Erbe noch unmündig, so daß er bei seinem Oheim oder nächsten Verwandten wohnen muß, so werden die Zeltpfosten herausgerissen, so wie der Mann verschieden ist, und das ganze Zelt abgetragen.

Erst seitdem die Aenesen zu dem Glauben der Wahaby's bekehrt worden sind, haben sie die vorgeschriebenen Gebete regelmäßig zu halten angefangen; da sie wissen, daß das Haupt der Wahaby's jede Unterlassung dieser religiösen Uebungen sehr streng bestraft. Die Meinungen, welche über die Glaubenslehren der Wahaby's herrschen, sind sehr verschieden, und ich habe in Syrien nicht eine einzige Person gefunden, die sich vermessen hätte, eine genaue Kenntniß von ihrer Religion zu haben. Nach allen meinen vielfältigen Nachforschungen unter den Arabern und unter den Wahaby's selbst glaube ich indessen behaupten zu können, daß man den Glauben der Wahaby's am Besten als den Protestantismus oder Puritanismus der Mohammedaner bezeichnet. Der Wahaby erkennt den Koran als göttliche Offenbarung an; sein Grundsatz ist: „Der Koran und Nichts als der Koran;" er verwirft daher die Hedayth oder Traditionen, mittelst deren die mohammedanischen Gesetzlehrer den Koran erklären und oft interpoliren. Er betrachtet Mohammed als einen Propheten, aber bloß als einen Sterblichen, dem seine Schüler zu viel Ehre erweisen. Der Wahaby verbietet die Pilgerschaft nach dem Grabe Mohammed's zu Medinah, aber er ermuntert die Gläubigen, die Kaaba zu besuchen, und besonders auf dem Berge Arafat zu opfern. Er tadelt die Muselmänner unserer Tage wegen ihrer gottlosen Eitelkeit in Tracht und Kleidung und ihrer Unmäßigkeit im Essen und Rauchen. Er fragt sie: ob Mohammed je in Pelze gekleidet gewesen sey, ob er je eine Pfeife im Munde gehabt habe? Alle Nachfolger Wahaby's kleiden sich in die einfachsten Gewande und haben weder an ihrer eigenen Person, noch an ihren Pferden den geringsten Schmuck von Gold und Silber; sie enthalten sich des Tabackrauchens, welches — wie sie sagen — dumm macht und berauscht. Sie verwerfen Musik, Gesang, Tanz und Spiele aller Art und leben unter einander — wenigstens vor den Augen ihres Hauptes — nach den Grundsätzen einer vollkommenen Gleichheit, weil Niemand Achtung gebührt, sagt der Wahaby, als nur Gott, vor dem Alle gleich sind. Ihr Fürst gestattet daher nicht, weder daß Jemand aufsteht, wenn er eintritt, noch daß man ihm Platz macht. Er verbietet allen Umgang zwischen dem Volke der

Gläubigen und den Ketzern (Meschrekein), wie er die Muselmänner nennt. Der Wahaby — wie das oberste Haupt der Sekte genannt wird — verbreitet seinen Glauben mit dem Schwerte. Wenn er einen Distrikt der Ketzer angreifen will, mahnt er sie zuvor dreimal und fordert sie auf, sich zu bekehren; nach der dritten Aufforderung erklärt er, daß die Zeit der Gnade verstrichen sey, und erlaubt dann seinen Truppen nach Gutdünken zu rauben und zu morden. Als die Stadt Mesdsched Aly genommen wurde, erschlugen seine Araber alle Einwohner. Eine Provinz, welche der Wahaby einmal erobert hat, genießt indessen unter ihm der vollkommensten Sicherheit. In dem Nedschid und Hedschas wurde nicht die geringste Bedrückung ausgeübt. Die Muselmänner werden gezwungen, den Glauben des Wahaby anzunehmen: die Juden und Christen bleiben indessen in dem ihrigen ungestört, sofern sie nur den Tribut regelmäßig fortbezahlen. Ein Wahabypriester, der gefragt wurde, warum man bei dem Sturme einer Stadt nicht des Lebens untadelhafter Türken, Christen und Juden schone, erwiederte: „Wenn Ihr einen Haufen Waizen mahlen wollt, dem sich einige wenige Bohnen beigemischt finden, werdet Ihr nicht lieber das Ganze zusammen mahlen, als Euch die Mühe geben, die wenigen Bohnen einzeln herauszulesen?“

Ein Hauptpunkt der Wahabylehre ist die Verpflichtung, den Tribut (Zekawah) zu zahlen, den alle Gläubigen dem Kirchenhaupte schuldig sind. Im Winter geben die Sammler dieser Steuer von Deraveh aus und zerstreuen sich in alle Gegenden des Wahabygebietes, aus denen sie reich mit Gold und Silber beladen zurückkehren. Die Aenesen zahlen jährlich für jede fünf Kamele einen spanischen Dollar, und für je vierzig Schafe oder Ziegen einen Dollar; für jedes Pferd einen Danad (ungefähr vier Gulden). Diese Abgabe wird in baarem Gelde entrichtet; eine Zeitlang nahm man nur spanische oder kaiserliche Thaler, gegenwärtig ist man indessen auch mit türkischem Gelde zufrieden. Der Fürst macht von seinem Grundeigenthum, da alles angebaute Feld, so wie alle Palmengärten ihm persönlich gehören, denselben Gebrauch, der in Europa die Veranlassung zu der Entstehung des Feudalsystems wurde. Seine Leute zahlen ihm keine Pacht, sondern sie besitzen ihre Grundstücke als Lehen, und sind verpflichtet, beständig eine Anzahl bewaffneter Kamelreiter auf den Wink des Gebieters bereit zu halten. Sobald dieser einen Kriegszug beabsichtigt, befiehlt er ihnen, sich ihm auf einen bestimmten Punkt in der Nähe der Gegend, wider welche der Angriff gerichtet ist, anzuschließen; dahin begeben sie sich theils in kleinen Abtheilungen, theils einzeln. In dem ganzen Nedschid ist von je zehn Männern einer verpflichtet, dem Wahaby auf seinen Zügen zu Roß oder zu Kamel zu folgen; Dieß ist jedoch bei den Aenesen, die nie besiegt wurden, sondern sich freiwillig unterwarfen, nicht der Fall. Seit mehreren Jahren haben die nördlichen Aenesen auch ihren Tribut zu zahlen aufgehört; ihre Häupter bekennen sich zu den Grundsätzen der Wahabylehre; das gemeine Volk kümmert sich aber wenig darum, es singt und raucht, wie zuvor. Nur der Name des Wahabyfürsten wird überall mit Ehrfurcht genannt.

Die Gevatterschaft.

Ein russisches Volkssittengemälde.

(Fortsetzung.)

Das Hausthor knarrte; es war Afonaßij, mit einer schweren Last Holz, die er im Vorhause abwarf, worauf er mit freundlichem Blick in die Stube trat: „Das ist einmal ein Wetterchen; 's fehlte nicht Viel, so hätte der Sturm mich umgeworfen. Wie steht's mit meiner Arinuschka? Hat Gott ihr geholfen?“ — „Noch nicht, Lieber, vielleicht bringt Dein Eintritt ihr Glück.“ — „Nun, wie der Herr will; 's kömmt ja Alles zu seiner Zeit recht. Annuschka, mach einmal Feuer an, daß ich mich etwas trockne, so durchnäßt, wie ich da bin, kann ich nicht zu ihr gehn. Aber —“ er sah sich in der Stube um — „ich dachte, Ihr hättet schon längst den Ofen geheizt und Anstalten zur Kindtaufe gemacht, die wir ja doch, so Gott will, morgen haben.“ — „Ach Gott, Petrowitsch, wer mag da wohl an Anstalten denken; vor 'ner Stunde noch war der Sotskoj da, und kündigte mit Fluchen und Poltern an, unser neuer Gutsherr käme morgen, und da müsse viel Geld in Bereitschaft und alle Rechnungen in Ordnung seyn, und wenn Du ihm bis morgen ganz früh den Obrok nicht brächtest, so würde er uns Alle zum Hause hinauswerfen, und dann könnten wir in die weite Welt betteln gehn!“ — Afonaßij fuhr bei dem Worte zusammen; doch faßte er sich wieder: „I, Mütterchen, der Donner rollt oft, aber nicht jeder Donnerschlag trifft; Gott ist groß!“ — „Ja,“ rief Anna freundlich, „Das hat auch Alerej gesagt; morgen soll Alles besser werden!“ — „Hm,“ lächelte Petrowitsch, „Dein Alerej meint's gut, und wenn Der Starosta wär', so ging's wohl anders bei uns zu; aber sein Alter.... na, laßt erst den jungen Herrn einmal hier seyn und selbst sehen — 's wird sich Alles fügen. Macht nur, daß wir zu Morgen einen guten Kuchen mit Fisch und einen Eierfladen haben und ein Paar Krüge Bier dazu, um unsre Gevattern zu bewirthen; das Geld zu den Lichtern liegt schon längst fertig im Schiebkästchen unter dem Kiwot. — Es wird sich Alles fügen.“ Unterdessen hatte er seinen Rock über die Ofenbank ausgebreitet, und nachdem er sein ganz durchnäßtes rothes Hemd vor dem lodernden Feuer etwas getrocknet, ging er zu der Wöchnerin in die Kammer.

Afonaßij's Rede hatte gewirkt; die Alte ermunterte die Tochter, sich an die Vorbereitungen zu kärglichem Taufschmaus zu machen. Sie legte zwar selbst auch Hand an, konnte sich aber doch nicht enthalten, ihre Zweifel zu äußern; „Was soll denn das nun Alles? Gott weiß noch, wie's mit der Arina wird, und dann — Wer wird wohl bei uns Gevatter stehn wollen?“ „I, Mütterchen, 's giebt noch gute Menschen auf der Welt, die die Christenpflicht ehren; Gevatterin bin ich, das hat mir der Schwager längst versprochen: und ich hab' auch schon's Mützchen und's Hemdchen und Alles, was nöthig ist, besorgt; *) Alerej hat mir vom Jahr-

*) Bei den Taufen bringt die Gevatterin dem Kinde eine Mütze, Hemdchen und irgend ein Stück Zeug, Riski genannt, worauf es gelegt wird, nachdem es in das Taufbecken getaucht worden. außerdem liefert sie auch noch ein Tuch oder Etwas dergleichen für den Priester, zum Abtrocknen der Hände. — Der Gevatter ist verbunden, das Kreuz zu geben, welches dem Kinde um den Hals gehängt wird, und den Priester und Küster zu bezahlen.

markt ein rothes Band dazu gebracht.....“ — „Immer der Alexej! Na, so bitt' ihn, daß er mit Dir Gevatter stehe, da ist Alles in Ordnung.“ — Das arme Mädchen erbebte, und ließ vor Schreck den Kochtopf, den sie eben hielt, fallen: „Wie?... Alexej... mit mir.... Gevatter! — Mutter.... um Gotteswillen.... da wären wir ja auf ewig getrennt!“ *) „Eben das wäre das Allergescheidt'ste; da würdet Ihr einmal aufhören, an Das zu denken und auf Das zu hoffen, was doch nie werden kann!“ — „Nein, Mütterchen, man muß sein Glück nie muthwillig von sich stoßen; was seyn soll, fügt sich wohl......“ „Ja, wenn's seyn soll, unterbrach sie die Alte, „aber...“ — „O, der Alexej ist mir bestimmt, Das ist gewiß; weißt Du noch in den letzten Swätki **), Alles traf ja genau zu: immer kugelte Alexej's Bohne beim Wurfe zu der meinigen hin; im Zinnguß war ja ganz deutlich der Weg in die Kirche für mich da, und wenn ich Abends durch's Hofthor die Vorübergehenden fragte, so erfolgte fast immer Alexej's Name zur Antwort. Und dann, die gute alte Frau aus Moskau, die mir aus der Hand wahrsagte; ich hab's wohl behalten: „„Kind sprach sie, es kommen noch manche herbe, schwarze Tage über Dich, aber sey getrost, und bau' auf Gott! — eh' noch im Herbste die Flüsse zugehn, zieht Glück in Euer Haus, und der Geliebte führt Dich unter die Hochzeitkrone.““ Dran glaub' ich fest; ich will lieber in meinem ganzen Leben nicht Taufmutter seyn, will den ganzen schönen Taufstaat der Nachbarin Waßiljewna geben, damit sie, es sey nur — mit Alexej steh' ich nicht Gevatter! — Es findet sich gewiß ein Andrer dazu! Sieh' nur, wie der Kater sich emsig die Pfoten leckt und putzt, und wie die lange Kohle an der Kienschleiße sich immer nach der Thür hinwendet — Das giebt einen unerwarteten Gast, vielleich ein Reisender, den wollen wir bitten; — aber Alexej.... nein, Mütterchen, der darf nicht mein Gevatter werden.“ — „Nun, halt' Das wie Du willst,“ brummte die Alte: „ich seh' nicht ab, wie der reiche Prochoritsch jemals einwilligen sollte, seinen Sohn an Dich blutarme Waise......“ —

---

*) Nach den Gesetzen der russischen Kirche macht die Gevatterschaft eine Verwandtschaft, und Gevattern dürfen sich daher nie heirathen.

**) Swätki heißt die Zeit von Weihnacht bis zum heiligen Dreikönigstage; sie ist eine Art von Karneval, wo das Volk sich mit kleinen Spielen belustigt, maskirt auf den Straßen und in den Häusern Bekannter und Unbekannter herumzieht, und vielen Jubel und Spaß treibt. — Außerdem aber wird während dieser Zeit Allerlei vorgenommen, um das künftige Schicksal zu erfahren: Man gießt Wachs und Zinn in Wasser und kugelt mit bezeichneten Bohnen oder Nüssen; die jungen Mädchen stellen sich Abends vor das Hausthor und fragen die Vorübergehenden um ihre Namen, wo dann der am Häufigsten wiederholte der Name des Zukünftigen ist; um auch seine Gestalt kennen zu lernen setzt sich die Neugierige um Mitternacht vor einen kleinen Tisch, auf welchem ein Spiegel zwischen ein Paar Kerzen und zwei Tellern stehn, und ladet den unbekannten Freier ein, sich ihr zu zeigen, worauf dann sein Bild im Spiegel erscheint u. s. w. Noch giebt es gegen dreißig ähnliche sichere Mittel, die Zukunft zu erfahren, die aber fast alle auf die Hauptangelegenheit, auf Heirathen, Bezug haben. (Forts. folgt.)

Besuch des Grafen de la Bretonniere in Algier.

(Schluß.)

Angelangt auf der Rhede von Algier bestieg der Graf de la Bretonnière, Befehlshaber des Blokadegeschwaders, mit Hrn. Bianchi als Dolmetscher und zwei Officieren am 30 Juli eine Schalupe; bald befanden sie sich innerhalb der ersten Vertheidigungswerke, wo, so wie auf den Felsen, worauf sie angebracht waren, eine zahllose Bevölkerung umherstand. Der Hafenkapitän, der erste Dragoman der Regentschaft und der sardinische Generalkonsul kamen ihnen entgegen. Kaum hatten sie den Fuß an's Land gesetzt, als man sie zum Seeminister führte, der, obwohl ein erklärter Feind der Franzosen, sich mit der Feinheit und Zurückhaltung eines europäischen Diplomaten benahm; er kündigte Hrn. de la Bretonnière an, daß ihm der Dey am folgenden Tage eine Audienz bewilligen würde. Mittlerweile konnten sich die Franzosen mit dem Anblick der noch blutigen Reste einiger ihrer unglücklichen Landsleute unterhalten, die man ihnen absichtlich zeigen zu wollen schien. Die Fregatten Iphigenie und Herzogin Berry ließen nämlich einige Tage zuvor einen algierischen Corsaren durch sechs Schalupen verfolgen; von diesen scheiterten drei an der Küste, und von der ganzen Mannschaft entging nur Einer dem Mordstahl der Beduinen. Damit nun die Gesandtschaft sich über die Personen nicht täuschen könnte, hatte man den Leichnamen ihre französischen Uniformen angezogen.

Um sich nach der Cassaba zu verfügen, mußte man den Hafendamm nach seiner ganzen Länge, welche etwa 500 Schritte betragen mag, passiren, worauf man durch das Marinethor in die engen, schlechtgepflasterten, schmutzigen, stinkenden, finste.n, unebenen Gassen trat. Ueber den Gassen waren Balken quer übergelegt; eine Einrichtung, die sich vom J. 1717 herschreibt, und die Häuser verhindern soll, den unten Gehenden über den Köpfen zusammen zu stürzen, was damals während der neun Monate lang häufig wiederkehrenden Erdstöße nicht selten geschehen seyn soll. Die Häuser mit ihren vergitterten Luftlöchern statt der Fenster und ihren kleinen Thüren mit Wappenschildern haben ein trauriges kerkerartiges Aussehen, wiewohl darin aller Luxus herrscht. Wenigstens drei Viertelstunden brauchte man zum Palast des Dey, während welcher Zeit ihnen auch kein einziges sehenswerthes Gebäude aufstieß. Kaufläden und Magazine durfte man auch nicht erwarten; kaum bemerkte man einige Tabak- und Spezereibuden. Die ansehnlichsten davon befanden sich in der großen Straße, welche die Stadt von Norden nach Süden durchschneidet. Vor der Cassada ist ein nicht sehr geräumiger Platz mit einem Brunnen, der für die Einwohner einen um so höhern Werth haben muß, als sie bis 1611, in welchem Jahr er gebaut worden, bloß Cisternenwasser getrunken hatten.

Endlich öffnete sich der erste Hof der Cassaba; hier gab der Dey seine Audienzen; hier am Ende einer langen und schmalen Gallerie empfing er, auf einem Fauteuil sitzend, den Abgesandten. Durch seine Festigkeit gewann Hr. de la Bretonnière so Viel, daß er seinen Degen behalten durfte, während Dieß keinem Konsul gestattet war; hingegen von der Pflicht, die dreistündige Audienz über zu stehen, wurde er nicht dispensirt. Hussein Pascha bekleidete die Stelle eines Ministers des Innern, als er am 1 März 1818 dem Dey Aly Chodscha nachfolgte. Er war damals 45 Jahre alt, und stand in gutem Ruf; galt aber für einen schwachen Charakter, der sich von dem Einfluß seiner Umgebungen leiten ließe. Er ist von mittlerer Größe, wohlbeleibt und seine Züge ohne jene Regelmäßigkeit und Würde, wodurch sich die ottomanischen Physiognomien sonst auszeichnen. Der Ausdruck seines Gesichts schien düster und ernst, kurz, wie man sich einen Fürsten denkt, der sich durch Intriken und Verbrechen auf seinem hohen Posten behaupten muß. Einsam unter seinen Unterthanen verließ er fast nie die Citadelle, deren Festungswerke er bedeutend vergrößerte, und in die er nur mit der größten Vorsicht seinen Ministern und Günstlingen den Eintritt erlaubte. Eines Tages, als er, um die Festungsarbeiten zu besichtigen, ausging, wäre er beinahe ermordet worden, und rettete sich bloß dadurch, daß er sich eiligst in seine Burg flüchtete. Hussein Pascha schreibt Türkisch und spricht fließend Arabisch; sein Beiname Chodscha zeigt, daß er von der Klasse der Gelehrten ist. Man hielt ihn für den unterrichtetsten Mann von Algier; was aber so gar Viel nicht heißen wollte, da der Diwan keine drei Mitglieder zählte, welche ihre Sprache korrekt lesen und schreiben konnten. Hr. de la Bretonnière hatte zweimal Audienz; beidemal ohne Resultat. Indessen lud ihn der Dey ein, sich in Algier und den Umgebungen umzusehen, überhaupt so lange zu verweilen, als ihm gut dünkte, wobei er ihn seines Schutzes versicherte.

Die Erlaubniß des Dey benutzten der Graf und seine Gefährten zu mehreren Ausflügen. Die erste Neugierde hatte sich befriedigt, und sie konn-

ten jezt ziemlich ungenirt beobachten. Der Hochmuth mußte die Algierer ganz verblendet haben, wenn sie's gleichgültig geschehen ließen, daß Fremdlinge und Feinde ihren ganzen Haushalt durchmusterten.

Ihr erstes Augenmerk ging auf den Hafen. Hr. Bianchi sah, woraus die algierische Marine, welche das Mittelmeer in Schrecken seze, bestand: eine grosse Fregatte von 60 Kanonen, erbärmlich zugerichtet, eine andere von geringerer Stärke, zwei Korvetten, zwei Briggs, fünf Goeletten und etwa 20 Kanonierschalupen — das war Alles. Den Hafen umschließt der Molo ganz; er ist voll Klippen, und der Grund von einer Wasservegetation überwachsen, welche von Tag zu Tage mehr um sich greift; seine Form ist länglich; seine größte Tiefe beträgt nur gegen 5 Klafter; er kann 500 Fahrzeuge von 300 bis 400 Tonnen aufnehmen. Die Kanonierschalupen befanden sich hinter einer Verpfählung, welche durch Taue und Kabel verstärkt war. Eine mächtige eiserne Kette wurde jede Nacht vor den Hafen gespannt.

Die Gesellschaft verließ die Stadt durch das Thor Bab-el-Oued auf der Nordwestseite. Unterwegs konnten sie sich überzeugen, daß das Pulvermagazin — so weit ging die Sorglosigkeit der Algierer — nicht außer Bombenschußweite lag. Nun ging's auf das Landhaus des sardinischen Konsuls zu, indem die zahlreichen Küstenbatterien, eine ziemlich tiefe Bucht, die Strandmühlen, der Christen- und Juden-Todtenacker und das sogenannte Vierundzwanzigstundenfort rechts liegen blieben. Bis zum Kap Caxines folgte die Straße der Küste; links öffnete sich das weit in das Land einschneidende Ouedthal, voll malerischer Partien und niedlicher Villen mitten zwischen Hecken von Feigenbäumen und Aloen, deren buntfarbige Blüthen sich allerliebst ausnahmen. Man gewahrte mehrere Grabmäler, die in Trümmern lagen und der Sage nach sechs Dey's angehörten, die den Tag ihrer Erhebung nicht überlebten; auch die Ruinen einer alten Moschee in einem großen Garten. Obgleich vor den Mauern von Algier, war hier der Boden dürr und meist von Bäumen entblößt; man traf Nichts als da und dort einige Aloen von einer sehr großen Art, einige Cactus, Myrten und Oliven. Jenseits des Landguts des Dey ist das Fort der Engländer, eines der besten, welche Algier besizt. So kamen sie allmählig an die Landspize Pescado, wo sie noch einige Batterien bis zum Hafen Caxines bemerkten; hier beginnt die Kurve, welche die Bai von Algier darstellt, und deren äußerste Endpunkte im W Pescado und Kap Caxines, im O Kap Matafu bezeichnet. Diese Krümmung hat eine Ausdehnung von 4 Stunden. Die Flüsse Haratsch und Hamis entladen darein ihre Wasser, nachdem sie die schönen Ebene von Mitidscha befruchtet haben. Jezt führte der Weg zehn Minuten zwischen Bäumen durch, und der Landsiz des sardinischen Konsuls, einst des französischen, lag vor ihnen. Hier trafen sie vier Landsleute, welche der Consul reklamirt hatte. Gefangen genommen von den Algierern waren sie, mit den Spolien ihrer eigenen Habseligkeiten wie Lastthiere beladen, in verschiedenen Gegenden des Landes herumgeführt worden. Auf dem Rückweg wurden die Mauern, welche Algier von dieser Seite umgeben, mit aller Aufmerksamkeit untersucht. Diese Mauern sind theils aus Erde, theils aus Backsteinen gebaut, und haben eine Höhe von etwa 20 F.; auf den in Zwischenräumen befindlichen viereckigen Thürmen waren einige schlecht aufgestellte Stücke Geschüz. Die Gräben schienen nicht tief; wahrscheinlich hatte man seit 1730, wo Shaw schon ihren Verfall beschreibt, Nichts gethan, sie auszubessern.

Am 2 August sollte Hr. Bretonnière seine zweite und lezte Audienz haben; wie vorauszusehen war, verwarf der Dey alle Friedensvorschläge, und auch die Vorstellungen des sardinischen Konsuls vermochten Nichts gegen diesen Beschluß. Die Gesellschaft mußte also Algier Lebewohl sagen — und zwar gerade bei einem stürmischen Meer, das sie jeden Augenblick der Gefahr aussezte, ihren Nachen an einem Felsen zerschellen zu sehen; nach drei Stunden erreichten sie endlich die Provence, wo man bereits anfing, wegen ihres langen Ausbleibens besorgt zu werden, und am 3 lichtete man die Anker. In dem Augenblick aber, als die Heftigkeit des Windes die Franzosen unter den Batterien der Stadt hinzusegeln nöthigte, begann eine allgemeine Kanonade gegen das Schiff; zum Glück behielt der Befehlshaber so viel Kaltblütigkeit, um nicht zu antworten. So kamen sie mit einigen Beschädigungen weg, denn von 80 Schüssen trafen nur 11 das Fahrzeug; Niemand kam um's Leben. Hätten sie den Kampf angenommen, so wären sie verloren gewesen. Der Dey ließ sich nachher entschuldigen, was jedoch als keine genügende Genugthuung betrachtet werden konnte. Mit dieser Verrätherei war das Maß der Sünden Algiers voll!

Jacotots Erziehungssystem *).

Um unsern Lesern das jacotot'sche Verfahren anschaulich zu machen, geben wir ihnen die Uebersicht des Fortgangs eines Kurses. Der Zögling fängt damit an, daß er einen Theil des Musterbuchs, wozu bekanntlich Jacotot den Telemach nimmt, auswendig lernt; jeden Tag wiederholt er das Erlernte, bis dessen endlich so Viel wird, daß die Wiederholung nicht mehr möglich ist, und damit fährt er fort, bis er die sechs ersten Bücher vollkommen inne hat. Dieses unaufhörliche Wiederholen ist das Lebensprincip des Systems. Während der Repetition läßt man ihn von Zeit zu Zeit verschiedene Worte schreiben; schreibt er sie unrichtig, so wird er auf das Buch verwiesen, um seine Fehler zu verbessern. Mittlerweile wird seine Aufmerksamkeit auch auf die Bedeutung der Wörter gelenkt: man zeigt ihm, daß Wörter, wie Calypso und Grotte Dinge bezeichnen, andere, wie n'osaient lui parler — elle se trouvait malheureuse etc. Zustände oder Handlungen. Der Achtsamkeit des Zöglings versichert sich der Lehrer durch allerhand Fragen, die er an ihn richtet: Worüber konnte Calypso sich nicht trösten? Ueber die Abreise des Ulysses. Warum ging sie allein? Weil sie traurig war. Allmählich lernt der Zögling durch Vergleichung mehrerer Stellen, wo sie vorkommen, einzelne Wörter definiren: Was bedeutet das Wort printems? Ich finde das Wort in folgender Stelle: Gazons fleuris dont un printems éternel etc.; tous les fruits que le printems promet et que l'automne répand sur la terre; il chantait les fleurs dont le printems se couronne et la verdure qui nait sous ses pas etc. Gut, was stellst Du Dir bei diesen Stellen vor? Ich sehe, printems ist die Jahrszeit, in welcher die Erde, nachdem sie von der Winterkälte erstarrt war, sich wieder mit Grün und Blumen bedeckt. So wird die Gedächtnißübung zugleich Verstandesübung. Eine andere Verstandesübung und ein anderes Mittel, das Auswendiglernen zu erleichtern, ist, daß man den Knaben anhalte, Das, was er gelesen hat, in seiner eigenen Sprache zu erzählen; diese Erzählung mag er bald länger ausspinnen, bald kürzer fassen und zulezt muß er mit Einem Wort den Inhalt des Ganzen angeben, z. B. mit Sorge, Angst, Freude, Unterhaltung u. s. w. Fragen, worauf das Buch die Antwort nicht enthält, werden vermieden. Mit dem Vorrücken des Unterrichts vervielfältigen sich die Fragen; jedes Wort und jede Redensart wird gemustert, jeder neue Charakter wird mit den frühern Charaktern, so wie mit den Thatsachen und den Reihen von Thatsachen verglichen. Der Lehrer giebt allen geistigen Fähigkeiten des Zöglings Arbeit; er spornt seine Reflexion, sein Kombinationsvermögen, fordert ihm von jedem Ausdruck und Gedanken Rechenschaft ab Nun geht es an die Nachahmung. Der Zögling erhält oder wählt sich einen Gegenstand: seine Aufgabe ist, denselben in dem Gewand seines Musterbuchs darzustellen; etwa er soll die Klage Philoktets in die Worte der Calypso kleiden, in welchen sie um Ulysses jammert. Die kleinen Veränderungen, welche nöthig sind, entlehnt er aus andern Theilen des Buchs. Charakterskizzen nach denen des Musterbuches frei nachzubilden, ist eine Form des Unterrichts, die besonders vorkommt. Ferner werden Betrachtungen über Stellen oder Redensarten im Telemach angestellt. Dieß kann als Aufsaz gelten, nur mit dem Unterschied, daß der arme Knabe seinen Kopf nicht zu Tod zu quälen braucht, um Ideen herauszubringen, die nicht darin stecken. Sein Thema ist Telemachs Kampf mit dem Löwen — also der Muth; so braucht er Nichts als die vielen Stellen, wo von Tapferkeit die Rede ist, in seinem Gedächtnisse zu ordnen und anzuwenden. Nach und nach kommen Synonymik, Paraphrase, Parallele, fingirte Briefe, Improvisation, und den Schluß macht die Grammatik. Offenbar läßt sich die psychologische Angemessenheit dieses Systems nicht verkennen; allein für die bessern Köpfe möchte es doch zu langsam seyn, und vor Allem möchten die Lehrer, welche den etwas pedantischen Mechanismus geistig zu beleben wüßten, nicht so leicht gefunden werden.

---

*) Schluß des Artikels in Numer 113.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker

Num. 258. 15 September 1830.

Gegenwärtiger Zustand von Odessa.

1. Gründung der Stadt.

Seit der Eröffnung des Bosporus ist ohne Zweifel Odessa der wichtigste Punkt des russischen Reiches. Moskau mit seinem alten halbbarbarischen Glanze, Petersburg mit seinem Gemisch französischer, deutscher und russischer Sitte nehmen seit langer Zeit eine feste Stellung ein, in der sie wahrscheinlich sich noch Jahrhunderte lang behaupten werden, ohne von derselben beträchtlich herabzusinken, aber auch ohne sich über dieselbe bedeutend zu erheben. Odessa dagegen, welches sich weder an Umfang, noch an Volkszahl mit einer der beiden Hauptstädte vergleichen läßt, hat durch seine Lage, als Stapelplatz des ganzen südlichen Rußland's, die Aussicht, einst alle Küsten des schwarzen Meeres zu beherrschen, den größten Theil der Reichthümer, welche diese weiten fruchtbaren Gefilde bieten, in seine Mitte zu ziehen und zugleich in einem unermeßlichen Kreise, der nur auf äußere Anregung wartet, Leben, Bildung und Nahrung zu verbreiten. Hieher richtet der verständige Kaufmann und Spekulant, hieher der Staatsmann, der eine neue Zukunft für den Osten von Europa berechnet, seinen Blick; und auch der Gelehrte, wenn von den Beispielen außerordentlich schneller Entwicklung zu einer noch immer wachsenden Größe die Rede ist, wird, neben den berühmten Handelsplätzen der Westwelt, Odessa nicht vergessen.

Schon zu der Zeit, wo die Milesier mit ihren Kolonien die Gestade des Pontus Euxinus umfaßten, scheint auch die Stelle, auf welcher gegenwärtig die Stadt Odessa liegt, die Aufmerksamkeit jener erfahrenen Kaufleute auf sich gezogen zu haben; wenigstens lassen die gemalten griechischen Vasen, die vor einigen Jahren in der Nähe des Theaters, so wie an andern Punkten der Stadt ausgegraben wurden, vermuthen, daß sich eine griechische Niederlassung hier befand; und Blaremberg, in einer kurzen Abhandlung über diesen Gegenstand, behauptet, hier sey der Hafen der etwas tiefer landeinwärtsgelegenen Stadt Istros (Ἰστριανῶν λιμήν) gewesen, welche nach Eusebius von den Milesiern 655 J. v. Chr. G. gegründet wurde. Von den besonderen Schicksalen dieser Kolonie ist uns Nichts bekannt; nur so viel wissen wir, daß dieselbe unter der späteren türkischen Herrschaft einem elenden Dorfe, Hadschibei oder Chodschabei, Platz machte, dessen Einnahme im J. 1789 den Russen die Veranlassung zu der Gründung von Odessa gab.

Im Monat Juni des J. 1789 entsandte Fürst Potemkin den Generalmajor Ribas, um den Befehl über die zaporogische Flottille zu Otschakoff zu übernehmen; sogleich ließ dieser durch seine Kosaken die türkischen Fahrzeuge emporheben, welche die Russen bei der Belagerung jenes Platzes versenkt hatten; und kaum war ein Monat vergangen, als 22 treffliche Kanonenboote der See abgenommen, vollkommen wieder hergestellt und ausgerüstet waren. Der Fürst war bei seiner Ankunft zu Otschakoff durch die Thätigkeit des Generals überrascht, und stellte ihn zur Belohnung an die Spitze der Vorhut des russischen Heeres unter den Befehlen des Generals Goudowitsch. Diese Truppenabtheilung bestand aus auserlesenen Leuten; sie war aus einem Bataillon der nikolaiefskischen Grenadiere, die zu Ehren des h. Nikolaus, des Schutzpatrons von Rußland, errichtet und aus drei Grenadierregimentern ausgewählt worden waren, und nächstdem aus zwei Regimentern donischer und einem Regimente zaporogischer Kosaken zusammengesetzt.

Im August ließ General Ribas den Kapitän Arkudinsky mit hundert Kosaken gegen Hadschibey vorrücken, um die Türken, welche diesen Punkt besetzt hielten, auszukundschaften. Da diese Streifpartei nur des Nachts marschirte und den Tag über sich in den Thälern verborgen hielt, so gelang es ihr unentdeckt nahe genug zu kommen, um mittelst eines Fernrohres alle türkischen Streitkräfte unterscheiden zu können, und neun und dreißig Schiffe in dem Hafen zu sehen, von denen zwei große Schebecken und drei und dreißig Kanonenboote ruhig vor Anker lagen, während zwei andere Schebecken eben im Begriff waren, unter Segel zu gehen. Hievon benachrichtigt, beschloß Ribas in Verbindung mit General Goudowitsch und Gegenadmiral Woinowitsch ungesäumt einen Angriff zu Wasser und zu Lande, um sich wo möglich zugleich des Forts und der Flotte zu bemächtigen. Er führte am 14 August sein kleines Korps bis auf eine Werste von dem Platze, ehe er von den Feinden bemerkt wurde. Umsonst eröffneten die Türken jetzt ein wüthendes Geschütz- und Kleingewehrfeuer; schon hatten die Grenadiere ihre Sturmleitern angesetzt und ehe viele Salven auf sie gegeben worden waren, hatten sie, einen Unteroffizier Namens Zubschin an der Spitze, sich des Walls bemeistert und den Kampf beendigt, indem sie die ganze Besatzung über die Klinge springen ließen. Ein einziger Türke blieb am Leben, der sich in das Pulvermagazin zurück zog und von dort aus die Angreifenden auf die Gefahr aufmerksam machte, die ihnen drohte, wenn sie auf ihn feuerten. Es wurde nur eine ge-

ringe Anzahl Kanonen gefunden, die meisten von Eisen; auch die vorhandenen Mund- und Kriegsvorräthe waren unbedeutend. Die türkische Flotte hatte an dem Kampf keinen Antheil nehmen können, weil der Sieg beinahe in demselben Augenblicke sich entschied, in welchem der Angriff erfolgte; sobald sie den Ausgang erfuhr, begann sie zwar ein wohlunterhaltenes Feuer auf das Fort, das indessen den Siegern keinen Nachtheil zufügte, da es so schlecht gerichtet war, daß alle Schüsse über dieselben hinwegingen.

Der Kanonendonner allein setzte General Goudowitsch in Kenntniß, daß der Angriff begonnen habe, denn Ribas, der die Ehre desselben für sich allein wollte, hatte seinem Befehlshaber vor der Zeit keine Nachricht gegeben. Einige Geschütze, langten indessen gerade noch zu rechter Zeit an, um die Fahrzeuge des Feindes mit Wirkung zu beschießen. Drei Kanonenbote wurden genommen, der Rest der Flotte lichtete die Anker und entkam, da es dem russischen Geschwader nicht beliebte, die Unternehmung der Landarmee zu unterstützen. Admiral Woïnowitsch, dem diese Unthätigkeit zur Last fiel, zog sich durch dieselbe die Ungnade des Fürsten Potemkin zu, und verlor sein Kommando, das der allmächtige Minister echt russisch auf den Reitergeneral Ribas übergehen ließ.

Hadschibey bestand bei der Eroberung aus einigen Baracken, fünf oder sechs kleinen Häusern und einem größeren mit hohen Mauern und Wällen, jedoch ohne Graben, das dem türkischen Pascha zur Wohnung diente. Die Umgegend war völlig öde und baumlos; an der Stelle, wo jetzt der öffentliche Garten von Odessa ist, erhoben sich einige Lehmhütten. Der Hafen von Hadschibey war indeß seit undenklichen Zeiten der Punkt gewesen, von welchem Konstantinopel das Getraide und die übrigen Handelswaaren dieser Gegenden bezog. Auf die Gerste von Hadschibey waren die Marställe des Großherrn besonders angewiesen. So sah der Ort aus, auf welchem die Kaiserin Katharina II eine griechische Kolonie anzulegen beschloß. Sie ernannte einen Bürgermeister; und eine Anzahl einfacher Gebäude legte den Grund zu einer Stadt, welcher ansehnliche Privilegien bewilligt wurden. Admiral Ribas machte zuerst den Vorschlag, Hadschibey in einen Handelshafen zu verwandeln, der in Fällen der Noth zugleich zur Aufnahme von Kriegsschiffen dienen könnte; die vielen Unbequemlichkeiten, die mit dem Hafen von Cherson verbunden waren, so wie die ungesunde Lage dieses Platzes, noch mehr aber das Bedürfniß, den Produkten der kürzlich dem Reich einverleibten fruchtbaren polnischen Provinzen einen nähern Ausweg zu eröffnen, empfahlen diesen Vorschlag, welcher daher die Genehmigung der Kaiserin erhielt, die Hadschibey im Jahre 1796 den Namen Odessa beilegte, um das Andenken an die alte Stadt Odessus wieder zu erwecken, die — wie man glaubte — hier gestanden haben sollte. Später erwies es sich daß diese Meinung irrig war, denn von den beiden Städten, die einst den Namen Odessus führten, war die eine ohne Zweifel auf der Stelle gelegen, welche jetzt die Stadt Varna einnimmt; während viele Gründe es wahrscheinlich machen, daß die andere auf der Stätte des heutigen Otschakoff lag.

Ob man die Schuld nun der Kostspieligkeit der Baumaterialien zuzuschreiben hatte, die mit Ausnahme der Steine sämmtlich aus großer Entfernung herbeigeholt werden mußten, oder Mängeln in dem Plane selbst, gegen den Admiral Ribas viele Einwendungen erhob, genug viele Millionen Rubel wurden auf den Bau eines unbedeutenden kleinen Forts und einiger öffentlichen Gebäude, besonders Kasernen, verwendet, die man sämmtlich in so unbedachter Eile aufführte, daß die meisten wahrscheinlich bald nach dem Aufbau wieder zusammengefallen wären, wenn nicht jährlich mit der größten Sorgfalt an ihrer Herstellung gearbeitet würde. Der Plan, nach welchem die Stadt angelegt werden sollte, war ungemein großartig; nur beging man den Fehler, die Kasernen unmittelbar an das Gestade zu bauen, das doch in einem Handelshafen vorzugsweise für merkantilische Zwecke in Anspruch genommen wird. Dieser Umstand verursachte neue Kosten, indem man sich bald genöthigt sah, die Kasernen an das entgegengesetzte Ende der Stadt zu verlegen. Außer dem Admiral, der seine Aufgabe mit der rühmlichsten Beharrlichkeit verfolgte, sollen die meisten Beamten, welche die Regierung in Odessa anstellte, bloß ihren Privatnutzen im Auge gehabt haben; die unverantwortlichsten Verschleuderungen werden ihnen zur Last gelegt, und so ist es nicht zu verwundern, wenn selbst die Arbeiten am Hafen unvollendet blieben. Die Unordnung, welche in der Verwaltung herrschte, entmuthigte die zahlreichen Fremden, die sich in Odessa niederzulassen anfingen; befürchtend, daß man die Stadt vor ihrer Vollendung wieder aufgeben würde, nahmen sie Anstand, ihre Kapitalien in Bauten zu stecken, die in kurzer Frist allen Werth verlieren konnten, und fast alle begnügten sich, die leichtesten und einfachsten Häuser zu ihren Wohnungen zu wählen; nur der Admiral ließ für sich ein großes und bequemes Wohnhaus bauen.

(Schluß folgt.)

Die Beduinen.

8. Eheliche Verhältnisse.

Die Polygamie ist nach dem türkischen Gesetz ein Vorrecht der Beduinen; doch begnügt bei Weitem die Mehrzahl derselben sich mit Einem Weibe; Wenige haben zwei Weiber und Niemand weiß von einem Beduinen, der vier Frauen zugleich in seinem Zelt gehabt hätte. Die Heirathsceremonien sind bei den Aenesen äußerst einfach. Wenn ein Mann sich mit einem Mädchen zu verbünden wünscht, so sendet er einen Freund an den Vater, und die Unterhandlung wird eröffnet. Darauf werden die Wünsche des Mädchens befragt, und wenn diese mit den Absichten des Vaters übereinstimmen, der seiner Tochter nicht leicht eine Heirath gegen ihre Neigung zumuthet, so sagt der Freund, indem er die Hand des Alten ergreift: „Du erklärst, daß Du Deine Tochter an — zum Weib giebst?" Der Vater antwortet bejahend. Jetzt wird der Tag zur Vollziehung der Ehe festgesetzt; der Bräutigam kommt mit einem Lamme in den Armen zu dem Zelte des Vaters seiner Braut und schneidet hier vor mehreren Zeugen dem Lamm die Kehle ab. Sobald das Blut auf den Boden fällt, wird die Heirathsceremonie als vollendet betrachtet. Die Männer und Mädchen unterhalten sich mit Schmausen und Singen. Bald nach Sonnenuntergang zieht der Bräutigam sich zu einem Zelte zurück, welches für ihn in einiger Entfernung von dem Lager aufgeschlagen worden ist; dort schließt er sich ein und erwartet die Ankunft der Braut. Diese läuft indessen verschämt von einem Zelte zu dem andern, bis sie zuletzt gefangen und von

einigen Weibern im Triumphe dem Bräutigam zugeführt wird. Er empfängt sie am Eingang seines Zeltes und zieht sie mit Gewalt hinein. In der Nähe von Nazareth ist ein Stamm der El Ryer Araber, bei welchem die beiden Väter die Verheirathungen ihrer Kinder vermitteln. Sobald sie über die Bedingungen übereingekommen sind, bietet der Vater des Bräutigams dem der Braut ein grünes Blatt von irgend einer Pflanze, die zu haben ist, und ruft zugleich Personen zu Zeugen dieser Schenkung auf. Bei den Aenesen würde es für schimpflich gehalten werden, wenn der Vater der Braut ein Kaufgeld verlangte, obwohl Dieß in Syrien unter Türken, Juden und Christen allgemein der Gebrauch ist. Bei den Ahl el Schemal empfängt ein Vater für seine Tochter die Chomsi oder fünf Dinge, die indessen das Eigenthum der Frau werden und im Falle einer Scheidung dieser bleiben. Die fünf Dinge sind: ein Teppich, ein großer silberner Nasenring, eine silberne Halskette, silberne Bracelette und ein Kamelsack von bagdader Manufaktur. Der Aenese darf dem Gegenstande seiner Wahl Geschenke machen, und das Mädchen kann diese ohne Anstand annehmen. Für unehrenhaft dagegen gilt es, wenn der Vater oder Bruder durch Geschenke bestochen wird.

Wenn ein Araber bei der Vollziehung der Ehe Ursache findet daran zu zweifeln, daß seine Braut als Jungfrau zu ihm gekommen sey, so giebt er sie nicht sogleich der Schande preis, um die Familie nicht zu beleidigen, deren Rache er fürchten müßte; sondern er verstößt sie nach einem oder zwei Tagen und führt als Grund an, daß sie ihm nicht gefalle. Hat ein Araber überzeugende Beweise von der Untreue seines Weibes, so klagt er sie vor ihrem Vater und Bruder an; wird der Ehebruch vor diesen unwiderleglich bewiesen, so tödtet der Vater oder der Bruder selbst die Schuldige.

Nichts ist jedoch häufiger als der Wechsel der Weiber. Sobald ein Araber seiner Frau um der geringsten Ursache willen überdrüssig wird, spricht er nur das Wort „ent talek," (Du bist verstoßen), aus; und er ist von ihr geschieden. Er giebt ihr darauf ein Kamel und sendet sie zu den Zelten ihrer Familie zurück. Er braucht dafür keinen Grund anzugeben, auch geht daraus für die Verstoßene so wenig, als für ihre Familie eine Unehre hervor; Jedermann entschuldigt ihn, indem es heißt: „Sie gefiel ihm nicht." Vielleicht verlobt er sich noch an demselben Tage mit einer Anderen, sein verstoßenes Weib muß dagegen vierzig Tage warten, ehe sie einen neuen Bund eingehen darf, damit man Gewißheit darüber habe, ob sie nicht von ihrem früheren Manne schwanger sey. Zuweilen werden Frauen verstoßen, die ihrem Manne mehrere Kinder geboren haben. Im Falle einer Schwangerschaft stillt und erzieht das Weib ihr Kind, bis es gehen kann, worauf der Vater dasselbe zu sich in sein Zelt nimmt. Eine Frau kann drei- bis vier Mal verstoßen worden seyn, ohne daß deßhalb in der Meinung der Ihrigen ein Makel an ihr haftet. Ich habe Araber gekannt, die noch nicht hoch in den Vierzig waren und wohl schon fünfzig verschiedene Weiber gehabt hatten. Wer das Opfer eines Kamels nicht scheut, mag seine Weiber verstoßen und wechseln, so oft es ihm beliebt.

Auch dem Weibe steht nach den Gesetzen der Aenesen eine Art von Ehetrennung zu. Wenn eine Frau sich bei ihrem Manne nicht glücklich fühlt, so flieht sie in das Zelt ihres Vaters oder eines Verwandten. Der Mann kann sie durch Versprechungen und Geschenke vermögen, zurückzukehren; wenn sie sich aber weigert, darf er keine Gewalt brauchen. Alles, was ihm dann noch übrig bleibt, ist, seinen Scheidungsspruch zurück zu halten, ohne den es der Frau nicht erlaubt ist, sich wieder zu verheirathen. Zuweilen wird der Mann durch bedeutende Geschenke bestochen, sein ent talek zu sprechen; sofern Dieß jedoch nicht geschieht, ist sie verurtheilt, unverehlicht zu bleiben. Ein auf diese Weise von ihrem Manne geschiedenes Weib heißt Tamehhe; und deren giebt es eine große Menge; dagegen findet man bei den Arabern nur sehr wenig alte Jungfern. Wenn ein junger Mann eine Witwe hinterläßt, so erbietet sich gewöhnlich sein Bruder sie zu heirathen; die Sitte verbindet ihn indessen nicht dazu, auch kann er sie nicht verhindern, eine andere Verbündung vorzuziehen. Doch geschieht dieß sehr selten, da durch eine solche Ehe das Familiengut zusammengehalten wird. Der Oheim hat ein ausschließliches Recht auf die Hand seiner Nichte; er ist nicht verbunden sie zu heirathen, aber sie darf ohne seine Einwilligung keinen anderen Mann nehmen. Wenn ein Oheim seiner Nichte diese Einwilligung ertheilt, oder wenn ein Mann sein davon gelaufenes Weib verstößt, so sagt er gewöhnlich: „Sie war mein Pantoffel, ich habe sie von mir geworfen." *) Wenn es unter den Stämmen der Ahl el Schemal sich begiebt, daß ein Mann das Weib eines Andern entführt und in das Zelt eines Dritten seine Zuflucht nimmt, so tödtet der letztere ein Schaf und vermählt so das Paar. Im Fall eines ähnlichen Ereignisses bei den Aenesen kehrt das Weib unbesorgt zu ihren Eltern zurück und erwartet die Scheidung von ihrem Manne. Auch der Liebhaber ist keiner persönlichen Gefahr ausgesetzt, da er der Gastfreund der Familie wird, in deren Zelt er eine Zuflucht gesucht hat.

Durch diese Leichtigkeit der Scheidungen werden alle Bande gelöst, welche die Familien zusammenhalten; durch den häufigen Wechsel der Weiber werden alle Geheimnisse der Eltern, so wie der Kinder über den ganzen Stamm verbreitet, nicht selten entsteht Haß und Eifersucht unter den nächsten Verwandten; und die Wirkung, welche Dieß auf die Moralität im Allgemeinen haben muß, läßt sich denken.

Dagegen muß man zugestehen, daß der Araber außerordentliche Ehrfurcht gegen seine Eltern hat; die Mutter namentlich liebt er auf das Zärtlichste, oft hat er Streit mit dem Vater, weil er sich ihrer annimmt, ja nicht selten wird er, wenn Dieß mit zu großem Eifer geschieht, aus dem väterlichen Zelt verstoßen.

Wenn ein Sohn in das männliche Alter tritt, so giebt ihm der Vater gewöhnlich eine Stute oder ein Kamel, damit er sein Glück versuchen und auf einen Raubzug ausgehen kann. Welche Beute ihm immer zu Theil wird, so ist diese sein volles Eigenthum, das ihm von dem Vater nicht genommen werden kann. Ein Lieblingssohn erhält oft bei seiner Verheirathung ein Geschenk an Geld oder an Kamelen von seinem Vater; Dieß ist indessen keineswegs die allgemeine Regel, und manche junge Araber besitzen, wenn sie in den Stand der Ehe treten, Nichts als ein einziges Kamel, wovon sie den Unterhalt für ihre Familie beziehen müssen. Zuweilen wird dem Sohne erlaubt, mit seiner jungen Frau in dem Zelte des Vaters wohnen zu bleiben. Was das Mädchen betrifft, so empfängt sie von ihrem Vater bei ihrer Verheirathung nicht das Geringste; außer etwa die fünf Dinge, die bei den Ahl el Schemahl der Bräutigam dem Vater der Braut schenkt.

*) S. das Buch Ruth, IV, 7 — 8.

Karl X vor der Einschiffung in Cherbourg.

Die den König begleitenden Kommissäre — schreibt der Korrespondent einer englischen Zeitung, dessen Bericht auch jetzt noch von Interesse seyn dürfte — hatten von der Regierung Befehl, die königlichen Garden in Carenton, halbwegs zwischen Saint-Lo und Valogne, zu entlassen. Auf ernstliches Ansuchen des Königs nahmen sie es indessen auf sich, dem noch vorhandenen militärischen Gefolge die Begleitung bis Valogne zuzugestehen, von wo aus die Nationalgarde von Cherbourg die Familie vollends geleiten wird. Keiner von den Garden soll Cherborng betreten. (Vergl. hierüber den in unsern nächsten Blättern zu gebenden Brief eines französischen Garde du Corps.) Die hauptsächlichsten Personen, die sich jetzt noch um den König befinden und wahrscheinlich mit demselben einschiffen werden, sind die beiden Minister Capelle und Montbel; der Herzog von Louxembourg, beinahe 80 Jahre alt; der Herzog von Crussol; der Herzog von Polignac, Bruder des Ministers; der Herzog von Guiche; der Herzog von Ragusa; der General La Salle, Gouverneur von St. Cloud; der Baron von Damas (Gouverneur des Herzogs von Bordeaux) und zwölf Ehrendamen. Die Reisekosten wurden von den Kommissären bestritten; die königliche Familie soll sehr Wenig mit Geld versehen seyn. Doch befinden sich unter den Fuhrwerken, die dem Zuge folgen, zwei hoch beladene, je mit acht Pferden bespannte Wagen, welche, wie man sagt, Geld, goldenes Geräth und Juwelen aus dem Privatschatz der Herzoginnen von Angoulême und Berry enthalten. Der König, der Dauphin und Marmont waren den größten Theil der Reise über zu Pferd; da es jedoch fast jeden Tag regnete, so mußten sie oft absteigen, und fuhren dann zusammen in derselben Kutsche. Der König trug eine blaue Uniform, einen Officiershut und Stiefel nach Art der Gendarmen — keine Dekoration. In Valogne schien er bei guter Gesundheit zu seyn, obwohl er unterwegs zu mehreren Malen unpäßlich gewesen war, so daß wiederholte Aderlässe für nöthig befunden wurden. Zwei Geistliche, der eine ein Bischof, folgen ihm; abwechselnd liest jeden Morgen einer die Messe in des Königs Zimmer, wozu die ganze Familie sich einfindet. Das den Altar vertretende Möbel müßte hiezu stets besonders geweiht werden, was eine sehr langwierige Ceremonie wäre; man nahm daher den Altarstein aus der Kapelle von Rambouillet mit, der nun fortwährend zu diesem geheiligten Zwecke dient. An zwei Orten hörten sie die Messe in der Pfarrkirche. Der König und die Herzogin von Angoulême empfangen täglich das Abendmahl; der Dauphin und die Herzogin von Berry haben es zweimal unterwegs genommen. Der Herzog von Angoulême trug die Uniform der königlichen Garde, ohne Epauletten oder irgend eine sonstige Auszeichnung. Der Anzug der Herzogin ist sehr einfach; gewöhnlich trug sie ein Kleid von dunkler Seide, einen großen Kaschmirshawl und eine abgetragene livorneser Haube. Fortwährend hielt sie ein weißes Schnupftuch in der Hand, und Augen und Gesicht waren sehr geröthet. Wer aber allgemeines Mitleid, selbst bei Denen, welche den König verabscheuen, fand, ist die Herzogin von Berry. Die männlichen Kleider, welche sie Anfangs trug, sind abgelegt. Ueber ihrem Gesicht, das nie sehr blühend oder belebt war, liegt eine todtengleiche Blässe, und augenscheinlich fühllos gegen die Liebkosungen ihrer Kinder sitzt sie neben denselben, bis sie ihnen plötzlich wieder einen Kuß auf die Wangen drückte; eine hektische Röthe überläuft in solchen Augenblicken ihr Gesicht, und eine Thräne fällt auf die armen Kleinen. Diese sind stets noch in glücklicher Unwissenheit über ihre Lage. Sie stehen am Kutschenschlag, verneigen sich und werfen dem Volk Kußhändchen zu, wie sie sonst thaten, wenn sie von den Tuilerien nach St. Cloud fuhren. Als Hr. Pommeraye, der von der Regierung an Karl abgesandte Deputirte, Letzterm vorgestellt wurde, sagte der Ex-König: — „Hr. von Pommeraye! Sie kommen mit Befehlen von Sr. Majestät (dieses Ausdrucks bediente er sich wirklich, aber in ironischem Sinn), mich zu einer Beschleunigung meiner Reise zu mahnen; hat aber Ihre Regierung vergessen, daß verschiedene Damen sich in meiner Begleitung befinden? Sie sind außerordentlich ermüdet, und es würde grausam seyn, sie zu stärkerer Eile anzuhalten; überdieß sind die Fahrzeuge, in welchen wir uns einschiffen werden, noch nicht gehörig zubereitet, und es wäre mehr als peinlich, es wäre gefährlich für mich und meine Begleiter, wenn wir mehrere Tage in Cherbourg verweilen müßten.“ Pommeraye berieth sich auf Dieß mit den Kommissären, und man kam überein, die Reise der königlichen Familie so einzurichten, daß sie gar nicht in jener Stadt zu verweilen brauche. Wahrscheinlich wird sie daher den ganzen morgenden Tag in Valogne bleiben; von dort am Dienstag zu guter Stunde aufbrechen, und sich noch Vormittags einschiffen. Noch auf diese Stunde weiß das Gefolg nicht, wohin man segeln wird. Das Volk in der untern Normandie ist überzeugt, daß die neulich vorgefallenen Brandstiftungen ein Werk der vormaligen Minister gewesen; in der Gegend von Falaise rotteten sich auf die Nachricht, daß zwei von diesen Ministern um den König seyen, mehrere Hunderte der wüthenden Bauern zusammen, um den Zug, der immer noch gegen tausend Truppen zählte, anzugreifen; nur mit Mühe überredeten die vorausreisenden Kommissäre den Haufen zum Auseinandergehen. Aus diesem Grund hielt der König in Falaise nicht an, und glaubte sich eben so wenig auf dem Landsitz des Hrn. Bolleroche, eines erklärten Royalisten, sicher, wo ein glänzendes Dejeuner für die Familie in Bereitschaft gehalten wurde, sondern ließ diesen Ort links liegen, und fuhr noch einige Stunden weiter bis zu einer ärmlichen, am Weg stehenden Schenke, wo die ganze Bewirthung aus Eiern, Schwarzbrod, neufschateler Käse, Aepfeln, Most und Branntwein bestand. Die königliche Familie hatte Rambouillet so eilig verlassen, daß weder Wein noch Lebensmittel irgend anderer Art mitgenommen wurden.

Chinesische Gaukler.

Obrist Welsh giebt in seinen „militärischen Erinnerungen“ folgenden beinahe unglaublichen Bericht von den Kunststücken einer chinesischen Gauklerbande: „Nach einer langen Pantomime schritt die Gesellschaft zu den bewundernswürdigsten Luftsprüngen und Gaukeleien; so streckte z. B. ein Mann beide Arme aus, und faßte zwei Gaukler von gewöhnlicher Größe mitten in einem Luftsprung auf; sie blieben ordentlich wie zwei Stücke Tuch an seinen Armen hängen, und er begann nun einen Tanz, in welchem er sie im Kreis herumschwang, als ob er nicht das mindeste Gewicht empfände. Dieß schien bereits sehr erstaunenswerth; die nächste Scene aber war von solcher Art, daß ich für nöthig befand, mir für dieselbe die Unterschrift sämmtlicher Herren, welche bei mir saßen, in mein Tagebuch zu erbitten. Vier Männer stellten sich in ein geschlossenes Viereck; zwei andere stellten sich auf deren Schultern, und einer wieder auf die Schultern von diesen. Der vorhin genannte Gaukler stieg dann vermittelst einer Leiter auf die Schultern jenes Einen, und reichte somit beinahe bis an die Decke des Schauspielhauses, von welcher herab ein anderer Mann ihm zugestreckt ward, den er mit der Rechten beim Gürtel faßte und eine geraume Zeit über seinen Kopf empor hielt. Plötzlich hob er dann das eine Bein auf, und balancirte mit seiner ganzen Last zierlich auf dem andern, warf hierauf den Mann, den er in der Hand hielt, Hals über Kopf unter die übrige Bande, welche unterdessen die vier unten Stehenden eng umringt hatte, und den Hinuntergeschleuderten mit den Armen auffing, während er selbst von der andern Seite einen Luftsprung hinab machte und unter dem Haufen verschwand. Ob der Herabgeworfene ein wirklicher Mensch oder nur eine Puppe war, konnte ich mich nicht überzeugen; jedenfalls sah er aber ganz wie ein erwachsener, lebender, vollkommen gesunder Mann aus, und hielt mit seinem Träger, während Jener balancirte, auf's Sorgfältigste das Gleichgewicht. Unser Wirth erklärte auf unsre Fragen, daß durchaus keine Täuschung bei der Sache mitlaufe; und das Theater war hell wie am Mittag.“ *)

Ireländischer Annoncenstyl.

In Ireland mag man eine etwas seltsame Vorstellung von Geschmacksartikeln oder Liebhabereien (fancy goods) haben, zum Mindesten nach folgender Ankündigung in einem werforder Blatte zu schließen, welche an Gentlemen, Geistliche und Freeholders lautet: „Ein neues Waarenlager ist eröffnet worden, wo sich ein ausgedehntes Assortiment Prügel mit breiten Knorren, ausdrücklich zum Behuf der unabhängigen Wähler angeschafft, nebst jedem andern Geschmacksartikel (with every other article in the fancy line) vorfindet.“

*) Eine eigene Art von Taschenspielervirtuosität erzählt ein Brief des Sir Thomas Roe vom Hof des Großmoguls Dschehenguir (3. Oktober 1616). Ein Gaukler führte einen großen Affen bei sich, der angeblich weissagen konnte. Der Kaiser schrieb die Namen mehrerer Gesetzgeber, Moses, Christus, Mohammed etc. auf und sagte dem Affen, er sollte den, dessen Lehre wahr sey, herausfinden; diese Namen schrieb er in verschiedenen Sprachen und immer brachte der Affe das Papier mit dem Namen Christus, das er küßte.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

# Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 259. 16 September 1830.

Die Engländer in Italien.

Mit Herannahen des Winters erscheint, einem Schwarm Zugvögel gleich, auf den Gipfeln der Alpen das Heer der Reisenden, und wimmelt hinab in das schöne Land, wo die Sonne warm, der Himmel ewig heiter ist; unten theilt es sich, eilt von Stadt zu Stadt, nimmt die Gasthöfe ein, besetzt die Kirchen, füllt die Salons, bedeckt die öffentlichen Spaziergänge. Man kennt es an seinen herumirrenden Blicken, seinem schnellen Gang. Es ist eine Nation in der Nation, und zwar eine, die sich fortdauernd in Bewegung befindet; aber Homogeneität fehlt ihr; sie ist ein Gemenge, aber keine Mischung. Nie wird ein Franzos mit einem Deutschen, nie ein Engländer mit einem Russen verwechselt werden.

Zunächst von den Engländern. Diese bilden bekanntlich mehr als sieben Achtel der wandernden Nation, so daß an vielen Orten Engländer und Reisender Synonyme geworden sind. Dabei tritt ihre Reise so regelmäßig und gleichzeitig ein, als ein Wachtelzug. „In einem Monat," heißt es auf der Straße zwischen Rom und Neapel, „haben wir den Engländer-Strich;" und es fehlt sich nicht, alle streichen aus Rom an einem gewissen Tag, um zu einer gewissen Zeit in Neapel zu seyn, und zu einer gewissen spätern Zeit wieder in Rom einzutreffen. Als ich in Italien war, waren ihre fünf Wochen in Neapel zufällig ganz abscheulich; fortwährend Regen, Wind, selbst Schnee, der Vesuv verschleiert, die schönsten Ausflüge, z. B. nach Pästum, unmöglich. Half Nichts! sämmtliche Engländer reisten am bestimmten Tag ab.

Denn nicht um unnütz Zeit zu verschleudern, kommen die Engländer nach Italien. Man kann sie in zwei große Klassen theilen: Die, welche um zu sparen, mit Familie reisen, und die jungen Leute, welche beim Abgang von Oxford oder Cambridge ihre Tour machen. Die Sparenden haben in der Regel zwei bis drei Kutschen, einen Koch, fünf bis sechs Bedienten, miethen ein Haus, machen ein Haus, d. h. leben unter ihres Gleichen, und besteigen, falls sie Freunde der Kunst, ein Gesellschaftstheater. Die jungen Exstudenten lassen sich's so wohl nicht werden. Sie machen ihr Frankreich, ihr Italien durch, wie man Jurisprudenz und Philosophie durchmacht, oder vielmehr, wie man zur Konskription muß. Auch Belehrung ist ihr Zweck nicht — Was gäb's zu lernen außerhalb Altengland? Aber distinguiren muß man sich vor den armen Teufeln, die nicht so reich sind, um den heimathlichen Boden verlassen zu können; aber Sitz und Stimme muß man sich erwerben unter den Fashionables von West-End. Während dieser Modepartie sind sie eben so gelangweilt als langweilig. Nichts gewinnt ihren Beifall, Alles ekelt sie an, entrüstet sie, Alles bis auf die gleichgültigsten Bräuche hinaus. Selbst das Klima, der Himmel finden nicht immer Gnade vor ihren Augen. Ich reiste mit einem jungen Schotten, der sich in Kopf gesetzt hatte, es sollte ihn in Rom mehr frieren, als in Edinburgh; ein etwas schneidender Wind ergniclte ihn, ein kalter Regen brachte ihn zum Entzücken; bei einem dicken Nebel strahlte er Triumph. Dabei hätte er seinen Gewohnheiten um keinen Preis in der Welt entsagt. Beim Beginn einer weiten Tagreise mußte immer erst eine Stunde drauf gehen, bis er seinen Thee getrunken hatte; das einzige Mal, wo ich ihn im Zorn sah, war, als ich ihm vorschlug, im Wagen zu frühstücken. Das Haus zu verlassen, ohne gefrühstückt zu haben — man könnte einen Engländer todt schlagen, eh er einen solchen Hochverrath gegen den guten Ton sich zu Schulden kommen ließe.

An die zwei genannten Klassen muß man indeß immerhin noch einige andre anreihen. So ließ einer der reichsten englischen Herzoge voriges Jahr in die öffentlichen Blätter setzen, er reise mit sechs Wagen nach Italien; diejenigen seiner Freunde, welche Lust hätten, die Reise auf seine Kosten mitzumachen, brauchten ihre Namen nur bei seinem Portier einschreiben zu lassen. So gehen Andre, in Verzweiflung zu London nicht in die eng und fest barricadirte Welt der Fashionables eindringen zu können, auf's Festland, um zum Mindesten beim Gesandten sich den bevorrechteten Sterblichen nähern zu dürfen, vor welchen sie sich zu Hause entfernt halten müssen. Der vorige Gesandte in Florenz sah seinen Salon von dergleichen Reisenden überschwemmt, und beklagte sich häufig darüber. Aber der sparende, wie der pflichtgezwungene, der verschwenderische, wie der eitle Reisende kommen in Einem Punkte überein, in der vollendetsten Gleichgültigkeit gegen Das, warum sie dem Anschein nach gekommen sind. Wo Statuen und Gemälde, da trifft man sie gewiß; aber mit betroffenem Blick, steifem Hals, ausdrucklosem Gesicht, und die Hände in den Taschen. Wie man die Hand umdreht, haben sie vierzig Gemälde und fünfzig Statuen gesehen. Als ich einmal in Florenz in der Akademie der schönen Künste war, wo die Gemälde der Zeitfolge nach aufgehängt sind, wurde schmetternd am Klingel gezogen. Es waren drei Engländer,

die sich unverweilt vor Cimabues und Giottos Bilder, mit welchen die Reihe beginnt, hinpflanzten. Ich war eben mit einer Seite fertig geworden, und wollte es dem Aufseher verdenken, als er um ihretwillen von mir ging. „Seyn Sie ruhig," sagte er, mir einen italienischen Blick zuwerfend; „es sind Engländer, eh Sie das Gemälde da gehörig betrachtet haben, sind Sie bereits von denselben eingeholt." Wirklich verweilten sie bloß so lang, um die Gallerie mit großen Schritten und großem Lärm zu messen. Ungefähr in der Mitte bemerkte jedoch Einer auf einem Tisch eine jener großen, inwendig geschwärzten Lorgnetten von Pappe, deren man sich bedient, um das Licht zu koncentriren. Das kam ihm wunderlich vor, und er blieb stehen, um das nächste Bild, das ihm gerade in die Quer kam, zu betrachten. Seine Gefährten jedoch trieben ihn an sich zu beeilen, und wie es der Aufseher vorausgesagt, waren sie in einer Minute bereits bei mir, und in zwei standen sie schon wieder vor der Thür. „Ebbene Signor!" sagte Jener, indem er zurückkam, und zwei karge Paoli in der Hand drückte.

(Schluß folgt.)

Die Gevatterschaft.

Ein russisches Volkssittengemälde.

(Fortsetzung.)

Ein leichtes Pochen von Außen an dem Fenster unterbrach die Unterhaltung; Anna flog auf: „Da kömmt der Gevatter!" mit Einem Satze war sie am Fensterchen, öffnete den Schieber und rief hinaus „Wer pocht da? Was giebt's?" — „Gute Leutchen, vergönnt einem armen verirrten Wanderer ein Obdach auf die Nacht." — Anna sah sich fragend nach der Mutter um; aber ohne auf ihr bedenkliches Kopfschütteln zu achten, flog sie mit einer brennenden Kienschleiße dem Fremden entgegen: „Du bist willkommen, unsre Thür ist Dir offen, komm und theile mit uns, was Gott gegeben." Sie leuchtete vor, und ein junger stattlicher Mann trat in die Stube, kreuzte sich ehrerbietig und begrüßte dann freundlich die Alte, die ihn mit mißtrauischen Blicken maß: „Woher des Weges, junger Herr, bei so später Zeit und bei dem argen Unwetter? Da geht man freiwillig wohl nicht aus!" — „Doch, liebe Wirthin, doch; ich war auf der Jagd, verirrte mich im Walde von meinen Gefährten, und da ich in der Ferne hier Licht sah, so richtete ich meinen Weg drauf zu, in der Hoffnung, ein Nachtlager zu finden; bei manchem schönen großen Hause bin ich schnöde abgewiesen worden, bis ich endlich bei Euch guten Leuten Aufnahme fand; Dank Euch dafür." — „Ei," antwortete die wieder beruhigte Alte, „da ist Nichts zu danken; sey willkommen in unsrer armen Hütte; und nimm's nicht übel, wenn wir Dir nur Weniges vorsetzen können. Setz' Dich hier an's Feuer und wärme Dich."

„Mutter, Mutter," rief Afonaßij, freudetrunken aus der Kammer hervorstürzend, „sieh, Was Gott uns gegeben hat; einen gesunden, prächtigen Burschen, und ganz mein Ebenbild!" — „Ein Enkel, ein Enkel!" jauchzte die Alte, und streckte die dürren Hände dem Neugebornen entgegen, den der Vater, ihn mit Wohlgefallen anblickend und andächtig betend, vor das Heiligenbild trug, und, nachdem er ihn gesegnet hatte, der Großmutter in die Arme legte. Anna hüpfte um sie herum, klopfte vor Freuden in die Hände, und — berechnete in der Geschwindigkeit, der Fremde könne ja, da er doch um ein Nachtlager gebeten, ganz füglich morgen früh Gevatter seyn. Von Wirth und Wirthin ganz vergessen, stand dieser, tief gerührt durch ihre herzliche Freude, still an der andern Ecke; endlich näherte er sich der Alten: „Laß mich doch auch Deinen Enkel sehen, Großmütterchen; ich habe gute Augen!" *) Er trat heran, bückte sich über den Kleinen und sprach mit feierlicher Stimme: Gott segne die Stunde Deines Eintrittes in die Welt; Er lasse Dich immer gute gastfreie Menschen finden, die Dich freundlich aufnehmen, wie ich hier aufgenommen ward." Dann legte er ihm eine Goldmünze in die Windeln, mit dem gewöhnlichen Zusatze: „Das ist für den ersten Zahn; **) bring' es Deiner Mutter." — Die drei Umstehenden, die noch nie ein solches Goldstück gesehen hatten, blickten sich betroffen an, und Afonaßij fragte den Gast etwas verlegen und mißtrauisch: „Wer bist Du denn, lieber Herr, daß Du so viel Geld weggeben magst?" — „Ich bin ein zarischer Diener, und habe durch seine Gnade und meines Vaters Segen des Goldes viel; Ihr könnt das Geld dreist annehmen, es ist nicht mit Unrecht erworben."

In der Stimme und dem ganzen Wesen des Fremden lag so viel Gutes, Ueberzeugendes, daß alle Zweifel schwanden: „Nun," sprach Afonaßij, „so sollst Du bedankt seyn für Dein Geschenk, und mehr noch für Deine freundliche Rede. Mütterchen, da, bringe mein Söhnlein der Arina, daß sie sich auch über sein Glück freue. Und Du, theurer Gast, nimm's nicht für ungut, daß ich Dich nicht früher begrüßte; über die Freude mit dem Jungen hab' ich nicht daran gedacht. Sey herzlich willkommen, und nimm vorlieb mit unserm ärmlichen Salz und Brod, so viel uns Gott bescheert hat. — Annuschka, gieb uns Etwas zum Abendbrod, und einen Trunk dazu"

Er nöthigte den Gast, in dem Ehrenwinkel Platz zu nehmen; Anna breitete mit froher Geschäftigkeit ihr schönstes Handtuch vor den Gast hin, und trug einen frischen Eierkuchen und kräftiges Schwarzbrod auf, nebst einem Kruge Kwas, den sie aus der Kellerlucke, unter dem Fußboden, frisch heraufholte. Die beiden Männer aßen unter traulichem Gespräch, während Anna vor dem Ofen stand und an die Gevatterschaft und an ihren Alerej dachte.

Der Fremde erkundigte sich genau nach Allem, was den Zustand des Gutes und der Bauern betraf, und Afonaßij erzählte treuher-

---

*) Die Russen halten Viel auf den Einfluß des guten oder bösen Blickes, und behaupten, letzterer könne dem Kinde Viel schaden. Sie nennen Das sglasit', und Ammen besonders haben es nicht gern, wenn Unbekannte die Kinder ansehen, oder gar ihre Gesundheit rühmen. Wenn sie Dieß nicht vermeiden können, und üble Folgen fürchten, so suchen sie unbemerkt ein Stück von der Kleidung des Gastes abzuschneiden, welches, unter den Kopf des Kindes geschoben, die nachtheilige Wirkung der bösen Augen verhindert.

**) Wenn ein Kind geboren wird, so ist jeder zu der Wöchnerin kommende Gast verbunden, irgend eine Münze zum Geschenke mitzubringen. Dieß heißt na subok, auf das Zähnchen. Gewöhnlich wird es der Wöchnerin unter das Kopfkissen geschoben. Dieser einträgliche Gebrauch wird noch häufig unter den höhern Ständen beibehalten; oft sieht man bei Wöchnerinnen, die schon aus dem Bette waren ein silbernes Tellerchen mit ein Paar Dukaten zur Weisung, auf einem Tischchen vor ihnen stehen, worauf die Gäste ganz unbefangen ihre Gabe niederlegen.

zig, Was er wußte: „Ach," sprach er, „als noch unser guter alter Herr, Waßilij Waßilitsch — Gott gebe ihm das Himmelreich! — lebte, da gab's bei uns gute Zeit; der war uns ein wahrer Vater; Keinem durfte ein Haar gekrümmt werden; Verwalter, Starosta und Schreiber waren nur da, seine Befehle zu erfüllen, und wenn er am einen Ende Etwas befohlen hatte, so fragt'er immer nach ob's am andern auch erfüllt ward; einen Jeden, auch den Aermsten hörte er an und ertheilte ihm seine Gebühr, und nur dem Schlechten ging's schlecht. Aber, da gebot Gott über ihn, und nahm ihn zu sich — das ganze Gebiet war bei der Leiche zum Abschied; es gab ein Jammern und Wehklagen viele Tage lang — unser Vater war dahin! Sein Sohn war damals noch ein ganz kleiner Knabe; der weinte wohl auch, weil er uns Alle so weinen sah, aber seine Thränen waren nicht so bitter als die unsrigen! — Er fuhr nach Moskau mit seinem alten Lehrer; der war zwar ein Deutscher, aber ein sehr guter Mensch, und wenn er Dem folgt, so wird er gewiß auch gut. Nur — Moskau ist 'ne große Stadt, und da giebt's der schlechten Rathgeber und Beispiele viel; — möge Gott ihn geschützt und ihm seinen guten alten Roman Andreitsch erhalten haben. — Das Gut kam unter Vormundschaft — da wurde Manches anders; die Vormünder waren Fremde, die weder Zeit noch Lust hatten sich um uns zu bekümmern; sie sahen nur zu, daß Alles auf dem Papier in Ordnung sey, damit sie nicht in Verantwortung geriethen. Das Papier ist geduldig; da wurde geschrieben, geschrieben, ganze Fuder von Schriften gingen hin und her; die Vormünder kriegten ihre Prozente; die Gerichtsherren ihre Geschenke. Alles war glatt und die Enden trafen zusammen, aber im Dorfe ging's schlecht. Die Reichen, die gut bestechen und abgeben konnten, wurden noch reicher und die Armen gingen zu Grunde." — „Aber," fiel der Fremde ein, „habt Ihr denn nicht geklagt, nicht Euer Recht nach den Gesetzen gesucht?" — „Ach, lieber Herr, für den armen Bauern giebt's ja kein Gesetz; da kömmt Alles auf den Herrn an; seht herum im Lande, wo ein guter Herr ist, da sind die Bauern reich und glücklich, und wo Ihr Noth und Armuth, seht, da ist gewiß der Herr schlecht oder abwesend; da saugen die Verwalter das arme Volk aus, wie hier unser Starosta mit seinem Schwiegersohne, dem Sotskoj. Reden dagegen darf man nicht, denn immer heißt's: Der Herr hat's so befohlen, und Wer dann noch muckst, der kommt ins Eisen." — Aber, Freund, Das kann doch nicht der Wille des Herrn seyn, daß Ihr zu Grunde geht?" — „Freilich ist's nicht sein Wille, er meint's gewiß gut, aber das Gute, das er uns zudenkt, geht durch das Sieb des Starosta — da kriegen wir nur die Spreue; und Die, die seinen Namen mißbrauchen haben über uns Gewalt; bis zum Herrn ist's weit, aber der Starosta und das Eisen sind nah. — Da war vor'm Jahr Rekrutirung; ja all' die Reichen behielten ihre drei und vier Söhne, und manchem Armen wurde sein letztes Kind genommen; aber auf dem Papier soll's Alles ganz recht gestanden haben. Bald darauf ließ der Prochoritsch sich die schönen bunten Fensterladen anmalen; die sind mit Thränen und Blutgeld bezahlt, ich habe meine Strohmatten lieber." — „Schöne Fensterläden?" fiel der Fremde ein; „Das ist ja das große Haus bei der Kirche; da hab' ich um Einlaß gebeten, und sie hetzten die Hunde auf mich. Also da wohnt der Starosta? — Das muß ein böser Mensch seyn!" — „Ach ja wohl, lieber Herr," mischte sich Anna ins Gespräch, „er gönnt keinem Menschen Gutes — uns will er morgen von Haus und Hof auf die Straße werfen, weil der Petrowitsch noch einige Rubel Obrok nicht bezahlen kann, und er sagt, der junge Herr habe Das befohlen, der brauche schnell und viel Geld in der Stadt, um groß zu leben und....." — „Bösewicht" fuhr der Fremde heftig auf, „Das soll Dir übel bekommen, daß Du den Namen Deines Herrn so zu mißbrauchen wagst." „Ja wohl," fiel Afonaßij ein, „'s ist gewiß 'ne große Sünde, daß sie alles Ueble immer auf den Herrn wälzen; dadurch wenden sie das Herz der Unterthanen von ihm ab, und wenn keine Liebe mehr da ist, so giebt's mit der Furcht allein schlechten Gehorsam." — „Seyd ruhig, Kinder," fuhr der Gast fort, „ich kenne Euren jungen Herrn; er will gewiß, wie sein Vater, Euer Bestes; morgen kömmt er selbst her, mit seinem alten Lehrer, um hier zu bleiben, und da wird Alles anders werden." — „Ja," rief Anna fröhlich, „Das hat auch schon Alexej gesagt!" — Der Fremde erfuhr nun ihre Liebe, die wenige Hoffnung auf die Einwilligung des alten Prochoritsch, die Noth wegen der Gevatterschaft ꝛc. — „Sey ruhig, Annuschka," sprach er, sobald er nur zu Wort kommen konnte, „ich will morgen mit Dir Gevatter stehen, und was Deine Heirath mit Alexei anbelangt, so versprech' ich Dir, Euch nächstens selbst in die Kirche zur Trauung zu führen; Das ist meine Sache, ich will der Brautvater bei Dir seyn!" — Anna sprang hoch auf vor Freuden, vergaß zu danken, und war in zwei Sätzen an der Kammerthür, mit dem Rufe: „Mutter, Mutter, siehst Du, es ist geworden, (sbylos')" aber plötzlich blieb sie stehen, kehrte langsam um und trat, verlegen an der Schürze zupfend, vor den Fremden. „Nun, Was giebts noch, Annuschka?" — — „Lieber Herr, Du bist so gut — ich werde Dir's auch ewig danken, aber — bald tritt die Maßlániza ein...." — „Aha, ich merke, da müßtest Du die ganzen sechs Fastenwochen warten." — „Ach Gott," antwortete sie treuherzig, „mit der Maßlániza und den Feiertagen ist's ja noch viel mehr, als Du sagst." *) „Laß Das gut seyn, Kind," sprach der Fremde lächelnd, „wir wollen schon sorgen, daß wir noch vor der Fastenzeit damit zu Stande kommen; vielleicht schon morgen!" — „Schon morgen!" jauchzte sie auf, und eilte fort in die Kammer zur Mutter, ihr die frohe Aussicht mitzutheilen.

---

*) Nach den Verordnungen der russischen Kirche darf keine Trauung Statt haben während der vier Hauptfasten; in der Maßlániza (der Woche vor den Osterfasten) in der Osterwoche; an dem Vortage eines jeden Wochenfasttages (nämlich Mittwoch und Freitag, an welchen aber getraut wird) und eben so an dem Vortage eines jeden hohen Kirchenfestes. Dazu kömmt noch das spezielle Verbot der Trauung am Vorabend des Heiligenfestes derjenigen Kirche, in welcher die Trauung Statt haben soll. — Nächstdem darf nicht getraut werden am Vortage der Geburts- und Namensfeste der kaiserlichen Familie, der Thronbesteigung, Krönung u. s. w. — Da durch die beweglichen Kirchenfeste die Dauer der Fasten verschieden wird, so ist die Zahl der Tage, an welchen die Trauung erlaubt ist, nicht genau zu bestimmen; im Durchschnitte aber betragen sie nur ungefähr Ein Viertheil des ganzen Jahres. — Im Jahr 1829 z. B. gab es nur 99 zur Trauung freie Tage.

(Fortsetzung folgt.)

Ausflug in den Himelaja. *)

Die Partie war eben so voll Beschwerden und Ungemach wegen der Furchtbarkeit des Wegs, als interessant wegen der Großartigkeit der Natur. Gerard verlor mehrere seiner Leute, und da ihn selbst eine Unpäßlichkeit befiel, so hatte er von Glück zu sagen, daß er heil davon kam. Die Noth in seinem Lager ging an, als sie die 16,500 F. betragende Höhe des Purlassa passirten. Ein Träger sank mit seiner Last auf dem Rücken todt nieder, während Mittags die Sonne kräftig auf die Schneefelder umher schien. Der nächste Unfall begab sich bei dem Uebergang über die Kette, welche das Spihtithal im Osten begrenzt; dort war es auch für den Stärksten von der Gesellschaft keine geringe Aufgabe. Sie übernachteten 16,700 F. über dem Meer in einem Flußbett, und begannen auf der andern Seite niederzusteigen, während das Thermometer 7° unter 0 zeigte und kein Sonnenstrahl ihren Pfad wärmte. Zwei seiner Leute erlagen hier den Strapazen und der Kälte. Einer von ihnen sprach und lachte noch wenige Minuten, ehe er seinen letzten Athem aushauchte und eine Leiche war, gleich einer Person, die schlafen gegangen. Daß Gerard Leh nicht erreichte, verdankte er der Eifersucht der Regierung, welche ihm an der Schwelle des unbewohnten Landes Halt gebot; denn von seiner Ankunft benachrichtigt, hatte der chinesische Beamte sich über die letzte zwischenliegende Kette herüber begeben. Unser Reisender traf ihn auf einer Höhe von 16,000 F., umgeben von Tataren in schwarzen Zelten, Pferden und Hunden, während an dem Abhang der benachbarten Berge, den Theoretikern zu Folge, einer Region des ewigen Schnees, Yaks und Shawlziegen in aller Ueppigkeit des Lebens waideten. Der Wusir und Gerard fanden sich bald auf einem freundschaftlichen Fuß, und tranken Thee, aßen Ochsenfleisch und schmauchten Tabak mit einander. Ob er indessen gleich weder sonderliche Besorgniß noch Wachsamkeit an den Tag legte, so schien ihm doch Alles daran gelegen, den Reisenden so bald als möglich mit guter Manier los zu werden. Er nahm von manchen Gegenständen an, welche dieser ihm bot, und hätte gar zu gern eine musikalische Schnupftabaksdose (Musical snuffbox) gehabt; ein Artikel, auf welchen, wie man sich vorstellen kann, Gerard für diese Wildnisse sich nicht versehen hatte. Während dieser Nächte war die Kälte so scharf, daß das Thermometer am Tage vor der Zusammenkunft mit dem Wusir auf — 15½° stand.

Beim Ersteigen des Lartsch-Long, der nächsten Bergkette nach dem Purlassa, fand Gerard auf einer positiven Höhe von 16,300 F. Muschelschalen. Das Hochland des Rodpschu bot, außer seiner bei einer so außerordentlichen Höhe merkwürdigen physikalischen Gestaltung, Weniges für wissenschaftliche Forschung dar; die einzigen Bewohner sind Hirtenstämme, welche zwischen den im Durchschnitt 16,000 F. hohen Thälern hausen. Mit Ausnahme der Seen sah man fernhin keine ebene Fläche; überall stieg der Boden in wellenförmiger Erhebung empor, bis ihn eine Schneekette begrenzte, welche, wie zu vermuthen, die Wasserscheide gegen den Indus bildet. Am 20 September verirrte sich Gerard am Ufer eines Salzsees, und brachte die Nacht ohne Obdach und Nahrung in einer Schafhürde zu. „Am Morgen“, schreibt er, „waren wir mit Schnee bedeckt, aus welchem wir nicht ermangelten uns aufzumachen, als die Sonne ihn zu schmelzen begann. Das Lager entdeckten wir in einer Schlucht, 16,000 F. hoch; hier bettlägerig, vorn und hinten zwischen ungeheuren Schneebergen, wo der Tschumorell-See, obgleich noch 15,000 F. hoch, der niederste Punkt ist, befand ich mich nicht in der angenehmsten Lage. Längs diesem schönen See zogen wir eine neunstündige Tagreise hin. An einem andern See, voll wilder Vögel, die wie Seemöven schrien, wenn sie einen Sturm verkündigen, stießen wir abermals auf die schwarzen Zelte tatarischer Hirten, welche mit ihren Schafen von Triste zu Triste wandern, von denen ich mir aber nicht einbilden kann, was sie im Winter thun. Während des Tags hatten wir mit einer sengenden Sonnenhitze zu kämpfen, und bei Nacht mit einer Temperatur von 16 bis 18° im Zelt, auf einer Höhe von 17,700 F. Schaaren wilder Pferde kamen uns nicht selten nahe, doch galoppirten sie immer wieder davon, ehe wir auf sie schießen konnten. Es ist eine besondere Art, die zwischen Maulthier und Esel die Mitte hält, und ihrem Charakter nach mit dem Hirsch viel Aehnlichkeit hat. Sie schienen mir eine Zebraart zu seyn; ihre Farbe ist gesprenkelt. Die Schneelinie befand sich an einzelnen Orten nicht unter 20,000 F., und gegen NO thürmten sich da und dort weiße Punkte empor von so unermeßlicher Höhe, daß der Blick nicht ohne ein tiefes Gefühl der Unendlichkeit der Natur auf ihnen weilte. Dem Indus näherte ich mich nirgends mehr als auf drei Tagreisen; so sehr ich wünschte, diesen fast unnahbaren Strom zu sehen, so durfte ich doch von der Straße mich nicht entfernen, da die Yaks, welche mein Lager trugen, gemiethet und wir nur für zwölf Tage Lebensmittel bei uns hatten, die bereits auf die Neige gingen, so daß wir uns genöthig sahen, mehrere kleine Shawlziegen zu schlachten.“ In einer Gegend, wo Gerard das chinesische Gebiet berührte, wurde er streng bewacht, was er um so mehr bedauerte, als eben daselbst der Boden mit Fossilien übersäet war. In einer andern Gegend, die noch zum Gebiet von Ladak gehört, war er glücklicher, und konnte seinem Vorhaben ungestört nachgehen. Er gab sich alle Mühe, eine möglichst glänzende Sammlung von Fossilien aus einer Höhe zwischen 15 und 16,000 F. zurückzubringen. Seine Reise das Spihtithal hinab gewährte auch manches Interessante; er besuchte mehrere Klöster von Lama's und theilte ihr Bier und ihren fetten Thee. Die Lage des Klosters von Kanum, woraus er seinen Brief datirte, schildert er als einen köstlichen Aufenthalt nach den frostigen Regionen von Ladak; Trauben, Aepfel und andere Früchte gab es vollauf; die Tage waren heiß und die Nächte kühl. Mit Csoma de Körös war er täglich zusammen; von seinen Werken spricht er mit Bewunderung. *)

Der Pilatusberg.

(Eine Volkssage.)

Pontius Pilatus, zerknirscht von Reue über den Antheil, welchen er an der Verurtheilung Christi genommen, ging nach Rom und entleibte sich. Man warf ihn in den Tiberfluß; aber seine Seele hatte keine Ruhe, und stieß ein so entsetzliches Geschrei aus, daß man ihn herauszog und in die Rhone warf, wo er sich nicht besser befand. Nach Genf gebracht und in den dortigen See gestürzt, ließ er das alte Geschrei von Neuem vernehmen. Da wies man ihm einen der kleinen Gebirgsseen im Kanton Luzern zur letzten Friedensstätte an. Allein sein heftiger rastloser Geist zeigte sich auch hier, und so oft ein Stein in das Wasser fiel, erregte er einen furchtbaren Sturmwind. Endlich beschwor ihn ein berühmter Zauberer, und stellte ihm seine ungeziemende Aufführung vor. Pilatus versprach, sich künftig still zu verhalten, unter der Bedingung, daß man keine Steine mehr in den See würfe, und daß er jeden Charfreitag herausgehen dürfte, um im Richtergewand einen Spaziergang zu machen. In Folge dessen sah man ihn jedes Jahr am Charfreitage das Gebirg durchwandern, das seitdem seinen Namen führt. Sein Geschrei war man jetzt los, aber wehe Dem, der es wagte, dem römischen Prokonsul in's Gesicht zu blicken, ein schneller Tod war ihm gewiß. Indessen belustigten sich einige Ungläubige noch von Zeit zu Zeit, Steine in den See zu werfen, bis der Magistrat von Luzern, der den Zorn des Pilatus fürchtete, zuletzt den Zutritt des Gebirgs verbot. Eines Tags wollte sich Geßner dahin begeben und suchte deßwegen die Erlaubniß nach, die er erhielt. Nichts widersetzte sich seinem Gang; er fand einen stillen, einsamen Ort, und bald folgten Andere seinem Beispiel. Von dieser Zeit, sagt man, führten die Hirten ihre Heerden auf die fetten Triften des Pilatus, welchen der Aberglaube so lange Zeit zum Gegenstande einer lächerlichen Furcht gemacht hatte.

---

*) Auszug eines Briefs des Kapitäns Gerard aus dem Kloster Kanum 15 November 1829; vorgelesen am 27 Januar d. J. in der Sitzung des physikalischen Ausschusses der asiatischen Gesellschaft von Calcutta.

*) In derselben Sitzung kamen auch Briefe von Hodgson vor. Der Verf. sandte trefflich kolorirte Zeichnungen von fünf Vögeln ein: nämlich von dem nepalischen Adler, einer der schönsten Arten von dieser Klasse, der volle 2 F. 8 Zoll lang und 6½ F. breit ist, mit verhältnißmäßiger Schwere und Kraft. Seine Klauen sind außerordentlich stark, groß und sehr hakig. Seine Augen haben ein tiefes Braun und glänzen furchtbar unter ihren Brauen hervor; seine Farbe ist ein gleichförmiges Blaßbraun, das bei den Extremitäten der großen Federn fast ins Weiße übergeht. Er bewohnt den Theil des Gebirgs, der eben so weit von dem hohen Himelaja als den niedern Hügeln an den Grenzen von Indien entfernt liegt. Eine Circaetus nepalensis, gleichfalls ein Vogel von mächtigem und gedrängtem Körperbau, wiewohl beträchtlich kleiner als der Adler, folgte. Der dritte Vogel war der Dicrurus indicus, den Europäern in Bengalen unter dem Namen des Königrabens bekannt; er ist von erstaunlicher Geschwindigkeit, sehr lebhaft und schwebt den ganzen Tag, und wenn Mondschein ist, selbst bei Nacht, auf Raub lauernd, in der Luft; alle Vögel fürchten ihn; namentlich werden Raben und Geyer häufig seine Beute. Eine rothschnabelige Erolia und eine nepalische Taube, eine sehr schöne Species, die aber ausschließlich wild lebt, waren die beiden andern. Eben so hatte für die asiatische Gesellschaft Kapitän Franklin in Mittelindien gegen 100 Vogelarten gesammelt, welche zu besserer Klassifikation mit Zeichnungen und Bemerkungen nach England geschickt werden sollten.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 260. 17 September 1830.

Christenthum und Civilisation auf den Gesellschaftsinseln. *)

1. König Pomare's Bekehrung.

Mit der Mission zu Taheiti schien es ohne Hoffnung zu Ende zu seyn, als im J. 1809, nach zwölf Jahren unausgesetzter Arbeit, die Missionäre in Folge eines Bürgerkriegs diese Insel zu verlassen sich genöthigt sahen. Ihre Häuser wurden verbrannt, ihre Pflanzungen zerstört, ihre Bücher zu Patronen verbraucht, ihre Lettern zu Musketenkugeln eingeschmolzen. Sie hatten indessen das tröstliche Bewußtseyn, diese Katastrophe nicht selbst herbeigeführt zu haben. Indem sie einen traurigen Blick auf ihre verlorene Mühe warfen, zogen sie sich nach Botanybay zurück, mit Ausnahme des Hrn. Hayward, der in Huahine, und des Hrn. Nott, der bei Pomare, dem vertriebenen König, in Eimeo blieb.

Pomare war der Zweite eines Namens, welcher, wie Pharao und Ptolemäus, dem regierenden Fürsten angehörte; eines Namens übrigens, der, ohne eine eigentliche Bedeutung zu haben, von seinem Vater angenommen worden war, weil ihm der Laut der zufällig zusammengesetzten Sylben gefiel. Des ersten Pomare's Herrschaft beschränkte sich ursprünglich auf den Bezirk, welchen Cook besuchte; aber die Geschenke an Musketen und Schießbedarf von Seiten der Befehlshaber britischer Schiffe, welche Taheiti nachmals berührten, und zuletzt die Hülfe der armen Meuterer der Bounty, deren Schicksal Lord Byron in seinem „Christian" so schön beschreibt, setzten ihn in Stand seine Autorität über die ganze Insel auszudehnen.

Auf den meisten der Südseeinseln, namentlich auf Taheiti und in seinen Umgebungen, giebt es eine natürliche Aristokratie — Personen von erblichem Rang, die sich fast durchgängig auch durch Größe der Statur, würdevolle Haltung und körperliche Stärke vor dem Volk auszeichnen. Dieser Unterschied soll so auffallend seyn, daß es scheinen könnte, es seyen zwei Nationen, wovon die stärkere die schwächere unterjocht hätte. Allein davon findet sich in ihren Sagen und historischen Poesien keine Spur; auch zeigt sich in der Sprache der höhern und niedern Stände eine solche Verschiedenheit nicht, denn daß die Priester eine besondere heilige Sprache hätten, leugnen die Missionäre, denen man Dieß glauben muß, da sie doch gewiß in der Lage waren, wo sie sich jeden möglichen Aufschluß verschaffen konnten. Wenn sie aber die physische Ungleichheit aus der verschiedenen Erziehung, Nahrung und Lebensweise beider Klassen erklären wollen, so dürfte sich ihnen in der Natur-Geschichte der Menschen und Thiere schwerlich dafür eine Analogie darbieten, es sey denn der Fall der Biene, welche einer solchen Entwicklung fähig ist, daß sie aus einem gemeinen Insekt ihrer Art zu einer Königin erwächst. Ohne Zweifel leben Reiche und Arme in Europa nicht weniger verschieden als in Australien, ohne daß jene Wirkung hervorgebracht wird. Auch bei Thieren läßt sich durch bessere Nahrung Nichts gewinnen, als daß sie etwa fett werden oder das Marimum ihrer Stärke erreichen, eine wirkliche Veredlung der Gattung aber läßt sich nur durch Aufmerksamkeit auf die Zucht erzielen. Die wahrscheinliche Lösung des Räthsels ist die Annahme, daß diese Adeligen nichts Anderes seyen, als Leute, wie sie ein berühmter König zu seinen Grenadiren brauchte, ein Geschlecht von Männern übergewöhnlicher Leibesgröße. Zum Rang gelangt man auf diesen Inseln immer auch durch Tapferkeit im Krieg, welche, wie in den Tagen des Ritterthums, großentheils von diesen körperlichen Vorzügen abhängt. Vielleicht, daß hierin der ursprüngliche Grund für den fluchwerthen Brauch liegt, Kinder, welche von einer dem Vater nicht ebenbürtigen Mutter zur Welt gebracht wurden, zu tödten, weil man dadurch jeder physischen Entartung des Stammes vorbeugen wollte.

Wie man jedoch die Sache nehmen mag, jeden Falls scheinen die Edeln Polynesiens so etwas in die Art der Söhne Enaks zu schlagen. Teu, der Vater Pomare's I. war zur Zeit seines Todes der älteste Greis der Insel; er wird geschildert als ein Mann von hohem Wuchs, wohlgestaltet, mit offenen milden Zügen und freier Stirne; sein Haar, von den Jahren gebleicht, und sein silberweißer Bart, der bis auf seine Brust herabfiel, verliehen ihm ein höchst ehrwürdiges Aussehen. Die Eingebornen betrachteten ihn als einen Günstling der Götter. Er führte ein friedliches Leben und starb im J. 1802 an Altersschwäche. Was er in seiner vollen

*) Polynesian Researches, during a Residence of nearly six years in the South Sea Islands; with remarks on the History, Mythology, Traditions, Government, Arts, Manners and Customs of the Inhabitants. By William Ellis, Missionary to the Society and Sandwich Islands and Author of the Tour of Hawaii. 2 Vol. 8. London 1829.

Blüte war, ist nicht bekannt; sein Sohn Pomare aber maß sechs Fuß vier Zoll, seine Glieder waren rüstig und von schönem Ebenmaß, Gestalt und Gang imposant. Eine Keule von polirtem Eisenholz, welche für einen gewöhnlichen Eingebornen fast zum Tragen gewesen wäre, diente ihm als Spazierstock; und den Speer, den sein Arm schwang, konnte man etwa mit einem Weberbaum vergleichen. Ohne den oben angedeuteten Landesbrauch hätte er wohl, gleich dem Riesen von Gath, eine Familie von Enakim haben können, denn der einzige Sohn, der ihn überlebte, maß gleichfalls über sechs Fuß. Der Vater, obschon nicht gerade ausgezeichnet durch seinen persönlichen Muth, erprobte sich als einen Mann von großer Thätigkeit und Beharrlichkeit, dem das Wohl der Insel und des Volks sehr am Herzen lag. Er ging mit gutem Beispiel voran, indem er mit eigenen Händen pflanzte: ausgedehnte Kokosnußgärten, welche gegenwärtig in Taheiti und Eimeo blühen, rühren von ihm her. So thatkräftig indeß sein Geist war, so vermochte er sich doch nicht von dem Aberglauben seiner Voreltern loszumachen; er benahm sich jedoch stets voll Güte gegen die Missionäre, verlieh ihnen allenthalben seinen Schutz und empfahl sie vor seinem Hintritt der Obhut seines Sohnes; ja er würde sich auch zu der Verehrung des Gottes verstanden haben, in dessen Namen sie sich ihm ankündigten, wenn sie nur den göttlichen Charakter und die göttlichen Rechte seiner Götter anerkannt hätten. Einer solchen Anbequemung werden die Jesuiten in China beschuldigt; allein selbst der jesuitischen Politik mit all ihrer Schlangenklugheit wäre hier eine solche Verschmelzung nicht möglich gewesen. In China fanden sie einerseits einen natürlichen Theismus vor, welcher unter glücklichen Umständen als eine Vorbereitung auf die Annahme der Wahrheiten des Evangeliums gelten konnte; andrerseits einen schmiegsamen Atheismus, welcher, wenn sein Interesse dabei ins Spiel kam, die Einführung einiger Fabeln mehr leicht ermuthigen mochte. Die Abgötterei dieser Inseln hingegen war ihrem ganzem Wesen nach so beschaffen, daß wir es den Missionären nicht verargen, wenn sie wider dieselbe eben so viel Abscheu fühlten als die jüdischen Propheten gegen die Greuel der Cananiter.

Als die Missionäre zuerst landeten, bildeten sie sich eine nichts weniger als vortheilhafte Meinung von Pomare II, welcher damals Otu hieß; noch vor seines Vaters Tod lernten sie ihn zwar sowohl in Bezug auf seinen Verstand als seine Gesinnung gegen sie besser und richtiger beurtheilen; doch hörte er nicht auf, ein eifriger und blutiger Diener des Nationalgottes Oro zu seyn. Der Krieg, der ihn von Taheiti zu fliehen nöthigte, entsprang gerade aus einem Streit um den Besitz dieses Götzen. Auf diesen Inseln, wie in so manchen andern Theilen der heidnischen wie der christlichen Welt steht die Priesterschaft in engem Bunde mit Rang und Königthum. Gleich den römischen Kaisern erhielten die Könige nach ihrem Tod die Ehre einer Art Apotheose. Als der erste Pomare starb, versicherte ein Priester, er habe seinen vergötterten Geist geschaut, wie er über den Wassern des Meeres schwebte, den obern Theil seiner Gestalt mit einem feingeflochtenen faltenreichen Kranz umwunden. Seine Witwe, welche behauptete, auch ihr sey er erschienen, nahm einen neuen darauf bezüglichen Namen an. Das Volk ward kaum den Zweck der Missionäre inne, als es ihnen mit Spott, Haß und Verachtung begegnete. Man störte sie, wenn sie predigen wollten, indem man Hunde oder Hähne an einander hetzte, und dadurch die Aufmerksamkeit der Zuhörer zerstreute; oder man warf ihnen vor, sie seyen an all dem Unheil Schuld, welches allerdings der Verkehr mit den Europäern über diese Inseln brachte, stellte ihnen elende und von Krankheiten zerstörte Gestalten vor, als Beweise der Wirksamkeit ihrer boshaften Gebete und ihres ungerechten Gottes, und fragte sie im Hohn, ob der König oder die Häuptlinge den Oro schon weggenommen hätten, mit der Bemerkung, wenn sie es noch nicht gethan, so müßten sie ihnen nur den Namen Jehova nennen und es würde unfehlbar geschehen. Zu dieser an sich schon erklärten Abneigung gegen die neue Lehre kam nun das durch einen Priester und die Königin beglaubigte Wunder von Pomare's Erscheinung, so daß das Heidenthum fester als je begründet zu seyn schien.

(Schluß folgt.)

Die Engländer in Italien.

(Schluß.)

Mit den Alterthümern ists etwas Ander es; die Engländer sind gewaltige Liebhaber derselben; nicht daß sie dieselben etwa an sich höher hielten; aber sie ermangeln nie, Etwas davon für ihre Sammlungen in die Tasche zu stecken. Dazu, meinen sie, sind die Alterthümer auf der Welt. Nach Aussage aller Custoden haben sie mehr als die Zeit an der Zerstörung von Pompeji gearbeitet; in der Villa - Adriana sah ich Einen einen Stein gegen ein mit Fresken bemaltes Gewölb schleudern, um ein Wenig rothen oder blauen Stuck herabzuwerfen. Was kümmerte ihn Villa-Adriana; um das Bißchen Stuck war's ihm zu thun! Dieß sollte einst auf einem Kamin seines Landhauses prangen und den Kunst-Geschmack der Familie beurkunden.

„Gehen Sie morgen ins Theater? Tamburini singt und die Monbelli.“ — „Nein; bei Lady..... ist englische Oper; man giebt Guy Mannering, Musik von Bishop; Das ist was Merkwürdigeres.“ Zu Rom in der englischen Oper auftreten, sie einen Monat lang wiederholen, sie fort und fort singen, wirklich eine merkwürdige Naivetät des Patriotismus! Uebrigens ist bekannt, daß die Engländer in Italien in kein nicht englisches Haus kommen, und jeden Fremden verschreien. Im Winter, welchen ich in Rom zubrachte, war ein gewisser Salon jedem Fremden, der sich dort vorstellen lassen wollte, offen. Dort versammelte sich der Kern der eigentlich römischen Gesellschaft: geistreiche Prälaten, gebildete Weltleute, verständige, ungezierte Frauen — gewiß so viel werth, als Guy Mannering. Gleichwohl sah ich dort während drei Monaten nur einen einzigen Engländer, und dieser wohnte überdieß schon seit vier Jahren in Rom, und hatte sich einiger Maßen italienisirt. Und doch machen die Engländer sieben Achtel sämmtlicher Fremden aus.

Daß die Engländer in Italien nicht besser zahlen, als in der Schweiz, ist bekannt. In beiden Ländern können sie sich um einen Franken eine Stunde lang herumzanken; und oft ergießt sich ihre Wuth noch in langen Verwünschungen in den Fremdenbü-

chern. So stürmte der Erbe einer der ersten englischen Familien in zwanzig beredten Zeilen auf den alten Sennen an der Scheideck los, weil er ihm „Nüdeln“ und Käs zu theuer verkauft habe. In Lauterbronnen sah ich reiche Engländer sich weigern, vier Franken für die Person an der Wirthstafel zu zahlen. Als ich nach anderthalb Stunden vom Wasserfall zurück kam, weigerten sie sich immer noch. In Venedig sah ich vier Schottländer, von welchen der unbemittelteste seine 4000 Pfund jährlicher Einkünfte bezog, noch Abends um zehn Uhr, nach einer sehr beschwerlichen Tagreise, von Wirthshaus zu Wirthshaus rennen, weil ihnen der Preis für die Betten um 20 Soldi zu hoch dünkte. Von Mailand trat ich die Reise nach Venedig und Rom mit einem jungen sehr reichen Engländer an. Da ich weniger schlecht italienisch sprach als er, so machte er mich zu seinem Zahlmeister. Abends wurde uns die Rechnung gebracht; sie schien mir billig und ich zahlte. Mein Engländer sah mich verdutzt an. Sobald wir allein waren: „Wo denken Sie hin? Wir hätten um zwei Franken wohlfeiler wegkommen können.“ — „Ich weiß, daß Ihre Landsleute so rechnen, aber mein Kalkul ist dieser: ich reise in Italien zu meinem Vergnügen; Nichts ist mir unleidlicher, als jeden Tag streiten zu müssen; deßhalb opfre ich täglich zwei, also monatlich 60 Franken, meinem Vergnügen.“ Er ließ sich mein Räsonnement gefallen, und bis Venedig ging's ganz gut; hier aber traf er Landsleute, und wenn sich Engländer unterwegs begegnen, so ist immer die erste Frage: „Wo logirt Ihr? Was zahlt Ihr?“ Zum Unglück zahlten wir zwanzig Soldi mehr, als diese Herren, und mein Gefährte war zu seiner Rechtfertigung genöthigt, ihnen meine Ansicht aus einander zu setzen. Abends war er sehr nachdenkend und meinte, von nun an wolle er Zahlmeister seyn. Gut! Drei Tage nachher bringt man uns in Bassano die Rechnung; ich gebe sie meinem Engländer, „Quanto?“ fragte er — „Signor, dieci lire“ — „E troppo“ — „Troppo Signor?“ Folgte eine lange Auseinandersetzung des Italieners, wie er unmöglich Weniger verlangen könne: „Die Häuser sind sehr theuer in Bassano, die Abgaben äußerst hoch; das Fleisch, das sonst nur acht Soldi kostete, gilt jetzt zwölf; Früchte sind kaum zu erschwingen, Gemüse giebt's fast gar nicht;“ und so ging's fort mit bewunderungswürdiger Zungenfertigkeit. Der ehrliche Engländer suchte zu antworten, aber kaum wußte er ein Paar italienische Worte; die Laute, die er hervorbrachte, zeugten bloß von seinem Mißvergnügen. Endlich rief er, unfähig, sich verständlich zu machen, bene! bene! und damit war's vorbei. Diese Probe schreckte ihn jedoch keineswegs ab; jeden Abend dasselbe Schauspiel: eine Beweisfluth von Seiten des Wirths, Wehklagen von Seiten des Engländers, und die drei Stichworte: quanto, è troppo, bene stets in derselben Reihe, und in den gleichen Zwischenzeiten.

Wenig zahlen, Das, könnte man sagen, ist der Grund, warum der Engländer eigentlich reis't, Das ist sein Geschäft, sein Ehrenpunkt. Als ich Palermo verließ, um Sicilien einzusehen, wünschte sich ein Engländer, ein sonst ganz verständiger Mann, meiner Gesellschaft anzuschließen. Er sagte mir, zwei seiner Freunde, welche voriges Jahr mehrere Monate in Sicilien zugebracht, hätten ihm ihr Tagebuch zugestellt; „es ist sehr belehrend,“ setzte er hinzu, „und kann uns sehr nützlich werden; wollen Sie es durchblättern?“ Ich nahm das Anerbieten mit Freuden an. Hier ein Auszug aus dem Manuscript: „Erster Tag, von Palermo nach Alicate. Wir hielten zum Mittag in .... an. Man gab uns sechs Eier, zwei Pfund Brod und zwölf Orangen; macht 1 Schilling. Zu Alicate zum Nachtessen etwas schlecht gebratenes Rindfleisch, Salat und ziemlich zähe Hühner. Preis 3 Schilling. Jedes Bett 1 Schilling. — Zweiter Tag. Trapani: Nichts zu haben, als Eier und etwas schlechtes Fleisch; mußten gleichwohl wie gestern 3 Schilling zahlen. Das ist zu theuer.“ So beide Bände des Journals; Nichts als Details über das Essen und Bemerkungen über den Preis.

Die Ausnahmen von der hier geschilderten Menschenart, deren es allerdings giebt, verlieren sich in der Menge. Diese ist, wie sie oben gezeichnet wurde: sie sieht Nichts, lernt Nichts, vergnügt sich an Nichts.

Orientalische Literatur.

Der Verein zur Uebertragung orientalischer Werke ließ sich am 11 Juni d. J. seinen dritten Bericht erstatten.

Um den Wirkungskreis des Vereins auch auf die katholischen Länder auszudehnen, hatte sich Obrist Fitzclarence nach Rom begeben. Hier überreichte er dem Pabst Lee's Uebersetzung der Reisen Ebn Batuba's; Se. Heiligkeit nahm das Geschenk huldvoll auf und ertheilte sogleich Befehl, dem Obristen die Schätze der vatikanischen Bibliothek zu öffnen. Angelo Mai leistete dabei jeden Vorschub. Die Errichtung eines korrespondirenden Hülfsvereins in Rom, dem sich Dr. Wiseman, Vorsteher des dortigen englischen Kollegiums, Dr. Cullen, Subrektor an der Propaganda-Anstalt, und andere ausgezeichnete Orientalisten anschlossen, war eine fernere Frucht seiner Bemühungen. Der direkte Verkehr Roms mit verschiedenen Theilen von Westasien, mit den Eingebornen aus Syrien, Palästina, Egypten und Abyssinien, welche in der Propaganda ihre geistlichen Studien vollenden, eröffnet dem Vereine schöne Aussichten, da die römische Regierung dem Unternehmen ihren Beifall schenkt. Im Ganzen sind das Arabische, Syrische und Hebräische diejenigen Sprachen, die hier am Stärksten getrieben werden, und an den HH. Lance, Mezza und Sarte besitzt die Sapienza für diese Fächer treffliche Lehrer. Der Letztere, welcher in Bezug auf orientalische Gelehrsamkeit vielleicht seines Gleichen in Europa sucht, hat dem Obrist in Bälde eine lateinische Uebertragung des Abulfaradsch zugesagt; Hr. Habaschi, aus der Nähe von Beirut gebürtig, eine Uebersetzung der Geschichte der cirkassischen Mamelucken-Dynastie in Egypten, und Dr. Kleugh, ein junger Deutscher, der sich fünf Jahre in Egypten aufhielt, eine von El-Wakedy's Eroberung Syriens. An dem Großherzog von Toskana fand der Obrist einen Mann, der großes Interesse für orientalische Literatur hat, und gerade Mohammed el Moghrebis Geschichte der Mauren in Spanien in's Italienische übersetzen ließ; er bat, seinen Namen in die Liste der Subscribenten des Vereins einzutragen.

Einer gleichen günstigen Aufnahme erfreut sich der Verein auch in andern Ländern. Von allen Seiten laufen Beiträge ein und Anerbietungen von Mitarbeitern; so aus Indien durch den korrespondirenden Ausschuß in Calcutta von Dr. John Tytler der Anfang einer Uebersetzung eines persischen Systems der Mathematik (khazanat ul Ilm), dessen Originaltext auf Kosten der bengalischen Regierung im Druck erscheint; so auch die Uebersetzung der Abhandlung eines Buddhisten gegen die Brahminenkaste, mit der Anzeige, daß W. J. Robertson eine Uebersetzung des „Hedyet ul Islam.“ und Will. Adam das Buch „Jasher“ bereit hätten; Obrist Briggs, der Uebersetzer von Ferista's Geschichte Indiens gedenkt eine Fortsetzung derselben, bekannt unter dem Titel: Seyer ul mutakherin, zu bearbeiten. Da der Zweck des Vereins auch Herausgabe von Originaltexten ist, so wird die Versammlung benachrichtigt, daß außer dem bereits gedruckten arabischen Werk über die Algebra der persische Text von Scheich Mohammed Ali Hasins Selbstbiographie unter der Presse sey, und daß Ebn Haukals Geographie, Ebn

Hadschi Chalfa's biographisches Wörterbuch, Scheref Nameh und die Geschichte von Masenderan und Tabaristan die arabischen und persischen Texte zur Mitgabe bekommen werden. Die Geschichte Japans, übersetzt von Titsingh und revidirt von Klaproth *) soll im Lauf des gegenwärtigen Jahres fertig seyn. Eine deutsche poetische Uebersetzung eines Stücks die „Hest Peiker," von Prof. Erdmann in Kasan, soll zu der Uebersetzung dieses persischen Werks, welche Sir Gore Ouseley vorhat, einen Anhang bilden. Zum Uebersetzen von Ebn Beitars Botanik hat sich Prof. Wilken in Berlin, von Ebn Kotiba's Geschichte der Araber Prof. Möller in Gotha, von dem „Tschon-Tsiu," einer Geschichte des Königreichs Lu, wo Confucius eine Zeit lang erster Minister war, Hüttmann angetragen. Der armenische Fürst Hobboff, Verfasser einer allgemeinen Geschichte seines Vaterlandes, die noch im Manuscript ist, hat dieselbe dem Geistlichen Glen in Astrachan zur Uebersetzung für den Verein mitgetheilt.

Nachdem der Verein noch den Beschluß gefaßt, daß der Ausschuß über Prämien im Betrage von zwanzig bis hundert Sovereigns sollte verfügen können, wenn die Uebersetzung eines verloren gegangenen römischen oder griechischen Schriftstellers, namentlich wenn Dr. Hyde's Katalog alter ursprünglich griechisch geschriebenen Werke, die jetzt nur noch in arabischen oder syrischen Uebersetzungen vorhanden sind, entdeckt würde, so schritt man zur Austheilung der Medaillen und Geldgeschenke, welche der Verein als eine Anerkennung der Verdienste einiger seiner Mitarbeiter dekretirt hatte. C. Fraser, der Uebersetzer des bosnischen Kriegs, erhielt 25, Prof. Neumann für seine armenische Geschichte 50, und F. C. Belfour für Scheich Mohammed Ali Hasins Biographie 100 Pf. St. Prof. Lee, J. F. Davis und Major David Price erhielten Medaillen.

Die Jahreseinnahmen vom 1 Januar bis zum 31 December 1829 betrugen 2,594 Pf. 1 Sch. 7 Den., die Ausgaben 1,437 Pf. 15 Sch. 2 Den., woraus man sieht, daß die Finanzen des Vereins gut stehen. Bei diesen Geldmitteln, bei der Unterstützung von Seiten einer aufgeklärten Regierung und namentlich bei der innigen Verbindung, in welcher der Verein zur k. asiatischen Gesellschaft steht, kann man wohl sagen, daß die asiatische Literatur eine neue Epoche beginnt. Die k. asiatische Gesellschaft macht täglich neue Erwerbungen **), und der Verein sorgt dafür, daß sie der Welt nicht vorenthalten werden.

Ist dieser Schwung, welchen die orientalische Literatur in Europa nimmt ein bedeutungsvolles Zeichen der Zeit, so ist es nicht minder erfreulich zu sehen, daß auch das alte Indien, das eigentliche Vaterland dieser Literatur, aus seiner starren Lethargie zu erwachen beginnt, um in eine selbstthätige Wechselwirkung mit Europa zu treten, nachdem dieses lange Zeit sich ihm nur aufgedrängt hatte, gleichsam ein Freibeuter, der wie seine materiellen, so seine geistigen Reichthümer plünderte. Fünf hinduische Pressen sind in diesem Augenblicke in Calcutta beschäftigt. Der „Durpan," eine bengalische Zeitung, die von den serampurer Missionären besorgt wird, enthält unterm 30 Januar ein Verzeichniß der Schriften, welche im vorigen Jahre aus dieser Presse hervorgingen, das sie mit folgenden Bemerkungen begleitet: „Betrachten wir den ersten Versuch, bengalische Bücher für den Verkauf an Eingeborne zu drucken, den man vor sechzehn Jahren machte, so müssen wir staunen über die Fortschritte der einheimischen Presse in dieser kurzen Zeit. Das erste gedruckte Werk war der „Unuda Mungul," welchen Gunga-kischnr,

*) Die angekündigte Geschichte Georgiens (vergl. Ausl. S. 674) von demselben Verfasser erscheint nicht, da kürzlich eine französische und russische Ausgabe davon in St. Petersburg herauskam.

**) Diese Gesellschaft ließ vor Kurzem von ihrer Bibliothek einen Katalog mit alphabetischem Inder verfertigen, der gedruckt werden soll. Der Katalog zählt gegen 900 Numern gedruckter Werke aus allen Zweigen orientalischer Literatur und Wissenschaft. Ein ähnlicher Katalog von den zahlreichen Manuscripten aus arabischer, persischer, sanskritischer und chinesischer Literatur, so wie in occidentalischen Sprachen soll in Bälde nachfolgen. Auch beabsichtigt die Gesellschaft dem Publikum ihr interessantes Museum zugänglicher zu machen, in welcher Beziehung den Engländern immer noch Etwas von der französischen Liberalität zu wünschen wäre. Unter den diesem Museum neuerdings zugekommenen Kuriositäten können wir nicht umhin, auf den arabischen Globus aufmerksam zu machen, mit welchem der Gouverneur von Bombai dasselbe beschenkt hat. Sir John Malcolm selbst verdankte diese kostbare Reliquie aus dem arabischen Alterthume dem kirchlichen Oberhaupte der Bohras, einer in den Radschputstaaten verbreiteten Sekte, die ihrem Vorgeben nach in gerader Linie von dem berühmten Scheich ul-Dschebel oder dem Alten vom Berge abstammt, und den Globus mitnahm, als sie vor Verfolgung nach Indien floh.

vormaliger Setzer in der serampurer Druckerei, in Calcutta auf Spekulation herausgab. Im Jahre 1829 sind es bereits 37 Bücher, welche in bengalischer Sprache erschienen. Gehören auch einige davon bloß in die Klasse der Flugschriften, so läßt sich doch die rasche Zunahme der Leselust unter den Hindu's daraus erkennen. Ein großer Theil dieser Werke bezieht sich auf das herrschende Religionssystem; aber mit der Verbreitung der Presse läßt sich erwarten, daß bald auch wissenschaftliche Materien auf diesem Weg in Bengalen Eingang finden werden. Nach den verlässigsten Erkundigungen haben sich die Subscribenten der verschiedenen indischen Zeitungen *) in den letzten zwölf Monaten verdoppelt. Ja die Herausgeber ziehen immer mehr Gegenstände in ihren Kreis; ein Beweis, daß die Masse des Wissens unter dem Volk wächst. Als vor zwölf Jahren unser erstes Blatt herauskam, tadelte man, daß wir aus Ländern Nachrichten einrückten, welche die meisten unserer Leser nicht dem Namen nach kennten; und jetzt haben wir die Genugthuung zu sehen, daß die ausschließlich von Eingebornen redigirten Zeitungen allen Theilen der Welt eine Stelle einzuräumen anfangen. Das Ausland bleibt den Hindu's nicht länger fremd, namentlich interessiren sie sich aufs Angelegentlichste für Alles, was in England vorgeht. Vor Kurzem machte ein calcuttaer Blatt einen Prospektus bekannt, in welchem alle Länder aufgezählt waren, aus welchem es Mittheilungen liefern wollte. Bald darauf erhielten wir von einem unserer Subscribenten ein Schreiben, worin uns derselbe kund that, wenn der Durpan nicht eine gleiche Zahl von Gegenständen umfaßte, so würde er ihn aufgeben."

Indischer Theismus.

Mehrere reiche und gelehrte Hindu's sind (nach der India-Gazette vom 11 Januar) zusammengetreten, um ein Grundstück an der Tschitpurstraße käuflich an sich zu bringen und darauf ein Gebäude für allgemeine religiöse Zwecke zu errichten. Die Stiftungsurkunde, welche die unter den gebildeten Klassen der Eingebornen vorherrschende Neigung zu einer reinen Gottesverehrung mit Verwerfung aller hinduisch-kirchlichen Formen beweist, lautet folgendermaßen:

„Wir die Unterzeichneten vertrauen zu unsern Erben und Nachkommen, daß sie besagtes Grundstück nebst Baulichkeiten und Zugehör für immer als einen öffentlichen Ort werden benutzen lassen, damit daselbst allerlei Volk, ohne Unterschied der Klasse, sofern es sich nur ordentlich, nüchtern, fromm und andächtig beträgt, sich versammeln könne zur Anbetung des ewigen, unsichtbaren und unwandelbaren Gottes, welcher ist der Schöpfer und Erhalter der Welt, und zu benennen mit keinem Namen oder Titel eines besondern Wesens oder besonderer Wesen, wie solcher auch immer heißen möge; daß sie nicht werden erlauben, daß man ein Bild, gestochen, gemeißelt, gemalt oder geschnitzelt, was es auch immer darstelle, darin aufbewahre, noch daß man Opfer oder Spenden von irgend einer Art darbringe; noch daß man überhaupt eine lebendige Kreatur sey es zum Dienste der Religion oder sey es zur Nahrung der Menschen — daselbst des Lebens beraube; noch daß man darin esse und trinke, außer so weit die Nothdurft des Leibes es erfordere; noch weniger, daß man schmause und schwelge, noch daß bei diesem Gottesdienste von keinem Gegenstande, belebt oder unbelebt, welchen irgend ein Mensch oder irgend Menschen anerkannt haben oder künftig anerkennen, in Predigten, Gebeten oder Gesang oder wie sonst der Gottesdienst Statt finde, mit Geringschätzung gesprochen werden dürfe; sondern daß sie werden Sorge tragen, daß weder Rede, Predigt, Gebet noch Gesang vorkomme, worin nicht die Betrachtung des Urhebers und Erhalters der Welt zur Förderung von Liebe, Sittlichkeit, Frömmigkeit, Wohlwollen und Tugend und zur Befestigung der Eintracht zwischen Menschen jedes Glaubens und jeder Ueberzeugung erbaulich benutzt, daß eine Person von gutem Ruf, anerkannter Wissenschaft, Frömmigkeit und Sittlichkeit als Vorsteher des Gottesdienstes bestellt, und daß dieser Gottesdienst, unter deren Aufsicht und Leitung, wo möglich täglich, zum Wenigsten aber in sieben Tagen ein Mal, gehalten werde."

Obwohl ein solcher Geist frommer Humanität in Europa zu finden seyn möchte?

*) Ein hinduisches Wochenblatt, der Bungodut, zeigt unterm 19 December vorigen Jahrs seinen Lesern an, nach einer Verfügung des Generalgouverneurs betrage das Postporto künftig nicht mehr als das von einem Briefe; der Preis des Blattes sey monatlich eine Rupie.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 261. 18 September 1830.

Die Gevatterschaft.

Ein russisches Volkssittengemälde.

(Fortsetzung.)

Afonaßlj holte ein Paar Bündel frisches Stroh und breitete es auf dem Boden aus, zum Lager für den Gast; Anna aber brachte ein reines Bettuch und ein Kissen dazu: „Da," sprach sie, „guter Herr, Das ist meine Aussteuer; Du wirst sanft drauf schlafen; gute Nacht!" — Der Fremde trat auf sie zu und küßte sie auf die Stirn: „Dank Dir, liebes Mädchen; ich denke auch Du wirst gut schlafen; Du mußt morgen früh aufstehen, es giebt noch Viel für Dich hier zu besorgen, und morgen ist ein froher Tag." Sie nickte ihm freundlich zu und ging in die Kammer: nach verrichtetem Abendgebete legten sich die Männer auf die Streu und entschliefen bald; der Sturmwind tobte gewaltig, nur zuweilen hörte man die heisere Stimme der Alten, die ihren Enkel einlullte, oder das Wispern des überglücklichen Mädchens, das noch so Viel von seinem Glücke zu erzählen hatte. Endlich ward Alles ruhig, und nur ein einsames Heimchen unterbrach von Zeit zu Zeit mit seinem Zirpen die tiefe Stille in der Hütte.

Die ersten Strahlen der Morgensonne weckten Anna aus ihren süßen Träumen; sie sprang auf und trat leise in die Stube, um den schlafenden Gast nicht zu wecken; aber Der war schon vor Tagesanbruch aufgestanden, und sein Lager war leer; sie weckte den Schwager, der es bedenklich fand, daß der Fremde so heimlich davon gegangen sey; aber Anna beruhigte ihn: „Laß Das gut seyn, Petrowitsch, Der betrügt gewiß nicht; der kömmt sicher wieder, wenn's Zeit ist; sorg' Du nur, daß der Priester nicht zu spät komme, ich will unterdessen hier Alles hübsch in Ordnung bringen." Afonaßli machte sich auf den Weg zur Kirche, und Anna ging mit fröhlicher Eile an die Arbeit: Bänke, Tisch, Fenster, Wände und Bretter, Alles wurde rein gescheuert, und die Diele und die Treppe geputzt und mit gelbem Sande bestreut. Als sie damit fertig war und nach dem Kuchen gesehn hatte, den sie im Ofen buk, flocht sie ihr schönes nußbraunes Haar — o! vielleicht zum letzten Mal *) — in zwei lange Flechten, mit großen bunten Schleifen an beiden Enden, band das neue Stirnband mit der funkelnden Tresse um den Kopf, und die blauen Glasperlen, die ihr Alerej neulich aus der Stadt mitgebracht hatte, um den Hals. Endlich schlüpfte sie in den rothen Sarafan, knöpfte ihn zu, und band den schmalen seidenen Gürtel um den schlanken Leib. Einen Spiegel gab's nicht in der Stube, aber Anna wußte doch, daß sie hübsch sey: „Hm," sprach sie wohlgefällig für sich hin, „Das ist Alles recht schmuck; der fremde Herr wird denn doch sehen, daß unsre Mädchen auch verstehn, sich herauszuputzen; aber" — sie griff an das niedliche rosenrothe Ohrläppchen — „ein Paar Ohrringe! ach ja, die fehlen!" Mit seitwärts gesenktem Köpfchen stand sie da in Gedanken und blickte zum Fenster hinaus — da rief es hinter ihr: „Ach, Anuschka, wie bist Du so hübsch! Was hast Du denn vor?" — Sie erschrack, wandte sich und flog ihrem Alerej um den Hals: „Ach Alereinschka, mein theurer Aleoscha, gut, daß Du da bist; Was hab' ich Dir Alles zu erzählen! Was hat sich Alles zugetragen, seit wir uns nicht gesehen!..." „Zugetragen? Was denn? Geschwind!" — „'S wirbelt mir Alles noch so im Kopfe herum, ich weiß gar nicht, wo ich anfangen soll; hör' nur: gestern Abend, kaum warst Du fort, da kam ein junger fremder Herr zu uns, in einem schönen neuen Rocke — er dient dem Zar — ach, wie war er freundlich und wie liebreich; er hat hier die Nacht geschlafen und unser Abendbrod gegessen, und hat mich auf die Stirne geküßt" (Alerej wurde blaß) „ja, und heute früh ist er fortgegangen, so früh, wir schliefen Alle noch; aber er kömmt bald wieder, diesen Morgen noch...." — „So! also dazu hast Du Dich so ausgeputzt?" — „J freilich, ich werde ja mit ihm Gevatter stehen...." Alerej fiel eine schwere Last vom Herzen: „Gevatter?" rief er freundlich, „Wo denn, Anjutinka? Bei Wem denn?" — „Nun, bei wem anders, als bei dem kleinen Jungen, den Gott der Schwester gestern Abend... ach, Das weißt Du ja auch noch nicht; ja, ja, ein allerliebster kleiner Junge, und ich bin seine Muhme und werde seine Taufmutter. — Aber hör' nur, Aleoscha, Das ist Alles noch gar Nichts; 's giebt wohl ganz was Anders noch; denk' Dir nur, der fremde Herr hat versprochen, er will uns verheirathen, noch vor den Fasten, vielleicht morgen schon, und will uns selbst in die Kirche führen!" — Alerej stand da wie versteinert über den plötzlichen Glückswandel — endlich fiel er mit Thränen der Geliebten um den Hals: „Siehst Du, Anjuta, Gott verläßt die Seinen nicht! Aber sag mir doch, Wer ist denn dieser fremde Herr, daß er so bestimmt versprechen kann? — Wie

*) Nur die Mädchen tragen das Haar frei in Flechten; die verheiratheten Frauen müssen es ganz unter den sogenannten Powojnik eine Art Mütze, verbergen.

wird er denn den Vater bewegen?" — „Ja, Das weiß ich nicht; aber er kann gewiß Alles, was er will, denn er hat einen großen Beutel mit Geld, daraus hat er der Schwester ein schweres Goldstück na subók gegeben, das ist ganz rund, und glänzt Dir in die Augen wie Feuer, und solcher waren noch viele in dem Beutel." — Es wurde nun noch Manches über den fremden guten Herrn und die bevorstehende Hochzeit geredet, endlich sagte Alexej; „Wie's nun auch seyn mag, 's wird mit Gotes Hülfe schon gehen; aber weißt Du wohl, weßhalb ich eigentlich hergelaufen bin? Der Vater hat sich den Sotskoj und den Wydornoj zusammen berufen, um mit Gewalt den rückständigen Obrok vom Petrowitsch und den Uebrigen, die noch nicht bezahlt haben, einzutreiben; ich hörte, wie sie sich darüber besprachen, und lief geschwind her, und da," — er holte aus dem Busen einige Rubel — da bring' ich etwas Geld, Das hatt' ich erspart, um Dir damit zu unsrer Hochzeit einen neuen Sarafan und einen Powojnik zu kaufen; aber Du bist ja so hübsch, Anjutinka, auch in diesem Sarafan — 's ist besser, wir geben das Geld dem Schwager, daß er die Abgaben bezahle, nicht wahr?" — Anna fiel ihm um den Hals: „Ach, Aleoscha, wie bist Du so gut; so recht mir nach dem Herzen — ich will keinen Sarafan, nicht einmal Ohrringe will ich haben; aber" — fuhr sie mit dem Köpfchen schüttelnd fort — „ich kenne den Petrowitsch; Der nimmt's nicht. Er sagt immer: Geld, welches man nicht mit Arbeit verdient, bringt kein Gedeihen und brennt in der Hand, wie 'ne glühende Kohle; er nimmt's nicht!" — „Ja, aber man kann's doch nicht gehen lassen; der Vater thut gewiß wie er gesagt hat; er kann ohnehin den Petrowitsch nicht gut leiden..... Weißt Du was, Annuschka; es ist ja doch Dein Geld — nimm Du's, und lauf schnell damit zum Vater hin und sag' ihm der Schwager hätt' es geschickt; da müssen sie Euch in Ruhe lassen; Niemand wird's erfahren, und hernach, wenn Alles vorbei ist, sagen wir's dem Schwager, Der wird Etwas schmälen, aber weiter auch Nichts, den unterwürfigen Kopf hackt ja selbst das Schwert nicht." — Anna besann sich einen Augenblick: „Nein, guter Aleoscha, nein, das geht auch nicht; das ist Betrug, Lüge....... nein, dafür behüt' uns Gott! Lieber wollen wir von Haus und Hof gehn — Gott wird uns nicht verlassen, wenn wir nur nach seinen heiligen Geboten thun." — Ach, Anjuta, Du hast immer Recht, aber wie....." Die alte Mutter trat herein: „Ja, Das hab' ich mir wohl gedacht! Schon wieder beisammen, und dann vergißt Du Alles auf der Welt!" — Mütterchen, 's ist Alles rein und in Ordnung, sieh nur selbst." — „So? Aber wo sind denn Teller? Wir haben nur Einen, und die Gäste können doch nicht aus dem Topfe essen und Bier aus dem Kwas-Kowschik (einer Art hölzerner Trinkkelle) trinken. Lauf schnell zur Nachbarin Waßiljewna, sie wird uns ja wohl drei Teller und ein Paar Gläser leihen."

(Schluß folgt.)

Christenthum und Civilisation auf den Gesellschaftsinseln.

1. König Pomare's Bekehrung.

(Schluß.)

Montesquieu bemerkt in Bezug auf die Jesuitenmissionäre in China, daß sie es immer am Liebsten mit unumschränkten Regierungen zu thun gehabt, und daher überall dem Despotismus Vorschub geleistet hätten; denn, sagt er, da sie sich dahin begaben, um große Veränderungen auszuführen, so fanden sie es leichter, die Fürsten zu überreden, daß sie Alles zu thun vermöchten, als die Völker, daß sie sich Alles gefallen lassen müßten. Dieselbe Politik scheint man den protestantischen Missionären auf Taheiti zum Vorwurf machen zu wollen; allein, wenn man die ursprüngliche Gesinnung bedenkt, mit welcher diese Männer, die keine Gesellschaftsinteressen zu vertreten hatten, ihrem mühsamen und gefahrvollen Beruf sich unterzogen, so wird man zugestehen, daß ihr Fall eine solche Parallele nicht zuläßt, wenn auch nicht zu leugnen ist, daß ihre Ansichten einige Modifikationen erlitten, als sie sich durch ihr Verhältniß zu Pomare in die politische Stellung dieses Fürsten hineingezogen sahen.

Die ganze Kirchengeschichte bietet uns nirgends einen so vollständigen und genügenden Bericht über den Uebergang eines Volks vom Heidenthum zur christlichen Religion dar, wie auf den Gesellschaftsinseln. Es läßt sich deßwegen behaupten, daß die dortigen Ereignisse ein neues Licht auf diesen wichtigen Theil der Geschichte der Menschheit werfen, in sofern sie uns in den Stand setzen, die Umstände, unter welchen die Bekehrung anderer Völker vor sich ging, mit den veranlassenden Ursachen und den begleitenden Folgen richtiger zu würdigen, und den Blick in die Werke des menschlichen Geistes und des menschlichen Herzens und — warum soll man nicht hinzufügen? — in die Führungen der göttlichen Gnade zu schärfen. Indessen war die Lage der Missionäre gegenüber dem Volk, unter welchem sie auftraten, in mancher Beziehung von der Art, daß die Vergleichungspunkte zwischen ihrer und früheren Bekehrungen selten sind. Die Eingebornen erkannten und schätzten ihre Ueberlegenheit in Künsten und nützlichem Wissen, und nahmen sie mit Achtung und Ehrerbietung auf — allein nur so lange, bis sie den Zweck ihres Kommens erfuhren. Wenn die neue Religion, hieß es, ein Gegenstand von solcher Wichtigkeit sey, warum denn bei den vielen Schiffen, welche der König von England gesandt, nie davon die Rede gewesen wäre? Seine Botschafter hätten ihnen Geschenke überbracht, sie seiner Freundschaft versichert, von dem Wort keine Sylbe! Und nun um die Insulaner in ihrer beginnenden Geringschätzung gegen die Prediger des Evangeliums zu bestärken, was bedurfte es mehr als das Benehmen der Kauffahrer, welche nach ihrer Ankunft Taheiti besuchten? Offenbar waren die Missionäre, wenn auch nicht gerade von ihrer Regierung geächtet, doch von ihren Landsleuten verachtet und als Leute von verschiedener vielleicht geringerer Caste angesehen!

Hegte der König Anfangs selbst diese Meinung von ihnen, so war er nicht der Mann, der sie lange bei sich behielt. Sein Widerwille gegen sie war auch so allgemein bekannt, daß

Peter der Schwede, ein Schurke, den sie auf der Insel trafen, ihm oft rieth, sie tödten zu lassen, wenn sie beim Gebet auf den Knien lagen, und seine Feindschaft äußerte sich unzweideutig genug, als er seinem Gefolge erlaubte, sie auszuplündern. Dieser Widerwille verlor sich jedoch, je mehr er die Ueberzeugung gewann, daß sie bei den Entbehrungen und Gefahren, welche sie freiwillig erduldeten, keine Absichten auf persönlichen Vortheil haben konnten; sondern daß sie sich bloß von dem ihm allerdings unbegreiflichen Verlangen leiten ließen, das Heil Derer zu fördern, von denen sie geschmäht, verleumdet und mißhandelt wurden. War Pomare ein furchtbarer Gegner, so machte ihn sein empfänglicher Geist, der keine Gelegenheit sich zu belehren verloren gehen ließ, zu einem um so schätzbareren Freund, so daß sich auch hier der Satz bewähret, daß, wo große Revolutionen in der Welt bevorstehen, die Vorsehung immer ihre Werkzeuge in Bereitschaft hält, die — sey es durch ihre Stärke oder ihre Schwäche, durch ihre Tugenden oder ihre Laster — für den Sieg der guten Sache arbeiten. Noch schien das Prinzip des Heidenthums in ihm nicht die geringste Erschütterung erfahren zu haben, als er bereits ihr erster Zögling, ihr geschicktester Beistand für ihre Sprachstudien wurde. Dieß konnte natürlich nicht geschehen, ohne daß Etwas von dem Wohlwollen die Folge war, welches stets entsteht, so oft Menschen einander gegenseitig Dienste leisten, wenn dasselbe auch keinen tiefern Grund hat. Kummer und Noth kam jetzt über ihn. Er hatte eine Gemahlin, ein sanftes und freundliches Weib, das er sehr liebte, das aber steif und fest an allen Gebräuchen ihres Landes hing, und alle ihre Kinder umbringen ließ. Sie erkrankte und starb, ohne daß die Gebete und Ceremonien, womit Pomare die Götter bestürmte, sie retten konnten. Dieser Verlust betrübte ihn tief; zwei Jahre darauf brach ein Aufstand aus, er mußte von der größern Insel flüchtig werden und in Eimeo Schutz suchen, und Freunde und Feinde ermangelten nicht, sein Unglück dem Mißfallen der Götter zuzuschreiben, während ihm sein Bewußtseyn das Zeugniß gab, daß er im Dienst derselben nicht lässig gewesen war.

Genug, um Zweifel gegen seinen alten Glauben in ihm zu erwecken, welche zunahmen, je mehr er nun Muße fand, über den wahren Gott, von dem er so Viel hörte, nachzudenken, während Leiden seinen Geist und sein Herz zur Milde stimmten und er vielleicht seine jetzige Lage als eine Züchtigung des Wesens betrachtete, dem er die Anerkennung verweigert hatte. Daß er sich aus politischen Gründen zu der neuen Religion wandte, ist nicht wahrscheinlich, da er nicht erwarten durfte, daß er dadurch irgend einen seiner Feinde gewinnen, sondern, nur, daß er noch viele seiner Freunde einbüßen würde. Indeß er schrieb an die Missionäre nach Port Jackson und lud sie dringend nach Eimeo ein. Hr. Nott bestätigte, daß es mit Sicherheit geschehen könne und so kehrten jene nach zwei Jahren zurück. Die Aufnahme war herzlich, und Hr. und Frau Bicknell, die Ersten, welche eintrafen, wohnten eine Zeit lang mit ihm unter Einem Dach. Er brachte den größten Theil seiner Zeit in ihrem Umgang zu, in ernsten Gesprächen über Gott und den Weg, der ihm wohlgefällig wäre. Diese Umwandlung entging seinen heimischen Freunden nicht, die wegen des Eindrucks auf seine Unterthanen besorgt waren. Bei der Bekehrung Edwins von Northumberland war der Oberpriester Derjenige, welcher zuerst die Macht seiner Götter auf die Probe setzte, indem er ihr Heiligthum öffentlich entweihte; allein da Alles zuvor eingeleitet worden, so erfolgte diese verabredete Scene ohne Gefahr. Auf eine solche Unterstützung konnte Pomare nicht rechnen, und als er das erste öffentliche Zeugniß gegen die üblichen Gebräuche des Götzenthums ablegte, handelte er bloß in der Kraft seines Charakters. Eines Tages brachte man ihm eine Schildkröte — eine heiliggehaltene Speise, die an heiliger Gluth im Bezirk des Marai bereitet, und wovon immer ein Theil als Opfer gespendet werden mußte — und seine Diener wollten sie wie gewöhnlich auf den Altar legen, als er sie zurückrief und ihnen befahl, ein Feuer auf seinem Heerd anzuzünden, sie zu backen und aufzutragen, ohne davon Etwas zu opfern. Als ob es nicht sein Ernst seyn könnte, oder als ob sie fürchteten ihn mißverstanden zu haben, wofern er anders nicht gar von Sinnen sey, zögerten sie zu gehorchen. Erst als er es wiederholt hatte, thaten sie, wie ihnen befohlen, aber mit Furcht und Zittern; und als die Schildkröte aufgetragen war, standen sie umher, nichts Anders sich vorstellend, als daß der König, so wie er sie berührte, Zuckungen bekäme und sogleich todt niedersänke. Umsonst lud er sie ein, an seinem Mahl Theil zu nehmen; sie trugen die Schüsseln mit einem Ausdruck von Staunen und mit der Gewißheit ab, daß vor dem nächsten Morgen das Strafgericht ihn ereilt haben würde. Dieß möchte auch der Fall gewesen seyn, wenn ein rachesüchtiger Priester oder ein Trupp Feinde gleich bei der Hand gewesen wären. Allein hier befand er sich unter den erprobten Freunden seines Hauses, von denen einige ihn auf der Flucht begleitet hatten, andere, wie die Häuptlinge der Inseln unter dem Wind, ihm zu Hülfe gekommen waren. Auf seine Aufforderung jedoch, mit ihm dem Heidenthum zu entsagen, und an Christus zu glauben, ließen sie sich nicht ein. Ihre Antwort lautete, was er auch thäte, sie blieben bei Oro. Da sie ihm übrigens auf der andern Seite auch Nichts in Weg legten, so ging er zu den Missionären und bat sie ihn zu taufen, fand sich aber nicht beleidigt, als diese, um sich der Aufrichtigkeit und Reinheit seiner Gesinnungen besser zu versichern, vorschlugen, die Taufe aufzuschieben, bis er noch mehr Unterricht empfangen hätte. Er erbat sich ihre ferneren Belehrungen und versprach einen größern Platz für den Gottesdienst herrichten zu lassen. Bei den trüben Aussichten der Gegenwart, während das Gerücht einen Angriff der Rebellen auf Eimeo verkündigte, glaubten die Missionäre, die ihren Aufenthalt als sehr prekär betrachteten, ihm Dieß ausreden zu müssen; aber er erwiederte getrost: „Laßt uns nicht daran denken, sondern laßt uns bauen!"

Die periodische Literatur in Polen.

Europa weiß, wie sehr die Polen an ihrer Nationalität hängen; wenn daher die Literatur in einigen Theilen des polnischen Sprachgebiets Rückschritte macht, so muß man die Ursache nicht in den Polen, sondern in den unglücklichen Verhältnissen suchen, unter welchen ihr zerrissenes Vaterland leidet. Am Auffallendsten ist diese Erscheinung in den Rußland einverleibten Provinzen, seit im Jahre 1825 der Kaiser Alexander die Obergewalt über dieselben dem Großfürsten Konstantin übergab. Bis dahin war Wilna der geistige Mittelpunkt für das gesammte zerstückelte Polen, und verdiente in wissenschaftlicher Hinsicht selbst vor Warschau den Vorzug; allein statt zehn Journalen, die man

damals in dieser Stadt zählte, und die sich meist durch eine geschickte Redaktion auszeichneten, giebt es jetzt nur noch zwei, und diese erscheinen unter einer Art von Militärcensur. Derselbe Verfall der Literatur zeigt sich in dem preußischen Polen, wo die deutsche Sprache von Tag zu Tag mehr die polnische verdrängt; weniger übel ist in dieser Beziehung das österreichische Polen daran. Auf der andern Seite sind aber auch die Fortschritte in einzelnen Theilen Polens zum Erstaunen: so in den Provinzen, welche bis zum Jahre 1816 den Namen des Herzogthums Warschau (Republik Krakau, Königreich Polen, Herzogthum Posen und Thorn) führten. Hier unter einer Bevölkerung von 5,500,000 fanden sich in dem genannten Jahre nur fünf Journale und jetzt drei und vierzig, wovon sieben und dreißig auf das Königreich kommen. Auch läßt sich der Geist der gegenwärtigen Journale mit dem in jener Zeit nicht vergleichen; sie haben sich nach Form und Materie verbessert, und bekennen sich sammt und sonders zu den liberalen Grundsätzen, troz allen Bemühungen, ihnen den Geist des dort zuweilen herrschenden militärischen und jesuitischen Despotismus einzuflößen. Das Verhältniß der Journale zu der Bevölkerung ergiebt sich folgendermaßen:

	Bevölkerung.	Journale.	Ein Journal auf
I. Unabhängiges Polen. Republik Krakau .	107,951	5	21,586 E.
II. Russisch Polen			
a) Gouvernements Wilna, Grodno, Minsk, Bialystock, Witepsk, Mohilow, Wolhinien, Podolien, Ukräne oder Kiow, Kurland	11,289,100	2	5,644,550 „
b) Königreich Polen . . .	4,088,289	37	110,000 „
III. Preußisch Polen . . .	1,984,124	1	1,984,124 „
IV. Oesterreichisch Polen	4,226,969	4	1,056,742 „
Im Ganzen	21,596,416	49	442,784 E.

Die Journale selbst sind folgende:

I. Republik Krakau:

1) **Rocznik Towarzystwa Naukowego etc.**, Jahrbücher der literarischen Gesellschaft auf der jagellonischen Hochschule; jedes Semester ein Oktavband.

2) **Rozmaitosci Naukowe**, literarische und historische Mannichfaltigkeiten; jährlich sechs bis sieben Hefte in Quart. Hr. Zaluski, Kurator der jagellonischen Hochschule, Gründer dieser wichtigen Sammlung, und Hr. Georg Samuel Bandtke, Professor und Bibliothekar, liefern treffliche Artikel.

3) **Gazeta Krakowska**, Krakauer Zeitung, politisches Tagblatt.

4) **Goniec Krakowski**, Krakauer Courrier, Literaturblatt, welches seit einigen Monaten erscheint.

5) **Dziennik ogrodniczy**, Journal für Gartenbau, herausgegeben von Hrn. Wodzicki, dem Präsidenten der Republik.

II. Großfürstenthum Lithauen:

1) **Dziennik Wilenski**, Wilnaer Journal; ein Monatsblatt, welches in dicken Oktavbänden herauskommt. Es ist in verschiedene Sektionen eingetheilt und vertritt auf diese Art mehrere Journale. Literatur, Geschichte, Wissenschaften, Ackerbau, Künste und Gewerbe machen seine Hauptgegenstände aus. Der Oberredakteur ist Hr. Anton Marcinowski. Alle Artikel müssen, ehe sie gedruckt werden dürfen, der Censur in Petersburg eingeschickt werden.

2) **Kuryer Litewski**, Lithauer Courrier, politisches Tagblatt, in demselben Bureau redigirt wie das vorhergehende; enthält bloß Auszüge aus den warschauer und petersburger Zeitungen.

III. Preußisch Polen:

Gazeta Poznanska, Posener Zeitung.

IV. Oesterreichisch Polen:

1) **Czasopism Biblioteki narodowey Ossolinskich**, Zeitschrift der Nationalbibliothek von Ossolinski zu Leopol. Der Fürst Heinrich Lubomirski besorgt die Redaktion dieses für die Geschichte und Bibliographie von ganz Polen wichtigen Journals.

2) **Haliczanin**, der Galizier, literarischen und philosophischen Inhalts, erscheint wie das vorhergehende zu unbestimmter Zeit. Redakteur ist Hr. Valentin Chlendowski, der durch seine etwas mystischen Artikel zuweilen eine ziemlich lebhafte Polemik mit der warschauer Presse herbeiführt.

3) **Gazeta Lwowska**, Zeitung von Leopol, politisches Tagblatt.

4) **Rozmaistosci Lwowskie**, Leopoler Mannichfaltigkeiten. Ein gut redigirtes literarisches Wochenblatt; erscheint als Supplement der vorhergehenden Zeitung.

(Schluß folgt.)

Urtheil Karls V über die Belgier.

Folgende Worte aus der Rede, welche Kaiser Karl bei seiner Abdankung an seinen Sohn Philipp hielt, dürften im gegenwärtigen Augenblick nicht ohne Interesse seyn:

„Der Belgier ist Eurer ganzen Hochschätzung würdig, und obwohl ich auf dem Boden, welcher ihn nährt, das Licht erblickte, so ist Dieß doch nur der geringste Grund meiner Liebe zu demselben. Alle Tugenden, welche den Menschen schätzenswerth machen, keimen in seiner Brust. Obgleich er sich furchtbar machen könnte, zieht er es vor, nützlich zu seyn. Gemäßigt im Glück, ist er eben so ruhig und besonnen in Widerwärtigkeiten. Seine gerade, einfache und lautere Seele weiß Nichts von Lüge und Meineid. Ohne Stolz, ohne Hoffahrt, nüchtern, freisinnig, großmüthig, ist er zugleich klug und vorsichtig; mit Ausdauer verbindet er fortwährend Regsamkeit. Treu der Religion seiner Väter, liebt er seine gesetzmäßigen Herren, so lange diese selbst Recht und Gesetz verehren. Aber trotz der Geduld, womit er ein zugefügtes Unrecht ertragen kann, wird jeder Belgier ein Löwe, der für das gemeine Beste wacht, sobald man seine Rechte anzutasten wagt. Der heilige Name der Freiheit ist in alle Herzen dieses Volks geschrieben, welches einen ruhmvollen Tod einem schimpflichen Leben vorzieht; suchte je die Tyrannei dasselbe zu unterdrücken, so würde man es alsbald kämpfen, und auch im Fallen und Sterben eine freie Seele bewahren sehen; Dieß ist der Charakter des Belgiers; so war er zu allen Zeiten. Stets hat man ihn frei gesehen, selbst als eine Gewaltsherrschaft die übrige Welt in Fesseln schlug; denn während Rom die ganze Welt unterjochte, war der Belgier der Freund Roms. Die Hand der Zeit zerstört die Reiche, aber nie wird die Liebe zur Freiheit aufhören, die Brust des Belgiers zu wärmen; obwohl er einen Herrn über sich anerkennt, knirscht er bei dem bloßen Gedanken an Knechtschaft; und der Fürst, welcher es wagt, sein Tyrann werden zu wollen, wird, was er auch sonst für Tugenden besitzen möge, alsbald einen Feind in jedem Belgier finden. O Philipp, o mein Sohn! Thränen entfließen, gegen meinen Willen, meinen Augen. So herrlich der Thron auch strahlt, ist er doch mit einer Nacht von Gefahr und Unglück umringt, und auch sein höchster Glanz ist Nichts als ein leeres Schattenbild. Ist es nicht genug, großer Gott! daß die Könige Menschen sind, muß auch noch eine Schaar elender Sklaven und feiger Anbeter ihre leicht zugängliche Seele zu betrügen suchen! Ihre Sprache entstellt leicht die klarste Wahrheit und ihre niedrige Schmeichelei ist gewiß eine der stärksten Proben, welche der Himmel den Monarchen auflegt. Mein Sohn! ihre Worte mögen Deine Seele nicht verführen. Kann Der, welcher ein Verräther gegen sein Vaterland ist, seinen Fürsten lieben? Von welch hoher Gluth sein Busen auch entflammt scheine — er hält in derselben Hand den Weihrauch und den Dolch. Würdest Du je wagen, auf ihre treulosen Rathschläge zu horchen, so würde es nicht fehlen, daß die Freiheit bald einen Vertheidiger fände, und der Bürger, welcher für die Freiheit kämpft, fürchtet weder Feuer, noch Eisen; er allein wiegt ein ganzes Heer auf und sein Tod ist ein Triumph. Die Liebe zum Vaterland giebt ihm Stärke in jedem Kampf, und das Bewußtseyn seiner Tugend läßt überall Rosen unter seinen Schritten wachsen. Der Blick eines Tyrannen kann ihn von seiner Pflicht nicht abwendig machen, und sollten auch tausend Lanzen zugleich seinen Busen bedrohen, so wird das Wohl seiner Mitbürger stets der seinem Herzen theuerste Gegenstand seyn. Welches Unglück seiner auch warte, und gähnte ihn selbst die offene Hölle an, stets wird er im Blicke der braven Belgier, im Himmel und in seiner Tugend eine Stütze finden.“

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 262. | 19 September 1830.

Christenthum und Civilisation auf den Gesellschaftsinseln.

2. Rascher Fortgang der Missionsarbeiten.

Noch war kein Monat verflossen, seit Pomare sich öffentlich zum Christenthum bekannte, als zwei Häuptlinge aus Taheiti anlangten, und ihn zur Rückkehr und zum Wiederantritt der Regierung einluden. Der König besann sich nicht lange, mit seinen Freunden diesem Ruf zu folgen, und ließ einstweilen die Missionäre wo sie waren, bis man sähe, welche Wendung die Dinge ferner nähmen. Der Abschied von Eimeo — wie die Missionäre bemerken wollten — ging ihm indessen insofern nahe, als er ihn von seinen Lehrern in einem Augenblick, wo er ihres Rathes und Zuspruchs noch so sehr bedurfte, trennte, und manchen Anfechtungen und Versuchungen von Seiten seiner heidnischen Unterthanen aussetzte. Ueberdieß hatte er alle Ursache, die Aufrichtigkeit der Versprechungen, durch welche man ihn vermochte, die Wiedereroberung seiner Besitzungen zu unternehmen, zu bezweifeln; manche seiner besten Verbündeten waren todt, andere nach ihren heimischen Inseln zurückgekehrt; und obgleich ein großer Theil der Häuptlinge ihm eine Erklärung ihres Gehorsams einsandten, und das Gebiet von Matavai ihm übergeben wurde, so konnte er sich doch das Bedenkliche seiner Lage nicht verbergen. Wenn er unter diesen Umständen ein treuer Bekenner seines neuen Glaubens zu seyn fortfuhr, so lassen sich hier wohl keine Beweggründe weltlicher Politik unterlegen, da eine solche Politik, wie er sie aus dem Munde jedes seiner Nebenbuhler, jedes Mitgliedes seines eignen Hauses vernahm, ihm vor Allem Anhänglichkeit an die Religion seiner Voreltern empfahl, als derjenigen, der diese ihre Erhebung verdankten, also über sein jetziges Benehmen das Verdammungsurtheil aussprach. Er blieb unerschütterlich, und mittlerweile verfehlte das Beispiel, welches er dem Volk vor Augen stellte, seine langsame, aber sichere Wirkung nicht: Niemand auf diesen Inseln kannte ja die alte Religion so genau als er, Niemand hatte sich so viele Mühe gegeben, die neue Religion kennen zu lernen, Niemand war besser im Stande, zwischen dem Werth beider zu entscheiden.

Der Samen, der in das Land gesät worden war, begann nun nach vielen Tagen, Keime zu treiben. Es kam Kunde nach Eimeo, daß mehrere Taheitier wie der König thäten, und sich zu dem wahren Gott bekennten. Zwei der Missionäre, die HH. Scott und Hayward, schifften daher hinüber. Am Morgen nach seiner Ankunft begab sich der Erstere seiner Gewohnheit nach in den Wald, um sein Gebet zu verrichten, da die Häuser, welche nur aus einem Gemach bestehen, ein abgesondertes Plätzchen, wo Dieß in der Stille geschehen kann, nicht darbieten. Während er da mit seiner Andacht beschäftigt war, erregte die Stimme eines Eingebornen seine Aufmerksamkeit; er trat näher und vernahm deutlich Worte des Flehens und Dankes, welche an den Allmächtigen gewandt wurden. Oito (so hieß der Eingeborne) war früher Hausgenosse der Missionsfamilie gewesen, ohne daß jedoch ihre Ermahnungen auf ihn Eindruck zu machen schienen; jetzt, nachdem er den König in dieser Beziehung seine Ansicht aussprechen gehört, waren alle von jener Zeit in ihm noch schlummernden Erinnerungen wieder erwacht, er fand an seinem Freund Tuahine einen Gleichgesinnten und in Kurzem bildete sich um sie ein Kreis von jungen Männern, welche sich verbanden, der Abgötterei des Landes zu entsagen, den Sonntag zu feyern und den Gott der Missionäre anzubeten. Diese Botschaft theilten Letztere ihren Brüdern in Eimeo mit. Man kann sich vorstellen, welches Vergnügen dieser Brief erregte. So zeigte sich also endlich, nach den langen freudenleeren Jahren einer hoffnungslosen Arbeit, auf diesem unfruchtbaren Lande eine Aussicht zur Ernte, und sie fühlten, wie Hr. Ellis sich emphatisch ausdrückte, einmal eine echte und ungetrübte Apostelfreude!

Unverhohlener äußerte sich der Geist der neuen Lehre in Eimeo, wo der König keine Gegner hatte, seine Gesinnungen folglich unmittelbar auf das Volk wirken mußten. Als das auf seinen Befehl für den öffentlichen Gottesdienst erbaute Haus fertig war, erging eine Einladung an Alle, die daran Theil zu nehmen Lust hätten. Vierzig Personen fanden sich ein, und ein und dreißig derselben verlangten, daß man sie als solche aufschriebe, welche Christi Jünger werden wollten; die Andern sagten zwar, sie würden ihre Götter wegwerfen, wünschten aber noch nicht ihre Namen aufgezeichnet zu sehen. Die Absicht der Missionäre, als sie eine solche Liste verfaßten, worin sie außer dem Namen die Personalien und den Aufenthaltsort eines Jeden bemerkten, war, ihren Katechumenen dadurch persönlich näher zu kommen, um sie unter ihre Seelsorge nehmen zu können. Eilf Andere schlossen sich bald an, darunter Taaroarii, der junge Häuptling von Huahine und Sir Charles

Sanders Eiland und Matavaupuu, Oberpriester von Huahine, welcher lange Zeit eine Hauptstütze des heidnischen Kultus auf seiner Insel gewesen war. Puru, der Vater des jungen Häuptlings und König von Huahine, erklärte, er hindere seinen Sohn nicht, zu hören, was ihm die Missionäre zu sagen hätten, wiewohl er selbst nach diesen Dingen kein Verlangen trug. Bemerkenswerth ist, daß es nicht leicht Leute gab, welche abergläubischer an ihrer Religion hingen, als die Huahinier und ihr König, und daß es nicht die Missionäre waren, welche die Gedanken des jungen Häuptlings zuerst auf das Christenthum richteten, sondern die Mittheilungen Pomare's. Taaroarii ließ Hrn. Nott häufig ersuchen, vor seinem Gefolge zu predigen. Bei einem dieser Besuche gesellte der Patii, Priester des Distrikts, in welchem die Missionäre wohnten, sich dem Prediger bei, hörte ihm mit dem größten Ernste zu, und als er mit ihm längs der Küste nach Hause wanderte, eröffnete er ihm, in Gemäßheit seiner jetzigen Ueberzeugung werde er am morgenden Tag seine Götzen aus dem Mará holen und sie öffentlich verbrennen.

So erfreulich diese Eröffnung für die Missionäre lautete, so waren doch die möglichen Folgen eines so kühnen Schrittes zu einleuchtend, als daß sie dem verhängnißvollen Tag nicht mit einiger Sorge entgegengeblickt hätten. Kaum ihrer fünfzig befanden sie sich mitten unter Heiden, welche bereits einander zu fragen anfingen, wohin das Alles noch führen sollte; während Pomare, von dem sie sich allein einigen Schutz versprechen mochten, ferne in Taheiti weilte. Patii verstand sich jedoch, wie es scheint, auf das Wesen seiner Landsleute wie seiner Götter. Er und seine Freunde fällten eine Quantität Holz und schichteten es zu einem Scheiterhaufen in der Nähe des Mará auf; eine Arbeit, mit der sie absichtlich den ganzen Vormittag zubrachten. Inzwischen versammelte sich die Menge, um Zuschauer des göttlichen Zornes zu seyn, welcher ihres Dafürhaltens die Frevler unausbleiblich vernichten müßte. Die Missionäre mit ihrer kleinen Schaar versammelten sich gleichfalls, und als sie den Aufruhr der Gefühle sahen, welcher sich in allen Gesichtszügen ausdrückte, wie die Gemüther in Furcht und Hoffnung schwebten, und wie sich Jedermann auf ein schreckliches Ereigniß gefaßt hielt, mochten sie der Scene auf dem Berg Carmel gedenken, als Elias unter das Volk trat und sprach: „Wie lange wollt Ihr zwischen Zweien inne stehen? Ist der Herr Gott, so folgt dem Herrn; ist es Baal, so folgt dem Baal!“ Kurz vor Sonnenuntergang erschien der Priester und befahl den Scheiterhaufen anzuzünden. Nun eilte er in den Tempel, brachte die Götzen heraus und legte sie vor dem Feuer auf den Boden. Einige davon waren geschnitzelte hölzerne Bilder, rohe, lächerliche Darstellungen menschlicher Gestalt, in welchen, wie man glaubte, die Götter zu gewissen Zeiten sich offenbarten; andere bloße Klötze, mit feingearbeitetem Cinet bedeckt und mit rothen Federn verziert. Patii zog ihnen die heiligen Gewänder aus, welche sie vor profanen Augen verhüllten, und entkleidete sie ihres Schmuckes; hierauf warf er ein Stück um das andere in die Flammen, indem er zuweilen ihren Namen und ihre fabelhafte Abkunft anzeigte, und zugleich bedauerte, daß er je bei Gegenständen habe Hülfe suchen können, die sich selbst zu helfen nicht vermöchten. Manchen sah man das Mißvergnügen deutlich an, als das gehoffte Wunder der göttlichen Strafgerechtigkeit ausblieb; doch geschah kein Versuch, das Autodafé zu unterbrechen.

(Fortsetzung folgt.)

Gegenwärtiger Zustand von Odessa.

1. Gründung der Stadt.

(Schluß.)

Nachdem Odessa mehrere Jahre hindurch zwischen Seyn und Nichtseyn geschwankt hatte, erhob es sich endlich seit 1801 zu höherer Wichtigkeit. Im Monat März 1803 hatte der Getraidehandel angefangen, außerordentliche Hoffnungen zu erregen: zweihundert und achtzig Schiffe kamen von Konstantinopel und dem mittelländischen Meere; 300,000 Tschetwert wurden allein an Waizen ausgeführt, und schon hatten einige Handelshäuser Komptoirs errichtet, wo indessen noch Alles einen provisorischen Charakter trug, da die Einwohner sich darauf gefaßt hielten, bei der ersten Unterbrechung des Handels die Stadt zu verlassen. Die Gesammtzahl der Bevölkerung konnte sich auf sieben bis achttausend Seelen belaufen, worunter kaum ein Drittheil Frauenzimmer; diese Bevölkerung war aber nicht ganz in den Umfang der Stadt eingeschlossen. Ungefähr 500 Familien wohnten in den benachbarten Dörfern, innerhalb des Stadtgebietes, welches 40,000 Deßjatinen umfaßt. Diese Landbewohner befanden sich in der günstigsten Lage; sie beschäftigten sich mit dem Ackerbau und gewannen Jahr aus Jahr ein 30,000 Tschetwert vom trefflichsten harten Waizen, dessen Absatz ihnen immer gewiß war.

Odessa theilte das Schicksal der meisten neuangelegten Kolonien, der Zufluchtsort der verrufensten Personen aus allen Nachbarländern zu seyn. Die Russen waren größtentheils Leute, die ihren Herren oder von den Kronländereien entlaufen waren; die Polen taugten wenig mehr; die Griechen waren sehr zahlreich; sie waren der Rest des griechischen Korps, welches während des Krieges in russische Dienste trat und bei dem Frieden aufgelöst wurde. Dreihundert jüdische Familien hatten sich zu Odessa niedergelassen, die meist aus Gallizien kamen. Hiezu müssen wir noch eine große Anzahl Arbeiter und Taglöhner fügen, die aus allen Gegenden herbeiströmten um Beschäftigung zu suchen. Für eine Gesellschaft, die aus solchen Elementen bestand, war natürlich eine strenge Polizei unentbehrlich. Kaiser Paul, der sich von Odessa eine ganz falsche Vorstellung machte, beschloß die Lokalverwaltung auf denselben Fuß mit jener von Riga und Reval zu setzen, Städten, die seit Jahrhunderten blühen; allein bald ergab sich die Nothwendigkeit die alte Ordnung wieder herzustellen. Im Allgemeinen zeigte der Kaiser bei mehr als Einer Gelegenheit große Vorliebe für Odessa; er bewilligte der Stadt das Monopol des Branntweinbrennens, und auf fünf und zwanzig Jahre Freiheit von allen Abgaben, so wie von der lästigen Einquartirung der Truppen. Ueberdieß lieh er dem Magistrat für die Dauer derselben Periode 25,000 Rubel ohne Interessen, und machte der Stadt alle die Materialien zum Geschenke, die zusammengebracht wurden, als man die Absicht hatte, sie zum Kriegshafen zu machen. Diese Vortheile, so wie ein Zehntheil von den Ha-

fenzöllen, waren dazu bestimmt, die Kosten zu decken, welche der Bau eines Hafendammes erforderte, der sich weit in die See hinaus erstrecken sollte, um die Schiffe gegen die gefährlichen Ost- und Südostwinde zu schützen. Leider war der Magistrat, die Duma, aus Personen zusammengesetzt, die zu glauben schienen, daß öffentliche Gelder, die zum Besten der Stadt angewiesen waren, eben so gut zu ihrem Nutzen verwendet werden könnten. Die Branntweinpacht, die 45,000 Rubel abwarf, genügte ihnen, da zu Viele sich in diese Summe theilen mußten, nicht, sie legten aus eigener Machtvollkommenheit noch eine Abgabe von fünf Kopeken auf jeden Tschetwert Waizen, der ausgeführt wurde, und verpachteten diese Steuer, obwohl dieselbe notorisch 15,000 Rubel ertrug, für 2700 Rubel. Allen dreimastigen Schiffen, die in den Hafen einliefen, nahmen sie 50 Rubel Hafenzoll ab, kleineren Fahrzeugen nach Verhältniß. Und sollte man es für gedenkbar halten, diese Steuern, welche der Stadtrath von Odessa wider den erklärten Willen der Regierung ausschrieb, wurden fortwährend erhoben, ohne daß es irgend Jemand möglich gewesen wäre, eine Abstellung dieser Mißbräuche zu bewirken? Wie die Summen, welche auf diese Weise eingingen, verwandt wurden, kann man daraus abnehmen, daß unter den in Rechnung gebrachten Ausgaben der Stadt sich unter Andern 5000 Rubel für eine Straße befanden, die nie existirt hatte, und daß bereits ein Plan entworfen war, eine Kleinigkeit von 16,000 Rubeln auf das Abtragen eines Berges zu verwenden, der eben so wenig existirte. Zum Glück zählte der Ausschuß für die öffentlichen Bauten einige Mitglieder, welche diese Veruntreuungen durch ihr Stillschweigen nicht billigen wollten; den unermüdlichen Anstrengungen dieser Männer, namentlich der Brüder Kiriakoff, verdankt Odessa seine gegenwärtige Existenz. ihnen verdankt es jenen Theil des Hafendammes, der einige Festigkeit besitzt; eine Eigenschaft, die man in allen übrigen öffentlichen Bauwerken aus jener Periode vergebens sucht. Mit Grausen wird der Zustand beschrieben, in welchem sich die Quarantäne befand, die Anstalt, in welcher die Passagiere der Pest Trotz bieten sollten. Schon damals waren die dazu bestimmten Gebäude größentheils eingefallen, und der Rest ist seitdem nachgefolgt. Baracken ohne Dach, Thüren oder Fenster, aus kleinen Steinen und Schlamm aufgeführt, drohten jeden Augenblick über den Häuptern der unglücklichen Bewohner den Einsturz. Das Seehospital, ein eben solches Meisterstück der Baukunst, blieb unvollendet; der kleine Hafendamm, der sogenannte Militärkai, war im Begriff, auseinander zu fallen. In der Anlage der Stadt selbst bemerkte man von Plan und Straßen keine Spur.

Dieß war der Zustand von Odessa, als im März 1803 der Herzog von Richelieu als Gouverneur erschien, welchen die Stadt als ihren wahren Schöpfer betrachten kann. In wenigen Monaten waren die schreiendsten Mißbräuche abgestellt; überall trat an die Stelle der früheren Besorgnisse das unbegrenzteste Vertrauen; und die Schnelligkeit, mit welcher Alles eine andere Gestalt annahm, glich in einem Lande, wo die Hände so selten sind, einem Wunder.

Die französische Pairie. *)

In der Nullität, zu welcher gegenwärtig die Pairskammer in Frankreich herabgesunken ist, so daß sie von der Deputirtenkammer an's Schlepptau genommen werden muß, liegt abermals der Welt ein Beweis vor Augen, wie mißlich es mit der souveränen Improvisation von Kategorien aussieht, welche aufgehört haben, in den Begriffen der Völker selbst zu wurzeln. Mit dem Untergange der Privilegien des Adels hatte dieser in Frankreich für immer seine Bedeutung als Stand verloren, und die Idee Ludwigs XVIII, die Reste desselben zu sammeln, um ihnen in den von ihm geschaffenen gesetzgebenden Körpern eine selbstständige Stellung anzuweisen, mußte um so gewagter scheinen, als die Pairie dadurch eine Bedeutung erhielt, die sie selbst unter dem alten Regiment nicht besessen hatte.

In den frühern Zeiten der Monarchie waren es sechs geistliche und sechs weltliche Pairs — die Herzoge von Burgund, Guienne und der Normandie; die Grafen von Flandern, Toulouse und Champagne. Diese Letztern repräsentirten Mannslehen, welche die Krone beim Erlöschen der männlichen Descendenz einzog. Neue Pairien wurden nachmals zu Gunsten der Prinzen des königlichen Geblüts errichtet, und im 16ten Jahrhundert dehnten Ludwig XII und Franz I diese Pairien auch auf Familien von nichtköniglichem Geblüt aus. Voltaire schrieb eine Geschichte der französischen Parlamente, in welchen diese Pairs saßen.

Beim Ausbruch der Revolution zählte man 38 Pairs, die sämmtlich den Herzogstitel führten, während es noch manche Herzoge gab, die keine Pairs waren. Aber man würde sich sehr irren, wenn man diese Pairshäuser für sehr alt hielte. Die älteste Pairie, welche im Jahr 1789 existirte, die des Hrn. von Crussol, Herzogs von Uzès, schrieb sich vom J. 1572 her, und nur noch drei andere Pairien reichten bis zu diesem Jahrhundert hinauf — nämlich die Lorraine's (Lothringen), Herzoge von Elboeuf bis 1582, die Rohans, Herzoge von Montbazon bis 1595, und die de la Tremouille's, Herzoge von Thouars bis 1599. Siebzehn Pairien gebar das folgende Jahrhundert, worunter im J. 1606 die des unsterblichen Sülly. Darauf folgten die Erhebungen der Richelieu's 1631, der Montmorency-Luxembourg 1662, der Grammont's und der Noailles 1663. Das 18te Jahrhundert gebar gleichfalls siebzehn Pairien. Die Harcourts, Fitzjames, Nivernois-Mazarins, Fleury's, Rochefoucaulds, Choiseuls sind aus dieser Periode.

Um welche kleinlichwichtige Dinge es sich bei den Privilegien der Pairie hauptsächlich handelte, ersieht man am Besten aus den Memoiren des Herzogs von Saint-Simon. *) Die häufig dadurch veranlaßten Rangstreitigkeiten erregten noch in den letzten Jahren Ludwigs XV eine Art Hofrevolution, über die der Abbé Georgel in seinen Memoiren **) Bericht erstattet. Die drei großen Häuser von Lothringen, Rohan und Bouillon, die sich als die Erben souveräner Fürsten betrachteten, hatten von Franz II und seinen Nachfolgern das Recht des Vortritts bei Hof vor den übrigen Pairs erhalten. Den Lothringen, welche als Herzoge von Guise den letzten Monarchen aus dem Hause Valois Schrecken einflößten, und selbst die Hand nach der Krone von Frankreich ausstreckten, war es leicht gewesen, diese Auszeichnungen dem Thron abzunöthigen; so auch den Tour d'Auvergne's, Herzogen von Bouillon, als Abkömmlingen der souveränen Dynastie von Auvergne, und den Rohans, welche eben dieses Verhältniß zu dem souveränen Haus von Bretagne behaupteten, und zudem der Verwandtschaft mit Heinrich IV durch seine Großmutter, die Gemahlin des Herzogs von Albret, sich rühmen konnten. Diese Bevorzugung mußte nothwendig die andern Pairs verletzen, welche eine solche Mittelstufe zwischen ihnen und dem Thron mit den Begriffen der Monarchie unverträglich fanden. Die Herzoge von Fitzjames und Richelieu's glaubten jenen Ansprüchen die Art an die Wurzel legen zu müssen, indem sie eine Denkschrift einreichten, worin diese vorgeblichen Souveränitäten förmlich in Zweifel gezogen wurden. Die Sache erregte ungemeines Aufsehen. Besonders heftig war das Haus Rohan mitgenommen. Der König befand sich in einer entsetzlichen Verlegenheit: er wollte weder die mächtigen Familien, indem er ihre Titel verkürzte, noch die Körperschaft der Pairs beleidigen, für deren Privilegien es damals noch eine öffentliche Meinung in Frankreich gab. Man ertheilte dem Haus Rohan den Wink, auf die gegen dasselbe gerichteten Angriffe mit Beweisen zu antworten. Abbé Georgel wurde mit Abfassung dieser Antwort beauftragt; der König ward veranlaßt, eine Kommission, welche aus den ausgezeichnetsten Genealogisten und Gelehrten bestand, zu ernennen, um die Beweise zu prüfen und die Aechtheit der Urkunden zu

---

*) Les familles françaises considérées sous le rapport de leurs Prérogatives honorifiques héréditaires, ou recherches historiques sur l'origine de la Noblesse etc. par A. L. de Laigne. Dictionnaire véridique des origines des maisons nobles ou anoblies du Royaume de France, par M. Lainé. Abrégé chronologique d'édits, declarations, réglemens, arrêts et lettres-patentes des Rois de France de la troisième race, concernant le fait de Noblesse, par Choissin. Histoire biographique de la chambre des Pairs, depuis la Restauration jusqu'à l'époque actuelle, par A. Lardier. Paris 1829.

*) Vergl. Ausl. 1829 S. 1426 ff.

**) Paris 1817, Vol. I. p. 211 — 217

konstatiren; zwei Monate lang lagen die Papiere dem Publikum zur Einsicht offen; die Zweifel verstummten, die Rohans behielten ihre Vorrechte, und die übrigen Pairs unterwarfen sich stillschweigend.

Nach Frau von Staël *) belief sich zu Anfang der Revolution unter den hunderttausend Adelsfamilien Frankreichs die Zahl der wirklich historischen Häuser nicht auf mehr als zweihundert. Thiebault gedenkt in seinen „Erinnerungen über Friedrich den Großen" einer Unterredung, in welcher dieser Monarch den Verfall des französischen Adels auf Rechnung des law'schen Systems setzt, welches die großen Besitzthümer zerstörte, und Güter, Titel und Ehren Emporkömmlingen in die Hände spielte. Bei diesen Umständen konnte es der Revolution so gar schwer nicht fallen, das Nivellement der Stände zu vollenden. Als daher Ludwig XVIII eine Adelskammer einführte, sah er sich genöthigt, sie größtentheils mit neuen Individuen zu bevölkern, da die Pairs oder deren Erben, welche noch vorhanden waren, und die herzoglichen Nicht-Pairs aus der Zeit des alten Regiments eine Kammer zu bilden bei Weitem nicht hinreichten. Von den 209 Pairien, die er damals schuf, war zu Anfang des J. 1829 die Zahl auf 360 gestiegen. Dem Ansehen der Kammer aufzuhelfen, konnte die Art der spätern Ernennungen, namentlich der Ernennungen in Masse, welche Villele vornahm, unmöglich günstig seyn: so daß man sich gar nicht zu wundern braucht, wenn die Kammer in diesem Augenblick in Frankreich nur noch dem Namen nach existirt. Nur wenn die Regierung es ihr möglich gemacht hätte, eine selbstständige Stellung zu gewinnen, hätte sie auch hoffen können, an ihr eine Stütze zu bekommen. Aber was soll eine Repräsentation des Adels, der kein Interesse zu repräsentiren hat, als etwa die Pensionen, welche ihm die Regierung bezahlt? So mußte die Pairskammer, auch ohne die Epurationen, welche sie numerisch schwächten, bei dem neuen volksthümlichen System, das in Frankreich herrscht, vollends allen Schwerpunkt verlieren, und es liegt in der ganzen Richtung der Zeit, daß, wo der Adel als solcher nicht mehr existirt, er durch kein Dekret ins Leben zurückgerufen werden kann. Wir gedenken es zu erleben, daß, wie jenseits des Rheins dem Katholicismus eine antirömische Reform bevorsteht, welche unsere baden'schen oder hessischen Ständeversammlungen nie durchzusetzen hoffen konnten, so dort auch das Beispiel gegeben werden wird, daß das aristokratische Stätigkeitsprinzip im Staat nicht nothwendig der Repräsentation durch eine Kaste bedarf.

Periodische Literatur in Polen.

V. Königreich Polen.

1. Rocznik krolewskiego towarzystwa przyiaciol nauk warszawskiego. Jahrbücher der k. Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften zu Warschau. Halbjährlich ein Oktavband.
2. Pamientnik Naukowy etc. Wissenschaftliches Archiv der Gesellschaft für Verbreitung von Elementarbüchern. Vierteljährig ein Oktavband.
3. Sylwan, dziennik lesni. Sylvan, Forst- und Jagdjournal; vierteljährig ein Heft. Staatsrath Ludwig Plater Redakteur.
4. Ceres, dziennik rolniczy. Ceres, Ackerbau-Journal; drei bis vier Hefte jährlich. Hr. Flatt, Director des landwirthschaftlichen Instituts zu Marie-Mont, bei Warschau, Herausgeber.
5. Sandomierzanin. Der Sandomerier, Monats-Journal für polnische Geschichte, redigirt von Hrn. Uiazdowski; eine der schätzbarsten Sammlungen des Landes.
6. Temida polska. Polnische Themis, Monats-Journal für Rechtswissenschaft; erscheint unter der ausgezeichneten Redaktion des Prof. Hube.
7. Izys polska. Polnische Isis, Monats-Journal für Ackerbau, Handel und Gewerbe. Herausgeber der Staatsrath und General-Kommissär der Fabriken des Königreichs, Anton Lelewski.
8. Slawianin. Der Slawe, Monats-Journal für Wissenschaft in ihrer Anwendung auf Künste und Gewerbe; Herausgeber Kitalewski, Prof. der Chemie.
9. Pamientnik fizycznych, matematycznych i statystycznych umiejentnosci, z zastosowaniem do przemyslu. Monatsschrift für physikalische, mathematische und statistische Wissenschaften, in Anwendung auf die Industrie; herausgegeben von den Professoren Pawłowicz und Janicki; ein Journal, das sich einen glänzenden Ruf erworben hat.
10. Pamientnik lekarski. Medicinische Monatsschrift, unter Mitwirkung der ersten Aerzte Warschau's herausgegeben von Dr. Karl Malcz.
11. Pamientnik Warszawski. Warschauer Monatsschrift für Literatur, Geschichte, Staatswissenschaft und Philosophie. Herausgeber Prof. Lach Szyrma; dieses Journal übt in allen literarischen Fragen eine anerkannte Autorität aus.
12. Dziennik Praw. Regierungsblatt; zwei bis dreimal monatlich.
13. Kolumb, Dziennik Podrozy. Colomb. Monatsschrift für Reisen. Herausgeber Michael Dembinski. Eine treffliche Sammlung der besten Artikel über Reisen und Entdeckungen aus Frankreich, England und Deutschland; enthält auch gute Aufsätze über Polen.
14. Dekameron polski. Literaturzeitung, die in Dekaden erscheint. Herausgeber Johann Kasimir Ordyniec.
15. Piast. Wochenblatt für Ackerbau und Hauswirthschaft. Herausgeber Hr. Radwanski. Sehr verbreitet, selbst bis in die Dörfer.
16. Pamientnik dla plci piekney. Literaturblatt für das schöne Geschlecht; theilt poetische Beiträge von den besten Dichtern des Landes mit. Herausgeber Hr. Gaszynski.
17. Motyl. Der Schmetterling, Wochenblatt für Literatur und Mode. Herausgeber Fürst Lubecki.
18. Ziemomysl. Literarisch-historisch-biographisches Wochenblatt für Kinder. Herausgeber Hr Chrucki. Hat vorzügliche Mitarbeiter.
19. Rozmaitosci. Literarische Mannichfaltigkeiten, Wochenblatt; erscheint als Supplement zu der Zeitung des warschauer Korrespondenten.
20. Gazeta polska. Polnische Zeitung, politisch-literarisch-merkantilisches Tagsblatt; das beste Journal in dieser Art, liefert Viel über Literatur, und unterhält das Publikum durch seine scharfe Polemik.
21. Dziennik powszechny. Allgemeine Zeitung. Erscheint erst seit einigen Monaten; befolgt so ziemlich denselben Plan wie die polnische Zeitung, hat aber durch sein großes Format Raum zu ausführlicheren Artikeln. Redakteur der Konservator der National-Bibliothek Chlendowski.
22. Gazeta warszawska. Warschauer Zeitung; das älteste Tagblatt in Polen, blieb der literarischen Kritik stets fremd, ist durch seine reine Sprache ausgezeichnet; erscheint unter der Direktion von Thomas Lebrun, Sekretär des Staatsraths.
23. Gazeta korrespondenta warszawskiego. Zeitung des warschauer Korrespondenten. Herausgeber Hr. Wyzynski.
24. Kuryer warzawski. Warschauer Kourrier. Erscheint seit 1821 in sehr kleinem Format, und wurde bald das verbreitetste Blatt in Polen. Giebt keine Literatur, enthält aber desto mehr Annoncen. Redakteur Ludwig Dmuszewski, berühmter Schauspieler und einer der eifrigsten Philanthropen seines Vaterlandes.
25. Kuryer polski. Polnischer Kourrier. Erscheint seit einigen Monaten in dem Format und nach dem Plan des vorhergehenden, nur mit Einschluß der Literatur. Er hat drei Redakteure, welche insgesammt früher Gegenstand politischer Verfolgungen waren: Xavier Bronikowski, Advokat, Adolph Cichocki und Moriz Mochnacki. Der erstere hatte zwei Jahre im Kerker zugebracht, weil er als Studirender einem patriotischen Verein angehörte; der zweite, früher Militär in der französischen Armee, gegen vier Jahre, weil er einen Artikel an den Constitutionel über den Landtag von 1820 eingesandt haben sollte; der dritte über zwei Jahre, weil er als Gymnasiast an einer geheimen Gesellschaft Theil nahm. Dieß nur beiläufig.
26. Wiadomosci Handlowe. Handelsneuigkeiten, Tagblatt. Redakteur Franz Grzymala.
27. Dziennik dla malych dzieci. Journal für kleine Kinder. Herausgeber Stanislaus Jachowicz, ausgezeichneter Dichter und Verfasser sehr naiver und rührender Fabeln. Dieses Tagblatt (in 16) findet man fast in jedem Haus in Warschau.

Zum Beschluß sind die Regierungsblätter der acht Palatinate zu bemerken, die in Plock, Siedlce, Lublin, Radom, Kielce, Kalisz, Lomza und Warschau erscheinen; endlich ein Wochenblatt in Kalisz und ein anderes unter dem Titel „Skarbiec dla Dzieci", d. h. Magazin für Kinder, in Pulawy, einem Dorf des Palatinats von Lublin.

*) Sur la Revolution française I, Ch. XIV.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 263. 20 September 1830.

Christenthum und Civilisation auf den Gesellschaftsinseln.

2. Rascher Fortgang der Missionsarbeiten.

(Fortsetzung.)

Wäre durch das Autodafé des Priesters von Eimeo ein Aufstand veranlaßt worden, so würde man den Missionären zum Vorwurf gemacht haben, daß sie eine so unbesonnene Verletzung der Volksgefühle zugegeben hätten. Indessen scheint es, daß die Missionäre, obwohl der Gefahr dieses Experiments bewußt, es für ihre Pflicht erachteten, nicht einzuschreiten, sondern der Sache den Lauf zu lassen, der höhern Leitung vertrauend, welche ihr Glaube sie in dem schnellen Entschluß des Priesters finden ließ. In der That hatten sie Recht, denn Nichts hätte können eine so entscheidende Wirkung auf Priester und Volk hervorbringen als dieser Vorgang. Eine Menge Taheitier wie Eimier verbrannten ihre Götzen, zerstörten ihre Marä's, stürzten ihre Altäre um und bedienten sich des geweihten Holzes auf dem Kochherd. In schwierigen Perioden — man kann Dieß oft wahrnehmen — sind die Menschen wie Schafe: sie wissen keinen Weg, ergreift aber Einer die Initiative, so rennen Alle mit Ungestüm ihm nach. Die Geschichte kennt nur Ein Beispiel, daß der Irrthum, bei dem ernstlichen Angriff der Wahrheit, den endlichen Sieg davon trug; in allen übrigen Fällen zerstoben die Systeme des Heidenthums gleich Dunst vor dem Hauch des Himmels. Jenes Beispiel ist China und Japan, wovon aber die Ursache leicht in den vielen unlautern Elementen, welche eine selbstsüchtige Politik der Religion beimischte, zu suchen seyn dürfte. Auf den Gesellschaftsinseln war die Veränderung wie das Brechen des Eises auf einem Strom — plötzlich aber nicht unvorbereitet. Die Missionäre hatten die Landessprache zum Rang einer Schriftsprache erhoben, Lesebücher aus England kommen lassen, viele Eingeborne lesen gelehrt; ein Katechismus war in Neusüd-Wales gedruckt, eine Uebersetzung des Evangeliums Lucä von ihnen ausgearbeitet worden. Früher oder später mußten ihre Schüler auch Proselyten werden, wenn gleich vielleicht Keiner daran dachte, als man ihnen das Alphabet in die Hände gab. Freuen wir uns über diese glücklichen Resultate! Denn es galt hier nicht bloß eine theoretische Bekehrung, sondern es galt die Abschaffung von Mißbräuchen, vor welchen die Menschheit sich entsetzte, die Verbreitung der Segnungen der Civilisation über einen neuen Welttheil. Das weibliche Geschlecht trat in seine Menschenwürde zurück: während der heidnischen Barbarei hatte es mit den Männern nicht dieselbe Speise essen, nicht in denselben Topf tauchen, seine Nahrung nicht an demselben Feuer bereiten dürfen. Da gab es heilige Häuser, wo jeder Pfeiler, der das Dach trug, auf einem Menschenopfer ruhte, zu welchem Jeder genommen werden konnte, der den Haß der Häuptlinge oder der Priester auf sich lud. Diese schreckliche Bestimmung erstreckte sich nicht selten auf ganze Familien und Distrikte: War ein Individuum geschlachtet worden, so wurde sein ganzes Geschlecht als den Göttern verfallen (tabu) betrachtet; so auch der Distrikt; kamen daher Ceremonien vor, wozu man der Menschenopfer bedurfte, so floh aus einer solchen Familie oder einem solchen Distrikt Alles in's Gebirg und versteckte sich in Höhlen und Klüften, bis die Gefahr vorbei war. Solche Bräuche waren furchtbar häufig. Wurden Personen aus den höhern Klassen Kriegsgefangne, so harrte ihrer das nämliche Schicksal. Kein Wunder, wenn das Volk über eine so heilsame Revolution, auch nur wegen ihrer zeitlichen Wirkungen, jauchzte, wenn selbst Priester zu den Eifrigsten der Neubekehrten gehörten. Sie hatten nicht, wie die Männer der Inquisition, ihren Beruf *gewählt*, sondern als Kaste ihn geerbt, während es Viele unter ihnen gab, deren Herz sich gegen diese blutigen Thaten sträubte, so daß sie nur durch einen thierischen Rausch die natürlichen Anwandlungen ihres Gefühls betäubten.

Die Revolution, welche in Eimeo so glücklich begonnen ward, pflanzte sich schnell nach den Inseln unter dem Wind fort. Mehrere der dortigen Häuptlinge, Pomare's Verbündete, kamen bekehrt nach Haus und drangen darauf, daß man ihnen Lehrer und Bücher sendete; inzwischen aber waren sie selbst thätige Missionäre. Jetzt freilich war die Sache des Christenthums so weit gediehen, daß Pomare's Interesse ihm gebot, dieselbe schon aus äußern Rücksichten aufrecht zu erhalten, als er nach einem zweijährigen vergeblichen Versuch, sein Ansehen in Taheiti herzustellen, nach Eimeo zurückkehrte. Diese Frage konnten die Missionäre sich vorlegen, da der König in der sittlichen Bildung des Christen in dieser Zeit keine sonderlichen Fortschritte gemacht zu haben scheint. Seinem Hang zu geistigen Getränken wenigstens fröhnte er nach wie vor; und wenn er es darin auch nicht bis zur Völlerei trieb, so fürchteten sie doch, sein Christenthum möchte nicht so ganz fest stehen; auf der andern Seite aber beruhigte sie wieder der Gedanke, daß die Unmäßigkeit von jeher sein Lieblingslaster gewesen, zu dessen

Befriedigung Taheiti — Dank den europäischen Seefahrern, welche diesen Theil unserer Industrie dahin brachten! — zu viel Gelegenheit darbot, als daß sich hätte erwarten lassen, er würde demselben auf einmal entsagen. So gaben sie denn die Hoffnung auf ihn nicht auf, und war auch bei ihm die erste Begeisterung des Proselytismus etwas abgekühlt, so that Dieß seiner Ueberzeugung keinen Eintrag, da diese nicht von Sympathie und äußerer Anregung, sondern von Ueberlegung und Nachdenken ausging. Eine Menge seiner Angehörigen siedelten sich mit ihm nach Eimeo über, die sich zum Christenthum zum Mindesten bekannten, und deren Bekenntnisse jetzt der Gemeinde immerhin so Viel galten als einer Partei eine entsprechende Anzahl von Stimmen bei einer streitigen Wahl. Diese Personen besuchten Schule und Gottesdienst und machten bereits eine Vergrößerung des diesem Zwecke gewidmeten Platzes nothwendig.

(Schluß folgt.)

Die Gevatterschaft.

Ein russisches Volkssittengemälde.

(Schluß.)

Alexej erbot sich, zu gehen, um was man für den Taufschmaus brauchte zu holen; da ward mit Gepolter die Thür aufgerissen; es war der Starosta mit seinen Gehülfen. Ohne die Mütze abzunehmen oder zu grüßen, ohne sich einmal zu kreuzen, trat er stolz in die Stube, wo ihm zuerst der Sohn in die Augen fiel: „Was hast Du hier zu suchen, Taugenichts? Läufst wohl der Dirne nach? — Das laß Dir nur vergehn; die Bettlerin leid' ich nicht einmal als Viehmagd im Hause!" Die Weiber hatten sich zitternd in den entferntesten Winkel zusammengedrückt; Alexej wollte antworten: „Schweig," rief der erbitterte Alte, ihm mit dem Knotenstocke drohend, „ich weiß sie haben Dich hier bethört, mit allerlei giftigen Liebestränken angelockt — aber dafür will ich schon sorgen; ich will Euch zeigen, daß ich Starosta bin; das ganze Lumpennest will ich zerstören — betteln sollen sie gehn." — Die alte Mutter wagte es, zitternd vorzutreten, bückte sich tief vor ihm und jammerte: „Matwej Prochoritsch, sey barmherzig; laß nur etwas Zeit! Sieh, es ist uns heute ein heiliger Tag, Gott hat uns einen Enkel gegeben: und wir erwarten einen theuren Gast...." — „Oho," rief der Starosta höhnisch, „von dem saubern Gaste hab' ich schon gehört; das ist der liederliche Geselle, der gestern Abend in der ganzen Sloboda herumstrich und überall Einlaß begehrte, um bequemer zu stehlen; solche Landstreicher und Taugenichtse nehmt Ihr auf; — Diebshehler seyd Ihr — Das soll auch nicht vergessen werden! — Aber jetzt für's erste Geld her, oder....." — „Petrowitsch sah mich vorbeigehen," fiel Alexej ein „rief mich an, und bat mich, da er selbst zu dem Priester gehen müßte, Dir den rückständigen Obrok zu bringen; hier ist er." — Der ergrimmte Alte stutzte; die Mutter sah Alexej mit zweifelhaften Blicken an, und die zitternde Anna sagte leise für sich: „ach, wenn doch nur erst der Gevatter da wäre."

Da trat Afonaßij mit dem Priester und dem Küster, der das Taufbecken trug, in die Stube; der Starosta nebst seinen Begleitern, und die Verwirrung in den Gesichtern der kleinen Versammlung, sagten ihm deutlich, Was da vorging; tief erschüttert näherte er sich mit thränendem Blicke: „Matwej Prochoritsch, hab' Erbarmen! An einem Freuden- und Ehrentage, wie dieser, wo der Segen des Herrn mein Haus besucht, willst Du es beschimpfen vor aller Welt! Hab' Erbarmen; laß Deine Häscher abziehen!" — „Dein Glück ist's, Du Taugenichts, daß Du eben noch bezahlt hast, denn sonst wär't Ihr mir Alle, trotz dem Ehrentage, auf der Straße." — „Bezahlt? Wer? Ich habe keinen Kopeken im Hause; aber Gott will's, in acht Tagen kann ich Dir wenigstens einen Theil bringen." — Alexej und Anna standen blaß und zitternd da, denn sie ahneten Böses von der Entdeckung. — „Was," fuhr ihn der Starosta heftig an, „in acht Tagen? Du hast mir ja eben durch meinen Sohn das Geld geschickt; weißt Du's denn selbst nicht mehr, Du Lump!" — Afonaßij las die Wahrheit auf Alexei's Gesichte; er ging auf ihn zu: „Gott wird Dir Deine Gutherzigkeit lohnen, Bruder Alexej; — aber, ich kann nicht lügen, und sollt' ich auch drüber zu Grunde gehn. Matwej Prochoritsch, von dem Gelde, das er Dir gebracht hat, weiß ich Nichts." — „Wie", schrie der Alte, indem er zähneknirschend auf seinen Sohn losging, „Du wagst es, mich zu betrügen, mich zu äffen? — Du hast mir das Geld gestohlen, um es dem Bettelvolke zuzuwenden — ich werde schon hernach mit Dir abrechnen! Aber Du, saubrer Hauswirth, den Augenblick das Geld her, oder fort aus dem Neste mit Deiner ganzen Sippschaft."

Ein vierspänniger Wagen rollte vor's Haus, zwei Bediente öffneten den Schlag, und in die Stube trat, in Begleitung eines Mannes in schlichtem Oberrocke, der Fremde von gestern Abend; es war — der junge, mündig erklärte Besitzer des Gutes, der auf den Rath seines alten Freundes und Erziehers zuerst allein hergekommen war, um als unbekannter Fremder manche Wahrheit zu erfahren, die dem Gutsherrn vielleicht nie, oder wenigstens nicht so unverfälscht zugekommen wäre.

Freundlich begrüßte er die Anwesenden, ging, wie sich's gebührt, zu dem Priester und bat sich seinen Segen aus, *) reichte dem bestürzten Afonaßij zutraulich die Hand, und wandte sich dann zu Anna: „nun, Kumuschka (Gevatterin) Anna Waßiljewna, wo ist denn Dein Zukünftiger?" — Mit gesenktem Blicke zeigte sie, schweigend und zitternd, seitwärts nach Alexej hin. — „Ein hübscher Bursche, und, wie ich höre, auch gut, das ist die Hauptsache; Ihr werdet ein hübsches Pärchen ausmachen." — Unterdessen stand der Starosta wie vernichtet, leblos da; er hatte den jungen Herrn gleich erkannt, und fühlte wohl, Was ihm bevorstand. Als endlich der Blick desselben ihn traf, warf er sich mit dem Kopf an die Erde platt vor ihm hin, und stotterte: „Ich bin schuldig (winowat)... Gnade, Erbarmen!" — „Elender," rief ihm jener zu, „Du hast Dein Urtheil ausgesprochen; morgen soll über Dich Gericht gehalten werden; heute will ich nur frohe Gesichter um mich sehen! — Führet ihn fort," rief er den beiden Häschern zu, „Ihr haftet mir für ihn." — Afonaßij und die Umstehenden wollten Fürbitte thun, aber: „Laßt Das, Kinder," war die Ant-

---

*) Auch in den höheren Ständen ist es noch ganz gewöhnlich, sich beim Eintritt und dem Begegnen eines Priesters seinen Segen zu erbitten, und ihm dafür die Hand zu küssen.

wort, „einem Jeden, was ihm gebührt, nach Recht und Gericht. — Kommt, laßt uns jetzt den Neugebornen taufen.“

Nach beendigter Taufe trug der freundliche Pathe selbst den kleinen Andrej zu der Mutter in die Kammer, und steckte ihr einen hübschen Pathenpfennig unter das Kopfkissen. — Als man wieder in die Stube zurückkam, stand auf dem Tische ein reich vergoldetes Heiligenbild, und daneben ein Brod mit einem zierlichen silbernen Salzfasse darauf: „Mutter,“ sprach der Pathe zu der alten Grigorjewna, „segne deine Tochter als Braut mit Alexej.“ — „Es geschehe nach Deinem Willen, Herr,“ sprach die Alte, nahm mit zitternden Händen das ihr dargereichte Heiligenbild, und segnete damit dreimal die jungen Brautleute, die sich ehrerbietig vor ihr zur Erde niederwarfen: „Gottes Segen ruhe auf Euch, daß Ihr recht und in Liebe auf Erden lebet.“ Dann nahm sie das Brod mit dem Salze und hielt es über sie mit den Worten: „Gott segne Euch, daß Ihr nie Noth sehen, und immer für den Dürftigen freundliches Salz und Brod bereit haben möget.“ — Drauf ging es an ein Glückwünschen und Danken und Jubeln, welches gar seltsam gegen die Trauer und Angst abstach, die noch vor Kurzem in der Hütte geherrscht hatte. —

„Nun,“ Kinder, sprach der neue Pathe, „Was meint Ihr? Ich denke, heute Abend ist Dewischnik, *) und morgen machen wir Hochzeit, damit uns die Fasten nicht in die Quere kommen. Kumuschka, lade Deine Gespielinnen ein, daß sie kommen, Dir die Flechte los zu flechten; ich will schon sorgen, daß Du sie gut bewirthen könnest. Morgen führ' ich Dich als Brautvater **) zum Altare, und nach der Trauung kommt Ihr Alle zu mir und eßt mein Salz und Brod. — Auf Wiedersehn, lebt wohl!“ Unter tausend Segenswünschen der Beglückten setzte er sich in den Wagen und fuhr mit seinem alten treuen Freunde und Rathgeber durch die jubelnde Menge der Dorfbewohner, die zu beiden Seiten der Gasse vor ihren Häusern standen, und Den begrüßten, von Dem sie gute Tage gewärtigten.

Bald waren auch alle jungen Mädchen bei der Braut versammelt; die kleine Stube konnte sie kaum fassen. Da erschienen, vom Gutsherrn geschickt, zwei große Körbe, einer mit Nüssen und allerlei Naschwerk, der andere mit Bändern und verschiedenen kleinen Geschenken, welche die Braut unter ihre Freundinnen vertheilte; ***) für sie selbst fand sich darin ein reicher Powojnik und ein Paar Ohrringe. — Unter Gesängen und Spielen rückte der Abend heran; nach alter Sitte wurden der Braut, bei Absingung eines gewissen Liedes, die Flechten feierlich losgeflochten, wobei sie, wie sich's gebührt, sehr traurig that, und Thränen vergoß; endlich ward sie von ihren Gespielinnen ins Bad gebracht, und dann dauerte der Jubel noch bis spät in die Nacht.

Am folgenden Tage kam ein schöner viersitziger Wagen vorgefahren, in welchen sich die Braut mit der erbetenen Brautmutter und dem kleinen Knaben setzen mußten, der, wie gewöhnlich, das Heiligenbild vortrug. In der Kirche erwarteten sie schon der Brautvater, der Bräutigam und alle Bewohner des Dorfes. — Bei der Trauung bemerkten die Nachbarinnen, daß Anna zuerst den Teppich beschritt, *) und folgerten daraus allerlei Vortheilhaftes für die Zukunft der jungen Frau. Nach vollzogener Trauung versammelten sich alle auf dem herrschaftlichen Schlosse, wo sie reichlich bewirthet wurden. Man tafelte lange, trank fleißig süß und bitter **) auf's Wohl der Neuvermählten, die aber selbst, nach alter Sitte, nicht mitessen durften, und daher mit desto größerer Ungeduld den Augenblick erwarteten, wo die Gesellschaft endlich aufbrach und sie nach Hause begleitete.

Am andern Morgen erschien, wie gewöhnlich, das neue Ehepaar mit einem frischgebackenen Kuchen bei dem Gutsherrn, der der jungen Frau dafür ein artiges Gegengeschenk machte, und sich bei ihrem ersten Kinde zum Gevatter erbot, welches denn auch im folgenden Herbste in Erfüllung ging.

*) Dewischnik, (von dewka, Mädchen) der Mädchen- oder Polterabend, vor dem Hochzeitstage.

**) Bei den Trauungen, die immer in der Kirche Statt haben, (so wie auch bei den Taufen im Hause) durften ehemals weder Vater noch Mutter zugegen seyn; letztere bleibt auch jetzt noch zu Hause; daher werden unter den Verwandten oder Freunden des jungen Paars ein Brautvater und eine Brautmutter (possas'hènoj oléz und possas'hènaja mat') erwählt, die die Stelle der Eltern vertreten, und auch in der Folge gewissermaßen zur Familie gehören, und in Ehren gehalten werden. Außerdem ernennt man noch zwei drus'hki, Freundchen, die während der Trauung die Kronen über den Brautleuten halten, und deren Pflicht es ist, hernach die Gäste zu empfangen, zum Essen und Trinken zu nöthigen, und als Ceremonienmeister auf Ordnung zu sehen.

***) Gewöhnlich pflegt der Bräutigam diese Geschenke Tages zuvor in einem zierlichen Kästchen, larez, zu bringen und auszutheilen.

*) Bekanntlich wird bei der russischen Trauung ein Teppich oder Tuch vor das Brautpaar hingedeckt, worauf sie sich während eines Theils der Ceremonie stellen; Wer von ihnen zuerst diesen Teppich beschreitet, hat unfehlbar in Zukunft die Oberherrschaft im Hause. Das soll freilich nur zufällig geschehen, aber die Bräute ermangeln nicht, den glückbringenden Zufall zu befördern.

**) Wenn den Hochzeitgästen Wein oder andres Getränk eingeschenkt wird, so kosten sie davon und sagen; gór'ko, es ist bitter; dann müssen Braut und Bräutigam einander so lange küssen, bis der Gast erklärt: tèper' sládko, nun ist's süß.

Eine Scene aus der Geschichte des Missionarismus in China. *)

Die längst im Stillen schleichende Verschwörung gegen die Mandschudynastie war im J. 1790 in einem Aufruhr zum Ausbruch gekommen. Da aber die Sache der Regierung noch kurz zuvor durch den Schneider, der die Gewänder für den neuen Kaiser, einen vorgeblichen Abkömmling des Hauses Ming, verfertigen sollte, verrathen worden war, so fiel es ihr nicht schwer, der Bewegung Meister zu werden. Das Lager der Rebellen wurde angegriffen und erstürmt. Der kommandirende Mandarin, als ob er gefürchtet hätte, zu viele Schuldige zu entdecken, überlieferte es mit allen Habseligkeiten der Rebellen, worunter eine Menge Papiere sich befanden, welche über den Umfang der Verschwörung Aufschluß geben konnten, den Flammen. Diese Schonung erstreckte sich indeß auf die Aufführer nicht, und hätte bei einer zweiten Verschwörung, die sechs Jahre später ausbrach, beinahe den Sturz der Mandschu zur Folge gehabt. Das Ganze ging von der Sekte der „weißen Wasserlilie“ aus, vermuthlich einer Abart des Buddhismus, welche seit mehreren Jahrhunderten in China und bis auf diesen Augenblick **) besteht, wo sie, wie es scheint, die Standarte der Empörung auf der Insel Formosa erhoben hat. Zwei Bonzen standen an der Spitze, und eine solche Menge von Bonzen war unter den Verhafteten, daß viele ihrer Klöster verödeten. Allein auch Christen hatte man zu Gefangenen gemacht, und da seit den skandalösen Fehden der Je-

*) Nouvelles Lettres édifiantes des Missions de la Chine et des Indes Orientales. 8 Vol. 12mo. Paris 1818—1823.

**) Canton's Register 3th February 1830.

suiten und Dominikaner das Ansehen der Missionäre sich nie wieder hergestellt, auch die Landesgesetze nie aufgehört hatten, in dieser Beziehung in Kraft zu seyn; so begann eine neue Verfolgung gegen das Christenthum, dessen herrschsüchtiges Kirchenthum die Regierung um so mehr fürchten zu müssen glaubte, als sie (wie aus einer im J. 1785 zu Macao erlassenen Proklamation zu ersehen ist) inne geworden war, daß die chinesischen Christenpriester von der Propaganda eine jährliche Pension von 150 Livres bezogen. Zudem verbreitete sich das Gerücht, auch die Christen hätten sich empört; und wie in Zeiten bürgerlicher Unruhen Nichts so unwahrscheinlich ist, was nicht hin und wieder Glauben findet, so verdoppelte sich die Strenge, die sich vorzugsweise gegen die Missionäre richtete. Hatten diese schon früher alle Ursache gehabt, sich in Acht zu nehmen; hatten sie von ihren Anhängern oft in Wäldern und Höhlen, in Gruben unter den Häusern verborgen gehalten werden müssen: so lauerte jetzt der Argwohn auf alle ihre Tritte, und die Neophyten selbst ließen die guten Väter im Stich. Unter diesen Umständen wurde auch Hr. von Saint-Martin, Bischof von Cavadra, aufgegriffen und als ein Landstreicher, der sich in das Reich eingeschlichen, vor das Tribunal Yatschen gebracht, das aus sieben Mandarinen bestand, und sich unter dem Vorsitz des General-Intendanten des Salz- und Theewesens, einer kleinen und pedantischen Person, versammelte. Nach den üblichen Fragen über des Inquisiten Herkommen und Zweck, China zu besuchen, welche Hr. von Saint-Martin damit beantwortete, daß er sich als Europäer und christlichen Lehrer zu erkennen gab, dabei aber seine und seiner Schüler Ergebenheit gegen den Kaiser und ihren Gehorsam gegen die Staatsgesetze betheuerte, entspann sich folgendes Gespräch:

Mandarin. Du lügst, Du lügst! Der Kaiser verbietet, Deine Religion zu predigen; Du predigst sie trotz seinen Befehlen. Wie kannst Du sagen, daß Du ein gehorsamer Unterthan seyst!

Bischof (mit einiger Verlegenheit). Gott ist noch größer als der Kaiser; er ist der König der Könige — der Kaiser ist nur ein Mensch. Wenn ich deßwegen von meinem Gehorsam gegen den Kaiser spreche, so verstehe ich darunter diejenigen Punkte, worin seine Gesetze mit den Gesetzen Gottes übereinstimmen; weichen sie von den Gesetzen Gottes ab, so muß ich den letztern gehorchen.

Mandarin. Wer ist der Gott, der Dir befohlen hat, nach China zu kommen? Hast Du ihn gesehen? Hast Du ihn reden gehört?

Bischof. Durch sein Gesetz gebot mir Gott, ihn über Alles zu lieben und meinen Nächsten zu lieben wie mich selbst; ich vollziehe seinen Willen, indem ich hieher komme, seine Größe und Güte zu verkündigen, und Euch den Weg zum Heil zu zeigen.

Mandarin. Bist Du nicht vielmehr von Deinem König gesandt worden?

Bischof. Gewiß nicht; mein König ist zufrieden, seine eigenen Länder zu beherrschen, und bekümmert sich nicht um die Angelegenheiten anderer Monarchen.

Mandarin. Aber er weiß doch, daß Du hier bist?

Bischof. Mein König kennt mich nicht.

Mandarin. So hast Du also Dein Land ohne seine Erlaubniß verlassen — Du bist ein Verbrecher!

Bischof. Das folgt nicht. Ich erhielt die Erlaubniß von dem Mandarin, der diesen Theil des öffentlichen Dienstes besorgt; aber weder er noch ich wußte, daß ich hieher kommen würde.

Mandarin. Aber warum bist Du gerade nach China und nicht lieber anderswohin gegangen?

Bischof. Es reisen Missionäre nach allen Gegenden der Welt. Ich zog dieses Land vor, aus Vorliebe für seine Sprache.

Mandarin (augenscheinlich geschmeichelt durch diesen Vorzug). Gut; allein warum wähltest Du die Provinz Setschuen?

Bischof. Zwei Gründe bestimmten mich: die wohlfeile Art hier zu leben und der empfängliche, vorurtheilsfreie Geist seiner Einwohner.

Mandarin. Wer führte Dich in diese Provinz?

Bischof. Fremde für eine Summe Geldes.

Mandarin. Wie erlerntest Du unsre Sprache?

Bischof. Aus Büchern.

Mandarin. Bücher lehren keine Laute; Du mußt sie von einem Lehrer gelernt haben.

Der Bischof suchte Dieß durch eine Dissertation über musikalische Betonung begreiflich zu machen, die, wie er aufrichtig zugesteht, ihm selbst wie seinen Zuhörern unverständlich war, als ihn der Mandarin etwas barsch unterbrach: Halt! die Antwort ist einfach; Du bist von unsern Landsleuten unterrichtet worden, die in Deinem Lande gewesen und mit Deinen Meinungen zurückgekehrt sind, um uns zu bekehren.

Bischof. Das ist nicht der Fall. Eure Mitbürger dürfen nicht über die Grenze und europäische Schiffe würden sich fürchten, sie aufzunehmen. Aber die europäischen Kaufleute in Canton kennen ja Eure Sprache.

Mandarin. Wie lebst Du hier?

Bischof. Auf meine Kosten. Ich brachte ungefähr 500 Taëls*) mit, wovon ich noch 10 übrig habe, die in Euren Händen sind.

Mandarin. Wovon würdest Du gelebt haben, wenn man Dich nicht verhaftet hätte, nachdem Dein Geld zu Ende gewesen wäre?

Bischof. Christen sorgen nicht für den morgenden Tag; und dann dachte ich, Die, für welche ich Alles opferte, würden mich nicht umkommen lassen.

Mehrere andere Fragen und Antworten folgten; zuletzt sollte der Bischof seine Zöglinge nennen; in die Enge getrieben, erwiederte er:

Ich bin nicht nach China gekommen, mich auf Kosten Anderer zu retten, sondern Andere auf meine Gefahr zu retten.

Mandarin. Du bist ein Thor, und überlegst nicht. Denn wenn das Christenthum gut ist, wie kann es seinen Bekennern schaden, wenn Du sie nennst?

Der Schluß war, daß mehrere Christen vorgeführt, gefragt und zum Geständniß gebracht wurden. Der Bischof blieb im Gefängniß in schweren Eisen.**) Indessen breitete sich doch das Christenthum in der Provinz Setschuen aus, daß die Zahl der Christen im J. 1801 auf 40,000 und im J. 1809 auf 52,000 stieg; und ungeachtet einer neuen Verfolgung, welche im J. 1814 erging, hängen immer noch gegen 200,000 Chinesen am Glauben an das Evangelium.

Kannibalismus der Eingebornen von Neu-Guinea.

In der Sitzung der k. asiatischen Gesellschaft vom 5 Juli d. J. theilte Hr. Marsden in Bezug auf den Kannibalismus der Einwohner von Neu-Guinea eine Notiz mit, die er von zwei malaiischen Matrosen, welche auf dem Ostindienfahrer Northumberland dienten, im Jahre 1785 erhalten hatte. Dieses Schiff lag zwei Jahre zuvor auf der Nordwestküste dieser Insel vor Anker und schickte eine Abtheilung ans Land, um Wasser und Holz zu holen. Diese Abtheilung wurde von den Einwohnern abgeschnitten, Mehrere davon getödtet und der Rest zu Gefangenen gemacht. Den Letztern schnitt man die Haare ab und band die Hände; nach einiger Zeit ließ man sie jedoch bei Tag frei umhergehen, behandelte sie überhaupt im Ganzen gut. Die Körper der in dem Gefecht Gebliebenen wurden gespeist, von den Gefangenen selbst aber keiner zu diesem Zwecke getödtet. Bei ihrem Kannibalismus machten sie keinen Unterschied zwischen Solchen, die erschlagen worden, oder die eines natürlichen Todes gestorben waren. Die Ueberlebenden waren Zeugen, wie zwei ihrer Kameraden dieß Schicksal traf. Man schnitt das Fleisch mit kleinen Messern von den verschiedenen Theilen des Körpers ab, kochte es in irdenen Töpfen und aß es ohne Pfeffer oder Salz, deren die Batta's auf Sumatra sich bei diesen Mahlzeiten bedienen; wenn Verwandte und Brüder sterben, so ergeht es ihnen nicht besser, obwohl an Lebensmitteln nicht eben Mangel ist. Sago zumal gedeiht in Ueberfluß.

Wilhelm IV und Karl X.

Es wird von englischen Blättern als ein bemerkenswerther, jedoch mit nachherigen Vorkommenheiten durchaus nicht in Verbindung stehender Zug erwähnt, daß eine der ersten Handlungen Wilhelms IV nach seiner Gelangung zum Throne darin bestanden habe, ein Bild Karls X (als Grafen von Artois), das in einem Zimmer des Palastes hing, wegnehmen, und das Porträt Nelsons an dessen Stelle hängen zu lassen.

*) Ein Taël = 7 Livres 5 Sous franz. Geld.

**) Nouv. lett. éd. tom 11. p. 110 — 117.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 264.

21 September 1830.

Historische Andeutungen in Bezug auf die Frage über die Legitimität in Frankreich.

Nach welchen Grundsätzen die europäischen Mächte eine Veränderung der Dynastie in Frankreich beurtheilen, auf welche Motive ihre Entschlüsse sich stützen werden, ist in diesem Augenblick *) noch ein Geheimniß; nur der allgemeine Wunsch, daß der Friede in Europa erhalten werden möchte, hat sich laut ausgesprochen, und ist so wenig zweifelhaft, als es das Vertrauen ist in die Weisheit der Kabinette zur Erfüllung dieses Wunsches. Unterdessen haben individuelle Stimmen in öffentlichen Blättern Forderungen an das Betragen Europa's, Frankreich gegenüber, vorbringen zu dürfen geglaubt, die nicht so friedlich lauten; sie haben dabei vorzüglich das große, nicht immer mit bestimmtem Begriff verbundene Wort Legitimität als entscheidend für Bekämpfung der neuen Revolution geltend zu machen gesucht. Es dürfte daher zeitgemäß seyn, über den Sinn dieses Wortes und über des Begriffes Anwendbarkeit und Haltbarkeit in den unvermeidlichen Krisen der Gesellschaft, eine unverdächtige Belehrung zu suchen. Wo wäre diese zuversichtlicher zu finden, als in den Annalen früherer Geschichte, die noch Nichts von unserer Gegenwart wußte, also auch nicht von unsern Vorurtheilen, Leidenschaften und entgegengesetzten Interessen getrübt seyn konnte; deren eigene Vorurtheile ꝛc. aber von uns unparteiisch erwogen werden können. An die Lehre der Geschichte sind wir Alle, bei den großen politischen Fragen im Völkerleben, angewiesen, und jede Partei beruft sich auf sie — als auf den Ausspruch der Erfahrung. Daher darf hoffen jeder Partei einen Dienst zu leisten, Wer an die Geschichte erinnert. — — In eadem domo familiaque imperii vires remansuras gaudebant. Es war die Sitte und der Stolz schon der alten Völker, bei dem einmal gewählten regierenden Hause zu bleiben. Es zeigt aber jedes Blatt der Geschichte, daß das gegenwärtige System der Lineal- und Gradual-Erbfolge keineswegs eine alte Richtschnur der Völker und Regierungen war, sondern vielmehr, in seiner heutigen Gestalt, eine sehr junge Geburt der neueren Jahrhunderte sey. Unter großen, zum Theil gewaltigen Reaktionen römischen und germanischen Rechts mußte es sich ausbilden; ungleich und widersprechend waren die Begriffe der nordischen und südlichen Völker über den Vorzug des Mannsstammes vor dem weiblichen, der entfernteren männlichen Descendenten vor den näheren weiblichen, der Erstgeburt vor dem Seniorat. Schon diese Verschiedenheit der Begriffe erlaubt nicht ein primitives göttliches Recht vorauszusetzen, das doch wohl ein und dasselbe in allen Zeiten seyn müßte, weil die Gottheit, die das Recht bestimmt, nicht so oft ihre Meinung ändern könnte. Wenn also alle Fragen über Erbfolge in den europäischen Staaten, gewissen Aufforderungen zufolge, nach einem primitiven göttlichen Rechte entschieden werden sollten, so geräth der redliche Forscher in Verlegenheit, dasselbe zu finden, und weiß am Ende nicht wie er kräftig mit unzweideutigen, schlagenden Gründen diejenigen widerlegen soll, welche jenes Recht nur für einen Behelf der Trägheit, der Unwissenheit, der Vorurtheile und der Selbstsucht erklären. Doch müßte man gegen diese Anschuldigungen gerüstet seyn, besonders in Augenblicken, wie der gegenwärtige, wo die Gewalt der Dinge eine andere Lehre durchsetzt; eine Lehre, welche die Gegner jenes Rechtes mächtig macht, und wo nur durch Störung des europäischen Friedens die neue Lehre vielleicht erschüttert, möglicherweise aber auch gekräftigt werden könnte. — Die unbedingte, rücksichtslose Anhänglichkeit an eine Legitimität, die sich auf ein göttliches Recht stützt, wie sie seit 15 Jahren in Frankreich verstanden wurde, das starre Wort, sage ich, scheint sonach, als schwankend und unbestimmt in den Begriffen nicht sogleich und ohne weitere Untersuchung die Frage über die Legitimität des Hauses Orleans entscheiden zu können. Eine umsichtige Prüfung wird um so nothwendiger, als in der früheren Geschichte vieler europäischen Häuser ähnliche Abweichungen von dem neuen System der Erbfolge nachzuweisen sind. — In Frankreich stieß Pipin, der Majordom, seinen legitimen König Childerich vom Thron, der heilige Bonifacius und Pabst Zacharias salbten ihn. Doch war er nur der Sohn des Helden Karl Martell d. i. eines Bastards; von den legitimen Söhnen des alten Pipin war, als von Unfähigen, nirgends und nie die Rede. — Hugo Capet hatte durchaus kein Recht auf den Thron; doch bestieg er ihn, und ließ, ermuntert und begünstigt durch Johann XV, den letzten Carlowinger im Kerker verschmachten. Dieser Hugo ist der Ahn des heiligen Ludwigs und Heinrichs IV. — Schon einmal hatte Frankreich einen König Carl X, der dem kräftigern, sein Zeit-

*) Ende Augusts.

alter besser verstehenden Heinrich IV weichen mußte. Dieser Carl X, Kardinal von Bourbon, war gegen Heinrich IV von den Großen des Reichs ausgerufen worden, nachdem der Dolch des Dominikaners Clement den letzten Valois, Heinrich III, getroffen hatte. Napoleon war von Pius VII gesalbt, von allen Mächten anerkannt, mit vielen legitimen Häusern verwandt; nicht die europäische Coalition, der Senat im Namen des französischen Volks, setzte ihn ab, und die Mächte traten dieser Erklärung bei. Ein Recht, das man einmal den Repräsentanten des französischen Volks einräumte, kann ein andermal von diesen wieder in Anspruch genommen werden. Also nicht neu sind in Frankreich die Veränderungen der Dynastien. — Schlagen wir die Geschichte der benachbarten Niederlande auf. Des Hauses Oranien Herrschaft (einer der Pfeiler der neuen europäischen Ordnung) datirt von jenem berühmten Wilhelm dem Verschwiegenen, dem Liebling Kaiser Carls V, dessen Sohn Philipp II ihn für vogelfrei erklärte, weil er ein Rebelle war gegen Philipps verhaßte, legitime Tyrannei. — Mahnend ist dabei die sich aufdrängende Bemerkung, daß eine im Finstern schleichende, die Heiligkeit der Religion durch Thaten lästernde Kongregation gegen den Helden Wilhelm von Oranien den Dolch des Meuchelmörders Gerard brauchte, wie sie gegen den großen und guten Heinrich IV einem Chastel und Ravaillac gebraucht hatte, und wie sie zur Pulververschwörung gleichfalls die rechten Leute zu finden wußte. Nicht aus Haß, zur Warnung werden diese Dinge zusammengestellt; denn man weiß, welche Partei von dem unglücklichen Carl X die Ordonnanzen erschlich, wodurch die Monarchie, und die Religion auch, wie durch jene Meuchelmörder und durch die Pulververschwörung, gerettet werden sollten. — In England trat der Bastard Wilhelm der Eroberer alle legitimen Rechte mit Füßen — nicht nur die Rechte der Verwandten des alten königlichen Hauses, sondern aller Großen des Reichs, deren Güter er an seine normännischen Abenteurer vertheilte. Doch war er der Ahnherr aller legitimen guten und schlechten Könige, die in vier Jahrhunderten England beherrschten. In derselben Dynastie aber stritten lange in blutigem Kampfe die Anhänger der weißen und rothen Rose über den legitimen Vorzug der York oder der Lancaster. Ueberdruß der langen Unruhen bewirkte endlich, daß dem Herzoge von Richemond Heinrich VII, einem der Dynastie fremden Mann aus dem Hause Tudor, die Krone übergeben wurde; denn der optische Betrug einer Vereinigung der rothen und weißen Rose in seiner Person war nur auf den Blödsinn Derer berechnet, die von Worten bezaubert werden. Heinrich Tudor war so wenig ein York, als ein Lancaster; er stammte von Owen Tudor, der Heinrichs V Witwe, Katharina von Frankreich, geheirathet hatte, dadurch aber kein Blutsverwandter der Plantagenet geworden war. Der Sieg bei Bosworth, nicht die Legitimität, sicherte ihm und seinen Nachkommen die Krone. Was Heinrich VII die Weihe gab, war der Friede, den er dem Lande schenkte nach 70jährigen Bürgerkriegen, welche drei Königen, 60 Prinzen und mehr als der Hälfte des britischen Adels das Leben gekostet hatte. — Eine ähnliche Revolution, mit Veränderung der Dynastie, erfolgte 200 Jahre später, als die der Nation stets feindlichen und in ihren letzten Zweigen charakterlosen Stuarte zum zweiten Male vertrieben wurden, und die Nation jene Lehre von dem göttlichen Rechte außer dem Gesetze erklärte. Dieser Revolution und dem Nationalgesetze verdankt England seinen Ruhm und seine Größe; ihr dankt das Haus Heinrichs des Löwen seine in allen Welttheilen geachtete Herrschaft.

(Schluß folgt.)

Christenthum und Civilisation auf den Gesellschaftsinseln.

2. Rascher Fortgang der Missionsarbeiten.
(Schluß.)

Pomare hatte in zweiter Ehe eine Tochter des Königs von Raiatea, der größten unter den Gesellschaftsinseln, geheirathet. Die Schwester dieser Königin kam zu ihnen nach Eimeo auf Besuch und brachte ein zahlreiches Gefolge mit sich, das sich größten Theils zum Christenthum bekannte. Nun herrscht auf den Südseeinseln so gut als in Europa die Sitte, ausgezeichneten Gästen zu Ehren aufzubieten, was die Küche vermag und die Jahreszeit an Früchten darbietet; was auf Taheitisch eine Faamuraa heißt. Die Bewirthung findet jedoch nicht im Hause des Wirthes Statt, sondern das Zugehörige wird dem Fremden in sein Lager gesandt. Eine Faamuraa veranstalteten demnach die Häuptlinge von Eimeo für die Schwester der Königin. In einem solchen Fall pflegten immer Priester mitzugehen, um, ehe Etwas von den Speisen gekostet wurde, das Ganze zu weihen und einen Theil davon für die Götter auszuscheiden und auf den Altären niederzulegen. Diese Ceremonie wünschte Pomare, zumal bei einer so öffentlichen Gelegenheit, zu verhindern; als sie daher eben in Gegenwart des versammelten Volkes vor sich gehen sollte, stand einer der Vornehmsten aus den Begleitern der fremden Prinzessin auf, entblößte das Haupt und sprach einen christlichen Segen über das Mahl, welches dadurch für die Götter unbrauchbar wurde. Daß der Entschluß Pomare's bei dem Christenthum zu beharren noch immer feststand, ließ sich nach diesem bedeutenden Triumph, den er der neuen Lehre verschaffte, kaum mehr in Abrede ziehen. Die Königin und ihre Schwester reisten sodann nach Taheiti, wo Pomare seine kleine Tochter Aimata in seinem Erbgebiet zurückgelassen hatte; der König gab hier einen neuen Beweis seiner Gesinnung, indem er, zum Zeichen daß er sein Kind christlich erziehen lassen wollte, ihm ein Buch schickte. Die Bekehrten auf Taheiti waren inzwischen so zahlreich geworden, daß sie eine Partei bildeten, welcher die Heiden den Spottnamen „Bure Atua" d. i. Betvolk schöpften. Anfangs jedoch bloß die Zielscheibe des Hohns ihrer Gegner, wurden sie bei ihrer schnellen Vermehrung bald ein Gegenstand des Hasses und der ernstlichen Besorgnisse derselben, um so mehr als nur wenig Scharfsinn dazu gehörte, zu sehen, daß Pomare, dessen Angelegenheiten sonst ziemlich hoffnungslos standen, sich durch einen stets wachsenden Haufen von Anhängern verstärkte. Als die Königin und ihre Schwester auf der Insel landeten, durften sie es nicht wagen, wie sie zuerst beabsichtigten, die Insel zu durchziehen. Wie sie mit der heidnischen Partei daran wären, davon konnten sie sich überzeugen, als einige der Häuptlinge ihnen das übliche Geschenk an Lebensmitteln und Kleidungs-

stücken übermachten. Die Priester begleiteten die Sendung, und als sie bemerkten, daß die alten Ehrfurchtsbezeugungen gegen die Götter verweigert wurden, wiesen sie drohend auf einige Büschel rother Federn, denen nach heidnischen Begriffen göttliche Kraft inwohnen sollte, schmähten die Gefährten der Königin, daß sie die Götter ihrer Väter vergäßen und verkündigten ihnen die Rache dieser beleidigten Mächte. Da deutete Taerfau, Derselbe, der in Eimeo das Gebet gesprochen, auf die heiligen Federn und fragte ironisch: „Sind dieß die furchtbaren Wesen, mit deren Zorn Ihr uns bedroht? Ihr sollt schauen, daß sie nicht im Stand sind, sich selbst zu erhalten!" Mit diesen Worten sprang er auf die Stelle zu, wo sie prangten, ergriff und warf sie in ein großes Feuer in der Nähe, das sie im Augenblick verzehrte. Das Volk stieß einen Schrei des Entsetzens aus; aber die Rache, die es dürstete, ward verschoben, damit sie um so sicherer treffen sollte.

Schulpreisvertheilung in Paris.

(Korrespondenz aus Paris vom 1 September.)

Nicht bloß die nunmehr beschäftigten Arbeiter, die Bürgerschaft, das Militär und ein großer Theil des Adels sind mit der neuen Ordnung der Dinge zufrieden; auch die privilegirten, noch fortbestehenden Korporationen, unter ihnen die Universität. Im ersten Rausche des Sieges hatten die Patrioten auf keiner andern Freiheit ernstlicher bestanden, als auf der Freiheit des Unterrichts; deßhalb fürchtete man, daß die von der alten Regierung angestellten Gelehrten sich mit aller Macht (scientia est potentia) der Umwandlung Frankreichs entgegen setzen würden. Aber man täuschte sich, und die Mitglieder der Universität waren nicht die Letzten, welche gegen die Tyrannei der Minister zu den Waffen griffen. Es scheint zwar, daß die Verwaltung und die Kammern, ehe ein Vierteljahr vergeht, dem Wunsche der öffentlichen Meinung gemäß, eine sehr vollständige Lehrfreiheit gesetzlich einführen werden; allein die Universität wird dennoch fortbestehen. Schon leuchtet der Nutzen dieser neuen Anordnung einem Jeden ein; die Privatanstalten und die öffentlichen werden wetteifern; es wird in dem Interesse der Regierung liegen, die fähigsten Männer an sich anzuschließen, um in dem Wetteifer der letztern nicht zu unterliegen; die Freisinnigsten und die Freunde der neuen Methoden werden sich für's Erste vorzugsweise an die Privatanstalten wenden, die Gemäßigten und Vorsichtigen an die Universität, welche ihrerseits von nun an weder freisinnige Ideen noch neue Methoden ausschließen kann. Freut sich irgend Jemand über die Umwälzung, so sind es die Lehrer an der Universität. Niemand hatte diesen ehrenwerthen Männern, denen die Erziehung der Jugend in den Kollegien und die Ausbildung der jungen Männer in den Hörsälen der verschiedenen Fakultäten anvertraut ist, Uebung, guten Willen und Talent abgesprochen; aber man hatte sie in das Netz des Ignorantismus und Obscurantismus gezogen; jetzt entsich fühlen sie sich frei. Einzelne waren, dem Zeitgeiste folgend, der erlaubten Freiheit vorausgeeilt: ihre Hörsäle wurden geschlossen, sind aber wieder eröffnet. Andere, deren Tendenz Argwohn erregte, sahen sich, dem Geiste der Charte zuwider, der Gefahr der Absetzung durch das geheime Gericht des Universitätsrathes preis gegeben. Dieser Rath ist modificirt worden, und ein bestimmtes Gesetz wird dem konstitutionswidrigen Verfahren geheimer Gerichte vorbeugen. Die öffentlichen Lehrer hatten stets die weisen Grundsätze der Moral mit den Vorschriften des reellen Unterrichts verbunden, und ohne Mißmuth die häufigen Reden Karls X beherzigt, welchen zufolge der Glaube die Grundlage alles Wissens bilden sollte; aber ungern affiliirten sie sich an eine Kongregation, und recitirten mit den Schülern täglich unzählige Mal Glaubensformeln, welche durch zu öftere Wiederholung ihre Erbauungskraft verlieren. Von nun an keine Kongregation, kein Religionszwang. Indessen war es noch ungewiß, ob auch in dem öffentlichen Unterricht mit einem Mal eine neue Ordnung beginnen dürfte, bis vorgestern der Minister des Unterrichts in der feierlichen Versammlung der Universität aller Ungewißheit ein Ende machte.

Sie kennen durch die Zeitungen die freimüthigen Worte des Hrn. von Broglie; und ich will es versuchen, Ihnen den Eindruck zu schildern, welchen diese Worte hervorbrachten.

Die Versammlung fand in dem großen Saale der Sorbonne Statt, wo die HH. Cousin, Villemain und Guizot ihre Vorträge zu halten pflegten. Der Saal war prachtvoll dekorirt, die Stufenbänke mit rothem Tuch behängt. Damen hielten die Tribunen besetzt, und der Länge des Saales nach saßen gedrängt diejenigen Zöglinge der sieben Kollegien von Paris und des achten von Versailles, welche Preise oder Accessits erhalten sollten. Da für jedes einzelne Fach des Unterrichts Belohnungen ertheilt werden, so war die Anzahl der Zöglinge sehr bedeutend. Ihnen gegenüber hing ein aus der Galerie des Palais Royal entnommenes Bild des Königs in Lebensgröße. Während ein kleines Orchester, je nach dem Verlangen der feurigen Jugend, abwechselnd die patriotischsten Arien anstimmte, traten unter Begrüßung der Marseillaise und der Parisienne (von Delavigne) die in rothen Taffet gehüllten Proviseurs oder Rektoren der Kollegien in den Saal; hinter ihnen in schwarzer Robe die Professoren der reellen Wissenschaften mit rothem, der Literatur mit gelbem langem Streifen und mit weißwollenen Borden, je nach ihren Graden; drauf die ebenfalls in Taffet gehüllten Professoren des Rechts, der Arzneikunde, der Sorbonne ꝛc., sämmtlich mit vorangetragenen Abzeichen der Fakultäten und dem silbernen gallischen Hahn. Man bemerkte unter diesen Gelehrten, welche die Mitte zwischen den zu beiden Seiten vertheilten Kollegienlehrern einnahmen, Hrn. Royer Collard, neben welchem dem preußischen Rechtsgelehrten, Hrn. Prof. Gans, ein Sitz angewiesen wurde. Zuletzt trat mit dem Konseil der Universität der Minister des Unterrichts als Großmeister der Universität herein, und besetzte in der Mitte des Saals vor dem Bilde des Königs den Präsidentenstuhl, neben ihm der Kanzler des Konseils, Hr. Baron Cuvier u. a. Gelehrte mit den Abzeichen ihrer Würde.

Hr. Charpentier (vom College Louis le Grand) hielt eine lateinische Rede; man vernahm sie nur deßwegen ungern, weil sie lateinisch war. Aber kaum hatte Hr. v. Broglie seinen geistreichen Vortrag mit den Worten „unsre glorreiche Revolution" begonnen, so beobachteten alle Zöglinge ein religiöses Stillschweigen; nur wollten die jungen Hände nach jedem Satz, nach jeder Anspielung nicht in Ruhe kommen, und helle Thränen liefen den lachenden Knaben über das strahlende Gesicht. Nun wurden die Preise verlesen, die bedeutendsten durch Baron Cuvier, die andern durch Hrn. Naudet; jeder Laureatus wurde unter Trompetenschall vor den Minister geführt, der ihn auf beide Wangen küßte, ihm den Kranz aufsetzte und die goldgerandeten Bücher einhändigen ließ. Die Bursche gaben dem Hrn. v. Broglie derbe Küsse, die andern klatschten. Ein Danton, Verwandter des berüchtigten und Zögling vom Charlemagne, hat bei dieser Preisvertheilung des Concours général sammt den Preisen in seiner Schule etwa 150 Bände erhalten.

Gestern wurden die Preise im Innern der Kollegien vertheilt. Im „Heinrich IV", wo die Prinzen erzogen werden, war die Königin zugegen. Im Charlemagne, welches dießmal ein Drittel der sämmtlichen Preise des allgemeinen Konkurses davon trug, präsidirte Hr. Cousin, Zögling oder Mitschüler der meisten andern Lehrer dieses Kollegiums. Die Familien der Zöglinge besetzten einen langen Saal, an dessen Ende die dreifarbige Fahne und die neue Büste des Königs. Ein Lehrer berichtete, daß hinfort der Unterricht in der Geschichte wieder zu Ehren gelangen, und daß die neuern Sprachen fleißig betrieben werden sollen. Die Schüler wurden, wie vorgestern, gekrönt, geküßt, und küßten ihrerseits den Präsidenten und den Rektor nach Kräften. Die Preisvertheilung im Innern der Kollegien geschieht ebenfalls in Folge eines Konkurses.

Man hat die franz. Schulmethoden so oft angeklagt, und die Franzosen selber haben namentlich die deutschen Methoden so hoch über die ihrigen erhoben, daß ich eine gute Gelegenheit ergreife, wenigstens eine der französischen Methoden gut anzuschreiben, nämlich den Konkurs. Von der zartesten Kindheit an wetteifern die Schüler in ihren Pensionen oder Instituten; die besten werden angehalten, in den Konkursen der Kollegien ihr Möglichstes zu leisten. Dort wetteifern sie von Neuem wöchentlich am Dienstag in Themen (Uebersetzung aus dem Französischen), Versionen, Geschichte u. a. m.; der Provisor, Censor und Professor sammeln die Listen; der letzte Konkurs gilt für drei, und nach allen zusammen

werden die Preise bestimmt. Die Gekrönten kämpfen im Concours général unter einander, und alle Zeitungen verkünden die Namen der Sieger.

Se. Maj., welche für die Lehrer der öffentlichen Anstalten ein aufrichtiges Wohlwollen hegt, erlaubte denselben, der k. Familie ihre Aufwartung zu machen. Sie erschienen heute um ein Uhr im Palast, meist in gewöhnlicher schwarzer Tracht, und wurden von dem Minister des Unterrichts eingeführt. Zugleich kam die Gesellschaft der christlichen Moral, und mehrere Städte Frankreichs wurden nach einander zur Huldigung gemeldet. Die Vorsäle und der Flur des Kuppelgewölbes waren so gedrängt voll, daß eine Anzahl Lehrer zurückblieben; diese geleitete Hr. Villemain um zwei Uhr zu Sr. Majestät. Der Kronprinz war in der Pairskammer, die Königin und die Prinzessinnen anwesend. Gleich beim Eintritt erkannte der König einen der Professoren, der seinem ältesten Sohne früher im Henri IV Unterricht ertheilt hatte, und sagte zu ihm und den Andern: „Ich habe meine Kinder in die öffentlichen Schulen geschickt, und bin mit dem Erfolg zufrieden; ich hoffe noch eine ganze Menge hinzuschicken." Noch gestern sind zwei Prinzen im Henri IV bekränzt worden, und der Grundsaz Sr. Maj., seinen Kindern eine volksthümliche Erziehung zu geben, erhebt die Volksthümlichkeit der k. Familie. Die ehemaligen Mitschüler des Kronprinzen, die Zöglinge der polytechnischen Anstalt, trugen unendlich Viel zur Umgestaltung Frankreichs bei, und tranken vor wenigen Tagen mit S. k. H. auf die Gesundheit des Königs; der Kronprinz erkannte unter den Deputationen der Studirenden des Rechts und der Medizin viele Jugendfreunde; der Herzog von Nemours vergißt als Pair von Frankreich seine Spielgenossen nicht. Kurz, die Universität ist in jeder Hinsicht mit den neuen Verhältnissen zufrieden; einige Anhänger Karls X, worunter sehr achtungswerthe Gelehrte, wie der Professor des Rechts, Pardessus, haben ihre Stelle aufgegeben; die übrigen gewinnen durch ihr aufrichtiges Anschließen an die bestehende Ordnung neues Ansehen, und die bald eintretende Freiheit des Unterrichts wird ihren Eifer, anstatt ihn zu lähmen, desto mehr anspornen.

Brief eines französischen Garde du Corps *).

St. Lo, den 25 August.

Theurer Freund!

Wir sind an demjenigen Theil des Drama's, der uns am Nächsten angeht, an der Verabschiedung; am 25 wird das ganze Stück ausgespielt seyn. Eine Kompagnie hat gestern ihre Pferde mit Sattel und Zeug an ein Infanteriebataillon abgegeben; sie befinden sich jezt, sammt unsern Helmen, Pistolen und Patrontaschen, unter der Aufsicht der Kavallerieoffiziere, die in der Umgegend auf Remonte liegen. Man erzeigte uns die Gunst, uns nicht eigentlich zu entwaffnen; jeder behielt seinen Säbel. Welch ein Traum! noch fragen wir, ob wir recht aufgewacht sind. Sie wissen, daß wir unbeschränkten Abschied auf halben Sold erhalten; Das ist Wenig für alle Krieger, die fast sämmtlich ohne Vermögen sind; aber immerhin! müßte ich auch Maurergeselle in Paris werden, so würde ich mich doch glücklich schäzen, endlich einmal frei athmen und denken zu können, ohne Besorgnisse vor meinen Umgebungen haben zu dürfen.

Sie sprechen uns um einen Reisebericht an; M. hat mir versprochen, Ihnen über den moralischen Theil Rechenschaft zu geben; dieser ist der interessantere. Ich beschränke mich auf einige nähere Umstände des Marsches selbst, und lasse die panischen Schrecken, die schimpflichen Entwürfe, die verbrecherischen Hoffnungen, mit Einem Worte, all die Thorheiten und Niederträchtigkeiten bei Seite, von welchen wir Zeugen waren.

Während der Nacht von Versailles aufgebrochen, bivouakirten wir im Hof unsers Erhotels in Saint-Cloud. Am folgenden Tage kam die von Paris zurückgedrängte Garde truppweise, doch noch in Ordnung, mit Trommeln und Trompeten an der Spize. Nichts, was ich je gesehen, hat einen solchen Eindruck auf mich gemacht. Alle diese unglücklichen Soldaten, mehr zu beklagen als zu tadeln, von der Sonne geschwärzt, bedeckt mit Staub, seit zwei Tagen ohne Speise, langten in einzelnen Zügen an, traurig, gesenkten Blicks, wie Leute, die ein böses Gewissen haben. Ueberall das tiefste Stillschweigen; kein Laut aus den Reihen. Als die Gardeoffiziere aussagten: „es ist nicht wahr, daß wir Befehl zum Rückzug erhielten: die Pariser haben uns aus den Barrieren verjagt, ohne daß uns die geringste Aussicht zum Widerstand übrig blieb," da flossen uns Thränen aus den Augen. Die Gefühle von Bewunderung, Vergnügen, Schmerz, die wir empfanden, lassen sich nicht beschreiben. Unsere Augen blieben unverwandt auf der Hauptstadt, und Freude war in unsern Herzen. Die Gendarmen, welche aus den Vorstädten Saint-Denis und Saint-Martin zurückgeschlagen worden, kamen zuerst an. Die ganze Garde lagerte im Park, wo ihr Lebensmittel, wiewohl in kleiner Menge, ausgetheilt wurden. Eine allgemeine Unzufriedenheit zeigte sich bei den Truppen. Stoß auf Stoß ward Lärm geblasen; fünf bis sechs Mal stiegen wir zu Pferde, um wieder abzusizen. Jeden Augenblick verbreiteten sich vom Schloß her die widersprechendsten Gerüchte. Unruhige Gruppen schnappten sie begierig auf. Die Abdankung des Königs zu Gunsten des Dauphins wurde im ganzen Lager umhergetragen. Lezterer sollte sich nach Paris begeben haben; sobald man ihn vom boulogner Holze her zurückreiten sah, ward er umringt und auf dem Plaz von Saint-Cloud zum König ausgerufen. Zwei Fahnenträger der eben angelangten Regimenter kamen zu seinem Pferde heran und überreichten ihm ihre Fahnen. Man nannte die Mitglieder eines neuen, aus dem linken Centrum genommenen Ministeriums. Diese Nachricht, von einem Offizier des Generalstabes schnell nach Versailles gebracht, bewirkte, daß das Volk, welches den Parisern zu Hülfe eilen wollte, die Waffen wieder ablegte.

Abends am 29 Juli bildeten wir die Vorhut am Gatter von Ville-d'Avray, und aßen, pelotonweise mit einander abwechselnd, in dem Dorfe. Auf ein Mal sahen wir, wie ein Haufen unserer Kameraden plözlich aus dem Dorfe zurückkehrte. Bauern hatten ihnen gesagt, das 50ste Linienregiment, welches die Waffen niedergelegt, habe dieselben wieder aufgenommen, und rücke, die Offiziere an der Spize, gegen uns heran. Unsere Pferde waren abgezäumt; Wer zuerst mit dem seinigen fertig war, eilte vorwärts, und wirklich sahen diese eine Grenadierkompagnie jenes Regiments auf uns zukommen. Im Augenblicke war unsere erste Schwadron mit ihnen handgemein; indessen hatte sich bloß der Obrist des 50sten Regiments von einer Grenadierkompagnie begleiten lassen, um seine Fahnen zu übergeben; Dieß die Ursache des ganzen Lärms. Wir fingen an, über die Unterbrechung der Mahlzeit zu lachen, als der Schrecken in Saint-Cloud um sich griff. Ein Schweizer-Regiment hatte Befehl erhalten, gegen das 50 zu marschiren. Beide blieben indessen sehr friedlich gegen einander. Man las uns eine Proklamation Ragusa's, wonach der Armee die Gratifikation eines anderthalbmonatlichen Soldes zuerkannt wurde. (Schluß folgt.)

*) Aus dem National.

General Sucre.

Der den neuesten Nachrichten zufolge ermordete General Sucre war neben Bolivar einer der größten Wohlthäter Südamerika's. Geboren zu Cumana in Venezuela im Jahre 1793, war er bei seinem Tode 37 Jahre alt. Er erhielt seine Erziehung in Caracas und trat 1811 in das Heer. Von 1814 bis 1817 diente er im Stab. Er führte das Kommando in der Schlacht bei Pinchicha, am 24 Mai 1822, wo 500 Spanier getödtet wurden und die übrigen, gegen 5000 stark, sich sich ergaben. Durch dieses Ereigniß war die Unabhängigkeit Columbia's gesichert. Im Juni 1825 wurde er bei Annäherung einer starken spanischen Armee zum Oberbefehlshaber der Truppen in Peru ernannt und gewann am 9 December 1824 die Schlacht bei Ayacucho, die glorreichste, die je in Südamerika geschlagen wurde, worin 1400 Royalisten getödtet, 700 verwundet und 3784 gefangen wurden, einbegriffen 16 (?) Generale, 16 Obersten, 68 Obristlieutenants und 484 Offiziere niedrigern Rangs. Dieß sicherte die Unabhängigkeit von Peru. Sofort befreite er die Provinz Bolivia, wurde General en Chef und bald auch, durch Wahl des Kongresses, lebenslänglicher Präsident dieser Provinz Er war erster Präsident des konstituirenden Kongresses in Bogota und einer der Kommissäre, um mit Venezuela Friedensbedingungen anzuknüpfen. Diese Mission blieb erfolglos, und Sucre begab sich, nachdem der Kongreß seine Arbeiten geendet hatte, nach den südlichen Provinzen, um einige unter General Flores ausgebrochene Unruhen beizulegen. Dort ereilte ihn sein Verhängniß. — Er war von mittlerer Größe, lebhaftem Benehmen, feinen und gefälligen Sitten.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 265. 22 September 1830.

Manifest an die spanische Nation. *)

Spanier! Sieben Jahre sind auf dem Punkte abzulaufen, während welcher das unterdrückte Spanien in einen Abgrund von Leiden versank, wogegen es in Geduld Abhülfe von seiner Regierung erwartete. Nun am Ende dieser sieben Jahre fragen wir, Was ist von dieser Regierung geschehen? Sie hat jede Erwartung getäuscht, ihr Ohr den Geboten der Vernunft und der Erfahrung mehr und mehr verschlossen, in ihrem Rachetaumel sich mehr und mehr verblendet, Nichts gethan, als die Ideen der Freiheit unter uns auszurotten, als die Bürde unseres Elendes unerträglich zu machen, als ob es keine Aufgabe für sie gäbe, als dahin zu arbeiten, daß dieses schöne Land aus der Zahl der civilisirten Staaten ausgestrichen würde. Man dachte, unsere Unterdrücker würden zuletzt, durch so viele Schlachtopfer gesättigt — sey es auch nur um ihres eignen Interesses willen — den Rechten und Bedürfnissen der Nation, dem Geist des Zeitalters, dem Beispiel anderer Monarchien und den Forderungen der ganzen Welt einige Zugeständnisse machen. Nein, immer noch fahren sie fort nach Thränen und Blut zu dürsten, fahren fort — eben so unfähig der Mäßigung als der Besserung — immer noch Spanien lieber in eine ungeheure Wüste von Gräbern verwandelt zu sehen, als sich zu einer Maßregel des allgemeinen Besten vermögen zu lassen.

Als es einem Akt beispielloser Gewaltthat, zum Hohn der heiligsten Rechte unabhängiger Völker, im J. 1823 gelang, die politische Verfassung umzustoßen, welche Spanien gegründet, welche sein Monarch bekräftigt, unter welcher er drei Jahre, anerkannt von allen auswärtigen Mächten, regiert hatte, erklärte der König auf das Feierlichste, und während es vollkommen seiner Selbstentschließung anheim gestellt blieb, sich, so er wollte, frei und öffentlich in das Hauptquartier der Feinde zu begeben, er erklärte, sagen wir, aus eigener Bewegung seine Absicht, Rache und Verfolgung aus dem Reich zu verbannen, alle Meinungen zu versöhnen, das Vertrauen und die für die allgemeine Wohlfahrt so nothwendige Ruhe und Eintracht unter den Spaniern herzustellen, und wiederum aus eigener Bewegung gab er unter andern Versprechungen auch die von sich, eine Regierungsform einzuführen, welche zum Glück der Nation Nichts zu wünschen übrig lassen, Sicherheit der Personen und des Eigenthums und allen Spaniern bürgerliche Freiheit gewähren sollte. *)

Diese Zusage, verbürgt durch Treu und Glauben des königlichen Wortes, wie ist sie erfüllt worden? Noch war die Feder nicht trocken, welche diese Schrift unterzeichnete, als ein zweites Manifest, von derselben Hand erlassen, uns kund that, daß der König Parteihaupt geworden war; daß der Rest der Spanier von ihm fürder Nichts zu gewarten hätte, als Noth und Verfolgung; und daß sein Regiment tyrannischer seyn würde als je. Ihr sahet diese Regierung, das Spiel der Leidenschaft, das Werkzeug von Faktionen und Weiberintriken, besoldet von einer fremden Macht, um die Nationalunabhängigkeit und Nationalehre zu schänden, im Vertilgungskampf begriffen gegen Vaterlandsliebe und Wissenschaft, die Ursache oder Pflegerin schrecklicher Anarchie, um Gemüther gegen Gemüther zu entflammen, schamlos mit Füßen tretend alle Gesetze und selbst des Scheines der Gerechtigkeit spottend, Ihr sahet sie, wie sie Spanien zu einem Kerker umschuf, wie sie Hunderte von Opfern zur Schlachtbank schleppte, wie sie Andere zu Tausenden ächtete, wie sie Männer, die ihrem Vaterland und König mit Ehren gedient und denen Nichts zur Last fiel, als daß sie ihre Pflicht gethan, zur Erniedrigung und zum Elend von Sklaven verurtheilte. Ihr sahet diese Nation verhöhnt in der Person ihrer Repräsentanten, welche schlimmer behandelt wurden, als Verbrecher, weil sie, treu ihrer Sendung und ihrem Eide, hatten verhindern wollen, daß der König in die Gewalt des Feindes geriethe. Ihr sahet, welche Mühe man sich gab, die Kraft des Volks durch Entsittlichung zu tödten, damit, Wer Missethat gesät, nicht Fluch erntete; wie gottlos man die Kirche Christi entweihte, aus der man eine Schule der Grausamkeit und Barbarei machte!

Allein dem Despotismus genügte nicht, seine Geißel bloß über Die zu schwingen, welche er als seine Feinde betrachtete, weil sie die Freiheit liebten. Immer undankbar, selbst gegen seine eigenen Diener, wie elend vergalt er denjenigen unter ihnen, die in ihren schlichten Begriffen von Recht und Staatswohl, nur ei-

*) Wir geben dieses Manifest seiner ganzen Ausdehnung nach, da es ein lebendiges Gemälde des Zustandes der Halbinsel enthält und wir es als das erste Aktenstück betrachten, mit welchem eine neue Geschichte Spaniens beginnt. Es wird dem berühmten Don Canga Arguelles zugeschrieben.

*) Manifest des Königs an die Nation.

nen leisen Zweifel gegen des Königs unbedingte Machtvollkommenheit wagten! Catalonien ist von ihrem Blut überströmt und eine Menge Spanier trauern um ihre verlorne Heimath in Gefängnissen oder fremden Landen.

Keinen hat die Trübsal übergangen, außer die Wenigen, die sich vom öffentlichen Elend nähren. Spanier! Alle Mißbräuche, die man abzuschaffen begonnen, sind in einem weitern Umfange, als sie je bestanden, wieder hergestellt; die Thore, welche man Eurem Wohlstand und Eurer Industrie geöffnet, fester als je wieder verschlossen; Richter, die keine Pflicht anerkennen, als blinde Ergebenheit gegen die Gewalthaber, schalten über Euer Leben und Eigenthum. Ihr seyd mit Abgaben überladen, die nicht nur in ungesetzlicher Form, sondern auch in keinem Verhältniß zu Euren Mitteln sind, während sie den Reichen auf Kosten des Armen begünstigen. Aber als ob es an diesen Abgaben nicht genug wäre, nicht genug an den tausenderlei Mißhandlungen, die Ihr bei dem Einzuge derselben und bei der Erhebung der Rückstände auszustehen habt, müssen noch andere und noch rechtswidrigere Erpressungen — neue Monopole, neue Frohnwerke und endlose Plackereien — müssen verderbliche Spekulationen, womit Diejenigen, welche Euch regieren, selbst Mitglieder des königlichen Hauses, sich befassen, um sich in Eure Spolien zu theilen, müssen verschacherte oder nach Gunst verschenkte schädliche Privilegien, unnöthig und ungleich vervielfältigte Doppelzehnten (diezmos) Euer Elend fort und fort steigern, bis es die letzte Stufe erreicht. Und wofür werden diese vielen Opfer gebracht? Die Kraft Eurer Arbeit vergeuden Schmarotzer, die Euch keinen Dienst leisten, Die mit vornehmer Verachtung aus den Kreisen eines übermüthigen Hofes auf Euch herabblicken, die der öffentlichen Noth spotten durch boshafte Kabalen gegen die Wohlfahrt anderer Länder und durch eigensinnig unternommene Seeexpeditionen, welche der Nation von keinem Nutzen seyn, und in beiden Hemisphären bloß ein mitleidiges Lächeln erregen können. Darum reißt man Eure Söhne von dem väterlichen Herde, daß sie in verpesteten Himmelsstrichen eines ruhmlosen Todes sterben, oder daß sie sich um solche traurige Resultate abarbeiten wie die Ereignisse von Tampico ausweisen, zur ewigen Schande der Regierung. Aus Groll gegen die Freiheit und zum Aergerniß der ganzen Welt wird Euer Geld verschleudert, wo ein Freundesland ist, dem sein König eine freie Verfassung verliehen hat; aber nicht zufrieden, im Stillen Böses zu üben, stiften Eure Beherrscher offne Empörung an, hetzen Euch in Krieg und bewirken, daß in ganz Europa der Name Spanien nur mit Haß ausgesprochen wird.

(Fortsetzung folgt.)

Historische Andeutungen in Bezug auf die Frage über die Legitimität in Frankreich.

(Schluß.)

In Portugal genügte die Revolution eines Tages (1 Dezember 1640), ein verhaßtes Joch abzuwerfen, und das Haus Braganza auf den Thron zu erheben. Fast 30 Jahre lang konnte man in Wien, Madrid und Rom nicht mit sich einig werden, ob der Herzog von Braganza ein rechtmäßiger König sey. Die Zeit, sagt man, übernehme die Weihe der Legitimität! Aber wie kann durch die Zeit eine Usurpation zum göttlichen Recht werden? Wie alt muß die Zeit werden, um solches Wunder zu bewirken? Wie heißt der Zustand in der Zwischenzeit? Muß man also nicht der Usurpation ungestört Zeit lassen, legitim zu werden?

Auch im Norden entschieden Revolutionen über die Reihenfolge der Herrscher. Mehrere schwedische Dynastien verdankten, nach gewaltigen Erschütterungen, das Diadem der Wahl nur selten regelmäßig versammelter Reichsstände. Die jüngste dieser Revolutionen ist kaum 21 Jahr alt. — Freilich nicht immer waren die Revolutionen für die Interessen des Volks unternommen; die unumschränkte dänische Königsmacht gründet sich auf ein kaum begreifliches Gemisch von Kabalen und Mißverständnissen des Reichstags von 1660. Soll hier der Zweck das Mittel heiligen, weil es die Unterdrückung der Stände galt? Ferdinand VII in Spanien hat die Frage bejaht. — Auch Rußland hat seine Revolutionen und seinen Dynastienwechsel gehabt: nicht die ferne Verwandtschaft mit dem alten erloschenen Czarenstamme gab dem Hause Romanow i. J. 1613 den Thron, sondern die Wahl des Volks und das Ansehen des Metropoliten zu Rostow. — Ohne gehässige Nebenabsicht, nur als Ausspruch der Geschichte darf daran erinnert werden, daß eine in sich zerfallene Regierung in Polen den Anlaß zur Theilung des Landes und Vernichtung des Staates gab. Unleugbar ist wohl das Recht einer Nation, eine faulgewordene Regierung durch eine lebendigere zu ersetzen, dadurch die Wiedergeburt des Staates zu bewirken, und der Theilung zuvorzukommen.

Sonach würde nichts Unerhörtes geschehen, wenn Europa eine große Thatsache anerkennt, und dabei die schwankenden Begriffe einer durch die Geschichte nirgends bestätigten Doktrin den weiteren Forschungen müßiger Gelehrten überläßt. Niemand wird leugnen, daß im gewöhnlichen Lauf der Dinge dem Herzoge von Bordeaux die Thronfolge gebührt hätte; es kann aber nicht übersehen werden, daß Frankreich seit 40 Jahren, in seiner theils blutigen, theils durch den höchsten Militärruhm glänzenden Geschichte, ein durchaus neues Land geworden ist, dem die alten Zauberformeln des Hof-Glaubens und Thuns nicht mehr genügen, dem nicht durch demüthige oder blöde Anhänglichkeit an herrschsüchtige Jesuiten die Ruhe gegeben werden kann, dem durch unheilbare Rückfälle in die alten Fehler die Aussöhnung unmöglich gemacht wurde. Nur eine wesentliche Veränderung in dem Innern der Centralgewalt, um diese homogen mit der Nation zu machen, kann Frankreich beruhigen und es geschickt machen, in wahrhaft friedliche Verbündung, nicht in erlogene, mit Europa zu kommen. Der Herzog von Bordeaux ist von der Kongregation in den Grundsätzen einer politischen Lehre erzogen, welcher Frankreich entwachsen ist; von der Wiege an zeigte man ihm — nicht in der Liebe des Volkes, sondern in der Eskorte von berittenen Gendarmen die Führungsmittel der Herrschergewalt. — Und dann, waren in ruhigen Zeiten die Regierungen unter Minorennen selten glücklich, wie könnte eine solche es in unsern Tagen seyn? Es stünde traurig um Europa's Ordnung und Friede, wenn beide nur dadurch erhalten werden könnten, daß, mit Aufopferung von Blut und Gold, eine große Nation gezwungen werden müßte,

sich einem zehnjährigen Kinde zu unterwerfen. Die Bibel sagt: „Wehe dem Lande, dessen König ein Kind ist!“ Es ist klar, der Herzog von Bordeaux wird die Welt so wenig in Flammen setzen, als es die Bertrandilla, der falsche Sebastian, der Kardinal Carl X, die Stuarte und andere alte oder neue Prätendenten vermochten oder vermögen werden. — Ein Wort der Weisheit ist von einem Lande her erklungen, aus welchem man seit lange nur Weisheit verscheuchende Lehren vernommen hatte. Die spanischen Regierungsjournale sollen die großen neuen Ereignisse in Paris „eine gesetzliche Revolution“ genannt haben. — Gesetzlich war die Veränderung in Frankreich von dem Augenblick an, als die alte Dynastie sich mitten im Lande von allen Parteien verlassen sah, und nirgend ein Widerstand gegen die neue Regierung von Seite der Nation sich bemerklich machte. Und Niemand wird gegen die Legitimität des Hauses Orleans eine beglaubigte Stimme erheben, sobald die großen Mächte die Nothwendigkeit der Erhaltung des Friedens anerkennen. Kein Sicherheitsmittel des Bestandes wird übrigens dem Könige Ludwig Philipp I verdacht werden können. Jede neubefestigte, weise Regierung hat stets das erste Bedürfniß der innern Ruhe und des Friedens nach Außen dadurch zu befriedigen gesucht, daß dem vertriebenen Zweige alle Hoffnung abgeschnitten wurde, durch Bürgerkriege oder mit fremden Waffen die Rückkehr zu erzwingen. England, die Niederlande, Schweden, Dänemark und andere Reiche haben die Beispiele davon aufgestellt. — Es ist durch die neue Revolution des Julius 1830 eine große Warnung an alle denkenden Staatmänner ergangen, sie lautet dahin: die Macht der öffentlichen Meinung nicht zu verkennen. Einer der ersten und gelehrtesten Publizisten Deutschlands, Hr. Staatsrath Klüber, hat bereits vor mehrern Jahren in einem Aufsatz: „die drei großen Mächte,“ die Heermacht, die Geldmacht und die öffentliche Meinung als die politischen Hauptmächte anerkannt, und zugleich nachgewiesen, daß die beiden ersten nur dann Sicherheit gewähren, wenn sie sich auf die öffentliche Meinung, als die größte und unabhängigste von allen, stützen. Jener Aufsatz erscheint jetzt wie eine Prophezeiung. Es ist ein redlicher Wunsch, daß, nachdem die Prophezeiung in Erfüllung gegangen, die große Wahrheit nicht verkannt werden möge.

Brief eines französischen Garde du Corps.

(Schluß.)

Um zwei Uhr Morgens schliefen wir ruhig auf dem Boden, als der Befehl zum Aufzäumen und Abmarsch von Mund zu Mund ging. Man hörte keine Trompete. Diese Vorsichtsmaßregel ließ uns vermuthen, man habe einen Angriff, eine Ueberraschung vor. Aber die Ueberraschung galt uns selbst; man hatte sich in der Nacht zur Abreise von Saint-Cloud bereitet, und mit Anbruch des Tags war unser Bivouak in Trianon. Kaum standen unsere Fleischtöpfe am Feuer, als wir von Neuem Befehl zum Aufbruch erhielten. Man wußte nicht, wo es hin ging. Die Einen nannten Angers, Andere Blois, Andere Angoulême. Schon wurde manch hoch bezahlte Treue wankend. Ein Zug von mehr als zweihundert Wagen hinderte unsern Marsch sehr; endlich langten wir in der Nacht in Rambouillet an. Die Truppen lagerten im Park, und wir unter den Fenstern des Schlosses, wo die größte Unordnung herrschte. Wir blieben dort drei Tage, während welcher das Ausreißen tüchtig um sich griff. Jede Nachricht aus dem Schloß und aus Paris haschte man gierig auf; am zweiten Tag wurde eine neue Abdankung, dießmal zu Gunsten des Herzogs von Bordeaux, in Rambouillet angeschlagen. Der Herzog von Bordeaux kam zu unserm Bivouak, einige Augenblicke nachher auch der König, wie wir glaubten, um uns Lebewohl zu sagen. Davon war aber nicht die Rede. Man argwohnte einen neuen Betrug. Einige Gardisten waren Zeugen des beklagenswerthen Unfalls Hrn. Poques gewesen, der im Augenblicke, wo er sich als Parlamentär nahte, von den Schweizern verwundet wurde. Man erzählte uns diesen Vorfall, der die Entrüstung, welche wir bereits fühlten, noch vermehrte. Man fing an, in die Ankunft von Regierungskommissären Zweifel zu legen; die Unruhe hatte ihren höchsten Grad erreicht; die Garden, mit dem blinden Eigensinn des Hofs bekannt, murrten laut und drohten, denselben zu verlassen, wenn man über den Erfolg der Unterhandlungen länger schweige. Bereits hatten wir erfahren, daß die Garde, oder vielmehr der kleine Rest, welcher von derselben noch übrig war, eine drohende Stellung gegen uns annehme, indem sie behaupteten, unsere Hartnäckigkeit bestärke den König in seiner thörichten Hoffnung. Das empörte uns; waren wir doch noch viel weniger als die Garde für dergleichen Aussichten! Der Abmarsch von Rambouillet säuftigte diese Erbitterung wieder, die sonst, man weiß nicht wie, hätte enden können.

Wir wußten nicht, welcher Ursache die Eilfertigkeit zuzuschreiben sey, womit diese Abreise vor sich ging; sie geschah bei Nacht, unordentlicher als irgend eine der frühern. Wir verirrten uns nicht selten in den Seitenwegen. Die Dauphine fuhr an uns vorbei und sagte: „Da sind die Garden; ich bin glücklich, unter Ihnen zu seyn; ich hoffe, Sie verlassen mich nicht.“ Mit Tagesanbruch kamen wir in Maintenon an; zwei Stunden später waren wir schon wieder fort. Es war am 4 August! Wir glaubten, der König wolle einen Bürgerkrieg anstiften und einen Aufruf an die Kammern ergehen lassen; oder besser, wir wußten nicht, was wir denken sollten. Erst am andern Tage erfuhren wir, der König wolle nach Cherbourg und sich dort einschiffen. Im Fall eines Bürgerkriegs hätten wir unsere Bürgerpflicht gethan; jetzt war unsere ganze Aufgabe, Karl X gegen die Angriffe eines nicht bedrohten Volkes zu schützen; der Tagsbefehl der Regierungskommissäre wird Ihnen sagen, wie wir diese Aufgabe gelöst haben *). Das kluge Benehmen der Kommissäre hat uns unterwegs allenthalben eine sehr gute Aufnahme verschafft. Sie waren immer vor uns her, überall verkündend, daß unsere Mission gesetzmäßig und im Willen der Regierung sey, so daß die gegen uns bewaffneten Nationalgarden uns, wenn wir ankamen, die Hände drückten. In Dreux sahen wir die erste dreifarbige Fahne; sie veranlaßte sehr verschiedene Gesichter. Ich war ihr zehn Jahre lang gefolgt, und fühlte bei den Thränen, die sich mir aus den Augen stahlen, den ganzen Zauber, der an einem Stücke Tuch zu hängen vermag.

Was von der Garde **) noch übrig war, hatte sich, mit Ausnahme einer Abtheilung Gendarmerie-Jäger, unterwegs, die Obristen an der Spitze, von uns verabschiedet. Nach Maintenon waren noch das vollständige Gardedragoner-Regiment, der Ueberrest der Schweizer und eines Infanterie-Regiments, einige Kürassiere und Grenadiere a Cheval, zwei Regimenter Jäger von der Linie und zwei Kanonen bei uns gewesen.

B. wird Ihnen die Uebergabe unserer Standarten beschreiben; sie verdient einen besondern Bericht. Die Scene der Einschiffung hat uns nicht im Mindesten gerührt. Der König, zwischen zwei Gardekompagnien, war ohne anzuhalten durch Cherbourg gefahren. Wir waren im Hafen in Schlachtordnung aufgestellt! Man erwartete einen feierlichen Abschied, statt dessen erhielten wir aus dem Wagen bloß ein Winken mit der Hand, wie es sonst an uns gerichtet wurde, wenn wir vom Thor unsers Hotels aus den König auf die Jagd fahren sahen. An Bord gekommen, gingen der König und sein Sohn mit der Gleichgültigkeit gewöhnlicher Reisenden auf der Brücke auf und ab. Nicht Ein letztes Lebewohl, kein Zeichen auch nur mit der Hand. Alsbald wandten wir die Zügel, und Abends waren wir in Valognes.

In Carenton begegneten wir 800 Nationalgarden, die auf das Ge-

*) Dieser das Benehmen der Gardes du Corps sehr rühmende Tagsbefehl vom 18 August ist von den öffentlichen Blättern bereits gegeben worden.

**) Bekanntlich unterscheidet man zwischen der Garde im Allgemeinen und der noch höher stehenden Garde du Corps.

rücht, daß der König sich in Cherbourg festzusetzen gedenke, und am Eintritt in die Stadt hatten hindern wollen; sie kehrten ruhig zurück, ohne Zweifel durch die Kommissäre eines Bessern belehrt.

In Rambouillet hatte mir der Obrist F., der Jesuit, der bei Hof so wohl angeschrieben ist, gesagt: „Beruhigen Sie sich, Sie werden entschädiget werden; wir legen uns jetzt aufs Temporisiren, und in einem Monat kehren wir mit 200,000 Mann nach Paris zurück.“ — „Rechnen Sie darauf nicht,“ entgegnete ich. „Es ist ganz gewiß,“ erwiederte der Würdige mit geheimnißvollem Ton, „ich habe es aus guter Quelle.“

Leben Sie wohl. Der Ihrige. Perete.

Amerikanische Karrikaturen.

(Mitgetheilt von Hrn. Dr. Hermes.)

„Was meinen Sie, das ich hier vor mir habe?“ rief mir mein alter Freund X entgegen, als ich zu meiner gewohnten Nachmittagsstunde in sein Zimmer trat, um ihn zu einer Partie Schach aufzufordern. „Nun, zuvörderst mich“, entgegnete ich, und warf einen schnellen Blick auf das Heft, welches sonderbare Zerrbilder zu enthalten schien; „aber lassen Sie sehen! — Karrikaturen?“ „Und zwar amerikanische, die den besten englischen Nichts nachgeben. Kommen Sie mir jetzt mit Ihren statistischen Theorien vom Gewerbsfleiß, der in Republiken, und von der Kunst, die in monarchischen Staaten am Besten gedeihen soll!“ „Aber was haben Ihre Karrikaturen mit meiner Politik zu thun?“ erwiederte ich, ganz verwundert den alten Herrn ansehend, der im Eifer aufgesprungen war und mir mit einer Heftigkeit entgegen gestikulirte, die ich unter diesem Grade der Breite gar nicht mehr erwartet hätte. „O, bleiben Sie mir mit Ihren Fragen vom Hals!“ fuhr mein ehrlicher Alter fort, der zwar längst die Linie passirt hatte, unter den grauen Haaren aber noch mehr Jugendfeuer bewahrte als mancher blutlose Zwanziger unter den schwarzen oder blonden. „Glauben Sie nicht, daß ich zum Voraus weiß, worauf Sie hinaus wollen? Nur das Schöne, Ideale, Poetische gehört in das Gebiet der Kunst; Witz und Laune stehe dem ehrlichen Handwerker eben so zu Gebot als dem Künstler. Ist es nicht so? Nicht wahr, ich habe von Ihren Lektionen profitirt, Herr Aristokrat? Ça ira, ça ira!“ „Ich will mich für heute einmal ganz auf Ihre Seite schlagen“; fiel ich ein, da allmählig meine Neugierde erwachte, und ich wohl wußte, daß Dieß das einzige Mittel war, zum Ziele zu gelangen; „aber unter der Bedingung, daß Sie mir Ihre Schätze nicht länger vorenthalten.“ „So haben wir nicht gewettet!“ war die Entgegnung. „Aus bloßer Gnade will ich Ihnen das erste Blatt zeigen, und wenn Sie mir den Inhalt zu erklären wissen —“ „Nun?“ „So soll das Ganze Ihr Eigenthum seyn.“ „Das läßt sich hören“, dachte ich, indem ich mich an den Tisch setzte; indessen mußte ich mir, soviel ich auch das Heft von einer Seite zur andern herumdrehte, bald zu meiner Beschämung gestehen, daß ich zwar im Allgemeinen eine Vorstellung davon hatte, was diese Possen bedeuten möchten; eine detaillirte Rechenschaft darüber abzulegen, war ich jedoch bei meiner sehr oberflächlichen Kenntniß des Volkslebens in den Vereinigten Staaten nicht im Stande. „Na, ich will Sie nur aus der Verlegenheit reißen!“ unterbrach endlich der alte Schalk meine stummen Betrachtungen. „Sie können es freilich nicht wissen, daß hier der Herr an der Spitze —“ „Den Reiter meinen Sie?“ „Ei, was Reiter! den kenn' ich freilich auch; es ist General Hobby-Bobby, doch von Dem nachher! Der Herr also an der Spitze, mit dem Degen: Ducit amor patriae, in der Hand und der martialischen Haltung ist der Schneidermeister Stuffslecap, Rosmarine-lane, Nro. 11, New-York, Kapitän in den Diensten der Vereinigten Staaten. Während meines Aufenthaltes in New-York ließ ich bei ihm arbeiten, und war ziemlich zufrieden mit ihm; als plötzlich, Anfang Oktobers, Alles, was ich bei ihm bestellt hatte, ausblieb. Vergebens schicke ich zwei und dreimal zu ihm, die einzige Antwort, die mein Bedienter mir nach Hause bringt, ist: die Herbstmanöver hätten angefangen, und der Hr. Kapitän müsse sich auf ein anderes Mal die Ehre ausbitten. Endlich gehe ich selbst. Es war ein heiterer Morgen, und obgleich ich ziemlich entfernt wohnte, wollte ich doch die Mühe eines kleinen Spaziergangs nicht scheuen, um zu erfahren, was meinem Schneider für Grillen in den Kopf gestiegen wären. — Sie gähnen, sehe ich.“ „Bitte recht recht sehr; ich bin begierig, welche Entdeckungen Sie gemacht haben werden.“ „Ich will mich kurz fassen; denn Euch junge Herren von heut zu Tag vermag doch Nichts zu fesseln, als höchstens der Spieltisch. Doch zur Sache. Ich war kaum funfzig Schritte von meiner Wohnung entfernt, als das Räthsel sich mir löste. Eine Kompagnie der städtischen Miliz marschirte über den Platz; zu meinem Erstaunen mein Schneider voran; wie Sie ihn da sehen, in eigenster Person. Er blickte weder rechts noch links; den Tschako kühn in die Augen gedrückt, die Beine gehoben, nach dem bekannten Maße: ein und dreißig, zwei und dreißig.“ „Nun, jetzt kann ich mir die Scene wohl denken. Und der Kommandirende mit dem Federhut, der die edle Truppe so gnädig begrüßt — General nannten Sie ihn? Ich würde ihn für einen Leichenbitter gehalten haben.“ „Wo denken Sie hin? Es ist General Hobby-Bobby, gleichfalls ein alter Bekannter. Da die Staaten ihre Officiere in Friedenszeiten nicht besolden, so unterhält er gewöhnlich einen Branntweinladen in der Vorstadt. Es ist indessen ein Mann von außerordentlicher Popularität; es fehlten ihm voriges Jahr nur noch drei Stimmen, so wäre er zum Sheriff der Grafschaft erwählt worden.“ „Aber wo kommt all dieß elende Lumpengesindel her? Sagt man uns nicht täglich, es gebe in den Vereinigten Staaten keine Armen und keine Bettler?“ „Die giebt es auch nicht. Die Kolonne, die Sie mit dem ehrenrührigen Namen Lumpengesindel belegen, besteht größtentheils aus honneten Bürgers- und Handwerksleuten; die Reichern haben Ersatzmänner gestellt; und diese sind es, die dem Ganzen einen etwas irregulären Anstrich geben. Paddy, der Irishman, im zweiten Glied, ist erst vor acht Tagen von Cork angekommen; und froh, eine so leichte Beschäftigung zu finden, übersieht er in seinem Diensteifer die Verheerungen, die seine Waffe — für's Erste eine einfache Hopfenstange — in den hintern Reihen anrichtet. Der arme Schulmeister, der, seiner ungewöhnlichen Größe wegen, am Meisten bedroht ist, ruft ihm abwehrend zu: „„Sehen Sie hier, Herr! ich mache keine Ansprüche auf partikuläre Höflichkeit; aber wenn Sie mir die Spitze ihres Bajonets aus dem Gesicht halten, wird es eben so gut seyn.““ Dabei stößt er selbst einem armen kleinen Kegel den Gewehrkolben auf die Nase, weil dieser sich umwendet, um gegen einige Fußtritte zu protestiren, die zufällig neben dem Straßenpflaster vorbeigerathen sind. Paddy läßt sich durch Nichts aus der Fassung bringen: „„Ha, ha! Sie fürchten sich, daß mein Gewehr losgeht““, ruft er zurück. „„Seyn Sie nur nicht ängstlich; es ist nur ein provisorisches.““ „Aber die Einbrüche in die Disciplin, die Sie hier vorn beobachten, sind Nichts gegen die Verwirrung im Hintertreffen. Der Heroismus des Kapitäns hat die ganze Kompagnie angesteckt; indeß Toby, dem seine Frau die Ankunft eines neuen Gastes aus der grünen Insel — green Eirin — melden läßt, die Gesundheit des Königs von England trinkt, und der fette Brauer, der zu geizig ist, sich einen Stellvertreter zu dingen, seinen theuern Schweiß für das Vaterland vergießt, wird die Nachhut durch einen Flankenangriff von Seiten des unglücklichen Gerichtsschreibers oder seiner Flinte völlig auseinander gesprengt. Der Held wider Willen erschrickt ob seiner eigenen Kühnheit; schon ist ein Schuß gefallen, woher, weiß kein Mensch; er ist mitten im Feuer; der Hut entfällt ihm. „„Rette sich, wer kann!““ Sein Hintermann hat nicht bloß den Hut verloren, sondern auch den Kopf, er stürzt rücklings zu Boden, auf den Leichnam eines bereits im Staube liegenden Edlen. „„Die gute Sache ist verrathen!““ „„Die Revue wird attakirt!““ „„Die Indianer sind im Anmarsch!““ Alles wendet sich zur wildesten Flucht; und bald wird der tapfere Feldhauptmann, unbekümmert, was hinter seinem Rücken vorgeht, allein in den Kampf ziehen.“ „Wenn Ihre Schilderung noch etwas mehr als eine Beschreibung dieser Karrikatur seyn soll, möchte ich auf den Heldenmuth der freien Bürger von Nordamerika keine Wette eingehen.“ „Die Männer, die der Begeisterung für Freiheit fähig sind, haben selten besondern Drang, rechts und links schwenken zu lernen; Das, damit es nicht ganz aus der Uebung kommt, überlassen sie den Regulären. Ihr Marsch geht vorwärts, wenn es gilt; dazu bedarf es keiner Anweisung.“

(Schluß folgt.)

Prophezeiung.

Francis Moore, ein englischer Astrolog, sagt in seinen Prophezeiungen für das Sommervierteljahr 1830: „Wir dürfen erwarten von außerordentlichen Veränderungen, Volksversammlungen und Wechseln in den Municipalgesetzen einiger benachbarten Nationen zu hören, die mit großer Kraft und Feuer in's Werk gesetzt werden; und einige gekrönte Häupter werden in tiefe Betrübniß fallen.“

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

(Mit einer lithographischen Beilage.)

THE AFRICAN MAWWORM

Designed etched & published by D C Johnston Boston

MARCHING IN THE LINE OF REVIEW

LONG TIME TO WAIT

FASHIONABLE CONFABULATION

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 266. 23 September 1830.

Die Spaziergänge der vier großen Hauptstädte.

Als ich im vorigen Sommer mit einigen Fremden in dem herrlichen Garten von Kensington spazieren ging, konnten wir nicht umhin, den weichen grünen Teppich; die Majestät der schönen Bäume mit ihren zu Gewölben sich verschlingenden Aesten; die breiten Wasserfälle, welche eine so liebliche Kühlung verbreiten; die stets wechselnde Aussicht; vor Allem aber die zarten engelgleichen Gestalten zu bewundern, deren, besonders im ersten Alter der Frauen, keine Hauptstadt eine solche Menge aufzuweisen hat, wie London.

Von der Vergleichung menschlicher Schönheit kam man auf die Vergleichung der Orte, und Keiner von uns verfehlte in Bezug auf die öffentlichen Spaziergänge seiner Hauptstadt das Supremat zuzuerkennen. Ein junger Franzose rühmte das Holz von Boulogne, behauptend der Kunst, womit dasselbe angelegt sey, komme Nichts sonst in der Welt gleich, so wie Nichts dem Schimmer und Glanz, welcher sich dort während der dreitägigen Promenade nach Long-Champ entfalte.

„Ihr möchtet Recht haben," ward ihm entgegnet, „wäre Alles daselbst in Uebereinstimmung; aber so gerad auch die Alleen gezogen seyn mögen, was will ein Wald ohne Schatten sagen? Und dann dieses Mißverhältniß der Wappen-Karossen zu den Allerweltswagen! Eine prächtige Equipage vor oder hinter einem jener Kutschengerippe, Fiakres genannt! Die Eitelkeit, womit sich das Elend zur Schau [illegible]llt, zerstört bei Euch den Gesammteindruck, und wir denken wahrhaftig, man kann es anderswo besser finden."

„Unser Prater in Wien z. B." nahm der junge Baron von .... das Wort, „ist unbestreitbar einzig in seiner Art. Sehen Sie ihn, wenn der Ostermontag die ganze glückliche wiener Bevölkerung in den größten Park Europa's führt, dessen vorderste Bäume die Stadt beschatten, während die hintersten die Donau umkränzen. Sehen Sie unsern guten Kaiser mit seiner Gemahlin im Zug der Wagen, wie der Selbstherrscher sich hier unter patriarchalischer Einfachheit verbirgt; zählen Sie die Equipagen aller Länder, die Menschen aus allen Nationen in ihrer Nationaltracht, und sprechen Sie dann Ihr Urtheil aus."

„Gewiß! wenn das Alles nur nicht wieder durch zu viele Monotonie entstellt würde," entgegnete der Fürst von —; „es ist eine so passive Freude um die Freude der Wiener," und hätte nicht zu wiederholen gebraucht, was man aus der Allemagne, Bd. 1, Kap. 7 längst wußte. „Ich meines Theils" fuhr er fort, „glaube, daß um einem Gartenbild sein ganzes Interesse zu geben, sich mit den Schönheiten der Natur das Leben eines Nationalfestes verbinden muß, und möchte Ihnen in dieser Hinsicht unsern Sommergarten in Petersburg anführen, wenn dort am Pfingstmontag das vom Volk sogenannte Fest der Heirathen begangen wird."

Wir baten den Fürsten, uns hievon eine Vorstellung zu geben. Er berichtete folgender Maßen: „Der an den Ufern der Newa gelegene Sommergarten ist der Sammelplatz der Petersburger, die während der schönen Jahreszeit daselbst im Schatten der hundertjährigen, von Peter I gepflanzten Linden auf und abwandeln. Weder Form, noch Größe zeichnen ihn aus, er besteht aus einigen wenigen geradwinkeligen Alleen mit ein Paar Marmorbüsten. Aber eine Merkwürdigkeit, die er dem Fremden darbietet, ist sein prächtiges, von sechs und dreißig Granitsäulen getragenes Eisengitter, gerad dem Fluß gegenüber, einzig durch die Vollendung der Arbeit wie durch die Erhabenheit der Verhältnisse. Vom Morgen an ist die ganze kaufmännische Bevölkerung von Petersburg auf den Beinen; alle Magazine sind geschlossen und die Liebe zum Gewinn schweigt an dem Tag, der so viele Schicksale entscheiden soll. Die junge Witwe, die von neuen Banden träumt, wirft sich in ihren besten Staat; die Mutter bedeckt ihre Tochter mit Perlen und Diamanten, und macht sie wie jener alte Bildner, wenn nicht schön, wenigstens prachtvoll; sie selbst belastet sich mit all ihren Gesteinen, worauf Beide, das Gesicht durch eine dicke Auflage von Roth hervorgehoben, nach dem Sommergarten eilen, und sich in der großen Allee en haie aufstellen.

„Ihrerseits haben die unverheiratheten Kaufleute die Toilette nicht vernachlässigt; der lange Bart ist gekämmt und parfümirt, und Einige haben sogar, um die Blicke mehr auf sich zu ziehen, einen apfelgrünen oder himmelblauen Ueberrock für ihre gewöhnliche dunkle Tracht ausgetauscht. So begeben sie sich in den Garten, wohin sie Hymen ruft, durchziehen gravitätisch die von jungen Mädchen wimmelnde Allee, und hat sich endlich ihre Wahl entschieden, so wenden sie sich an ein Paar alte Damen, deren dienst-

willige Gefälligkeit ihnen jeden Aufschluß über den Gegenstand ihrer Bevorzugung giebt, und sie in Verbindung mit der Familie bringt, aus welcher sie sich eine Frau wünschen."

„Ein solcher Brauch würde sich hier zu Land sauber ausnehmen," meinte Sir Arthur.

„Jedenfalls wär' er den Ehebündnissen durch die öffentlichen Blätter vorzuziehen, man ersparte die Inseratsgebühren. Gewiß stünde unter diesem Schwarm junger Schönheiten eine reiche Lese zu Gebot" — —

„Ein bezaubernder Ueberblick, mein Fürst, den Ihr Sommergarten nimmermehr darbietet; wenigstens erinnere ich mich, zur Zeit wo ich dort war, nicht eines einzigen annehmlichen Gesichts aus der Menge der jungen Mädchen. Franz I hätte dort mit Recht sagen können, ein Fest ohne hübsche Damen sey wie ein Frühling ohne Rosen. Was ich überdieß an unserm Kensington-Garten hochschätze, ist, daß hier, ungleich dem boulogner Holz und dem Prater, das gemeine Volk zurückgewiesen wird, was ihn zu einer Art aristokratischen Promenade macht; in London hält die gute Gesellschaft wie durch Attraktion und Wahlverwandtschaft zusammen, und wehe Dem, der sie verläßt; er findet nirgends mehr einen Platz, selbst nicht in der schlechten."

„Wirklich," entgegnete ich, „diese Menge von Equipagen, diese Bedienten in Livree, ähneln den Garten einem Rout unter freiem Himmel. Gleichwohl erinnern mich diese Demarkationen an das bekannte Wort Josephs II, welcher auf die Klage einer Dame, im Augarten nicht mehr unter ihres Gleichen lustwandeln zu können, erwiederte: „Gnädige Frau, wollte ich bloß unter meines Gleichen mich aufhalten, so bliebe mir Nichts, als die Gruft bei den Kapuzinern."

Eben gingen wir über die neue steinerne Brücke, deren elegante Verhältnisse den Spaziergängern in Hyde-Park einen so schönen Anblick bieten, als unser Gespräch durch die harmonischen Töne von Blasinstrumenten unterbrochen wurde. Eilig näherten wir uns der Gegend, von welcher her sie erschallten, und fanden daselbst das Musikkorps eines Garderegiments aufgestellt, welches mit seltner Präcision die gewähltesten Stücke der ersten Meister aufführte.

Auf der andern Seite des großen Grabens, der den Kensington-Garten von Hyde-Park scheidet, bildeten viele Herren und Damen, angezogen durch den Zauber jener Töne, auf herrlichen Pferden eine Art reitenden Vorhang und schlossen sofals glücklichster Hintergrund das reizende Ganze ab.

Sir Arthur triumphirte, und als die Musiker mit dem immer beliebten God save the king sich von ihren zahlreichen Zuhörern verabschiedet hatten, rief er: „nun, meine Herren, Wem gebührt der goldne Apfel? Schöne Bäume, herrliche Wasser, ein grüner Teppich, milde Frühlingsluft, köstliche Aussicht, endlich die reizendsten Frauen von der Welt, und eine zauberartige Musik. Werden da nicht alle Sinne befriedigt?"

„Wenigstens wird, Wer für all Das ein so scharfes Auge hat, für alles Andere kein Auge haben," erwiederte ich.

Christenthum und Civilisation auf den Gesellschaftsinseln.

3. Verschwörung und Niederlage des Heidenthums.

Ermordung aller „Bure Atua" hieß die Losung, welche unter den Häuptlingen von Pare, Matavai und Hapaiano galt; der erste dieser Distrikte war Pomare's Erbland; in dem andern hatten sich die Missionäre zuerst angesiedelt. Da man aber von Seite der beabsichtigten Opfer wegen ihres Rangs und ihrer Zahl bedeutenden Widerstand befürchtete, so wurden die Häuptlinge von Atehuru und Papare eingeladen, dem Bunde beizutreten, und es kam bei dieser Gelegenheit zwischen diesen bis dahin feindlichen Parteien eine Aussöhnung zu Stande. Um Mitternacht sollte das Betvolk überfallen, ihre Häuser in Brand gesteckt und Alles ermordet werden. Das Geheimniß war so gut bewahrt, daß Nichts davon eher verlautete, als am Abend vor der Ausführung; zum Glück befanden sich in diesem Augenblick sämmtliche Christen aus irgend einem Grund in der Nähe der See versammelt. Es war keine Zeit zu verlieren; man machte die Canoes, welche auf dem Strand lagen, sogleich segelfertig; holte von Haus, Was man in der Geschwindigkeit zusammenraffen konnte und gegen Sonnenuntergang steuerte die Flotille bereits Eimeo zu, das sie am andern Morgen wohlbehalten erreichte. Hätten die Verschwörer nicht so lang gezögert, so wäre der Untergang der Christen unvermeidlich gewesen. Statt dessen gab jetzt ein Theil der Feinde dem andern das Mißlingen des Plans Schuld, und es stand nicht lange an, so kehrten sie die Waffen gegen sich selbst. Alter Groll erwachte; die Krieger der beiden Distrikte, die Oropaa, welche zu Hülfe gerufen worden, griffen ihre Verbündeten, die Poironu, an und schlugen sie. Die Taiarabuaner machten mit den Siegern gemeinschaftliche Sache, und verwüsteten den ganzen nordöstlichen Theil der Insel. Inzwischen bekamen auch die Taiarabuaner mit den Oropaa Händel, welche sie in ihre Bergfeste zurück jagten und so sich als Herren Taheiti's behaupteten.

An dieser Fehde nahm weder Pomare noch irgend einer der Häuptlinge von Eimeo Antheil, sondern sie bewachten den Verlauf der Ereignisse, nicht ohne Furcht in den Kampf verwickelt zu werden. Eine Menge der besiegten, sowohl Heiden, als Solche, die sich in der Stille zu der neuen Lehre neigten, aber sich noch nicht dazu zu bekennen wagten, ehe sie sich vollkommen sicher wußten, hatten sich herüber geflüchtet. Um diese Zeit standen vier hundert Namen auf dem Missionärsverzeichniß und die Zahl der Zöglinge betrug zwischen sechs bis siebenhundert; aber die Stärke der Christenpartei beruhte nicht sowohl auf ihrer Zahl als auf dem Ansehen und Einfluß ihrer Anführer. Zwar fehlte es in Eimeo nicht an Häuptlingen, welche Pomare's Abfall vom alten Glauben als die vornehmste Ursache der innern Unruhen bedauerten, worunter Taheiti so Viel zu leiden hatte; im Ganzen aber gewann das Werk der Bekehrung immer mehr Boden. So wie jedoch der Zustand der Dinge nunmehr war, konnte er nicht fortdauern; an einen Vergleich war nicht zu denken, also auch an keine Duldung von einer oder der andern Seite, entweder mußten die Missionäre herrschend werden oder sie mußten mit ihren Anhängern von Eimeo wie von Taheiti fort.

Dieser Krisis sah man zu Anfang des J. 1815 immer mehr entgegen, als Botschafter von den abgöttischen Häuptlingen aus Taheiti erschienen und die Flüchtlinge zur Rückkehr einluden. Sie nahmen die Einladung an, und da des Königs Gegenwart wegen gewisser in solchen Fällen zu beobachtenden Ceremonien nöthig war, so schiffte sich Pomare mit ihnen ein, um sie herkömmlicher Weise in ihre Besitzthümer wieder einzusetzen; ein zahlreiches Gefolge von Christen, nicht nur aus Eimeo, sondern auch aus Huahine und Raiatea, unter Anderen auch Mahine der König jener Insel und Pomare-Vahine, die heldenmüthige Schwester von Pomare's Gemahlin, begleiteten ihn. Die Taheitier, welche diesem Aufzug mit so vielen uneingeladenen Gästen keinen friedlichen Zweck zutrauten, stellten sich am Strand in Schlachtordnung auf und suchten ihnen das Landen zu verwehren, indem sie wiederholt auf sie feuerten. Pomare ließ das Feuern nicht erwiedern, sondern sandte eine Friedensflagge ab; man parlamentirte und die Unterhandlung endigte damit, daß ein Vertrag abgeschlossen wurde, nach welchem er und seine Leute sollten landen dürfen und die Ausgewanderten ihr Eigenthum ungestört wieder an sich ziehen. Dieser Vertrag, der zugleich eine Ausgleichung der zwischen Pomare und den Häuptlingen obwaltenden Zerwürfnisse enthielt, schien zu beiderseitiger Zufriedenheit zu seyn, während bereits die Einen ihren Entschluß ihn zu brechen, und die Andern ihren Argwohn, daß er gebrochen werden würde, sich gestanden.

Den 12 November 1815 nennt die Geschichte Taheiti's ihren erfolgreichsten Tag. Da es Sonntag war, so versammelten sich Pomare und die mit ihm von Eimeo gekommen — es mochten ihrer acht Hundert seyn — zum öffentlichen Gottesdienst, auf dem Platz Narii, bei dem Dorf Bunaauia, in Atehuru. Zur Vorsicht hatten sie auf verschiedenen Punkten Wachen ausgestellt. Der Gottesdienst sollte gerade anfangen und eben das erste Gebet verlesen werden, als Musketenschüsse fielen, und, wie man hinaus sah, eine zahlreiche Schaar Bewaffneter, die Flagge der Götter mit den verschiedenen Emblemen des Heidenthums vor sich her, aus der Ferne auf das Versammlungshaus zurückte. Der Ruf: Es ist Krieg! Es ist Krieg! erscholl aus Aller Mund. Den Anweisungen der Missionäre gemäß, welche dafür hielten, daß, wenn man die Hülfe Gottes gegen irdische Feinde in Anspruch nimmt, Maßregeln menschlicher Klugheit deßhalb nicht zu verabsäumen seyen, war ein Theil bereits mit den Waffen zur Kirche gekommen; die Uebrigen wollten nach ihren Zelten, um sie zu holen. Einige Verwirrung riß augenblicklich ein. Da erhob sich Pomare und ersuchte die Gemeinde ruhig auf ihren Plätzen zu bleiben; sie stünden, sagte er, unter dem Schutz Jehovahs, zu dessen Verehrung hätten sie sich hergegeben und in diesem Vorhaben dürften sie sich durch die Annäherung keines Feindes stören lassen. Auna, vormals Krieger, jetzt christlicher Lehrer, sprach nun die Hymne vor und die Gemeinde sang sie nach. Mit einem Abschnitt aus der heiligen Schrift und einem Gebet beschloß man den Gottesdienst. Jetzt erst eilten die Unbewehrten fort, sich zu rüsten.

Indem Pomare seine Freunde zur Schlacht ordnete, theilte er sie in zwei Kolonnen, wovon die eine das Gestade besetzte, die andere in einiger Entfernung sich gegen das Gebirge hinzog. Bei dem königlichen Lager befand sich eine Anzahl Flüchtlinge, welche während der letzten Bewegungen in Taheiti bei ihm Schutz gesucht, aber sich nicht zum Christenthum bekehrt hatten; auf diese konnte man sich natürlich nicht ganz verlassen, man stellte sie also in das Centrum oder unter die Nachhut. Die Bure Atua verlangten das Stirnband (viri) und die Wange des Treffens (paparia) zu bilden; die Eimier bildeten, was sie die Schulter (tapono) des Heers nennen. Unter den Vordersten nahmen ihre Stelle ein Auna, Upaparu, Hitore und andere durch ihre Anhänglichkeit an die neue Lehre gleich ausgezeichnete Männer, die jetzt zeigten, daß sie auch ihr Leben dafür einsetzen könnten. Mahine, König von Huahine, und Pomare-Vahine, die heldenmüthige Tochter des Königs von Raiatea, mit denjenigen ihrer Leute, welche sich zum Christenthum bekannten, stellten sich unmittelbar hinter den Eimiern in Schlachtordnung und bildeten das Haupttreffen. Mahine trug einen Helm mit Platten von der schön gesprenkelten Tigermuschel bedeckt, welche auf diesen Inseln so häufig ist; ein Busch vom Gefieder des Fregattenvogels wogte von seiner Scheitel. Der Königin Schwester, hochgewachsen wie eine Tochter der Pallas und von männlicher Statur und Haltung, ging und focht an seiner Seite; sie hatte eine Art Netzwerk, aus kleinen starkgezwirnten Schnüren von Romaha oder australischem Flachs geflochten, als Panzer an und führte einen Speer und eine Muskete. Ihre eine Seite deckte ihr stattlicher und tapferer Freund Faresan, der sich als ihr Ritter benahm; ihre andere Mahine, mit einem seiner Verwandten, einem Häuptling von schöner, hoher und männlicher Gestalt, neben sich, der mit seiner Gattin und seinen beiden Kindern längst das häusliche Glück genoß, welches ihm das Christenthum darbot, nachdem sein Weib vor ihrer Bekehrung zwölf oder vierzehn Kinder ermordet hatte. Pomare postirte sich mit einer Abtheilung Schützen in ein Canoe, um die Flanke des Feindes von der See zu beunruhigen. Auf einem andern Canoe befehligte ein Engländer, von den Eingebornen Joe genannt, der durch die Drehbasse, welche er auf dem Stern aufpflanzte, Viel zur Entscheidung beitrug.

(Schluß folgt.)

Rom.

1) Stellung zu der neuen französischen Regierung.

(Aus einer Korrespondenz des National vom 19 August.)

„Die dreifarbige Fahne ward drei Nächte hinter einander bei der Statue Pasquins aufgesteckt; die päbstliche Polizei beeilte sich, dieselbe jedesmal wieder herabreißen zu lassen, und endlich mußte die Militärbehörde eine Wache neben die Statue stellen. — Die päbstliche Regierung erhielt die französischen Ordonnanzen vom 25 Juli am 5 August. Der Jesuitismus des römischen Hofs erkannte in dem von dem französischen Ministerium an den König erlassenen Bericht sein eigenes Werk. Auch übersetzten die päbstlichen Blätter jene Eingabe mit sklavischer Treue, um sie mit gehörigem Nachdruck zu verbreiten. Die drei folgenden Tage hindurch hat die Kongregation ihren Triumph durch kostbare Feste gefeiert; lärmende Versammlungen fanden im Profeßhause und im Palast mehrerer Kardinäle Statt, um den Sieg zu begrüßen, welchen der Despotismus über ein großes Volk davon getragen zu haben glaubte. Glücklicher Weise dauerte die Täuschung kurz; am 9 August wurde der kraftvolle Widerstand des pariser Volks und sein glorreicher Triumph über die Prätorianer in Rom kund, und sofort überbrachten Couriere den Fall Karls X., seine Flucht und seine Verbannung; die Wiederaufnahme der Nationalfarben; die in der Charte vorgenommenen Modifikationen und endlich die Thronbesteigung des Herzogs von Orleans. Unmöglich kann die Volksgährung, die Bewegung der Menge, die Noth der Polizei, um die Wahrheit zu verkleiden und die Ereignisse zu entstellen, die Mystifikationen der Loyo-

liten, das Entsetzen aller der Leute, die von der Unwissenheit und Leichtgläubigkeit des Volks leben, stark genug beschrieben werden. Wir kennen hier die Erwählung Ludwig Philipps I erst seit sieben Tagen, und bereits umwölkt sich der politische Horizont; alle Parteien im päbstlichen Rath beeifern sich, den Pabst zu falschen Schritten zu verleiten und ihn zu bewegen, seine Zustimmung zu den Wünschen des französischen Volks zu versagen.

„Die Absolutisten haben den Kardinal Pacca, den Dekan des heiligen Kollegiums, zum Stimmführer. Dieser zu Benevent geborene Mann vereinigt mit dem Ungestüm eines alten Samniters, Herrschsucht, Unfügsamkeit gegen Obergewalt, und den ganzen Starrsinn einer hitzigen Opposition. Se. Eminenz ertheilt den Ministern Karls X die größten Lobeserhebungen, und billigt die Ordonnanzen, welche dessen Thron gestürzt haben. Wie sie hat er selbst mehrere Male den Thron Pius VII durch Bann und Interdikt erschüttert, die er gegen Völker und Könige schleuderte. Stützen der Partei Pacca's sind die Kardinäle Albani, Gregorio, Odescalchi, Doria, Barberini, sämmtlich aus fürstlichen Häusern hervorgegangen, und das neue französische System eben so gefährlich für die Vorrechte des Adels als der Kirche haltend. Der Kardinal Gregorio, ein Fürst aus dem Geschlechte der Bourbons, der sich mit lächerlicher Eitelkeit Sohn Karls III, Königs von Neapel, und Bruder Karls IV und Ferdinands IV nennt, ließe sich indessen jener Partei leicht abwendig machen. Es brauchte nicht Viel, um ihn in seiner Eigenschaft als Großpenitenziar zu vermögen, die Franzosen ihres Eides gegen Karl X zu entbinden, damit sie dem Herzog von Orleans Treue schwören können. Auf der andern Seite haben die Absolutisten auch wirkliche Gegner im apostolischen Senat, welche glücklicher Weise dort einen sehr starken Einfluß üben. Die Kardinäle Capellari, Gazzola und Micara gehören dahin; Ersterer hat in einem der letzten Conclaven die Tiare abgelehnt; der Zweite erhielt bei der Wahl des jetzigen Pabstes mehrfache Stimmen; der Dritte wäre der Montesquieu des heiligen Stuhls, wenn es zu einer Analyse der Kirchengesetze und einer Reinigung der Jurisprudenz des römischen Hofs käme. Auch die Kardinäle Zurla, Fesch, Falza-Cappa, Galeffi, Pallota und Cristaldi zeichnen sich durch Einsicht aus; als gewandte Diplomaten und tiefe Publizisten muß ihre Gegenwart im heiligen Kollegium in dem Augenblick als eine glückliche Schickung betrachtet werden, wo der Pabst über eine so wichtige Frage, wie die Anerkennung des neuen Königs der Franzosen, zu entscheiden hat.

„Pius VIII hat bereits erklärt, er werde der Politik des heiligen Stuhls folgen, welche seit drei Jahrhunderten Den, der regiere, für den König anerkenne. Diesem Grundsatze zufolge macht für Rom die Thatsache der Regierung auch das Recht dazu aus. Auf dem Gepräge der Münze beruht deren Anerkennung; Wer ein Recht hat, dieselbe prägen zu lassen, ist legitimer König, und ihm muß man nach dem Evangelium gehorchen. — Die Ansicht des Pabstes wird nicht offen bestritten, weil die Höflinge im Rath der Fürsten nie widersprechen mögen; aber die Kardinäle Albani und Pacca denken, es sey weiser, die Anerkennung noch aufzuschieben. Sie sollen von Kardinal Micara siegreich bekämpft worden seyn, welcher dem Staatssekretär Albani das Beispiel eines seiner Vorfahren, Clemens X, entgegenhielt, der in einem und demselben Krieg um die Reihe bald Philipp V, bald den Erzherzog Karl als König von Spanien anerkannte, je nachdem der Eine oder der Andere Madrid im Besitz hatte. Diese Ansicht hat im letzten Konseil vorgeschlagen und Pius wird dieselbe unveränderlich befolgen; Sie können also jeden Augenblick die officielle Anerkennung erhalten. Einstweilen erzählen nun die päbstlichen Blätter die Ereignisse von Paris ganz wie sie vorgefallen sind; sie schreiben die französischen Zeitungen ohne alle Ausnahme ab, welcher Meinung diese auch angehören mögen, sie ertheilen sogar der Menschenfreundlichkeit und dem Edelmuth, welche sich in den Tagen der letzten Juliwoche kundgaben, ihre Lobsprüche" u. s. w.

Amerikanische Karrikaturen.

Mitgetheilt von Dr. Hermes.

(Schluß.)

„Hier unten, die schwarze Gesellschaft", bemerkte ich, „scheint in der Begeisterung schon ziemliche Fortschritte gemacht zu haben. Was, zum T—, soll diese alberne Scene bedeuten? „„Der afrikanische Spulwurm"" steht darunter." „Ein schlechter Witz! die armen Schwarzen haben, wie Sie sich leicht denken können, vom Christenthum sonderbare Begriffe. Das Einzige, was sie daraus aufgefaßt haben, sind die Vorstellungen von Himmel und Hölle, die ihnen vielleicht schon in dem Zustande der Wildheit nicht ganz fremd waren. In den Städten, in denen es zum Theil eine beträchtliche Menge freier Neger giebt, besuchen sie nun zwar den gewöhnlichen Religionsunterricht; doch kann ihre kindische Phantasie sich nicht enthalten, Alles, was ihnen gedroht oder verheißen wird, im wörtlichsten Sinne zu nehmen." „An Schwarzen der Art, meinte ich, fehlt es in unserm lieben Deutschland gerade auch nicht." „Die afrikanischen Dunkelmänner übertreffen indessen an Naivetät das Stärkste, was unsere Obscuranten noch je auf den deutschen Markt gebracht haben. Sie ziehen natürlich Redner, die in ihrem Sinne zu ihnen sprechen, allen andern vor; und da in den Vereinigten Staaten predigen kann, wer will, so treten von Zeit zu Zeit aus ihrer Mitte Eiferer auf, die dann eine unermeßliche Wirkung hervorbringen. Hier sehen Sie einen solchen treuen Hirten: „„Meine herzlich geliebten Brüder und Schwestern in dem Herrn! Ihr seyd alle gewiß, zu Beelzebub hinunter zu fahren, in den Schooß der ewigen Verdammniß; dort, wo das unauslöschliche Feuer ist, der Brand von Schwefel und Pech, und unaufhörliches Weinen und Schreien; wo Euch die Zähne ausgeschlagen werden, und Die, welche keine Zähne haben, sie wieder einsetzen müssen — von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen."" Die Brüder in Christo, in ihrer Angst, zweifeln nicht daran, daß das Zähneausschlagen schon begonnen hat; und, um ihren würdigen Lehrer nicht zu Schanden werden zu lassen, machen sie vorläufig einen Anfang damit." „O Ketzer, Ketzer! Doch von diesem verfänglichen Gegenstand auf etwas Anderes zu kommen, schlagen Sie nun, wenn ich bitten darf." „Schon wieder ungeduldig? Und die beiden interessanten Paare hier wollten Sie nicht noch kennen lernen? Gewiß glauben Sie ihnen bereits von Weitem den ganzen Stammbaum, bis auf Noah und Adam hinauf, abgesehen zu haben." „Das gerade nicht; aber doch, daß hier ein Paar alte Damen einander gegenseitig ihr Leid klagen, und da ein Paar gute Bekannten bei stürmischem Wetter an einander vorüber eilen. Etwas Karrikirtes finde ich daran nicht." „Die Sache selbst ist Karrikatur genug. Das ist es ja eben, nehmen Sie mir es nicht übel, wodurch mir unsere heutige Jugend manchmal so unerträglich wird. In Wuth sollte Sie dieses schlaffe, alberne Alltagsleben bringen; statt dessen machen Sie es behaglich mit und urtheilen mit einer Ruhe, einer Indifferenz —" „Jetzt, Das nehmen Sie mir nicht übel," unterbrach ich, ein Wenig beleidigt, den Alten, „treiben Sie mir es doch etwas zu arg. Darüber, daß die Welt ihren bekannten sechstausendjährigen Lauf nimmt, soll man in Wuth gerathen —" „Na, ereifern Sie sich nur nicht!" fiel mein ehrlicher alter Freund begütigend ein; „es war so schlimm nicht gemeint. Aber mehr als das erste Blatt meiner Karrikaturen bekommen Sie heute doch nicht zu sehen, denn unsere Schachpartie darf nicht ausgesetzt werden; und bloß so flüchtig durchsehen, wie die vornehmen Herrchen alle möchten, lasse ich meine Sachen nicht. Sehen Sie, glauben Sie wohl, daß Sie diese beiden kleinen Bildchen, mit denen Sie so schnell fertig geworden, nicht einmal recht verstanden haben?" „Ei, Das wäre!" „Was die Damen mit einander auszumachen haben, hätten Sie hören müssen. „Meine liebe Frau Blumhard", sagt die wohlbeleibte Kaufmannswitwe, der man es ansieht, daß sie unsäglichen Kummer zu überstehen gehabt hat, wovon der größte freilich der war, wenn ihr das Rostbeuf einmal zu scharf gebraten schien, „„meine liebe Frau Blumhard, wie kommt es, daß Sie mich so lange nicht besucht haben?"" Die alte Jungfer, die sich geschmeichelt fühlt, Frau genannt zu werden, erwiedert: „„Ja, meine Liebe, die Tage sind jetzt so kurz, und die Nächte wollen gar Nichts bedeuten, so daß ich wirklich keine Zeit habe. Sobald sie beide etwas länger werden, will ich kommen."" Ich mußte über den drolligen Einfall des alten Herrn laut auflachen, und war jetzt selbst begierig, was er von der fashionablen Konversation zu erzählen wissen würde. „Na, die führen Sie selbst alle Tage! da hatten Sie freilich Recht, wenn Sie nichts Karrikirtes darin finden wollten." „„Guten Morgen, Herr X!"" „„Wie befinden Sie sich, Herr Y?"" „Ein abscheulicher Morgen, Herr X." „„Sehr unangenehm, in der That, Herr Y."" „Guten Morgen, Herr X!" „„Guten Morgen, Herr Y!""

Jetzt lachte mein Alter, daß er sich den Bauch halten mußte, während ich nicht das Geringste zum Lachen sah; ich schwieg und holte das Schachbret.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 267. 24 September 1830.

Manifest an die spanische Nation.

(Fortsetzung.)

Blickt auf Euern Ackerbau — mitten im Ueberfluß ist er zu Grunde gerichtet durch diese gräuliche Regierung. Blickt auf den kläglichen Zustand des Handels und der übrigen Zweige des Gewerbfleißes! Die Kapitalien, welche sie beleben sollten, sind verschwunden von diesem unglückseligen Boden und haben sich geflüchtet vor der Wuth des Despotismus in fremde Länder, wo eine große Anzahl Eurer reichen Mitbürger, als Ihen so viele leibhafte Beweise der unheilvollen Wirkungen des Systems, welches Euer Vaterland tyrannisirt, in Sicherheit wohnen.

Und Euer Nationalkredit, Spanier! — Dieser Kredit, welcher die Ehre und den Hauptreichthum der Staaten bildet — wie schmählich tief ist er durch die Unfähigkeit und Charakterlosigkeit Eurer Gewalthaber herabgesunken, dieser Leute, die keine Verbindlichkeit achten, sich aus den schreiendsten Ungerechtigkeiten kein Gewissen machen, wenn nur im Augenblick ihrer unsinnigen Verschwendung damit Vorschub geschieht. Getäuscht durch den trügerischen Schein, den man Euch vorspiegelt, kennt Ihr innerhalb des Königreichs vielleicht nicht einmal den ganzen Umfang des höchst ernsten Uebels. Aber geht hinaus und erkundigt Euch in andern Ländern, namentlich in dem benachbarten Frankreich, so werdet Ihr blutige Thränen weinen, wenn Ihr hört, daß Eure Regierung nicht besser denn als eine Räuberbande betrachtet wird, daß Euer Kredit von den Haupthandelsplätzen ausdrücklich ausgeschlossen und der alte Ruf spanischer Treue und Redlichkeit überall vernichtet ist.

Um was Alles hat uns diese jämmerliche Regierung nicht betrogen: keine Unabhängigkeit, keine Freiheit, keine Nationalehre, kein Nationalstolz, keine Sicherheit der Personen und des Eigenthums mehr, Nichts mehr von Allem, was das Leben erheitert und gesellig zusammenhält, so manche jener Tugenden nicht mehr, welche sonst den Charakter der Spanier auszeichneten. In sich zerrissen, verarmt, zerdrückt und zu einem Sklavenvolk erniedrigt sind die Spanier; der spanische Name, vor noch nicht langer Zeit so gepriesen und geachtet bei allen Völkern, ist zu einer Posse, einem traurigen Gegenstand des allgemeinen Hohns oder Bedauerns herabgesunken, der spanische Königstitel, dessen Ansehn den Spaniern stets so theuer war, dieser Titel — immerwährend entehrt von Denen, die den Thron umgeben — und sein Glanz ist erloschen, er ist ein Abscheu geworden in dem Munde des eigenen Volkes, ein Mittel nicht minder die Nation zu verunglimpfen, als der Majestät anderer Monarchien Abbruch zu thun.

Blickt her, Spanier, auf die verhängnißvollen Früchte der willkürlichen Gewalt — einer Gewalt, welche, indem sie Die zu Grunde richtet, die sie ertragen, insgemein auch Denen zum Untergang gereicht, welche sie ausüben, oder vielmehr in Deren Namen sie ausgeübt wird: denn nie besitzen Fürsten ein geringeres Maß von Freiheit und wirklicher Macht, als wenn sie sich unumschränkt dünken, nie sind sie so sehr in Gefahr, bloße Werkzeuge elender Schranzen zu werden. Die willkürliche Gewalt hat die Monarchie von der Höhe der Macht, auf welcher sie vormals stand, in die Lage gebracht, in welcher sie Godoy hinterließ. Die willkürliche Gewalt hat Karl IV, troz der Güte seines Herzens, ins Verderben gestürzt und ein Meer von Drangsalen über Spanien ausgeschüttet. Die Günstlinge dieser Macht haben aus Ferdinand einen schlechten Sohn, einen Verschwörer gegen den König und sein Vaterland gemacht; und kaum hatte er die Krone auf sein Haupt gesetzt, als er durch sie derselben wieder verlustig ging und sie ihn, seine Schande zu vollenden, zu den Füßen eines unversöhnlichen Feindes stießen. Dann verließen sie ihn, die alles Ungemach über ihn gebracht hatten, und wenn noch Einige bei ihm ausharrten, so geschah es nur, damit er noch tiefer fiele, damit er dem Räuber seines Throns huldigte, damit er von seinem Unterdrücker eine Familienverbindung bettelte, damit er sich mit dem Titel eines Vasalls dieses Unterdrückers brüstete, damit er ihm Glück wünschte zu den Vortheilen, die er über uns erfocht, und wir, mit unverbrüchlicher beispielloser Hingebung, vergossen unser Blut, um einen Thron zu erhalten einem König, der unser vergessen hatte, der uns verleugnete! *)

Inzwischen hatte die dem Raub und der Verheerung Preis gegebene Nation, um sich gegen fernere Beeinträchtigungen schlechten Regiments zu verwahren, die Kortes versammelt, und zwar eben sowohl, weil es das öffentliche Nothgebot erheischte, als in Uebereinstimmung mit einem Beschluß, welcher von dem König selbst in Bayonne erlassen worden, als er sich ohne dieselben hülflos sah; so auf die gesetzlichste Weise stellte sie her und gestal-

*) Ferdinands Briefe an Napoleon vom 22 Juni 1808, vom 6 August 1809, vom 5 April 1810.

tete zu einem regelmäßigen und gleichförmigen System ihr altes Grundgesetz, das wir hatten in Vergessenheit gerathen lassen, bis uns jetzt — am Rand des Abgrundes — kein anderer Anker der Rettung mehr übrig blieb. Diese Satzungen wurden ausgerufen und beschworen mit einer Begeisterung und einem Jubel, dessen Ihr Euch noch wohl erinnert, und feierlich anerkannt von den auswärtigen Mächten. Unter diesem System begann Spanien wieder aufzublühen und mit der Hülfe Gottes und unserer Verbündeten triumphirten wir über den Feind und befreiten den König. Allein Die, so ihn sechs Jahre zuvor ins Verderben geführt, die sündhaften Trabanten der willkürlichen Gewalt, umgaben ihn von Neuem, und — mit Verrath und schnöder Verleumdung ihn bethörend — mißbrauchten sie den Enthusiasmus, mit welchem die Spanier den ersehnten Monarchen begrüßten, um ihn dahin zu bringen, daß er sich als den undankbarsten Menschen vor der ganzen Welt darstellte, daß er seine Regierung mit Blutdekreten und Aechtungen eröffnete, daß er unsere heroische Treue mit Ketten, und die patriotische Tapferkeit, der er seine Rettung schuldete, mit Kerker und Verfolgung vergalt.

Um die Willkürherrschaft wieder ganz auf den Thron zu erheben, schien es dienlich mit dem Verbrechen und der Gewaltthat die ruchloseste Heuchelei zu verbinden, und ein königliches Dekret *), welches seine Verfasser mit den schamlosesten Lügen ausstaffirten, mußte, während man der Nation den Umsturz ihrer Rechte verkündigte, zugleich heilig betheuern, daß der König den Despotismus verwünsche und verabscheue, es mußte die Wiederherstellung der Kortes, die Einführung einer mit ihnen gemeinschaftlich berathenen Gesetzgebung, nach welcher der Staat künftig verwaltet werden sollte, es mußte die feste Begründung von Freiheit und Sicherheit für den König wie den Bürger zusichern. Wie anders sich Dieß gewendet, wie das Königswort gehalten worden, wißt Ihr, Spanier, die Ihr in den sechs folgenden Jahren so Viel zu beklagen hattet. Die Gefängnisse wurden mit Opfern angefüllt; die Gerichte über den Haufen geworfen und durch blutdürstige Kommissionen ersetzt; Eure Repräsentanten mit andern Patrioten, ohne Untersuchung, selbst ohne sie zu hören, auf das bloße Wort des Königs, dem Tod — ja noch grausamerer Pein, als der Tod, überliefert; Meineid und Verleumdung aufgemuntert; die ehrloseste Angeberei mit Wohlthaten überhäuft; Eure verdienstvollen Vertheidiger mit Schmach behandelt, manche von ihnen zum Verschmachten in Hunger und Nacktheit verurtheilt; das Reich von Camarillas bewirthschaftet, die mit einander in Fehde lagen; der in dem vorhergegangenen Kampf so theuer errungene Ruhm in zu Einem Augenblick vergeudet; Spanien als ein Nichts betrachtet und von den Berathschlagungen Europa's ausgeschlossen; mit den Gunstbezeugungen der Regierung ein öffentlicher Handel getrieben; skandalöse Verschleuderung, eingestandene Nichtswürdigkeit, allgemeine Verwirrung; Dieß waren die Gaben, die Euch Derjenige bescheerte, welcher verheißen hatte, daß er Euch als Vater regieren wolle.

Zuletzt war das Land so vieler Leiden müde und erhob seine Stimme gegen den Despotismus. Welche Nation hatte gerechtern Grund so zu thun? Dessen ungeachtet, immer großmüthig, treu und gemäßigt, setzte sie nicht einen Augenblick die Ehrerbietung gegen die Person und das gesetzliche Ansehen des Königs aus den Augen und befleckte durch keinerlei Ausschweifung diesen denkwürdigen Wechsel. Noch einmal, als das Geschrei der Nation sie in Angst jagte, versuchten Eure Unterdrücker Euch zu täuschen, noch einmal versprachen sie die Kortes zu versammeln; es war zu spät; sie waren zu wohl bekannt. Die Nation that ihr Gesetz, welches Gewalt und Treubruch umgestoßen hatte, kund, und der König, mit ihr vereinigt, bekannte seine Täuschung, nahm dasselbe an, beschwor und empfahl es zur Nachachtung. Vergebens möchte eitle Selbstsucht die Welt bereden, es sey eine Handvoll Truppen gewesen, auf welche der Aufschwung sich beschränkte. Die wiederholten, wenn auch mißlungenen Anstrengungen vor 1820 beweisen zur Genüge, daß es dasselbe Nationalgefühl war, welches sich so deutlich in dem Schicksal einiger Abtheilungen des Heers beurkundete, welche ohne Hoffnung auf Beistand von überlegnen Streitkräften mit der Vernichtung bedroht wurden, als mit Einem Mal die Provinzen in den entferntesten Theilen des Königreichs aufstanden und die Verfassung von 1812 verlangten. Worauf Sinn und Streben der Nation ging, ersieht man unzweifelhaft auch aus der Freude, mit welcher sie des Königs Proklamation aufnahm, aus dem Eifer und der Ordnung, mit welchem das Volk bei der Wahl seiner Deputirten verfuhr und aus dem Jubel, der die Eröffnung der konstitutionellen Kortes begleitete. Sahet Ihr nicht in mitten dieser Kortes den Monarchen mehr als einmal, im Angesicht Gottes und der Menschen, den Eid der Treue Euern Gesetzen schwören, hörtet Ihr Ihn nicht erklären, daß dieser Tag die heißesten Wünsche *) seines Herzens erfülle? Kann man es einen Zwang heißen, der ihn zu Solchem vermochte, wenn ihm Nichts als Liebe und Dankbarkeit von den Kortes, Nichts als Beifall und Segen vom Volk entgegen kam? Der König befand sich in vollem Genuß seiner Freiheit, alle europäischen Mächte erkannten die hergestellte Regierung an, und wir, voll edeln Vertrauens, begruben in Vergessenheit alle Uebel, welche wir seit sechs Jahren erduldeten, sprachen den König von aller Schuld frei, bauten auf seine Worte und seine Eide, lohnten mit Großmuth unsern Unterdrückern, was sie an uns verbrachen, dachten nicht rückwärts, sondern vorwärts — und dieß Alles um der Eintracht willen, Alles um der heilsamen Grundsätze willen, nach denen fortan regiert werden sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Christenthum und Civilisation auf den Gesellschaftsinseln.

5. Verschwörung und Niederlage des Heidenthums.

(Schluß.)

Bevor noch der König mit seinen Maßregeln zu einer regelmäßigen Vertheidigung zu Stande gekommen war, langte das heidnische Heer schon an, und die Schlacht begann. Das heftige Anstürmen der Feinde, begleitet von den Wuth-Aeußerun-

*) Vom 4 Mai 1814.

*) Thronrede bei Eröffnung der Kortes im J. 1820.

gen, den Verwünschungen und dem prahlenden Gejauchze Wilder i brachte bei dem ersten Zusammenstoßen die Vorhut der Christen zu augenblicklichem Weichen: einige wurden erschlagen, andere verwundet, und Upapaeu einer von Pomare's Feldobristen, rettete sich nur, indem er ins Meer sprang, und einen Theil seines Gewands in den Händen des Gegners ließ, mit dem er sich balgte. Nichts desto weniger trafen die Eindringenden auf einen kräftigen und beharrlichen Widerstand, und indem die Linien der Fronte sich zurück zogen, entspann sich ein Handgemeng mit aller Verwirrung barbarischer Kriegssittte.

Der Grund und Boden, über welchen das Treffen hinwegte, war zum Theil mit Bäumen und Gebüschen bewachsen, so daß hin und wieder die streitenden Parteien getrennt wurden und einander aus dem Gesichte verloren. Hier sah man oft Christen einen freien Moment benützen, um niederzuknien und zu dem Allmächtigen zu flehen, daß er möchte schirmen ihr Haupt am Tage der Schlacht und ihrem Geiste Stärke verleihen, zu erwarten den Ausgang, ob Sieg oder Niederlage, Leben oder Tod.

Die Krieger fuhren fort, einander mit Erbitterung zu bekämpfen; viele sanken auf beiden Seiten in den Tod; aber immer weiter drangen die Helden vor, und der Sieg schien sich an ihre verheerende Bahn zu fesseln, bis sie auf Mahine, Pomare-Vahine und ihre Waffengefährten stießen. Vor dieser vereinten Schaar standen sie still. Einer von Mahine's Männern, Raveá rannte Upufara, dem Häuptlinge der Papara und Obristen des Heidenheers die Lanze durch den Leib. Der verwundete Krieger fiel und gab bald darauf seinen Geist auf. Als er schwer athmend auf dem Sand saß, sammelten sich seine Freunde um ihn, versuchten das Blut seiner Wunde zu stillen und boten ihm jeden Beistand, den seine Lage zu fordern schien. „Laßt mich" sagte der sterbende Führer, „merkt Euch den Mann dort in der Fronte vor Mahine's Reihen; er gab mir diese Wunde; an ihm rächt meinen Tod." Zwei der athletischen Männer machten sich sogleich auf. Raveá wollte eben in die Linien des Haupthaufens zurück, als einer von jenen auf ihn lossprang, und da er ihn nicht auf den Sand zu werfen vermochte, die Arme um seinen Nacken schlang, um ihn zu erdrosseln oder wenigstens seiner so lange Meister zu werden, bis einige der Genossen herbeieilten, und ihm den Rest gäben. Raveá war mit einer kurzen Flinte bewaffnet, was der Mann, welcher ihn hielt, nicht bemerkt zu haben scheint. Während sie rangen, brachte Raveá die Mündung der Flinte unter den Arm, bog den Leib plötzlich auf die Seite, drückte in demselben Augenblick los, und schoß seinen Gegner durch und durch, der sogleich seine Beute fahren ließ und sterbend niederstürzte.

Immer hitziger entbrannte die Schlacht, aber Mahine und Pomare-Vahine mit ihrer Schaar trotzten der Wuth des heidnischen Heers. Nicht nur behaupteten sie ihre Stellung, sondern sie drängten selbst den Feind, und die Wagschale hing jetzt in zweifelhaftem Schwanken über den streitenden Völkern. Tino, der Götzenpriester, und seine Amtsbrüder hatten im Namen Oro's sichern und leichten Triumph verheißen; diese Verheißung stählte ihren Muth und verlängerte die Hartnäckigkeit des Kampfes; aber die Fluth des Sieges, welche sich mit ihnen wälzte, als das Gefecht anhub, ebbte nach und nach, bis zuletzt der Strom ihnen entgegen schwoll; und als nun die Kunde von dem Tod des Führers sich verbreitete, zuckte ein panischer Schrecken durch ihre Rotten, die, in wirrer Flucht sich auflösend, ihren Bergfesten (pari's) zueilten und Pomare's, Mahine und die Fürstin von Raiatea im Besitz des Schlachtfeldes ließen.

Der französische Improvisator Pradel in Genf.

Ich erinnere mich, daß vor einigen Jahren ein französischer Seiltänzer in dem südlichen Deutschland herumreiste, der sich auf seinen Anschlagzetteln le premier danseur de l'Europe nannte. Dieser bescheidene Mann fiel mir ein, als der bekannte französische Improvisator Eugène de Pradel in Genf ankam und ein Einladungsbillet herumgab, aus welchem ich hier nur einige Stellen, und zwar im Original, mittheilen will. Er nannte sich premier Improvisateur français, Professeur de poésie et de lecture, Membre de plusieurs académies et sociétés savantes, venant de Fontainebleau, où il a eu l'honneur d'improviser devant Sa Majesté et LL. AA. RR. Monseigneur le Dauphin et Madame la Dauphine. Von einem seiner Contes sagt er: il a obtenu un grand succès dans les plus brillantes réunions de la capitale. Ferner heißt es: Les procédés employés par M. Eugène Pradel pour convaincre l'auditoire de sa franchise et de sa bonne foi, sont tellement satisfaisans, qu'ils ne laissent aucun doute sur l'existence d'une faculté humaine, dont il a donné seul l'exemple. In dergleichen aufgeblasenen, affektirten und lächerlichen Redensarten geht das ganze Billet bis zu Ende fort. Hätte der Lustspieldichter Scribe dasselbe vor sich gehabt, da er seinen Charlatanisme schrieb, so würde er ohne Zweifel Viel daraus entlehnt haben. Wahr ist es, daß man es vor Pradel für unmöglich achtete, in französischer Sprache zu improvisiren; aber warum? ist mir unbegreiflich, da es dem Französischen nicht an Reimen fehlt, und überdieß nach der französischen Metrik die Sylben nicht abgemessen, sondern nur abgezählt werden.

Der Professor der Poesie gab zu Genf drei Soirées d'improvisation, in denen alles Mögliche vorkam, nur keine Poesie; dagegen statt derselben eine Anzahl fließender galanter Wendungen, artige Einfälle, Pointen und eine außerordentliche Schnelligkeit und Geschicklichkeit in der Kunst, ohne alle weitere Vorbereitung Verse und Reime zu machen. Das Gehirn des Professors scheint in der That das Magazin einer großen Spinnfabrik von Alexandrinern zu seyn. Am ersten Abend wurde ihm die Verschwörung des Cinq-Mars als der Gegenstand eines zu improvisirenden Trauerspiels aufgegeben, und zugleich die Personen bestimmt, die darin auftreten mußten; u. a. Ludwig XIII. Richelieu, Cinq-Mars, de Thou, Laubardemont, Anna von Oesterreich, Marion de Lorme. Nach fünf Minuten Ueberdenkens begann Pradel wirklich sein Trauerspiel, worin eine Anzahl schöner Verse, sinnreicher Wendungen, aber ganz und gar keine Charakterzeichnung, kein Kolorit und keine Poesie gefunden wurden. Die Ausfüllung der gegebenen Endreime war ohne Zweifel unter den Leistungen dieses Abends das Beste. Pradel bewies bei der Vereinigung der scheinbar widersprechendsten Gegenstände viel Gegenwart des Geistes, eine den Franzosen eigene schnelle Auffassungsgabe und eine große Geschicklichkeit in dem Ueberwinden prosodischer Schwierigkeiten, da er in demselben Augenblicke, in welchem man ihm die Gegenstände zu Chansons auf gegebene Endreime bezeichnete, auch seine Verse begann und dieselben ohne Innehalten oder Stottern zu Ende brachte. Wo es ihm an Ideen fehlte, mußten Komplimente besonders gegen die Damen aushelfen, die natürlich nicht ungünstig aufgenommen wurden.

In einer zweiten Soiree wurde ihm als Gegenstand eines Trauerspiels der Tod Karls des Kühnen von Burgund vorgeschrieben, der bekanntlich zu Murten und Granson eine Niederlage von den Schweizern erlitt. Es ist indessen nicht zu leugnen, daß Karl der Kühne, der vor Nancy durch Campo Basso verrätherisch ermordet worden seyn soll, für einen tragischen Improvisator eben nicht der dankbarste Gegenstand ist. Deßhalb flicht Pradel eine endlose Liebesepisode ein, die beinahe die ganze Haupthandlung verschlang. Es versteht sich von selbst, daß den Schweizern unendlich viel Verbindliches gesagt wurde, besonders als der schweizerische Ge-

sandte, Rebing, auftrat. Darauf kamen wieder mehrere artige Kleinigkeiten, Lieder, Erzählungen und Endreime, die den Abend ausfüllen mußten.

In der dritten und letzten Vorstellung glückte ihm das Trauerspiel besser als in den früheren. Der Tod Coligny's war der Gegenstand, den er dießmal nicht unzweckmäßig behandelte. An den erforderten Komplimenten gegen die Franzosen fehlt es freilich auch wieder nicht. Indem Besme, an der Spitze der mit Dolchen bewaffneten Mörder, zu Coligny durchdringt, ruft dieser ihm zu:

Vous portez des poignards dans ces momens d'alarmes,
Et vous êtes Français? — Ce ne sont point vos armes.

Der Admiral erliegt unter Besme's Dolchstichen und sagt sterbend zu seinem Mörder:

Va, Besme, ce moment — je le vois sans effroi,
Et mon sang répandu doit retomber sur toi.
Mais que dis-je? Aujourd'hui c'est le ciel qui m'ordonne
D'oublier ton forfait ....., Besme, je te pardonne,
Je termine mon sort en priant pour le tien.
Et te laisse en mourant l'exemple d'un chrétien.

Diese Stelle gehört zu dem Besten, was Pradel je improvisirt hat. Von seinen Couplets und Bouts rimés wollen wir, von jeder Art, noch Eines anführen, um unsern Lesern einen Begriff davon zu geben, wie Pradel mit diesen Dingen zu Werke geht. Auf das Wort liberté machte er im Augenblicke folgendes artige Couplets;

Lorsque j'ai franchi la frontière,
Je me suis dit: „Assurement,
Dans un doux climat sa lumière
Va te frapper rapidement,“
Elle a rempli mon espérance.
Et je pourrais vous faire voir
Qu'il est bien plus facile, en France,
De la chanter, que d'en avoir.

Von den Endreimen folgende Probe:

Messieurs, je ne suis pas si *bête*:
On ferait cuire un artichaud
Du feu qui brule dans ma tête,
C'est un véritable réchaud.

Reime dieser Art sind durch Pradel in Paris so sehr zur Mode geworden, daß die Straßenjungen einander ihre Ungereimtheiten in Reimen zurufen. Dadurch ist das Improvisiren mehr oder weniger in übeln Ruf gekommen, und man hat eingesehen, daß mit einiger Uebung und einem gewissen Vorrathe von immer wiederkehrenden Ideen, Redensarten und Wendungen es vielleicht bald ein Jeder darin eben so weit bringen kann als Pradel.

Historische Scenen.

(Dargestellt von einer alten Haushälterin.)

Der 26 Juli.

Mein Herr ist ein alter Junggesell, Rath am k. Gerichtshof von Paris. Jeden Sonnabend nach der Sitzung begiebt er sich auf's Land, und kehrt Montag früh zurück. Am Morgen des 26 Juli liege ich noch ganz behaglich, wie eine Hausfrau, in den Federn, als es plötzlich klingelt und an unsere Thüre pocht. Monsieur pflegt so frühe nicht zu kommen, und Plaideurs kündigen sich bescheidener an. Indem ich mich schnell in die Kleider werfe, habe ich meine Gedanken darüber, was es doch gebe? Aber wie bin ich überrascht, als ich öffne und den Hrn. Marquis von N. erkenne! „So, Alte, spude Dich ein Wenig!“ sagt er. „Läßt man einen Mann von Stand so lange warten? Führe mich zu Deinem Herrn!“ Es stand einige Zeit an, bis ich zu antworten vermochte: so verblüfft war ich; der Hr. Marquis duzt mich sonst nicht; und da er einen Prozeß führt, den wir in letzter Instanz zu entscheiden haben, erzeigt er mir selbst einige Aufmerksamkeiten; heute fand ich ihn ganz umgekehrt. Er war feuerroth, aufgeblasen, außer sich. Endlich sage ich ihm trocken: Monsieur sey auf dem Land, und ich wüßte nicht, um welche Stunde er heimkomme. „Gleichviel“, erwiederte er, „ich erwarte ihn.“ Mit diesen Worten ergriff er Besitz vom Salon, zog einen Moniteur aus der Tasche, und deklamirte wie ein Advokat. Ich lasse ihn in Ruhe, und setze mich an meine Arbeit. Allein was hatte ihn so früh am Tage hergeführt? Daß irgend ein großes Geheimniß dahinter steckt, ist mir klar, und daß ich es herausbringe, weiß ich auch. Ich werde mein Ohr schon so an die Thür halten, daß mir kein Wort entschlüpft, welches er zu Monsieur sagt; und wenn es sich um Prozeßsachen handelt, so gehe ich meines Wegs. Endlich erscheint Monsieur; und ohne sich Zeit zu nehmen, ihm einen „Guten Morgen“ zu bieten, ruft ihm der Marquis entgegen: „Ei, mein Lieber, wissen Sie die Neuigkeit?“

Rath. Welche Neuigkeit? Nein. Ich komme gerade vom Land.

Marquis. Wirklich, Sie wissen Nichts davon? Nun, so rathen Sie!

Rath. Rathen? Sie thäten besser daran, mir es gleich zu sagen.

Marquis. Sie sollen Alles wissen. Sie müssen mein Glück theilen. Freund, umarmen Sie mich: Ich weine vor Freude. Endlich ist die Monarchie gerettet. Wir haben einen Staatsstreich.

Rath. Gewiß nur ein falsches Gerücht!

Marquis. Ein falsches Gerücht: Sie bringen mich um den Verstand mit Ihren falschen Gerüchten. Sehen Sie, lesen Sie; hier ist der Moniteur! O mein Freund, welch bewundernswürdiger Bericht! Wie himmlisch schön wird darin bewiesen, daß es in Frankreich mit der repräsentativen Monarchie nicht geht... (er liest) „Ein materieller Wohlstand, wovon unsere Jahrbücher kein Beispiel darbieten.“ Nein, da nicht, sondern weiter unten, wo es heißt: Die öffentlichen Funktionäre seyen verachtet; die Majorität der Wahlen sey gegen das Ministerium; man müsse die Charte zu Hülfe nehmen, um sich der Kammern zu entledigen; je mehr es Journale gebe, desto weniger gebe es Publicität; kurz, wo unumstößlich dargethan ist, daß das öffentliche Interesse einen Staatsstreich erfordert. Und diesen Staatsstreich hat der König geführt. (Er geht gestikulirend auf und ab.) Ah, Ihr Herren Zweihunderteinundzwanzig! Ihr bildet Euch ein, man werde Euch das Feld räumen, weil eine Rotte Uebelgesinnter, einige schurkische Krämer sich verschworen, Euch zu wählen. Man wird jetzt sehen, was Ihr könnt. Man wird Euch zeigen, daß der König in seinem Haus Herr ist. Es wäre wahrhaft possirlich, wenn ich, ein alter Diener Sr. Majestät — ich, dessen Kandidatur die Frau Dauphine zu unterstützen geruhte, einen Kaufmann oder Advokaten nicht ausstechen sollte. Es ist Zeit, daß die französische Monarchie sich selbst achtet, und daß der Hof die Bürger belehrt, daß Personen von Stand auf der rechten und hundsföttische Narren auf der linken Seite sind. Nun, Rath, wir zählen auf Sie! Es giebt einige Unverschämte an Ihrem Gerichtshofe. Sorgen Sie, daß diese nicht die Majorität bekommen.

Rath. O, fürchten Sie Nichts! Die gute Sache triumphirt. Ich bürge Ihnen für mich und meine Leute.

Marquis. Bravo! So ist's recht. Ich gehe heute nach Saint-Cloud, und werde mit Peyronnet reden. Nicht wahr, die Stelle eines Parlaments-Präsidenten wäre Ihnen anständig?

Rath. Gewiß!

Marquis. Freund, die sollen Sie haben. Ich bedaure nur, daß ich Ihnen nicht die Oberpräsidentur am Parlament in Paris anbieten kann; allein unsere Verpflichtungen gegen Cottu —

Rath. Ich bin nicht ehrgeizig. Ich versichere Sie, daß sie mich unendlich glücklich machen wird. Aber Sie, Herr Marquis, Titel haben Sie schon, was wollen Sie verlangen?

Marquis. Nicht Viel. Zuerst muß ich wissen, ob wir eine Art Pairskammer beibehalten; und ist Dem also, so lasse ich mich dahin ernennen. Auf jeden Fall bitte ich mir von Polignac ein Lehen aus in der Art von Fenestranges.

Rath. Sie glauben, daß man —

Marquis. Lehen austheilen wird. Ohne Zweifel, mein Freund. Du, Du bekommst keins, weil Du ein Rot......, weil Du nicht von Adel bist. Aber Du kannst mit Deiner Präsidentur und dem, was sie Dir einträgt, zufrieden seyn. Adieu, auf Wiedersehen! Ich muß in's Schloß.

Rath. Was Ihren Prozeß anbelangt, Herr Marquis —

Marquis. O! den brauche ich jetzt nicht mehr zu gewinnen. Doch Das ist gleichgültig. Sie können ja die Sache beilegen. Adieu!

Rath. Ihr ergebenster Diener, Herr Marquis.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 268. 25 September 1830.

Das nord-amerikanische Westland. *)

So jung das Westland ist, so mancherlei die Bestandtheile sind, welche die Bevölkerung bilden, so bemerkt man doch bereits eine Charaktereigenthümlichkeit an den Einwohnern, welche sich mit jedem Jahr schärfer ausprägt. Dieß fällt besonders einem Reisenden auf, der aus den atlantischen Städten eine Dampfschiffpartie den Ohio und Missisippi hinabmacht. Verschiedener Dialekt, verschiedene Aussprache, Sprichwörter, Bilder und Redensarten; Nichts von dem frömmelnden Wesen des Ostlandes; die Leute sprechen rascher, freier. Mit der Natur scheinen Gedanken und Gefühle in allen ihren Beziehungen und Analogien eine andere Richtung genommen zu haben. Doch thut man diesen Westamerikanern sehr Unrecht, wenn man sie deßhalb als eine Art Halbwilder, als eine Mischung von Pferd und Alligator verschreit. Wenn man die Leute näher kennen lernt, so fühlt man sich durch ihr ungezwungenes offenes Benehmen sehr angezogen, man findet sie weniger zurückhaltend, gegen Fremde zuvorkommender und mittheilsamer. Auf den Dampfbooten herrscht eine gesellschaftliche Artigkeit, eine ritterliche Galanterie und Decenz, die der steife Ton an den atlantischen Küsten für höchst lächerlich erklären würde.

Aber keine Vorstellung hat davon, wer nicht Augenzeuge war, wie das Westvolk es mit der Religion hält. — Bei einer bevorstehenden Feldversammlung (camp meeting), wozu die Einladung zwei bis drei Monate vorher cirkulirt, geräth der ganze Bezirk auf 50 M. im Umfang in Aufruhr, und kommt dann der bestimmte Tag, so sieht man auf den Straßen Nichts als Kutschen und Kaleschen, Wägen und Karren, worauf von allen Seiten die Gläubigen dem Sammelplatz zu eilen, mitten zwischen Fußgängern und Reitern, und Fuhren mit Lebensmitteln, Matratzen und Zelten und Bedürfnissen aller Art. Nun denke man sich als Scene eines der herrlichen, fruchtbaren Thäler zwischen den Bergen von Teneffee, und das Lager unter dem Schattendach jener hohen stattlichen Bäume, welche in diesen Thälern heimisch sind, mitten im Dunkel ihres tiefsten Grüns, zur Seite einer frischsprudelnden Quelle, und man wird sich sagen, daß die Prediger, welche diese Versammlungen veranstalten, sich auf das menschliche Herz verstehn.

Da ist der Ehrgeizige und Reiche, weil in dieser Gegend die Meinung Alles gilt, entweder ihren Einfluß zu befestigen, oder nur um ihn, wenn ihre Abwesenheit bemerkt würde, nicht geschmälert zu sehen. Da sind Kandidaten, die sich den Wählern empfehlen und Popularität gewinnen wollen; da die Jungen und Schönen, welche aus gemischten Gründen hingehen, die man nicht zu genau zergliedern darf; da Kinder, aus deren Augen die Neugierde strahlt, mit welchen sie das ihnen fremde Schauspiel betrachten; da Hausväter und Mütter von gesetztem Alter, mit dem nüchternen Blick von Personen, deren Lebensplan gemacht ist und die ruhig zu warten, bis sie Etwas zu hören bekommen; da grauhaarige Greise und Greisinnen, hoffentlich mit Gedanken, wie sie ihnen die Jahre eingeben sollen; da endlich der bloßen Schaulustigen eine Legion. So ist die Gemeinde beschaffen, die aus Tausenden besteht.

Von Predigern hat sich auch eine Schaar eingefunden: einige noch in der Kraftfülle und mit den aufstrebenden Wünschen der Jugend, eine Gelegenheit des Beifalls suchend! Andere, welche als Pilgrime des Kreuzes von dem entferntesten Norden des Kontinents bis zu den Küsten des merikanischen Golfs das Evangelium gepredigt haben, bereit ihre Empfindungen und Erfahrungen mitzutheilen, die Frucht eines fünfzigjährigen Wanderlebens im Dienste Gottes, mit einer Stimme, die vor Alter zittert, die aber noch eindrucksvoller ist als ihre Worte, da sie ankündigt, daß sie nicht lange mehr wallfahrten und predigen werden auf Erden. So sind die Prediger.

Der Platz für die Zelte wird ausgesteckt und in wenigen Stunden baut sich die religiöse Stadt unter den Bäumen auf. Lampen, reihenweise an den Aesten aufgehängt, verbreiten einen zauberartigen Glanz über das Waldrevier. Die schimmerndste Theaterbeleuchtung ist ein Kinderspiel dagegen. Mittlerweile läuft das Volk in der gesellschaftlichen Aufregung von Zelt zu Zelt, wechselt apostolische Grüße und Umarmungen, trinkt Kaffee und Thee, und unterhält sich über die kommenden Festlichkeiten. Die Nacht bricht herein, und da man nicht vergessen hat, die Versammlung auf die Zeit des Vollmondes zu verlegen, so beginnt jetzt der Mond über die dunkeln Firsten der Berge seine Scheibe zu erheben und da und dort flimmern die Sterne durch die Zweige.

*) Schluß des Artikels über Flints Werk in Num. 94 und 95.

Das Ganze bildet einen der Größe Gottes würdigen Tempel. Ein alter Mann in einem Gewand von ausgesuchter Einfachheit besteigt eine Tribüne, wischt den Dunst von seiner Brille, und mit einer Stimme unterdrückter Rührung giebt er ein Lied an, welches die ganze Gemeinde auswendig kennt, und eine Weise, die Jeder mitsingen kann. Wer wäre so herzlos, daß ihn nicht Andacht durchschauderte, wenn der Gesang erschallt, gleich dem Rauschen vieler Wasser, und ihn das Echo von Hügel zu Hügel und von Berg zu Berg trägt? Oder Wer unter den tausend Schöpfungen einer großartigen Natur wäre um ein Thema über Religion verlegen? Der graue Redner spricht von Gott, von der Ewigkeit, vom Gericht; er spricht von seinen Mühen und Arbeiten, seinen Leiden und seinen Freuden; er erzählt, wie Viele er sah, die in Hoffnung, Friede und Triumph waren, und die jetzt versammelt sind zu ihren Vätern; und wenn er nun der Spanne Zeit gedenkt, die ihm noch übrig ist, bis auch er jenen Weg geht, so bedauert er nur, daß er im stummen Tode nicht mehr preisen kann seinen Herrn. So bedarf es keines studirten Vortrags, um die innigsten Bewegungen in den Gemüthern hervorzurufen. Kein Wunder, wenn der Sprecher pausirt, um sein feuchtendes Auge zu trocknen, daß seine Zuhörer in Thränen schwimmen, Rufe der Buße ausstoßen; auch darf man sich nicht wundern, daß Manche, die sich auf einer Stufe höherer Geistesbildung und vornehmerer Gefühllosigkeit dünken, als der große Haufe, sich von dem Strom der Gefühle hinreißen lassen und wie Weiber und Kinder werden; und so sie kamen, um sich lustig zu machen, bleiben, um zu beten. Es dürfte noch lang anstehen, bis regelmäßige Gottesverehrung überall eingeführt seyn wird; in Ermanglung dieser, müssen solche Versammlungen, so Viel man auch schon zu ihrem Nachtheil gesagt hat und so wenig die damit nothwendig verbundenen Mißbräuche zu verkennen sind, im Allgemeinen immer wohlthätig wirken.

Die Geschichte des amerikanischen Westlandes ist voll Interesse. Die Franzosen, welche sich zuerst darin niederließen, wurden von den Urbewohnern gütig aufgenommen, und dieser freundschaftliche Verkehr, mit edler Offenheit angeknüpft, dauerte viele Jahre fort. Er setzte sie in Stand, tief in das Innere einzudringen, von der ganzen freiwuchernden Ueppigkeit des Landes Zeuge zu seyn und seine Einwohner in ihrer ursprünglichen Wildheit zu schauen. Sie erblickten daher auch den indianischen Charakter in einem liebenswürdigeren Lichte, als er sonst Jemand erschien; denn sie waren das einzige Volk, das ohne Argwohn zu dem Herd und dem Altar des Wilden zugelassen wurde. Als La Harpe die Indianer am Arkansas besuchte, gaben sie ihm ein dreitägiges Fest, und wenn er ruhte, wachten mehrere Krieger mit Adlerfedern an seinem Lager, um die Fliegen und Muskitos von ihm zu entfernen, und ihm Kühlung zu fächeln während der Nacht. Bei Tag folgten Reden, Tänze und Gesänge ununterbrochen, und von Zeit zu Zeit legten sie Kleider von Büffelhäuten zu seinen Füßen. Auch machten sie ihm Geschenke aus Steinsalz, Kornbrod, Taback und einem Stein von schöner rother und blauer Farbe, wozu sie eine Sklavin fügten, die acht Jahr alt war; nur bedauerten sie, daß sie seinen Besuch nicht einen Monat früher bekommen; denn dann hätten sie ihm siebenzehn Sklaven verehren können, die sie leider bei einem öffentlichen Schmaus alle gespeist hätten. Noch findet man überall Spuren von den alten französischen Ansiedlern, die aber immer seltener zu werden anfangen, da keine Literatur unter ihnen blühte. Sie waren ein Volk von liebenswürdigem Charakter, der auf ihre Nachkommen übergegangen zu seyn scheint; von Kriegen und Prozessen wußte man bei ihnen Wenig. Ihre Priester und militärischen Befehlshaber leiteten sie mit leichter Mühe, und ließen der bürgerlichen Autorität keinen großen Spielraum übrig. Was merkwürdig ist, sie lebten ein Jahrhundert in diesen Wildnissen, beinahe ohne daß sie des Schutzes des Mutterlandes bedurften, oder daß die wilden Stämme sie belästigten. In die letztern heiratheten sie oft und ihr harmloses jedem Ehrgeiz fremdes Benehmen bot ihnen keinen Stoff zur Eifersucht. Sie waren angenehme und verträgliche Nachbarn, welche in ihrem Umgang mit den Urbewohnern die ganze gefällige Geselligkeit des französischen Nationalcharakters bewahrten; und indem sie ihnen gleiche Rechte einräumten, überhaupt sie auf ganz gleichem Fuß behandelten, wurden sie einander gegenseitig lieb und werth, und es bildete sich ein für beide Theile vortheilhafter Tauschhandel. Ihre Niederlassungen lagen weit zerstreut, unermeßliche Strecken dazwischen blieben unbesetzt, zum Theil undurchforscht und mußten erst von dem unternehmenderen Geist der atlantischen Amerikaner gewonnen werden. Schade, daß es noch Niemand eingefallen ist, den handschriftlichen Nachlaß so mancher ihrer Priester ans Licht zu fördern? an anziehenden Nachrichten über das Land, so wie an abenteuerlichen Lebensromanen dürfte es nicht fehlen!

Eine andere nicht minder interessante Seite der Geschichte des amerikanischen Westlandes bildet die Geschichte der transalleghenischen Einwanderungen. Washington war der Erste unter den amerikanischen Staatsmännern, der auf die Wichtigkeit dieses Landes hinwies: aber unberühmte Männer brachen die Bahn. Einzelne, oder in kleinen Gesellschaften überstiegen sie das Gebirg, fort und fort westwärts ziehend, von Tag zu Tag, von Woche zu Woche, je nachdem die Fruchtbarkeit des Bodens, der Reichthum des Waldes und die Ergiebigkeit der Jagd sie länger oder kürzer festhielt, bis sie den Ohio erreichten. Mitten unter den Gefahren, die ihnen von reißenden Thieren und feindlichen Indianern drohten, schlichen sie sich — verstohlenen Trittes bei Tag wandernd und bei Nacht im Versteck weilend — in das verzauberte Jägerparadies und kehrten nur zurück, um durch die Erzählung ihrer oft fast unglaublichen Abenteuer Andere zur Nachfolge einzuladen. Die „Pioneers“ sind eine Amerika eigenthümliche Menschenklasse, die aus Liebhaberei in den Wäldern haust und keine gesellschaftlichen Schranken duldet. Kommen Andere nach und lassen sich in ihrer Nähe nieder, so ziehen sie weiter; es sind tapfere Leute, die einen erstaunenswerthen Grad von Ausdauer besitzen, ganze Tage ohne Nahrung zubringen, und fast immer unter freiem Himmel lagern. Ihre Hütten gewähren nur wenig Schutz gegen das Klima, und alle ihre häuslichen Einrichtungen sind auf dieses Wanderleben berechnet, welches sie gewöhnt, nicht für das zu sorgen, was über den Tag hinausliegt, oder sich um andere Dinge zu mühen, als zu welchen die Nothdurft drängt. In ihren entlegenen Wildnissen, wo das Gesetz kaum dem Namen nach be-

kannt ist, reist man mit einer Sicherheit, die man sich in den civilisirtesten Gegenden der Welt nicht besser wünschen kann; daß Mordthaten zuweilen vorfallen, wo kräftige Naturen sich an einander reiben, ist begreiflich; aber das gemeine Verbrechen verachten diese Waldmänner (blackwoodmen); an ihrer ganzen Haltung erkennt man den unabhängigen Charakter, an dem nichts Erkünsteltes, nichts Berechnetes ist. Reisende, die sie nicht gesehen hatten, stellten sich ihr Benehmen als ungezogene Plumpheit oder als äffische Nachahmung der Manier vornehmer und reicher Leute vor. Allein es ist reine Natur, welche keine Auszeichnungen zugesteht, als wozu Verstand und Männlichkeit das Recht geben. Gleich den uncivilisirten Horden sind sie indolent, sorglos, unbekümmert um die Bequemlichkeiten des Lebens; aufgeregt aber können sie sinnreich, erfinderisch und der gewaltigsten Anstrengungen fähig werden.

Historische Scenen.

27 Juli, fünf Uhr Abends.

Marquis (eintretend). Lassen Sie für mich ein Couvert bringen, mein Lieber, ich soupire heute mit Ihnen.

Rath. Sie erweisen mir zu viel Ehre, Hr. Marquis. Kommen Sie von Hof?

Marquis. Ja. Jedermann ist dort entzückt. Ein Cirkel, wie vor Zeiten; wir waren lauter Personen von altem Schlag. Der König zeigt eine Mäßigung, eine Großmuth ... Er hat den ganzen Morgen gejagt. Bei seiner Zurückkunft hatte ich die Ehre, ihn zu sehen, und er geruhte zu mir zu sagen: „Ein schöner Tag, mein Herr!" Er ist von einer bezaubernden Leutseligkeit. Ich ließe mich tödten für einen Prinzen wie er.

Rath. Ja, ein ächter Bourbon, ein Muster von Ritterlichkeit. So, er hat gejagt?

Marquis. Auf Ehre! wie gewöhnlich.

Rath. Wissen Sie nicht, was im Conseil ausgemacht wurde?

Marquis. Ich weiß nicht, ob Conseil gewesen. Sehen Sie, ich war beim kleinen Lever, sodann hörte Se. Majestät die Messe, er dejeunirte, ging auf die Jagd, empfing Monseigneur von Beauvais — nein, ich glaube nicht, daß ein Conseil Statt fand. Im Grund, wovon hätte man sprechen sollen? Ist nicht Alles vorbei? Ich denke, der König arbeitet jetzt nicht mehr mit den Ministern. Nach fünfzehn Jahren fortwährender Revolution ist ihm etwas Erholung schon zu gönnen.

Rath. Gewiß. Dann können die Minister frei wählen —

Marquis. Sie mahnen mich eben recht. Peyronnet hat mir versprochen, Alles für Sie zu thun; verlassen Sie sich auf mich! Dieß ist ein Mann, den wir beibehalten werden, wenn er sich so beträgt, wie er soll. Das hilft ihm den Mangel der Geburt ersetzen. — Aber wenn wir nur speisten! Ich habe den König auf die Jagd begleitet und...

Rath. Wann's Ihnen gefällig ist, Hr. Marquis. Ich wartete nur auf meinen Neffen, der immer Dienstags kommt.

Marquis. Ach ja, ich erinnere mich. Man muß Etwas aus dem jungen Menschen machen.

Rath. Ich wünschte es wohl; allein, unter uns gesagt...

Marquis. Wie so?

Rath. Es ist ein junger Kopf.

Marquis. Verstehe, verstehe. Er hat Mätressen, er spielt, er macht Schulden; sonst Nichts.

Rath. Keineswegs, Hr. Marquis; er ist, Gott sey Dank! kein übles Subjekt; es fehlt ihm nicht an Talenten und Kenntnissen: aber er hat etwas zu Viel vom Zeitgeist.

Marquis. Wie! Ist er liberal? Da begreife ich Sie nicht recht. Sie sollten es nicht leiden, mein Lieber. Erklären Sie ihm einmal, daß er Royalist seyn müsse. Was beim Teufel! Zu meiner Zeit waren alle jungen Leute lockere Bursche, das begreift sich; aber liberal! Sehen Sie wieder, mein Lieber, wo es mit uns ohne die Ordonnanzen noch hinaus wollte. Aber Sie haben mir ja noch keine Nachricht von der Stadt mitgetheilt. Was spricht man? Was thut man? Nicht wahr, Jedermann ist entzückt?

Rath. Jedermann. . nicht gerade. Die Gutdenkenden erkennen allerdings an, daß Hr. von Polignac die Monarchie gerettet hat; aber die Liberalen speien Feuer.

Marquis. Lassen wir sie reden; mit Salbadern hindern sie den König nicht. Uebrigens ist Paris ruhig? (Der Neffe tritt ein)

Rath. Ich bin heute nicht aus dem Haus gekommen. Doch hier ist mein Neffe, der uns Neuigkeiten erzählen kann. Guten Tag, Junge, wie geht's?

Neffe. Alles geht gut, Oheim, recht gut. Man fängt an die Straßen zu entpflastern.

Marquis. Die Straßen entpflastern!

Neffe. Glauben Sie, daß man sich will von der Kavallerie niederreiten lassen?

Marquis. Oh! Das ist nicht bezahlbar. Wahrscheinlich meint der junge Herr, daß es noch einen Spaß mit Barrikaden geben werde. Diese Zeit ist vorbei, junger Mensch!

Neffe. Möglich, daß sie vorbei ist; aber so Viel ist gewiß, daß sie wieder kommt, und zwar in Bälde.

Marquis. Lassen wir Das, mein lieber Präsident, und setzen wir uns an die Tafel; wir können da versuchen, bei Gelegenheit einige Körner Menschenverstand in diesen jungen Kopf zu bringen, der sich herausnimmt, Unsinn zu schwatzen über Dinge, die er nicht versteht. Er sähe gern Barrikaden, und so hat er sich eingebildet, sie zu sehen.

Neffe. Nein, mein Herr, ich habe mir Dieß nicht eingebildet, ich habe sie gesehen; und noch mehr: ich habe daran gearbeitet!

Rath (mit Nachdruck). Das ist zu stark, Neffe!

Marquis. Lassen Sie's gut seyn, mein Lieber, lassen Sie's gut seyn; man muß mit der Jugend ruhig sprechen. Können Sie mir sagen, Freundchen, warum Sie die Straßen entpflastern möchten, und Wer ihnen dabei hälfe?

Neffe. Wer? Jedermann, mein Herr. Wo haben Sie denn seit zwei Tagen gelebt? Aus welchem Lande kommen Sie denn?

Marquis (mit Würde). Ich komme aus dem königlichen Schloß von Saint-Cloud. Gestern und heute habe ich Se. Maj. auf die Jagd begleitet, um Dero erhabener Person meine Ergebenheit zu beweisen.

Neffe. Wohlan, mein Herr, wenn Sie dem König ergeben sind, so eilen Sie, und sagen Sie ihm, daß er in diesem Augenblick um die Krone von Frankreich spielt.

Rath. Du bist ein Thor; die Monarchie kann nicht untergehen.

Marquis (mit Begeisterung). Nein, niemals wird sie untergehen! Hört ihr Herren Liberale? „Hoch lebe der König!" lautet der Ruf der Franzosen (auf der Straße hört man eine Menge Stimmen, welche die Charte leben lassen).

Neffe. Da haben Sie die Antwort. Glauben Sie Ihren Ohren?

Rath. Geh mir damit weg! Das sind Leute, die nicht wissen, was Sie wollen, die vom Comité-Directeur bezahlt sind.

Marquis. Ja, ja, das ist das Comité-Directeur. Aber mit diesem wird man schon fertig werden. Wir haben die Truppen für uns.

Neffe. Das weiß ich, und die werden auf das Volk schießen sollen.

Marquis. Nennen Sie den Pöbel, die Weiber der Halle; die Kohlenbrenner — doch nein, nicht die Kohlenbrenner, die wenigstens sind für den König.

Neffe. Nein, mein Herr, ereifern Sie sich nicht. Ich weiß nicht, was die Truppen thun werden; aber so Viel weiß ich, daß ganz Paris zusammenhält. Möge nur kein Blut fließen!

Rath. Blut! Man braucht nur eine Kompagnie Gendarmen zu zeigen, so zerstäubt diese Handvoll Meuterer. Man wird kein Zündpulver verpuffen (eine Musketensalve wird vernommen).

Neffe. Grauenvoll! Wohlan, ihr Herren, ruft ein Lebehoch Karl X. dem Vater des Volks!

Marquis. Desto schlimmer für die Rebellen, wenn es mit der Revolution dieß Ende nehmen muß. So haben wir auch unsern 18 Brumaire. Sage man uns Nichts mehr von Napoleon. Karl X wiegt ihn heute auf. Meine Herren! jetzt darf man nicht zwischen vier Wänden

bleiben. Die wahren Diener des Königs müssen sich zeigen. Ich gehe, durchlaufe die Straßen, und lasse den Ruf der Emigration hören: „Vive le Roi, vive le Roi, quand même!“ Morgen früh fliege ich nach Hof, werfe mich zu den Füßen Sr. Maj., und umarme diesen lieben Polignac. (Er stürzt mit dem Ruf: „Vive le Roi!“ hinaus; alsbald aber entsteht ein großer Lärm; man unterscheidet die Worte: „à bas, à bas! Schrei Vive la Charte! Schurke!)“

Neffe (zum Fenster hinausschauend). Ja, er ist's, die haben ihn festgenommen.

Rath. Großer Gott! Er ist verloren! Sie werden ihn ermorden!

Neffe. Nichts weniger; ich stehe Ihnen dafür. (Einige Augenblicke, und er bringt den Marquis bleich und zitternd wieder herein.)

Marquis. Mein Freund, mein Freund! ich danke Ihnen; Sie haben mir das Leben gerettet. Rechnen Sie auf mich, im Leben wie im Tode. Wenn ich morgen zu Hof gehe, so lasse ich Sie ernennen, wozu Sie Lust haben, zum Generalpächter oder Kommandanten der Maréchaussée.

Neffe. Beruhigen Sie sich, mein Herr; ich habe Ihnen das Leben nicht gerettet, und danke Ihnen für Ihre Anerbietungen. Ich glaube übrigens, daß der Hof nicht viel Stellen mehr zu vergeben haben wird.

Rath. Da sieht man die Jugend! Weil eine Handvoll Elender sich in einer Straße zusammen rottet, ist die gute Sache verloren. Du denkst nicht daran, daß der König allenthalben Vertheidiger findet.

Neffe. Und die Freiheit! Glauben Sie, daß es ihr daran fehlen wird? Geben Sie Acht! Das Gewehrfeuer hebt wieder an. Es ist mit dem Bürgerkrieg richtig.

Rath. Sage mit der Empörung. Doch ich fürchte Nichts.

Marquis (ein Glas Zuckerwasser sich einschenkend). Auch ich Nichts, Morbleu! Der Feind soll nur kommen, und wir werden ein Wort mit ihm reden.

Haushälterin (tritt bestürzt herein). Da sind sie im Hof, da sind sie!

Rath. Wer? Die Gendarmen!

Haushälterin. Nein, Herr, das Volk: der Spezereihändler von der Ecke, ein Arzt und ein Kamerad Ihres Neffen sind an der Spitze. Hören Sie, sie steigen in diesem Augenblick die Treppe herauf.

Neffe (hinaustretend). Ich will sehen, was sie wollen. (Kommt gleich wieder zurück.) Auf, ihr Herren! jetzt müssen wir an die Arbeit. Man entpflastert die Straßen, und wir stellen uns in Reihe, um das Pflaster in das sechste Stockwerk hinauf zu schaffen.

Marquis. Pflaster gegen meinen König zu tragen — nie und nimmermehr!

Neffe. Aber Sie müssen, Sie sind nicht der Stärkere.

Marquis. Sagen Sie den Leuten, daß meine Grundsätze mir nicht erlauben....

Zahlreiche Stimmen. Auf, die Reihe gebildet, und dann los mit dem Plunder auf die Gendarmen!

Arbeiter (eintretend). Auf, Ihr Tapfern, an Eure Posten; jede fünfte Stufe ein Mann. Auf und frisch an's Werk!

Rath. Was habt Ihr für ein Recht, in mein Haus einzudringen?

Arbeiter. Es wird euch Nichts ruinirt; nur keine Umstände! Vorwärts marsch! oder ich mache Euch Füße.

Haushälterin. Das ist recht unartig!

Arbeiter. Möglich, Alte. Du schenkst uns zu trinken ein, und hintendrein bekommst Du einen Kuß. Voran, Herr! Da ist ja Der, welcher „Vive le Roi!“ geschrien hat! Ich sehe schon, daß Der nicht gehen wird; so muß ich ihn eben tragen. (Der Arbeiter packt den Marquis an der Schulter und stellt ihn auf den Absatz der Treppe.) Reicht ihm die Steine, Ihr Andern, und wenn er sie nicht recht faßt, so laßt sie ihm auf die Füße fallen!

Neffe. Ich bitte Sie, mein Oheim, entschließen Sie sich! jeder Widerstand ist unnütz.

Rath. Wohl, mein Neffe. Aber ich protestire gegen die Gewalt. Sieh, wo uns Deine schönen Grundsätze von Freiheit hinführen. Doch Geduld, Geduld! Am Besten lacht, Wer zuletzt lacht! (Der Rath, sein Neffe und der Marquis stellen sich in die Reihe, und bieten bis Morgens zwei Uhr Steine.)

28 Juli.

Rath. Wo ist mein Neffe?

Haushälterin. Er ist seit fünf Uhr Morgens ausgegangen, Herr.

Rath. Der Unvorsichtige! Er wird nicht ruhen, als bis er einen Flintenschuß im Leib hat. Sind Zeitungen da?

Haushälterin. Der Hr. Marquis hat mich um die angekommenen gebeten; er ist damit nicht so zufrieden, wie mit seinem Moniteur von vorgestern; denn er fluchte, gerieth außer sich. Hier kommt er!

Rath. Nun, Hr. Marquis, haben Sie ein Wenig ausgeruht?

Marquis. Reden Sie mir nicht davon! Ich bin noch völlig erschöpft. Die verdammten Pflastersteine! Gewiß wog der leichteste einen Centner. Ach, Wer hätte mir gesagt, daß ich einer neuen Demüthigung ausgesetzt seyn würde! Und diesen Morgen, um mich vollends zu vernichten, muß mir Ihre alte Bonne das fastidiöseste Journal, den National, bringen! Was denkt Hr. Mangin, daß er nicht Pressen und Drucker in's Gefängniß geschickt hat!

Rath. Was sagt denn dieses Journal?

Marquis. Was es sagt? Schauderhafte Dinge. Es fordert gerade zur Empörung auf. Warum hat man doch die Bastille nicht wieder aufgebaut? Ich habe es immer gesagt; aber man hat nicht auf mich gehört.

Rath. Gleichviel. Die Truppen werden ihre Schuldigkeit thun, und man ernenne mich dann nur zum Präsidenten eines guten Prevotalgerichts; für das Uebrige lasse man mich sorgen.

Neffe (eintretend). Das ist entsetzlich!

Rath. Was denn? Was giebt es denn?

Neffe. Was es giebt? Karl X hat Paris in Belagerungsstand erklärt. Hier ist die Ordonnanz; sie ist von Polignac gegengezeichnet.

Marquis (entzückt). Ich wußte wohl, daß sie nicht nachgeben. Sehen Sie, das heißt man sich zeigen! Nun, junger Mann! hatte ich Recht, wenn ich sagte: die Monarchie könne nicht zu Grunde gehen?

Rath. Eine solche Maßregel that uns Noth. Die Straßen werden jetzt ruhig seyn?

Neffe. Ruhig? Wo denken Sie hin? Ganz Paris ist in einer fürchterlichen Bewegung! überall begegnet man bewaffneten Bürgern. Bereits organisirt man die Nationalgarde.

Marquis (lachend). Ha, ha, ha! die Nationalgarde! Stellen Sie sich vor, Rath, die Nationalgarde, kommandirt von Hrn. Pepin, gegen die Schweizer und die Garde-Kürassiere marschirend — auf Ehre, das ist zum Erbarmen!

Neffe. Morbleu! Herr, Sie machen mich rasend mit Ihrem Grinsen! Muß man denn Soldat seyn, um sein Leben zu riskiren? Wenn Sie etwas mehr Muth hätten...

Marquis. Mein Herr! es scheint, Sie wollen mich beleidigen.

Rath (lebhaft). Ich bin es, der den Hrn. Marquis bat, sein Leben nicht unter diesem Pöbel in Gefahr zu setzen! Das hieße sich bloß stellen.

Neffe. Gut, ich habe mich bloß gestellt und überall Menschen gesehen, die entschlossen sind, zu sterben. Hören Sie den Tambour der f. Garde? Ich wette, daß er heute Abend nicht den Zapfenstreich schlägt.

Marquis. Er müßte nur ein Narr seyn, wenn er nicht trommelte.

Neffe. In der That wäre ich ein Narr, wenn ich meine Zeit verlöre, mich länger mit Ihnen herumzustreiten. (In entschlossenem Ton.) Oheim! die Straße ist verrammelt; die Truppen werden uns hier angreifen. Ich und meine Freunde brauchen Ihre Fenster.

Rath. Meine Fenster! Wozu?

Neffe. Um auf die Schweizer zu schießen.

Marquis (in ein Gelächter ausbrechend). Ha, ha, ha!

Rath (in Wuth). Packen Sie sich fort, Herr! ich verbiete Ihnen und Ihren Freunden, den Fuß über meine Schwelle zu setzen.

Marquis. Ha, ha, ha!

Neffe (gelassen). Ich werde allerdings hinausgehen, um mein Gewehr zu holen. Später werden Sie glücklich genug seyn, uns bei sich zu sehen. Sie dürfen sich nicht einbilden, daß das Volk sich ein Gewissen daraus machen wird, Ihren Salon und Ihr Schlafzimmer zu borgen. So ist es denn doch besser, daß wir dort sind, als Fremde. (Geht ab.)

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 269. 26 September 1830.

Manifest an die spanische Nation.
(Fortsetzung.)

Eine stolze Zeit der Ruhe und des Glücks ging über Spanien auf. Die Kortes, ihre herzliche Mitwirkung des Königs Regierung bietend, arbeiteten mit beharrlichem und unermüdlichem Eifer Eure Lage zu bessern und die befriedigendsten Aussichten in die Zukunft vorzubereiten. Allein der König, Spanier, war nicht wie Ihr, aufrichtig bei den Eiden, die er geleistet hatte: ohne Festigkeit sie zu verweigern, wenn sie seinen Gesinnungen entgegen waren, und ohne den Muth des rechtlichen Mannes, wenn die hergestellten Gesetze in irgend einer Art ihm mißfielen, ihre Umgestaltung auf dem ordentlichen Weg zu versuchen, zog er die unedle und unheilvolle Rolle der Zweizüngigkeit vor. Nicht lange, so gewannen die Feinde des öffentlichen Wohls und Freunde der Willkürherrschaft abermals ihren alten Einfluß über ihn, und fingen an die Eintracht unter den Reinigern des Staatsunwesens zu stören, für die Kortes Verlegenheiten herbeizuführen, und die wohlthätigen Wirkungen der von ihnen beschlossenen Gesetze zu vereiteln. Während der Monarch sich den Schein gab, als hätten diese Gesetze seine aufrichtige Zustimmung, während er, unaufgefordert, selbst mit Bereitwilligkeit, die Unterpfänder des Vertrauens vervielfältigte und mit der größten Unbefangenheit alle Handlungen der Regierung guthieß, hatte er sich bereits dawider verschworen, stiftete er den Bürgerkrieg an, reizte er zu Ausschweifungen, um dieselben hintennach als Früchte der Freiheit zu brandmarken, bot er Trug und Lug auf, Verwirrung in die öffentliche Verwaltung zu bringen. Nicht genug — dieselbe Hand, welche zu Empörung aufhetzte, unterzeichnete die Befehle zu gerichtlicher Verfolgung und Bestrafung Derer, die sich verstricken ließen; war er der vorsätzliche Ursächer der Zwietracht, so war er auch Derjenige, der sie am Lautesten beklagte. Kein Wunder, wenn ein solches Benehmen das Volk erbitterte. In demselben Verhältniß, als unsaubere Intrike um sich griff, stieg auch die Unzufriedenheit, in demselben Verhältniß verdoppelte aber auch die Partei, der es nur bei dem öffentlichen Unglück wohl ist, ihre Anstrengungen, Entzweiung zu erregen, durch das Reich die garstigsten Verleumdungen zu verbreiten, die Einen in ihrem Gewissen zu beunruhigen, und die Andern in ihrer Pflichtwürde zu erschüttern, und ruhte nicht eher, als bis wir, die wir nichts Anderes waren und nichts Anderes seyn sollten, denn Brüder, feindlich einander gegenüber standen. Ihr seyd Zeugen, Spanier! von den fluchwürdigen Ränken, welche diese Leute anwandten, und wie ihr Blutdurst, selbst wenn sie unterlagen, immer nur um so mehr zunahm, je mehr ihnen von den Siegern Milde und Gnade angedieh. Ihr seyd Zeugen, wie der Aufruhr mit Haaren herbeigezogen ward, wie mit niederträchtiger Frechheit das Haupt der Regierung in seinem eigenen Palast sich umlagern ließ. Ihr seyd endlich Zeugen der gräßlichen Gemeinheit, mit welcher die Verführer ihren Anhang erst auf jede Art köderten, und dann bei seiner Niederlage der strafenden Gerechtigkeit hohnlachend überantworteten.

Diese Mordbrenner, als sie nun ihr Unvermögen gewahrten ein Regierungssystem umzustoßen, welches durch seine Gesetzmäßigkeit und sein Verdienst und durch den Willen der großen Mehrheit der Nation gestützt wurde, so trugen sie kein Bedenken, den entsetzlichsten Frevel zu verüben, der gegen ein Land verübt werden kann, einen Frevel, vor dem es Jedem, der nur die geringste Ahnung von Nationalehre und Nationalunabhängigkeit hat, grauen muß — sie riefen die bewaffnete Dazwischenkunft einer fremden Macht an und ließen das spanische Gebiet feindlich überziehen.

Laßt uns nicht alten Groll auffrischen, indem wir das Benehmen, welches andere Regierungen damals in Bezug auf uns beobachteten, in Erinnerung bringen. Es ist zu wohl bekannt, und die Welt hat darüber bereits gerichtet. Die noch neuen Verpflichtungen, die sie gegen uns eingegangen, die Akten, in denen sie unser System ausdrücklich anerkannt, die feierlichsten Verträge, die ersten Grundsätze des Völkergesetzes, die unbestreitbarsten Rechte der spanischen Nation — dieselben Rechte, welche jetzt in Griechenland eine viel ausgedehntere Anerkennung fanden — Alles verschlang der Haß wider unsre Freiheit, welche Niemand beleidigt, Niemand Uebels gethan hatte. Millionen wurden weggeworfen, uns in Bürgerfehden zu verwickeln; keinerlei Umtriebe gespart, uns den Vorwurf inneren Zerwürfnisses aufzubürden; und zuletzt fiel ein fremdes Heer, ohne Kriegserklärung, in das harmlose, friedliche Spanien ein. Mit diesem Heer, eingeladen von Spaniern, zog eine aus Spaniern gebildete Vorhut und Hülfsschaar; und Euer König selbst, während er Euch gegen diese Angreifer zu den Waffen rief, lag ihnen insgeheim an, vorzurücken, sandte, während er Euch in vertheidigungslosem Zustand

hinhielt, brünstige Gebete um Euer Unglück zum Himmel, und dachte auf Nichts als wie er die Nationalfahne mit Schande bedeckt. O! ewiger Makel spanischer Geschichte! Müssen wir nicht tief erröthen, daß wir in einer solchen Zeit leben?

Immer würden unsere auswärtigen und innern Feinde noch nicht so Viel durch ihre Verbündeten ausgerichtet haben, wäre es ihnen nicht gelungen, indem sie die Einen bestachen, und die Andern verführten oder betrogen, fast Alle zu entzweien, und hätten nicht drei Generale, denen die Nationalvertheidigung anvertraut worden, sich des treulosesten Verraths schuldig gemacht. Als die konstitutionelle Regierung mit einem König, der ihr ärgster Feind war, an der Spitze, sich so von allen Seiten umgarnt, durch so vielfaches Mißgeschick ihres Ansehens beraubt, und am Ende ohne Land, Heer und Hülfsquellen irgend einer Art sah: so ließ ihr freilich die unwiderstehliche Gewalt der Umstände keine Wahl übrig, als sich aufzulösen, um wenigstens von jedem Antheil schimpflicher Beihülfe zu einem Vertrag mit den Angreifern die Hände rein zu waschen. Aber wir wurden verkauft, geopfert, nicht überwunden. Nicht an uns, an Denen, welche damals das Siegsgeschrei anstimmten, ist das Erröthen, sie sollten ihre Augen beschämt niederschlagen, wenn sie sich der Kunstgriffe erinnern, wodurch sie über uns triumphirten!

So wurden also diese Gesetze, welche, wenn sie auch vollkommener seyn konnten, jeden Falls unseren Rechten als Gewährschaft dienten, schmählichst vernichtet. Und was trat an ihre Stelle, es sey denn die Berechtigung, jede Regel und jedes Gesetz zu verletzen? Die Monarchen, welche sich gegen unsere Verfassung verbanden, sprachen, als sie sich ins Mittel schlugen, nicht davon, sie zu zerstören, sondern zu verbessern. Welche Maßregeln haben sie bei dem König, seitdem die unumschränkte Gewalt wieder in seine Hände gegeben ist, eingeleitet, um ihn zu bewegen, daß er die Verfassung versprochener Maßen verbessert oder daß er eine passendere einführt? Zu wiederholten Malen und aufs Feierlichste erklärte der Anführer der Invasionsarmee im Namen seiner Regierung, er sey weit entfernt, den Despotismus herzustellen, vielmehr komme er, um uns zu einer freiern und festern Regierung behülflich zu seyn. „Sein Monarch," sagte er, „wünsche, daß der König durch Einberufung der alten Kortes seinem Volk Ordnung, Gerechtigkeit und gute Regierung sichere, zu deren Befestigung Frankreich und dessen Alliirte aus allen Kräften beitragen würden." *) Der Nation versprach er mit deutlichen Worten, „der König beabsichtige unmittelbar ein konstitutionelles Staatsgesetz zu bewilligen — im Einklang mit dem Wohl des Reichs und den Anforderungen des Zeitalters, eine Verfassung nicht nach Ständen gesonderter Kortes, sondern mit einer durch alle Provinzen gleichmäßigen Repräsentation. Das Interesse Frankreichs erheische, daß Spanien eine solche Verfassung bekomme, wodurch die Ruhe und Zufriedenheit der Halbinsel begründet werde." **) Wie sind alle diese förmlichen Zusagen erfüllt worden?

*) Schreiben des Herzogs von Angouleme an den König vom 17 August 1823.

**) Offizielle Konferenzen des Herzogs von Angouleme und der Generale Bourdesoule und Guilleminot (Bevollmächtigter des Herzogs) mit dem Abgesandten des Königs, General Alava, zu Puerto de Santa Maria, am 7 September 1823.

Die Resultate, welche Euch so hoch zu stehen kamen, zeigen Euch besser als jeder Beweis, was der eigentliche Zweck dieser heillosen Einmischung war. Diese Resultate zeigen, was ein Volk zu gewarten hat, das sich bei Heilung seiner Leiden auf Fremde verläßt. Unsere Freiheit uns zu stehlen, drangen sie in das Familienheiligthum einer unabhängigen Nation, die sich selbst jedes Eingriffs in fremde Händel enthielt, und als sie uns wieder unter dem Joch wußten, überließen sie uns der Gnade des Despotismus und einer unsinnigen Rotte, und jetzt dazwischen zu treten, um unsern Druck zu erleichtern, daran dachten sie nicht. Es wird gewöhnlich an Völkern als ein Verbrechen betrachtet, wenn sie zur Selbsthülfe schreiten, um Gesetze zu erhalten, welche ihre Wohlfahrt verbürgen; aber wenn ihr Souverän der Grund ihres Unglücks ist, wenn sie in eine Lage gebracht sind, wie sich Spanien in einer befindet, wenn der Fürst, statt ihr Oberhaupt und Vater zu seyn, ihr Tyrann und Henker wird, dann darf man glauben, daß man wahrlich keine Anmaßung gegen den Thron begeht, wenn man ihn in die Schranken des Rechts zurückweist.

(Fortsetzung folgt.)

Christenthum und Civilisation auf den Gesellschaftsinseln.

4. Unmittelbare Folgen des Siegs.

Upufara, den feindlichen Oberanführer, bedauerten Alle, die ihn näher kannten. Er wird als ein interessanter verständiger Mann geschildert, dessen alter Glaube bereits so wankend geworden war, daß er in Zweifel stand, ob er demselben entsagen, oder ihn aufrecht halten sollte. Einen oder zwei Tage vor dem Treffen soll er gesagt haben: „Vielleicht haben wir Unrecht; laßt uns Botschaft an den König senden und ihn um Frieden bitten; und auch um Bücher, damit wir erfahren, was an seiner neuen Religion ist." Allein die Priester widersetzten sich diesem Vorschlag und versprachen, Oro würde das „Betvolk" in ihre Hände überantworten und Macht und Herrschaft bei den Göttern von Taheiti bleiben. Ein lebhafter Traum, aus welchem er aufgereizt erwachte, daß der Schweiß auf ihm lag, beunruhigte in der letzten Zeit sein Gemüth. Es hatte ihm nämlich geträumt, er schaue die Qualen, welche die Bösen nach dem Tode erwarten. War der Traum von dem Gott der Christen, oder war er von seinen Göttern, die ihm drohten, weil er an ihnen zweifelte? Was sollte er thun? Er befand sich an der Spitze der Diener des alten Glaubens, sein Stolz war betheiligt, sein Charakter auf dem Spiel, und so ließ er sich durch die Gewalt der Umstände ins Verderben hinreißen. So geht es in unglücklichen Zeiten oft edeln Männern, daß ihre Stellung sie nöthigt, für eine Sache, von der ihr Herz und ihr Verstand sich bereits abgewendet hat, zu kämpfen, vielleicht zu fallen, vielleicht gar einen noch traurigern Sieg zu erfechten!

Man brachte Upufara's Leichnam nach seinem Gebiete und bestattete ihn bei den Gräbern seiner Väter. Dießmal begleitete den Sieg keine der gewöhnlichen Mißhandlungen an Lebenden oder Todten. Die Erschlagenen, die man sonst verstümmelte und Hunden und Schweinen überließ, wurden von den Siegern anständig beerdigt; die Flüchtlinge nicht verfolgt. Sobald das Treffen gewonnen war, rief Pomare: „Es ist genug!" und verbot

jede weitere Benachtheiligung von Personen und Eigenthum; hingegen sandte er den Faresan mit einer auserlesenen Schaar ab, Oro's Tempel, Altäre und Idole zu zerstören. Sein Befehl lautete: „Geht nicht nach der kleinen Insel, wohin die Weiber und Kinder geflüchtet wurden; wendet Euch nicht ab nach den Dörfern und Feldern, tretet auch nicht in die Häuser noch verderbt irgendwo Etwas, sondern gehet schnurstracks auf der Straße fort!" Um den Besitz des Bildes Oro's, ihres großen Nationalgottes, waren mehr Kriege ausgebrochen, als um irgend einer andern Ursache willen. Der Nationaltempel befand sich zu Tantera, auf der Halbinsel Taiarabu. Die dortigen Einwohner, stolz auf das ehrenvolle Vorrecht, dieses Heiligthum in ihrer Mitte zu haben, zeichneten sich durch ihren Eifer im Götzenthum vor den übrigen Taheitiern aus. Man fürchtete daher einigen Widerstand. Allein durch die Mäßigung, mit der Pomare seinen Sieg benützte, und das entschlossene Benehmen, welches die Christen bei Vollziehung ihres Auftrages beobachteten, scheinen die Heiden so überrascht worden zu seyn, daß sie es ruhig geschehen ließen, als jene ihnen ankündigten, weßwegen sie gekommen seyen, und die Thore des Tempels öffneten. Die Priester und die anderen Taiarabrer standen in stummer Erwartung da, als der Götze, dem so manches Menschenopfer blutete, herausgeholt, seiner Zierrathen und seiner heiligen Gewänder entkleidet, und verächtlich auf den Boden gelegt wurde. Es war ein roher, ungeschnitzelter, gegen sechs Fuß langer Holzblock. Die Altäre und die heiligen Gebäude wurden nun niedergerissen und Alles den Flammen übergeben, mit Ausnahme des Leibes Oro's, wie man das Idol nannte; letzteres nahm man mit fort und legte es zu Pomare's Füßen. Der König ließ es in seine Küche stellen, wo es als Hauklotz diente, und, nachdem es diesen verächtlichen Zweck eine Zeitlang erfüllt hatte, zu Brennholz gespalten wurde. Auf gleiche Weise wurden auf der ganzen Insel Tempel, Altäre und Idole vernichtet, und, aus seinem Irrthum erwacht, erklärte das gesammte Volk die Götter seines Vertrauens unwerth.

Es muß bemerkt werden, daß alle Kriege bis dahin auf diesen Inseln mit einer erbarmungslosen Grausamkeit wütheten. Die völlige Ausrottung eines Volks, die völlige Verwüstung eines Landes war nicht selten der offenkundige Zweck eines Kriegs, und dieser Zweck ward unnachsichtlich durchgeführt. Jeder Bewohner, der nicht in seinem Nachen entkam, wurde geschlachtet, die Brodfruchtbäume umgehauen, die Cocosnußbäume getödtet, indem man ihre Kronen abschnitt, und Nichts als die laublosen Stämme übrig ließ, welche aussahen, als ob sie der Blitz getroffen hätte. Kein Alter oder Geschlecht fand Schonung. Die alten nordischen Piraten in ihrer Berserkerwuth konnten nicht unmenschlicher seyn, als diese Australier. Jedes denkbare Leiden erging über ihre Opfer. Es gab in den Gebirgen von Taheiti Ueberbleibsel früherer Kriege, welche auf ihrer langen Irrfahrt beinahe den Gebrauch der Sprache verloren hatten. Um so tiefer mußte der Eindruck seyn, welchen Pomare's Milde nach einem so entschiedenen Sieg erregte. In der Dunkelheit der Nacht sandten die Flüchtlinge aus ihren Schlupfwinkeln Kundschafter aus, und als sie vernahmen, daß von ihren Angehörigen Niemand beleidigt, überhaupt Jedermann ohne Ausnahme Schutz und Sicherheit verbürgt worden, schien ihnen die Nachricht unglaublich. Allmälig wagten sie sich hervor, und fanden, daß Dem wirklich so sey. Offenbar verdankten sie diese ganze heilsame Veränderung der neuen Religion! Als daher Pomare mit allgemeiner Uebereinstimmung wieder in die höchste Würde eingesetzt wurde, erhob sich auch keine einzige Stimme zu Gunsten der alten Götter, sondern Alle verlangten in den Bund des neuen Glaubens aufgenommen zu werden!

Skizzen aus der neuesten englischen Literatur.

2. Schicksale von Neu-Schottland. *)

Neu-Schottland zeichnet sich durch die Menge geräumiger und sicherer Häfen aus, welche es längs seiner Nord-, Ost- und Südküste besitzt. Es wird von vielen schönen Strömen durchschnitten und schließt Seen von jeder Größe und jeder Form in seinen Grenzen ein. Rings an den Küsten liefert das Meer eine Fülle von Fischen. Einige Theile des Landes sind zwar unfruchtbar, in den meisten aber ist ein reicher Boden, und es giebt Gegenden, welche den besten amerikanischen nicht nachstehen. Ackerbaustädte, wie Cornwallis und Horton enthält Nordamerika wenig. Aus den Eingeweiden der Erde gräbt man Blei und Eisenerz. Halifax, die Hauptstadt der Provinz, ist zugleich einer der trefflichsten Häfen und eine der schönsten atlantischen Städte.

Die politische Lage der nordöstlichen britisch-amerikanischen Besitzungen mag in mancher Beziehung nicht ungünstig genannt werden. Die Gesetzgebung befindet sich in den Händen eines Gouverneurs und Raths, welche ihre Stellen von der Krone haben, und eines durch die Notabeln der Bevölkerung gewählten Hauses der Abgeordneten (House of Assembly). Das Haus führt die Börse der Provinz und beaufsichtigt die Ausgaben der Civilverwaltung. Der ganze Ertrag der Zölle fließt in den Provinzialschatz und steht zur Verfügung des Hauses. Direkte Abgaben drücken daher das Volk nicht. Indessen scheint die öffentliche Kasse doch oft in Geldnoth zu seyn, was mitunter von Vergeudungen herrührt, welche sich das Haus aus Wohldienerei zu Schulden kommen ließ, wenn es zum Beispiel britischen Generalen und Admiralen, die dort kommandirten, beträchtliche Summen zu Ehrendegen und Sternen votirte, oder bloß, weil Lord Dalhousie es wünschte, mehrere tausend Pfund zu Gründung eines Kollegiums in Halifax bewilligte, während die bereits bestehenden Schulanstalten zureichten. In Windsor ist ein königliches Kollegium, welches von dem Haus stets mit verschwenderischer Güte bedacht wird; es hat eine schöne Lage, eine ansehnliche Bibliothek und den Ruf, daß daselbst zu einer ächt klassischen Bildung Gelegenheit sey. Indeß wird es — wahrscheinlich, weil die Zöglinge den anglikanischen Religionseid schwören müssen — nicht stark besucht. Dagegen besteht eine treffliche Akademie zu Picton für Dissenters, welche nicht die mindeste Unterstützung von Seite des Hauses erhält, obgleich von dessen Konstituirten sich nicht drei Viertel zur anglikanischen Kirche bekennen.

So — ziemlich prosaisch — sieht es gegenwärtig in Neu-Schottland aus.

Gehen wir aber in die Vergangenheit zurück, so zeigt sich, daß diese Kolonie eine merkwürdige Geschichte hat. Es war am 24 Juni 1497, als Sebastian Cabot den nordamerikanischen Kontinent entdeckte, und wahrscheinlich war der Punkt, wo er landete, Neu-Schottland. Mehr als achtzig Jahre vergingen, ehe man in England dieser Entdeckung einige Aufmerksamkeit schenkte. Am 11 Juni 1583 segelte Sir Humphrey Gilbert, mit einer Vollmacht der Königin Elisabeth ausgerüstet, Besitz zu ergreifen und Niederlassungen zu gründen, wo er Länder träfe, die noch kein christliches Volk inne hätte, von England ab. Am 11 des folgenden Monats landete er in Newfoundland. Sofort legte er im Namen seiner Gebieterin auf alles Land umher Beschlag. Allein auf der Rückreise im August ging das Schiff mit Mann und Maus unter. Nach vier und zwanzig Jahren entschloß sich Sir John Gilbert, obwohl schon in vorgerücktem Alter, seines Bruders Beginnen zu verfolgen, und schiffte nach dem westlichen Nordland. Er lief in dem Kennebec-Fluß ein und siedelte sich hier an; allein er erlag der Strenge des kommenden Winters, und die gesammte Kolonie, entmuthigt, kehrte nach ihrer Heimath zurück. Cabots Entdeckung, Sir Humphrey's Besitznahme und Sir Johns Ansiedelung sind die Rechtsgründe, von welchen Großbritannien seine Ansprüche auf seine amerikanischen Besitzungen ursprünglich ableitet.

Mittlerweile hatten die Franzosen manche Reise nach verschiedenen Theilen der Küste unternommen, bis sie im Jahre 1598 einen förmlichen Kolonisationsversuch unter Anführung des Marquis de la Roche machten. Einsam im Ocean, fünf und dreißig Stunden vom Festland und von jeder

*) An historical and statistical Account of Nova Scotia, in two volumes, illustrated by a Map of the Province and severals Engravings. By Thomas C. Haliburton, Barrister at Law and Membre of the House of Assemble of Nova-Scotia. Halifax, 1829. 8.

Insel, liegt ein unfruchtbares, ungastliches, mit dürftigem Gesträuch, Sanddünen und kleinen Weihern bedecktes Eiland, dreißig Meilen lang und nicht mehr als anderthalb Meilen breit, die Sandinsel. Diese Meereswüste, lange Zeit Aufenthaltsort außerordentlich wilder Pferde und reißender Eber, die jedoch nun ausgerottet sind, wählte der Marquis zu seinem Vorhaben. Die Kolonie nahm bald ein elendes Ende. Gegenwärtig unterhält die Regierung von Neu-Schottland daselbst eine Familie und versieht sie mit dem Erforderlichen, um Schiffbrüchigen Beistand zu leisten, deren unzählige auf dieser furchtbaren Klippe, die nur zu einem Tummelplatz für Robben und andere Seeungethüme bestimmt scheint, ihr Grab fanden.

In dem Jahre 1603 ernannte Heinrich IV den Baron von Monts zum Generalgouverneur der neuen Kolonie. Am 17 März des folgenden Jahrs ging dieser, begleitet von Champlain, dem nachmals berühmten Erbauer von Quebec, von Poutrincourt und andern Freiwilligen, zu Havre de Grace unter Segel. Nachdem sie die äußere Küste von Neu-Schottland durchforscht hatten, fuhren sie in die Fundybay, wo sie sich bald von einem geräumigen und schönen Meerbusen umschlossen sahen. So reizend erschien ihnen die ganze Scene, daß Poutrincourt hier seinen bleibenden Wohnsitz aufzuschlagen wünschte. Er erhielt eine Verleihung Landes und nannte den Platz Port Royal.

Kein Wunder, wenn die ersten Besucher dieser Landschaft von ihrem Anblicke bezaubert waren. Schifft der Seefahrer längs den kühn aufsteigenden Küsten der südöstlichen Seite der Fundybay hin, so gelangt er plötzlich in eine enge Einfahrt, durch welche die Wogen sich stürmisch wälzen, und wo rechts und links das Felsgestade bis zu Bergeshöhe senkrecht emporstarrt. Wenige Minuten, und das Fahrzeug schwimmt auf der ruhigen Wasserfläche einer Bay, die groß genug wäre, alle Flotten der Welt in ihrem sichern Schoß zu bergen; während überall bis zum Gipfel üppig bewaldete Berge den Horizont begrenzen, während in weiten Wiesengründen sich das Niederland ausbreitet und die vorspringenden Hügel und die stolzen Forste die Aussicht durch die Straße auf das offene Meer verschließen. Im Hintergrund dieses herrlichen Hafens ergießt der Annapolisfluß, nachdem er ein ausgedehntes Thal von seltener Lieblichkeit des Anblicks mit einem Boden, der an Reichthum mit jedem andern des Kontinents wetteifert, bewässert hat, bald in rascher Strömung mit der ebbenden, bald zurückweichend vor der aufgährenden Fluth seine Wellenfülle. Dort ward von den Franzosen im Jahre 1605 der Grundstein zu der ersten bleibenden Niederlassung im ganzen britischen Nordamerika gelegt.

Unter dem Namen Port Royal war diese alte Stadt mehr als hundert Jahre der Schauplatz der romantischsten Kriegsabenteuer, und jetzt unter dem Namen Annapolis Royal, im zweihundert fünf und zwanzigsten Jahre ihrer Erbauung, bietet sie in ihrer friedlichen Abgeschiedenheit inmitten blühender Umgebungen mit ihrer alten Burg und deren tiefen, grünumrankten Gräben, schmalen Zugbrücken und vermodernden Batterien, mit ihren großartigen historischen Erinnerungen, und vor Allem mit ihrer liebenswürdigen und verständigen Bevölkerung, eine der interessantesten Erscheinungen unter den Städten Nordamerika's dar. Sonder Zweifel ist kein Ort in der neuen Welt, welcher so mannichfaltige und so denkwürdige Wechsel durchlief als das kleine Annapolis. Zwei Mal ward es von seinen Einwohnern in seiner frühesten Perioden verlassen, zehn Mal von Feinden belagert, fünf Mal an die Engländer übergeben und wieder an Frankreich abgetreten, bis es durch den Vertrag von 1713 definitiv an Großbritannien fiel. Es schlug fünf Stürme ab, hielt drei vergebliche Belagerungen von den Indianern, zwei von den Franzosen aus.

Das in der amerikanischen Geschichte so berühmte Louisburg liegt gleichfalls in dem Gebiet von Neu-Schottland. Als Festung galt es wegen der großen Vortheile seiner Lage, verbunden mit der Kunst furchtbarer Batterien, lange Zeit für uneinnehmbar. Den undiszipliniren Milizen Neuenglands war die Ehre vorbehalten, ihm diesen Ruf streitig zu machen. Ein Heer, zusammengesetzt aus Handwerkern und Kaufleuten von Massachusetts und den benachbarten Provinzen, trotzte zuerst dem Feuer der Artillerie und erstieg die Wälle von Louisburg, in Gemäßheit eines Angriffsplanes, welchen ein Advokat entworfen hatte. Diese Waffenthat, so wie ihren Antheil an der Eroberung von Quebek, betrachten die Bürger der Vereinigten Staaten als eine Vorschule ihres Unabhängigkeitskampfes.

Später wurde Louisburg noch ein Mal von einer zahlreichen englischen Armee und Flotte belagert und eingenommen. Die massiven Werke der Stadt sind jetzt zerstört, ihre hohen Thurme dem Boden gleichgemacht und einige arme Fischerhütten bezeichnen ihre Stätte. (Schluß f.)

Historische Scenen.

Der 28 Juli.

(Schluß.)

Man vernimmt eine lebhafte Füsillade aus den benachbarten Straßen. Der Ruf: „Zu den Waffen! zu den Waffen!“ ertönt von allen Seiten; die k. Truppen rücken an; die Thüren der Häuser werden eingestoßen; das Volk verschanzt sich in den Alleen, oder postirt sich in die Fenster. Ein Dutzend Arbeiter stürzt die Treppe des Raths herauf; der Neffe folgt ihnen mit einigen Studirenden.

Arbeiter (mit verdoppelten Schlägen anklopfend). Oeffnet, oder ich sprenge die Thüre.

Haushälterin. Herr! soll ich öffnen?

Marquis. Nein, nein, diesem Pöbel öffnet man nicht.

Arbeiter (draußen). Wahrscheinlich ist Niemand zu Haus. Wir dürfen eine so schöne Position nicht verlieren. Eingestoßen! (Die Thüre geht auf.) Meine Freunde, schont die Mahagonimöbel; stellt Euch unter die Fenster! (Er bemerkt den Rath.) Da sind ja Sie, Bürger! Warum gaben Sie keine Antwort?

Rath. Ich verbiete Euch hier zu bleiben; mein Haus darf keiner bewaffneten Rotte zum Zufluchtsort dienen.

Arbeiter. Es handelt sich nicht darum, ob Sie Dieß wollen; es geschieht, wie ich gesagt habe; Sie haben jetzt Nichts zu befehlen.

Marquis (zu dem Fenster hinausrufend). Hieher, Gendarmen!

Zweiter Arbeiter. Willst Du gleich das Maul halten, oder soll ich Dir mit einer Bastonnade aufwarten?

Neffe (herbeieilend). Meine Freunde! wir behalten diese Fenster. Ihr überlaßt sie uns, und geht einen Stock weiter hinauf. Nicht wahr?

Erster Arbeiter. Recht gern, ich verlange nichts Anderes.

Zweiter Arbeiter. Gut; aber diese beiden alten Brummbären sollen uns nicht so leichten Kaufes davon kommen. Da bleibt Ihr stehen, Ihr Alten! hier habt Ihr Pulver und Kugeln. Ihr macht Patronen für diese beiden Stockwerke!

Mehrere Stimmen. Bravo, bravo!

Marquis. Ihr werdet mich doch nicht zwingen, Patronen gegen meinen König zu verfertigen; ich lasse mich eher zerhacken.

Zweiter Arbeiter. Der König? Was sagt er? Das ist nicht gegen seinen König; der König befindet sich nicht an der Spitze der Truppen. Wir brauchen unsere Patronen bloß gegen die Schweizer und die Gendarmen. Frisch an's Werk!

Marquis. Meine Grundsätze erlauben mir nicht...

Dritter Arbeiter. Da könnte man Eselsgeduld brauchen. Geht Ihr Andern hinauf; ich nehme es auf mich, diese Zwei abzurichten. Hier ist gutes Papier!

Rath. Gott, meine arme Sammlung von Quotidienne's; wie sie damit wirthschaften!

Neffe. Oheim, fügen Sie sich; es hilft kein Sperren.

Rath. Ich protestire gegen Gewalt.

Neffe. Protestiren Sie, so lange Sie Lust haben; aber verfertigen Sie uns Patronen!

Dritter Arbeiter. Aufgepaßt! die Sache ist leicht; da hat Jeder sein Modell; um das wickelt Ihr das Papier, die Kugel thut Ihr unten hin und das Pulver oben drauf. So macht's! Die Gendarmen sind da; ich gehe auf meinen Posten. Ich rathe Euch, laßt die Patrioten nicht lange warten!

Marquis (indem er mit seiner ersten Patrone fertig wird). Gleichviel. Die Monarchie wird nicht untergehen; ich behaupte es bis zu meinem letzten Athemzng.

Rath. Ja, Freund; es lebe die Legitimität! Hier, meine Herren, ein halb Dutzend!

(Das Handgemenge beginnt in der Straße; die Truppen sin genöthigt, um Verstärkung nachzusuchen; die Kanonen donnern; der Kampf verlängert sich bis Mitternacht.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 270. 27 September 1830.

Der Ararat.

An einem schwülen Septembertage zogen drei Reisende zu Pferd, gefolgt von einem einzigen Diener auf einem Maulthier, das nebenher noch ein Paar Mossroschee *) trug, über die große Ebene von Eriwan, in der Absicht diese Stadt wo möglich noch zeitig genug zu erreichen, um frische Pferde zu Fortsetzung ihres Weges zu erhalten. Zwei derselben waren trotz ihrem halb asiatischen Anzug leicht als Franken zu erkennen; der Dritte gab sich durch seine rauhe persische Mütze, durch das braune, verwitterte, zu drei Theilen vom schwarzen Bart eingenommene Gesicht; die rothledernen Stiefeln, die weißen Schulwaes **), den großen braunen Mantel, durch die silberbeschlagene Pistole und den türkischen Jattaghan als den Tataren kund, der den beiden Andern zum Wegweiser diente. Alle drei reis'ten Tschopper ***) auf der großen Heerstraße, die von Persien nach Kleinasien führt.

Schon am frühen Morgen hatten die Reisenden von dem vielgewundenen Engpaß aus, der die große Ebene des Flusses Araxes beherrscht, den Ararat in dämmernder Ferne geschaut, wie er seine beiden kaum sichtbaren Gipfel über das Dunstmeer erhob, worin sich die unbegrenzte Fläche verlor. Wie sie aber ihren Zug weiter fortsetzten, und die Sonne am Himmel mehr heranrückte, da stiegen Staub und Duft zu einem dichten Nebel auf, der jede Fernsicht hemmte und sich allmälig zu düstern Wolken verdickte. Eng schaarten sich diese um die Berge her, und hüllten selbst die Ebene in ungewohntes Dunkel, durch welches die Sonne eine erstickende Gluth niedersandte.

„Es giebt einen Sturm," sagte Kara Mustapha, der Tatar, „er wird bald da seyn, wenn ihn nicht der alte Agri-Dagh †) für sich und seine bösen Geister allein behält. Wollen die Aga's (Herren) irgendwo untertreten, bis er vorüber ist?" — Da jedoch die Aga's in Scherle eher frische Pferde bekommen hatten, als bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich ist, so wollten sie sich dieses Vortheils bedienen und eilten vorwärts. Bei ihrer Ankunft in Dewelu war das Unwetter noch nicht ausgebrochen, daher sie trotz den Einwendungen der Dorfbewohner, welche keine sonderliche Lust empfanden, ihre Pferde bei so drohender Stunde herzugeben, und unbeachtet der geheimnißvollen Winke des Tatars über die Gefahren eines Sturms, sobald sie dem widerspenstigen Ketchoda *) neue Thiere abgepreßt hatten, das Obdach des Dorfes etwas spät am Nachmittag verließen, eben als eine fette Wolke, sich von der Masse, die das Gebirg umhängte, losreißend, über das graue Himmelsgewölb herlagerte. Bald stürzte diese in solchen Strömen nieder, daß die Reisenden über eine Stunde lang Nichts um sich her zu sehen vermochten und genug zu thun hatten, ihre scheuen Pferde auf dem rechten Weg zu halten. In einem Augenblick waren sie bis auf's Hemd durchnetzt; ein schneidender Wind gesellte sich dem Regen bei, und bald litten sie eben so sehr von der Kälte, als noch kurz zuvor die Hitze sie belästigt hatte. Dazu kam, daß sie in der Finsterniß des Sturms ihrer Bemühungen unerachtet von der richtigen Bahn abgekommen waren und sich jetzt zwischen einer ungleichen Hügelmasse befanden, welche die Ebene nach NO begrenzt. Obwohl der Tatar sie versicherte, daß daraus keine übeln Folgen für sie entstehen sollten, konnten sie sich doch nicht jeder Besorgniß entschlagen. Im Eifer ihren Irrthum wieder gut zu machen, bemerkten sie die Veränderung, die jetzt in der Atmosphäre vor sich ging, kaum. Allerdings hatten sie, als der Regen nachließ, wahrgenommen, daß um das Gebirg her noch eine mächtige Wolkensäule stehen blieb, die in den wieder blauenden Himmel hoch hinaufragte, und daß die leuchtenden Gabelblitze, die um die düstre Masse her schossen und spielten, so wie der dumpfe Ton des fernen Donners, von dem Streit der Elemente zeugten, der dort noch nicht beigelegt schien. Aber während sie auf dem unebenen Boden sich mit Anstrengung fortarbeiteten, war ihnen entgangen, daß die wolkige Dunstmasse sich sofort aufgelös't hatte, und der Himmel allenthalben heiter herabglänzte; und gänzlich unvorbereitet kam ihnen der Anblick, der jetzt mit Einem Male hervortrat.

Sie befanden sich nämlich, nachdem sie einen Hohlweg zwischen den Hügeln durchritten, auf einer sanften Anhöhe, die sich allmählig in ein fünfzehn bis zwanzig Stunden breites, mit Dörfern und Gärten übersätes Flachland hinabzog; aber die Mischung von

*) Persische Reisesäcke.
**) Reithosen.
***) Post.
†) Der persische oder vielmehr türkische Name des Ararat: der „wilde" oder „rauhe Berg"

*) Dorfvorsteher.

purpurnem und goldenem Licht, das in einer Glorie, wie sie nur dem morgenländischen Himmel zukommt, über die Gegend ausgegossen war, machten jeden einzelnen Gegenstand undeutlich. Ihnen gerad gegenüber, gleichmäßig gebadet in die trunkene Strahlenfülle, stieg der große Ararat in feierlicher Majestät empor, die Doppelgipfel hoch und leicht in die Lüfte haltend, daß sein schneeiges Gewand, reich vergoldet von der sinkenden Sonne, hell gegen den klaren perlenden Himmel abstach. Ein Duftspiel glänzender zarter Farben durchwebte die ganze Atmosphäre und zog über die Landschaft jenen dünnen goldnen Nebel der Herbstabende, während der eben gefallene Regen dem im Abendschimmer roth leuchtenden Vorgrund eine Frische gegeben hatte, die einen eben so kraftvollen als glücklichen Gegensatz mit den reichen aber milden Tönen der Ferne bildete. Der lange Schatten des Bergs, der die Hälfte der Ebene in geheimnißvolles Dunkel hüllte, schloß das Gemälde ab, den beleuchteten Theil desselben zu zehnfachem Glanze erhebend.

(Fortsetzung folgt.)

Christenthum und Civilisation auf den Gesellschaftsinseln.

5. Verbreitung des Unterrichts und der heiligen Schrift durch die Presse.

Unmittelbar nach dem Sieg sandte Pomare ein Kanoe nach Eimeo ab, um den Missionären die frohe Kunde zu melden. Die Revolution verbreitete sich jetzt schnell über den ganzen Archipel, und das Heidenthum, welches wahrscheinlich mit den ersten Bewohnern nach diesen Inseln kam, wurde in Einem Jahr daselbst abgeschafft. Meist ging die Bekehrung ohne die Missionäre vor sich, oder vielmehr von den Eingebornen waren so Viele in den Grundsätzen des Christenthums unterrichtet, daß sie selbst brave Missionäre vorstellten. Ein Lehrbuch war einige Jahre zuvor für sie in England, ein Inbegriff der heiligen Geschichte, aus Schriftauszügen bestehend, in Port Jackson gedruckt worden. Außerdem gab es eine gute Anzahl Exemplare eines Theils der Uebersetzung des Evangeliums des Lucas in Manuskript. Die Missionäre sprechen mit Rührung davon, wie eifrig die neuen Christen sind, wie Häuptlinge, Priester und Krieger Stunde um Stunde neben kleinen Knaben und Mädchen auf den Schulbänken bei ihren Büchern sitzen und dankbar Unterweisung empfangen. Während der heidnischen Zeit hatten die Weiber an keinem religiösen Akt mit den Männern Theil nehmen dürfen; jetzt besuchen sie mit den letztern in aller Andacht und Sittsamkeit den sonntäglichen Gottesdienst, wobei Diejenigen von der Gemeinde, welche am Längsten Unterricht genossen, eine Hymne singen, oder einen biblischen Abschnitt vorlesen oder Gebete, die sie selbst verfaßt und, und wie es scheint, zuweilen niedergeschrieben haben, hersagen.

Ein solches Gebet, von König Pomare eigenhändig aufgesetzt, lautet wie folgt: „Jehova, Du Gott unseres Heils, hör' unser Flehen, vergieb uns unsere Sünden und erlöse unsere Seelen. Unsere Sünden sind schwer und ihrer eine größere Zahl als Fische im Meere, und unsere Verstocktheit war sehr groß, ohne Gleichen. Kehre uns zu Dir und gieb uns Kraft abzulegen alle böse Werke. Leite uns zu Jesus Christus und laß uns unsere Sünden wegwaschen in seinem Blut. Verleih uns Deinen guten Geist, daß er uns heilige; bewahre uns vor Heuchelei. Laß uns nicht Dein Haus betreten mit Leichtsinn und nach unsern Häusern zurückkehren und sündigen. So Du Dich unser nicht erbarmst, so sind wir verloren. So Du uns nicht hilfst, und wir nicht tüchtig und geschickt gemacht werden für Deine Wohnung im Himmel, so werden wir verstoßen ins Feuer und kommen um; laß Du uns nicht verstoßen werden in diese unbekannte Welt des Feuers. Hilf uns durch Jesus Christus, Deinen Sohn, den Fürsten des Lebens; laß uns Heil erlangen durch ihn. Segne diese Inseln, segne alle Familien auf denselben; laß Jedermann seine Hand ausstrecken nach Gott und sagen: Herr hilf mir, Herr hilf mir. Mach alle diese Inseln, Taheiti und das Volk von Moorea und Huahine und Raiatea und den kleinen Eilanden umher theilhaftig Deines Heils. Segne Britannien und jedes Land der Welt! Möge Dein Wort wachsen in der Welt und schneller reifen als die Frucht des Bösen. Sey gnädig und segne uns um Jesu Christi willen. Amen."

Daß diese Probe taheitischen Christenthums eine starke Beimischung des Missionärstils hat, darf uns nicht wundern; wir müssen sie als den ersten Versuch von Kindern nehmen, die Worte des Lehrers sich selbst zu wiederholen und klar zu machen. Vielleicht, daß überhaupt diese Insulaner noch auf einer zu niedern Stufe der Bildung stehen, um das Gelernte selbstständig in sich aufzunehmen und ihm ihr taheitisches Gewand anzuziehen! Lauft einerseits das Christenthum so auch weniger Gefahr durch fremdartigen Stoff getrübt zu werden; so lassen ihrerseits die Taheitier kaum mehr eine freie Geistesentwicklung, die nicht ein bloßer Nachdruck europäischer Civilisation wäre, von sich erwarten.

Hr. Ellis hatte vor seinem Abgang auf seine Mission die Buchdruckerkunst erlernt, und im J. 1816 erhielt er, ehe man noch die taheitische Revolution in Europa wissen konnte, Lettern und eine Presse aus England; damit wurde in Eimeo eine Druckerei errichtet und nirgends läßt sich behaupten, bedurfte man dieses mächtigen Werkzeugs des Guten und Bösen mehr und machte davon einen bessern Gebrauch. In manchen Familien, wo Alles in die Schule ging, war nur Ein Buch, und viele Hunderte lernten lesen, welche kein Buch hatten. Manche schrieben das ganze Lesebuch ab, Andere, die sich kein Papier zu verschaffen wußten, bereiteten Stücke von einem Tuch, welches aus einer Baumrinde verfertigt wird, mit großer Sorgfalt zu, tauchten ein Rohr in taheitischen Purpur und zeichneten das Alphabet nebst den Lese- und Schreiblektionen darauf. Andere schrieben sich Stellen aus der heiligen Schrift und Predigttexte, die sie hörten, auf Papierschnipfel oder solche Tuchstücke. Pomare war sehr erfreut, als die Presse anlangte: er leistete jeden Vorschub bei der Erbauung des Hauses, wo die Druckerei untergebracht werden sollte, und verlangte, daß man ihn in Kenntniß setzte, wenn Alles soweit wäre, daß man anfangen könnte. Dieß geschah, und er erschien in Begleitung mehrerer Häuptlinge und eines großen Haufen Volkes. Hr. Ellis nahm den Winkelhaken in die Hand, und da er gewahrte, mit welcher Neugierde der König die schönen schimmernden Lettern betrachtete, so fragte er ihn, ob es ihm gefällig wäre das erste Alphabet zusammen zu setzen. Sein Antlitz strahlte bei diesem Vorschlag, und sofort setzte er das größere und kleinere Alphabet,

wozu später die wenigen einsilbigen Wörter kamen, welche die erste Seite des Lesebuchs ausfüllen. Als er indeß diese Seite auf den Lettern erblickte, geduldete er sich doch zu warten, bis man den Satz des ganzen Bogens druckfertig hatte. Mittlerweile besuchte er die Missionäre fast täglich. Endlich war es Zeit, den Druck zu beginnen. Pomare ließ die Thür, welche die Menge umlagerte, abschließen, um Alles ruhig besichtigen zu können, und als er sich anschickte, den ersten Bogen, der in seinen Staaten gedruckt wurde, aus der Form zu nehmen, bat er scherzend seine Gefährten ihn nicht zu genau anzusehen und ihn nicht auszulachen, wenn er seine Sache nicht recht machte. Hr. Ellis zeigte ihm, wie die Schwärze anzubringen sey, legte sodann den Bogen auf und ließ ihn den Preßbengel handhaben. Der Druck war schön, Pomare langte den Bogen heraus, und schaute mit sichtlichem Staunen bald das Papier, bald die Lettern an; hierauf reichte er ihn einem seiner Häuptlinge und da er noch zwei Exemplare abzog, so gab er eines davon dem Volk hinaus, das in ein Freudengeschrei ausbrach. Es vergingen wenige Tage, wo er nicht den Fortgang der Arbeiten in der Druckerei betrachtete. Aufmerksam, wie er war, auf Alles, zählte er mehrere Lettern und fand zu seiner Ueberraschung, daß auf den ersten 16 Seiten des Lesebuchs der Buchstabe a mehr als 5000mal vorkam. Von diesem Buch wurden 2600 Exemplare gedruckt; ein taheitischer Katechismus, eine Sammlung von biblischen Erzählungen und das Evangelium des Lukas folgten. Man besaß nur noch Papier zu 1500 Exemplaren als eine Sendung von der londoner Bibelgesellschaft eben zu rechter Zeit eintraf; und seitdem hat diese Gesellschaft Papier für jeden Theil der heiligen Schrift geliefert, welcher bis jetzt auf diesen Inseln gedruckt wurde. (Schluß folgt.)

Der Ritter Medici.

(Korrespondenz aus Florenz. Ende Julius.)

Es sind einige biographische Notizen (cerno biografico) über den in Madrid verstorbenen neapolitanischen Minister Staatssekretär Ritter Medici erschienen, die ihn nicht eben von der vortheilhaftesten Seite darstellen. Ob alle die Schändlichkeiten wahr sind, deren er beschuldigt wird, mag dahin gestellt bleiben; indeß gewinnen durch die Berühmtheit und den Charakter dieses Schriftstellers, dem man diese Flugschrift zuschreibt, manche Dinge, die darin behauptet werden, einigen Glauben,

Als Motto dient folgende Stanze von d'Elci:

Questo è Sinone: non lo udite, o Regi!
Costui temete, ancor postato in chiesa;
Costui che coi prudenti, sacrilegi
Fellonia cuopre, o coll ossequio offesa:
Quindi col fiato lei, con vacui pregi,
E ancor con laida vita al bujo presa
Governo ottiene; e Dio tali Eccellenze
Manda in vece di fame e di pestilenze.

Zuerst wird des Ritters Abstammung von der erlauchten um Künste und Wissenschaften so hoch verdienten Familie der Mediräer berührt, womit sein Stolz sich zu brüsten pflegte, ohne seine Ansprüche beweisen zu können. Aus dem Seminar von Nola, in welchem er seine Erziehung erhielt, soll er aus guten Gründen entfernt worden seyn; Verbindungen mit Freimaurern, mit Grimaldi, Meister vom Stuhl, und Sagromosa, Rosenkreuzer, verschafften ihm im Jahre 1786 eine Stelle bei dem neu errichteten Tribunal di Guerra e Casa reale. Im Jahre 1790 wurde er, bei Gelegenheit des von Don Carluccio Giordano begangenen Diebstahls und doppelten Mordes, der Königin bekannt, bei der eine seiner Schwestern, die Marchesin Santo Marco, Hofdame war. Er wußte sich einzuschmeicheln und ward zum Regente di Vicaria ernannt. Später ließ er sich mit Abgesandten des Jakobiner-Klubs ein, nahm an verschiedenen Verschwörungen Theil, die zuletzt seine Verhaftung herbeiführten. Eine zweite Schwester fand Mittel, sich der Akten seines Prozesses zu bemächtigen, und sie ihm zukommen zu lassen, wobei ein gewisser Chiajese, der noch jetzt leben soll, ihr an die Hand ging. Diesem Mann hatte er dafür 100 Ducati versprochen, gab ihm aber nur 70, weil die Schwester 30 Ducati für ihre Cioccolata behielt *). Durch Verfälschung der hauptsächlichsten Dokumente zog sich die Sache in die Länge, und als Prinz Belmonte-Pignatelli in Paris den Frieden mit der französischen Republik abgeschlossen hatte, entließ man auf Verwendung der Gesandten, Trouvet's, und später des bekannten Garat, die Verhafteten und erklärte sie für unschuldig. Medici erhielt das Liberetur bestens. Er blieb nun im Dunkel, bis er bei der ersten Invasion der Franzosen in die Bürgergarde trat, aus welcher ihn folgender lakonische Zettel wieder vertrieb: „Luigi Medici, Ihr seyd angewiesen, die achtbare republikanische Uniform abzulegen, da man Euch als einen schlechten Unterthanen und noch schlechtern Bürger kennt.“ Hierauf bald der einen, bald der andern Partei angehörend, ward er verschiedentlich verhaftet, endlich 1800 durch ein General-Indult befreit; worauf er sich gänzlich zurückzog. Nach einiger Zeit glückte es ihm, durch Kabalen und die Stellung seiner Schwester, wie behauptet wird, wiederum Einfluß zu gewinnen, und man hatte ihm nach Zurolo und Seralti die Finanzen anvertraut. Als die Franzosen zum zweiten Male einrückten, soll er den Plan gehabt haben, ihnen einen Theil der königlichen Familie in die Hände zu liefern. Da ihm Dieß nicht gelang, ging er mit nach Sicilien, wo ihn seine Verwaltung so verhaßt machte, daß man ihm die Finanzen abnehmen mußte. Als Lord Bentink dort ankam, ließ er sich als Gesandter nach London schicken, weil er mit Murat in heimlichem Verkehr stand. Nach der Schlacht von Leipzig erschien er in Wien und erhielt das Departement der hohen Polizei. In dieser Zeit beschuldigt man ihn, die verbotenen geheimen Gesellschaften beschützt zu haben, und erzählt eine Menge Intriken von solcher Art, daß man Mühe hat, sie zu glauben. Nach dem 7 Oktober 1815 übernahm der Prinz von Canosa die hohe Polizei, von welcher Stelle er jedoch bald nachher seine Entlassung verlangte, da er in die Maßregeln, die Medici im Staatsrath vorschlug, nicht eingehen wollte. Ueberhaupt wird Medici als ein fortwährender Verräther an seinem Könige geschildert; eine starke Behauptung, welche zu unterstützen viel Einzelnes vorgebracht wird! Der Verfasser berichtet, wie verschiedene Personen von der königlichen Partei im Kerker und Elend blieben, während man Muratisten belohnte; wie eine drückende Abgabe, zur Loskaufung der Sklaven eingeführt, auch noch nach der Expedition von Lord Exmouth erhoben wurde; wie er für seine eigene Rechnung einen unerhörten Kornwucher trieb; wie er bei der Belagerung von Gaeta, nach Einnahme der Stadt, die Belagerungstruppen verabschiedete, und die Belagerten in Sold nahm, weßhalb die Gebrüder Barbarelli, vorher tapfere und dem König ergebene Soldaten, Räuberhäuptlinge wurden; wie er das ihnen gegebene Wort brach und sie durch Verrath zu Grunde richtete. Bei den Unruhen, in denen der Kanonikus Menichini eine Rolle spielte, wird versichert, Medici sey an Allem Schuld gewesen, wobei der Verfasser sich auf Carascosa beruft. Man kann nicht ohne Staunen ein solches Gewebe von Schlechtigkeiten lesen! Was übrigens aus dem Privatleben Medici's, der, nicht ohne einige Animosität, ohnedieß hinlänglich schwarz gemalt ist, so wie aus dem seiner Familie außerdem noch Skandalöses erzählt wird, ist hier billiger Weise mit Stillschweigen übergangen worden.

Historische Scenen.

29 Juli, Mittags zwei Uhr.

Neffe (zurückkehrend). Endlich ist Alles beendigt! Das arme Volk — wie es sich tödten ließ!

Marquis. Ich sagte es Ihnen ja, dieß sey ein Aufstand, der von keiner Dauer seyn könne. Ich zweifelte keinen Augenblick am Erfolg. Was mich Wunder nimmt, ist, daß die Sache nicht bälder vorbei war.

*) Qualche cosa per la cioccolata ist eine gewöhnliche Redensart für eine Bestechung. Medici soll in Sicilien ein Mal 6000 Unzen per una cioccolata bekommen haben.

Neffe (der sich an den Tisch gesetzt und nur auf die letzten Worte Acht gegeben hat). Nicht bälder! Sie sind der Erste, den ich so reden höre. Wie! in drei Tagen alle Truppen aus Paris werfen — Das finden Sie zu langsam?

Rath. Was sagst Du? Gewinnt das Volk die Oberhand?

Neffe. Allerdings! Sie haben doch Nichts dawider?

Marquis Ich glaube, Sie machen sich über uns lustig. Die Truppen wären von Bürgern, von Krämern aus Paris gejagt? Ha, ha, ha!

Neffe. Warum nicht? Schon gestern hatte man das Stadthaus erstürmt.

Marquis (lachend). Ha, ha, ha! Warum nicht gar auch das Louvre und die Tuilerien?

Neffe. Wohl hat man Dieß auch gethan.

Marquis (noch stärker lachend). Und Sie glauben alle diese Gerüchte?

Neffe. Ich komme ja eben davon her; ich bin mit eingedrungen; wir haben die Schweizer in die Flucht geschlagen.

Marquis. Wir sind noch nicht am 10 August. So warten Sie doch!

Neffe. Da giebt es Nichts zu warten. Die ganze Linie hat sich dem General Lafayette unterworfen.

Marquis. Dem General Lafayette? Ha, ha, ha! Dem Kommandanten der Nationalgarde, nicht wahr? Ha, ha, ha!

Neffe. Freilich, mein Herr!

Marquis. Und Sie glauben, daß Se. Maj. in all Dieß einwilligen werde?

Neffe. Ja, weil Karl X abgedankt hat.

Marquis. Freundchen, legen Sie sich in's Bett; Sie sind krank!

Neffe. Lassen Sie mich doch essen, und wenn Sie Zeit haben, setzen Sie Ihre Brille auf, und gehen Sie in den sechsten Stock, so können Sie die dreifarbige Fahne auf den Tuilerien wehen sehen.

Rath (der einen Augenblick draußen war). Ja, mein lieber Marquis, man kann nicht mehr zweifeln; ich habe es mit meinen Augen gesehen; und noch mehr — man hat mir eine Kokarde aufgedrängt. Wenn Sie auch eine wollen ...

Marquis. Ich die Farben der Revolution tragen!

Rath. Indeß was kann man machen?

Marquis. So wären wir also wieder im Jahr 1795?

Neffe. Nein, wir schreiben jetzt 1830. Ei, wissen Sie schon, der Herzog von Orleans soll nach Paris kommen?

Rath. Wer sagt das?

Neffe. Es ist ein Gerücht. Auch behauptet man, Karl X habe ihn vogelfrei erklärt. Dieß wird uns aber nicht hindern, ihn zum König zu wählen.

Rath. Zum König! Nun gut, meinetwegen; ich sagte immer, die Monarchie kann nicht untergehen.

Marquis. Was meinen Sie nun?

Rath. Ich meine, daß ich meine Nationalgarde-Uniform holen soll. Vor Allem Ordnung und Sicherheit!

Marquis. Das wollen Sie? Unter Lafayette dienen?

Rath. Aber, mein lieber Marquis, lassen Sie doch ein Wort mit sich reden! Die Umstände sind ernst; ich bin Rath am königlichen — am National-Gerichtshof von Paris; Jeder kehrt vor seiner Thür. Gestehen Sie nur, daß Ihr Polignac ein Schafskopf ist.

Marquis. Rath, Rath, ich entziehe Ihnen meine Protektion!

Neffe. Und ich bewillige Ihnen die meinige, und geleite Sie sicher nach Hause.

Marquis. Mein Freund, Sie haben mir schon einmal das Leben gerettet, indem Sie mich den Händen des revolutionären Pöbels entrissen. Retten Sie mir heute die Ehre! Machen Sie, daß ich über die Straße kann, ohne die Farben der Jakobiner aufstecken zu müssen. Adieu, Rath! morgen reise ich nach der Vendée oder zur Emigration ab. Das ist die ehrenvollste Partei, welche Tapfere ergreifen können.

Rath (bei Seite). Ich kenne ihn; er macht es wie ich, und besinnt sich eines Andern.

Galanterie der Türken.

Miß Elwood erzählt in ihren Reisen folgenden Vorfall aus Kairo: „Unser Zug war wunderlich genug; voraus ritten zwei Janitscharen, ganz in Waffen; dann, Einer um den Andern — da es der engen Straßen wegen kaum möglich war, neben einander zu reiten — der General, dessen Adjutant, C., Osman Effendi, Hr. M. und ich, sämmtlich auf Eseln. Jeder von uns wurde von einem schmutzigen, halbnackten arabischen Treiber und sonstigen Bedienten begleitet. Die Türken nahmen ihre Pfeifen aus dem Mund, als wir vorüberkamen, und ich hörte sie deutlich: „Frankistan," rufen. Wir zogen an langen Reihen beladener Kamele, die von einem einzigen Manne geführt wurden, vorüber, sahen Türken auf Eseln und Mameluken auf Pferden, Jedermann vor sich niederreitend und absichtlich die Leute mit ihren fürchterlichen, schaufelförmigen Steigbügeln stoßend; besonders legte es Einer darauf an, seine tiefste Verachtung gegen die Franken auf jede Art zu beurkunden; sobald er aber eine Dame unter dem Zuge gewahrte, änderte sich sein ganzes Benehmen auf eine wunderhafte Art; sein stolzer Hohn ging mir gegenüber alsbald in die größte Höflichkeit und Artigkeit über; der geschliffenste Franzose hätte sein Pferd nicht graziöser zurückziehen und sein Bedauern mir zuvorkommender ausdrücken können, als ich ein Mal zusammenfuhr, weil mein Esel zufällig an sein Pferd anstieß. Ueberhaupt," setzt die Erzählerin hinzu — und sie mag die Richtigkeit ihrer Bemerkung mit ihrem eigenen Gewissen und mit ihren Landsleuten ausmachen — „überhaupt muß ich sagen, daß, was auch die andern Fehler der Türken seyn mögen, wenigstens ihr feines Benehmen gegen unser Geschlecht eben so hoch über dem der Engländer steht, als ihre angenehme Tracht diejenige der Franken an Majestät und Großartigkeit übertrifft."

Rom.

2) Sittenschilderung.

(Korrespondenz vom 3. August.)

Eine vor einigen Tagen hier vorgefallene Mordthat hat die Aufmerksamkeit des Publikums mehr auf sich gezogen, als gewöhnlich ist; denn meistens pflegt man über dergleichen weder Viel noch lange zu sprechen. Indessen ist auch schon seit geraumer Zeit die Klage ziemlich allgemein, daß Verbrechen der Art jetzt häufiger vorkommen als je; man sucht die Ursache davon theils in der Wiederherstellung der Asyle unter dem vorigen Papste, theils auch in frühern Begnadigungen höchst strafbarer Missethäter, woher sich unter dem Volke der Glaube verbreitet hatte, die Regierung wolle Niemanden mehr mit dem Tode bestrafen. Diese Idee hat so tiefe Wurzel gefaßt, daß, als neulich nach einem langen Zwischenraum ein Verbrecher, der seinen Bruder ermordet und Vater und Mutter geschlagen hatte, verurtheilt wurde, er es auf keine Weise glauben wollte, sondern, wie man erzählt, die Unterschrift zu sehen verlangte. Man versichert aus ziemlich glaubwürdiger Quelle, daß im Monat Julius gegen neunzig Messerstechereien vorgefallen seyen; drei Frauen brachten ihre Männer um, eine ihr Kind; die öffentlich angeschlagenen Listen einiger Legationen geben eine furchtbare Zahl Verbrecher dieser Art; man sieht nicht ein, wie ohne eine heilsame Strenge, welche die Regierung übrigens jetzt anwenden zu wollen scheint, diesem Verderben Maß und Ziel gesetzt werden soll. Der obenerwähnte Mord wurde an dem Thürhüter des kapitolinischen Museums der Statuen, einem achtzigjährigen Greise, durch einen Menschen von einigen und zwanzig Jahren verübt, der sein täglicher Gesellschafter war und gewöhnlich mit ihm zu Abend aß. Er kam in Begleitung eines Andern gegen neun Uhr Abends an die Thüre des unglücklichen alten Mannes, welche der Kapitolswache gerade gegenüber ist, pochte an und wurde als Freund und Bekannter eingelassen. Nach wenigen Augenblicken stürzte der Alte aus der Thüre und schrie nach der Wache. Die Leute eilten herbei; er war schon gefallen; ein Messer stak in seiner Brust und ein Strom von Blut bezeichnete den Weg, den er genommen. Die Thäter entsprangen, hinterließen aber einen Hut und ein Schnupftuch; ihre Absicht war gewesen, den Alten, bei dem sie einiges Geld wußten, zu berauben. Es gelang den Bemühungen der äußerst thätigen Gendarmerie bald, ihnen auf die Spur zu kommen; man fand die mit Blut bespritzten Kleider des Einen, dem auch der Hut gehörte, und er soll noch an demselben Abend die That eingestanden haben. Laut und allgemein äußerte sich der Unwille des Volkes und forderte schnelle und sichere Bestrafung der Verbrecher, wie man sie von der Weisheit und Gerechtigkeit der Regierung in einem Falle, der durch Nichts entschuldigt werden kann, wohl mit Gewißheit erwarten darf.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 271. 28 September 1830.

Manifest an die spanische Nation.

(Fortsetzung.)

Hofft Ihr Rettung von der Regierung, so müßtet Ihr vergessen, daß sie Eure Wunden schlug, daß sie Freude daran hat Euch zu unterdrücken. In einer frühern Periode strafften sechs Jahre Erfahrung alle Eure Hoffnungen Lügen; sechs fernere Jahre haben sie wiederum Lügen gestraft. Rechnet ihr Ihr auf Erlösung von den auswärtigen Mächten? Diese sind nur bei der Hand gewesen, wo es galt Euch Schmach anzuthun, einige von ihnen werden Eure Leiden stets mit Vergnügen, die übrigen stets mit kalter Gleichgültigkeit ansehen. Nie soll ein unterdrücktes Volk um kräftige und uneigennützige Hülfe über sein Land hinaus blicken; nie kann eine unabhängige Nation, ohne daß sie sich selbst entehrt und ihre politische Existenz bloß stellt, zugeben, daß ihre Beschwerden vor einem fremden Forum untersucht werden.

So laßt uns denn, so Gott will, uns selbst retten, denn so wir es nicht thun, so thut es Niemand für uns. Die Nation schwebt am Rand des Verderbens, warum sollte sie den Sturz nicht zu vermeiden suchen? Unterdrückt, unglücklich, der ihr gesetzlich zukommenden Bürgschaften beraubt, hat sie das unleugbare Recht zum Widerstand, um die alten Gerechtsamen und Freiheiten wieder zu gewinnen, welche ihr durch Bosheit und Gewalt entfremdet wurden. Eine gegen das Land feindselige Partei umgiebt den König und bildet oder leitet seine Regierung. Diese Partei verschließt das Ohr des Monarchen unserem Nothruf, und solange sie sich am Ruder behauptet, erlaubt sie dem Thron nicht, uns etwas Besseres zu gewähren. Es bleibt uns deßhalb keine andere Wahl, als daß wir uns gegen diese Partei erheben, damit der König uns höre, und die Vertreter des Volks in freier Versammlung die Rechte und Beschwerden der Nation prüfen und nach Gesetz und Gewissen beschließen und verfügen, was ihnen zum allgemeinen Wohl förderlich dünkt.

Schlagen wir diesen Weg ein, so könnten wir uns dreist auf die Vernunft, die Gerechtigkeit und die Dringlichkeit der Umstände berufen, wenn auch nicht die in Spanien seit Jahrhunderten herrschenden Grundsätze, die Beispiele, welche von unsern Altvordern an uns überbracht worden und die Gesetze des Reichs unser Betragen rechtfertigten. Ein ausdrücklicher Vertrag bestand zwischen unsern Vorfahren und ihrem König, worin Abrede getroffen war, wenn er ihre Rechte nicht wahrete, einen andern Monarchen zu kiesen, und bei der Huldigung gelobten sie ihm Gehorsam für den Fall, daß er ein gut Regiment führe, wo nicht, nicht. Wegen schlechten Regiments ward König Suintila mit seinem ganzen Hause aus dem Reich verbannt und seine Krone an Sisenando gegeben. Dieß geschah auf dem vierten Nationalconcil zu Toledo im J. 663; man faßte hier mit Zustimmung des Volks den feierlichen Beschluß, daß „weder dieser Fürst, noch sein Weib, noch seine Söhne je sollten in das Land zurückkehren, noch in die Ehren wieder eingesetzt werden, deren sie sich durch ihre Missethaten verlustig gemacht, und wie sie von Thron und Reich verstoßen worden, so sollten sie auch verwirkt haben, was sie ungerechter Weise an sich gebracht und Nichts mitnehmen, als was das Mitleid des neuen Königs ihnen vergönnen möchte.“ *) „Wegen vieler gesetzwidrigen und gewaltsamen Thaten, Hinrichtungen, Einkerkerungen, Erhebung ungerechter Abgaben und mancher andern Gott mißfälligen und der Gerechtigkeit zuwider laufenden und das Reich beeinträchtigenden Dinge, welche König Alonso X begangen,“ ward dieser Monarch im J. 1282 durch richterlichen Spruch der Kortes von Valladolid der königl. Würde entsetzt. **) In dem deßhalb erlassenen Dekret heißt es, er solle bloß den Titel König behalten, die Regierung aber und die Verwaltung der Rechtspflege, so wie die Festungen und die königlichen Einkünfte seinem Sohn Sancho übertragen werden. Weil Johann II bei einem Bürgerkrieg französische Truppen in's Reich führte, erklärte ihn Catalonien für einen „Feind des Staats.“ Weil Heinrich IV nicht auf die Stimme der Nation achtete, als sie ihn aufforderte, „den Beschwerden des Volks abzuhelfen, sich mit den Seinigen eines bessern Wandels zu befleißen und die in der Regierung überhand genommenen Fehler abzustellen,“ so verurtheilten ihn die Kortes von Avila im J. 1465

---

*) Id cum gentis consultu decrevimus, ut nec eundem vel uxorem ejus propter mala, quae commiserunt, nec filios eorum, unitati nostrae unquam consociemus; nec eos ad honores, a quibus ob iniquitatem dejecti sunt, aliquando promoveamus; quique etiam sicut a fastigio regni habentur extranei, ita et a possessione rerum, quas de miserorum sumtibus hauserunt, maneant alieni, praeter id quod pietate amplissimi principis nostri fuerint consecuti. Conc. Tolet. IV, 75.

**) S. die Chroniken und Zurita.

zum Verlust der Krone und der Insignien des Königthums, „mit der Feierlichkeit, welche die Vernunft und die alten Gebräuche des Reichs geboten." Unsere Geschichte bietet häufige Fälle dar, wo die Spanier sich vereinigten und offen gegen den König die Waffen ergriffen, wenn er sich seiner Gewalt überhob, welche er nach unsern Gesetzen „nur zum allgemeinen Besten empfangen hat," oder wenn er die ihm von diesen Gesetzen auferlegte Verpflichtung vergaß, „mehr für seines Volkes als sein eignes Wohl zu wachen, zu lieben und zu ehren den Großen, den Mittlern und den Kleinen, zu erhalten Eintracht unter seinen Unterthanen und zu seyn der Spender ihrer Gerechtigkeit, der Jedermann zukommen läßt, was ihm gebührt." *) Es giebt in Spanien keinen ältern und geheiligteren Rechtsbrauch als dieses nothwendige Erheben des Volks, um dem Despotismus Einhalt zu thun, wenn er die Nationalgesetze übertritt. Bis auf diesen Tag lesen wir in unserem Codex ein Gesetz, welches uns geradezu ermächtigt, „als einen Tyrannen zu behandeln selbst den rechtmäßigen Monarchen, wenn er seine Gewalt mißbraucht, um seine Unterthanen schwach und feig zu machen, indem er Zwietracht unter ihnen erregt, daß Keiner dem Andern mehr trauen kann, oder, wenn er darauf hinarbeitet sie arm zu machen, den Mächtigen zu zerdrücken, und die Weisen zu verderben, wenn er in seinen Staaten dem Volk verbietet sich zu versammeln und zu berathschlagen, und wenn er sich lieber Raths erholt und Sicherheit sucht für seine Person bei Fremden, als bei den Eingebornen des Landes." **) Wenn ein Fürst sein Ansehn auf solche Art mißkennt, so erlaubt, wie gesagt, das Gesetz dem Volk, ihn einen Tyrannen zu schelten und erklärt eine so verkehrte Herrschaft aus einer gesetzlichen und rechtmäßigen Regierung, die sie gewesen, in eine unterdrückende und gesetzlose Gewalt verwandelt.

(Fortsetzung folgt.)

Der Ararat.

(Fortsetzung.)

„Schaut den alten Agri-Dagh, das ist ein Berg für Euch, Aga's!" rief der Tatar. „Seht wie der alte grimme Gesell uns nach dem Zorn, worin er eben war, zulacht!" — „Bei Gott!" erwiederte einer der Franken, „so Was ist werth, daß man ein Paar hundert Meilen danach reitet und sich vom Regen durchschütten läßt!" „Welch ein Hochroth" entgegnete sein Freund, „und welch ein Orange! Wie es in Strahlenlinien zu uns herabzittert, und wie das Grau des Berges gegen den Glanz absticht, und wie magisch und duftig der höchste Pik emporsteigt in den warmen, gelben Himmel!" „Von welcher Art ist der Boden des Berges?" fragte nach einer Pause der ältere Reisende den Tataren; „er scheint sich mir ganz gerade und gleich emporzuheben? ist der Gipfel je bestiegen worden?" „Gerade und gleich? Alles eher als Das, nimm mein Wort drauf, Aga! Sieh jene dunkeln Schattenlinien; das sind Schluchten und Klüfte unerforschter Wildnisse; aber auch gutes Waideland trifft man da. Sieh dort jene sonnenrothe Anhöhe — den Yeilak *) des Sirdars; **) dort herum hält er sich selbst mit seinen Schafen und Heerden auf." — „Du bist demnach selbst auf dem Berg gewesen?" — „Ja, Aga, oft genug! das heißt so weit der Yeilak geht." — Warum nie höher?" — „Allah-il-allah! auf den Gipfel des Agri-Dagh! nein, Aga, und wenn ich darum selbst Sirdar würde unterfing ich mich eines so tollen Streiches nicht, so Etwas ist unmöglich!" — Warum unmöglich?" — „Was? Teufel, Gauls, der Tod wäre hinter Einem her; denn was ist der Berggipfel Anders, als deren Cheiwot? ***) Wer wird seinen Kopf in des Teufels eigenes Haus tragen! Ich habe Andre gesehen, die sprachen auch wie Du, Aga; aber Wer kann die Schrecken der tiefen Schlünde zählen, die Einen da oben angähnen! wie tief! wie schwarz! oh! Die Hölle ist nicht so fürchterlich, als diese dunkeln, zackigen Felsen und schaudrigen Abgründe voll Eis und Schnee, und die großen Ballen, welche jede Minute mit Donnergepolter in die Höhlen hinabschüttern; und Rauch steigt herauf und bildet — oh, es ist zu gräßlich, um nur dran zu denken; ein einziges Mal sah ich hin, und wandte meine Augen ab aus Furcht, was da kommen möchte!" — „Was Aergeres als Felsen und Schluchten, Freund?" — „Wie kann ich wissen, Aga, was aus Scheitanns †) eigener Höhle hervortreten mag? Es heißt die Teufel und Geister der untern Schluchten seyen noch Nichts gegen die Gauls und Gespenster, die oben in den Schneespalten hausen, und gegen die Eiskraken, Wesen von dämmriger, unaussprechlicher Gestalt, mit bleichen bläulichen Leibern, die geisterhaft um Einen her streichen und ihre augenlosen Blicke auf die Söhne Adams heften, bis sie Besinnung und Leben damit ausgesogen haben." — „Aber wenn noch Niemand sich in den Schnee hinauf gewagt hat, woher weiß man denn, daß es dort so schreckliche Dinge giebt?" — „O nein, Aga! nicht Niemand; es sind schon Leute hinauf gegangen, obwohl wenige wieder zurückkehrten, und noch wenigere bei Sinnen blieben. Einige wurden gänzlich dumm, andre raseten bis zum Tod, noch andre lachten und zitterten durch einander, wie Blödsinnige, antworteten auf keine Frage und schauderten jedesmal, wenn Schnee oder Eis vor ihre Augen kam. Und selbst die Wenigen, die bei Sinnen blieben, können nur geheimnißvoll über Das sprechen, was sie dort oben gesehen haben." — „Warum aber haben sie, wenn der Berg so übel berüchtigt ist, sich solcher That dennoch verwogen?" — „O Aga! zu welcher Narrheit verleitet die Menschen nicht das Geld, und auf welche Bahn führt nicht Andre der Aberglaube? Ihr wißt, Aga's, daß es heißt, die Arche Hosrot Noo's ††) sey nach der großen Sündfluth auf Agri-Dagh sitzen geblieben, und die Priester von Etschmiadsin — dem großen armenischen Kloster, das Ihr dort mit seinen drei schwarzen Kirchen seht — sagen, die Arche stehe noch immer droben. Dem Holz dieses Hauses legen die armen Ungläubigen mannigfache Tugenden bei, und verkaufen die kleinsten Stückchen um große Preise; ob es aber wirklich Holz von der Arche Noo's ist,

*) Gesetz 9 Tit. 1, Part. 2.
**) Gesetz 10, Tit. 1, Part. 2.

*) Sommeraufenthalt auf einem Berge.
**) Der die königlichen Truppen kommandirende General.
***) Wohnplatz.
†) Der Teufel.
††) Noa.

kann Gott allein wissen. Stets bemühen sie sich, Mehr von demselben zu bekommen, und ihr Chalifa *) sucht fortwährend hirnlose Gesellen, so Muselmänner als Armenier, zu überreden, daß sie für ihn holen. Die erstern thun es um des Goldes, die andern um des göttlichen Segens willen.

„Aber seht, Aga's," fuhr Kara Mustapha fort, „die Sonne ist untergegangen; wollt Ihr noch zeitig genug nach Eriwan kommen, um frische Pferde zu erhalten, so habt Ihr keinen Augenblick zu verlieren." — „Gut, Freund Mustapha! da Du jedoch unsre Neugier rege gemacht hast, so könntest Du, uns den Weg zu kürzen, eine von den wunderbaren Geschichten erzählen, deren Du als trefflicher Kissago **) so viele inn hast."

Sie ritten fürbaß, und der Tatar, geschmeichelt durch diese Anerkennung, begann, wie folgt: Unter der Regierung Aga Mohammed Schah's, während der tapfere Lutf Ali Chan noch um Reich und Leben im Süden und Norden Persiens stritt, lebte in diesen Gegenden ein mächtiger Häuptling, Namens Dusd Mohammed Chan, vom Suchaulu-Stamm — der die Walden von Aberan und Gumri in der Nachbarschaft von Eriwan bezieht — ein Plünderer der Wanderer und Karawanen. Eines Tages überfiel sein Gesindel ein armenisches Dorf, trieb das Vieh und Alles, was ihnen werth dünkte, weg, und schleppte eine Anzahl Knaben und Mädchen mit. Unter diesen war auch Anna, die Verlobte eines jungen Armeniers, mit Namen Gregor. Dieser hatte nicht sobald den Raub seiner Braut erfahren, als er sich trotz allen Gegenvorstellungen seiner Verwandten und Freunde nach dem Lager Dusd Mohammeds aufmachte, Nichts mit sich nehmend, als seine Waffen und das Abgeschabte von einigen Nägeln seines Heiligen, Sankt Georgs, das er in einem kleinen silbernen Gehäus um seinen Arm gebunden trug. Er beschloß, sich anzustellen, als suche er Dienste bei dem Chan, denn alle Welt wußte, daß Dusd Mohammed gern hübsche junge Gesellen als Pfeifenträger und Leibdiener um sich habe. Sein Anschlag gelang vollkommen; der Chan, der auf seine Schönheit und Wackerheit mit Lust blickte, nahm ihn sogleich an, und in kurzer Zeit ging er, prächtig herausgeputzt, unter dem Leib-Gefolge des großen Räubers. Da vernahm er denn mit Gewißheit, daß er die Geliebte im Harem seines Herrn suchen müsse. Aber das Glück war ihm nicht hold; denn als er sich an eine Landsmännin wandte, die als Magd im Harem diente, um durch sie einen Weg zu der armen Anna zu finden, ward sein Anschlag ruchbar und er alsbald in Banden vor den Chan geführt, der, weil schon mehrere Tage unpäßlich, in besonders übler Laune war. „Verfluchter armenischer Hund!" rief er; „Von welcher Schüssel des Unflaths hast Du gegessen? Gelüstet Dich nach dem Pfahl, oder möchtest Du von Pferden zerrissen werden?" Gregor sagte ihm freimüthig, was da wahr und gerecht war. „Was spricht der armenische Hund? Was hab' ich mit seiner Braut zu schaffen? Das ist ein Koth, den er ißt, um seine Frechheit zu entschuldigen! Aber er soll erfahren, daß Dusd Mohammed so gut Zähne als Augen hat, und sich keinen Schmutz ungerächt ins Gesicht werfen läßt. Sperrt ihn fest ein, Wachen, bis unser Beschluß bekannt seyn wird. Wir selbst wollen seine Bestrafung mit ansehen, und die soll ihres Gleichen suchen — für heut sind wir etwas unpäßlich."

(Fortsetzung folgt.)

*) Patriarch.

**) Geschichtenerzähler.

Neueste Schriften über Java.

Aus den Werken, die, besonders in den letzten vierzig Jahren, in Niederland über Java geschrieben worden sind, sollte man eine ganze Bibliothek zusammenstellen können, und doch scheint man noch nicht ein Mal über die Hauptgrundsätze, von denen man bei der Betrachtung dieser Insel ausgehen muß, einig geworden zu seyn. Um hier der Folianten zu geschweigen, die Daendels zu der Vertheidigung seiner Verwaltung schrieb, der Philippica von Polaner gegen dieses Regiment, der „javaner Kompagnie," worin Alles in rosenfarbenem Lichte erscheint, der „Anmerkungen" über das Eine und das Andere von einem alten Bewohner der Kolonie, des in gleichem Geiste verfaßten Werkes von Engelhard, die sämmtlich zu der Zeit der Herstellung des niederländischen Reiches im Orient die Presse verließen, so wird sich gewiß jeder unserer Leser der Verhandlungen in den Generalstaaten erinnern, welche Java zum Gegenstande hatten, und jeder Holländer gewiß der Rede, in der Van Alphen die alten holländischen Einrichtungen in Java anpries. Von dieser Ansicht scheint man indessen in der neuesten Zeit selbst in Holland sich immer weiter zu entfernen; wenigstens sind die beiden neuesten Schriften über Java, die uns zugekommen sind, obwohl beide von einer völlig verschiedenen Ansicht ausgehen, dem alten holländischen Zwangsystem auf das Entschiedenste entgegen.

Das Werk von de Haan: schetsen, aangaande de landelyke Administratie van Java, zoo als die geweest is, thans bestaat, en zoo als die in te rigten is (Leyden, 1829, 8.) giebt eine ausführliche Kritik der Zweckwidrigkeit der ganzen alten Verwaltung, so wie aller daraus in die gegenwärtige übergegangenen Einrichtungen; wogegen das englische, durch Sir Stamford Raffles eingeführte System beinahe auf jeder Seite das ungemessenste Lob erhält. Die kleine Schrift von de Wilde: De Preanger Regentschappen op Java gelegen (Amsterdam, 1830, 8.), dagegen meldet fast nur Thatsachen, die der Verfasser bei einem vierzehnjährigen Grundbesitze auf Java alle Gelegenheit hatte in Erfahrung zu bringen, die aber in der Hauptsache die Ansicht de Haan's vollkommen bestätigen. Dieser ist niemals in Indien gewesen, und rechtfertigt sich deßhalb im Anfange jenes Werkes darüber, daß er ohne persönliche Erfahrung über die niederländischen Kolonien zu schreiben wage; doch ist nicht zu verkennen, daß ihm Berichte zu Gebote gestanden haben müssen, die auf die genaueste Lokalkenntniß gegründet waren; und man kann daher de Haan beinahe mit gleichem Rechte wie de Wilde als Augenzeugen gelten lassen.

De Haan zeigt, daß der Grundirrthum der niederländischen Verwaltung, welcher alle anderen Uebelstände derselben nach sich zog, darin lag, daß man bei dem Erwerbe von Landbesitz auf Java, erst auf der N O Küste, darauf auch in dem Binnenlande und andern Gegenden, die alten Gesetze bestehen ließ, nach denen alles Eigenthum dem Souverän allein zugehört und die ganze Bevölkerung als Hörige desselben betrachtet wurde. Der Verf. meint, man hätte den Engländern folgen und das Besitzrecht, welches nach orientalischen Begriffen Niemand streitig machte, dazu anwenden sollen, der Bevölkerung die Freiheit zu geben und sie gegen die Verpflichtung zu einer bestimmten jährlichen Steuer der Willkür ihrer raubsüchtigen Tyrannen zu entziehen. Er nimmt zweierlei Arten von Sklaverei an: die politische, wo ein ganzes Volk dazu gebraucht wird, gegen einen unbedeutenden Lohn eine Masse von Produkten hervorzubringen, und die bürgerliche, wo der Sklave das Eigenthum eines besondern Herrn ist. Die letzte Art der Sklaverei herrscht in Westindien, die erste auf Java. Ein Fürst ist hier, nach der eigenen Ausdrucksweise der Eingebornen, „mit dem Eigenthümer eines Puppenspieles, die Unterthanen mit Marionetten zu vergleichen, während das Gesetz das Licht der Lampe ist, welche das Schauspiel erhellt." Der Sultan ist unumschränkter Herr über Leben und Vermögen seiner Unterthanen. Diese Verfassung haben die Holländer, indem sie die Rechte der eingebornen Fürsten über-

nahmen, beibehalten; die niederländischen „Regenten“ verfuhren mit den Unterthanen vollkommen nach Willkür, und die Kolonialregierung war unbekümmert darüber, ob dieser Druck zu dem Vortheile oder Schaden des Ganzen gereiche. Wichtig ist die Vergleichung, die de Haan bei dieser Gelegenheit zwischen dem Ertrage von Java und dem Ertrage anderer Kolonien mit ähnlichen Naturerzeugnissen anstellt. Während Java, von fünf Millionen Menschen bewohnt, ungefähr fünf und dreißig Millionen Pfund Kaffee und kaum zwei Millionen Pfund Zucker liefert, erzeugte das um mehr als zwei Drittel kleinere Domingo im Jahre 1788, wo es durch dreihunderttausend Negersklaven angebaut wurde, hundert drei und sechzig Millionen Pfund Zucker und acht und siebenzig Millionen Pfund Kaffee. Cuba, das dreihundert und zwanzig tausend Sklaven hat, versandte in der jüngsten Zeit aus der Havanna dreißig bis vierzig Millionen Pfund Kaffee und hundert neun und vierzig Millionen Pfund Zucker. Welch ein Unterschied zwischen diesem Reichthum und dem ärmlichen Ertrage, den in Java die Arbeit von wenigstens anderthalb Millionen Männern abwirft?

Die Engländer stellten auf Java überall das System der Willkürherrschaft und der Zwangsarbeit ab, und führten dagegen das Ryotwar ein, oder die Verleihung von eigenem Grundbesitz gegen die Verpflichtung zu einer gewissen Abgabe, die zuweilen die Hälfte, zuweilen ein Viertel des Ertrages ausmachte. Eine zweite Ernte und alle Gartenfrüchte waren frei. Die niederländische Regierung brachte bei ihrer Wiederherstellung im Ganzen Alles wieder auf den alten Fuß; denn wenn auch theoretisch die Rechte der Eingebornen auf ihren Grund und Boden anerkannt werden mochten, so wurden sie doch in der Praxis auf das Vielfachste gekränkt. Wie früher wurden die Eingebornen wieder gezwungen, für ihre Regenten zu arbeiten, und diesen nicht einen bestimmten Theil ihres Gewinnes, sondern in der That bis auf das Wenige, was zu ihrem eigenen Lebensunterhalte unumgänglich nothwendig ist, das Ganze abzutreten. Wenn dazu noch die drückendsten Frohndienste, unentgeldliches Vorspannen ganze Tagereisen weit und ähnliche Lasten kommen, so begreift man wohl, daß die thätigste und unermüdlichste Bevölkerung zulezt unter einer solchen Verwaltung erliegen muß.

Und gerade in diesen schwer gedrückten Gegenden — zwischen Buitenzorg, den batavischen Ommelanden und Cheriton — war es, wo im Jahre 1815 de Wilde mit einigen Mitheilnehmern eine Niederlassung gründete, die bald durch ihr schnelles Aufblühen den Neid aller benachbarten Häuptlinge auf sich zog. Statt des englischen Ryotwar von der Hälfte, begnügte de Wilde sich in den Ländereien, welche er angekauft hatte, mit einem Fünftheil der Feldfrüchte, versicherte einem Jeden das freie Eigenthum der Grundstücke, die er ihm anwies und führte eine Menge nützlicher Verbesserungen ein, wodurch er sich bei allen seinen Unterthanen ungemein beliebt machte. Sollte man es für möglich halten, daß die niederländische Regierung zu der Aufrechthaltung ihres Bedrückungssystems es für nöthig fand, die Anpflanzung de Wilde's eigenmächtig einzuziehen, und alle ähnlichen Kaufbriefe, durch welche Europäer von den eingebornen Fürsten Land erworben hatten, zu vernichten? Und wenn Dieß geschah, wie wir nach den Beweisen, die de Wilde beibringt, nicht länger bezweifeln dürfen, Wer kann sich darüber verwundern, wenn die unterdrückten Javaner ihre Rechte mit gewaffneter Hand zu vertheidigen suchten? — De Haan behauptet geradezu, daß das eigenmächtige Verfahren der Kolonialregierung in Bezug auf die Ankäufe von Europäern in den sogenannten Fürstenlanden die Hauptursache des gegenwärtigen — wie wir vernehmen jezt geendigten — Krieges sey. Die niederländische Regierung scheint Dieß ihrerseits selbst anzuerkennen, indem sie durch den Beschluß vom 17 Mai 1827 die aufgehobenen Pachtkontrakte in den Fürstenlanden wiederherstellte, und den javanischen Großen ausdrücklich das Recht zugestand, ihre Ländereien europäischen Pflanzern zu überlassen.

Die französische Geistlichkeit.

Auf dem gegenwärtigen Standpunkte zerfällt die französische Geistlichkeit in zwei sehr verschiedene Abtheilungen. Die eine, von unduldsamen und ehrsüchtigen Planen beseelt, nährt, so viel ihr möglich ist, den Aberglauben unter den niedrigen, den Fanatismus unter den höhern Ständen, und sucht auf jede Weise diejenige Ordnung der Dinge wieder einzuführen, welche in früherer Zeit der Kirche eine so große weltliche Gewalt und so viele irdische Güter zutheilte. Ihr Hauptabsehen scheint für jezt auf die Wiedererlangung des Rechts gerichtet, sich Grundeigenthum zu erwerben. Diese Partei, wie groß oder klein nun ihre Anzahl sey, ist mächtig durch ihren Glaubenseifer, und gefährlich durch ihren Ehrgeiz. In der Regel aber besteht sie aus Leuten von wenig Urtheil, welche ihren Zweck durch das Ungestüm, womit sie denselben verfolgen, selbst wieder zerstören. Ihre tolle Intoleranz und durchgängige Widerspenstigkeit bringt wenigstens den erleuchteten Theil der Nation auf, wenn er dem gemeinen Volk auch imponirt, oder sogar ehrwürdig vorkommen mag. Keineswegs aber ist diese Partei als der Typus des ganzen französischen Klerus anzusehen, dessen Mehrzahl als eine liebenswürdige, gebildete und wohlthätige Menschenklasse erscheint. So war z. B. der verstorbene Erzbischof von Paris das Muster eines würdigen Prälaten, und sein Benehmen während der Verhandlungen über das Sakrilegiengesez gereichte ihm zur höchsten Ehre. Auch im Privatleben der höhern Geistlichkeit stoßen wir auf viele Beispiele jener liebenswürdigen Tugenden, welche uns die Religion in der Persönlichkeit ihrer Lehrer theuer machen. Enoch, Bischof von Rennes, war einer der edelsten Menschen; er vereinigte mit jener klaren Heiterkeit, die immer das Merkmal eines reinen Herzens ist, die unbegrenzteste Wohlthätigkeit; er gab Alles, was er hatte, und wenn Dieß seine Bescheidenheit verheimlichte, so zeugte sein abgetragener Chorrock laut dafür. Seine Nächstenliebe war die wahre Liebe des Herzens; er wollte Alles um sich her glücklich sehen. Nach einem französischen Gebrauch darf in Gegenwart eines Bischofs nicht getanzt werden. Bemerkte der Bischof von Rennes beim Besuch eines Bekannten, daß seine Gegenwart die Lust der jungen Leute gestört habe, so begab er sich sogleich in ein anderes Zimmer, indem er jene zu vergessen bat, daß er im Hause sey, und sie „fröhlich und gut“ seyn hieß, „denn Dieß sey Gottes Wille.“ Der Bischof eines andern Sprengels antwortete dem Präfekten auf die Frage, warum er die entferntern Gegenden seiner Diöcese nicht lieber im eigenen Wagen statt der Miethkutsche bereise: „Kaufte ich mir selbst eine Kutsche, so könnte ich keine anschaffen, die mehr als zwei Personen faßte; bei meiner Gewohnheit aber, jeden Geistlichen, der mir zu Fuß begegnet, in mein Gefährt zu nehmen, habe ich oft wirklich mehrere bei mir, als dasselbe schicklicher Weise halten kann.“ Auch der Dorfpfarrer ist in der Regel ein treuer Hirt seiner Heerde, und Wohlthätigkeit seine erste Tugend. Ein junger Geistlicher verkaufte während der Theurung in Lyon sein ganzes, sehr beträchtliches Privateigenthum, und speiste die Armen mit dem Erlös. Ein Dorfpfarrer begegnete einem alten Mann, der ihn um ein Almosen ansprach. „Ich kann Nichts geben“, erwiederte er, „ich habe kein Geld.“ „Aber mich friert“, entgegnete der Alte, und wies auf seine nackte Brust und Kehle. Sogleich nahm der Pfarrer die eigene Halsbinde ab und gab sie dem Bettler mit den Worten: „Da mein Freund; vielleicht kann ich die Kälte besser vertragen als Ihr“; und er wußte nicht, daß sonst ein Zeuge um ihn war.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 272. 29 September 1830.

Der Ararat.

Fortsetzung.

Aber das Schicksal ward jetzt freundlich gegen Gregor; denn die Krankheit des Chans nahm so schnell zu, daß er noch vor der Stunde des Abendgebets in einem brennenden Fieber lag, und alle Geschäfte, vornehmlich aber Exekutionen, bis zur Entscheidung seines Zustandes, aufgeschoben wurden. Der nächstfolgende Tag verging unter Angst und Zweifeln; die gelehrtesten Aerzte wurden beschickt, kein Mittel blieb unversucht; aber umsonst! die Krankheit wuchs, das Lager war in höchster Bestürzung. Vor Nacht trat Phantasiren ein; der Chan schwatzte verwirrt von Blut und Raub, geschändeten Weibern, in Stücken gehauenen Männern, brennenden Dörfern und feurigen Händen, die ihn ins Herz zwickten! Die Aerzte wußten sich nicht mehr zu helfen; alle aber kamen darin überein, daß die Krankheit von ausnehmend heißer Natur sey, und nur durch die kältesten Mittel erfolgreich bekämpft zu werden vermöge. Darum legten sie ihm Eis auf Haupt und Lippen und flößten ihm Eisscherbet und Essig in die Kehle; aber all Das war wie auf ein glühendes Eisen gegossen, und thaute in Dunst auf. „Alles ist eine Narrheit und Gott ist groß!" rief endlich der weise Hakim Chuschhal Ali aus; „Nichts auf Erden kann den Chan retten; wir müßten denn einen von den Kirm-i-yehk oder Eiswürmern in die Hände bekommen, die in dem ewigen Schnee von Agri-Dagh sich aufhalten." „Und wie, in Allas Namen, sind diese zu kriegen, o Hakim?" fragte die Chanom oder oberste Gemahlin von Dusd Mohammed, die hinter einem Vorhang des Gemachs sitzend den Gesprächen der Aerzte aufmerksam zuhörte; „Inschalla! sind sie mit Gewalt oder Geld zu erlangen, so soll mein Herr und mein Gemahl — Segen sey auf ihm — nicht wegen Mangels derselben umkommen!" — „Möge der Reichthum der Chanom sich mehren," erwiederte der Arzt, „möge Gott das Leben ihres Gemahls erhalten, aber jenes wundersame Thier kann bloß durch die Liebe eines ergebenen Sklaven oder Dieners oder Freundes erlangt werden. Ein solcher muß sich gefaßt halten, mit allen Schrecken des Todes und der Hölle um den Eiswurm zu kämpfen."

Dieser Bericht verbreitete sich alsbald im ganzen Lager und auch Gregor vernahm ihn von seinem Kerkermeister. „Aber wo ist der Delhi Chan" *) sagte der Kerkermeister, „der einen Eiswurm holen möchte? Und fände er sich auch, wie wüßte er das Thier zu packen?" — „Ich will hingehen und einen holen," sagte der Jüngling. „Pona-bi-choda, **) Du hast das Herz am rechten Fleck," erwiederte der Kerkermeister; „vielleicht sind Dir die Teufel und Ghuls so gnädig, als unser Herr Chan Dir seyn dürfte, so er geneset. Ich will gleich mit der Chanom sprechen, und bin den Augenblick wieder da!"

Um es kurz zu machen, Aga's, der junge Mann ward losgelassen und schwor, daß es die Chanom, die hinter einem Vorhang saß, deutlich vernehmen konnte, er wolle den Berg besteigen und nach einem Eiswurm suchen, anbedingt, daß, falls er lebendig wiederkomme, ihm Anna zurückgegeben werde — (ging nur noch ein Dutzend mehr, dachte die Chanom) — und er Freiheit haben möge, mit ihr hinzugehen, wohin ihm beliebe. Damit nahm er seinen Säbel und seine Flinte und die Nägelschabsel des heiligen Georg, und verließ eiligst das Lager.

Schon war er weit über das letzte Dorf am Fuß des Berges hinaus, als er nach einem höchst mühvollen und gefährlichen Weg sich plötzlich auf einem ebenen Grund befand, der sich, so weit er in der unterdessen hereingebrochenen Nacht zu unterscheiden vermochte, mehrere Ellen weit unter einem Felsen hinzog. In dem Felsen erkannte er deutlich eine Oeffnung, weil sie noch schwärzer war, als die Nacht, zog seinen Säbel und trat hinein. Eine Weile tappte er im Dunkeln fort, bald aber gewahrte er einen schwachen Lichtschimmer. Vorsichtig ging er darauf zu und entdeckte, daß es glimmende Kohlen waren. Er blies sie zu einem Feuer an, dessen Glanz ihm die Höhle eines Santons zeigte. In einem Winkel lag eine Matte auf Gras und dürrem Laub; neben ihr stand ein zerbrochenes irdenes Gefäß, das etwas Wasser enthielt. In einem andern Winkel erleuchtete die lodernde Flamme das Zeichen, welches die Armenier und andre Anhänger Hosrot Issa's ***) so hoch verehren. Ein Bewohner aber war nirgends zu sehen. Nachdem Gregor von einem Stück Brod gegessen, das er bei sich hatte, und von dem Wasser in der Scherbe getrunken, auch die Kohlen noch einmal zusammengescharrt, warf er sich auf

*) Tollkopf.

**) „Schatten des Allmächtigen!" — Ein persischer Ausruf der Verwunderung.

***) Jesus.

die Matte, und schlief ein. Morgens als er aufwachte, sah er bei dem Licht, das vom Eingang her drang, wie sich ein Alter über ihn herbeugte, dessen einzige Kleidung aus Schaffellen bestand, dessen Haupt- und Barthaar zusammengebunden war, und dessen Arme und Beine mit einer Art grauer Wolle bedeckt schienen. „Auf, mein Sohn!" rief der Alte, „der Morgen graut, der Tag ist lang, die Noth ist groß." „Vater," sagte Gregor, und rieb sich die Augen, ob er auch wache, „Du sprichst, als ob Du mich und meinen Wunsch kenntest; sag mir, wie ich erlange, Was ich gern möchte." — „Vorwärts! mein Sohn, vorwärts! keine Zeit verloren. Doch ja, koste noch vorher von dem Wein und dem Brod da; sie werden Dich stärken in der Stunde der Gefahr; und nimm diesen Kranz von dunkeln Perlen — aus dem Stein gemacht, den Noa dem Herrn zum Altar aufrichtete — sie besitzen eine besondere Tugend; wird Dein Geist verfinstert, daß Du nicht weißt, wohin Deinen Schritt zu wenden, so nimm eine von den Perlen und wirf sie auf den Boden, und geh nach der Richtung zu, in welcher sie fortrollt. Diese menschlichen Waffen aber laß zurück; sie taugen nicht für den Kampf, den Du zu bestehen gedenkst." Damit zog der Alte eine Perle aus dem Kranz und warf sie auf den Boden vor dem Eingang der Höhle; und zurück prallte sie von dem harten Boden, und rollte den Berg aufwärts, daß Jeder, der es gesehen hätte, erstaunt wäre; und Gregor folgte dem Weg, den sie andeutete.

(Schluß folgt.)

Manifest an die spanische Nation.

(Fortsetzung.)

Nichts desto weniger, indem wir uns bewogen finden die Ersten zu seyn, welche den Nationalruf ertönen lassen, ist es nicht unser Vorschlag einen andern Monarchen zu wählen, noch unser Rath, daß man die obigen Beispiele auf den vorliegenden Fall anwenden solle. Wir machen von dem Recht, welches uns das Gesetz giebt, keinen Gebrauch, so starke Gründe wir auch dafür hätten, es in Anspruch zu nehmen. Nicht erheben wir unsere Stimme gegen den König, noch gegen das rechtmäßige Ansehen des Thrones, das wir achten und das wir zu achten fortfahren werden, wofern es nach den Gesetzen und innerhalb der Grenzen, welche sie und die Vernunft vorstecken, ausgeübt wird; wo aber anders, so verfallen seine Handlungen eben damit dem Gesetz, wornach königliche Dekrete wider Recht, Gesetz oder Brauch erlassen, ohne Werth und Geltung sind. *) Gehorsame Unterthanen, so wir gesetzlich regiert werden, empören wir uns nur gegen diese antisociale übermüthige Rotte, welche den König und das Reich beherrscht, und um ihrem Groll, ihrem Ehrgeiz und ihrer Habsucht zu fröhnen, die Nation in einem Zustand von Knechtschaft, Elend, Zwietracht und Erniedrigung hält; wir empören uns nur gegen diese verderblichen Feinde des Königs, welche ihn vor der Welt entehrt, sein Volk muthwillig ihm entfremdet und Nichts ihm übrig gelassen haben, als ein Leben voll Angst und Unsicherheit selbst im Schoß seiner Familie; wir empören uns gegen diese „Verräther," denn so bezeichnet werden sie in unseren Gesetzen, weil sie das Reich in Verwirrung setzten und ihm Schmach anthaten; *) weil sie „sich unterfingen und noch unterfangen, den König um Ehre und Würde zu bringen;" **) weil sie „ihn vom Pfad der Klugheit abirren, sein Geld und Gut verprassen und seinen Namen zu einer Lästerung machen lassen unter den Menschen;" ***) weil sie ihm diese Dinge nicht nur nicht verwehren, sondern ihn sogar dazu aufmuntern; gegen diese Verräther, sagen wir, welche, nachdem sie lediglich um sich einen Hinterhalt zu verschaffen, „mit den Feinden Einverständniß gepflogen, das Reich schmählich anzufallen," ****) es jetzt fremden Geheißen und Einflüsterungen unterwerfen.

Gegen solche Verbrecher uns zu empören ist nicht bloß ein Recht, sondern es ist eine heilige Pflicht, welche uns das Gesetz einschärft, indem es uns aufträgt: „den König vor sich selbst zu bewahren, und nicht zuzugeben, daß er wissentlich Uebels thut weil seine Seele sonst möchte verloren seyn; noch ihm zu erlauben, daß er Unrecht begeht, seinen Leumund schändet, oder dem Reich großen Schaden zufügt; †) ja indem es uns befiehlt, „für ihn mit Rath und That auf der Hut zu seyn und nach Gewährschaften zu suchen, um ihm Abscheu vor solchen Thaten einzuflößen oder Zaum anzulegen, daß sie nicht geschehen können, und daß, so ihm Etwelche dazu dienlich seyn möchten, sie in Gewahrsam genommen werden." ††) Da alle andern Mittel jetzt vergebens wären, so ist es unumgänglich nothwendig, daß wir uns zur Wehr setzen und die Personen, welche der Nation und dem König zum Schaden sind, zur Haft bringen. Thun wir Dieß nicht, so gehören wir selbst in die Klasse der Verräther sintemal dasselbe Gesetz „diejenigen, welche ihn bewahren können und diese Pflicht verabsäumen, des öffentlichen Verraths schuldig" erkennt. Unter einer gleichen Verantwortlichkeit befiehlt ein anderes Gesetz, „uns zu waffen und zum Obstand zu eilen gegen die innern Feinde, welche des Reiches Frieden stören, um nach bösem Gelüste darin zu schalten;" und es ergeht in diesem Fall das Gebot „an Alle, so über vierzehn und unter siebzig Jahre sind, daß sie sich zusammengesellen und mit ihren Händen, ihren Mannen und ihrer Habe Beistand leisten und, so Alles nicht helfen will, daß auch die Weiber beitreten, um ein so groß Uebel zu bewältigen." †††)

Nichts desto weniger ist unser Aufstand nicht gegen diese Partei gerichtet, sondern hat zum einzigen Zweck die Rückführung des Königs zu seinem Volke und die Wiederaufrichtung der Unabhängigkeit und Freiheit der Nation, auf daß das Land, repräsentirt in seinen Kortes, ein gutes Regiment einsetze, dessen wir so sehr bedürfen, mit Gewährleistung der gesetzmäßigen Freiheiten und Rechte, die uns stets angeboren und ohne welche aller gesellschaftliche Verband ein Ende nimmt; daß es diese Rechte des Volks festgründe, welche unsere Unterdrücker in dem Dekret vom 14 Mai

*) Ges. 10, Tit. 1, Part. 2. Nov. Rec.

*) Gesetz 5, Tit. 19, Part. 2.

**) Gesetz 1, Tit. 7, B. 12 Nov. Rec.

***) Ges. 25, Tit. 13, Part. 2.

****) Ges. 1, Tit. 8, B. 12 Nov. Rec.

†) Ges. 25, B. 13, Part. 2.

††) Ebend.

†††) Ges. 3, Tit. 19, Part. 2.

1814 selbst für eben so unverletzlich als die Rechte des Throns erklärt haben.

Unser Vorschlag ist nicht die Wiederherstellung der Verfassung von 1812. Da noch ungewiß, ob die Nation sie als die passendste betrachtet, so kommt uns nicht zu, ihrem Entschluß vorzugreifen sondern wir sehen vielmehr demselben vertrauungsvoll entgegen. Aber Was wir im Namen der Gerechtigkeit verlangen, ist, daß die Nation sich frei vereinbare, um über diese Frage zu rathschlagen, und wir haben ein unbestreitbares Recht darauf zu bestehen, so sehr auch der Despotismus der Regierung sich sträubt, welcher dadurch nicht minder das öffentliche Interesse benachtheiligt, als er die feierlichsten Verpflichtungen bricht, und den Gehorsam gegen die Gesetze verleugnet, zu deren Beobachtung der König durch seine Thronbesteigung verbunden ward. In diesen Gesetzen liest man geschrieben, es sey „nothwendig bei großen und schwierigen Angelegenheiten des Reichs die Kortes zu versammeln, damit Alles mit Beiziehung ihres Raths verhandelt werde, wie unter früheren Königen geschehen. *) Sollte es Größeres und Schwierigeres zu berathen geben, als wo es gilt für den unglücklichen Zustand Abhülfe zu finden, in welchen die Nation gebracht ist?

Die Verfassung von 1812 wurde umgestoßen. Aber Wer entband denn damals den König der Pflichten gegen die alte Verfassung und die uns in Kraft der Gesetze, auf welchen diese Verfassung beruht, gebührenden Rechte, in Kraft der Gesetze, die nie aufgehoben oder widerrufen wurden, die also noch immer vollgültig sind? Die offene und fortwährende Verletzung dieser Gesetze durch den König, im Angesicht seiner zahlreichen Versprechungen, verleiht einer Gewalt den Charakter des Despotismus, welche dergestalt „auf ihren Privatvortheil erpicht ist, daß sie eher den Schaden des Landes als das gemeine Wohl Aller fördert;“ **) einer Gewalt, welche das Grundprinzip des Staates umkehrt, nach welchem die Verfassung Spaniens von der Wiege der Monarchie an — wie Dieß der König in dem obenerwähnten Dekret vom 4 Mai 1814 selbst zugesteht — ihrem Wesen nach gemäßigt und repräsentativ war. (Forts. folgt.)

*) Ges. 1, Tit. 8, B. 5 Nov. Rec.
**) Gesetz 2, Tit. 4, B. 5 Nov. Rec.

Stimmen in der Luft.

An die Berichte von den wunderbaren „Stimmen von oben“, worüber schon mehrere Gelehrte, z. B. Hafner, Schubert, neuerer Zeit Autenrieth, geschrieben haben, schließt sich folgende Erzählung eines Reisenden an, den das New Monthly Magazine vom August d. J. anführt, ohne übrigens die Quelle, woraus es schöpft, näher zu bezeichnen. „Im Herbst 1828, auf einer Reise durch die Hoch-Pyrenäen begriffen, verließ ich Bagnèses de Luchon um Mitternacht, in der Absicht, die Höhen der „Porte de Benasque“, eine der wildesten, höchst romantischen Grenzmarken zwischen Spanien und Frankreich, zu besteigen, von deren Gipfel das Auge mit Einem Blick über die unnahbaren Gräten der Maladetta, des höchsten Punktes im Pyrenäenzug, hinfliegt. Nachdem wir uns durch dichtes Gehölz und Schluchten durchgewunden, gewannen wir Morgens gegen zwei Uhr das Hospiz, von wo wir, nach kurzer Rast, mit dem ersten Tagesgrauen zu dem engen senkrechten Felsenpaß aufbrachen, der mitten durch das Gestein emporsteigt. Ich will hier nicht die einzelnen Züge des herrlichen Schauspiels beschreiben, das sich plötzlich vor unsern Augen aufthat, als wir aus dem mächtigen Portal herausstraten und auf spanischem Boden standen; noch die Empfindungen, welche uns unbeweglich an diesen Fleck fesselten, als wir mit wortloser Bewunderung auf die einsame, öde, wenn ich so sagen darf, geisterhafte Gestalt der mit Recht sogenannten Maladetta hinüberschauten. Ich führe dieselbe bloß an, um zu bemerken, daß wir höchst betreten wurden über einen dumpfen, langsamen, klagenden, der Windharfe ähnelnden Ton, der allein durch das todtengleiche Schweigen daherbebte, und offenbar von jenen mächtigen Massen ausging, obwohl wir uns vergebens bemühten, irgend einen bestimmten Ort seines Ursprungs oder eine Ursache dieser schauerlichen Töne ausfindig zu machen. Die Luft war vollkommen ruhig, der Himmel wolkenlos, und die Atmosphäre hatte denjenigen außerordentlichen Grad von Durchsichtigkeit, den nur Diejenigen sich vorzustellen vermögen, welche mit hohen Gegenden südlicher Klimate bekannt sind; einen Grad, vermöge dessen ein schöner Stern, der während der Morgendämmerung unsere Aufmerksamkeit an sich gezogen hatte, noch um Mittag in unserm Zenit sichtbar war. Also wäre schon durch's bloße Auge, geschweige durch ein Fernrohr, ein etwaiger Wasserfall, der jene Töne hervorgebracht hätte, hinlänglich sichtbar gewesen; aber nirgends zeigte sich ein Waldbach, und das Bett des einzigen vorhandenen, unten im Thal, war beinahe gänzlich ausgetrocknet. Ich will nicht behaupten, daß die Sonnenstrahlen, welche eben in jenem Augenblick in voller Glorie auf jeden Punkt der schneeigen Höhe sich warfen, irgend einen Antheil gehabt, die Saiten des Berges in Schwingung zu setzen; muß jedoch bemerken, daß, als ich mich einige Tage später noch einmal allein nach dem Orte begab, und zur selben Stunde an demselben Fleck stand, ich vergebens auf die klagenden Töne horchte. Die Luft war eben so ruhig, aber die Sonne von Wolken bedeckt, und ein dichter Nebelschleier hing über dem größern Theil des Gebirges.“

Schicklich reiht sich an die eben gegebene Geschichte einer unerklärten Naturerscheinung folgende Notiz desselben Journals über ein Phänomen an, dessen mitgegebene Erklärung wenigstens noch problematisch seyn dürfte.

„Ein ausgebreitetes Schiffssegel, durch einen leichten Luftzug konkav geworden, ist ein guter Schallsammler. Auf einem Schiff, das der brasilianischen Küste entlang fuhr, sagt Dr. Arnott, geschah es einst, daß an einer Stelle, wo das Land weit außer dem Gesichtskreis lag, die Leute an einer bestimmten Stelle des Verdecks fortwährend ganz deutlich den Ton von Glocken vernahmen, als ob man zu einem Freudenfest läutete: Wer immer an Bord war kam und überzeugte sich durch die eigene Empfindung. Einige Monate nachher versicherte man sich, daß gerade um jene Zeit die Glocken der Stadt San Salvador an der brasilianischen Küste wegen eines Festes geläutet wurden. Ihr Laut, begünstigt von einem leichten Luftzug, war also mehrere hundert englische Meilen über das stille Wasser hingezogen, und hatte in dem Segel durch dessen augenblickliche Lage einen Fokus gefunden. Es erhellt daraus, daß sich eine Maschine fertigen ließe, welche dasselbe Verhältniß zum Schall hätte, wie das Teleskop zum Auge.“

Chinesische Sophisten.

(Mitgetheilt von Heinrich Kurz.)

Das Ende des dritten und der größte Theil des vierten Jahrhunderts vor Christi Geburt ist eine in der Geschichte von China höchst bedeutungsvolle Zeit. Die von Lao-tse auf der einen und von Khung-tse auf der andern Seite gestifteten Schulen gewannen immer mehr an Ausbreitung, und in dem schwachen, seinem Untergange oder vielmehr seiner Wiederbelebung entgegen eilenden Staate frei und zwanglos sich bewegend, konnten sie alle Früchte zur Zeitigung bringen, die in ihnen, als Keime, schlummerten. So wird es nicht auffallen, wenn wir bemerken, daß, während sie als feststehende, in sich abgeschlossene Systeme betrachtet, zwar nur wenige und unter diesen beinahe gar keine geistreichen Anhänger zählten; nichts desto weniger neue Lehrformen sich aus ihnen entwickelten, welche, mehr oder weniger auf der Grundlage der ältern aufgeführt, darauf hin arbeiteten, das Gebiet der philosophischen Begriffe zu vervollständigen. Wir werden daher die reinen Naturphilosophen erscheinen sehen, wir werden den Mystikern, den Eklektikern — in deren Bestreben es lag, die beiden Hauptsysteme, das des Lao-tse mit dem des Khung-tse in ein einziges Ganzes zu verschmelzen — wir werden endlich auch den Skeptikern und Sophisten begegnen. Es ließe sich leicht darthun, wie auch hier diese Systeme mit Nothwendigkeit auf einander folgen, und wie sie mit Tschuchi oder Tschutse den Kreis alles in China möglichen Philosophirens beschließen mußten; Dieß kann aber hier unser Zweck nicht seyn. Denn wir beab-

sichtigen in diesen Mittheilungen nichts Anderes, als nach und nach auf die wichtigsten Perioden oder Männer der chinesischen Geschichte aufmerksam zu machen, und zu beweisen, daß es sich wohl der Mühe verlohne, die bis jetzt so sehr vernachlässigte chinesische Sprache, Geschichte und Literatur näher in's Auge zu fassen; durch die Auszüge aus den Originalschriftstellern, die wir liefern, hoffen wir, mit der Sache selbst auch zugleich den Geist des Volkes am Besten darzustellen.

Beinahe alle Philosophen dieses Zeitraums standen zu Mengtse in dem Verhältnisse entweder von Anhängern oder von Gegnern; auch kommen sie sämmtlich in seinen verschiedenen Werken vor, öfters sogar werden sie redend eingeführt; ob sie selbst Schriften hinterlassen haben, weiß ich nicht; doch bezweifle ich es kaum, wenn ich auch nicht wagen möchte, es für bestimmt zu behaupten.

Mengtse, darin stimmen alle chinesischen Schriftsteller überein, und wir können es aus seinen hinterlassenen Werken ersehen, war ein warmer Anhänger der Schule Khungtse's: Tsesse, einem Enkel des großen Meisters, verdankte er seine Bildung. „Er hatte," sagt Tschutse, „die Erbschaft Khungtse's übernommen, indem er seine Grundsätze weiter verfolgte;" wie der Stifter seiner Schule, war er durchaus Moralphilosoph, und strebte danach, die Menschen höchstmöglich glücklich zu machen, indem er sie in einem auf Gerechtigkeit und Tugend gegründeten Staate vereinigen wollte. Seine Philosophie hält sich daher gänzlich auf empirischem Boden, und selbst die zwei obersten Forderungen — Gerechtigkeit und Tugend — waren ihm nur aus dem wirklichen Leben klar geworden. Ein Jesuit führt irgendwo sein System auf folgende Punkte zurück: „Der Mensch ist von Natur durchaus gut, und fähig, alle Tugenden auszuüben; er würde deßhalb, so er den natürlichen Weg verließe, nur zum Schlechten übergehen. Um bei seiner natürlich guten Anlage zu bleiben, ist nothwendig, daß er seine Pflichten als Mensch und als Gesellschaftsglied erkenne und ausübe; Dieß aber ist nur durch Selbsterkenntniß und durch Erkenntniß der Andern möglich."

Alle Philosophen, welche dieser Ansicht nicht huldigten, wurden von Mengtse bekämpft, vorzüglich diejenigen, welche den Weg der Erfahrung verließen; er erblickte in ihnen nur Störer der öffentlichen Ruhe. Kurz vor Mengtse waren zwei Männer aufgetreten, die jetzt noch in China als Erz-Irrlehrer gelten. Der Eine, Yangtschu (auch Yangschi, Yangtse und Yang genannt), hatte als obersten Grundsatz aufgestellt, „sich lediglich auf sich zu beschränken, und die andern Menschen, selbst des Kaisers heilige Person, durchaus keiner Beachtung zu würdigen." Sein System ist augenscheinlich eine Abart der Religionsphilosophie des Lao-tse. Allein auch die Schule des zweiten dieser Männer, obgleich mit der des erstern in geradem Widerspruch, scheint aus jener Religionsphilosophie entsprungen. Nach Me, auch Meti und Metse genannt, soll man „die Menschen, ohne Rücksicht auf Verwandtschaft und sonstige Bande, gleich lieben und schätzen, und somit sein ganzes Leben auf das Glücklichmachen Aller verwenden." Mengtse beklagt sich, daß diese Lehren das ganze Reich überfluthet hätten; „Wer nicht zur Schule des Yang sich bekennt," sagt er, „der ist sicherlich ein Anhänger des Me; die wahre Weisheit aber, die Schule des Khungtse, geht schmächlich unter." Ich habe noch nicht ausfindig machen können, wann diese Beiden eigentlich geblüht haben; aus Mengtse scheint jedoch hervorzugehen, daß sie zu seiner Zeit nicht mehr am Leben waren; wenigstens ist er mit ihnen in keine unmittelbare Berührung gekommen. Dagegen hatte er ziemlich häufigen Verkehr mit ihren Anhängern, unter Andern mit Itschi oder Itse.

(Schluß folgt.)

Der französische historische und literarische Pastetenbäcker. Leipzig 1830.

Ich weiß wirklich nicht, ob dieß Werkchen in Deutschland schon erschienen ist, denn ich habe nur einige Bogen davon gesehen, die zum Uebersetzen nach Paris geschickt wurden. Bis jetzt hat sich aber kein pariser Buchhändler gefunden, der sich mit dem Verlag eines Werkchens abgeben wollte, das die französische Nationaleitelkeit so sehr vor den Kopf stößt. Jetzt nun vollends, wo die Stimmung des Volks von aller Literatur abgewendet ist, und wo der Buchhandel in Paris ganz stockt, darf gar nicht daran gedacht werden. Ein Buchhändler käme auch gewiß übel dabei weg.

Das Buch soll eine Reihe von historischen und literarischen Irrthümern aufdecken und zusammen stellen, die in französischen Werken vorkommen. Die Idee ist nicht neu, denn schon Lamothe Lavayer hat in seinem Hexameron rustique, Liron in seinen Singularités historiques, Mercier de Saint-Leger in seinem Supplement zum Dictionnär des P. Marchan solche Zusammenstellungen gemacht; deßgleichen die Curiosités de la littérature, die Archives littéraires, die Decade philosophique, das Journal des arts u. s. w. Aergerlich ist nur den Franzosen, daß es jetzt auch in Deutschland geschieht, und sie beginnen damit den Titel des Buchs, den sie durch Briocheur français historique littéraire übersetzen, sehr trivial und abgeschmackt zu finden, und erinnern dabei an das Sprüchwort: „poli comme un allemand." Allerdings ist die Sache gar verdrießlich; zumal hier berühmte Namen der französischen Akademie in Puris naturalibus erscheinen. Wir führen daraus nur Folgendes an:

Arnault, Akademiker. In der Biographie des contemporains von Arnault, Jay, Jouy und Norvins steht unter dem Artikel Feth-Ali-Chan, jetzigem König von Persien: „Etant à la tête d'une armée nombreuse, il monta sur le trône après avoir défait trois autres prétendans, nommés Ispahan, Sabiras et Teheran. Hier werden also die Hauptstädte Persiens für Kron-Prätendenten ausgegeben.

Auger, ehemaliger Akademiker, giebt in seinem Commentar zu Molière in Beziehung auf die Stelle im Geizigen (II. 5.): Plus une tenture de tapisserie des amours de Gombaud et de Macée folgende Erklärung: „Il parut en 1624 et en 1626 un roman d'amour intitulé Gombaud l'Endymion. Il est possible que ce roman ait eu de la vogue dans la jeunesse de Molière, et qu'on ait représenté les aventures en tapisserie." Nun giebt es aber keinen Roman, Gombaud l'Endymion betitelt. Dagegen findet man in alten Roman-Katalogen: l'Endymion von Gombaud, oder Gombaud l'Endymion, weil Gombaud, eines der ersten Mitglieder der Akademie, einen Roman unter dem Titel „l'Endymion" geschrieben hat, was allerdings Hr. Auger, sein Nachkomme in der Akademie und deren Secretaire perpetuel, hätte wissen sollen.

Buchon, Akademiker. Als Cousin in Berlin gefangen saß, besuchten ihn mehrere dortige Gelehrte, und diesen erzählte er Folgendes: „Der berühmte Buchon trat eines Tages, von Freude strahlend, zu mir in's Zimmer und sagte: „Stellen Sie sich vor, so eben habe ich ein herrliches Fragment von einem bisher ganz unbekannten Philosophen entdeckt." „„Und der heißt?"" „Aquinas." „„Ich erinnere mich nicht, je seinen Namen gehört zu haben; aber lassen Sie mich doch das Fragment sehen!"" Wiewohl Buchon vor Freude kaum lesen konnte, so erklärte ich ihm doch gleich, nach den ersten Worten, die er mir verlas, daß es mir bekannt sey, und daß ich es schon irgendwo gelesen habe. Buchon aber erwiederte, ich sey im Irrthum; denn Niemand habe mehr philosophische Werke und Schriften gelesen als er, und er stehe mit Leib und Leben dafür, daß das Fragment so unbekannt sey wie sein Verfasser. Zwei Tage darauf kam er wieder zu mir, und verkündigte mir mit neuer Freude, daß er nun auch den Vornamen des Aquinas entdeckt habe. „Und der ist?" „„Thomas."" „Da haben wir's; ich wußte es ja wohl, daß ich den Mann kannte. Wer kennte auch den heiligen Thomas von Aquino nicht?" Denn die Endsylbe as hatte den Gelehrten irre geführt.

(Schluß folgt.)

Merkwürdige Heilung.

Vor einigen Wochen, berichtet das Dublin Morning Register, trank ein junges achtzehnjähriges Mädchen, Namens Anne Taylor, in einem Anfall von Melancholie eine Quantität Vitriolöl; augenblicklich empfand sie die heftigsten Schmerzen, und ward nach Marks Hospital gebracht, wo man die gewöhnlichen Mittel anwandte, das Vitriolöl zu neutralisiren. Nichts desto weniger war die Wirkung des Giftes so stark, daß sie ein vier Zoll großes Stück sämmtlicher Magenwände (of the entire cylinder of the stomach!?) und die ganze innere Bekleidung der dahin führenden Speiseröhre ausbrach. Beides ward aufbewahrt und in die Wundarzneischule geschickt. Das Mädchen wurde gleich Anfangs unter die Obhut des Wundarztes Corbey gestellt, und befindet sich jetzt durch dessen Hülfe so weit hergestellt, daß sie Nahrung zu sich nehmen kann, und vorige Woche bereits wieder im Zimmer auf und ab ging.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 273. 30 September 1830.

Manifest an die spanische Nation.

(Fortsetzung.)

Nicht nur ist das Volk von Spanien seines Rechts beraubt, daß die Regierung nichts Großes und Wichtiges ohne den Rath der Kortes unternehmen soll, sondern durch einen noch markirteren Frevel ist es auch um seine Theilnahme an der Gesetzgebung betrogen, indem die Regierung sich anmaßt, auf eigene Faust Gesetze — oder Was sie so heißt — zu erlassen, unerachtet die alte Verfassung des Reichs ausdrücklich verlangt, daß alle Gesetze, nach welchen wir regiert werden, mit Beistimmung der Kortes zu erlassen sind, gleichwie Dieß vorher nie anders gewesen, auch von dem Könige bekanntermaßen selbst zugestanden worden, daß es nicht Anders seyn solle, und daß es nicht anders seyn werde.

Es ist ferner unser wohlerworbenes Recht, welches auf einem unserer ältesten, vielfach bekräftigten Gesetze beruht, daß keinerlei Abgaben, Zwangsgeschenke, Beisteuern noch sonstige Schatzungen, allgemeine oder besondere, umgelegt und erhoben werden dürfen, sie seyen denn zuvor von den die Nation repräsentirenden Kortes bewilligt; dieses Recht wird überdieß in dem Dekret vom 4 Mai feyerlich anerkannt, worin der König die Beiziehung der Nation bei Umlegung und Schätzung der für den Staatshaushalt benöthigten Einkünfte bestimmt zusichert. Dieser Zusage und diesen Gesetzen zum Trotz erdrückt die Regierung das Land mit Auflagen, die sie nach Laune verordnet, mit Auflagen, die in ihrem Rechtsgrunde nicht weniger null und nichtig sind, als ihr Einzug Plackerei, und ihre Verwendung eine schnöde Vergeudung ist. Zu Schutz von Personen und Eigenthum besitzen wir aber noch andere verfassungsmäßige Gerechtsamen, wornach weder dem König noch irgend einer Behörde, „die Macht zukommt, über Personen Strafen zu verhängen, auf ihr Vermögen die Hand zu decken, sie hinrichten, verbannen, enterben zu lassen, oder irgend einen Akt der Bedrückung gegen sie auszuüben.“ Niemanden kann sein Eigenthum entfremdet werden, ohne daß er zu seiner Vertheidigung gehört und seiner Schuld überführt wird; „königliche Dekrete zu einem solchen Zweck ausgestellt, sollen nicht vollzogen werden.“ *) Allein die Regierung, die sich als unumschränkten Gebieter über unser Gut und Leben ansieht, trägt eben so wenig Bedenken, sich unserer Habe zu bemächtigen, als Einkerkerungen und Verbannungen ohne Zahl, so wie körperliche Strafen jeder Art willkürlich zu verhängen und ihre Trabanten zu gleichem oder noch größerem Erkühnen zu berechtigen.

Diese Rechtsbräuche und Gesetze und noch manche andere in unserem Gesetzbuch enthaltene Satzungen zu Gunsten der Freiheit des Volks, welche die Regierung verkennt, fordern wir zurück. Läßt sich eine gerechtere Sache denken, als wenn man bloß auf die Erfüllung geleisteter Versprechen drängt? So ist es schlechterdings Nichts, als was man uns von Gott und Rechtswegen schuldig ist, was uns die Noth, unsere Liebe zum Vaterland und selbst unsere Ergebenheit gegen den Thron begehren heißt. Lasse man Spanien von einem Despotismus frei werden, den der König, wie er selbst ausgesprochen, verabscheut, bekennend, daß „die Fortschritte der Wissenschaft und Bildung unter den Nationen Europa's seine Existenz nicht länger dulden, und daß er in der weisen Gesetzgebung und Verfassung des Reichs nie begründet war.“ Regiere man uns nach diesen Gesetzen, in Gerechtigkeit und Frieden, damit die Nation froh und glücklich werde, wie der König in seinem Dekret verhieß und wie die erste Pflicht des Monarchen und der einzige Zweck jeder wohlbestellten Regierung erheischt. Die Krone behaupte ihre Würde und ihre Rechte, die öffentliche Ordnung und Ruhe habe ihre Bürgschaften, und jeder Spanier genieße der ihm gebührenden bürgerlichen und politischen Freiheit; jener heilsamen Freiheit, welche, nach dem Ausdruck des Königs in seinem Dekret „eine gemäßigte Staatsform von Despotismus und Willkürherrschaft unterscheidet, und worauf jeder Bürger gerechte Ansprüche besitzt.“

Wir rufen Gott, der unsere Absichten kennt, zum Zeugen auf, daß wir auf nichts Weiteres absehen. Wir wollen ein monarchische Regierung, und diese wollen wir fest, stark und mächtig; und daß wir sie so erhalten, giebt es kein verlässigeres Mittel, als sie auf Gerechtigkeit, weise Institutionen und die Liebe und das Glück des Volks zu bauen. Wir wollen Friede und Freundschaft mit allen Nationen und ihren Regierungen, Achtung ihren Gesetzen aber auch Achtung den unsrigen. Wir wollen Spaniens Unabhängigkeit, die ihm so nöthig ist, die mit so vielem Blut wieder errungen ward. Wir wollen politische und bürgerliche Freiheit; aber nur die Freiheit, welche sich auf die Gesetze stützt, welche darin ihre Grenzen, in der öffentlichen Ordnung ihre Rechtfertigung

*) Ges. 306, Tit. 4; B. 3. Nov. Rec.

findet. Wir wollen Ruhe, Wohlfahrt, Ruhm für die Nation und den König; Sicherheit, Eintracht, Zufriedenheit und ein Vaterland für alle Spanier, unsere Feinde nicht ausgeschlossen.

Als Feinde betrachten wir Diejenigen, welche die Feinde der Nation sind. Alle Andern, was ihr politisches Glaubensbekenntniß und Benehmen gewesen seyn mag, oder was es ist, betrachten wir als Brüder. Sollten wir gezwungen seyn, die Waffen zu ergreifen, so geschieht es nur, Euch zu schirmen, nicht Jemand Uebels zu thun; nur Andere zu hindern, daß sie Uebels thun. Weit entfernt nach Rache zu dürsten, hoffen wir vielmehr das Reich dem Zepter der Rache zu entreißen, sind wir vielmehr entschlossen, alle persönlichen Unbilden zu vergessen, eingedenk, daß es unsere Aufgabe ist, die öffentlichen Unbilden zu sühnen, wie denn, Wer die Gesetze herzustellen wünscht, keine Wünsche gegen Ordnung und Gerechtigkeit hegen kann.

Indem wir den Grundsatz festhalten, daß die Institutionen, nach welchen das Land regiert werden soll, nicht von Einzelnen ausgehen dürfen, sondern von dem ganzen frei versammelten Volke, kommt es uns nicht von Ferne in den Sinn, für uns an ihrem jetzigen Bestand Etwas zu verändern oder irgend einen Zweig des zu Folge derselben errichteten Verwaltungssystems umzugestalten. Jedes vorhandene Recht, jeder gesetzgültige Anspruch ist in unsern Augen heilig. Gönne man der Nation Freiheit und Einigkeit, und unsere Absichten sind erreicht, und wir treten in die Reihen der friedlichen Bürger zurück und unterwerfen uns mit Vergnügen allen ihren Beschlüssen. Spanier, die Ihr Euer Vaterland liebt, vereinigt Euch mit uns zu diesem großen uns allen so theuren Vorhaben. Die Religion, zu der wir uns bekennen, gebeut uns, Brüder zu seyn; das Land unserer Geburt, unser gegenseitiges Interesse fordern uns dazu auf. Bringen wir unsere Zwistigkeiten und unsern Groll dem allgemeinen Besten zum Opfer; unser Vaterland zu retten, laßt uns einträchtig seyn. Solches thut hoch Noth; die Hauptquelle unseres Mißgeschicks ist die Zwietracht, diese unselige Zwietracht, welche uns im J. 1814 dem Despotismus überlieferte, im J. 1823 den spanischen Boden durch fremde Truppen zertreten ließ, und die Nation in die beklagenswerthe Lage versetzte, in welcher sie sich gegenwärtig befindet. Nationalunabhängigkeit, gesetzmäßige Freiheit, gute Regierung — dieß ist der heilige Ruf, der an uns ergeht, der in uns Eine Empfindung erregen, unter Ein Panier uns Alle sammeln soll: Gäbe es einen echten Spanier, der diese Unabhängigkeit mit seiner Ehre nicht für unzertrennlich hielte? Fühlte Einer von Euch sich nicht erniedrigt bei dem Gedanken, wie Fremde Euer Land behandelten, wie sie dessen kein Hehl hatten, daß sie die Herren wären? Wo wäre Jemand gleichgültig gegen diese konstitutionelle Freiheit, dieses erste der Menschenrechte, ohne welches jede Gesellschaft aufhört zu existiren, diese Freiheit, welche, wie es charakteristisch in Eurem Gesetz heißt, das „Köstlichste ist, was man in der Welt besitzen kann?“ *) Wo seufzte Einer nicht über das Gewicht der Sklaverei? Nein es ist Keiner unter Euch, der auf die Leiden der Nation nicht mit Beschämung und Unmuth blickt, der in der jetzigen Regierung nicht die Geisel des Landes erkennt? Unsere Ansichten und unsere Wünsche stimmen in diesen Punkten überein. Tief wurmt uns die Schmach des aufgeladenen Joches, und dasselbe Gebot der Pflicht, dasselbe Gebot der Noth treibt uns, es abzuschütteln.

(Schluß folgt.)

*) Vorrede zu dem 29 Tit. der 2 Partid.

Der Ararat.

(Schluß.)

Aufwärts und aufwärts stieg Gregor viele Stunden lang und sah endlich den Gipfel mit seinem ewigen Schnee nicht mehr ferne von sich. Da ließ er ein Perlein fallen, das rollte links gen Morgen zu; und fröhlich ging er ihm nach. Und siehe nach einer Stunde stand er vor einer weiten Höhle, denn der Schoß des Berges, dem er mittlerweile näher gekommen, that sich auf in einen großen Halbkreis, der sich nach Oben zu in furchtbaren Klippen von Eis und Schnee erhob, nach Unten zu mit schwarzen zerrissenen Felsenwänden in einen dunkeln Abgrund verlor. Mächtig schlug Gregor das Herz; aber er ging fort und fort und stand endlich auf einer hohen Felsspitze. Große Ballen von Eis und Schnee lös'ten sich jeden Augenblick von den Klippen, und donnerten hinab mit hohlem Brüllen, und drunter hinein tos'te das Rauschen unsichtbarer Ströme. „Hier,“ dachte der Jüngling, „muß ich am Ziel seyn, oder böse Geister haben mich geäfft. O Gott! laß einen rechtschaffenen Jungen und guten Christen nicht zu Schanden werden, der im Vertrauen auf Deine Hülfe so weit gegangen ist.“ — So, Aga's, betete der Jüngling, und dieses Gebet stärkte ihn, wie er nachher ausgesagt, höchst wundersam. Und zum letztenmal ließ er ein Perlein fallen; das rollte den Felsen hinab von Zacke zu Zacke, und verschwand endlich vor einer gähnenden Kluft. „O Gott!“ seufzte Gregor; aber es war nur die Schwachheit des Fleisches, nicht des Geistes, denn alsbald zog er seine Sandalen aus, um fester zu treten, und kletterte der Perle nach, von Zacke zu Zacke. Da erscholl plötzlich ein grausames Heulen und höchst mißtöniges Geschrei aus der Tiefe herauf, und grauenhaft bläulichte Gestalten, von durchsichtigem Glanz waren um ihn, lang und steif wie Gerippe; und der Geist vermochte ihren Gang nicht zu fassen, und die Zunge ihren Namen nicht auszusprechen. Aber als er seine Augen aufwärts um Hülfe wandte, da gewahrte er einen Eiswurm, von derselben blassen, durchsichtigen Färbung, spitzigen Schwanzes von einem Felsstück hängend. „Gott sey Dank!“ rief er, „den hab ich!“ und vergaß alle Gefahr, und reckte die Hand aus und packte ihn. Aber sein Fuß glitt ab, sein Kopf ging um, und hinab stürzte er mit seiner Beute, daß ihm alle Sinne schwanden.

Was aber denkt Ihr, Aga's, daß seit der Zeit im Lager Ousd Mohammeds vorging? Die Krankheit des Chans hatte die höchste Höhe erreicht. Er rasete wie ein Toller, mißhandelte Jederman, brüllte Wasser! Wasser! und hieß seine Diener ihm das Herz heraus schneiden, das eine glühende Kohle geworden sey. Nach und nach ließ sein Wüthen nach, und er ächzte nur noch unvernehmlich. Gegen Mitternacht ward sein Seufzen deutlicher: „Alla! erbarme Dich meiner! — O heiliger Moham-

med! — Beim heiligen Koran! — Bei der heiligen Kaaba! — Ich verspreche und schwöre — Inschallah! Inschallah!" Dabei bewegte er die Hände, als wolle er bestätigen, was er gesagt. Und siehe! sein Fieber war gebrochen, und gegen Morgen erwachte er von einem langen Schlaf, ganz hergestellt, obwohl noch sehr matt.

Viel waren der Schochor Choda's und Albomdolilla's, *) welche die Dienerschaft ausstieß, aber die erste Frage des Chans war nach dem armenischen Jüngling, den er am Anfang seiner Krankheit fest einzuschließen befohlen hätte; und abermals erbebten die Diener, und nur die Chanom wagte zuletzt zu gestehen, daß der Jüngling nicht mehr im Lager sey. „Nicht mehr im Lager!" schrie der Chan; „Was ist aus ihm geworden? Bei Deiner Seele Chanom, und bei der heiligen Kaaba! sag mir, wo er ist?" Die Diener zitterten sehr, und die Chanom sagte endlich: „Bei des Chans eigenem Haupt! Der Verbrecher ist auf Agri-Dagh gegangen nach einem Eiswurm für Euer Fieber, mein Herr und Gemahl."

„Das weiß ich" rief der Chan, „Das weiß ich so gut als Ihr; aber wo ist er jetzt? Ist er zurück von Agri-Dagh?" — „Zurück? Kein Stückchen von ihm! und wird auch nicht — denn wer kehrt zurück von Agri-Dagh? Und Wer möchte sich um einen elenden Armenier kümmern, seit Eure Hoheit des Fiebers los ist? Lasset den armen Schelm seines Weges gehen!" — „Was!" schrie der Chan; „beim Haupt meines Vaters! kümmern soll man sich drum! Sein Leben und das meinige! Das ist's eben! fährt er dahin, so muß ich nach. Ihr werdet ihn doch hoffentlich nicht schon gespißt haben, ihr voreiligen Hunde," „Gott bewahre! nein beim Haupt des Propheten! nein beim Salzfaß des Chans!" — „So soll Alles aufsitzen, und ihn suchen, und kehre mir Keiner zurück, bis ihr ihn habt!" Und alsbald war das Zelt leer von den Dienern und Alles auf der Jagd nach dem armen Gregor.

Mittlerweile waren die Aerzte, hörend von der Wiedergenesung des großen Mannes, sämmtlich zurückgekehrt, ihren Glückwunsch abzustatten, und einen Wink zu geben von ihrem großen Verdienst und der Belohnung, die sie hofften. „Mögen Eure Väter tüchtig in der Hölle braten! Ihr Vettern eines Esels!" rief der Chan, dessen Kraft und Energie von Stunde zu Stunde zuzunehmen schien; „Das ist keine Schüssel aus Eurer Küche; ich will Alles, was Euch daran zukommt, jeden Tag des Ramasans essen, und mein Fasten doch nicht brechen. Fort mit Euren langen Bärten, dicken Bäuchen und leeren Köpfen! fort! Eure langen Gesichter machen mir übel! Packt Euch!" „Höret einmal" fuhr er zu einigen wenigen Günstlingen fort, nachdem das Gemach von allem andern Volke leer geworden, „ich will Euch sagen, wie das Alles gegangen ist. Diese hochweisen Schädel glaubten, es sey aus mit mir, und schlimm genug, daß sie beinahe Recht hatten. Ich hörte, Was sie von dem Eiswurm sagten, während sie wähnten, ich vernehme Nichts mehr; und wohl war mir da noch bewußt, daß sterbliche Hände nie einen Eiswurm vom alten Agri-Dagh herabzubringen vermögen. Bald darauf aber ging mir's im Kopf um und fing an zu sieden, wie in einem Kochtopf. Es war mir, als säß ich auf meinem Streitroß und stampfte ein Paar tausend Armenier nieder, und zündete mit den Hufen meines Pferdes ihre Dörfer an, und zerschmolz fast vor der Hitze ihrer brennenden Häuser. Zuletzt fuhr der alte Ket Choda des armenischen Dorfes, das wir neulich geplündert haben, mit seinem weißen Bart heraus, und warf sich vor meinem Roß nieder, und bat um Gnade; und der Alte hatte Etwas in seinem Blick, das mir Angst machte, und ich wandte mein Roß von ihm ab. Und Alles war wieder anders; ich lag in meinem Zelt und Ihr alle schlieft um mich her, und ich wollte Euch erwecken; doch umsonst. Da trat abermals der Alte herein mit Gregor, der ein Körbchen in der Hand trug. Chan, sprach der Choda, Du hast Gnade funden vor dem Allmächtigen, weil Du meiner geschont hast. Er sendet Dir Hülfe durch die Hand seines Dieners; aber versprich alle Gefangenen zu befreien und entlaß diesen Jüngling und seine Braut mit Wohlthaten; sonst verwandelt sich der Segen des Herrn in Fluch. — Ihr könnt Euch denken, daß ich Alles zusagte. — Drauf nahm der Alte aus Gregors Körbchen ein wundersames Thier, das einem Schlänglein von lauterem Eise glich, von glänzendem Aussehen und sehr spitzig, und rieb mich damit, daß mirs jede Ader erquickte. „Du bist nunmehr gesund," sagte er, „und kannst in Frieden ruhen; aber die labende Kühle, welche die Berührung dieses reinen Geschöpfs über ein bußfertiges Herz ausgießt, verwandelt sich in glühende Lohe, wenn Du Dein Angelöbniß brichst." — Damit fiel ein tiefer Schlaf auf mich, aus dem ich genesen erwachte, und nun werdet Ihr begreifen, meine Freunde, warum mir so Viel an der Erhaltung des Jünglings liegt. Gott gebe, daß ihm nichts Uebels zugestoßen sey."

Aga's, die Besorgnisse des Chans hoben sich bald; denn noch sprach er, als ein Geräusch vor dem Zelt laut ward, und herein traten die Diener mit Gregor, den sie zurückkehrend, nicht weit vom Lager getroffen hatten. Und es war gut, daß er den Chan schon im Traum geheilt, denn der Eiswurm, den er gefangen, war eitel Wasser geworden. Aber Daud Mohammed entließ ihn sammt seiner Braut, und setzte auch die andern Armenier in Freiheit, und baute ihre Dörfer wieder auf.

Ihr lächelt, Aga's, als ob Ihr Letzteres nicht für wahr hieltet? Oh! Ihr seyd nicht die ersten fränkischen Sahibs, *) die so seltsame Ungläubigkeit an Tag legten. Ich erinnere mich sogar Eines — Gott verzeihe ihm — der zweifelte, ob der junge Armenier überhaupt weiter gekommen sey, als in die Höhle des Santons, und ob nicht der Chan seine Wiedergenesung doch den verachteten Hakims verdankt habe. — La — illah — il — allah. Es giebt Leute, die nicht überzeugt werden können! Aber es ist spät, und seht dort scheinen die Mauern des Schlosses uns im Mondlicht entgegen. Laßt uns eilen!

*) Gott sey Dank.

*) Herren.

Chinesische Sophisten.

(Mitgetheilt von Heinrich Kurz.)

(Schluß.)

Ein Meisterstück der Dialektik ist ein Gespräch Mengtse's mit Tschinsiang, einem Anhänger des Anachoreten Chjütse oder Chyüching. Dieser Chjütse hielt sich mit seinen zahlreichen Schülern in der Einsamkeit auf, wo er nach der größten Unabhängigkeit von der Welt und ihren Erzeugnissen strebte. Er aß nur die gemeinsten

Kräuter, kleidete sich mit Baumblättern u. s. w. Alles war gemeinschaftlich, Keiner besaß ein Eigenthum; überhaupt suchte er Alles, was Geiz oder Habsucht erregen konnte, zu beseitigen; „denn daher," sagte er, „komme alles Ungemach, stammen alle Laster."

Am Stärksten eiferte Mengtse gegen den Sophisten Kaotse, den er auch wegen seines Scharfsinnes am Meisten zu fürchten hatte. Seine Ansichten werden aus einem langen mit Mengtse gehaltenen Gespräche am Besten klar werden, welches sich am Anfange des fünften Kapitels des zweiten Buches aufgezeichnet findet (Mengtse ed. St. Julien II. p. 78 seq.).

Kaotse: Die menschliche Natur ist einer Weide, die Tugend einem Becher vergleichbar; man kann die Tugend aus der Natur schaffen, wie man einen Becher aus der Weide schnitzeln kann.

Mengtse: Wärest Du aber im Stande, einen Becher aus der Weide zu schnitzeln, ohne ihren natürlichen Zustand im Geringsten zu verändern? Du mußt sie abschneiden und dann erst kannst du den Becher aus ihr verfertigen. Wenn es nun nöthig ist, so mit der Weide zu verfahren, um einen Becher aus ihr verfertigen zu können: wird man auch wohl erst den Menschen aus seinem natürlichen Zustande reißen müssen, um ihn gerecht und tugendhaft zu machen? Deine Worte aber sind ganz dazu geeignet, den Bewohnern des Reichs Verachtung einzuflößen gegen Gerechtigkeit und Tugend.

Kaotse: Die menschliche Natur ist wie das strömende Wasser. Wenn man es nach Osten hinleitet, so fließt es ostwärts; wenn man es nach Westen hinleitet, so fließt es westwärts. Die menschliche Natur macht keinen Unterschied zwischen dem Guten und dem Bösen, so wie das Wasser keinen Unterschied macht zwischen Osten und Westen.

Mengtse: Wohl macht das Wasser keinen Unterschied zwischen Osten und Westen; macht es aber auch keinen zwischen bergauf und bergab? Die menschliche Natur ist nothwendig gut, so wie das Wasser nothwendig bergab fließt; es giebt keinen Menschen, der nicht (von Natur) gut wäre, so wie es kein Wasser giebt, das nicht bergab strömte. Nun aber, wenn Du das Wasser peitschest, so kannst Du bewirken, daß es in die Höhe springt; wenn Du es durch einen Damm aufhältst, so kannst Du bewirken, daß es bergauf steigt. Ist Dieß aber des Wassers Natur? Es geschieht Dieß ja bloß durch Gewalt! So kann man auch bewirken, daß die Menschen das Gute verlassen; aber es verhält sich dann mit ihnen, wie mit dem Wasser.

Kaotse: Das Leben, das nenne ich die Natur.

Mengtse: Nennst Du das Leben Natur, gerade so wie Du das Weiße weiß nennst?

Kaotse: Ja!

Mengtse: Ist das Weiß einer weißen Feder ähnlich dem Weiß des weißen Schnees oder eines weißen Edelsteines?

Kaotse: Es ist allerdings Eines und Dasselbe.

Mengtse: Also ist des Hundes Natur ähnlich der Natur des Ochsen, und des Ochsen Natur ist ähnlich der Natur des Menschen?

Kaotse: Der Sinn, sowohl der für Speisen als der für Farben, ist die Natur; die Frömmigkeit (pietas) ist etwas Inneres und nicht etwas Aeußeres; die Gerechtigkeit dagegen ist etwas Aeußeres und nicht etwas Inneres.

Mengtse: Weßwegen meinst Du, daß die Frömmigkeit etwas Inneres und die Gerechtigkeit etwas Aeußeres sey?

Kaotse: Diesen Greis hier halte ich für einen Greis, aber das Alter liegt nicht in mir; so wie ich jene weiße Farbe für weiß halte, ob sie gleich außer mir liegt. Aus diesen Gründen sage ich, daß die Frömmigkeit etwas Inneres sey.

Mengtse: Wenn Du behauptest, daß eines weißen Pferdes weiße Farbe in Nichts verschieden sey von eines weißen Menschen weißer Farbe: müßtest Du nicht auch sagen, daß eines alten Pferdes Alter in Nichts sich unterscheide von dem Alter eines alten Menschen? Muß man denn nun sagen, daß das Alter (an und für sich) die Achtung bewirke, oder daß die Achtung aus der Berücksichtigung des Alters stamme?

Kaotse: Ich liebe meinen Bruder, aber ich liebe nicht den Bruder eines Bürgers des Fürstenthums Thsin. Daher entsteht in mir allein dieses Gefühl, und ich nenne es ein inneres. Ich achte einen Greis des Fürstenthums Thsu gerade so, wie ich einen Greis meines eigenen Vaterlandes achte; dieses Gefühl entsteht daher bloß aus dem Alter, und daher auch nenne ich es ein äußeres.

Mengtse: Man genießt mit gleichem Appetit einen guten von einem Bürger des Fürstenthums Thsin zubereiteten Braten und einen, den ich selbst zubereite; denn sie sind einander vollkommen gleich; ist denn aber der Appetit etwas Aeußerliches?

Mengkitse frug den Kungtutse und sprach: Warum nennt Dein Lehrer Mengtse die Gerechtigkeit ein inneres Gefühl?

Kungtutse: Wir leiten unsere Ehrfurcht selbst, und deßwegen nennen wir sie innerlich.

Mengkitse: Wenn einer meiner Mitbürger um ein Jahr älter ist als mein älterer Bruder, Welchem von ihnen soll ich größere Achtung erweisen?

Kungtutse: Deinem Bruder.

Mengkitse: Wenn wir zusammen zechen, Wem soll ich zuerst den Wein eingießen?

Kungtutse: Deinem Mitbürger.

Mengkitse: Wenn ich nun Jenem mehr Achtung, Diesem aber mehr Höflichkeit erweisen soll, so ist es doch wahr, daß die Gerechtigkeit etwas Aeußeres und nicht etwas Inneres ist.

Kungtutse konnte ihm nicht darauf antworten; er erholte sich daher Raths bei seinem Lehrer Mengtse. Dieser sprach:

Wem würdest Du größere Ehrfurcht beweisen, Deinem Oheim oder Deinem jüngern Bruder?

Kungtutse: Meinem Oheim.

Mengtse: Wenn aber Dein jüngerer Bruder in einem Opferfeste die Ahnen darstellt, Wem würdest Du da die größere Ehrfurcht erzeigen?

Kungtutse: Meinem jüngern Bruder.

Mengtse: Worin liegt es also, daß Du Deinen Oheim mehr ehrest?

Kungtutse: Dieß liegt in seiner Stellung zu mir.

Mengtse: Ganz recht! So auch liegt es in Deiner Stellung zu Deinem ältern Bruder, daß Du ihn beständig ehren mußt, die Deinem Mitbürger zu erweisende Achtung aber ist nur Sache des Augenblickes.

Mengkitse hatte diesem Gespräche zugehört. Er erwiederte: So wird er bald seinen Oheim, bald seinen Bruder verehren (je nach den Verhältnissen); also ist es ganz recht, zu behaupten, daß die Gerechtigkeit etwas Aeußeres sey, und daß sie nicht aus dem Innern hervorgehe.

Kungtutse: In Winterszeit trinkt man laues Wasser, im Sommerszeit trinkt man kaltes Wasser: wirst Du auch behaupten, daß das Trinken und Essen etwas Aeußeres sey?

Kungtutse: Kaotse behauptet, daß die Natur an sich weder tugendhaft noch lasterhaft sey. Andere sagen, daß die Natur sowohl zur Tugend als zum Laster geleitet werden könne, und daß aus diesen Gründen unter der Regierung eines Wenwang oder eines Wuwang das Volk die Tugend liebte; daß es aber unter Liwang und Jänwang zur Grausamkeit sich neigte.

Andere sagen wiederum, daß es unter den Menschen natürlich gute, so wie natürlich böse gebe; daß z. B. Yao ein frommer Fürst, während sein Bruder Siang ein lasterhafter Mensch war, und daß der elende Kusou doch den tugendhaften Schün zum Sohne hatte u. s. w. Du aber sagst, daß die Natur an und für sich gut sey; so sind denn alle die Andern im Irrthume?

Mengtse: Wenn der Mensch seiner natürlichen Anlage folgt, so kann er die Tugend ausüben, und deßwegen sage ich, daß seine Natur gut sey; wenn er aber das Gute nicht ausübt, so ist es nicht die Schuld seiner Anlage. Den Sinn für Mitleiden haben alle Menschen; den Haß gegen das Schlechte, die Ehrfurcht gegen alle Achtungswerthen haben auch alle Menschen; Alle wissen, was gut und was schlecht ist. Der Sinn für Mitleiden ist die Menschenliebe; der Haß gegen das Schlechte ist die Gerechtigkeit; die Ehrfurcht gegen das Edle ist die Redlichkeit; die Unterscheidung Dessen, was gut und was schlecht ist, ist die Klugheit. Diese Tugenden aber sind nicht von Außen in uns hineingepfropft worden, sondern sie liegen in uns, nur denken wir nicht daran.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 274. 1 Oktober 1830.

Die Beduinen.

9. Regierungsweise und Rechtspflege.

Die Araber sind ein freies Volk; die Selbstständigkeit aller einzelnen Glieder eines Stammes geht so weit, daß sie beinahe zur Anarchie führt. Jeder Stamm hat seinen Oberscheich; und jedes Lager, so es deren in einem Stamme mehrere giebt, steht gleichfalls unter einem Scheich, oder wenigstens unter dem Einfluß eines Mannes, der vor den Uebrigen besonderes Ansehen genießt. Keiner dieser Scheichs besitzt aber die geringste gesetzliche Gewalt über seine Untergebenen; und sein ganzer Einfluß hängt lediglich von seinen persönlichen Eigenschaften ab. Seine Befehle würden mit Verachtung zurückgewiesen werden; seinem Rath widerfährt dagegen immer Berücksichtigung, sobald er durch Erfahrung in öffentlichen und Privatangelegenheiten sich Vertrauen erworben hat.

Die eigentliche Staatsgewalt beruht auf den Familien, die als bewaffnete Korporationen stets bereit sind, feindliche Angriffe zu strafen oder zu erwiedern; und das Gleichgewicht dieser Korporationen allein ist es, welches in jedem Stamm den Frieden erhält. Sobald ein Streit zwischen zwei Individuen entsteht, wird zuvörderst der Scheich die Sache beizulegen versuchen; wenn die Parteien indessen mit seinem Rathe nicht zufrieden sind, so kann er sich den Gehorsam nicht erzwingen, und es bricht zwischen den beiden Familien und ihrer beiderseitigen Verwandtschaft der Krieg aus. Mit Recht sagt daher der Beduine, daß er keinen Herrn kenne, als den Herrn des Weltalls; und, in der That, der mächtigste Aenesenhäuptling darf nicht wagen, dem ärmsten Manne seines Stammes die geringste Strafe aufzulegen, ohne sich der Gefahr der Todfeindschaft von Seite des Beleidigten und aller seiner Verwandten auszusetzen. Die Scheichs oder Emirs, wie Einige sie betiteln, können daher auf keine Weise Fürsten der Wüste genannt werden, obwohl viele Reisende Dieß thun; ihre Vorrechte beschränken sich darauf, daß sie ihre Stämme anführen, wenn es gegen den Feind geht; daß sie über Krieg und Frieden unterhandeln, die Lagerplätze bestimmen, Fremde von höherem Range bewirthen 2c.; aber selbst in diesen Rechten sind sie vielfachen Beschränkungen unterworfen. Der Scheich kann weder einen Krieg erklären noch Frieden schließen, ohne die vornehmsten Männer seines Stammes zu Rathe gezogen zu haben; wenn er seine Lagerstättte verändern will, muß er zuvor seine Leute um ihre Meinung fragen und hören, was sie von der Sicherheit der Wege, so wie von dem Wasser- und Grasreichthum der Gegend denken, wohin er sich zu wenden beabsichtigt. Seine Befehle werden nie, sein Beispiel dagegen wird gewöhnlich befolgt. So bricht er sein Zelt ab und ladet seine Kamele, ohne irgend Jemand aufzufordern, Dasselbe zu thun; sobald man aber sieht, daß er abzieht, eilen seine Araber sich ihm anzuschließen. Zuweilen freilich begegnet es, daß seine Leute, wenn er einen Lagerplatz wählt, der ihnen nicht gefällt, ihn mit wenigen seiner nächsten Angehörigen allein lassen und ihre Zelte eine halbe Tagreise von dem seinigen aufschlagen. Oft verläßt ein Araber das Lager seiner Freunde aus Laune oder aus Unzufriedenheit mit seinen Freunden und geht in ein anderes Lager seines Stammes über.

An ein jährliches Einkommen von seinem Stamme, oder von seinem Lager ist für den Scheich nicht zu denken; vielmehr ist er genöthigt, sein Ansehen durch einen bedeutenden Aufwand zu erhalten und seinen Einfluß durch Freigebigkeit auszudehnen. Man erwartet, daß er Fremde besser bewirthet, als irgend ein anderes Glied seines Stammes, daß er die Armen unterstützt und, Was er immer an Geschenken empfängt, unter seinen Freunden vertheilt. Die Mittel, die ihm zu der Bestreitung dieses Aufwandes zu Gebote stehen, sind der Tribut, den er von den syrischen Dörfern bezieht, und die Steuer, welche die Mecka-Pilger entrichten. Wenn er stirbt, so folgt ihm in seiner Würde einer seiner Söhne oder Brüder oder ein anderer Verwandter, der sich durch Tapferkeit oder Freigebigkeit auszeichnet; Dieß gilt indessen nicht als allgemeine Regel. Kommen irgend einem anderen Araber des Stammes jene Eigenschaften in einem höheren Grade zu, so kann auch er gewählt werden. Der Stamm ist daher oft getheilt, indem eine Partei der Familie des letzten Scheich anhängt, während die anderen sich zu einer neuen wenden. Selbst bei seinen Lebzeiten muß ein Scheich zuweilen abtreten und ein ander achtungswertherer Mann wird an seine Stelle gewählt. Die einzige Form, welche die Wahl eines Scheich begleitet, ist, daß man ihm ankündigt: er werde von nun an als das Haupt des Stammes betrachtet werden. Unter den Aenesen sind die Individuen, welche die Pascha's von Damascus und Bagdad mit ihrem Vertrauen beehren, unabänderlich auch die Scheichs; da der Ge-

winn, der aus diesen Verbündungen hervorgeht, viel größer ist, als der, welcher von der reichsten Kriegsbeute zu erwarten wäre; wenn der Agent des Pascha daher seine Freunde an seinem Reichthum Theil nehmen läßt, so kann es ihm nicht fehlen, daß er zum Häuptling ernannt wird.

(Fortsetzung folgt.)

Manifest an die spanische Nation.

(Schluß.)

Helden der Vaterlandsliebe und der Hingebung in dem Krieg der Unabhängigkeit, schaut wofür Euer Blut floß, schaut, welche Belohnung Euch ward, welche Frucht Eure großmüthigen Opfer trugen! Fesseln und Kränkungen waren Euer Theil, und der schwärzeste Undank schändete Euern Ruhm. Nein Ihr gebt nicht zu, daß die Mörder Porlier's und Lacy's, daß die Tiger, welche frohlockten den unglücklichen Empecinado zu Tod zu martern, fürder ihren Hohn mit Euch treiben!

Erhebt Euch, Freunde der Freiheit, erhebt Euch, sie wieder zu erringen, indem Ihr Eintracht übt, indem Ihr Euch selbst Ziel und Maß setzet, indem Ihr auf jeden Gedanken an eine unerreichbare Vollkommenheit verzichtet. Wer sind die Leute, welche Euch in's Sklavenjoch spannen? Die Banditen sinds, welche gegen Riego den Mordstahl schliffen, welche die Rechte der Nation in der Person dieses ihres Repräsentanten mit Füßen traten, welche die allgemeine Verachtung auf sich luden. Ihr könnt ihn nicht besser rächen, als wenn ihr der heiligen Sache, für die der edle Märtyrer kämpfte und fiel, den Sieg verschafft.

Royalisten, wir sind auch Royalisten. Für unsern König haben wir unser Blut vergossen und für sein und der Nation Wohl sind wir bereit, es noch einmal zu vergießen. Diejenigen, welche uns Feinde des Throns nennen, sind Betrüger, die unter dem Thron nur das Gelüste ihrer Selbstsucht verstehen. Wie Ihr, wollen wir einen König begabt mit all der Macht, welche zur geeigneten Verwaltung des Staats nothwendig ist; aber wie Ihr sonder Zweifel auch verlangt, verlangen wir, daß er uns wohl regiere, daß er unsere Gesetze und Gerechtsame aufrecht halte, daß er seinen Verheißungen gegen uns nachkomme, wie Redlichkeit und Männerwort erheischen, wie Treu und Glaube und Monarchenwürde noch drängender gebieten.

Ihr Männer, deren frommen Eifer die Bosheit mißbraucht, indem sie Euch wähnen macht, daß Die, welche das öffentliche Wohl begehren, Gottlose seyen, richtet nach ihrem Thun die Verleumder und die Verleumdeten. Wenn die ruchlose Wuth, deren Ihr Zeugen seyd, die Frevel, welche vor Euren Augen das Heiligste entweihen, Euch sagen, auf welcher Seite die wirkliche Gottlosigkeit sey, so helft uns das Land von Leuten erlösen, welche im Namen der Religion die Religion verunglimpfen!

Spanier! Wir überlassen der frei versammelten Nation die Entscheidung der Fragen, worüber wir bis jetzt entzweit waren; wir unterwerfen, wie Aller Pflicht ist, unsere Meinungen und Privatinteressen dem Interesse des Ganzen und dem Urtheil Derer, welche dieses Interesse des Ganzen zu bestimmen haben. Unternehmen wir Dieß zu bewerkstelligen, und die große Rechnung unserer Leiden zu schließen, so müssen wir Alle uns vereinbaren gegen die Ursache derselben — den peinigenden, den erniedrigenden Despotismus. Bei Eurer Ehre, bei Eurer Sicherheit beschwören wir Euch, sammelt Euch unter dem Panier Eures Vaterlandes, denn nur so könnt Ihr es retten, nur so wird, wie vor zehn Jahren geschah, in ihrer Unmacht zusammenstürzen die Tyrannei, und in ihr Nichts zusammenschrumpfen jene fluchwerthe Rotte, welche bloß durch das Uebermaß Eures Gehorsams und Eures Duldens Bestand hatte. Und wiederum wird das Glück lächeln über Spanien, und wiederum werden die Fremden Euch achten und wiederum werdet Ihr Eure Stelle einnehmen unter den Nationen mit Eurer alten Würde. Wie! sollten wir fortschmachten in diesem Betrug und in diesem Druck, als Sklaven und Barbaren im neunzehnten Jahrhundert, elend in dem Schoße des schönsten Landes, arm in dem Besitz des fruchtbarsten Bodens, ohne Handel, Gewerbfleiß und Schifffahrt, während unsere Küsten in unermeßlicher Weite der Ocean bespült, gehemmt auf der Bahn der Nationen, während ein reiches geistiges Leben in uns sich regt, niedergeworfen und entwürdigt, während Kraft und Tugend in uns emporringen? Während der Drang des Bessern ganz Europa den Banden der willkürlichen Gewalt entwindet, während Diejenigen, welche sie ausübten, überall von freien Stücken dem Geist des Zeitalters Huldigung zollen und anerkennen, daß eine Verfassung, welche die Rechte des Volks sichert, das festeste Bollwerk des Thrones sey, während selbst die Satrapen Afrika's diesem Glauben beitreten und ihren Unterthanen Bürgerrechte gewähren, sollte bloß in Spanien Knechtschaft, Entwürdigung und Finsterniß seyn? In diesem Spanien, das eine Million seiner Söhne der Vertheidigung seines Königs zum Opfer brachte, das um den legitimen Thron zu erhalten, sich der allgemeinen Verheerung Preis gab, das durch seine heroische Ausdauer den Nationen und Fürsten Europa's zum Wiedergewinn ihrer Unabhängigkeit so gewaltigen Beistand leistete? Sollte man es Unrecht finden, wenn Wir, nachdem Wir mit solchem Undank behandelt worden, nachdem Wir den drohenden Untergang vor Augen sahen, nachdem alle Hoffnung auf eine bessere Zukunft längst erlosch, uns aus diesem Elend und dieser Schande aufraffen? Wäre es Unrecht, wenn wir uns zu verschaffen suchen, Was alle civilisirten Völker unserer Tage genießen — eine Staatsform, gegründet auf ein Gesetz, welches, indem es jener größere Festigkeit verleiht, uns vernünftige Freiheit und gute Verwaltung verbürgt? Wenn Griechenland, das keine alten Gewohnheiten, Rechte oder Gesetze aufzuweisen hat, die in ihm umgestoßen wurden, schon aus dem Grunde der Bedrückung gerechfertigt ist, seinem alten Herrscher den Gehorsam aufzukünden, gegen ihn die Waffen zu ergreifen und sich zu einem unabhängigen freien Staate zu erklären, soll es dann so gar Unrecht heißen, wenn wir Spanier, von einem um Nichts geringeren Druck nach Befreiung trachten, ohne dem Ansehen des Throns zu nahe zu treten, Wir mit anerkannten Rechten und freien Institutionen, die seit so vielen Menschenaltern durch die Verpflichtung förmlicher Eide und feierlicher Zusagen geheiligt sind, wovon die ganze Welt Zeuge war? Nein, Spanier, nein! Wird unter Legitimität bloß begriffen, Was mit

den Gesetzen übereinstimmt, und mit den Rechten, die daraus entspringen, so giebt es keine legitimere Sache als die unsere. Wir appelliren an das höchste Wesen und an alle rechtschaffenen Männer. Selbsterhaltung gebietet die Natur, aber nicht weniger gebietet sie auch Unabhängigkeit und Freiheit und stellt den Grundsatz auf, daß die Regierungen um des Wohls der Regierten willen da seyen. Unmöglich kann es eine in sich selbst nichtigere Regierung geben, als die, welche Gewalt, Meineid und zügellose Leidenschaft gegenwärtig in Spanien bilden.

Darum erklärt sich die leitende Insurrektionsjunta zur provisorischen Regentschaft, damit, bis die Nation sich vereinbart, es nicht an einer Regierung fehle, welche im Stand sey über Vollziehung der Gesetze zu wachen und den öffentlichen Frieden zu wahren; denn der König, als in den Händen einer Partei befindlich, die ihn beherrscht, ist unfähig zu regieren. Diese provisorische Regentschaft verordnet, daß alle Spanier, sobald sie von gegenwärtigem Manifest Kunde erhalten, aufhören zu gehorchen, und anzuerkennen als Regierung eine Gewalt, welche, mit Verletzung aller gesetzlichen Verpflichtungen, im Namen des Königs durch eine Rotte von Feinden der öffentlichen Wohlfahrt ausgeübt wird. Auch wird befohlen, in jeder Stadt des Reichs, in allen Korps der Armee, und an Bord aller Schiffe der Flotte die provisorische Regierung der Nation im Angesicht dieses feierlich auszurufen, damit Jedermänniglich ihr den gesetzlichen Gehorsam leiste. Bis zum Zusammentritt des Nationalkongresses soll jedoch in Bezug auf das gegenwärtige System der Rechtspflege und der Finanzen, die Einrichtung des militärischen Dienstes, das städtische Municipalwesen und die andern Zweige der Staatsverwaltung, so wie die verschiedenen Verfassungen der einzelnen Provinzen, Alles noch beim Alten bleiben und wo etwaige Veränderungen vorgenommen werden, sollen sie sich auf die Abstellung allgemein einleuchtender Mißbräuche beschränken. Indem die provisorische Regierung sich der Nation für jeden ihrer Schritte verantwortlich erklärt, fordert sie alle Behörden unter der strengsten Verantwortlichkeit auf, nach Kräften zur Erhaltung der Ruhe und der öffentlichen Ordnung mitzuwirken, insonderheit aber versieht sie sich zu den Befehlshabern und Offizieren der Land- und Seemacht, daß sie die heilsame Disciplin unter ihren Truppen zu handhaben wissen werden. Gegenüber dem Ausland, empfiehlt sie endlich Alles zu vermeiden, was den Frieden und die Freundschaft mit fremden Regierungen stören könnte, vielmehr alle Verträge und Verbindlichkeiten gewissenhaft zu erfüllen, und so die Bande des gegenseitigen Verkehes zum Vortheil Aller zu befestigen.

Spanier! wir wiederholen es — Eintracht und Achtung für die Gesetze sey unser Wahlspruch. Sollte der Despotismus uns nöthigen, zu den Waffen unsere Zuflucht zu nehmen, so komme über ihn alles Blut, welches vergossen wird! Möge Gott unser Beginnen segnen; so es aber in seinem hohen Rathschluß anders beschlossen ist, so ist es besser, wir gehen in unserem Wagniß zu Grund, als daß wir dieses Leben in Sklaverei und Schande fortsetzen!

Die Irrlichter.

Gewisse Naturerscheinungen kommen in der neuen Welt zahlreicher und mehr im Großen vor, als irgendwo in der alten, unter Andern alle diejenigen, welche ihren Ursprung großen Mooren verdanken, in denen thierische und pflanzliche Stoffe sich in verschiedenem Grad der Verwesung befinden. In solchen Gegenden sieht man auch am Häufigsten die sogenannten Irrlichter. Südamerika muß sich jene pestilenzialischen Miasmen, jene lebenverkürzenden Luftarten, welche die wunderbare Fruchtbarkeit seiner Flußgestade fast nutzlos machen, noch zum besondern Studium nehmen; seine Bewohner müssen und werden noch Mittel erfinden, den Aufenthalt an diesen Ufern mit den Forderungen der Gesundheit in Einklang zu bringen. Auch Nordamerika ist auf dergleichen Forschungen hingewiesen, obwohl seine Moore weniger gefährlich sind, als die des Orenoko und des ungeheuern Amazonenstroms, wo der Boden eben auf Kosten der Gesundheit der Luft in seiner ursprünglichen Ergiebigkeit fortwuchert. So sind z. B. die Ufer des Connecticut, obwohl schon seit länger als einem Jahrhundert dem Anbau unterworfen und sehr bevölkert, immer noch nicht gehörig eingetrocknet. In dieser Gegend kommen denn auch die Irrlichter ungemein häufig vor. Ein Bewohner von Connecticut giebt von diesem Phänomen folgende Beschreibung im Courrier des Etats Unis:

„Die Wohnung meines Vaters, auf einem ziemlich hohen Hügel gelegen, beherrscht große Grasebenen, die sich bis zum Ufer des Stromes und eines seiner Zuflüsse erstrecken. Im Lenz werden dieselben größtentheils überschwemmt, und sind deßhalb stets sehr feucht. Nichts auf denselben unterbricht den Blick, so daß ein noch ziemlich schwaches Licht während der Nacht auf diesem ebenen, einfärbigen Teppich wahrgenommen werden kann; so sah ich denn mit Bequemlichkeit die Irrlichter unter den verschiedenen Formen, welche sie annehmen, und folgte ihren Bildungsstufen. Ich vermochte dadurch zu bewahrheiten, was die Fischer über die Schwenkungen, Sprünge, Tänze dieser feurigen Erscheinungen sich erzählen. Zunächst will ich indessen den Bericht eines meiner Freunde anführen, der spät von mir weggegangen, in der Nähe eines Sumpfes durch die Nacht überrascht wurde. Durch diesen Sumpf zog sich der eingedämmte Weg der Fußgänger hin, an dessen einer Seite er fortwandelte. Bald bemerkte er auf der andern Seite in einiger Entfernung ein Licht, das er für einen mit einer Laterne versehenen Mitreisenden hielt, weßhalb er sich beeilte, dasselbe einzuholen. Dieß hatte er in Kurzem gethan, denn das Licht war unbeweglich, und viel näher bei ihm, als er anfänglich geglaubt. Er verweilte lange, um das Phänomen zu untersuchen; er sah, daß die Flamme durch eine Gasart unterhalten ward, welche aus einem kleinen Loch mitten in einem ziemlich festen Schlamm hervordrang. Ein Zischen oder eine Verpuffung ließ sich bisweilen hören, wobei die Flamme jedesmal auf ein Paar Augenblicke an Ausdehnung zunahm; sie wurde schwächer, erlosch, entzündete sich von Neuem, ohne die Stelle zu verändern. In dem Schlamm bildete sich kein neues Loch; offenbar, weil die Materie hiezu nicht weich genug war. All diese Umstände deuten auf ein Freiwerden von Phosphorgas, das in mehr oder minder großen Blasen an der Oeffnung anbrennt, weil seine Erzeugung weder ununterbrochen, noch stets in gleicher Menge geschieht.

„Fast alle Irrlichter sind unbeweglich wie dasjenige, wovon ich eben gesprochen, obwohl man ihnen die Eigenschaft zuschreibt, Diejenigen zu vermeiden, die ihnen nachgehen; Denen aber, welche vor ihnen fliehen, nachzusetzen. Dergleichen Bewegungen scheinen in der Regel auf einer Täuschung zu beruhen. Der Beobachter weiß gewöhnlich nicht, daß Größe und Glanz dieser Feuer wechseln; bei zunehmender Ausdehnung und Erleuchtung glaubt er dieselben mithin auf sich zukommen, im entgegengesetzten Fall sich entfernen zu sehen.

„Fast allgemein hält man es für unmöglich, ein Irrlicht in seine Gewalt zu bekommen; eine Behauptung, die selbst in der edinburgher Encyklopädie aufgestellt wird, nichts desto weniger aber ein Irrthum ist. Einer meiner Nachbarn gab mir vor Kurzem hiefür den Beweis: „„Da habe ich eins““, sagte er mir, „„der Gefangene ist in meinem Hut.““ Wirklich erhellte ein lebhaftes Licht das Innere seines Huts; ein Flämmchen, das aus einem ganz kleinen Stück einer Art Gallerte, herausdrang, hatte darin seit mehreren Minuten sich erhalten; jetzt aber war es am Erlöschen, und ich hatte nur eben noch Zeit, dasselbe zu sehen.“

Der französische historische und literarische Pastetenbäcker. Leipzig 1830.

(Schluß.)

Delavigne (Casimir), Akademiker, sagt in seinem Trauerspiel „le Paria“ Akt 2. Sc. 6.

Des banians touffus, par le brame adorés.

Nun sind aber die Banians eine götzendienerische Sekte in Indien, die an die Seelenwanderung glaubt. Sollten Sie vielleicht große Perücken tragen, und daher das Beiwort „touffus" kommen? Lange zerbrach man sich die Köpfe, bis aus den folgenden Versen:

Courbés par le midi, dont l'ardeur les dévore
Ils étendent vers nous leurs rameaux altérés.

hervorging, daß der Poet Bäume gemeint, und Banians für Bananiers gesetzt hatte, was im Deutschen weniger auffallend gewesen wäre, da wir Bananen sagen.

Du Jarry war 1714 Akademiker. Die französische Akademie hatte einen Preis auf das beste Gedicht zu Ehren Ludwigs XIV ausgesetzt. Voltaire, der keine Gelegenheit zum Schmeicheln und Speichellecken ungenutzt vorüber gehen ließ, hatte auch konkurrirt. Die Akademie tannte aber Du Jarry den Preis zu. In seinem Gedicht kommen folgende Verse vor:

Pôles glacés, brûlans, où la gloire connue
Jusqu'aux bornes du monde est chez vous parvenue.

Aus dieser Stelle geht hervor, daß es wenigstens Vier Pole giebt, zwei eisige und zwei heiße. Dieß ist allerdings eine ganz neue anziehende Entdeckung; denn bis dahin hatte man immer geglaubt, es gäbe nur zwei Pole, und beide seyen eisig, da die Sonne nicht über die Wendekreise hinausgehe.

Laurentie, Akademiker, legt in seinen „Etudes littéraires et morales sur les historiens latins (1822)" eine Stelle des Livius aus, und bringt, mir Nichts dir Nichts, eine neue Dynastie auf; denn Rege feretrio übersetzt er kurzweg durch le roi Feretrius. Hier aber ist Jupiter mit dem Beinamen Feretrius gemeint.

Le Brun, den seine Landsleute den Pindarischen nennen, erlaubte sich zuweilen große Freiheiten in seinen Oden. Palissot hatte ihn einmal lebhaft in einer Zeitschrift darum getadelt. Am folgenden Tag kommt der Dichter ganz aufgebracht zu dem Kritiker und sagt ihm, es sey doch sehr ungerecht, ihm seine kühnen Ausdrücke vorzuwerfen; denn Boileau selbst, den man ihm wegen seiner Mäßigung und wegen seines Geschmacks als Muster in der Dichtkunst vorhalte, erlaube sich ganz ungeeignete Ausdrücke: so sage er z. B. von irgend Einem als Supernumerar im Bureau des Aides et Gabelles Angestellten:

Damon, ce grand auteur, dont la muse fertile
Amusa si long tems et la cour et la ville
Mais qui, n'étant vêtu que d'un simple bureau,
Passe l'été sans linge et l'hiver sans manteau.

Le Brun wußte aber nicht, daß ein grober Zeug, dessen sich die Bauern zu ihren Kleidern bedienen, bureau heiße.

Michaud, Akademiker, hat die literarische Korrespondenz unsers sandern Landsmanns Grimm herausgegeben. Darin steht ein Brief von Voltaire (T. III, p. 475.), der sich mit den lateinischen Worten schließt: „vive felix!" Der akademische Kollege Voltaire's, Hr. de Jouy, der vielleicht Nichts von Latein weiß, hat jene Stelle französisch gelesen und frischweg auch so drucken lassen: „Vive Felix! — es lebe Felix!"

Raoul-Rochette, Akademiker, hat in seinen Schriften schon so viel Böcke geschossen, daß man ein ganzes Buch damit füllen könnte. Wir greifen nur nach dem ersten Besten. In Menander's Fragmenten sagt ein alter Mann, der den Jungen spielen will, zu einer Frau: „Auch ich war einst jung, aber doch badete ich mich nicht fünfmal des Tags; jetzt thue ich es aber; ich trug damals keine Chlanis, wohl aber jetzt." Diese Chlanis (χλανίς) war ein Ueberrock aus feinem und leichtem Stoff, den die athener Frauen und eleganten Zierbengel trugen. Nun stehen Einem aber Maul und Nase vor Erstaunen offen, wenn Raoul-Rochette in seinem Théatre des Grecs obige Stelle folgender Gestalt übersetzt; ich hatte damals keine von den bequemen Frauen in Dienst, die jüngere verschaffen; jetzt aber will ich dergleichen annehmen. Woher kommt nun diese große Verschiedenheit? Die Erklärung ist ganz einfach. Der Hr. Akademiker versteht wenig Griechisch, und übersetzte daher eine lateinische Uebersetzung Menander's. Da stand: „non habebam laenam." Hätte er Latein verstanden so hätte er „laena — Mantel" nicht mit lena — Kupplerin" übersetzt. Dem gelehrten Micali, dem Verfasser des Werks über Italien vor der Römerzeit hat Raoul-Rochette in seiner Uebersetzung dieses Buches eben so mitgespielt, wie Menandern, woraus hervorgeht daß er eben so wenig Griechisch und Lateinisch als Italienisch versteht.

Der Kardinal Richelieu, der Gründer der Akademie, fand in dem Fragment eines lateinischen Autors, den er übersetzte, den Namen Terentianus Maurus. Da nun Se. Eminenz Nichts von dem Dichter dieses Namens aus dem dritten Jahrhundert wußte, so glaubte er, es sey hier von einem Stück des Terentius die Rede; übersetzte also obige Worte mit „Der Mohr von Terenz."

Villemain, Akademiker, sagt in seiner Geschichte Cromwell's, T. I. p. 16: „Cromwell denonça le plat papisme de l'évêque de Winchester: et attaqua sous le même prétexte l'évêque de Winton." Wo liegt doch der Bischofssitz von Winton? Aus unserm lateinischen Lexikon erfahren wir, daß Wintonius — Winchester bedeutet.

An diesen Beispielen mag's genug seyn. Die französischen Zeitschriften, die über diesen unartigen Pastetenbäcker sehr ungehalten sind, bemerken, daß auch deutsche Gelehrte und Literatoren irren, und daß es wohl möglich sey, auch mit ihren Irrthümern ein Buch zu füllen. Den Beweis bleiben sie aber, wie gewöhnlich, schuldig; denn das Beispiel, das sie von Meibomius anführen, paßt gar nicht hieher. Als dessen Fragmente des Petronius großes Aufsehen in der gelehrten Welt machten, las der lübeckische Gelehrte in dem Buche eines Bologneser Gelehrten: „Wir haben hier einen ganzen, wohlerhaltenen Petronius; ich habe ihn mit eigenen Augen gesehen und bewundert." Kaum hat Dieß Meibomius gelesen, so reist er nach Italien; und kaum ist er in Bologna angekommen, so eilt er zu dem Bibliothekar Capponi, und fragt ihn, ob es wahr sey, daß sich in Bologna ein ganzer Petronius fände? „Allerdings: Dieß ist hier allgemein bekannt." „„Hätten Sie wohl die Güte, mir ihn zu zeigen, ich möchte ihn gern selbst untersuchen."" „Sehr gern." Hierauf führt ihn der Bibliothekar in die Kirche, wo der heilige Petronius liegt. Bei den oben angeführten Stellen aus den Werken französischer Akademiker liegt krasse Unwissenheit und unverzeihlicher Leichtsinn zu Grund, nicht so hier bei Meibomius. Er las Nichts vom heiligen Petronius, und bei dem Gelehrten einer protestantischen Stadt war es sehr natürlich, daß er nicht an einen kirchlichen Heiligen dachte... Mögen die Deutschen immer die französischen Akademiker und ihre Ignoranz lächerlich machen, wenn sie nur das kräftige, muthige, geistreiche und gemäßigte Volk und sein Heldenthum nicht verkennen.

Feuerprobe der Hindu's.

„Eingeladen von den Hindu's unsers Korps," erzählt der schon mehrfach angeführte Obrist Welsh; „die Ceremonie des Feuergangs mit anzusehen, ritt ich mit Kapitän Pepper zu dem bestimmten Orte, wo man eine längliche Grube, achtzehn Fuß lang und zwölf Fuß breit, gegraben hatte. Wie tief dieselbe seyn mochte, weiß ich nicht, da sie bei unserer Ankunft bis zu einer gewissen Höhe mit roth glühenden Kohlen angefüllt war. Sofort langte von der entgegengesetzten Seite eine Prozession an, von welcher jedes Mitglied der Länge nach durch das Feuer ging oder tanzte, in dem nur in der Mitte der beiden schmälern Seiten die Stufen zum Hinabsteigen angebracht waren. Die Flamme war so heiß, daß wir uns nicht völlig an den Rand der Grube begeben konnten, sondern einige Schritte rückwärts auf unsern Pferden hielten, von wo aus wir jede Bewegung der Durchgehenden scharf beobachteten. Es war eben die Mitte des heiligen Festes, und ich ließ mich belehren, daß die Feierlichkeit zu Ehren der Pockengöttin Mariama Statt finde, welcher man vor dem Betreten des Feuerofens einen Hahn opfert. Hierauf gehen sie, mit einem gelben Stoff ganz eingeschmiert, in der Flamme vor- und rückwärts, schnell und langsam, ohne irgend ein Anzeichen von Schmerz; ein Mann trug ein Kind auf den Schultern, das nicht im Mindesten schrie. Die Personen dieses außerordentlichen Schauspiels waren von jedem Alter. Einen sehr schönen Knaben sah ich am Eingange ausgleiten und fallen; die Andern hoben ihn wieder auf, ohne daß er irgend einen Schaden genommen hatte. So Viel kann ich als Augenzeuge sagen; dem Chemiker bleibe es überlassen, die Natur des Stoffes zu erforschen, mit welchem sie beschmiert waren. Nie konnte ich einen Eingebornen vermögen, mir eine natürliche Erklärung dieser Gaukelei zu geben, und die Mohammedaner, welche kein Interesse haben konnten, mich über den wahren Hergang zu täuschen, schienen über die angewandten Mittel so wenig unterrichtet zu seyn, als wir selbst."

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 275. 2 Oktober 1830.

Die spanische Restauration und der Absolutismus. *)

Nach einem sechsjährigen Dienst in Portugal und Spanien erhielt ich im Frühjahr 1814 zweimonatlichen Urlaub nach England; begierig jedoch, einen vergötterten Fürsten unter den jauchzenden Segnungen seines ergebenen Volks wieder auf den Thron der Väter steigen zu sehen, gab ich meinen anfänglichen Plan zu einem Besuch im Vaterland auf und entschloß mich zu einer Reise nach Madrid, wozu ich in einem dort ansässigen Kaufmann, meinem Freund, einen erwünschten Gefährten fand. Da wir unterwegs auf sehr wenige Bequemlichkeiten zu rechnen hatten, so versah ich mich mit einem reichlichen Vorrath an Thee, Kaffee, Schokolade, Zucker und Liqueuren, und ermangelte nicht eine Büchse mit einigen Dutzend Havannah-Cigarren zu füllen. Geld und geistige Getränke behaupten zwar unter allen Nationen ihren Einfluß, einem Spanier aber, sey es nun Generaldirektor der Posten im Prunkkleide, oder Postknecht im Wamms von Schaffellen, kann, um ihn zur Beförderung der Reise zu vermögen, nichts Lockenderes geboten werden, als eine gute Cigarre. Selbst dem wildesten Banditen hat eine solche Gabe schon hie und da das Herz erweicht, und ihn, während er sein Opfer plünderte, zu dem Ausruf gebracht: „Verzeiht mir, Herr, das Bischen Freiheit, das ich mir da nehme."

Wir kauften eine alte — der Himmel mag wissen wann oder wo erbaute — Kutsche, mietheten ein Tiro (Gespann) von sechs tüchtigen Maulthieren, mit welcher ansehnlichen Zahl wir übrigens täglich auf nicht mehr als zehn bis zwölf spanische Stunden rechnen konnten **) und reisten am 20 April 1814 von Xeres ab. Mein Gefährte war ein schwärmerischer Anhänger der spanischen Konstitution, die sich damals im dritten Jahr ihrer Existenz befand, und oft rief er in den Träumen seiner Begeisterung aus: „Sie sollten sehen, lieber Freund, was dieß Land in hundert Jahren seyn wird!"

Nicht weit von dem Dorf Cardena begegneten wir einem auf dem Weg nach Cadix begriffenen Kabinetskourrier, von welchem wir zuerst die Nachricht vernahmen, die bald wie ein Wunder die ganze Welt durcheilte — „der große Napoleon habe dem Throne Frankreichs entsagt." Das Geräusch unseres Wagens hatte den Eilenden aufgeweckt, der troz dem gestreckten Galopp seines Pferdes in ruhiger Siesta begriffen gewesen war. Er meldete uns noch außerdem von der am 11 des Monats in Paris erschienenen Proklation Ludwigs XVIII und von der gänzlichen Beilegung der Streitigkeiten. Angespornt durch diese Neuigkeiten reisten wir eifrigst weiter, und unterstüzt durch die hellen Mondnächte erreichten wir Madrid am 30 April.

Wir nahmen unsre Herberge im Fontano de Oro beim Puerto del Sol und erhielten am folgenden Tag Besuche von verschiedenen Mitgliedern der Kortes, vom Kriegsminister, Don Tomas Moreno, vom Generalinspektor der Infanterie, Don Juan O'Donoju, vom Generalinquisitor (?) und endlich vom tapfern Brigadegeneral Sir John Downie. Alles schien von der Annahme der Konstitution durch den König vollkommen überzeugt.

Den zweiten Mai hatte man für Ausgrabung der Reste der beiden patriotischen Märtyrer Daloz und Velarde bestimmt, welche bei dem lezten verzweifelten Versuch, das madrider Arsenal während der Schlächtereien Murats am 2 Mai 1808 zu behaupten, in glorreichem Kampf gefallen waren. Die Regentschaft, die Kortes, das Militär jeden Rangs, die öffentlichen Beamten wohnten der Feierlichkeit bei und allenthalben schienen die Gefühle für Freiheit und Ruhm des Vaterlandes in der höchsten und edelsten Art erregt. Die Gebeine wurden unter Abfeuerung von hundert Kanonenschüßen in einen Sarkophag gelegt. Das Artilleriekorps, welchem jene Tapfern angehört hatten, bat sich die Ehre aus, dieselben nach der Kirche Sankt Domingo's tragen zu dürfen; der Zug, angeführt von der Regentschaft, nahm über eine englische Meile Wegs ein. „Ehre dem Andenken der gefallenen Helden!" „Tod den Feinden Spaniens!" „Hoch lebe Fernando, unser vielgeliebter König!" „Hoch lebe die Konstitution!" erscholl von tausend und zehntausend Stimmen, wie der Sarkophag, bedeckt mit Cypressen und Lorbeern, langsam vorüber schwankte.

Indessen flüsterte man sich aus den Briefen einiger Deputirten, die, den Präsidenten der Kortes an der Spitze, ihrem wiedergegebenen Souverän nach Valencia entgegengereist waren, bereits Gerüchte des königlichen Wortbruchs zu. Die Höflinge hatten ihre Instruktionen erhalten; Emissäre stellten die Kortes als Leute dar, welche den geliebten König seiner oberherrlichen Rechte berauben, die heilige Religion niedertreten und eine un-

*) Blackwood's Edindurgh Magazine.

**) Auf eine spanische Stunde gehen vier englische Meilen.

christliche Republik aufstellen wollten. Ein von Ferdinand in Valencia am 4 Mai erlassenes Manifest endete mit der Erklärung, daß die Kortes aufgelöst seyen, und sprach gegen Jeden den Tod aus, der sich diesem Beschluß widersetzen würde. Von diesem Augenblick an wurden die bisherigen Repräsentanten der Nation Gegenstand der Pöbelwuth. Man duldete, daß Soldaten mit bloßen Säbeln oder gefällten Bajonetten die Straßen unter dem Ruf durchzogen: „Tod den Kortes!" „Tod der Konstitution!"

Der Alkade Mayor Montezuma (ein Peruaner, der sich der Abkunft von den Incas rühmte), selbst Mitglied der Kortes, hatte sich auf die königliche Seite geschlagen, und war oder stellte sich nicht stark genug, die Menge im Zaum zu halten. Das Militär befand sich unter keinerlei Art von Aufsicht. Die Regentschaft legte ihre Funktionen stillschweigend nieder. So war Madrid vom 9 bis zum 12 Mai — auf welchen Tag Ferdinand seinen Einzug festgesetzt hatte — einer zügellosen Soldateska hingegeben. Die Kerker wurden geöffnet und Horden Verbrecher aufs Volk losgelassen, die Jeden, der noch der Konstitution günstig schien, mit dem Messer bedrohten. Auch die Hefen der weiblichen Bevölkerung, durch geistige Getränke in Wuth gebracht, rannten haufenweis durch die Straßen und schrien: „Blut, Blut für unsern beleidigten König!"

Während dieser Schreckenstage blieben die wenigen Engländer, die sich in Madrid aufhielten, nicht nur unangefochten, sondern wurden sogar von der wüthenden Menge allenthalben laut begrüßt und geliebkost. Man schrieb nämlich die jetzt allgemein bekannte Auflösung der Kortes dem Rath und der Festigkeit des britischen Gesandten zu, welcher dem König seine Aufwartung in Valencia den Tag zuvor gemacht hatte, eh der Präsident der Kortes, mit einer Deputation aus deren Mitgliedern, zu den Füßen des Monarchen sich einfand. Ich will mich in keine Erörterung der Richtigkeit dieser Ansicht einlassen; gewiß aber ist, daß in jenem entscheidenden Augenblick ein beträchtliches Geldanlehen von England genehmigt ward, und daß man dieser Hülfe das plötzliche und unerwartete Manifest des Königs gegen die Kortes und die Konstitution nicht unpassend zuschrieb, so wie daß derselbe in seiner nunmehrigen Absolutheit von dem Stellvertreter der Majestät Britanniens nach der Hauptstadt begleitet ward, umgeben von vier tausend Mann Reiterei mit englischen Säbeln in den Händen, und unter Anführung des englischen Generals Whittingham.

(Fortsetzung folgt.)

Die Beduinen.

---

9. Regierungsweise und Rechtspflege.
(Fortsetzung.)

In streitigen Fällen hat der Häuptling, wie gesagt, keine Macht, irgend ein Urtheil zur Vollziehung zu bringen. Zuweilen willigen die Parteien ein, sich seiner Entscheidung zu unterwerfen oder Schiedrichter zu wählen: aber nie können sie dazu gezwungen werden, und nur bei einzelnen Stämmen kann man seinen Gegenpart vor den Kadi laden. Von den Kadi's, die so häufig bei den Geschichtschreibern erwähnt werden, findet man noch einige wenige unter den Beduinen. Die Would Aly haben deren drei, die Rowalla und die Bescher, jeder Stamm einen. Die Kadi's oder Richter sind Männer, die durch ihre scharfe Urtheilskraft, ihre Gerechtigkeitsliebe und ihre Erfahrung in den Sitten und Gebräuchen ihrer Nation einen gewissen Ruf erlangt haben. Sie können meist weder lesen noch schreiben, und berufen sich bei ihren Entscheidungen in den Fällen, die vor sie gebracht werden, nur auf die Erinnerung. Ein Richter dieser Art wird bei den Arabern ein Kadi el Feraa, ein Richter des Gewohnheitsrechtes, genannt, im Gegensatze zu dem Kadi el Scheraa oder „dem Kadi des geschriebenen Rechtes," wie man deren in den türkischen Städten findet. Sie zeichnen sich weder durch ihre Kleidung noch etwa durch eine besondere Lebensweise vor ihren Landsleuten aus. Das Amt eines Kadi bleibt gewöhnlich in der Familie; die Wahl eines neuen hängt von der guten Meinung ab, welche die übrigen Kadi's freundlicher Stämme, so wie die Glieder seines eigenen Stammes hegen; die Scheichs haben auf diese Wahl nicht den geringsten Einfluß.

Die Gebühren, die einem Kadi für seine Entscheidungen gezahlt werden sind sehr beträchtlich. Wenn der Gegenstand des Streites ein Pferd ist, so belaufen sich die Kosten auf den Werth eines jungen Kameles; streiten die Parteien um ein Kamel, so empfängt der Kadi einen Dahab (vier Gulden.) Ist eine Summe Geldes streitig, so betragen die Sporteln fünf und zwanzig Prozent. Die Kosten werden immer von Dem getragen, der den Prozeß gewinnt, nie von Dem, der ihn verliert.

Wenn ein Fall eintritt, der Schwierigkeiten darbietet, die für den menschlichen Scharfsinn unübersteiglich sind, wie z. B. wenn Zeugen von gleicher Glaubwürdigkeit einander gerade zu widersprechen; so sendet der Kadi die streitenden Parteien vor den Mibescha oder Hauptrichter, der sie einem Gottesgerichte unterwirft, das ganz auf dieselbe Weise gehalten wird, wie Dieß während des Mittlalters auch in Europa gebräuchlich war. Bei einem jeden der bedeutenderen Aenesenstämme ist ein Oberrichter, der über alle verwickelteren Rechtsfälle erkennt. Sollten seine Bemühungen einen Streit auszugleichen vergeblich seyn, so läßt der Richter ein Feuer vor sich anzünden, nimmt einen langen eisernen Löffel, dessen die Araber sich zum Kaffebrennen bedienen, macht denselben im Feuer bis zum Rothglühen heiß, langt ihn dann heraus und beleckt mit der Zunge das obere Ende des Löffels auf beiden Seiten. Dann legt er ihn wieder in das Feuer, und befiehlt der angeklagten Person, sich zuerst den Mund mit Wasser auszuspülen und darauf den Löffel zu lecken, wie er selbst gethan hat. Sofern der Beschuldigte ohne eine Verletzung der Zunge davonkommt, wird er für unschuldig geachtet; im entgegengesetzten Fall verliert er seine Sache. Die Araber schreiben die Ursache einer so wunderbaren Erhaltung nicht dem Schutze der Gottheit, sondern dem Teufel zu. Man weiß von Personen, die das rothglühende Eisen wohl zwanzigmal geleckt haben, ohne Schaden zu nehmen. Wenn Jemand eines Mordes bezüchtigt wird und die That leugnet, so wie bei jedem anderen Handel, der nach dem arabischen Ausdrucke Blut zum Gegenstande hat, tritt immer eine Berufung auf das Urtheil des Mibescha ein.

Die Aussage von Zeugen, so zahlreich sie auch seyn mögen, wird, wenn der Beschuldigte leugnet, nie zugelassen; und es bleibt dem Kläger daher Nichts übrig, als das Gottesurtheil zu verlangen. Ist ein Araber mit dem Spruche seines Kadi nicht zufrieden, so kann er an einen andern appelliren oder auch wohl an mehrere andere; aber diese bestätigen gewöhnlich das Urtheil des ersten Richters. Wenn er dann aber noch immer darauf besteht, daß ihm Unrecht geschehen sey, so darf er sich nur weigern, der Entscheidung sich zu unterwerfen, da es keine gesetzliche Gewalt giebt, die ihn dazu zwingen könnte. Unter diesen Umständen dringen die Verwandten gewöhnlich in ihn, sich zu vergleichen; wenn er aber hartnäckig bleibt, dürfen sie ihn nicht verlassen, weil Blut vergossen werden könnte und Dieß ihnen die Verpflichtung der Blutrache auflegen würde, wenn sie auch keinen Theil an dem Streite genommen hätten.

Körperliche Strafen sind bei den Arabern unbekannt; die Urtheilssprüche des Scheich, des Schiedrichters, des Kadi und des Mibescha gehen nach der Sitte, die seit Menschengedenken besteht, nie anders als auf Geldstrafen, von welcher Art auch das Verbrechen gewesen seyn mag, das dem Angeklagten zur Last fällt. Jedes Vergehen hat in dem Gerichtshofe des Kadi seine bestimmte Buße, deren Art und Belauf den Arabern wohl bekannt sind. Die Furcht, sich derselben auszusetzen, erhält daher in dem Stamme Ruhe und Ordnung.

Alle beschimpfenden Ausdrücke, wie: „Du behandelst Deine Gäste schlecht;" „Du bist ein Sklave;" „Du bist ein Hund" oder „Du bist ein Heteym (ein wenig geachteter Stamm der Kebiy-Araber) oder „Ich kenne Dich wohl," oder „Du bist ein Aussätziger," alle Gewaltthätigkeiten, wie Schläge, so leicht sie auch seyn mögen, oder Verwundungen, wenn auch nur ein einziger Tropfen Blutes geflossen ist, haben ihre verhältnißmäßigen Bußen. So kann z. B. folgender Fall eintreten: Bochyt schimpft den Dscholan „einen Hund." Dscholan erwiedert diese Beleidigung durch einen Schlag auf Bochyt's Arm; darauf verwundet Bochyt den Dscholan mit einem Messer in die Schulter. Bochyt ist nun, nach dem Ausspruch des Kadi, dem Dscholan schuldig: Für die Schmähung „Hund" 1 Schaf; für die Wunde in die Schulter 3 Kamele; Dagegen schuldet Dscholan dem Bochyt für den Schlag auf den Arm 1 Kamel. Folglich bleiben als Rest für Dscholan 2 Kamele und 1 Schaf.

(Schluß folgt.)

Skizzen aus der neuesten englischen Literatur.

2. Schicksale von Neuschottland.

(Schluß.)

Eine rührende Episode in den Annalen von Neuschottland und einen ewigen Flecken in der Geschichte englischer Politik bildet die Festnehmung und Wegführung der Akadier. Als Neuschottland — von den Franzosen Akadien genannt — nach vielen Wechseln des Kriegs zuletzt in den bleibenden Besitz Großbritanniens überging, bestand die Bevölkerung zum größten Theil aus Franzosen, da die Eifersucht der Letztern gegen die Engländer keine Ansiedelungen von Individuen aus dieser Nation erlaubt hatte. Der englische Gouverneur verlangte daher von den Franzosen, sie sollten entweder das Land räumen, oder dem neuen Oberherrn den Eid der Treue schwören. Zu diesem Eid erklärten sie sich bereit; allein sie verwahrten sich zum Voraus wider jedes Ansinnen, das ihnen gemacht werden könnte, gegen ihr altes Mutterland oder gegen ihre alten Verbündeten, die Indianer, die Waffen zu tragen. Da der Gouverneur ihnen diese Bedingung bewilligte, leisteten sie die Huldigung. Indessen verweigerte die englische Regierung der Zusage des Gouverneurs ihre Genehmigung, und forderte unbedingte Pflichttreue. Dazu wollten aber die Akadier sich nicht verstehen, und in dieser Unentschiedenheit blieben die Sachen von Jahr zu Jahr, fast ein halbes Jahrhundert lang, bis das londner Kabinet zuletzt den Entschluß faßte, die gesammte akadische Bevölkerung zu deportiren, und auf seine verschiedenen Kolonien in Amerika zu vertheilen, wo sie sich bald mit der großen englischen Masse verschmelzen würden

Werfen wir zuvörderst einen Blick auf den Charakter des dem Untergange geweihten Volks.

Jagd und Fischfang, welche ursprünglich die Lust der Ansiedler waren, und vielleicht ihren Bedürfnissen noch immer genügt hätten, verloren bald ihre Reize für ein ruhiges und stilles Volk, und machten dem Ackerbau Platz, der in den Niederungen und auf den Mooren, durch Eindämmung der Seen und der Flüsse, Raum gewann. Diese Felder gaben Anfangs einen fünfzigfältigen, und in der Folge wenigstens einen fünfzehn- bis zwanzigfältigen Ertrag. Waizen und Hafer gediehen am Besten. Doch erzeugten sie auch Roggen, Gerste und Mais; Pataten gab es gleichfalls im Ueberfluß, und ihr Gebrauch war allgemein. Zahlreiche Heerden weideten auf den unermeßlichen Wiesengründen. Man rechnete mehr als 60,000 Stück Hornvieh, und die meisten Familien besaßen mehrere Pferde, obgleich Ochsen den Pflug bedienten. Ihre Häuser waren von Holz, aber äußerst bequem eingerichtet und mit den Wohnungen wohlhabender Meier in Europa zu vergleichen. Sie hielten eine Menge Geflügel aller Art, wodurch sie eine gesunde und nahrhafte Abwechselung in ihre Kost brachten. Ihr gewöhnliches Getränk war Bier und Cider, zuweilen Rum. Ihre Kleidung verfertigten sie aus der Leinwand, die sie aus ihrem Flachs, oder aus den groben Tüchern, die sie aus der Wolle ihrer Schafe bereiteten. Begehrte Einer nach größerm Luxus, so bezog er solche Artikel aus Annapolis oder Louisburg, und gab Korn, Vieh oder Pelzwerk dagegen. Sonst hatten sie ihren Nachbarn Nichts zu bieten, und noch weniger des Tauschhandels bedurften sie unter einander, da jede Familie für ihren Bedarf selbst zu sorgen pflegte. Daher kannten sie auch das in den übrigen Theilen von Amerika so gewöhnliche Papiergeld nicht; die kleine Quantität Silber und Gold, welche in die Kolonie eingeführt worden, trug zur Belebung des Gewerbsfleißes, worin eigentlich der Werth des Geldes besteht, hier nicht bei. Die Sitten waren natürlich äußerst einfach. Selten kam ein Civil- oder Kriminalprozeß von Bedeutung vor den Gerichtshof in Annapolis. Kleine Zwistigkeiten, die sich zuweilen erhoben, wurden von den Aeltesten gütlich beigelegt; alle öffentlichen Akte von ihren Geistlichen besorgt, die für diese Mühe, so wie für ihre kirchlichen Verrichtungen 1/10 der Ernte erhielten, wovon Sie leben konnten. Von wirklichem Elend wußte man Nichts, und den Bitten der Armuth kam die Wohlthätigkeit zuvor. Man theilte ohne Prunksucht mit, und nahm ohne Gemeinheit an; kurz, man lebte in einer Gesellschaft von Brüdern ein idyllisches Leben, wie man es in der Wirklichkeit selten findet. Sobald ein junger Mann das Alter erreichte, wo er heirathen konnte, erbaute ihm die Gemeinde ein Haus, half ihm das Land in der Nähe desselben urbar machen, und versah ihn mit allem Nöthigen für zwölf Monate. Die Gattin brachte ihm ihre Mitgift in Vieh. Noch jetzt soll in Nordamerika das Andenken an die Akadier, und ihr edles harmloses Wesen an allen Orten, wohin sie gewaltsam verpflanzt wurden, in der Ueberlieferung fortdauern.

Da sich voraussehen ließ, daß die Akadier sich in den Befehl, ihre Heimath zu verlassen, nicht freiwillig fügen würden; so wurde die Maßregel mit dem größten Geheimniß behandelt. Eine Proklamation wurde erlassen, welche den Einwohnern bei schwerer Ahndung gebot, je nach den Distrikten auf einem bestimmten Platz am 5 September 1755 sich zu versammeln. Ohne Argwohn gehorchten Alle, und jetzt erfuhren sie, Was ihrer harrte. Ihre Häuser sollten eingerissen, ihre Felder wüste gelegt werden, selbst ihre Heerden der Krone verfallen seyn, und von Allem, was sie ihr Eigenthum nannten, sollten sie Nichts mitnehmen dürfen nach dem fremden Lande, als das wenige Geld und die Fahrniß, die sie besaßen. Man kann sich den Eindruck vorstellen, den diese grausame Verfügung erregte. Kaum erlaubte man den Männern, unter Militärbedeckung, noch einmal, je zu Zehn, zu ihren unglücklichen Familien zu gehen, um einen letzten Blick auf alle die Gegenstände ihrer Liebe zu werfen, die sie auf immer verlassen mußten. Im Ganzen ertrugen sie ihr Urtheil mit einer nicht zu erwartenden Resignation. Allein als der 10 September, der Tag der Einschiffung, erschien, und sie nun im Begriff waren, von ihren Freunden und Verwandten, ohne Hoffnung des Wiedersehens,

zu scheiden, um unter Fremde zerstreut zu werden, die ihnen in Sprache, Sitte und Religion so fern standen; da überwältigte der Schmerz jedes andere Gefühl. Die Jüngern unter den Gefangenen waren sechs Mann hoch aufgestellt, und sollten zuerst an Bord. Einmüthig weigerten sie sich, wenn man sie nicht mit ihren Familien zugleich einschiffte. Dieß Verlangen wurde verworfen und die Truppen befehligt, sie mit gefälltem Bajonett in's Schiff zu treiben. Der Weg nach dem Strand war mit Weibern und Kindern bedeckt, die auf den Knien lagen, und unter Weinen und Segnungen von ihren Männern, Brüdern und Vätern Abschied nahmen; während die Gefangenen zögernden Schritts, betend und Hymnen singend, vorüber zogen. Den Beschluß machten die Greise. So wurde die ganze männliche Bevölkerung zusammen eingeschifft. Um die Weiber und Kinder einzuschiffen, mußte auf neue Transportschiffe gewartet werden. Das Ganze geschah mit solcher Eilfertigkeit, daß für keinerlei Bedürfniß an Bord hinlänglich gesorgt werden konnte; und kaum lichtete man die Anker, als die aufsteigenden Rauchsäulen die Vollendung dieses beispiellosen Frevels an der Menschheit bezeichneten. So opferte das civilisirte England 18,000 schuldlose Menschen seiner machiavellistischen Politik! Nicht genug, daß man sie ihres schätzbarsten Eigenthums beraubte und von den Feldern weggeschleppte, welche ihre Vorfahren urbar gemacht und angebaut hatten, daß man sie auf Sklavenschiffen zusammen schichtete, wo nur eine Tonne auf zwei Personen gerechnet wurde, ließ man ihnen nicht einmal den Trost der gemeinsamen Klage, sondern, getrennt Eltern von Kindern, Geschwister von Geschwistern, Freunde von Freunden stieß man sie hinaus arm, verlassen und gebrochenen Herzens in die weite Welt!

Van Maanen.

Das Journal des Pays-Bas liefert zu nachstehenden Worten eines andern Journals: „Hr. van Maanen hat dem Vaterland 35 Jahre treu und eifrig in verschiedenen Aemtern gedient; der König hat ihm Zeugnisse der Zufriedenheit für seine langen und loyalen Dienste ertheilt," folgenden Kommentar: „Hr. van Maanen steht wirklich seit 35 Jahren im Dienste. Als junger Advokat ohne Prozesse und ohne Hoffnung, je eine Clientel zu erhalten, weil man weder Talent noch irgend ein Anrecht auf Achtung des Publikums in ihm erkannte, machte der „Citoyen" van Maanen den Municipalbeamten den Hof, welche von den Bewohnern des Haags am Anfang der Revolution von 1795 ernannt worden waren: diese guten Leute — Schuster, Schneider, ungebildete Handwerker — sahen entzückt, wie ein Gelehrter mit ihnen trank und rauchte. Nachdem der Generalprokurator Bosmar als Anhänger des nassauischen Hauses abgesetzt worden, erhielt ein Advokat, Namens Van der Meersch, diese Stelle, und der einschmeichelnde Schreiber des Municipalrathes heirathete die Tochter des neuen Magistratsherrn, um Substitut im Gerichtssaal zu werden. Man trug ihm die Requisitorien beim Revolutionstribunal auf. Er ließ Heinrich Van Straalen als Anhänger des „fluchwürdigen" (execrable) Hauses Oranien — Dieß war sein Ausdruck — zum Tode verurtheilen. Glücklicher Weise ließ sich der Verurtheilte nur in contumaciam richten. Hr. van Maanen faßte denselben Beschluß gegen Hrn. Repelaer van Driel, der jedoch mit einigen Jahren Gefängniß wegkam. Einige und dreißig arme Bauern ließ er peitschen und brandmarken, weil sie geschrien hatten: „Es lebe Oranien!" Als Napoleon in Frankreich erster Konsul wurde, war die Mäßigung in Holland an der Tagesordnung, und Hr. van Maanen zeigte sich gemäßigt. Er kleidete sich sogar, um jede Mode mitzumachen, wie ein Mann comme il faut; ein Punkt, den er zuvor ziemlich vernachlässigt hatte. Unter der Administration Schimmelpennincks verwaltete er eine Richterstelle im Haag. Erster Präsident und Chef der Justiz unter Louis Napoleon, sagte er sich bald von den Interessen seines Wohlthäters los, um denjenigen des französischen Kaiserreichs zu dienen, und machte sich, nachdem Holland mit Frankreich vereinigt worden, zum eifrigsten Agenten des kaiserlichen Despotismus. Als Staatsrath Napoleons betrachteten ihn die Holländer als einen Fluch des Landes; nur mit Mühe entging er zur Zeit des Aufstandes gegen die Franzosen im November 1815 der Volkswuth, und barg sein Haupt unter den Schutz einer ungeheuern orangefarbigen Kokarde, mit welcher er dem neuen Souverän seine Ergebenheit ausdrückte. Die Geschichte wird seine weisen Maßregeln bis zur Schlacht bei Waterloo bekannt machen. Von dieser Zeit bis zum Jahr 1830 war er der That nach Premierminister unter dem Schutz auswärtiger Kabinete und er allein hat die Monarchie der Nassauer an den Rand des Verderbens geführt. Er allein ist der Urheber jeder Noth des Volks, jeder Maßregel, welche die Erbitterung der Belgier bis zu ihrem jetzigen Grad steigerte. Indem er funfzehn Jahre lang unter den nichtigsten Vorwänden die definitive Organisation des Justizwesens verschob, indem er die Wahl des Königs für die Richterstellen so leitete, daß diese in den meisten Städten wahre Prevotalgerichte vorstellen, hat Hr. van Maanen Mittel gefunden, die edelsten Patrioten zu verdammen, zu ruiniren, zu verbannen. Seine Opfer erstrecken sich in die Hunderte. Dieß sind seine loyalen Dienste."

Die Freiheit der Belgier.

Généreux fils de la Belgique
Plein d'amour pour la liberté,
L'éclat de la valeur civique
Vivra dans la postérité.
Unissant courage et prudence
Sois prêt aux combats;
Ton triomphe ou la mort s'avance
Attends l'arme au bras:
La liberté ne t'échappera pas.

Du pillage et de l'incendie,
Ta main réprima les excès;
Qui sans crainte exposa sa vie,
A du sang pour d'autres succès.
Unissant etc.

La patrie à ton coeur est chère;
Tu feras respecter ses droits;
Belge, tu ne crains pas la guerre,
Mais tu veux le règne des lois.
Unissant etc.

L'ormeau se croise en palissade
Devant l'asile paternel;
Mais la plus forte barricade
Est dans ton courage immortel.
Unissant etc.

Oppose le calme à l'orage,
Mais veille encore sur tes foyers;
La honte est près de l'esclavage,
Et l'honneur est sous les lauriers.
Unissant etc.

Peuple! L'Europe te contemple,
Songe à ces droits que tu défends,
Et la Liberté dans son temple
Ouvre les bras à ses enfans.
Unissant courage et prudence,
Sois prêt aux combats;
Ton triomphe ou la mort s'avance;
Attends l'arme au bras:
La liberté ne t'échappera pas.

Der Kardinal Caprara.

Der Maler David liebte die Bekleidung im Allgemeinen nicht, am Allerwenigsten die moderne. Bei der Krönung Napoleons hatte der Kardinal Caprara, einer der Assistenten des Pabstes bei dieser Feierlichkeit, eine Perücke getragen. David stellte ihn auf dem bekannten Krönungsgemälde kahlköpfig, im Uebrigen aber vollkommen ähnlich dar. Entsetzt bat der Kardinal den Künstler, ihm seine gewöhnliche Kopfbedeckung zurückzugeben; dieser entgegnete jedoch, daß er seinen Pinsel nie zu Malung einer Perücke erniedrigen werde. Auf Dieß begab sich Se. Eminenz zu Hrn. v. Talleyrand, damaligem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, und führte unter Anderm als besonders dringenden Grund an, man werde, da ein Pabst niemals eine Perücke getragen habe, ihm, in Folge seines baarhäuptigen Bildes, sicherlich die Absicht unterlegen, das nächste Mal Pabst werden zu wollen. Umsonst! David verstand sich um keinen Preis zu der Perücke, und sagte „der Kardinal dürfe sich noch sehr glücklich schätzen, daß er ihm bloß so Viel genommen habe."

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 276. 3 Oktober 1830.

Die Beduinen.

9. Regierungsweise und Rechtspflege.

(Schluß.)

Unter den für gewisse Verbrechen und Rechtsverletzungen bestimmten Strafen ist besonders die merkwürdig, die darauf steht, wenn man einen Wachthund tödtet. Der todte Hund wird bei dem Schweife emporgehoben, so daß sein Mund gerade den Boden berührt; darauf wird seine Länge gemessen und ein Stock von gleicher Länge in die Erde gesteckt. Nun ist die Person, welche den Hund tödtete, verbunden, so viel Waizen über den Stock zu schütten, daß dieser von demselben ganz bedeckt wird, und dieser Waizenhaufen ist die Entschädigung, die dem Eigenthümer des Hundes gebührt. Auch der Kadi in Konstantinopel soll in diesem Falle dasselbe Urtheil sprechen, wenn der Hund nicht in der Nothwehr erschlagen worden ist.

Wenn ein Araber bei einem Vorfalle, der zu einem Rechtshandel führt, Zeugen bedarf, so fordert er alle Gegenwärtigen auf, indem er ihnen zuruft: „Lege Du Zeugniß ab, o —;" doch ist es auch hinreichend ihren Arm nur mit der Hand zu berühren, Dieß wird als eine Aufforderung betrachtet, Zeugniß zu geben. Wenn er keine dieser Formen beobachtet, so fragt der Kadi, sobald die Sache vor ihn gebracht wird, ob die Zeugen bloß zufällig dabeistehende (Hadherein) oder wirkliche Zeugen (Schahedein) wären; im ersteren Falle steht es der Gegenpartei frei, ihre Aussage zu verwerfen. Die Hadherein können verlangen, daß die streitenden Parteien sich mit dem Kadi zu ihnen begeben, um ihre Aussage anzuhören; während die wirklichen Zeugen, nämlich die, bei denen die erwähnten Formen beobachtet wurden, durch die Sitte verpflichtet sind, sich in Person vor dem Kadi zu stellen, wenn dieser sich auch mehrere Tagreisen entfernt befindet. Wird ein Zeuge durch Krankheit außer Stand gesetzt, eine solche Reise zu machen, so nimmt sein Scheich ihm das Zeugniß ab und theilt es entweder mündlich oder schriftlich dem Kadi mit, indem er sich persönlich für die Richtigkeit der Angabe verbürgt. Wenn Zeugen vorhanden sind, spricht der Kadi auf der Stelle sein Urtheil; giebt es deren nicht, so fordert er die angeschuldigte Partei auf, durch einen feierlichen Eid ihre Unschuld zu betheuern; sobald der Angeklagte diesen schwört, wird er als freigesprochen betrachtet. Nie wird der Eid von dem Kläger gefordert, sondern immer von dem Beklagten; nach dem Sprichworte: „es wäre nicht recht, daß Einer schwören und essen sollte" — Nach demselben Grundsatze läßt der Midescha nie den Kläger, der den Preis für das Blut eines Verwundeten fordert, die Feuerprobe bestehen, sondern überläßt den Vortheil derselben immer dem Angeklagten. Die Schwurformeln, die im Gebrauch sind, haben verschiedene Grade der Feierlichkeit und Heiligkeit. Einer der einfachsten Eide im gewöhnlichen Leben ist es, wenn man mit der einen Hand das Wasat oder die mittlere Zeltstange ergreift und dabei sagt: „bei dem Leben dieses Zeltes und seiner Bewohner." Ein feierlicherer Eid, der häufig vor dem Kadi geleistet wird, heißt der „Eid des Holzes." Es wird nämlich ein kleines Stück Holz oder Stroh vom Boden aufgenommen und dem Schwörenden mit den Worten übergeben: „Nimm dieses Holz und schwöre bei Gott und dem Leben Dessen, der es wachsen und verdorren ließ." Ein noch feierlicherer, nur bei sehr wichtigen Dingen gebräuchlicher Schwur ist der Yemein el Chet oder der Eid der Querlinien. Wenn z. B. ein Beduine seinen Nachbarn eines Diebstahls beschuldigt und diese Anschuldigung nicht durch Zeugen beweisen kann so nimmt er den Angeklagten vor den Kadi und fordert ihn auf, zu seiner Rechtfertigung jeden Eid zu schwören, den er von ihm verlangen würde. Wenn dieser darein willigt, so führt der Kläger ihn auf eine gewisse Entfernung vor das Lager hinaus, weil die magische Wirkung des Eides Allen, die sich in der Nähe befinden, verderblich werden könnte; dann zieht er mit seinem Messer einen Kreis in den Sand und innerhalb des Kreises eine Anzahl sich durchkreuzender Linien. Hierauf muß der Beschuldigte seinen rechten Fuß in den Kreis stellen, während der Kläger Dasselbe thut und jenen mit folgenden Worten anredet, die der erstere wiederholen muß: „Bei Gott und in Gott und durch Gott (schwöre ich,) ich nahm es nicht, und es ist nicht in meinem Besitz." — Einige treten mit beiden Füßen in den Kreis. Der Sage nach soll Mohammed einmal von diesem Eide Gebrauch gemacht haben; und ihn falsch schwören würde einen Araber für immer entehren. Um ihn noch feierlicher zu machen werden ein Kameleuter (scheml) und eine Ameise (neml) in den Kreis gelegt, Was dann bezeichnen soll, daß der Angeklagte bei seiner Hoffnung schwört, nie des nährenden Euters beraubt zu seyn und nie eine Zeit zu erleben, in der er so entblößt wäre, daß er nicht einmal den Wintervorrath einer Ameise besäße. Dieß ist der Scheml- und Neml-Eid.

Ein anderer Gebrauch der Araber, der Viel dazu beiträgt, Frieden und Ordnung unter diesen wilden Menschen zu erhalten, welche kein anderes Gesetz anerkennen, als das Recht des Stärkeren, ist die Einrichtung der Schützlingsschaft oder des Wasy. Wenn ein Araber für die Sicherheit seiner Familie nach dem Tode sorgen will, so wendet er sich, wenn er auch noch in der Blüte seiner Jahre stehen sollte, an einen seiner Freunde, und bittet ihn, die Vormundschaft über seine Kinder zu übernehmen. Die Form, welche hiezu gebräuchlich ist, verlangt, daß er sich in eigener Person, ein Mutter-Kamel an der Hand führend, vor seinen Freund verfügt, einen der herabhängenden Zipfel von dem Keffie des Freundes in einen Koten bindet und ihm das Kamel mit den Worten übergiebt: „Ich mache Dich zum Wasy für meine Kinder, und Deine Kinder für meine Kinder, und Deine Enkel für meine Enkel.“ Wenn der Freund das Kamel annimmt, und selten wird er sich weigern, so wird derselbe mit seiner ganzen Familie der erbliche Beschützer der Nachkommen des Gebers. Die Verbindlichkeit des Wasy und die Ansprüche auf seinen Schutz gehen auch auf die beiderseitigen Erben über, aber sonderbar genug nach der Folge der Generationen, so daß z. B. wenn A den B zum Wasy für seine Kinder gemacht hat, B's Söhne Wasy für die Enkel des A, B's Enkel für die Urenkel des A sind; aber A's Urenkel haben keinen direkten Anspruch auf den Schutz der Söhne des B. Fast jeder Araber hat in einer andern Familie seinen Wasy, und ist seinerseits Wasy für eine dritte Familie; selbst der größte Scheich ist nicht ohne seinen Beschützer. Der Schützling wendet sich an seinen Beschützer, so oft er glaubt, daß ihm Unrecht geschieht; und die Familie des letzteren macht jetzt mit seiner eigenen zu seiner Vertheidigung gemeinschaftliche Sache. Dieses System der Schützlingsschaft ist besonders für Unmündige, für Weiber und für Greise, die vielleicht den Forderungen ihrer Söhne widerstehen müssen, ungemein nützlich. Die Einrichtung des Wasy ist eine Art von bewaffneter Gewährschaft, die jeden Einzelnen durch die Furcht vor ihrer Wirkung in den Schranken der Ordnung hält. Die Ceremonie des Knotenbindens hat zum Zweck, dem Wasy Zeit zu lassen, sich nach Zeugen umzusehen, die bei dieser Handlung gegenwärtig seyn müssen: Dasselbe geschieht überall, wo eine Verhandlung durch Zeugen bekräftigt werden soll. Das Kamel, welches dem Wasy gegeben wird, soll vier Jahr alt seyn; der Arme kann statt desselben auch einen Mantel geben.

Das Erbrecht der Araber ist dasselbe, welches der Koran vorschreibt; der Nachlaß wird unter den Söhnen zu gleichen Theilen vertheilt. Wenn ein Vater bei seinem Tode unmündige Kinder hinterläßt, so nimmt ihr nächster Verwandter sie unter seine Aufsicht. Ist das Zelt des Vaters abgebrochen worden, so führt er sie in sein eigenes und wird zugleich der Verwalter ihres Eigenthumes. Da der ganze Stamm die Zahl der Schafe und der Kamele kennt, die der Verstorbene besessen hat, so kann der Pflegling nicht leicht betrogen werden. Der Gewinn, den der Nießbrauch gewährt, wird als Ersatz für die Bekleidung und übrige Unterhaltung der Kinder betrachtet. Der Knabe übernimmt die Verwaltung seines Eigenthumes selbst, so wie er den Werth desselben zu schätzen im Stande ist, d. i. ungefähr in dem Alter von zwölf Jahren. Vor dieser Zeit übt sein Verwandter einen gewissen Einfluß über ihn; sollte dieser indessen zu seinem Nachtheile angewendet werden, so ist der Wasy verpflichtet einzuschreiten. Wenn die Gläubiger des Verstorbenen Ansprüche an die Erben machen, so werden dieselben aus dem Nachlaß befriedigt. Besteht die Schuld in Vieh so wird die schuldige Anzahl von Stücken dem Gläubiger überliefert; ist die Schuld dagegen durch Lieferungen von Handelswaaren erwachsen, so wird nur der wahre innere Werth der Güter entrichtet, ohne daß dem Verkäufer dabei der geringste Gewinn zugestanden würde.

Christenthum und Civilisation auf den Gesellschaftsinseln.

5. Verbreitung des Unterrichts und der heiligen Schrift durch die Presse.

(Schluß.)

„O Britannien, Land des Wissens“ war der häufige Ausruf Derer, welche sich um die Thüren und Fenster des Druckereihauses drängten. Schaarenweise strömten die Einwohner aus allen Theilen von Eimeo und selbst aus andern Inseln herbei, um das Werk zu sehen und sich Bücher zu verschaffen. Das Interesse, welches sich kund gab, glich demjenigen, welches man in Europa beim Aufsteigen des ersten Luftballons oder der Bewegung einer Dampfkutsche fühlte. Der Strand lag mit Nachen bedeckt. Die Häuser waren mit Gästen angefüllt, und nach allen Seiten erblickte man Zelte aufgeschlagen, unter welchen kleine Gesellschaften lagerten. Mehrere Wochen, ehe man mit einem Theil der Drucke zu Stande kam, sah es ringsum wie auf einem Markt aus. Natürlich durften die Bücher nicht ungebunden abgegeben werden; auch dazu fand Hr. Ellis Rath. Er hatte in England wie die Druckerei so auch das Buchbinderhandwerk erlernt; nun handelte es sich bloß darum, das Material für den Band zu bekommen. Das Borkentuch lieferte einen guten Pappendeckel; alte Zeitungen, die man purpurroth färbte, dienten zum Ueberzug, und nachdem man die wenigen vorräthigen Schafhäute zu Rück- und Eckband verbraucht hatte, wurde auf allerlei Häute Jagd gemacht. Oft brachten die Leute das steife Fell eines großen Hundes daher, oder das struppige einer alten Ziege mit dem noch anhängenden Haar und Bart, oder das feine einer wilden Katze aus dem Gebirg. Als man ihnen angab, wie sie diese Felle behandeln sollten, so thaten sie es in ihren Häusern, und es gab keinen so häufigen Gegenstand, als über Rahmen gespannte Häute, welche, um in der Sonne zu trocknen, an den Bäumen aufgehängt waren. Die Elementarbücher wurden unentgeldlich vertheilt, aber bei der heiligen Schrift schien es zweckmäßig einen Preis festzusetzen, der den Auslagen für Papier und Druck entsprach, damit das Volk dieselbe nicht zu gering schätze, als Etwas das Nichts koste. Eine Quantität Kokosnußöl war ein Preis, den sie leicht auftrieben. Diesen Austausch ließen sich die Insulaner gern gefallen. Mit den Worten: „Luka“ oder „Te Parau na Luka,“ d. h. den Lukas, oder das Wort des Lukas kündigten sie ihr Begehren an und zeigten ihre mit Kokosnußöl gefüllten Bambusrohre.

Das nächste Werk, welches aus der Presse der Missionäre hervorging, war ein Gesangbuch, das, in Versen geschrieben, bei der Vorliebe des Volks für metrische Kompositionen, wofür die

Landessprache wegen ihres ausgezeichneten Wohlklangs sich gut eignet, in Kurzem sehr populär wurde. Es wäre zu wünschen, daß die Missionäre die historischen und mythologischen Balladen, die auf den Gesellschaftsinseln sehr zahlreich sind, sammelten, und dadurch der Vergessenheit entrissen. Uns nennen sie ihre Lieder, die sie schon als Kinder recitiren und in gewisser Art vorstellen lernen; denn oft ist damit ein pantomimischer oder dramatischer Charakter verknüpft. So gab es z. B. ein Lied für den Fischer, ein anderes, wenn man ein Canoe erbaute, eines, wenn man einen Baum fällte, eines, wenn man in die See stach. Allein da diese Lieder mit wenigen Ausnahmen sich auf Gegenstände des Heidenthums bezogen, oder wollüstigen Inhalts waren, so geriethen sie durch das Christenthum meist in Vergessenheit. Um manche möchte es dessen ungeachtet Schade seyn; denn solche Gedichte gehören zu den kostbarsten Ruinen der Zeit. Wenn sie aber erhalten werden, so sollte dieß wohl in ihrer ursprünglichen Form geschehen. Bei den taheitischen Liedern kommt überdieß noch ihr augenscheinlich bedeutendes Alter hinzu, das ihren Werth erhöht, und welches man daran erkennt, daß sie viele Worte und Redensarten enthalten, die aus dem gemeinen Sprachgebrauch längst verschwunden sind. Sie sollen äußerst bilderreich, voll leidenschaftlicher Glut, kurz von dem glänzendsten Geist orientalischer Poesie beseelt seyn.

Die ersten Missionäre brachten ein kleines Wörterbuch mit sich, welches einer der unglücklichen Menterer der Bounty verfaßt und vor seiner Hinrichtung dem Geistlichen, der ihn in seinem Gefängniß besuchte, zum Andenken geschenkt hatte. Dieses Wörterbuch leistete ihnen gute Dienste; indeß, ob sie gleich eine von unsern europäischen Sprachen wesentlich verschiedene Sprache zu erlernen hatten, so fanden sie doch ihre Aufgabe so gar schwer nicht, da diese Sprache keine wilde war, wie denn sowohl in ihr als in den verschiedenen Institutionen der Polynesier der Beweis einer alten Civilisation liegt, welche den Zustand, in welchem unsere Seefahrer diese Inseln trafen, weit hinter sich zurückläßt. Die Missionäre machten sich mit dem Taheitischen so vertraut, daß sie sich im Umgang ohne Schwierigkeit darin ausdrückten, und da sie immer die Verständigsten der Eingebornen um sich hatten, so konnten sie bei der Uebersetzung der heiligen Schrift auf jede Hülfe rechnen: Dieß besonders von Pomare, welcher, ein großer Freund seiner Muttersprache, sich selbst mit Anlegung eines Wörterbuchs beschäftigte, welches wegen seiner genauen Kenntniß der alten Volksgebräuche unschätzbar geworden wäre, wenn ihn leider an der Vollendung desselben nicht der Tod gehindert hätte. So brachten sie die Uebersetzung des ganzen neuen und einiger Theile des alten Testaments zu Wege, die sie sofort, im Druck herausgaben, während an dem Rest unermüdet fortgearbeitet wurde.

Zur Geschichte der Censur.

Die Revolution von 1830 brachte eine Menge von Dokumenten in's Publikum, die ein neues Licht auf die Grundsätze der jezt gestürzten Regierung werfen. Dahin gehören unter Andern die Berichte, welche der Polizeipräfekt Franchet sich fortlaufend von neuen literarischen Erscheinungen erstatten ließ, um gegen die, deren Tendenz ihm gefährlich däuchte, die Strenge der Gesetze anzurufen. Diese Berichte, deren man 300 bis 400 vorfand, und die, wie man glaubt, von dem Abbé Mutin, Divisionschef im Ministerium des Innern, redigirt wurden, dienten dann der von Amts wegen einzuleitenden gerichtlichen Verfolgung zur Grundlage. Der Abbé verstand die Kunst, verdächtige Stellen zu sammeln, und oft auf wenige Zeilen den Grund einer schweren Anklage zu bauen.

Zuvörderst heben wir den Bericht über Carrels Geschichte der Gegenrevolution in England aus, theils weil sie eines der bedeutendsten Werke unserer Zeit ist, theils weil die darin gefundenen Andeutungen so merkwürdig in Erfüllung gegangen sind. Das Aktenstück ist vom 10 December 1827. Auf dem Rand liest man von Hrn. Franchet's Hand: „das Werk an den Prokurator des Königs zu senden;“ und darunter: „geschehen den 12 December.“ Man erinnert sich, daß einige Tage darauf das Ministerium Villele's abtrat, und diesem Umstande verdankt Carrel, daß er die Zahl der Schlachtopfer jener Literaturtyrannei nicht vermehrte.

1. „Histoire de la contrerévolution en Angleterre, par Armand Carrel. 1 vol. 8. Paris. A. Sautelet et Comp.

„Diese Geschichte der Gegenrevolution in England unter Karl II und Jakob II könnte man eben so gut die Geschichte der Gegenrevolution in Frankreich unter Ludwig XVIII und Karl X betiteln. Mit Ausnahme einiger England eigenthümlichen Züge, die er nicht umgehen konnte, wenn seine Absicht nicht gar zu sehr auffallen sollte, hat der Verf. es so durchaus darauf angelegt, in den Regierungen der beiden Stuarte die Regierungen unserer beiden Bourbons zu schildern, hat er die Thatsachen der Vergangenheit geflissentlich überall so zusammengestellt, daß man sich die Anwendung davon auf die Gegenwart von selbst machen muß, so daß er sich der Mühe überheben mochte, es zu thun, hat er mit einem Worte Nichts unterlassen, um Alles, was unsre Liberalen gegen die Restauration des Hauses von Frankreich gesalbadert haben und täglich salbadern, schon auf Rechnung der Restauration des Hauses von England zu setzen, so daß der unwissendste und leichtgläubigste Leser nicht umhin kann, bei jeder Seite auszurufen: „„Gerade wie bei uns,““ und der Schluß ihm nahe liegt, daß wir derselben Katastrophe entgegen eilen.

„Diesen Schluß überläßt der Verf. nicht ein Mal dem Leser, sondern er zieht ihn selbst, (wenn er S. 2) sagt: „„Wenn das Drama der englischen Gegenrevolution eine große Lektion für die Zeit enthält, in der wir leben, so ist es hauptsächlich die Periode zwischen der Zurückkunft der Stuarte und ihrem leztem Sturz, welche unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt.“ Man fragt sich, warum die Existenz dieses Hauses mit den Interessen Englands unverträglich geworden war; warum sein Sturz sich mit so außerordentlicher Leichtigkeit bewerkstelligen ließ.““ „Er entwickelt hierauf die Ursache der lezten Revolution in England. Die Stelle lautet sehr merkwürdig; man glaubt wieder unsre jezigen Liberalen zu hören, wie sie die Ursachen der neuen Revolution aus einander setzen, die sie in Frankreich vorhaben; offenbar ist es die nämliche Sprache.

„„Noch waren,““ sagt er, „„die durch die Revolution errungenen, aber schon vor der Revolution angesprochenen Freiheiten übrig. Die Nation nannte sich stolz, sie von ihren Königen zu besitzen, sie wollte gern vergessen, daß sie dieselben ihnen entrissen hatte. Diesen Freiheiten erklärte die Restauration den Krieg, indem sie eine nach der andern in Zweifel zog““ (S. 4).

„Ist das nicht derselbe Vorwurf, den unsere revolutionären Blätter Tag für Tag an die Regierung der Restauration richten? Und indem der Verf. diese Beschwerde für hinreichend ausgiebt, die Verbannung des Hauses Stuart zu rechtfertigen, reizt er nicht eben damit die Franzosen zu einem ähnlichen Benehmen gegen das Haus Bourbon auf?

„Dieß sind seine Worte: „„So zeigte die Gegenrevolution dem englischen Volk die Unverträglichkeit seiner Freiheiten mit einem nicht bewilligten Königthum, so wie die Nothwendigkeit einer Wiedergeburt des Königthums, weil es nur so mit Vortheil beibehalten werden konnte, d. h. einer Trennung desselben von dem Prinzip der Legitimität.““

„Wenn mich nicht Alles täuscht, so ist hierin ein förmlicher Angriff auf das legitime Königthum. Umsonst möchte der Verf. entgegen halten, es sey bloß von England die Rede. Spricht er nicht von dem Prinzip der Legitimität, welches von allen legitimen Dynastien gilt? Nennt er es nicht eine Wiedergeburt des Königthums, so man es von dem Prinzip der Legitimität trennt? Giebt er nicht einem durch eine neue Familie eingesezten Königthume, einem durch eine Wechselwirkung zwischen dem Volk

und dem neuen König verwilligten Königthume vor der legitimen Monarchie der Vorzug?

„Das legitime Königthum ist noch in mehreren Stellen angefochten, z. B. in den folgenden:

„„Der aufgeklärte Theil der Nation hatte während dieser acht und zwanzig Jahre theurer Erfahrungen die Ueberzeugung gewonnen, daß das Königthum einer in Stände geschiedenen Gesellschaft wie in England Noth thue, daß die Legitimität allein Nichts tauge, weil sie die Nationalfreiheiten als ausgeflossen von ihr und als nach ihrem Gutdünken widerrufbar betrachte““ (S. 419).

„Auch in Frankreich betrachtet das legitime Königthum die öffentlichen Freiheiten als von ihm ausgeflossen; und kann sie nicht anders betrachten, da es keine andere Quelle kennt. Demnach taugte nach dem Verfasser die Legitimität für Frankreich so wenig als für England.

„Eben so ist es die Restauration der französischen wie der englischen Monarchie, über welche er das Verdammungsurtheil ausspricht, wenn er rügt, daß die arbeitsamen Klassen in England sich zur Herstellung einer Ordnung der Dinge verstanden, die ihnen eine Schaar ruinirter, fauler und habsüchtiger Hofleute zurückführen, die Ergebenheit gegen eine Familie erneuen und eine Laufbahn des Glücks allen Intrikanten eröffnen mußte.“ (S. 77).

„Auf Frankreich wie auf England paßt ferner der allgemeine Gedanke des Verfassers, den er bei Gelegenheit der Anhänger der Stuarte äußert: „„Von da entsprang die lächerliche Unterscheidung zwischen einem König de facto und einem König de jure““ (S. 427).

„Dieß sind — wird man entgegnen — bloß mittelbare Angriffe. Mittelbare oder unmittelbare, gleichviel! Auf jeden Fall sind es wirkliche Angriffe auf die legitime Monarchie, wirkliche Aufforderungen zu einer Veränderung der Dynastie. Was liegt daran, wenn man Empörung zu predigen Ausdrücke braucht, die in ihrer Maske eben so verständlich für alle Leser sind, eben so tiefen Eindruck auf sie hervorbringen als deutliche und unumwundene Redensarten?“

„Eine große Verleumdung wurde gegen den unglücklichen König Jakob und die Königin, seine Gemahlin, ausgesprengt. Es handelte sich von einer verstellten Niederkunft und der Unterschiebung eines Kindes als Prinzen von Wales. Dieses Schmachgerücht, welches die besoldeten Pasquillanten des Prinzen von Oranien und die seinem Interesse verkauften Parteimänner eifrig verbreiteten, erregte ein beklagenswerthes Aufsehen. Der König beging den Fehler, daß er sich über diese Lügen zu lange hinwegsetzte, in der Meinung, daß der gesunde Sinn der Nation sie zu würdigen wissen würde. Zuletzt über diese Irreleitung des Publikums aufgeklärt, ließ er eine feierliche Untersuchung veranstalten. Zwei und vierzig Zeugen der Schwangerschaft und Entbindung der Königin, und unter diesen Zeugen die angesehensten Personen in England, gaben eidlich zu Protokoll, was sie gesehen. Diese Untersuchung geschah in einer zahlreichen Versammlung, zu welcher der König den Lord Mayor und die Aldermen von London beizog, und die boshafte Verleumdung wurde so unwidersprechlich nachgewiesen, daß das oranische Parlament unter den Beschwerdegründen, durch welche es König Jakobs Absetzung unterstützte, ihrer keine Erwähnung zu thun wagte, und daß seitdem die englischen Schriftsteller, wie sie auch heißen mochten, nicht anders als mit der größten Verachtung davon sprachen. Der Verfasser weiß dieß Alles. Es kann also nur in strafbarer Absicht seyn, wenn er sich das Vergnügen macht, dieses abgeschmackte Mährchen wieder aufzutischen, und sich darüber wie über eine bewahrheitete Thatsache weitläufig auszulassen, und ihm Gehalt und Festigkeit zu geben durch Beifügung von tausend nicht minder erlogenen Nebenumständen. Warum so viel Unredlichkeit? Warum dieses emsige Gewebe von Fiktionen, um eine Thatsache zu begründen, die Allem nach gegenwärtig Niemand mehr interessirt? Warum? Man erräth die Absicht des Verfassers, ohne daß er sie sagt. Um glauben zu machen, daß es an Höfen nicht schwer halte, Betrügereien dieser Art zu verüben, und um eine ähnliche Lüge zu bekräftigen, welche vor sieben Jahren die Parteimänner dieses Landes in Bezug auf die Geburt des erhabenen und kostbaren Sprößlings unsers königlichen Hauses geschmidet haben, und die sie immer von Neuem ins Geheim wieder auffrischen.

„Dieser verkehrte Schriftsteller treibt endlich die Immoralität bis zur Ehrenrettung der Mörder Karls I, folglich auch der Mörder Ludwigs XVI und aller künftigen Königsmörder. „„Indem die absolute Gewalt,““ sagt er (S. 39) „„alle öffentlichen Freiheiten verletzte, hatte sie sich des konstitutionellen Rechts auf die königliche Unverletzlichkeit begeben.““ In dieser Stelle ist in der That nicht bloß die Unverletzlichkeit des Königs von England, Karls I, sondern die aller Könige angefeindet. Wenigstens war, nach den Grundgesetzen der englischen Monarchie, Karl I nicht weniger unverletzlich, als Ludwig XVI es nach der Verfassung von 1793 war, als es Karl X nach der Charte Ludwigs XVIII ist. Waren also die der Regierung Karls I mit Recht oder Unrecht vorgeworfenen Unbilden ein gesetzlicher Grund, diesen Monarchen seiner Unverletzlichkeit zu entkleiden, so folgt aus denselben wahren oder falschen Gründen, daß Ludwig XVI füglich seines Vorrechts beraubt wurde, und Karl X des seinigen füglich beraubt werden kann. Hört man nicht jeden Tag die Regierung Karls X beschuldigen, daß sie sich gegen die Nationalfreiheiten Eingriffe erlaube, wie man der Regierung Ludwigs XVI Dieß vorwarf? So war die Verurtheilung des königlichen Märtyrers ganz in der Ordnung, und die seines Nachfolgers wäre es gleichfalls. Dieß ist die Grundidee des Verfassers, welche er seinen Lesern einzuprägen sich bemüht, nicht bloß dadurch, daß er die obigen Maximen aufstellt, sondern auch dadurch, daß er die Mörder Karls I zu eben so viel Helden stempelt, die, nachdem es ihre „„Aufgabe gewesen, einen großen Akt der Gerechtigkeit zu erfüllen, mit schicksalsergebenem aber noch stolzem Haupte vor ihre Richter traten, mit stiller Würde einem leidenschaftlichen Tribunal gegenüber standen, alle noch nicht Erstorbenen aus ihrem Schlummer des Gewissens rüttelten, durch die unerschütterliche Standhaftigkeit, mit der sie sich bekannten zu der That, welche sie vollbracht hatten, und welche die Nation in diesem Augenblick zu verabscheuen schien, bis sie zuletzt nach dem Zeugnisse selbst der royalistischen Schriftsteller ihre Sache durch ihr Märtyrerthum ehrten, und noch auf dem Hochgerichte der Welt bewiesen, daß der Tod in ihren Augen keine Strafe, sondern bloß die Folge eines Glückswechsels war““ (S. 87 u. 88).

„So ist das Werk beschaffen, welches die liberalen Blätter, namentlich das Journal des Debats, dem Publikum als eine unter den Zeitumständen sehr lehrreiche Lektüre empfehlen.“

Königliche Freigebigkeit.

Ein Herr, welcher, als der jetzige König von England Midshipman war, den Rang eines ersten Schiffslieutenants bekleidete, gerieth einige Jahre nachher durch unerwartete Ereignisse in große Geldverlegenheit. Se. Majestät, damaliger Herzog von Clarence, begegnete um jene Zeit seinem ehemaligen, unterdessen zum Kapitän beförderten Obern, und fragte ihn um die Ursache seines schwermüthigen Aussehens, welche denn von diesem, nach einigem Zögern, angegeben ward. Sehr beunruhigt, den alten Schiffsgenossen in dieser Noth zu finden, fragte ihn der Herzog, ob er sich nicht an einen gewissen reichen Vetter gewandt habe. Der Kapitän erwiederte, er habe Dieß allerdings gethan, sey aber ohne Hülfe abgewiesen worden. „Ich will für Sie um ein Anlehen bei ihm einkommen“ rief Se. K. Hoheit, und that Dieß wirklich, erhielt aber ebenfalls eine abschlägige Antwort. Voll Unwillen über den reichen Mann lud er den Kapitän zum Frühstück, nach dessen Beendigung er das Zimmer verließ, und bald darauf durch seinen Sekretär eine Entschuldigung, nicht wieder erscheinen zu können, und eine Anweisung auf 2000 Pfund an seinen Bankier überschickte, welche Summe er, wie sich in der Folge ergab, erst selbst hatte entlehnen müssen, da ihm im Augenblick eigenes Geld nicht zu Gebot stand. Der erstaunte und erfreute Kapitän eilte, mit dieser Aushülfe seine Verbindlichkeiten zu tilgen, und brachte sofort dem Herzog, nebst seinem unterthänigsten Dank, eine Schuldverschreibung in gerichtlicher Form. Dieser vernichtete dieselbe sogleich, mit den Worten: „Ich kann dieses Instrument nicht behalten, George, denn ich bestimmte die Anweisung zu einem Geschenk für Ihre Frau und Ihre Kinder.“

Ein Branntweinfluß.

Ein französisches Blatt behauptet, voriges Jahr seyen in England 24,000,000 Gallonen Kornbranntwein verbraucht worden. Ein Engländer hat berechnet, daß diese Quantität, wäre sie wirklich richtig, zusammen einen Fluß von einer Elle Tiefe, zwanzig Ellen Breite und fünf Meilen Länge bilden würde. Jedenfalls sieht man, daß es für Gesundheit und Moralität des niedern Volks die höchste Zeit war, die Biertaxe abzuschaffen.

München, in der Literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 277. 4 Oktober 1830.

Gegenwärtiger Zustand von Odessa.

2. Aufblühen unter der Verwaltung des Herzogs von Richelieu.

Der Zustand, in welchem der Herzog von Richelieu Odessa fand, als er im März 1803 zum Gouverneur dieses Platzes und des dazu gehörigen Distriktes ernannt wurde, mußte ihn, wenn er mit den Vorstellungen, die man in St. Petersburg hatte, nach Odessa kam, nicht wenig überraschen, vermochte aber nicht, ihn zu entmuthigen. Er sah auf den ersten Blick die unermeßlichen Vortheile, die Odessa dem Wohlstande und der Civilisation der südlichen Provinzen des Reiches bot, sobald es als Stapelplatz und Ausfuhrkanal für den Ueberfluß dieser Gegenden benutzt wurde, und beschloß, alle Hindernisse zu überwinden, die der Ausführung seines Planes im Wege standen. Als ersten Schritt hiezu betrachtete er die Entbindung des Handels von den Fesseln, unter denen derselbe darnieder lag, und die Reinigung der Verwaltung von den Grundsätzen, von denen dieselbe bisher beherrscht worden war. Er hob daher die willkürlichen Erpressungen auf, welche die städtischen Behörden sich erlaubten, und berief eine Versammlung der vornehmsten Kaufleute, denen er den Zustand der Stadt vorstellte. Er erinnerte sie, daß man mit dem Bau der Kirchen nicht weiter vorgerückt sey, als bis zu der Begründung der Fundamente; daß man noch nirgend für das nöthige Wasser, und eben so wenig für die Herstellung der Straßen besonders in der Umgegend der Stadt gesorgt habe, und schlug darauf vor, daß sie sich freiwillig dazu verstehen möchten, von jedem Tschetwert Waizen, welcher ausgeführt werde, zwei und einen halben Kopeken zu erlegen, um aus dieser Steuer eine Kasse für das öffentliche Bauwesen zu bilden. Alle gaben ihre Zustimmung mit Freuden, da sie früher eine Abgabe von fünf Kopeken zu entrichten gehabt hatten, ohne je zu erfahren wozu, während man ihnen jetzt nur die Hälfte jener Summen zumuthete und ihnen dabei die Verwendung für Gegenstände von der dringendsten Nothwendigkeit zusicherte. Die öffentlichen Gelder waren bis dahin verschleudert worden, nun, da sie durch ehrliche Hände gingen, trug die mäßige Steuer von zwei und einem halben Kopeken im ersten Jahre 12000 Rubeln, statt daß früher die Taxe von fünf Kopeken für 2700 R. verpachtet gewesen war.

Noch in diesem Jahre wurden sieben und zwanzig Brunnen theils neu gegraben, theils wieder hergestellt, ein Platz zur Tränkung des Vieh's, der immer außer zur Zeit der größten Hitze eine hinreichende Quantität Wasser lieferte, angelegt und eine gute Straße zu dem Militärhafen geführt. Im nächsten Jahre wurde dieselbe Summe für den Bau der katholischen Kirche ausgesetzt und im dritten sollte der Bau der griechischen Kirche beginnen. Es ergab sich indessen, daß diese Einkünfte, nebst denen, welche der Kaiser zu der Bestreitung der städtischen Bauten angewiesen, bei Weitem nicht zureichten; der Herzog wirkte daher die Erlaubniß aus, auch noch den Ertrag der Branntweinpacht zu den obigen Zwecken zu benützen. Ein anderes wichtiges Unternehmen war, das Fort zugleich als Quarantäne einzurichten, wozu dasselbe sich durch seine Lage an dem äußersten Ende der Stadt gut eignete. Ungeachtet eine hohe und starke Einschließungsmauer, Wohnungen für Aufseher und Passagiere, und Magazine für Kaufmannswaaren gebaut, der angefangene Hafendamm und manche andere kostspielige Werke ausgeführt werden mußten, war Alles in wenigen Jahren vollendet. Aber während die Verwaltung zum Besten der Stadt keine Ausgabe scheute, wußte sie auf der andern Seite durch verständigen Haushalt auch immer die Mittel zur Deckung ihrer Ausgaben zu sichern; so hatte sie den Pachtschilling für das Branntweinmonopol von 45000 Rubeln auf mehr als 100000 hinaufgetrieben.

Nach Befriedigung der ersten Bedürfnisse des Handels richtete die Verwaltung ihre Aufmerksamkeit auf andere nicht minder wichtige Gegenstände. So galt es, dem Mangel eines Krankenhauses abzuhelfen, eines Gymnasiums, eines öffentlichen Gartens; und die Baukunst, die nicht mit hinreichenden Mitteln versehen war, mußte durch Vorschüsse aus den öffentlichen Kassen, wofür dann die Häuser als Hypothek blieben, unterstützt werden. Vor vielen öffentlichen Gebäuden, wo ein solcher Schmuck möglich war, wurden Bäume gepflanzt; alle Straßen erhielten ihre Pappelalleen.

Hatten die größern Kaufleute vor der Hand sich begnügt, nur Agenten zu Odessa zu unterhalten, so bewogen die liberalen Ansichten der Verwaltung und die vielfachen Aufforderungen, die von ihr ausgingen, Viele, sich selbst in einer Stadt niederzulassen, die nicht mehr bloß ein vortheilhaft gelegener Handelsplatz, sondern auch ein angenehmer Wohnsitz zu werden versprach. Der Kapitalist legte einen Theil seines Gewinns bei Seite, um sich

mittelst desselben wohnlicher einzurichten; der gut bezahlte Arbeiter verließ seine unterirdische Höhle und baute sich ein kleines Haus von Stein; und die wohlhabenderen Gutbesitzer auf dem Lande konnten ihre Stellung in der Gesellschaft nicht mehr behaupten, wenn sie nicht auch einen Wohnsitz in der Stadt besaßen. Fremde von allen Nationen, Polen und Russen aus dem Inneren des Reiches, fingen an, ihre Gedanken auf Odessa zu richten; und mit der zunehmenden Bevölkerung nahm in gleichem Maße auch der Umfang und der äußere Glanz der Stadt zu.

Die politischen Veränderungen, welche inzwischen im westlichen Europa vorfielen, eröffneten im J. 1814, nach dem Sturze Napoleon's, dem Herzog von Richelieu die Rückkehr in sein Vaterland und veranlaßten ihn, einen Ort zu verlassen, den man im vollsten Sinne des Wortes seine Schöpfung nennen kann. Er fand Odessa als eine Wüste und hinterließ es als eine blühende Stadt. Bei allen Ständen rief dieß Ereigniß das lebhafteste Bedauern hervor, und alle sprachen die ungetheilteste Dankbarkeit und Hochachtung gegen ihren scheidenden Wohlthäter aus.

(Fortsetzung folgt.)

Die spanische Restauration und der Absolutismus.

(Fortsetzung.)

Die Nacht vom 11 auf den 12 Mai war fürchterlich; mehrere liberale Deputirte (denuncirt von ihren politischen Opponenten, den Servilen) wurden im Schoß ihrer Familien festgenommen und mit Ketten beladen in die schmutzigen Kerker der Inquisition geschleppt. Andere, die den Sturm vorausgesehen, waren unter verschiedenen Verkleidungen aus der Stadt entflohen; während noch Andre sich in Kellern und Schoppen verborgen hielten, die Gelegenheit zum Entkommen ängstlich erharrend. Der Konstitutionsstein auf dem Hauptplatz, vor welchem sich das Volk noch wenige Wochen zuvor in ehrerbietigem Jubel verneigt hatte, wurde umgestürzt, und die Inschrift zerschlagen. Die wahnsinnige Menge balgte sich um die einzelnen Stücke und trug sie in wildem Triumph durch die Straßen, unter dem Gebrüll: „Hoch lebe der absolute König; nieder mit der Konstitution." Die, welche keinen thätlichen Antheil an diesem Verfahren nahmen, mußten wenigstens das Haupt entblößen und in das Geschrei mit einstimmen, um vor den Messern der Mörder oder den Säbeln der Soldaten sicher zu seyn.

Ich aß an jenem Tag im Hotel unserer Gesandtschaft, wo in Abwesenheit Sr. Excellenz der Sekretär, Hr. Charles Vaughan, den Vorsitz führte. Die wunderlichste Zurückhaltung über die Schauderscenen, die sich unter unsern Augen zutrugen, ward beobachtet. Unter einer Menge von Gegenständen kam nur derjenige nicht zur Sprache, welcher Aller Sinn und Herz bewegte, während die Gläser auf dem Tisch vor dem draußen tobenden Geschrei erzitterten. Dieß ist die bezeichnende Mysteriosität der Diplomatik. Abends langte Sir Henry Wellesley mit der Nachricht an, der König werde seinen Einzug in Madrid erst am 14 halten.

Als ich das Hotel wieder verließ, fand ich mich alsbald von Tausenden umringt, deren wilder Lärm sich beim ersten Schlag der Vesperglocke plötzlich legte. In einem Augenblick war jede Zunge verstummt, jedes Haupt entblößt; die tiefste Stille herrschte eine Zeit lang, bloß von dem flüsternden Gebet der frommen Mörder unterbrochen.

Während der letzten Tage hatte mein Freund den Gasthof nicht verlassen, ein einziges Mal ausgenommen, wo er sich Morgens wegschlich, um geschwind eine Messe wegzukriegen, und bloß durch dringende Vorstellung der Gefahr, deren er sich aussetze, wenn er während des königlichen Einzugs unbeschützt in dem Posado (Wirthshaus) zurückbleibe, konnte ich ihn bewegen, sich am 14 mit mir ins Gesandtschaftshotel zu begeben. Der Vormittag verstrich unter fieberhafter Spannung der sich drängenden Menge, die von Stunde zu Stunde noch durch die Tausende zunahm, welche von den benachbarten Städten und Dörfern herbeiströmten; mehrmals erschien der ganze Prado wie ein Meer wimmelnder Köpfe, wenn sich die falsche Nachricht verbreitete. „Da kömmt der König." Fortwährend langten Truppenkorps von Aranjuez an, wo der König die Nacht zugebracht hatte. Viele derselben erschienen zum ersten Mal in ihren neuen glänzenden Uniformen. Das königliche Husarenregiment in gestickten Scharlachjacken, mit über die Schulter geworfenen himmelblauen, durch Lämmerfälle verbrämten Dolmans (sämmtlich auf Kosten Englands angeschafft) paradirte 600 Mann stark durch die Straßen, und schimmerte in seinem Staat, wie die Krähe mit den geborgten Federn. Dann wieder die alten Karabineros, so straffen und kriegerischen Aussehens, als Reiterstiefel, lederne Koller und Steifleinwand sie nur immer machen konnten, unter den schwarzen, struppigen Schnurrbärten hervorschmunzelnd und auf ihren hohen, dürren, langgeschweiften Pferden sich höflich durch das zurückweichende Volk Bahn machend, während ihre im Sonnenlicht funkelnden birminghamer Säbel den erstaunten Spaniern den Reichthum Englands und dessen großmüthigen Antheil an ihrer Freiheit bewiesen. — Es war bereits spät am Nachmittag geworden, bevor der König seine Hauptstadt erreichte. Da er über Calle Alcala herkommen mußte, so schien kein Ort geeigneter, die Prozession zu sehen, als der Balkon des englischen Gesandtschaftsgebäudes. Die Gesellschaft bestand aus ziemlich vielen Mitgliedern, und eben waren wir mit dem Diner fertig geworden, als Trompeten das Herannahen des königlichen Zuges verkündeten. Er bewegte sich so langsam, daß wir, die Schnupftücher in der Hand, beinah eine halbe Stunde warten mußten, eh Se. Majestät nah genug kam, um unsere Begrüßung zu empfangen. Die Maulthiere waren von der alten Staatskutsche mehrmals abgespannt und der König auf den letzten vierzig Stunden Wegs fast bloß vom Volk gezogen worden. In jeder Stadt hatte man Triumphbögen errichtet, während die weibliche Bevölkerung, weiß gekleidet und mit Kränzen bedeckt, Blumen vor dem Wagen her streute. Tausende küßten die königliche Hand, die für Jeden, der diese Ehre suchte, stets hinausgehalten wurde, und die Vertraulichkeit, mit welcher die Leibwachen (die sämmtlich den Rang von Subalternoffizieren haben) sich in die königliche Kutsche hinüberlehnten, sobald diese irgendwo anhielt, und mit ihrem Monarchen sprachen, bildete einen scharfen Abstich gegen unsre Begriffe von Hofsitte. Als der König endlich vor dem Hotel Sir Henry Wellesley's angekommen war, gab er selbst das Zeichen zum Anhalten, streckte die Hand aus und küßte

sie, gegen den Gesandten und uns Engländer gewandt, mehrmals, was wir mit Schwingen der Taschentücher und dem Geschrei: viva el rey, viva Espana! erwiederten, wogegen Se. Majestät mit lauter Stimme zu wiederholten Malen ausrief: viva l'Inglaterra! Die Kutsche bewegte sich sofort weiter, bloß von Weibern gezogen, deren Anzahl sich auf wenigstens fünfhundert belief.

Der ganze Anblick war ein Todesstreich für die Hoffnungen meines konstitutionellen Freundes Don Alonzo, dem das Schnupftuch unwillkürlich aus der Hand fiel, als er einen schwachen Versuch machte, dasselbe zu schwingen. Sobald Kaffee herumgegeben worden, eilte er aus dem Hotel weg, mir allein die Erniedrigung — wie er's nannte — überlassend, heute Abend bei der Präsentation einem despotischen König die Hand zu küssen. Wirklich hatte ich diese Ehre Abends gegen sieben Uhr, wo die ausgezeichnete Aufmerksamkeit, welche Ferdinand Jedem bewies, der ihm von dem britischen Gesandten vorgestellt wurde, aufs Neue von der engen Freundschaft zeugte, die zwischen beiden Regierungen obwaltete. Nachdem der König die Gnade gehabt, einige Worte an mich zu richten, hatte ich volle Gelegenheit sein Aussehen und Benehmen zu beobachten. Höflichkeiten eines Fürsten sollen wie ein Zauber auch auf den festesten Sinn wirken, und der meinige machte keine Ausnahme von der allgemeinen Regel. Als ich Ferdinand im ganzen Kreis herumlächeln, diesem Granden auf die Schulter klopfen, jenen umarmen sah, während er einen dritten mit dem gütigen Ausdruck tocayo (Namensvetter) vertraulich zu sich rief, und seinen Getreuen Grade und Titel austheilte, da wünschte ich beinah die Kortes und die Konstitution zu vergessen und mit den Andern auszurufen: es lebe der absolute König. — Er trug die Uniform der Garde zu Fuß, mit der bezeichnenden Stickerei eines General-Kapitäns auf den Umschlägen, eine Schärpe von rother Seide mit schweren goldenen Fransen, und Band und Kette des Ordens Karls III. Aus seinem tiefen schwarzen Auge, das in der Lust unbeschränkter Gewalt strahlte, blickte übrigens ein unheimlicher Zug, den all sein Lächeln nicht zu verbergen mochte. Sein nächster Bruder, der Infant Don Karlos, stand ihm zur Rechten und sein alter, geistesschwacher Oheim, Don Antonio, zur Linken. Um acht Uhr verließ ich den Hof, mir kaum bewußt, ob ich die letzten Schritte des Monarchen entschuldigen oder verdammen sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Hofjournal.

Neunte Skizze.

Geschichte der schönen Fanariotin.

(Berichtigung des Artikels in Num. 336 vor. J. mitgetheilt aus Warschau.)

Wenn alle Erzählungen im Hofjournal so voll Lügen sind, wie die hier gegebene von einer schönen Fanariotin, so verdient es nicht gelesen zu werden. Ich habe die Dame, die hier eine Fanariotin genannt wird, gekannt; ich kenne ihre Geschichte, und ich will hier berichten, wie es sich damit eigentlich verhält.

Ein Vauban kommt gar nicht in selbiger vor, sondern ein Boscamp. Dieser Boscamp war nicht französischer, sondern polnischer Gesandter zu Konstantinopel. Er war eine Kreatur Rußlands, das ihm auch diese Anstellung verschafft hatte, ein überaus gewandter Mann, von großem Verstande, aber ohne Moral, der sich zu Allem gebrauchen ließ. Ich will davon ein Beispiel anführen, das ich von ihm selbst, an der Tafel des russischen Botschafters, Grafen Stackelberg, habe erzählen hören.

Friedrich II., der einst außerordentlicher Mittel bedurfte, seiner Armee Muth einzuflößen, hatte aussprengen lassen, daß der Chan der Tataren ihm mit vierzigtausend Mann zu Hülfe kommen werde; bald erschien auch eine feierliche tatarische Gesandtschaft im Lager des Königs, um über die Verpflegung der schon auf dem Marsche befindlichen tatarischen Hülfstruppen einen Vertrag zu schließen. Der barbarische Gesandte ward mit großen militärischen Ehrenbezeugungen empfangen, mit großem Pompe beim Könige zur Audienz geführt, unterhandelte einige Tage mit einem Bevollmächtigten des Königs, wobei Dolmetscher nicht fehlten; erhielt eine eben so förmliche Abschiedsaudienz, und ward dann mit neuen Ceremonien entlassen. Und dieser tatarische Gesandte war Hr. von Boscamp, den der König zu dieser Repräsentation erkauft hatte. Boscamp erzählte auch, wie er zu diesem königlichen Vertrauen gekommen; dieser Theil seiner Erzählung ist mir entfallen. Er schloß seine Erzählung mit den Worten: La farce coûta quelque argent. J'avais joué mon rôle superbement, pourtant le roi m'en paya mesquinement.

Im Jahre 1789, als die Polen Rußland den Gehorsam aufsagten, wurde Boscamp von Konstantinopel abberufen. Der berüchtigte Marquis Lucchesini erschien als preußischer Gesandter in Warschau, um die Gemüther gegen die Russen aufzureizen. Er war aus einem Vorleser und Hofnarren Friedrichs II zum Diplomaten umgeschaffen worden. Friedrichs Nachfolger hatte als Kronprinz der Mademoiselle Tarrach versprochen, daß er sie, sobald er zur Regierung käme, an einen Mann von Stande verheirathen wolle. Diesen Kontrakt hatte Lucchesini erspäht. An Frechheit gebrach es ihm nicht. Als Friedrich Wilhelm daher zur Regierung kommt, geht Jener zu der Dame, sagt ihr: „Ich kenne Ihren Kontrakt, ich bin Marquis (er war es sehr komisch geworden), der König kann aus mir Was machen, stehe ich Ihnen an, so bitte ich um Ihre Hand.“ Das Fräulein antwortet: „ich werde mit dem Könige darüber sprechen.“ Sie war eine Schwester der Generalin Bischofswerder. Lucchesini ward mit ihr getraut, und zum Gesandten in Petersburg ernannt. Auf der Durchreise durch Warschau fand er, daß da Mehr zu verdienen sey. Er sprach zu Warschau sehr laut und beleidigend von der Person der Kaiserin Katharina. Diese, was Lucchesini beabsichtigt hatte, ließ dem berliner Hofe erklären, daß sie diesen Menschen nie Petersburg betreten lassen werde. Nun ward Lucchesini Gesandter in Warschau. Der würdige Buchholz, den er verdrängte, mied ihn; der Neuling, um Erkundigungen einzuziehen, wandte sich an Seegebart, einen gebornen Berliner, der beim Bankier Tepper Buchhalter und dessen Factotum war. Seegebart suchte bei Boscamp, bei dem er wegen Geldgeschäfte Zutritt hatte, für Lucchesini Nachrichten. Boscamp durchblickte sehr bald den Zweck dieser Forschungen, und bediente sich mit vieler List dieses Weges, dem guten Lucchesini Lügen auf Lügen zuzuschicken, und ihm Alles, was ihn irre führen konnte, aufzuheften.

Als die Polen im Jahre 1794 den russischen Botschafter General Igelström und die Russen aus Warschau vertrieben, wurden alle Anhänger Rußlands verhaftet, und im Rathhause eingesperrt. Die Volksstimme forderte tobend ihren Tod am Galgen. Als damit gezögert ward, erfolgte ein neuer Aufstand. Der Pöbel pflanzte mehrere Schnellgalgen vor dem Rathhause, holte einen der Gefangenen nach dem andern heraus, und henkte ein Dutzend Fürsten, Grafen und Herren auf. Der Kron-Groß-Feldherr, Graf Ożarowski, der Bischof von Wilna, Fürst Massalski, ein Graf Ankiewitz, ein Fürst Czetwertinski, ein Advokat Wolfers, noch Andere, und darunter auch Boscamp, endigten so zu Sättigung der Volkswuth.

Als Boscamp von dem Gesandtschaftsposten zu Konstantinopel zurückkehrte, führte er eine schöne Cirkassierin mit sich, die er als Sklavin in der Türkei gekauft hatte. Er trennte sich von ihr in Jassy, wo er sie mit seinem Kammerdiener zurückließ. Er sagte ihr, er gehe voraus nach Warschau, um sein Haus einzurichten, und werde sie, sobald er damit fertig sey, nachkommen lassen. Sie wartete seine Befehle geruhig in Jassy ab. Als diese eintrafen, begab sie sich mit dem Kammerdiener auf die Reise. Unterweges bemerkte sie bald, daß ihr Weg nicht nach Warschau, sondern zurück in's Türkische gehe. Sie gewann den Kammerdiener durch Geschenke, ihr zur Flucht behülflich zu seyn, floh mit ihm nach der polnischen Gränzfestung Kaminiez-Podolski und rief den dortigen Kommandanten General Witte um Schutz an.

Dieser Witte, auch eine russische Kreatur, gehörte einer angesehenen adeligen Familie in Kurland an, und ich weiß nicht, ob er es gerne gehört haben würde, wenn ihn Jemand zu einem de Witt und zu einem Abkömmling eines Holländers hätte machen wollen.

Die schutzsuchende Sklavin war nicht nur von seltener Schönheit, sondern auch von noch seltenern Talenten. Der General ward von ihr in der ersten Unterredung bezaubert, sagte ihr auf der Stelle seinen eifrigsten Schutz zu und gab ihr eine Wohnung in seinem Hause. Aus dem Schützling ward bald eine Gebieterin. Boscamp suchte überall die ihm entlaufene Sklavin, die er wirklich hatte nach Konstantinopel zurückschicken und wieder verkaufen wollen. Der General, dem es nicht möglich war, sich von ihr zu trennen, der aber auch Boscamps Ansehen bei der russischen Regierung kannte, verlangte von ihr, daß sie ihm ein Recht geben müsse, sie gegen jede Intrike und gegen jeden höhern Befehl schützen zu können, und dazu sey kein anderes Mittel, als daß sie ihn heirathe. Das schöne Mädchen fand diese Vorstellung sehr vernünftig; sie liebte den General, war ihm zu großer Dankbarkeit verpflichtet; so nahm sie seine Hand sehr gerne an, und sie wurden getraut. Dabei hatte kein Pope Was zu thun, denn Witte war ein Protestant, auch war er nicht russischer, sondern polnischer General, und Kaminiezk damals nicht eine russische, sondern polnische Festung.

Zu eben dieser Zeit bemühte sich Rußland, seinen Einfluß in Polen wieder herzustellen, und ersah dazu kein anderes Mittel als dem Reichstage zu Warschau, in welchem preußische Intriken die Oberhand hatten, eine Konföderation entgegen zu setzen. Es warf seine Augen auf den Grafen Felix Potocki (sprich Potozki; in der polnischen Sprache wird das c stets z ausgesprochen).

Felix Potozki, einen der reichsten Magnaten in Polen, der schon lange nach der polnischen Krone strebte, und ein mächtiger Gegner des Königs Stanislaus war, wollte die Kaiserin Katharina an die Spitze der Konföderation gestellt haben, um ihr Bedeutung und Erfolg zu verschaffen. Der Fürst Potemkin, Oberbefehlshaber der russischen gegen die Türken kämpfenden Heere, dessen Hauptquartier zu Jassy stand, bekam den Auftrag, die Konföderation zu Stande zu bringen, und ließ den General Witte die nöthigen Einleitungen treffen. Kaminiezk ist ganz von den Gütern des Grafen Felix Potozki umgeben, und dieser Umstand machte den General zu diesen Unterhandlungen sehr brauchbar. Indessen führten sie doch nicht schnell zum Zweck. Die Gemahlin des Generals Witte, die sich unglaublich schnell alle europäische Politur aneignete, war glücklicher als ihr Gemahl. Sie reiste bald zu Potozki, bald zu Potemkin, und sie allein brachte die Konföderation zu Stande, die in der Geschichte unter dem Namen der targowitzer so schändliche Seiten füllt. Felix Potozki, ein Mann von beschränkten Fähigkeiten, ging unter zwei Bedingungen auf den Plan ein, nämlich, daß die Kaiserin die Integrität Polens garantire, und daß sie ihm die polnische Krone verschaffe. Beide Bedingungen wurden ihm auf's Bestimmteste zugesagt.

Das Gelingen dieser wichtigen Unterhandlung erhob die Gräfin Witte zu großem Ansehen. Wir nannten sie, wie hundert Andere, par courtoisie Gräfin, denn die Witte waren nicht Grafen, und in Polen gab es gesetzlich keine Adelsstufen. Sie übte einen offenkundigen Einfluß auf zwei mächtige Männer aus und ließ sich brauchen, die von ihr gestiftete Konföderation nach russischen Zwecken zu leiten. Sie war bald bei Potemkin, bald bei Potozki. Potemkin starb auf der Rückreise aus der Moldau in ihren Armen. Witte hat sich nie von ihr scheiden lassen, Potozki hat sie nie geheirathet. Nach Potemkins Tode hielt sie sich viel bei Potozki auf, der ihrer Leitung sehr bedurfte.

Der Reichstag zu Grodno war eine Folge der targowitzer Konföderation. Er stand ganz unter russischen Gesetzen. Russische Grenadiere umgaben die Sitzungen; alle edlen und weisen Anordnungen des aufgelösten warschauer Reichstags wurden für null und nichtig erklärt; die Konstitution vom 3 März 1791 aufgehoben. Das Alles ließ sich Felix Potozki gefallen. Er hatte nie am warschauer Reichstage Theil genommen. Als aber der russische Botschafter, Graf Sievers, eine neue Theilung in Vorschlag brachte, widersprach er auf's Nachdrücklichste und berief sich auf die ihm von der Kaiserin verbürgte Integrität Polens. Sievers ließ sich durch seinen Widerspruch nicht irre machen, und fuhr mit seinen Theilungsforderungen fort. Potozki drohte mit der Kaiserin, die, wie er meinte, das ihm gegebene Wort nicht brechen könne, und auch nicht brechen werde. Er forderte Päße nach Petersburg. Sievers antwortete ihm, er habe in Petersburg Nichts zu thun und schlug sie ihm ab. Seine Versuche, sich von Petersburg her Päße zu verschaffen, blieben eben so vergeblich. Er versuchte mit polnischen Päßen nach Petersburg zu gehen, ward aber an der russischen Gränze zurückgewiesen. Nun sah er es endlich ein, wie gröblich er getäuscht worden sey, und daß man ihn zum Werkzeuge des Verderbens seines Vaterlandes gebraucht habe. Scham und bittere Reue überfielen ihn; er sah sich überall von Haß und Verachtung zurückgestoßen. Er verließ Polen, und begab sich unbedauert in's Ausland. Wo sich während dieser Ereignisse die Generalin Witte aufhielt, ist mir nicht bekannt.

Im Jahre 1794, als ich eine Sendung nach Holland erhielt, nahm ich zu den Zwecken dieser Sendung meinen Weg über Hamburg. Ich kam allda Anfangs März an, und fand den Grafen Felix Potozki mit einem zahlreichen Gefolge, und mit ihm die Generalin Witte. Kurz vor meiner Ankunft hatte sie eine empfindliche Kränkung erlitten. Potozki hatte sie auf einen abonnirten Ball geführt. Die hamburger Damen stecken die Köpfe zusammen, fragen: wer ist die Fremde? — Die Generalin Witte. — Ist sie des Grafen Potozki Schwester oder Verwandte? — Nichts von dem Allem. — Wie kann eine solche Person sich erfrechen, unter unbescholtene Frauen zu treten? — Und die prüden Hamburgerinnen verließen Eine nach der Andern den Ball. Nur die Frau des Potozkischen Bankiers, der sie eingeladen, blieb bei ihr. In Wien wäre ihr Das nicht widerfahren. Vier Jahre später war ich in Wien auf einem von der Generalin Fenta angeordneten abonnirten Balle. Fürst Esterhazy hatte sich unterzeichnet. Als ich hinkam, sagten mir einige Damen mit neugieriger Erwartung, die neue Geliebte des Fürsten werde auf dem Balle die erste Erscheinung machen. Frau v. Dzialinska kam wirklich, fand allgemeinen Beifall und die freundlichste und zarteste Aufnahme. Sie war schön, aber doch nicht so schön als Frau v. Witte. Diese wußte sich auch in Hamburg volle Genugthuung zu verschaffen. Potozki gab glänzende Bälle und ließ zum ersten derselben die von seinem Bankier vorgeschlagenen Häuser einladen. Die Pracht dieses Balles ward Stadtgespräch. Die nicht eingeladenen Damen, selbst jene prüden, suchten sich auf allen möglichen Wegen bei Frau v. Witte einführen zu lassen, um zu den folgenden eingeladen zu werden, und wurden Alle gütig aufgenommen.

Die weitern Schicksale der Frau v. Witte sind mir nicht bekannt.

Statistik von Morea.

Morea zerfällt in vier Provinzen: Romanien, Achaia, Messenien und Laconien. Romanien enthält die Gebiete von Napoli, Argos, Korinth, Tripoliza und die acht Stadtbezirke von Zakonia; Achaia die Gebiete von Patras, Vostizza, Kalavrita und Gastuni; Messenien die Gebiete von Navarin, Modon, Koron, Andrissa, Kalamata, Leondari, Karitania, Janar und Arkadien; Laconien die Gebiete von Malvasia, Mistra, Verdugna, Chielefa, Passava und Zarnata. Romania hat 255 Städte und Dörfer, Achaia 419, Messenien 564, Laconien 260; ganz Morea also 1498. Die Zahl der zerstörten Dörfer beträgt in Romanien 80, in Achaia 100, in Messenien 72, in Laconien 50; im Ganzen 302. Klöster giebt es in Romanien 41, in Achaia 30, in Messenien 25, in Laconien 55; im Ganzen 155. Familien zählt Romanien 9557, Achaia 11,445, Messenien 15,488, Laconien 11,717; im Ganzen 46,207. Die Summe der ganzen Bevölkerung beträgt in Romanien 40,829, in Achaia 49,491, in Messenien 54,075, in Laconien 46,260; die Gesammtbevölkerung von Morea ist also 190,655.

Ehrfurcht vor den Künsten.

Das französische Volk ehrte bekanntlich mitten im Kampf die pariser Kunstschätze. Das niederländische Volk scheint von diesem Beispiel, auf seine Weise, angesteckt worden zu seyn. Ein englischer Bäcker in Brüssel wurde von der Menge angegriffen, weil er als Biscuitbäcker des Königs ihrer Vorstellung nach ein Royalist seyn mußte. Ein über seiner Thür befindliches königliches Wappen riß man herab, und war eben daran, es zu zerstören, als Einer von dem Haufen gebietend ausrief: „respectez les arts!“ und das Bild blieb unbeschädigt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 278. 5 Oktober 1830.

Cuba. *)

1. Lage und Klima.

Die Insel Cuba, die westlichste und größte **) der Antillen, läßt sich als der Schlüssel des mexikanischen Binnenmeers betrachten, und dürfte deßhalb, wenn mit ihr das letzte Bollwerk des spanisch-amerikanischen Reiches fällt, leicht ein Zankapfel zwischen europäischer und amerikanischer Seeherrschaft werden. Zwar sind ihre Küsten meist schwer nahbar und mit einem Gürtel von Klippen und Sandbänken umschlossen, wovor der unerfahrne Seefahrer sich sehr zu fürchten hat; allein zwischen diesen Riffen giebt es sichere Kanäle, welche verwegnen Schmugglern und blutdürstigen Piraten oftmals zum Versteck dienten, und nicht nur daß Havana einer der schönsten Häfen der Welt ist, sondern Cuba enthält deren sonst noch eine gute Anzahl, wie Bahia Honda, Matanzas, Cabannas, Mariel und Nuevitas im N, Santiago de Cuba, Guantanamo und die Bai von Xagua im S 2c., die, so wie die Bevölkerung in ihrer Nähe zunimmt, Stapelplätze eines ausgedehnten Verkehrs werden müssen.

Das alte spanische Regierungssystem, welches jetzt wo nicht ganz doch größtentheils beseitigt ist, war wie eigentlich darauf berechnet, einen unabhängigen Wohlstand auf der Insel nicht aufkommen zu lassen. Da der spanische Hof den Handel auf zwei oder drei Küstenpunkte: Havana, Santiago und Trinidad beschränkte, so häufte sich die gesammte Bevölkerung hier an und der Rest der Insel, zum Theil der herrlichste Boden, blieb Menschenalter hindurch wüste liegen. Durch Eröffnung neuer Häfen erhielt der Ackerbau und dadurch auch der Handel einen bis dahin unbekannten Schwung. Wenige Länder sind so glücklich für die Ausfuhr gelegen, als Cuba, dieser lange und schmale Streifen mit trefflichen Häfen zu beiden Seiten. So lange freilich eine sinnlose Politik die Kolonisten nöthigte, die Masse ihrer Erzeugnisse zu Land auf schlechten Straßen und über hohe und steile Berge von einem Ende der Insel zum andern zu verfahren, konnte Nichts gedeihen, was sich nicht in der unmittelbaren Umgebung der begünstigten Hafenstädte befand. Was ein liberales System vermag, zeigt schon die Geschichte von Matanzas. Seit dieser Hafen freigegeben ward, hat sich dort eine thätige, gewerbsame und verständige Bevölkerung angesiedelt, welche diese Gegend zum Garten von Cuba machte, und in ihr eine Stadt gründete, die im J. 1827 gegen 15.000 Einwohner zählte, auf einer Stätte, wo vor zwanzig Jahren Nichts als einige elende Lehm- oder Schilfhütten standen.

Wirft man einen Blick auf die geologische Gestaltung der Insel, so stellt sie sich als eine Berggräte dar, die von dem Kap San Antonio, mehr der nördlichen als der südlichen Küste genähert, in OSO Richtung hinläuft. Die Hauptkette trägt insgemein den Schmuck einer schönen Pflanzenwelt und nur ihre höchsten Punkte sind unfruchtbarer kahler Felsengrund. Die Höhe ist selten sehr bedeutend. Die höchste Spitze im W, der Pan de Guaijabon, erhebt sich nicht über 1900 F., der Pan de Matanzas, eine den Seefahrern auf der Nordküste wohlbekannte Landmark, nur etwa 1265 F.; hingegen die Parallelkette, welche sich längs der Südküste hin an dem Hafen von Trinidad vorbei erstreckt, der sie von dem fruchtbaren Bezirk von Espiritu Santo scheidet, weist weit höhere Spitzen auf: so den Pik von Porterillo, der dem von Tarquino, dem Hauptpik der Insel, dessen Höhe zu 7700 F. über dem Meeresspiegel berechnet wird, wenig nachgeben soll. Die höchste Kette aber ist diejenige, welche vom Kap Cruz auf die Guantanamobai zugeht und am SO Ende der Insel sich der See nähert — ein an den wildesten und malerischesten Scenen reiches Urgebirge, welches manche Orte, die vielleicht noch nie der Fuß eines civilisirten Menschen betrat, in sich begreift, und in seinen von den Meeres-Wogen tief ausgespülten Klüften

*) Cuadro estadistico de la siempre fiel Isla de Cuba correspondiente al anno de 1827; formado por una Commision de gefes y oficiales, de orden y baxo la direccion del Escelentisimo Sennor Capitan General Don Francisco Dionisio Vives; precedido de una descripcion historica, fisica, geografica, y accompannada de cuantas notas son conducientes para la ilustracion del Cuadro. Habana 1829.

**) Cuba erstreckt sich von 67° 46′ 45″ bis 78° 59′ 15″ w. L. v. Cadiz (= 74° 3′ 45″ bis 84° 56′ 15″ w. L. v. Greenw.) und von 19° 48′ 30″ bis 23° 12′ 45″ n. Br.; seine ganze Länge beträgt daher 10° 52′ 30″, = 605 M. seine ganze Breite 3° 24′ 15″ = 204 M.; da aber die Form der Insel so irregulär ist, daß die Breite von Norden nach Süden zwischen 117 bis 30 M. wechselt, so mag ihr ganzer Umfang, ohne daß man jede Irregularität der Küste berechnet, zu 570 französischen Seemeilen anzuschlagen seyn, und das ganze Areal zu 31,468 □meilen und mit Einschluß der zugehörigen Eilande zu 33,000 □meilen.

manche der geheimsten Piratennester birgt. Man glaubt, daß man auf den höchsten Piks der südlichsten Kette an hellen Tagen die blauen Berge von Jamaica schaut. Der nördliche Abhang dieser Kette unterscheidet sich von dem südlichen durch seine weit größere Zugänglichkeit und durch die Güte seines Bodens, welcher fast überall zu Anlegung von Pflanzungen einladet.

Daß von der Fruchtbarkeit Cubas kein allgemeiner Maßstab gilt, läßt sich denken. Ein großes Stück der Küste, namentlich im SW und NO der Insel, erlaubt wegen seiner niedern und sumpfigen Lage, indem hier beinahe das ganze Jahr über Alles unter Wasser steht, keinen Anbau. Doch hat man in einigen Niederungen den Tabakbau mit glücklichem Erfolg versucht. Das beste Land trifft man in der mittleren Region längs den von zahllosen Bächen bewässerten Hügeln; dort sind die vorzüglichsten Zucker- und Kaffeepflanzungen. Bemerkt werden muß, daß der Abfall nicht zu stark seyn darf, weil sonst die Güter durch die gewaltigen Regengüsse in Gefahr kommen. Diese Erfahrung machten viele Pflanzer, die sich von St. Domingo während der dortigen Unruhen nach Cuba übersiedelten. Da in der Gegend von San Salvador der Boden an den Seiten der Berge demjenigen glich, auf dem sie auf ihrer Insel Kaffee bauten, so ließen sie sich hauptsächlich daselbst nieder, in der Meinung, daß die Bergluft zum Kaffeebau nothwendig sey; aber die meisten verloren ihr Eigenthum durch den Regen, der ihnen das Erdreich, wenn sie nicht die Vorsorge trafen, es mit steinernen Mauern einzudämmen, wegspülte. Was man auf Cuba Flüsse nennt, sind bloße Waldströme, die in der trocknen Jahreszeit zur völligen Unbedeutenheit zusammenschrumpfen, aber während der Regenperiode oft furchtbare Verheerungen anrichten.

Das Klima ist eines der lieblichsten, die es giebt, da die Seeluft die tropische Hitze sehr mildert; wiewohl sie allerdings auch einen häufigen Wechsel der Temperatur herbeiführt, der unter dieser Breite etwas empfindlich ist. Die höchste Temperatur, die man je beobachtete, war 95° und die niederste 40°. In den warmen Sommermonaten, Juli und August, schwankt die mittlere Temperatur zwischen 82 und 85°; in den kalten Wintermonaten, December und Januar, ist sie 63°. Als ein außerordentlicher Umstand wird erwähnt, daß einmal innerhalb drei Stunden die Veränderung des Thermometers 16° betrug. Es war im April 1804, als das Quecksilber rasch von 90° auf 74° sank. Daß es geschneit hätte, davon weiß man selbst auf den höchsten Piks der Insel Nichts, wiewohl starke Thaue die beinahe gefroren waren, schon bemerkt wurden. Eis von der Dicke einiger Linien sah man im Januar 1801 in der Nähe von Havana, auf einer Höhe von 350 F. über dem Meer; ein stürmischer Nordwind, der mehrere Wochen von Nordamerika herüberblies, ging dieser Erscheinung voraus; einen ähnlichen Fall hatte man im December 1812. Bei Südweststürmen fällt zuweilen Hagel an der Küste, höchst selten im Innern. Orkane kommen lang nicht so häufig vor, als auf den windwärts gelegenen Inseln; so auch Erdbeben, die indeß zuweilen ziemlich heftig sind; das letzte Erdbeben von Bedeutung fand im Juli 1826 Statt. Das Aushauen der Wälder hat die traurige Wirkung, die sich immer mehr äußert, daß die Dürre zunimmt. Aus dieser Ursache ging in den J. 1821, 1823 und 1826 in einzelnen Gegenden Ein Viertel, sogar die Hälfte des Viehs zu Grund.

Die spanische Restauration und der Absolutismus.

(Fortsetzung)

Nach Hause kommend, fand ich Don Alonzo in einem solchen Zustand des Jammers, daß ich seine Bewegung nothwendig aus einer Besorgniß, sein eigenes Leben möchte Gefahr laufen, herleiten mußte. Erst nach viertelstündigem Fragen brachte ich heraus, daß sein Busenfreund, Don Tomas.... ein andalusischer Deputirter, heut im königlichen Rath zum Tod verurtheilt worden sey, weil er in der letzten Sitzung der Kortes vorgeschlagen hatte, falls Ferdinand sich weigere die Konstitution zu beschwören, solle erklärt werden, der König habe aufgehört zu regieren. Ich suchte den Freund mit der Bemerkung zu trösten, Don Tomas möchte wohl schon längst außer dem Bereich seiner Verfolger sich befinden, da er schon seit mehreren Tagen verschwunden sey. „Nein! nein!“ erwiederte Jener, „er ist nicht nur noch in Madrid, sondern sein jetziger Versteck kann ihn auch nicht mehr bis Morgen schützen. Ein Preis ist auf seinen Kopf gesetzt; sein Entkommen scheint unmöglich. Er fand Mittel, mit mir durch eine alte Frau, die noch jetzt in unserem Gasthof ist, zu verkehren, und meine Hülfe zu seiner Flucht anzurufen; aber wie könnte dieß bewerkstelligt werden?“ — Ich verlangte die Alte zu sehen; er führte sie aus einem Nebenzimmer herbei. Da sie mich in vollem Hofkleide sah, glaubte sie sich bereits den Händen der rächenden Justiz übergeben. Es gelang mir ihre Furcht zu beschwichtigen; ich zog den Tressenrock aus, warf den Mantel um, und bat sie, mir den Weg zu Don Tomas zu zeigen.

Mit behutsamen Schritten leitete mich die Alte durch mehrere gährende Volkshaufen, die wild in den Straßen brüllten. Mein weißer Federbusch und brittisches Aussehen verschafften mir überall freien Durchgang. Nach vielen Windungen durch finstre unerleuchtete Gassen und Gäßchen kamen wir endlich vor einem großen Gebäude an. Meine Führerin nahm mich bei der Hand und zog mich in die Thüre, indem sie leis die Worte aussprach: „folgt mir und fürchtet Euch nicht.“ Wir stiegen zwei Absätze einer langen Kellertreppe hinab, an deren Ende sie, mich meinen Betrachtungen in der düstern Höhle überlassend, schnell verschwand. Ich zog einen langen türkischen Dolch hervor, den ich Nachts stets in einem Gürtel unterm Mantel bei mir führte, tappte nach der Wand und stemmte mich mit dem Rücken hart an dieselbe, auf jeden Angriff gefaßt. Unmöglich ists den Sturm der Gedanken und Empfindungen zu beschreiben, der sich während dieser kurzen Zeit durch meine Seele drängte. Endlich schlug der kaum hörbare Laut: His, yu, his, yu (der Ausdruck der Spanier um Aufmerksamkeit zu erregen) an mein Ohr, wogegen ich leis erwiederte: aqui, aqui, (hier, hier). Geleitet durch meine Stimme näherte sich mir die Alte und faßte meine entgegengestreckte unbewaffnete Linke, während ich, mich auf jeden Fall bereitend, in der Rechten fest den Dolch hielt. Jene führte mich, wie mirs vorkam, durch einen langen Gang, an dessen Ende mich ein kühler Lufthauch erquickte

und schnell vorüberhuschend ein Paar Sterne anblicken. Stets meiner Führerin folgend trat ich durch diese Oeffnung in einen andern Theil des Gebäudes, wo ich mich plötzlich von zwei Männern, jedoch unter Ausdrücken der Höflichkeit, angehalten fühlte. Einer nahm unter seinem Mantel eine düstre Leuchte hervor, welche er zu meinem Gesicht aufhob; augenblicklich war mein Dolch gezückt, aber eben so schnell sank er auch wieder zurück, als ich den Größern von den Beiden das wohlbekannte Zeichen eines Meisters der Maurerei machen sah! Ich steckte den Dolch in die Scheide und gab ihm mit der Hand den Bruderdruck, den jener mit Feuer erwiederte, indem er sofort seinem Gefährten leis zuraunte, ihren Freund herbeizubringen. Das dämmernde Lichtchen entfernte sich einen Augenblick und in weniger denn einer Minute trat der unglückliche Patriot aus einem Nebengewölbe, fast dahinsinkend unter dem Kampf von Hoffnung und Furcht. Er hatte gehofft Alonzo zu finden; als er statt dessen mich, der nur obenhin mit ihm bekannt war, zu seiner Rettung herbeigekommen sah, brach er vor Rührung in einen Strom von Thränen aus. Nachdem er sich einiger Maßen ermannt, bat er mich, ihm zu seinem Entkommen behülflich zu seyn, „nicht daß er sein Leben durch schimpfliche Flucht sichere, sondern daß er fallen möge mit den Waffen in der Hand, in Vertheidigung der Freiheit seines unglücklichen Vaterlandes, statt in den Kerkern der Inquisition hingeschlachtet zu werden.“ Meine kurze, wenig trostvolle Antwort war: „Widerstand mit den Waffen ist nutzlos; Spaniens Freiheit ist in der Geburt erstickt. All' Ihre Freunde sind zum Tod oder schimpflicher Verbannung verurtheilt. Ihr Leben zu retten, bleibt Ihnen kein Mittel, als diese Nacht noch — als augenblicklich zu fliehen. Mischen Sie sich mit den treuen Freunden, von welchen Sie bisher geschützt wurden, unter die Haufen, die jetzt in die benachbarten Dörfer zurückkehren und welche man ungefragt durch die Thore läßt. Verbergen sie sich diese Nacht hindurch in dem Olivenwald, eine Stunde jenseits dem Puerto St. Vincente; mein Wagen wird morgen eine Stunde nach Tagesanbruch langsam durch jenes Gehölz fahren und ich schwöre Ihre Flucht, komme auch was da will, zu unterstützen. Leben Sie wohl.“

(Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte der Censur.

2. Les Soirées de Neuilly, par M. de Fongeray. Paris, chez Moutardier. 1 Vol. 8.

„Dieses Werk, welches den Namen des Hrn. von Fongeray an der Stirne trägt, scheint einem pseudonymen Verfasser anzugehören. Ich bemerke indeß, daß dieser Verf., wer er auch seyn möge, (S. 9.) dreist ankündigt, daß er seit langer Zeit eine Stelle im Bureau der Hypotheken bekleidet.

„Diese Soirées von Neuilly bestehen aus vier kleinen Lustspielen: die Alliirten, eine Verschwörung in der Provinz, die Bekehrungen und die Franzosen in Spanien. Alles Dieß ist in dem liberalen Geiste geschrieben, und der Verfasser zeigt sich sowohl in den Stücken als in der Einleitung dazu nichts weniger denn einen Freund der Religion und der Regierung.

„Die erste dieser Komödien enthält einen fortlaufenden Scherz auf die Restauration, die als das Werk einiger alten Adeligen, einiger Priester und einiger schwachen Weiber, unter Mitwirkung der fremden Mächte, dargestellt wird. Ueberdieß fallen mehrere ziemlich zügellose Stellen auf (z. B. S. 3, 6, 7, 9, 21, 27 und 85).

„Die zweite Komödie, eine Verschwörung in der Provinz, hat zum Zweck, darzuthun, daß die meisten Verschwörungen gegen die königliche Regierung Nichts seyen als ersonnene Mährchen, um sich der Personen, die man fürchtet, zu entledigen. (Vergl. S. 101, 156, 159.)

„Das dritte Stück, die Bekehrungen, macht sich zur Aufgabe den Beweis, daß es bei den Bekehrungen in der Regel bloß auf Geld oder Stellen abgesehen werde. (S. 192, 193 und 229.)

„Das vierte Stück, die Franzosen in Spanien, ist eine bittere Satire auf den spanischen Krieg, der hier als ein militärischer Spaziergang geschildert wird, wo Niemand die mindeste Gefahr lief. (S. 194 ff.)

„Um mich kurz zu fassen, erkläre ich, daß, ungeachtet des bösen Geistes, der durchaus in diesen Soirées herrscht, mir gleichwohl nicht Grund genug vorhanden zu seyn scheint, gerichtlich einzuschreiten. Aber es wäre wohl nicht unzweckmäßig, nachzuforschen, ob wirklich eine Person, wie der Verfasser oder Herausgeber, eine Stelle bei dem Bureau der Hypotheken inne hat.

Auf dem Rand steht als Note: „Der Name des Hrn v. Fongeray ist bloß eine Mystifikation. Der Verf. ist ein Hr. Cavé, einer der Redakteure des Globe.“

3. Scènes contemporaines, par Madame la Vicomtesse de Chamilly; 8 v. pp. 335 etc. Paris, chez Urbain Canel.

17 November 1827.

„Eine — ich bin weit entfernt zu sagen — sehr geistreiche, aber auf jeden Fall sehr boshafte Satire auf die gegenwärtige Epoche. Die Bosheit des Verf. nimmt hauptsächlich die Religion, ihre Diener und die Frommen zum Stichblatt. Zuerst muß man die „verheiratheten Priester“ lesen. Zwei Personen kommen darin vor: der Eine, ein Priester, der sich während der Revolution verehlicht hat, und der nichts desto weniger ein rechtschaffener Mann genannt wird (S. 45.); der Andere, einer seiner alten Kameraden aus dem Seminar, jetzt Bischof. Der Letztere erscheint als ein Heuchler und Intrikant vom ersten Rang. Unter der Republik wirft er die Kutte zum Teufel, um auf's Pferd zu springen (S. 28.). Dieß sagt er selbst! Officier in dem Heer von Italien, läßt er den Pabst tanzen; wiederum seine eigenen Ausdrücke (S. 30.) Unter den Bourbonen tritt er in seine geistlichen Funktionen zurück — als Feldprediger eines Regiments. Eine katechetische Scene wird zum Besten gegeben, welche ein wahres Possenspiel ist, und offenbar bloß den religiösen Unterricht der Soldaten und ihre Vorbereitung auf die erste Kommunion lächerlich machen soll. Der Feldprediger bekommt daselbst den Titel „Exerziermeister (S. 36.); und von den Soldaten heißt es: sie gingen in das Mirakelquartier, um zu lachen, und machten das Zeichen des Kreuzes mit der linken Hand. Vom Officier und Feldprediger wird er Bischof. Auf einem seiner Pastoralbesuche begegnet er seinem alten Freund, der jetzt Dorfschulmeister ist; ein Gespräch, das sich zwischen ihnen entspinnt, ist voll unschicklicher Einfälle. Der Bischof bietet dem verheiratheten Priester seine Protektion an, um in einer religiösen Kongregation zugelassen zu werden, wo er bald über jeden Vorwurf hinaus seyn würde. „Einige Monate in Saint-Acheul“, sagt er zu ihm, werden Dein vergangenes Leben wieder rein waschen. Jener lehnt aber den Antrag ab, indem er sich auf die Reinheit seines Wandels beruft und den Bischof der Heuchelei beschuldigt, daß er alle Masken vorgenommen, um sich emporzuschwingen (S. 43.). Lauter gehässige Züge, in welchen der Verf. die französische Geistlichkeit herabwürdigt. So läßt er auch einen ruchlosen Revolutionär auftreten, eines jener Ungeheuer, welche die menschliche Natur durch ihre entsetzlichen Frevel entweihten, und läßt ihn verschiedene Rollen spielen, jenachdem die Zeiten wechselen, bis er sich zuletzt in den Schoß der Missionäre und Jesuiten begiebt, die ihn mit offenen Armen aufnehmen und ihn mit den Worten begrüßen: „Sie haben sich in der Revolution herumgetrieben; Sie haben alle ihre Verwandlungen durchgemacht, nach einander all den thätigen und kräftigen Regierungen gedient, die Frankreich so mächtig aufgeregt haben. Männer von Ihrem Schlag sind ein eben so seltener als kostbarer Gewinn für unsere Gesellschaft. Solche Leute sind wie geschaffen uns zu verstehen. Sie wollen Ihre Verirrungen in der Zurückgezogenheit versöhnen; Sie werden Dieß noch besser in der Welt thun. Das Uebel, das Sie ihr zufügten, machen Sie nun gut durch den Nutzen, den Sie in ihr stiften können. Eine geheime Mission soll mit Nächstem abgehen; Sie besorgen die Leitung (S. 162.).“

„In dem Stück „das Almosen“ figurirt ein Pfarrer, der die Zehenten und die geistlichen Güter zurückfordert (S. 176 ff.)

„Das Zuströmen der Gläubigen zu den gottesdienstlichen Uebungen gilt dem Verf. für Schein und Trug. „Man muß sich sehen lassen“, sagt er, „weil man an Nichts glaubt (S. 185.).“

„Es wäre mir leicht, diese Analyse noch weiter zu verfolgen; aber diese Proben mögen hinreichen, den bösen Geist der Schrift kennen zu lernen.“

Auf dem Rand steht bemerkt: „Zu übermachen an den Prokurator des Königs“, und weiter unten: „Geschehen den 21 November 1827.“

Einbrüche des Meeres.*)

Achtes Jahrhundert. Im Verlauf dieses Jahrhunderts nahm das Meer einen grosen Theil der Insel Helgoland, zwischen den Mündungen der Flüsse Weser, Elbe und Eider, weg.

Neuntes Jahrhundert. Während dieses Jahrhunderts erlitten die Küsten der Bretagne gewaltige Veränderungen durch die Stürme; ganze Thäler und Dörfer wurden vom Meer verschlungen.

900 bis 950. Wüthende Orkane verheeren die Lagunen von Venedig, und zerstören die in alten Chroniken erwähnten Inseln Ammiano und Constanziaco.

1044 bis 1309. Einbrüche der Ostsee an den Küsten von Pommern, wodurch unermeßliche Verwüstungen angerichtet werden, und die Volkssage von dem Untergang der Stadt Vineta entsteht, deren wirkliche Existenz indeß troz der imposanten Autorität Kants und einiger andern Gelehrten noch immer problematisch bleibt.

1106. Malamocco, ansehnliche Stadt in den Lagunen von Venedig, geht unter.

Eine grose Ueberschwemmung bildet den Golf von Jahdé (an dem Ausfluß der Weser), der seinen Namen von dem kleinen Fluß hat, der die bei dieser Katastrophe zerstörte schöne Landschaft bewässerte.

1219, 1220, 1221, 1246 und 1251. Furchtbare Ströme reißen die Insel Wieringen vom festen Lande los, und bereiten den nachmaligen Durchbruch der Landenge vor, wodurch Nordholland mit dem Distrikt von Staveren zusammenhing, der nunmehr einen Theil der Provinz Friesland bildet.

1277, 1278, 1280 und 1287. Ueberschwemmungen begraben die fruchtbare Landschaft Reiderland, zerstören die Stadt Torum nebst 50 Städten, Dörfern und Klöstern, und bilden den Dollartsee (an der Mündung der Ems). Die Flüsse Tiam und Ehe, welche dieß Land bewässerten, verschwinden.

1282. Der Isthmus, welcher Friesland mit Nordholland verbindet, wird von Stürmen durchbrochen und die Zuiderzee entsteht.

1240. Das Meer verschlingt an der Westküste von Schleswig mehrere Distrikte, und erweitert den Arm, der die Insel Nordstrand vom Festland trennt. beträchtlich.

1300, 1500, 1649. Drei Viertel der Insel Helgoland gehen unter.

1300. Die Stadt Ciparum in Istrien wird vom Meer zerstört.

1503. Das Meer entführt einen großen Theil der Insel Rügen, und bedeckt mehrere Dörfer auf den Küsten von Pommern.

1337. Vierzehn Dörfer auf der Insel Kadzand, in Zeland, verschwinden.

1421. Eine Ueberschwemmung kommt über Bergseweld, zerstört zwei und zwanzig Dörfer, und bildet den See Bietbotsch, der sich von Gertruidenberg bis zur Insel Dordrecht erstreckt.

1475. Das Meer entführt ein großes Stück Land am Ausfluß des Humber, und vernichtet mehrere Dörfer.

1510 Die Ostsee bildet die 1800 Klafter breite und 12 bis 15 Klafter tiefe Oeffnung des frischen Haffs bei Pillau.

1530 bis 1532. Die Stadt Kortgen, auf der Insel Nord-Beveland, wird verschlungen; eben so der östliche Theil der Insel Süd-Beveland; die Städte Borselen und Remerswalde nebst mehreren Dörfern gehen unter.

1570. Die Hälfte des Dorfes Scheveningen, in der Nähe des Haag, wird von einem Sturm zerstört.

1625. Das Meer reißt ein Stück von der Halbinsel Darß, in Pommern, los, und bildet die Insel Zingst daraus.

1634. Ein Meereinbruch bedeckt die Insel Nordstrand gänzlich; 1338 Häuser, Kirchen oder Thürme werden zerstört; 6420 Menschen und 50,000 Stück Vieh kommen um; von der ganzen, einst so blühenden Insel ist Nichts mehr übrig als die kleinen drei Eilande Pelworen, Nordstrand und Lützmoor.

1703 bis 1746. Das Meer verkleinert die Küsten der Insel Kadzand um 100 Klafter.

1726. Ein Sturm verwandelt die Salzsümpfe von Araya, in der colombischen Provinz Cumana, in einen mehrere Stunden breiten Golf.

1770 bis 1785. Die Insel Helgoland wird von den Stürmen in zwei kleine Inselchen zerrissen, indem sich zwischen dem höhern und niedern Theil derselben ein Kanal öffnet.

1784. In einem heftigen Sturm entsteht (nach Hoff) der See Abukir in Unter-Egypten.

1791 bis 1793. Neue Meereseinbrüche verkleinern die Insel Nordstrand noch mehr.

1803. Das Meer nimmt die lezten Reste der Ruinen der Priorei von Crail in Schottland hinweg.

*) Edinburgh new philosophical Journal, July 1830.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Der König der Franzosen hat einem angesehenen Literator Auftrag gegeben, ihm eine genaue Liste aller wissenschaftlichen Korporationen Europa's, mit Angabe ihrer gemeinnützigen Zwecke, zu fertigen, damit er denjenigen, welche ihm der Unterstüzung am Werthesten dünken, pekuniäre Hülfe leisten könne. Man behauptet, Se. Majestät gebe bereits jezt jährlich nahezu eine Million zu Ermuthigung der Künste und Wissenschaften aus, und verlange von seinen Kindern, sich in dem vollen Grad zu Beschüzern der Kunst zu machen, zu welchem sie die pekuniären Mittel, die er zu ihrer Verfügung stellt, verpflichten.

In einer der lezten Sizungen des französischen Instituts wurde die Preisertheilung für die beste Schrift über den politischen Stand der griechischen Städte in Europa und Kleinasien vom Beginn des zweiten Jahrhunderts vor Christus bis zur Errichtung des griechischen Kaiserthums auf 1831 hinausgeschoben, und zugleich eine goldene Medaille, 1500 Franken werth, ausgesezt für die beste kritische Abhandlung über die auf Person und Lehre des Pythagoras sich beziehenden Stellen der Alten. Ferner wurden zwei auf nächstes Jahr verleihbare Medaillen, von gleichem Werth ausgeboten, für eine Darstellung der Veränderungen, die während des Mittelalters im System der alten Geographie Statt fanden, und für eine Geschichte der Abnahme und des Falls des Heidenthums im weströmischen Kaiserthum von der Zeit Konstantins an.

Meras.

So eben, sagt das englische Hofjournal, ist der Lieblingsdiener des Königs von Spanien, wie es heißt, am Schlag, wie aber das Publikum glaubt, durch eigene Hand gestorben, und zwar aus Veranlassung folgenden Vorfalls: König und Königin spielten zusammen Schach, als Ersterer das Zimmer auf ein Paar Augenblicke verlassen mußte, und deßhalb seinen Günstling Meras, der eben zugegen war, einstweilen mit Ihro Majestät fortspielen hieß. Die Königin stellte die Unziemlichkeit, daß ein bloßer Bedienter auf solchen Fuß mit der Gemahlin seines Herrn gesezt werde, in den schärfsten und lebhaftesten Ausdrücken dar, und forderte den Grafen Transtamare (die einzige sonst noch anwesende Person) auf, das Spiel in Abwesenheit des Königs fortzusezen. Meras zog sich augenblicklich zurück, und wurde am folgenden Morgen todt gefunden.

Merkwürdiges Recept.

Die Cholera Morbus hat Europa's Grenzen noch nicht überschritten; aber Vorsorge schadet Nichts. In dieser Ansicht hat ein englischer Arzt sich angelegen seyn lassen, folgendes „unfehlbare“ Heilmittel in den öffentlichen Blättern bekannt zu machen: „1 Unze Zimmtwasser, 1 Drachme Ipecacuhana, 55 Tropfen Opiumtinktur, 1 Drachme Lavendelgeist, 2 Drachmen Rhabarbertinktur. Auf Ein Mal zu nehmen!“ Wer diesen Trank zu sich nimmt, wird allerdings der Cholera Morbus, so wie jeden Ungemachs dieser Welt in Kurzem los seyn!

München, in der Literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 279. 6 Oktober 1830.

Christenthum und Civilisation auf den Gesellschaftsinseln.

6. Die Kathedrale von Taheiti.

Zur Verherrlichung seiner neuen Religion beschloß Pomare eine Kirche zu bauen, die, wenn man die unvollkommene Kunst der Werk-Meister, die rohe Beschaffenheit ihrer Geräthschaften, die erstaunliche Quantität des dabei verwendeten Materials und die Ausführung der Arbeit betrachtet, ein erstaunenswerthes Unternehmen genannt werden kann.

Sie ist 712 Fuß lang, und 54 breit; 36 massive cylinderförmige Säulen, aus Brodfruchtbäumen, tragen den Dachstuhl, und 280 kleinere von demselben Holz stützen die Mauerbekleidung längs den Seiten und umgeben die zugerundeten Enden des Gebäudes. Der Brodfruchtbaum lieferte auch die Planken, die, zu viereckigen Latten gespalten und senkrecht eingefügt, die Bewandung bilbeten, worauf das Ganze glatt gehobelt, oder, nach der Landessitte, durch Reibung mit Korallen und Sand polirt wurde; 133 Fensteröffnungen mit Schiebern lassen Luft und Licht ein, und 29 Thüren dienen zu Aus- und Eingang der Gemeinde. Pandinusblätter decken das Dach, welches eine niedere, aber starke und saubere Einfassung von Brettern (aumoa) erhielt; der innere Raum ward mit Basaltkieseln oder zerbrochenen Korallen ausgefüllt. Das Dach müßte höher und die Weite mehr im Verhältniß zur Länge seyn, wenn die Kirche einen großartigen Eindruck machen sollte. Das Innere nimmt sich indessen sonderbar genug aus. Der Boden ist mit langem Gras bestreut und, ausgenommen einen kleinen Platz neben jeder Kanzel, mit mächtigen Bänken besetzt; das Sparrwerk mit seltsam geflochtenen Schnüren umwunden, mit heimischen Farben angestrichen, und fast bis zum Dach hinauf mit fein gewirkten Matten behängt, die aus der weißen Rinde des Hibiskus (purau) verfertigt sind und durch ihre bunten Farbenspiele einen keineswegs unangenehmen Anblick darbieten. Die Matten hängen von dem Sparrwerk in der Regel sechs oder neun Fuß weit herab und endigen sich in nette breite Fransen. Die drei Kanzeln der Kirche stehen ungefähr 260 Fuß weit aus einander, ohne jedoch durch einen Verschlag getrennt zu seyn. Neben den Bänken hin erstreckt sich durch die ganze Weite der Halle ein freier Gang und quer durch läuft ein Bach, der sich wahrscheinlich nicht ohne viele Mühe hätte ableiten lassen, den man also lieber durchließ. Wenn dieser während der Regenperiode anschwillt, so mag sein Rauschen wohl einen eigenthümlichen Eindruck auf die Gemüther der Zuhörer hervorbringen.

Bei der Einweihung der Kirche wurden zumal drei Predigten vor drei verschiedenen Versammlungen gehalten, deren jede mehr als 2000 Individuen zählte; was bei der Größe des Gebäudes ohne die geringste Störung geschah. Die Missionäre drückten dem König mehr als einmal ihr Bedauern darüber aus, daß er so viel Zeit und Kosten auf ein so großes Gebäude verwendete, da ein kleineres völlig hinreichend wäre. Allein Pomare ließ sich von seinem Vorhaben nicht abhalten. Die größten und dauerhaftesten Gebäude, die je auf diesen Inseln aufgeführt worden, entgegnete er, seyen die Marä's, (welche, beiläufig bemerkt, auffallend an die aztekischen Tempel erinnern,) warum sollte er also nicht, nachdem er diesen grausamen Dienst verlassen habe, dem glücklichern und heiligern Gotte einen bessern Tempel weihen? Schade, daß Pomare nicht zur Bewunderung kommender Geschlechter ein Münster, sondern nur ein vergängliches Gebäude zu errichten im Stande war. Die Kathedrale hatte man im Frühling 1819 eröffnet, im J. 1822 gerieth das Dach bereits in Verfall und wahrscheinlich liegt jetzt Alles in Ruinen.

Die spanische Restauration und der Absolutismus.

(Fortsetzung.)

Als ich die letzte Thür wieder erreicht hatte, zu welcher ich am Arm meines Maurer-Bruders hinaufstieg, gab sich dieser, bevor wir uns trennten, als einen Hauptmann der spanischen Garde und geborenen Havannesen zu erkennen, mit welchem ich voriges Jahr in Kadix in derselben Loge gesessen hatte. *) Auf der dunkeln Straße schritt mir wieder die Alte voran und brachte mich glücklich zum Puerto del Sol, wo sie sich mit einem „Bendita sea sus obros!" **) von mir verabschiedete. Kein Augenblick

*) Obwohl die Freimaurerei schon an sich für ein hinreichend schweres Verbrechen galt, um den derselben Ueberwiesenen zum Tod oder auf die Galeeren zu verdammen, so traf ich dennoch in dem Kriegsminister, dem Generalintendanten der Finanzen, den Generalinspektoren der Kavallerie und Infanterie, in zwei Admiralen, mehreren Weltgeistlichen und mehr als einem Dutzend Oberoffizieren Mitglieder jenes Ordens.

**) Gottes Segen auf Euer gutes Werk.

war zu verlieren; bereits hatte es Zehn geschlagen. Ich begab mich ins Gesandtschaftshotel, wo ich Se. Excellenz eben beim Nachtessen traf. Um Entschuldigung wegen meiner Zudringlichkeit zu so später Stunde einkommend, bat ich, mir noch diese Nacht meinen Paß auszufertigen, da ich im Sinne hätte, morgen mit dem Frühesten nach Paris abzureisen. Statt des einen Bedienten, der in meinem frühern Paß gestanden, mußte ich jetzt, meinem Rettungsplan gemäß zu handeln, ihrer zwei angeben, und um das Geburtsland dieses zweiten befragt, nannte ich, mich der Gewandtheit, mit welcher Don Tomas das Französische sprach, erinnernd, unverzüglich Frankreich. Ob der Gesandte aus meiner Ungeduld, noch so spät am Abend einen Paß zu erhalten, einigen Verdacht schöpfen mochte, weiß ich nicht; aber freiwillig stand er von dem mir anfänglich gemachten Ansinnen wieder ab, bis morgen um zehn Uhr zu warten, wo er mir Briefe an seinen erlauchten Bruder mitgeben könnte, der sich auf der Reise von Paris nach Madrid befand. So wurde mir denn mein Paß unverzüglich ausgefertigt. Nachdem Alles in Bereitschaft war, befand ich mich einige Augenblicke Sir Wellesley ganz allein gegenüber; auch da ließ er keinen der Gedanken, die er etwa hegte, laut werden, sondern begnügte sich mit folgendem väterlichen Rath, der, so tiefen Eindruck er auch auf mich hervorbrachte, meinen Entschluß gleichwohl nicht zu erschüttern vermochte: „Bedenken Sie wohl, in wiefern Sie sich vielleicht bloß stellen könnten. Sollte dieser französische Bediente als eine unpassende oder der Landesregierung entfremdete Person erfunden werden, so würden Sie sich und mich in eine peinliche Lage bringen.“ Meine einzige Antwort war: „Excellenz, ich werde vorsichtig seyn!“ Ich hatte zu viel ehrfurchtsvolle Anhänglichkeit an ihn, um ihn mit Versicherungen täuschen zu wollen, die wahrscheinlich innerhalb weniger Wochen sich als falsch ergeben mußten, und er war von zu edler und großartiger Natur, um mir irgend ein Geständniß abzunöthigen. — Im Gasthof angelangt fand ich Don Alonzo sehr unruhig; mein langes Ausbleiben hatte ihn besorgt gemacht, so daß, als ich ihm meinen Plan zur Befreiung des Don Tomas vorlegte, ich alle Beredsamkeit aufbieten mußte, ihn zu einem Antheil an meinem Vorhaben zu vermögen. Er war keineswegs, weder in moralischer noch physischer Hinsicht, feig; aber er hatte zu lang unter einer despotischen Regierung gelebt, um nicht bei dem Gedanken, daß unser Anschlag entdeckt werden möchte, zu zittern. Ich überließ ihn daher der Ruhe und verbrachte einen großen Theil der Nacht, mit Hülfe meines Bedienten, alles Nöthige zusammenzupacken, worauf ich mich für wenige Stunden dem Schlaf überließ.

Schon um vier Uhr Morgens brach das Gerumpel unsres Wagens und das Geklingel unsrer Maulthier-Glocken meinen Schlummer. Noch vor fünf Uhr war Alles aufgepackt und nachdem mein Freund sich mit schwerem und schwankendem Herzen hatte in den Wagen führen lassen, fand uns die nächste Viertelstunde bereits an der Barriere. Mich bis zur Hälfte aus dem Wagenfenster hängend, hielt ich meinen Paß hinaus, nebst einem Paar Cigarren und einem Dollar für den Anführer der Wache, sobald ich wahrgenommen, daß derselbe bloß ein Sergent sey. Das Papier schwingend, berührte ich seine entgegenkommende Hand und rief: „Inglez Inglez! Senor Capitan.“ „Bueno, bueno!“ erwiederte dieser, ohne auf den Paß zu sehen (den zu lesen er ohnehin wahrscheinlich nicht vermocht hätte) „vaye vostra senoria con Dios!“ Während dieses kurzen Zwiegesprächs saß mein Reisegefährte wie im Fegfeuer; als ich ihn jubelnd fragte: „Nun, Was denken Sie? Sie sehen, wir sind mit noch ganzen Köpfen außerhalb Madrids;“ lächelte er nur schwach, sank aber gleich in seinen Winkel zurück. Nachdem somit die erste Schwierigkeit glücklich überwunden war, handelte es sich demnächst darum, mit unserem Mayoral (Fuhrmann) wegen der nicht geringen Gewichtzugabe, mit welcher er in Kurzem belästigt werden sollte, und wofür er zweifelsohne besondere Bezahlung fordern würde, Abrechnung zu treffen. Es war derselbe Mann, den wir von Andalusien mitgebracht hatten, und obwohl wir uns auf seine Treue verlassen konnten, so durften wir doch hinsichtlich seiner Verschwiegenheit, oder derjenigen des Zagals *) uns nicht so ganz sicher halten. Mein eigener Bedienter, ein junger Irländer, dessen Schlauigkeit eben so unbetrügbar, als glücklicher Weise seine Treue unbestechlich war, wußte obenhin von unserem Plan, kannte aber die Person, um die es sich handelte, nicht. Wir mußten ihn gänzlich ins Geheimniß ziehen; weßhalb ich, im Olivenwald angekommen, abstieg, ihn auf die Seite nahm, und ihm Alles erklärte. Ein dicker Nebel schwebte über dem Boden; doch erkannte ich durch denselben drei Gestalten, in welchen ich unsere Leute vermuthete. Die Zeit war kostbar; ich schlug nach Maurerart in die Hände und die unverweilte Wiederholung des mystischen Zeichens überzeugte mich, daß unser Freund da sey. Er nahte, unterstützt von Denen, welche ich vorige Nacht gesehen. Eine schnelle Umarmung von Seiten des dankbaren Don Tomas belohnte diese edeln Männer hinlänglich für die Gefahren, denen sie sich unterzogen hatten, und in der nächsten Minute waren wir bereits in vollem Galopp der Maulthiere auf und davon.

Unser neuer Reisende nahm seinen Sitz beim Mayoral, während mein Bedienter sich zum Zagal gesellte. Eine so ungewohnte Art zu reisen erschütterte die Glieder des unglücklichen Deputirten bald auf eine Art, daß er, obwohl ihm gleich Anfangs zugerannt worden, nur französisch zu sprechen, doch unwillkürlich in grimmige Flüche seiner Muttersprache ausbrach: „Hay! C—jo! Maldito sea esta camino!“ etc. etc. bis er sich plötzlich verbessernd mit e n Paar sacre dazwischenfuhr. Als wir in Buitrago, nahezu fünfzig englische Meilen von Madrid, Nachmittags vier Uhr anlangten, war Don Tomas kaum im Stand, die Treppen des Posthauses hinauf in das kleine Zimmerchen zu kriechen, das uns zusammen über der Küche angewiesen wurde. Mein Bursche half ihm, und legte ihn der Länge nach über eine Matraze, worauf er alsbald zu Bereitung unseres Essens schritt. Dem Mayoral und dem Zagal war gesteckt worden, der Fremde sey ein Franzos, der, um sicher aus Spanien zu entkommen, sich in meine Dienste begeben hätte; beiden hatte man aufs Ernstlichste anempfohlen von ihm bloß als einem Bedienten zu sprechen. Hundert Dollars, falls sie ihn

*) Zagal ist ein Gehülfe des Fuhrmanns, der für das Gepäck, auf welchem er in der Regel seinen Sitz hat, sorgt, in Städten oder auf engen Wegen aber sich zwischen die zwei vordern Maulthiere stellt und sie an den Köpfen haltend die rechte Bahn leitet.

glücklich auf französischen Boden brächten, war ihnen als Belohnung zugesagt.

Während wir um das Küchenfeuer hersaßen und bei der Bereitung unseres Mahles insgemein Hand anlegten, wurden wir von Seiten des Postmeisters, seiner Frau und eines altroyalistischen Mönchs mit einer Fluth von Fragen über die neuesten Vorfälle in Madrid bestürmt, wobei wir denn nicht ermangelten Alles mit den stärksten Farben auszumalen und unsere Ansicht beizufügen, daß wohl kein einziger Kortesmann oder Konstitutioneller die Schlächtereien der vorigen Nacht überlebt haben dürfte. Unser übertriebener Bericht brachte den lautesten Jubel und gegenseitige Glückwünsche hervor. Besonders sprang die Frau wüthend auf, schwang ihr Messer, und rief: „wenn sie nur einen von diesen Konstitutionellen unter den Händen hätte, um sein Herz zur Scheide ihres Stahls zu machen.“ Klägliche Seufzer des armen Don Tomas ließen sich in diesem Augenblick aus der unmittelbar über uns befindlichen Stube vernehmen. Er hätte unser Gespräch gehört und achtete, dasselbe für wahr haltend, sein eigenes Leben nun nicht des geringsten Preises mehr werth. „Wer ist das bleichsichtige Thier da droben?“ fuhr die Furie fort; „wüßte ich daß ers mit der Konstitution hält, so sollte seine Leber bald in meiner Bratpfanne liegen!“ Auf meine Belehrung, daß er ein Franzose, der von den schändlichen Tyrannen desertirt und zu den Engländern übergegangen sey, besänftigte sie sich gleichwohl; ja wieder zum Weib werdend, rief sie poversito! (der Arme!) und sandte ihm im Augenblick ein Teller voll Suppe durch meinen Bedienten. Dem unglücklichen Tomas war es jedoch weniger ums Essen, als um eine Cigarre zu thun; und lieber wär er mit einer solchen gleich aufs Schaffot gegangen, als daß er sich diesen Genuß länger vorenthalten hätte. Nun giebt es aber zwei untrügliche Mittel einen geborenen Spanier, stecke er auch in welcher Verkleidung er wolle, augenblicklich zu erkennen, nämlich die Aussprache einer gewissen Volksphrase, und die Art eine Cigarre zu halten und zu rauchen. Graf O'Reilly rühmte sich oft als den einzigen Fremden, der seit Menschengedenken diese zwei Proben, ohne erkannt zu werden, bestanden und dadurch sein Leben gerettet habe, als er in einem unter seinem Gouvernement in Madrid ausgebrochenen Aufstand in der Kleidung eines Kaminfegers entfloh. — Erst lange nach Tisch, wo wir uns auf das obre Zimmer zurückzogen, war es daher dem armen Gefangenen erlaubt, nach Belieben Rauch um sich zu blasen.

(Schluß folgt.)

Zur Geschichte der Censur,

(Fortsetzung der polizeilichen Berichte.)

4. De la crise actuelle, lettre à S. A. R. Monseigneur le Duc d'Orléans, par M. Cauchois-Lemaire. 8. 69 p.

„15 December 1827.

„Wäre es möglich, daß der Herzog von Orleans nicht wüßte, daß die Parteileute sich herausnehmen, ihn ihren Komplotten beizugesellen und seinen Namen überall als eine Vereinigungslosung auszusprechen, indem sie ihre Hoffnung auf eine Mitschuld bauen, der sie ihn schmählicher Weise fähig halten; so bedürfte es, um ihn über ihre Absichren rücksichtlich seiner aufzuklären, nur dieses Sendschreibens, welches nothwendig das Herz Sr. k. Hoheit aufs Tiefste verwunden muß.

„Ein Hr. Cauchois-Lemaire, d. h. einer der hartnäckigsten und erbittertsten Widersacher der Restauration, der Mensch, der seit dem gelben Zwerg von 1814 bis auf den heutigen Tag nicht aufgehört hat, die legitime Regierung durch mehr oder weniger offene aufrührerische Schmähschriften zu bekriegen, stellt sich öffentlich als politischer Rath des Hrn. Herzogs von Orleans heraus. An sich schon ist Dieß eine Beleidigung für Se. k. Hoheit. Glaubte die Faktion nicht, daß der Hr. Herzog ihren Rathschlägen zugänglich wäre, so würde es ihr nicht beikommen, ihm damit aufzuwarten.

„Sehen wir, was die Schrift enthält: Der Verf. beginnt damit, daß er die nächtlichen Auftritte in der Straße Saint-Denis als Mordscenen darstellt, welche die Regierung absichtlich veranlaßt hätte. Er ermangelt nicht, auf die Gendarmen wegen ihres Gehorsams gegen die Befehle der Staatsbehörde zu schmähen. Er bringt diese Ereignisse in Verbindung mit denen im südlichen Frankreich im Jahre 1815, mit denen von Grenoble und Lyon im Jahre 1817, und endlich mit denen von Paris von den Versuchen von Stevenot an bis zu den Meisterstücken der HH. Delaveau und Franchet. Aus all Diesem setzt er ein Gemälde zusammen, das den Zweck hat, Haß und Verachtung zu wecken, nicht bloß wider das gegenwärtige Ministerium, sondern wider alle frühern Ministerien, mit Einem Worte wider die Regierung der Restauration (S. 7 — 10). Hierauf fragt er Se. k. Hoheit, warum er mitten unter den Stürmen schlummere? Der Prinz: „„Zwar bin ich Pair des Reichs; allein Frankreich weiß es, daß ein Ostracismus gegen mich verhängt ist, der mich von jeder Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten entfernt.““ (S. 13.) Eine inkonstitutionelle und faktiose Rede, die nie aus dem Munde des Prinzen gekommen seyn kann; sie ihm in den Mund legen, heißt ihn beleidigen. „„Monseigneur,““ entgegnet der Verfasser, „„soll Der, dem man seine Privilegien entzieht, deßwegen dem öffentlichen Wohl sich entziehen? Besteht das Vaterland in der obern Kammer? Verurtheilt die parlamentarische Unthätigkeit gleich zur politischen Lethargie? Es ist natürlich, daß bei einer Nation, welche keine Sinekuren liebt, man sich fragt, Was thut der Herzog, und Was kann er thun?““ (S. 14.) Darum will der Verf., daß der Herzog, den ein k. Ostracismus aus der Pairskammer verbannt, unter den jetzigen Umständen selbst nach einer politischen Rolle greife. Für wen soll er auftreten? Für das Vaterland, sagt der Verfasser; vom König kein Wort. Was soll also der Prinz? Ehe man ihm Dieß angiebt, werden seinem Privatleben einige Komplimente gemacht; es wird namentlich sehr löblich gefunden, daß er seinen Söhnen die liberale Erziehung geben läßt, welche der Wetteifer und die Gleichheit der Kollegien darbieten. (S. 14.) Sodann kommt der Verfasser auf das öffentliche Leben des Prinzen zu sprechen, und schildert ihn als einen glorreichen Vertheidiger des Vaterlandes bei Valmy und Jemappes. (S. 15 und 16.) Zu bemerken ist, daß das Vaterland, um welches es sich handelt, ohne König war, und daß Se. k. Hoheit für dasselbe kämpfte, nicht nur während der ganzen Gefangenschaft des Märtyrerkönigs, sondern sogar noch einige Zeit nach dem Verbrechen vom 21 Januar. Ferner wird es dem Prinzen zum Verdienst angerechnet, daß er sich in den hundert Tagen statt nach Gent nach England verfügte, was ihn der Verlegenheit überhob, sich dem System von 1815 beizugesellen und im Gefolg der Sieger zurückzukehren. (S. 17.) Welcher Leser fühlt nicht den beleidigenden Seitenhieb gegen den König und die Prinzen der k. Familie, der hierin liegt? Ein anderes Lob wird dem Herzog gezollt, daß er nach den hundert Tagen mit edler Energie in der Kammer der Pairs den Vorschlag der allgemeinen Epuration und der Bestrafung der großen Frevler bekämpfte, und daß er sich nicht scheute, eine von der des Grafen von Artois und des Herzogs von Berry verschiedene Meinung von sich zu geben. (S. 18.) So auch wird mit Preis anerkannt, daß er sich gegen die Prevotalgerichte und die famose Amnestie erklärte. Der Herzog, wird zuletzt in Erinnerung gebracht, verstand, was wenig Prinzen verstehen, Mann zu seyn, sich selbst zu genügen, in der Fremde nicht vom Mitleiden, sondern von der Frucht seiner Talente und seines Fleißes zu leben; er wußte, was er seiner Bürgerpflicht schuldig war, als er sich mit den Farben schmückte, unter denen er für Frankreich gefochten hatte. (S. 20.)

„Alle diese Stellen sind darauf berechnet, dem Hrn. Herzog von Orleans auf Kosten der k. Familie Popularität zu verschaffen. Um ihn den Revolutionsmännern werth zu machen, muß das Publikum erfahren, daß er im Exil die dreifarbige Kokarde trug.

„„Aber,““ fährt der Verf. fort, „„welche Aufgabe, will man wissen,

hat der Prinz zu erfüllen, nachdem ihm der Zutritt in die Pairskammer verschlossen ist, und er im Heer, wo er den Einfluß des Talentes und des Muthes ausübte, kein Kommando mehr hat?" (S. 25.) Um diese Frage zu beantworten, denkt sich der Verfasser an die Stelle des Prinzen, verwandele sich in den Herzog von Orleans und sagt, was er thun würde, um zu sagen, was der Herzog thun sollte. Er drückt sich folgendermaßen aus: „„Ich schaue zum Fenster hinaus, und gewahre, daß der Horizont sich mit Wolken überzieht. Mir fällt der Schirm (die Charte) ein, den man so spät aufgespannt, ich rede deßhalb offen mit den Ministern, welche mir entgegnen, Dieß gehe mich nicht an. Ich erwiedere: Sie sind im Irrthum; Dieß geht mich sehr viel und mehr an als Eure Excellenzen, in Betracht, daß man in dieser Art von Stürmen manche Minister wieder über das Wasser auftauchen und das Ruder der Barke für Rechnung eines andern Patrons führen sieht, während die ganze Familie des alten im Schiffbruch umkommt. Von diesen schlechten Dienern wende ich mich zu meinen erlauchten Verwandten; ich schlage Lärm als guter Vetter, und bringe in sie, den Sturm zu beschwören; mit meinem Rath biete ich ihnen meine Dienste an. Weisen sie Rath und Dienste zurück, so versuche ich, da der Sturm sichtlich zunimmt und keine Zeit zu verlieren ist, sie zu retten, sie mögen wollen oder nicht, indem ich mich rette. Um mich aber zu retten, darf ich nicht davon gehen, im Gegentheil...""" (S. 31 und 32.) Der Verf. drückt sich nicht genau aus, aber Wer merkt nicht, was er damit will? Was anders meint er, als daß das Haus der Bourbons der Verlust des Throns bedrohe, durch eine Revolution, woran die Minister Schuld wären, und daß unter diesen Umständen es Pflicht des Herzogs von Orleans sey, den König und den Dauphin von der Gefahr zu unterrichten, sich die Zügel der Regierung auszubitten; wenn sie sich dazu nicht freiwillig verständen, derselben mit Gewalt sich zu bemächtigen, und, statt nach Gent zu fliehen, Maßregeln zu ergreifen. Ich zweifle, ob man so leicht eine ähnliche aufwieglerische Stelle findet. Weiter unten räth der Verfasser dem Herzog ein etwas weniger gewaltsames Mittel an, nämlich sich mit einer großen Anzahl von Klienten und Freunden zu umgeben, und zum Haupt der Opposition der linken Seite zu erklären."

Auf dem Rande steht zu lesen: „Das Werk an den k. Prokurator übermacht, am 20 December 1827."

Todtenfeier in Paris.

Am 21 September, berichtet der Constitutionnell, wurde in Paris die Todtenfeier der vier wegen der Verschwörung von La Rochelle hingerichteten Unteroffiziere gehalten. Der Zug ging von der Straße Grenelle Saint Honoré aus. Voran die Gesellschaft der „Wahrheitsfreunde, welcher die vier jungen Männer angehört hatten. Ein Kanonier der Nationalgarde trug die Fahne. Hierauf folgten gegen viertausend (nach andern Blättern kaum fünfzehnhundert) Bürger, je drei Mann in einem Glied theils in schwarzer Kleidung, theils in Uniform. Vier Flaggen und vier gekrönte Fasces mit den Worten: „Bories, Raoulx, Goubin, Pommier; 21 September 1822." erhoben sich aus ihrer Mitte. An mehrern Stellen des Zuges schlugen mit schwarzem Flor bedeckte Trommeln einen Todtenmarsch. Auf dem Greveplatz wartete eine zahlreiche Menge der Procession. Die Nationalgarden vor dem Stadthause präsentirten freiwillig das Gewehr, und ihre Tambours gaben die kriegerischen Ehren. Die zum Zuge Gehörigen stellten sich auf dem Greveplatz in ein Viereck, und ein Mitglied der Gesellschaft der Wahrheitsfreunde hielt folgende Rede:

„Bürger! zum ersten Mal seit acht Jahren können wir die Empfindungen frei aussprechen, zu welchen uns dieser traurige Tag veranlaßt. — Vor acht Jahren nahte zu derselben Stunde, auf demselben Wege, welchen wir gekommen sind, der Todeskarren, umgeben von Soldaten, inmitten der Blicke eines unermeßlichen Volkes. — Er kommt, er hält an dieser Stelle; er setzt seine Beute am Fuße des Blutgerüstes ab. — Es waren ihrer Vier, alle Vier voll Leben und Kraft, voll Muth und edler Gesinnung! — Bories von Villefranche, sieben und zwanzig Jahre alt; Pommier von Pamiers, sechs und zwanzig Jahre alt; Goubin, fünf und zwanzig Jahre alt, von Falaise; Raoulx, sechs und zwanzig Jahre alt, von Aix. — Raoulx steigt zuerst hinauf, mit einem letzten Blick grüßt er Menschen, Erde und Himmel; das Beil fällt, und das junge Haupt rollt blutend dahin. — Goubin folgt, getroffen von dem Streich, der seinen Freund tödtete, fühlt er den eigenen Todesstreich nicht. — Pommier steigt hinauf, den Blick auf Den gerichtet, der ihm nachfolgen soll. — Endlich kommt Bories. — O Du, der Du den Muth hattest, vier Tode zu sterben, deren letzter nicht der grausamste für Dich war, mit welchem Muthe giebst Du Dich dem Henker dahin ..... Seine edlen Lippen, welche das Leben mit wenigen Worten erkaufen konnten, bleiben geschlossen, und dieses feurige Haupt wird den Häuptern seiner Freunde beigefügt. — Und im Sterben riefen Alle: es lebe die Freiheit! — Und Bories fügte hinzu: Frankreich wird uns richten! — Und worin bestand denn ihr Verbrechen? Ihr Verbrechen! Bürger, sie hatten entworfen, was Ihr ausgeführt habt; sie hatten sich verschworen für die Freiheit. Was Ihr gethan, das, haben sie versucht, und zum Lohne ihrer hochherzigen Hoffnungen erlitten sie hier unter Euern Augen einen entehrenden Tod!"

So Viel mag zur Charakteristik der noch ungefähr zweimal so langen Rede hinreichen, die uns gegen die markige, gedankenschwere Beredsamkeit des jetzigen Frankreichs sehr zurückzustehen scheint, und eher an eine schon verjährte Zeit erinnert, wie denn das Journal des Debats der ganzen Feierlichkeit wohl nicht mit Unrecht vorwirft, dergleichen aus der Revolution herübergeholte oder dem Theater abgeborgte Ceremonien paßten nicht mehr für die gegenwärtige Zeit. Schön dagegen ist der Schluß der Rede, und noch schöner, was auf denselben folgte. Der Redner schließt: „Bürger! wir haben eine schmerzliche Pflicht erfüllt; eine leichtere bleibt uns übrig. Man hat unsere Absichten verleumdet, man hat uns für Aufrührer ausgeben wollen: strafen wir diese entehrenden Behauptungen Lügen! Laßt uns das Andenken unserer Brüder würdig feiern! — Laßt in frommer Stille uns zurückziehen, und Denjenigen, welche es nicht kennen, beweisen, daß das französische Volk von seiner Freiheit auch einen guten Gebrauch zu machen weiß!" Ruhig zog die Prozession wieder ab, und die Versammlung endete mit Unterzeichnung einer Petition um Abschaffung der Todesstrafe.

Der Herzog von Broglie.

Achilles Karl Leonhard Victor, Herzog von Broglie, bisheriger Präsident des Konseils und Minister des öffentlichen Unterrichts und Kultus, ist der Sohn des Fürsten von Ravel und der Enkel des berühmten Marschalls Ravel. Geboren im Jahr 1785 war er erst neun Jahre alt, als sein Vater auf dem Blutgerüst starb. Bereits hatte der junge Herzog die öffentliche Aufmerksamkeit in ziemlichem Grad auf sich gezogen, als Napoleon ihn beim Departement des Innern anstellte. Zur Pairswürde im Monat Juni 1814 erhoben, war er damals durch sein Alter (29 Jahre) von der Theilnahme an den legislativen Berathungen noch ausgeschlossen. Zum ersten Mal stimmte er bei dem denkwürdigen Prozeß des Marschalls Ney. Diese Gelegenheit eignete sich nicht so sehr, seine Talente als Redner an Tag zu legen als vielmehr seine Gefühle als Mensch zu zeigen. Mit Muth kämpfte er für den Angeklagten, und reihte sich Denjenigen an, welche sich gedrungen fühlten, auf die unbeschränkte Freigebung des unglücklichen Fürsten von der Moskwa anzutragen. Seine toleranten Grundsätze in Bezug auf Religion kann man schon aus seiner Ehe mit der Tochter der Frau von Staël abnehmen, die in Italien zuerst durch einen katholischen, dann durch einen protestantischen Geistlichen eingesegnet wurde.

Neuer Telegraph.

In Paris hat man bei dem Marquis Fortia d'Urban Versuche mit einem verbesserten Telegraphen gemacht. Die neue Erfindung erzweckt nicht nur einen schnellern und vollkommnern Weg der Mittheilung für die Regierung, sondern der Erfinder, ein noch sehr junger Mann, wollte auch dem Handel und der Industrie einen bisher bloß von der Politik besessenen Vortheil zuwenden, und aus dem Telegraphen ein Verbindungsmittel für's ganze Publikum machen. Die Schwierigkeit, welche er zu überwinden hatte, lag mithin darin, die Maschine auf einen solchen Grad der Einfachheit zu bringen, daß ihr Gebrauch sich auch für Privatpersonen eignet. Nach den angestellten Berechnungen kann man wirklich mit dem neuen Telegraphen, um die mäßige Summe von 20 bis 30 Franken eine mehrere Zeilen einnehmende Nachricht auf eine Strecke von hundert Stunden in wenigen Minuten fortleiten. Man spricht davon, eine Handels-Telegraphenlinie zwischen Paris und Rouen zu errichten.

München, in der Literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 280. 7 Oktober 1830.

Christenthum und Civilisation auf den Gesellschaftsinseln.

7. Revolution im bürgerlichen Leben.

Man berechnet die Bevölkerung der Gesellschaftsinseln, auf welchen das Christenthum jetzt die Religion ist, zu welcher Hohe und Niedere sich bekennen, auf kaum weniger als 50,000 Seelen, wenn man die benachbarten Inselgruppen, mit welchen jener Archipel in beständigem Verkehr steht, dazu nimmt. Bald dürften auch die Marquesas, die bei dieser Schätzung noch nicht eindegriffen sind, nach denen aber bereits auch die Glaubensboten wandern, mit etwa 30,000 Einwohnern dazu kommen.

Ist nun, fragt sich, von dieser schnellen Bekehrung zu hoffen, daß sie im Herzen der Masse des Volkes Wurzel schlägt? Wir sind aus mehreren Gründen geneigt, diese Frage zu bejahen.

Einmal bildete der unter den Eingebornen herrschende Begriff vom Opfer, welches ihre Sprache mit „Entanglung von Schuld" ausdrückt, einen natürlichen Uebergang von ihrem Heidenthum zu der christlichen Versöhnungslehre, deren Nothwendigkeit sich ihnen leicht darthun ließ. Diese Australier haben nicht den Stolz des Stoicismus der nordamerikanischen Horden, noch befinden sie sich in jenem wilden Zustande, welcher die moralischen und intellektuellen Fähigkeiten des Menschen abzustumpfen pflegt. Ihren unbefangenen Gemüthern leuchtete der Glaube an die Wahrheit des göttlichen Wortes um so unmittelbarer ein, als es ihnen an religiösem Gefühl nicht mangelte, und als die Missionäre gerade in einfacher Weise an dieses sich wendeten, wenn sie z. B. die Elternliebe in ihre Rechte einsetzten. Bei einer Versammlung in Raiatea, wo die Kinder geprüft wurden, trat ein Greis von ehrwürdigem Aeußern auf und sprach: „Ich war ein mächtiger Häuptling; groß war meine Familie; nun bin ich allein übrig; Alle starben dem Satan; sie kannten dieses gute Wort nicht, welches ich aufgespart ward zu sehen; mein Herz schaut ihnen nach, und oft ruft es in mir: O! daß sie so früh nicht mehr sind; meine Schuld ist groß; ich bin Vater von neunzehn Kindern; alle habe ich getödtet; nimmer hört mein Herz auf, nach ihnen zu verlangen. Jetzt wären sie Männer und Weiber, lernten und kennten das Wort des wahren Gottes. Aber als ich sie mordete, hielt Niemand meine Hand, oder sagte: Schone ihrer. Niemand sagte: das gute Wort, das wahre Wort ist da, schone deiner Kinder; darum ist mein Herz traurig und weinet um sie." So war auch eine Sache, welche sie sehr bekümmerte, das Schicksal ihrer Voreltern im andern Leben. Die meisten Fragen in ihren Unterredungen mit den Missionären drehten sich um diesen Gegenstand.

Was aber den Missionären vielleicht am Meisten Vorschub leistete, ist unsers Dafürhaltens ihre Vereinbarung der Religionslehre mit der Civilisation. Sie verfuhren hiebei ganz nach den Umständen, wie sie mit dem Charakter und den Bedürfnissen des Volks näher bekannt wurden. Pomare's Bekehrung lag die ernste Absicht zum Grund sich und sein Volk zu bilden; dieser Absicht entsprechend mußten sie ihm bei Einführung nützlicher Einrichtungen behülflich seyn.

Als eine der wichtigsten in dieser Hinsicht erscheint das verbesserte Hauswesen. Bis dahin wären die Wohnungen entweder temporäre Hütten oder weite Gebäude, welche man, nach der Zahl der Bewohner, die sie enthielten, menschliche Bienenstöcke hätte nennen können, wenn eben so auch Ordnung und Reinlichkeit darin heimisch gewesen wären. In den größten derselben befanden sich 40, 50 und 60 Schlafstellen, die von einem Ende des Hauses zum andern reichten, ohne Abtheilungen dazwischen, obgleich ein solches Haus seine 200 Schuh Länge messen mochte. In den Hütten der Aermern brachten Eltern, Kinder, Hunde und sehr oft Schweine und Geflügel unter einander die Nacht zu. Dieses enge Zusammenliegen erklärt sich hauptsächlich aus ihrer Furcht vor bösen Geistern, die, wie sie glaubten, bei Nacht umherzögen und erwürgten, wo sie Jemand allein träfen. Der Boden in diesen Höhlen war mit Gras bestreut, das bei trocknem Wetter bald zu Staub zertreten wurde; wenn sie dann, wie gewöhnlich, den Kokosnußsaft, und das Seewasser, worein sie ihre Speisen tauchten, oder das Wasser, womit sie nach dem Essen ihre Hände wuschen, auf diese Streue ausschütteten, so mußte sich dieselbe in einen Düngerhaufen verwandeln. Die Missionäre drangen nun darauf, jede Familie solle für sich ein Haus bauen und ersuchten die Häuptlinge für Absonderung der Bettstellen einstweilen Vorsorge zu treffen. Sie fanden so viel Bereitwilligkeit als sie sich nur immer wünschen mochten. Die Korallenriffe boten unerschöpfliche Vorräthe von Lehm dar, woraus sich ein Mörtel verfertigen ließ, der dazu diente, dem Flur einen reinlichen und dauerhaften Ueberzug zu geben und die Dielen- oder Weiden-

wände zu bekleiden. Navenavehia, Häuptling von Huahine und Tamatoa, König von Raiatea, gingen mit gutem Beispiel voran. Nicht lange, so erhoben sich überall Gebäude nach dem verbesserten Plan, größer oder kleiner, je nach dem Rang oder den Mitteln der Familie, für welche sie bestimmt waren — von der engen Hütte mit Einer Thür und Einem Fenster bis zu dem geräumigen zweistöckigen Hause des Königs oder Häuptlings. Axt, Hobel, Meisel, Bohrer und Säge gehöreten fortan zu den gesuchtesten Artikeln. Obgleich die Missionäre nur nothdürftigen Unterricht in einer Kunst zu ertheilen vermochten, in der sie selber fast Alles zu lernen hatten, und manche Materialien fehlten, wie denn Pflöcke die Stellen der Nägel und Lederstücke die Stelle der Angeln vertreten mußten, so wurden die Eingebornen doch dadurch nicht irre, sondern unterzogen sich dieser Arbeit, die nicht gering war, mit unverdrossenem Eifer und mit augenscheinlicher Ueberzeugung von den Vorzügen der neuen Wohnart. Daß sie jedoch regelmäßige Straßen angelegt oder gewisse Entfernungen zwischen den Häusern, oder eine bestimmte Form in der Bauart derselben beobachtet hätten, war von ihnen nicht zu erwarten. Sie folgten hierin ganz ihrem Geschmack und vermuthlich nur zu Erhöhung des malerischen Charakters der Scene. Unter den Häuptlingen riß eine förmliche Bauwuth ein, sie wetteiferten in Bezug auf Umfang, Höhe oder Bequemlichkeit ihrer Häuser. Einige bauten auf Dämme in die See hinaus; Andere hängten eine Veranda an, oder einen bedeckten Balkon, „um im Schatten eine freie Aussicht zu genießen und eine reinere Luft zu athmen;" Quadrate, Oblonge, hohe und runde Giebel mit Schilfdächern wechselten. Bei dem Gedanken, daß leider alle diese Werke sehr vergänglicher Art sind, mag man sich mit der Hoffnung trösten, daß, nachdem wenigstens ein Anfang gemacht ist, die fortschreitende Civilisation bald die Kunst Ziegel zu brennen oder mit Steinen zu bauen nach diesen Inseln verpflanzen werde!

Ziemlich possierlich nahm sich der Uebergang aus dem nackten in den bekleideten Zustand aus. Da sah man etwa einen Mann, ohne Weste und Hemd, dessenungeachtet aber mit einem breiten Gürtel um die Lenden, und einem schwarzen Modefrack am Leib. Schon eine höhere Stufe der Cultur bezeichnete ein Mann mit Hut und Schuhe ohne Strümpfe, in schwarztüchenem Ueberrock mit aufgestülptem Kragen, dessen Länge bis auf die Knöchel ging, und der bis ans Kinn zugeknöpft war, während darüber ein weißes Hemd mit zierlichem Busenstreif und bis an die Ellenbogen aufgestreiften Aermeln paradirte. Gegenwärtig tragen sie die europäische Kleidung wie sich gebührt, und es ist Keiner, der sich nicht durch Bereitung von Pfeilwurz und Kokosöl, Schweinzucht rc. bei den europäischen Schiffen, die anlanden, so Viel verdient, daß er sich Tuch (namentlich Baumwollen- und Wollenzeuge) anschaffen kann. Als ein schöner Zug wird erwähnt, daß sie meist damit anfingen, ihre Kinder zu bekleiden, daß dann die Reihe an die Mutter und erst zuletzt an den Vater kam. *)

*) Die Missionäre suchten den Bau des Waizens einzuführen; ohne Erfolg; auch die Erdbirnen gediehen nicht; vielleicht nur, weil sie die geeignete Art nicht hatten. Besser glückte es ihnen mit Accli- matisirung der englischen Schweine; sonderbarer Weise ist die heimische Gattung, die äußerst reinlich war, seit ihrem Umgang mit der englischen eben so säuisch geworden als diese. Ein in der Geschichte der Civilisation merkwürdiger Umstand!

Die Bärenjagd in Schweden und Norwegen. *)

Der scandinavische Bär, im Durchschnitt von dunkelbrauner Farbe, häufig jedoch auch schwarz — und dann am Größten — zuweilen auch silberweiß, ist zwar ein Liebhaber von Fleisch, seine hauptsächliche Nahrung aber besteht aus Pflanzenstoffen. Machte Fleisch seine Hauptnahrung aus, so würde ein Thier, das im Stande ist eine Kuh von mittlerer Größe in 24 Stunden aufzuzehren, alle Heerden in seiner Nachbarschaft vertilgen; so aber bringen Bären oft Jahre lang in der Nähe von Rindvieh zu, ohne dasselbe im Mindesten zu gefährden, wenn sie nur von demselben nicht durch Brüllen, schnelles Davonfliehen gleichsam aufgefordert, und an ihre überlegene Stärke gemahnt werden. Haben sie dann einmal Rindfleisch gekostet, so werden sie allerdings nicht selten sehr erpicht auf diese Speise und richten große Verheerungen an. Fortwährender Genuß von Fleisch sagt jedoch dem Geschmack der Bären niemals zu, weßhalb er zwischenhinein mit Wurzeln, Laub und jungen Zweigen von Espen, Eschen und andern Bäumen abwechselt; besonders liebt er auch saftige Pflanzen wie die Engelswurz (angelica) und Bergdistel, und vor Allem Beeren, wie Himbeeren, Heidelbeeren, Brombeeren, Erdbeeren, Bergkieschen (Chamaemorus) und anderes in den skandinavischen Wäldern vorkommende Gebeer. Auch reifes Getraide schmeckt ihm; er stellt sich auf die Hinterpfoten in ein Feld und umfaßt mit ausgestreckten Armen auf Einen Ruck beinah einen ganzen Scheffel. Als Würze plündert er den Honig in den Bienenstöcken der Bauern, und um der allzustarken Süßigkeit wieder los zu werden, nimmt er dann und wann ein Maulvoll Ameisen, die bekanntlich sehr scharf schmecken. Beißt ihn eine an einen empfindlichen Theil, so wird er höchst unwirsch und zerstört alsbald den ganzen Ameisenhaufen.

Während des Sommers ist der Bär gewöhnlich eben so abgemagert, als im Herbst rund und fett. Zu Ende Oktobers beschließt er seine Mahlzeit für das laufende Jahr; Magen und Gedärme werden leer und schrumpfen in einen engen Raum zusammen, während ihre Mündung sich mit einer harten Substanz verschließt, die in Schweden Tappen genannt wird. Er zieht sich in seine Höhle zurück und sinkt in Schlaf. Mit Anfang des Frühlings erwacht er und geht, noch mit seinem Tappen, auf neue Wanderungen aus. Nur sehr selten stößt er den Tappen schon während des Winters aus, und dann wird er ein Ungethüm; in der Regel aber ist sein Magen Anfangs noch klein, und er frißt nur Wenig, nicht viel Mehr, als ein großer Hund, indem er sich auf Ameisen und andere Delikatessen beschränkt, bis seine Verdauungswerkzeuge wieder die gehörige Kraft erlangt haben, wo er dann Alles verzehrt, was ihm in den Weg kommt.

*) Field sports of the North of Europe, comprised in a personal narrative of a Residence in Sweden and Norway, in the years 1827 — 1828. By Lloyd, Esq. London 1830.

Das Mährchen, daß der Bär Nahrung aus seinen Pfoten sauge, ist längst verworfen; gleichwohl saugt er an denselben während des Winters, und Lloyd glaubt, es geschehe Dieß, um die Natur in Entwicklung einer neuen Haut, welche er während dieser Zeit an den Pfoten bekomme, zu unterstützen. Einige zahme Bären im Besitz unseres Berichterstatters saugten oft stundenlang und zu Zeiten, wo sie sich eben vollkommen gesättigt hatten, an ihren Pfoten, unter einem anhaltenden brummenden Laut, den man auf einige Entfernung vernehmen konnte. Ihre Füße bedecken sich dann mit Speichel oder vielmehr Schaum, welchen das unwissende Volk ehemals für Milch halten mochte, die der Bär aus den Pfoten ziehe.

Das Weibchen wirft gewöhnlich gegen Ende Januars oder in der Mitte Februars ein bis vier Junge, welche sie bis weit in den Sommer hinein säugt. Wird sie in demselben Jahr wieder trächtig, so läßt sie die Kleinen ihre Höhle im nächsten Winter nicht theilen, sondern bereitet für dieselben in der Nachbarschaft, an einem zugänglichen Ort, ein besonderes Nest. Im darauf folgenden Sommer sind dann beide Würfe stets in ihrer Begleitung und den nächsten Winter bringen beide zusammen in Einer Höhle mit der Mutter zu. Einige wollen bis auf dreißig Bären in Einem Haufen durch die schwedischen Wälder streifen gesehen haben; solche Erzählungen sind jedoch Lloyd zufolge entweder baare Lügen, oder es waren zwei Würfe nebst der Mutter, im Ganzen also etwa ein halb Dutzend beisammen, die dann in der Ueberraschung auf eine ganze Legion erhöht wurden.

Kleinen Thieren schlägt der Bär mit den Vordertatzen den Sc[illegible]l ein, nie aber hörte Lloyd von einem Fall, wo derselbe Menschen mit den Armen umfaßt oder mit den Klauen nach ihnen gegriffen hätte, wie Tiger und Löwen, vielmehr scheint er sie stets erst umzurennen, und dann, ohne die Tatzen zu gebrauchen, ihnen gleich die Zähne in die Kehle zu graben. Selten oder nie thut ein Bär Kindern, welche die Heerden hüten, Etwas zu Leide, er müßte denn von diesen selbst angegriffen werden. Ein schwedischer Freund erzählte Hrn. Lloyd, ein Stier, der von einem ebennicht großen Bären im Wald angegriffen wurde, habe diesem die Hörner in den Leib gebohrt und ihn so an einen Baum geheftet. In dieser Stellung fand man beide todt, den Stier vor Hunger, und den Bären in Folge seiner Wunden. Um über einen tüchtigen Bären Meister zu werden, haben wohl ein Dutzend Wölfe Vollauf zu thun. Daniel Janson, einer von Lloyds Führern, berichtete diesem, wie einstmals auf einer Jagd, wo er mit seinen Gefährten weit hinter einem Bären und einem denselben verfolgenden Hund zurück war, fünf Wölfe — wie sie an deren Fährte im Schnee erkannten — den Hund anfielen und auffraßen. Nachher machten sie sich an den Bären, aber nach einem heißen Kampf (wie sich aus dem zertretenen Schnee und der Menge von Haar des Bären sowohl als der Wölfe, das an dem Ort lag, ergab) blieb der Bär Sieger und wurde bald darauf von den Jägern erschossen, wo jedoch sein Fell von den Wölfen dermaßen zugerichtet war, daß es nicht gebraucht werden konnte. Jan Finne führte zwei Fälle an, nach welchen ein Bär das eine Mal von sieben, das andre Mal von eilf Wölfen getödtet wurde. Ist der hintere Theil des Bären geschützt, wie wenn er z. B. in seiner Höhle steht, so möchten nach Lloyd wohl zwanzig Wölfe nöthig seyn, mit ihm fertig zu werden. Häufig greift der Bär Pferde an, indem er das arme Thier mit einer seiner ungeheuern Tatzen packt und sich mit der andern an einem Baum anklammert. Ist der Baum nicht stark genug, so zerrt er, indem er von dem Pferd fortgeschleppt wird, denselben bisweilen mit den Wurzeln aus. Steht dieser aber fest, so reißt der Bär durch die ungeheure Kraft seines Arms das Pferd in Stücke. Nie gebraucht er die Zähne, bis er sein Opfer, auf welches er mit den furchtbaren Tatzen, wie mit einem Schmiedehammer los drischt, zu Boden geworfen hat. Oft finden sich unter den von den Jägern erlegten Bären solche, die auf ihrem Gesicht sichtbare Spuren von Pferdetritten zeigen.

Gegenwärtig trifft man die Bären nur noch in den nördlichen Provinzen Skandinaviens an. Zwischen den Flüssen Dal und Klar in Dalekarlien enthält die dicht bewaldete Gegend mehr wilde Thiere, als vielleicht irgend ein andrer Theil von Schweden. In Folge der großen Verheerungen, welche die Bären hier unter Pferden und Rindvieh angerichtet, hatte der Gouvernent der Provinz auf den 11 Juni 1827 einen S k a l l (Treibjagen) angeordnet. Fünfzehnhundert Mann waren bestimmt daran Antheil zu nehmen, und die Ausdehnung der Jagd auf etwa sechzig englische Meilen im Umfang berechnet. Der S k a l l = p l a t s (Jagdplatz) war bei dem See Wan, etwa zwanzig englische Meilen von dem Ort Malung, eine Ebene in Form eines Halbkreises, die im Durchmesser 2 bis 300 Schritte halten mochte, von einem durch den Wald gehauenen Fußpfad begrenzt. Dieser Fußpfad galt als S c h u ß l i n i e. Noch Etwas über denselben hinaus war das Unterholz, wo es dicht stand, weggeschafft, so daß das Auge des Schützen sich durch Nichts gehemmt fand. Gegen diese Linie hin trieben die Leute das Wild von allen Seiten zusammen und innerhalb derselben mußte also der Skall endigen, da der jenseitige Theil der Ebene durch den See und durch Flüsse gesperrt war, durch welche die wilden Thiere nur im höchsten Nothfall setzen. Bis zu der Linie dagegen lagen von den Punkten an, von welchen das Treiben ausging, weder Flüsse noch Seen; die Nächte waren kurz und man machte sich somit auf eine reiche Beute gefaßt. Es scheint jedoch der Skall, obwohl aus mehrfachen Abtheilungen bestehend, deren jede ihren besondern Anführer hatte, sey im Ganzen schlecht geleitet worden. Nach schwedischen Gesetzen hat jedes Haus, worin Vieh gehalten wird, die Verpflichtung, einen Mann auf den Skall zu schicken; gewöhnlich wird ein solches Treibjagen in den Dörfern Sonntags zuvor am Schluß der Predigt von der Kanzel verkündigt, und die Anzahl der dazu erforderlichen Leute, die Bezirke, aus welchen dieselben sich einzufinden haben, und Tag, Stunde und Ort der Zusammenkunft, angegeben. Weiber und Kinder sollen beim Skall nicht erscheinen; dieß Gesetz wird jedoch oft übertreten und da das Wild gewöhnlich bloß durch das Geschrei der Treiber gejagt wird, die Skandinavierinnen aber, wie Lloyd bemerkt, einen so guten Gebrauch von ihrer Zunge zu machen wissen, als die englischen Austernweiber, so mögen sie immer bei einem Skall so gut zu gebrauchen seyn, als die Männer. Ja kommt es zu einem wirklichen Kampf so halten die Weiber nicht selten tapfer Stand und sollen zuweilen selbst gegen Bären höchst muthvoll fechten. Hunde werden nie zugelassen, weil sie die Bären dermaßen reizen wür-

würden, daß diese wahrscheinlich jedes Hinderniß durchbrächen, und sich nicht weiter vorwärts treiben ließen.

Lassen wir nun in einem folgenden Blatt Hrn. Lloyd selbst das Wort, um die große Jagd des Nähern zu beschreiben.

(Schluß folgt.)

Graf Boigne.

Am 21 Juni d. J. starb in Chambery der General Graf Boigne, ein Mann, dem wegen der ruhmvollen militärischen Laufbahn, die er in Indien durchlief, und des edeln Gebrauchs, den er von seinen großen Reichthümern machte, in diesen Blättern eine Stelle gebührt.

Hr. Boigne kam zur Welt in Chambery am 8 März 1751. Siebzehn Jahre alt verließ er sein Vaterland und trat in französische Kriegsdienste, worin er fünf Jahre blieb; hierauf begab er sich nach Paros, und nahm in einem griechischen Regiment, in russischem Sold, Dienst. Als er bei der Belagerung von Tenedos in Gefangenschaft gerathen war und nach dem Frieden seine Freiheit wieder erlangt hatte, verließ er den russischen Dienst, in welchem er nicht vorzurücken hoffen durfte, und beschloß sein Glück in Indien zu versuchen. Im Aufang des J. 1778 landete er in Madras, ließ sich sofort für die englische Kompagnie in einem Bataillon Sipois anwerben, und machte den Feldzug gegen Heider Ali mit. Nach vier Jahren verließ er auch diesen Dienst, nachdem er gefunden, daß für ihn als Ausländer nicht Viel zu machen sey, und bot seinen Dienst dem Radscha von Dscheipur an, der sie annahm. Im J. 1784 ging er zu dem berühmten Mahrattenfürsten Mahadagy Sindia, dem er zwei europäisch-disciplinirte Bataillone zuführte. Im folgenden Jahr setzte dieser Fürst, um den Umtrieben der Parteien ein Ende zu machen, welche an dem Hof von Delhi die Gewalt einander abwechselnd aus den Händen rissen, über die Dschumna. Da aber ein Theil der Mongolen sich mit den Radschputs vereinigte, so griffen sie den Sindia an, und trieben ihn in seine Grenzen zurück; diesen Rückzug deckte allein General Boigne mit seinen Bataillonen. Der Mahrattenfürst ergriff indeß im J. 1788 wieder die Offensive, und nach einem ersten Gefecht, in dem er eine Schlappe erhielt, erfocht er am 18 Juni vor Agra einen entscheidenden Sieg; in diesen beiden Treffen glänzte die Tapferkeit des savoyischen Generals, die der Fürst mit edler Freigebigkeit belohnte. Hr. v. Boigne nahm seinen Abschied, und beschäftigte sich in Lucknow mit dem Handel, als ihn im J. 1790 Sindia zurückrief und ihn beauftragte, eine Brigade von 12,000 Mann zu bilden. An der Spitze dieser Schaar, die auf ihren Fahnen das weiße Kreuz von Savoyen trug, rückte der General dem vereinigten Heer der Mongolen und Radschputs entgegen, welches, 60,000 Mann stark, unter dem Kommando des berühmten Ismaïl Beg bei Patan stand, und schlug dasselbe am 22 Juni auf's Haupt. Er verfolgte die Radschputs, erreichte sie bei Mirtah und vernichtete ihre Armee. Diese Siege setzten Sindia in den vollen Besitz seiner Macht zurück, und verschafften Hrn. v. Boigne das unbegrenzte Vertrauen des Fürsten, der ihn mit Ehren überhäufte, und ihm einen beträchtlichen Theil der von den Radschputs zu zahlenden Kontributionen zuwies. Kurz darauf wurde er zum Gouverneur von zwei und fünfzig Distrikten ernannt, und ihm deren gesammte Einkünfte, im Betrag von zwei und zwanzig Lack Rupien, für den Unterhalt seiner Truppen zur Verfügung gestellt, mit dem Befehl, zwei neue Brigaden, je zu 10,000 Mann, auszuheben. Hier bezog Hr. v. Boigne, außer seinem Gehalt als General, der sich auf monatlich 15,000 Franken belief, und der Summe, welche ihm seine Inhaberschaft eines Korps auserlesener Reiterei abwarf, zwei Procent von den Einkünften jener zwei und fünfzig Distrikte, die er verwaltete. Man begreift, wie der General sich das ungeheure Vermögen erwerben konnte, welches er besaß. Im J. 1792 hatte Sindia einen Nebenbuhler an Hollkar, einem andern Mahrattenfürsten, zu bekämpfen. General Boigne zog wider ihn in's Feld, und besiegte ihn. Um die nämliche Zeit zog er auch gegen den Radscha von Dscheipur, der sich unterwarf und mit 20,000,000 Fr. den Frieden erkaufte. Die jetzt errungene Ruhe machte es dem General möglich, die Organisation seiner Truppen zu vollenden, und die Waffenfabriken und Kanonengießereien zu Horel und Palwel zu gründen. Als im J. 1795 der Krieg mit Nisam-Ali, Radscha von Heiderabad, ausbrach, verstärkte der General mit einer seiner Brigaden das mahrattische Heer, und entschied den großen Sieg bei Kurdla. Am Ende dieses Jahrs nöthigten Gesundheitsrücksichten Hrn. von Boigne, Indien zu verlassen; und nicht ohne Schwierigkeit bewilligte ihm Dolat-Rao-Sindia, Neffe und seit dem 12 Februar 1794 Nachfolger des vorigen Fürsten, den verlangten Abschied. Hr. v. Boigne hatte sein Vermögen nach England geschickt; hieher richtete er nun zunächst seine Reise, wo er im Januar 1797 ankam. Im folgenden Jahr gedachte er bereits den Schauplatz seines Ruhms noch einmal zu sehen, und Dolat-Rao-Sindia, der von seinem Vorhaben vernahm, schrieb ihm im J. 1799 eine dringende Einladung. Allein durch Napoleons Regierung war inzwischen in dem Vaterland des Generals die Ruhe hergestellt worden; und so beschloß er, hier sich für immer niederzulassen. Die Wohlthaten, die er in Chambery, das er zu seinem Aufenthaltsorte wählte, mit vollen Händen ausstreute, werden ihn dort stets unvergeßlich machen. Eine Summe von beiläufig 5,500,000 Fr. widmete er ganz den Zwecken seiner großmüthigen Menschenliebe. Vergrößerung des Krankenhauses in Chambery; Gründung und Ausstattung des schönen St. Benediktspitals für alte Personen beiderlei Geschlechts; Gründung und Ausstattung eines Irrenhauses; Stiftungen von Betten für Kranke, die in den andern Spitälern keine Aufnahme finden, so wie für arme Reisende jeder Nation und jedes Glaubens; Stiftung der Zinsen eines Kapitals, um armen Gefangenen wöchentlich ein weißes Hemd zu liefern, und sie mit Brod und Geld zu unterstützen; Anweisung eines Kapitals zur Erweiterung des k. Kollegiums in Chambery und einer jährlichen Rente für die k. Akademie der Wissenschaften in Savoyen; Anlegung einer großen neuen Straße mit Bogengängen durch die Stadt; Erbauung einer Kirche für die Kapuziner, so wie einer Façade des Stadthauses; Ausbesserung des Theaters; Dotationen an die Gesellschaft der Schützen und an die der Pompiers — dieß Alles ist sein Werk. Das den Charakter des Generals schändende Gerücht, welches die französischen Zeitungen vor einiger Zeit verbreiteten, daß Tippo Saib von ihm ausgeliefert worden sey, erscheint in seiner ganzen Nichtigkeit, wenn man sich erinnert, daß dieser Monarch erst im J. 1799, also drei Jahre nach des Generals Rückkehr nach Europa, in seiner Hauptstadt unterlag.

Urtheil über Walter Scott.

Bei der Besprechung, welche zwischen den Festordnern eines zu Ehren Joseph Humes in Glasgow zu haltenden Mahles Statt fand, behauptete ein Hr. Douglas: der sonst übliche Toast auf Sir Walter Scott und die schottische Literatur dürfe durchaus nicht ausgebracht werden: Als Politiker sey Scott der Ausbund eines leeren Fuchsschwänzers (the very zero of sycophants) und als Historiker verfälsche er die Geschichte systematisch, bemäntle die Tyrannei, verschreie die Freiheit und suche ihre Märtyrer lächerlich zu machen. Sein Name könne keineswegs als der geeignete Repräsentant der schottischen Literatur angesehen werden, da im Gegensatz mit Augustus, welcher ein „Rom von Ziegeln vorgefunden und eins von Marmor der Nachwelt übergeben habe", eine klassische Literatur von ihm in Schottland vorgefunden worden sey, und durch seine Prosa der Nachwelt eine gemeine (vulgar) bleibe. Wirklich wurde der Toast ausgemerzt, weßhalb Hr. Finlay, der Chairman, und mehrere Festordner ihre Stelle niederlegten.

Bemerkungen über das Königreich Polen. *)

1) Kultus.

Die katholische Bevölkerung des Königreichs, welche im J. 1828 an Zahl 3,471,282 betrug, theilte sich zu dieser Zeit in 1917 Kirchspiele mit 309 Filialkirchen, die zusammen von 2569 Priestern versehen wurden, ungerechnet die höhere Geistlichkeit. In 15 Seminarien befanden sich 570 Zöglinge; 1785 Mönche waren in 136, und 351 Nonnen in 29 Klöster vertheilt. Die jährlichen Einkünfte des katholischen Kultus beliefen sich auf 1,600,000 Gulden vom Staatsschatz geliefert, und 890,278 Gulden aus den ehemals den religiösen Kongregationen eigenthümlich angehörenden Domänen. Wiederhergestellt hatte man 325 Kirchen, neu gebaut 12, in der Reparatur befanden sich 101. Die vor 250 Jahren in Rom errichtete Kirche des heiligen Stanislaus war durch die Freigebigkeit des Kaisers Alexander von der Dürftigkeit, worein sie, in Folge politischer Begebenheiten, sank, wieder erhoben worden.

*) Nach dem Rechenschaftsbericht des Ministers, Grafen Mostowsky im Jahr 1830.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 281. 8 Oktober 1830.

Christenthum und Civilisation auf den Gesellschaftsinseln.

8. Neue Verfassung und Gesetzgebung.

Die alte politische Verfassung war in allen ihren Verzweigungen mit der heidnischen Hierarchie aufs Innigste verflochten. Die Götter und der König theilten sich in die Herrschaft, und der Letztere vereinigte nicht selten als Hoherpriester in seiner Person die höchste weltliche und geistliche Gewalt. Die regierende Familie führte meist ihre Geschlechtsfolge bis in die ersten Zeitalter ihrer traditionellen Geschichte hinauf und auf einigen Inseln sollten die Könige unmittelbar von den Göttern abstammen: So in Taheiti, wo Oro der „Königvater" genannt, und wo der König, und Was ihm angehörte, mit allem Schwulst orientalischer Hofsprache verehrt wurde. Sein Haus hieß Aorai, oder Wolken des Himmels; Anuanua, Regenbogen, sein Fahrzeug; seine Stimme Donner; um anzuzeigen, es brenne Kerzenlicht in seiner Wohnung, sagte das Volk, der Blitz leuchte in den Wolken des Himmels; machte er eine Reise, so flog er; erschien er öffentlich, so entblößte Jedermann Brust und Schultern, wie man that, wenn man vor einem Altar oder Tempel vorüberging; Wer diese Huldigungen versäumte, stand in Gefahr, auf der Stelle getödtet oder für ein Opferfest bezeichnet zu werden. Des Königs Ländereien galten für heilig, und er durfte nirgends als in seinen eigenen Häusern herbergen oder Tafel halten; kurz er herrschte ziemlich unumschränkt, wenn nicht, was freilich häufig geschah, Empörung ihm Schranken setzte.

Unter den verschiedenen Veränderungen, welche alle diese Verhältnisse und Begriffe erlitten, müssen wir zuvörderst eine bemerken, welche von Seiten der Missionäre hätte verhindert werden können und sollen, daß nämlich viele Leute sich nicht mehr zu gesetzlichem Gehorsam verbunden glaubten und dem König, dessen Krongüter zu seinem Haushalt nicht hinreichten, die üblichen Gebühren und Lieferungen zu entrichten sich weigerten; die letzten Tage König Pomare's, der zu Ende des J. 1821 starb, wurden dadurch getrübt. Er war lange mit dem Aussatz — einem auf diesen Inseln nicht ungewöhnlichen Uebel — behaftet gewesen; die unmittelbare Ursache seines Todes war jedoch die Wassersucht. Wie es scheint, nahmen es die Missionäre Pomare etwas übel, daß er sich in ihre geistlichen Angelegenheiten zuviel mischte und gingen ihm deßwegen bei Herstellung der gesellschaftlichen Ordnung, die begreiflicher Weise durch eine so mächtige Revolution tief erschüttert werden mußte, vielleicht nicht so ganz bereitwillig an die Hand, als er sonst von ihnen zu erwarten berechtigt gewesen wäre. Das Volk hatte Anfangs gewünscht, seinen Häuptlingen möchte in der Kirche eine gewisse Auszeichnung zugestanden werden, und gewiß trieben die Missionäre ihre Begriffe von christlicher Gleichheit über die Grenzen der Klugheit hinaus, als sie sich dessen weigerten. Möglich aber auch ist, daß die Missionäre, welche wußten, wie eifersüchtig Pomare auf Behauptung seiner Interessen und seiner Autorität war, Bedenken trugen, aus ihrem geistlichen Kreise zu treten, um vielleicht nur einen Despotismus gründen zu helfen; wiewohl ihr mannigfacher Einfluß auf den König sich dessenungeachtet nirgend verkennen läßt.

Mit klarem Bewußtseyn seiner Aufgabe verfolgte König Pomare seinen Weg; er führte ein regelmäßiges Tagebuch und „unterhielt eine ausgebreitete Korrespondenz;" jeden Bibeltext, den er hörte, zeichnete er sich auf; er unterstützte die Missionäre bei Uebersetzung der heiligen Schriften, und schrieb manches Kapitel ab; endlich bereitete er das erste Gesetzbuch für sein kleines Reich vor, verfertigte sich eigenhändig davon eine zierliche Abschrift und machte es mit eigenem Mund bekannt. Dieses Gesetzbuch, welches mit einigen leichten Modifikationen auf Huahine und Sir Charles Sanders Eiland angenommen wurde, erschien in der Folge im Druck unter dem Titel: „Buch der Gesetze für Huahine und die Regierung der Unterfürsten von Teriiteria, Hautia und Mahine." Da in der taheitischen Sprache das Wort „Gesetz" fehlte, so nahm man als dem Geist dieser Sprache am Besten entsprechend das hebräische Wort.

Dieses merkwürdige literarische Produkt kündigt sich im Namen der Königin und der zwei obersten Häuptlinge mit den Worten an: „durch die Huld Gottes haben wir unsere Herrschaft. Friede mit Euch und Huahine!" Es beginnt mit Strafstatuten: Kindesmord, Abtreibung und Todschlag werden mit lebenslänglicher Verbannung nach einer unbewohnten Insel geahndet; Diebstahl mit vierfachem Schadenersatz, wovon die eine Hälfte des Betrags dem Kläger, die andere dem König zu gut kommt; hat der Dieb kein Eigenthum, so muß er die Strafe abverdienen; auf Widersetzlichkeit gegen die Behörden steht gleichfalls, was das Gesetzbuch das „Wandern auf der Straße auf un-

bestimmte Zeit," nennt, d. h. Verbannung. Der Richter darf sich nicht von den Verwandten bezahlt machen. Nun kommt der Gesetzgeber auf die Schweine, die in einer Art von Gruben gleich den alten Bärenzwingern eingesperrt werden sollen, auf Diebshehler, verlorenes Eigenthum, Kauf und Verkauf. Der siebte Artikel betrifft die Entweihung des Sonntags: „Wer am Sabbath arbeitet, begeht ein groß Verbrechen vor Gott. Geschäfte, die nicht aufgeschoben werden können, wenn z. B. eine kranke Person warmer oder frischer Speise bedarf, ist erlaubt zu thun; aber nicht solche, als Häuser aufrichten, Kanoe's verfertigen, Feld anpflanzen, Fisch fangen, d. h. als Alles, was sich aufschieben läßt. Niemand soll am Sabbath einen weiten Gang thun; möchten Einige einen Prediger hören, so sollen sie am Tag der Speise (d. h. den Tag zuvor) hingehen. Will sich Dieß nicht schicken, so mögen sie wohl auch am Sabbath wandern; nur sollen sie sich nicht in zu weite Entfernung und in verschiedene Dörfer begeben. Wer diese Verbote zu beobachten sich sträubt, soll zuerst von der Obrigkeit gewarnt werden, daß er nicht also thue; so er aber nicht Acht hat, so soll er müssen machen ein Stück Straße fünfzig Faden lang und zwei Faden breit, und so er sich abermal betreten läßt, daß er am Sabbath arbeitet, so soll seine Strafe ein Feldwegs (furlong) seyn." Die Strafe für Aufruhr, Verrath oder Empörung ist das erste Mal bloß Verweisung des Missethäters nach seinem Bezirk oder seiner Insel; im Wiederholungsfall ein Feldwegs Straße, und das dritte Mal Verbannung auf eine wüste Insel nach Willkür des Königs. Das Ehegesetz erlaubt kluger Weise Denen, die bei ihrem Uebertritt zum Christenthum mehrere Weiber hatten, dieselben zu behalten; so Einer aber als Christ bloß Ein Weib die Seinige nannte, und es fiel ihm ein, noch eine zu nehmen, so sollen sie getrennt werden, und er ein vierzig Faden langes und zwei Faden breites Stück Straße bahnen, sie aber für den König und den Statthalter in ihrem Bezirk eine Anzahl Matten flechten. Das Gesetz über Ehebruch verordnet, daß der Beleidiger eine Geldbuße an den Beleidigten entrichte, und untersagt diesem, solange der Andere sich am Leben befindet, die Person, mit der er sich verging, zu heirathen. Verläßt ein Mann seine Frau, so wird er zu Zwangsarbeit verurtheilt, bis er zu ihr zurückkehrt; so auch das Weib, wenn sie der schuldige Theil ist. Kommen sie mit einander überein sich zu trennen, und beharren, nachdem sie ermahnt worden, hartnäckig auf diesem Entschluß, so dürfen sie nicht von Neuem heirathen, sondern werden zur Arbeit angehalten, bis sie einwilligen, sich wieder zu vereinigen. Auf dieselbe Weise wird ein Mann genöthigt, für seines Weibs Unterhalt zu sorgen. Der falsche Ankläger verwirkt dieselbe Strafe, die er dem Beklagten zugezogen hätte. Lebenslängliche Verbannung oder siebenjährige harte Arbeit ist auf unnatürliche Sünden gesetzt; harte Arbeit auch auf Verführung, Nothzucht und Hurerei. Ein Trunkenbold, welcher lärmt, oder Händel sucht, wird in Gewahrsam gebracht, bis er seinen Rausch ausgeschlafen und dann mit einem Verweis entlassen; das zweite Mal geht es schon bei Männern an den Straßenbau, bei Weibspersonen an's Mattenflechten oder Tuchmachen. Es ist auch ein Jagdgesetz vorhanden, welches mit der Erklärung anhebt, daß es keine herrenlose Schweine gebe. „Die wilden Schweine in den Bergen oder Schluchten gehören den Bewohnern des Thals." Wer darauf Jagd macht, wird als Dieb bestraft. Verheimlichung eines Komplotts, das zum Gegenstand hat, den König zu ermorden oder einen Raub zu verüben, wird wie das Verbrechen selbst angesehen.

(Schluß folgt.)

Die spanische Restauration und der Absolutismus.

(Schluß.)

Bevor wir folgenden Tages abreisten, wurden in der Stadt noch allenthalben durch Eilboten überlieferte Proklamationen angeschlagen, worin man Denjenigen, welche gewisse proscribirte Kortesmitglieder, deren Personalbeschreibung ziemlich umständlich beigefügt war, einbrächten, große Belohnungen verhieß. Unter diesen Deputirten befand sich auch Don Tomas, der jedoch als „Monsieur François le Brune" durch Ablegung seiner Brille und Abschneidung seines Haars sein Aussehen dergestalt geändert hatte, daß sich selbst ein Bekannter nur schwer von der Identität seiner Person überzeugen konnte. Eben als wir uns zum Weiterfahren anschickten, langten zwei Engländer, die HH. Spurrier von Poole, in Dorsetshire, an. Der Eine erkannte mich und meinen Gefährten, den Kaufmann sogleich, und die Höflichkeit verlangte, daß wir uns noch einige Minuten aufhielten. Sein Aug von dem zitternden Don Tomas abwendend, warf jener mir einen vielsagenden Blick zu, worauf ich schnell erwiederte: „ein armer Franzose, der sich unter meinen Schutz gestellt hat! Erwähnen Sie sein Vaterland und seinen Stand mit keinem Wort, sein Leben steht darauf." Das wurde begriffen, und als wir zehn Tage nachher in Bordeaux wieder zusammentrafen, konnten wir das Lange und Breite von unserer Flucht mit einander plaudern.

Nichts Beunruhigendes kam uns auf dieser Weiterreise vor, bis nach Burgos, dem letzten Ort, wo eine strenge Untersuchung zu bestehen war. Während wir dort schon nach Einbruch der Nacht unser spätes Mittagmahl hielten, ließ sich der Platzmajor bei mir melden, um mich nebst meinem Gefolg zum Gouverneur zu geleiten, wo Inspektion von unsern Personen zu nehmen sey. Wir saßen zusammen an demselben Tisch; das dritte Teller mit dem noch nicht ganz aufgezehrten Fleisch würde eine Vertraulichkeit angedeutet haben, die sich mit den angeblichen Verhältnissen der Gäste zu einander nicht wohl vertragen hätte; im Nu war daher Don Tomas als Diener hinter dem Stuhl meines Freundes, und während ich hinausstürzte, unsern unwillkommenen Besuch zu bekomplimentiren, hatte mein schlauer Irländer jede Spur eines dritten Gedecks abgeräumt, und zog den nunmehr leeren dritten Stuhl mit großem Geräusch vorwärts, um ihn dem Platzmajor anzubieten. Wir föderten diesen mit ein Paar Gläsern Rum-Punsch, und verloren in Bewunderung meines Flaschenkellers, meines Ponche de Rom und meiner herrlichen Cigarren, vergaß er halb seiner Amtspflicht. Bei seinem Eintritt hatten wir die Bedienten, wie Respekts halber, hinausgehen heißen. Nach einem halbstündigen Gespräch mahnte er uns an den Zweck seines Besuchs mit den Worten: „Se. Excellenz, der Gouverneur erwartet Sie

mit Ihrem Gefolge, um Ihre Personen mit den Beschreibungen, die uns von Madrid gesandt worden, zusammenzuhalten." Der kleine Hibernier und Don Tomas hatten an der Thür gehorcht, und man kann sich vorstellen, welch ein furchtbarer Augenblick dieß für letztern gewesen seyn mag. Ich rief unverweilt nach den Bedienten, aber erst nach einigen Minuten stürzte mein schnell besonnener Junge ohne Jacke und Weste, baarfüßig und mit einer Nachtmütze auf dem Kopf herein, und sagte: Musje le Brown ist nicht aufzuwecken, gnädiger Herr." Ich nahm das gute Herz des Platzmajors für die beiden armen Bedienten in Anspruch, und äußerte, indem ich meinen Degen umschnallte und mich mit meinem Gefährten zum Gehen anschickte, zuversichtlich, er würde wohl bei Sr. Excellenz das Nichterscheinen der zwei ermüdeten Leute, die er ja beide selbst gesehen habe, entschuldigen.

Als wir auf den Marktplatz kamen, fand ich die Gewehre eines Regiments in Pyramiden an einander gelehnt, und die Soldaten daneben auf und ab gehend, um auf den ersten Trommelschlag unter den Waffen zu stehen. Der Gouverneur, ein alter, weißhaariger, pomphafter Mariscal del Campo hörte den Bericht, den ich ihm von unsrer Reise und deren Zwecken machte, ohne allen Argwohn an, und ließ sich meine Entschuldigung wegen des Ausbleibens der beiden Bedienten gefallen, indem er bemerkte, allein gegen einen englischen Offizier weiche er von dem strengen Buchstaben seiner Instruktionen ab, die ihm geböten, jeden Reisenden selbst zu sehen. Ich zog meine Cigarrenbüchse heraus, und bat ihn, sie nebst deren Inhalt als einen Beweis meiner Ehrfurcht vor seinem Land und dessen angebetetem König, so wie meines Abscheus vor den verrätherischen Konstitutionellen anzunehmen. „Ah, Cavalero Inglis!" erwiederte der Dankbare, „die Engländer sind wahrftig ganze Leute!"

Der Rest unsrer Reise ging glücklich vorüber; wir hielten es jetzt nicht länger für nöthig, Herren und Diener gegen einander zu spielen, da ja der Mayoral und sein Gehülfe wußten, daß der Fremde nicht ihres Standes sey. Gern ließen sie ihn im Innern des Wagens Platz nehmen, wo er nun vom Morgen bis Abend Cigarren rauchte.

Am Ufer der Bidassoa angekommen sprang er aus der Kutsche und nachdem er die düstern Gipfel der umwölkten Pyrenäen mit einem langen, schmerzlichen Blick betrachtet hatte, warf er sich auf den Boden seines Geburtslandes nieder, und küßte ihn zu wiederholten Malen; dann griff er eine Handvoll Erde auf, legte sie an sein Herz und rief unter einem Strom von Thränen:

Adios! patria infeliz!

Huskisson.

William Huskisson war der Sohn eines Apothekers in London. Sein Oheim, Dr. Gerard, befand sich als Arzt bei der englischen Gesandtschaft in Frankreich. Dieser Umstand bestimmte seinen Vater, ihn nach Paris zu schicken, damit er unter der Leitung dieses Verwandten die Arzneikunde studirte. Allein der junge Mann fand Gelegenheit, bei dem Gesandten eingeführt zu werden, verließ seine Studien und widmete sich dem diplomatischen Fach. Dieß geschah während der ersten Jahre der französischen Revolution. Die Ereignisse, die unter seinen Augen vorgingen, verfehlten ihren Eindruck auf ein Gemüth von zwanzig Jahren nicht, und man erzählt, Huskisson habe sich in den Volksgesellschaften durch manche Motion bemerklich gemacht, die er mit Wärme und Talent vertheidigte. Er versicherte zwar in der Folge, bloß deßwegen sich in den Klubs herumgetrieben zu haben, um sich im französischen Vortrag zu üben; offenbar aber ist Dieß die unschuldige Lüge des ernsten Staatsmannes, der sich nicht gerne mehr an eine Jugendthorheit erinnert. Im Jahre 1793 kehrte Huskisson mit Lord LewisonGower nach England zurück, wo er durch Verwendung seines Oheims eine untergeordnete Stelle beim Schatzamte erhielt. Drei bis vier Jahre verflossen, als der rüstige und gewandte Arbeiter mit der wunderbaren Leichtigkeit seiner Fassungskraft und der Vielseitigkeit seines Wissens und Forschens die Augen Pitt's auf sich zog, der ihm sofort — als ersten Beweis seiner Achtung — den dringenden Befehl zusandte, sich als ministerieller Kandidat in dem Flecken Morpeth für die Wahl von 1796 einzustellen. So kam Huskisson in das Parlament. Von da bis zum Jahre 1802 erfreute er sich des besondern Vertrauens Pitt's. Dieser unumschränkte Minister, den man für so kalt und stolz hielt, wenn man diese vom innern Kampfe der Leidenschaften, und den Sorgen endloser Berufsmühen umdüsterte Stirne auf der Tribune sah, soll in seinem Privatleben sehr liebenswürdig gewesen seyn. Pitt war Huskisson's Freund, wie er der Freund von Dundas gewesen; aber er fand in Huskisson's Geist einen geeignetern Boden, um darin seine großen Ideen über Schifffahrt, Kolonialwesen, Ackerbau- und Handelsgesetzgebung niederzulegen, Ideen, die ihm so theuer waren, deren Verwirklichung aber sein unbeugsamer Entschluß, Alles der Erniedrigung Bonaparte's und der französischen Revolution zu opfern, auf eine unbestimmte Zukunft hinaus vertagt hatte. Huskisson kann man gewissermaßen als Denjenigen betrachten, in welchem Pitt sich selbst überleben wollte. Wie weit dieser Wunsch in Erfüllung ging, läßt sich noch nicht sagen; jedoch galt Huskisson in der öffentlichen Meinung seiner Landsleute für den Erben der staatswissenschaftlichen Ansichten des großen Ministers, was schon Etwas heißen will. Als im Jahre 1802 Pitt das Ministerium verließ, und durch Addington ersetzt wurde, scheint es, war Huskisson der einzige Mann, dem Jener seine geheimen Absichten auf die Rückkehr zur Gewalt vertraute. Einige Geschichtschreiber täuschen sich über das damalige Benehmen Pitt's, wenn sie ihm zum Verdienste anrechneten, daß er sich jeder Opposition gegen seinen Nachfolger begeben habe. Allein während der Meister sich mit kluger Zurückhaltung im Hintergrunde hielt, griff der Jünger alle Maßregeln Addingtons unbarmherzig an. Von dieser Epoche datirt sich vornämlich Huskisson's parlamentarischer Ruf. Er bot alle seine Kräfte in dieser Opposition auf, deren Bürde ihn das Stillschweigen Pitt's allein tragen ließ. Bei dem Bruch des Friedens von Amiens trat Pitt wieder an's Ruder, das er nur aus den Händen gelegt hatte, um nicht einen Traktat zu unterzeichnen, den er als die Schande Großbritanniens ansah. Addington hatte das Parlament aufgelöst und Huskisson war in seinen Bemühungen, sich wieder wählen zu lassen, gescheitert. Jetzt, unter Pitt's Auspizien, erlangte er wieder einen Platz in der Kammer, aber nicht lange, so überraschte seinen erlauchten Beschützer der Tod, und er fand sich gegenüber einer den pitt'schen Grundsätzen entgegengesetzten Verwaltung. Damals entspann sich zwischen ihm und den Staatswirthschaftern von der schottischen Schule, deren System das fox'sche Ministerium huldigte, ein berühmter Streit, in welchem er die schottischen Theoretiker siegreich aus dem Feld schlug, so daß sie nachher nicht wieder zu Ehren kommen konnten, sondern die öffentliche Meinung ihre Ansichten, als insgemein mit der Erfahrung unverträglich, und richtigen Begriffen von Nationalreichthum widersprechend, verwarf. Nichts desto weniger blieb ihm trotz seinem Ansehen im Parlament bis zur Sitzung 1822 das Kabinet verschlossen. Die Aristokratie des großen Grundeigenthums stieß einen Mann zurück, der sich's zum Ruhme rechnete, der Sachwalter der Handelsinteressen zu seyn, und der in einer Zeit, wo Windham ungestraft ausrufen mochte: „Eher gehe der Handel zu Grunde, als die britische Ehre," kein Bedenken trug, zu erklären, daß es keine große politische Macht geben könne ohne eine noch größere Handelsmacht; daß der Staat nur von den Einkünften des Handels lebe; daß man auf lästige Vorabgaben verzichten müsse, um nicht im Keim die Frucht zu zerstören, die eine reiche Ernte verspreche. Diese für die mittleren Klassen in England schmeichelhaften Ideen waren der Regierung Georgs IV noch ziemlich fremd, als Huskisson im Jahre 1822 die Präsidentschaft des Handelsbureau's übernahm, und dadurch Mitglied des Kabinets wurde. Im folgenden Jahre brachte Huskisson eine Bill zu Abschaffung des Systems der verschiede-

nen Zölle (discriminating duties) vor das Haus — eine Bill, die den Engländern bei der Ueberlegenheit ihrer Schifffahrt in den bereits mit vielen Nationen abgeschlossenen Reciprocitätsverträgen große Vortheile sichert. Im Jahre 1825 stürzte er das Exceptionsrecht in den Kolonien; daß gegenwärtig dieselben Handels- und Schifffahrtsgesetze dort wie in dem Mutterlande bestehen, ist sein Verdienst. In dem nämlichen Jahre setzte er eine Revision des ganzen Zollwesens durch, welches, auf das Prohibitivsystem gebaut, dem jetzigen einfachen Protektionssystem unmöglich mehr genügte. Mit Ausnahme des Getraides wurden fortan alle fremden Erzeugnisse zur Konkurrenz zugelassen, unter der Bedingung, daß sie dieselben Abgaben wie die heimischen Fabrikate entrichteten. Nach einem Augenblicke der Erschütterung und des Staunens fand sich England in diesem neuen Gleise zurecht, und die Trefflichkeit der huskisson'schen Neuerung bewährt sich immer mehr und mehr. So standen z. B. früher die englischen Seidenwaaren weit unter den französischen; nunmehr wetteifern sie mit ihnen. Mit diesem aufgeklärten Sinne leitete Huskisson manche andere nicht minder wohlthätige Reformen ein, als ihm der Tod seines Freundes Canning und seine bald darauf eingetretene Entzweiung mit dem Herzog v. Wellington in seiner ehrenvollen Laufbahn unterbrach. Die Direktoren der ostindischen Kompagnie werden seinen Tod nicht bedauern; sie haben bei ihrem bevorstehenden Kampfe um Verlängerung ihres Freibriefes einen furchtbaren Gegner des Monopols weniger. Aber für die Welt ist ein solcher Mann ein unersetzlicher Verlust. Nicht leicht finden sich spekulative Ideen und praktische Erfahrung in diesem glücklichen Bunde, der Huskisson geschickt machte, der Reformator des Handels zu werden. Dem wellington'schen Ministerium hätte sein Wiedereintritt vielleicht noch eine Zeit lang das Daseyn gefristet, und sein Tod dürfte für dasselbe die Folge haben, daß es um so schneller aus einander fällt; jedes Ministerium aber wird die Lücke, die er läßt, noch lange empfinden. Er starb, ein und sechzig Jahre alt, mit frommer Ergebung in sein grausames Schicksal!

Die Barrikaden von Paris. *)

(Mitgetheilt von Dr. Hermes.)

1. Der sieben und zwanzigste Juli.

Ein Kaffeehaus in der Straße Montmartre. Eine geringe Anzahl von Gästen, jeder an seinem Tisch; die Mehrzahl Arbeiter einer Druckerei.

Ein Gast. Kellner, ein kleines Glas und den Constitutionnel!

Der Kellner. Mein Herr, der Constitutionnel ist nicht erschienen.

Der Gast. Ei, das ist doch sonderbar! Nun, kann geben Sie mir die Gazette des Tribunaux!

Der Kellner. Nicht erschienen.

Der Gast. Den National!

Der Kellner. Nicht erschienen.

Der Gast. Nicht erschienen! nicht erschienen! Und was für Journale, zum Teufel, haben Sie denn?

Der Kellner. Den Universel, die Quotidienne, die Gazette —

Der Gast. Pah! pah! Glauben Sie, daß ich mich damit amüsire, diese Albernheiten zu lesen.

Zweiter Gast (eintretend). Ah, da bist Du ja, Gustav! Nun, mein armer Freund, da wären wir also wieder auf dem Pflaster.

Erster Gast. Wie so, auf dem Pflaster?

Zweiter Gast. Wie, weißt Du denn die Neuigkeit noch nicht?

Erster Gast. Welche Neuigkeit?

Zweiter Geist. Welche Neuigkeit! Leider die schlimmste, Freund! Der Schurke von Polignac hat es doch wirklich dahin gebracht; die Charte ist aufgehoben!

(Mehrere der niedern Arbeiter stehen auf und nähern sich dem Tisch, an welchem die beiden Sprechenden sitzen.)

Erster Gast. Aufgehoben?

Zweiter Gast. Ja, mein Alter, aufgehoben! aufgehoben!

Erster Gast. Aber wie ist Dieß möglich? Auf welche Weise?

Zweiter Gast. Auf welche Weise? Wahrhaftig, das ist leicht zu begreifen. Karl X hat alle Journale unterdrückt, die ihm zuwider waren; er hat die Kammer gesprengt, die ihm zuwider war, und das Wahlgesetz, welches ihm zuwider war, und dann ist er auf die Jagd gegangen.

Einer der Arbeiter (der sich nicht länger halten kann). Beim Teufel! wenn er auf die Jagd gegangen ist, so wollen wir ihm ein Jagdlied dazu singen.

Der zweite Gast (zu dem Sprechenden gewendet). Mein guter Freund, das ist nicht so leicht. Eine Regierung, die einmal fünfzehn Jahre besteht, hat tiefere Wurzeln —

Der erste Gast. Tief oder nicht, wenn das Volk sich darein mischt.

Der zweite Gast. Mein Gott! wenn es sich darein mischt, so wird man es zusammen schießen, wie auf der Straße St. Denis; und das ist Alles.

(Alle Arbeiter murren.)

Der erste Arbeiter. Die Frage ist, ob wir uns zusammen schießen lassen wollen.

Der zweite Gast. Ihr werdet sehen! Ihr werdet sehen!

Der erste Arbeiter. Wir wollen sehen; aber Alles, was ich weiß, das ist, daß ich an einem solchen Tage nicht arbeite!

Zweiter Arbeiter. Ich auch nicht!

Dritter Arbeiter. Ich auch nicht!

Andere Arbeiter. Ich auch nicht! ich auch nicht! ich auch nicht!

Erster Gast (lachend). Ei, hier giebt es ja ein Echo.

Der erste Arbeiter. Ja, wenn man von Ehre und Vaterland in Frankreich spricht, immer. Der General Foy hat Das gesagt, und von dem war der kleine Finger mehr werth als das ganze Pack von Spitzbuben, die jetzt Minister sind, zusammen genommen.

Der zweite Arbeiter. Gut gesagt; und Keiner von uns legt mehr eine Hand an die Arbeit! — Still, da sehe ich ein Paar Ohren, die einem Mouchard gehören.

Ein Polizeiagent (tritt ein, zu dem Herrn des Kaffeehauses). Sie, mein Herr, sind der Herr dieses Kaffeehauses?

Der Kaffeewirth. Ja, mein Herr.

Der Polizeiagent. Welches sind die Journale, die Sie gewöhnlich erhalten?

Der Kaffeewirth. Der Constitutionnel, die Gazette des Tribunaux, der Globe, der National und die Petites Affiches.

Der Polizeiagent. Welches sind die, die Sie heute erhalten haben?

Der Kaffeewirth. Nicht ein einziges.

Der Polizeiagent. Gut. Hier haben Sie die Liste der Journale, die künftig allein erscheinen dürfen: Der Moniteur, der Universel, die Gazette de France, die Quotidienne, die Petites Affiches, der Messager des Chambres. — Behalten Sie diese Liste, und nehmen Sie kein anderes Journal an. Widrigenfalls haben Sie zu gewärtigen, daß, nach dem Inhalt der Ordonnanz des Hrn. von Mangin und auf den Befehl des Polizeicommissärs, der mich schickt, Ihr Kaffeehaus geschlossen wird.

Der Kaffeewirth. Aber, mein Herr, ein Kaffeewirth hat für sein Gewerb keinen Erlaubnißschein nothwendig; und die Polizei hat also, nach den Gesetzen, kein Recht, ihm das Haus zu schließen.

Der Polizeiagent. Das geht uns Nichts an. Machen Sie Das aus, wie Sie wollen, und unterzeichnen Sie die Deklaration.

(Der Kaffeewirth unterzeichnet, und der Polizeiagent entfernt sich.)

Erster Gast. Schöner Anfang!

Zweiter Gast. Ja, so wird es gehen!

Erster Arbeiter. Das wollen wir sehen! So etwas dürfen wir uns nicht gefallen lassen; den Burschen müssen wir in die Haare fallen!

Erster Gast. Da habt Ihr Recht. Da müssen wir auch dabei seyn, und wir werden sehen —

Dritter Gast (der eben eintritt). Teufel, Das wird heiß!

Alle Anwesenden (drängen sich um ihn). Nun, nun! Was giebt es? Was bringen Sie? Wo kommen Sie her?

Dritter Gast. Ruhe nur, Ruhe! Kann ich denn aller Welt auf einmal antworten? Was es giebt? Es giebt — den Teufel; man steckt überall die Köpfe zusammen und schneidet Gesichter, Gesichter! Man fängt an die Hände zu ballen; und, meiner Treu, die Schurken können sich in Acht nehmen.

(Schluß folgt.)

*) Les Barricades de 1830, publiées par P. E. Debraux. Paris, Roulland, 1830.) 8, und: Les Barricades de 1830. Epigraphe: Viennent les coups de fusil, et on verra de quel côté est la majorité. (Paris, Levasseur. 1830.) 8.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 282. 9 Oktober 1830.

Die Bärenjagd in Schweden und Norwegen.

(Schluß.)

Das Treibjagen begann am Montag Morgen, und näherte sich gegen Mittag des drauf folgenden Mittwochs dem Skall-Platz. Je mehr man zu demselben herankam, desto regelmäßiger und geschlossener wurde die Linie der Treiber. Bald kündigte mir ein starkes schnell gegen mich her laufendes Feuer zu meiner Linken, und das furchtbare Geschrei der Leute an, daß etwas Besonderes im Anzug seyn müsse, und wirklich stürzte nach wenigen Sekunden ein großer, majestätischer Bär, mit dem ganzen Feuer und Geist eines Schlachtrosses aus dem Dickicht. Beim Anblick der vielen Menschen wandte er sogleich wieder um. Gleichwohl hatte ich noch Zeit, ihm zwei Kugeln nachzuschicken, die, wie aus seinem Gebrüll hervorging, beide trafen; er schleppte sich noch einige Schritte fort und fiel dann auf immer nieder. Ich lud von Neuem, war aber erst mit einer Büchse fertig, als ein zweiter Bär herausdrang und eben so schnell wieder verschwand. Ich schoß aufs Gerathewohl, weiß aber nicht, ob ich ihn verwundete. Die Geschwindigkeit, mit welcher die schwerfälligen Gestalten nach allen Richtungen über den Jagdplatz galoppirten, ist wirklich außerordentlich. Auf ebenem Boden möchte auch der beste Renner einem Bären schwerlich entkommen. Einen lächerlichen Anblick boten während all Dessen die Bauern, oder wenigstens diejenigen unter ihnen, die mit Feuergewehren versehen waren, denn beim geringsten Lärm wandten sie ihre Büchsen gespannten Hahns gegen den Ort, wo der Feind ihrer Vermuthung nach herausbrechen möchte, und dabei mahlte sich Etwas auf ihren Gesichtern ab, das nicht so sehr nach übergroßem Jagdeifer, als nach einem guten Theil Aengstlichkeit aussah, so daß sich hie und da auch wohl Hasen, die in Menge umherrannten, vor ihren Augen in Bären verwandelten und Schüsse erhielten. Nach einiger Zeit bekam derjenige Theil des Kordons, unter welchem ich mich befand, Befehl vorzurücken. Wir mußten demzufolge Anfangs durch ein fast undurchdringliches Dorngesträuch, das einen Gürtel um den Skall-Platz herbildete. Endlich gelangten wir zu einigen von Schluchten durchschnittenen freien Stellen, und waren somit nur noch gegen zweihundert und fünfzig Schritte vom Wan-See entfernt. Hier vernahmen wir einen schrecklichen Lärm und gewahrten gleich drauf einen Bären, der bereits vierzig bis fünfzig Schritte innerhalb des Sees nach dem entgegengesetzten Ufer schwamm. Indessen war sein Entkommen beinah unmöglich, da für einen solchen Fall mehrere Boote auf dem Wasser bereit standen; diese setzten ihm denn auch augenblicklich nach, ein Paar Schüsse durch den Kopf machten ihn kampfunfähig, und bald sahen wir seinen Leichnam mit Stricken ans Land schleppen. Der Ort, wo wir standen, war ziemlich hoch und beherrschte eine weite Aussicht auf den grenzenlosen Wald, der uns von allen Seiten umgab, wie auf den schönen See unmittelbar zu unsern Füßen. Hiezu die Jagdboote, der Tod des Bären im Wasser, die fünfzehn bis sechzehnhundert Bewaffneten, welche, in Form eines Halbmondes aufgestellt und in eben so verschiedene Kostüme gekleidet, als sie Kirchspielen angehörten, nun völlig sichtbar geworden waren: all Dieß bot einen eben so interessanten als lebendigen Anblick.

Neben uns befand sich indessen immer noch einiges Dorngebüsch, worein sich muthmaßlicher Weise ein verwundeter Bär verkrochen haben möchte. Wir fanden jedoch keinen darin, aber aus einem dichten Strauch jagte ein Luchs, ein schöner langbeiniger Bursch, beinah so roth und zweimal so groß als ein Fuchs, in vollem Schrecken hervor. Ich schoß beide Büchsen auf ihn ab, und die Bauern gaben ihm vollends den Rest. Dreißig bis vierzig von dem Lärm und Aufruhr vollkommen toll gewordene Hasen waren noch innerhalb unsres Kordons; mehrere wurden todt geschlagen, indem sie den Leuten zwischen die Beine rannten; andere erschoß man, jedoch gegen das Gesetz, denn bei einem Skall soll bloß auf Bären oder sonstige reißende Thiere Feuer gegeben werden; noch andere endlich schienen geradezu aus Angst gestorben zu seyn. Während dieser Hasenjagd war man allmälig bis zum Rande des Sees gekommen, und der Skall damit beendigt. Das erlegte Wild ward nun an Stangen gebunden und auf den Schultern nach einem bestimmten Platz zusammengetragen. Es bestand aus drei Bären und einem Luchs; mehrere Bären sollten jedoch im Verlauf des Treibjagens von den Bauern getödtet und zu ihrem Privatnutzen versteckt worden seyn. Im Ganzen ergab sich also eine sehr geringe Vergeltung für den Zeitverlust von 15 bis 1600 Menschen, von welchen viele fünf bis sechs Tagreisen nach Hause hatten. Ueberdieß wurden die Ausgaben zu 5000 Reichsthalern angeschlagen, was doch nicht eben eine so ganz unbeträchtliche Summe für ein Land wie Schweden ist. Wäre indeß der

Skall von vorn herein so gut geleitet worden, als er es gegen das Ende zu seyn schien, so würden ohne Zweifel statt drei Bären ihrer zehn bis fünfzehn und viele andere wilde Thiere erlegt worden seyn, welches die Auslagen wieder hinlänglich ersetzt hätte.

Die Bären starben bei unserer Jagd ohne Widerstand zu leisten. Dieß ist nicht immer der Fall; vielmehr greifen sie, wenn sie durch die Schüsse nicht gleich kampfunfähig gemacht werden, die Jäger häufig an, und thun großen Schaden. So rannte z. B. einmal ein verwundeter Bär auf den Hinterfüßen auf einen Bauern zu, dem sein Gewehr versagt hatte, und packte ihn mit den Vordertatzen bei den Schultern. Der Bauer faßte seinerseits die Ohren des Bären und das lange Haar an dessen Kopf. Zweimal stürzten sie mit einander nieder und standen zweimal wieder auf, ohne einander fahren zu lassen. (?) Der Bär aber hatte indessen seinem Gegner beide Arme, von den Handgelenken an immer mehr nach Oben zu fortschreitend, bis auf's Bein durchbissen und war jetzt nicht mehr weit von der Kehle, als Hr. Falk (ein Bekannter Lloyds) noch glücklicher Weise hinzukam, und den Kampf mit Einem Schuß endigte. Ein anderes Mal machte sich eine Soldatenfrau mit einem tüchtigen Knittel an einen verwundeten Bären. Das Unthier richtete sich mehrere Male auf und überragte sie, so daß sie einen tüchtigen Luftsprung thun mußte; sie fuhr aber fort auf ihn loszuschlagen, bis er endlich den Geist aufgab. — Bei einem großen Skall stellte sich ein Soldat, der Theil an der Jagd nahm, den Uebrigen voraus in einen Hohlweg, durch welchen, nach seiner Vermuthung, der Bär kommen mußte. Wirklich erschien dieser nach einiger Zeit und ging gerade auf ihn zu. Er wollte abfeuern, da es aber ein nasser Morgen, war das Pulver auf der Pfanne feucht geworden und der Schuß versagte. Der Bär stand jetzt hart vor ihm; wär er auf die Seite gesprungen, so hätt' er immer noch glücklich entkommen mögen, so aber suchte er den Lauf seines Gewehrs, an welchem sich übrigens kein Bajonett befand, dem wüthenden Thier in den Rachen zu stoßen. Diesen Angriff schlug der Bär mit der Geschicklichkeit eines Fechtmeisters ab, wandt dem Soldaten die Flinte aus den Händen und warf ihn alsbald auf den Boden. Selbst jetzt noch hätte Alles glücklich vorüber gehen können, denn nachdem der Bär seinen Gegner berochen, welcher bewegungslos da lag und den Athem an sich hielt, als ob er todt wäre, ging er wieder von ihm weg, ohne ihm irgend einen Schaden zuzufügen, machte sich an die Flinte, welche ein Paar Schritte davon lag, und fing an, dieselbe mit seinen Tatzen herumzuzerren. Der arme Soldat, welcher sie gegen Befehl mit auf die Jagd gebracht hatte, und wußte, daß ihm eine schwere Strafe bevorstand, falls das Gewehr Schaden litte, streckte gelassen die Hand aus, und faßte es beim einen Ende, während der Bär am andern festhielt. Kaum hatte dieser bemerkt, daß der Mann noch lebe, so packte er den auf dem Bauch Ausgestreckten mit den Zähnen am Hinterkopf und riß ihm vom Genick an die ganze Bedeckung des Schädels ab, so daß diese nur noch durch einen Streifen Haut mit der Stirn zusammenhing. Der arme Bursche, wohl wissend sein Leben hänge davon ab, daß er jetzt keine Bewegung zeige, blieb so ruhig als möglich, und der Bär warf sich, ohne ihm weiter Etwas zu Leid zu thun, auf seinen Körper. Unterdessen waren viele von den Jägern herbeigeeilt, und hatten sich dem Orte auf zwölf bis fünfzehn Schritte genähert. Hier sahen sie den Bären auf dem Soldaten liegen; bald leckte er das Blut von dem entblößten Schädel, bald sah er die Herbeigeeilten an. Keiner von diesen wagte zu schießen, aus Besorgniß der Soldat möchte entweder getroffen werden, oder der Bär, falls er auch getödtet würde, könnte doch im Todeskampf jenen noch mehr verstümmeln. Erst nach geraumer Zeit verließ das Ungethüm sein Opfer, und zog sich langsamen Schrittes zurück, worauf es alsbald von vielen Schüssen todt niederstürzte. Kaum hörte der Soldat das Feuer, so sprang er auf; die Kopfhaut hing ihm aber so übers Gesicht herab, daß sie ihn vollkommen blendete. Er streifte sie mit beiden Händen zurück und rannte auf seine Gefährten zu, indem er wie außer sich schrie: „der Bär! der Bär!" Die einzige Hülfe, die hier möglich war, wurde ihm von einem zufällig anwesenden Wundarzt geleistet, der den Hautstreifen, wodurch die Kopfhaut mit der Stirn zusammenhing, durchschnitt und dann die Wunde, so gut er konnte, verband. Die Katastrophe war indeß wenigstens in so fern glücklich für den Verletzten, als er, da die ganze Armee damals (der Vorfall kam im Jahr 1790 vor) die Haare in einer besondern Form tragen mußte, wegen seines haarlosen Kopfes sogleich den Abschied erhielt.

Gegenwärtiger Zustand von Odessa.

2. Aufblühen unter der Verwaltung des Herzogs von Richelieu.

(Schluß.)

Da der neue Generalgouverneur, der Freund und Landsmann des Herzogs, Graf Langeron in die Fußstapfen seines Vorgängers trat, so hob sich Odessa immer mehr, und würde ohne Zweifel noch lange die Erscheinung eines steigenden Flors dargeboten haben, wenn eine engherzige Politik ihm nicht hemmende Fesseln angelegt hätte. Eine der wichtigsten Maßregeln, die der Herzog von Richelieu beständig empfahl. — Odessa zu einem Freihafen zu erklären — war im Jahr 1819 durch einen Ukas des Kaisers Alexander bewilligt und von der ganzen Stadt mit außerordentlichem Jubel aufgenommen worden. Aber kaum verflossen drei Jahre, als zu St. Petersburg auch schon die Abstellung dieses Privilegiums, welches sogleich eine Masse von Kapitalien nach Odessa zog, in Anregung kam. Graf Langeron wandte Alles an, was in seinen Kräften stand, die Regierung von der Unbilligkeit und zugleich von der schlechten Politik eines solchen Schrittes zu überzeugen; allein umsonst; die alberusten Befehle wurden ihm zugefertigt, und in Folge derselben erhoben sich neue Barrieren um die Stadt, welche alle Straßenausgänge verschlossen. Kein Wagen, kein Wasserkarren durfte passiren, der nicht von den Zollbeamten auf das Aengstlichste durchsucht worden wäre. Endlich bat der Gouverneur, da er alle seine Vorstellungen erfolglos sah, und nicht länger zum Werkzeug einer zwecklosen Bedrückung dienen wollte, um Erlaubniß, einen Besuch in seiner Heimath zu machen; der erbetene Urlaub wurde sogleich bewilligt und nicht lange folgte der Wink, daß er nicht nöthig hätte, in seine Statthalterschaft zurückzukehren. In dem augenblicklichen Interregnum

nach Langerons Entfernung schickten die fremden Kaufleute bereits größtentheils sich an, ein Land zu verlassen, in welchem sie durch die Treulosigkeit offizieller Zusagen ruinirt worden waren, als die Regierung endlich ihren Irrthum gewahrte, und Hrn. von Ribaupierre, Direktor der Bank zu St. Petersburg, absandte, um in einer Kommission zu sitzen, von welcher die Frage über Leben und Tod von Odessa entschieden werden sollte. Diese Kommission gab zwar Odessa seinen Freihafen nicht zurück; aber sie brachte doch eine beträchtliche Milderung der früheren Verordnungen zu Stande, indem beschlossen wurde, von allen Einfuhr-Artikeln, drei Viertheil der Abgaben nachzulassen, die in den übrigen Häfen des Reiches entrichtet wurden; nur wenn man diese Waaren in das Innere des Reiches führt, muß dieser Steuernachlaß nachgezahlt werden. Diese Rückkehr zu den Grundsätzen einer gesunderen Politik vermochte indessen das gesunkene Vertrauen nicht sogleich wieder zu befestigen; und Odessa blieb in einem sehr schwankenden Zustande, bis im Mai 1823 Graf Michael Woronzoff als Generalgouverneur hinkam, der von diesem Augenblick an alle die Plane wieder aufnahm, die der Herzog von Richelieu unvollendet gelassen hatte. Die Barrieren wurden auf eine größere Entfernung verwiesen, und mehrere der alten Privilegien der Stadt bestätigt.

Zur Geschichte der Censur.

(Fortsetzung der polizeilichen Berichte.)

5. Histoire de la garde nationale de Paris, depuis l'époque de sa formation jusqu'à l'ordonnance du 29 Avril 1827. Par Ch. Comte, auteur du Censeur européen. Publiée le 14 Juillet, anniversaire de la prise de la Bastille. 8. 534 p. Paris, Sautelet.

„26 Juli 1827.

„In diesem Werke ist besonders Zweierlei zu betrachten; ein Mal, Was der Verfasser von der Nationalgarde, und dann, Was er von der Revolution sagt. Eigentlich schreibt er mehr die Geschichte von dieser als von jener.

„Was er von der Nationalgarde beibringt, beweist gerade das Gegentheil von Dem, was er damit beweisen will. Zu welchem Zweck hat er denn sein Buch herausgegeben? fragen wir. Offenbar, um darzuthun, daß die Verabschiedung vom 29 April eine muthwillige, gewaltthätige, ungerechte Maßregel sey? Gut! Allein, wie aus allen Thatsachen, die er berichtet, hervorgeht, war die pariser Nationalgarde stets von einem revolutionären Geiste beseelt, und der natürliche Schluß, der sich daraus ziehen läßt, ist, daß die Regierung sich um die Monarchie wohl verdient machte, als sie dieses Korps auflöste. Indeß, außer diesem allgemeinen Resultat, welches die Schrift im Ganzen liefert, giebt dieselbe noch ein spezielleres, unmittelbareres, das keinem Leser entgehen kann, der S. 530 — 332 genau ansieht. Hier erzählt der Verf. mit naiver Treue und ohne Rückhalt, was sich bei der Musterung vom 29 April zugetragen hatte. Ich muß ihm die Gerechtigkeit angedeihen lassen, daß sein Bericht der genaueste und vollständigste ist, der mir bis jetzt zu Gesicht kam. Man erfährt unter andern Einzelheiten, die in den öffentlichen Blättern verschwiegen wurden, daß, als die Prinzessinnen der k. Familie vorbeifuhren, viele Stimmen aus der Nationalgarde riefen: „„Hoch lebe die Charte! Nieder mit den Jesuiten!““ Hört man solche Frechheiten, so muß man sich selbst sagen, daß die Regierung nicht anders thun konnte, als sie that.

„Der Verfasser führt einen Republikaner auf, den er über die Revolution, das Kaiserthum und die hundert Tage sprechen läßt. Er verdammt die Attentate und Verbrechen der Revolution; aber er verkleinert sie, indem er zu zeigen sucht, daß sie durch den Hof und die Royalisten provocirt worden seyen. So setzt er auch den 10 August auf Rechnung des Mißtrauens, welches der König der Nation eingeflößt hatte. Die Einzelheiten, die er zusammenstellt, wimmeln von Irrthümern und Uebertreibungen, Was nicht anders zu erwarten, da er seine Materialien bloß aus revolutionären Quellen schöpfte. Seine Abneigung gegen die monarchische Regierung verblendet ihn so sehr, daß er die Umstände völlig entstellt, welche die Wiedereinsetzung des Hauses Bourbon begleiteten und von denen er doch mit allen Bewohnern der Hauptstadt Augenzeuge war. Man höre ihn: „„Kaum war die Uebergabe von Paris bekannt, als in den verschiedenen Stadtvierteln Banden von Zehn und Zwölf, mit weißen Schnupftüchern an ihren Stöcken und weißen Kokarden auf ihren Hüten herum zogen, die sich wie Besoffene gebärdeten. Die kalte und düstere Haltung der Bevölkerung, die theilnahmlose Gleichgültigkeit, mit welcher dieselbe Alles, was um sie vorging, betrachtete, verlieh jenen exaltirten Wesen ein Aussehen von Narrheit, wovon man sich keine Vorstellung machen kann, wenn man die Sache nicht mit eigenen Augen gesehen hat. (S. 415.) Die angeheftete Erklärung der verbündeten Souveräne wurde mit derselben Gleichgültigkeit gelesen, mit welcher man die Anzeige eines Schauspiels oder die Reklamation eines verlornen Hundes liest. (S. 414.) Da das Publikum keine Meinung äußern wollte, so überbrachten der Abbé Montesquiou, der Abbé de Pradt und der vormalige Bischof von Autun den alliirten Souveränen den Wunsch des Volks um Wiedereinsetzung des Hauses Bourbon.““ (S. 415.) Dieser Bericht ist keine einfache Fälschung, sondern er ist eine schmähende feindselige Fälschung. Derselbe Geist ist es, mit welchem der Verf. das Benehmen der Bourbons in immerwährendem Widerspruch mit ihren Zusagen darzustellen sucht. Zwei Mal z. B. (S. 420 und 421) hätte nach ihm Ludwig XVIII versprochen, eine Verfassung anzunehmen. Eine positive Lüge, aber diese Lüge soll die Autorität angreifen, in Kraft deren Ludwig XVIII die Charte bewilligte. Diese Autorität tastet er abermals an, indem er hinzufügt: „„Die Art, mit welcher er die Charte gab, verletzte die Männer tief, welche in die Grundsätze der Revolution eingeweiht waren. Man hatte keine Idee von dieser Manier, Gesetze zu machen und ein Volk zu konstituiren.““

„Die vorliegenden Stellen, so sehr sie von dem bösen Geist des Verfs. zeugen, scheinen indeß nicht stark genug, eine Anklage zu begründen.“

Randbemerkung: „An den Prokurator des Königs zu übermachen. Er mag thun, was ihm passend dünkt.“ Weiter unten: „Geschehen den 28 Julius 1827.“

Die Barrikaden von Paris.

(Mitgetheilt von Dr. Heemes.)

1. Der sieben und zwanzigste Julius.

(Schluß.)

Erster Gast (zu dem Zweiten). Was habe ich Dir gesagt, Alphons? (zu dem dritten Gast.) Du glaubst also, daß es einen Tanz geben wird, Heinrich?

Dritter Gast. Ohne Zweifel. Im Palais-Royal und in der Straße Saint-Honoré fängt man schon an, sich herumzustoßen.

Erster Gast. In's Palais Royal. Wir wollen Alle mit einander gehen.

Dritter Gast. Nur drauf! Aber erst trinken wir die Bouteille aus; ich habe einen verteufelten Durst.

Erster Gast. Recht; wir wollen austrinken.

Dritter Gast. Der Schelm, der Figaro ist heute einmal boshaft.

Der Kaffeewirth. Der Figaro! Er ist also herausgekommen?

Dritter Gast. Allerdings, so wie auch der National und der Temps; aber sie sind nur auf einer Seite gedruckt, um sie an die Läden der öffentlichen Häuser anzuschlagen, die abonnirt sind. So kommen die Wirthe in keinen Streit mit der Polizei, und Hr. Mangin kann den Spaß mit seiner Ordonnanz einschlucken.

Der Kaffeewirth (lachend). Ha, ha! der Einfall ist nicht übel.

Erster Gast. Nun, und Was sagt der Figaro?

Dritter Gast. Höre, zuerst: „Hr. von Peyronnet hat alle Papiere in Frankreich putzen lassen.“

Erster Gast. Gut.

Dritter Gast. „Das Volk hat sich gestern nach Saint-Cloud begeben; als es zu der Laterne des Diogenes kam, war es verwundert, die Minister nicht dort zu sehen.“

Erster Gast. Das ist besser. Das läßt sich hören, Das. Nun weiter —

Dritter Gast. Dann, dann — ich erinnere mich nicht mehr. Aber ich war vor einem Augenblick auf dem Bureau.

Erster Gast. Nun?

Dritter Gast. Der Herr war eben zurückgekommen. Man hat ein Circulare bei allen Druckereibesitzern herumgehen lassen, um sie einzuladen, sich heute Morgen in dem Faubourg Saint-Germain, Rue du Colombier, einzufinden, und sich gemeinschaftlich über die Maßregeln zu berathen, die unter den gegenwärtigen Umständen für die Presse übrig bleiben. Du kannst Dir wohl denken, daß der Herr dabei nicht gefehlt hat.

Alle (mit der äußersten Ungeduld). Nun? nun? Und wie steht es?

Dritter Gast (langsam und abgemessen). Nun! es wurde beschlossen —

Erster Gast (ungestüm). So sprich doch! Das ist ja, als wenn Du uns absichtlich hinhalten wolltest.

Dritter Gast. Es wurde ausgemacht, daß man unter den gegenwärtigen Umständen nichts Besseres thun könne, als zum Zeichen der allgemeinen Unzufriedenheit alle Druckereien zu schließen.

Erster Arbeiter. Bravo! Das nenne ich einverstanden seyn. Sie wollen nicht, daß wir arbeiten, und wir wollen nicht arbeiten. Da werden wir keinen Streit mit einander bekommen.

Dritter Gast. So wären wir also sämmtlich ohne Arbeit, meine Freunde!

Erster Arbeiter. Das ist wahr; aber wenn wir auch keine Arbeit haben, so hindert uns Das doch nicht, dem Hrn. von Polignac Arbeit zu geben.

Zweiter Arbeiter. Meiner Treu! Du bist zwar immer ein Querkopf; aber heute finde ich doch selbst, daß Du Recht hast.

Erster Arbeiter (sich in die Brust werfend). Du siehst also ein —

Zweiter Arbeiter (ihm in die Rede fallend). O! wirf Dich nicht in die Brust; ich rede nur von Heute, und Du brauchst Dir darauf Nichts einzubilden. Aber wahr ist es, Du hast Recht; wir können das nicht länger mit ansehen. Das Wetter ist zwar schön genug, um spazieren zu gehen; aber spazieren gehen ohne Geld — Das hole der Teufel! Dieß ist wenigstens meine Ansicht. Die Meinungen sind frei; Jedem die seinige.

Erster Gast. Wir müssen jetzt einmal einen tollen Streich machen.

Alle. Ja, ja; nur drauf! Immer vorwärts!

Erster Gast. Vor allen Dingen keine Bedenklichkeiten! Die Bouteille ist leer, wir wollen gehen und sehen, ob es im Palais-Royal warm wird.

Alle. Zum Palais-Royal, zum Palais Royal!

(Alle verlassen das Kaffeehaus und ziehen, Arm in Arm, vier Mann hoch, zum Palais Royal; Alles, was unterwegs ihnen begegnet, schließt sich an.)

s) Der Garten des Palais-Royal.

Ein Volksredner. (Zahlreiche Gruppen sind hier und da zerstreut.) Ja, meine Herren; und ich kann es Ihnen nicht oft genug wiederholen: ein Gesetz kann nur durch ein anderes Gesetz abgeschafft werden; jede Ordonnanz, die ein Gesetz abschafft, ist daher widerrechtlich, willkürlich, und man ist ihr keinen Gehorsam schuldig.

Gustav. Das scheint mir ganz richtig, was er da sagt.

Henri. Schweige doch; ich kann ja kein Wort verstehen.

Der Redner. Schon hat ein Urtheil, das diese Nacht durch Hrn. von Belleyme gefällt wurde, die Widerrechtlichkeit der letzten Ordonnanzen ausgesprochen und erklärt, daß die Journale nicht gehalten seyen, sich denselben zu unterwerfen.

Gustav. Es lebe Hr. von Belleyme! Das ist derselbe, der ein so guter Polizeipräfekt war.

Henri. Ja, meiner Treu, das war ein anderer Knabe, als dieser Mangin, der nichts Anderes zu thun zu haben scheint, als die Hunde, die H— und die Charte zu chikaniren.

Ein Zuhörer (halb laut). Unter uns gesagt, meine Herren, ich glaube, daß die Regierung wackelt. Meiner Meinung nach sind diese Ordonnanzen der Tropfen, der das Gefäß überlaufen macht.

Zweiter Zuhörer (eben so leise). Ich weiß von Nichts; aber Das weiß ich, daß man abscheuliche Dummheiten gemacht hat.

Der Erste (an den Fingern zählend). Die Ehrenlegion ihrer Dotation beraubt.

Der Zweite. Unsere alten Krieger gehöhnt und die Chouans geadelt.

Der Erste. Das Verdienst verfolgt und die Niederträchtigkeit belohnt.

Ein Dritter. Die Protestanten von allen öffentlichen Aemtern ausgeschlossen.

Der Erste. Unsere Kriegsschulen aufgehoben.

Der Zweite. Haben wir es nicht hören müssen, daß die Priester eines Gottes des Friedens und der Liebe, von der Kanzel herab, die Besitzer von Nationalgütern Räuber nannten?

Der Erste. Hat man doch alle diese Emigranten mit Gold überschüttet, ohne ein Mal darnach zu fragen, ob sie Frankreich aus Royalismus verlassen hatten, oder nur geflohen waren, um sich ihren Gläubigern zu entziehen?

Der Zweite. Und dieser Bourmont, den man nicht zufrieden ist, zum Kriegsminister zu machen, sondern als Obergeneral an die Spitze einer französischen Armee stellen muß.

Der Erste. Einem Bourmont den Marschallsstab geben!

Ein Anderer. Ei, was! mit dem mag er den Staub aus seinen Kleidern klopfen; aber Flecken wird er damit nicht hinwegbringen.

Der Erste. Man kann von ihm deßhalb sagen, was man von einem andern Marschall gesagt hat: Er verdient nicht den Marschallsstab, sondern kurz und gut den Stock.

Der Dritte. Und die Dragonnaden auf dem Kai des Orfèvres.

Der Zweite. Und die Metzeleien in der Straße Saint-Denis.

Der Erste. Und die Nationalgarde, meine Herren, die Nationalgarde! Hat man sie nicht auf das Unverschämteste verstoßen, indem man ihr den Vorwurf machte, sie habe ihre Ehre verwirkt? Ihre Ehre verwirkt die Nationalgarde! Wo? wann? bei welcher Gelegenheit? Im Jahre 1789 oder 1791, als sie den König rettete, oder 1814 bei der Vertheidigung von Paris? Vielleicht am 29 April 1827? Nie hatte sie sich so groß und so edel gezeigt, und zum Danke für ihre Vaterlandsliebe und ihre Ergebenheit nimmt man ihr die Waffen. Armes Frankreich!

Alle. Armes Frankreich!

Henri (zu Gustav). Und weißt Du, woher alle diese Albernheiten kommen, die man hier die Musterung passiren läßt?

Gustav. Nicht daß ich wüßte.

Henri. Woher anders, als daß alle jene alten Weiber mit Lanze und Sporen, die Karl X umgeben, ihm immer und immer wieder in das Ohr blasen: nicht die Könige wären für die Völker gemacht, sondern die Völker für die Könige.

Gustav. Das läßt sich hören! Gerade, als wenn Einer sagte: die Brillen sind nicht dazu erfunden, um sie auf die Nasen zu setzen, sondern die Nasen, um Brillen darauf zu setzen.

Henri. Ha! ha! nicht übel! nicht übel! wahrhaftig, und besonders von einem Menschen, der sonst kein Geschäft daraus macht, witzig zu seyn.

Gustav. Geh! geh! Wir sind hier nicht, um zu lachen (Tumult).

Henri. Was giebt es?

Gustav Die Gendarmen.

Henri (bitter). Ha, bei Gott, das hätte ich mir denken können; wo es etwas Schändliches zu thun giebt, wird man gewiß auch diese Bestien finden.

Gustav. Wenn man nur wenigstens einen Steinhaufen sähe!

Henri (ihn beim Arm ergreifend). Geh, geh! mach keine dummen Streiche; es ist jetzt noch nicht die Zeit.

Gustav. Deine Zeit läßt aber lange auf sich warten.

Henri. Sey unbesorgt, sie wird schon kommen.

Die Gendarmen. Weg! Weg! — Platz, meine Herren, keine Zusammenrottungen; gehen Sie nach Hause!

Gustav (halblaut). Nichtswürdiger Scherge, wenn ich Dich allein hätte! —

Henri. Komm, komm! Wenn sie Dich gefaßt haben werden, wozu soll Dir Das helfen?

Gustav. Ha, Du hast Recht. Es wird hier zu heiß, wir wollen abziehen.

Henri. Komm, wir erwarten sie auf der Rue Saint-Honoré; aber dort — da sollen sie kommen.

(Die Gendarmen stoßen die Arbeiter, die sich allmälig zu sammeln anfangen, zurück, und bringen es endlich dahin, daß das Palais-Royal von ihnen geräumt wird und die Gatter geschlossen werden können.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 283. 10 Oktober 1830.

Die Beduinen.

10. Die Blutrache.

Es ist ein allgemein angenommener Grundsatz, daß Der, welcher das Blut eines Menschen vergießt, der Familie des Erschlagenen hiedurch Blut schuldig wird. Der Koran selbst heiligt dieses Gesetz, indem er sagt (II, 173): „O ihr wahren Gläubigen, das Gesetz der Wiedervergeltung ist Euch befohlen für die Erschlagenen; der Freie soll sterben für den Freien ꝛc." In einer andern Stelle (XVII, 35) freilich heißt es: „Wer immer ungerecht erschlagen worden seyn mag, so haben wir seinen Erben das Recht gegeben, Genugthuung zufordern; aber lasset ihn nicht die Grenzen der Mäßigung überschreiten;" d. i. nicht dem Mörder auf eine grausame Weise das Leben nehmen, oder das Blut seines Verwandten an einer anderen Person rächen, als dem Manne, der ihn wirklich getödtet hat. Der Araber bindet sich indessen nicht an dieses zweite Gebot; er verlangt das Blut nicht allein von dem wirklichen Mörder, sondern auch von allen seinen Verwandten; und diese Ansprüche sind es, die das Recht des Thar oder der Blutrache begründen.

Die Blutrache ist nach dem Gewohnheitsrechte der Araber innerhalb des Chomse oder der fünften Generation beschränkt; nur Denen gebühret das Recht einen erschlagenen Verwandten zu rächen, die wenigstens einen gemeinschaftlichen Eltervater mit ihm haben, und auf der andern Seite sind nur diejenigen männlichen Verwandten schuldig, mit ihrem eigenen Blute das vergossene zu bezahlen, deren Eltervater zugleich jener des Mörders ist. Die gegenwärtige Generation ist auf diese Weise noch in der Zahl des Chomse einbegriffen; die Abkömmlinge in gerader Linie von allen Denen, die im Augenblicke des Mordes zur Rache berechtigt waren, übernehmen dieß Recht von ihren Eltern. Das Recht der Blutrache geht nie verloren; es vererbt sich auf beiden Seiten bis auf die spätesten Generationen.

Tödtet die Familie des Erschlagenen zur Rache zwei Verwandte des Mörders, so wird die Familie des letzteren berechtigt, wegen eines derselben die Blutrache zu üben. Wenn nur Einer getödtet wird, so bleibt Alles auf sich beruhen, und die Sache ist ausgeglichen; doch erweckt freilich der Haß und die Rachsucht bald neuen Streit.

Von den nächsten Verwandten des Erschlagenen hängt es ab, ob sie den Preis des Blutes annehmen wollen, der unter den Anesen durch uralte Gesetze bestimmt ist. Weisen sie den angebotenen Blutpreis zurück, so flieht der Mörder mit allen seinen Verwandten, die innerhalb des Chomse sind, um bei einem Stamm eine Zuflucht zu suchen, wo der Arm der Rache sie nicht erreichen kann. Ein geheiligtes Herkommen gestattet den Flüchtlingen drei Tage und vier Stunden, während welchen keine Verfolgung gegen sie erlaubt ist. Die Flüchtlinge heißen Dschelâwi, und beinahe in jedem Lager findet man einige derselben.

Oft wird es in Folge eines einzigen Mordes nothwendig, viele hundert Zelte von ihrem bisherigen Lagerplatze zu verlegen. Die Dschelâwi's bleiben in der Verbannung, bis ihren Freunden gelingt, eine Versöhnung zu bewirken und den nächsten Verwandten des Erschlagenen zu der Annahme des Blutpreises zu vermögen. Man weiß, daß Dschelâwi's mit ihren Familien länger als fünfzig Jahre von einem Stamm zum anderen fliehen mußten, je nachdem derselbe mit ihrem eigenen Stamme in freundschaftliche oder feindliche Verhältnisse trat. Bei Lebzeiten des Sohnes und des Enkels des Erschlagenen kann meist kein Vergleich getroffen werden. Um das Blut eines erschlagenen Verwandten zu rächen, werden alle Mittel als erlaubt betrachtet, sobald der Feind nur nicht getödtet wird, während er als Gast im Zelte eines Dritten ist, oder wenn er seine Zuflucht in das Zelt seines Feindes selbst genommen hat. In den meisten Fällen wird indessen der Blutpreis angenommen, und die Anesen machen den Verwandten keinen Vorwurf daraus, wenn Dieß geschieht. Schmachvoll würde es jedoch seyn, wenn die Freunde des Erschlagenen den ersten Schritt zu einem Vergleich thäten. Sobald man ausgemacht hat, die Sache friedlich auszugleichen, so wird das Blut des Erschlagenen nach folgendem Satze geschätzt: „Wenn ein Anese einen Anesen getödtet hat, so ist der Preis fünfzig weibliche Kamele, ein Reitkamel (Delal), ein Roß, ein schwarzer Sklave, ein Panzer und eine Flinte." Die letzt erwähnten fünf Artikel sind Das, was man die Sola nennt. Das Ganze, die fünfzig Kamele mit der Sola, heißt das Div. Tödtet ein Anese einen Araber von einem andern Stamm, oder ein Fremder einen Anesen, so wird das Div nach dem Satze, der in dem Stamme des Fremden gebräuchlich ist, bestimmt. So ist unter den Madâli, Fihelly u. a. Stämmen der Schemal das Blut 1000 Piaster oder ungefähr 500 Gulden werth; unter

den Amur 500 Piaster. Die Qualität der verschiedenen Artikel des Div kommt in keinen Betracht; wenn der Delal nur ein gutes starkes Kamel ist, so mag das Pferd von dem schlechtesten Geblüt und die Flinte keinen Piaster werth seyn. Nur Das ist unerläßlich, daß die Sola bezahlt werde; doch wird selten die volle Zahl der Kamele verlangt. Erklärt der nächste Verwandte des Erschlagenen, der allein Anspruch auf das Div hat, sich bereit dasselbe anzunehmen, so besuchen die Freunde des Todtschlägers mit ihren Weibern und Töchtern ihren Feind in seinem Zelte, und jedes bittet ihn, einen Theil des Div um seinetwillen nachzulassen. Ist er großmüthig, so erläßt er dann ein Kamel um dieses oder jenes willen, und zwei oder drei Kamele einem hübschen jungen Mädchen zu Gefallen; bis nur noch eine gewisse Zahl übrig ist, unter welche er nicht hinabgehen will. Das Pferd, den Sklaven und die Flinte erläßt er nie. Der Mörder selbst oder sein nächster Verwandter kommt dann mit einer Kamelmutter zu dem Zelte seines Gegners; das Thier wird geschlachtet und sein Blut, nimmt man an, wascht das des Erschlagenen hinweg. Das Kamel wird darauf von den beiderseitigen Freunden auf der Stelle verzehrt und als ein Theil des Div angerechnet. Beim Abschiede bindet der Todtschläger oder sein Stellvertreter ein weißes Tuch an seine Lanze zum Zeichen, daß er jetzt frei von Blutschuld ist. Ein Theil des Div wird sogleich entrichtet, der Rest zwei oder drei Jahre später. Gewöhnlich trägt die ganze Verwandtschaft zu dem Div bei.

Wenn Jemand seinen eigenen Blutsfreund tödtet, so fordern die nächsten Verwandten des Getödteten den Blutpreis von ihrer eigenen Familie; in diesem Falle wird das Div gewöhnlich auf der Stelle zusammengebracht und abgetragen. Wenn ein Sklave getödtet wird, so soll sein Herr, wie man behauptet, seinen Tod rächen, als wenn er ein Freier gewesen wäre; Freigelassene haben alle Rechte des freien Arabers.

Für Diejenigen, welche in Fehden zwischen zwei Stämmen erschlagen worden sind, wird der Blutpreis von den Personen gefordert, welche als die Todtschläger bekannt sind. So beim Friedensschlusse nicht eine ausdrückliche Bedingung Dieß verbietet, muß das Blut gerächt werden, wenn die Verwandten auch nur durch ein ganz unbestimmtes Gerücht Anzeige von jenen haben. Leugnen diese, so muß die Feuerprobe entscheiden.

In Kriegszeiten ist natürlich nicht anders möglich, als daß immer „Blut" zwischen den beiden Stämmen sey. Doch wird hier folgende Unterscheidung gemacht. Wenn das Blut in der Hitze der Schlacht vergossen wird, während Alle, die sich dem Sieger ergeben, das Leben behalten, so sagt der Araber z. B. „Zwischen den Fedaan und den Maaly ist Blut." Wenn dagegen einige Individuen von einem kämpfenden Stamme ihre Feinde auf eine Weise tödten, die gegen das Völkerrecht ist, d. h. wenn sie verwundet auf dem Boden liegen oder von ihren Pferden oder Kamelen gefallen sind; dann sagt der Araber: „Zwischen uns ist Mord;" und die gekränkte Partei übt das Wiedervergeltungsrecht, indem sie eine doppelte Anzahl von Feinden auf dieselbe grausame Weise erschlägt. Dieß bringt immer unter den verschiedenen Stämmen den unauslöschlichsten Haß hervor.

Christenthum und Civilisation auf den Gesellschaftsinseln.

8. Neue Verfassung und Gesetzgebung.

(Schluß.)

Eine wichtige Stelle in dem neuen Koder nimmt das Kapitel von den Finanzen ein, welches der Gesetzgeber mit einem historisch-theologischen Beweis der Rechtmäßigkeit der Besteuerung bevorworten zu müssen glaubte. „Jedes Volk", heißt es darin, „welches das Wort Gottes angenommen, so wie alle Völker, die es nicht angenommen, deren Gesetze aber gut sind, kommen überein, daß sich gebührt, dem König, welcher über sie herrscht, und seinen Statthaltern Schoß zu zahlen. Es ist dieß eine Sache, welche das Wort Gottes gebietet und Jesus, unser Herr, lehrt, wenn er sagt: Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist. Darum ziemt auch uns so zu thun. Laßt Jedermann beitragen zu den Einkünften des Königs. Der Mann von großem Vermögen soll Mehr steuern als der Mann von weniger Vermögen: so die Statthalter sollen geben je zwei Schweine des Jahrs; wenn nicht Schweine, zehn Maß Pfeilwurz; wenn nicht Pfeilwurz, zehn Bambusrohre voll Kokosöl; die Bambus müssen aber von guter Größe seyn. Die Raatiras (Grundeigenthümer) sollen geben jeder ein Schwein jährlich; wenn kein Schwein, fünf Maß Pfeilwurz oder fünf Bambusröhre Kokosöl. Die anbelangend, welche nicht Grund und Boden haben, sondern bloß zu diesem Land gehören, oder die aus einem andern Land sind und hier sich aufhalten, so soll Dieß ihr Schoß seyn: ein Schwein des Jahrs, kleiner als das eines Raatira; wenn kein Schwein, drei Maß Pfeilwurz oder drei Bambusrohre Kokosöl. Das ist ein ander Gut, welches die Raatiras dem König, der des Regiments waltet, bereiten sollen: jeder Bezirk soll bereiten, jedes Jahr zwei Matten, zehn Klafter lang, und zwei Klafter breit; wenn keine großen Matten, seine Hibiskusmatten, je eine von jeder Familie oder dafür drei Klafter heimisches Tuch." Die an die Statthalter zu entrichtenden Gebühren sind auf die Hälfte der Königssteuer festgesetzt; die zu liefernde Quantität Matten oder Tuch ist jedoch dieselbe.

Von sonstigen Verordnungen heben wir noch folgende heraus: Tättowiren ist verboten, als eine von den „alten bösen Gewohnheiten;" die Charaktere sollen mit Schwarz übertüncht werden und so Einer sich unterfängt, dieselben wieder zur Schau zu bringen, so ist er mit Straßenbahnen, Matten- oder Tuchmachen zu züchtigen. Ein eigenes Gesetz betrifft das Reisen in zahlreicher Gesellschaft: „Wenn ein Mitglied der herrschenden Familie oder sonst Jemand von Rang gedenkt nach einem andern Land zu reisen, als von Raiatea oder Taheiti nach Huahine, so soll selbe Person sich verlässige Männer ausersehen, die von der Kirche sind, oder die Taufe empfangen haben, keine lasterhaften und losen Leute, die nicht lassen von Missethat. So aber solche Reisenden unruhiges Volk mit sich bringen, so hat die Obrigkeit, wenn sie landen, dieselben zu mahnen, daß sie den Frieden nicht stören, noch bei Nacht umherstreifen. Achten sie Das nicht, so soll man sie mit Stricken binden, bis ihre Gebieter wieder abziehen." In der Regulirung der Rechtspflege tritt der englische Typus überall hervor: so findet man auch auf den Gesellschaftsinseln das Geschwornengericht.

Die Jury besteht aus sechs Personen und ihr Ausspruch muß einstimmig seyn. „Ist die zu richtende Person aus dem königlichen Hause, so wird die Jury aus Mitgliedern dieser Familie oder aus Personen von gleichem Rang gebildet; ist sie ein Raatira, so werden Raatiras genommen.“ In Fällen von Diebstahl oder Ehebruch hat die beeinträchtigte Partei Klage zu führen; bei Verbrechen, welche das ganze Land angehen, wie Mord, Aufruhr, Verschwörung, Sabbathschänderei kann Jeder als Ankläger auftreten. Auf unbestimmte Berichte hin darf der Richter nicht erkennen. Unbedeutende Vergehen ziehen kein Gewahrsam nach sich, hingegen Mord, Diebstahl, Empörung ꝛc. Die Haft darf nicht lange andauern, ehe der Beklagte vor Gericht gestellt wird — einen, zwei oder drei Tage höchstens. Von den Distriktsrichtern findet Berufung an den Oberrichter Statt. Mißhandlung Gefangener ist untersagt; der König kann die Strafe mildern, nicht schärfen. Ein Richter, der sich bestechen läßt, verliert dadurch die Fähigkeit ein Amt zu bekleiden. Der König ernennt und besoldet die Behörden. Die Gesetze unterliegen einer jährlichen Revision, damit sie, wo es Noth thut, verbessert werden mögen. Letztere Bestimmung scheint nicht ganz englisch.

Vor dem huahine'schen Koder, dem ersten, welcher gedruckt wurde, gab es bereits zwei geschriebene Gesetzbücher, eines von Pomare für Taheiti und ein zweites für Raiatea. Nach diesen beiden wurden Mord, Aufruhr und Verrath mit dem Tod bestraft. Als aber bereits innerhalb der ersten zwei Jahre nach der Bekanntmachung des taheitischen Gesetzbuchs vier Hinrichtungen vorkamen, und somit die Abschreckungstheorie sich nicht sonderlich heilsam erprobte, so drangen die Missionäre nach Pomare's Tod darauf, daß die Todesstrafe abgeschafft, und in lebenslängliche Verbannung nach einem wüsten Eiland verwandelt würde. Die frühern Gesetzbücher überließen den Ansatz der Strafe dem Ermessen des Richters; auch diesem Uebelstand half der huahinesche Koder ab. Vormals hatte jeder Brodfrucht- und Kokosnußbaum, solang diese Inseln noch stärker bevölkert waren, seinen bestimmten Eigenthümer und oft ein Baum deren zwei; in der Folge fingen die Häuptlinge an, sich als die Alleinbesitzer zu betrachten; die Frucht durfte aber von jedem Bewohner benutzt werden, wenn nicht der Eigenthümer durch ein besonderes Merkzeichen (rahueïa) sich dieselbe vorbehielt. Das Gesetzbuch stellte das Eigenthumsrecht der Einzelnen wieder her und verbot einen Baum zu besteigen, um die Frucht davon abzulesen, ohne Erlaubniß Dessen, dem der Baum gehörte. Die Häuptlinge konnten natürlich eine Neuerung nicht gerne sehen, die, wie sie sich nicht verbargen, sie von den Schenkungen des Volks abhängig machte. Wenn dessenungeachtet die Missionäre dieses Gesetz, welches die Rechte das Privateigenthum begründet, auf den meisten Inseln durchzusetzen vermochten, so zeigt Dieß die überwiegende Macht ihres Einflusses. Auf diesen Zweck hin zielte auch die Einführung eines „Lagerbuchs,“ welches Beschreibung und Grenzmark aller Ländereien mit den Namen der Eigenthümer enthielt, deren Rechtstitel der Oberrichter mit königlichem Siegel beurkundete. In ihrem ganzen Umfang scheinen jedoch diese Einrichtungen nur in Huahine angenommen worden zu seyn. Mit Pomare selbst ging den Missionären das Spiel nicht so leicht. Erst als sie das Kind Pomare III als Nachfolger seines Vaters anerkennen ließen, erweiterten sie auch auf Taheiti ihren Einfluß. Ja sie thaten hier einen Schritt, der vielleicht gar zu schnell war — sie verkündigten der Nation eine Repräsentativverfassung und machten aus einem Despoten einen konstitutionellen Monarchen. Zwei Repräsentanten aus jedem Distrikt versammeln sich jährlich zu einem Parlament, um Gesetze zu beschließen, und die bestehenden zu verbessern. Das Parlament wird auf drei Jahr gewählt, die Zahl der Deputirten aber kann nach Befinden der Umstände auf drei oder vier aus einem Bezirk gebracht werden. Die Beschlüsse bedürfen, um Gesetzeskraft zu haben, der königlichen Sanktion.

Zum Beschluß einen Rechtsfall. Pomare's Witwe besuchte einige Monate nach ihres Gemahls Tod Huahine und ließ, da sie Holz brauchte, einen Brodfruchtbaum in eines armen Mannes Garten fällen. Der Eigenthümer belangte die Königin, und diese wurde vor das Gericht geladen, dem einer der Missionäre beiwohnte. Die Frage, ob sie die Gesetze kenne, bejahte sie, meinte aber, dieselben hätten auf sie keine Beziehung. Man wies ihr ein Exemplar des Koder und fragte, ob darin Ausnahmen zu Gunsten von Häuptlingen, Königen oder Königinnen stünden? Nein, erwiederte sie und sandte einen ihrer Diener nach einem Beutel Dollars, um den Kläger zu entschädigen. „Halt“, rief der Richter; „wir sind noch nicht fertig.“ Die Königin begann zu weinen. „Glaubt Ihr es sey recht, einen Baum zu fällen, ohne dazu Erlaubniß zu haben?“ „Es war nicht recht,“ sagte die Königin. Der Kläger wurde jetzt aufgefordert anzugeben, welche Entschädigung er verlange. „Wenn die Königin,“ erwiederte er, „überzeugt ist, daß es nicht recht war, eines Mannes Baum ohne seine Erlaubniß umzuhauen, so wird sie es nicht wieder thun. Ich bin zufrieden und begehre sonst Nichts.“ So herrscht auf den Gesellschaftsinseln christliche Gleichheit!

Zur Geschichte der Censur.

(Fortsetzung der polizeilichen Berichte.)

6. Oeuvres de V. A. Arnault, de l'ancien Institut de France etc. Melanges. 2 Vol. 8. Paris, Bossange.

„28 September 1821.

„Diese vermischten Aufsätze bestehen größtentheils aus Artikeln, die hier nicht zum ersten Mal erscheinen, sondern die man schon in den brüssler und pariser Biographien lesen konnte. Die strafbarsten davon betreffen die Religion; sie befinden sich in dem Band, der den besondern Titel hat: Mein Portfeuille. Hr. Arnault ist kein ungläubiger Indifferentist; er ist ein ungläubiger Feind. Die Lehren und Satzungen der Staatskirche macht er bald lächerlich, bald greift er sie mit Wuth an.

„Werfen wir einen Blick auf den Brief eines Abbé Toutatous an die Redakteure des Liberal, eines Journals, welches im J. 1817 in Brüssel herauskam. Dieser Abbé Toutatous ist ein junger Mann, der die Uniform mit der Kutte vertauscht. Er benützt den Liberal, um sich bei einem gelehrten Doktor bei der Universität Löwen, dem Abbé Bonifoux, Professor am Collège du Porc, Raths zu erholen. Der Abbé Bonifoux soll ihn in den mit den Funktionen der priesterlichen Hierarchie verbundenen Pflichten unterweisen; in Allem, was man vom Pfarrer an bis zum Erzbischof, ja selbst bis zum Pabst zu wissen braucht. „„Denn mit Gottes Hülfe““, sagt er, „„fühle ich Kraft in mir, die ganze heilige Laufbahn des Apostolats zu durchmessen.““ Schon die erste Frage, die er an Jenen richtet, ist eine Beleidigung gegen den gesammten Priesterstand: „„Ich bin es müde, Soldat zu seyn, und will daher Priester wer-

den; aber ein Priester, der seinem Vaterland nützt. Ist Dieß möglich? Kann man zumal guter Priester und guter Bürger seyn? Ich denke ja."" Ich denke ja, d. h. ich denke, daß es möglich sey; was aber bloß möglich heißt, wäre eine Sache, die nicht so gar oft vorkäme. Kann man etwas für die Religion und ihre Diener Kränkenderes sagen? Der Abbé Bonifoux antwortet in demselben Ton des boshaften Schalks: „„Allerdings kann ein Priester dem Staat nützen, vorausgesetzt, daß dieser Priester ein guter Priester ist; aber um ein guter Priester zu seyn, muß er ein guter Bürger seyn."" Sehr wohl. Allein ein Priester, der die Pflichten seines Berufs treu erfüllt; ein Priester, der im Geist seines Standes mit Eifer arbeitet — ein heiliger Priester, ist er ein Priester, wie er seyn soll, um ein guter Bürger zu seyn? „„Nein"", meint der Abbé Bonifoux; „„denn die guten Menschen sind heut zu Tage eine Seltenheit, selbst unter den Heiligen."" (S. 59.) Was ist also ein guter Priester, der zugleich ein guter Bürger ist? Es ist ein Mensch wie Hr. Toutatous, dessen Name Toleranz und Indifferenz bezeichnet. „„Ein guter Priester"", fährt der Abbé Bonifoux fort, „„ist ein guter Mensch, der mit den Schwächen der Menschen Mitleid fühlt, der ihnen Geld bietet, statt es ihnen abzupressen, und in seinen Predigten Nichts vorbringt, was die Vernunft verletzt."" (S. 54.) Ein guter Priester ist ein Mensch, der an Schauspielen und ehrbaren Lustbarkeiten kein Aergerniß nimmt. „„Gehört die Komödie nicht zu den Unterhaltungen, welche die Priester dem Publikum gewähren sollen, so gehört sie wenigstens zu denen, welche sie ihm erlauben dürfen. Die Sittenlehre der Bühne, nicht zu verwechseln mit den Sitten der Bühne, wiewohl diese oft besser sind als die der Seminarien, die Sittenlehre der Bühne ist nicht nur meist vortrefflich, sondern sie spricht auch in einer edeln Sprache zu uns, welche wir in den Predigten nicht immer hören. (S. 552.) So laßt denn Eure Schafe ohne Gewissensskrupel das Schauspiel besuchen und Kopf und Herz bilden; kurz, gönnt ihnen alle ehrbaren Vergnügungen!"" (S. 552.) Räumt man einem Priester die Möglichkeit, guter Priester und guter Bürger zu seyn, nicht ein, außer unter der Bedingung, daß er die Strenge seines Amts unter den Geschmack der Welt für das Theater und die Moral, die man daselbst predigt, beugt; so besagt Dieß mit andern Worten so Viel, daß Priester der katholischen Religion keine guten Bürger seyn können, weil sie kein anderes Mittel, das Herz ihrer Schafe zu bilden, anerkennen und anzuerkennen vermögen als das Evangelium, dessen Maximen so sehr von denen des Theaters abweichen.

„Das Primat des heiligen Petrus und der römischen Bischöfe, ihrer Nachfolger, ist eine der Grundlehren der katholischen Religion. Ohne Zweifel verbietet das Gesetz dem Protestanten, selbst einem Ungläubigen nicht, die Beweise dieses Dogma's einer anständigen Kritik zu unterwerfen; z. B. zu behaupten, dasselbe beruhe auf einer falschen Auslegung der berühmten Rede Jesu: Du bist Petrus ꝛc.; aber es verbietet dem Kommentator, mit dieser Rede seinen Spaß zu treiben; denn das heißt den Gott des Evangeliums selbst verhöhnen. Nun höre man, was Hr. Arnault seinem Pater Bonifoux in den Mund legt: „„Als unser Herr zu Petrus sprach: Tu es Petrus et super hanc petram aedificabo ecclesiam meam, wußte er wohl, was er damit wollte; aber der Fürst der Apostel war weit entfernt, sich einzubilden, daß ihm dieses Wortspiel das Recht gebe, sich statt Tibers als Souverän Roms zu betrachten. (S. 51.) Die Bischöfe waren alle gleich. Der römische Bischof, um sich über seine Mitbrüder zu erheben, machte das Tu es Petrus etc. sich zu Nutze, obwohl es dem Schluß sehr an Bündigkeit fehlt. Das heißt, unter uns gesagt, aus einem Stein Oel pressen. Jesus dachte auf jeden Fall nicht daran, dem Petrus durch dieses Wortspiel eine Obergewalt über die andern Apostel zu verleihen."" (S. 267.) Lauter Spott und Blasphemie! Jesus, der wohl wußte, was er wollte, und Petrus, der nicht verstand, was Jesus sagte; Jesus, der ein Wortspiel macht, um den Geist des Petrus zu verwirren; Jesus, der seine Kirche mit einem Calembourg einsetzt; diese Kirche, auf Felsen gebaut, mit einem Stein verglichen, aus dem man Oel preßt — welche Masse von ruchlosen, gotteslästerlichen Albernheiten! Und nun die boshafte Lügenhaftigkeit des Verfassers nicht zu vergessen, dem gar wohl bekannt ist, daß das Haupt der Apostel sich nicht eigentlich Petrus nannte, sondern Simon Barjonas (fils de Barjonas, sic!), und daß ihm unser Herr den Namen Petrus ertheilte, um damit den Grundstein des geistlichen Gebäudes anzudeuten, das er auf ihm aufzuführen im Begriff stand, und das bis an das Ende der Tage dauern sollte. In der Rede Jesu liegt ein Bild, kein Wortspiel. Der Verf., um Gott und seine Rede zu verhöhnen, macht ein Wortspiel daraus!

„Mit derselben Verkehrtheit travestirt der Verf. mehrere Stellen der heiligen Schrift. „„St. Paul hat gesagt: Siquis episcopatum desiderat, bonum opus desiderat."" Diese Worte übersetzt Hr. Arnault: „„Wer ein Bisthum will, will ein gut Ding""; und daß man seinen Sinn ja nicht mißverstehe, fügt er hinzu: „„Dieß eben war die Meinung des Kardinals Maury; er liebte die guten Dinge so sehr, daß er auf seinem Haupt so viele Mithren vereinigte, als der heilige Vater Kronen trägt. (S. 265.) Das gute Ding, wornach ein Bischof in den Tagen St. Pauls trachtete, und welches der Apostel bezeichnen wollte, war Verfolgung und Märtyrerthum.""

„In seinem ersten Brief an Timotheus Kap. 3, und in seinem Brief an Titus Kap. 1, schildert St. Paul die Eigenschaften eines christlichen Bischofs. Er giebt zuerst die Fehler an, von denen ein Bischof frei seyn soll, und dann die Tugenden, die ihn zieren sollen. Was thut nun der Verfasser? Er führt die Stelle an, welche von den Fehlern, und übergeht die andere, welche von den Tugenden handelt, um einen Schluß herauszubekommen, der eine Beschimpfung des Christenthums ist: „„Es scheint"", sagt er, „„nach dieser Stelle, daß der Apostel von seinen Bischöfen weniger Begabung mit Tugenden als Nichtbegabung mit Lastern forderte."" (S. 276.) Wie boshaft, das gerade Gegentheil von Dem zu sagen, was man mit seinen Augen gelesen hat!

„Das kirchliche Cölibat ist ein Zustand der Vervollkommnung. So lehrt das Evangelium, und ihm gemäß hat die katholische Kirche zu allen Zeiten das Mönchthum unter ihren Schutz genommen. Der Verf. schmäht demnach die Staatsreligion, indem er das Mönchthum nach der Kastration die monstruöseste aller menschlichen Institutionen nennt, deren geringster Uebelstand darin besteht, daß sie den Egoismus zum Dogma erhebt, und ihn praktisch heiligt; eine Abgeschmacktheit und eine Barbarei, wogegen Vernunft und Gefühl sich empören (S. 564.); eine Verirrung von der Natur, die eben so unnatürliche Sünden nach sich zieht (S. 556.), so daß es von Diderot nicht nur nicht unsittlich, sondern im höchsten Grad sittlich war, daß er in seinem Roman, die Nonne, ein Gemälde, selbst dem unwissenden Leser, von einer Sittenlosigkeit vor Augen stellte, die nur ein übelangebrachtes Zartgefühl verschleiern mochte." (S. 559.) Dieser Roman, die Nonne, dessen Lektüre Hr. Arnault den Unwissenden als eine gute Moral empfiehlt, ist aber so mit Unzüchtigkeiten durchspickt, daß der Atheist Naigeon, der ihn zuerst herausgab, erklärte: er habe Diderot selbst darüber Vorwürfe gemacht, und der Philosoph habe nicht umhin gekonnt, über die abscheulichen Scenen zu erröthen, die er mit einigem Gefühl für öffentliche Anständigkeit hätte unterdrücken müssen. Wahrlich übrig genug, den äußerst verderbten Geist, in welchem die vermischten Aufsätze geschrieben sind, kennen zu lernen. Indeß zweifle ich, ob sich in der Periode, in der wir sind, eine gerichtliche Klage mit Erfolg anstellen läßt."

Randbemerkung: „Zu übermachen an den k. Prokurator, damit er sehe, was zu thun." Weiter unten: „Geschehen am 5 Oktober 1827."

Bemerkungen über das Königreich Polen.

2) Wissenschaftliche Anstalten.

Die Zahl der Studirenden in Warschau belief sich auf 589; die höhern Provinzialschulen hatten zusammen 8682 Zöglinge; 1624 junge Handwerker besuchten die in der Hauptstadt und in den Provinzen bestehenden sogenannten Sonntagsschulen. In der Anstalt für Taubstumme befanden sich 68 Individuen. Eine im J. 1826 errichtete Rabbinerschule hatte 72 Zöglinge, und vier jüdische Elementarschulen zählten zusammen 298 Schüler.

Britische Pairs.

Das Oberhaus hat gegenwärtig folgendes numerische Verhältniß in jeder Adelsstufe: 4 Prinzen von Geblüt, 19 Herzoge, 18 Marquis, 105 Grafen (Earls), 22 Viscounts, 160 Barone, 16 schottische Pairs, 28 irländische Pairs, 30 Bischöfe und Erzbischöfe; zusammen 402 Mitglieder.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 284. 11 Oktober 1830.

Augustin Johann Fresnel. *)

Augustin Johann Fresnel wurde am 10 Mai 1788 in Broglie bei Bernay im jetzigen Departement de l'Eure geboren. Sein Vater war ein Architekt, in welcher Eigenschaft das Geniekorps ihm den Bau von Querqueville auf der Rhede von Cherbourg aufgetragen hatte. Durch die Bewegungen der Revolution genöthigt, diesen Arbeiten zu entsagen, zog er sich mit seiner Familie auf ein kleines Gut zurück, welches er in dem Dorfe Mathieu (bei Caen) besaß; einem Oertchen, das als Geburtsplatz des Dichters Jean Marot, Vater des berühmten Clement Marot, bereits damals nicht ohne eine gewisse Bedeutung war. Madame Fresnel, deren Familienname (Merimée) für Kunst und Wissenschaft dereinst ebenfalls theuer werden sollte, war mit den glücklichsten Eigenschaften des Herzens und Geistes ausgestattet, und ihre ausgezeichnete Bildung erlaubte ihr, an der sorgfältigen Erziehung Theil zu nehmen, welche ihr Mann ihren vier Kindern angedeihen ließ. Der junge Augustin machte nur äußerst langsame Fortschritte; im achten Jahr konnte er noch kaum lesen, und Diejenigen, welche die künftige Bahn eines Knaben nur danach beurtheilen, ob er in der Klasse unter den Ersten sizt, und ein gutes Argument zu liefern im Stand ist, hätten sich nimmermehr einfallen lassen, daß Fresnel einer der ersten Gelehrten des Jahrhunderts werden würde. Besser verstanden ihn seine jungen Mitschüler, welche ihn den „Geniemann" nannten. Dieser pomphafte Titel wurde ihm einstimmig zuerkannt, als er in seinem neunten Jahr Versuche über das Verhältniß der Länge und des Kalibers anstellte, wodurch den kleinen Holunder-Kanonen, deren die Kinder sich zum Spielen bedienen, die stärkste Schußkraft gegeben wird, sowie über die grünen und dürren Hölzer, die sich nach Elasticität und Dauerhaftigkeit am Besten zu Bogen anwenden lassen. Wirklich war der kleine Physiker in dieser Arbeit so glücklich gewesen, daß die bisher unschuldigen Spielzeuge eine gefährliche Waffe wurden, und er die Ehre hatte, dieselben in Folge einer deßhalb ausdrücklich vorgenommenen Berathung der Eltern den Kämpfern verboten zu sehen.

Im Jahr 1801 trat Fresnel in die Centralschule von Caen, und in seinem sechzehnten Jahr in die polytechnische Schule in Paris. Seine damals äußerst schwache Gesundheit ließ befürchten, er werde die Mühsale eines so rauhen Noviciats zu bestehen nicht vermögend seyn; allein der hinfällige Körper umhüllte die kräftigste Seele, und überdieß war die Gewandtheit des neuen Zöglings für alle graphischen Künste so groß, daß, während er sich eine weit geringere Tagesarbeit auflegte, er gleichwohl mit den fähigsten seiner Mitschüler Schritt halten konnte. Hier fanden denn seine Talente bereits entschiedene Anerkennung, und Fresnel erhielt, nachdem er jene Anstalt verlassen und in die Schule der „Brücken und Kunststraßen" übergetreten war, bald den Titel eines ordentlichen Ingenieurs, mit welchem er nach der Vendee geschickt wurde, wo die Regierung damals die von dem Bürgerkrieg nachgelassenen Spuren auf jede Art zu verwischen suchte und den Grund zu einer neuen Stadt legte. Neun Jahre lang blieb Fresnel in den Departemens der Vendee, la Drôme, Ille et Vilaine, mit Arbeiten beschäftigt, die seinem tiefen wissenschaftlichen Geist keineswegs zusagen mochten, welchen er sich aber aufs Gewissenhafteste unterzog.

Im Jahr 1814 huldigte er den Hoffnungen, welche die Rückkehr der königlichen Familie erweckte, aufs Lebhafteste. Die Charte schien ihm alle Keime einer vernünftigen Freiheit zu enthalten; er sah darin die Morgenröthe einer politischen Verjüngung, die sich ohne gewaltsame Erschütterung von Frankreich über ganz Europa verbreiten würde. Sein Bürgerherz schlug hoch bei dem Gedanken, daß sein schönes Land diesen friedlichen Einfluß auf das Glück der Völker auszuüben bestimmt sey. Wenn während der Kaiserherrschaft die großen Tage von Austerlitz, Jena, Friedland seine Phantasie nicht besonders erregt hatten, so geschah Dieß bloß deßhalb, weil sie ihm zur Verewigung des Despotismus bestimmt schienen, unter welchem Frankreich sich damals krümmte. Auch hielt er die Landung von Cannes im Jahr 1815 für einen Angriff gegen die Civilisation, und ohne sich durch seine hinfällige Gesundheit hindern zu lassen, eilte er sich einer Abtheilung der Königlichen im Süden anzuschließen. Gerührt von dem kränklichen Aussehen seines neuen Soldaten be-

*) Unsere Leser werden nicht ungern sehen, wenn wir die schon erwähnte Gedächtnißrede das berühmten französischen Akademikers Arago (vgl. Ausl. 244 S. 980) auf Fresnel zu einem größern Artikel benutzen, da sie eben so sehr durch die edle Freimüthigkeit des Redners im Augenblick wo der Despotismus die französische Freiheit ächten wollte, als durch die Angaben von Fresnels merkwürdigen physikalischen Entdeckungen, ausgezeichnetes Interesse gewinnt.

zeugte ihm der General seine Verwunderung, daß er sich in einem solchen Zustand den Beschwerden und Gefahren eines Bürgerkrieges aussetzen wolle: „Haben Ihnen etwa Ihre Obern" fragte er, „diesen Schritt befohlen?" „Nein, General, ich bin bloß mit mir selbst darüber zu Rath gegangen." — „Ich bitte Sie, sprechen Sie ohne Umschweife, hat man Ihnen vielleicht mit Zurückhaltung Ihrer Besoldung gedroht?" — „Nichts der Art wurde mir gedroht; ich habe meine Besoldung richtig erhalten." — „Gut! aber ich muß Ihnen, unter uns gesagt, zum Voraus andeuten, daß wie hier auf Nichts weiter, als den Zufall rechnen können." — „Ich habe bloß auf meine eigenen Mittel gerechnet; ich erwarte und wünsche keine Belohnung; ich stelle mich Ihnen, um eine Pflicht zu erfüllen." — „Vortrefflich, mein Herr! so muß jeder gute Diener der königlichen Sache denken und handeln, ich theile Ihre edeln Gesinnungen; rechnen Sie auf mein Wohlwollen." Dieses Wohlwollen bethätigte sich wirklich, und die Fragen, welche Fresnel anfänglich gekränkt hatten, zeigten bloß, daß sein Gegenredner, weniger Neuling in den Dingen dieser Welt, aus Erfahrung wußte, daß eine Versammlung des Volks, welche Farbe sie auch trage, stets mehr als Einen unter sich hat, dessen Hingebung unter einem trügerischen Schein persönliche Interessen verbirgt.

Halbtodt von den bestandenen Mühsalen kehrte Fresnel nach Nyons, seinem gewöhnlichen Wohnort, zurück. Die Nachricht von der Niederlage des königlichen Heers war ihm vorangeeilt, das Volk empfing ihn mit Schmähungen. Nach wenigen Tagen erschien ein kaiserlicher Kommissär, der seine Entsetzung aussprach und ihn unter polizeiliche Aufsicht stellte. Doch wurde diese Maßregel nicht sehr streng ausgeübt; Fresnel erhielt Erlaubniß, sich nach Paris zu begeben und dort seinen Aufenthalt zu nehmen, wo er sich nun auf seine großen wissenschaftlichen Arbeiten vorbereitete.

(Schluß folgt.)

Die Beduinen.

11. Krieg- und Streifzüge der Beduinen.

Die arabischen Stämme befinden sich in einem beinahe unaufhörlichen Kriegszustande; selten trifft es sich, daß ein Stamm einen Augenblick mit all seinen Nachbarn in Frieden steht, aber die Fehden der einzelnen Stämmen sind selten von langer Dauer. Der Friede wird leicht hergestellt, aber auch eben so leicht wieder gebrochen. Der Krieg der Araber ist Parteigängerkrieg; selten werden eigentliche Feldschlachten geliefert; Das, worauf beide Theile vor Allem ausgehen, ist den Feind durch einen plötzlichen Ueberfall zu überraschen und sein Lager zu plündern. Daher sind diese Fehden beinahe niemals sehr blutig; der Feind wird von einer überlegenen Zahl angegriffen, und er flieht ohne Widerstand in der Hoffnung, sich an einer schwachen Partei der Gegner seines Schadens zu erholen. Die gefürchteten Folgen der Blutrache verhüten manchen mörderischen Kampf; so können zwei Stämme ein ganzes Jahr lang in Krieg seyn, ohne daß mehr als dreißig oder vierzig Mann auf jeder Seite bleiben. Bei mehreren Gelegenheiten haben die Araber große Tapferkeit und heroischen Muth bewiesen; aber wenn sie nur um des Raubes willen fechten, läßt sich das Gleiche nicht von ihnen rühmen. Ich könnte zahlreiche Beispiele von Karawanen und Bauerschaften anführen, die eine dreifach größere Anzahl angreifender Araber in die Flucht schlugen; deßhalb werden sie in ganz Syrien als die elendesten Feiglinge betrachtet. Wenn der Araber dagegen seinem Nationalfeind in offener Schlacht entgegentritt, wenn die Ehre und der Ruhm seines Stammes auf dem Spiele stehn, dann entwickelt er oft wahren Heldenmuth; und noch finden wir unter ihnen Krieger, deren Namen durch die ganze Wüste berühmt sind. Manche der Thaten, die ihnen zugeschrieben werden, könnten fabelhaft erscheinen, wenn wir nicht sähen, daß die Waffen der Araber der persönlichen Tapferkeit den freiesten Spielraum gewähren, und wenn wir nicht wüßten, daß in unregelmäßigen Gefechten die ausgezeichneten Eigenschaften des Pferdes dem Reiter oft die außerordentlichsten Vortheile über seine Feinde geben. So lesen wir in der Geschichte Antars, daß dieser tapfere Sklave, auf seinem Streitroß Gadaea, in einer einzigen Schlacht achthundert Feinde mit seiner Lanze erlegte. Wie unglaublich auch diese Angabe bleibt, so dürfen wir jenem Helden doch einen neueren Namen an die Seite setzen, dessen Ruhm in hundert Gedichten lebt und dessen Waffenthaten mir durch mehr als einen Augenzeugen erzählt wurden. Dschedua Ibn Gevau el Schamsy soll der allgemeinen Sage nach in einem einzigen Treffen dreißig Feinde erschlagen haben; er rühmte sich selbst, nie in die Flucht getrieben worden zu seyn, und die Beute die er gewann, war unermeßlich. Aber seine Freunde allein zogen von derselben Vortheil, denn er blieb sein ganzes Leben hindurch arm. Zuletzt opferte er seinem Durst nach Ruhm sein Leben. Im J. 1790 brach Krieg zwischen den Stämmen Ibn Fadheil und Ibn Esmir aus, und die meisten Aenesen nahmen an demselben auf der einen oder der andern Seite Theil. Nach manchen kleineren Gefechten stießen die beiden Scheichs, jeder an der Spitze von ungefähr 5000 Reitern, bei Meserib, einer kleinen Stadt auf der Pilgerstraße ungefähr fünfzig Meilen von Damaskus, auf einander und beschloßen durch eine große Schlacht den Krieg zu beendigen. Die Heere hatten sich einander gegenüber in Schlachtordnung gestellt und leichte Streifereien eröffneten den Kampf, als Dschedua den heldenmüthigen Entschluß faßte sein Leben für den Ruhm seines Stammes zu opfern. Er ritt zu Ibn Esmir, unter dessen Fahnen die Schamsy fochten, hinan, legte seinen Panzer und seine Kleider bis auf das Hemd ab, und küßte den Bart des Häuptlings, zum Zeichen, daß er sein Leben für ihn hingeben wolle. Darauf verließ er die Reihen seiner Freunde und sprengte, nur mit dem Säbel bewaffnet, wüthend gegen den Feind. Da beiden Parteien seine Tapferkeit wohl bekannt war, so erwartete Jedermann in ängstlicher Spannung den Ausgang dieser kühnen That. Bald öffnete die Kraft seines Armes ihm einen Weg durch die feindlichen Reihen, er drang bis zu ihrer Fahne durch, die in dem Centrum derselben aufgepflanzt war und fällte mit einem Streiche das Kamel, welche sie trug; dann wandte er sich und hatte bereits wieder den freien Raum erreicht, der beide Heere von einander trennte, als er durch den Schuß eines Fußstreiters getödtet wurde. Seine Freunde, die

das Banner fallen gesehen hatten, stürzten mit freudigem Geschrei auf den Feind und schlugen ihn auf das Haupt; über fünfhundert Fußkämpfer deckten mit ihren Leichen die Wahlstatt. Immer wird, wenn das Banner einer Partei fällt, die Schlacht für sie als verloren betrachtet.

Um ihre Feinde desto sicherer zu überfallen, gehen die Araber bei ihren Streifzügen gewöhnlich von einem weitentlegenen Punkte aus, wo es ihnen leicht wird, ihre Bewegungen zu verbergen. Nicht selten sind die Aenesen auf der Ebene Haran gelagert, wenn sie Einfälle in das Gebiet von Mecka machen; eine Abtheilung der Dhofyr Beduinen kommt aus der Nachbarschaft von Bagdad und plündert die Lager der Aenesen bei Damaskus, die Beni Sachr ziehen von dem Dschebel Belka aus, um in der Provinz Irak Arabi ihr Heil zu versuchen. Sobald sie einen Streifzug in die Ferne unternehmen, so ladet jeder Reiter der Partei einen Freund ein, ihn zu begleiten. Der letztere, der Sammal oder Begleiter, sitzt auf einem jungen starken Kamel. Der Reiter (zu Roß) sorgt für Kamelsäke, Mundvorrath und Wasser, er setzt sich hinter den Sammal auf das Kamel, um sein Pferd bis zu dem entscheidenden Augenblicke zu schonen. Wenn die vorausgesandten Streifer dem Feinde nahen, so bestimmt der Häuptling gewöhnlich drei Sammelplätze, auf denen die Sammals der Reiter warten sollen, die jetzt zum Angriff eilen. Der erste Sammelplatz ist selten weiter als eine halbe Stunde von dem Lager des Feindes, in einem Thal oder hinter einem Hügel. Treffen die Reiter zu der bestimmten Zeit ein, so ziehen die Sammals sich auf den zweiten Sammelplatz zurück und harren dort einen ganzen Tag ihrer Freunde. Von dort gehen sie zu der dritten Station, wo sie drei oder vier Tage warten; dieser dritte Punkt ist immer eine starke Tagereise von dem Orte des Angriffes entfernt. Wenn nach dem Verlaufe jener Zeit keiner der Ihrigen sich einstellt, so begeben sie sich in größter Eile nach Hause. Hat die Unternehmung guten Erfolg gehabt, so wird der Sammal mit einer Kamelmutter belohnt, wenn auch der Beuteantheil seines Freundes selbst nicht mehr gewesen ist, als ein Kamel; haben die Reiter jedoch eine Niederlage erlitten, so hat er keinen Lohn für seine Dienste zu hoffen. Bei weit entfernten Zügen begegnet es zuweilen, daß die Reiter bis auf den letzten Mann umkommen; wenn sie zurück geschlagen, von den Sammals, die Speise und Trank für sie haben, abgeschnitten werden, müssen sie entweder in der Wüste umkommen oder sich ausziehen und plündern lassen.

Rückt der Feind zu seinem Angriffe aus der Ferne heran, so bekümmert er sich nicht um den Theil des Eigenthumes, der in den Zelten ist, sondern treibt nur die Pferde und Kamele hinweg. Wenn das feindliche Lager dagegen in der Nähe ist, so nehmen die Sieger die Zelte mit Allem, was sie enthalten. In einem solchen Falle kann ein muthiges Weib eines von den Kamelen ihres Mannes zurück erhalten, wenn sie dem abziehenden Feinde nachläuft und dem Anführer derselben zuruft: „O edler Fürst, ich erflehe meine Nahrung von Gott und von Dir! Wir werden verhungern.“ Wenn sie den Räubern nur eine kurze Zeit lang nachkommen kann, so wird der Anführer es für eine Ehrenschuld halten, ihr aus seinem eigenen Beuteantheile ein Kamel zu geben.

Mit der Beute, welche ein glücklicher Raubzug abwirft, wird es nach einer zum voraus getroffenen Uebereinkunft gehalten. Zuweilen plündert jeder Reiter für sich; ein anderes Mal wird die Beute zu gleichen Theilen vertheilt. In dem ersteren Falle wird Alles, was ein Araber zuerst mit seiner Lanze berührt, als sein ausschließliches Eigenthum betrachtet; so eilt ein Jeder, wenn eine Heerde Kamele gefunden wird, so viele er kann vor irgend einem seiner Freunde mit seiner Lanze zu berühren, wobei er ausruft: „O N —, gieb Zeugniß! O Z —, siehe, Du bist mein!“ Der Anführer der Partei, der nicht gerade der Scheich des Lagers zu seyn braucht, bedingt sich gewöhnlich einen bestimmten größeren Antheil an der Beute aus; z. B. daß Alles, was sich an männlichen Kamelen fände, oder der zehnte Theil der Beute, über seinen gewöhnlichen Antheil, ihm zufallen solle. Wenn eine zahlreiche Partei eine verhältnißmäßig nur geringe Beute macht, so versammelt der Führer bei der Rückkehr alle seine Leute, läßt das geraubte Vieh vor sein Zelt bringen und sagt dann zu seinen Begleitern, einem nach dem andern: „Geh Du und nimm eines; und Du, geh Du und nimm eines!“ Wenn alle ihren Theil erhalten haben und nur noch wenige Stück übrig bleiben, die zu einer Vertheilung nicht mehr ausreichen würden, so spricht der Führer das Wort „Maleha!“ (Gesalzen!) Auf dieses Zeichen stürzen Alle zugleich auf das übrige Vieh zu und Jeder behält davon, was er zuerst ergreift.

(Fortsetzung folgt.)

Die Barrikaden von Paris.

(Mitgetheilt von Dr. Hermes.)

I. Der sieben und zwanzigste Julius.

3. Seitenstraße der Rue Saint-Honoré.

Die ganze Straße nebst allen Nebengassen ist von einer unermeßlichen Menschenmenge bedeckt; mitten unter den Gruppen von Handarbeitern und Tagelöhnern bemerkt man an der Ecke der Rue Saint-Honoré elegant gekleidete junge Herren mit ungeheuern Stöcken und zum Theil mit Pistolen bewaffnet. Sie sprechen den Volkshaufen Muth ein und fordern sie auf, sich gegen die Gendarmen zu vertheidigen. Man hört in der Gegend des Palais-Royal einzelne Flintenschüsse, und bald darauf ein Pelotonfeuer.

Erster Student. Wie ich Euch sage, sie wollten unsere Deputirten ermorden lassen; alle Redakteurs der Journale sind diese Nacht verhaftet worden. (Zweites Pelotonfeuer.) Holla! Hört Ihr? Das kann nichts Anderes seyn, als die Garde.

Zweiter Student. Nein! Ich weiß gewiß, daß sie nicht auf das Volk feuern wird. Eher schießt sie auf ihre eigenen Offiziere, ein Sergent-Major hat mir Das erst gestern gesagt.

Ein Arbeiter. Das laßt gut seyn. Die schießen auf Alles.

Erster Student. Hört Ihr, Freunde? Es ist vor dem Château d'Eau! Seht Ihr sie, wie sie auf dem Platze des Palais-Royal aufmarschiren?

Der Arbeiter. Meiner Treu, man sieht noch den Rauch über den Häusern. (Zahlreiche Volkshaufen ziehen sich von dem Palais-Royal her zurück; Einzelne fliehen in vollem Lauf.)

Erster Student. Seht, da kommt Alles auf uns los! (Zu den Fliehenden.) So lauft doch nicht davon! (Zu der Gruppe, die ihn umringt.) Haltet sie auf!

Zweiter Student. Meine Freunde, wir sind Alle Franzosen; wir müssen diese ehrlose Garde vertilgen! Folgt mir! Es lebe die Charte!

Die ganze Volksmasse. Vorwärts! Vorwärts! Es lebe die Charte! Nieder mit Polignac! Nieder mit den Gendarmen! (Ein zahlreicher Haufe folgt den beiden Studenten, die sich gerade gegen den Platz des Palais-Royal hin wenden.)

Ein Weinhändler (steht vor seiner Thür, die nur halb geöffnet

ist). O, diese Schurken, die Minister! Das geht wie auf der Rue Saint-Denis. Elender König, der auf gute Bürger, auf sein Volk schießen läßt. Aber man wird Dich dafür in die Schule nehmen, warte!

Ein alter Beamter. Lieber Himmel! Mein Herr, nicht unser guter König ist Schuld; man hintergeht ihn; er weiß Nichts von all Dem, was hier geschieht; und ich bin überzeugt. —

Der Kaufmann (mißt ihn und sieht ihn von der Seite an.) Sie sind von ihrer Partei, Kamerad! Nun, glauben Sie mir, gehen Sie in aller Stille nach Hause; denn wann man Sie hier hörte, könnten Sie leicht eine sehr unangenehme Viertelstunde erleben.

Der Beamte. Mein Herr, Sie müssen bedenken, daß ich, der hier mit Ihnen spricht. —

Der Kaufmann. Nun gut, Sie sollen Recht haben! Und damit genug!

Der Beamte. Ich habe die Revolution gesehen.

Der Kaufmann. Und wenn Sie diese auch noch gesehen haben, so sind es zwei.

Der Beamte. Ludwig XVI war getäuscht worden, und wenn der König —

Ein Vorstädter. He da! Was sagt Der da, der alte Perückenstock?

Andere Vorstädter. Es ist ein Spion; an die Laterne! (Man hört ein Lauffeuer, das in der Ferne beginnt und sich allmählig nähert.)

Ein Bürger (das Gesicht voll Blut, einen Kavalleriesäbel, dem die Spitze abgebrochen ist, in der Hand). Zu den Waffen! zu den Waffen. Man erwürgt uns dort unten!

Die Volksmasse. Zu den Waffen! zu den Waffen!

Eine Stimme. Erbrechen wir den Laden des Schwertfegers!

Andere Stimme. Tragen wir Pflastersteine auf die Balkons. (Eine Abtheilung der Garde rückt heran).

Der Kaufmann. Da seht Ihr sie kommen! Es ist das dritte Regiment (zu den Leuten, die ihn umgeben). Vorwärts, meine Herren! Herein oder hinaus. Sie können sich wohl denken, daß ich nicht Lust habe, hier stehen zu bleiben und meinen Laden offen zu lassen! (Das Feuer wird lebhafter; Bürger schießen aus den Fenstern, und Einer spricht dem Andern durch Worte und Gebehrden Muth zu.)

Ein Bürger (am Fenster im zweiten Stock giebt seinen Nachbaren ein Zeichen mit der Hand) Kavallerie hinter Ihnen! Es sind die Kuirassiere. Ha! Die werden gut zugerichtet! Puff! Die Bouteillen! — Puff! Die Holzscheite! — Seht da! Die Möbel! — Wenn Das so fortgeht, wirft man noch die Häuser zu den Fenstern hinaus.

Verworrenes Geschrei: Zu den Waffen! Ein Volkshaufe zieht die Straße Saint-Honoré hinauf; Alle Arm in Arm, vier Mann hoch. Sie singen die Marseillaise:

Allons, enfans de la patrie,
Le jour de la gloire est arrivé,

Ein Bäcker (von kolossaler Gestalt steht mit aufgestreiften Hemdärmeln, die Pfeife im Munde, vor seinem Laden. Er akkompagnirt den Volkshaufen, der bei ihm vorbeigeht, und schlägt den Takt dazu:

— — Formez vos bataillons,
Marchons, qu'un sang impur — —

Flintenschüsse fallen ganz aus der Nähe. Ein junges Weib, das eben vorüber geht, wird durch den Kopf geschossen und fällt todt zu den Füßen des Bäckers nieder). Ah! armes Weib!

Eine Portière. Ach, mein Jesus! mein Gott, ist das möglich! (Der Bäcker, bricht seine Pfeife entzwei und betrachtet einen Augenblick den Leichnam der Unglücklichen: darauf bückt er sich und rüttelt einen Arm derselben). Ha! armes Geschöpf! Rache!

Die Umherstehenden. Rache! Rache! (Der Bäcker ergreift den Leichnam, hebt ihn hoch über seinen Kopf und trägt ihn so durch das Volk.)

Alles Volk. Rache! Rache!

Der Bäcker. Ja, Rache! Seht diese Straßenräuber, wie sie mit uns umgehen! (Alles Volk drängt sich um ihn her, so daß er kaum weiter gehen kann und den Leichnam niederlegen muß. Man hört Weibergeschrei auf der Straße. Fenster werden zugeschlagen.)

Ein Bürger. Das ist ein Gräuel! Hunde von Jesuiten!

Der Bäcker (in der Ferne). Tod den Schweizern! Die sind es gewesen, meine Freunde, die sie ermordet haben! (Eine Menge von Stimmen auf allen Seiten: Tod den Schweizern! Nieder mit der Garde; Nieder mit den Gendarmen!)

Gustav (der eben mit seinen Freunden und einer neuen Schaar ankommt). Ja, Tod! Tod! — Zu den Waffen! Tod den Gendarmen! Tod!

Ein Herr. mit der Ehrenlegion. Nieder mit Karl X! Nieder mit dem Tyrannen! (Das Gewehrfeuer, ganz in der Nähe, nimmt zu.)

Gustav. Nieder mit dem Tyrannen! Es lebe die Charte! (Allgemeiner Ruf: Es lebe die Charte! Tod dem Tyrannen! Tod dem Tyrannen!)

Eine Stimme. Man muß den Leichnam nach Saint-Cloud tragen!

Ein Weib. Tragt ihn lieber zu dem Hôtel-Dieu!

Ein Lumpensammler. Ja, da sie todt ist, die arme Seele, ist Das das Beste. Macht fort, macht! Es wird heut Abend dort nicht leer seyn!

Der Herr, mit dem Legionskreuz. Ei, meine Freunde, aus Menschenliebe, aus Mitleid, tragt diesen Leichnam zum nächsten Wachthause!

Gustav. Werft ihn den Mördern, den Soldaten, an den Kopf!

Mehrere Stimmen. Zur Wache! Zur Wache!

Das Weib. Zu dem Hrn. Kommissär.

Der Lumpensammler. Deine Kommissäre! Kommissäre! Die haben sich gedrückt; es giebt jezt keine Kommissäre mehr. (Der Bäcker nimmt den Leichnam von Neuem auf und bringt ihn, von allem Volke begleitet, weiter.)

Das Volk. Zur Wache! Zur Wache! Tod den Gendarmen! Tod den Schweizern! Nieder mit der Garde! Es lebe die Charte! Es lebe die Freiheit!

Bemerkungen über das Königreich Polen.

5) Landwirthschaft und Fabriken.

Die Zahl des Viehs, besonders der Schafe, nimmt in einem sehr raschen Verhältnisse zu. Leztere haben sich in kurzer Zeit beinahe verdoppelt, und es giebt fast keine für Schafzucht geeignete Domäne, wo nicht eine Anzahl reiner oder gemischter Merino's sich vorfände; daher auch, troz der zunehmenden Zahl der Tuchfabriken, der Werth der Wolle immer empfindlicher sinkt. Während es im J. 1815 kaum 100 Werkstühle für gemeine Tücher gab, beschäftigt Polen deren gegenwärtig mehr als 6000, *) die theils durch Wasser, theils durch Dampf in Bewegung gesezt werden, und bringt jährlich mehr denn sieben Millionen Ellen Tuch jeder Farbe und Qualität hervor, das zum Theil bis nach China geht. Dieses Tuch und andere Wollenzeuge, wie Kasimir, Flanell, Molton, Circassiennes, ꝛc. sind beinahe die einzigen Ausfuhrartikel des Königreichs nach Rußland, während es von dorther Baumwollen- und Seidenzeuge, Leinwand, Leder, Papier, Metalle, Halbmetalle, Porzellan, kurze Waaren, Wachs, Kerzen, Oel, Theer, Pech, Hopfen, Getraide, Rindvieh, ja selbst Wildpret, Fische, Butter einführt. Industrie und Handel werden durch die neuangelegten Chausseen mächtig unterstüzt, die sich bereits auf 138 Meilen (wovon 15 auf 1 Grad) erstrecken. So zieht sich z. B. jezt eine neue Straße von Warschau bis zum Niemen, welche, vermittelst einer verbesserten Baumethode, mitten durch Flugsand und Moorland innerhalb eines einzigen Jahres fertig wurde, und nun auf jenem Strom bereits den Handel des Occidents mit dem des Orients verbindet.

4) Bevölkerung.

Die Gesammtbevölkerung des Königreichs betrug am Anfang des Jahrs 1829, abgerechnet die Armee, 4,088,289 Köpfe, was gegen das Jahr 1825 einen Zuwachs von 585,985 ausmacht. In verschiedenen Städten hat man fortgefahren, der jüdischen Bevölkerung eigene Quartiere anzuweisen, welche im ganzen Land 584,265 Köpfe stark ist. Der Werth der bei der Brandversicherungs-Gesellschaft assekurirten Güter betrug im J. 1829 gegen 420 Mill. Gulden, und hatte in den lezten Jahren um 108 Mill. Gulden zugenommen. Die Bevölkerung von Warschau betrug im J. 1829, abgerechnet die Garnison, 156,554 Menschen, mit der Garnison 150,000. Die Zahl der Juden beläuft sich daselbst auf 30,146.

*) Hienach ist eine englischen Blättern entnommene Notiz, Ausl. S. 748, zu berichtigen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 285. 12 Oktober 1830.

Gegenwärtiger Zustand von Odessa.

3. Oertlichkeit.

So wie Odessa jetzt ist mit seinen breiten Straßen und großen Gebäuden, kann man es ein St. Petersburg im Kleinen nennen. Wenn man den steilen Kalksteinfelsen hinaufsteigt, auf welchem die Stadt liegt, gewährt die plötzlich entgegentretende Strada Chersona einen überraschenden Anblick. Eine halbe englische Meile lang und außerordentlich breit, zu beiden Seiten des Fahrweges mit weißen Akacien besetzt und mit Trottoirs von welchem Conglomerat versehen, macht die Strada Chersona einen wahrhaft großstädtischen Eindruck; sie besitzt mehrere ausgezeichnete Gebäude; zur Linken gleich am Eingange das städtische Hospital, weiter hinauf zur Rechten das Haus, in welchem früher Graf Woronzoff wohnte und das jetzt Jussuf Pascha einnimmt; auf beiden Seiten beträchtliche Magazine, die nicht ohne Rücksicht auf architektonische Schönheit angelegt sind. Die Straße endet in einen weiten unregelmäßigen Platz, auf welchem man, in der Mitte der Stadt, die Kathedrale zu St. Nikolaus, das Wachthaus und das vor Kurzem erst aufgeführte Amt der Feuerversicherungsgesellschaft erblickt. Wenden wir uns zur Linken, so finden wir uns auf der Strada Ribas, die, nicht ganz so lang als die eben erwähnte, von beiden Enden gegen die Mitte zu sich beträchtlich erhebt. Sie führt in den öffentlichen Garten und wird durch eine der Façaden des Liceums Richelieu verschönert. Haben wir ungefähr drei Viertheil ihrer Länge erreicht, so stoßen wir auf die Strada Richelieu, die, bedeutend länger als eine der genannten beiden Straßen, die Strada Ribas unter rechten Winkeln durchschneidet und sich in gerader Linie von SW nach NO zieht. Betreten wir diese, indem wir uns von der Strada Ribas noch einmal links wenden, so sehen wir zu unserer Rechten das englische Magazin und den ungeheuren Palast des Civil-Gouverneurs, zu unserer Linken den sogenannten Klub, mit seinem herrlichen Gesellschaftssaale, der an 1000 Personen faßt und zugleich zur Börse dient, und der neuen Resource, an der die angesehensten Einwohner der Stadt Theil nehmen. Das Ende der Strada Richelieu geht auf einen freien Platz aus, in dessen Mitte das Theater gelegen ist — ein in einfachem, edlem Stile aufgeführtes Gebäude mit vier Façaden, in welchem mit russischen Schauspielen und italienischen Opern abgewechselt wird. Die Oper steht der zu St. Petersburg wenig nach, und von den Summen, die auf dieselbe verwendet werden, kann man sich einen Begriff machen, wenn man hört, daß die Prima Donna neben freier Wohnung und einer Equipage zu ihrer Disposition, einen Jahrgehalt von mehr als 5000 Gulden hat. Man genießt von dem Theaterplatze aus eine herrliche Aussicht auf einen Theil des schwarzen Meeres mit dem Quarantänehafen und den Fahrzeugen, die sich in demselben drängen. Gehen wir schrägs über den Platz und wenden wir uns wieder zur Linken, so kommen wir auf den neuen Boulevard, auf welchem wir zunächst die neue Börse und zu äußerst den Palast des Grafen Woronzoff finden.

Den Platz, welchen gegenwärtig der neue Boulevard ziert, wurde noch vor wenigen Jahren von halb verfallenen Kasernen und elenden Hütten eingenommen; seine vortheilhafte Lage, mit der Aussicht auf die See, veranlaßte die Regierung, ihm seine gegenwärtige Bestimmung zu geben. Der ungefähr eine halbe Meile lange Boulevard besteht aus einer einzigen Reihe Häuser, die mit der Façade der See zugekehrt und zwar nicht nach regelmäßigem Plane, jedoch größtentheils mit Geschmack gebaut sind. In der Mitte des Boulevard's erhebt sich auf einem Piedestal von rothem Granit die Broncestatue, welche die dankbaren Einwohner von Odessa dem Herzog von Richelieu errichten ließen. Ein breiter Fahrweg läuft längs den Häusern hin, und der Raum zwischen demselben und dem Abhang des Felsens ist mit mehreren Reihen junger Akacien bepflanzt, die in den Sommerabenden Gelegenheit zu einem angenehmen Spaziergange bieten. Das bedeutendste Gebäude auf dem Boulevard ist der Palast des Grafen Woronzoff, der während des letzten Besuches des Kaisers Nikolaus den gesammten kaiserlichen Hofstaat beherbergte; ein einfaches Gebäude, das in einer vortheilhafteren Lage vielleicht einen großartigen Eindruck machen würde, zum Unglück aber so tief liegt, daß man von dem Boulevard kaum den oberen Theil desselben sehen kann. Die Staatszimmer sind zu ebener Erde, die Wohnzimmer darüber. Die ersteren sind dadurch merkwürdig, daß sie die Thüren, Fensterladen, ja den Kamin des ehemaligen michailofischen Palastes in St. Petersburg enthalten, in welchem Kaiser Paul sein tragisches Ende fand. Jene Stücke wurden von dem gegenwärtigen Kaiser, dem als Großfürst der Palast gehörte, an den Grafen verkauft; seitdem ist das ganze Gebäude seines Geräthes

beraubt und zu andern Zwecken verwendet worden; das Gemach, in welchem der Mord begangen ward, wurde vermauert, und man kann sogar die Lage desselben kaum noch ausmitteln. Der englische Garten, der an den Boulevard anstößt, wird durch ein schön gegossenes Eisengitter umschlossen, das erste und einzige, welches man in Odessa trifft.

(Schluß folgt.)

Augustin Johann Fresnel.

(Schluß.)

Fresnels physikalische Versuche beginnen erst mit dem Jahr 1815; von da an aber folgte Schrift auf Schrift, Entdeckung auf Entdeckung, mit einer Schnelligkeit, wie die Geschichte der Wissenschaften wenig Beispiele aufzuweisen hat. Am 28 December 1814 schrieb Fresnel von Nyons aus: „Ich weiß nicht, was man unter Polarisation des Lichtes versteht. Bitten Sie meinen Oheim Merimée mir die Werke zu schicken, woraus ich es lernen könnte." Kaum waren acht Monate verflossen, und bereits hatten ihn seine ingeniösen Arbeiten unter die ersten Physiker unsrer Zeit gereiht. Im Jahr 1819 gewann er einen von der Akademie ausgesetzten Preis über die Strahlen-Brechung. Im Jahr 1823 wurde er einstimmig (eine sehr seltene Ehre) zum Mitglied der Akademie erwählt; 1825 schickte ihm die königliche Gesellschaft der Wissenschaften in London das Diplom; 1827 erkannte sie ihm die vom Grafen Rumford gestiftete Medaille zu.

Ein Stab, der einem Theil nach unter das Wasser getaucht wird, scheint sich bekanntlich unter der Oberfläche desselben zu beugen. Die Lichtstrahlen, welche uns den unterm Wasser befindlichen Theil zeigen, müssen also beim Uebergang von der Luft in jenes Element ihre Bahn abändern oder selbst gebeugt werden. Descartes versuchte das Gesetz dieser Refraktion auf rein mathematischem Weg zu bestimmen. Huygens ging dabei von den Vorstellungen aus, die er sich über die Natur des Lichtes gebildet hatte. Newton leitete das Gesetz aus dem Grundsatz der Attraktion ab. So weit war man gekommen, als ein aus Island zurückkehrender Reisender schöne Krystalle nach Kopenhagen brachte, die er in der Bai von Roërford gesammelt hatte. Ihre Dicke, ihre ausgezeichnete Durchsichtigkeit machte sie sehr geeignet zu Versuchen über die Strahlenbrechung. Bartolin, dem man dieselben zugestellt, eilte zum Experimentiren: aber wie groß war sein Erstaunen, als er wahrnahm, daß sich das Licht in denselben in zwei verschiedene Büschel von gleicher Dicke theile; kurz als er bemerkte, daß man durch diesen isländischen Krystall, den man seitdem noch an einer Menge anderer Orte gefunden hat, denn er ist bloß kohlensaurer Kalk, die Gegenstände doppelt sieht. Die Theorie der Strahlenbrechung mußte von Neuem vorgenommen werden, da sie ja nur von Einem Strahl sprach, und man hier ihrer zwei sah. Ueberdieß schien die Entfernung der beiden Strahlen von einander je nach den verschiedenen Flächen des Krystalls oder bei einer Richtungsveränderung des einfallenden Lichtes auf derselben Fläche auf die eigensinnigste Art zu wechseln. Huygens überwand alle diese Schwierigkeiten, obwohl sein Gesetz sehr lange nicht die gehörige Anerkennung fand, und erst nach einem Jahrhundert durch Wollaston und Malus als richtig nachgewiesen wurde. Allein es giebt Krystalle, auf welche auch das huygens'sche Gesetz nicht paßt; Dieß entdeckte Fresnel und fand zugleich das allgemeine Gesetz auf, unter welches die Gesetze von Descartes und Huygens nun, als besondere Fälle bezeichnend, gehören.

Wenn, um zu einer andern wichtigen Entdeckung Fresnels überzugehen, wenn ein Sonnenstrahl auf irgend eine entgegenstehende glatte Fläche, z. B. ein Blatt weißes Papier, fällt, so wird dieses erglänzen; aber sollte man glauben, daß es von unserem Belieben abhängt, diesen erhellten Theil, ohne daß wir den Sonnenstrahl in seiner Richtung aufhalten oder das Papier berühren, ganz zu verfinstern? Die Art selbst, wodurch man diese Verfinsterung hervorbringt, wird vollends in das höchste Erstaunen setzen, denn sie besteht bloß darin, auf das Papier in einer von dem ersten Strahl etwas verschiedenen Bahn einen zweiten Strahl zu richten. Beide Strahlen sollten bei ihrem Zusammentreffen einen noch höhern Glanz hervorbringen. Darüber scheint gar kein Zweifel erlaubt zu seyn. Aber nein! es giebt Fälle, wo sie einander gegenseitig zerstören, und man, indem man Licht zu Licht fügt, Finsterniß hervorbringt! Diese Wirkung der Lichtstrahlen auf einander hat man Interferenz genannt.

Fast nie erhält irgend ein Raum bloß direktes Licht, sondern viele hundert Strahlen kommen ihm durch mehr oder minder schiefe Reflexionen oder Refraktionen zu. Man begreift, wie mannigfache Erscheinungen diese Durchkreuzung des Lichtes hervorrufen muß, und wie wenig dieselben sich erklären ließen, so lang die Gesetze der Interferenz noch nicht bekannt waren. Bemerken wir in dieser Beziehung bloß, daß man bis jetzt nicht weiß, ob diese Gesetze auch in Anwendung kommen, wenn die Lichtstrahlen vor ihrem Zusammentreffen eine jener eben erwähnten Modifikationen erlitten haben, welche man Polarisation des Lichtes nennt. Diese Frage untersuchte Fresnel gemeinschaftlich mit einem Freund, und ihre Arbeiten bewiesen, daß in gewissen Fällen eine vorangegangene Polarisation den Strahlen das Vermögen der Interferenz benimmt, und man daher, um zu wissen, wie zwei Lichtbüschel auf einander einwirken werden, nicht nur ihren Zustand im Augenblick der Kreuzung, sondern auch die Ordnung kennen muß, wonach die verschiedenen Polarisationen erfolgten, die sie früher etwa erlitten haben. Wenn es demnach schon sehr wunderlich lautet, daß zwei Lichtstrahlen einander gegenseitig zu zerstören vermögen, so ist es anderseits eben so seltsam, daß man den Lichtstrahlen dieses Vermögen wieder benehmen kann, und zwar, daß mancher Strahl dasselbe bloß augenblicklich, mancher andre es auf immer verliert. — Fresnel fand übrigens in der Interferenz-Lehre noch außerdem die Schlüssel zu all den schönen Farbenphänomenen, welche Krystallstücke mit doppelter Strahlenbrechung hervorzubringen vermögen, indem er bewies, daß diese Phänomene auf besonderen Modifikationen der Interferenz beruhen, und damit mehrere wissenschaftliche Romane, zu welchen jene Färbungen Anlaß gegeben, gänzlich stürzte.

Endlich machte sich Fresnel durch eine mehr das praktische Leben berücksichtigende Erfindung höchst verdient um sein Vaterland. In den nach seiner Angabe mit großen Glaslinsen versehenen

Leuchthürmen sendet jede Linse nach jedem Punkt ihres Horizontes eine Masse von Licht, welche derjenigen von 3 bis 4000 Lampen mit doppeltem Luftzug gleichkommt; acht Mal so Viel als die parabolischen Reflektoren der Engländer hervorzubringen vermögen, oder so Viel als der dritte Theil sämmtlicher Gaslampen, welche Nachts die Straßen, Magazine und Theater von Paris erhellen, vereinigt zur Folge haben würde. Diese mächtige Wirkung wird durch eine einzige Lampe hervorgebracht. Zum ersten Pharus, welchen Fresnel auf Befehl der Regierung in dieser Art einzurichten hatte, wurde der hohe Thurm von Corduan an der Mündung der Gironde bestimmt. Im Monat Julius 1823 war die Arbeit bereits vollendet. Schottische Ingenieure, auf ausdrücklichen Befehl des britischen Ministeriums zu Besichtigung dieses Thurms abgesandt, haben erklärt, Frankreich besitze nunmehr die schönsten Leuchthürme der Welt. Bereits existiren an der französischen Westküste und am Mittelmeer zwölf nach Fresnels Grundsätzen erbaute Pharen.

Die zahlreichen wissenschaftlichen Entdeckungen fallen alle in den kurzen Zwischenraum von 1815 bis 1823, ohne daß die Arbeiten, welche Fresnel'n als Ingenieur des Pflasters von Paris oder als Sekretär der Kommission der Leuchthürme zukamen, darunter im Mindesten gelitten hätten. Dabei genügte ihm der Abwurf seiner beiden Aemter (als Ingenieur und Akademiker) vollkommen, wäre nicht durch den Ankauf der kostbaren Instrumente, ohne welche gegenwärtig in der Physik nichts Genaues mehr geleistet werden kann, ein beträchtlicher Theil seines jährlichen Einkommens verzehrt worden. Er meldete sich daher um die nur sehr mittelmäßig bezahlte Stelle eines temporären Examinators der Zöglinge der polytechnischen Schule, und erhielt sie; die damit verbundenen Geschäfte nahmen ihn jedoch dermaßen in Anspruch, daß bereits ernstliche Besorgnisse für seine Gesundheit entstanden. Mittlerweile wurde eine der schönsten wissenschaftlichen Stellen, über welche die Regierung zu verfügen hat, offen, und Fresnel trat unter den Bewerbern auf, denn Jederman glaubte, Der welcher sich für ein Amt durch lange, gewissenhaft verwaltete Arbeiten tauglich gemacht, könne um dasselbe ohne Anstand einkommen. Aber Fresnel erhielt das Amt nicht, und zwar aus Gründen, die hier unberührt bleiben würden, wenn sie nicht zeigten, daß der Gelehrte selbst solchen Stellen, die er als eine heilige Schuld ansprechen könnte, auf edle Art zu entsagen weiß, sobald seine Würde Dieses verlangt. *)

Das Korps der Instruktoren an der polytechnischen Schule litt unter allen Regierungen Wenig von politischen Einflüssen, denn hier müssen Lehrer wie Schüler täglich mit ihrer eigenen Person bezahlen, und die Meinung des Tages findet dort keine Zuflucht, wo nur nach individuellem Werth entschieden wird. Fresnel konnte also hoffen, daß ihm trotz seinem so eben abgelegten Glaubensbekenntniß die Stelle eines temporären Examinators nicht entzogen werden würde, und trat in seine alte Funktionen zurück; aber in Folge der Prüfungen von 1824 nöthigte ihn ein starker Anfall von Hämoptysie sich zurückzuziehen, und jede anstrengende wissenschaftliche Forschung aufzugeben. Im Juni 1827 wurde er nach Ville d'Avray gebracht, wo er noch die rumfordische Medaille erhielt. „Nicht wahr Das ist Ihnen schwer gefallen?" sagte er dem Freund, welcher ihm die Münze aus Auftrag der londner Societät überbrachte, „die schönste Krone ist Nichts, wenn man sie auf das Grab eines Freundes niederlegen muß." Acht Tage nachher starb er!

*) Folgt nun hier die bereits Ausl. 245 S. 980 gegebene Stelle, die wie so manche andre in dieser Rede, die in unserem Auszug anzuführen der Raum nicht erlaubte, an Fresnels wie an Aragos Beispiel beweist, daß in Frankreich die scharfsinnigsten Gelehrten und erleuchtetsten Geister, weit entfernt ein thätiges Interesse an der bürgerlichen Freiheit und Selbstständigkeit ihres Volkes unter der Würde ihrer Person zu halten, diese Theilnahme sich vielmehr zur Ehre und zum Triumph anrechnen.

Gegenwärtige Lage der Kolonie am Schwanenfluß.

Obgleich die neue Kolonie am Schwanenfluß alles Land in Anspruch nimmt, welches nicht bereits Neu-Süd-Wales einverleibt ist; so scheint doch ihr Gebiet vorläufig sich auf den Küstenstreifen vom 28sten Grad südlicher Breite bis zum Kap Lewin beschränken zu wollen, da der Boden mehr gegen Norden hin unfruchtbar wird. Südwärts und gegen das Innere sind die Forschungen noch nicht so weit gediehen, daß man schon über die Beschaffenheit des Landes ein festes Urtheil aufstellen kann; indeß lauten die Berichte Derer, die nach diesen Richtungen vordrangen, im Ganzen günstig. Von König Georgs Sund aus machte Dr. Wilson einen Ausflug von ein Paar hundert Meilen gegen NW; er kam durch eine sehr malerische, wohl bewässerte Landschaft mit reichen Waiden für Hornvieh und Schafe, welche, allem Anschein nach, sich weit über den Punkt hinaus erstreckt, bei welchem Mangel an Lebensmitteln ihn zur Umkehr nöthigte. So darf man also mit ziemlicher Gewißheit darauf zählen, daß von der Geographenbai an, wo der Boden als gut bekannt ist, bis zu König Georgs Sund; anzulegenden Niederlassungen kein Hinderniß im Weg steht. Ein für die Zwecke der Viehzucht wohlgeeignetes Land hat man kürzlich auf der Ostseite von Neuholland, etwa 50 M. jenseits der blauen Berge, entdeckt. Da nun letzteres Gebirge mit der sogenannten Darlingskette in Westaustralien eine auffallende Aehnlichkeit darbietet; so ist nicht unwahrscheinlich, daß, wenn es einmal gelingt, diese zu passiren, auch hier ein solches Land sich findet.

Die bis jetzt näher bekannt gewordenen Häfen sind Cockburn Sund und Gage's Roads, worein der Schwanenfluß sich ergießt. Letzterer Hafen ist eigentlich eine bloße Rhede, hat aber einen guten Ankergrund, außer Winters, wo die sehr heftigen Nordwestwinde wehen; zu jeder andern Jahreszeit kann man daselbst bei Freemantle, 3 M. von der Mündung, mit aller Sicherheit beilegen und ausladen. Cockburn Sund bietet zu allen Jahreszeiten und gegen alle Winde Schutz; Schade, daß der Eingang wegen der vielen Riffe gefährlich ist. Die Lage dieser beiden Häfen hat der Oberingenieur (surveyor-general) der Kolonie, Lieutenant Roe, mit einer Genauigkeit aufzunehmen angefangen, welche Nichts zu wünschen übrig läßt. An diesem Sund befindet sich Hrn. Thomas Peel's Niederlassung, und die Regierung will hier eine Stadt anlegen. Der Platz empfiehlt sich dazu durch die leichte Kommunikation mit Perth und dem ganzen Land im Westen des Darlingsgebirgs. Die Häfen Wasse und Leschenau sind noch nicht aufgenommen; doch weiß man, daß die Einfahrt auch durch Klippen erschwert wird. Eine bessere Position trifft man südwärts gegen das Naturalisten-Kap hin, und diese dürfte vermuthlich mit der Zeit der Haupthafen der Kolonie werden.

Von Flüssen kennt man den Schwanenfluß, der nach Norden, den Murray, Colly und Preston, die nach Süden strömen. Der erstere empfängt zwei Flüsse mit süßem Wasser, den Canning und die Helena. Die Ufer haben sämmtlich einen guten des Anbaues fähigen Alluvialgrund, und man kann keine Meile gehen, ohne auf schöne Quellen und Bäche zu stoßen. Es ließe sich unter diesem Klima eine große Mannichfaltigkeit von Vegetabilien erzeugen, wenn der Arbeitslohn nicht zu hoch wäre: ein Uebelstand gegen den man erst im Verlauf der Jahre, wenn die Bevölkerung mehr angewachsen, Abhülfe erwarten darf; lange noch wird die Viehzucht die Haupthülfsquelle der Kolonie bleiben. Die Stadt Perth liegt auf einer Anhöhe am Thal des Schwanenflusses, wo der Boden, eine mit leichtem Sand vermischte Pflanzenerde, sobald er nur vom Holz gesäubert ist, Gartenanlagen erlaubt. Der Fluß ist von hier, ungeachtet seines tiefen Ka-

nals, nur für flache Boote von 10 bis 15 Tonnen 40 oder 50 M. weit hinauf noch schiffbar. Freunde schöner Natur finden in der Nähe dieses Orts manche sehr reizende Partien. An diesem Fluß wurde gleich von den ersten Ansiedlern alles Land in Beschlag genommen, und von den andern Flüssen weiß man wenig Mehr, als daß der Boden ungefähr von derselben Qualität hin und wieder noch reicher und besser sey. Außer Freemantle, das an der Mündung, und Perth, das 9 M. am Fluß hinauf liegt, hat man 10 M. weiter hinauf auf einer sechs bis sieben hundert Morgen großen Landzunge, welche der artige Fluß Helena bei seiner Vereinigung mit dem Schwanenfluß bildet, die Stadt Guildford gegründet, und von da in gerader Linie über den Canning gegen Cockburnsund hin soll ein anderes Städtchen, so wie eines an dem Murray, erbaut werden. (Schl. f.)

Vermischte Nachrichten.

Am 11 Juni d. J. starb in Tauris der englische Gesandte, Oberstlieutenant Sir John Macdonald. Er trat am Hof des Schahs während des letzten russischen Kriegs auf, und seiner Vermittelung verdankt es hauptsächlich der persische Monarch, wenn er aus jener Krisis sich so ziemlich noch mit heiler Haut herauszog. In seiner langwierigen Krankheit wurde dem Gesandten alle mögliche Aufmerksamkeit, sowohl von Seiten des Hofs als der verschiedenen Klassen der Einwohnerschaft zu Theil, worin eine ehrenvolle Anerkennung eben sowohl seiner politischen Verdienste als seines Privatcharakters lag.

Vor dem Kollegium der Direktoren der ostindischen Kompagnie legte am 25 August der zum Gouverneur von Bombay ernannte Earl von Clare den Eid ab. Freunde der orientalischen Literatur dürfen sich von der Rückkehr des somit abberufenen Sir John Malcolm manche schöne Gabe versprechen.

Aus Cowes schreibt man unterm 14 August: „Gestern langte hier das englische Schiff Lloyds von London an. Es ist nach der Südsee bestimmt, und hat Teratu, den König (einen der Häuptlinge?) von Neuseeland und seinen Sohn an Bord, welche nach England sich begeben hatten, um dort ihre Erziehung zu vollenden, und die jetzt zurückkehren, die erworbenen Kenntnisse ihren ungebildeten Landsleuten mitzutheilen. Teratu's Gesicht ist tättowirt; Beide sind sehr umgänglich und sprechen geläufig Englisch."

Der Pascha von Egypten hat kürzlich zwanzig arabische Knaben gesandt, die in England in der Centralanstalt des britisch-ausländischen Schulvereins erzogen werden.

Neu-Süd-Wales begreift gegenwärtig 34,505 Q. M. oder 22,083,200 Morgen; innerhalb dieses Gebiets dürfen sich Ansiedler „vor der Hand" Land wählen. Der Gouverneur, General-Lieutenant Darling, hat die Kolonie in folgende neunzehn Grafschaften eingetheilt: Cumberland, Camden, St. Vincent, Northumberland, Gloucester, Durham, Hunter, Cook, Westmoreland, Argyle, Murray, King, Georgiana, Bathurst, Roxburgh, Philips, Brisbane, Bligh, Wellington. Nach dem letzten Census besteht die männliche Bevölkerung aus 27,611 Köpfen: 1) Züchtlinge 14,135; 2) freie Einwanderer, über 12 Jahren 2,561, unter 12 Jahren 285; 3) in der Kolonie Geborne über 12 Jahren 1925, unter 12 Jahren 2550; 4) Freie, die ihre Dienstzeit ausgestanden, 5,302, die begnadigt worden, 855. Die weibliche Bevölkerung zählt dagegen bloß 8,987 Individuen, nämlich 1,573 von der ersten, 1565 und 262 von der zweiten, 1580 und 2674 von der dritten, 1342 und 51 von der vierten Klasse. In religiöser Beziehung zerfällt diese Bevölkerung in 25,248 Protestanten, 11,236 Katholiken, 95 Juden und 19 Heiden. Von Ländereien sind verliehen 2,956,346, gelichtet 131,573, angebaut 71,523 Morgen. Die Kolonie besitzt 12,479 Pferde, 262,868 Stück Hornvieh und 536,391 Schafe.

Nach dem Cantonregister vom 3 März war auf der chinesisch-tatarischen Grenze ein neuer Aufstand ausgebrochen. Zwölf von den Rädelsführern wurden indeß festgenommen und hingerichtet; damit glaubt man die Sache abgethan; auf der Insel Formosa dauert der Aufruhr fort. Die Insurgenten hatten zuletzt einen Hihnbeamten getödtet und sich seines Distrikts bemächtigt.

Einer der kaiserlich-chinesischen Censoren stellte Sr. Maj. vor, daß die Gesellschaft der Dreiheit, welche eine Genossenschaft zwischen Himmel, Erde und Menschen lehrt, in der Provinz Kieng-si sehr zahlreich vorhanden sey. Die Lokalbehörden, sagt er, hätten vor diesen Leuten eine solche Furcht, daß kein Richter es wage, Jemanden wider sie Recht zu verschaffen, und so einer nicht anders könne, höchstens der Form wegen einen Spruch thue, wo sie dann immer mit einer geringen Strafe wegkämen. In Folge dieser Anzeige hat der Kaiser seinem Statthalter befohlen, den Verein mit militärischer Gewalt zu unterdrücken. Die, welche genöthigt worden wären, einzutreten, sollten Verzeihung erhalten, wenn sie Eröffnungen machten. Diese Gesellschaft ist auf dem ganzen chinesischen Archipel bis zur Straße von Malacca überall verbreitet, wo es chinesische Ansiedler giebt. Sie erheben Abgaben und verfolgen, Wer sich nicht anschließt. Mitglieder erboten sich einem Missionär in Bankok, ihm bei Ausbreitung des Christenthums behülflich zu seyn; er lehnte jedoch den Antrag ab. Gleich den Freimaurern erkennen sie einander durch geheime Zeichen.

Ein anderer der kaiserlichen Censoren führte bei Sr. Maj. über vier Uebelstände im Staate Klage; 1) die Landbeamten vernachlässigen ihre Pflicht, indem sie zu häufig in den Residenzen sind, um den Statthaltern aufzuwarten und sich in Gunst zu erhalten. Bei jeder Gelegenheit, welche der Kalender bezeichnet: Frühling, Sommermitte, Winter-Tag- und Nachtgleiche, Neu- und Vollmond, Geburtsfest des Gouverneurs, Geburtsfest seiner Gemahlin oder seiner Mutter wird immer gratulirt; während unterdessen die Angelegenheiten des Volks liegen blieben, und die Abgaben entweder gar nicht oder durch Bediente erhoben werden. Bei Manchen geht der Unfug so weit, daß sie gar nicht heimkehren, ehe sie irgend eine gewinnreiche Kommission oder eine bessere Stelle bekommen haben. 2) Die Statthalter bedienen sich als Geheimschreiber der Officiere Sr. Maj., welche Letztere somit ihre eigenen Geschäfte vernachlässigen, und Dienstleistungen unentgeldlich verrichten müssen, wofür jene besoldet sind. 3) Erheben sie ihre Kreaturen aus gemeinen Bedienten oft temporär zu wichtigen Beamtungen, wo diese lasterhafte Sippschaft sich dann für die kurze Zeit ihrer Herrschaft alle möglichen Erpressungen erlaubt; 4) empfehlen sie nichtswürdige Personen dem Kaiser zu Belohnungen und höhern Stellen.

Bemerkungen über das Königreich Polen.

5) Vervollkommnung im Kriegswesen.

Die Armee bezieht ihre Pferde zwar größtentheils aus Rußland, doch auch, einer geringern Anzahl nach, aus dem Königreich selbst. Das Tuch zur Bekleidung der Truppen wird dagegen bloß im Lande selbst fabricirt, wodurch jährlich gegen zwei Millionen erspart werden. Eine in Warschau errichtete Fabrik versieht das ganze Geniekorps und die Artillerie mit mathematischen Instrumenten, welche sonst sammt und sonders vom Ausland bezogen wurden. Mehrere im Land bestehende Kadetten-, Officiers- und Artillerieschulen haben der Armee in den letzten sechs Jahren 511 höhere gebildete Officiere geliefert.

Pflege der Verwundeten in Cirkassien.

Wird ein Cirkassier im Gefecht verwundet, so legt man ihn in das Besuchzimmer und neben sein Bett eine Pflugschar, einen Hammer und eine Schale Wasser mit einem frischen Ei. Die Besuchenden thun beim Hereintreten drei Schläge mit dem Hammer auf die Pflugschar, tauchen die Finger in das Wasser, besprengen den Kranken damit und wünschen ihm baldige Wiederherstellung. Setzt sich Einer aus Unachtsamkeit an den Platz des Arztes, so muß er diesem ein Geschenk machen, und aus diesen Strafen besteht größtentheils das Honorar des cirkassischen Aeskulaps. Sobald die Verwandten und Freunde sich um den Verwundeten gesammelt haben, kommen junge Leute beiderlei Geschlechts unter den Tönen einer Flöte und eines der Laute ähnlichen Instruments. Die Knaben beginnen mit einem Kriegsgesang; hierauf halten die Mädchen einen Reihentanz, und singen Lieder zu Ehren der Tapferkeit, und endlich fahren die Musiker mit ihren Weisen bis zum Abendessen fort. Nach dem Essen erzählt man Mährchen oder Heldensagen, und spielt kleine Spiele, deren letztes immer darin besteht, daß man einen Bindfaden an die Zimmerdecke befestigt und einen harten ausgedörrten Kuchen daran knüpft, welchen die Knaben einander zuwerfen und mit den Zähnen aufzufangen suchen, wobei fast immer ein Paar Zähne eingeschlagen werden, was Den, welchem der Unfall begegnet, zum Gegenstand großen Gespöttes macht. Unter diesen lärmenden Lustbarkeiten wird die ganze Nacht zugebracht; Niemand geht zu Bette, und der Verwundete, weit entfernt, dadurch belästigt zu scheinen, nimmt vielmehr an der Fröhlichkeit der Umstehenden, so gut er kann, Theil, wodurch, wie die Cirkassier behaupten, die angewandten Heilmittel viel wirksamer werden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 286. 13 Oktober 1830.

Zeitbetrachtungen.

Wo immer, sagt ein englisches Journal, das seit einiger Zeit die Toryopposition gegen das Ministerium Wellington („horse guard's administration"), also die Ansicht des mächtigsten Theils der englischen Nation repräsentirt — Blackwoods Edinburgh Magazine — wo immer europäische Gefahr und europäische Hoffnungen in Frage stehen, kommt, nach seiner Lage, seiner Macht und der hohen Stufe seiner geistigen Bildung, vor Allem Deutschland in Betracht. Eine solche Masse von Anomalien, wie dort läßt sich nicht leicht zusammendenken. Gleich den Reichen des Chaos und der Urnacht, in welchem alle Grundstoffe der Ordnung und Harmonie künftiger Welten in wilder Gährung sich um die Herrschaft stritten, bieten alle Universitäten dieses Landes eine Bühne dar, auf welcher die Hauptinteressen des Menschen als eines gesellschaftlichen Wesens der Wuth der Kathederhelden Preis gegeben werden, und wenn dann auch auf jeder dieser Hochschulen irgend ein großer Doktor Seraphicus oder Inexpugnabilis als Schiedsmann des Augenblicks präsidiert, so geschieht Dieß nur, daß er wie der „alte Anarch" durch seinen Machtspruch den Handel noch mehr verwirrt. (Wo mag wohl dieser Engländer sein Zerrbild von Deutschland her haben? Wahrscheinlich kennt er unsere Universitäten bloß aus der Schrift des Hrn. von Stourdza oder den Bulletins des Hrn. von Kotzebue!) Man hat uns versichert, daß jährlich gegen 10,000 neue Bücher ins Publikum kommen, welche zu einem großen Theil Staatstheorien liefern, womit jede Art von Experiment und Tortur, Analyse und Kombination vorgenommen, worin Alle Arten und Fragen von Politik und Verwaltung in den Schmelztiegel deutscher Metaphysik geworfen werden. Sieht man die Heftigkeit, mit welcher diese Fantasten ihre Uebertreibungen vertheidigen, und kennt man das entzündbare Temperament der deutschen Studenten, so sollte man glauben, es müsse sofort Aufruhr und Verschwörung absetzen. Allein diesen Gefahren halten dreierlei Potenzen das Gegengewicht: einmal die Strenge der deutschen Regierungen; zweitens das dunstige Wesen des deutschen Enthusiasmus, der sich in seinen Schauungen verzehrt; drittens die eigenthümliche Furchtsamkeit des deutschen Pöbels in allen beträchtlichen Städten. Es giebt nur zwei Hauptstädte in Deutschland, aber selbst in diesen herrscht der nämliche lahme Dorfgeist (tame villatic) wie in den andern. Der Deutsche von niederem Stand, ob jung oder alt, ist das ruhigste, dienstbarste Hausthier in ganz Europa. Napoleon kannte die Deutschen von dieser Seite wohl, daher er auch ein Paar Musketen hinreichend fand, ganze Distrikte in Botmäßigkeit zu halten, wo er in Spanien mehrere Bataillone bedurft hätte. Auch darf wohl bemerkt werden, daß nicht ein Einziger der großen deutschen Schriftsteller (Fichte?) namentlich Goethe, es wagte, eine Silbe des Unmuths gegen Napoleon zu äußern, als einiger Muth dazu gehörte, es zu thun. Allerdings kroch zuletzt auf einmal deren eine Menge aus ihrem Versteck hervor und polterte in Prosa und Versen; aber Dieß geschah erst als die Schlacht von Leipzig den Feind über den Rhein entfernt hatte. Schon die einzige Thatsache, daß in einem so ausgedehnten Reiche, wie Deutschland, den einzigen Fall von Schill ausgenommen, kein Parteigängerkampf (die Tiroler mit dem beredten Hormeyer und dem kriegerischen Sandwieth an der Spitze; der Zug des Herzogs von Braunschweig?) sich erhob, beweist zum Ueberfluß die Erschlaffung des Charakters beider sowohl Ober- als Niederdeutschlands. (Wer an diesem Kompliment noch nicht genug hat, höre wie unser englischer Aristokrat an einer andern Stelle sich vernehmen läßt. „Es heißt, die Franzosen hätten sich geändert, und sie seyen nicht mehr die leichtsinnigen Franzosen Ludwigs XIV und XV. Gerne geben wir Dieß zu, und mit herzlicher und freudiger Theilnahme erkennen wir die edeln Eigenschaften an, welche die großen Ereignisse eines halben Jahrhunderts in dem französischen Charakter entwickelt und gepflegt haben, und wir sind in dieser Beziehung in direktem Widerspruch mit der großen Masse der deutschen Schriftsteller, welche in ihrer albernen Einbildung die Franzosen als Volk tief unter sich stellen. Vielmehr erklären wir die Deutschen für das gemeinste und feigste Volk in Europa (the meanest and most timid people in Europe) und die Franzosen betrachten wir als die einzige Nation, welche sich in Hinsicht des Bürgerthums der Höhe des britischen Charakters nähert." Schönen Dank für diese anziehende Parallele, Hr. Aristokrat! Sollten Sie den Muth des Gehorsams, der den deutschen Charakter auszeichnet, das unbedingte Vertrauen zur Leitung ihrer Obern, und die angestammte Anhänglichkeit an ihre alten Dynastien, welche zu beweisen ihnen kein Opfer zu theuer ist, nicht besser zu schätzen wissen! Freilich den politischen Muth, oder vielmehr den dünkelhaften po-

litischen Verstand! Da haben Sie Recht. Aber daß wir diesen nicht besitzen, sollte uns kein Engländer übel nehmen, er würde ihnen keine Zinsen tragen!) Während in London, Paris, Edinburgh, Dublin eine allgemeine Angelegenheit an Personen aus allen Klassen von den vornehmsten Herren bis zu den Geringsten im Volk gleich beseelte Vertheidiger finden wird, sind durch ganz Deutschland Diejenigen, welche sich für Etwas der Art interessiren, nur bei den mittlern und obern Ständen zu suchen. Einige aus diesen, wie die Burschen der zahlreichen Universitäten, leben in einem Zustand fortwährender Inflammation; ob sie aber in einem Bürgerkrieg, gleich dem in den Straßen von Paris, so streitbar seyn würden, wie in ihren häufigen Zweikämpfen ist eine andere Frage; wenigstens steht ihr Muth und ihr Patriotismus in keinem Verhältniß zu der Ungeschliffenheit ihrer Manieren. In einer Rücksicht dürften jedoch Bewegungen in Deutschland noch einen blutigeren Charakter an sich tragen als die in Paris. Hier machte das Militär mit Ausnahme der Schweizer nicht immer Ernst. Insgemein handelte es schwankend und unentschlossen; trieben die Soldaten auch die Menge, wenn dieselbe zu wild auf sie eindrang, zurück, so nahmen sie doch bald wieder eine defensive Stellung an, die sie selten verließen, so lange man sie in Ruhe ließ. Sollten in Deutschland Kämpfe um dieselben Prinzipien sich erheben, so wird eine solche Schonung nicht zu erwarten seyn: so sehr ist durch die viele Lokaltrennung in diesem zersplitterten Lande jedes vaterländische Mitgefühl bei den untern Ständen vernichtet, und so ganz und gar das Militärwesen in einen mechanischen Kamaschendienst verwandelt.

(Schluß folgt.)

Gegenwärtiger Zustand von Odessa.

3. Oertlichkeit.
(Schluß.)

Alle Straßen von Odessa sind, wie wir bereits bemerkten, sehr breit; und die meisten haben eine Reihe Bäume zu jeder Seite der Trottoirs. Früher wurden gewöhnlich Pappeln gewählt, gegenwärtig wird indessen die weiße Akazie vorgezogen. Mit wenigen Ausnahmen durchschneiden alle Straßen sich unter rechten Winkeln, und viele haben Trottoirs und Pflaster von derselben Art wie die Strada Chersonesa. Die Häuser waren ursprünglich nur elende Hütten, einen Stock hoch und mit Schindeln gedeckt; noch jetzt sieht man viele dergleichen in den Nebenstraßen, wo sie indessen größtentheils bereits sehr in Verfall sind. An den Hauptstraßen sind sie fast alle durch größere und schönere Gebäude ersetzt worden, deren manche an Umfang und Eleganz sich mit den ersten irgend einer Hauptstadt Europa's messen können. Das größte Haus in Odessa wurde durch einen Leibeigenen gebaut, der vor noch nicht langer Zeit erst seine Freiheit für eine unermeßliche Summe erkaufte; Dieß ist jedoch ein Beispiel von Glück, wie es die natürliche Verschmiztheit des russischen Bauern nur unter dem Zusammenwirken der außerordentlichsten Umstände hoffen kann. — Die Häuser sind größtentheils zwei Stock hoch, einige drei, und wenige vier. Sie sind aus einer Art Muschelkalk gebaut, der so weich ist, wenn man ihn aus dem Steinbruch bringt, daß er leicht mit einer Hacke zugehauen werden kann, jedoch der Luft ausgesetzt allmälig hart wird. Die Häuser werden geweißt und dann farbig überstrichen; die Dächer bestehen größtentheils aus grünbemahlten Eisenplatten, doch bedient man sich auch der Ziegeln, die in der Krim gemacht werden, des Schiefers und der Holzschindeln. Was die innere Einrichtung der Häuser betrifft, so ist diese, wie man leicht denken kann, noch sehr mangelhaft. Uebertrieben scheint es indessen, wenn Reisende behaupten, daß mit Ausnahme des woronzoff'schen Palastes, und einiger wenigen anderen im Innern, Nichts als die leeren Wände zu sehen wären.

Ungeachtet der Vorsorge für Trottoirs sollen die Straßen in einem erbärmlichen Zustande seyn. Im Winter sind sie durch einen schuhtiefen Koth beinah unwegsam, und im Sommer ist ein Staub darin, der das Athmen erschwert. Bei dem letzten Besuche des Kaisers wurden die vier Hauptstraßen, Strada Chersona, Ribas, Greca und Richelieu, erträglich hergestellt; die übrigen waren aber zu einem nicht geringen Theile in demselben Zustande in welchem sie sich bei der ersten Gründung Odessa's befanden; d. h. sie bestanden aus dem bloßen ungepflasterten Erdboden, der bei dem geringsten Regen in Morast verwandelt wird, während einige Tage Sonnenschein hinreichen, bei dem leisesten Luftzuge die ganze Stadt in eine undurchdringliche Staubwolke einzuhüllen.

Der Generalgouverneur Woronzoff wollte die Straßen nach englischer Art pflastern lassen, und ließ deßhalb eigens einen Ingenieur aus London kommen, um ihm die Aufsicht über den Straßenbau zu übergeben. Der Muschelkalk, dessen man sich gewöhnlich bedient, ist so weich, daß er zu diesem Zwecke beinahe ganz unbrauchbar wird; da man nun in geringer Entfernung an den Ufern des Bug den schönsten Granit bricht, so wurde beschlossen, bei dem neuen Unternehmen von diesem trefflichen Materiale Gebrauch zu machen. Da man jedoch nicht wußte, wie hoch der Granit an Ort und Stelle und wie theuer er mit dem Transport zu stehen kommen würde, und da man eben so wenig darüber einig war, wie man ihn auf das Zweckmäßigste von dem Strome nach Odessa verführen könne, so wurde eine Kommission niedergesetzt, um über diese Fragen zu entscheiden und darüber an den Gouverneur zu berichten. Diese Kommission war indessen nicht sobald zusammengetreten, als sie, statt ihre Aufmerksamkeit auf die Gegenstände zu richten, über welche sie Aufschluß geben sollte, sich in weitläufige Untersuchung einließ, welches wohl die beste Art des Straßenbau's sey, indem der Eine die macadam'sche Methode vorschlug, der Andere das alte Pflaster vorzog, ein Dritter Steine aus Italien und ein Vierter Materialien aus irgend einer anderen Gegend empfahl. Die Rathschläge der würdigen Herren waren größtentheils eben so uneigennützig, wie jener des Gärbers in der Sage, der bei den Berathungen über die Befestigung seiner Vaterstadt auf das Ueberzeugendste darthat, daß man kein besseres Material dazu wählen könne als — Leder. Ueber diesen Verhandlungen blieb aber die ganze Sache liegen, und wenn dieselben etwa noch nicht beendigt sind, so kann Odessa noch lange auf sein Straßenpflaster warten.

So geht es beinahe in allen Verwaltungszweigen in dem rus-

sischen Reiche; und das angeführte Beispiel ist nur eine unbedeutende Probe von dem Geiste, der in wichtigeren Dingen sich auf eine ganz andere und oft wirklich großartige Weise geltend macht. Um nur bei Odessa stehen zu bleiben, so fragen wir, Was, außer der unverantwortlichsten Mißverwaltung, kann es erklären, daß eine Stadt wie diese mehr als dreißig Jahre nach ihrer Gründung noch nicht einmal hinreichend mit Wasser versehen ist, obwohl am Gestade in einer Entfernung von nicht mehr als vier Wersten ein Menge der trefflichsten Quellen sind? Wie leicht wäre es, das Wasser aus denselben in einen großen Behälter zu sammeln, durch eine Dampfmaschine aus demselben emporzuheben und in ein oben auf dem Felsen anzulegendes Becken zu leiten, von wo aus dann jede Straße, ja jedes Haus durch gewöhnliche Röhren leicht mit seinem Bedarf an Wasser versorgt werden könnte? Statt dessen wird noch jetzt das Wasser von den Ufern der See eimerweise heraufgetragen, und die Anschaffung desselben ist, besonders in den heißen Sommermonaten, wo man so viel Wasser bedarf, für die Hauseigenthümer der Gegenstand einer sehr bedeutenden und für Manchen drückenden Ausgabe.

Marchietti.

Nachdem wir mehrere Tage im Engadin zugebracht, erzählt ein Engländer, bereiteten wir uns zu einem Besuch bei dem berühmtesten Alpenjäger dieser Gegend. Derselbe heißt Johann Marchietti Coläni, und man erzählt die außerordentlichsten Dinge von ihm. Er hält auf dem Berg Bernina, der vom Engadin ins Veltelin führt, ein armselige Herberge. Troy der schlechten Kost und dem übeln Lager, wozu wir uns verurtheilt sahen, blieben wir doch drei Tage bei ihm, wohl wissend, daß wir in einem Land, welches Ueberfluß an Gemsen hat, und bei einem Mann waren, der, wenn es ihm beliebte, uns die schönste Jagd verschaffen konnte. Allein er schien in unsere Vorschläge nicht eingehen zu wollen, und betrachtete uns mit mißtrauischer Miene, die er erst am Tag unserer Abreise ablegte. Gewiß ist Marchietti kein gewöhnliches Wesen. Seine guten wie seine schlimmen Eigenschaften zeichnen ihn vor den Menschen, unter welchen er lebt, aus. Als Schütze hat er seines Gleichen nicht. Sein Vater, ein berühmter Gemsenjäger, weihte ihn frühzeitig in seine Kunst ein. Marchietti versicherte mich, eine Gemse erlegt zu haben, ehe er noch zwölf Jahre alt war, und schätzte die Zahl aller, die er bis jetzt erschossen, auf wenigstens fünf hundert. Einmal tödtete er sieben von Einem Rudel, den er in einer Einengung überraschte, aus welcher sie nur auf dem Weg, auf welchem er stand, entkommen konnten. Drei bis vier, aus Verzweiflung kühn geworden, entflohen wirklich auf diese Art.

Marchietti ist etwas unter mittlerer Statur, von bewundernswürdiger Stärke und Gewandtheit. Auf der Büchse ist er dergestalt Meister, daß man ihn zu den Gesellschaftschießen in der Nachbarschaft nicht zuläßt, und allgemein glaubt, er bediene sich bezauberter Kugeln, weßhalb man ihn auch durchweg einen Hexenmeister nennt, der sich dem Teufel verkauft habe. Außer seiner trefflichen Doppelbüchse kommt ihm besonders auch ein gutes Perspektiv (?) zu Statten, womit er das Wild in der weitesten Entfernung entdeckt. Aber nicht bloß in der Gemsenjagd offenbart sich sein Genie. Da er weit von der Stadt wohnt, muß er jedes Handwerk auf eigene Rechnung treiben, und verfertigt fast ohne Geräthe eine Menge Gegenstände besser als ein Zimmermann oder Tischler. Von Allem hat er einen Anflug, aber ohne die mindeste Erziehung giebt er nur das bedauernswerthe Bild einer starken Seele, die sich in den Banden der Unwissenheit herumschläge, ohne dieselben sprengen zu können. Seine Leidenschaften sind ungestüm, und lang das Verzeichniß von Verbrechen jeder Art, die man ihm aufbürdet. Gewiß ist, daß er zwei Frauen und von jeder mehrere Kinder hat. Neuerdings machte er einen Versuch, beide unter Einem Dach um sich zu haben, fand aber bald, daß Dieß unmöglich sey, und nöthigte die eine durch Drohungen zur Flucht. Auch soll er einmal einen Tyroler erschossen haben, und seine Nachbarn schreiben ihm noch gegen zwanzig andere Mordthaten zu. In seinem Haus hat er ein mit Flinten, Messern und andern Gegenständen von tyroler Fabrik ausgeschmücktes Zimmer, welche der Anschuldigung eine gewisse Warscheinlichkeit verleihen; denn nie sieht man ihn Etwas dergleichen kaufen, und Niemand glaubt, daß er es zum Geschenk erhalten habe. Gleichwohl malt man ihn gewiß schwärzer als er ist. Auf der Grenze Italiens, Tyrols und Graubündens lebend, auf welche er sich ein ausschließliches Jagdrecht herausnimmt, muß er die andern Jäger durch künstlich erregten Schrecken von seinem Revier abwehren. Wenigstens kennt er den Ruf, in welchem er steht, vollkommen, und thut sein Möglichstes, denselben zu erhalten. Er versicherte mich, es würde ihm nie einfallen, auch nur einen Tropfen Menschenblut um einer Gemse willen zu vergießen; erfährt er aber, daß ein Fremder auf dem Boden jagt, den man durch stillschweigende Uebereinkunft als den seinigen betrachtet, so thut er demselben zu wissen, wenn er sich noch einmal hier treffen lasse, so könnte man leichtlich nie mehr von ihm reden hören. Wirklich wird ein Wilddieb in Marchietti's Bezirk fast so selten bemerkt als im best verwahrten Gehäge. Dieser berechnet die Zahl der Gemsen auf seinen Bergen zu etwa 200, die jährlich gegen 60 Junge werfen; ungefähr eine gleichgroße Zahl erlegt er jedes Jahr. Er herrscht in der Gegend, und hatte, um einen charakteristischen Zug von ihm anzuführen, einmal den Gedanken gefaßt, sich zu Napoleon zu begeben, indem zwischen diesem und ihm sicherlich eine Geistesverwandtschaft Statt finden müsse. Bereits waren alle Vorbereitungen getroffen, seine Wohnung zu verlassen, als er das Fehlschlagen des russischen Feldzugs vernahm, was ihn bewog, seinen Plan aufzugeben.

Wir begleiteten Marchietti zweimal auf die Jagd. Am ersten Tag führte er uns auf eine hohe, rings von Gletschern umgebene Felsenmasse. Unterwegs stürzte mein Freund in eine Eisspalte, die ihm der frische Schnee verborgen hatte. Nach fühle ich's, wie H. plötzlich ausrief: „Er ist in das Loch gefallen!“ Entsetzt wandte ich mich um, sah aber bereits Nichts mehr, als einen auf dem Schnee liegenden Alpenstock. Hinzueilend fand ich, zu meiner unbeschreiblichen Freude, daß Jener nicht in die Tiefe gestürzt war, sondern sich sechs bis acht Fuß unter der Oberfläche noch festhielt; indessen durfte er, wie er sich da fest gegen zwei starke Eiswände steifte, nicht die geringste Bewegung wagen, wenn er sich nicht der Gefahr aussetzen wollte, vollends in den Abgrund hinab zu gleiten. Ich weiß nicht, ob H. und ich damit zu Stande gekommen wären, ihn aus dieser gräßlichen Lage zu befreien; aber Marchietti ist ein Mann, der sich zu helfen weiß. Nachdem wir ihm zugerufen, Was geschehen, war sein erstes Wort: „Könnt Ihr ihn hören?“ und als wir Dieß bejahten: „Könnt Ihr ihn sehen?“ „Er steckt nur einige Schuh tief.“ „Gut, gut! wartet!“ Er näherte sich, ohne sich zu beeilen, besichtigte die Spalte aufmerksam, machte Kerben in das Eis, und schrotete sich bis zu der Stelle hinab, wo mein Freund stak, band ihm ein Schnupftuch um die Hände, und zog ihn mit einer Leichtigkeit herauf, als wäre derselbe ein Kind gewesen. Mir war über dem Vorfall die Jagdlust für den ganzen Tag vergangen; gleichwohl setzten wir unsern Marsch fort, und gewahrten bald drei Gemsen. Marchietti stellte uns aber so, daß keine in den Bereich unserer Büchsen kam, während es ihm leicht wurde, eine derselben zu schießen. Er entschuldigte sich damit, der Ort, wo die Gemsen sich befänden, wäre für uns nicht gangbar; um ihm zu beweisen, daß er uns hierin zu Wenig zutraute, stieg ich mit ihm in die Schlucht hinab, worein das Thier gefallen war. Dabei konnte ich seine außerordentliche Gewandtheit und seinen verwegenen Muth bewundern; er zog an einer Stelle die Schuhe aus, um einen steilen Fels zu erklimmen; wahrscheinlich bloß, um mich in Erstaunen zu setzen, Was ihm auch vollkommen gelang. Nur eine Gemse hätte vermocht, ihm nachzukommen.

Am folgenden Tag gingen wir auf die Berge, die er sich in noch engerem Sinn zur ausschließlichen Jagd vorbehält. Die Gemse liebt, wie jeder Wiederkäuer, das Salz ausnehmend. Marchietti legt daher jeden Monat eine Quantität davon in einem Felsenloch nieder, wo er denn immer Alles geleert und den Boden umher voller Fährten findet. Diesen geht er nach, und verfehlt nie, auf eine Anzahl dieser Thiere zu stoßen, die er sich jedoch wohl hütet, in der Gegend selbst zu schießen, sondern an einer gelegenern Stelle erwartet, wo er sie dann mit aller Muße erlegt. Wir sahen deren mehr denn vierzig in verschiedenen Rudeln; endlich nach drei

Stunden, während deren wir sie unablässig mit unsern Fernröhren betrachtet hatten, zeigten sie eine große Bewegung, und verließen bald darauf ihren Waideplatz, doch mit weit geringerer Eile, als wenn sie durch die Gegenwart eines Menschen erschreckt werden. Obwohl ein herrlicher Tag war, schloß Marchietti aus diesen Anzeichen dennoch auf eine Umänderung des Wetters, und drang auf schnelle Heimkehr; so sehr wir uns aber auch beeilten, hatten wir doch die Hütte noch nicht erreicht, als ein heftiger Sturm, von Regen und Donner begleitet, über unsern Köpfen ausbrach.

Bolivar an Las Cases.

Guayaquil, 3 Agosto 1829.

Senor Conde!

Habido en esta ciudad y en este dia que he tenido la honor de reabir la obra immortal que pasara por entre los seglos elevando juntos los nombres del grande-hombre y del escritor amigo fiel.

El billete conque se sirve la bondad de Vm. enviarme los entretenimientos de Santa-Helena, es un documento glorioso que conservare mientras viva, en el fondo de mi gratitud. Accercame al gran Napoleon aunque en idea, es un efecto de la cortesiana Francesa, que pasa los mares para traer sus gracias anuestros montanos. Sin embargo, una lisenja igual no puede dejar de producir una sensacion la mas viva, la mas positiva, sin dejarme de vanecer con el exceso del hermoso complimento de Vm.

Yo habia leido antes de ahora las obras del *Sabio*. Y su merito me le habia hecho admirer. Àhora le amo con el mas profundo respecto y distinguida consideracion.

Bolivar.

Zu Deutsch:

Guayaquil, 3 August 1829.

Herr Graf!

Ich habe in dieser Stadt und an dem heutigen Tag die Ehre gehabt, Ihr unsterbliches Werk zu erhalten, welches fortleben wird durch die Jahrhunderte, vereinigt erhebend die Namen des großen Mannes und des ihn beschreibenden treuen Freundes.

Das Billet, mit welchem Euer ꝛc. die Gespräche von St. Helena mir gütigst zusenden wollte, ist ein ehrendes Dokument, welches ich, so lange ich lebe, mit dem tiefsten Dank bewahren werde. Mich dem großen Napoleon, auch nur der Idee nach zu vergleichen, ist ein Zug französischer Artigkeit, welche über die Meere setzt, um ihre Reize in unsern Bergen zu verbreiten. Eine solche Uebertreibung kann nicht umhin, in mir die lebhafteste Erkenntlichkeit zu erregen, ohne mich zu verleiten, durch das Uebermaß des hohen Kompliments Euer ꝛc. stolz zu werden.

Die Werke des Lesage (Sabio) habe ich bereits gelesen. Ich habe das Verdienst derselben bewundert. Jetzt liebe ich ihn mit der tiefsten Ehrfurcht und ausgezeichneter Hochachtung

Bolivar.

Vermischte Nachrichten.

Die Gefangennehmung des bekannten Insurgentenhäuptlings Diepo Negoro hat dem Krieg auf Java keineswegs ein Ende gemacht. Obgleich einer der ersten Anstifter des malayischen Aufstandes, ist er nicht der einflußreichste. Der unermüdliche Feind der Holländer, der Sultan von Palembang, vereinigt mit den kleinen Sultanen des Innern und der Sundainseln, setzt den Krieg aus aller Macht fort. In einem blutigen Treffen, zu Ende Januars, verloren die Rebellen, wie sie die niederländische Regierung zu nennen beliebt, zwar jenen Anführer, der zu kühn in die feindlichen Verschanzungen eindrang, aber sie behaupteten die Oberhand, ergriffen trotz diesem Unfall bald darauf die Offensive und zwar mit einer solchen Ueberlegenheit, daß der Generalgouverneur in Batavia, General van der Bosch, für gut fand, einen Oberofficier an sie abzuschicken, um mit ihnen Unterhandlungen anzuknüpfen, nicht um, wie es hieß, Diepo Negoro in Empfang zu nehmen, der zehn Tage zuvor gefangen worden war.

Die Empörung gegen den Imam von Muscat gewinnt so sehr Boden, daß der Statthalter die britische Regierung in Indien um Beistand ersuchen und große Vorräthe aus dem Arsenal in Bombay aufkaufen ließ. Die ganze Gegend um Muscat ist aufgestanden, und ein junger Verwandter des Imams hat sich mit 2000 Arabern des Forts Sohar und einiger andern kleinen Forts bemächtigt. Der Imam ist mit seiner Fregatte Liverpool und zwei andern seiner Kriegsschiffe auf eine Expedition gegen die Morubas ausgelaufen.

Am 15 April ging die jährliche Versammlung des Handelsstandes in der Kapstadt vor sich. Bei einer angestellten Vergleichung der Aus- und Einfuhr in den Jahren 1828 und 1829 ergab sich eine Zunahme der Ausfuhr im Betrag von 25,086, und der Einfuhr im Betrag von 96,618 Pf. St. Zu den steigenden Ausfuhrartikeln gehören Waizen, Häute Hornvieh und hauptsächlich Wein, davon für etwa 20,000 Pf. verkauft wurden. Große Besorgnisse weckt das Umsichgreifen einer Pferdekrankheit, der in der Nachbarschaft des Hex-River in wenig Tagen zweihundert Stück zum Opfer fielen. Die Hottentottenansiedelung am Kat-River kam gut fort. Am Ende Decembers v. J. zählte man: Bevölkerung von beiderlei Geschlecht 881, Musketen 226, Wagen 58, Pflüge 22, Pferde 562, Rinder 1822, Zugochsen 792, Schafe und Ziegen 8,227. Im Innern war der Häuptling Quito mit seiner Bande von dem mächtigen Kafferhäuptling Faco aufgerieben worden.

Von Hrn. Frazer erschien ein Bericht über seinen Ausflug in's Innere von Neuholland, den er mit Kapitän Logan von Brisbane Town, an der Moreton Bai, unternommen hatte. Der höchste Punkt, den sie erreichten, war ein Berg, genannt Lindsay, von wo aus sie eine außerordentlich großartige Aussicht hatten. Im N erblickten sie das Brisbane-Thal, begrenzt von fernen stattlich emporragenden Bergketten; im N O die Kette, welche die Scheidungslinie für die innern Gewässer zieht, Mount French und Flanders Pik mit den schönen zwischenliegenden Ebenen; im O die Moretonbai und Insel mit ihren freundlichen Umgebungen; im S eine prächtige zum Theil freie Landschaft, wo das Auge über eine unbegrenzte Fläche hinschweifte; im W wilde Gebirgsgegend. Ein seltsam aussehender Berg von der Form eines Taubenhauses im S W, und gegenüber ein steil abstürziger Pik, aus hartem thonartigem Trapp gebildet, verlieh der Scenerie noch mehr Eigenthümlichkeit. Ein Mal versuchten die Reisenden eine Bergwand zu ersteigen, wobei sie genöthigt waren, die Schuhe auszuziehen, und auf Händen und Füßen zu kriechen; als sie eine gewisse Höhe erklommen hatten, wären sie gerne von ihrem Vorhaben abgestanden, allein nun fand sich, daß die Umkehr fast noch gefährlicher sey, und sie mußten vorwärts; hinter ihnen ein furchtbarer Abgrund von wenigstens sechzehnhundert Fuß Tiefe, vor ihnen ein Labyrinth von ungeheuern auf einander geschichteten Felsen; schwache Schößlinge von Casuarina und Metrosiderus waren der einzige Gegenstand, womit sie sich einige Hülfe geben konnten. Als sie den Gipfel endlich gewonnen, war Hrn. Frazers Nervensystem so angegriffen, daß er sich auf einen Felsen niederlegte und sich an einem Busch halten mußte, bis er sich erholt hatte.

Die neun und vierzigste Zeitung des himmlischen Reichs enthält ein Verzeichniß von Fürsten, Herren und Staatsmännern, welchen an einem folgenden Tage in dem Garten der gegenseitigen Wonne die Ehre zugedacht war, einem Schauspiel beizuwohnen, welches Se. Maj. mit der allerhöchsten Gegenwart erfreuen wollte. Am Schluß der Liste bemerkt man den cochinchinesischen Gesandten. Nach einem andern Blatt hat Se. Excellenz, wie es scheint, um Erlaubniß nachgesucht, den Rückweg nach Cochinchina, statt zu Land, über Canton zu machen. Der Kaiser schlug diese Bitte ab, da sie eine Abweichung von den unter seinen Vorfahren beobachteten Gebräuchen begründet hätte. In China fürchtet man durch die geringste Veränderung die Stabilität zu gefährden, und hat man keine bessern Gründe, Etwas zu verweigern, so gilt jeder Beweis. Allein man darf deßhalb nicht glauben, daß in dem himmlischen Reich immer Alles beim Alten bleibe; die Regierung trifft vielmehr häufige und große Veränderungen, nur müssen sie ihr vortheilhaft seyn. Der Gesandte stellte dem Kaiser unter Andern vor, daß seines Gebieters des Königs Mutter hochbetagt sey, und eine ansehnliche Quantität Ginsing brauche; worauf Se. kais. Maj. der alten Dame mit einem Catty dieser Kraftwurzel eine Verehrung zu machen geruhte.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 287. 14 Oktober 1830.

Geschichte der letzten russichen Gesandtschaft in Persien und ihrer Ermordung.

Da ich Sekretär und Rechnungsführer bei dem Mehmendar war, welchen Se. K. Hoheit absandte, die Gesandtschaft zu begleiten, so verließ ich am 16 des Monats Dschommadi ul Soni (22 December 1828) im Gefolge des Chans Tauris. Hr. Grebayedoff hatte zwei Tage vor uns die Stadt verlassen und wir trafen ihn in dem Dorf Tikmadasch.

Mein Oberer kam ganz unerwartet zu dieser Ehre, da Mirsa Mussa Chan, der Bruder Sr. Exc. des Kaym Mukam ursprünglich bestimmt war, die Gesandtschaft nach der Hauptstadt zu geleiten. Der Mirsa, entweder überhaupt aus Abneigung gegen einen solchen Auftrag oder weil er ihn unter der Würde eines Eidams des Königs hielt, entzog sich demselben, indem er seine geschwächte Gesundheit vorschützte und so mußte mein Oberer in seine Stelle eintreten.

Wir nahmen alle möglichen Vollmachten an die verschiedenen Regierungsbehörden und Ortsvorsteher mit, durch deren Bezirk uns der Weg führte, um uns überall Herberge, Lebensmittel und den gehörigen Respekt zu verschaffen. Der Prinz ertheilte dem Chan bei der Abschiedsaudienz seine Verhaltungsbefehle bis auf das Einzelste hinaus, damit der Etschi in keiner Hinsicht Ursache haben sollte, sich über irgend Etwas zu beschweren, und, um den Chan in der Erfüllung der Wünsche Sr. Hoheit zu unterstützen, wurde ihm Mohammed Ali Beg, Amtsgehülfe des Ferasch Baschi nebst sechs niedern Ferasch's beigegeben.

Der Chan hatte von früher einige persönliche Bekanntschaft mit dem Gesandten; allein, bei der Ankunft in Tickmadasch war der Empfang, den er erfuhr, nicht sehr herzlich; auch äußerte Hr. Grebayedoff nicht eher ein Merkmal von Wohlwollen oder Zutrauen gegen ihn, als bis Dienste und Gefälligkeiten im häufigen Verkehr auf der Reise ihm gewisser Maßen ein Recht auf seine Gunst gaben. Diese anfängliche Kälte rührte von dem Mißvergnügen her, welches Hr. Grebayedoff über die Abwesenheit Mirsa Mussa Chan's empfand, dessen Rang so weit über dem meines Obern war.

Der Zustand der Lage sowohl als die rauhe Witterung machte unsere Fahrt zumal langweilig und beschwerlich. Das Land lag tief mit Schnee bedeckt; doch thaten wir unser Möglichstes, zu den Bequemlichkeiten der Gesandtschaft beizutragen, und ihr die Beschwerden zu erleichtern, welche eine Winterreise mit sich bringt.

Die Gesandtschaft bildete eine sehr zahlreiche Truppe. Außer Hrn. Grebayedoff gehörte dazu Hr. Maltzoff, der erste Sekretär, Hr. Adelung, der zweite — ein Arzt — Mirsa Nerriman, der armenische Dolmetscher — ein georgischer Prinz — Dadasch Beg und Rustum Beg, die Oberhausbeamten (ersterer abwesend zu Reschi) — eine Wache von 16 Kosaken von der Linie (Kuban) — und endlich ein Gefolg von ungefähr 30 Dienern, Mohammedanern, Russen, Georgiern und Armeniern.

Ich hatte bald Ursache zu bemerken, daß die Diener der Gesandtschaft unter keiner strengen Aufsicht gehalten wurden. Das Benehmen der Armenier und Georgier gegen meine Landsleute war im Allgemeinen hochfahrend und nicht versöhnend.

Die Pflichten eines Mehmendar sind verdrüßlich und mühsam, und dabei ist es schwer, Ehre einzulegen, da man es Jedermann recht machen soll. Wir hatten täglich für eine reichliche Lieferung von Mundvorräthen in den Dörfern zu sorgen. Dafür stellte mein Oberer einen vollen Empfangschein aus, welcher die Landleute zu einem entsprechenden Abzug von dem Betrag ihrer jährlichen Zahlungen an die Krone berechtigte. Rustum Beg war die Person, welche die Lieferungen in Empfang nahm und die Austheilung machte.

Die Artikel, welche die Gesandtschaft täglich brauchte, waren folgende: 1 Ochse, 1 Kalb, 5 Schafe, 30 Stück Geflügel, 200 Eyer, 84 Pf. (14 Muns) Reis, 36 Pf. Butter, 36 Pf. saure Milch, 12 Pf. Käse, 24 Pf. Zuckerkandel, 3 Pf. Gewürze, 240 Pf. Brod, 6 Pf. saurer Traubensaft, 6 Pf. Weinessig, eine Flasche Citronensaft, 6 Pf. Rosinen, 3 Pf. Mandeln, 60 Pf. Früchte, 18 Pf. Zwiebeln, 3600 Pf. Holz, 120 Pf. Holzkohlen, 1800 Pf. Gerste, 3600 Pf. Stroh, 18 Pf. Kerzen, 6 Pf. Milch, 300 Pf. Wein und Liköre.

Der Werth dieser Artikel belief sich auf mehr als 60 Tomans oder 75 holländische Dukaten. Sie überstiegen das Bedürfniß der Gesandtschaft und zu dem war es in den Dörfern unmöglich, manche zu bekommen. Statt ihrer wurde denn häufig Geld erhoben, und vom Ueberschuß blieben dem Rustum oft 10 bis 15 Tomans in der Kasse. Diese Art zu verfahren däuchte uns nicht in der Ordnung. Da wir aber nicht wußten, wie Hr. Grebayedoff diese Verwandlung seiner Rationen in Geld ansah, so

ließen wir die Sache unbemerkt. Doch bezeichnete ich in meinem Tagebuch die verschiedenen Summen, welche man an Rustum während der Reise bezahlte. Ihr Betrag war 150 Tomans.

(Fortsetzung folgt.)

Zeitbetrachtungen.

(Schluß.)

So entmuthigend indeß auch diese Umstände für alle Revolutionslustigen in Deutschland erscheinen, so ist doch nur zu wahrscheinlich, daß auch hier große Unruhen, fruchtbar an Wechsel und Umsturz für die Throne von Mitteleuropa, vor der Thür sind. Läßt man Polen, als ein russisches Anhängsel, außer Frage, so schließt diese mächtige Sektion des christlichen Staatengebiets vier große Hegemonien in sich, Bayern und Oesterreich in Süd-, Sachsen und Preußen in Norddeutschland. Die Souveräne dieser so wie der meisten deutschen Staaten sind nicht persönlich bedrückend oder verhaßt; ja manche der deutschen Fürsten sind aufgeklärte und liebenswürdige Männer, und im Ganzen kann man von ihnen rühmen, daß sie in ihren Ländern in den letzten vierzig Jahren Viel zum Bessern gewendet haben. Vor dieser Periode mochte das Gemälde, welches die Markgräfin von Baireuth von ihrem Vater dem König, und dem Markgrafen ihrem Gemahl entwarf, wie sie den Prinzessinnen ihrer Familie die Reitpeitsche anmessen, oder ihre Hofleute in den Vorzimmern herumjagen, für ein schönes Porträt der Gewaltigen (ruffians) gelten, welche in Deutschland das Scepter schwangen.

Allein persönliche Verdienste gewähren nur eine leichte Vergütung für Institutionen, die in vielen Beziehungen grausam tyrannisch sind. Nirgend in der Welt giebt es einen mildern und väterlich gesinnteren Fürsten als den Kaiser von Oesterreich; aber nirgend ist auch der Mund des Volks unbarmherziger geknebelt, nirgend herrscht in jedem Zweig der Verwaltung und der Rechtspflege härterer Druck. Sollte die Pandorabüchse einmal zerspringen, worin die angehäuften Leiden von fünf Jahrhunderten gegenwärtig mit Mühe eingepreßt und hermetisch verschlossen gehalten werden, so wird über Oesterreich, Böhmen und Norditalien zu gleicher Zeit die Sündfluth unaufhaltsam sich ergießen; so wird das trotzige Ungarn sich von der Krone losreißen; so wird ein scheues Volk, das bis jetzt, wie vor Zeiten die Mondsüchtigen, in Finsterniß gefangen saß, mit unbändiger Wuth und unfähig der Selbstbezähmung, in einem Augenblick seine Kerker stürmen und seiner Fesseln sich entledigen. Die Regierung dürfte dann sehr verwundert seyn, wenn sie zum ersten Mal nicht mehr jene respektvolle Bevölkerung mit der Treue adeliger Hausbedienten um sich schaute, sondern einen frechen rasenden Haufen von Mißvergnügten, welcher sich nicht mit Almosen abspeisen ließe, sondern Rechte und Freiheiten forderte.

Bayern ist dasjenige Land, welches in und durch sich selbst zuletzt einen Aufstand zu befürchten hat. Schon als Kronprinz war der König im höchsten Grad populär und, wie er nicht nur ein wahrhaft erleuchteter Mann, sondern auch voll patriotischer Gesinnungen ist, hat er die Lage seines Volks nach Kräften verbessert, und die Zeichen der Zeit erkannt, so weit es für ein Auge, das von der Höhe des Throns herabblickt, nur immer möglich ist. Indessen möchten Unruhen, die in den benachbarten Ländern kaum ausbleiben werden, und sogar in dem Rückblick auf Bayern einen moralischen Stützpunkt finden dürften, doch zur Aufdeckung mancher Mängel führen, welche dem trefflichen Fürsten bis jetzt unsichtbar waren, und entsprechende Reformen veranlassen. Diese Ausgleichungen können aber in diesem begünstigten Land leicht wohl friedlich seyn (such reforms have, in that favoured land, a chance for being pacific.)

In Sachsen und Preußen hat man sich auf einen heißen Kampf gefaßt zu halten; in beiden ist eine rauhe und soldatische Regierung, zwischen Hof und Volk eine gegenseitige Eifersucht, aber trotz aller Beeinträchtigung von Seiten der Behörden eine ungeheuere Verbreitung politischen Wissens. (Das Ungerechte, welches in diesem Urtheil über die preußische Regierung liegt, leuchtet Jedem ein, der mit dem blühenden Zustand der dortigen gelehrten Anstalten bekannt ist; der weiß, welche Anerkennung die Wissenschaft in ihren Repräsentanten selbst bei den höchsten Rangstufen der Gesellschaft findet, wenn sie nur, wie sich gebührt, fein anständig erscheint, und etwa Vernunft und Geschichte royalistisch zu deuten weiß. An Redefreiheit fehlt es in Preußen nicht, und will der Berliner über seine verunglückte Schneiderrevolution „großstädtische" Witze machen, so hindert ihn keine Polizey daran.) Die gebildete Bevölkerung dieser Länder — dieß muß man wohl beachten — wird durch Gefühle der Rache sowohl, die seit sechzehn Jahren in den Gemüthern schlummerten, als durch die beseelende Hoffnung der Freiheit emporgerichtet. Die Versprechungen, welche in dem großen Jahr 1814 dem Volk als Preis für seine herzliche Mitwirkung angeboten wurden, sind nicht vergessen. Die Völker wie ihre Könige waren bei den Leistungen jener Tage betheiligt, und es ist gar wohl bekannt, daß bei der nachmaligen Auseinandersetzung der verschiedenen Ansprüche jeder Krone Entschädigungen im Verhältniß zu ihren Anstrengungen bewilligt wurden, und daß die Souveräne die ganze Belohnung für sich wegnahmen, da eingestandener Maßen und von Rechtswegen ein Theil davon ihren Unterthanen hätte zu Gut kommen sollen. Dieser Schuld sich zu entledigen, mußten sie in Erfüllung bringen, was sie so liberal verheißen hatten, statt daß sie ihre Verpflichtungen jetzt mit dürren Worten ableugnen oder sich denselben durch unredliche Ausflüchte zu entziehen suchen. Auf den Tag der Vergeltung hat man lange gewartet; endlich ist er erschienen. Wir dürfen uns nicht täuschen; die Macht des Beispiels, der Jubel des Sieges, der donnernde Beifall der Welt gewähren den Scenen von Paris einen verführerischen Zauber, der alle Bedenklichkeiten der Klugheit überwältigt, und wenn nicht die stärksten Gewaltmaßregeln das drohende Ungewitter noch beschwören, so wird es in diesem Theil von Europa zu augenblicklichem Ausbruch kommen.

Noch gefährlicher sieht es in den Niederlanden aus. Soll dem Fortgang der neuen Meinung Einhalt gethan werden, so wird es hier, bei der vielfachen nachbarschaftlichen Berührung mit Frankreich eines etwas stärkeren Werkzeugs bedürfen, als des Scepters der Oranier. Wir wagen zu behaupten, daß keine achtzehn Monate vergehen, und, so weit der Rhein fließt, dieser große Strom Länder bewässern wird, die in dem Wesen ihrer Verfas-

fung umgewandelt, oder in der Umwandlung desselben begriffen sind. Die Kabinette des Kontinents befinden sich sammt und sonders in demselben verlegenen Dilemma: Entweder unterdrücken sie den freien Umtausch der Gesinnungen mit Frankreich und gerathen dadurch in eine schlimme Kollision mit der sprudelnden Volksbegeisterung — eine Kollision welche gar wohl die Krisis, die sie fürchten, indem sie ihr vorzubeugen suchen, beschleunigen könnte; oder sie lassen der Sache auf gut Glück den Lauf, und legen dadurch selbst den Grundstein zu einer Revolution. Staaten, die wie England seit Jahrhunderten frei sind, bilden privilegirte Ausnahmen. England, mit der sorglosen Kraft einer dauerhaften Gesundheit, kann die Stöße einiger wildrepublikanischen Anbrandungen bei Klubgastmälern oder Volksaufläufen aushalten, ohne daß es gleich über den Haufen fällt. Den rohen und undisciplinirten Königreichen des Kontinents wird die Einweihung in ihre neugeborenen Hoffnungen theuer zu stehen kommen, wenn eine Revolution in ihnen Wurzel schlägt, welche ihnen zeigen muß, daß die Koncessionen der französischen Charte von 1814 für die Anforderungen einer vernünftigen Freiheit nicht hinreichend waren.

Von Südeuropa läßt sich nicht Viel sagen. Diese Länder stehen unter verschiedenen mächtigen politischen Einflüssen, die sich durchkreuzen und zum Theil neutralisiren. Schlechte Verwaltung leistet in Italien weit und breit der Revolution Vorschub, absolute Zerrüttung in Spanien und Portugal. Auf der einen Seite wirft aber auch ein Grad von Bigotterie wie er in Oesterreich und Bayern unbekannt ist, in Spanien und noch mehr in Portugal ein ungetheiltes Gewicht in die entgegengesetzte Wagschale. Dazu kommen endlich auch persönliche Fragen, welche den Calcul noch mehr verwirren, und es möchte wenige Staatsmänner geben, die es wagen, den Gang der Ereignisse auf die sechs folgenden Monate voraus zu bestimmen. In Spanien regen sich bereits die Carlisten wieder, die vor zwei Jahren mit so vieler Mühe überwunden wurden. Diese Faktion, wiewohl aus ganz verschiedenen Beweggründen, stürmt nicht weniger auf den Thron los, als die liberalen Emissäre des Aufruhrs, welche alle Küsten der Halbinsel durchstreifen. Auf Norditalien wirkt der doppelte Impuls von Frankreich und Deutschland, dem vielleicht die natürliche Erschlaffung der Eingebornen weicht. Was aber das Ende der vielen Spaltungen auf beiden Halbinseln seyn mag: gewiß ist eine lange Reihe neuer und grausamer Drangsale das nächste Loos dieser unglücklichen Länder.

Die Wasser des großen Abgrundes strömen über; eine Tiefe ruft die andere hervor; wo soll es mit uns hin; kein William Pitt ist zur Hand, uns zu führen; kein großer Schutzgeist erhebt sich, über die Geschicke Europa's zu wachen; ja ein zweiter Pitt könnte unserem Zeitalter nicht mehr helfen, da wir die unsanfte Sprache seiner imperatorischen Politik nicht ertrügen. Unsere einzige Hoffnung beruht daher auf der Mäßigung der gegenwärtigen französischen Demokratie; läßt uns diese Hoffnung im Stich, für uns selbst wissen wir keinen Rath, wir sind ohne Kompaß und Anker!

Die Barrikaden von Paris,

vom militärischen Gesichtspunkte betrachtet von Dr. Hermes.

(Mit einer Lithographie.)

Wenn die Einheit der Gesinnung, die während der Revolution der drei Tage sich in ganz Frankreich von Straßburg bis Bayonne und von Dünkerken bis Antibes aussprach, eine der außerordentlichsten Erscheinungen der neuern Geschichte ist; so grenzt die Schnelligkeit und die Gewandtheit, mit welcher in der Hauptstadt zu derselben Stunde auf allen Punkten die gleichen Mittel zur Abwendung der Gefahr ergriffen wurden, in der That an das Wunderbare. Ein ausgezeichneter Militär, der General-Lieutenant Allix, der wenige Tage nach dem Kampfe in Paris ankam und das ungeheure Schlachtfeld, welches er vor sich sah, von dem Standpunkte der Strategie aus studirte, erklärte die vollkommene Gleichmäßigkeit, so wie die Umsicht, mit welcher das Barrikadensystem in allen Straßen ausgeführt worden sey, für einen offenbaren Beweis, daß „eine hohe militärische Kapacität" die Vertheidigung der Bürger geleitet habe. „Man kennt den Urheber dieses bewunderungswürdigen Vertheidigungssystems noch nicht", sagt er; „aber die öffentliche Meinung bezeichnet ihn bereits. Wer er auch immer gewesen seyn mag, so hat er sich einen unvergänglichen Siegeskranz auf das Haupt gedrückt, den die späteste Nachwelt ihm bewahren wird." *) Dieß ist das Urtheil des einseitigen Soldaten, der es freilich nicht begreifen kann, wie der Instinkt der Begeisterung die kriegsgeübten Führer ersetzen soll; aber wenn wir alle Berichte, die bisher über „die drei Tage" erschienen sind, vergleichen; so können wir daran nicht länger zweifeln, daß die Bevölkerung von Paris in der That gerade in den entscheidenden Augenblicken des Kampfes keine andern Anführer hatte, als die allgemeine Indignation, und wenn man will, den Fanatismus der Freiheitsliebe.

„Die Ordonnanzen vom 25 Juli", sagt Allix selbst, „erregten die Besorgniß der Fabrikbesitzer in so hohem Grade, daß sogleich alle Werkstätten geschlossen wurden, und mit Einem Schlag hundert tausend Arbeiter sich ohne Lohn und Verdienst auf die Straße geworfen sahen. Obwohl die Zusammenrottungen, welche sie bildeten, unbewaffnet und ohne gefährliche Absichten waren, so zogen dieselben doch deßhalb nicht weniger die Aufmerksamkeit der Polizei auf sich, deren Agenten sie am Abend des 26 zerstreuen ließen, ohne daß hieraus eine ernstliche Feindseligkeit hervorgegangen wäre. Am 27 bildeten sich dieselben Gruppen auf's Neue, und die Infanterie der Garde gab Feuer auf sie. Die ersten Schüsse fielen auf den nördlichen Boulevards. Ein Schrei des Unwillens erhob sich mit Einem Mal in ganz Paris. Der Ruf: „Zu den Waffen! Reißt das Pflaster auf, wir wollen uns verbarrikadiren!" ging mit der Schnelligkeit des Blitzes von einem Ende von Paris zu dem andern, und von dem Mittelpunkte der Stadt zu den äußersten Barrieren. Die Häuser werden im Augenblick geschlossen; aber nur die Weiber, Greise und Kinder bleiben darin. Die ganze mannskräftige Bevölkerung beginnt das Pflaster aufzureißen, um damit Barrikaden zu bilden, die nicht bloß an allen Ecken, sondern von hundert Schritt zu hundert Schritt die ganze Länge der Straßen hindurch errichtet werden, so daß jede einzelne Straße eine Festung wird, welche ihre Bewohner vertheidigen, und bald ganz Paris in ein großes befestigtes Lager verwandelt ist, welches aus eben so vielen geschlossenen Redouten besteht, als es Straßen giebt." Damit diese Arbeit nicht gestört werden könne, fing man in der Nacht vom 27 auf den 28 damit an, alle Laternen entzwei zu schlagen; was zur Folge hatte, daß die Truppen, welche auf den öffentlichen Plätzen bivouackirten, es nicht wagen durften, Patrouillen auszuschicken, da diese in der Dunkelheit der Nacht leicht überfallen worden wären; und am Morgen des 28 fanden sich die Barrikaden bereits beinahe ganz vollendet.

Der Punkt, auf welchem die Hauptmacht der königlichen Truppen versammelt stand, und von welchem daher der Angriff gegen die Stadt ausgehen mußte, waren die Tuilerien und das Louvre mit ihren Höfen und den Plätzen, welche diese beiden unermeßlichen Gebäude einschließen. Das wie durch einen Zauberschlag in ganz Paris ausgeführte Vertheidigungssystem überließ den angreifenden Truppen im Norden den ganzen Raum zwischen der Rue Saint-Honoré, den Tuilerien und dem Louvre, von der Rue des Poulies bis zu der Place Louis XVI (jetzt Place de la Charte); und im Osten den Platz des Louvre (auch Place d'Jéna) bis zu der Rue de l'Arbre Sec, die von der Rue Saint-Honoré in die Gegend des Pont-Neuf führt. Im Süden blieb dem Angriff der Kai längs dem Louvre, die große Galerie des Louvre und der Tuileriengarten überlassen; während die Vertheidigung sich gegenüber auf dem linken Seineufer von dem Pont-Neuf bis zu dem Palast der Deputirtenkammer aufstellte.

(Schluß folgt.)

---

*) Bataille de Paris en Juillet 1830. Par le Lieutenant-Général Allix (Paris, J. Corréard, 1830.) 8.

Vermischte Nachrichten.

In dem Schreiben eines Seefahrers aus Tristan d'Acunha liest man: „Am 11 März hielten wir bei der Insel Tristan d'Acunha zwei Tage an; Schiffe können hier sich mit trefflichem Wasser, mit Rindern, Schafen, Schweinen, Ziegen, Kartoffeln u. s. w. versehen. Die Einwohner, welche sämmtlich Engländer sind, bestehen aus neun Männern und neun Frauen, nebst vier und zwanzig Kindern, denen eine Beisteuer von alten Kleidern willkommen seyn würde. Vor den plötzlichen Windstößen und dem heftigen Nordwinde hat man sich zu hüten, wenn man vor Anker geht."

Am 15 December v. J. empfing in Canton der neue Hoppo, Tschung, genannt Tadschin oder der große Mann, die Siegel seiner Würde. Bei dieser Gelegenheit kamen allerhand Feierlichkeiten vor. Zuvörderst zog der Hoppo in Hofgala vor den am Thor seiner Amtswohnung befindlichen Altar der Distriktsgottheit, und vollbrachte die Ceremonie des dreimaligen Niederkniens und der neunmaligen Berührung des Bodens mit dem Kopf. Rauchwerk, eine brennende Wachskerze, Goldpapier und Raketen wurden als Opfer gespendet. Diese Ceremonie wiederholte er bei der zweiten Thür, die nach der großen Halle führt, welche er sofort hinanstieg. Sein sämmtliches Personal von Schreibern und Bedienten stellte sich hier in zwei Reihen auf, und ersuchte ihn, sich des Siegels zu bedienen. Sofort befahl er seinem Siegelbewahrer, Dieß zu thun, indem er dabei die Worte sprach: „Gute Winde, günstiger Regen"; nun wurde viermal gesiegelt. Bei den vier Worten: „Ruhige Regierung, stilles Volk" geschah Dieß zum zweiten Mal, und bei dem Glückwunsch für den Hoppo, der in den vier Worten bestand: „Reiche Stelle, hoher Rang" zum dritten Mal. Alsdann wurden die auf rothem Papier niedergeschriebenen Ermahnungserlasse des Hoppo an die verschiedenen Behörden zum Vorschein gebracht, und jedem das Siegel aufgedrückt. Jetzt knieten die Hauptsekretäre etc. nieder, und neigten sich auf den Boden, um Sr. Excellenz Glück zu wünschen; ihnen folgten die Hongkaufleute und Dolmetscher, und diesen der von dem tatarischen Befehlshaber der Besatzung dem Hoppo beigegebene Officier und der Schatzmeister des Hoppo, worauf man Se. Excellenz ersuchte, sich weiter hinauf in das Innere des Hauses zu begeben. Aus dem großen Saal ging es in die Küche, wo er dem Gott des Feuerherdes opferte, damit er ihm Segen und seiner Familie Gesundheit verleihe. Auf letztern Brauch legen alle Chinesen ein großes Gewicht, und beobachten ihn, so oft ein neuer Ofen gebaut wird und am Ausgang jedes Jahrs. Zum Beschluß vertauscht der Hoppo sein Galakleid mit seinem gewöhnlichen Anzug, und setzte die Tage fest, wann er in allen benachbarten Tempeln zu räuchern, und wann er seine Besuche abzustatten gedachte. Um diese Zeit fanden auch theatralische Vorstellungen zu Ehren der Götter Statt. Bei einem dieser Schauspiele brach in einer kleinen Stadt in dem Bezirk von Kanton Feuer aus, und es kamen, nach amtlichen Berichten, gegen 200 Personen um, die verbrannt oder zu Tod getreten wurden. Die Gemahlin des Hoppo gilt für eine Dame von großen Talenten, die in den Gesetzen des Landes sehr erfahren, und von ihrem Gemahl bei allen Angelegenheiten zu Rathe gezogen werden soll. Auch Fräulein Tschung begleitete ihren Vater nach Canton. Sie war Stickerin im Harem Sr. kais. Maj. und der Ruf eines Genies, namentlich einer großen Dichterin, ging vor ihr her.

In dem Hindukollegium zu Calcutta war am 17 Februar vor dem Lordbischof und einer ausgezeichneten Versammlung von Damen und Herren Prüfung, wobei Bücherpreise ausgetheilt wurden. Die höhern Klassen wurden in griechischer, römischer und englischer Geschichte und Naturlehre vernommen. Die Schüler, worunter einige nicht über zehn Jahre alt, beantworteten die ihnen vorgelegten Fragen mit vieler Leichtigkeit. Nachher ließ man sie Stellen aus Shakspeare's Heinrich VIII deklamiren, welcher Aufgabe die jungen Leute, in Bezug auf Genauigkeit der Aussprache und Richtigkeit des Ausdrucks, zum Beifall ihrer Zuhörerschaft sich entledigten. Man verspricht sich von dieser Anstalt, bei dem Eifer der Lehrer und Schüler, einen wohlthätigen Einfluß auf die Verbreitung europäischer Civilisation unter den Hindu's.

Zu Kaschgar stellte Se. chinesische Majestät zu Anfang dieses Jahres mehrere neue Pascha's unter den mohammedanischen Stämmen an; zwei derselben erhielten den Titel Handelspascha's. Tschalunge, der tatarische Resident daselbst, empfahl mehrere Officiere wegen ihrer Bemühungen, einen Fluß schiffbar und eine Strecke wüsten Landes urbar zu machen. Der Kaiser beehrte sie deßhalb mit Auszeichnungen von Pfauenfedern, goldenen Knöpfen an den Mützen etc. Die chinesische Militärmacht in Kaschgar beträgt 4200 Mann von der blauen Standarte. Der Vorschlag, diese Zahl zu beschränken, wurde verworfen, aus dem Grund, daß es wegen der Sicherheit nicht thunlich sey. Die Regierung beschäftigte sich mit Befestigung acht verschiedener Plätze auf der Grenze, um das freie Hin- und Herpassiren der Handelsleute zu verhindern. Ein Haufen tatarischer Soldaten, welche bei der Einnahme von Yerkand dem Rebellen Tschangkiur in die Hände fielen, kehrten kürzlich zurück; sie wurden begnadigt, aber entlassen, und der gewöhnlichen Soldansprüche der Mantschu's verlustig erklärt.

Am 20 December v. J. stand der Gouverneur von Neu-Süd-Wales nach dem Gottesdienst mit einigen Herren vor der Kirche, als ein gewisser Shelley mit den Worten: „Ihr seyd ein verdammter Schurke, Herr!" auf ihn losstürzte. Der Angreifer wurde sogleich festgenommen und nach dem Wachthaus gebracht. Es zeigte sich, daß er ein großes Vorschneidemesser und ein Paar geladene Pistolen in den Taschen hatte, und aus der Zeugenaussage ging hervor, daß er oft drohte, er würde „diesen verdammten Schurken" niederschießen. Im Verhör leugnete er, Sr. Exc. nach dem Leben getrachtet zu haben; aber er beklagte sich, daß der Gouverneur ihm ein Stück Land vorenthalte, zu welchem er berechtigt sey; er habe, in Erwartung Recht zu erhalten, alle seine Mittel zum Unterhalt verbraucht, so daß ihm jetzt Nichts übrig bleibe, als sich umzubringen. Das Gericht verurtheilte ihn, sein friedliches Betragen für die Zukunft durch eine baare Summe von 500 Pf. und zwei Bürgschaften von je 200 Pf. zu versichern. Da er Dieß nicht vermochte, so mußte er in's Gefängniß.

Ein Gerücht von der Zahlungsunfähigkeit der Kompagnie hat sich in Indien verbreitet, welches die indischen Zeitungen zu widerlegen sich viele Mühe geben. Sie gestehen die große Schuldenmasse der Kompagnie zwar zu, suchen aber den Einwohnern zu beweisen, daß diese Schulden bloß eine Folge der gemeinnützigen englischen Verwaltung seyen. Eine Regierung, gleich der ihrigen, welche so viele Brücken, Straßen, Städte, Kanäle baue, welche große Heere unterhalte, um die verheerenden Einfälle der Mahratten abzuwehren, dürfe schon Schulden machen. Diese Schulden seyen ein Beweis ihrer Uneigennützigkeit und ihrer gewissenhaften Vorsorge für das Wohl der ihr anvertrauten Länder. Indien könne kein größeres Glück widerfahren, als wenn der Freibrief der Kompagnie erneut werde; übrigens besitze sie Ehrenwerthe unermeßliche Hülfsquellen etc.

Das Bulletin Geographique enthält einen Bericht über einen zwischen Rouen und Paris in Vorschlag gebrachten Kanal, wodurch letztere Stadt zum Seehafen würde. Die direkte Entfernung Rouens von Paris beträgt ungefähr 30 Stunden; die Seine legt zwischen beiden Städten einen Weg von 257,123 Metres — mehr denn noch einmal so Viel — zurück; der die Seine dreimal durchkreuzende Kanal ist zu 177,488 Metres berechnet, was einen Unterschied von ungefähr 16 Stunden ergiebt. Es würden 17 Schleußen und an den Kreuzungsplätzen mit der Seine jedesmal ein Damm nothwendig seyn. Die Tiefe des Kanals ist zu vier Metres (15 bis 13 Fuß) angenommen, die Breite zu 16 Metres, der Kostenaufwand zu 61 Millionen Franken. Die Erhaltungskosten sind jährlich zu 400,000, der jährliche Ertrag des Zolls zu 700,000 Franken angeschlagen. Dagegen hat der Ingenieur Navier eine Eisenbahn zwischen Rouen und Paris in Vorschlag gebracht, deren Länge zu 220,000 Metres und deren Baukosten zu 31 Mill. Franken von ihm berechnet werden. Die Seine selbst für große Schiffe fahrbar zu machen, würde 70 Mill. Franken kosten. Freilich machte ein von Paris nach Rouen geführter Kanal auch seinerseits wieder von Rouen bis Havre bedeutende Bauten an der Seine nothwendig.

Napoleon in Paris.

Nicht etwa seine Gebeine, beigesetzt unter der Vendomesäule, sondern er selbst, wie er ging und stand, dargestellt von Hrn. Michelot auf dem Theatre-Français! — Ein Drama in drei Akten, betitelt „Napoléon et l'Etudiant", soll daselbst, wie die revue de Paris meldet, gegeben werden. Die französischen Blätter werden nicht ermangeln, über den nähern Inhalt, von dem uns bis jetzt noch Nichts bekannt ist, sich auszusprechen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Beilage: Plan eines Theils des Schlachtfeldes in Paris im Juli 1830.

Plan eines Theils des Schlachtfeldes

IN PARIS

im July 1830.

Place Vendôme

Rue Saint Honoré

Rue de Rivoli

Jardin des Tuileries

Cour et Palace des Tuileries

Place du Carrousel

Place du Louvre

Palais du Louvre

Quai des Tuileries

Quai du Louvre

Pont Royal

Pont des Arts

Seine

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 288. 15 Oktober 1830.

Geschichte der letzten russischen Gesandtschaft und ihrer Ermordung.

(Fortsetzung.)

Bei Meana kam Mirsa Futha, Civilgouverneur des Bezirks, nebst einem Sohn vom Dschihan Gihr Chan, Häuptling des Schoggagilstamms, aus der Stadt, den Gesandten zu begrüßen. Der Weg über den Kaflan-Koh war schwierig und mühsam, wegen der Tiefe des Schnees, von dem das Gebirg bedeckt war. In Sundschan herbergte die Gesandtschaft in dem Hause des Nodschiff Kulißeg, eines Sohnes des Nossor Ulla Chan Afschar, der an der Spitze eines zahlreichen Gefolgs dem Gesandten entgegen ritt. Am Tag nach der Ankunft wurde Hr. Grebayedoff bei dem Prinzen Abdolla Mirsa eingeführt, der ihm alle Huld und Aufmerksamkeit bewies. Außer mancherlei Höflichkeitsgeschenken von Backwerk, Früchten und Eßwaaren aus seiner Küche, verehrte ihm Se. Hoheit ein sehr gutes Pferd. Der Diener, welcher das Roß brachte, erhielt 16 Dukaten. Wir verschafften uns hier von Abdolla Mirsa 15 Pferde zum Gebrauch der Gesandtschaft, womit diejenigen abgelös't wurden, welche Abbas Mirsa geliefert hatte. Auch bestritt die sundschauer Verwaltung die Miethe der 45 Lastthiere bis nach der Stadt Koswihn.

Wie wir den Kaflan-Koh passirten, fanden sich bei meinem Obern Beamte von Abdolla Mirsa ein, um ihm bei seinem Geschäft an die Hand zu gehen. Sie blieben bei uns, bis wir Abdolla Mirsa's Land verließen. In Seahdahun, auf der Grenze von Koswihn, trafen wir auf ähnliche Weise Dienstleute von Ali Nodschi Mirsa, welche bis in die Nähe von Theran zu unserer Verfügung waren. Diesen Dienstleuten machte Grebayedoff nie ein Geschenk für ihre Mühe und Aufwartung. Die Mittel des Gesandten waren vermuthlich gering, so daß er nicht oft freigebig seyn konnte. Den Eigenthümern der Häuser, in welchen er während der Reise täglich abstieg, pflegte er einen oder zwei Dukaten reichen zu lassen, und, so Viel ich weiß, war Dieß das einzige Geld, das ihm für Geschenke wegging.

Ich werde nie vergessen, welche Noth wir auszustehen hatten, als wir die Ebene von Sultani in ihrer ganzen Ausdehnung durchschnitten. Die Kälte war durchdringend; wegen der großen Tiefe des Schnees vermochten unsere Pferde sich kaum vorwärts zu bewegen und die heftigen, mit Regen und Schnee begleiteten Windstürme brachten uns oft in wirkliche Gefahr. Eines Morgens glaubten wir den Gesandten verloren zu haben. Er hatte sich mit zwei Kosaken von der Straße verirrt und kam erst spät am Abend wieder zur Gesellschaft. Manchmal wollte er mit der Mehrheit seines berittenen Gefolges die Tagreise im Galopp zurücklegen. Allein von den Pferden hielten nicht alle diese Anstrengung aus, sondern sanken erschöpft nieder; wir sahn uns oft genöthigt, um sie zu ersetzen, das Vieh von Reisenden, denen wir gerade begegneten, in Beschlag zu nehmen.

Das Benehmen des Gesandten gegen den Chan und mich wurde allmälig immer freundlicher. Er behandelte jetzt meinen Obern mit Offenheit und Zutrauen; auch mit mir ließ er sich häufig in Gespräche ein. Ich konnte bemerken, daß er ein Mann von großen Talenten und Kenntnißen war; aber er schien mir neu in seinem Beruf, ungewohnt zu befehlen und ohne Würde in seinen Manieren. Sein Gefolge war überdieß schlecht zusammengesetzt und stand unter keiner Zucht.

In Seahdahun bekomplimentirte Mohammed Chan Afschar Hrn. Grebayedoff von Seiten des Schah. Er war im Herbst nach Aserbidschan geschickt worden, um den Gesandten am Arras zu empfangen und nach Tauris zu begleiten; da aber Hrn. Grebayedoff's Aufenthalt daselbst länger währte, als man Anfangs glaubte, so hatte er sich an den Hof zurück verfügt.

Eine zahlreiche Schaar verließ Koswihn zu unserem Willkomm. Die Hauptperson war Mirsa Nobbi Chan, der Minister; mehrere Häuptlinge der kriegerischen Stämme mit ungefähr 300 Reitern befanden sich in seinem Gefolg. Fünf Schaters (Läufer) und zehn Ferasch's (Zeltaufschläger) kamen mit, den Glanz des Einzugs zu vermehren. Ein reichgeschirrtes Pferd aus des Prinzen Stall wurde dem Gesandten zum Gebrauch zugestellt. Die für Hrn. Grebayedoff bestimmte Wohnung war ein ganz neues Haus neben dem Mirsa Nobbi's, das so eben für die Aufnahme einer Tochter eingerichtet worden, welche mit des Mirsa's Bruder vermählt zu werden im Begriff stand. Die Hochzeitfeierlichkeiten hatten bereits angefangen und Hr. Grebayedoff nahm bei einem ihm zu Ehren nach Feringhiart angeordneten Gastmahl daran Theil.

Indessen traten in Koswihn Umstände ein, welche von schlimmen Folgen seyn konnten. Der Gesandte führte ein Verzeichniß von Sklaven beiderlei Geschlechts bei sich, welche die Perser aus

dem russischen Gebiet weggeschleppt hatten. Mehrere Georgier und Armenier hatten sich seinem Gefolg angeschlossen, in der ausdrücklichen Absicht, mit seiner Hülfe ihre Verwandten zu befreien. Rustum Beg war insgemein der Agent, der bei Aufsuchung von Sklaven behülflich war. Man wußte, daß ein Bursch von der Dienerschaft des Hussein Chan, des vorigen Statthalters von Eriwan, eine junge deutsche Dirne nach Koswihn gebracht hatte. Als man die Gefangene von ihm verlangte, gab er an, er habe sie an einen gewissen Kaufmann der Stadt verkauft. Man ließ den Kaufmann rufen und forderte ihn auf, das Mädchen auszuliefern; allein dieser hatte sie gleichfalls wieder losgeschlagen und zwar an einen Sihd (Abkömmling des Propheten) Namens Scheich Abdul Aysihs, Vetter des Oberpriesters von Koswihn. Rustum Beg, einige Kosaken und zwei von Mirsa Nobbi Chan's Ferasch's fanden und brachten den Sihd nach dem freien Platz vor Mirsa Nobbi's Haus, wo man in ihn drang, die deutsche Dirne herauszugeben, obgleich dieselbe inzwischen sein Weib geworden war und ihm zwei Kinder geboren hatte. Der Sihd weigerte sich; Drohungen wurden umsonst angewendet, worauf Rustum Beg ihn zu schlagen befahl. Eine Menge Leute, welche die Heirath bezeugten, drängten sich nun um den Sihd und begannen zu murren. Mirsa Nobbi, benachrichtigt, verließ sein Haus, um Gewaltthätigkeiten zu verhüten und sagte zu Rustum Beg, er solle den Sihd nicht mißhandeln, da sonst Niemand den steigenden Unwillen der Umstehenden zurückzuhalten vermögend sey. Mein Oberer eilte zu Hrn. Grebayedoff, ihm zu melden, was vorging, während Mirsa Nobbi den Sihd überredete, sein Weib holen zu lassen. Sie kam mit ihren beiden Kindern und wurde in das Gemach des Gesandten geführt. Ihr Mann blieb in dem Hof gegenüber dem Fenster, einen bloßen Dolch in der Hand, und erklärte, er würde sich selbst tödten, wenn man ihn mit Gewalt seines Weibes beraubte; wenn sie jedoch zu gehen wünschte, so würde er ohne Bedauern auf seine Rechte verzichten. Hr. Adelung, der deutsche Sekretär, schien sehr besorgt, das Weib möchte nach Georgien zurückwollen. Der Gesandte fragte sie, ob sie es vorzöge in ihr Land zurückzukehren, oder in Persien zu bleiben; sie erwiederte, wenn man ihr die Wahl lasse, bleibe sie gerne bei ihrem Mann, da sie sich von ihren Kindern nicht trennen könne. Auf Dieß ließ sie Hr. Grebayedoff dem Sihd zurückstellen. Dieser Spruch machte großen Eindruck: denn draußen stand das Volk, welches ängstlich des Ausgangs der Sache harrte. Mit vielen Umständen ward zu Koswihn auch ein junges Mädchen von sieben bis acht Jahren wieder aufgetrieben, dessen Schicksal dem Gesandten sehr am Herzen lag und das er wie seine Tochter behandelte. Mirsa Nobbi wiederholte bei dem nachher veranstalteten Fest Hrn. Grebayedoff mehrmals, wie dankbar die Einwohner von Koswihn sein Benehmen gegen ihren Sihd anerkennten. Drei Tage verweilten wir in Koswihn, und als wir schieden, gab uns Mirsa Nobbi mit vielen Herren zu Pferd das Geleite.

(Fortsetzung folgt.)

Die Beduinen.

II. Krieg- und Streifzüge der Beduinen.
(Schluß.)

Die Aenesen unternehmen ihre Angriffe nie zur Nachtzeit. Dieß wird als verrätherisch betrachtet; denn bei der Verwirrung eines nächtlichen Kampfes könnten Einzelne in die Weibergemächer dringen, und Gewaltthaten verüben, die von Seiten der Männer des angegriffenen Lagers verzweifelten Widerstand und zuletzt ein allgemeines Blutbad zur Folge haben müßten, was die Araber aus Furcht vor der Blutrache immer zu vermeiden suchen. Eine Ausnahme muß indessen hier gemacht werden; die Schammar Araber haben nämlich eine eigenthümliche Art des Nachts das Lager ihrer Feinde zu überfallen, wenn es in der Nähe ihres eigenen sich befindet. Können sie dasselbe unbemerkt erreichen, so schlagen sie mit einem Male alle Zeltpfähle nieder; und während die überraschten Gegner sich aus den Zeltdecken loszumachen suchen, die auf sie gefallen sind, treibt die angreifende Partei das Vieh hinweg.

Das weibliche Geschlecht wird immer selbst von den erbittertsten Feinden geachtet, und weder Männer, noch Weiber, noch Sklaven, werden je als Gefangene hinweggeführt. Wenn die Araber, nachdem ihr Lager geplündert worden, eine Verstärkung erhalten, oder sich zu sammeln im Stande sind, so wird der abziehende Feind verfolgt und Alles, was man dann von dem geraubten Gute wieder gewinnt, den Eigenthümern zurück gestellt.

Bei der Plünderung eines Lagers werden nur Wenige erschlagen. Gewöhnlich wird es durch einen unvorhergesehenen Ueberfall eingenommen, wobei Vertheidigung gegen die Uebermacht nutzlos wäre; und der Araber tödtet nie einen Feind, der keinen Widerstand leistet, wenn er nicht das Blut eines Verwandten zu rächen hat.

Der beabsichtigte Ueberfall eines Lagers mißglückt auch nicht selten, zumal wenn der Feind durch Individuen, die sich bei demselben niedergelassen haben, oder durch irgend einen der Angreifenden selbst, der vielleicht einen persönlichen Freund zu retten wünscht, eine Warnung erhalten hat.

Wenn ein Araber von einem Feinde verfolgt wird und die Kraft seines Pferdes erschöpft sieht, so kann er sein Leben retten, indem er herabspringt und um Gnade bittet. Dieß zu thun ist aber eine Schande, die nur durch die äußerste Noth entschuldigt werden kann; und der Feind wird sich immer rühmen, daß Dieser oder Jener von seinem Pferde gesprungen sey, als er ihn verfolgte. Ueberdieß rettet der Fliehende hierdurch nur sein Leben, da er aller seiner Kleider, so wie seines Pferdes beraubt wird. Wenn ein fliehender Araber sich bei der Annäherung seines Verfolgers nicht ergeben will, obgleich dieser ihm wiederholt zuruft: „Spring herab!" (Howel! Howel!), so verwundet oder tödtet der Gegner ihn mit seiner Lanze.

Zuweilen kommt es in einem Kriege zwischen zwei Stämmen vor, daß ein Mann aus dem einen Stamme irgend ein Geschäft mit einem Manne aus dem andern hat, welches eine persönliche Zusammenkunft nothwendig macht. Bei einer solchen Gelegenheit

ruft er alle angesehenen Männer seines Stammes, so wie alle die Individuen von der feindlichen Partei, die sich vielleicht im Lager befinden, bei seinem Scheich zusammen, nimmt darauf eine Lanze oder einen Habicht und ruft die ganze Gesellschaft zu Zeugen, daß er die eine oder den anderen zum Geschenke für den Scheich des feindlichen Stammes bestimmt habe, den er zu besuchen beabsichtigt. Wenn er in dem Lager der Feinde ankommt und sein Geschenk abliefert, so steht es ihm frei so lange darin zu verweilen, als seine Geschäfte erfordern. Sollte er bei der Rückkehr von einem der Feinde angehalten und beraubt werden, so darf sich sein Scheich nur an den Anführer des Feindes wenden, um das geraubte Gut unfehlbar zurück zu erhalten.

Einige der großen Aenesenhäuptlinge führen in Kriegszeiten ein Banner, das nur in entscheidenden Schlachten aufgepflanzt wird, wo sein Fall oder Verlust als das Zeichen der Niederlage gilt. Dieß Banner ist von zweierlei Art. Das eine, Merkeb, besteht aus zwei hölzernen Stangen, die sechs oder sieben Fuß hoch und oberhalb durch ein Büschel schwarzer Straußfedern verbunden sind. Zwischen denselben sitzt der Bannerführer, der das Kamel leitet, welches diese Standarte trägt. Ein anderes Banner, das Otf, besteht aus zwei viereckigen Brettern, die ungefähr fünf Fuß hoch und oben gleichfalls mit Straußfedern geschmückt sind. Der Führer des Kamels, auf welchem das Banner erhoben wird, ist kein Krieger, sondern ein Knabe, oder ein altes Weib, oder ein Sklave, weil es unter der Würde eines Mannes ist, den Schlachtruf zu singen oder zu heulen, womit der Bannerführer die Männer, welche die Standarte begleiten, zum Kampf anfeuert. Alle Reiter drängen sich um die Standarte, denn auf diese sind von beiden Seiten die vorzüglichsten Anstrengungen gerichtet. Ein erobertes Banner wird im Triumphe zu dem Zelt des siegreichen Scheich getragen.

Den Frieden schließen die beiden Scheichs der kriegführenden Stämme unter den Zelten einer dritten neutralen Partei ab. Die häufigste Ursache zu Fehden ist Neid wegen vorzüglicher Wasserplätze oder Waldegründe; doch ist der Streit bald beigelegt, wenn eine Partei den Frieden wünscht. Findet ein innerer Streit unter Familien desselben Stammes Statt, so bewirken die Familienhäupter leicht eine Aussöhnung. Sieht ein Scheich, daß seine Leute mit den Friedensbedingungen nicht zufrieden sind, so läßt er der Gegenpartei mündlich oder schriftlich melden, daß die Feindseligkeiten auf's Neue anfangen müßten.

Um den furchtbaren Folgen der Blutrache vorzubeugen, die von den Verwandten der im Kriege Gefallenen gefordert wird, können die Scheichs mit Zustimmung der Mehrzahl ihrer Untergebenen den Frieden auf die Bedingung gegenseitiger Nachlassung des Blutpreises oder überhaupt aller gegenseitigen Schulden schließen. Dann sagt man: „Die Scheichs haben die Gräber gestochen und begraben.“ Aber zu solchen Friedensbedingungen kommt es nur selten; und Mordthaten wider das Völkerrecht können durch keinen Vertrag gesühnt werden.

Die Aenesen nehmen auf die Monate, die bei den alten Arabern als heilig betrachtet wurden, und während welcher allgemeiner Friede als religiöse Pflicht galt, keine Rücksicht mehr; sie greifen gegenwärtig ihre Feinde selbst in dem heiligen Monate Ramasan an. Doch giebt es in jedem Monat drei Tage, an denen die Aenesen nie kämpfen, der sechste, der sechszehnte und die Nacht des ein und zwanzigsten. Auch an Mittwochen enthalten sie sich des Kampfes, weil sie der abergläubischen Meinung sind, daß sie an diesem Tage geschlagen werden würden.

Die Barrikaden von Paris,

vom militärischen Gesichtspunkte betrachtet von Dr. Hermes.

(Schluß.)

Alles, was sich außerhalb des den königlichen Truppen überlassenen Terrains befand, war barrikadirt. Nur im Westen, wo die Bevölkerung nicht so dicht ist als in den übrigen Theilen der Stadt, und daher überall große Strecken frei von Häusern sind, war dieses Vertheidigungssystem nicht anwendbar gewesen; wodurch es den Königlichen nach ihrer Niederlage möglich wurde, sich nach Neuilly zurückzuziehen. Bei der Anlage der Barrikaden war auf alle Lokalumstände, die bei der Vertheidigung von einigem Einfluß seyn konnten, die sorgfältigste Rücksicht genommen worden. So, um nur einige Beispiele zu erwähnen, waren auf der Rue Sainte-Anne, welche die Rue Saint-Honoré mit dem Boulevard des Italiens verbindet, die Barrikaden von der Rue Saint-Honoré bis zu der Rue Neuve-des-Petits-Champs defensiv gegen die Tuilerien, dagegen von der Rue Neuve des-Petits-Champs bis zu dem Boulevard defensiv gegen die Boulevards, auf welchen, wie um die Tuilerien, königliche Truppen aufgestellt waren. In der Rue du Faubourg-Saint-Denis waren die Barrikaden von der Porte Saint-Denis bis in die Mitte des Faubourg defensiv gegen die Boulevards; von der Mitte der Straße bis zu der Barriere Saint-Denis waren sie dagegen defensiv gegen die Truppen, die vielleicht von Außen den Königlichen hätten zu Hülfe kommen können. In der Rue Richelieu war nur eine einzige Barrikade in der Nähe des Theatre-Français, und eine zweite an den Ecken mit der Rue Neuve-des-Petits-Champs, weil zwei Feuerschlünde von der Rue de Rohan aus die Straße ihrer ganzen Länge nach bestrichen, und es unmöglich machten, sich in derselben zu halten. Dagegen hatte sich die Vertheidigung aller der Quergassen versichert, von denen die Rue Richelieu durchschnitten wird, und nahm die Truppen, so wie sie sich in die Straße hinein gewagt hätten, in die Flanken.

Ganz nach denselben Grundsätzen waren alle Stadtviertel barrikadirt; die Kavallerie und die Artillerie war hierdurch völlig unwirksam geworden; und selbst die Infanterie befand sich in der Unmöglichkeit, an irgend einem Punkte bedeutende Streitkräfte zu entwickeln. Auch versuchte Marmont nur ein einziges Mal, von dem Platz der Tuilerien aus in die Rue de Richelieu einzudringen; aber obwohl er einen Theil seiner Truppen dazu verwandt hatte, alle Stockwerke der Häuser der Rue de Rohan zu besetzen, welche der Rue Richelieu gerade gegenüber liegt; so gelang es ihm doch nicht, über die Rue Saint-Honoré hinaus zu kommen; und selbst dann, wenn er wirklich in die Rue Richelieu eingedrungen wäre, mußte seine Lage dadurch nur um so kritischer werden, da die Vertheidigung ihn von der Rue Montpensier auf der einen, von den Rues Traversiere und Sainte-Anne auf der andern Seite in beide Flanken und in den Rücken gefaßt hätte. Die Vertheidigung hatte selbst für den Fall gesorgt, daß das Barrikadensystem nicht hinreichend befunden würde; in die obern Stockwerke aller Häuser waren Ziegel und Pflastersteine getragen worden, mit denen die Truppen, sobald sie die Barrikaden erstürmt hätten, zerschmettert worden wären.

Wäre Marmont in Bezug auf seine Lage nicht ganz verblendet gewesen, so hätte er schon bei dem ersten Anblick der Vertheidigungsmittel, die gegen ihn in Anwendung gebracht wurden, einsehen müssen, daß der Sieg unmöglich war. Er hätte die einzige Partei ergriffen, die ihm übrig blieb, nämlich Paris in aller Eile mit allen seinen Streitkräften geräumt, und außerhalb der Stadt eine defensive Stellung eingenommen, um die in der Nähe stehenden Truppen an sich zu ziehen und die Zufuhren abzuschneiden, deren eine so ungeheure Stadt täglich bedarf. Eine solche Stellung würde ihn zwar schwerlich in den Stand gesetzt haben, Paris wieder einzunehmen; aber da die Stadt eben so wenig vermochte, eine regelmäßige Militärmacht in offenem Feld anzugreifen; so wäre die natürliche Folge

eine Kapitulation gewesen, die wenigstens den Umsturz des Throns verhütet hätte. Aber freilich! Marmont befand sich durch seine politische Stellung in der Unmöglichkeit, diese Partei, die einzige, vernünftiger Weise noch rathsame, zu ergreifen. Hätte er Paris geräumt, so würde der Hof, in der unbegreiflichen Unwissenheit, in welcher er sich über die wahre öffentliche Meinung, so wie über den Stand der Sache befand, ihn ohne Zweifel des Verraths beschuldigt haben; nur der Sieg konnte ihn vor der Schande, und vielleicht vor dem Tode retten.

Der Herzog von Ragusa lieferte seine Schlacht auf demselben Terrain, auf welchem Bonaparte am 13 Vendemiaire den Kampf mit den pariser Sektionen bestand; aber Bonaparte hütete sich weislich, von der Offensive auszugehen. Wenn Marmont das Beispiel dieses großen Feldherrn nachgeahmt hätte, wäre seine Niederlage wenigstens auf keinen Fall so vollkommen und so entscheidend gewesen. Indem er gegen eine Bevölkerung, die in der größten Erbitterung war, aber keine Waffen besaß, die Offensive ergriff, gab er selbst erst dem Feinde die Waffen in die Hand; denn von dem Innern der Tuilerien und des Louvre aus, wo seine Truppen standen, konnte er gegen die Menschenmenge, die ihn in seinem eigenen Waffenplatz belagerte, nirgends mit einigem Vortheil vorrücken; wogegen er bei einer umsichtigen Defensive in dieser Stellung lange keinen Angriff zu fürchten hatte.

„Ich weiß nicht“, fügt der General Allix hinzu, „ob auch Andere schon daran gedacht haben, was wohl die Absicht Napoleons gewesen seyn mag, als er die Gebäude längs der Rue de Rivoli parallel mit der großen Galerie aufführen ließ, die, dem Plane nach, dazu bestimmt waren, den Pavillon Marsan mit dem Louvre im Norden zu verbinden, wie die große Galerie das Louvre mit dem Pavillon de Flore im Süden verbindet; aber ich habe seit langer Zeit die Ueberzeugung, daß die wahre Absicht des Kaisers die war, sich in dem Louvre und den Tuilerien eine Burg gegen die Bevölkerung von Paris zu bilden, um einen zweiten 10 August oder einen andern 13 Vendemiaire zu verhüten. Aber eben deßhalb, weil das Louvre und die Tuilerien nichts Anderes seyn können als eine Defensivposition, so hätte der Herzog von Ragusa vor allen Dingen, ehe er die Feindseligkeiten eröffnete, das Schloß mit einem hinreichenden Vorrath von Lebensmitteln und Kriegsbedürfnissen versehen müssen, um eine Belagerung längere Zeit aushalten zu können. Die Unvorsichtigkeit, welche er in dieser Hinsicht beging, ist unbegreiflich; und sie allein, wenn er auch jeden andern Fehler vermieden hätte, würde die Meinung seiner Kriegskameraden rechtfertigen, die ihn schon lange für einen Menschen erklärt hat, welcher nicht die geringsten militärischen Talente besitzt.“

Gegenwärtige Lage der Kolonie am Schwanenfluß.

(Schluß.)

Das Darlingsgebirg beginnt ungefähr 30 M. östlich von der Küste und läuft von Süden nach Norden; man hat es erstiegen und schöne und wohlbewässerte Thäler gefunden; von denen mehrere kleine Flüsse ausgehen. Das Gebirg besteht aus Sand- und Kalkstein, Trap und Granit, und liegt ungefähr 1500 F. über dem Meeresspiegel. Es ist mit einem kurzen, Neuholland eigenthümlichen Kräuterwerk bewachsen. Das zwischen dem Gebirg und der See befindliche Land ist von einer seltsamen Beschaffenheit, indem es die Reste einer Banksiawaldung enthält, wo die Bäume über der Wurzel umgehauen und die Stümmel mit einer Mischung von Kalk und Sand versteinert, und inwendig, als ob das Wasser sie ausgespült hätte, ausgehöhlt sind. Noch fehlt es indessen an genauen Beobachtungen.

Was den Boden der Kolonie betrifft, so zeigt sich jetzt, daß Hr. Fraser ihn, in Bezug auf Qualität wie Anbaufähigkeit, überschätzt hat. Hr. Fraser ist ein Botaniker, und in diesem seinem Fach unermüdlich; aber er versteht Nichts vom Ackerbau. Bis auf eine große Ausdehnung hat der Boden guten bedeckten Lehmgrund; aber er wird bald festklebrig, und kann nur nach einem Regen bearbeitet werden. So leicht geht es hier nicht wie mit der reichen, tiefen, schwarzen Pflanzenerde von Norfolk Plains, New-Norfolk und Pitt Water in Vandiemensland oder von Prospekt, Hawkesbury und Nepean in Neu-Süd-Wales, welche sich 14 bis 15 Jahre lang, ohne Beihülfe von Dünger, mit Waizen besäen läßt. Am Schwanenfluß wechselt der Boden mit Thon, Mergel, Kalkstein rc.

Das Klima ist im Sommer heiß; die gewöhnliche Skale des Thermometers hält sich zwischen 64 und 92°; im Winter, Juni, Juli und August, im Durchschnitt auf 63°; zwar stand es auch schon höher und niederer, doch erlauben die fast immer wehenden See- und Landwinde nicht leicht ein Uebermaß der Hitze oder Kälte. Trüge man Sorge, die Häuser gegen den Eindrang von Licht und Hitze zu verwahren, so dürfte Westaustralien ein wünschenswerther Erholungsort für die Engländer in Indien werden. Das Klima hat auch die Eigenschaft, daß Nichts in Fäulniß übergeht, wie in Europa, indem die Sonne alle Säfte trocknet, und animalische und vegetabilische Körper schnell in eine feste staubige Substanz verwandelt.

Die natürlichen Erzeugnisse sind noch nicht hinlänglich bekannt; inzwischen hat man doch von der Nuß einer Palmenart Seife, vom Gelbholz Farbe und von einem Gummi einen schönen Firniß gewonnen. Tetragonia und Flachs giebt es im Ueberfluß: und ohne Zweifel lassen sich alle unsere europäischen Früchte akklimatisiren, da sie unter derselben Breite auf der Ostküste fortkommen, nebst Tabak, Opium, Zucker, Bananen, Kaffee rc.; ob sie sich aber alle auch zu Ausfuhrartikeln eignen werden, ist eine andere Frage; wenigstens um den Preis, um welchen z. B. Getraide aus Java eingeführt wird, kann Westaustralien nicht hoffen, es zu erzeugen.

Die Kolonie ruft bereits einen starken Verkehr hervor. Es sind nicht weniger als 25 Fahrzeuge, 4 Kriegsschiffe ungerechnet, mit einem Gehalt von etwa 7000 Tonnen eingelaufen; für den Absatz von gesalzenen Fischen gewährt Java gute Aussichten. Man rechnet auf 3 bis 4000 Tonnen, die Tonne zu 30 Pf. St., welche sich jährlich daselbst verschließen lassen, und wofür als Rückfracht Getraide, den Quarter zu 24 Schill., geladen werden kann. Die Kolonisten mit ihren Leuten belaufen sich auf 900 bis 1000 Menschen; darunter 80 bis 90 achtbare Familien, die keine Zeit verloren, sich ansässig zu machen. Dann sind freilich auch Viele da, welche müßig zu Freemantle sitzen, dem Beutel des Unbedachtsamen Schlingen legen, oder über ihr Mißgeschick brummen und knurren. Diese Menschen kamen mit hochfahrenden Ansprüchen, dabei aber ohne Kapitalien und Grundsätze. So lange sie zu Gaunereien und Prellereien Gelegenheit finden, bleiben sie; hört dieser Erwerbszweig auf, so machen sie sich aus dem Staub, und schmähen ein Land, wo sie sich goldene Berge träumten, das aber von freien Stücken nur Vegetabilien hervorbringt; Nichts davon zu sagen, daß es keinen Talismann giebt, welcher Häuser, Gasthöfe und Postkutschen aus der Erde zaubert. Niemand sollte sich nach dem Schwanenfluß begeben, der kein Kapital besitzt, womit er wenigstens für ein Jahr alle Bedürfnisse zu bestreiten vermag. Handwerker, wie Zimmerleute, Maurer, Steinhauer, Pflästerer, Schäfer, Landwirthe, welche den Pflug zu handhaben, und überhaupt Alles rasch anzugreifen verstehen, finden ihr Fortkommen; aber sie müssen Zelte, Mehl, Zwieback, eingesalzenes Ochsen- und Schweinfleisch mitbringen. Mit Schafen und Vieh können sie sich besser und wohlfeiler in Sydney versehen; mit feinwolligen Schafen, wovon das Stück 2 bis 3 Pf. St. und 30 bis 40 Schill. der Transport; mit Rindern, wovon das Stück 4 bis 5 Pf. und der Transport 10 bis 12 Schill. kostet.; Pferde Posten nach Verhältniß. Entbehrungen darf man nicht scheuen, auf ein schnelles Glück darf man nicht zählen; aber man kann für seine Kinder die Grundlage zu einem schönen Wohlstand legen. Ein Mann, der über seine zwei bis drei tausend Pf. St. verfügt, kann Dieß unternehmen; und so nieder als die feine Wolle gegenwärtig auch steht, so kann er in vier bis fünf Jahren 20 Pr. von seinem Kapital herausschlagen.

Die bis jetzt geschehenen Verleihungen von Land schätzt man zu 525,000 Morgen; die Zahl der Rinder zu 350, zur Hälfte Kühe; die der Schafe zu 1000 Stück. An Schweinen fehlt es nicht, auch nicht an einigen Pferden von sehr guter Qualität. Die Kirche, ein ansehnliches, wiewohl mit Stroh bedecktes Gebäude, 55 F. lang und 20 breit, wurde von dem Gouverneur erbaut und verwichenen Christtag eingeweiht, wo dann die Glocke zum Ersten Mal in Westaustralien läutete. Kleinere Kirchen sind im Werk. Auch ist eine Kirchspiel-Leihbibliothek, unter Leitung einer Distriktskommission der Gesellschaft für Beförderung christlicher Kenntnisse und unter Aufsicht des Gouverneurs und des Bischofs der Diöcese, errichtet worden. Zu einem literarischen Verein wird eine Subscription eröffnet; 200 Bände guter und nützlicher Bücher sind bereits beisammen, mehrere andere, wie auch einige periodische Blätter und Reviews, sind aus England bestellt. Ein botanischer Garten und ein Museum sollte damit verbunden werden. Für diese Anstalt ist vor der Hand ein kleines Zimmer in der Kirche von Perth angewiesen, wo man die Woche über lesen kann.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 289. 16 Oktober 1830.

Sir Humphrey Davy. *)

Dieser große Gelehrte wurde in Pensance, einer kleinen Stadt in der Grafschaft Cornwallis, am 17 December 1779 geboren. Sein Vater, Robert Davy, besaß ein kleines Gut an den Ufern der Sankt Michaels-Bai. Nach dessen Tod brachte der junge Davy seine Zeit mit Spazierengehen, mit Jagen, Fischen und Fertigung von Versen zu, welche er seinen Mitschülern mit Begeisterung vordeklamirte. Eine Uebersetzung Homers flößte ihm den Gedanken zu einem epischen Gedicht ein, dessen Held Diomed seyn sollte. Endlich trat er, 15 Jahre alt, bei einem Apotheker in die Lehre, um welche Zeit seine Ode an den Berg Sankt Michael und sein Gedicht auf Montbray, zwei seiner besten poetischen Leistungen, entstanden. Der weite Spielraum, den die einsamen Spaziergänge einem so thätigen Geist nothwendig geben mußten, hatten ihn auch in die Metaphysik geworfen, und so Viel sich aus einigen Briefen und aus den damals entworfenen, jedoch erst später mit bedeutenden Abänderungen und unter dem Titel „das Leben" herausgekommenen Stanzen schließen läßt, war er in alle Abstraktionen des Pantheismus versenkt und sprach von Gott und Welt wie ein Bramin oder ein Professor der deutschen Philosophie. **)

Die Lesung von Lavoisiers Chemie entschied ihn endlich für diese Wissenschaft. Er machte seine erste Versuchen mit alten Pfeifenröhren, und Barometergläsern; eine Klystierspritze ***) gebrauchte er, um einen pneumatischen Apparat zu verfertigen. Auch nachher zeichnete er sich stets durch die Einfachheit seiner chemischen Geräthe und die Geschicklichkeit, mit welcher er dieselben zu handhaben wußte, aus. — In seinem 18 Jahr verließ Davy den Apotheker und verband sich mit Doctor Beddoës. Seine erste Erfindung war die des Stickstoffprotoxyds, das bekanntlich auf Diejenigen, welche es athmen, außerordentliche Wirkungen hervorbringt. Davy hatte den Muth alle Eigenthümlichkeiten dieser Gasart an sich selbst zu versuchen; er gab eine furchtbare Beschreibung des Zustandes, worein er dadurch versetzt ward. Der gänzliche Verlust des Gebrauchs der Glieder verminderte Anfangs sein Empfindungsvermögen nicht; aber je mehr diese Art von Scheintod zunahm, desto mehr verließ ihn die Außenwelt; eine Menge neuer Bilder bemächtigte sich seiner, es war ihm, als mache er Entdeckungen, als stiege er zu den erhabensten Theorien auf..... Als endlich ein Freund ihm das gefährliche Gefäß entriß, waren seine ersten Worte der alte Spruch des Idealismus: „es existirt Nichts als der Gedanke; das Universum besteht bloß aus Eindrücken und Verstellungen, aus Lust und Schmerz."

Einige Zeit nachher wurde er dem Grafen Rumford vorgestellt, und lehrte Chemie im königlichen Institut mit solcher Auszeichnung, daß sein Kurs von den höchsten Ständen Londons besucht wurde. Sein fließender Vortrag, verbunden mit seiner ansprechenden Persönlichkeit, machte ihn sehr beliebt, und er wäre der glücklichste Mensch gewesen, hätte er die Schranke zu überspringen vermocht, welche ihn in einem Land, wo das bloße Verdienst nie den Mangel der Geburt ersetzt, von den hohen Klassen der Gesellschaft trennte.

Im Jahr 1803 ward er Mitglied der königlichen Gesellschaft in London, und im Jahr 1806 deren Sekretär; im Jahr 1807 wurde er durch das französische Institut, mitten im heftigsten Krieg mit England, gekrönt; 1817 ward er auswärtiges Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Paris; 1818 Baronnet, und 1820 Präsident der königlichen Societät in London. Unmöglich ists hier, aller Arbeiten zu erwähnen, die Davy während mehr als 25 Jahren beschäftigten, und die er in mehr denn sechzig Denkschriften niederlegte; aber seine Entdeckung der metallischen Natur der Erden ist zu glänzend, um unerwähnt zu bleiben. Bekanntlich verdankt man ihm die Kunde, daß die Potasche, die Soda, und die analogen Alkalien, die man bisher als unzersetzbar betrachtet hatte, aus einem Metall und Sauerstoff bestehen. Das Potassium, jenes seltsame Metall, welches auf dem Wasser mit lebhafter Flamme brennt, ward ebenfalls von Davy entdeckt, so daß er Anfangs allgemein als Wiederauffinder des berühmten griechischen Feuers galt.

Bei Ausbeutung der Steinkohlenlager entweicht auf un-

*) Aus einer Gedächtnißrede Cuviers, die zugleich mit derjenigen Aragos auf Fresnel, in der Akademie verlesen werden sollte.

**) Diese Worte, so viel sie nun Wahres oder Schiefes enthalten, mögen hier mit übersetzt seyn, weil sie in einer für die französische Akademie bestimmten Rede charakteristisch sind.

***) Nous pouvons prononcer ce nom, puisque nous ne sommes point à l'academie fügt Cuvier dem Abdruck seiner Rede in einer Parenthese bei.

merkliche Weise eine Quantität inflammablen Gases, welches in einem gewissen Verhältniß mit der atmosphärischen Luft gemischt sich an der Lampe der Arbeiter unter furchtbarem Knallen entzündet und oft einer großen Anzahl derselben das Leben kostet. Im Jahr 1812 tödtete eine solche Explosion in der s. g. Felling-Grube mehr als hundert Minirer in wenigen Augenblicken und verbreitete Schrecken unter Allen, die dieses Handwerk trieben. Davy, eingeladen von den Eigenthümern der Grube, analysirte das Gas, und untersuchte sodann bei welchem Wärmegrad die Verbrennung Statt finde und nach welchen Gesetzen sie sich verbreite. Er bemerkte, daß dieselbe in Röhren von kleinem Durchmesser, seyen die Umstände zu ihrer Erzeugung auch noch so günstig, sich nicht fortsetzt, weil die Röhre das Gas erkältet. Daraus folgerte er, daß wenn man die Luft verhindre, in Masse auf den Docht einzuströmen, sondern dieselbe durch enge lange Oeffnungen nur in so großer Menge zuließe, als zu Erhaltung des Lichts nothwendig ist, die Detonation unmöglich würde, und kam endlich nach mehreren Versuchen zu dem Beweis, es lasse sich ein metallischer Schleier weben, dessen Maschen gerade die nöthige Dicke hätten, die Luft so abzukühlen, daß keine Verbrennung erfolgt. Eine bloße Umhüllung der Lampe mit diesem metallischen Zeug sichert von nun an die Arbeiter vollkommen.

Das kupferne Beschläg der Schiffe oxydirt sich durch das Meerwasser, eine Erneuung desselben aber verursacht bei einer so großen Marine, wie die englische, beträchtliche Kosten; die Admiralität befragte daher Davy im Jahr 1823 um ein Präservativmittel. Dieser entdeckte alsbald, daß das Kupfer durch seine positive Elektricität, gegenüber den im Meerwasser enthaltenen Salzen, den Sauerstoff frei mache; folglich durfte, um Allem abzuhelfen, die Oberfläche des Kupfers nur etwas negativ gemacht werden. Und so bewährte sich's denn auch wirklich! Ein einziger Gran Zink, ein kleiner eiserner Nagel sichert einen ganzen Quadratfuß Kupfer vor Oxydation; und Schiffe, bei welchen man diese Vorsicht getroffen, legten den Weg nach Amerika hin und her zurück, ohne daß ihr Beschläg oxydirt wurde. Doch ergab sich, daß man hiebei ein gewisses Verhältniß zu beobachten habe: wenn durch eine zu große Menge des schützenden Metalls das Kupfer zu sehr negativ wird, so lagert sich eine erdige Schichte darauf ab, in welcher sich Muscheln und Seepflanzen festhängen; dieser unvorhergesehene Umstand soll Davy's ganzen Vorschlag, so richtig derselbe auch, bloß chemisch betrachtet, war, unbenützbar gemacht haben. Vielleicht daß er ein Mittel auch gegen diesen Uebelstand gefunden hätte, wäre ihm nicht die Sache durch die Eifersucht, welche sich darein mischte, verleidet worden.

Ein gleicher Grund hatte ihn einige Jahre früher veranlaßt, eine Arbeit aufzugeben, aus welcher für Geschichte und Literatur ein bedeutender Gewinn hervorgehen konnte. Der Prinz Regent interessirte sich für die Aufrollung der Handschriften von Herkulanum dermaßen, daß er einen Direktor und mehrere Arbeiter dort unterhielt, welche allmälig bereits über tausend Zeilen aufgerollt hatten. Alles ließ hoffen, es werde der Chemie gelingen, Mittel aufzufinden, diese Arbeit zu erleichtern, und Davy wurde deßhalb im Jahr 1818 nach Neapel gesandt. Eine genaue Untersuchung der Rollen benahm ihm zwar jede Hoffnung, eine einfache Methode zu deren Erweichung zu finden; aber er gab die Mittel an, die einzelnen Theile leichter abzulösen und besser auszustrecken, als bisher geschehen war. Die Konservatoren der Sammlung hörten seine Rathschläge mit Dank, so lang es sich bloß um die mechanische Operation handelte; als jedoch ein andrer englischer Gelehrter, Hr. Elusley versuchte, das Aufgerollte zu entziffern, legte man beiden Landsleuten so viele Schwierigkeiten in den Weg, daß sie ihr Unternehmen aufgaben.

Davy benutzte diese Gelegenheit zu Untersuchung der Farben, deren sich die alten Maler bedienten. Auch machte er neue Entdeckungen über die Feuerberge. Das Weißglühen der Lava im Augenblick, wo sie hervorbricht, das Geräusch welches ihr vorhergeht, das Wasser, die Salze, die Ausdünstungen womit sie verbunden ist, Alles bestätigte ihn in dem gleich bei seinen ersten Erfahrungen über die Alkalien gefaßten Gedanken, die Hauptursache dieser Erscheinungen liege in der Wirkung des Meerwassers auf die Metalle der Erden und auf die Alkalien, welche sich, seiner Annahme nach, in noch nicht oxydirtem Zustand in den Eingeweiden des Bodens befinden. Er führte diese Ansicht in einem Werk aus, worin sich sein Genie noch über sehr viele anderweitige und erhabenere Gegenstände verbreitete, — in den „Trostmitteln auf der Reise," seiner letzten Schrift, die er unternahm, um sich in seiner letzten Krankheit zu zerstreuen. Die Fortschritte des menschlichen Geschlechts, das demselben im Allgemeinen bestimmte Schicksal, dasjenige jedes einzelnen Menschen, die Bestimmung so vieler Millionen von Welten, von welchen kaum einige Astronomen einen kleinen Theil wahrnehmen, machen daselbst den Gegenstand von Gesprächen aus, worin der Dichter nicht minder glänzt, als der Philosoph.

Davy zahlte seine frühen Triumphe mit frühzeitiger Körperschwäche. Eine dritte Reise nach Italien hatte nicht die gehoffte Wirkung auf ihn; er wünschte sein Heimatland wieder zu sehen, aber bereits in Genf starb er, fünfzig Jahre alt. Der Magistrat, die Universität, Zöglinge wie Professoren, und jeder irgend ausgezeichnete Bewohner der Stadt folgte seiner Leiche, die in der Hauptkirche beigesetzt ward.

Geschichte der letzten russischen Gesandtschaft in Persien und ihrer Ermordung.

(Fortsetzung.)

Es war zu Rosseabad, einem Dorf von Koswihn, wo sich meinem Obern die Gelegenheit darbot, einen Auftrag von Abbas Mirsa vorzubringen. Rustum hatte, wie gewöhnlich, für Artikel, die nicht zu haben waren, Geld verlangt — dießmal 11 Tomans. Die Dorfbewohner, mochten sie zahlen können oder nicht, suchten sich immer dieser Art von Erpressungen zu entziehen, und, statt mit 11 Tomans, kam ein alter Mann bloß mit 7. Darob versetzte ihm Rustum einen heftigen Schlag auf den Kopf. Plötzlich drang ein wüthendes Geschrei, das unter den Bauern entstanden, zu den Ohren des Gesandten, der sein Zimmer verließ, sich nach der Ursache zu erkundigen; mein Oberer benachrichtigte ihn, der alte Mann hätte für den Ausfall bei den

täglichen Lieferungen eine geringere Summe als die geforderte gebracht, und sey deßwegen von Rustum geschlagen worden. Hr. Grebayedoff drückte sein Befremden darüber aus, daß Rustum Geld nehme und tadelte den Chan, daß er ihm nicht früher davon Etwas gesagt. Der Chan erwiederte, er habe geglaubt, die Erhebung des Preises der Lebensmittel geschehe mit Vorwissen des Gesandten; es sey von Anfang der Reise an so gewesen und sein Mirsa führe eine regelmäßige Rechnung von 160 Tomans, die in den verschiedenen Dörfern an Rustum ausbezahlt worden. Hrn. Grebayedoff's Aerger war außerordentlich: er erklärte seine Absicht auf dem Rückweg von Tehran auf jeder Station das erhobene Geld zurückzubezahlen. Diesen Augenblick benützte der Chan, dem Gesandten die Gesinnungen des Prinzen, die er gegen ihn am Abend der Abreise ausgesprochen hatte, zu eröffnen: „Die Art, wie Hr. Grebayedoff die Geschäfte behandelt, so wie seine Gesellschaft haben mir großes Vergnügen gemacht; und ich hege zu seinen Talenten und seiner Erfahrung das Vertrauen, daß die bestehende Eintracht zwischen den beiden Regierungen keine Störung erleiden wird. Allein ich bin nicht ohne Besorgnisse wegen seines Gefolges; möge er ein strenges Auge auf dasselbe richten; die Leute sind von zu viel religiösem und persönlichem Parteigeist beseelt. Er muß sich erinnern, daß ich mich vor mehreren Jahren genöthigt sah, Dadasch-Beg's Entfernung von Tauris zu verlangen, weil er sich zu streitsüchtig gegen die Bürger betrug. Rustum Beg ist ein eben so nichtswürdiger Charakter und ich befürchte, daß diese Personen Hrn. Grebayedoff in unangenehme Händel verwickeln.“ Die Mittheilung wurde wohl aufgenommen und Hr. Grebayedoff versprach, bei seiner Rückkehr nach Tauris keine Armenier und Georgier mehr in Dienst zu nehmen, früher jedoch könne er sie nicht verabschieden.

Ich hatte mich in der guten Meinung des Gesandten festgesetzt. Wir ritten auf der Reise oft neben einander her und er unterhielt sich mit mir. Unter andern Gegenständen kam das Gespräch auch auf die Schwierigkeit das Gesinde in gehöriger Botmäßigkeit zu halten. Ich bemerkte, in Persien müßten die Diener die abgemessenste Ehrerbietung gegen ihre Herren beobachten, was offenbar sehr heilsame Folgen habe. Dadurch blieben sie nicht nur in ihrer Sphäre, sondern erhöhten auch das Ansehen Derer, von denen sie angestellt wären, bei den Einwohnern. Die Engländer, mit denen ich in vertrauten Verhältnissen gestanden, verstånden sich vortrefflich auf die Behandlung ihrer Leute. Zum Beweis berief ich mich auf den Haushalt der englischen Gesandtschaft; obgleich derselbe sehr zahlreich und aus Individuen von verschiedenen Stämmen und Ländern zusammengesetzt sey, so wisse der Gesandte durch Wachsamkeit Alles so im Zaum zu halten, daß sich bei ihnen selten eine Neigung zu jenem Muthwillen zeige, welchen die Dienerschaft eines Mannes von hohem Rang sich nur zu häufig gegen Andere herausnehme.

Endlich gelangten wir in die Nähe der Hauptstadt. Statt aber daß wir uns von Sellimania gerade nach Tehran wendeten, begaben wir uns nach dem Dorf Kund, welches noch acht Meilen davon entfernt liegt, um uns daselbst auf unsern Einzug vorzubereiten. Wir hatten hier Viel zu bürsten und zu waschen. Jeder langte seinen besten Anzug hervor und vier oder fünf Pferde wurden in Bereitschaft gesetzt, um dem Gesandten vorgeführt zu werden. Es war Sonntag, den fünften Rebschob; die Sonne stand in dem Sternbild des Skorpions, welches eine höchst ungünstige Periode ist. Ich machte den Chan auf die schlimme Bedeutung der Zeit aufmerksam; er entgegnete mir, die Feringhee glaubten an keine Astrologie; es wäre deßhalb verlorene Mühe, wollte man auf Aufschub des Aufbruchs antragen.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber den chinesischen Philosophen Tschuangtse und seine Schriften.

Von H. Kurz.

Unter den berühmtesten Anhängern der laotse'schen Religionsphilosophie, welche dieselbe im Gegensatz gegen die Schule Kungtse's durch Wort und That zu verbreiten suchten, ist der geistreiche Tschuangtse obenan zu nennen. In Deutschland ist er wohl bloß durch eine der chinesischen Erzählungen bekannt geworden, welche, von Abel-Remusat herausgegeben, mehrmals aus dem Französischen übersetzt worden sind. Ich werde hier die Geschichte seines Lebens mittheilen, wie sie in den Geschichtsbüchern des trefflichen Tse Mathsian (Buch 63, Lebensbeschreibungen, Kap. 3, S. 5 ff.) aufgezeichnet steht; und darauf Auszüge aus seinen Schriften, so wie Bemerkungen über dieselben folgen lassen.

Tschuangtse mit dem Beinamen Tschen, war in der Stadt Meng, im Fürstenthume Sung geboren, und ein Zeitgenosse des Königs Choeiwang von Liang, des Königs Siuenwang von Tsi (er lebte also ungefähr 350 J. v. Chr. Geb. und war Mengtse's Zeitgenosse). Ob er gleich seine Forschungen auf alle Gegenstände des Wissens erstreckte, so kann man doch seine ganze Ansichtsweise auf Laotse's Lehre zurückführen; deßwegen sind alle seine Schriften, im Allgemeinen, in dem Kapitel Jüjan enthalten *). Er verfaßte den Fischer, den Räuber Tschyt und den aufgebrochenen Kasten, um Khungtse's Schüler ins Lächerliche zu ziehen, und seines Meisters Lehre zu verherrlichen.

Da die Bücher der Ngueilui so wie des Kengsangtse bloß leere Worte waren, und aller Wahrheit im Leben ermangelten, so trat er dawider auf, und zeigte die eigentliche Bedeutung der Dinge.

Tschuangtse's Charakter zeichnete sich durch eine stolze Unabhängigkeit aus, die er selbst Fürsten gegenüber zu behaupten wußte. Ngueivang, König von Thsu, hatte von des Philosophen Weisheit gehört. Er schickte ihm Gesandte mit großen Geschenken, und bot ihm die Stelle eines Ministers an. Aber Tschuangtse lachte laut auf und sprach zu den Gesandten; „Fürwahr! tausend Pfund ist viel Geld; und die Stelle eines Ministers ist ein ehrenvoller Platz. Aber habt Ihr nie ein Opferthier gesehen? Man ernährt es viele Jahre hindurch; man schmückt es mit prächtigen Bändern, um es in den Tempel zu führen! Aber ob es dann gleich wohl wünscht, ein gewöhnliches Thier zu seyn, so wird ihm sein Wunsch doch nicht erhört. So begebt Euch schnell hinweg, Ihr Herren, und beschmutzt mich nicht! Denn ich will in Ruhe herumwandern, mich meines gewöhnlichen niedrigen Lebens freuen, und dabei Selbstzufriedenheit mir erwerben! Wer mit Fürsten lebt, muß sich von ihnen tyrannisiren lassen; ich aber will am Ende meiner Tage mir eine solche Bürde nicht aufladen!“

Ein Kommentator erzählt die angeführte Unterredung etwas anders. Tschuangtse, sagt er, fischte eben am Ufer des Flusses Pu, als einige Abgesandten des Fürsten von Thsu zu ihm kamen und ihm sagten, ihr Fürst wünsche ihn bei sich zu haben. Tschuangtse, auf seinen Stab gestützt, antwortete ihnen, ohne sie anzusehen: „Ich habe gehört, daß es in Thsu eine göttliche Schildkröte giebt, die vor zwanzig Jahren gestorben ist; man hat sie in seidene Koffer gelegt, und man bewahrt sie im Tempel. Wenn aber die Schildkröte zu wählen hätte, was würde sie wohl lieber wünschen, daß man nach ihrem Tode ihre Gebeine verwahrte und sie verehrte, oder noch am Leben zu seyn, und sich im Kothe herumzuwälzen?“ Die Gesandten antworteten, daß sie das Letztere vorziehen müsse. „Nun so

*) Wir werden dieses Kapitel späterhin mittheilen. Man wird in demselben die Grundzüge der laotse'schen Philosophie nach chinesischer Anschauungsweise dargestellt finden.

geht denn weg von mir," entgegnete ihnen Tschuangtse, denn ich will mich im Kothe herumwätzen."

Es sind viele Fabeln und Mährchen über Tschuangtse in Umlaufe; Tse Mathsian, der Nichts in seine Geschichtsbücher aufgenommen hat, was er nicht für ächt historisch hielt, hat sie nicht mitgetheilt. Muß man aber dem chinesischen Geschichtschreiber für seine gesunde Kritik Dank wissen, so muß man doch von der andern Seite bedauern, daß er eben diese Sagen nicht wenigstens gesammelt hat, weil sie doch mancherlei Aufschlüsse über den geistigen Zustand des chinesischen Alterthums enthalten. Denn haben auch spätere Schriftsteller eine solche Sammlung angelegt, so kann man in vielen Fällen nicht mehr unterscheiden, was ächt chinesischen Ursprungs, oder was von den Buddhisten nach China gebracht worden ist. Und Dieß zu wissen, wäre vorzüglich wichtig, wenn man sich mit der religiös-philosophischen Schule Laotse's beschäftigt, die, wie sie Einfluß auf die in China vorhandenen Buddhisten ausgeübt, auch Vieles von diesen Buddhisten angenommen hat *).

Von Tschuangtse erzählt man unter Anderm, daß er ein Schüler Laotse's gewesen sey. Diese Sage muß sehr späten Ursprungs seyn, da unser Philosoph zur Zeit Mengtse's lebte, d. h. etwa zweihundert Jahre nach dem Stifter der Schule der Vernunftanhänger oder Taosse. Man erzählt ferner, daß er eines Tages starb, um seine Frau zu prüfen, und daß er ziemlich lange Zeit im Sarge eingeschlossen blieb, daß er aber wieder aufwachte, um sein ungetreues Weib zu beschämen und zu bestrafen. Diese zwei Sagen haben etwa zum Zwecke, die Unsterblichkeit Derer zu beweisen, welche das Tao oder die Vernunft durchdrungen hatte; beide sind in der erwähnten von Abel-Remusat herausgegebenen Erzählung mit vieler Kunst benuzt worden, und machen den eigentlichen Grund der Novelle aus.

Tschnangtse's Schriften sind ziemlich zahlreich, zahlreicher als die der meisten Anhänger der laotse'schen Schule. In der Ausgabe, welche ich vor mir habe, und welche im acht und zwanzigsten Jahre des Kaisers Sching tsu Shing hoang ti (gewöhnlich Kangchi genannt), d. h. im Jahre 1689 gedruckt worden ist, nehmen diese Schriften sechs Khinen oder Bändchen ein. Man theilte sie gewöhnlich in die äußeren Bücher (nei pien), die innern Bücher (wai pien), und in die Bücher vermischten Inhalts (tsa pien). Man nennt diese Schriften auch mit dem Kollektivnamen Nanchoa King, welchen Fourmont durch Buch der südlichen Blume (flos meridionalis, ita Orientalium more inscriptio est) übersezt. So heißen diese Worte aber durchaus nicht, denn Nanchoa war der Name eines Hügels, auf dem Tschuangtse seine Wohnung aufgeschlagen hatte, und wo er seine Bücher wenigstens zum großen Theile niederschrieb.

Gewöhnlich stellt Tschuangtse am Anfange der Kapitel philosophische Säze auf, die er dann durch Fakta, oder Gleichnisse, oder auch geschichtlich wahre Erzählungen erläutert, wobei er sich der Gesprächsform bedient, und nicht selten die Meister der beiden feindlich sich gegenüber stehenden Schulen, Laotse und Khungtse, über ihre beiderseitigen Ansichten sich unterhalten läßt. Auch finden sich mehrere Gespräche, in denen Tschuangtse selbst auftritt; sie sind vielleicht die schönsten, gewiß sind sie die geistreichsten; denn wenn Tschuangtse einen seiner Gegner vor sich hat, so wallt er auf in kecker Ironie und beißendem Humor; seine Sophistereien, die man den berühmtesten aus den griechischen Schulen wohl an die Seite setzen darf, schlagen die Gegner immer zu Boden, worauf er ihnen mit muthwilliger Leichtigkeit seine Trugschlüsse nochmals vorhält, und die pedantischen als Philosophen sich brüstenden Gelehrten verhöhnt.

Indem wir uns vorbehalten, die Leser des Auslandes mit einigen dieser Gespräche bekannt zu machen, geben wir ihnen vor der Hand den „Fischer," als Gegenstück der Erzählung von den beiden Knaben, welche wir im Aufsaze über Laotse mitgetheilt haben. (Schluß f.)

*) So ist die echte Sage, daß Laotse's Mutter ein und achtzig Jahre lang mit ihm schwanger gewesen, eine echt chinesische Sage, ob man sie gleich auch von Buddha erzählt; eine andere Sage aber, daß seine Mutter ihn, indem sie auf der rechten Seite plözlich aufgesprungen sey, zur Welt gebracht, weist eher auf einen indischen Ursprung hin. In dem Aufsaze über des chinesischen Philosophen Laotse Leben und Schriften (Ausland dieses Jahres, Nr. 114 folg.) sind mehrere Sagen über Laotse mitgetheilt worden. Folgendes könnte noch hinzugefügt werden, welches ich aus einem Kommentator der Geschichtsbücher des Sse Mathsian entnehme: „Laotse war acht Fuß und acht Zoll hoch (der chinesische Fuß ist dem englischen beinahe ganz gleich). Er war gelb von Gesichtsfarbe. Seine Augenbraunen waren dicht, seine Augen groß, seine Stirn breit, und seine Zähne weit auseinander stehend. Er hatte auffallend dicke Lippen, und drei Mal fünf breite Furchen durchschnitten seine Stirne. Die Winkel seines Mundes waren den Mondeshörnern ähnlich; seine Nase hatte eine doppelte Scheidewand, und an den Ohren hatte er drei Oeffnungen; an jedem Fuße hatte er zwei Mal fünf Zehen; in jeder Hand hatte er zehn breite Linien."

Vermischte Nachrichten.

Hr. J. P. Yosi, seit drei Jahren Sekretär der botanischen Gesellschaft in London, kündigt eine wissenschaftliche Reise in Amerika an. Botanik, in ihrer Beziehung auf die Medizin, Handel und Gewerbe sind der Hauptzweck seiner Reise, deren Resultate er durch das Organ der geographischen Gesellschaft in Paris bekannt zu machen gedenkt. Er hat folgenden Plan: Von Liverpool schifft er nach New-York; von da besucht er die Ufer des Mississippi und Missuri; geht über das Felsengebirge; durchforscht Californien; begiebt sich von da über Mexico nach Bogota und endlich nach Brasilien.

Die Zeitung von Charlestown meldet die Entdeckung einer Goldmine in Südcarolina, die so ergiebig ist, daß sie bereits 500 Arbeiter beschäftigt. Das Metall soll von außerordentlicher Reinheit seyn.

Ein Verein reicher Engländer unternimmt gegenwärtig, unter dem Schuz des Kardinals Albani, Nachgrabungen vor der Porta Pia, und hat unter Anderm ein Grabmonument mit mehreren Kammern entdeckt. Vier schöne, mit Sculpturen gezierte Sarkophage, eine kleine Statue der Venus, eine Büste Augusts 2c. sind die erste Belohnung ihrer Mühe.

Mehrere wohlthätige Männer in Ireland haben sich vereinigt, Armenkolonien, nach Art der niederländischen, anzulegen. Es giebt in Ireland große Strecken ungebauten Landes, mit deren Urbarmachung sie eine Anzahl Familien beschäftigen wollen; die dadurch gewonnenen Grundstücke sollen in Pachtgüter verwandelt werden, die ihren Inhabern eine freie Existenz sichern. Leider schließt der Parteigeist von der Wohlthat dieses Unternehmens die Katholiken aus.

Ueber den Gesundheitszustand in Algier giebt die medicinische Zeitung in Paris folgenden Aufschluß. Die Strapazen, welche die Truppen von der Einschiffung in Toulon an auszustehen hatten; die Zusammenschichtung auf den Schiffen; in Afrika Hunger, Durst, Mangel an Schlaf; das Bivouakiren während der kühlen Nächte; die angestrengten Märsche im tiefen Sand — all diese Umstände zusammen untergruben die Gesundheit. Dazu kam dann noch der Genuß von Früchten, die in den Umgebungen von Algier im Ueberfluß vorhanden, aber von der schlechtesten Qualität sind. Der Ackerbau liegt noch in der Wiege, und so denken die Einwohner nicht daran, die natürliche Herbheit und Geschmacklosigkeit der rohen Erzeugnisse des Bodens zu verbessern. Die nicht gepfropften Bäume geben scharfe Wildlinge, die Küchengewächse sind schwer und unverdaulich. Durch die Hize des Tags wo der Körper in außerordentlichem Schweiß bleibt, wird der Magen geschwächt, durch die starken Getränke, für die man ein Bedürfniß fühlt, gereizt, und so in seinen Funktionen gestört. Besonders geschah es nach dem Genuß von Feigen (cactus ficus indica), Wassermelonen, Trauben und Pfirsichen, daß die Soldaten von gallartigen Erbrechungen und heftigen Diarrhöen befallen wurden. Die Unreinlichkeit auf den Gassen und in den Häusern, die überdieß gegen die Feuchtigkeit bei Nacht nicht genug verwahrt sind, thut das Uebrige; daher wahrscheinlich auch der — namentlich unter den Juden — so häufige Aussaz. Die vielen Augenkrankheiten, die man sieht, mögen wohl mitunter in dem blendenden Weiß der Häuser ihren Grund haben.

Von Calcutta nach Sagor sollte eine Telegraphenlinie errichtet werden, wozu Kaufleute im Betrag von 1000 Rupien monatlich sich unterzeichnet haben. Also auch in Indien, wie man jezt in Frankreich vorhat, Telegraphen für den Privatgebrauch!

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 290. 17 Oktober 1830.

Entdeckte Mündung der großen Binnenflüsse Australiens.

Das lang schwebende Problem über die Endigung der großen Flüsse im Innern von Australien scheint endlich gelöst. Zu Ende des Jahrs 1828 sandte der Gouverneur Darling eine Expedition auf dem Macquariestrom unter Anführung des Kapitäns Sturt aus, um sich über diesen wichtigen Punkt zu vergewissern, und die Tauglichkeit des noch unerforschten Landes zu Anlegung von Kolonien zu erforschen; man kehrte jedoch unverrichteter Dinge nach Sydney zurück. Gegen Ende des Jahrs 1829 machte sich Sturt abermals auf den Weg, um den Murrumbidgee, einen großen Strom, der aus den Gebirgen im Süden von Argyle entspringt und westlich nach Innen zufließt, zu untersuchen. Ein im englischen Courier mitgetheilter Brief aus Neu-Süd-Wales giebt hierüber folgenden Bericht:

„Mit Anfang des Januars 1830 schiffte sich Sturt mit seinem Gefolg auf den unbekannten Wassern des Murrumbidgee ein, und folgte deren Lauf bis zum 14 d. M., an welchem Tag sie in einen größern Fluß einliefen, auf welchem sie am 23 zur Mündung noch eines andern, von Osten herfließenden Stromes gelangten. Letztern hielt der Kapitän für den Darling, welchen er auf seiner frühern Expedition entdeckt hatte. Die somit vereinigten Wasser, welche er Murray nannte, fließen in einem hundert Yards breiten und zwölf Fuß tiefen Bette. Die Ufer waren mit Pflanzenwuchs und dem schönsten Bauholz bekleidet. Am 2 Februar fuhr man zwischen Felsen vulkanischen Ursprungs durch, und kam unmittelbar hinter denselben zu einem Kalksteinboden von sehr seltsamer Formation. An der Stelle, welche man am 3 Februar erreichte, war der Fluß 400 Yards breit und zwanzig Fuß tief. Am 6 kamen die Felsen allmälig minder häufig vor und am 7 erschienen an ihrer Statt wellenförmige, malerische Hügel, an deren Fuß angeschwemmte Niederungen vom ergiebigsten Boden sich hinzogen. Am 8 konnte auf dem freien Raum, auf welchem man sich von Mittag an befand, wegen der Höhe des Schilfes kein Land mehr gesehen werden; doch bildeten immer noch sanfte Hügel das linke Ufer. Kapitän Sturt bestieg einen derselben und entdeckte, daß er sich am Eingang eines großen Sees befand, welcher sich nach SW hinzog, wo er die Gesichtslinie berührte. Dieser See oder vielmehr diese Ausmündung des Flusses, die ungefähr 60 englische Meilen lang und 30 bis 40 breit ist, wurde in dem Boot durchmessen, welches Sturt in Sydney hatte fertigen lassen, und in Stücken, die schnell zusammengefügt werden konnten, mit sich führte. Am 9 Februar hinderten dasselbe seichte Stellen und Sandbänke am Weiterfahren, daher man landete und längs der Ausmündung südlich und östlich hinzog, bis deren Uebergang in das Meer aufgefunden wurde. Der Kapitän überzeugte sich, daß diese etwas südlich von Encounter Bai und westlich vom Golf St. Vincent, unter 53° 25′ 15″ Breite und 139° 40′ Länge, sich befinde. Nachdem er die Richtigkeit dieser Ortsbestimmung durch verschiedene Aufnahmen festgestellt, eilte er zurück; denn er hatte keinen Augenblick zu verlieren, da er obwohl vom Lauf des Stromes unterstützt, bis hieher 32 Tage gebraucht hatte, auf dem Heimweg aber das Wasser statt sein Verbündeter sein Gegner war. Das Glück, welches ihn bei seiner Fahrt über den See begleitet hatte, folgte ihm auch auf der Rückkehr, so daß er sich am Abend des Tages, wo er die Küste verließ bereits wieder an der Stelle befand, wo die seebreite Mündung zum ordentlichen Fluß wird, und er zur ganzen Rückreise vom Meer nicht mehr als 39 Tage brauchte.

„Die Bewohner der Berge wurden an Ebenmaß und Muskelkraft weit über denen des Niederlands erfunden, welche in der Regel kränklich und abgemagert aussehen, und sehr häufig an einem schuppigen Ausschlag auf der Haut leiden. Dagegen waren diese weit zahlreicher als jene, und lebten hauptsächlich von Fischen, deren die Flüsse eine ungemeine Menge bieten, namentlich Stockfische (the Bathurst cod.) Die Aehnlichkeit in Sprache, Aussehen, Kleidung, Verzierungen mit Pfeifenerde, stellte die Bewohner des Westens als einerlei Stammes mit denen der Ostküste dar, obwohl im Einzelnen die Mundart zwischen den Bergen und den Niederungen sehr verschieden ist; so daß, so weit die Forschungen bis jetzt gehen, dieselbe Ursprache sich über den ganzen australischen Kontinent auszudehnen scheint, und nur nach besondern Volksdialekten wechselt. Pfeifenerde wird von den Wilden am Darling sehr hoch geschätzt; mindestens ward sie in eigenen Schoppen aufbewahrt, um welche man sorgfältig Gräben hergezogen hatte, damit sie vor dem Wasser sicher bliebe. Bequeme Hütten und vollkommnere Geräthe schienen bei den Umwohnern des Darling auf einen höhern Grad von Gesittung zu deuten, als bei den wandernden Stämmen in den andern Theilen des Landes; an einer Stelle, wo der Fluß mehrere hundert Fuß breit war, fand man ein trefflich geflochtenes Netz über denselben ge-

spannt. Die Expedition selbst hatte fortwährend Ueberfluß an Fischen, von welchen die Flüsse ordentlich wimmelten, und von deren Leichnamen die Oberfläche der seeartigen Ausmündung ganz bedeckt war. Die Eingebornen, mit welchen man in Berührung kam, benahmen sich auf's Freundlichste, sobald man nur die Vorsorge brauchte, sich je von dem Nachbar-Stamm bei ihnen einführen zu lassen. Hatte man Dieß aber auch von dem benachbarten Stamm nicht erreichen können, so war doch die Neugier mancher Wilden, die Reisenden näher zu betrachten, so unwiderstehlich, daß sie entweder mit einem grünen Zweig, dem allgemeinen Friedenszeichen, behutsam herankamen, oder spähend von Baum zu Baum kletterten, und unter vielen bittenden Geberden und dem kläglichen Zuruf Wu-wu-wu die Expedition, welche sie Anfangs durch Drohungen vom Land zurück zu halten suchten, endlich ganz dicht umringten. Eisen war ihnen das Liebste; ein Führer, dem man eine Art geschenkt hatte, drückte dieselbe mehrmals mit einem Entzücken, wie ein Vater sein Kind, an die Brust. Ihr Staunen, wenn sie die Europäer zum ersten Mal erblickten, ging über Alles. Zuerst stellten sie sich denselben Stirn gegen Stirn, um die Gesichtszüge zu vergleichen: sodann legten sie ihre Hände an diejenigen der Reisenden, ob sich auch die Finger gegenseitig entsprächen; dann suchten sie dieselben zum Gähnen und Zähnfletschen zu bringen, sich zu versichern, ob Mund und Zähne wie bei ihnen wären; dann griffen sie ihnen an Brust und Rücken, und endlich streiften sie ihnen die Aermel hinauf und knöpften ihre Westen los, um sich zu überzeugen, ob die Kleider nicht mit dem Körper zusammenhingen. Fanden sie dann, daß die Fremden, obwohl der Farbe und Kleidung nach von ihnen verschieden, doch in der Gestalt mit ihnen übereinkämen, so hatte ihre Freude keine Grenzen. Die Art, wodurch man sich ihre Gunst am Besten gewinnen konnte, war Gesichter zu schneiden, und alle Arten von Sprüngen und Possen zu machen; während der Weg, auf welchem man sie am Leichtesten herbeilocken konnte, darin bestand, anfänglich von ihrem schüchternen Herannahen gar keine Notiz zu nehmen, bis sie endlich, Einer um den Andern, sich unter den Haufen der Europäer eingeschlichen hatten. Ein plötzlich aufgemachter Regenschirm warf eine ganze Gruppe in wahrem Todesschrecken nieder, der sich jedoch alsogleich in laute Freude verwandelte, wie sie das Gelächter ihrer weißen Freunde wahrnahmen, und sahen, daß weder Beine gebrochen, noch Blut vergossen war.

„Einmal wurden die Reisenden durch den Muth und die Treue ihrer Führer vor einem gefährlichen Kampf bewahrt. Das Boot war eben ein Wenig vor den Letztern voraus, als es auf eine seichte Stelle in dem Fluß stieß, und im nämlichen Augenblick ein mißtöniges Geschrei aus einem nahen Dickicht auf dasselbe losbrach, worauf alsbald über hundert nackte Wilde in den Fluß hervorstürzten. Ihre schwarzen dämonenartigen Haare flatterten in langen Flechten im Wind, und mit verdrehten Leibern, häßlich verzerrten Gesichtern, durchdringendem Ruf und geschwungenen Keulen fuhren sie auf die Europäer los. Diese hatten kaum Zeit ihre Gewehre zu ergreifen, als ihre Führer zwischen sie und die drohenden Waffen ihrer Feinde sprangen. Mit geschwungenen Keulen gaben sie denselben Drohung gegen Drohung zurück, während sie zugleich auf die Fremdlinge hinwiesen und für dieselben die Ungefährdetheit zu verlangen schienen, welche ihnen bisher bei allen andern Stämmen zu Theil geworden; dann wandten sie wieder ihre Speere gegen den Ort, wo sie selbst zu Hause waren, als ob sie mit einer Wiedervergeltung drohten, wobei ihre Bewegungen fortwährend so wild und gewaltsam waren, daß ihnen der Schweiß stromweise vom Leib floß. Allmälig zeugte der ruhigere Ton der Gegenpartei von dem günstigen Eindruck, den ihre Vorstellungen gemacht, worauf der schongenannte Führer seine Art aus dem Gürtel nahm und sie von Hand zu Hand herumgehen ließ. Ein leises Gemurmel erhob sich, als der Eigenthümer der hochgepriesenen Waffe sofort über deren verschiedenen Gebrauch und die großen Wohlthaten sich zu verbreiten schien, welche durch freundliches Einverständniß mit einem Volk erhalten werden könnten, das so nützliche Geräthe zu bereiten verstehe, und endlich wandten sich alle Augen nach den Fremdlingen, über welche die Führer nun offenbar ausführlich befragt wurden. Plötzlich flogen Keulen und Speere auf die Seite und die ganze feindliche Schaar stürzte mit einem gemeinsamen Geschrei ins Wasser, umringte das Boot und begann die gewöhnliche Untersuchung der einzelnen Personen."

Geschichte der letzten russischen Gesandtschaft in Persien und ihrer Ermordung.

(Fortsetzung.)

Zwei oder drei Meilen vor der Hauptstadt kamen uns mehrere Bereiter des Schah's mit reichgeschirrten Pferden an der Hand, einige Läufer und andere Bedienten entgegen. Die Gesandtschaft gewann nun ein sehr glänzendes und großartiges Aussehen. Mohammed Walli Chan mit einer ansehnlichen Reiterschaar ward vom Schah abgeordnet, den Gesandten zu empfangen. Seine Verwandten Omman Ullah und Haddih Ullah Chan, beide Offiziere vom höchsten Rang, begleiteten ihn. Eine andere Schaar erschien noch, geführt von Mirsa Mohammed Ali Chan, Minister des Prinzen-Statthalters, der sich mehrere der achtbarsten Einwohner der Stadt angeschlossen hatten. Der Gesandte stieg in der großen Wohnung des verstorbenen Mohammed Chan Sumborickschi Baschi ab, die ihm, mit ihren Bädern und andern Bequemlichkeiten ganz eingeräumt worden war. In den Hauptgemächern fand man Körbe mit allerhand Früchten, Eingemachtem und Zuckerwaaren. Da das Haus mehrere Höfe von verschiedener Größe enthielt, so währte es einige Zeit, bis man die einzelnen Mitglieder der Gesandtschaft in den ihnen angewiesenen Quartieren untergebracht hatte.

Mirsa Abdul Hussein Chan, Neffe des Ministers für die auswärtigen Angelegenheiten, ließ sich bei dem Gesandten als Mehmender des Schah einführen. Seinem Oheim lag die Aufsicht über sämmtliche Anordnungen ob, und er durchlief selber das Gebäude, um sich von der gehörigen Vollziehung seiner Befehle zu überzeugen. Eine Kompagnie Furahaninfanterie, dem Namen nach von 100, in Wirklichkeit aber nur von 80 Mann, unter dem Kommando Mohammed Ali Sultans, rückte als Ehrenwache vor das Haus, und des Letztern Bruder, Hadi Beg, Major bei demselben

Korps, kam täglich, um die Soldaten zu beaufsichtigen. Fünfzehn von den königlichen Ferasch's wurden gleichfalls beigegeben, um zudringliches Volk abzuwehren. Der Chan und ich erhielten auch Zimmer, obwohl seine Mehmenders-Geschäfte mit unserm Eintritt in die Stadt aufhörten.

Am Tag nach der Ankunft hatte der erste Ceremonienbesuch Statt. Mirsa Abul Hossan Chan, Minister für die auswärtigen Angelegenheiten, war die Hauptperson. Ihm an Rang beinahe gleich waren Mirsa Mohammed Ali Chan, Wusihr des Prinzen-Statthalters Ali Schah, sein Bruder Mohammed Boker Chan, so wie Mohammed Chan, Befehlshaber der Leibwachen und Oberceremonienmeister. Die Zusammenkunft geschah mit großem Anstand und mit dem gewöhnlichen Austausch von Komplimenten und Artigkeiten. Mit Zuckerwerk und Früchten wurde dem Gesandten reichlich aufgewartet im Verlauf des Tages.

Nachdem zur Vorstellungsaudienz bei dem Schah alle erforderlichen Einleitungen getroffen waren, ging dieses wichtige Ereigniß — ich glaube, Mittwoch den 9 Rodschub — vor sich: Eine Stunde vor Mittag erschien der Ceremonienmeister Mohammed Chan, den Gesandten nach dem Palast abzuholen. Er brachte acht Nossocktschi's, fünfzehn Sartschi's, eilf Ferasch's, und ein Pferd aus den K. Ställen mit sich, welches der Gesandte bestieg. Diese Dienerschaft ward beigesellt, der Gesandtschaft Ehre zu erweisen. Während der Zug sich langsam durch die ausgedehnten Basars bewegte, standen die Kaufleute aufrecht vor ihren Buden, und grüßten den Gesandten nach Feringhiart, indem sie ihre Mützen abzogen. In den Durchgängen und Höfen des Palastes bis zu dem Glassaal, wo Se. Majestät in voller Hofpracht den Gesandten erwartete, bezeugten die aufwartenden Diener auf jede Art ihren Respekt. Ich konnte Hrn. Grebayedoff bloß bis zur Thüre des Gartens des Glassaales folgen. Fünfzig Minuten verflossen, bis der Gesandte wieder herauskam. Von Andern erfuhr ich, daß er sein Beglaubigungsschreiben dem Schah überreichte, und daß die Ceremonie zur allgemeinen Zufriedenheit ablief; doch raunte man sich in's Ohr, Hr. Grebayedoff sey auf dem zu seiner Bequemlichkeit hingestellten Stuhl in Gegenwart des Schah zu lang sitzen geblieben. Der Schah trug die Krone auf dem Haupt und strahlte von Juwelen, deren Reichthum man darnach ermessen mag, daß er, von ihrer Last ermüdet, in dem Augenblick, nachdem der Gesandte weggegangen, sich genöthigt sah, alle Insignien der Königswürde von sich zu werfen.

Hr. Grebayedoff wünschte, als er den Palast verlassen, sofort Sr. Hoheit dem Prinzen-Statthalter Ali Schah einen Besuch abzustatten. Dieser Besuch mußte jedoch verschoben werden, da der Prinz ihn ohne vorherige Erlaubniß des Schah nicht empfangen durfte. Der Gesandte verfügte sich nun nach der Wohnung des Ommihn ed-Daula, den er, wie ich nachher erfuhr, als den ersten Minister des Reichs betrachtete. Nichts übertraf die Artigkeit der Aufnahme. So waren die Ceremonienbesuche so ziemlich zu Ende. Den Besuch bei dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten machte er erst nach zwei oder drei Tagen; was aber sehr auffiel, war, daß er mit dem Moatimid-ed Daula, Mirsa Abdul Wahab, einem Minister vom ersten Rang, der wegen seiner hohen Bildung die höchste Achtung genoß und mit dem Ommihn in Bezug auf Vorrang und Macht wetteiferte, keinen Verkehr anknüpfte. Der Prinz-Statthalter, welcher die Ehre eines Besuchs gerne abgelehnt hätte, suchte denselben auf einen Tag hinauszuschieben, wo der Schah von der Stadt abwesend wäre; und nur auf den wiederholten Wunsch des Gesandten gab er nach.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber den chinesischen Philosophen Tschuangtse und seine Schriften.

Von H. Kurz.

(Schluß.)

Der Fischer. Als sich Khungtse einst im Walde Tschinguel erging, setzte er sich auf einen mit Aprikosenbäumen bepflanzten Platz, und während seine Schüler in Büchern lasen, sang er und begleitete sich mit der Cither. Sein Lied war noch nicht zur Hälfte gesungen, als ein Fischer herbeikam, der aus seinem Nachen gestiegen war. Sein Bart und seine Augenbrauen waren weiß; seine dünnen Haare fielen bis auf die Aermel herab. Er wollte den Hügel hinaufsteigen, aber an den Fuß desselben gekommen, blieb er plötzlich stehen. Die linke Hand stützte er auf sein Knie und die rechte legte er an sein Kinn, um recht aufmerksam zuzuhören. Als das Lied zu Ende war, winkte er dem Tsekung und dem Tseln, zwei Schülern Khungtse's, zu sich, und frug sie, Wer wohl dieser Mann sey? Tseln antwortete und sprach: „Dieß ist der Weise aus dem Fürstenthum Lu." Der Fremde frug nach seinem Familiennamen. Tseln antwortete: „Sein Familiennamen ist Khung." Der Fremde sprach: „Was thut denn eigentlich dieser Khung?" Da Tseln nicht schnell genug antwortete, so nahm Tsekung das Wort und sprach: „Von Natur an Treue gewöhnt und an Aufrichtigkeit, übt er Menschenliebe aus und Gerechtigkeit; trefflich erfahren in den Gebräuchen und in der Musik, unterrichtet er die Menschen darin. Seinem rechtmäßigen Herrscher ist er ergeben, und die Völker belehrt und bessert er. Von großem Nutzen wird er dem Reiche seyn. Dieß ist es, was dieser Khung thut." Der Fremde frug wiederum: „Ist er eines Landes Beherrscher?" Tsekung: „Keineswegs!" Der Fremde: „Aber doch eines Fürsten Minister?" Tsekung: „Auch nicht!" Der Fremde lachte laut auf und weggehend sprach er: „Er mag voll Menschenliebe seyn; aber ich fürchte doch, daß er sich täuscht. Wenn sein Herz betrübt und sein Körper müde seyn wird, kann er leicht in Gefahr gerathen, seine Geradheit zu verlieren! Ach, wohl ist er entfernt von der Vernunft!"

Tsekung ging zurück und erzählte Dieses seinem Meister. Khungtse nahm die Cither, und aufstehend sprach er: „Dieß war ein heiliger Mann. Laßt uns hinabgehen und ihn suchen!"

Als sie an des Sees Ufer gekommen, hatte er das Ruder in der Hand und leitete seinen Kahn. Er blickte her, und als er Khungtse gewahrte, kehrte er um. Khungtse trat einige Schritte zurück, und, nachdem er sich zwei Mal verbeugt, näherte er sich ihm.

Der Fremde sprach: „Was suchst Du, o Herr?"

Khungtse. „Des Alterthums Herrscher konnten sich entfernen, auch wenn sie die Reden nicht vollständig gehört hatten; ich Entarteter aber habe den Sinn der Deinigen noch nicht ausmitteln können. Ich bin daher herunter gekommen, um den Sinn Deines Gelächters zu vernehmen, damit ich daraus Etwas lernen möge."

Der Fremde. „Ach! Du strebst wohl sehr darnach, Etwas zu lernen?"

Khungtse verbeugte sich wiederum zwei Mal, und aufstehend sprach er: „Seit meiner Jugend strebte ich immer darnach, und so habe ich mein neun und sechzigstes Jahr erreicht; aber doch habe ich die höchste Lehre nicht vernommen."

Der Fremde. „Die gleichen Gattungen vereinigen sich; die gleichartigen Töne passen zusammen; Dieß liegt in der Natur der Dinge. Ich will Dir erklären, Was ich bin, und Dir aus einander setzen, Was Du anwendest. Was Du anwendest, ist das Dienen der Menschen. Wenn der

Kaiser, die Fürsten, die Beamten und das Volk, wenn diese Vier in Gerechtigkeit wandeln, so ist die Verwaltung in Blüte; wenn aber Diese getrennt sind, so giebt es keine größere Verwirrung. Wenn die Beamten ihrem Beruf vorstehen, so wird keine Umwälzung ihres Ansehens zu befürchten seyn, wenn die Völker gleich ihnen ungern gehorchen. Denn des Feldes Unfruchtbarkeit, des Hauses Einsturz, der Kleider und des Essens Unzulänglichkeit, des Liedes Verstummen, der Weiber Zwietracht, der Mangel an gehöriger Ordnung zwischen Alten und Jungen: Dieß ist, was des Volkes Traurigkeit hervorbringt. Die Unfähigkeit und Unordnung der Verwaltung, die schlechten Wege, des Volkes Faulheit oder die Hungersnoth, der Mangel an Großthaten, das Nichteingehen der Zinsen und Steuern, dieß Alles verursacht die Traurigkeit der Beamten. Keinen getreuen Minister haben, die Anarchie in den Landesbezirken, der Mangel an Kunstfleiß, die Verwirrung in den Abgaben; die Nachlässigkeit in den Geschichtsbüchern, der Ungehorsam gegen den Kaiser: Dieß ist es, was die Fürsten betrübt. Wenn die Elemente in Aufruhr sind; wenn Kälte und Hitze nicht zur rechten Zeit abwechseln, so daß Alles dadurch zu Schaden kommt; wenn die Fürsten grausam sind und Gewalt lieben; wenn sie herrschsüchtig sind und sich gegenseitig bekämpfen, und so das Volk in Verzweiflung stürzen; wenn die Sitten untergehen und die Musik; wenn des Landes Wohlstand und Reichthum sich erschöpft; wenn das Leben der Menschen ohne Schutz ist und Gesetzlosigkeit die Völker niederdrückt: dann hat der regierende Kaiser Ursache dazu, traurig zu seyn. Nun, o Herr, da Du weder die Gewalt eines regierenden Fürsten und Herrn besitzest, noch Beamter und Verwalter bist, so scheinst Du mir nach leeren Dingen zu trachten. Wie willst Du auf glücklichen Erfolg Deines Strebens hoffen, da Du keine Mittel hast, es der Welt annehmbar zu machen!"

Englische Bevollmächtigte in den neuen amerikanischen Staaten.

(Korrespondenz aus London.)

Bei der Anerkennung der neuen amerikanischen Staaten durch Frankreich ist eine Angabe der diplomatischen und Konsularpersonen, welche Großbritannien bei ersteren repräsentiren (nach einem dem Parlamente vorgelegtem Dokumente), nicht ganz unerheblich. In den von der Regierung durch Freundschafts- und Handelsverträge anerkannten Staaten unterhält sie zwei außerordentliche Gesandte und bevollmächtigte Minister, nämlich in Columbien und Brasilien, und zwei Geschäftsträger in Mexico und Buenos-Ayres. Für letztern Staat ist auch bereits ein bevollmächtigter Minister in der Person des Hrn. Henry Stephen Fox ernannt; dieser hält sich aber wegen Verhandlungen über das Staatsverhältniß von Montevideo noch im hiesigen Lande auf. Den Gesandtschaften sind wie gewöhnlich Legationssekretäre beigesellt. Die Gesandten erhalten jährlich fünftausend Pfund. Der Geschäftsträger in Mexico fünf und der in Buenos-Ayres drei Pfund täglich. Die unter diese Rubrik fallenden diplomatischen Ausgaben betrugen im vorigen Jahre 27,421 Pfund 5 Sch. 8 P. Als Konsular-Personen sind angestellt, in Mexico: ein Generalkonsul in der Hauptstadt, und Vicekonsuln in San Blas, Tampico und Vera Cruz. In Guatemala: ein Konsul in der Hauptstadt. In Columbien: ein Generalkonsul in Bogota, und Konsuln in Caracas, in Maracaibo, Cartagena, Porto-Cabello, Panama und Guayaquil. In Peru: ein Konsul und ein Vicekonsul in Lima, ein Konsul in Arequipa. In Chili vier Konsuln, zu Santiago, Coquimbo, Valparaiso und Concepcion. In Buenos-Ayres ein Konsul, ein Vizekonsul; ein Konsul in Montevideo; endlich zwei auf Haiti. Zusammen zwei Generalkonsuln und zwei und zwanzig Konsuln oder Vicekonsuln. Der jährliche Gehalt der Ersteren ist auf zweitausend, der der Konsuln auf tausend bis zwölfhundert, und der der Vicekonsuln auf fünfhundert bis siebenhundert Pfund festgesetzt. Die Gesammtausgaben für diese Konsulate (ohne die hier nicht angegebenen brasilischen) betrugen im vorigen Jahre 51689 Pf. 2 Sch. 11 P.

Vermischte Nachrichten.

Sultan Mahmud hat durch den britischen Gesandten in Konstantinopel dem Hrn. A. L. Davids, der eine türkische Grammatik für den Druck vorbereitet, melden lassen, daß er seine Zueignung annehme. Wahrscheinlich ist dieses Werk seit den Tagen Mohammed's II, des Eroberers, dem Franz Philelphus einige lateinische Oden zueignete, das erste, welches unter der Protektion eines türkischen Sultans erscheint.

Der zu Madras errichtete philanthropische Verein für Verbesserung der Lage der Indo-Briten und anderer Abkömmlinge von Europäern, die sich bekanntlich in ihren politischen Rechten sehr gekränkt fühlen, da die Kompagnie keine unabhängige Kolonialbevölkerung aufkommen lassen zu wollen scheint, erfreut sich der Unterstützung der ausgezeichnetsten Mitglieder der Gesellschaft in dieser Präsidentschaft, mit Einschluß des Gouverneurs, welcher dem Vereine durch seinen Sekretär schreiben ließ, er sehe nicht ein, warum er ihren wohlthätigen Absichten sich nicht anschließen sollte. Das Gesetz erlaube diesen, ihren Brüdern, Land zu erwerben; nur möchten sie vorzugsweise ihre Augen auf die Neilgherri's richten, da diese Gebirgslandschaft viele unbewohnte Distrikte enthalte und ausnehmend gesund sey. Auch würden sie daselbst mit keinen religiösen Vorurtheilen zu kämpfen haben. Ueberdieß empfehle sich die Gegend durch die Nähe der Küste, den schiffbaren Fluß Calicut, die Nachbarschaft der Frucht- und Viehgegenden von Coimbatur und Meisur. Das weiter südwärts gelegene Gebirg Peinih und Wabagberry dürfte in der Folge dieselben Vortheile der Lage darbieten.

Aus Veranlassung von Einfällen der Birmanen aus Martaban auf dem britischen Gebiet schifften sich am 8 December v. J. drei Kompagnien, unter Obristlieutenant Shew, an Bord des Dampfboots Diana ein. Eine Flottille von Kanonenbooten begleitete sie. Die Birmanen ließen sie ohne Widerstand landen, und flüchteten sich in die Jungeln, so daß sie der Rache der Briten entgingen. Die Stadt Martaban mit einigen angrenzenden Dörfern ward bei dieser Gelegenheit den Flammen überliefert. Die birmanischen Behörden hatten sich geweigert, Genugthuung zu geben und die Verbrecher auszuliefern: nach dieser Expedition erließ der Statthalter in Rangun Befehl, nach ihnen zu fahnden. Die Rädelsführer wurden festgenommen und der Obrigkeit in Moulmein zur Bestrafung überantwortet. Mergui und Tavay waren damals vollkommen ruhig. Man versprach sich eine reichliche Reisernte.

Die ceylaner Zeitung enthält einen langen Bericht über ein „shakspeare'sches Fest", welches der Gouverneur und seine Gemahlin am 20 November, dem Geburtstag ihrer Tochter, Miß Maria Barnes, gaben. Die Gäste waren eingeladen, in shakspeare'schen Kostümen zu erscheinen. Alle Personen, die zur guten Gesellschaft in Colombo gehören (die vornehmsten Eingebornen einbegriffen), hatten Karten erhalten. Einige stellten einzelne Charaktere, Andere zusammen ganze Gruppen aus Shakspeare vor. Um zehn Uhr waren die Vorsäle voll, als ein anstoßendes Zimmer aufging, und Lady Barnes als Königin Elisabeth mit Krone und Scepter sichtbar ward. Se Excellenz, der Gouverneur, stand ihr als Leicester, mit dem Orden des Hosenbandes geschmückt, zur Seite. Die gesammte Gesellschaft brachte dann der Souveränin ihre Komplimente dar, wobei die Herren an dem Fuß des Throns niederknieten. Ball und Souper schlossen das Fest, das bis sieben Uhr währte. Von den Eingeladenen, deren man zwei hundert zählte, ritt ein Theil, zur Verwunderung der Eingebornen, in seiner shakspeare'schen Verkleidung nach Hause.

Der König von Quidah, von dessen Vorfahren die englische Regierung die Insel Pinang erhielt, befindet sich in einer so traurigen Lage, daß sein Haus in den Zeitungen zum Verkauf ausgeboten wird. Er wandte sich deßhalb an Lord William Bentink, als dieser die Straße von Malacca besuchte; und es hieß, sein Fall solle dem Rath in Calcutta vorgelegt werden.

Die Censur in Malacca ist aufgehoben, und dagegen sind die Herausgeber von Zeitungen für folgende Punkte verantwortlich gemacht worden:

1) Dürfen sie sich keine Bemerkungen erlauben über Maßregeln der ehrenwerthen Kompagnie-Direktion oder anderer öffentlichen Behörden in England, die mit den indischen Angelegenheiten zu thun haben; ebenso sollen sie sich aller Kritik über das Benehmen der Lokalverwaltung, so wie der Mitglieder des Raths und der Richter an den Obergerichtshöfen der indischen Präsidentschaften oder des Recorders der Prinz-Wales-Insel oder des Lordbischofs von Calcutta enthalten; 2) haben sie Alles zu vermeiden, was unter den Eingebornen Unruhe verursachen, namentlich, was sie in ihren religiösen Meinungen kränken könnte: kurz jederlei Controversen über religiöse Gegenstände; 3) sollen sie auch keine Auszüge aus englischen Zeitungen liefern, welche unter diese Rubriken fallen oder der britischen Macht in Indien Eintrag thun könnten; endlich ist ihnen 4) unzarte Berührung von Privatverhältnissen untersagt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 291. 18 Oktober 1830.

Dobells Reisen in Kamtschatka und Sibirien.

6. Die Tschuktschen.

Kammina ostrog ist eine Ortschaft von fünfzig bis sechzig Jurten, mit zwei bis dreihundert Einwohnern, die sämmtlich noch Heiden sind und durch ihren wilden unruhigen Charakter sich von ihren Brüdern in Kamtschatka und auf der Aleutenküste sehr zu ihrem Nachtheile unterscheiden. Sie sind überdieß so träge, daß sie sich im Sommer selten mit einem hinreichenden Vorrath von Fischen versehen und daher gegen den Frühling immer schon Mangel leiden. Wir waren in nicht geringer Verlegenheit, als wir bei unserer Ankunft den Korjäkenfürsten abwesend fanden; denn daß wir ohne seine Dazwischenkunft von seinen Unterthanen die Mittel zur Fortsetzung unserer Reise erhalten würden, war auf keine Weise zu hoffen. Zum Glück ließ er nicht lange auf sich warten; er kehrte am 25 März zurück; aber bald überzeugten wir uns, daß er ein eben so unverschämter Trunkenbold war, als irgend einer der Seinigen. Erst nachdem er, mit seinem Gefolge, unseren Wailv in reichem Maße zu sich genommen, brachten wir ihn dahin, daß er es gestand, uns nicht mehr als dreizehn Hunde abtreten zu können. Diese reichten gerade hin, meine eigene Kibitka zu ziehen, so daß wir in der That nicht wußten, was wir beginnen sollten.

Am Abende bat der Fürst uns, ihm eine Flasche Branntwein zu geben, wogegen er am Morgen alle die Hunde, deren wir bedürften, zu unserer Verfügung zu stellen versprach. Der Morgen kam, aber weder von Hunden, noch Treibern war Etwas zu sehen; und der edle Fürst entschuldigte sich damit, daß er sagte: seine Leute hätten sich gegen ihn aufgelehnt und wollten ihm nicht gehorchen, wir müßten also selbst unsern Handel mit ihnen schließen. Als wir nun mit ihnen zu unterhandeln anfingen, fanden wir bald, daß sie nicht nur die übertriebensten Forderungen machten, sondern auch große Neigung hatten, Das, was wir ihnen nicht gutwillig geben wollten, uns mit Gewalt abzunehmen. Es kam mir jetzt sehr zu Statten, daß ich den Starosta von Klutschi mit sieben derben rüstigen Bauern bei mir hatte. Der erstere, der bereits öfter hier gewesen und seiner Unerschrockenheit wegen bekannt war, rief bei dem ersten Lärm seine Begleiter zusammen; zugleich warf ich die Decke von meinem Schlitten herab und zog vier Flinten und zwei Paar Pistolen hervor, um dem übermüthigen Volk Respekt einzuflößen. Die Korjäken gewahrten indessen kaum unsern Ernst, als sie einen eiligen Rückzug antraten; und nicht lange darauf kam ihr Fürst zu uns und sagte: sie hätten nicht die Absicht, Streit mit uns anzufangen und bäten nur, daß wir uns in den gewöhnlichen Gebrauch fügen möchten. Nach dieser freundschaftlichen Verständigung, wie sie es nannten, fand ich ihre Bedingungen noch immer sehr ausschweifend; ich zog es indessen vor, mir Alles gefallen zu lassen, als länger unter ihnen zurückgehalten zu werden und mich vielleicht noch genöthigt zu sehen, einige von ihnen zu erschießen. Als der Starosta die Schwierigkeiten sah, die mir in den Weg gelegt wurden, willigte er ein, mich mit einem seiner Bauern noch fünfhundert Werste weiter bis nach Jschiga zu begleiten. Ich konnte jetzt genau berechnen, wie viel Hunde ich brauchte, und endlich erhielt ich sie auch, mußte aber zuvor einhundert und vierzig Handvoll Tabak zahlen, und außerdem zwanzig an die Treiber. Obwohl nun Alles ausgemacht schien, so waren wir doch noch zweimal auf dem Punkte zu blutigen Balgereien zu kommen, ehe es uns gelang, die Leute in Bewegung zu setzen, welche uns die Hunde versprochen hatten; und wären nicht zufällig eine Anzahl Tschuktschen eingetroffen, die sogleich mich aufsuchten und unsere Partei ergriffen, so würden wir noch immer einen gefährlichen Stand gehabt haben.

Der Häuptling der Tschuktschen, dem ich einige Korallen und andere Kleinigkeiten zum Geschenk machte, brachte mir dagegen zwei schöne Rennthiere und ein Elenn, dessen Fleisch für eine große Leckerei gilt. Die Tschuktschen sind an geistigen Anlagen, so wie an körperlicher Kraft den Korjäken bei Weitem überlegen und von denselben gefürchtet; und obwohl sie im Handel karg sind, halten sie doch stets gewissenhaft ihr Wort. Auch dieser Volksstamm hat an Zahl ungemein abgenommen; und die ganze Tschuktschen-Bevölkerung von dem Flusse Anadir bis zur Behringsstraße beläuft sich im gegenwärtigen Augenblicke nicht höher als auf fünf oder sechshundert Seelen. Ich ließ sie durch meinen Dolmetscher über den Handel befragen, den sie mit der amerikanischen Küste führen sollten; sie erwiederten, daß ihre Leute in Bideras (großen Bretterkähnen, die mit Wallroßhaut überzogen sind) zu den Inseln in der Meerenge führen, deren Bewohner mit der gegenüberliegenden Küste in Verbindung ständen; durch die Vermittlung dieser Insulaner erhielten sie die amerikanischen Pelzwerke, welche sie selbst dann weiter in den Handel brächten.

Sobald die Korjäken das freundliche Benehmen der Tschuktschen gegen uns bemerkten, wurden sie mit einem Male so demüthig und gefällig als möglich. Der Häuptling der Tschuktschen sprach sein Mißvergnügen über ihr Benehmen in den stärksten Ausdrücken aus; „Diese Männer," sagte er zu ihnen, „sind keine Kaufleute; es sind Reisende, die um so mehr Anspruch auf Gastfreiheit haben; aber," schloß er, indem er sich an meinen Dolmetscher richtete, „Du weißt, wie betrachten diese Korjäken nur als Weiber."

In kurzer Zeit standen die Hunde bereit, und zu meiner großen Freude fuhren wir endlich ab. Bald, nachdem wir die Ostrog verlassen hatten, kamen wir an einen steilen Berg, den ich zu Fuß ersteigen mußte, weil die Hunde seither so spärlich ernährt worden waren, daß sie Mühe hatten, mein Gepäck von der Stelle zu bringen. Als dieser Berg endlich hinter uns lag, begegneten wir einem Kaufmann von Ischiga, der uns die unerfreuliche Nachricht brachte, daß die Fische an diesem Platze sehr selten geworden und daher bereits viele Hunde gestorben wären; ich würde es schwer finden, auf dem Winterwege nach Ochotsk zu kommen. Gegen Abend, als wir eben daran dachten, unser Nachtlager aufzuschlagen, nahmen wir ein lustiges Feuer wahr, an welchem zwei Kosaken bei ihren Schlitten saßen; da die Bäume dieser Stelle gegen Wind und Wetter schützten, so hielten wir und schlossen uns ihnen an.

Am andern Morgen früh brachen wir wieder auf und erreichten gegen Mittag drei elende, von fünfzehn bis zwanzig Korjäken bewohnte Jurten. Hier trafen wir einen andern russischen Kaufmann, der auf unsere Frage, welche Behandlungsweise wir zu Parennia, der nächsten großen Ostrog zwischen uns und Ischiga zu erwarten hätten, uns sagte, daß wir es wenig besser finden würden, als zu Kammina. Da ich nur noch wenig Taback, gar keinen Branntwein und auch sonst Nichts übrig hatte, womit ich die Habsucht dieser Wilden hätte befriedigen können, so war guter Rath theuer; ich mußte indessen meine Reise jetzt auf das Gerathewohl fortsetzen; und nachdem wir in einiger Entfernung von jenen wieder bei drei Korjäkenjurten vorüber gekommen, brachten wir die Nacht auf einem kalten traurigen Moorgrunde zu, den wir immer noch den schmutzigen unterirdischen Wohnungen dieser verrätherischen Schurken vorzogen.

(Fortsetzung folgt.)

Geschichte der letzten russischen Gesandtschaft in Persien und ihrer Ermordung.

(Fortsetzung.)

Der Ommihn ed-Daula Mirsa Abul Hossan Chan und Mirsa Mohammed Ali Chan ließen eine Reihe großer Feste der Gesandtschaft zu Ehren auf einander folgen. Ein Geist des Wetteifers herrschte zwischen diesen beiden Herren: jeder derselben bemühte sich, durch unbegrenzte Aufmerksamkeit, durch treffliche Bewirthung, durch Schaustellung des ausgesuchtesten chinesischen Porzellans und der schönsten Glasgeräthschaften, kurz aller häuslichen Pracht, die sie aufzubieten vermochten, durch Beleuchtung und Feuerwerke, den gefeierten Gästen Vergnügen zu bereiten. Bis zur zweiten Vorstellung bei dem Schah, am 12 oder 14 Tag nach unsrer Ankunft, schien bei Hof Alles darauf berechnet, dem Gesandten jede Art von Achtung zu beweisen. Aber von dieser Zeit an nahm ich wahr, daß die ängstliche Sorge gefällig zu seyn allmälig, wiewohl beinahe unmerklich, abnahm. Bei dieser Audienz wurde der ratificirte Friedensvertrag überreicht. Das lange Sitzenbleiben des Gesandten fiel abermals auf. Das Wort murrachus (Gehen), dessen der Schah sich bediente, als er die Audienz abzukürzen wünschte, verletzte tief, und eine offizielle Note an den Minister der auswärtigen Angelegenheiten ward für nöthig erachtet, die Unstatthaftigkeit dieses Ausdrucks gegen den Repräsentanten Sr. Kais. Majestät auseinander zu setzen, obgleich erklärt wurde, daß in demselben Wort, nach seinem gewöhnlichen Gebrauch, durchaus nichts Beleidigendes oder Unhöfliches liege. Diese Erklärung wollte nicht genügen. Auf der andern Seite erwähnte der Gesandte in seiner Korrespondenz den König mit dem bloßen Titel des „Schah," was der persische Minister nicht ungerügt lassen zu können glaubte. Ueber die eigentliche Beschaffenheit der diplomatischen Verhandlungen konnte ich nichts Verlässiges in Erfahrung bringen. Es hieß, der König sey über mehrere Artikel des Vertrags ungehalten, und Hr. Gribayedoff habe ein für allemal ausgesprochen, daß er zu keinen Abänderungen oder Modifikationen Vollmacht habe. Die Verpflichtungen, ob lästig oder nicht, wären nach reiflicher Berathung von beiden Theilen bestätigt und damit unwiderruflich geworden.

Bei zwei oder drei Gelegenheiten kam es zu verdrüßlichen Auftritten zwischen den Bewohnern der Stadt und den Dienern des Gesandten. Die Kameeltreiber eines Großen hatten Hrn. Gribayedoff's russischen Lieblingsdiener und Milchbruder Alexander durch Schläge mißhandelt. Sie entgingen der Strafe, indem sie die Stadt unmittelbar darauf verließen. Nicht so ein roher Bursche, der einem Kosaken auf dem Basar seine Branntweinflasche zerbrach, was er vielleicht absichtlich that, weil das Betragen dieser Fremden in vielen Beziehungen den Bürgern anstößig war; er wurde von Polizeibeamten aufgegriffen, und bekam auf dem öffentlichen Platz die Bastonnade.

Bedürfnisse jeder Art wurden inzwischen Tag für Tag von Mirsa Abul Hossan Chan an die Gesandtschaft abgeliefert. Hr. Gribayedoff hatte jedoch, als man die Hauptstadt erreichte, den Betrag der Lieferungen fast auf die Hälfte herabgesetzt.

Anfangs fanden sich die armenischen Bewohner der Stadt in dem Haus des Gesandten nur selten ein, oder vielmehr die am Eingang aufgestellten Ferasch's ließen sie nicht hinein; nach und nach ließ sich aber diese Schwierigkeit beseitigen. Mirsa Nerriman's Bekanntschaften erhielten Erlaubniß, ihn zu besuchen; bald darauf die Rustum's; zuletzt war freier Verkehr, welchen namentlich auch die georgischen Kaufleute, die in dem Karawanserai wohnten, sich zu Nutzen machten. An einem gewissen Eusof, aus Eriwan, einem Verwandten des Eunuchen Yakub, hatten wir einen täglichen Gast; er stand besonders mit Mirsa Nerriman auf einem vertrauten Fuß.

Dadasch Beg war von Tauris nach dem Seehafen von Enzili geschickt worden, um den Transport der Geschenke des Kaisers an den Schah zu beaufsichtigen. Billig hätten diese sollen vor dem

Gesandten nach Tehran gelangen. Aber irgend ein Zufall hatte ihre Absendung in Astrachan oder sonst wo verzögert; ich hörte das Schiff, welches sie brachte, sey bei Lenkeran erschienen, aus Umständen jedoch, welche mir nicht bekannt sind, setzte es seine Fracht erst bei Sari Putschta ans Land. So verspätete sich unglücklicher Weise die Ankunft der Geschenke, welche sonst den Schah und seine Minister bei guter Laune gehalten, oder wenigstens ihre Aufmerksamkeit von andern unbedeutenden Vorkommenheiten abgelenkt haben würde. Meinen Landsleuten ist Nichts so angenehm als ein Geschenk, welchen Werth es auch haben mag. Ein Geschenk kostet Nichts und schmeichelt der Eitelkeit; es sänftigt den Geist, und übt eine unbeschreibliche Wirkung auf seine ganze Form aus.

Da Hr. Grebayedoff sich sehr nach seiner Familie in Tauris sehnte, so traf er mit den Ministern des Schah die Verabredung, daß er sobald als möglich die Hauptstadt verlassen und sein erster Sekretär Hr. Maltzoff nebst Mirsa Nerriman an seiner Stelle die Geschenke übergeben sollte. Ich weiß nicht, ob der Gesandte auch nur mit einer Kleinigkeit versehen war, um bei Veranlassung ein Geschenk zu machen. Man erzählte sich, er habe dem Schah 25 Stück der neuen russischen Platinamünze, 15 Stück dem Ommihn, 10 dem Mirsa Mohammed Ali Chan und 5 dem Mirsa Abul Hossan Chan verehrt.

Unser Aufenthalt in Tehran hatte jetzt 20 Tage gewährt. Die Veränderung, welche in dieser Zeit in den Gesinnungen vorgegangen, war so auffallend, daß Mirsa Nerriman gegen mich äußerte: „Es ist kalt geworden, wir müssen fort; es ist Zeit." In einer Beziehung bot die Lage des Gesandten allerdings Verlegenheit genug dar. Die neun oder zehn Armenier, die ihn von Tauris begleiteten, um ihre in Gefangenschaft abgeführten Verwandten zu befreien, bestürmten ihn fort und fort; er konnte sein Zimmer keinen Augenblick verlassen, ohne daß sie ihn mit neuen Gesuchen behelligten, und kaum war ein Sklave los, als derselbe wieder von mehreren andern Kunde ertheilte. Die Einwohner gaben diese Gefangenen nie ohne Widerwillen heraus. Indeß wurden sowohl hier als in Koswihn und Sondschan mehreren die Freiheit verschafft.

Der Gesandte dehnte den Kreis seiner Besuche nicht sehr aus. Eine Zusammenkunft zwischen ihm und Mirsa Abdul Wahab konnte nicht zu Stande gebracht werden. Bei Manutschir Chan's Mutter, die so artig gewesen, ihm Zuckerwerk zu senden, und sich nach seinem Befinden erkundigen zu lassen, sprach er ein; nicht aber bei ihrem Sohn, dem Obersten der Verschnittenen.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten über das asiatische Rußland.

1. Der Missionär Schlatter unter den Nogaistataren.

Reisen, um sich zu zerstreuen und zu unterhalten, sey es auch in unkultivirten Ländern, hat wenigstens den Reiz der Neuheit, der manche Beschwerden und Gefahren aufwiegt; aber sich unter den Halbwilden des schwarzen Meeres niederlassen, Sklavendienste bei ihnen verrichten, mit der einzigen Absicht, ihr Zutrauen zu gewinnen und ihren moralischen und materiellen Zustand zu verbessern: das ist eine seltene und erhabene Hingebung für die Zwecke der Menschheit, wozu nur die Religion Kraft und Begeisterung verleihen kann.

Der Mann, der diese Hingebung bewiesen hat, ist Daniel Schlatter, ein Schweizer. Auf den ersten Anblick wird man versucht, im Hintergrund eines so abenteuerlichen Unternehmens etwas grillenhafte Originalitätssucht zu vermuthen; allein man darf nur die bescheidene und schlichte Erzählung lesen (Fragmente einiger Reisen im südlichen Rußland während der Jahre 1822 — 1828, St. Gallen 1830) in welchen uns der Verfasser durch Bayern, Schlesien, Brody und Odessa nach dem Orte seiner Bestimmung, Burkud, einem tatarischen Dorfe an der Molutschna führt, um sich des Gegentheils zu überzeugen. Auf einem frühern nur kurzen Ausflug nach den Gestaden des Meeres von Azow hatte er einen Tataren, Namens Ali, kennen gelernt; zu diesem kehrt er nun zurück, nachdem er noch zuvor eine schwedische Kolonie am Dnieper besucht hat, die aber fast keine Spur ihrer Abstammung mehr besitzt. Ali empfängt ihn mit großer Freude. „Bleib bei mir," sagte er, „so lange es Dir gefällt; ich werde Dich nie fragen, Wer Du bist, und Was Du unter uns zu thun vorhast." Folgendes waren seine Beschäftigungen im Hause Ali's: vor Tag stand er auf, nachdem er die Nacht in einem Pferdestalle zugebracht, molk die Kühe, scheuerte und machte mit getrocknetem Mist Feuer an; hierauf ging er mit dem Vieh auf den Markt und besorgte Aufträge, oder er trieb die Pferde auf der Steppe zusammen, oder half den Schnittern; kam er nach Hause zurück, so rührte er Butter aus, hütete die Kinder, wartete bei Tische auf, kurz, verrichtete alle Geschäfte eines Dieners. Der Eifer, mit dem er Alles that, was er geheißen wurde, verschaffte ihm bald die Liebe der ganzen Familie, selbst der Hausfrau Tasché, die ihm Anfangs nichts weniger als gewogen gewesen war. Indessen machte er sich mit der Sprache seiner Gastfreunde mehr und mehr vertraut, und begann das Werk ihrer geistigen Wiedergeburt. Man hört ihn mit Theilnahme; Effendi's, Kadi's, Molla's wohnen seinen Vorträgen bei, und während sie ihn auf dem besten Wege Muselmann zu werden glauben, gelingt es ihm, ihre sittlichen und religiösen Begriffe und Gefühle allmählig zu reinigen und zu erweitern. Besonders ist es sein Streben, die Frauen aus der erniedrigten Lage, in welcher sie sich befinden, zu erheben; er speist mit Tasché und ihren Mägden aus Einer Schüssel, und bezeugt ihnen absichtlich die größte Achtung. Ali, aus Ehrfurcht vor dem würdigen Missionär, zähmt sein rohes Temperament, und wird aus einem Gebieter sein Bruder. Diesem Ali und seinem Sohne Abdallah widmet Schlatter sein Buch.

Dieser religiös-moralische Unterricht und die Pflichten seines Dienstes nehmen jedoch nicht seine ganze Zeit in Anspruch; es bleibt ihm Muße genug, den gesellschaftlichen Zustand seiner lieben Nogais zu studiren, so wie auch Kunde von den deutschen Kolonien in Neurußland einzuziehen.

Die Nogais, eine Völkerschaft, die sich aus dem Dschagatai herschreibt, zerfällt in drei Horden; bis auf die letzten Zeiten lebten sie als Nomaden: daher ihr Name Nogai, welcher einen Wanderer bedeutet. Seit 1792 sind sie unter russischer Herrschaft und seit 1808 hat ihr Häuptling, der Graf Dumaison, versucht, sie in ansässige Bauern zu verwandeln, was ihm auch so gut gelungen ist, daß es unter ihnen nur Wenige mehr giebt, welche ihre alte Lebensart bedauern. Jede Lust auszuwandern ward ihnen benommen, als ihre Ansiedelung von einer doppelten Kette russischer und deutscher Kolonien umschlossen ward. Gegenwärtig entwaffnet, verhalten sie sich ruhig; wiewohl sie nichts desto weniger fanatische Islamiten geblieben sind. Immer noch betrachten sie Stambul als ihre Hauptstadt und hängen an ihren Kadi's und Molla's, welche die russische Regierung nicht anerkennt. Ihre christlichen Nachbarn verachten sie, weil dieselben Schweinefleisch essen und sich von ihren Weibern beherrschen lassen.

Uebrigens schildert uns der Verfasser die Nogais als liebenswürdige, treue, rechtschaffene, arbeitsame und mäßige Menschen, begabt mit einer guten Fassungskraft und einem glücklichen Gedächtnisse. Sie haben sehr genaue und richtige Begriffe über das Eigenthumsrecht. Diebstahl und Raub sind verschwunden. Von Unterricht kann jedoch bei ihnen kaum die Rede seyn. Zwar hat jedes Dorf seine Schule; aber Dieß ist Nichts als ein Erdloch, in welchem die Kinder einige Gebete und Sprüche auswendig lernen. Der größte Theil der Schulmeister kann selbst weder lesen noch schreiben. Ihr Gehalt besteht in einigen Metzen Waizen oder Hirse. Zum Schreiben bedient man sich arabischer Charaktere mit kleiner Abänderung. Gedruckte Bücher haben in ihren Augen weniger Werth als geschriebene. Die tatarische Sprache, eine Schwester der türkischen, ist arm und hart, und ohne feste grammatikalische Formen.

Am Fuße der taurischen Gebirge liegen die deutschen Kolonien Zürchthal, Heilbronn, Friedensthal, Kornthal, Neusaß. Diese Kolonien gedeihen; der Weinbau ist sehr gewinnreich. Sie stehen im besten Vernehmen mit ihren Nachbarn, den Koschtataren, welche in der Civilisation weiter vorgerückt sind, als die Nogais. In dieser Gegend starb die bekannte Frau von Krüdener. Die Koschtataren wohnen auf Wagen von Latten, welche mit wollenen Teppichen bedeckt und von Kamelen oder Ochsen gezogen werden. Jeder Kosch bildet einen kleinen demokratischen Staat unter der Anführung eines Oberhirten; man schäzt, daß bei Einzelnen derselben der Reichthum an Vieh sich auf mehr als zweitausend Pferde und fünfzehntausend Schafe beläuft. An der Moloschna befinden sich gleichfalls deutsche Kolonien. Die ersten wurden im Jahre 1804 angelegt; jezt zählt man ihrer über sechzig. Der Flor der Dörfer der Mennoniten, welche mit einigen Kapitalien in das Land kamen, wird sehr gerühmt, während bei den Würtembergern und Badenern, auf dem rechten Ufer des Flusses, Geldmangel herrscht. Die Krone bewilligt jedem Familienhaupt ungefähr zweihundert Morgen Feldes und einen Vorschuß zur Aufbauung eines Hauses. Das Land ist von unglaublicher Fruchtbarkeit. Das Getreide wächst fast ohne Pflege; man beginnt, die Steppen mit Waldung anzupflanzen und die Hügel an der Berda mit Reben. An Aerzten, Wundärzten und Hebammen fehlt es. In Halbstadt, einem von Mennoniten bewohnten Städtchen, giebt es Tuchfabriken. Den Mennoniten gehören vierzig Dörfer je mit zwei und dreißig Haushaltungen; der Verf. rühmt ihre Gastlichkeit und die Reinheit ihrer Sitten. Die so arg verleumdeten Duschoborzen sind geschickte und fleißige Arbeiter, schön und wohlgebaut, aber sehr sinnlich. Die Malokan's (Milchesser) bilden eine andere Sekte der griechischen Kirche, welche das Fasten verwirft; die Tataren behaupten, es sey kein ehrlicher Mensch unter ihnen. Folgen Armenier; eine Kolonie griechischer Mohammedaner; endlich Zigeuner, welche noch tief in der Finsterniß des Heidenthums wandeln, und eine Menge anderer Stämme. Ein rührender Brief Ali's an den Verfasser schließt ein Werk, das an vielen interessanten Einzelheiten über diese fernen Länder reich und durch eine lebendige Darstellung ausgezeichnet ist.

Mönchsstatistik in Großbritannien und Ireland.

(Korrespondenz aus London)

Der Emancipationsakte gemäß mußten alle Ordensmitglieder, die sich zum römischen Christenthume bekennen, und folglich unter der Herrschaft ausländischer Obern stehen, ihre Namen bei den Friedensrichtern der Grafschaften einregistriren. Die Nachweisung hierüber wurde dem dießjährigen Parlamente vorgelegt. Folgendes ist das aus ihr gezogene Ergebniß (der Nachweisung selbst fehlt, wie fast allen ähnlichen parlamentarischen Dokumenten, jede statistische, zu einem sichern Schlusse nothwendige Bearbeitung): Es befinden sich gegenwärtig in England 194 Mönche, nämlich 119 Jesuiten, wovon 55 in ihrem Kollegium zu Stony Hurst und 22 zu Hodder House, in der Grafschaft Lancaster; 52 Anglo-Benediktiner, deren Hauptsiz in Downside-College bei Bath ist; 7 Dominikaner, 5 Franciskaner, 1 Karmeliter, 1 Cistercienser und 9 Ordensbrüder der christlichen Schulen, die aber keinen ausländischen Obern anerkennen. Der Superior der englischen Jesuiten ist Vincente Pavani in Rom; jener der Dominikaner, Dr. Ancaraul, und derjenige der Franciskaner Cyrillo de Almeida, Beide ebenfalls in Rom. Die Anglo-Benediktiner scheinen aber keinen Superior in Rom zu haben; im hiesigen Lande ist es Hr. John Birdsall in Cheltenham. Von den 119 englischen Jesuiten sind zwei im siebenzehnten, fünf im achtzehnten, sieben im neunzehnten und acht im zwanzigsten Jahre, acht und dreißig zwischen dem zwanzigsten und dreißigsten und vier und dreißig zwischen dem dreißigsten und vierzigsten Jahre. Der erste auf dem Dokumente einregistrirte Jesuit ist ein Franzose, Louis Benjamin Moutardier, zwei und vierzig Jahre alt, dessen Aufenthalt, merkwürdig genug, gerade in dem Schlosse Lulworth ist, wo sich jezt die vertriebene Bourbon-Familie von Frankreich befindet. Ireland hat 58 Jesuiten, 47 Dominikaner, 58 Augustiner, 42 Franziskaner, 72 Karmeliter, 2 Kapuciner, 16 St. Patrick-Ordensbrüder und 46 Brüder der christlichen Schulen. Unter den irländischen Jesuiten hatte der fünfte Theil noch nicht das achtzehnte Jahr zurückgelegt; drei waren Knaben im fünfzehnten Jahre. Wales hat Einen Ordensgeistlichen; Schottland keinen Einzigen.

Graf Gerard.

Der jezige Kriegsminister von Frankreich wurde in Lothringen 1773 geboren. Er machte die frühern Feldzüge der französischen Revolution als Adjutant des Generals Bernadotte, nunmehrigen Königs von Schweden, mit, und wurde im preußischen Feldzug von 1806 zum Brigade-General ernannt. Bald darauf ward er Kommandeur der Ehrenlegion, und bekam den Oberbefehl über die französische Armee in Dänemark. Im Jahr 1818 erhielt er den dänischen Danebrogorden. Im Feldzug von 1809 zeichnete er sich in dem Gefecht von Urfar, gegenüber der linzer Brücke, und vorzüglich in der Schlacht von Wagram aus, in welcher er die sächsische Reiterei kommandirte. Sein Benehmen im Jahr 1812, in den Schlachten von Vittoria und an der Moskwa bewog Napoleon, ihm den Befehl über die Division des gefallenen Generals Godin zu übergeben. Bei Frankfurt an der Oder schlug er mit einem kleinen Truppenkorps 2000 Mann russische Reiterei, welche ihm den Weg nach Berlin abschneiden wollten. Im Feldzug von 1814 zeichnete er sich bei Bienville, Nargis, und vornehmlich bei Montereau aus, wo er 5000 Oesterreicher gefangen nahm. Nach der Restauration ward er mit einer besondern Mission nach Hamburg geschickt, um die französischen Truppen von dort zurückzubringen, und erhielt bei seiner Heimkunft vom König das Ludwigskreuz und das große Band der Ehrenlegion. Nach der Wiederkehr Napoleons von Elba ward er von diesem zum General en Chef der Moselarmee ernannt, mit welcher er das Dorf Ligny bei Jemape am 16 Juni 1815 erstürmte, und Vieles zur Niederlage Blüchers an diesem Tage beitrug. Sein Korps bildete sofort einen Theil von dem Heer Grouchy's, welches während der Schlacht bei Waterloo an der Dyle manövrirte, um eine Verbindung der Preußen mit den Engländern zu verhindern. Nach Napoleons zweiter Abdankung zog er sich auf sein Landgut zurück. Nach den Vorgängen der Juliustage ernannte ihn Ludwig Philipp, auf die Empfehlung Lafayette's, zum Kriegsminister.

Huskissons Leichenbegängniß.

Am 24 September, Morgens 10 Uhr, verkündete ein Kanonenschuß, daß der Leichenzug sich von dem liverpooler Stadthaus in Bewegung setze. Derselbe nahm in ununterbrochener Reihe beinahe eine halbe englische Meile ein, und von dem Augenblick, wo die Vordersten sich auf den Weg machten, bis zur Zeit, wo die Hintersten das Stadthaus verließen, verflossen 25 volle Minuten. Die Ordnung war folgende: Zwei Marschälle zu Pferd; 164 Reihen in Trauer gekleideter Herren, je sechs und sechs; das Kommitee, je vier und vier; die Geistlichen von Liverpool in voller Amtstracht, 28 an der Zahl; zwei Marschälle zu Fuß; 15 Privatwagen mit den Leichentuchträgern, den dienstthuenden Geistlichen, den Aerzten u. s. f. Unter den Leichentuchträgern waren Hr. Drinkwater, der Mayor von Liverpool; die Lords Stanley und Sandon; Hr. Doherty, der irländische Generalanwalt; Earl Gower u. m. a. Hierauf unter einem Baldachin der Sarg, umgeben von Leichengefolge; fünf Trauerkutschen mit dem General und dem Kapitän Huskisson, den Lords Granville und Colville, Hrn. Littleton u. s. f. endlich 400 Herren, je zu sechs, und neun leere Wagen. Die Kapelle auf dem Gottesacker war einfach und großartig ausgeschmückt; als man nach der Leichenrede den Sarg aus der Kapelle nach dem Grabe trug, änderte sich das bisher sehr unfreundliche Wetter plözlich um, und die Sonne strahlte hell auf den Zug herab. Im Augenblick, wo man bei dem Grab ankam, nahm die ungeheure in- und außerhalb des Kirchhofs versammelte Menge, die von Einigen, wohl übertrieben, auf 60,000 Menschen geschäzt wird, wie durch allgemeine Uebereinstimmung, den Hut ab, und jedes Auge wandte sich nach dem Grab, wo der hochwürdige Hr. Brookes von Liverpool die lezten Leichengebräuche vollbrachte.

Eisenbahn in Frankreich.

Zwischen Paris und Orleans wird eine Eisenbahn angelegt und bis Tours fortgesezt werden. Der Minister der öffentlichen Arbeiten hat eine Gesellschaft von Kapitalisten zu der Unternehmung autorisirt, und an die Präfekten der verschiedenen Departements ist Befehl ergangen, einen so gemeinnüzigen Plan auf jede Art zu fördern.

Berichtigung:

Nr. 289, S. 1158, Sp. 1, Z. 13 v. o. l. Vorstellungen st. Verstellungen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 292. 19 Oktober 1830.

Ueber den zu Preßburg versammelten ungrischen Reichstag.

Wenn schon an und für sich die Beobachtung des Ganges der Verhandlungen und Aeußerungen eines versammelten Repräsentativkörpers — welch immer freien Volkes — interessant ist, so muß Dieß hinsichtlich eines ungrischen Reichstags, aus mehrerlei Ursachen, in höchst gesteigertem Maße der Fall seyn. Vor[illegible]st schon darum, weil Ungern, sowohl extensiv als intensiv einer der bedeutenderen Staaten Europa's, im Ganzen noch immer ein viel zu wenig gekanntes, und meist verkanntes Land ist, dessen staatsrechtliche Einrichtung mit allen ihren charakteristischen Eigenthümlichkeiten, aus ihrer selbsteigenen öffentlichen Darbietung näher erkannt, zu höchst wichtigen Bemerkungen und Vergleichungen Stoff geben kann; dann aber auch darum, weil gerade Ungerns Verfassung heute die einzige in Europa, welche das allgemein und vielfach bestrittene fast schon unterdrückte Feudalsystem in seinen rein ursprünglichen Formen, und in voller aus den Stürmen eines Jahrtausends siegreich hervorgegangener Jugendkraft darstellt. Nicht minder interessant ist die Bemerkung, daß diese Konstitution mit den Verfassungen einiger der ersten Staaten Europa's und insbesondere Englands nicht nur gleichzeitig entstand, und ausgebildet ward, *) sondern auch viele Aehnlichkeit besitzt, während sie doch wieder durch mehrere eigenthümliche Nüancen ganz isolirt dasteht. Rechnet man hiezu einerseits den höchst-originellen Volkscharakter, andrerseits die Stellung des Landes in und gegen den Staatenbund, dem es angehört — so wird man sich leicht überzeugen, daß, um das Ganze dem Beobachter vorzüglich interessant zu machen, nichts erforderlich sey, als getreue Mittheilung einer wohlunterrichteten unparteischen Feder.

Ungern ist ein monarchisch-aristokratisches Königreich im reinen Sinne des Worts. Seine Nationalrepräsentation — ganz Das, was dieses Ausdruckes voller Sinn bedeutet — besteht aus den Reichswürdenträgern (Reichsbaronen), dem hohen Klerus, und den Magnaten, als erster — dann den Machtboten der Gesammtheit des Adels jeder einzelnen Gespannschaft, welche in gewisser Hinsicht auch den Bauernstand vertreten, sammt den Abgesandten der königlichen Freistädte, als Repräsentanten des Bürgerstandes, dem niederen Klerus, d. h. den Kapiteln, und den Stellvertretern abwesender Magnaten als zweiter Kammer. Vorsitzer der erstern — Tabula Procerum — ist der Reichspalatin, als erster Reichswürdenträger und königlicher Statthalter; der zweiten — Tabula Statuum — der Personal, d. i. Stellvertreter des Königs in Gerichtssachen und Präses des hohen Gerichtshofes, welcher die königliche Tafel genannt wird. Gesetze können nur aus gemeinschaftlichen landtäglichen Beschlüssen, welche der König genehmigt, hervorgehn. Die Hauptgegenstände der Reichstagsverhandlungen sind: Festsetzung der jährlichen Kontribution — welche einzig und allein der Unadelige entrichtet — Leistungen an Rekruten und Naturalien — ebenfalls durch die Kontribuenten. Die Insurrektion oder Landesbewaffnung, welche, wenn sie „personal" ist, den Adeligen allein, wenn sie „portal" ist aber sowohl diesen als die sämmtlichen Jurisdiktionen nach einem gewissen Maßstab (Portae) trifft, dann Subsidien und Oblaten, welche der Adel allein freiwillig giebt, endlich alle Verfügungen im Fache der Justiz, der Verwaltung, überhaupt der gesammten sogenannten Legislatur. Die Initiative geschieht entweder durch königliche Propositionen, welche bei Beginn des Landtages feierlich übergeben werden, oder durch Vorschläge der Stände. Die Hauptberathschlagungen finden in der Kammer der Stände Statt, welche ihre Beschlüsse oder Bemerkungen der Magnaten-Tafel durch Noten (Nuntia) mittheilt, die wiederum auf ähnlichem Wege antwortet; die aus den gegenseitigen Mittheilungen endlich zu Stande gekommenen Vorträge oder Botschaften an den König (Repraesentationes) werden in gemischten Sitzungen beider Kammern verlesen, und durch den Palatin und Primas gesiegelt; eben dort werden sodann die königlichen Resolutionen eröffnet und zur Berathung zuerst an die Stände-Tafel gewiesen. Die Feder führen die vier königlichen Protonotare, sonst referirende Beisitzer der königl. Gerichtstafel, außerdem wird von einem der Beisitzer der nämlichen Tafel das Dia-

*) Als im Jahr 1100 Heinrich I den Engländern die Charta libertatum ausstellte, hatte Ungern schon ähnliche Freiheiten; die britische Great Charter ist vom Jahre 1215. Ungerns magna charta — das Dekret Andreas II — vom Jahre 1222. Die Petition of rights vom Jahr 1628 kommt theils dem Hauptinhalt, theils der Zeit nach, mit dem wiener Friedensschlusse v. J. 1608 und die Bill of rights v. J. 1689 mit den Landtagsbeschlüssen von 1687, die Parlamentsakte rc. über die Thronfolge von 1701, und der Vereinigungstraktat mit Schottland v. J. 1707 aber mit der pragmatischen Sanktion und den Gesetzen v. J. 1723 ziemlich überein. —

rium des Reichstags in ungrischer Sprache verfaßt, von einem zweiten ins Lateinische übersetzt und beide Texte so gegenüberstehend gedruckt; als Beilage des Diariums dienen die Acta Comitiorum, welche alle vorkommenden Aktenstücke enthalten, und ebenfalls gedruckt werden. Die Sprache des Gesetzes ist Latein, die der Verhandlungen magyarisch; die Stände, d. h. die zweite Kammer, bedient sich in ihren Debatten fast ausschließend der letztern, während in der andern Kammer erstere mehr vorherrscht. Bei der Ständetafel, folglich auch beim ganzen Reichstage, haben die Hauptstimme die Machtboten der Gespannschaften oder Komitate *), welche sich zur vorläufigen Berathung in vertraulichen Sitzungen — Circularsessionen genannt — versammeln, wo abwechselnd ein Machtbote nach dem andern den wöchentlichen Vorsitz, und ein aus ihrer Mitte selbst gewählter Notar die Feder führt, welche hinsichtlich der Initiative die wichtigste des Reichstages ist. Alle Sitzungen sind öffentlich. In das Lokal beider Kammern selbst darf Jeder, der Nationalkostüm, Uniform oder geistliches Kleid trägt, eintreten, und es ist sogar für hinlängliche Sitze gesorgt; für die Zuschauer befinden sich in beiden Sälen Gallerien, und in die Circular-Sitzungen — die eigentlich für den der Sprache Mächtigen die allerinteressantesten sind, da sich hier der Nationalgeist vollkommen frei entfaltet — steht selbst im Hauskleid Jedem der Eintritt frei. Gesprochen wird Viel und frei, aber immer mit warmer Anhänglichkeit an den König; das Hauptschlagwort ist, so wie anderswo die Charte, die Konstitution; eine förmliche Opposition giebt es nicht, denn in der Hauptsache sind die beiden Kammern immer einverstanden. So wird auch mehr auf die Sache selbst, als auf den rednerischen Prunk gesehen; darum sind die vorzüglichsten Redner in ihren Vorträgen, welche fast immer improvisirt werden müssen, einfach und ungeschmückt, obwohl es auch an wirklichen rednerischen Talenten keineswegs mangelt. Ueber die verhandelten Gegenstände wird höchst selten förmlich abgestimmt, sondern der Präsident, welcher durch Zwischenreden gewöhnlich die Meinungen zu mildern oder zu vereinigen sucht, entscheidet nach der Anzahl der für oder wider den Gegenstand vorgebrachten Stimmen. Die gefaßten gemeinsamen Beschlüsse werden am Schlusse des Reichstags von dem Könige unterfertigt mittelst einer feierlichen Thronrede übergeben, und erhalten hiedurch als Articuli Comitiales Gesetzeskraft. —

(Schluß folgt.)

*) Die größeren Komitate enthalten einen Flächeninhalt von 80 — 100 Geviertmeilen und auch darüber; manche zählen 12 — 18 Tausend Edelleute; solcher Gespannschaften sind 52; jeder steht ein Obergespann vom Könige ernannt — wenn diese Würde nicht in einer Familie erblich ist — vor; die vorzüglichern Beamten, den ersten und zweiten Vicegespann, die Stuhlrichter, den Obernotar und Oberkassier wählt der Adel ganz frei in Kongregationen; die übrigen ernennt der Vice-Gespann. Jedes Komitat schickt zum Reichstage nur zwei Machtboten — Ablegati — welche ebenfalls in den öffentlichen Versammlungen frei gewählt, und mit ausführlichen Instruktionen versehen werden. —

Geschichte der letzten russischen Gesandtschaft in Persien und ihrer Ermordung.

(Fortsetzung.)

Da die für die Abreise festgesetzte Zeit nahte, so überbrachte Sorab Chan, der Schatzmeister des Schah, die für den Gesandten und sein Gefolge bestimmten Geschenke. Hr. Gribayedoff erhielt die Dekoration des Ordens des Löwen und der Sonne erster Klasse, an einem mit Gold ausgezierten Halsband, einen gestickten Kaschmirshawlpelz, zwei schöne Shawls, eine schöne Perlenschnur, einen Beutel mit 1000 holländischen Dukaten, ein Pferd, mit goldnem brillantenbesetztem Zaum; Hr. Maltzoff die Dekoration des Ordens des Löwen und der Sonne zweiter Klasse mit Brillanten und zwei Shawls; ebenso Hr. Adelung und der georgische Prinz; Mirsa Nerriman zwei Shawls; Dadasch Beg eine Dekoration und einen Shawl; die Offiziere der Kosaken goldne, die Soldaten silberne Medaillen. Am 27 Redschub, dem Tag der Vertheilung dieser mannigfaltigen und werthvollen Spenden der königlichen Huld, war Freude im Haus des Gesandten. Eine Person von dem Gefolge schien düster und mißmuthig — Rustum, der georgische Bekehrte, der dreimal seinen Glauben gewechselt hatte. Er hielt sich Dadasch Beg gleich und fühlte sich tief gekränkt, daß er weder Dekoration noch Shawl bekam. In einem Anfall von Wuth rief er aus: „bin ich nicht so Viel werth, als dieser falsche Blinzer, Dadasch? Man soll sehen, aus welchem Stoff ich gemacht bin. Ich will einen Wirrwarr anrichten, der bis zu den Wolken hinaufgeht.“ Dem Sorab Chan, welcher das Kalat überbrachte, gab der Gesandte 200 Dukaten.

Am nächsten Tag war die Abschiedsaudienz. Die Offiziere der Gesandtschaft trugen ihre Dekorationen; Alles ging ziemlich gut von Statten, als der König sehr vernehmlich das anstößige Wort murrachus wiederholte. Dieses Wort beleidigte Hrn. Gribayedoff, das beständige Sitzen des Gesandten und sein ungezwungenes Benehmen den Schah, und so trennte man sich, nicht ohne einige wechselseitige Empfindlichkeit. Wir dachten nun an Nichts als die Abreise; ich freute mich darüber; denn wenn ich mich unter meine Landsleute mischte, so merkte ich wohl, daß sie nicht günstig gestimmt waren; auch schloß ich in Bezug auf den Hof das Nämliche aus folgendem Vorfall. Ich sollte für Hrn. Maltzoff einem Offiziere aus des Königs persönlicher Umgebung ein Pferd abkaufen. Der Handel war bereits abgemacht und ich im Begriff, das Geld auszubezahlen, wozu ich ein Gewehr als Geschenk fügte. Unter dem Vorwand jedoch, daß der Schah die Sache nicht gut heißen möchte, lehnte der Offizier den Kauf ab, behielt, um nicht grob zu seyn, das Gewehr einige Tage und schickte es dann zurück.

Die Zurüstungen für unsere Abreise waren getroffen, der Tag festgesetzt, und die Lastthiere gemiethet. Mirsa Nerriman zeigte mir ein Verzeichniß der Summe, welche Hr. Gribayedoff unter die Mehmandars, die Dienerschaft und die Wachen zu vertheilen beabsichtigte: sie belief sich auf 1700 Dukaten. Bei uns war Nichts als Freude und Sonnenschein; die Züge des Gesandten, strahlten von Lust bei dem Gedanken an die baldige Wiedervereinigung mit seiner geliebten und schönen Braut, der georgischen Prinzessin; sie bildete häufig den Gegenstand seiner Unterhaltung.

Aber plötzlich verfinsterte sich unser Gesichtskreis zur schauerlichsten Winternacht.

Spät am Abend des Tags, an welchem die Kalats empfangen wurden, trat Mirsa Yakub der Eunuch mit einem Diener in das Haus, und ging zu Mirsa Nerriman, der bald darauf Hrn. Grebayedoff berichtete, Mirsa Yakub habe sich unter russischen Schutz begeben und wünsche nach seinem Geburtsland Eriwan zurückzukehren. Hr. Grebayedoff erwiederte: Er nehme Niemand auf, der wie ein Dieb in der Nacht komme; der Eunuch solle jetzt die Wohnung verlassen, möge aber, wenn er sich nicht eines Andern besinne, morgen wieder kommen. Somit entfernte sich der Eunuch. Am nächsten Morgen verließ Mirsa Nerriman das Haus und kehrte mit Mirsa Yakub zurück, der, wie gestern, von einem Diener begleitet war, und nun in einem der Flügel des Gebäudes, der an die Zimmer stieß, welche der Gesandte inhatte, einquartirt wurde.

Diese Person, deren Erscheinung unter uns nichts Gutes ahnen ließ, war ein Eingeborner aus Eriwan, wo seine Verwandten sich noch aufhielten. Sein Vater, ein Armenier, diente als Gärtner bei Mohammed Chan, dem erblichen Fürsten der Provinz Eriwan. Der Sohn wurde um das J. 1226 (1808) bei der Belagerung Eriwans durch den General Sisianoff in die Sklaverei geschleppt und in das Serail des berühmten goldenen Ismael Chan gebracht. Nach Verlauf einiger Jahre fiel dieser Häuptling in Ungnade, und Yakub ward das Eigenthum des Schah. Im Dienst des königlichen Harems angestellt, erfreute er sich lange Zeit des besondern Vertrauens Sr. Maj., und in dem Augenblick als er aus diesem Dienst trat, bekleidete er das verantwortliche Amt eines Schatzmeisters und Oberaufsehers über den Juwelenschatz des Harems.

(Fortsetzung folgt.)

Die große Woche in Beaucaire.

Auch Beaucaire hatte einst seine große Woche, oder vielmehr seine drei großen Tage. Das Vorspiel begann zwischen sieben und acht Uhr Abends; die Menge blieb die Nächte über auf den Straßen; die strengste Polizei fruchtete Wenig. Der 28 Juli war der entscheidende Tag, und Engländer, Deutsche, Belgier, Spanier, Russen, Italiener, Amerikaner, Juden, ja selbst Armenier und Perser nahmen, unter dem Donner der Kanonen, den lebhaftesten Antheil an Allem, was die Stadt that: man hatte das seltene Schauspiel, eine ganze Welt für Einen Zweck vereinigt zu sehen — aber dieser Zweck war nicht Vertheidigung der Preß- und Wahlfreiheit, und seine gefährlichsten Gegner waren nicht das französische Ministerium, sondern die von diesem Ministerium damals noch nicht gedemüthigten Algierer, in Verbindung mit ihren Kameraden aus Tunis und Tripoli. Kurz, der Zweck war die weltenverbindende Messe in dem jeder Art des Seehandels zugänglichen Beaucaire. Die Rhone, welche sich nicht weit von der Stadt mit zwei Mündungen ins Mittelmeer ergießt, brachte derselben die Kauffahrer des ganzen Oceans; und aus Languedoc, aus Dauphiné, aus der Provence, Gascogne und von Roussillon strömte Alles dem großen Markte zu. So verhielt sich's noch zu Anfang der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Eine Beschreibung, welche ein Provinciale in einem der letzten Hefte des Mercure de France von dieser berühmten Woche macht, ohne daß die Herausgeber damals noch ahndeten, welch eine Parallele ihnen für ihr nächstes Heft bevorstand, möge hier im Auszug folgen:

Vor den Mauern der Stadt nach der Rhone zu liegt die schöne Wiese der heiligen Magdalena. Hier erbaute man zur Beherbergung der fremden Kaufleute und zur Niederlage ihrer Waaren eine zweite Stadt, als Aushelferin der ersten. Buden von jeder Gestalt und Größe zogen sich in geraden Linien dahin. Eine große Straße durchschnitt die Wiese der Länge nach; eine Menge Gäßchen und Plätze mündeten in diese Straße. Kaufleute aus derselben Stadt oder Provinz hatten gewöhnlich ihre Buden sämmtlich neben einander. In der Hauptstraße z. B. boten gewöhnlich die Provenzalen ihre Spezereien feil; die Parfümeurs von Montpellier und Grasse ihre Seifen, Pomaden, Bergamottöle und feinen Liqueure. Der Rhone entlang waren die Apotheker, die Theriak- und Kupferhändler zu finden. Einzelne zerstreute Buden dienten für Gaukler, Seiltänzer, Bänkelsänger, Marionetten, wilde Thiere; und hölzerne Wachthäuser für die Zollsoldaten. Am Ende der großen Straße befand sich eine Kapelle, die man für diese Zeit mit Blumen und Laub schmückte; hier wurde Sonntags Morgen um acht Uhr Messe gelesen; Jeder warf sich vor seiner Bude auf die Knie, und wenn der Priester das Dominus vobiscum aussprach, sah er mit Einem Blick die ganze Wiese von Andächtigen, den ganzen Fluß von Schiffen bedeckt. Denn außer jener zweiten Stadt war auf der Rhone noch eine dritte aus dem Stegreif entstanden. Auf einem der reißendsten Ströme reihten sich vier vollständige schwimmende Häuser, unermeßliche Waarenlager in sich tragend, an einander. Jeder Barke war ihr besonderer Platz angewiesen; die französischen Barken mußten sich, eh sie in den Hafen von Beaucaire einliefen, einer strengen Untersuchung des Generalpächters unterwerfen. War diese bei allen zu Ende, so flogen sie auf ein gegebenes Zeichen aus dem Hafen von Arles nach Beaucaire zu; nur Segel und Ruder durften gebraucht werden; die Barke, welche zuerst eintraf, erhielt von der Stadt einen Hammel und sechzig Livres. Ihre Ankunft wurde durch drei Kanonenschüsse verkündet, welche von den übrigen im Hafen liegenden Fahrzeugen zurückgegeben wurden. Rauch verhüllte den Hafen, und der Kanonendonner hielt an bis nach Sonnenuntergang.

Die genueser Barken zeichneten sich durch ihre prächtigen Farben aus. Neben ihnen waren die Marktschiffe mit Tauen an die Kaie befestigt; sie trugen leichte Zelte von rothem und weißem Zeug. Nach den Marktschiffen kamen die catalonischen Felucken, ihre zwei oder drei Masten mit Bändern von tausend Farben geschmückt; endlich die französischen Barken, die den Hafen schlossen, mit den weißen Flaggen hoch über den übrigen wehend. Jedes Fahrzeug hatte außerdem sein besonderes Zeichen; dasjenige, welches den Preis davon getragen, ermangelte nie, die Haut des Hammels, mit Stroh ausgestopft, an seinem höchsten Mast zu hängen; andere befestigten einen eisernen Rost, einen Hut, einen leeren Sack, ein Weib aus Stroh auf einem Sessel sitzend, ans Hintertheil. Diese Zeichen dienten die einzelnen Schiffe zu unterscheiden und zu kennen.

Ungeheuer war die Menschenzahl, welche zur Messe von Beaucaire zusammenströmte; Einige nehmen keinen Anstand, sie zu zwei Millionen zu schätzen, was jedoch eine augenscheinliche Uebertreibung ist. Allerdings war, außer jenen zwei improvisirten Städten, stets noch die ganze Umgegend mit Leuten angefüllt, welche in Beaucaire keine Unterkunft mehr fanden, und in ihren Wagen oder geradezu unter freiem Himmel übernachteten. Balsamische Wohlgerüche aus den Parfümerien der Provenzalen durchwürzten die Luft; die Gaukler tanzten und sprangen; allenthalben herrliche Musik; all die schon genannten Nationen in buntem Gedräng durch einander. Neben den schimmernden Hotels schmutzige Garküchen und dumpfe Schenken; am Ende der Wiese Zigeuner, bei ihren Fleischtöpfen im Freien, für Matrosen und Bettler Suppe bereitend, Fladen und Kuchen den Kindern verkaufend.

Am Magdalenentage, dem Vorabend des Marktes, begaben sich die Konsuln von Beaucaire in Amtstracht mit ihrem Gerichtspersonal und dem Stadtrath, unter Vorantritt von Hellebardireen, und von einer Bürgergarde von zwanzig Mann begleitet, Abends zwischen sieben und acht Uhr, zum Generalpächter, und baten um Meßfreiheit von der nächsten Mitternacht an. Dieser gewährte sie vom Augenblick der Bitte selbst, worauf der Zug mit brennenden Fackeln, unter dem Schall von Trommeln, Pfeifen, Hoboen und Klarinetten Stadt und Hafen durchschritt und die Eröffnung des Markts im Namen des Königs verkündete. Man schoß Böller auf der Wiese los, brannte prächtige Feuerwerke ab, und die Kaufleute begannen ihre Waaren auszulegen.

Die Erlaubniß war nur auf drei Tage gegeben; allein — Dank den zwischen den Markt hineinfallenden drei Festen der heiligen Magdalena, des

heiligen Jakobs und der heiligen Anna — dauerte die Messe eigentlich sechs Tage.

Gegen Abend, wo die Hitze sich etwas minderte, begannen die Spaziergänge auf der Magdalenen-Wiese; ein Wald beleuchteter Masten, Buden, deren Lichter in tausend Kostbarkeiten widerstrahlten, junge, schön geputzte Damen — Alles versezte in eine heitere Stimmung. Gegen neun Uhr Abends endlich Bälle im Halbdunkel; da gab es provençalische, catalenische, portugiesische, italienische, ja, auf die Worte unsers Berichterstatters hin, sogar chinesische Tänze; da hörte man Violinen, Flöten, Hoboen, provençalische Tamburinen, Castagnetten, Galubetten. Im französischen Tanz glänzten die Officiere, und sagten den Schönen Beaucaire's tausend artige Dinge. Aber unter dem tausendstimmigen Jubel beteten arme alte Frauen andächtig auf den Stufen der Kapelle, und von den Feuern der Zigeuner herüber ließ sich von Zeit zu Zeit das wirre Geschrei von Leuten vernehmen, die man ausplünderte, oder welche sich gegen Angreifer zur Wehr sezten.

Mit dem 28 Juli war die Messe zu Ende; die Buden wurden abgeschlagen, und die Barken donnerten abfahrend ihren Scheidegruß; glücklich, wenn sie nicht auf einer Sandbank der Rhone strandeten, oder beim Eintritt ins Mittelmeer von Seeräubern weggenommen wurden.

Chinesische Zeitungsanzeige.

Im Canton-Register vom 9 Januar d. J. befindet sich folgende Annonce: „Ankündigung oder Uebersezung eines Erkenntlichkeitzettels von Tang-fuy, welcher in einer kleinen Nebengasse der Straße hinter dem Schazamt wohnt. Der Zweck dieses Zettels ist, nach zwei Konkubinen zu fahnden, welche verloren gegangen sind. Sie sind 26 und 27 Jahre alt. Sie hatten an ein langes blaues Oberkleid und doppelte Hosen, die Außenseite von lichtblauem Tuch, das Innere weiß. Der Name des einen Frauenzimmers ist Fräulein Bier. Sie trug ein rothseidenes Unterkleid mit kurzen Aermeln; hat vergoldete mit Perlen besezte Ohrringe, und hat kleine Füße. Der Name der andern Konkubine ist Fräulein Liebe. Sie trug ein blauseidenes Unterkleid mit kurzen Aermeln, hat vergoldete, mit grünen Käfern besezte Ohrringe, und hat kleine Füße. Sie ist in der Provinz Kiang-si zu Hause. Am 18 dieses kamen sie in Folge eines in der Nachbarschaft ausgebrochenen Feuers auf die Straße, und haben sich seitdem nicht wieder eingefunden. Sie haben kein Besizthum bei sich. Man hat auf sie gefahndet, aber keine Spur von ihnen entdeckt. Weiß ein guter Mensch, wo sie sind, und will darüber Nachricht geben, so wird eine Erkenntlichkeit von dreißig Dollars für den Mund (das Fräulein, den Kopf) gegeben werden. Und Wer ihrer selbst habhaft wird, soll siebzig Dollars für den Mund erhalten. Das Geld ist versiegelt und niedergelegt, und wird in demselben Augenblick eingehändigt werden, wo man das Antliz der Konkubinen erblickt. Das Versprechen wird nicht gegessen (gebrochen) werden. Dafür bürgt dieser Zettel. Unter der Regierung Taou-Kwang's im 9 Jahr, 10 Monat, 22 Tag."

Nordamerikanischer Zeitungsstyl.

In der washingtoner Zeitung findet sich folgende von dem Herausgeber derselben herrührende Beschreibung der Barke „Lady Clinton", gegen deren Eloquenz die neulich gelieferte Annonce aus der newyorker Zeitung (Ausl. S. 988.) nur als mattes Schattenbild erscheint: „Diese Barke ist die wahre Königin aller schwimmenden Erfindungen (floating inventions). Man könnte versucht seyn zu sagen, die erste Idee zu ihr müsse von einem Menschen gefaßt worden seyn, durch dessen entzückten Sinn die höchsten Wonnen der Erde, des Meers und der Luft tanzten. Nichts von Allem, was sich auf dem Wasser bewegt, ist ihr zu vergleichen. Da ist kein Rauschen und Klatschen der Segel — kein Krachen und Knarren der Masten oder des Tauwerks — keine Riesenstange, um die Müßigen und Unachtsamen vom Verdeck zu treiben — kein Ofen, der uns durch Hize bratet oder mit Rauch erstickt, um Dampf zu erzeugen — kein heimtückischer Kessel, der springt und uns in Einem Augenblick in tausend Stücken über die Fluthen aussä't. Alles ist sicher und ruhig, wie die Wiege, welche das Kind in Schlummer schwänkt; und doch bewegt man sich mit einer Schnelligkeit fort, welche dem Vogel mit seinen lahmen Schwingen voraneilt. Blicken wir aber auch ins Innere dieses schwimmenden Palastes; es bildet eine große fortgehende Halle, nach den höchsten Mustern der Schönheit entworfen, behängt mit Umrissen des Wilden und Rührenden in der Natur (hung with sketches of the wild and touching in nature) und mit breiten Spiegeln, welche die zarten Formen, glänzenden Augen, lachenden Lippen der schönen Wesen widerstrahlen, die um sie her wimmeln. Auf dem Boden erscheint das Mosaikgemälde mit den sanften Schattirungen seiner Farben, und an der Decke erheitern das weich aufsteigende Gewölb und das reiche, aber einfache Karnies den Blick. Da sieht man an einer Wand der Halle eine lebendige Gruppe, die auf ein Mährchen aus einem orientalischen Roman horcht. In der Mitte verbindet vielleicht ein Philosoph das Leichte und Glänzende mit dem Scharfen und Bedeutsamen. Auf der andern Seite gießt der glühende Wein sein elektrisches Licht in die Herzen. Aber Ein Wesen war in diesem frohen und dichten Gedräng, das wir nimmer vergessen können; es schien der beherrschende Geist der ganzen Scene, und stand an ihrer Spize wie Einer, der die Welt selbst für eine Barke ansähe, die nach irgend einem himmlischen Hafen führe. Nichts war in seinem Blick oder seiner Miene, das die geringste Besorgniß andeutete; noch zeigte selbst der geheimste Ausdruck seiner Züge ein Spiel von Gefühlen an, wie sie gewöhnlich mit dem Bewußtseyn von Gewinn oder Verlust verbunden sind; ihm schien es gleich Viel, ob Zwanzig oder ob Tausend ihm die gelbe Münze hinzählten. Wir lieben ihn wegen seiner Gleichgültigkeit gegen jenen Gözen der Habsucht; wir bewundern seine Menschenkenntniß, den edeln Anstand seines Benehmens, welcher nie ermangeln wird, das Herz zu gewinnen. Leser! solltest Du je Lust haben den Northfluß hinauf zu fahren; so sieh Dich um die „Lady Clinton" und um Kapitän Cowdin um, welcher über die Bewegungen dieser schönen Tochter der Fluth gebietet."

Vermischte Nachrichten.

Nach einem dem Kollegium der Aerzte in London in ihrer Sizung vom 22 Februar mitgetheilten Schreiben beträgt die Bevölkerung von Malta, ohne die Truppen der Besazung, nicht ganz hunderttausend Seelen. Die Sterblichkeit bietet das Durchschnittsverhältniß von 1 zu 40 dar; Beispiele von hohem Alter sind sehr häufig. In den fünf lezten Jahren kamen mehrere Todesfälle von Greisen vor, die acht und neunzig, und wenigstens deren dreißig, die über achtzig Jahre alt wurden. Die Eingebornen haben europäische Züge mit brauner Gesichtsfarbe; die mittlere Größe ist fünf Fuß. Die Variationen des Thermometers sind unbedeutend; die mittlere Wärme im Sommer ist 27°, im Winter 15° (Centim.). Der Boden besteht hauptsächlich aus Kreide, Thon und Mergel. Als die häufigsten Krankheiten kennt man Ruhr, Diarrhöe, Wassersucht, Schlagfluß und Fieber. Diese Krankheiten herrschen vornehmlich im Herbste; Winters ist der Starrkrampf, namentlich bei Schneidern und Bäckern, sehr gewöhnlich und meist tödtlich. An aufgetriebenem Leib und Zahnen sterben viele Kinder. Die Vaccine wurde von England eingeführt und ist allgemein verbreitet. Die maltesischen Aerzte studiren größtentheils in Italien, einige in Frankreich, wenige in England; sie haben keine besondere Methode. Seit einigen Jahren befindet sich in Malta eine Arzneischule, welche Doktordiplome ertheilt. Die höheren Stände leben nach italienischer oder französischer Sitte; in der niedern Klasse geht es sehr arm her; Knoblauch und Oel macht ihr Hauptbedürfniß aus, geistige Getränke und Tabak, so weit die Mittel es erlauben.

Die jonischen Inseln gleichen in Bezug auf Sterblichkeit Malta ziemlich, Cephalonien ausgenommen, wo das Verhältniß wie 1 zu 12 oder 13. Man trifft auch hier merkwürdige Fälle von hohem Alter: auf Santa Maura starb kürzlich eine Person mit hundert und zwölf Jahren; auf Ithaka zwei Personen mit hundert und zehn Jahren. Die Monate Juli, August und September sind die ungesundesten. Die meisten Aerzte haben ihre Bildung in Italien erhalten; die Wundärzte dagegen sind fast lauter Empiriker von der epirotischen Küste, welche nach einer ihnen eigenthümlichen Verfahrungsweise und mit Instrumenten von ihrer Erfindung die schwersten Operationen verrichten, mit einem Geschick und einem Glück, dessen man sich zu ihnen nicht versehen würde. Auch die jonischen Inseln erfreuen sich der Wohlthat der Vaccine.

Die große Stadt Guatemala und die Umgegend sollen durch ein fünftägiges Erdbeben furchtbar zerstört worden seyn. Doch zweifeln die englischen Blätter, welchen wir diese Notiz entnehmen, an deren Richtigkeit.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 293. 20 Oktober 1830.

Ueber den zu Preßburg versammelten ungrischen Reichstag.

(Schluß.)

Der letzte Reichstag, welcher den 18 August 1827 sein Ende erreichte, und zwei Jahre dauerte, ist, so gering auch seine Ausbeute an Gesetzartikeln dem Volumen nach scheinen mag, von vorzüglicher Wichtigkeit, und da der gegenwärtige gewissermaßen als eine Fortsetzung desselben anzusehen ist, so ist es nothwendig, auf dessen Hauptmomente zurückzugehen. In der verhängnißvollen Zwischenzeit, welche seit dem vorletzten Landtage bis zu jenem verfloß (seit 1812), war es kaum anders möglich, als daß bei dem Drang außerordentlicher und wahrhaft welthistorischer Ereignisse, welche diese Epoche bezeichnen, nicht von Seiten der Regierung, aus Rücksicht des augenblicklichen, keinen Aufschub leidenden Bedürfnisses, einige Schritte unternommen werden mußten, welche mit den konstitutionellen Rechten der Stände im augenscheinlichen Widerspruche standen. So wurden Rekruten und Kriegslieferungen gefordert, und die Kontribution von Wienerwährung oder Einlösscheinen auf Silbergeld erhöht. Mag auch in der Wahl der Mittel, vorzüglich in den Personen der Ausführenden, ein Mißgriff Statt gehabt haben, genug, in mehreren Komitaten äußerte sich die Unzufriedenheit ziemlich laut — worunter man sich jedoch hüten muß, moderne Aufstände zu verstehen — und beim Beginn des 1825er Landtages, besonders nachdem der König in seiner Thronrede die Nation zur zutrauensvollen Darlegung ihrer Beschwerden väterlich aufgefordert hatte — beschäftigte man sich mit einer gewissen Hast, und ausschließlich mit der Befestigung der Konstitution, was natürlich die Hauptursache der längeren Dauer des Reichstags werden mußte. Die weise Vermittelung des mit vollem Rechte allgemein verehrten Erzherzogs Palatinus, welcher den schönsten Theil seines hohen Amtes, Vermittler zwischen König und Volk zu seyn, auf eine höchst würdige Weise geltend machte, brachte Alles zur beiderseitigen Zufriedenheit wieder ins Geleise, und die Artikel III und IV des letzten Reichsdekretes — über die genaue Beobachtung der Fundamentalgesetze — gaben Ungerns Konstitution eine neue Begründung. Außerdem wurde zur Revision der schon im J. 1791 angeordneten Deputations-Ausarbeitungen, wodurch man viele Verbesserung,n in allen Zweigen der Rechtspflege und Verwaltung bezweckte — eine zahlreiche Kommission ernannt, um diese wichtigen und weitläufigen Gegenstände zur Darlegung auf den nächsten Reichstag zu befördern. Die neue Konscription der kontributionspflichtigen Grundstücke — zur Zustandebringung eines richtigeren Schlüssels der Vertheilung; Die Errichtung einer ungr. Gelehrtengesellschaft; — die Rückeinverleibung des unge. Litorale und der Theile jenseits der San; — die Veefügung über die unverzügliche Eröffnung der Ludowizer militärischen Akademie, sind unter Andeem Resultate der Berathungen jenes Landtages; übrigens kam in Hinsicht der Finanzangelegenheiten und der Skalarreduktion abeemals kein Beschluß zu Stande. —

Da durch den V Gesetzartikel auch die frühere Verfügung, daß alle drei Jahre der Reichstag zusammen berufen werden müsse, erneuert worden war, so wollte der Kaiser und König — obwohl die noch nicht beendigten Reichsdeputationsoperaten dagegen zu sprechen schienen — für das Jahr 1830 mit der Ausschreibung des Landtages nicht zögern, und somit wurde durch die gewöhlichen Regales, d. h. die altherkömmlichen königl. Einberufungsschreiben, welche an jeden einzelnen Magnaten, an die Gespannschaften, königl. Freistädte, und sonstige hiezu gesetzmäßig berechtigten Jurisdiktionen versandt weeden, der Reichstag auf den 8 September 1830 angekündigt. Diese königl. Einberufungsschreiben pflegen zugleich die Anzeige der durch den ausgeschriebenen Reichstag zu verhandelnden Hauptgegenstände zu enthalten. Dießmal sind als solche angegeben: Die Krönung des Erzh. Kronprinzen zum Könige von Ungern, und die Kompletirung der ungrischen Regimenter; zugleich wird zur förmlichen Aufnahme der Landesdeputationsopeeate ein eigener Reichstag auf den 2 Oktober 1831 im Voraus festgesetzt.

Im Ganzen dürfte also der dermalige ungr. Reichstag nicht von langer Dauer seyn. Den wichtigsten Gegenstand der Verhandlung wird das Krönungsdiplom ausmachen, welches jeder Neuzukrönende vor seiner Krönung auszufertigen hat. — Ueberhaupt ist die gefordeete Krönung des Kronpeinzen etwas unerwartet, und scheint bei der dermaligen Lage der Dinge nicht in irgend einer Art von Nothwendigkeit bedingt zu seyn. In Ungerns älterer Geschichte sind die Beispiele, wo es zwei gekrönte Könige gab, wohl häufig, aber an jedes knüpft sich irgend eine mehr oder weniger traurige Erinnerung; — vor der Regierung der österreichischen Dynastie wurden die meisten Kronerben bei Lebzeiten der

regierenden Väter gekrönt, doch Dieß brachte bei dem damals noch nicht ganz geregelten Erbrechte die Staatsklugheit mit sich, um den Einfluß des Vaters für den Sohn geltend zu machen. Seit der pragmatischen Sanktion und der Regierung des lothringisch-österreichischen Herrscherstammes aber war Dieß gar nicht mehr der Fall, und in dieser Hinsicht ist die Krönung Ferdinands eine neue Erscheinung; deßhalb wird auch das Krönungsdiplom — einer der Reichsgrundverträge — als ein gewissermaßen ganz eigenes Aktenstück mancher Debatten bedürfen, um so mehr, da es bereits schon bekannt ist, daß mehrere Machtboten der Gespannschaften sehr bindende Instruktionen mitbringen. In dieser Hinsicht mag auch der Zeitpunkt der Krönung etwas weiter hinauszurücken seyn, als man Anfangs glaubte, welche übrigens mit dem höchsten Glanze gefeiert werden soll. *)

Visonius.

Geschichte der letzten russischen Gesandtschaft in Persien und ihrer Ermordung.

(Fortsetzung.)

Wir, die wir die Ansichten unserer Landsleute in Bezug auf die Klasse der Eunuchen kennen, und überzeugt waren, daß Se. Maj. im Punkt der Ehre eher sich von einer seiner Frauen eine Scheidung würde abtrotzen lassen, geriethen in furchtbare Bestürzung über die Folgen, welche unausbleiblich aus Mirsa Yakubs Aufnahme von Seite des Gesandten entspringen mußten. Wir dachten ernstlich über die Sache nach. Zwar wußten wir, daß der russische Minister durch den letzten Vertrag das Recht erhielt, seinen Schutz über alle Personen zu erstrecken, welche in das russische Gebiet zurückzukehren wünschten; allein davon sahen wir keine Möglichkeit ein, wie der Stolz des Königs der Könige, und die Gewohnheit mit eifersüchtigem Argwohn Jeden zu betrachten, der in dem Dienst des Harems beschäftigt ist, Sr. Maj. erlauben würde, sich geduldig in einen Umstand zu fügen, der mit seinen Begriffen von Schicklichkeit in so geradem Widerspruch war, und ihn in den Augen seiner Unterthanen nothwendig herabwürdigen mußte. In der That, es wäre für den König eine tiefe Demüthigung gewesen; durch den Ausgang des Kriegs war er bereits in der Achtung des Volks gesunken, er hatte kürzlich — man könnte sagen, mit seinen eigenen Händen — einen gewaltigen Theil seines angehäuften Reichthums ausgeliefert und jetzt sollte er seiner Rechte auf einen Diener sich begeben, dessen Pflichten in seinem Haushalt von der zartesten Art waren; der alle seine Privatangelegenheiten aufs Genaueste kannte; der über seine Schätze und über Alles, wornach die Neugierde nur immer fragen mochte, die befriedigendsten und in's Einzelnste gehende Aufschlüsse zu ertheilen vermochte. Auf der andern Seite konnten wir uns aber auch nicht vorstellen, was die russische Regierung durch den Besitz eines unglücklichen Sterblichen, wie Mirsa Yakub, gewinnen sollte, wir konnten deßwegen nicht anders als annehmen, der Gesandte müsse ihn nur aufgenommen haben, um sich seiner zu Zwecken zu bedienen, welche dem Interesse Persiens nachtheilig wären. Indeß, wenn man sich mit ihm wirklich befreundete, warum rieth man ihm nicht, in seiner Lage zu bleiben, wo er Einfluß und Achtung genoß? Unsere Gedanken verwirrten sich, je länger sie auf diesem Gegenstand verweilten.

Kaum war im Publikum Mirsa Yakubs Flucht nach dem Haus des Gesandten ruchbar geworden, als Botschafter von den Ministern und dem Obersten der Eunuchen, Manutschehr Chan, anlangten, welche die Unstatthaftigkeit des verliehenen Schutzes darzuthun suchten. Da jedoch Mirsa Yakub sich weder durch die Vorstellungen des Gesandten noch durch die Zusicherung der Vergebung, die man ihm bot, von seinem Vorhaben abbringen ließ, so sandte ihn Hr. Grebayedoff mit seinem ersten Sekretär, Hrn. Maltzoff, und dem Dolmetscher Mirsa Nerriman, zu Manutschehr Chan, damit er diesem seinen Entschluß nach seinem Geburtsland Eriwan zurückzukehren selbst erkläre. Diese Zusammenkunft ging ohne ein widriges Begegniß vor sich; ja man glaubte schon, des Manutschehr Chans Zureden habe gefruchtet, als Mirsa Yakub, statt zu dem Gesandten, sich in seine eigene Behausung verfügte. Doch währte dieser Irrthum nicht lang; denn am Abend erschien er wieder, mit allerhand Hausgeräth, Betten rc. und richtete sich förmlich bei der Gesandtschaft ein.

Immer dichter zogen sich die Sturmwolken um uns zusammen. Am folgenden Tag wurden an Mirsa Yakubs Haus auf Befehl des Königs die Siegel gelegt und dem Gesandten offiziell kund gethan, daß der Flüchtling über eine Summe von 30 bis 40,000 Tomans noch Rechnung schulde. In diesen Augenblicken der Unruhe war ich nicht im Stand von jedem Ding stets Tag und Stunde aufzuzeichnen, wo es geschah. Eines Abends machte Rustum einen vergeblichen Versuch, die in Mirsa Yakubs Haus zurückgebliebene Habe fortzuschaffen; er nahm einige Maulthiere und mehrere Diener mit sich und riß die Siegel ab. Bereits war Verschiedenes zusammengepackt, als das Unterfangen zur Kunde der Polizei kam, die sich mit Drohungen und bittern Worten widersetzte und Rustum nöthigte, unverrichteter Dinge sich zurückzuziehen, wenn es keine Thätlichkeiten absetzen sollte.

Am 27 oder 28 Rodschub willigte Hr. Grebayedoff ein, Mirsa Yakub in Begleitung meines Obern und Mirsa Nerriman's zur Abrechnungsvornahme, welche in Gegenwart des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten Mirsa Abul Hassan Chan und des Schatzmeisters Zohrab Chan geschehen sollte, nach Manutschehr Chans Haus zu senden. Vor dieser Begebenheit bewies Hr. Grebayedoff auf jede Art seine Bereitwilligkeit, den Wünschen der Minister entgegen zu kommen, so weit sie sich mit seiner Pflicht vertrugen. Allein die Furcht vor Strafe ja vor dem Tod hatte sich in Mirsa Yakubs Geist so festgesetzt, daß er sich durch kein Zureden bewegen ließ, zu seinem vorigen Beruf zurückzukehren und mit derselben Hartnäckigkeit widerstand er dem Vorschlag des Gesandten nach Tauris mitzugehen und bei Abbas Mirsa in Dienst zu treten.

Mein Oberer ging allein voraus; er fand die Gesellschaft bei Manutschehr Chan bereits versammelt. Unterwegs widerfuhr

---

*) Wie man sieht ist der Aufsatz noch vor der Krönung geschrieben; also war die Ursache des mehrmaligen Aufschubs dieser Feierlichkeit nicht wie die Zeitungen angaben, die schlechte Witterung, sondern Schwierigkeiten, die auf dem Reichstag vorher zu beseitigen waren.

Mirsa Yakub eine Behandlung, die ihn äußerst aufbrachte. Als er nämlich die Gänge passirte, welche nach den Zimmern führen, spien einige Diener des Harems ihn an und verhöhnten ihn in den gröbsten Ausdrücken. Auch die Kleider Mirsa Nerrimans wurden beschmutzt. Die Beschuldigung, Geld und Juwelen entwendet zu haben, wies Mirsa Yakub mit den Worten zurück: „Habt Ihr selbst weder Glauben noch Religion, daß Ihr mich der Unredlichkeit bezüchtigt?" Das hieß Oel in's Feuer gießen. Eine so unvorsichtige Rede wurde auf der Stelle streng gerügt, und da der Chan fürchtete, durch Erörterungen zwischen leidenschaftlichen Personen möchten die Schwierigkeiten nur gesteigert werden, so befahl er Romasan Beg, einem Ferasch des Schah, Mirsa Yakub heimzugeleiten und dafür zu sorgen, daß ihm keine fernere Unbild begegnete. Der Chan folgte. Hrn. Grebayedoffs Entrüstung über die den beiden Mirsa's zugefügte Schmach war außerordentlich. „Es ist nicht Mirsa Yakub, den sie angespien haben; sie haben zuerst den Kaiser und dann mich angespien. Bei einem solchen Benehmen verliert man die Geduld." Der Chan bemühte sich seinen gerechten Aerger zu beschwichtigen, indem er ihm bemerklich machte, es sey Dieß eine Handlung von Leuten aus den Hefen des Volks, welche man doch wohl übersehen könne, wenn man dagegen halte, daß Diejenigen, welche Mirsa Yakub in Betreff ihrer Religion antastete, Personen von nicht gemeinem Stand gewesen wären. Mit augenscheinlichem Unmuth fragte hierauf Hr. Grebayedoff den Unglücklichen: Wie er habe so kühn seyn können, über Glauben zu salbadern und das Wort Religion über seinen Mund gehen zu lassen? Der Mirsa entschuldigte sich, er habe nur sein Gefühl ausgesprochen, wenn ihm die Worte entschlüpften: „Habt Ihr weder Religion noch Glauben, daß Ihr so ungerechte Klage gegen mich erhebt?"

Nach diesem Auftritt war an keine freundliche Vermittlung mehr zu denken. Um den 29 hatte Hr. Grebayedoff eine Privataudienz bei dem Schah, ohne daß etwas Ersprießliches die Folge war. Mirsa Yakubs Sache sollte nun vor dem Gericht des Oberpriesters von Tehran Mirsa Mossi entschieden werden. Dagegen erhob der Mirsa allerlei Einwendungen, indem er der Wahrheit gemäß erinnerte, nach den muselmännischen Satzungen dürfe eine Person, die dem Islam entsage, auf keine Beachtung zählen, da sie mit jener Entsagung ein Verbrechen vollbracht, worauf Todesstrafe stehe.

(Fortsetzung folgt.)

Die Saint-Simonianer.

Unter den Parteien, die gegenwärtig in Paris eine Rolle spielen, erregt am Meisten Aufsehen der Saint-Simonianismus. Diese religiös-moralisch-politische Sekte könnte man ein Quäckerthum nennen, wie es der Katholicismus unter dem Einfluß der Ideen der modernen Civilisation hervorzubringen vermochte. Saint-Simon, Nachkömmling des berühmten Verfassers der Memoiren, Soldat mit siebenzehn Jahren in Amerika, wo er unter Washingtons Fahnen fünf Feldzüge mitmachte, philosophischer Zuschauer der französischen Revolution, eine Zeitlang Vorstand einer unermeßlichen Finanzspekulation, später unruhiger Reisender durch alle Theile von Europa, und zuletzt ein armer Verlassener, der in Noth und Elend beinahe verschmachtet, ist der Stifter dieser Schule. Es war im Jahre 1825, als er, krank an Leib und Seele, in der Verzweiflung sich selbst entleiben wollte; er wurde aber trotz einer schweren Wunde, die er sich beigebracht, gerettet, und lebte grade lang genug, den einzigen Schüler, den er hatte, in die Grundideen seines Systems einzuweihen. Endlich starb er, und sein Tod gab das Signal zur Ausbreitung seiner Ansichten. In diesem Augenblicke zählt der Saint-Simonianismus gegen fünfzig Priester, nebst einigen tausend Neophyten, namentlich unter den Studirenden des Rechts, der Medizin und der polytechnischen Schule in Paris, und verzweigt sich nach allen Provinzen; das Journal l'Organisateur ist bestimmt, theils die Eingeweihten über ihre Grundsätze klar zu machen, theils ein größeres Publikum dafür zu gewinnen. Der Saint-Simonianismus stellt sich in folgendem Schema dar:

<table>
<tr><th colspan="4">Göttliche und menschliche Dreieinigkeit.</th></tr>
<tr><th>Gedanke,
Geist.</th><th colspan="2">Gefühl, Liebe.</th><th>Materie,
Kraft.</th></tr>
<tr><td rowspan="3">Der Priester der Wissenschaft;
Korps der Gelehrten;
Vervollkommner;
Lehrer.</td><td colspan="2">Der sociale Priester;
Kollegium der socialen Priester;
artistische Gehülfen.</td><td rowspan="3">Der Priester der Industrie.
Korps der Industriellen; Producenten, Distribuenten.</td></tr>
<tr><td>Dichter
(Erfindung);
Literatur;
Musik;
Malerei u. s. w.</td><td>Künstler
(Darstellung);
Literatur;
Musik;
Malerei u. s. w.</td></tr>
<tr><td colspan="2">Gemeinschaftliche Erziehung der Jugend;
Encyklopädischer Unterricht.</td></tr>
</table>

Das ganze menschliche Seyn, lehrt Saint-Simon, drückt sich in der Trilogie Geist, Liebe, Kraft aus; das Christenthum hat die zwei ersten Formen des Seyns geweiht; aber es hat das physische Bedürfniß der Menschen verkannt, und es bedurfte all der unermeßlichen Entwickelung der positiven Wissenschaften, um die Materie in ihr Recht einzusetzen. Geist und Materie sollen versöhnt werden — Dieß geschieht durch die Liebe. Allein damit die Versöhnung dauerhaft sey, so muß nothwendig die ganze Gesellschaft auf der Grundlage jener Dreiheit zu einer auf der Bahn der Civilisation fortschreitenden Theokratie vereinigt werden. Diese Theokratie hat zur Religion die Moral, welche die Menschen an einander fesselt und aus der Liebe hervorgeht; zur Theologie die Wissenschaft, welche die Menschen aufklärt und aus dem Gedanken erzeugt wird; zum Kultus die Industrie, welche sie aufregt und ein Produkt ihrer materiellen Thätigkeit ist. Die ganze Gesellschaft zerfällt sonach in die Priester, die Gelehrten und die Industriellen. Derjenige, welcher die Liebe zur Menschheit im höchsten Grade besitzt, steht eben damit auf der höchsten Stufe der socialen Leiter und empfängt den Namen des socialen Priesters. Denn die Liebe ertheilt ihm seine Sendung; sie ist die oberste Gesetzgeberin der Gesellschaft. Etwas unter ihr zur Rechten stellt sich der Priester der Wissenschaft, und zur Linken der Priester der Industrie. Der sociale Priester, der Priester der Einheit, offenbart der Menschheit ihre Bestimmung und erinnert sie ohne Unterlaß, daß sie dieselbe nur erfüllen kann durch die engverknüpfte Thätigkeit der Wissenschaft und der Industrie; er wacht über die Fortschritte. Nachdem er Diejenigen, welche ihn bei dieser doppelten Reihe von Arbeiten unterstützen sollen, um sich versammelt hat, wählt er aus ihnen den Priester der Wissenschaft und den Priester der Industrie, und weist ihnen die Einzelnen nach deren Fähigkeit für die eine oder die andere Laufbahn zu. Durch seine Stellung im Mittelpunkte der Gesellschaft ist er im Stande, Jeden auf den gehörigen Posten zu bringen, und die verschiedenen Arbeiten so zu leiten, daß sie einander gegenseitig ergänzen. So lernen die Menschen sich in Abhängigkeit von einander betrachten. die Industriellen sehen, daß sie den Gelehrten ihre intellektuelle Verbesserung, die Gelehrten, daß sie den Industriellen ihre physische Verbesserung verdanken. Endlich werden alle Mitglieder der Gesellschaft, die noch nicht so weit sind, daß sie würdig erachtet werden, einer der drei großen Körperschaften anzugehören, welche die Menschheit bilden, einer gemeinschaftlichen encyklopädischen Erziehung unterworfen. Triebe, Neigungen, Fähigkeiten, alle Aeußerungen der Natur werden sorgfältig beobachtet, und nach dem Rechte, welches

Jedem seine Liebe, sein Geist oder seine Kraft giebt, richtet sich der Platz, den er in der socialen Hierarchie einnimmt. Die gewöhnlichen Klagen der Menschen über Ungleichheit, Bevorzugung verschwinden, wo der Egoismus auf solche Weise in seiner Wurzel zerstört wird, und die Gesellschaft keinen Zweck anerkennt, als die Idee, die Thätigkeit, das Bedürfniß, die Entwickelung. Dieselbe Folge der Verhältnisse findet in Bezug auf die Weiber Statt. Man denke sich, daß von dem höchsten Ringe der Kette bis zu dem niedrigsten alle Männer und Frauen nach ihren intellektuellen, moralischen und physischen Bedürfnissen sich vereinigen, so erhält man die Menschheit in ihrer Einheit, die Hierarchie als Ganzes. Der sociale Priester der Männer und die sociale Priesterin der Frauen bilden das Oberhaupt der Gesellschaft, den Pabst. Das Cölibat ist, wie man sieht, keine Satzung der saint-simonischen Kirche!

Das Heinrichsfest in St. Cloud.

Die Eroberung von Algier gab nur wenige Tage vor der großen Woche zu einem Kinderfeste Veranlassung, das in einem französischen Blatt also beschrieben wird:

„Um halb zwei Uhr wurde die Ankunft Monseigneurs des Herzogs von Bordeaux durch eine Symphonie der Garde angekündigt, welche das bekannte Lied spielte: „La victoire est à nous.“ Bald waren der Herzog von Bordeaux, Mademoiselle und etwa fünfzig andere Kinder beisammen. Ersterer hatte auf dem Kopf einen kleinen Helm mit Visier, bloßen Hals, schwarzes Jäckchen und weiße Pantalons. Sein Wuchs war aufgeschossen und fein, seine Miene aufgeweckt; Blick und Bewegungen voll Lebhaftigkeit; seine Stimme hell und klar. Die kleine Versammlung begab sich zuvörderst nach einem Marionettentheater unter einem Zelt. Die Mädchen setzten sich auf die erste Stuhlreihe, die Knaben auf die zweite; der Herzog von Bordeaux und Mademoiselle waren ohne besondere Plätze mitten in der Menge. Bald traf man auf eine wohl versehene Spielwaaren-Bude. Der Herzog von Bordeaux machte den Vertheiler. Den Mädchen wurden Schmetterlingsnetze, Stickrahmen u. s. w. zugewiesen; dann kamen die Knaben an die Reihe. Der Herzog vergaß Keinen, auch sich selbst nicht. Er theilte sich viele Lanzen, viele Flinten zu, und gürtete sich einen kleinen Säbel um. Ein kleiner Schelm, dem er ein Haus gegeben hatte, fragte: „„Monseigneur, wollen Sie, daß ich die bleiernen Männchen da in mein Haus quartiere?““ — „„Ich will Ihnen die Männchen geben““, erwiederte der Herzog, „„aber Sie müssen mir das Haus zurückgeben!““

„Der König und der Herzog von Angoulême kamen sofort unangemeldet, um sich unter die Spiele der Kinder zu mischen. Es ging zur Zielscheibe; die Knaben schossen mit tönernen Kugeln; mehrere Male ward das Ziel getroffen. Der König führte den Vorsitz und gab nützliche Rathschläge.

„Hrn. Joly's Theater gab die Eroberung von Algier. Die Plätze waren bald besetzt; die vordern Stühle abermals von den Mädchen. Die Scene stellte Algier dar, auf welches die ganze Flotte zusegelt. Bald kommt das Dampfboot nach, aus welchem sich Rauchwirbel erheben. Die Kleinen fragten Viel, wie der Rauch gemacht werde? Einige meinten, er möchte wohl von verbranntem Papier herrühren; andere, es sey vielleicht bloß Staub. Eines entschied endlich: „Um Rauch zu machen, braucht man nur eine Pfeife zu rauchen.“ Diese Ansicht dünkte dem ganzen Auditorium am Wahrscheinlichsten. — Endlich langte die Flotte vor Algier an, und die Kanonade begann, aber jetzt fiel der Vorhang, da Hr. Joly leider nicht im Stand war, den Sturm auf die Stadt darzustellen. Das bedauerte man höchlich, und Se. Majestät, Karl X, hob selbst die Vorhänge auf, ob man nicht noch Etwas zu sehen bekäme.

„Das Fest schloß mit einem Tanz englischer Clowns. Der König fragte die Herzogin, was man vorstellen würde, und sagte, als er vernahm, es würden englische Strohmänner erscheinen: „Ach, ich erinnere mich, ich sah dergleichen schon einmal.“ Fünf Armstühle hatte man im Vorgrund für die königliche Familie aufgestellt; mehrere der Kleinen wollten sich darauf setzen. Mademoiselle sagte ihnen freundlich: „Man hieß mich, sie für den König aufbewahren.“ „Die sind für meinen Großpapa und meinen Oheim“, sagte der Herzog von Bordeaux.

„Der König, die Herzogin von Berry und alle Anwesenden fühlten sich sehr glücklich unter den Kindern. Der König sprach mit Jedermann, und namentlich längere Zeit mit Frau von Bourmont. Er verließ sie, indem ihre beide Hände drückte.

„Sah man dieses ruhige Familienleben, das an den Spielen der Kinder gutmüthig Theil nimmt, so kann man Frankreich nur ein glückliches Geschick voraussagen. Die politische Unruhe, welche gegenwärtig im Lande herrscht, kann nur von sehr kurzer Dauer seyn.“

Kurz vor diesem Feste las man in der Quotidienne ein dem Herzog von Bordeaux in Mund gelegtes Gedicht an seinen Großvater, den König von Neapel, worin unter Anderm folgende zwei Strophen vorkommen:

Ma petulance amuse les vieux ans
De Charles Dix, que tout un peuple adore,
Mes jeunes mains pressent ses cheveux blancs,
Je le caresse et le caresse encore.

Le bon Dauphin rit de tous mes ébats,
Je suis épris de sa vertu guerrière;
On dit que Dieu l'animait aux combats,
Et luit prêtait les feux de son tonnerre.

Riesenblume.

Die größte Merkwürdigkeit auf unserer ganzen Reise, sagt der (Ausl. S. 889. erwähnte) Sir T. Raffles, trafen wir in Sumatra, nämlich eine Blume, vielleicht die größte und prächtigste der Welt, und von jeder andern Blume so sehr verschieden, daß ich sie durchaus mit keiner vergleichen kann. Ihre Länge beträgt vom Rand der Blumenblätter an mehr als drei Fuß, der Honigkelch war neun Zoll weit und eben so tief, und mochte anderthalb Gallonen Wasser enthalten; das Gewicht der ganzen Blume belief sich auf funfzehn Pfund. Der einheimische Name ist Petimum Sikinlili oder des Teufels Betelbüchse. Man trifft sie in den Wäldern, und zwar als Schmarotzergewächs auf dem Stamm und den Wurzeln der Cissus Angustifolia Rox. Sie erscheint zuerst in Gestalt eines kleinen runden Knopfs, der allmählig an Größe zunimmt. Die Blumenknospe ist mit mehrfachen membranösen braunen Hüllen bekleidet, die schichtenweise auf einander liegen und sich mit der Knospe ausdehnen, bis sie zuletzt eine Art von Kelch um dieselbe her bilden. Die noch geschlossene Blume ist eingedrückt, rund, mit fünf stumpfen Winkeln, mißt beinahe einen Fuß im Durchmesser, und trägt ein dunkles, trübes Roth. Die Breite der aufgegangenen Blume von der Spitze eines Blumenblatts bis zur Spitze des gegenüberstehenden andern mißt drei Fuß. Der Kelch, welcher zwölf Pinten halten mag, ist auf der innern Seite von tiefem Purpur und mehr oder weniger dichtem Gelb, mit hervortretenden weichen, dehnbaren Zacken (spines). Nach Unten zu hat er zahlreiche Flecken vom reinsten Weiß, welche gegen den umgebenden Purpur einen scharfen Abstich bilden. Die Blumenblätter sind ziegelroth, mit vielen hellen blatterartigen Flecken. Die Substanz der Blume ist nicht weniger denn einen halben Zoll dick und sehr fleischig. Bald nachdem sie sich entfaltet hat, giebt sie einen Geruch wie verwesende thierische Materie.

Spanische Censur.

Im Oktober 1829 erließ der Erzbischof von Valencia, Don Simon Lopez, in einem Rundschreiben an die Geistlichkeit seines Sprengels folgenden Befehl: „1) Niemand soll irgend ein Buch, Pamphlet oder sonstiges Blatt drucken ohne spezielle Erlaubniß Sr. Eminenz, welcher gottesfürchtige Censoren darüber zu Rathe ziehen wird. 2) Die Censoren sollen die ihnen zugestellten Manuscripte Wort für Wort durchlesen, mit besonderer Sorge, daß nicht etwa ein versteckter Sinn in denselben enthalten sey, da der menschliche Geist täglich an List zunimmt, und in neuern Schriften oft die Meinung des Satans unter scheinbar unschuldigen Worten verborgen liegt. 5) Niemand soll irgend ein außerhalb Spanien, oder in Spanien während der Jahre 1820, 21, 22 und 23 gedrucktes Buch lesen ohne besondere Erlaubniß. Da jedoch bemerkt worden, daß man in diesem verderbten Zeitalter sich wenig um Exkommunikation und Kirchenstrafen bekümmert, so fügen wir bei und befehlen, kraft unserer Autorität, daß einer Strafe von tausend Realen verfallen ist: 1) Jeder, der eines der unter Artikel 5 verbotenen Bücher liest oder auch nur besitzt. 2) Jeder, der ohne Erlaubniß ein Buch oder sonstiges Papier druckt, oder drucken hilft. 3) Jeder, der ein Schnupftuch besitzt, auf welchem die Linien ein Kreuz bilden (d. h. von kreuzweise gestreiftem oder gewürfeltem Zeug) und sich damit die Nase wischt, oder dasselbe zu sonst einem unreinen Gebrauch anwendet.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 294. 21 Oktober 1830.

Geschichte der letzten russischen Gesandtschaft in Persien und ihrer Ermordung.

(Fortsezung.)

Unkluger Weise ließ man Mirsa Yakub auf die respektwidrigste Art sich über die häuslichen Verhältnisse des Königs und seiner zahlreichen Familie äußern und die Rechtlichkeit und Heiligkeit der Priesterschaft in Zweifel ziehen. Als er so einmal die unfeinsten Anekdoten über die Bewohner des Harems erzählte, unterbrach ich ihn mit der Bemerkung, die Gunstbezeugungen des Schah, die er so lange genossen, sollten ihm wenigstens Stillschweigen über Dinge auferlegen, die er jezt so laut preis gebe. Der Gesandte beging die Unvorsichtigkeit, daß er den Mirsa mit zu viel Rücksichten behandelte. Derselbe speiste oft an seiner Tafel, wurde mit Speisen aus seiner Küche versehen und wollte nicht länger unsere Kost theilen, da er der Furcht vergiftet zu werden keinen Hehl hatte.

Es schien der König habe den Gedanken aufgegeben, den Ausreisser wieder zu bekommen. Uebrigens wurde Hr. Grebayedoff zu erkennen gegeben, die bewilligte Erlaubniß zu dem verlängerten Aufenthalt des Hrn. Maltzoff und des Mirsa Nerriman in der Hauptstadt sey zurückgenommen worden, da es bei ihrer Unerfahrenheit in den Geschäften leicht zu andern unangenehmen Scenen kommen könnte. Am 1 Schahban begab sich Mirsa Yakub, mit Hrn. Maltzoff und Mirsa Nerriman, verabredeter Maßen nach Mirsa Mossi's Haus. Sie hatten wenigstens eine Stunde in dem Vorzimmer gewartet, als man ihnen sagte, der Oberpriester befinde sich nicht wohl und sey außer Stand, den Fall anzuhören. Ein Haufen Volks war vor dem Haus versammelt; und wie ich erfuhr, vermied Mirsa Mossi die Zusammenkunft bloß, um nicht, wenn er vielleicht seiner Gefühle nicht mächtig wäre, das Beiwort Ungläubiger gegen Mirsa Yakub zu gebrauchen, wodurch der Pöbel sich als berechtigt angesehen hätte, jenen zu steinigen oder wenigstens zu mißhandeln. Dieser Gang blieb somit ohne Nutzen.

Von Mirsa Yakub erfuhr ich, daß die Nachforschungen nach Sklaven von Neuem begannen; besonders daß man sich angelegen seyn lasse, eine gefangene Christin, Namens Tallan, wieder zu bekommen, deren Reize hochgepriesen wurden. Mahti Kuli Chan, Sohn Husein Chan's vormaligen Statthalters von Eriwan, wurde sofort aufgefordert, einige Sklavinnen herauszugeben, die, wie man wußte, ihm gebracht, oder von seinem Vater aus Eriwan geschickt worden waren. Zwei derselben hatte er an Ali Yar Chan, den vorigen ersten Minister, abgetreten, den er deßwegen ersuchte, er möchte Hrn. Grebayedoff erlauben, sich zu vergewissern, ob sie den Wunsch hätten, nach ihrem Vaterland zurückzukehren, und ihn dadurch fernerer Zudringlichkeiten von Seiten des russischen Gesandten zu überheben. Ali Yar Chan, der sich noch der vielen Beweise von Güte erinnerte, die er während seiner Gefangenschaft in Tauris Hrn. Grebayedoff verdankte, bot zu Allem bereitwillig die Hand. Demgemäß begaben sich mehrere der Armenier, welche sich in dem Gefolge des Gesandten befanden, mit Rustum, und Aga Mohammed Ali, Abbas Mirsa's Ferasch Baschi, nach Ali Yar Chans Wohnung. Man brachte ein junges Weib und ein dreizehn- bis vierzehnjähriges Mädchen aus den innern Gemächern; die Armenier erkannten jedoch in ihnen ihre vermißten Verwandten nicht, auch drückten die beiden keinen Wunsch aus, ihren gegenwärtigen Beschützer zu verlassen.

Um der unangenehmen Nothwendigkeit einer abermaligen Vorführung dieser Frauenzimmer vorzubeugen, hatte Ali Yar Chan die Vorsicht getroffen mehrere angesehene Personen beizuziehen, die erforderlichen Falls Zeugniß über das Resultat dieser Nachforschung ablegen könnten; und an dem Abend desselben Tags bat mich der Ferasch Baschi, meinem Obern zu rathen, er möchte Hrn. Grebayedoff gegen etwaige Einflüsterungen Rustums warnen, welcher leztere unverholen seinen Entschluß ausgesprochen hätte, entweder sein Leben zu verlieren, oder die Befreiung des jüngsten Frauenzimmers zu bewirken. Am folgenden Morgen brachte Rustum im Namen des Gesandten — ich weiß nicht, ob mit dessen Vorwissen — an Ali Yar Chan das Ansinnen, die Gefangenen zu Hrn. Grebayedoff zu senden, der sich persönlich von ihren Neigungen unterrichten wolle. Ohne viel Bedenken ließ Ali Yar Chan sie unter dem Schutz einiger Diener und in Begleitung Mohammed Tahur Begs, mit dem die Jüngste verlobt war, dahingehen. Von dem Gesandten befragt, erwiederten die Damen einfach, sie hätten kein Verlangen, Tehran zu verlassen; da hörte derselbe in einem unseligen Augenblick auf Rustum's Vorschlag sie zwei bis drei Tage zurückzubehalten, wo dann vielleicht, wenn sie von Schrecken und Angst auflebten, die Liebe zu ihrem alten

Glauben und die Anhänglichkeit an das Land ihrer Geburt jede andere Rücksicht überwöge; daher man sie unter Mirsa Pakhés Obhut in einem der anstossenden Zimmer einquartirte, und um jedem Unberufenen den Eintritt zu verwehren, stellte man zwei Wachen von der Ferahaninfanterie vor die Thüre. Ali Yar Chan's Diener erhoben gegen diesen Wortbruch heftige Vorstellungen, allein so sehr sie auch das mißbrauchte Vertrauen ihres Gebieters beklagten, so mußten sie doch ohne ihre Schutzbefohlenen abziehen.

(Fortsetzung folgt.)

Dobells Reisen in Kamtschatka und Sibirien.

6. Die Tschuktschen.

(Fortsetzung.)

Am 28 März bei Tagesanbruch machten wir uns auf den Weg; bei der Schwäche unserer Hunde wurde es jedoch sieben Uhr des Abends, ehe wir Parennia erreichten. Mein Kyurschick war ein hübscher rüstiger Bursche, der oft neben der Kibitka herlief, um die Hunde aufzumuntern; und da er klagte, daß sein Vater die ganzen zwanzig Handvoll Tabak für sich selbst genommmen, so machte ich ihm einige Korallen zum Geschenk, die er für seine Braut wünschte.

Parennia ist eine Ostrog, die beinahe eben so groß und vielleicht eben so volkreich ist, als Kammina. Der Toyun gewährte uns die gastfreiste Aufnahme und schon dachte ich, der Kaufmann müßte mich unrichtig berichtet haben. Er machte mir die schönsten Versprechungen, als ich mich in meinen Schlitten zurückzog, in welchem ich die Nacht zubringen wollte. Aber, wie es scheint, hatten die Kyurschiks von Kammina bereits erzählt, wie es uns dort ergangen war; und diese guten Leute wollten das Beispiel ihrer Freunde nicht verloren gehen lassen. Als der Morgen kam, und wir unsere Reise fortsetzen wollten, war nirgends das Geringste von einem Hunde zu sehen; und jetzt hieß es, daß wir auch keinen erhalten sollten, wenn wir nicht eben so viel Tabak dafür gäben, als wir in Kammina gegeben hätten. Mit vieler Mühe gelang es mir endlich, sechzehn Hunde zu bekommen, für die ich acht Zobelfelle und meinen Rest an Tabak versprechen mußte; da diese aber bei Weitem nicht hinreichten, mein Gepäck fortzuschaffen, so sah ich mich genöthigt, einen Theil desselben mit meinem Dolmetscher zurückzulassen, bis ich von Jschiga danach schicken würde. Obgleich meine Hunde vor Hunger fast erlagen, so konnte ich doch diese hartherzigen Schelme, die Korjäken, nicht vermögen, mir auch nur einzigen Fisch zu verkaufen.

Nachdem wir uns endlich geholfen, so gut es ging, brachen wir auf; doch legten wir bei der Schwäche unserer Hunde bis zum Eintritt der Nacht nur wenige Werste zurück. Wir hielten an einem kleinen Wäldchen, an den Ufern des Parenniaflusses, die dünn mit Bäumen besetzt waren — ein überraschender Anblick, nachdem unser Weg so lange über die weite baum- und strauchlose Moorfläche geführt hatte. Auf den Ebenen zwischen Parennia und Jschiga zogen früher eine beträchtliche Anzahl Rennthierkorjäken mit ihren Heerden umher, aber die Bedrückungen des Kommandanten und der Einwohner des letztgenannten Platzes fielen ihnen so unerträglich, daß sie insgesammt ausgewandert sind. Ein Theil von ihnen wandte sich in das Land der Tschuktschen, ein anderer nach der Aleutenküste und der Rest nach der Küste von Tischil. Es war eine schlechte Politik, es mit so nützlichen Nachbarn zu verderben; denn Jschiga, das nur einen sehr geringen Viehstand und auch an Fischen keinen Ueberfluß besitzt, hängt noch jetzt beinahe völlig von den Zufuhren der Korjäken ab. Die einzigen Rennthierheerden in der Nähe sind einige wenige zu Toigonosk und zwei oder drei kleinere zu Nyakonna.

Ich hatte mich genöthigt gesehen, meinen Vorrath an Fleisch und Zwieback mit meinen armen Hunden zu theilen; dennoch waren sie am folgenden Morgen, da zum Unglück warmes Wetter eintrat, kaum im Stande, sich in Trab zu setzen; und die, welche wir zu Parennia bekommen hatten, waren wenig stärker. Dessenungeachtet waren die beiden Korjäken, welche sie führten, so gefühllos, daß sie beständig auf ihren Schlitten sitzen blieben, obgleich sie die ganze übrige Gesellschaft zu Fuß gehen sahen. Endlich drohte ich ihnen mit der Peitsche, um sie zu zwingen, unserm Beispiele zu folgen. „Hier bin ich der Stärkste," sagte ich, „und wenn Ihr mir nicht gehorcht, so werde ich Euch auf der Stelle züchtigen." Dieß machte sie vorsichtiger, und so oft sie uns jetzt aussteigen sahen, thaten sie Dasselbe.

Am Nachmittag begegneten wir dem Kommissär, der von zehn oder zwölf Kosaken begleitet, zum Schutze der Kaufleute von Jschiga, auf den tschuktscher Markt ging. Ich beklagte mich bei ihm über die Behandlung, die mir widerfahren war, und besonders über die Nothwendigkeit, in der ich mich gesehen hatte, mein Gepäck zurück zu lassen. Er bedauerte außer Stande zu seyn, mir mit Fischen auszuhelfen, da er noch eine weite Reise vor sich habe und nur mit geringem Vorrath versehen sey; „aber," fügte er hinzu, „Sie werden gewiß morgen nach Jschiga kommen, und was ihr Gepäck betrifft, so sollen ihnen dieses meine Kosaken bei ihrer Rückkehr bringen." Unsere Hunde bekamen jetzt nur einen halben Fisch jeder und hatten alle Kräfte verloren; ich machte deshalb früher Halt, um ihnen längere Zeit zur Ruhe zu geben, obgleich der Ort, wo wir uns befanden, so traurig und so entblößt von Gebüsch war, daß wir mit vieler Mühe aus dem Schnee einige halbverfaulte Stücke der Zwergkiefer hervorscharrten um unsern Thee zu kochen.

Der folgende Morgen war heiter und kalt; unsere Hunde trabten auf eine Weise, die mich überraschte, bis gegen Mittag die Hitze ihnen zu groß wurde, und zwei der besten vor Erschöpfung zusammensanken. Als ich ihnen indessen etwas kaltes Fleisch und Zwiebak gab, erholten sie sich wieder und waren im Stande, uns zu folgen. Diese Hunde waren den ganzen langen Weg von Kintschi mit mir gekommen, und ich war entschlossen sie zu behalten, wenn Dieß irgend möglich wäre. Endlich wurde es so heiß und der Schnee so weich, daß die armen Thiere auf einmal völlig inne hielten. Auch wir waren nicht wenig erschöpft, da wir den größten Theil des Weges auf unsern Schneeschuhen zu Fuße machten, und, obgleich bis auf das Hemd entkleidet, am ganzen Leibe schwitzten. Unser Fischvorrath war zu Ende; wir mußten unsere Hunde mit Rennthierfleisch und Zwieback füttern und auch von diesen Ar-

tikeln war uns nur Wenig übrig geblieben. Ich konnte einem jeden nur eine geringe Quantität geben; die sie jedoch so erquickte, daß ich den Starosta, dessen Gespann sich noch am Besten erhalten hatte, nach Ischiga voraus schicken konnte, um den Kommandanten zu bitten, uns Hülfe zukommen zu lassen. Um sechs Uhr Nachmittags hatten unsere Hunde sich auch wieder etwas erholt, und als die Sonne untergegangen war, wurde der Schnee durch die Kälte wieder etwas fester, so daß wir es wagten, unsere Reise weiter fortzusetzen. Ich mußte den Eifer bewundern, mit dem die armen Thiere vorwärts strebten; in der That strengten sie sich so sehr an, daß wir um neun Uhr, nicht weit von Ischiga, bereits auf den Hundevorspann stießen, den der Kommandant uns entgegen schickte. Nichts ging über die Freude unserer Hunde, als sie die von Ischiga zu Gesicht bekamen. Sie sprangen hoch in die Höhe, bellten laut, und liefen ihnen mit solcher Begierde entgegen, daß es unmöglich war, sie zurück zu halten. Als sie dieselben erreichten, sprangen sie an ihnen hinauf, beleckten sie und liebkosten ihnen, als wenn sie ihnen ihre Dankbarkeit hätten bezeugen wollen, daß sie in einer so mißlichen Lage ihnen zu Hülfe kämen. Wir näherten uns der Stadt; in vollem Rennen ging es davon, und wenn nicht Einige der Einwohner uns Beistand geleistet und sich auf die Schlitten geworfen hätten, so würden die Hunde Alles, was darin war, zerbrochen haben.

Bald war ich vor dem Hause angekommen, welches mir zur Wohnung angewiesen war, nicht wenig erfreut, mich nach so vielfachen Entbehrungen und Erfahrungen unter civilisirten Menschen zu sehen. Nach einer ungestörten und sorglosen Nachtruhe — der ersten, seit ich Weytpak verlassen hatte — stand ich am Morgen wie neu belebt auf und machte einen Besuch beim Kommandanten. Er beruhigte mich wegen der Besorgniß, welche ich in Bezug auf mein Gepäck aussprach, indem er mir die Zusicherung gab, daß wenn die Kosaken dasselbe nicht bald brächten, er, so übel sie auch mit ihren Hunden daran wären, es holen lassen würde. Auch rieth er mir, durch die Rennthierkorjäken von Vyakonna mein Gepäck nach diesem Platze schaffen zu lassen, der neunzig Werste von hier auf dem Wege nach Ochotsk lag.

Ischiga war bei meiner Ankunft in großer Noth; und wenn die Rennthierkorjäken in der Nachbarschaft nicht so großmüthig gewesen wären, von Zeit zu Zeit dem Kommandanten einige Rennthiere zuzusenden, so hätten die Einwohner umkommen müssen, da ihre Mehlvorräthe größtentheils verzehrt waren. Der Fluß bietet nur wenig Fische; und die Einwohner, die seit vielen Jahren gewohnt sind, von den Korjäken ernährt zu werden, legen während des Sommers die Hände in den Schoß.

(Schluß folgt.)

Statistische Bemerkungen über das Königreich der Niederlande *).

Das Land zerfällt in drei Jurisdiktionen, die im Haag, in Lüttich und in Brüssel ihren Sitz haben. Der Gerichtshof von Lüttich hat die Provinzen Lüttich, Namur, Limburg und Luxemburg unter sich; der von Brüssel die Provinzen Südbrabant, Hennegau, Antwerpen und die beiden Flandern; der vom Haag die zehn Provinzen des Norden, die wir gewöhnlich unter dem Namen Holland zusammenfassen. Die beiden Erstern begreifen Belgien.

	Oberfläche.	Angebautes	Unangebautes	Mit Häusern überbautes	Kanäle und Straßen.
		Land.			
Haag . .	2,860,888	1,931,876	789,322	8,062	132,128
Lüttich . .	1,755,578	1,289,913	406,979	4,783	51,903
Brüssel .	1,585,671	1,432,347	87,462	12,886	50,976
Belgien .	3,337,249	2,722,260	494,441	17,669	102,879

Die Oberfläche der vereinigten Niederlande mit 6,198,137 Hektaren bildet ungefähr den hundert und fünfzehnten Theil von Europa, den neunten von Frankreich und zwei Siebentel der Insel Großbritannien. Vergleicht man Belgien und Holland, so zeigt sich, daß dieses besser mit Straßen und Kanälen versorgt, hingegen jenes bei Weitem besser angebaut ist. Dieses Verhältniß steht in genauer Beziehung zur Bevölkerung, welche sich im Jahre 1826 folgender Maßen ergab:

	Einw.	Auf 100 Hekt.	Auf 1 Geburt.	1 Todesfall.	1 Heirath.	Kinder auf 100 Ehen.
Haag	2,289,000	80	27	38	125	46
Lüttich . . .	1,150,900	66	30	44	157	46
Brüssel . . .	2,648,400	167	29	40	138	48
Belgien . . .	3,799,300					

Man sieht, daß in den nördlichen Provinzen die stärkste Menschenproduktion ist, daß sie sich aber nicht erhält; weniger rasch folgen sich die Generationen im Süden, aber sie sind von längerer Dauer.

Mehr Licht auf die politische Lage wirft das eingeführte Abgabensystem, nach dem Budjet von 1826:

	Direkte Steuern.	Aus- und Einfuhrgebühren und Accise.	Stempel.	Posten.	Douanen.	Journalistik.
Haag .	1,322,815	9,750,115	121,719	1,175,581	111,042	35,339
Lüttich	295,767	3,064,939	12,935	191,880	201,525	12,571
Brüssel	872,194	9,643,935	64,600	617,015	755,934	49,829
Belgien	1,167,961	12,708,874	77,535	808,895	957,459	62,400

Flandern, Antwerpen, Hennegau und Südbrabant entrichten somit zwei Drittel Dessen, was Holland für Real- und Personalsteuer, Posten und Zeitungen, eben so Viel, was es für Accise, Aus- und Einführung, und sieben Mal Mehr, als was es für Douanen zahlt. Die Berechnung ist nach holländischen Gulden.

Von den Steuern überhaupt kamen in dem angeführten Jahre auf die Jurisdiktion des Haag 36,681,620, auf die von Lüttich 8,635,190, und auf die von Brüssel 50,243,271, also auf Belgien 58,878,461 Gulden. Die Realsteuer Hollands betrug 5,601,756, die Personalsteuer 3,742,324; dieselbe Steuer für Lüttich 1,805,145 und 665,257; für Brüssel 5,987,958 und 2,817,350, also für Belgien 7,793,098 und 3,482,607 Gulden. Diese Vertheilung scheint so ziemlich gleich. Allein die Last der Provinzialabgabe lastet auf dem Süden wieder mehr als auf dem Norden. Holland treffen in dieser Hinsicht 1,098,036, Lüttich 418,604, und Brüssel 1,056,284, also Belgien 1,474,888 Gulden, d. h. fast ein Viertel mehr als das erstere. Was aber den Belgiern am Meisten ärgerlich seyn mußte, war, daß sie die holländische Staatsschuld mit zu tragen hatten — 5,800,000,000 Franken, wovon zwar nur 1,664,669,000 Franken verzinst werden; was indeß immer noch auf den Kopf 250 ausmacht. Die zehnjährige Budjetperiode empfiehlt sich auch nicht durch sonderliche Zweckmäßigkeit, so wie die seit 1820 eingerissene Anticipation der Ausgaben, die oft auf zehn und mehr Millionen sich beläuft.

*) Recherches statistiques sur le royaume des Pays-Bas. Par M. A. Quetelet, Directeur de l'observatoire de Bruxelles etc. Bruxelles 1829. Recherches sur la population, les naissances, les décès, les prisons, les dépôts de mendicité etc. Par M. A. Quetelet. Bruxelles 1827.

Die Ausgaben bestehen in folgenden Rubriken:

	1816.	1821.	1826.	Durchschnitt von eilf Jahren.
Civilliste	2,600,000	2,800,000	2,100,000	2,551,686
Hohe Staatskollegien	1,468,655	1,211,285	1,065,450	1,202,811
Auswärtige Angelegenheiten	957,858	705,505	766,969	787,638
Justiz	3,594,511	3,221,547	2,191,049	3,245,669
Inneres und Wasserstaat	7,245,910	5,019,522	6,159,249	5,744,459
Nichtkatholische Religion	1,264,261	1,425,449	1,522,511	1,551,817
Katholische Kirche .	1,525,176	2,086,750	1,651,415	1,662,865
Erziehung, Industrie, Handel und Kolonien	3,894,756	1,725,882	75,019 *)	2,155,520
Finanzen und Zinsen für die Staatsschuld .	33,514,542	34,509,517	38,707,562	31,555,101
Flotte	6,554,551	5,057,745	6,582,842	5,775,711
Heer	27,128,574	17,427,732	18,444,535	22,852,651

Um die Gebrechen des Repräsentativwesens in den Niederlanden anzudeuten, bemerken wir, daß die erste Kammer der Generalstaaten aus Mitgliedern besteht, welche der König ernennt. Es dürfen ihrer nicht mehr als sechzig und nicht weniger als vierzig, und sie selbst dürfen nicht unter vierzig Jahren alt seyn. Sie erhalten ihre Würde lebenslänglich. Die zweite Kammer wird aus hundert und zehn Mitgliedern gebildet; das Alter der Wählbarkeit ist auf das dreißigste Jahr festgesetzt. Sie werden von dem Adel, den Landeigenthümern und den Bürgern der Städte abgeordnet, und zwar:

22	von	der	Provinz	Holland	mit	850,000	Einw.
10	„	„	„	Ostflandern . .	„	700,000	„
12	„	„	„	Westflandern . .		680,000	„
8	„	„	„	Südbrabant . .	„	505,000	„
7	„	„	„	Nordbrabant . .	„	335,000	„
8	„	„	„	Hennegau . .	„	558,000	„
6	„	„	„	Lüttich und Limburg	„	668,000	„
5	„	„	„	Antwerpen . .	„	330,000	„
6	„	„	„	Geldern . . .	„	291,000	„
5	„	„	„	Friesland . . .	„	207,000	„
4	„	„	„	Overyssel . . .	„	164,000	„
5	„	„	„	Zeeland . . .	„	132,000	„
4	„	„	„	Luxemburg . .	„	298,000	„
5	„	„	„	Utrecht . . .	„	119,000	„
2	„	„	„	Namur . . .	„	194,000	„
1	„	„	„	Drenthe . . .	„	64,000	„
4	„	„	„	Gröningen . .	„	159,000	„

Die alten sieben Vereinigten Provinzen von Holland bei einer Bevölkerung von 1,510,600 senden zwei und sechzig, und Belgien bei einer Bevölkerung von 3,955,000 sendet bloß acht und vierzig Mitglieder.

Betrachten wir noch die Bewohner der Niederlande im Bezug auf Abstammung und Kirche, so zählt man in ersterer Beziehung 1,990,000 Batavier von deutscher Extraktion, 3,716,000 Wallonen oder Belgier von französischer Extraktion, 163,000 Friesen, 300,000 Deutsche, 80,000 Juden; in zweiter Beziehung 5,844,000 Katholiken, 2,146,000 Lutheraner und Reformirte, 121,000 Menoniten, 58,000 Remonstranten, Wiedertäufer x. 80,000 Juden; im Ganzen 6,249,000 Einwohner. Luxemburg, als zum Deutschen Bunde gehörig, steht in zweiter Reihe und hat drei von den neun und sechzig Stimmen dieses Vereins.

Notizen aus Frankreich.

Die französischen Sitten scheinen seit den Juliustagen fast republikanischer geworden zu seyn, als es die äußere Staatsform schicklicher Weise erlauben mag. In einem pariser Blatte las man vor einiger Zeit die Beschreibung eines Gastmahls, welches die Grenadierkompagnie eines Linienregiments den sämmtlichen Officieren desselben gab, und wobei ein Korporal die Gesundheit des Obristen, der Obrist die Gesundheit des Korporals, die Soldaten den Hauptleuten und Lieutenants, und diese wiederum den Soldaten ihre Toaste brachten. Die Familie Ludwig Philipps, der die Nationalgarden mit „meine Kameraden" anredet, hat selbst die Sprache des Hofes verbannt; der König ladet die Deputirten, welche ihre Adressen überreichen, ohne Umstände zu Tische, und als die France nouvelle neulich die Worte gebrauchte, que Lafayette avait fait sa cour au roi, zog das Blatt diesen aus der Feudalzeit herübergenommenen Ausdruck sich selbst dermaßen zu Gewissen, daß es am folgenden Tage die ganze Schuld auf den armen Hofberichterstatter zu wälzen suchte, der noch nicht vermocht hätte, seine alte Phraseologie abzulegen. „Unsere Leser," sagt es, „werden einen Verstoß bemerkt haben, der aus der alten Gewohnheit der Person entsprang, welche uns Bericht über die im Palais-Royal abgelegten Besuche erstattet. Diese ließ uns sagen, General Lafayette sey beim Könige zur Cour erschienen. Unsere Leser wissen so gut als wir, daß man bei Ludwig Philipp nicht zur Cour geht, und daß unser ehrwürdiger Lafayette den König besucht, ihm aber nicht den Hof macht."

Der Minister des Innern hat der französischen Akademie angezeigt, sie möge wie bisher jährlich drei goldene Medaillen für die besten Abhandlungen über die Landesalterthümer aussetzen, und die Regierung werde überhaupt die Forschungen der französischen Antiquare auf jede Art unterstützen. Dieses Jahr erhielten die Medaillen Hr. von Bousset für eine Abhandlung über die Alterthümer von Beziers; Hr. Andant für einen Versuch über die Alterthümer von Limousin; Hr. Pervost für einen Bericht über Urnen und silberne Geräthe, die bei Bernay gefunden wurden. Die in unsern Blättern (Ausl. 1829, S. 1207) bereits angekündigten Abbildungen mexikanischer Alterthümer, welche Lord Kingsborough aufnehmen ließ, wurden neulich der Akademie in fünf großen Foliobänden durch Hrn. Warren vorgelegt. Das Werk kostete ungeheuere Summen; jedes Bild soll auf beinahe fünfhundert Pfund Sterling gekommen seyn!

Arabische Sprichwörter.

In Burkhardts Nachlaß fand sich auch eine Sammlung arabischer Sprichwörter, die, wie es scheint, von einem Eingebornen in Kairo angelegt, von dem Reisenden selbst vermehrt worden war, und durch den Verein für Beförderung der Entdeckungen im innern Afrika kürzlich im Druck herausgegeben worden ist. Sie sind in der Sprache des gemeinen Manns von Unteregypten abgefaßt, die aber keineswegs so verdorben ist, als man sich gewöhnlich einbildet; und sie beweisen, daß die Grundsätze der Ehre und Tugend, der Freundschaft, der Menschenliebe, und selbst des Edelmuths den modernen Arabern nicht unbekannt sind, obwohl nicht gerade alle sich die Mühe nehmen, dieselben zur Richtschnur ihres Lebens zu wählen. Freilich zeigt sich aber auch in mehreren dieser Sprüchwörter ein Geist der Selbstsucht, der uns eine minder günstige Meinung vom Charakter jenes Volks giebt. Als Probe mögen folgende dienen: Wenn das Wasser als Sündfluth kommt, so lege Deinen Sohn unter Deine Füße, d. h. rette Dich selbst, und sey's auf Kosten Deiner theuersten Freunde. Geld ist ein süßer Balsam; Geld heilt alle Wunden, bemerkt Burkhardt dazu, sey ein allgemeiner Grundsatz im Orient. Wenn Dich eine Schlange liebt, so trage sie als Halsband, d. h. wenn gefährliche Leute Zuneigung gegen Dich an Tag legen, so suche sie durch die artigste Aufmerksamkeit für Dich zu gewinnen. Wenn sie Dich einen Schnitter nennen, so wetze Deine Sense, d. h. überzeuge die Leute, daß Du den Ruf, dessen Du Dich erfreust, auch verdienst. Erweise nicht Gutes, so findest Du nicht Uebles, ein Mittel gegen Undank. Anders lautet: Die schnellste Freigebigkeit ist die beste. — Ist Deine Schwiegermutter händelsüchtig, so verstoße ihre Tochter, d. h. reiß das Uebel mit der Wurzel aus. — Beim Weisen bedarf es eines Winks, beim Narren eines Puffs. — Wände haben Ohren. — Katzen träumen immer von Mäusen. Tausend Kraniche in der Luft sind keinen Sperling in der Faust werth. — Sie wollen dem Pferde des Pascha einen Schuh anziehen; der Roßkäfer streckt sein Bein aus. Lächerlichkeit unbegründeter Ansprüche. Ein Roßkäfer ist eine Schönheit in den Augen seiner Mutter, d. h. Eltern sind gegen die Fehler ihrer Kinder blind

*) Die Rubrik Erziehung jetzt unter der Rubrik „Ministerium des Innern"

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 295. 22 Oktober 1830.

Geschichte der letzten russischen Gesandtschaft in Persien und ihrer Ermordung.

(Fortsetzung.)

Bei der aufrichtigen Anhänglichkeit, die uns an Hrn. Gribayedoff knüpfte, fühlten wir uns durch diese gewaltsamen Vorgänge sehr beunruhigt, da wir die Stimmung der öffentlichen Meinung gegen ihn kannten und wohl wußten, daß auch ohne neue Ursachen Aufregung genug vorhanden war, seine Lage gefährlich zu machen. Unsere Nation ist wild, grausam, sorglos — der nächste Morgen kommt selten in Betracht — gleich dem Feuerstein, welcher geschlagen, augenblicklich entzündet. Mein Oberer hatte seiner Besorgnisse keinen Hehl und lag Hrn. Gribayedoff an, die Weiber nach Ali Yar Chan's Wohnung zurückzulassen, als dieser ihm mit Wärme entgegnete, seine Einmischung sey sehr ungelegen. Der Chan wartete nach dieser Abfertigung dem Gesandten zwei bis drei Tage nicht mehr auf, worauf man nach ihm schickte und sie sich versöhnten. Mittlerweile machte Mirsa Mahri, des Schah's Manuskriptschreiber, verschiedene Besuche, um die Rückgabe der Weiber an Ali Yar Chan auszuwirken. Eben so setzte Mirsa Abul Hossan Chan, der Minister für die auswärtigen Angelegenheiten, seine Bemühungen in Betreff Mirsa Yakubs fort. Beide fanden keine Beachtung.

Am dritten Tag nach ihrer Aufnahme in das Haus erklärten die Weiber ihre Absicht, nach ihrer Heimath, dem Dorf Karakelesia, auf der Grenze von Eriwan, zurückzukehren. Es läßt sich unmöglich behaupten, ihre Erklärung sey aufrichtig gewesen, da sie mittelst der persischen Schildwachen vor ihrem Gemach einen fortwährenden Verkehr mit den Leuten Ali Yar Chans unterhielten, deren immer einige in der Nähe blieben. Mohammed Tahur Beg, der Verlobte der Einen, kam häufig auf mein Zimmer, bis Mirsa Yakub mir bedeutete, diese Aufnahme stehe dem Gesandten nicht an.

Unsere Abreise war auf den 7 oder 8 Schabban angesetzt; am Mittag des fünften wurden die Weiber auf Befehl Rustums nach einem Bad gebracht, welches, obwohl abgesondert, einen Theil des Hauses bildete. Kein Schritt konnte unvorsichtiger seyn. Das Bad wird als eine der wichtigsten Ceremonien betrachtet, die einer mohammedanischen Heirath vorangeht. Bei ihrer Rückkunft aus dem Hummam versuchten Ali Yar Chans Diener die Weiber mit Gewalt wegzunehmen. Wußte Hr. Gribayedoff Anfangs von Abführung in das Bad Nichts, so mußte er durch die darauf folgende Balgerei sie erfahren, und ich hörte auch, daß er Einige seines Gefolges mit Drohungen und vergeblichen Vorwürfen anließ. Konnte ja ihm doch kaum entgehen, daß sie die Gefahr seiner Lage täglich ja stündlich vergrößerten. Wie ein Lauffeuer verbreiteten sich die ungünstigsten Gerüchte in Bezug auf den Ruf des Gesandten durch die Stadt. Die Priester traten zusammen, Mirsa Mossi berief die Molla's in eine der Hauptmoscheen. Fernere Nachsicht, hieß es, sey nicht möglich; die Religion werde entweiht, der Monarch gedemüthigt, die heiligsten Rechte mit Füßen getreten und einstimmig beschloß man, es soll ein Theil der Molla's sich augenblicklich zu dem Prinzen-Statthalter verfügen, um ihm zu melden, daß, wenn der russische Gesandte die beiden Weiber und Mirsa Yakub nicht herausgebe, diese Personen von dem Volk geholt werden würden. Se. Hoheit bat, man möchte zu keinen Handlungen der Gewalt schreiten, bevor er denn mit dem Gesandten Rücksprache genommen hätte.

Benachrichtigt von den Vorgängen in den Moscheen theilte ich meine Kunde Mirsa Nereiman in Ausdrücken mit, von denen ich mir einen Eindruck auf ihn versprach. Ich wurde ausgelacht. „Wir,“ sagte er, „sind eine Schaar Sumborrukkamele; *) wir können Schießpulver riechen.“ Noch erinnere ich mich einer andern Unterredung, die ich mit diesem Unglücklichen hatte. Er zeigte mir eine von ihm verfaßte offizielle Note an die Minister des Hofs. Der Gegenstand war unbedeutend, aber das Wort Schah, ohne alle andere Titulatur gebraucht, fiel mir auf. Ich bemerkte ihm, er hätte doch passender: Se. Maj. der Schah, oder der König der Könige, oder der Beschützer der Welt, geschrieben; diese Höflichkeits-Redensarten wären in Persien seit uralten Zeiten gewöhnlich. Andere europäische Nationen, namentlich die Engländer, erwähnten den Namen des Königs nie ohne den gehörigen Respekt. Warum sollten die Agenten Rußlands nicht eben so artig seyn? „Oh!“ erwiederte der Mirsa, „Ihr versteht Euch auf den Geschäftsstil nicht ganz. Rußland ist in der Lage, wo es befehlen kann; wenn England Etwas will, so kann es Dieß nur durch ein feines und gefälliges Benehmen erreichen.“

*) Kamele die kleine Stücke Geschütz tragen.

Im Verlauf dieses Tages lud Mirsa Abdul Wahab den Gesandten zu einer Besprechung in dem Hause des Mohammed Wolli Chan Affchar ein; dadurch wurde die Frage des ersten Besuchs beseitigt. Es wäre, sagte er, doch wohl nicht der Mühe werth, wenn es zwischen zwei mächtigen Reichen um einer elenden Kreatur wie Mirsa Jakub und zwei armer Weiber willen zum Bruch kommen sollte.

Mittwoch der 6 Schaban war ein Tag des Ringens und des Entsetzens, der nie aus meinem Gedächtniß erlöschen wird. Die Ereignisse stürmten jedoch in so rascher Folge auf einander, daß ich lange Zeit brauchte mich zu sammeln, ehe ich im Stande war, dieselben zu Papier zu bringen.

Es muß um Sonnenaufgang gewesen seyn, als ein Diener des Prinzen-Statthalters Ali Schah erschien, die augenblickliche Gegenwart meines Obern und Mirsa Nerriman's höchst wichtiger Geschäfte wegen zu begehren. Hr. Grebayedoff genoß damals seine letzte Erdenruhe und mehr als anderthalb Stunden verflossen, ehe Mirsa Nerriman des Ministers Verhaltungsbefehle und Erlaubniß zu gehen erlangen konnte. Da mein Oberer die Vorkehrungen zu der am Abend zuvor ausgemachten Zusammenkunft zwischen Mirsa Abdul Wahab und Hrn. Grebayedoff zu besorgen hatte, so verließ er das Haus in aller Frühe und verabredete sich mit Mirsa Nerriman, daß sie einander in dem Palast des Prinzen treffen wollten.

Kaum war eine Stunde des Tages vorüber, als ich die Nachricht erhielt, das Volk rotte sich bei der Hauptmoschee zusammen, wo die Priester abermals berathschlagten. Nicht lange so befahlen Letztere alle Läden auf dem Basar zu schließen, und luden dann die Versammlung ein, sich vor die russischen Quartiere zu begeben, und die Losgebung Mirsa Jakub's und der beiden Frauenzimmer durch Güte oder Gewalt zu erzielen. Zwei achtbare georgische Kaufleute eilten inzwischen aus ihrem Karawanserai mit der Kunde von dem beabsichtigten Angriff nach dem Hause des Gesandten, und Manutschehr Chan sandte in Folge eines in der Nacht von dem Schah an ihn gelangten Geheißes seinen Neffen Mirsa Selliman Malleykaff ab, damit er Hrn. Grebayedoff die aufgeregte Volksstimmung in nunmwundenen Ausdrücken schilderte und ihn bewöge, seine Schützlinge auszuliefern.

(Fortsetzung folgt.)

Dobells Reisen in Kamtschatka und Sibirien.

---

6. Die Tschuktschen.

(Schluß.)

Die Lage von Ischiga hat wenig Empfehlenswerthes. Zwar sieht man einige Wiesen, auf denen eine Menge Vieh gezogen werden könnte; aber auch Dieß scheint den trägen Einwohnern zu beschwerlich, sie haben nur eine geringe Anzahl Kühe. Die See ist gegen die Mündung des Flusses hin voll von Sandbänken, welche die Schifffahrt ungemein erschweren; dagegen findet man ungefähr dreißig oder vierzig Werste weiter hinab an der Küste eine Bai, welche einen viel sicherern Ankerplatz bieten würde und in jeder Beziehung sich besser zu der Anlage einer Niederlassung eignete.

Die Fische, welche man an den Küsten des nördlichen stillen Meeres in solcher Menge findet, Kabliaus, Flinders, Häringe sind hier selten; dagegen hat die See von Ochotsk Wallfische, Seelöwen, Seehunde und andere Seethiere in Ueberfluß. Das Fleisch dieser Thiere ist, wenn es zu häufig genossen wird, ungesund; und zu Ischiga sind durch dasselbe bereits zwei oder dreimal verderbliche Seuchen verursacht worden. Es giebt hier, wie die Eingebornen behaupten, eine Wallfischart, die zuweilen an die Küste geworfen wird und die geradezu giftig seyn soll, so daß selbst Vögel und Raubthiere sie nicht zu berühren wagen. Eine andere Art soll ein Oel haben, welches bei dem Genuß des Fisches so schnell von dem Magen eingesaugt wird, daß es sogleich wieder zu allen Poren herausquillt und die Kleider verderbt. Wenn man dasselbe in bedeutenden Quantitäten zu sich nimmt, verursacht es Leibschmerzen, Zuckungen und Fieber.

Es war ein glücklicher Gedanke gewesen, daß ich mir aus dem Elenn, das die Tschuktschen mir schenkten, Bouillon hatte machen lassen; ich führte diesen gefroren mit mir und reichte damit bis zu meiner Ankunft in Ischiga aus. Das Rennthierfleisch fand ich sehr schlecht und fast ungenießbar. Denn da diese Thiere den Winter über Nichts als Moos essen, so sind sie, wenn einmal der März beginnt, nicht mehr sehr fett und im April völlig ausgemagert, da sie zumal um diese Zeit noch Würmer in der Haut haben. Auch in dem Magen entstehen um dieselbe Zeit bei ihnen Würmer, die an Aussehen den Maden gleichen, nur daß sie größer und dunkelfarbiger sind; sie husten dieselben herauf und werfen sie dann durch die Nase aus. Während des Sommers nähren sie sich von Gras und kleinem Gesträuch; daher ist ihr Fleisch im Herbst oder zu Anfang des Winters am Besten.

Ich machte um Ischiga häufig Ausflüge auf meinen Schneeschuhen oder zu Schlitten; aber nie fand ich eine Spur von Wild; ja keine Krähe war zu sehen, wenn sie nicht durch den Kadaver eines gefallenen Hundes herbeigezogen wurden. Die einzigen Vögel, die an diesem elenden Platze sich aufhielten, waren Elstern; diese sind dem Menschen so ergeben, daß sie ihn nirgend verlassen.

Am zehnten April traf ich mit drei Rennthierkoräken und zwei Männern von Tumanni, welche Hunde besaßen, die Uebereinkunft, daß sie mein Gepäck nach Niakonna führten und fünfzehn Stück Rennthier zur Nahrung für meine Hunde schlachteten, wogegen ich ihnen zwei Pfund Tabak, zwei Flaschen Branntwein und dreizehn Rubel baares Geld gab. Zugleich miethete ich einige Kosaken, die nach Parennia gehen und mein Gepäck holen sollten; und so glaubte ich endlich Aussicht zu haben, meine Reise fortzusetzen. Am fünfzehnten kam indessen einer der Kosaken zurück und meldete mir, die Hunde wären so schwach geworden, daß seine Kameraden unter Weges hätten zurück bleiben müssen. Dieß war mir eine unangenehme Nachricht; ich hätte Alles darum gegeben, diesen elenden halbverhungerten Ort verlassen zu können, dessen Bewohner kein anderes Vergnügen zu kennen schienen, als die Völlerei. Sie waren jetzt sämmtlich auf äußerst geringe Portionen Fleisch und Mehl beschränkt; und der Branntwein war das Einzige,

was sie für diese spärliche Kost entschädigt. Am 20 April war jedoch ein großes Freudenfest, da der Kommandant von einigen Korjäken und Tschuktschen fünfhundert Stück Rennthiere zum Geschenk erhalten hatte. Ich wurde eingeladen, mit anzusehen, wie sie getödtet — oder ich sollte eigentlich sagen — niedergemetzelt wurden. Die armen Thiere wurden in ein großes mannshohes Gehäge getrieben, das besonders zu diesem Zwecke gemacht worden war, und durch eine Menge Menschen gehütet wurde, die sich rings um dasselbe her aufgestellt hatten. Kaum waren die Rennthiere durch eine Oeffnung, die man an dem einen Ende gelassen hatte, hineingekommen, so fielen die Jäger mit Lanzen und Keulen über sie her, und richteten eine Niederlage unter ihnen an. Mehrere der Thiere stürzten, da sie sich von allen Seiten umringt sahen, wüthend gegen das Thor und einigen gelang es durchzudringen und zu entwischen. Das Rennthier schlägt, wenn es gereizt wird, mit den Vorderfüßen, die beinahe eben so stark sind, als die des Ochsen, und schon einen recht tüchtigen Streich führen können. Eine Anzahl Männer, welche die Wache hatten, wurden verwundet; die Jäger verfolgten indessen die fliehenden Rennthiere mit ihren Flinten und hatten sie bald erlegt. Es kostete einen ganzen Tag, ehe dieses Werk der Vernichtung vollendet war; und die Tschuktschen sagten, sie würden viel schneller und bequemer damit zu Ende gekommen seyn.

Unter den Tuschktschen befand sich auch ein Schamane oder Zauberer. Er war ein junger Mann von achtundzwanzig bis dreißig Jahren, groß, gut gewachsen, mit lebendigen ausdrucksvollen Zügen, und kleinen durchdringenden schwarzen Augen. Sein Haar hing ihm in vielen kleinen Zöpfen um den Kopf, und an denselben hatte er eine Menge Korallen von verschiedenen Farben befestigt, die einen sonderbaren Anblick gewährten. Er trug eine Art Parka, die mit vielen Haarbüscheln und Lederstreifen, ausgeschnitzten Knochen und Holzstücken und ähnlichen Zierrathen auf das Abenteuerlichste geschmückt war. Ich hätte ihn gern seine Beschwörungen machen sehen, und in der That hatte er mir Dieß versprochen; ehe er jedoch dazu kommen konnte, hatten ihn einige Personen betrunken gemacht, und er blieb bis zu meiner Abreise in einem Zustande, der ihn unfähig machte, sein Wort zu halten. Die Korjäkenschamanen essen, wenn sie aufgefordert werden, ihre Geschicklichkeit zu zeigen, von dem agaricus muscarius, wodurch sie sogleich in eine Art Raserei verfallen; der Schaum tritt ihnen aus dem Munde, indeß sie ihre kabalistischen Worte herausstoßen, welche die Zuhörer sich sorgfältig merken und die darauf von dem Zauberer ausgelegt werden.

Ischiga ist unter 63° 30′ N. B. und 160° O. L. von Greenwich gelegen; und obwohl es nördlicher liegt, als Jakutsk, so macht doch die Nähe der See das Klima viel milder. Es hatte zu der Zeit meiner Anwesenheit ungefähr ein hundert Häuser und neun hundert Einwohner; doch sind die letzteren seitdem durch Seuchen, Hungersnoth und ähnliche Ursachen gar sehr zusammengeschmolzen.

Le triomphe national.

Ode an die pariser Bürger von Lemercier.

Wir haben die bedeutendsten poetischen Erzeugnisse, wie sie in Folge der großen Woche in Frankreich der Reihe nach erschienen sind, bisher wörtlich angeführt. Lemerciers Ode (sechzig vierzeilige Strophen) ganz abdrucken zu lassen, überschritte das nothwendige Raumverhältniß unserer Blätter, daher gegenwärtiger Artikel nur dienen möge, unsere Leser auf jenes in einem der neuesten Heft der Revue de Paris enthaltene Gedicht aufmerksam zu machen — unserer Ansicht nach das beste, welches über die Ereignisse der Julitage uns vor Augen gekommen ist. Schade, daß der Verfasser mehrere unbedeutende bloß deklamatorische, zuweilen wohl auch geradezu unpoetische Strophen nicht weggelassen hat.

Die Ode beginnt:

Que m'a révélé la nature?
„La liberté de l'homme est un decret de Dieu."
Peuple, cette vérité pure,
Tu l'as par mille exploits gravée en traits de feu.

Vielleicht hätte statt der Frage in der ersten Zeile eine weniger nach Schwung haschende Form gewählt werden sollen; derlei Bemerkungen sind jedoch hier, wo es sich um keine eigentliche Kritik handelt, zu unbedeutend, um weiter erörtert zu werden. In den unmittelbar folgenden Strophen, von welchen wir freilich gleich mehrere ganz weg oder doch poetisch epurirt und potenzirt wünschten, schildert der Dichter die friedliche Ruhe, die bisher in Paris geherrscht, und fragt dann: woher der plötzliche Waffenruf?

Sont-ce des hordes étrangères
Accourant de leur rage ensanglanter Paris?....
Non, les panaches de tes frères
T'annoncent des Caïns, que repoussent tes cris.

Auf der „zerrissenen Charte" pflanzen die Diener der „gebrochenen Treue" ihre Fahnen auf, und das entrüstete Volk ruft:

„Aux armes!".... Mais tu n'as point d'armes,
Toi, qui jettes ce cri, toi, d'horreurs assiégé!

Doch den Tapfern wird Alles zur Waffe; die alten hundertjährigen Bäume werden gefällt, und bilden Wälle und Mauren gegen die Truppen.

Leur foudre éclate, et ton sang coule:
Tuile, grès et débris pleuvent partout sur eux.
Fougueux torrent, ta masse roule,
Et déborde leur troupe à flots tumultueux.

Verdient diese Strophe nicht einen Kranz?

C'en est fait!.... le canon qui tonne
Denonce des tyrans les féroces désirs;
Et l'airain des temples qui sonne
Appelle la patrie à venger ses martyrs.

Auf sie los! ruft der Dichter, jamais les pâles mercenaires
Des libres citoyens n'ont l'unanime ardeur.

Er nennt die Menschen jeden Standes und Alters (le gymnase guerrier, guidant la civique furie etc.,) die sich rächend in die erschreckten Schweizer stürzen. Moi même, ruft er, ein zweiter Aeschylus oder Tyrtäus aus, Moi-même, au fort de la tempête,

Des vengeurs fraternels je suis tous les hasards;
Je cours leur devouer ma tête,
Et mon nom publié la signale aux poignards.

Das Volk stürmt den Louvre; keine Rettung mehr für den König; schon kann ihm der Dichter die geflügelten Worte zurufen:

Roi proscripteur, la foule gronde....
Va, fuis; tes lys sont morts, tes châteaux investis.

Das Ministerium hat, das Heilige zu ruchlosem Trug anwendend und dem Monarchen mit einem göttlichen Recht schmeichelnd, ihn und sein Geschlecht gestürzt, und

Hélas! cette Electre vivante
Par la fatalité qui combla ses malheurs,
Sur les mers orpheline errante,
Charles d'un triple exil lui coute encore les pleurs!

A-t-il quelques droits légitimes
Qu'un sophisme importeur fasse encore vénérer?
La légitimité des crimes,
Est-ce un dogme légal qu'on veuille consacrer?

(Schluß folgt.)

Nachrichten über das asiatische Rußland.

2) Reisen des Grafen Johann Potozki. *)

Graf Johann Potozki, entsprossen einem der edelsten Geschlechter Polens, fühlte keine Neigung zum Kriegsdienst, in welchem seine Vorfahren sich Ruhm erworben hatten, und widmete sich deßhalb von früher Jugend den Wissenschaften. Historische Forschungen, namentlich über den Ursprung des grossen indogermanischen Stammes, von welchem die slavische Familie einen Theil bildet, waren die Aufgaben seiner wissenschaftlichen Thätigkeit und der Gegenstand verschiedener Werke, welche in seiner eigenen Druckerei in Warschau herauskamen, nachdem er zuvor mit den Ständen in einen lebhaften Streit über die Preßfreiheit gerathen war. Ueberzeugt, daß man, um die Schriftsteller des Alterthums und des Mittelalters gehörig zu verstehen, die Orte besuchen müße, an welchen sie geschrieben haben, bereiste er in den Jahren 1778 und 1779, so wie 1789 und 1790 beinahe alle Länder am Mittelmeer. Derselbe Grund bewog ihn im Jahr 1797 zu einem Ausflug nach dem südlichen Rußland und dem westlichen Abhang des Kaukasus. Durch die endliche Theilung seines Vaterlandes in das russische Unterthanenverhältniß übergegangen, wurde er an die Spitze der Gelehrten gestellt, welche den im J. 1805 von dem Kaiser Alexander nach China abgeordneten Gesandten begleiteten, der bekanntlich nicht in die Hauptstadt des himmlischen Reichs gelangen konnte. Von den durch Klaproth, einem Freund des Grafen, herausgegebenen Werken war die Reise in die Steppen Astrachans und des Kaukasus noch nicht gedruckt, die übrigen nur in wenigen Exemplaren vorhanden.

Die erwähnte Reise dauerte eilf Monate, und lieferte eine Ausbeute von Beobachtungen, welche bei den langsamen Fortschritten, welche die Civilisation in jenen Gegenden macht, noch gegenwärtig größtentheils wahr seyn dürften.

Nachdem der Graf der alten Hauptstadt des russischen Reichs Lebewohl gesagt, folgte er Anfangs dem Lauf der Moskwa. Die ersten Dörfer, die er durchzieht, scheinen wohlhabend und volkreich; die Bäuerinnen tragen an Festtagen goldgestickte Hauben und Schleier. Je weiter er sich aber von Moskau entfernt, desto seltener werden die schönen Dörfer; man erblickt meist nur noch elende Hütten mit Strohdächern und ohne Fenster. Die Lage des russischen Landmanns hängt sehr von seinem Edelmann ab; ein kleines Dorf, wo man kaum zwölf Behausungen zählte, hatte nicht weniger als vier Herrschaften, ohne daß sich die Einwohner deßhalb besser befanden. Beinahe in jedem Regierungsbezirk wechseln Sitten und Gebräuche, wie Boden und Vegetation. In der Statthalterschaft Riesan ziehen die Frauen über ihre Kleider ein weißes Wams mit rothen Aufschlägen, und den Kopf bedecken sie mit einer Art Mitra, die mit Glaskorallen behängt ist, so daß sie ein ziemlich priesterliches Aussehen gewinnen; jenseits Riesan nahmen ihre Hauben die Form von Hornschröttern an; aber der Reisende konnte sie nicht zeichnen, denn alle Dirnen flohen, wenn er Miene machte, sich ihnen zu nähern.

Hat man den Choper passirt, so betritt man die Steppen des Don; die Poststationen sind hier Bivouaks, fern von Menschen und Dörfern. Die Frauen der dortigen Kosaken gehen sehr geputzt, und kleiden sich im orientalischen Geschmack. Seidene Hemdärmel oder wenigstens zitzene mit großen rothen Blumen gehören zum Hauptluxus; die Turbane zeichnen sich durch zwei seltsam geformte Hörner aus, welche in die Höhe ragen. Die Kosaken unterhalten sich häufig mit Ringen, und das schönste Kunststück bei dieser Turnerei besteht darin, daß Einer seinen Gegner am Gürtel faßt, und rückwärts zu Boden fällt, während er denselben über seinen Kopf wegwirft; der Purzelbaum, den er macht, wäre stark genug, ihm alle Beine zu zerschlagen! allein ein Kosak ist nicht von so zerbrechlichem Stoff, und steht eben so ruhig wieder auf, als wenn es ein Kreuzsprung gewesen wäre. Von dem Don ging es über die Landzunge, welche diesen Fluß von der Wolga trennt; Alles hat das Gepräge düsterer Verödung: ein dürres ausgetrocknetes Erdreich mit kurzem gelbem Kräuterwuchs, nirgends eine Spur von Anbau. Als der Reisende den höchsten Punkt dieser Hochebene erreicht hatte, enthüllte sich seinem Auge das ganze Ueberschwemmungsgebiet der Wolga, merkwürdiger als das des Nils; denn während die Fluth des leztern sich in den verschiedenen Kanälen fast verliert, breitet sich die ausgetretene Wolga über ein unermeßliches Land aus, und erscheint wie ein Meer, aus dessen Schoß die Wälder wie Inseln sich erheben. Dieß ist eine Ueberschwemmung, wie sie Ovid beschreibt; die Fische befinden sich hier wirklich auf den Bäumen, und betriegen die mancherlei Arten von Ratten, die sich dahin geflüchtet haben. Die Kalmückenhorden begeben sich nie in die Nähe der Wolga, außer im Herbst, wo die Steppe trocken liegt.

Der Hund des Grafen erregte unter den Einwohnern von Sarepta einiges Aufsehen; sie knüpfen an dieses Thier Vorstellungen von Seelenwanderung, weßhalb sie es sich zur Ehre schätzen, nach dem Tod von Hunden gefressen zu werden. Indeß, troz ihrem Respekt gegen diese Thiere, theilen sie weder ihre Milch noch sonst eine Nahrung mit ihnen, so daß dieselben, wenn es keinen Kalmücken zu speisen giebt, von der Mäusejagd zu leben genöthigt sind. Es ist kein sehr erfreuliches Schauspiel, zu sehen, mit welcher Gier die ausgehungerten Bestien auf ein Cadaver losstürzen und die Glieder weit auf der Steppe umher zerstreuen. Die alten Scythen sollen jedoch noch einen barbarischern Brauch gehabt haben; nach Strabo hatten sie Hunde, Beerdiger genannt, durch welche sie Jeden, den Altersschwäche oder Krankheit niederdrückte, aus der Welt schafften. Derselbe Brauch bestand, nach Cicero, bei den Hyrkaniern und, nach Justin, bei den Parthern.

Karawanen russischer und tatarischer Kaufleute bringen den Kalmücken Brod, Branntwein, Möbel, d. h. sehr niedere und schmale Bänke, hölzerne mit Oelfarben angestrichene Kisten und Thüren für ihre Filzzelte. Die Tataren bilden sich auf das furchtbare Knarren der Räder ihrer Wägen (arbas) nicht wenig ein; sie sagen, nur der Feige schmiere seine Räder, aber der Tapfere fürchte sich nicht, von einem Ende der Wüste zum andern gehört zu werden. Die Tracht der tatarischen Männer ist nachlässig; desto sorgfältiger die der Weiber; ja diese legen sogar Weiß und Roth auf. In einer neuen Kolonie an den Ufern der Wolga bemerkte er Tschuwaschen und Morduaner, Stämme, die er bis jezt bloß dem Namen nach kannte. Die Tschuwaschen, Männer und Frauen, zeichnen sich durch leinene Kleider aus, die sie mit allen Arten farbiger Stickereien ausstaffiren, wie sie nur je die Heraldik aussinnen mochte. Die Frauen, und noch mehr die Mädchen der Morduaner flechten Schellen in die Haare, und hängen große kupferne Glocken um den Hals; sie schienen eben so wild wie ihr Anzug. (Schluß folgt.)

*) Voyage dans les Steppes d'Astrakhan et du Caucase. Histoire primitive des peuples qui ont habité anciennement ces contrées. Nouveau periple du Pont-Euxin; par le Comte Jean Potocki. Ouvrages publiés et accompagnés de notes par M. Klaproth. 2 Vol. avec 7 planches et 2 cartes. Paris 1829.

☞ Preisfrage der russischen Regierung.

Die epidemisch wüthende Krankheit, bekannt unter dem Namen der Brechruhr (Cholera morbus), hat in den neuesten Zeiten ihren Weg durch den größten Theil Asiens mit verwüstenden Spuren bezeichnet. Im verflossenen und gegenwärtigen Jahre hat sich dieselbe mit ihrer ganzen Heftigkeit nunmehr auch in einigen Gegenden des russischen Reiches gezeigt. Alle bisher über diese Krankheit erschienenen Schriften haben sich bei der Anwendung nicht ganz als genügend bewiesen. Die allmählige Verbreitung derselben bedroht ganz Europa mit den schrecklichsten Folgen. Die russische Regierung, berücksichtigend das allgemeine Wohl, hält es für nöthig, alle Aerzte in Rußland, Deutschland, Ungern, England, Schweden, Dänemark und Italien aufzufordern, diese epidemische Krankheit zu untersuchen und zu beschreiben. Diese Beschreibung muß enthalten: 1. Eine klare und genaue Auseinandersetzung der Natur dieser Krankheit. 2. Aus welchen Ursachen dieselbe entsteht? 3. Auf welche Weise dieselbe sich verbreitet? 4. Den durch genaue und treue Untersuchungen geführten Beweis, ob dieselbe sich wie die bekannten kontagiösen Krankheiten mittheilt? 5. Welche Vorsichtsmaßregeln demzufolge angewandt werden müssen? 6. Welche zuverlässige Mittel zur Heilung derselben anzuwenden sind? Diese Schriften können in russischer, lateinischer, deutscher, englischer und italienischer Sprache abgefaßt seyn, und dürfen nicht später als bis zum 1 (13) September 1831 an den Medizinal-Rath zu St. Petersburg eingeliefert werden. Der Name des Verfassers muß in einem besondern zugesiegelten Konvert sich befinden. Für die beste und vollkommen befriedigende Schrift bestimmt die russische Regierung eine Belohnung von 25,000 Rubel B. A.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 296. 23 Oktober 1830.

Briefe über Indien.*)

Zehnter Brief.

Satára.

Lieber Georg!

Das in meinem lezten Brief auseinandergesezte System der Bodenverwaltung scheint nach den sich allenthalben noch vorfindenden Spuren ehemals in ganz Indien geherrscht zu haben; dagegen wurde es von den fanatischen Mohammedanern, welche im Lauf von sechs Jahrhunderten allmälig den größten Theil eines Landes eroberten, das an Ausdehnung ganz Europa hinter sich läßt, lange Zeit weder begriffen noch gewürdigt. Später jedoch versöhnten auch sie sich in dem Maße mit den bürgerlichen Rechten ihrer hindu'schen Unterthanen, als sie sich selbst unter ihnen mehr einheimisch machten, und unter der Regierung Akbar's, des dritten Fürsten aus dem Geschlecht der Moguls, scheinen die Hindu's wieder ansehnliche Privilegien erhalten zu haben. Je mehr die Mohammedaner mit dem Volk bekannt wurden, desto mehr bequemten sie sich seiner Gesezgebung, indem sie endlich nur noch in der Fiscal- und Steuer-Verwaltung einige Abänderungen anbrachten. Wir sind in vielen Beziehungen die Nachfolger der mohammedanischen Herrschaft. Doch kamen Jene von einem Nachbarlande dessen Institutionen in mancher Hinsicht denen der Hindu's ähnlich waren, und dessen Gesittung wahrscheinlich der ihrigen nicht sehr fern lag, während wir aus weiter, weiter Ferne her zogen, mit gänzlich abweichenden Sitten, und daher nothwendig vollkommene Fremde gegen Art und Wesen in Hindustan. In der besten Absicht, aber noch unbekannt mit Leben, Religion, Vorurtheilen und bürgerlichen Rechten begannen wir sehr früh die Gesezgeber für die Hindu's zu spielen, und führten statt ihnen die eignen Anordnungen zu bestätigen, ganz fremde ein. So gab z. B. Lord Cornwallis vor vierzig Jahren beinahe ganz Bengalen den Simindars, d. h. den erblichen Steuereinnehmern der Hindu-Regierung, in ewigen Pacht, und machte sie, die bisher bloße Beamte gewesen, zu Grundbesizern. Viel ist für und gegen diesen Plan geschrieben worden; wenn aber, wie versichert wird, die Rechte der kleinen Grundbesizer dabei umgestoßen, das ganze Dorfsystem zerstört und die Lokalverwaltung aufgehoben wurde, um einer andern, kostspieligen und unwirksamen Plaz zu machen, so haben wir statt dem Volk eine Wohlthat zu erzeugen, demselben vielmehr Unrecht zugefügt, und es des Schuzes beraubt, den wir ihm sichern wollten.

Gemäß unserm Wunsch, Gerechtigkeit zu verbreiten, wurden Gerichtshöfe von uns eingesezt und die eigenthümlichen indischen Gerichte nicht beachtet. In unsern Gerichtshöfen ward das mohammedanische Gesez zur Richtschnur aufgestellt, um danach Millionen von Hindu's zu richten, und die Verhandlungen wurden in persischer Sprache geführt, welche weder die Richter, noch die Sachwalter, noch die Parteien verstanden. Bald offenbarten sich die hieraus entstehenden Schwierigkeiten, zu deren Abhülfe sofort Regulirung um Regulirung getroffen wurde, so daß das indische Gesezbuch es nunmehr an Dicke mit unsern englischen Statuten aufnehmen kann; aber troz Allem, was da geschrieben ward, dauert noch ein gutes Theil des Uebels fort, und die Gerechtigkeit schleicht langsamen Schrittes einher, während viele hundert Prozesse auf die lange Bank geschoben werden.

Die Vortheile, welche man sich von der ewigen Verpachtung versprach, waren so schön, daß derselbe Plan auch für Madras in Anregung gebracht wurde; mittlerweile aber hatte man dort die Einrichtung der Dorfgemeinden kennen gelernt, und Lord William Bentink interessirte sich für diese so, daß jene Maßregel unbeachtet blieb; ein Umstand, welcher das Dorfsystem erhielt und unter andern Vortheilen den Nuzen, welcher aus der bereits bestehenden Verwaltungsart floß, sicherte. Obwohl aber die Madrasregierung den ewigen Pacht der Simindars nicht zugab, ließ sie eine andre, nicht geringere Neuerung zu. Die Dorfeinrichtung wurde zwar anerkannt, aber es ergab sich gar häufig ein Uebelstand aus der dem Potail zustehenden Macht, die Einzelnen außer den an die Regierungen zu erlegenden Abgaben noch besonders zu besteuern. Es schien daher wünschenswerth, statt dem Potail die Befugniß zu lassen, den Steuerersaz der Einzelnen nach einer Uebereinkunft mit der Gemeinde jedes Jahr nach Befund der Umstände zu reguliren, vielmehr, um sich des genauen Ertrags jedes einzelnen Grundbesizers zu vergewissern, einen dauernden, gleichmäßigen Anschlag festzusezen, gegen dessen jährliche Abtragung der Bauer ein ewiges Recht auf sein Land haben sollte. Wirklich scheint dieser Plan höchst billig, und wohl berechnet, den Vortheil des Einzelnen, wie des Ganzen zu wahren. Allein was waren

*) Fortsezung von S. 857.

seine Folgen in der Anwendung? Wir hören, daß das Staatseinkommen gesunken ist; daß viele hundert Bauern, die ihren Ansatz zu hoch erfanden, innerhalb weniger Jahre entwichen sind; daß der Potail, jeder Autorität beraubt, sich um den Anbau des Landes, bei welchem er nicht länger interessirt ist, nicht mehr bekümmert und aufgehört hat, der rege, thätige Gemeindeaufseher zu seyn. Beide Systeme haben überdieß den handgreiflichen Fehler, daß es unpolitisch war, unsere Gebühren auf irgend eine Art zu beschränken, da möglicher Weise unsre Ausgaben noch sehr vergrößert werden können. Wie unser Staatseinkommen in Indien jetzt ist, scheint es eben hinreichend die Verwaltung in Frieden zu bestreiten; im Augenblick, wo Krieg ausbricht — und auf Krieg müssen wir uns jederzeit gefaßt halten — werden Anlehen und neue Schulden nöthig, wo dann ein Zuwachs an Land die Kisten wieder für einige Zeit füllt, bis das gewöhnliche kostspielige System der englischen Verwaltung das Einkommen auf seinen frühern relativen Stand zurückbringt. — Beide Systeme, gleich weit entfernt von der ursprünglichen Dorfverfassung der Hindu's, setzten das Ansehen des Dorfbeamten herab, und machten die Dorfverwaltung unwirksam. Du wirst hieraus absehen, warum ich ein Feind solcher Neuerungen bin, und ich gestehe Dir offen meine Ansicht, daß wir nach dem feierlichen Versprechen, dieses Volk nach dessen eigenen Gesetzen und Institutionen zu regieren, kein Recht haben, neue aufzustellen, wenn nicht etwa die Eingebornen selbst Dieß wünschen sollten; und überdieß sind wir meiner Meinung nach mit dem ganzen Wesen der Eingebornen selbst jetzt noch so unbekannt, daß wir keineswegs wagen dürfen, Etwas von unserer eigenen Mache einzuführen.

Ueber die Art, die Durchgangszölle zu erheben, will ich mich nicht ins Einzelne einlassen; die einheimischen Regierungen verpachten dieselben regelmäßig an die Meistbietenden, und wir haben denselben Weg eingeschlagen ohne uns eine Aenderung zu erlauben, so lang wir auf diesem verwickelten Feld der Verwaltung nicht besser hinaussehen. Einen andern Zweig des Staatseinkommens bilden die Monopolien des Salzes, Opiums, Tabacks, der Spezereien und geistigen Getränke, die jährlich verkauft werden, wozu noch die kleinen Abgaben kommen, die man auf Künste und Gewerbe legt; eine Steuer, die nach keinem besondern Gesetz bestimmt ist.

Geschichte der letzten russischen Gesandtschaft in Persien und ihrer Ermordung.

(Fortsetzung)

Ein Haufen von vier bis fünfhundert Personen, voran Knaben und einige nichtswürdige Tollköpfe, welche ihre Keulen und entblößten Schwerter in der Luft schwangen, rannte nun von der Moschee auf des Gesandten Behausung zu. Mit Mühe drängte sich Mirsa Selliman durch die Menge, eine — freilich zu späte — Warnung dem Gesandten wegen des verzweifelten Entschlusses, der gefaßt worden, zu bringen. Schon wurde Mirsa Nerriman, welcher zum Thor hinaus wollte, um dem Prinzen-Statthalter aufzuwarten, zurückgejagt, daß er in voller Hast nach den Gemächern des Gesandten lief, wo meine Anwesenheit bei den einzuleitenden Reisezurüstungen gerade verlangt worden war. Ein Hagel von Steinen flog jetzt in den Hof; die Stimmen des Pöbels erhoben sich von Zeit zu Zeit zu einem allgemeinen Gebrüll; wir hörten erschrocken zu, unwissend, welche Gewaltthat der nächste Moment herbeiführen würde.

Das Gewebe des Schicksals schlang sich um die Fremden. Ich konnte nicht wahrnehmen, daß sie die ernste Entschlossenheit besaßen, in verzweifelter Gegenwehr ihr Leben auszuhauchen, noch Besonnenheit genug, durch unverzügliche Nachgiebigkeit gegen die bekannten Absichten des Pöbels die drohende Gefahr abzuwenden. Bei Hrn. Grebayedoff befanden sich Hr. Adelung, der Arzt, der georgische Prinz, Vetter der Braut des Gesandten, Mirsa Nerriman, die beiden georgischen Kaufleute, ich, Rustum, Aga Mohammed Ali, der von Abbas Mirsa abgeordnete Ferasch Baschi; die meisten Bedienten nebst den Kosaken von der Bedeckung waren in dem Hof und den anstoßenden Zimmern. Mohammed Chan's Haus ist, wie schon bemerkt worden, von großer Ausdehnung, und in mehrere abgesonderte Höfe getheilt, deren jeder auf einer Seite eine Reihe Gemächer enthält. Derjenige Theil, welchen Hrn. Grebayedoff einnahm, bestand aus einem großen Saal in der Mitte mit Vorzimmern zu beiden Seiten und je einem kleinen Gemach daneben. Dach und Hof dieser Reihe grenzte an die Mirsa Yakub eingeräumte Wohnung.

Jeden Augenblick loderte die Flamme des Aufruhrs höher auf; mehrere Flintenschüsse fielen, das Volk hatte den benachbarten Hof erstürmt. Eine Stimme rief: „Holt Mirsa Yakub heraus und dann fort!“ Wie ich nachher erfuhr, war es die Stimme Hadschi Begs, der den Pöbel besänftigen wollte, indem er ihm ein Opfer überlieferte. Dieser Unglückliche suchte Schutz, indem er sich unter seinen Gewändern barg; aber er wurde zur Schlachtbank geschleppt und fiel unter zahlreichen Wunden, Grausamkeiten und Beschimpfungen. Nicht weniger ließen sich's Ali Yar Chan's Diener angelegen seyn, die zwei Frauenzimmer fortzuschaffen.

Während der kurzen Ruhe, die nach diesen Gewaltthaten eintrat, kam uns Nachricht von Mirsa Yakub's Geschick, von Dadasch Begs, eines Kosaken und eines oder zweier Diener Tod; kostete ihre Vertheidigung auch zwei oder drei Bürgern das Leben, so mußten deren Leichen, nach einer Moschee getragen und ausgestellt, nur dazu dienen, das Volk vollends bis zum Wahnsinn zu erhitzen. Indessen benützte ein benachbarter Gewürzbäcker Namens Ali Wordi, in Diensten Manutschehr Chans, die Pause, in das Haus des Gesandten hinüber zu eilen, um den dort befindlichen Verwandten seines Gebieters Mirsa Selliman vor der Volkswuth zu retten. Indem er diesem vorschlug, ihm auf dem Weg, den er ihn führen wollte, nach seiner Wohnung zu folgen, bot er mit fast gleichem Eifer auch dem Gesandten Schutz und Obdach. Allein Keiner von beiden nahm die wohlgemeinte Einladung an. Mirsa Nerriman rief laut, Niemand würde es wagen, die Hand an den Repräsentanten des Kaisers zu legen. „Das Knallen Eurer Flinten,“ sagte er, „macht uns nicht bange. Haben wir sie nicht zu Gantscha, zu Abbasabad und zu Eriwan vernommen?“ Hr Grebayedoff lehnte das Anerbieten ab, entweder aus Abneigung sich von seinen Gefährten zu trennen oder aus Unkunde der Gefahr; und der Zuckerbäcker entfernte sich unverrichteter Dinge.

Die Kosaken hatten jetzt Muße ihre Waffen für den Fall eines zweiten Angriffs in Bereitschaft zu setzen. Schon hofften wir, der Aufstand sey zu Ende; aber in weniger als einer halben Stunde wurden wir enttäuscht. Die Angreifer kehrten in vergrößerter Anzahl und mit verstärkter Wuth zurück. Weit Mehrere waren mit Feuerwaffen versehen und Viele gehörten einer ganz andern Klasse an, als derjenigen der gemeinen Krämer und Taugenichtse der Stadt. Männer von den militärischen Stämmen müssen sich ihnen angeschlossen haben; sie kündigten sich mit rasendem Geschrei an, und einem so dichten Hagel von Steinen, den sie unabläßig auf das Haus regnen ließen, daß wir uns in Hrn. Grebayedoffs Schlafzimmer, welches auf der rechten Seite des Hofes war, einschließen mußten. Umsonst versuchte Hr. Grebayedoff den Pöbel anzureden; keine menschliche Stimme vermochte einen so grimmigen Tumult zu übertönen. Der hierauf den Kosaken ertheilte Befehl ihre Geschütze mit Pulver abzufeuern half eben so wenig. Der Tod war vor unserer Pforte; seine Opfer rathlos, angstergriffen, drängten sich zusammen, wie eine Herde Schafe, die von reißenden Wölfen angefallen wird.

Die Kosaken behandelten die Gefahr als Männer, in welchen der Entschluß fest ist, ihren Obern zu vertheidigen und ihr Leben so theuer als möglich zu verkaufen. Einige der Diener bewiesen eben so viel Geistesgegenwart als Muth, namentlich ein Kourrier, Namens Hoatschatur. Dieser tapfere Junge stürzte sich, das Schwert in der Hand, auf die Stürmer und hieb zwei davon nieder; man wich vor ihm; da gewann er eine Treppe, die er hinauf stieg, um den Feind von den Mauern zu vertreiben; eine Steinsalve traf ihn; zweimal wankte er, doch strebte er vorwärts, bis ein Wurf auf seine Klinge fiel und sie entzwei brach. So wehrlos wurde er in Stücken gehauen. Eine Zeitlang schien der Erfolg zweifelhaft. Ein Versuch den Hof zu säubern wirkte so Viel, daß die Vordersten sich etwas zurückzogen; allein die auf den Zinnen fuhren fort zu feuern, und das Fenster des Gemachs mit Steinen und Ziegeln zu begrüßen.

(Fortsetzung folgt.)

Cuba.

2) Eintheilung und Bevölkerung.

Es war eine alte Politik des spanischen Kabinets, in den Kolonien nicht zu viel Macht in Eine Hand zu geben; daher überall eine vielfache Trennung der Behörden, deren verschiedene Einflüsse einander durchkreuzten, nicht selten lähmten. Noch jetzt stellt die Insel Cuba dieses System dar; ihm gemäß zerfällt sie in kirchlicher Beziehung in zwei Diöcesen: die eine unter dem Erzbischof von Santiago, die andere unter dem Bischof von Havana; in bürgerlicher Beziehung in zwei Provinzen, welche sonderbarer Weise den Diöcesen nicht entsprechen, deren Grenze aber, nach den zuverlässigsten Angaben, längs einer unregelmäßigen Linie von der Nuevitasbai im Norden zu der Bucht von Sevilla im Süden sich erstrecken soll: Havana mit 158 und Cuba mit 40 Bezirken; in militärischer Hinsicht in drei Kreise, die wiederum in 20 Sektionen zerfallen: den östlichen mit Santiago als Hauptstadt, den mittlern mit Trinidad und den westlichen mit Havana, wo der kommandirende General seinen Sitz hat; in finanzieller Beziehung in drei Intendantschaften, deren eine die Provinz Santiago, die beiden andern die Provinz Havana in sich begreift. Als ob man an dieser Quadruplicität noch nicht genug haben könnte, mußte, unter Leitung des Admirals Laborda, eine neue Eintheilung zu Stande gebracht werden, nämlich in fünf Marineprovinzen, in welchen Havana, Trinidad, San Juan de los Remedios, Nuevitas und Santiago die Hauptstädte sind, und deren jede wieder in eine Anzahl Distrikte zergliedert worden ist. Nun kommen aber erst noch die Gerichte, zum Theil in drei bis vier Instanzen, die es für die geistlichen, bürgerlichen, militärischen, finanziellen und Marineangelegenheiten giebt, fünf und dreißig an der Zahl, vor welche, wer auf Cuba Recht sucht, nöthigen Falls geladen werden könnte. Daß bei diesem vielfachen Ineinandergreifen der obrigkeitlichen Verhältnisse ein so schwieriger Gegenstand, wie ein Census, nicht so leicht sicher zu erheben seyn dürfte, leuchtet von selbst ein.

Um die Zeit der Eroberung der Insel im J. 1511 siedelte sich eine Kolonie von ungefähr 300 Spaniern an. Etwa zwölf Jahre nachher wurde eine gleiche Anzahl Afrikaner, unter dem Vorwand die Goldbergwerke des Landes zu bearbeiten, in der That aber um für ihre faulen Herren Holz zu hauen und Wasser zu tragen, eingeführt. Damit begann der afrikanische Sklavenhandel. Im J. 1580 schätzte man die Bevölkerung zu 15,000 Seelen und im J. 1660 auf 40,000. Der erste ordentliche Census, der im J. 1775 vorgenommen wurde, ergab in wenig mehr als einem Jahrhundert eine Zunahme der Bevölkerung um das Vierfache; man zählte jetzt 170,370 S. Kurz zuvor hatte die durch den Vertrag von Versailles geschehene Abtretung von Florida an England die Einwanderung vieler dortigen Spanier veranlaßt. Von dieser Periode schreibt sich das rasche Aufblühen der Insel her, welche bis dahin eine bloße Poststation auf der Reise nach Neuspanien war, wo die Abenteurer so lange verweilten, bis sie die erforderlichen Erkundigungen über die beste Art, ihr Glück zu machen, eingezogen hatten. Bald brachte die Unabhängigkeit Nordamerika's eine große Handelsnation in die Nähe von Cuba, und das in seinen europäischen Kriegen bedrängte Spanien sah sich genöthigt, den Kolonien bedeutende Freiheiten zu gestatten. Ein starker Zuwachs der farbigen Bevölkerung ergab sich, als in den Jahren 1789 und 1791 der Hafen von Havana sich den auswärtigen Sklavenschiffen aufthat, und zugleich nahm das Zuströmen aus Spanien und von den canarischen Inseln zu. Im J. 1795 folgte die Vereinigung des spanischen Theils von Domingo mit dem französischen, welche manche der alten spanischen Pflanzer nach Cuba führte; hierauf der Bürgerkrieg auf jener Insel, und damit abermals Einwanderungen; später die Uebertragung Louisiana's zuerst an Frankreich und im J. 1805 an die Vereinigten Staaten; und endlich in der letzten Zeit die Emancipation des ganzen spanisch-amerikanischen Festlandes, wodurch Cuba immer mehr an Bedeutung gewann. Die im Jahr 1809 bewilligte Handelsfreiheit trug hiezu nicht Wenig bei. So begreift sich's, wenn die Bevölkerung in zwei und fünfzig Jahren sich vervierfachte.

Das Resultat der vier regelmäßigen Volkszählungen auf Cuba ist folgendes: Im Jahr 1775 belief sich die ganze ansässige Bevölkerung auf 170,370; im J. 1791 auf 272,140; im J. 1817 auf 551,998, im J. 1827 auf 704,867 und, die nichtansässige eingerechnet, auf 730,562 S. Nach diesem Verhältniß der Zunahme müßte sie jetzt mehr als 800,000 betragen. *)

Hiezu einige Bemerkungen. Einmal finden wir, daß bei den Weißen das Verhältniß des männlichen Geschlechts zu dem weiblichen wie 8 : 7, bei den Sklaven wie 9 : 5 ist. Während Sklaven und Freie überhaupt wie 9 : 10, so verhalten sich die männlichen Sklaven zu den männlichen Weißen wie 9 : 8, und die weiblichen Sklaven zu den weiblichen Weißen wie 5 : 7. Ferner trifft man unter den Sklaven ein auffallendes Mißverhältniß zwischen dem erwachsenen und dem Kindesalter, welches erstere bei Weitem vorherrscht. Zum Glück sichern den Weißen Erziehung und allgemeine Uebung in den Waffen ein Uebergewicht über die Sklaven, die, wenn man den Kalkul auf das Alter zwischen achtzehn und sechzig Jahren beschränkt, sich zu jenen wahrscheinlich wie 3 : 2 verhalten. Der

*) Klassifikation der Bevölkerung.

	1775			1827			Verhältniß der Zunahme v. 1775 b. 1827		
	mnl.	wbl.	im Ganz.	mnl.	wbl.	im Ganz.	mnl.	wbl.	im Ganz.
Weiße	54555	40864	95419	165653	142398	311051	209 P.	245 P.	224 P.
Freie Mulatten	10021	9006	19027	28058	29456	57514	180 „	247 „)	246 „
Freie Schwarze	5959	5629	11588	23904	25076	48980	301 „	345 „)	
Sklaven	28774	15562	44336	183290	103652	286942	537 „	566 „	547 „
	99309	78061	170370	403905	300582	704457			313

Das Verhältniß der weißen Bevölkerung zur Sklavenbevölkerung war im J. 1775 = 1.00 : 0.464, zu den freien Farbigen = 1.00 : 0.320, zu den Farbigen überhaupt = 1.00 : 0.785; dagegen im J. 1827 = 1.00 : 0.922; 1.00 : 0.342 und 1.00 : 1265.

Grund dieser Erscheinung liegt darin, daß man vor dem Verbot des Sklavenhandels die Fortpflanzung der Sklaven nichts weniger als begünstigte, sondern den Abgang, statt mit Creolennegern, lieber mit Afrikanern ergänzte. Ja die Zuckerpflanzer pflegten vorzugsweise Männer zu kaufen, und diese geradezu zum Cölibat oder zu noch etwas Schlimmerm zu verdammen. Noch jetzt werden auf manchen Pflanzungen bloß männliche Sklaven gehalten; doch beginnt mit der Schwierigkeit, von der afrikanischen Küste sich zu rekrutiren, der Preis der weiblichen Sklaven zu steigen. Der Umstand endlich, daß die Besteuerung sich nach der Bevölkerung richtete, macht wahrscheinlich, daß alle Volkszählungen weit unter der Wirklichkeit zurückbleiben; wogegen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, wo derselbe Maßstab die Ausübung gewisser politischen Rechte bestimmt, der umgekehrte Fall seyn dürfte. Abbot, welcher vor ein Paar Jahren Cuba besuchte, nimmt daher, um so mehr, da die seit 1819 gesetzwidrig eingeführten Sklaven den Augen der Behörden entzogen werden mußten, keinen Anstand, eine Million als die Gesammtbevölkerung der Insel anzunehmen. Nach ihm gäbe es 500,000 Freie und 500,000 Sklaven; von den Freien gehörten 300,000 den Weißen, 125,170 den Mulatten und 74,530 den Negern, von den Sklaven 50,000 den Mulatten an. *)

Le triomphe national.

Ode an die pariser Bürger von Lemercier.

(Schluß.)

Das „souveräne" Frankreich verkündet einen neuen König; der Dichter, welcher den Vorwurf der Schmeichelei nicht auf sich laden will, weiht demselben bloß die einzige Zeile: Jemmape et ses vertus l'élèvent au pavois. Sofort gedenkt er, auch nur kurz, des Franzosen, in dessen Herz die Seele Washingtons wohne, und welcher der Freund des Hauptes der Nation sey, worauf er alsbald zum Volk sich zurückwendet, das, wie der Ocean nach einem Sturm, ruhig wieder in das gewohnte Bett kehre. Man kennt Byrons erhabene Worte auf Rom, die „einsame Mutter gestorbener Reiche, zu der verwaisete Herzen sich wenden müssen"....

The Niobe of nations! there she stands,
Childless and crownless, in her voiceless woe.

Im großartigsten Gegensatz hiemit redet Lemercier die Stadt Paris also an:

O Lutèce, immortelle ainée
Des cités dont la force abat les oppresseurs.

So wenig wahrscheinlich auch ist, daß je viele andere Großstädte Bedrückungen erfahren werden, die sie zu einem Widerstand, wie derjenige der Pariser war, berechtigten, so wird man doch gestehen müssen, daß die Originalität dieser Wendung in poetischer Hinsicht hohe Bewunderung verdient, und an Kraft des Geistes den Gedanken Byrons wohl noch überbietet. — Von nun, verlangt der Dichter, soll nur Recht und Gesetz und nicht mehr die Macht der Waffen die Stärke eines Königs der Franzosen ausmachen. Der französischen Sprache fehlt das Element des Klangs, und dieser Mangel ist keine der geringsten Ursachen, warum sie dem Fremden in der Regel eine unpoetische Sprache erscheint; daß indessen auch sie tonvoll ins Ohr zu fallen vermöge, beweist folgende Strophe:

Tombe la majesté pompeuse
Qui d'esclaves armés environne les rois!
Que plus auguste et non trompeuse
Règne en nos murs la majesté des lois.

Keine unbegründeten Ansprüche auf Frankreichs Thron mögen fortan die Ruhe der Nation stören:

Perisse l'espoir tyrannique
De rallier l'état, sorti de ses dangers,
A l'hérédité chimérique
De deux berceaux flottans aux mains des étrangers.
A la tige *d'aucun despote*
N'attachons les couleurs de l'étendard français.
Seul d'un monarque patriote
Le sceptre populaire est garant de la paix.

— — Unglücklicher Weise schließt ein so lebendiges und ganz in der unmittelbaren Gegenwart sich bewegendes Gedicht etwas schulmäßig mit einem Anruf an die Musen und einer Aufzählung Dessen, was die Göttinnen Alles singen sollen, die füglich hätte wegbleiben dürfen; die letzte Strophe würde dann nur um so kraftvoller sich haben vernehmen lassen:

Gloire à l'héroisme sublime
Qui détruit l'esclavage, exécrable en tout lieu!
Triomphe éternelle maxime:
„La Liberté de l'homme est un décret de Dieu."

Die Spitzenhalsbinde.

In den Briefen des Vicomte Walsh über England findet sich folgende Geschichte, die er in Windsor erfahren haben will, und die als Supplement der famosen Seherin von Prevorst hier in gedrängtem Auszug stehen möge: „Am 4 Januar 1736 lag die Königin Sophie, Gemahlin Georgs I, in Windsor auf den Tod.... sie hatte den König zu sich rufen lassen; beide Ehegatten waren über eine Stunde lang allein beisammen geblieben, und als der sonst so kalte Georg endlich aus dem Zimmer trat, war sein Gesicht in Thränen gebadet. Sophie von Braunschweig wurde von ihrem Gemahl gegen Lady Horatia D..... zurückgesetzt, und der Kummer hierüber soll zu ihrem Tod bedeutend mitgewirkt haben; sterbend beschwor sie den König um Beendigung seines strafbaren Verhältnisses mit der Lady. Dieser versprach feierlich, sich ihrem Verlangen zu fügen, worauf sie noch hinzusetzte: „Morgen werde ich sterben, und innerhalb eines Jahrs Du." Wirklich starb sie den andern Tag. Als sie auf dem Paradebett ausgestellt ward, um die letzten Ehren des Hofs zu erhalten, fuhr, dem Gebrauch gemäß, auch Horatia's Wagen vor, wurde aber von den Palastbeamten zurückgewiesen. Diese Nachricht verbreitete sich mit Blitzesschnelle, aber die Ungnade dauerte nicht lange; schon nach wenigen Monaten besuchte der Monarch wieder die Geliebte, doch blieb ihr der Eintritt in Windsor annoch untersagt. Endlich nach sechs Monaten ward auch dieser wieder gestattet; aber in der darauf folgenden Nacht glaubte der König die verstorbene Gemahlin in seinem Schlafgemach zu erblicken, weßhalb er der Lady sagen ließ, er werde sie mehrere Tage nicht sehen. Ihr gelang es jedoch durch allerhand Listen, sich Zutritt bei ihm zu verschaffen, und Georg war schwach genug, abermals in die alten Bande zurückzusinken. Allein in der darauffolgenden Nacht erschien die Königin Sophie abermals; und um den Geängsteten zu überzeugen, daß er nicht etwa ein bloßes Traumbild vor sich habe, faßte sie seine Spitzenhalsbinde, zog mit derselben einen Knoten und sagte mit geisterhaftem Ton: „Wenn eine Menschenhand diesen Knoten zu lösen vermag, so halte mich für einen Traum; wenn aber weder Du noch sonst ein Mensch ihn aufzuwinden im Stande ist, so denke, daß Sophie Dich zu Gott dem Herrn zurückzuführen da war." Damit warf die Erscheinung die Binde auf das Bett des Königs und verschwand. Tags darauf begab sich dieser zu Horatia, die er in vollem Festgewand traf. Er erzählte, was ihm begegnet war, und zog die Spitzenbinde hervor. Horatia, ungewiß ob der König spaße oder im Ernst spreche, suchte die Schlinge zu öffnen, und rief, da ihr Solches nicht gelang: „So will ich thun wie Alexander mit dem gordischen Knoten." Damit warf sie die Binde ins Kamin. Der König raffte sie wieder auf; aber bereits hatte der leicht entzündliche Stoff Feuer gefangen. Jener schleuderte ihn von sich; im Fallen traf er auf Horatia's Kleid, und augenblicklich stand die dünne Gaze in Flammen. Der erschrockene Georg eilte, um Hülfe zu rufen, nach der Thür, und fachte durch das schnelle Oeffnen derselben das Feuer noch mehr an. Unter entsetzlichem Geschrei rannte Horatia von Zimmer zu Zimmer, fiel endlich vor grimmigem Schmerz nieder und starb unter gräßlichen Qualen. Der König versank in tiefen Trübsinn, brachte täglich mehrere Stunden mit Gebet zu, machte mehrere milde Stiftungen, und nach zwei Monaten, eh noch ein ganzes Jahr seit dem Tod der Königin verflossen war, starb auch er."

---

*) Das Verhältniß der Geburten zu den Todesfällen war im J. 1827 folgendes:

		geboren		gestorben
Weiße		12,928		6,632
Freie Mulatten	—	3,048	—	1,379
Freie Schwarze	—	1,778	—	1,573
Sklaven . . .	—	12,729	—	7,081
		30,483	—	16,665

Die größte Sterblichkeit zeigte sich also unter den Sklaven, woran wohl meist üble Behandlung Schuld war.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 297. 24 Oktober 1830.

Briefe über Indien.

Eilfter Brief.

Satára.

Lieber Georg!

Die Erzählung, die Du mir von der List des Diebsfängers machtest, hat mich sehr belustigt. Indessen habe ich dergleichen viele gehört, die alle das Sprichwort bestätigen: ein Dieb fängt den andern. Der Mann, von welchem Du sprichst, ist der vielgenannte Rembschi Naig, der unter der vorigen Regierung durch seine Räubereien so berüchtigt wurde. Vor etwa 10 Jahren, als er nur eben ein Bursche von achtzehn Jahren war, stellte er sich an die Spitze einer Bande von zwanzig Mann, um seinen Vater und Bruder zu befreien, welche bei einer Rauferei, aus welcher er sich gerettet hatte, gefangen genommen worden. Er wußte sich zu dem Bergschloß, auf welchem sie saßen, als ein Heuhändler Zugang zu verschaffen und ließ von da seinen Gesellen des Nachts Seile hinab. Die Wachen wurden getödtet, die Gefangenen befreit, und Alles entkam glücklich. Der Vater starb zwei Jahre nachher, und der Bruder fiel durch die Hand eines Reisenden, den er in einem Engpaß angriff; Rembschi aber blieb nun lange der Anführer einer Rotte. Nach dem Sturz der letzten Regierung und der Einführung der englischen Oberhoheit stellte er sich den Behörden und schloß eine Kapitulation für seine Person ab, wonach ihm ein Jahresgehalt ausgesetzt und er zugleich zum Polizeibeamten seines Geburtsdorfes ernannt wurde, von welchem er seit seinen Knabenjahren abwesend gewesen war, und wo er nun einer der thätigsten und verschmitztesten Diebsfänger des Landes ist. Der Gedan , den Leuten durch ihre Fußstapfen nachzuspüren, scheint durch die Art, wie man in diesen Gegenden die wilden Thiere aufsucht, veranlaßt worden zu seyn. Unter heißen Himmelsstrichen verkriechen sich die Tiger und überhaupt beinah alles Wild gern unter das üppige Laub der Weinreben, die an den Ufern der Bergströme in großer Menge wachsen (woher wahrscheinlich der Ursprung der Sage zu leiten, welche dem Bacchus auf seinem Zug durch Indien Tiger oder Panther zu Gefährten giebt). Die Wasser, vom Regen angeschwellt, nehmen vielleicht plötzlich einen Raum von mehreren hundert Fuß ein, laufen aber jederzeit schnell wieder ab und hinterlassen eine große Menge Sandes. In diesem drücken sich die Pfoten der wilden Thiere aus, wenn sie ihr Lager verlassen, und ich sah ihnen vermittelst dieser Fährten von Versteck zu Versteck mehrere Stunden lang nachspüren, bis sie endlich als Beute der Jäger fielen.

Die Dorfwächter geben sich häufig mit diesem Geschäft ab, ihr eigentlicher Beruf aber ist wichtigerer Art. Das Wächteramt gehört, wie ich schon früher bemerkte, zu den erblichen Würden jedes Dorfes; der, welcher dasselbe versieht, wird theils unmittelbar durch Naturalien, theils durch Anweisung eines Stück Landes besoldet, das er in der Regel an einen Andern verpachtet. Seiner Obliegenheiten sowohl für das Dorf, als für die Regierung sind mancherlei, wo es denn zuweilen geschieht, daß, wenn die beiderseitigen Interessen mit einander ins Spiel kommen, der Wächter getreuer für seine Gemeinde, als für den ganzen Staat sorgt. Seine hauptsächlichste Pflicht gegen den Staat ist, die Diebe innerhalb seiner Markung aufzufangen, und diese Markung bei vorkommenden Streitigkeiten zu bestimmen. Seine Pflicht gegen das Dorf besteht in Bewachen und Schließen der Thore, in der Runde, die er Nachts um die Mauern her zu machen hat, und in der Hut der außerhalb derselben gelegenen Dreschtennen. Auch ist er zu Botendiensten für den Potail, zu Bedienung sämmtlicher Reisenden, zum Striegeln ihrer Pferde, zu ihrem Geleit und Schutz bis zum nächsten Dorfe angehalten. In Ausübung der letztern Funktion hat er den Vortheil über jeden Fremden möglichsten Aufschluß zu erhalten; und begeht derselbe ein Verbrechen, oder wird innerhalb der Dorfmarkung eines an ihm begangen, so kann der Wächter hierüber den nöthigen Bericht erstatten. Da das Fleisch sämmtlichen Rindviehs, das innerhalb der Markung von wilden Thieren zerrissen wird, oder sonst auf eine Art fällt, zu den Sporteln des Wächters gehört, so hat er ein besonderes Interesse sich jene genau zu merken; was denn wahrscheinlich der Grund ist, warum man bei Grenzstreitigkeiten stets an ihn appellirt. Ein Büffel wird geopfert, und der Wächter, in die warme, eben abgezogene Hau gekleidet, umwandelt die Grenzen. Die Furcht, irgend ein schreckliches Unglück möchte seine Familie befallen, wenn er eine falsche Grenze bezeichnet, ist so groß, daß es wohl kein Beispiel geben dürfte, daß ein Wächter bei einer solchen Gelegenheit unwahr erfunden wurde. — Außer diesen Verrichtungen ist er endlich der Bote, welcher die Abgaben an die Regierung in den öffentlichen Schatz abliefert, und obwohl er stets zu der ärmsten Klasse in der Gemeinde gehört, hab' ich doch nie vernommen, daß irgend ein Wächter bei dieser Gelegenheit einen

Betrug begangen hätte. In seiner Eigenschaft als Diebsfänger ist er verbunden entweder die Fußstapfen von Menschen und Vieh, wenn sie ihm genau angegeben werden können, bis zur nächsten Dorfmarkung zu verfolgen, oder das fragliche Individuum einzuliefern, widrigenfalls unter den einheimischen Regierungen das ganze Dorf gehalten ist den Schaden zu ersetzen, wie Dieß ehemals auch in England Sitte war.

Von zwei merkwürdigen Beispielen der Wachsamkeit indischer Polizei war ich selbst Zeuge. Das eine betrifft ein gestohlenes Pferd, dessen Fährte fünf Tage lang nachgespürt wurde, bis man es endlich 60 Stunden von dem Ort seines gewöhnlichen Aufenthalts vorfand. Das andre zeigte sich an der Nachspürung der Fußstapfen von neun Männern und einem Hund, die man von Dorf zu Dorf, mehr als 20 Stunden weit, verfolgte und von welchen man noch, nachdem sie sich von einander getrennt, fünf von verschiedenen Orten her einbrachte. Bei solchen Gelegenheiten messen die Wächter die Fußstapfen aufs Genauste und sehr häufig, um, falls sie deren mehrere treffen, der Identität derjenigen, welchen sie nachspüren, gewiß zu seyn, so daß sie ihren Mann aus einem ganzen Haufen anderer Tritte herausfinden und ihn von Straße zu Straße verfolgen, bis sie entdeckt haben, wo er das Dorf verließ, von welcher Stelle sie dann die Jagd fortsetzen, bis sie ihn einholen. Verbürgt ist die Geschichte von einem Diebsfänger, welcher, nachdem er den Tritten eines Mannes, der von einem europäischen Dragonerregiment ein Pferd gestohlen hatte, vergebens nachgegangen war, dessen Fußstapfen ein Halbjahr nachher mitten im Marktgedräng eines ein Paar Meilen entfernten Städtchens wieder entdeckte. Der Fuß war auf eine eigenthümliche Art gehöhlt und hinterließ eine sehr merkliche Spur. Der Wächter ging den Tritten mehrere Stunden lang nach, und ward von denselben endlich aus dem Markt hinausgeleitet, wo er denn auf dem Weg nach einem benachbarten Dorf den Dieb wirklich ertappte. Dieser gestand den Raub des Pferdes ein, und verhalf zu dessen Wiedererlangung.

Außer dieser Polizei hat in den Städten jedes Mohulla (Quartier) noch seinen erblichen Marktvogt, unter welchem eine Anzahl Polizeidiener steht. Der Umstand, daß diese Aemter erblich sind, scheint die englischen Begriffe von Berufstüchtigkeit dermaßen empört zu haben, daß wir, statt diese Leute im Fall einer Nachlässigkeit durch Geldstrafen zu ihrer Pflicht anzuhalten, wie unter den einheimischen Regierungen üblich gewesen, vielmehr von uns selbst ernannte Beamten aufstellten, die in der Regel ohne alle Lokalkenntniß waren, auf daß sie ja nicht zu vielen Einfluß gewinnen und denselben zu schlechten Zwecken benutzen möchten. Dabei haben wir gleichwohl die erblichen Sporteln der alten Beamten geachtet, und lassen diese im Besitz ihres Einkommens, ohne sie zum Nutzen des Staats zu verwenden. Allerdings scheint auf den ersten Augenblick eine Polizei, die unter unmittelbarer Aufsicht der Regierung steht, und unmittelbar aus dem Staatsschatz besoldet wird, eine sehr vernünftige Einrichtung; hier aber wollten wir einen Mechanismus verbessern, den wir nicht recht verstanden, und machten dadurch eine Maschine unwirksam, deren einziger Fehler darin bestand, daß sie etwas kräftiger hätte im Gang gehalten werden sollen.

Geschichte der letzten russischen Gesandtschaft in Persien und ihrer Ermordung.

(Fortsetzung.)

In unserer Noth hegten wir immer noch einige Hoffnung, der König möchte uns Truppen zu Hülfe senden. Unsere Wache von Ferahaninfanterie war bei dem ersten Angriff zerstreut worden, ohne daß sie eine tüchtige Anstrengung zu unserer Rettung gemacht hätte. Bereits fing das Dach des Hauses an, der Erschütterung nachzugeben; es ward durchbrochen, und einer der ersten Schüsse, die von oben herein fielen, verwundete des Gesandten Milchbruder tödtlich. Im Schmerz seiner Seele rief Hr. Grebayedoff aus: „Sieh! Sieh! Sie haben den Alexander getödtet.“ Ehe wir das große Mittelzimmer erreichten, lagen zwei Andere von der Gesellschaft entseelt, aber auch dieses Gemach war von dem, welches wir räumten und wo jetzt das Stadtvolk hauste, so beherrscht und auch durch seine weite Fensteröffnung so ausgesetzt, daß wir es unmöglich lang behaupten konnten. Ich wäre gern hinausgewesen und hätte mich, wie Prinz Abbas Mirsa's Diener, Aga Mohammed Ali, unter den Pöbel gemischt, um so zu entwischen; doch wollte es mir nicht gelingen. Soviel Geistesgegenwart besaß ich indeß noch immer, um zu beobachten, wie sich die Schrecken unserer Lage in den Zügen Mancher abspiegelten. Bei einigen war fast jede Lebensregung gehemmt, Andere zeigten den Wahnsinn der Verzweiflung, Wenige, außer den Kosaken, beharrten bei einer verzweifelten Gegenwehr. Der Gesandte, mit gekreuzten Armen, durchmaß den Flur und manchmal fuhr er in Verwirrung mit den Händen durch die Haare. Seine Stirn blutete von einer Verletzung, die er auf der rechten Seite des Kopfes bekommen hatte. Er trat zu mir heran, und sagte in fragendem Ton: „Sie wollen uns umbringen, Mirsa, sie wollen uns umbringen?“ Ich konnte nur bejahend antworten. Die letzten Worte, die ich aus seinem Mund hörte, waren: „Feth Ali Schah! Feth Ali Schah!“ *)

Mit hoher Bewunderung war ich Zeuge von dem Tod des Arztes. Vom Beginn des Angriffs an hatte er Alles gethan, seine Gefährten zur äußersten Gegenwehr anzuspornen. Seine einzige Waffe war ein kleiner europäischer Degen. Er muß geglaubt haben, daß keine Möglichkeit der Rettung vorhanden sey, denn er bahnte sich einen Weg in den Hof, drohend Jedem, der sich ihm widersetzte, bis er auf einen starken jungen Mann stieß, der nicht weichen wollte; sie wechselten gleichzeitige Schwertstreiche, der Russe erhob den Arm um den Kopf zu decken und seine linke Hand lag auf dem Pflaster. Nicht entmuthigt sprang er in das Zimmer zurück, riß an einer der Thüren ein Stück von dem Vorhang weg, womit er seinen verstümmelten Arm umband und, trotz unseren Bemühungen ihn zurückzuhalten, schwang er sich vom Fenster hinab, und sank überwältigt von der Menge, nachdem er durch Steine, die man von den Zinnen der Mauern auf ihn schleuderte, zu Boden geschmettert worden war.

*) Jensoudre, jensoudre steht noch dabei; was wir nicht zu deuten wissen.

Ehe wir uns aus dem Saal nach dem fernsten Nebenzimmer flüchteten, waren vier oder fünf Andere von uns erschossen. Dieses Gemach war durch eine Zwischenwand getrennt, hinter dem wir alle Schutz suchen konnten. Mirsa Sellman und Mirsa Nerriman gewannen jedoch diese letzte Zufluchtsstätte nicht mehr, sondern wurden am Eingang von hinten niedergehauen.

Vom Fenster und Thor aus begann der Angriff. Die Kosaken waren fast alle erschlagen und zwei von den Vordersten der Stürmer, mit Schwert oder Dolch in den Händen, versuchten bereits in den hinteren Theil des Zimmers einzudringen. Als ich sah, daß sie unentschlossen waren und ihr Leben schonten, stürzte ich ein großes Messer schwingend hinaus und wie sie sich zurückzogen, folgte ich ihnen so dicht auf dem Nacken nach, daß ich mich mitten unter die Streitenden hineinwarf, die mich für einen der Ihrigen hielten. Umsonst, daß ich mich in den Hof durchzuwinden alle meine Kräfte aufbot. Ich konnte die Masse nicht zertheilen und ward wieder in das Zimmer zurückgestoßen; wo ich die leblosen Körper von siebzehn meiner Gefährten schauen mußte. Da lag der Gesandte, die linke Brust von einem Messer durch und durch gebohrt, und man wies mir einen athletischen Phalwar, oder öffentlichen Ringer als den Thäter. Zu Hrn. Grebayedoffs Füßen ausgestreckt lag ein Kosak, wahrscheinlich derselbe Offizier, der während der ganzen Fehde dem Gesandten mit seinem Körper zum Schild gedient hatte. Dieses treue Wesen schrak vor keinem Steinwurf oder Säbelhieb zurück, und alle seine Bewegungen waren berechnet, die Gefahr von seinem Obern abzuwehren.

Erschöpft von dieser entsetzlichen Jagd und durch mehrere starke Verletzungen von Steinen an verschiedenen Theilen des Körpers betäubt, hatte ich eine letzte Anstrengung zu machen, damit ich nicht entseelt auf dem Flur liegen blieb. Alle Geister der Hölle müssen an diesem Tag losgewesen seyn, daß sie das Volk von Tehran Frevel zu begehen hinrissen, wovor, wie mir dünkte, die menschliche Natur schaudern sollte. Nicht zufrieden mit schändlich feigem Mord, nicht besänftigt durch das Blut so vieler schirmlosen Personen, in welches sie ihre Hand tauchten, fingen diese mehr als teufelhaften Bösewichter nun zu rauben und zu plündern an; die besudelten Leichname wurden bis auf die Haut ausgezogen und so nackt unter gräßlichem Grinsen und Hohnlachen auf die Straße geschleppt, wo sie aufeinander geschichtet eine Pyramide von Menschenfleisch, gekittet durch das den klaffenden Wunden entquellende Blut, bildeten. Allmächtiger Gott! Können solche Frevel ungeahndet bleiben? Ich hätte nicht gedacht, daß die menschliche Form so viel Flüssigkeit enthielte. Das Blut bedeckte tief den Flur und überströmte den Hof.

(Schluß folgt.)

Die Parks in London.

Im Jahre 1532 ward das Kloster Sankt Jakobs im Felde aufgehoben und der dem Könige heimgefallene Grund in einen Park umgewandelt, der zuerst den Namen: „neuer Park von Westminster," später: „St. James Park," erhielt. An das Kloster baute man den neuen St. James Palast, füllte den Park mit Wild, legte einige Spaziergänge in demselben an und umgab das Ganze mit einer Mauer. So blieb es beinahe bis zur Restauration der Stuarts. Während der Revolution war der Park dem Publikum offen gewesen, und obwohl Karl II denselben bei seiner Rückkehr mit anderm Eigenthum der Krone für sich in Anspruch nahm, so war er doch genug auf Popularität bedacht, um anständigen Personen das bisherige Vorrecht auch fortan zuzugestehen. Dieser Fürst scheint großes Wohlgefallen am St. James Park gehabt zu haben; er erweiterte ihn um 36 Morgen Landes, zog regelmäßige Wege, pflanzte Alleen von Linden und Ulmen, grub den noch jetzt vorhandenen Kanal, legte einen Entenfang an und traf sonstige Verschönerungen. Später wurde der Entenfang zerstört, um einen Vorplatz für Buckingham-House zu bekommen, das im Jahre 1703 für die damalige Königin angekauft ward; aber noch lang nachher, und bis in die letztverflossenen fünf und zwanzig Jahre fanden sich die wilden Enten zahlreich in ihrem alten Reviere ein. Früher hatten die im Park getroffenen Verschönerungen einen Poeten zu folgenden sinnreichen Betrachtungen begeistert:

> Der Dinge Schicksal liegt beständig doch in Nacht;
> Erkänn' ein Kavalier noch heute St. James Pracht?
> Denn Pfeiler stehn, wo Gärten sonst geblüht,
> Und Enten quacken statt des Heupferds Lied;
> Ein fürstlicher Palast ist an den Ort gerückt,
> Wo Sedley's edle Mus' einst Maulbeer' abgepflückt.

Vor Karl II war der Park allerdings ein geeigneter Platz für Heuschrecken. Unter dem fürstlichen Palast wird das eben erwähnte, im Jahre 1703 erbaute Buckingham-House verstanden, an dessen Stelle früher ein Maulbeergarten gewesen seyn soll, und Sedley's Muse bezieht sich auf ein im Jahre 1668 herausgekommenes Lustspiel des Sir Charles Sedley, welchem zufolge man sich damals Abends in diesem Garten versammelte, und mit saurer Milch, Käsekuchen und süßen Getränken regalirte.

Der Mall hat seinen Namen von dem Mailspiele (pall mal oder palle maille, pallere malleo, mit dem Hammer schlagen), einem Hauptzeitvertreibe Karls II. Dieser pflegte gewöhnlich ohne alles Gefolg hier umherzuschlendern, was dem Haus der Lords höchst gefährlich bedünkte, daher sie denselben im Jahre 1678 in einer eigenen Adresse ersuchten, „niedern und unbekannten Leuten" zu verbieten, ihm hieher zu folgen, und alle Nebenpförtchen zumauern zu lassen. Daß dergleichen Leute den Garten häufig besuchten, ist begreiflich, indem Schuldner hier nicht verhaftet werden durften.

Waller, ein Dichter aus der Zeit Karls, erklärt, daß, obwohl das Paradies nicht mehr zu finden sey, doch die Beschreibung, welche von demselben in der Bibel gemacht werde, sich ganz auf St. James Park anwenden lasse. In Bezug auf den Kanal behauptet er, es sey etwas Größeres, einen Fluß zu machen, als eine Stadt zu bauen, verkündet, daß die Tapfern hier im Sommer baden, im Winter auf Schlittschuhen sich vergnügen, Boote auf dem Wasser umher ziehen und Musik durch die Lüfte rauschen werde, während

> „Die Damen, angelnd im kristallnen Teich,
> Am Wasser werden jeder Beute reich
> Der Siegerin mit Hamen und mit Blick
> Zeugt Fisch und Mann von ihrem Doppelglück."

Von Zeit zu Zeit geschahen Eingriffe in den Park. Ein Theil ward als besonderer Garten zum St. James Palast geschlagen. Verschiedenen Privatpersonen wurden einzelne Stücke angewiesen, wie z. B. Lord Spencer gegenwärtig noch seine Wohnung im Park hat. Endlich sind die sogenannten Frühlingsgärten (spring gardens) jetzt mit Häusern besetzt, und bilden Spring-Garden-Terrace, Newstreet u. s. f. — Was diese Frühlingsgärten ursprünglich waren, erhellt aus einem englischen Schriftsteller vom Jahre 1665, welcher sagt, dieselben seyen zur damaligen Zeit sehr beliebt gewesen, und hätten aus Grasplätzen bestanden, durch welche sich Sandwege hinzogen, die einen Raum von zwanzig bis dreißig Ellen einschlossen, und mit Hecken von Stachelbeeren, Himbeeren, Rosen, Bohnen, Spargeln (damals eine große Seltenheit) eingefaßt waren.

(Schluß folgt.)

Polignac.

„Vor etwa zwei Jahren," erzählt das englische Hofjournal, „fuhr Fürst Polignac, damals französischer Gesandter am englischen Hofe, auf dem Paketboot von Dover nach Calais. Auf dem Verdecke auf- und ab-

gehend, bemerkte er einen ärmlich aussehender Landsmann an Bord. „„Ihr seyd mir bekannt,““ sagte der Fürst; „„wo habe ich Euch schon früher gesehen?““ — „„Sie sahen mich in dem Hause in Paris, in welches Napoleon Sie sprach, nachdem er Sie begnadigt hatte; in jenem Hause, werden Sie sich erinnern, waren Sie Gefangener auf Ehrenwort, machten sich aber nachher flüchtig, und es wird Ihnen wohl noch gedenken, daß ich drei kleine Kronenthaler von Ihnen gewann, die Sie mir noch jetzt schuldig sind.““ Polignac wandte sich von dem Menschen ab, durch seine Unverschämtheit nicht wenig außer Fassung gebracht, und sandte ihm gleich darauf durch seinen Diener drei Louis; sein Gläubiger aber schickte ihm die ein und fünfzig Franken Ueberschuß zurück. Es war ein herumziehender Schauspieler, und soll der Nämliche seyn, der den Minister in Grenville am 16 August erkannte.“

Die Cholera Morbus.

Während die Cholera Morbus uns immer näher rückt, so daß die russische Regierung alle Aerzte Europa's (mit Ausnahme der französischen und niederländischen, die sie wahrscheinlich, als mit dem noch gefährlichern Gifte der Revolution angesteckt, lieber aus dem Spiele lassen will) zu Forschungen über die noch zweifelhafte Natur dieser Pest auffordert, setzt dieselbe in Indien ihre Verheerungen fort. Nach Briefen aus Bombay war sie zu Anfang dieses Jahres in Puna und Dschalna ausgebrochen und hatte unter den Truppen eine Anzahl Opfer weggerafft. Der Streit unter den englischen Aerzten über die Kontagiosität oder Nichtkontagiosität dieser Krankheit wird indessen gleichfalls beharrlich fortgeführt In der Sitzung der medicinischen Gesellschaft zu Calcutta am 1 August vorigen Jahres trat Hr. Spilsbury gegen Dr. Kennedy von Bombay mit der Behauptung auf, daß in jenem Theile von Indien insgemein die Ansicht von der Nichtkontagiosität vorherrsche. Zum Beweis berief er sich unter Anderm auf den Umstand, daß, als im Jahre 1817 die Brechruhr in der großen Armee an den Ufern des Indus wüthete, fünf- bis sechstausend Leute, ohne die Seuche mit sich zu nehmen, ausrissen, und daß, troz dem großer Verkehr des Lagers mit Caunpur, letzterer Ort nicht vor dem April 1818 heimgesucht wurde. Im Jahre 1826 brach die Cholera in Rewah aus, überschritt aber fast nie die Nerbudda, sogar an solchen Orten, wo dieser Fluß nur sehr schmal ist, wie bei Gurrah. Sie äußerte sich zu einer und derselben Zeit in den verschiedensten Gegenden, die in gar keinem Zusammenhange mit einander standen, wie in den Provinzen Behar und Dacca. Hr. Spilsbury hatte in seiner Praxis einige besondere Symptome beobachtet, welche der Gebrauch der Chinarinde erzeugte, als Kopfweh, Schwindel und Lichtscheue. Statt durch die Ursachen, aus denen sie entsprang, ihre Intensivität zu vermehren, und neuen Nahrungsstoff zu ziehen, bewegte die Seuche sich immer nach einem regelmäßigen Verlauf, wonach sie stieg reifte, abnahm und erlosch.

Englische Erziehung.

Der Elementarunterricht der armen Klassen geschieht in England nach ziemlich freisinnigen Grundsätzen; keineswegs aber ist Dieß der Fall in den großen Kollegien, in welchen man für die Universitäten Cambridge und Oxford vorbereitet wird; um diese zu reformiren, müßte man zunächst bei jenen anfangen; allein der Haufe alter Privilegien, hinter welchem sie verschanzt sind, dürfte in einem Lande, wo sich Alles um Privilegien dreht, schwer umzustürzen seyn. Ein Artikel des Edinburgh Review, worin Mißbräuche des Kollegiums von Eton streng gerügt werden, möge hier im Auszug folgen:

Das Kollegium von Eton liegt bei Windsor, zehn Stunden von London. Es befindet sich unter der Aufsicht des Vorstehers und der Fellows, welche sich nicht direkt mit der Leitung des Unterrichts befassen, aber das Vorrecht haben, die beiden Lehrer zu ernennen, denen die zwei großen Abtheilungen der Schüler anvertraut werden. Außer diesen beiden Lehrern gab es im Jahre 1829 noch zehn Unterlehrer, acht in der ersten, zwei in der zweiten Abtheilung. Die erste enthält ungefähr fünfhundert, die zweite fünfzig bis sechzig Zöglinge. Die erste zerfällt in vier Klassen, nämlich die sechste, die fünfte, die vierte und eine Nebenklasse, Remove genannt. Außer dieser Theilung nach den Fähigkeiten der Schüler findet aber noch eine andere nach deren Range Statt. Siebenzig königliche Zöglinge oder „Collegers“ werden unentgeldlich vom Ertrage der Stiftung erhalten; sie schlafen in drei Dormitorien besonders und haben eine von den andern Schülern, den sogenannten Oppidanern, verschiedene Tracht. Zwischen diesen Freischülern und den bezahlenden Oppidanern zieht sich eine moralische Scheidewand hin, die noch stärker ist, als ihr gegenseitiger Haß.

Das Kings College in Cambridge wurde zugleich mit Eton College gegründet, um die aus Letzterem hervorgehenden Freischüler als Fellow's aufzunehmen. Wird ein Platz im Kings College vakant, so rückt der jeweilige Erste vom Eton College dort ein; Erster in Eton ist aber immer der Aelteste, der Aelteste stets der Ungeschickteste, und da er durch sein Privilegium von jeder Prüfung in Cambridge entbunden ist, so bringt er seine Unwissenheit mit dahin und von dort wieder zurück, wenn er später als Professor nach Eton berufen wird. — Die Studien, welche in Cambridge hauptsächlich betrieben werden, sind Mathematik und Metaphysik; in Eton dagegen das Griechische und Lateinische, mit etwas Religion und Geographie. Folgender Unterrichtsgang für Knaben aus den mittleren Ständen wird in Eton beobachtet: Jede Woche ist ein Mal einen ganzen Tag lang Vakanz, während welcher der Schüler Nichts zu thun hat, als zwei Mal in die Kirche zu gehen; ferner eine halbtägige Vakanz, wo er zwei Mal in die Klasse und ein Mal in die Kirche geht; endlich geht er jeden Sonnabend drei Mal in die Klasse und ein Mal in die Kirche. An jedem der übrigen Wochentage geht er vier Mal in die Klasse; eine Viertelstunde das erste Mal, drei Viertelstunden jedes folgende Mal. Im Ganzen fallen also wöchentlich ungefähr eilf Stunden auf den Unterricht, worin siebenzig Verse aus der Ilias, siebenzig Verse aus der Aeneis, zwei bis drei Seiten lateinischer oder griechischer Prosa, und zwanzig bis dreißig Verse aus den Evangelien oder der Apostelgeschichte durchgenommen werden. Nur Ein Mal wöchentlich kommt man auf die Grammatik zurück, und diese, vornehmlich die griechische, ist, nach dem von dem Review gelieferten Beweis, voller Ungereimtheiten; allein als Grammatik von Eton steht sie unter besondern Privilegien und darf nicht angetastet werden. Das System des Unterrichts ist noch schlimmer: verläßt der Schüler Eton, um Cambridge oder Oxford zu beziehen, so kennt er zwar seinen Homer, Virgil und Horaz genau; aber er hat weder Herodot, noch Thucydides, noch Xenophon, noch Livius, noch Polybius, noch Tacitus, noch irgend ein griechisches oder lateinisches Drama gelesen. Kaum kennt er eine arithmetische Regel; von neuerer Geschichte und lebenden Sprachen weiß er schlechterdings Nichts; aber er versteht einen lateinischen Vers zu machen, und darein setzt er seinen höchsten Ruhm.

Abscheulich ist die Disciplin in den englischen Kollegien. In Eton macht schon die große Anzahl der Schüler eine heilsame Aufsicht unmöglich, und die Sitten sind daher sehr verwildert; besonders besteht dort der schimpfliche Brauch des Faggings (ein eigenthümlicher Ausdruck, der ungefähr dem „Drücken“ im Sinne unserer deutschen Studentensprache gleichkommt, in England aber etwas ganz Legales bezeichnet). Der Fag ist der elendeste Sklave; jeder Altschüler hat einen solchen, oder vielmehr das Kollegium theilt sich in zwei große Abtheilungen, die der Alten und die der Fags. Letztere sind ihren Despoten zu blindem Gehorsam verpflichtet, widrigenfalls sie sich der Gefahr aussetzen, Stockschläge zu bekommen; sie bürsten ihnen die Kleider, holen ihnen das Frühstück, heben ihnen die Bälle beim Spielen auf, und vollziehen sklavenmäßig jede Grille, die dem Alten in den Kopf kommt. Ihre einzige Hoffnung ist, selbst ein Mal Despot zu werden, und an einem jungen Fag die Tyrannei, welche sie erfuhren, zu rächen.

Das System der Verbrechen und Strafen in Eton ist der sonstigen Abwege der englischen Erziehung würdig. Man züchtigt die Schüler, die dasselbst auf die Universität vorbereitet werden, noch mit Ruthenstreichen; ein Gebrauch, der wahrscheinlich noch eben so lange fortdauern wird, als man kein Bedenken trägt, die englischen Soldaten zu prügeln.

Feier der französischen Revolution in Amerika.

Die newyorker Zeitung vom 6 September schreibt: „Sobald die Ereignisse des Julius hier bekannt wurden, pflanzte man eine dreifarbige Fahne auf dem Theater auf; ein französischer Herr, in der Uniform der Nationalgarde, sang auf der Bühne die marseiller Hymne ab. Nichts gleicht der Begeisterung, welche dieses patriotische Lied in dem Saal erregte, wo sich diesen Abend alle in Newyork wohnenden Franzosen eingefunden hatten. Beinahe auf allen Hüten glänzte die dreifarbige Kokarde; es war ein hinreißender Anblick.“

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 298. 25 Oktober 1830.

Die Beduinen.

12. Raubzüge und Diebereien.

Bei dem gesetzlosen Zustande der Araber, in welchem kein anderes Recht anerkannt wird, als die Gewalt, das Recht des Stärkeren, müssen natürlich Raubthaten und Diebstähle viel häufiger seyn, als in einem Staate mit geordneten Rechtsverhältnissen. In der That kann man die Araber im Allgemeinen eine wahre Räubernation nennen, deren einzige Beschäftigung so wie einziger Gegenstand des Denkens das Plündern ist; doch muß man mit dieser Lebensweise nicht dieselben Begriffe von Strafbarkeit verbinden, wie in Europa. Der arabische Räuber betrachtet sein Gewerbe als ehrenvoll; und der Ausdruck Haramy (Räuber) ist einer der schmeichelhaftesten Beinamen, die man einem jungen Helden geben kann.

Der Araber beraubt seine Feinde, seine Freunde und seine Nachbarn, sobald die letzteren sich nur nicht in seinem eigenen Zelte befinden, wo ihr Eigenthum heilig ist. In dem Lager oder überhaupt unter befreundeten Stämmen zu rauben, wird gerade nicht für besonders rühmlich geachtet; doch haftet davon auch kein Makel auf dem Thäter, und Diebstähle dieser Art sind daher etwas täglich Wiederkehrendes. Aber seinen Hauptruhm setzt der Araber darein, seine Feinde zu berauben und Das, was er ihnen nicht mit offener Gewalt abnehmen kann, durch List hinweg zu führen. Die Beduinen haben das Raubwesen in allen seinen Zweigen in ein vollständiges und regelmäßiges System gebracht, welches manche nicht uninteressante Züge darbietet. Wenn ein Araber auf einen Raubzug ausgeht, so nimmt er ein Dutzend Freunde mit sich. Alle kleiden sich in die elendesten Lumpen, und jeder versieht sich mit einer mäßigen Quantität von Mehl und Salz, so wie mit einem kleinen Wasserschlauche; und mit diesen ärmlichen Vorräthen wagen sie sich zu Fuß auf eine Reise von vielleicht vollen acht Tagen. Die Haramys oder Räuber sind nie beritten. Wenn sie gegen Abend in die Nähe des Lagers kommen, auf welches sie eine Unternehmung ausführen wollen, so werden die drei Verwegensten zu den Zelten entsandt, wo sie gegen Mitternacht anlangen, wann fast alle Araber schlafen; die Uebrigen erwarten ihre Zurückkunft in geringer Entfernung von dem Lager. Einer von ihnen, der Mostembih, begiebt sich jetzt hinter das Zelt, welches beraubt werden soll und sucht die Aufmerksamkeit der Wachthunde auf sich zu ziehen, die ihn sogleich anfallen. Er flieht, und sie verfolgen ihn eine weite Strecke von dem Lager, welches auf diese Weise von seinen gefährlichen Hütern entblößt wird. Ein Anderer der Drei, der emphatisch der Haramy genannt wird, nähert sich sofort den Kamelen, die vor dem Zelte auf den Knien liegen; er schneidet die Stricke ab, mit denen ihre Beine zusammengebunden sind und läßt so viele aufstehen, als er wünscht. Hierauf führt er eines der Mutterkamele aus dem Lager, dem alle übrigen ihrer Gewohnheit nach ohne das geringste Geräusch folgen. Der dritte kecke Kamerad, Kayd genannt, stellt sich inzwischen neben dem Zeltpfahle auf, der die Hand heißt, indem er einen langen und schweren Stock über der Thür emporhält, um damit einen Jeden niederzuschlagen, der herauskommt, und dem Haramy Zeit zur Flucht zu geben. Wenn die Räuberei gelingt, treiben der Haramy und der Kayd die Kamele eine Strecke weit, darauf ergreift Jeder von ihnen eines der stärksten Kamele beim Schweif und zieht daran mit aller Macht. Jetzt fangen die Thiere an zu galloppiren, und die Räuber kommen, indem sie sich so fortschleifen lassen, mit ihrer Beute bei dem Mostembih an, der sich indessen gegen die Hunde zu vertheidigen hatte. Oft werden wohl fünfzig Kamele auf diese Art gestohlen. Die Räuber reisen nur bei Nacht und kehren in angestrengten Märschen in ihre Heimat zurück. Dem Anführer der Partei, so wie den drei Waghälsen, welche die Hauptmühe und Gefahr übernehmen, wird ein besonderer Antheil an der Beute zugestanden. —

Durch mancherlei Zufälle kann aber eine solche Unternehmung auch fehlschlagen. Wenn ein Nachbar des angegriffenen Zeltes den Haramy und Kayd bemerkt, so weckt er seine Freunde. Diese umzingeln die Räuber, und Wer zuerst einen derselben ergreift, macht ihn zu seinem Gefangenen oder Rabiet. Die Gesetze der Beduinen in Bezug auf die Rabiets sind sehr merkwürdig, und zeigen, welchen Einfluß die durch Menschenalter fortgeerbte Gewohnheit, wenn sie auch außer allem Zusammenhange mit der Religion steht, selbst auf die wildesten Charaktere unter den ungezähmtesten Söhnen der Freiheit üben kann. Der Rabat oder Der, welcher den Rabiet ergreift, fragt seinen Gefangenen, welches Geschäft ihn hergeführt habe, und diese Frage ist gewöhnlich von einigen Streichen auf das Haupt begleitet. „Ich kam um zu rauben, Gott hat mich niedergeworfen,“ ist die gewöhnlichste Antwort. Der Gefangene wird hierauf in das Zelt geführt, wo eine solche Erscheinung große Freude erregt. Das Nächste ist hier, alle Zeugen

aus dem Zelte zu schaffen; dann bindet der Rabat, immer sein Messer in der Hand, dem Gefangenen Hände und Füße, und darauf ruft er seine Freunde herein. Einer von diesen oder der Rabat selbst fodert jetzt den Haramy auf, Nessa zu sagen, d. h. zu entsagen; und der Haramy, um nicht fortdauernden Mißhandlungen ausgesetzt zu seyn, sieht sich genöthigt, dieser Forderung zu entsprechen. Diese Ceremonie beruht auf dem Gebrauche des Dacheil, welchen ich hier erläutern will. Es gilt nämlich als Gesetz unter den Arabern, daß eine Person, die sich in Gefahr vor einer anderen befindet, sobald sie einen dritten Araber, sey dieser, wer er sey, oder auch nur irgend ein lebloses Ding berühren kann, das mit einem Theile seines Leibes in Verbindung steht, oder sobald sie ihn anspeien, oder mit einem Steine werfen kann, indem sie ausruft: Ana dacheilak (ich bin dein Schützling) von diesem Augenblicke an Nichts mehr zu befürchten hat, sondern unter dem Schutze des Dritten steht. Dieß ist der Grund, weßhalb Alle, die in das Zelt treten, den Räuber auffordern zu entsagen, nämlich seinem Privilegium des Dacheil; und seine Antwort Beneffa, ich entsage, begiebt ihn des Rechtes, dasselbe während seiner Gefangenschaft in Anspruch zu nehmen. Damit der Haramy keine Gelegenheit finde zu entwischen oder der Dacheil von irgend Jemand zu werden, so wird eine Höhle in den Boden des Zeltes gemacht, die ungefähr zwei Fuß tief und so lang ist, als der Mann; in diese Höhle wird er hineingelegt, seine Füße an die Erde gekettet, seine Hände zusammengebunden und sein Haar an zwei Pflöcke zu beiden Seiten seines Hauptes befestigt. Einige Zeltpfähle werden über ihn hergelegt und auf diese werden Kornsäcke und andere schwere Gegenstände gehäuft, so daß nur noch eine kleine Oeffnung über dem Gesichte des Gefangenen bleibt, durch welche er Athem holen kann.

Wenn das Lager verlegt wird, so wirft man dem Haramy ein Stück Leder über den Kopf und setzt ihn so, an Händen und Füßen gefesselt, auf ein Kamel. Wo das Lager aufgeschlagen wird, bereitet man sogleich eine neue Höhle zu seinem Gefängniß. Aber der Gefangene giebt selbst in diesem furchtbaren Grade die Hoffnung zur Flucht nicht auf. Wenn er einer reichen Familie angehört, so sagt er nie seinen wahren Namen, sondern erklärt sich für einen armen Bettler. Wird er erkannt, was freilich gewöhnlich geschieht, so muß er als Lösegeld sein sämmtliches Eigenthum an Pferden, Kamelen, Schafen, Zelten, Lebensmitteln und Gepäck ausliefern. Die Hartnäckigkeit, mit der er seinen wahren Namen verbirgt und die äußerste Armuth vorgiebt, zieht seine Gefangenschaft oft Monate hin; bis er seine Freiheit unter gemäßigteren Bedingungen erkaufen kann, oder das Glück ihn in den Stand setzt zu entwischen. Dabei wird er freilich auch durch Manches begünstigt. Wenn er von seiner Höhle aus irgend einem Manne oder auch nur einem Kinde in das Gesicht spucken kann, ohne die angeführte Entsagungsformel ausgesprochen zu haben, so hat er einen Beschützer und Befreier gefunden; eben so, wenn ihm ein Kind ein Stück Brod giebt, gleich viel, ob dasselbe ein fremdes oder zu der Verwandtschaft des Rabat's gehöriges ist; nur des Rabat's eigenes Kind ist ausgenommen. Zuweilen findet er wohl auch Mittel sich während der Abwesenheit des Rabat von seinen Fesseln zu befreien; dann flieht er des Nachts in das nächste Zelt und erklärt sich für den Dacheil der ersten Person, die ihm begegnet. Dieß geschieht indessen nur selten; denn der Gefangene erhält eine so dürftige Kost, daß er gewöhnlich bald zu schwach wird, um außerordentliche Anstrengungen zu machen. Desto thätiger sind dagegen seine Freunde, die ihn entweder mit offener Gewalt zu befreien suchen, oder, sofern Dieß nicht thunlich ist, durch List.

(Schluß folgt.)

Geschichte der letzten russischen Gesandtschaft in Persien und ihrer Ermordung.

(Schluß.)

Es war Nachmittag, als ich mein eigenes Quartier erreichte. Unsere Diener hatten durch die Versicherung, die Zimmer seien bloß von Muselmännern besetzt, den Pöbel abgehalten einzubrechen. Hier fand auch Hr. Maltzoff, der erste Sekretär, eine Freistätte. Seine eigenen Gemächer befanden sich von denen Hrn. Gribayedoff's so weit entfernt, daß, als das Haus erstürmt ward, er sich nicht mehr mit seinen Gefährten vereinigen konnte. Das Volk stellte allenthalben nach versteckten Mitgliedern der Gesandtschaft Nachforschungen an, und es kostete Hrn. Maltzoff viele Bitten und eine große Geldsumme, bis er einige der Ferasch's des Schah und eine kleine Abtheilung der Ferahaninfanterie, die sich nach unserem Quartiere zurückgezogen hatte, vermochte, ihm ihren Schutz zu gewähren. Sobald das Gewitter sich etwas legte, ließen wir dem Prinzen Ali Schah Meldung thun, Hr. Maltzoff sey noch am Leben. Eine Kompagnie Infanterie ward daher nach dem Haus beordert, unter dem Vorwand dasselbe unter Obhut zu nehmen und in ihren Reihen, und in der Uniform eines persischen Soldaten ging Hr. Maltzoff spät am Abend nach dem Palast. Diese Verkleidung ward für nothwendig erachtet, um der noch unversöhnten Wuth des Volks keinen Anlaß zu neuem Ausbruch zu geben. Seine Lage war sehr gefährlich gewesen, da die Empörer jeden Winkel des Hauses, selbst mit Kerzenlicht, durchsuchten, wo sie vermutheten, daß Jemand von der Gesandtschaft etwa versteckt seyn möchte. Ja der Ausrottungsplan ging so weit daß der Pöbel selbst die Nebengebäude des britischen Palastes anfiel, sieben bis acht Russen, die in den dortigen Ställen herbergten, ermordete, und alle dem Gesandten angehörigen Pferde wegführte.

Die vergeblichen Versuche, die Ordnung herzustellen, die auf Befehl des Schah gemacht wurden, müssen wir noch erwähnen. Um die Zeit der Ergreifung Mirsa Yakub's eilte Mirsa Mohammed Ali Chan, von einer Anzahl seiner Diener begleitet, nach der Scene des Aufruhrs. Natürlich beschränkten sich seine Bemühungen auf Bitten und Vorstellungen an Leute, welche gegen Vernunft taub waren. Der Nessactschi-Baschi und mehrere Hofbeamten wurden nach einander abgeschickt, den Tumult zu beruhigen, und zuletzt brachen die Prinzen Ali Schah und Imam Werdi Mirsa mit so viel Leuten, als sie in der Hast zusammen bringen konnten, selbst auf. Die zahllose Menge der Stürmer ließ sie aber nicht an das Haus hinankommen. Statt der Gesandtschaft Hülfe zu leisten mußten die Prinzen bald an ihre

eigene Sicherheit denken. Sie wurden gehöhnt, verspottet und geworfen. „Geht," sagten sie zu Ali Schah, „verkuppelt Eure Weiber an die Russen. Es ist schon der Mühe werth, daß Ihr an Euern langen Bart so viel Rosenwasser vergeudet. Euer Bruder Abbas Mirsa hat sich mit Leib und Seele dem Kaiser verkauft. Fort, Gowram Sag, oder wir machen ein Ragout aus Euch."

Von meinen Dienern erfuhr ich, daß Mirsa Yakubs verstümmelter Leichnam durch die Stadt geschleppt und in eine Gosse geworfen wurde. Ein Leichnam, welchen man für Hrn. Grebayedoff's hielt, erlitt eine ähnliche Behandlung. An Hände und Füße wurden Stricke gebunden, und eine Pöbelprozession setzte sich nach den Hauptstraßen und Basars der Stadt in Bewegung unter wüthendem Geschrei: „Platz gemacht für den russischen Gesandten auf seinem Zug zu dem Schah. Aufgestanden und Respekt gezeigt! Die Mützen ab und nach Feringhiart gegrüßt. Er dürstet nach der Liebe, die ihr zu seinem Gebieter dem Kaiser habt — speit sie ihm in's Gesicht!" Der Körper wurde in dieser Weise auf dem Boden fortgeschleift, und blieb vor dem Nappuk (der Flagge) auf dem freien Platz vor dem Hauptthor der Cittadelle der öffentlichen Beschauung ausgesetzt. Nach eingetretener Dämmerung ließ ihn der Prinz-Statthalter in Mohammed Chan's Haus tragen.

Die Nacht verfloß ohne weitere Gewaltthätigkeiten und am Morgen erschien der Ferasch-Baschi Kerim Chan, für die Wegschaffung der Leichen Vorkehrung zu treffen. Man vergewisserte sich, daß die Zahl der von der Gesandtschaft Umgekommenen sich auf vier und fünfzig Personen belief. Hrn. Grebayedoff's Reste selbst entdeckte man unter einem Haufen Erschlagener vor dem Fenster seines Zimmers. Ich erkannte seine entstellten Zügen, und überzeugte mich, daß man nach dem Tod an seinem Leichnam keine Unwürdigkeiten verübt hatte. Armenische Priester erwiesen ihm die letzte Ehre. Er wurde in der Kirche bestattet; die Uebrigen zusammen in einer großen Grube vor den Mauern der Stadt.

Von den Tehranern sollen sechs bis sieben und zwanzig getödtet oder verwundet worden seyn. Wäre ein wohlgeordnetes Vertheidigungssystem eingeleitet und das ganze Gefolge der Gesandtschaft versammelt worden, so hätten müssen nothwendig weit mehr Angreifer zu Grunde gehen, ja der Angriff hätte können leicht wohl auch abgeschlagen werden.

Aber Wer vermag den Fügungen des Schicksals sich zu entziehen? Wer wagt den Willen der Vorsehung zu ergründen? *)

*) Nach der Bombayzeitung vom 15 Februar war der neue russische Gesandte in Tauris angelangt, und sofort nach Schiras abgereist, wo der König sich am 29 December vor. J. mit einem Heer von 40,000 Mann hinbegeben hatte, um den Tribut zu erheben. So wäre also Alles wieder im Geleise! Allein können auch Höfe einander verzeihen, die Völker haben ein stärkeres Gedächtniß und sollte dereinst der Thron des Schah vor den russischen Adlern zusammenstürzen, so dürften wohl die Schreckensscenen des 11 Februars 1829 wieder zur Sprache kommen. Offenbar hat die persische Regierung dieselben durch die Priesterschaft angestiftet, wenn sie auch nicht gerade die Sache bis zu diesem Aeußersten zu treiben beabsichtigte; und nachher war sie feig genug, die Werkzeuge ihrer Verrätherey zu ein Paar Tausenden der russischen Rache zu opfern!

Die Parks in London.

(Schluß.)

Was den Hydepark betrifft, so wurden zwei Güter, genannt Hyde und Neate, sammt Covent Garden (eigentlich the Convent Garden), von dem Prior von Westminster an Heinrich VIII ausgetauscht, und von Letzterm sofort unverweilt in einen Park verwandelt. Die Londoner besuchten ihn von Anfang an sehr stark, und besonders Personen jedes Standes zum „Maiengehen," einer jetzt in London ganz abgekommenen Sitte, wonach man am ersten Mai die Blüthen des Hagedorns einsammelte. „Wehe dem Hagedorn, der Blüthen trägt, er ist, gleich einem Edelmanne in einer Wirthshausrauferei, verdammt, seines lustigen Schmuckes durch jeden Handwerksburschen beraubt zu werden." Ein londoner Tagblatt vom ersten Mai 1654 sagt: „Heute sah man mehr Leute Maien gehen, als seit vielen Jahren. Großes Gedränge nach Hyde-Park, viele Hundert reicher Kutscher, und Kavaliere in ihrem Staate; aber auch Männer mit höchst schändlich gepudertem Haare (most shameful powdered-hairmen), und Weiber mit bemaltem Gesichte. Einige spielten mit einem Silberballe, Andere unterhielten sich auf andere Weise; aber Se. Hoheit, der Lord Protektor fand sich nicht ein, und eben so wenig Einer von den Lords des Konseils."

Uebrigens würdigte Cromwell den Hyde-Park doch zuweilen seiner Gegenwart, wie er z. B. ein Mal sechs schöne Pferde, welche ihm der deutsche Graf Oldenburg zum Geschenke gemacht, daselbst als eigener Wagenlenker probiren wollte. Diese aber rissen aus, er fiel unter die Deichsel, verwirrte sich, und überdieß ging ihm noch eine geladene Pistole, die er in der Tasche stecken hatte, durch den Sturz los; gleichwohl kam er mit seinem gewöhnlichen Glück auch hier ganz unbeschädigt davon. Die königliche Partei übersah diesen Vorfall nicht; unter Andern machte ein gewisser Sir John Birkenhead ein satirisches Gedicht darüber, genannt „der Stoß" (the jolt). — Nach der Restauration fiel Hyde-Park in die Hand des Königs zurück, und wurde sofort, statt der bisherigen Einschließung mit Pfählen, mit einer Mauer von Backsteinen umgeben, blieb aber, wie St. James Park, dem Publikum offen. Eine Zeitung vom Januar 1682 enthält folgenden Bericht: „Heute begab sich Se. Maj. (Karl II) mit Vielen vom Hofe nach Hyde-Park, wo die Garden vor dem marokkanischen Gesandten manövrirten. Se. Excellenz schien mit unserer Art der Kriegskunst höchst zufrieden. Die Soldaten waren stattlich angezogen, und die Officiere prachtvoll. Zur Erwiederung exercirten dann die Begleiter des Gesandten nach ihrer Art, welche, obwohl seltsam für uns, aufs Trefflichste ausgeführt ward. — Kaum hatte man je einen so prächtigen Kutschenzug im Park gesehen."

Kensington Garden wurde von Wilhelm III dem damaligen Lordkanzler Finch, nachherigem Grafen von Northampton, abgekauft, und von seiner Gemahlin, der Königin Maria, erweitert. Noch mehr vergrößerte ihn Königin Anna; und endlich gab ihm die Königin Karoline eine Ausdehnung von vierthalb Meilen und seine jetzige schöne Gestalt. Wise, Gärtner König Wilhelms III, änderte eine Sandgrube im ältern Theile des Gartens auf eine so malerische Art um, daß der Spektator ihn höchlich preist, und bei dieser Gelegenheit wahrscheinlich zum ersten Mal eine geistreiche, nachher sehr häufig angewandte Parallele zieht: „Meiner Ansicht nach," sagt Addison, „giebt es eben so viele Arten von Gärten, als es Arten der Poesie giebt. Die Anleger der Blumenparterre und Blumengärten vergleichen sich Epigrammatikern und Sonnettendichtern; Erbauer von Grotten, Lauben, Wasserfällen sind Romanschreiber. Wise und London sind unsere epischen Dichter, und soll ich als Kritiker eine Glanzstelle aus ihren Werken ausheben, so nenne ich jenen Theil im obern Kensington Garden, der Anfangs nur eine Sandgrube war." Jetzt ist diese vor mehr als hundert Jahren so berühmte Stelle derjenigen Kennzeichen, welche der Spektator weitläufig anführt (Eibenbäume, Stechpalmen u. s.), wieder ganz beraubt, und neun Zehntheile der Bewohner von London haben wohl nie von derselben gehört. — Durch die Erweiterung von Kensington Garden hat Hyde-Park an seiner ursprünglichen Ausdehnung bedeutend verloren.

Von jeher standen also die londner Parks, obwohl Eigenthum der Krone, dem Publikum offen; und bekannt ist, daß Lord Chesterfield der Königin Karoline, Gemahlin Georgs II, auf die Frage, Was es ihr wohl kosten würde, die Parks verschließen zu lassen, antwortete: Ew. Majestät bloß drei „Kronen."

Was jetzt Regents Park heißt, und bis vor kurzer Zeit nur einen großen Grasplatz bildete, war früher ein königlicher Park mit einem Palast, welchen die Königin Elisabeth hie und da bewohnte. Während der Revo

ntion wurde derselbe von Cromwell an Harrison, den Obersten eines Dragonerregiments, gegeben, entweder um dorther das Futter für seine Pferde zu beziehen, oder als Entschädigung für Ausgaben, die er gehabt. Nach der Restauration kam er in Besitz von Privatpersonen, und erst unter der Regentschaft des vorigen Königs an die Krone zurück, wo er nun in einen herrlichen Park, größer als St James, Hyde- und die Green-Parks zusammen, umgewandelt wurde.

Vorstellung der Muselmänner von biblischen Personen.

Moses ist in den Augen Mohammeds Prophet und Gesetzgeber. Er spricht daher auch in mehreren Kapiteln des Korans von ihm, und die Orientalen fügten den Wundern, welche sein Zauberstab verrichtete, noch manche hinzu. So wachte z. B. dieser Zauberstab in Gestalt einer Schlange über ihm, wenn er schlief, und schützte ihn gegen die andern Zauberer, die ihn wegen seiner größeren Macht beneideten. Auch David ist ein gefeierter Name unter den Islamiten; besonders schreiben sie ihm außerordentliche Talente für die Musik zu: seine Stimme entzückte die Vögel, erweichte das Eisen und ebnete die Berge (Koran, Sura 24 Vers 10). Aber über Alle geht ihnen Salomo, den sie sich als den Beherrscher des Morgen- und des Abendlandes denken. Kein Wunder giebt es, das er nicht that. Nicht nur die Menschen, sondern auch die Thiere, ja die Elemente gehorchten seinem Willen. Wollte er eine Reise machen, so bestieg er den Wind, und gelangte fast im Augenblicke nach den entferntesten Regionen. Er kannte die Sprache der Vögel, selbst der Insekten. Der Koran berichtet eine Unterredung, die er mit einer Ameise hatte. Mit Hülfe eines Rings, den er trug, unterwarf er sich auch die Geister, und durch ihre Hände ließ er ohne Mühe den Palast der Königin Saba erbauen, und alle die Denkmäler gräuben, welche sein Reich verherrlichten. Insgemein gilt er im Orient für das Haupt der Zauberer, wie denn schon der Geschichtschreiber Josephus mehrerer Zauberbücher gedenkt, die unter seinem Namen im Umlaufe waren. Nach Mohammed (Sur. 11, V. 96) wären sie jedoch das Werk von Dämonen, welche sich des Namens des weisesten der Könige bedient hätten. Den Fabeldichter Lokman halten die Muselmänner für einen Neffen Hiobs; einen gewissen Eleder verwechseln sie mit dem Propheten Elias; von Jonas wissen sie den Aufenthalt in dem Bauche des Wallfisches zu erzählen; einen Zacharias, den sie als den Propheten dieses Namens kennen, machen sie zu einem Sohne des Täufers Johannes. Am Interessantesten möchte indeß ihre Ansicht von Jesus und seiner Mutter Maria seyn. „Eines Tags," spricht Mohammed, „wird Gott die Propheten versammeln und sie nach den Völkern fragen, welche ihren Aufforderungen gehorsamten. Da wird er sagen zu Jesus, dem Sohne der Maria: Gedenke der Gnade, die ich Dir erwies und Der, die Dich gebar. Ich habe Dich gekräftigt durch den Geist der Heiligkeit, damit Du unterrichtetest die Menschen von der Wiege bis zum Grabe. Ich habe Dich unterwiesen in der Schrift, der Weisheit, dem Pentateuch und dem Evangelium. Du formtest aus Thon einen Vogel, und ich gab Dir die Erlaubniß, daß Du ihm Leben einhauchtest durch Deinen Odem. Du heiltest einen Blindgebornen durch meine Kraft und einen Aussätzigen. Du ließest die Todten auferstehen aus ihren Gräbern. Ich wandte von Dir ab die Hände *) der Juden, die mitten unter den Wundern, die Du vor ihren Augen vollbrachtest, in ihrer Verstocktheit riefen: Alles ist Blendwerk! Ich gab den Aposteln ein, daß sie an mich glaubten und an Jesum, meinen Gesandten, und sie sprachen: Wir glauben; lege Zeugniß ab unserer Treue. O Jesu, Sohn der Maria, sprachen die Apostel, vermag Dein Gott vom Himmel eine gedeckte Tafel herabsteigen zu lassen? Fürchtet den Herrn, antwortete Jesus, und seyd gläubig. Wir möchten, fuhren sie fort, uns niedersetzen und speisen: dann würden unsere Herzen ruhig seyn. Wir werden wissen, daß Du die Wahrheit gepredigt, und werden Zeugniß ablegen. Jesus, der Sohn der Maria, betete gen Himmel: Herr, laß uns eine Tafel herabkommen; laß ein Fest seyn für den Ersten und Letzten unter uns, und zeige uns Deine Macht. Ernähre uns; Du bist der Freigebigste der Wohlthäter. Der Herr erhörte sein Flehen und sprach! Wer nach diesem Wunder nicht gläubig ist, soll die furchtbarste Strafe erleiden, die je über ein Geschöpf erging" (Sur. 5). Auch von Jesu Mutter spricht Mohammed als von einer bevorzugten Sterblichen: Gott selbst ist es, der ihm befiehlt, sie zu preisen. „Preise Maria in dem Koran; preise den Tag, wo sie sich entfernte von ihrem Hause nach Osten. Sie nahm einen Schleier und verhüllte sich, und wir sandten zu ihr Gabriel, unsern Geist. Sie empfing und zog sich zurück nach einem einsamen Orte. Sie saß unter einer Palme, da ergriffen sie die Wehen und sie rief aus: Hätte es Gott gefallen, daß ich gestorben wäre, ehe denn ich empfing! Betrübe Dich nicht, sprach der Engel; Gott hat einen Bach fließen lassen zu Deiner Seite. Schüttle den Baum, und reife Datteln werden fallen in Deinen Schoß. Sie ging heim in ihr Haus und trug ihren Sohn in den Armen. Maria, sagte man zu ihr, eine seltsame Geschichte ist Dir begegnet. Statt aller Antwort machte sie ein Zeichen, daß man ihren Sohn befräge. Sollen wir, sprach man, uns an ein Wiegenkind wenden? Ich bin der Diener Gottes, erwiederte das Kind, Er hat mir das Evangelium gegeben und mich zum Propheten bestellt" (Sur. 19).

*) Die Mohammedaner leugnen das Leiden Christi. „Die Juden glaubten den Messias, den Gesandten Gottes, getödtet zu haben; allein nicht er ist es, den sie zum Tode brachten, sondern ein Anderer, der ihm glich" (Sur. 4, V. 156 f) Eben so leugnen sie die göttliche Natur Jesu. „Die Christen sagen, Gott habe einen Sohn, und lästern damit Gott. Fast zerreißen die Himmel bei diesen Worten, und die Berge bersten" (Sur. 19).

Nachrichten über das asiatische Rußland.

2) Reisen des Grafen Potozki.

(Fortsetzung)

Der Thee, dessen sich die Kalmücken bedienen, kommt aus den nördlichen Provinzen von China, wo er von einer Staude gewonnen wird, welche dem Kirschbaum gleicht; er ist in großen, fast steinharten, ziegelförmigen Tafeln, die in ein sehr feines, mit Charakteren bedecktes Papier gewickelt sind. Sie kochen diesen Thee mit Milch und Butter, und gewinnen dadurch ein gesundes, erfrischendes Getränk, woran man sich leicht gewöhnt. Alle asiatischen Nomaden sind große Liebhaber desselben, ersetzen es jedoch, wenn es ihnen zu theuer ist, nicht selten durch Surrogate, wie durch die Blätter der Saxifraga crassifolia, der Tamarix germanica, der Potentilla rupestris und fructicosa, der Glycyrrhiza hirsuta und des Polypodium flagrans. Der Verkehr mit dem östlichen Asien liefert aber den Kalmücken nicht bloß den Thee, sondern auch die meisten ihrer Luxusartikel. Der Graf machte der Horde eines kalmückischen Fürsten, Namens Tumen, in Jamian, auf dem rechten Ufer der Wolga, einen Besuch. Der Fürst quartirte ihn in einem mit chinesischem Damast behängten Zelt ein, wo er ein vortreffliches Bett fand. Am Morgen weckte ihn eine chinesische Musik, und in dem Zelt des Lama war jedes Geräth chinesisch. Der Graf zeigte dem Lama das Alphabetum Tibetanum des Pater Georgi, welches er mit der größten Leichtigkeit las; sehr verwundert, daß es in Europa Schriften gebe, die in seiner heiligen Sprache geschrieben wären. Die Zahl der Geistlichen verhielt sich zu den männlichen Individuen der Horde wie 1 zu 10; aber sie waren zugleich Lehrer und Aerzte. Jeder Kalmücke, selbst der ärmste, kann lesen und schreiben, und als Aerzte stehen die Gelongs in solchem Ansehen, daß häufig die Russen sich bei ihnen Raths erholen.

Unter den verschiedenen tatarischen Völkerschaften, welche der Graf berührte, bilden sich bisweilen Gesellschaften, bei welchen Poesie einen Hauptgegenstand der Unterhaltung ausmacht. Es sind meist Improvisationen, die in einer Folge loszusammenhängender Allegorien bestehen, deren jede in einem Strophenpaar ausgedrückt wird. Ein Beispiel ist folgendes: „In meinem Garten ließ ich eine Blume zurück, die Niemand bemerkte; ich wanderte, und mein Fuß stand vor einer gähen Schlucht. Mein Sperber und mein Roß erkennen meine Stimme nicht mehr. Ich fahndete nach einem Phönix (oumà-kousch), und fand nur Krähen in meinem Netz." Mag auch ein europäisches Kunsturtheil Manches an diesen rohen Naturlauten auszusetzen haben, nicht so der tatarische Zuhörer. Wenn der Sänger, der sein Lied mit einer zweisaitigen Guitarre begleitet, einen verwandten Akkord trifft, so erhebt Jener das Haupt, und legt durch ein wildes Geschrei seinen Beifall an den Tag; hierauf stützt er das Kinn wieder auf das Knie, und sinkt in sein Stillschweigen zurück. Diese Gesänge enthalten manchmal Ritterromanzen und Volkssagen. Solcher können sich namentlich die Tscherkessen rühmen, die an den Kikoakoas eigentliche Troubadours besitzen.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 299. 26 Oktober 1830.

Parlamentsverhandlungen in Angelegenheiten der ostindischen Kompagnie. *)

Nach den uns vorliegenden zwei Berichten wurden von dem für die Angelegenheiten der ostindischen Kompagnie niedergesetzten Ausschuß in vierzehn Sitzungen (vom 15 Februar bis zum 18 März) zwanzig Personen, theils Beamte der Kompagnie theils Kaufleute und Schiffskapitäne vernommen. In der ersten Sitzung kam fast bloß das Rechnungswesen der Kompagnie zur Sprache, worüber Hr. Thomas Gore Lloyd, Generalbuchhalter (accountant general) und Hr. James Cosmo Melvill, Rechnungsabhörer (auditor) und Hr. William Leach, Buchhalter bei dem Kollegium der Kommissäre für die indischen Angelegenheiten, Auskunft ertheilten. Die Rechnungen, die jedes Jahr nach England eingeschickt werden, zerfallen in politische und kommerzielle, d. h. in solche, welche die Kompagnie als Handelskorporation und in solche, welche sie als Souverän führt: so versteht man also unter politischen Rechnungen das ganze Abgaben- und Einkünftensystem aus den indischen Territorialbesitzungen. Die Rechnungen werden in Bengalen unter folgende Rubriken gebracht: 1) Generaldepartement, welches Münze Post und Stempel begreift; 2) Judicialdepartement, wohin Sporteln (? fees) und Geldstrafen gehören. 3) Landrevenüendepartement; 4) Zölle (Land- und Seezölle); 5) Salzmonopol; 6) Opiummonopol; 7) Marineeinnahmen (wobei die Flußzölle). Dieselbe Einrichtung scheint in allen Provinzen Statt zu finden. Es giebt zu dem Ende in Calcutta drei Kollegien (boards), deren jedes seinen Buchhalter hat: die Revenüenverwaltung, aus drei oder vier Mitgliedern, die Salz- und Opiumverwaltung, aus drei, und die Marineverwaltung gleichfalls aus drei und dem Master-attendant bestehend. Für die Civilanlagen so wie für die Münz- und Postrechnungen ist ein eigener Beamter als Kontrolleur aufgestellt, welcher der Civilauditor heißt; so wie für die Militärrechnungen der Generalmilitärauditor, welcher zugleich Mitglied der Militärverwaltung ist. Mit dem 30 April jedes Jahr werden die Rechnungen geschlossen, worauf es aber noch bis zum folgenden Januar oder Februar ansteht, bis sie zur Revision nach England abgehen, welcher Verzug sich bei den unermeßlichen Summen, welche in diese Bücher laufen und der oft auf weite Entfernungen hin zunehmenden Rücksprache sich leicht erklärt. In den Rechnungen bedient man sich der Sicca- oder der Furruckabad-Rupie. Die Differenz zwischen der wirklichen (Current) Rupie und der Siccarupie beträgt 16 Proc.; um so Viel hat letztere mehr werth als die erstere. Die wirkliche Rupie zu 2 Schill. genommen, macht die Siccarupie 2 Schill. 3 [illegible] Den. aus. Nach dem englischen Geldfuß (die Unze Silber = 5 Schill. 2 Den.) ist der innere Gehalt der Siccarupie = 2 Schill. 0 [illegible] Den. Die Furrackabad-Rupie hält 4 [illegible] Proc. Weniger als die Siccarupie. Ein wichtiges Kapital in dem Finanzstaat nimmt die Staatsschuld ein. Die Interessen, welche die Kompagnie dafür bezahlte, waren im J. 1809 8 Proc., im J. 1814 6 Proc. und seit dem J. 1828 5 Proc. im Durchschnitt. In der zweiten Sitzung (vom 18 Februar) erscheint Hr. Charles Majoribanks. Hr. William Ward hat wie das erste Mal den Vorsitz und beginnt das Verhör.

Frage. Sie sind Diener der ostindischen Kompagnie in der chinesischen Faktorei? Antwort. Ich bin seit 17 Jahren in Diensten der Kompagnie, den größten Theil dieser Zeit als Resident in China.

Fr. So können Sie also wohl Auskunft ertheilen über die Art wie der Handel zwischen China und England betrieben wird? A. Ich hatte alle Gelegenheit, mich darüber zu unterrichten.

Fr. Ist der auswärtige Handel in China auf Einen Hafen beschränkt? A. Ja, gegenwärtig. Die Spanier genießen zwar noch das Recht, den Hafen Emui zu besuchen; allein sie machen fast nie davon Gebrauch. In frühern Jahren standen Tschusan, Limpo und die Insel Formosa den Europäern offen; sie wurden aber nach und nach von diesen Häfen ausgeschlossen und müssen sich jetzt mit dem Hafen von Kanton begnügen.

Fr. Welche besondere Verhältnisse haben bei dem Handel mit China Statt? A. Der gesetzliche Handel, soweit er die Chinesen betrifft, geschieht durch eine Gesellschaft von Kaufleuten, Hong genannt, sieben an der Zahl.

(Fortsetzung folgt.)

*) First Report from the Select Committee on the Affairs of the East-India Company. Ordered by the House of Commons to be printed 4 March 1830. Second Report etc. 18 March 1830.

Die Beduinen.

12. Raubzüge und Diebereien.

(Schluß.)

Die Mutter oder die Schwester des Gefangenen, oder ein entfernterer Anverwandter begiebt sich in ärmlicher Tracht in das Lager, in welchem der Haramy gefangen liegt. Nachdem sie das Zelt seines Rabat erforscht hat, schleicht sie sich des Nachts in dasselbe hinein; einen Knäul Zwirn in der Hand, nähert sie sich der Höhle, in welcher der Gefangene begraben ist, und steckt ihm das eine Ende des Fadens in den Mund; darauf zieht sie sich zurück und windet, so wie sie weiter geht, den Knäul auf, bis sie zu einem benachbarten Zelte kommt. Hier weckt sie den Eigenthümer, hält ihm den Faden an die Brust und redet ihn mit den Worten an: „Sieh mich an, bei der Liebe, die Du zu Gott trägst und zu Dir selbst, Dieß steht unter Deinem Schutz." Sobald der Araber den Zweck dieses nächtlichen Besuches erfahren hat, steht er auf und folgt dem Faden zu dem Zelte, welches den Haramy einschließt. Dann weckt er den Rabat, zeigt ihm den Faden, den der Gefangene noch hält und erklärt, daß der letztere sein Dacheil ist. Der Haramy wird hierauf von seinen Fesseln befreit, der Rabat bewirthet ihn, wie einen Gast, den er eben erst erhalten hat, und läßt ihn in Frieden ziehen.

Zuweilen wird der Gefangene auch wohl auf eine andere Weise befreit. Einer seiner Freunde bleibt in dem Lager, bis die Araber ihre Zelte abbrechen, wobei der Haramy dann mit dem Gepäck der Familie auf einem Kamele fortgeschafft wird. Der Freund erspäht nun eine Gelegenheit, das Kamel, welches den Gefangenen trägt, von den übrigen zu trennen; er treibt es zu einem andern Araber, der dadurch der Beschützer und Befreier des Haramy wird.

Wenn die Befreiung des Gefangenen jedoch auf keine Weise bewerkstelligt werden kann, so muß er zuletzt sich dazu verstehen, seine Freiheit dem Rabat abzukaufen. Gewöhnlich finden sich bei dem Stamme des letzteren einige Gäste von seinem eigenen Stamme, die dann für die richtige Erlegung des Lösegeldes Bürgen werden. Diesen wird er überliefert, und einer derselben begleitet ihn nach Hause und empfängt von ihm den Betrag des Lösegeldes in Kamelen oder anderen Gegenständen, die er pünktlich dem Rabat aushändigt. Wenn der freigelassene Räuber unter seinen Freunden den vollen Belauf des Lösegeldes nicht zusammenbringen kann, so ist er auf seine Ehre verpflichtet sich auf's Neue als Gefangener zu stellen. Selten tritt der Fall ein, daß ein unter diesen Bedingungen Freigelassener sich weigern sollte zu zahlen oder in seine Gefangenschaft zurückzukehren; wenn sein Bürge ihn zur Zahlung nicht zwingen kann, so muß er das Lösegeld von seinem eigenen abtragen. Dagegen steht es aber auch in seiner Gewalt seinem falschen Freund eine Züchtigung widerfahren zu lassen, die so gefürchtet wird, daß ein Araber nur selten sich derselben aussetzt. Der Bürge darf den Freigelassenen nur in allen Lagern seines Stammes als einen Verräther angeben, so verliert derselbe das Recht in Zukunft je wieder Schutz zu verlangen; er ist vogelfrei und mag im Frieden, wie im Kriege, ja im Zelte seines Gastfreundes des Seinigen beraubt werden, ohne daß irgend Jemand sich seiner annimmt. Dieser rechtlose Zustand hört nicht eher auf, bis der Verräther das zurückgehaltene Lösegeld herausgiebt. Sein Gewissen oder sein Interesse bringt ihn gewöhnlich früher oder später hiezu; aber zwingen kann ihn weder sein Scheich noch seine eigene Familie. Nur in dem eigenen Stamm des Verräthers darf seine Rechtlosigkeit nicht benutzt werden; obwohl auch hier allgemeine Verachtung auf ihn fällt.

Wenn der Vater oder der Sohn einer Familie den Entschluß faßt, auf einen Raubzug auszugehen, so theilt er diesen nie, so gefahrvoll er auch seyn mag, den Seinigen mit, sondern befiehlt nur seiner Frau oder seiner Schwester ihm einen kleinen Sack mit Mehl und Salz zu füllen. Auf jede Frage in Bezug auf seine Reise antwortet er: „Das ist nicht Eure Sache;" oder mit dem beliebten Beduinen-Sprichwort: „Ich gehe, wohin Gott mich führt."

Ein Vater, dessen Sohn zum Gefangenen gemacht worden ist, opfert oft all sein Hab und Gut, ihn loszukaufen, weil er es als eine Ehre betrachtet, daß sein Sohn ein Haramy ist; auch hofft er bald durch die Beute von einer glücklichen Unternehmung schadlos gehalten zu werden. Zuweilen wird ein Gefangener ohne alles Lösegeld oder wenigstens nur gegen ein sehr mäßiges losgelassen; Dieß geschieht gewöhnlich, wenn sein Leben durch die Gefangenschaft in Gefahr kommt; denn wenn er in Fesseln stirbt, so fällt sein Blut auf des Rabats Haupt. Ein großmüthiger Araber verschmäht es aber seinen Gegner auf die oben beschriebene Weise zum Gefangenen zu machen; doch sind Beweise von Großmuth dieser Art freilich nicht allzu häufig.

Die Araber nähern sich nie einem feindlichen Lager zu Fuß oder in geringer Anzahl, außer in der Absicht zu rauben. Um einen offenen Angriff zu machen, kommen sie zu Roß oder auf Kamelen; dann werden sie, wenn ihr Versuch auch fehlschlägt, wenigstens als ehrliche Feinde behandelt, ausgezogen und geplündert, aber nicht gefangen genommen. Sobald dagegen der Araber einem unbewaffneten Feinde zu Fuß begegnet, so weiß er, daß er ein Haramy ist, und in der Absicht kommt zu rauben; er hat daher das Recht, ihn zu seinem Gefangenen zu machen, sofern er ihn nur auf einer Stelle findet, von welcher er vor Sonnenuntergang zu seinem eigenen Zelte zurückkehren oder das Lager eines befreundeten Stammes erreichen kann. In diesem Falle ist nämlich die Voraussetzung, daß der Feind diese Nacht das Lager zu berauben beabsichtigte. Bei weiterer Entfernung muß er ihn jedoch als ehrlichen Feind behandeln.

Wenn ein Mann in dem Augenblicke ergriffen wird, wo er einen Versuch macht, seinen gefangenen Freund zu befreien, so wird er selbst gleich diesem zum Gefangenen oder zum Rabiet gemacht; vorausgesetzt, daß er gerade von der Wüste hergekommen ist. Ist er dagegen in irgend einem Zelte des Lagers aufgenommen worden, oder hat er in einem Zelte nur etwas Wasser getrunken oder sich niedergesetzt und den Gruß: Salam aleikum! gesprochen, so wird er von dem Eigenthümer des Zeltes beschützt und darf nicht belästigt werden, wenn auch sein edelmüthiges Unternehmen mißlang.

Geht der Haramy bei günstigem Erfolg mit seiner Beute nach

Hause zurück, und wird unterwegs von Arabern des geplünderten Stammes oder von ihren Freunden eingeholt, so werden die gestohlenen Kamele ihm wieder abgenommen; doch behält sie Der, welcher sie findet, und giebt sie dem Eigenthümer nicht zurück. Wer irgend sich eines Haramy bemächtigen kann, macht ihn zu seinem Gefangenen.

Zuweilen sehen die Haramy's, während sie im Begriff sind, ihren Raub zu vollführen, daß man sie entdeckt hat, oder daß der Tag anbricht, wodurch ihre Lage gefährlich wird, oder daß einer der Ihrigen außer Stand gesetzt ist ihnen zu folgen; in diesem Falle geben sie die ganze Unternehmung auf, treten in eines der Zelte, wecken die Leute darin und erklären gerade heraus: „Wir sind Räuber und wollen Halt machen." „Ihr seyd sicher," ist die Antwort. Sogleich wird ein Feuer angezündet, Kaffee bereitet und den Gästen, die so lange bleiben können, als es ihnen beliebt, ein Frühstück vorgesetzt. Bei ihrer Abreise wird ihnen noch ein Vorrath von Lebensmitteln mitgegeben, der zu ihrer Nachhausekunft ausreicht. Sollten sie unterwegs einer feindlichen Abtheilung des Stammes begegnen, den sie eben berauben wollten, so ist ihre Erklärung: „Wir haben in diesem oder jenem Zelte Salz gegessen," ein Freipaß, der ihnen vollkommene Sicherheit verbürgt; und im schlimmsten Falle würde sie das Zeugniß ihres Wirthes aus den Händen jedes Arabers von dem eigenen Stamme desselben oder einem anderen Befreundeten befreien. Sind die Haramys jedoch so niedrig, nachdem sie freundliche Aufnahme gefunden, noch bei ihrer Rückkehr einen Raub zu begehen, so verlieren sie das Privilegium des Dacheil. Der Beraubte wendet sich an den Gastfreund der Räuber, und dieser sendet sogleich einen Boten an den Scheich derselben und fordert das gestohlene Gut zurück. Geben die Haramys nun ihre Beute zurück, so ist damit Alles beigelegt. Sofern sie sich dessen weigern, sucht ihr Wirth selbst sie auf und bringt die kupferne Schüssel mit, aus der sie als seine Gäste bei ihm gegessen haben; vor dem Zelte des Scheichs versammelt sich der ganze Stamm der Räuber; hier sagt er zu den Haramys: „Dieß ist die Schüssel, aus der Ihr gegessen habt; gebt daher das geraubte Vieh zurück!" Wenn sie jetzt einwilligen, so hat die Sache ein Ende, weigern sie sich immer noch, so hebt der Araber seine Schüssel empor und sagt: „Ihr seyd Verräther und sollt überall als solche angegeben werden." Eine solche Erklärung hat dieselben Folgen, wie der Wortbruch gegen Bürgen.

Die Aufnahme eines Dacheil ist willkührlich; sie kann verweigert werden, was aber nur selten geschieht. Der Araber sagt: der Dacheil oder der Mann, der Schutz sucht, hat uns unerwartet überfallen, wir haben kein Verdienst dabei, wenn wir seine Bitte gewähren. Auch wird bei einigen Gelegenheiten das Recht des Dacheil nur mit gewissen Beschränkungen zugestanden. Wenn in der Schlacht ein fliehender Feind Gelegenheit findet, einen Araber, der ein Freund des Verfolgers ist, um seinen Schutz anzurufen, so wird jener ihm vielleicht antworten: „Ich schütze Dein Leben, aber nicht Dein Pferd und Gut;" dieses wird ihm natürlich von dem Verfolger abgenommen. Weiber, Sklaven, ja selbst Fremde können einen Dacheil aufnehmen, sie führen ihn in diesem Falle — das Weib zu ihrem Vater, ihrem Mann oder einem Verwandten, der Sklave zu seinem Herrn, der Fremde zu seinem Gastfreunde. Wenn irgend Jemand den Dacheil eines andern verletzt oder beleidigt, was jedoch selten geschieht, so würde der Kadi sein ganzes Vermögen nicht für hinreichend achten, diese Verbrechen gut zu machen. Statt zu sagen: „Mein Dacheil ist von diesem oder jenem gekränkt worden," bedient sich der Araber des Ausdruckes: „Mein Boden ist aufgehauen oder zertreten worden; oder meine Ehre ist gekränkt worden."

Alles was hier von den Räubereien der Araber gesagt worden ist, bezieht sich nur auf jene, die in feindlichen Lagern verübt werden; die Araber beschränken ihre Plünderungen indessen nicht auf die Zelte ihrer Feinde, oft berauben sie auch Leute ihres eigenen oder eines befreundeten Stammes. Ein solcher Räuber ist, wenn er über der That ergriffen wird, nach den alten Beduinengesetzen schuldig, seine rechte Hand zu verlieren; das Gewohnheitsrecht erlaubt ihm übrigens, sie um den Preis von fünf Mutterkameelen frei zu kaufen, die dann der Person zufallen, die er zu berauben beabsichtigte. Die, welche sich solche Räubereien gegen ihre Freunde erlauben, werden nie zu Kabiet gemacht; sie heißen Netal, d. i. Diebe.

Gespräch in London im Jahr 2130.

(Aus dem Almanach: The keepsake for 1830.)

(Lord A und Sir James B begegnen Hrn. C.)

Lord A. Sieh da C! Sehr erfreut, Sie zu sehen. Welche unverhoffte Erscheinung; ich glaubte Sie in Afrika.

Hr. C. Ich bin dort gewesen, habe das Land aber vor einem Monat verlassen, weil zur Zeit meiner Abreise Jedermann im Begriff stand, aufzubrechen. Jetzt komme ich gerade aus Schottland, frühstückte diesen Morgen in Edinburgh, und befinde mich erst seit einigen Stunden hier. Die Wege sind furchtbar schlecht: können Sie sich vorstellen, daß ich sieben und eine halbe Stunde brauchte, um von Edinburgh nach London zu fahren!

Sir James B. Eine emsige Schnecke würde Ihnen vorangeeilt seyn. Aber was führte Sie nach Norden?

Hr. C. Ich brachte einige Tage auf der Jagd bei dem Herzog von Birmingham zu, welcher mehrere Fremde — größtentheils Ausländer — eingeladen hatte, unter denen sich ein Chinese (ein sehr angenehmes Wesen), zwei Südamerikaner, der Herzog von Paramatta, der australische Gesandte und ein Neuseeländer befanden.

Sir James B. Haben Sie eine gute Jagd gehabt?

Hr. C. Es geht an. Am letzten Tag schossen wir vier bis fünf tausend Stück; aber es würden ohne Zweifel mehr erlegt worden seyn, wenn wir nicht gar so schlechte Schützen gewesen wären.

Lord A. Sie selbst doch ausgenommen?

Hr. C. Keineswegs; ich will mich selbst gar nicht ausnehmen, denn ich fehlte zweimal in den ersten hundert Schüssen. Eine Wette mit Paramatta hätte ich übrigens gewinnen sollen, wenn er nicht durch sein Jagdgeräth einen so großen Vortheil über mich gehabt hätte: seine Gewehre gaben nämlich 27 Schüsse in einer Minute, während ich mit den meinigen nur 25 geben konnte. Dieß bestimmt mich auch, einen andern Büchsenmacher zu suchen. Haben Sie die letzte neue Erfindung mit den hydropotassianischen Schlössern schon gesehen?

Lord A. Noch nicht. Was halten Sie davon?

Hr. C. Sie scheint mir sinnreich, äußerst sinnreich: das Pulver entzündet sich nämlich vermittelst eines Tropfen Wassers, was mich jedoch einigermaßen für den vollkommenen Erfolg der praktischen Anwendung fürchten läßt, da die Sache bei nassem Wetter gefährlich scheint, indem der Schuß durch den Regen von selbst losgehen könnte.

Sir James B. Womit unterhielten Sie sich außerdem noch in Birmingham?

Hr. C. Wir brachten einen Tag auf der Hetzjagd zu, wobei ein Pferd losgelassen wurde. Das war eine prächtige Hetze! Nur Schade, daß ich meine eigene Hetzmaschine nicht bei mir hatte; denn ich darf mir

schmeicheln, daß ich mit derselben allen Uebrigen vorgekommen seyn würde. Ich war aber äußerst schlecht bestellt; man gab mir ein sehr mittelmäßiges Ding, mit einer gewöhnlichen Schraube, dessen Bauart mir nicht erlaubte, höher zu springen als über eine Hecke von acht Fuß; eigentlich war es sogar nur auf sechs Fuß berechnet. Was konnte ich also in Vergleich zu Birmingham und Paramatta leisten, welche mit ihren Krachmaschinen, gleich Luftbällen, über Mauern von zehn Fuß hinwegflogen.

Sir James B. Ganz natürlich; Sie konnten ihnen unmöglich gleichkommen.

Hr. C. O nein, unmöglich! Des andern Tags vergnügten wir uns mit der Fischerei, wobei ein äußerst sonderbarer und gegenwärtig sehr seltener Fisch gefangen wurde, der den Namen Karpfe führt, und vor Zeiten häufiger in süßem Wasser zu finden war. Sonst glaubte man auch, daß der Seefasan, die Barbe, die Sohle und viele andere Fische, welche jetzt in unsern Seen und Flüssen einheimisch sind, nur allein im Meer fortkommen könnten.

Sir James B. Dieß ist sehr wahr. Aber weil Sie vom Meer reden, so fällt mir eine Bitte ein, die ich an Sie machen will. Sie sind ja wohl Mitglied des Weltumsegler-Klubs? Ich wünschte, daß Sie sich meines Freundes S., über welchen morgen ballotirt werden soll — annehmen und ihm Ihre Stimme geben möchten. Er hat in seiner Yacht schon viermal die Fahrt um die Welt gemacht, und ist ein trefflicher Junge, für den es Schade wäre, wenn er in den Klub nicht aufgenommen würde.

Hr. C. O mit dem größten Vergnügen; um so mehr, als ich mich erinnere, ihm auf seiner letzten Reise begegnet zu seyn, als ich die Welt in der entgegengesetzten Richtung umschiffte. Jetzt, meine Herren, muß ich mich Ihnen empfehlen, denn ich soll noch vor Nacht einen Besuch bei D's machen.

Lord A. Ich sehe, Sie sind Keiner von Jenen, welche es gegen den guten Ton halten, einen Morgenbesuch beim Tageslicht abzustatten. Wenn Sie erlauben, begleite ich Sie. B, wollen Sie nicht auch mitgehen?

Sir James B. Ich bin diesen Augenblick abgehalten, und bitte, mich zu entschuldigen. Heute Nacht werde ich aber bei D's zu Mittag essen.

Lord A. Ich ebenfalls; nicht wahr die Stunde ist um zwölf Uhr?

Sir James B. Ich denke wohl, da es in der ganzen Welt die gewöhnliche Stunde zum Speisen ist. Also Adieu! Auf Wiedersehen um Mitternacht. (Sir James B geht ab.)

Lord A. D's wohnen auf der andern Seite der Straße; wir werden quer hinüber gehen müssen. Aber wie abscheulich kothig! Man muß gestehen, daß die mit Stuck gepflasterten Straßen beim Regenwetter unausstehlich sind. Obacht! Straßenfeger! seht Euch doch vor. Ihr habt mich ja bespritzt. (Forts. f.)

Aufhebung des Kollegiums Fort William in Calcutta.

(Korrespondenz aus London.)

Nach Privatbriefen hat das Finanzkommittee in Calcutta die Aufhebung des Kollegiums von Fort William beschlossen, und das System der Erziehung der Civildiener der Kompagnie wird in Folge dieser Maßregel durchaus geändert werden. Als der Marquis von Wellesley im Anfange dieses Jahrhunderts das neue politische System von Indien einführte, zuerst die Grundsätze der Verwaltung eines großen Staats auf die bisher kaufmännisch verwalteten Besitzungen der Kompagnie anwendete, und im Grunde aus den Faktorien der Gesellschaft zuerst ein Reich gründete, fand er, daß es unumgänglich nothwendig war, daß die künftigen Diener dieses schwer zu regierenden Staates eine besondere und nach einem großen und umfassenden Plan gerichtete Erziehung erhielten. Die Nothwendigkeit, diplomatische Unterhandlungen mit allen Staaten und in allen Sprachen des Orients zu führen, Abgaben nach lokalem Herkommen in den verschiedenen Provinzen von Indien zu erheben, Recht nach Landesgesetz und in den verschiedensten Dialekten zu sprechen, machte es zum dringendsten Bedürfnisse, daß Niemand in den Dienst aufgenommen wurde, ohne eine gründliche Kenntniß mehrerer orientalischen Sprachen und der Geschichte, Rechte und Gebräuche von Indien und den Nachbarstaaten. Er kündigte daher dem Rathe von Bengalen in einem Berichte vom 17 Juli 1800 seinen Beschluß an, eine für die Bedürfnisse der Civildiener in Indien berechnete Universität in Calcutta, unter dem Namen College of Fort William zu stiften. Der Plan war, wie Alles, was Wellesley that, umfassend und großartig; es sollten europäische und eingeborne Lehrer für alle orientalischen Sprachen, für Geschichte, Rechtslehre, Politik, Staatsökonomie, europäische Sprachen, Mathematik u. s. f. ernannt, ein prachtvolles Gebäude für Lehrer und Schüler errichtet, die Schüler auf Staatskosten erzogen, und im Verhältnisse zu ihren Fortschritten belohnt und befördert und alle Civilämter künftig nur nach Maßgabe des Verdienstes und der Kenntnisse der Bewerber ertheilt werden. Zugleich sollte die Bearbeitung der orientalischen Literatur auf alle Art in Aufnahme gebracht und orientalische Werke, welche von der Universität empfohlen würden, auf Kosten des Staats bekannt gemacht werden. Die Direktion in London, deren Ansichten von jeher kleinlich und kaufmännisch waren, ermangelte auch hier nicht, den Plan zuerst zu verwerfen, dann wenigstens zu verkrüppeln. Dessen ungeachtet war der Einfluß der Anstalt Anfangs über alle Erwartung. Die Achtung, mit welcher die obersten Behörden die sich auszeichnenden Schüler behandelten; die Leichtigkeit, welche die Letztern vor sich sahen, sich durch die Anstrengung weniger Jahre eine sichere Bahn zu Ehre, Macht und Reichthum zu öffnen, erfüllte die Universität mit einem Wetteifer, dessen Früchte sich in kurzer Zeit aufs Glänzendste zeigten. Die Verwaltung in allen Zweigen wurde thätiger, intelligenter, und vor Allem rechtlicher; denn die Beamten fühlten, daß sie einen guten Namen, den sie durch ihre Anstrengungen unter den Augen der Regierung gewonnen hatten, zu verlieren hätten, während Rechtlichkeit ihnen einflußreiche und vortrefflich bezahlte Stellen sicherte. Die Wissenschaft ging dabei nicht leer aus, das Bedürfniß von Büchern zum Unterricht, und das Interesse, das die Freigebigkeit der Regierung für die Herausgabe orientalischer Werke erwirkte, brachte eine große Thätigkeit für den Druck von Wörterbüchern, Sprachlehren und Klassikern der verschiedenen Sprachen mit sich, und von der Zeit der Errichtung der Anstalt ist kein Jahr verflossen, ohne daß sie durch die Beförderung irgend eines wichtigen Werks sich ein Verdienst um die Gelehrsamkeit erworben hätte. Es kann zwar nicht geläugnet werden, daß in nur zu vielen Fällen bloß eine Geldspekulation daraus gemacht wurde, indem einflußreiche Männer durch Eingeborne den Druck der Werke besorgen ließen, auf deren Titel sie ihre Namen setzten, während das Buch alle Spuren des Mangels an Kritik tragen mußte, der die Arbeiten fast aller Orientalen verunstaltet. Allein bei allen Vorwürfen, die man der Anstalt in literarischer Hinsicht machen könnte, darf doch nicht verkannt werden, daß sie sich wirkliche und bedeutende Verdienste um die orientalische Literatur erwarb, und wenn sie auch nicht Alles leistete, was sie nach ihrer Lage hätte leisten sollen, so dürfen die mannichfaltigen Schwierigkeiten, mit denen sie zu kämpfen hatte, nicht übersehen werden. Die größte derselben war die beständige Wiederholung der Befehle der Direktion in London, welche auf Einschränkung der Anstalt drang, und sie im Jahre 1811 auf fünf Professoren reducirte. Dazu kam der tiefe Zerfall der Sitten unter den Studirenden, die nach und nach in der reichen und üppigen Hauptstadt einen Geist der Verschwendung einsogen, der nicht nur die Studien der meisten störte, sondern viele rettungslos auf Lebenszeit zu Grunde richtete. Die Gewohnheit der eingebornen Bankiers ist, einem zum Civildienste bestimmten jungen Manne einen beinahe grenzenlosen Kredit zu geben, und manche von diesen haben nach zwei- oder dreijährigen Studien Calcutta mit hunderttausend Rupien Schulden verlassen. Der Bankier giebt dann dem jungen Beamten einen Haushofmeister in die Provinz mit, der die Aufsicht über das Haus führt, und die Zinsen für die Schuld seines Herrn empfängt. Der Europäer kann ihn nicht entlassen, so lange die Schuld nicht bezahlt ist, wofür durch ungeheure Zinsen und neue Anlehen gesorgt wird, so daß er am Ende unter die völlige Herrschaft seines scheinbaren Dieners fällt, der nicht ermangelt, den amtlichen Einfluß seines Herrn zu aller Art Expressungen für sich zu benutzen. Die Größe und Ausdehnung dieses Uebels hat zu immer neuen Befehlen der Regierung Anlaß gegeben, und am Ende die Aufhebung der ganzen Anstalt herbeigeführt. Die jungen Leute will man nun künftig nach ihrer Ankunft in die Provinzen schicken, damit sie sich dort in Sprachen u. s. w. üben können, bis sie sich fähig fühlen, ein Examen in Calcutta zu bestehen. Von der Universität soll Nichts übrig gelassen werden, als zwei Examinatoren. Man kann die Regierung nicht tadeln, daß sie ein kostbares und schädliches Institut aufhebt; aber man muß beklagen, daß die Umstände so geworden sind, daß die einzige wissenschaftliche Anstalt von einiger Bedeutung im Orient, der einzige umfassende Sitz orientalischer Gelehrsamkeit, nicht beibehalten werden konnte.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 300. 27 Oktober 1830.

General Borosdin. *)

Ich wünschte bei meiner Ankunft in der Krim besonders die Gebirgsbildung dieser Halbinsel kennen zu lernen. Dazu taugte Nichts besser, als die ganze Verkettung in gerader Linie zu durchziehen, indem ich den Tschater-Dagh bestieg, und auf der entgegengesetzten Seite gegen die Meeresküste zu wieder nach der Ebene mich wandte. Demzufolge begab ich mich nach Sably zu General Borosdin, welcher lange Zeit Gouverneur der Krim gewesen war, und sie daher besser als irgend Jemand kannte. Wir mietheten zu dieser Reise tatarische Postpferde und versahen uns mit einem türkisch geschriebenen Befehl der Behörde, uns in den Dörfern, durch welche wir auf unserem Wege kamen, frische Pferde und Führer zu liefern. Nach drei Stunden, während welchen wir anfänglich die Ebene von Sympheropol, dann die ersten Verzweigungen des Gebirgs verfolgt hatten, langten wir im Schloß von Sably an, welches fünfzehn Werste von jener Hauptstadt entfernt liegt. Sably, von dem General Borosdin gegründet, ist ein Dorf von etwa tausend leibeigenen Einwohnern; in seiner Umgebung erblickt man mehrere große, zu Fabriken bestimmte Gebäude, und mitten in dem Ort ein prächtiges von Gartenanlagen umgebenes Schloß, zu welchem eine Allee hoher Bäume führt — die Wohnung des Generals. Im Hof sprang eine helle, perlende Fontäne; hier stiegen wir ab. Ein Fünfzig mit Lumpen bedeckter Bedienten waren dort versammelt, und stürzten uns entgegen; im Nu hatten sie unsere Felleisen abgenommen, unsre Pferde weggeführt und uns in den Hausflur geleitet, wo sich andre, näher zur Person des Herrn gehörige Bedienten befanden. Der ganze Haufe wurde mit dem Namen „Leute vom Hof" bezeichnet. In den russischen Häusern bilden diese Leute vom Hof eine eigene Klasse, aus welcher der Gebieter dann seine besonderen Bedienten auswählt. Sie thun Nichts und leben von der Küche des Schlosses, betrachten sich aber höher denn die Landbauern oder Muschiks. Wiederum sehen sich die eigentlichen Bedienten für weit höher als „Die vom Hofe" an, wie sie denn überhaupt unter sich eine sehr genau bestimmte Etikette haben. Ihre natürlichen Obern sind die Prekaschiks oder Intendanten. Unter den Leuten von Hof muß man auch die verschiedenen Handwerker fürs Schloß sowohl als das Dorf suchen. Sie lernen auf Kosten und nach den Bedürfnissen ihrer Herren irgend ein Gewerb, müssen aber, wenn sie darin nicht den Beifall ihres Gebieters erlangen, zum Pflug zurückkehren oder irgend eine andere Profession aus dem Stegreif ergreifen. So sah ich Stallknechte Chirurgenstellen erhalten, den Kutscher Haushofmeister und den Koch Kammerdiener werden, etwa wie an dem Hof eines türkischen Paschas.

Obwohl die Bauart des Schlosses von vielem Geschmack zeugte läßt sich doch die dort herrschende Unordnung, die geringe Sorgfalt, die auf allgemeine Bequemlichkeit und die Bedürfnisse des Lebens verwendet war, kaum vorstellen. Unreinlichkeit und Eleganz, Pracht und Elend schienen sich gegenseitig um die Herrschaft zu streiten. Im Hausflur zerlumpte Lakaien, ein ausgetretener, schlecht unterhaltener Boden; dann ein Speisesaal mit kahlen Wänden und ohne Vorhänge, während auf dem Tisch Silbergeschirr stand; im Besuchzimmer ein Diwan und kostbare Kupferstiche; ein Forteplano und über demselben eine prächtige Büchersammlung; naturgeschichtliche Sammlungen und mitten unter denselben eine Art Feldbett; überall schäbiges Gesinde. Im Schlafgemach eine Reihe des schönsten Porzellans von Sevres und die herrlichsten Möbel; schwarze Wäsche auf reine gethürmt; Kleider jeder Art und Farbe durcheinander umher. Zog sich der General an, so waren vier Kammerdiener mit seiner Toilette beschäftigt. Die Nacht brachten die Bedienten, wo sichs gerade traf, in ihre Pelze vermummt zu — auf den Tischen, dem Boden, im Flur, in den Durchgängen, als ob sie da bloß kampirten und zu einem augenblicklichen Aufbruch bereit wären.

Gewöhnlich hielt sich der General im Besuchzimmer auf, von welchem man eine Aussicht in den Garten hatte. Hier überreichte ich ihm mein Empfehlungsschreiben, und bald war durch seine Unterhaltung der erste Eindruck, den mir das Innere des Schlosses gemacht, vergessen. Er mochte fünfzig Jahre alt seyn; seine Gestalt war groß; sein Benehmen zuvorkommend. Während der Revolution hatte er in Frankreich gereis't; er besaß einen feinen Geist und seine Erziehung war sehr sorgfältig gewesen. Mit einer großen Thätigkeit für's Studium ausgerüstet, hatte er seine Reisen und die darauf folgende Einsamkeit zu seiner Unterweisung in vielen Wissenschaften, besonders in der Chemie und Naturge-

*) Nach einem Bericht im Mercure de France.

schichte, benutzt, so wie er sein unermeßliches Vermögen zu Anlegung mehrerer Manufakturen auf seinen Ländereien verwandte. — Eine Einladung, einige Tage bei ihm zu verweilen, nahm ich mit Vergnügen an. Er zeigte mir zuvörderst seinen Garten, mit welchem er sich viel beschäftigte, und der sich daher im besten Stand befand. Außer den trefflichsten Früchten zog er noch eine große Menge seltener Pflanzen, wovon einen Theil in Treibhäusern. Eine bedeutende Zahl seiner Leute war auf die Pflege derselben angewiesen, und mehreren Personen, welche das Schloß mit ihm bewohnten, hatte er ganze Gelände des Gartens zum eigenen Anbau geschenkt. Wirklich lebte er keineswegs allein; freigebig und prachtliebend bot er vielen Fremden Gastfreundlichkeit. Die meisten waren Franzosen, die ihm irgend ein Mal einen Dienst erwiesen hatten und welche er nun fortwährend bei sich unterhielt. Zu meinem Bedauern sah ich, daß mehrere ihm mit Undank lohnten und ihren Beschützer gern ruinirt gesehen hätten, obwohl sie selbst nachher ohne Mittel gewesen wären, sich eine Existenz zu verschaffen. Ein einziger Mensch unter den fünfzehn, welche täglich mit ihm zur Tafel niedersaßen, hatte ein eigentliches Amt bei ihm — ein genuesischer Arzt, ein einfacher freimüthiger Mann, der ihm nicht schmeichelte, aber von Herzen ergeben war.

(Fortsetzung folgt.)

Parlamentsverhandlungen in Angelegenheiten der ostindischen Kompagnie.

Hr. William Ward fährt in dem Verhör mit Hrn. Charles Marjoribanks fort.

Fr. Betrachten Sie das gegenwärtige Handelssystem als vortheilhaft für China? A. Allerdings. Zwar hat sich die chinesische Regierung von der frühsten Periode unsers Verkehrs bis auf den heutigen Tag die Miene gegeben, als ob ihr daran Nichts gelegen wäre; auch glaube ich nicht, daß gerade eine sehr beträchtliche Summe unmittelbar dem Kaiserlichen Schatz zufließt; ja wenn man chinesischen Gewährsmännern glauben darf, so beliefe sich die Staatseinnahme vom gesammten auswärtigen Handel nicht über 2,000,000 Dollars; allein das Land im Allgemeinen zieht meines Dafürhaltens großen Nutzen daraus, theils durch die Ermunterung, welche der Gewerbfleiß dadurch erhält, theils durch die Beschäftigung, welche eine Menge Eingeborene dabei finden. Die südlichen Provinzen des Reichs, zu welchen ich die Theeprovinzen zähle, verdanken ihm ihren blühenden Zustand. So gelten auch die Stellen bei der Regierung in Kanton für die besten in ganz China und die Chinesen nennen eine Anstellung daselbst schlechtweg eine Beförderung. Die zahlreichen Fälle, wo solche Herren sich bereicherten, rechtfertigen diesen Ausdruck.

Fr. Sind Ihnen Veränderungen erinnerlich, die mit diesem Handel vorgingen? A. Ja wohl, sehr bedeutende Veränderungen. Dahin gehört namentlich eine, welche die Sicherheit unsers Verkehrs früher oder später beeinträchtigen wird — ich meine die ungeheure Ausdehnung des Schleichhandels auf den Inseln in der Mündung des Kantonflusses. Dieser Schleichhandel hat so weit um sich gegriffen, daß die chinesische Regierung, wenn sie auch die Neigung hätte, ihn zu unterdrücken, mit der Seemacht, welche sie besitzt, schwerlich zum Ziel kommen dürfte. Er schreibt sich ursprünglich vom Opiumhandel her, welcher weiland hauptsächlich durch die Hände der Portugiesen in Macao ging, und den man später, um den nationalisirten portugiesischen Unterthanen den ganzen Gewinn davon zu bewahren, nach Whampoa, dem Hafen von Kanton, nöthigte, wo er ganz in den Bereich der Erpressungen der Regierung kam. Von hier flüchtete er sich denn nach jenen Inseln, wo man sich aber bald nicht mehr mit dem Opium allein, sondern mit Gegenständen aller Art befaßte. Daß diesem Unwesen abgeholfen werde, läßt sich um so weniger erwarten, als gerade die niedern Zollbeamten, welchen diese Aufgabe obläge, diejenigen sind, die ihm allen Vorschub leisten.

Fr. Hat durch die letzte Gesandtschaft nach Peking die Lage der britischen Residenten in China sich verbessert und sind ihre kommerziellen Interessen gefördert worden? A. Ich denke, unsere Lage hat sich wesentlich verbessert, insofern diese Gesandtschaft nicht nur auf die Regierung, sondern auch auf das Volk einen sehr günstigen Eindruck machte; die Grundsätze, welche die Gesandtschaft bei ihrem Benehmen zur Richtschnur nahm, freundliches Entgegenkommen, aber zugleich Festigkeit und Entschiedenheit in Bezug auf Alles, was unser Nationalcharakter wie unser Handelsinteresse betrifft, welche beide aufs Innigste zusammenhängen — mögen dabei das Meiste gethan haben. Ich habe in China immer bemerkt, daß, was unserer Nationalehre nachtheilig, gleich schädlich unserem Handelsinteresse war; und ich meine so wird es auch fürder seyn. Der Widerstand, welchen Lord Amherst's Gesandtschaft den demüthigenden Anforderungen der chinesischen Regierung entgegensetzte, mußte den britischen Ruf in der öffentlichen Meinung, wo nicht heben, doch unangetastet erhalten. Es liegt in der Natur einer Willkührherrschaft, auf Dem, der sich ihr zu Füßen wirft, herum zu treten und die Ansprüche ihres Uebermuths, je gefälliger man sich dagegen zeigt, zu steigern. Durch Knechterei hätten wir uns bloß entwürdigt, ohne einen Schatten von Vergütung. Die Repräsentanten der Kompagnie haben daher sich bemüht, ihr Betragen gegenüber der Regierung und dem Volk so einzurichten, daß sie den Nationalcharakter nie einem augenblicklichen Vortheil zum Opfer brachten.

Fr. Meinen Sie, daß die Repräsentanten der Kompagnie in China einen überwiegenden Einfluß über andere Fremden besitzen? A. Gewiß.

Fr. Was ist die Ursache? A. Die große Ausdehnung ihres Handels sowohl als die Wichtigkeit der Stellung britischer Residenten in China, wie in allen Theilen der Welt. Die Kunde von der Macht der Kompagnie in Indien erhöht die Bedeutung ihrer Repräsentanten in den Augen der Chinesen, und wenn sie ihnen auch Besorgniß und Eifersucht einflößt, so macht sie dieselben auch geneigt, in gutem Vernehmen mit uns zu bleiben.

Fr. Was würden Ihrer Ansicht nach die Folgen seyn, wenn der chinesische Handel allen britischen Schiffen freigegeben würde? A. Ohne Zweifel würde eine über das Bedürfniß vermehrte Anzahl britischer Schiffe dem Handel Abbruch thun, ja ich behaupte, daß schon die häufigern Kollisionen mit den Chinesen, welche

dann unvermeidlich vorkämen, Gefahr brächten. Es würde eine Konkurrenz auf den chinesischen Märkten eintreten, man würde einander in den Einfuhrartikeln herunterfeilschen, und dagegen die chinesischen Produkte theurer bekommen, als die Kompagnie sie bezahlt. So wie der Handel jetzt ist, bezieht die Kompagnie als ein einzelner Käufer den Markt und bestimmt die Preise; Dieß vermöchten Einzelne nicht; ja es fragt sich, ob britische Unterthanen bei einer allgemeinen Konkurrenz sich in die Beschränkungen, welchen Fremde in China unterworfen sind, zu fügen wüßten. Seit vielen Jahren hält die Kompagnie die Theepreise trotz allen Versuchen sie in die Höhe zu treiben fest; ein Steigen derselben würde die unmittelbare Wirkung eines freien Handels seyn. Fände man sich dann in Kanton zu beengt, so nähme gewiß auch der Schleichhandel zu, und der britische Charakter sänke in der Achtung der Eingebornen.

Fr. Können Sie sagen, wie die chinesischen Behörden und die Hongkaufleute einen offenen Handel ansehen? A. Die Regierung war von jeher allen Neuerungen in dieser Beziehung abhold; zu lange gewöhnt an dieses regelmäßige System würde sie es nicht gern gegen ein anderes vertauschen. Wie mir Chinesen, mit denen ich mich unterhielt, versicherten, haben Beamte der Regierung, welche von Veränderungen, die im Werk seyen gehört hatten, sich mißfällig darüber geäußert. Die Hongkaufleute, wenigstens die reicheren, sind entschieden dagegen. Hauqua, der Aelteste derselben, sprach mit Besorgniß von einer vermehrten Anzahl britischer Schiffe, welche eine vermehrte Anzahl britischer Unterthanen nach Kanton zöge. So Viel ist gewiß, daß die Chinesen mit der geordneten Art, wie die Kompagnie ihre Geschäfte behandelt, und mit der Redlichkeit, mit welcher die Faktorei ihre Verpflichtungen erfüllt, vollkommen zufrieden sind.

Fr. Glauben Sie, daß der Verbrauch britischer Fabrikate bei einem freien Handel zunähme? A. Ich denke kaum; die chinesischen Märkte wurden in den letzten Jahren häufig mit britischen Waaren überführt, bei welchen die ursprünglichen Kosten nicht herausgeschlagen werden konnten. Ich weiß von verschiedenen amerikanischen und andern Ladungen, die mit beträchtlichem Diskonto verkauft wurden; auch hat die Kompagnie in vorigen Zeiten bei Einfuhr aus England nach China ansehliche Verluste erlitten.

Fr. Erklären Sie sich über die Art, in welcher Kauf und Verkauf für die Kompagnie durch die Superkargo's in China geschieht? A. Wir machen unsere Geschäfte unmittelbar mit den Hongkaufleuten, welche nach der Faktorei kommen, und von denen wir den Zustand der Märkte erfahren; wiewohl uns übrigens auch noch andere Wege zu Gebot stehen, Erkundigungen einzuholen. Im Handel lassen sich die Diener der Kompagnie durchaus mit Niemand ein, als mit diesen Hongkaufleuten, und in der That ist unser Handel der einzige gesetzmäßige in China; denn die andern Fremden sind insgesammt mehr oder weniger bei dem Schleichhandel betheiligt.

(Fortsetzung folgt.)

Mexikanische Hieroglyphen.

Es ist bekannt, daß in verschiedenen Bibliotheken in Europa mexikanische, in Hieroglyphen geschriebene Manuscripte aufbewahrt werden. Die Nachrichten der Spanier von den durch den Fanatismus und die Barbarei der ersten Eroberer von Amerika zerstörten Büchern beweisen, daß die Mexikaner eine weit größere Masse von Büchern besaßen, als man nach der Art ihrer Schrift hätte vermuthen sollen. Bei Weitem der größte Theil ging in den ersten Zeiten der spanischen Herrschaft zu Grunde; viele wurden nach Spanien geschickt, wo sie wahrscheinlich, bis auf wenige, dasselbe Schicksal erfuhren, wenn sie nicht etwa, wie die Sage geht, in einem der verschlossenen Zimmer der Bibliothek des Eskurial aufbewahrt seyn sollen. Im letzten Jahrhundert kaufte ein Italiener, Botturini, im ganzen Gebiet von Mexiko die noch übrigen Handschriften auf, und brachte eine Sammlung von mehr als hundert zusammen; allein er wurde im Augenblick seiner Einschiffung nach Europa verhaftet, und die Sammlung verschwand, einige einzelne Stücke daraus scheinen jedoch nach und nach Europa erreicht zu haben; was aber aus dem größten Theil derselben wurde, ist nicht bekannt. Das unglückliche Verhängniß, das nach und nach fast alle Denkmale der mexikanischen Civilisation zerstört hatte, machte es um so wünschenswerther, daß die wenigen Reste, welche sich hie und da erhielt, ins Publikum gebracht, und dadurch der Gefahr eines zufälligen Unglücks entzogen wurden. Lord Kingsborough unternahm, dieses Verdienst um die Wissenschaft zu erwerben; er schickte einen italienischen Maler, Aglio, an alle Orte in Europa, wo man mexikanische Gemälde oder Handschriften aufbewahrte, und sparte weder Mühe noch Kosten, um Faksimile's von ihnen zu bekommen, und sie getreu durch Lithographie darstellen zu lassen. Durch viele Beharrlichkeit und große Opfer gelang es ihm, Zugang zu Allem, was zu der Zeit in Europa von solchen Dokumenten bekannt war, zu erhalten, ausgenommen zu den Manuscripten in Sevilla und denen der Deputirtenkammer in Paris, deren Quästoren sich durch eine stupide Illiberalität dem Abzeichnen ihrer Handschrift widersetzten; zum Glück fand sich im Vatikan eine vollständige Handschrift desselben Buches, von der ohne Schwierigkeit eine Abschrift erhalten wurde. Die Resultate dieser vieljährigen Bemühung sind endlich in einem Werk von sieben Foliobänden des größten Formats gesammelt und zur Bekanntmachung fertig. Die ersten drei Bände enthalten in etwa 900 lithographischen Tafeln Faksimile's der Manuscripte der Bibliotheken von Oxford, Paris, Berlin, Dresden, Bologna, Wien und Rom, so wie eines Manuskripts im Besitz des Hrn. v. Fejévary aus Pest. Die Handschriften sind der Chronologie nach geordnet, so viel sich aus dem Stil und den Gegenständen schließen ließ, denn der Stil der Zeichnungen erleidet eine sehr merkwürdige Veränderung im Verlauf der Zeiten. Der Inhalt ist theils historisch (beginnend mit der Ankunft der Azteken in Mexiko und endigend mit der spanischen Eroberung), theils astronomisch, theils mythologisch; einige höchst merkwürdige Handschriften stellen häusliche Gebräuche dar, namentlich Eines enthält bildliche Darstellungen der Erziehung und der Beschäftigungen von Kindern beider Geschlechter. Man muß bedauern, daß die von der königlichen Bibliothek in Paris kürzlich gekauften Manuscripte nicht mehr in die Sammlung aufgenommen werden konnten, und wünschen, daß sie in einem Anhang gegeben werden möchten. Einige der Bücher enthalten den Laut und die Erklärung der Hieroglyphen in spanischer Schrift und Sprache, was nicht anders als von der größten Wichtigkeit für die Entzifferung der übrigen und das Auffinden des Systems dieser Schreibart seyn kann. Der vierte Band liefert Lithographien von altmexikanischen Monumenten, Gebäuden, Sculpturen ꝛc., welche ursprünglich auf Verlangen des Königs von Spanien von Hrn. Dupaix gemacht, aber nie vollständig herausgegeben worden sind; Darstellungen von Sculpturen in der Sammlung von Latour Allard und ein Faksimile von peruanischen Quippo's, mit der Zeichnung des hölzernen Kästchens, in dem sie aufbewahrt werden. Die Sammlung von Dupaix giebt besonders Darstellungen der Architektur des Palastes von Mitla und der Ruinen und Sculpturen von Palenqué. Ein Theil dieser Zeichnungen ist in verkleinertem Maßstab 1822 in London erschienen, unter dem Titel: „Description of the ruins of Palenqué etc." Diese Monumente sind von dem höchsten Interesse für die Geschichte der alten Civilisation von Amerika; daher sie so genau als möglich bekannt werden sollten. Man sagt, daß ein deutscher Reisender, Namens Frank, eine Sammlung von 200 Zeichnungen dieser Ruinen und Basreliefs an Ort und Stelle aufgenommen und nach Eu-

ropa zurückgebracht hat, und daß sie an Beibehaltung des Charakters und an Genauigkeit die von Dupaix übertreffen. Wenn diese Nachricht sich bestätigt, so ist zu hoffen, daß Lord Kingsboroughs Werk ihn nicht abhalten wird, der Welt seine Schätze mitzutheilen. Was endlich die Quippo's und das Kästchen betrifft, so ist ihre ganze Geschichte so romantisch, daß sie eine kleine Episode verdienen; um so mehr, als Lord Kingsborough und sein Maler ihnen nicht vollkommen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen scheinen. Im J. 1825 kam der zweite Kapitän eines Kauffahrteischiffs, Namens Baker, von Buenos Ayres nach London, wo er dieses Kästchen, mit seinem Inhalt zu verkaufen suchte. Die Auskunft, die er über das Kästchen gab, war, daß er in Buenos Ayres einen Europäer, Namens Vestus, getroffen habe, der in Chili durch verschiedene Schicksale in dem Stamm der Guarcos, der ehemals aus Peru vor den Spaniern nach Chili flüchtete, einheimisch geworden, und am Ende die Tochter des Häuptlings geheirathet habe. Dieser Mann war ein Nachkomme der Inka's, und hatte dieses Kästchen mit den Quippo's von seinen Voraltern geerbt, und die Tradition über ihre Erklärung hatte sich in seiner Familie erhalten. Er lehrte Vestus die Art sie zu lesen; nach dem Tod des Vaters fing der Sohn Streit mit Vestus an, der am Ende davon ging, das Kästchen mitnahm und es in Buenos Ayres aus Geldmangel an Baker verkaufte. Wie es mit dieser Geschichte seyn mag; genug, Baker brachte das Kästchen nach London, wo es an einen Zimmermann, Namens Strong, kam, den die Sonderbarkeit der Geschichte reizte, und der hoffte, durch die Entzifferung der Annalen von Peru, die in den Quippo's enthalten seyn sollten, Ruhm und Vortheil zu erlangen. Das Kästchen enthielt nämlich außer den Quippo's eine Art von Lexikon dafür, auf dem seine Hoffnung der Entzifferung beruhte. Jedermann weiß nämlich, daß Quippo's Knoten sind, durch welche die Peruaner Worte ausdrückten, und die sich nach einander an Schnüren folgten. Die Schnüre selbst waren nach ihrer Folge an eine perpendikular laufende Schnur gebunden, und bildeten so die auf einander folgenden Reihen des Buchs; wenn dieses vollendet war, so wurden die beiden Ende der perpendikular laufenden Schnur zusammen gebunden, und dieser Ring bildete so zu sagen einen Band. Solche Bände oder vielmehr Bündel sind sieben in dem Kästchen. Das Lexikon besteht aus fünf mehr oder minder langen und breiten Streifen von Leder, auf welche man in barbarischem Latein Linien abgesonderter Worte geschrieben sieht; am Anfang jeder Linie ist eine Schnur angebunden, die eine den Worten und der Linie entsprechende Anzahl Knoten enthält, welche ins Lateinische übersetzt sind; so sind 455 Knoten erklärt. Diese Erklärung soll von einem spanischen Priester herrühren, was freilich in keinem Zusammenhang mit der oben angegebenen Geschichte des Kästchens steht. Die Schwierigkeit war, daß Strong kein Latein verstand; allein er lernte es, und fing an, die Quippo's zu erklären. Das Resultat wollte er in einem Buche, betitelt „Quipola" mittheilen; von dem Buch ist aber Nichts erschienen als ein Prospektus, der in Kurzem den angegebenen Inhalt der Schnüre angiebt. Lord Kingsborough kaufte die Quippo's, und giebt, wie gesagt, in seinem Werk eine Darstellung des Kästchens (das den alten isländischen Büchern auffallend gleicht) und ein Faksimile eines der Quippobündel. Er scheint das Ganze für einen Betrug zu halten; allein es wäre wohl besser gewesen, wenn er die Mittel zur Entscheidung einer so interessanten Frage dem gelehrten Publikum durch Faksimile's aller sieben Bündel und des Lexikons gegeben hätte. Doch genug über diese Zugabe, die eigentlich außerhalb des Kreises dieses Werks liegt. Der fünfte Band handelt von den Meinungen der frühern spanischen, italienischen u. s. w. Schriftsteller über die mexikanischen Hieroglyphen, wozu das sechste Buch des bisher ungedruckten spanischen Schriftstellers über Amerika, Sahagun, kommt die ausschließlich die Hieroglyphen zum Gegenstand hat; alle diese Texte sind in der Originalsprache. In dem sechsten Band steht dann die Uebersetzung dieser Texte nebst den Bemerkungen, worin Lord Kingsborough sein System auseinander setzt, nämlich die Meinung, daß Mexiko von Egypten kolonisirt worden sey. Nichts kann schwächer seyn als die Gründe, die er für diese Theorie beibringt. In dem siebenten Band folgt das Werk von Sahagun, außer dem schon gedruckten sechsten Buche. Das Ganze ist ein prachtvolles Denkmal eines aufgeklärten und liberalen Geistes, der es vorzieht, seinen Ueberfluß zur Belehrung der Mit- und Nachwelt anzuwenden, als wie seine Nachbarn ihn in gemeiner und lächerlicher Verschwendung zu vergeuden. Das an Materialien für lange und tiefe Studien, aus denen eine genauere Kenntniß der Geschichte, des Lebens, der Gebräuche, des Glaubens und der Civilisation der alten Mexikaner hervorgehen muß, so reiche Werk hat nur Einen Fehler, nämlich die Höhe seines Preises, der es den meisten gelehrten und sogar den meisten Bibliotheken unzugänglich machen muß, nämlich 180 Pf. St. Allein ohne Zweifel ist er nur nominal, und das Buch mehr zu Geschenken als zum Verkauf bestimmt, wie es bei dergleichen auf Privatkosten gedruckten Büchern in England gewöhnlich vorkommt; und Bibliotheken und gelehrte Anstalten, deren Mittel den Ankauf des Buchs nicht erlauben, sollten nicht verfehlen, das Buch zum Geschenk zu verlangen.

Bemerkungen über die Cholera Morbus.

Diese Krankheit, welche seit mehreren Jahren Asien durchzieht, ist endlich an den russischen Grenzen angelangt. Bereits im vorigen Herbste wurde sie in dem orenburgischen Gouvernement wahrgenommen, und hielt daselbst bis zum Frühlinge 1830 an. Die hier gemachten Erfahrungen geben die erfreuliche Aussicht, daß dieses auf seinem bisherigen Gange so verheerende Uebel — möge es auch in Folge der tellurischen oder atmosphärischen Bedingungen, vermittelst derer große Seuchen sich zuweilen in einem steten Vorrücken über unsern Erdball hinziehen, noch tiefer in die europäischen Länder eindringen — durch die Maßregeln, welche höher gebildete Nationen gegen dasselbe in Anwendung bringen, seinen tödtlichen Charakter größtentheils verliere.

Die oberste Medicinal-Behörde Rußlands hat die hierher einschlagenden Ergebnisse in einem eigenen Werke bekannt gemacht, unter dem Titel: „Sammlung der Aktenstücke und Beobachtungen, welche sich auf die Cholera beziehen, die am Ende des Jahres 1829 und Anfangs des Jahres 1830 im orenburgischen Gouvernement geherrscht hat; herausgegeben von dem Medicinal-Rathe. St. Petersburg, 1830." Aus dieser russisch abgefaßten Schrift theilt Hr. Professor Lichtenstädt Folgendes mit: *)

Die Krankheit zeigte sich zuerst den 26 August a. St. 1829 in Orenburg selbst, und zuletzt den 6 Februar 1830 im Dorfe Masina. Die Zahl der Erkrankten betrug: 3594. Hiervon genasen: 2725; es starben 865. Man kann also sagen, daß nach Maßgabe der Furchtbarkeit des Uebels die angewendete Heilmethode als sehr erfolgreich angesehen werden darf.

Aus der Gesammtheit der eingelieferten Beobachtungen und Ansichten zieht der Medicinal-Rath folgende Schlußfolgerungen, die für den großen Streit über Ansteckung oder Nichtansteckung, so wie für die ganze Ansicht über die Natur des Uebels und die passenden Mittel, von großer Wichtigkeit sind:

1) Die in Orenburg zur gedachten Zeit herrschend gewesene Krankheit war in der That die Cholera.

2) Die wichtige Frage, ob die Krankheit in Orenburg selbst entstanden oder aus der das orenburgische Gouvernement von den kirgisischen Steppen trennenden Grenzscheide eingeführt worden sey, ist, trotz aller sorgfältigen Nachforschung der örtlichen Behörde, unentschieden geblieben.

3) Die andere Frage aber, welche von fast eben so großer Wichtigkeit ist, ob nämlich die Krankheit ansteckend sey, ist jetzt weit mehr erläutert, als die erste. Nach den ersten Beobachtungen, wie insbesondere aus der (in dem Werke selbst ausführlich mitgetheilten) Beschreibung des Stadsarztes Sokolow hervorgeht, könnte man schließen, daß die Cholera sich nicht bei unmittelbarer Annäherung dem Kranken mittheilt. Aber bei der Fortsetzung der Epidemie haben sowohl die Ortsbehörden als die Aerzte sich völlig überzeugt, daß die Cholera sich in der That von einem Menschen zu dem andern fortzupflanzen vermag, und daß sie auf diese Weise von einem Orte zum andern übergeführt wird.

4) Aus allen mitgetheilten Beobachtungen muß man den Schluß ziehen, daß die Ansteckungsfähigkeit der Cholera, obgleich in einigen Fällen unbestreitbar, doch nicht so deutlich ist, wie bei der Pest und dem gelben Fieber. Die ansteckende Kraft derselben zeigt ihre Wirkung nicht auf Alle, die mit den Kranken unmittelbare Verbindung haben; Dieß ist im Anfange der Epidemie besonders deutlich.

(Schluß folgt.)

---

*) Nach der preußischen Staatszeitung. Wir glauben, von unserer Regel, Nichts aus einem andern deutschen Journale in das Ausland aufzunehmen, bei einem so wichtigen Gegenstande um so eher eine Ausnahme machen zu dürfen, als jenes treffliche Blatt bis jetzt im südlichen Deutschland noch nicht so verbreitet ist, als es im Norden seyn mag.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 301. 28 Oktober 1830.

Parlamentsverhandlungen in Angelegenheiten der ostindischen Kompagnie.

Hr. William Ward fährt in dem Verhör mit Hrn. Charles Marjoribanks fort.

Fr. Was stünde Ihrer Meinung nach einer Erweiterung unseres Handels mit China im Weg? A. Die Beschränkungen, welche das chinesische Gesetz dem auswärtigen Handel auferlegt, indem es denselben in einen fernen Winkel der südlichen Provinzen verweist. Die Artikel, welche wir in China einführen, müssen durch das Binnenland nach den nördlichen Provinzen des Reichs geschafft werden, wo dann dieselben, obgleich China zur Erleichterung des innern Verkehrs eine gute Anzahl schiffbarer Kanäle und Flüsse besitzt, sich doch nothwendig vertheuern. Auch weiß ich, daß die Chinesen ihre eignen Manufakturen zum Theil auf einen sehr hohen Grad von Vollkommenheit gebracht haben; manche dieser Manufakturen sind den unsrigen sogar überlegen, und blühten viele Jahrhunderte schon eh wir überhaupt zu fabriziren anfingen; vielleicht, daß sie seit mehreren Jahrhunderten diesen Standpunkt einnehmen, ohne weitere Fortschritte zu machen.

Fr. Welche Artikel werden roh in China eingeführt? A. Der Hauptgegenstand der rohen Einfuhr auf den Schiffen der Kompagnie ist Baumwolle aus den Präsidentschaften Bombay und Bengalen, und zu einem kleinen Theil aus Madras. Den Handel mit Pfeffer, Betelnüßen, indischem Rohr (rattan) und ähnlichen Waaren hat die Kompagnie in den letzten Jahren gänzlich ihren Angestellten überlassen.

Fr. Geben Sie an, wie der Thee für die Kompagnie eingekauft, wie die Qualität desselben untersucht und die Preise regulirt werden? A. Der größte Theil des Theebedarfs wird von den Hongkaufleuten auf Kontrakte geliefert, die bei der vorjährigen Ernte abgeschlossen worden. Die Hongkaufleute schließen dann ihre Kontrakte mit den Theekaufleuten ab, denen sie Vorschüsse machen. Ist der Thee in Kanton angekommen, so nehmen die Superkargos der Kompagnie ihn in Augenschein und unterwerfen ihn jeder Probe, welche nöthig erachtet wird, seine Beschaffenheit zu prüfen. Die Kompagnie hat — ich kann es wohl sagen — unter jedem Blatt schwarzen Thee die Wahl; jede Partie von einiger Bedeutung wird ihr zuerst zum Kauf angeboten.

Fr. Hat die Kompagnie einen ähnlichen Vortheil rücksichtlich des grünen Thees? A. Nein. Bei einigen Klassen des grünen Thees konkurriren wir mit den Amerikanern, die häufig die fixen Preise der Kompagnie überbieten. Die Theehändler, von welchen die Hongkaufleute ihren Bedarf beziehen, bilden eine Körperschaft, die aus nahezu 400 Mitgliedern zusammengesetzt ist. Es sind Kaufleute mit meist sehr geringen Geldmitteln, so daß sie immer bei den Kantonern ansehnliche Vorschüsse erheben. Sie haben aber in der Regel lieber mit der Kompagnie zu thun, als mit einzelnen Kaufleuten, weil sie erstere für einen sicherern Kunden und bessern Zahler halten.

Fr. Gewährt der große Betrag des Handels der Kompagnie ihren Agenten viel Einfluß auf die Hongkaufleute? A. Ohne Zweifel nicht bloß auf diese, sondern selbst auf alle Behörden, welche mit dem auswärtigen Handel in Verbindung stehen.

Fr. Hat sich der Einfluß der Kompagnie nicht in Bezug auf den auswärtigen Handel überhaupt wohlthätig erwiesen? A. Ich denke, ja, sofern durch diesen Einfluß Erhöhungen der Theepreise und Bedrückungen aller Art, welche man dort hin und wieder den Fremden aufzubürden suchte, verhindert wurden. Mehrmals wollte die chinesische Regierung den Theehandel noch zu einem strengeren Monopol machen, nämlich zu einem sogenannten Cohong, so daß er gänzlich in die Hände von zwei oder drei Kaufleuten gekommen wäre; die Preise wären dann von Staatswegen bestimmt worden, und die Kaufleute nur die Agenten der Regierung gewesen. In einem Fall war Dieß nicht bloß ein Gedanke der Provinzialregierung, sondern ein Kais. Dekret aus Peking hatte bereits sein Siegel darauf gedrückt. Die Kompagnie erkannte die Gefahr eines so beengten Systems, welches uns, etwa wie in Siam und Cochinchina, den Despoten des Landes preisgegeben hätte, und widersetzte sich der Neuerung, was ihr allein dadurch möglich wurde, daß sie die großen Geldopfer, welche der eingetretene Stillstand verursachte, nicht zu scheuen brauchte. Dadurch leistete sie gewiß dem auswärtigen Handel im Allgemeinen einen wesentlichen Dienst.

Fr. Wann geschah Dieß? A. Im J. 1814 erhob sich der Streit, aber schon das Jahr zuvor hatte die Regierung ihren Beschluß gefaßt.

Fr. Sie sagen, die Kompagnie habe sich widersetzt; auf welche Art machte sie ihren Widerstand geltend? A. Der Versuch,

ein Cohong zu errichten, wurde zu verschiedenen Malen wiederholt; der Fall, auf welchen ich mich beziehe, kam während meiner Anwesenheit in China im J. 1814 vor. Es handelte sich darum, die jüngern Hongkaufleute, indem man sie zu Fall brächte, von der Theilnahme am Handel auszuschließen und mittler Weile unsern Vortheil möglichst zu verkürzen. Der leitende Ausschuß der Faktorei fand daher für nothwendig, alle Geschäfte einzustellen, und der chinesischen Regierung zu bedeuten, daß unter solchen Umständen aller Verkehr zwischen den beiden Ländern ein Ende haben müsse. Die Erörterungen, die sich nun erhoben, dauerten mehrere Monate, nicht ohne beträchtliche Einbußen für Einzelne, noch ohne großen Schaden für die Kompagnie; allein die Protestation hatte den vollkommensten Erfolg. Die jüngern Hongkaufleute blieben, und das Kaiserliche Dekret wurde nicht vollzogen. Als unsere Schiffe zuerst nach China gelangten, mußten sie sich allerhand Ungebührlichkeiten gefallen lassen. Die Kanonen mußten ausgeschifft, die Ruder ausgehängt werden. Wenn die Kompagnie sich gegen diese Plackereien sträubte und es ihr gelang, sich davon zu emancipiren, so verfocht sie offenbar nicht bloß ihre Sache, sondern die Sache des Handels überhaupt.

Fr. Haben die Superkargo's häufig Gelegenheit mit dem Vicekönig oder andern Regierungsbeamten über britische Handelsangelegenheiten zu verhandeln? A. Allerdings. Doch war vielleicht in den letzten Jahren die Veranlassung dazu weniger häufig, da unsere Stellung gegenüber der Regierung sich mehr verbessert hat. Der Handel erfuhr in neuster Zeit weit weniger Belästigungen als dieß 1813 und in den nächst folgenden Jahren der Fall war.

Fr. In welcher Sprache dürfen Bittschriften eingereicht werden? A. Vordem mußten alle Adressen, welche den auswärtigen Handel betrafen, in europäischer Schrift abgefaßt seyn, und gegenwärtig sind die Repräsentanten der Kompagnie die einzigen Fremden, welche das anerkannte Recht haben, sich der Landessprache zu bedienen, wenn sie sich an die Behörden wenden.

Fr. Befinden sich unter den Mitgliedern der Faktorei Personen, welche Chinesisch können? A. Sehr viele von ihnen sprechen Chinesisch. Die Kompagnie läßt es nicht an Aufmunterung dazu fehlen. Niemand hat aber meines Wissens sich größere Kenntnisse in der chinesischen Sprache erworben als Dr. Morrison. Seit etwa zwanzig Jahren Dolmetscher im Dienst der Kompagnie hat er sowohl bei der letzten Gesandtschaft nach Peking als in unzähligen andern Fällen, die täglich vorkommen, sich als tüchtigen Sinologen erprobt. Er kam ursprünglich als Missionär hin, in welchem Beruf er jedoch nicht sehr glücklich gewesen zu seyn scheint.

Fr. Wissen Sie noch von andern fremden Residenten, welche der chinesischen Sprache mächtig sind? A. Nein, außer Personen von unserer Faktorei von keinen, wenn ich die portugiesischen Patres in Macao ausnehme. Die fremden Kaufleute, welche sich in Kanton aufhalten, geben sich damit nicht ab, eine Sprache zu erlernen, welche, wenn man einen nützlichen Gebrauch von ihr machen will, fast die Arbeit eines Lebens erfordert.

Fr. Können Sie angeben, ob der amerikanische Handel mit China in den letzten Jahren zu oder abgenommen hat? A. In den letzten zwei oder drei Jahren hat er sehr abgenommen. Im J. $18^{25}/_{26}$ zählte man 42 amerikanische Schiffe, die nach China handelten; als ich im Dezember 1828 China verließ, waren bloß 12 Schiffe da; über das J. $18^{29}/_{30}$ ist mir Nichts bekannt. Hr. Edward Thompson aus Philadelphia, der fünf bis sechs Schiffe und ein Kapital von 800,000 Dollars in dem chinesischen Handel verwendete und eine größere Summe, als irgend ein anderer amerikanischer Chinafahrer — ich glaube im Ganzen 14,000,000 Doll. — seiner Regierung für Einfuhrzoll entrichtete, erklärte seine Zahlungsunfähigkeit. Die Nachrichten, *) die ich bei den amerikanischen Agenten in Kanton selbst einzog, und die ich deßwegen für ziemlich genau halte, lauteten sehr ungünstig.

Fr. Sind die Theepreise in der letzten Zeit gestiegen oder gesunken? A. In den J. 1819 und 1820 vereinigten sich die Kaufleute, welche mit grünem, und in der Folge die, welche mit schwarzem Thee handeln, um die Preise in die Höhe zu treiben. Die erstern drückten ihre bestimmte Absicht aus, von ihren Preisen nicht herunter zu gehen; die Kompagnie blieb eben so hartnäckig bei den ihrigen. Ueber dieser Fehde ging viel Zeit verloren, bis die Kompagnieschiffe absegeln konnten. Als jene Kaufleute sich endlich bequemten, um die alten Preise loszuschlagen, so weigerte sich die Kompagnie, denen, welche an der Spitze der Intrike gestanden, ihre Waare abzunehmen, wenn sie auch gleich von guter Qualität war, so daß viele von ihnen zu Grunde gerichtet wurden. So hielt die Kompagnie ihre alten Preise aufrecht. Noch mehr; im J. 1825 setzte sie dieselben um einen Tale das Pekul herab; was für die Kompagnie eine jährliche Ersparniß von 20,000 Pf. St. ausmacht.

Fr. Wie Viel beträgt ein Tale und ein Pekul? A. Der Tale gilt im Kurs 6 Schill. 8 Den.; ein Pekul wiegt $133^{1}/_{3}$ Pfund. Der wirkliche Silbergehalt eines Tale ist indeß nicht mehr als 6 Schill.

Fr. Führt der amerikanische Konsul in China eine gehörige

*) Totalbetrag des amerikanisch-chinesischen Aus- und Einfuhrhandels.

Jahr.	Zahl der Schiffe.	Einfuhr.	Ausfuhr.
$180^{4}/_{5}$	54	5,555,818	5,842,000
$180^{5}/_{6}$	42	5,326,358	5,127,000
$180^{6}/_{7}$	37	5,877,362	4,294,000
$180^{7}/_{8}$	33	3,940,090	3,476,000
$180^{8}/_{9}$	8	479,850	808,000
$180^{9}/_{10}$	37	5,744,600	5,715,000
$18^{10}/_{11}$	16	2,898,800	2,973,000
$18^{11}/_{12}$	25	2,132,810	2,771,000
$18^{12}/_{13}$	8	1,453,000	620,000
$18^{14}/_{15}$	9	451,500	572,000
$18^{15}/_{16}$	30	2,527,500	4,220,000
$18^{16}/_{17}$	38	5,609,600	5,703,000
$18^{17}/_{18}$	39	7,076,828	6,777,000
$18^{18}/_{19}$	47	9,867,208	9,067,107
$18^{19}/_{20}$	43	8,185,800	8,173,000
$18^{20}/_{21}$	26	4,035,000	4,088,000
$18^{21}/_{22}$	45	8,199,741	7,058,741
$18^{22}/_{23}$	40	8,559,589	7,523,492
$18^{23}/_{24}$	34	6,315,127	5,677,449
$18^{24}/_{25}$	45	8,962,045	8,501,119
$18^{25}/_{26}$	42	7,776,501	5,949,562
$18^{26}/_{27}$	26	5,845,717	4,363,788
$18^{27}/_{28}$	20	6,258,788	6,559,925
$18^{28}/_{29}$	12		

Aufsicht über seine dortigen Landsleute? A. Ich glaube nicht die Aufsicht, welche das Interesse des Handels erheischt. Seine Gewalt erstreckt sich kaum weiter, als auf die Befugniß einen Eid abzunehmen, und in Fällen, wo es sich bei ihm darum handelte, amtlich einzuschreiten, beobachteten die Amerikaner ein sehr unglückliches Benehmen. So wurde im J 1821 ein Matrose, der zu einem ihrer Schiffe gehörte, eines Mords beschuldigt, an dem er so Viel ich erfahren konnte, völlig unschuldig war; die Chinesen verlangten wie gewöhnlich seine Auslieferung. Der Konsul, ein Mann von sehr edelm Charakter, widerstand diesem Ansinnen; da traten die amerikanischen Kaufleute und Kapitäne gegen ihren Konsul zusammen und überantworteten den Matrosen, unter dem Vorwand, daß er als Sicilier von Geburt kein Recht auf den Schutz der Vereinigten Staaten habe, in die Hände der Chinesen, die gegen den armen Burschen, der kaum Englisch, viel weniger Chinesisch sprach, zum Schein eine Untersuchung einleiteten und ihn vermochten, die dintige Hand auf ein Papier zu drücken, das, ohne daß er das Geringste davon ahnte, ein Bekenntniß seiner Schuld enthielt. Nach drei Tagen war er erdrosselt. Ein solcher Fall diente nicht dazu, die Achtung gegen die Fremden zu erhöhen. Der Konsul ärgerte sich über die Geschichte so sehr, daß er abdankte.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten über das asiatische Rußland.

2) Reisen des Grafen Potozki.

(Schluß.)

In Astrachan sah sich der Graf durch die vielen Indier aus Multan, denen er begegnete, in das tiefe Asien versetzt. Es gab in dieser Stadt von ihnen eine Art Kolonie, welche ihre Brahminen, ihre Asceten und ihr Gangeswasser hatte. Gewöhnlich kehrten jedoch diese Hindu's nach einigen Jahren nach ihrem Vaterland zurück; und wenn sie früher starben, so ließen sie ihren Leichnam verbrennen, und wenigstens ihre Asche in dem heimischen Boden beisetzen. Uebrigens schmauchten sie ihre Hukas, aßen Früchte und Milch, kauften Vögel, um ihnen die Freiheit zu geben, fütterten die Hunde in den Straßen, und übten allerlei Werke der Mildthätigkeit aus. Hatten sie ihre Geschäfte vollbracht, so gingen sie spazieren, bewunderten den Schöpfer in der Schönheit einer Blume oder in einem Büschel Gras, und fanden sich Abends still und zufrieden wieder in ihrer Herberge ein. Im Putz festlicher Tage gingen sie grün oder hochroth gekleidet, und die Stirn und den obern Theil der Nase roth und gelb bemalt. Neuerdings sollen sich einzelne Hindu's wirklich ansässig gemacht haben.

Der Reisende verließ Astrachan, um die westliche Küste des kaspischen Meeres in Augenschein zu nehmen, und bald vertauschte er ein wohnliches Land mit einer weiten Wüste, welche nur hie und da durch Salzseen unterbrochen wurde, an deren Ufern Adler, Schwanen und wilde Gänse horsteten. Bei Talagaïterni traf er, zu seiner nicht geringen Ueberraschung, ein ansehnliches Schiff mitten in der Steppe, und bei näherer Erkundigung erfuhr er, daß im vorigen Jahr der Südost mehrere Wochen lang geweht, die ganze Steppe unter Wasser gesetzt, und Schiffe bis auf siebzig Werste von der See entführt hatte. Indem er dem alten Bett der Kuma (des Udon bei Ptolemäus) folgte, überzeugte er sich, daß dieser Fluß sich vor Zeiten in drei Mündungen ins Meer ergoß; jetzt verliert er sich in der Steppe.

Die Kosakenstadt Kislar erreichte er, als sie gerade von der Pest heimgesucht war. In Kislar erzählte man ihm von der sonderbaren, in Caucasien gelegenen Republik Kibutschi, oder wie sie Masondi nennt, Zereh-Keran, d. h. Panzermacher, unter welchem Namen sie in ganz Caucasien und Persien bekannt ist. Man vermuthete, die Kibutschier seyen europäischen Ursprungs, und sogar Christen. So viel ist gewiß, daß sie sich selbst als Franken betrachten, daß sie aber keine Christen, sondern Mohammedaner sind. Die mährische Brüdergemeinde in Sarepta sandte einen Missionär hin, welcher die Ruinen von drei Kirchen entdeckte: eine mit der Inschrif „1215". Der Graf hält sie für genuesische Flüchtlinge, die ihre Industrie und Religion nach dem Caucasus gebracht hätten, und vor etwa 500 Jahren zum Islam übergetreten wären. Kibutschi ist ein großer Handelsplatz. Flüchtlinge finden dort Sicherheit, und kein Kibutschier wird von den übrigen caucasischen Stämmen zum Sklaven gemacht. Dem mährischen Missionär und seinem Begleiter erklärte der Senat: da man keinen Ackerbau treibe, könne man neugierige Reisende nicht mit Lebensmitteln versehen; nichts desto weniger wurden sie mit caucasischer Gastfreundschaft aufgenommen.

Als der Graf die Region des Caucasus betrat, und ihm die finstern Gipfel der Burg des Gog entgegenblickten, las er das für die Geschichte von Scythien so bedeutsame 38 und 39 Kapitel aus Ezechiel, und erreichte, längs dem Ufer des Terek hinziehend, Mosdok in Georgien. Hier sammelte er reiche Beiträge zur Geschichte des circassischen Raubwesens. Von Georgiewsk ging es Madschari zu, den Ruinen einer alten Stadt, welche von den türkischen Stämmen an der Kuma, noch vor Dschengischans Herrschaft, gegründet, und gegen das Ende des XIV Jahrhunderts zerstört ward. Er näherte sich jetzt wieder der Kuma, und durchzog die Steppen der Türkomanen. In einem der Lager dieser Horde bekam er ein Blatt des hamburger Korrespondenten und der petersburger Zeitung zu Gesicht, in welcher letztern er las, daß „ein Engländer, Namens Mungo Park, in das Innere von Afrika eingedrungen sey, und eine Stadt so groß als London entdeckt habe." So weit sind die europäischen Zeitungen verbreitet, daß man, wie Klaproth bemerkt, den hamburger Korrespondenten an den Grenzen von China sehen kann. In dieser Gegend traf der Graf mit einem Einsiedler zusammen, der sich mit einem Hund und einer Katze an einen Ort zurückgezogen hatte, wo Nichts als das Geschrei der Kraniche die Todesstille der Natur störte. Der Eremit verehrte ihm einen Fasan mit glänzendem Gefieder, welcher eine Art des chinesischen Goldfasans zu seyn scheint. Auch verschaffte er sich eine Gaselle der Steppe (saïgak), welche nach ihm Strabon's Kolos wäre. Die Steppen der Nogaistataren beschreibt er als mit einem büschigen Gras bedeckt, welches dem englischen Wasen Nichts nachgiebt. Das Reisen durch die Steppen soll im Frühling äußerst angenehm seyn. Die Blumen entsprossen den Hirten, so zu sagen, unter den Füßen, und die mannichfaltigen balsamischen Kräuter, namentlich eine Wermuthsart, welche die Kamele sehr lieben, strömen erquickende Wohlgerüche aus.

Ueber die ceraunischen Gebirge des Alterthums setzte der Graf seine Wanderung nach Ekaterinodar, der Hauptstadt der Kosaken des schwarzen Meeres, fort. „Dieses Land, sagt er, „ist von außerordentlicher, ja monströser Gestaltung — eine Ebene besäet mit spitzen scharfkantigen Felsen, kegelförmigen Bergen; der Berg Betschtaw, welcher dem Land den Namen leiht, ist eine regelmäßige Pyramide, die, auf einer Seite gesehen, von vier Säulen begleitet erscheint; dieses furchtbare Gestein liegt mitten auf den lieblichsten Wiesen, wo die Tataren ihre kleinen Dörfer angelegt haben." Von Ekaterinodar, längs dem Ufer des Kuban, wurde die Gegend für den Alterthumsforscher immer anziehender. Bei Kurka ist ein Erdaufwurf, welchen man auf den ersten Anblick für ein römisches Lager halten könnte. Da jedoch außer der Hauptverschanzung noch eine Menge sehr weitläufiger Außenwerke vorhanden ist, wo man überall Bruchstücke von irdenen Gefäßen ausgräbt, so entscheidet sich der Graf für die Annahme, daß hier eine Stadt war, und zwar Strabo's Stadt der Aspurgier (Ασπουργιανοι). So bestimmt er auf dem Isthmus von Temruk die Lage von Cimmerium, und das alte Paträus dicht in der Nähe des heutigen Taman. In der Sammlung architektonischer Ueberbleibsel zu Taman sah er einen Altar der Venus, welcher einem Mönch der slavonischen Kirche zur Gruft diente; daneben das Grab eines Armeniers, und neben diesem das Grab eines Pascha. So repräsentirten sich daselbst alle Zeitalter! Von Taman kehrte der Graf nach Europa zurück.

Orientalische Bibliotheken.

(Korrespondenz aus London.)

Es sind gegenwärtig in London drei berühmte orientalische Bibliotheken zum Verkauf; die erste ist die von Morrison, dem bekannten Verfasser des chinesischen Wörterbuchs; sie ist ausschließlich chinesisch, besteht aus 10,000 Heften chinesischer Werke und enthält wahrscheinlich Alles, was

sich in Canton verschaffen läßt; wenigstens hat der Sammler während eines Aufenthalts von zwanzig Jahren weder Mühe noch Kosten gespart, die besten Werke zu bekommen. Ihr Preis ist 2000 Pf. St. Die zweite ist die von Sir Robert Chambers in Indien gemachte Sammlung von Sanskritmanuscripten. Sir Robert war einer der ersten Europäer, die sich um indische Literatur bekümmerten, und hatte daher die beste Gelegenheit, alte Manuscripte aufzutreiben, was natürlich in jeder Literatur, die aus Handschriften besteht, von der größten Wichtigkeit ist, und was jezt, wegen der Menge der Käufer, schwer zu werden anfängt. Die Sammlung besteht aus 800 Manuscripten, und ist reicher als irgend eine bekannte Bibliothek an Allem was die Weda's betrifft. Sie wurde vor mehreren Jahren von Lady Chambers dem brittischen Museum um 5000 Pf. St. angeboten, ist aber jezt ohne Zweifel um einen geringern Preis zu haben. Die dritte ist die von Sir William Ouseley, und besteht aus persischen und arabischen Handschriften. Er hat sich dreißig Jahre lang in Europa und dem Orient alle Mühe gegeben, alte, schöne und seltene Handschriften zu kaufen, und ist darin ungewöhnlich glücklich gewesen. Er ist im Begriff, einen Katalog seiner Sammlung drucken zu lassen, der jedenfalls eine interessante persische Bibliographie bilden wird. Es sind etwa 700 Handschriften, unter denen viele von hohem Werth und einige einzig sind. Es geschieht selten, daß so specielle, von Kennern gesammelte Bibliotheken zum Verkauf angeboten werden; um so mehr wäre zu wünschen, daß fremde Regierungen sie an sich brächten, damit sie nicht in das Alles verschlingende Grab des brittischen Museums fallen, das man eine Katakombe gelehrter Schäze nennen kann; denn eine illiberaler und schlechter verwaltete Anstalt giebt es wohl in Europa nicht.

Gespräch in London im Jahr 2130.

(Fortsezung.)

Straßenfeger. Ich hätte Sie beschmuzt? Bitte recht sehr! Meine Operation war schon eingestellt, ehe ich Ew. Lordschaft einen solchen Nachtheil hätte zu fügen können.

Lord A. Ich bin aber doch schmuzig geworden.

Straßenfeger. Und ich kann Sie bei der Macht des Schwerpunktes versichern, und so gewiß ich hoffe einbalsamirt zu werden, daß ich das Amt der Reinigung der öffentlichen Wege in diesem kleinen Parallelogramm, als Mann und Knabe, schon über zwanzig Jahre verrichte, ohne vorher noch seitdem irgend Jemand gekränkt zu haben; Ew. Lordschaft halten zu Gnaden, weder in dieser Hinsicht noch in jeder andern. Die Kleidung Ew. Gnaden verdient ganz gewiß eben so fleckenlos zu bleiben, als Hochdero Charakter. Treten Sie nur weit aus, und Sie werden sicher nicht mehr bespritzt werden. — C'est le premier pas qui coute.

Lord A. Ihr seyd wohl ein Irländer, mein Freund?

Straßenfeger. Erzogen und geboren, ausgenommen daß ich nie aus der Hauptstadt London gekommen bin.

Lord A. Ha, ha, ha! gut! Da sind sechs Penny für Euch.

Straßenfeger. Ich bin Ew. Lordschaft für das Darlehen Ihrer milden Güte außerordentlich verbunden.

(Der Straßenfeger entfernt sich, indem er das Geld einsteckt.)

Hr. E. Laßt uns sehen! Das Haus der Lady D muß auf dieser Seite des „Parallelogramms“ seyn, wie jener Bursche es nennt. Ich möchte doch wissen, ob ehemals das gemeine Volk auch so hochgelehrte Redensarten im Mund führte? Geben Sie Acht! Gleich werden wir noch mehr derlei schöne Phrasen hören; da kommt ein Bettler auf uns zu.

Bettler. Erlauben Sie, meine Herren, daß ich auf Ihre gütige Wohlthätigkeit sündige — eine Beisteuer.....

Lord A. Ich habe Nichts für Euch.

Bettler. Eine Beisteuer von der geringsten Art würde mich aus dem Abgrunde meines gegenwärtigen Elends zum höchsten Gipfel menschlicher Glückseligkeit erheben.

Hr. E. Ich habe Nichts für Euch.

Bettler. „Necessitas“, meine Herren, „necessitas non habet legem“, und die Noth hat mich — troz meiner Abneigung — gezwungen, das traurige Handwerk eines aktiven Bettlers zu ergreifen.

Lord A. Ich sage Euch, guter Mann, ich habe Nichts für Euch.

Bettler. So soll denn der Fluch eines tief gekränkten Gemüths auf Eure verwünschten Häupter fallen! Mögen Eure Seelen von der Hyder der Zwietracht gepeinigt werden, und eine Unzahl nagender Sorgen stets aus den geheimen Quellen Eures ersehnten Glücks auftauchen! Möchtet Ihr ewig durch das Pech des Fegfeuers in dem Schlamm der Verzweiflung eingehüllt bleiben, wie die Fliege im Bernstein!

(Der Bettler entfernt sich, indem er in seinen Verwünschungen fortfährt.)

Hr. E. Welch ein unverschämter Schurke!

Lord A. Er gleicht seiner ganzen Zunft. — Hier wären wir ja vor D's Hause.

(Er berührt eine Springfeder an der Hausthüre, worauf ein selbstschlagender Hammer drei Schläge thut, und ein — in D's Livree gekleideter Dampfportier öffnet.)

Lord A. Ist Lady D. zu Hause?

(Die Figur nickt mit dem Kopfe, Lord A und Hr. E treten ein, und nennen ihre Namen in das Anmelderohr. Hierauf führt sie der Dampfportier zum Einlaßstuhl, auf welchem sie durch den Plafond bis vor Lady D. emporgetragen werden.)

Lady D. Ei sieh da, Lord A und Hr. E! Wie unverhofft! Ich hörte erst gestern, Einer von Ihnen sey in Grönland und der Andere in Afrika. Welche falsche Gerüchte sezt man doch in Umlauf!

Lord A. Noch vor Kurzem hätte das Gerücht wahr gesagt; wir kamen Beide ungefähr zu gleicher Zeit zurück. Lady D ist ja wohl auch auf Reisen gewesen?

Lady D. Ja wohl. Wir verließen England während des Winters, auf Anrathen unsers Arztes, welcher dem Lord D ein wärmeres Klima anempfahl, und mietheten eine Villa an den Ufern des Nigers. Später verweilten wir einige Zeit in Saccatu.

Hr. E. Vermuthlich fanden Sie dort Alles voll von Engländern?

Lady D. O Alles voll! aber von welcher Art! Wir kannten nur sehr Wenige darunter. Eigentlich reisten wir auch nicht, um Gesellschaft zu suchen, fanden aber dennoch einige sehr artige Leute, besonders unter den Australiern.

Hr. E. Schlugen Sie die neue Straße über Tanger und Tumbuktu ein?

Lady D. Ja wohl, wir wählten vorzugsweise diese Straße und fanden sie vortrefflich. Um auf etwas Anderes zu kommen, sagen Sie uns doch, Lord A, wie Ihr lezter Ausflug nach dem Nordpol ausgefallen ist?

Lord A. Die Wahrheit zu sagen, sehr schlecht. Wir hatten äußerst unvorsichtiger Weise verabsäumt, eine hinreichende Quantität auflösender Schmelzmaterie mitzunehmen, um uns einen Weg durch das Eis zu bahnen; auch war unsere konzentrirte Wärmestoffessenz von sehr schlechter Beschaffenheit.

Lady D. Ich fürchte, Sie werden dieselbe nicht am rechten Ort gekauft haben.

Lord A. Ich bin jezt wirklich im Begriff, eine neue Yacht aus Eisen bauen zu lassen, womit ich im Laufe des nächsten Sommers meinen Versuch erneuern will.

Lady D. Auch wir haben eine Reise nach Spizbergen vor.

Hr. E. (bei Seite zu Lord A.). Man giebt Ihnen zu verstehen, daß man mit Ihnen reisen möchte.

Lord A. (bei Seite). Ich merke es wohl, es wird aber Nichts daraus. (Laut.) In diesem Falle darf ich mir also mit der Hoffnung schmeicheln, Sie auf meiner Rückreise dort anzutreffen? Auf der Hinreise muß ich meinen Weg über Nord-Georgien nehmen, da ich einem meiner Freunde, einem Esquimo, versprochen habe, ihn zu besuchen. (Bei Seite zu Hrn. E.) Gut ausgewichen, nicht wahr?

Lady D. (bei Seite). Welcher Bär! (laut.) Es nimmt mich Wunder, daß Sie die nordwestliche Durchfahrt vorziehen; Frau Winterblüthe und ich haben geschworen, diesen Weg nie wieder zu machen. Arme Freundin Winterblüthe! Wir haben diesen Nachmittag durch den Teleskop so viel mit einander geschwazt, daß mir die Finger weh thun.

Hr. E. Wo wohnt sie jezt?

Lady D. Ungefähr zwei Meilen von hier, in einem Hause am Hamilton-Plaz.

Hr. E. Wie? noch immer da? Ich glaubte, sie habe längst diese Wohnung verlassen, und wundere mich, daß sie in einer so entfernten Gegend der Stadt bleiben mag.

(Fortsezung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 302. 29 Oktober 1830.

Die Beduinen.

13. Benehmen gegen Fremde und gegen Sklaven.

Die Gastfreiheit der Beduinen ist sprichwörtlich; und in der That kann man sagen, daß bei den Aenesen ein Gast wie ein geheiligtes Wesen betrachtet wird. Seine Person ist unverletzlich; Verrath an einem Gaste ist ein so unerhörtes Verbrechen, daß Niemand seit Menschen Gedenken bekannt ist, der sich dasselbe hätte zu Schulden kommen lassen. Wer nur einen einzigen Beschützer in einem Stamme hat, wird der Freund aller übrigen Stämme, die mit jenem in Freundschaft stehen. Einem Aenesen kann Leben und Eigenthum mit vollkommener Sicherheit anvertraut werden; wohin er geht, kann man unbesorgt ihm folgen; aber seine Feinde werden auch die Feinde des [illegible], [illegible] er beschützt.

Die Boten zwischen Aleppo, Bagdad und Bosrah sind immer Aenesen. Früher haben sie nicht selten englische Reisende, die von Indien kamen oder dahin gingen, durch die Wüste begleitet; aber obwohl einige Mal der Fall vorgekommen ist, daß Reisende unter Wegs von fremden Stämmen geplündert wurden, so ist doch gewiß, daß die äneſischen Führer, so unbescheiden sie auch in ihren Geldforderungen seyn mochten, ihre eingegangenen Verbindlichkeiten immer treu erfüllten. Ich kann hier ein Beispiel aus meiner eigenen Erfahrung anführen. Im Juni 1810 reiste ich von Aleppo ab mit einem Scheich der Fedhan; er war bei Hamah von den Ma'aly-Arabern, die mit den Aenesen damals in Fehde lagen, überfallen und geplündert worden und hatte den größten Theil seines Eigenthumes, so wie die Kamele seiner Araber durch die Vermittlung des Mutsellim von Hamah zurück erhalten. Der Scheich bekam jetzt die Nachricht, daß der Wahaby gegen Damaskus anrücke, in dessen Nähe er seine Familie gelagert hatte, und weigerte sich daher, mich der Uebereinkunft gemäß bis nach Tedmor zu begleiten, sondern gab mir nur einen einzigen Führer, um mir den Weg nach den Ruinen zu zeigen, und setzte seine Reise nach dem Süden fort. Ich fürchtete, der Scheich habe mich verrathen; aber bald zeigte sich, daß der einzelne Führer mir ein vollkommen hinreichender Schutz war. Alle Araber, denen wir begegneten, nahmen uns gastfreundlich auf; und ich kehrte mit ihm durch die Wüste nach Dscheerud, zwölf Stunden von Damaskus, zurück.

Der Gast ist, wie der Wirth selbst, in dem Zelte eines Arabers den nächtlichen Räubereien der Haramys oder Nitals ausgesetzt. Da der Wirth weiß, daß Dieß der Fall ist, und da ihm vor Allem daran liegt, nicht selbst in Verdacht zu kommen, so trägt er besondere Sorge für das Pferd oder Kamel des Fremden, und ist er reich und großmüthig, so ersetzt er wohl aus seinem Eigenthum den Verlust, den der Fremde erlitten haben mag, während er unter dem Schutze seiner Gastfreundschaft stand.

Fremde, die keinen Freund oder Bekannten im Lager haben, steigen bei dem ersten Zelte ab, welches sich ihnen darbietet. Ob der Eigenthümer zu Haus seyn mag oder nicht, so legt sein Weib oder seine Tochter sogleich einen Teppich aus und bereitet ein Frühstück oder ein Mittagsmahl. Wenn die Geschäfte des [illegible] einen längeren Aufenthalt [illegible] die Wüste [illegible] z. B. wenn er der Wirth ihn nach dem Verlauf von drei Tagen und vier Stunden von der Zeit seiner Ankunft an, ob er die Absicht habe, ihn noch länger mit seiner Gesellschaft zu beehren. Wenn der Fremde die Absicht ausspricht, seinen Besuch noch über jene Zeit zu verlängern, so erwartet man von ihm, daß er seinem Wirth bei seinen häuslichen Geschäften hülfreiche Hand leistet, wie z. B. beim Wasserholen, Pferdefüttern, Kamelmelken u. dgl. Auch wenn er Dieß ablehnt, kann er bleiben, setzt sich aber in diesem Fall dem allgemeinen Tadel aus; doch kann er zu einem andern Zelt gehen und dort das Gastrecht ansprechen. So wechselt er jeden dritten oder vierten Tag seinen Wirth, bis er sein Geschäft beendigt, oder seinen Bestimmungsort erreicht hat. Die Araber von einem Stamme im Nedschd bewillkommnen einen Gast, indem sie ihm eine Tasse geschmelzter Butter über das Haupt gießen; und unter den Merekeden, einem Stamm an der Grenze von Yemen ist der Gebrauch, daß der Fremde eine Nacht mit dem Weibe seines Wirthes zubringen muß. Sofern er sich der Dame angenehm zu machen weiß, wird er ehrenvoll und gastfrei aufgenommen; im entgegengesetzten Falle wird der untere Theil seines Mantels abgeschnitten und er selbst mit Schande von dannen getrieben. Als die Merekeden Wahabiten wurden, zwang man sie diesem Gebrauch zu entsagen; da aber bald darauf eine Dürre eintrat, so betrachteten sie diese als eine Strafe dafür, daß sie die alte gute Sitte ihrer Voreltern aufgegeben hätten, und wandten sich daher an das Haupt der Wahaby's, mit der Bitte, daß es

ihnen erlaubt werden möchte, ihre Gäste wieder zu ehren, wie zuvor; was ihnen denn auch bewilligt wurde. Einem Araber vorwerfen, daß er seine Gäste vernachläßige oder nicht gut behandle, ist eine der größten Beleidigungen.

Sehr häufig findet man unter den Arabern schwarze Sklaven. Jeder mächtige Häuptling kauft jährlich fünf bis sechs Sklaven und einige Sklavinnen, die entweder von Bagdad, wohin sie über Moscat und Yemen gebracht werden, oder von Mecka oder Cairo kommen. Die Aenesen enthalten sich nicht nur jedes Umganges mit ihren Sklavinnen, sondern schenken ihnen, nachdem sie einige Jahre gedient haben, die Freiheit und verheirathen sie mit ihren Sklaven oder den Nachkommen von Sklaven, die sich in ihrem Stamme befinden. Die männlichen Sklaven werden in Gegenwart von Zeugen frei gegeben; und es wird ihnen zum Zeichen ihrer Emancipation erlaubt, sich den Kopf scheeren zu lassen. Ibn Esmeyr zählt über fünfzig Zelte, welche vormaligen Sklaven von ihm angehören, die ihr ganzes Glück nur seiner Großmuth zu danken haben. Da sie als freie Araber betrachtet werden, so kann er keinen Tribut von ihnen erheben. Dagegen verlangt er ihre Töchter zur Ehe für seine eben gekauften und emancipirten Sklaven; und wenn in Kriegszeiten diesen schwarzen Männern ansehnliche Beute zufällt, so kann der Scheich von ihnen ein schönes Kamel verlangen, welches sie nie abschlagen werden. Obwohl die Sklaven durch ihre Freilassung alle Rechte freier Araber erhalten, bleibt ihnen doch immer der Stempel ihres Ursprunges aufgedrückt; und nie wird ein freier Araber ein schwarzes Mädchen heirathen. Die Nachkommen von Sklaven heirathen untereinander oder unter die Ezona oder Arbeitsleute, die sich in dem Stamm niedergelassen, verlieren das wollige Haar, behalten aber immer noch in ihren Zügen offenbare Zeichen ihres Ursprungs. Man kann der Wahrheit gemäß sagen, daß die syrische Wüste ganze Lager von Negern enthält.

Die Reichen haben oft arabische Diener zu ihrer Aufwartung. Die Sklaven werden mit Güte behandelt und selten geschlagen, da Strenge sie veranlassen könnte, davon zu laufen. Ein freier Diener würde einen Schlag oder eine Beleidigung von seinem Herrn eben so rächen als von seines Gleichen. Bei jedem Zelte oder bei je zwei und drei Zelten, befindet sich ein Hirt, entweder ein jüngerer Sohn oder ein Diener; er erhält zehn Monate des Jahres hindurch Löhnung. Die beiden ersten Frühlingsmonate über läuft das Vieh ohne alle Aufsicht um die Zelte herum. Die Löhnung eines Hirten besteht in einem jungen Kamel, welches bei seiner Mutter bleibt, bis es ein Jahr alt ist; außer dem in einem Choms, oder fünf Gegenständen: einem Paar Schuhe, einem Hemd, einem Keffie oder Tuch, einem Abba oder Mantel und einem Schaf-Fell, was zusammen ungefähr den Werth von siebenzehn Gulden haben mag.

Parlamentsverhandlungen in Angelegenheiten der ostindischen Kompagnie.

Hr. William Ward fährt in dem Verhör mit Hrn. Charles Marjoribanks fort.

Fr. Sofern man den britischen Unterthanen den Handel mit China freigäbe, glauben Sie, ein Kön. Konsul würde das Ansehen genießen, dessen sich gegenwärtig der Obersuperkargo der Kompagnie erfreut? A. Ich zweifle, ob Jemand bloß mit der Gewalt eines Kön. Konsuls und ohne irgend einen andern Einfluß im Hintergrund im Stande wäre unsern Verkehr mit China zu reguliren. Mein Grund ist der, daß die Chinesen sich jederzeit weigerten eine Regierungsautorität, welche es auch seyn mochte, anzuerkennen. So oft es Kollisionen zwischen Seeoffizieren Sr. Maj. und den Chinesen absetzte, und die Kompagnie die chinesische Regierung ersuchte, die Sache mit diesen selbst auszumachen, da wir ihnen Nichts zu befehlen hätten, war immer die Antwort: „man wisse in China von keiner Autorität, außer der Faktorei der Kompagnie, mit der man allein kommunizire.“ Dieselbe Sprache führte die Regierung, als im J. 1808 Admiral Drury mit seiner übel berechneten Expedition vor Kanton lag. In früheren Jahren besaß der Vorstand der Kompagnie die Befugnisse eines Kön. Konsuls, und ich bin überzeugt, daß, wenn man diese Befugnisse ihm wieder einräumte, Dieß von großem Nutzen wäre; nicht, daß seine Stellung in der Meinung der Chinesen dadurch verändert würde, sondern weil er in manchen Fällen dann entschiedener auftreten könnte, während er jetzt z. B. bei einem Mord sich nicht einmal des Thatbestandes durch eidliche Vernehmung des Beschuldigten zu versichern, also wenn sein Schutz begehrt wird, die Ertheilung desselben gehörig zu rechtfertigen im Stande ist.

Fr. Haben Sie die Güte, uns über die Kultur des Thees im Innern Auskunft zu geben? A. Der schwarze Thee wächst in der Provinz Fokien, mit Ausnahme etwa des dritten Theils der Sorte, welche wir Bohea nennen; dieses Drittel wird in dem nordöstlichen Winkel der Provinz Kanton, in dem Bezirk von Woping, erzeugt. Der grüne Thee stammt aus den Provinzen Kiangnau, Kiangsi und Tschekiang, insonderheit aus den beiden erstern. Die Theepflanzen in allen diesen Provinzen sind, wie man annimmt, von Einer Species; die Verschiedenheit der Waare entsteht von Verschiedenheit des Bodens, des Klima's und der Fabricirung. Grüner Thee wird in denselben Provinzen gewonnen, welche den schwarzen Thee liefern und umgekehrt. In Fokien läßt man zum Theil die Knospen nicht aufgehen, sondern man heimst den Thee schon im Anfang des Frühjahrs ein; daher der Pekothee, welcher der geschätzteste ist; wiederum ein Theil von diesen Knospen wird mit den besten Partien des Congo vermischt, wodurch der Thee einen ungemeinen Wohlgeruch erhält; doch wird auch viel Peko ohne Beimischung nach Kanton versendet. Der Thee, welcher nach Rußland geht, soll Peko seyn mit einer leichten Verfälschung durch andere Blätter. Mit dem Mai werden die Blätter von der Pflanze abgestreift; ein neuer Wuchs treibt nach und wird sechs Wochen nachher reif; Eine dritte Ernte folgt zu Ende Sommers. Die beiden ersten Ernten sind die besten und einander an Qualität fast gleich. Der Ertrag der dritten Ernte steht in Bezug auf Stärke und Duft hinter seinen Vorgängern zurück. Der vorzüglichste Thee wird deßhalb aus ausgesuchten Blättern der beiden ersten Ernten fabricirt, mit einem kleinen Zusatz von Knospen oder Peko; die geringern Sorten enthalten fast nur Blätter von der dritten Lese und keinen Peko. Der schwarze

Thee in Fokien soll meist von Hüttlern in kleinen Gärten gebaut werden. Die Familie sammelt die Blätter und bringt sie unmittelbar auf den Markt, wo Personen, deren Geschäft es ist, eine Quantität aufkaufen, und dieselben in freier Luft, im Schatten zu trocknen anfangen, worauf die Waare in den Besitz der Kaufleute gelangt, die in ihren geheizten Magazinen die Trocknung vollenden. Die Theehändler begeben sich in die Theedistrikte, machen ihre Einkäufe von Blättern der ersten, zweiten und dritten Ernte, und scheiden die Blätter von jungen und alten Pflanzen, von solchen, die auf bekannten guten Gründen wachsen &c. von einander, je nachdem sie einen feinen, mittlern oder gemeinen Thee erzielen. Der Thee wird nun in Partien zu 100 bis 600 Kisten zusammengepackt und jede Partie mit einer ihrer Qualität bezeichnenden Ueberschrift versehen. Wenn daher nach Partien mit gewissen Charakteren seit einer Reihe von Jahren auf dem londner Markt eine starke Nachfrage Statt findet, weil sich mit ihnen die Vorstellung einer trefflichen Qualität verbindet, so darf man nicht glauben, daß dieser Thee von besondern Grundstücken herrühre; sondern er verdankt seinen Vorzug einzig und allein der Ehrlichkeit des Theehändlers, der sich angelegen seyn läßt, gute Waare auszusuchen. Mit dem grünen Thee verhält es sich eben so; nachdem die Blätter getrocknet sind, so werden die bessern von den geringern und mittelst einer Worfelmaschine die schweren von den leichteren gesondert. Des Kupfers bedient man sich bei der Bereitung des grünen Thees nicht. Das blumige Aussehen einiger Sorten ist, wie es heißt, die Folge eines sorgfältigen Röstens der Blätter in eisernen Töpfen über dem Feuer, wobei man sie an den Seiten des Gefäßes reibt; dieses Verfahren erheischt viel Geschicklichkeit. Die Hongkaufleute bewilligen den Theehändlern Vorschüsse von zwei bis dreitausend Tales auf den Schnitt Congo oder Twankay; bis zum J. 1814 oder 1815 machte die Faktorei diese Vorschüsse; man verzichtete aber auf dieses System, weil man dann oft, um nur das Anlehen wieder zurückzubekommen mit dem Thee, ob er gut oder schlecht war, vorlieb nehmen mußte, auch den Grundsatz hat das Eigenthum der Kompagnie so wenig als möglich zu riskiren. Die reichern Hongkaufleute pflegen in dem schwarzen Theeland durch einen eigenen Bevollmächtigten einige Schnitte Thee kaufen und fabriziren zu lassen, welche sich gewöhnlich durch treffliche Qualität auszeichnen; sie versichern jedoch, daß dieser Ausstichthee ihnen im Verhältniß zu den geringeren Sorten einen schwachen Gewinn abwirft, und daß sie nur um die Nachfrage der Kompagnie zu befriedigen, sich mit dieser Art von Manufaktur befassen. Bei einem freien Handel würden diese Beweggründe wegfallen.

Bemerkungen über die Cholera Morbus.

(Schluß.)

5) Alles giebt Veranlassung, die frühere Ansicht des Medicinal-Raths zu bestätigen, welche in der (in jener Sammlung ebenfalls mitgetheilten) von ihm in Beziehung auf diese Krankheit erlassenen Verordnung enthalten ist; in derselben ist nämlich gesagt, daß die Cholera, wie einige andere epidemische Krankheiten, im Verfolge der Zeit ansteckend werden und sich dann auch durch Mittheilung verbreiten kann.

6) Die polizeilichen und Quarantäne-Anstalten, welche im orenburgischen Gouvernement gegen die Cholera ergriffen wurden, waren ohne Zweifel sehr nützlich. Jedoch geschah es, wie der Stabsarzt Sokolow erzählt, daß Leute, nach Ueberstehung einer vierzehntägigen Quarantäne, diese Krankheit bekommen haben. Ist Dieß ohne alle neue Gemeinschaft mit angesteckten Orten und Personen erfolgt, so muß man zugeben, daß ein Beobachtungs-Termin von vierzehn Tagen zur völligen Vertilgung dieser in einem Menschen verborgenen Krankheit kaum genügend sey. Die mitgetheilten Beobachtungen haben bewiesen, daß diese Krankheit anzustecken vermöge.

7) Diesen Beobachtungen vertrauend und auf theoretische Ansichten über die Cholera nicht eingehend, muß man zugeben, daß diese Krankheit auch in Orenburg einen reißenden Fortgang hatte. Im Verlaufe von zwölf bis achtzehn Stunden vom Anbeginne der Krankheit hatte sie zuweilen schon mit dem Tode geendet.

8) Die Cholera kann, wie die Pest, bei einem und demselben Menschen wiederkehren.

9) Veränderung der Witterung und der Luft-Temperatur hatten gar keinen deutlichen Einfluß auf den Gang der Cholera. Die Kälte hatte, im Gegensatze der frühern Ansichten über ansteckende Krankheiten, nicht den geringsten Einfluß auf die Cholera. Im December und Januar gewann die Krankheit vielmehr an Stärke und verbreitete sich an einigen Orten bei einer Kälte von 27 bis 30 Grad R.

10) Die orenburgischen Aerzte schlagen keine andern polizeilichen und vorbeugenden Maßregeln gegen die Cholera vor, als diejenigen, welche in der Vorschrift des Medicinal-Rathes angegeben sind. (Sie bestehen in völliger Trennung der Kranken von den Gesunden, und in möglichster Beachtung der äußern Einflüsse, welche die Krankheit begünstigen.)

11) Die schützende Kraft des Chlorkalks ist, wie es scheint, bei dieser Gelegenheit nicht erprobt worden. Es geschieht desselben nicht in einer einzigen der eingesandten Beobachtungen Erwähnung.

12) Bei der ärztlichen Behandlung dieser Krankheit besteht das Wesentlichste darin, daß der Anfang der Krankheit nicht ohne die nöthige ärztliche Hülfe bleibe. Einige ohne ärztliches Einwirken verflossene Stunden machen das Uebel ungemein gefährlich und oft ganz unheilbar. Die sogenannte erwartende Heilart (methodus exspectativa) findet hier keine Stelle, im Gegentheile müssen die kräftigsten Mittel ohne allen Aufschub angewendet werden.

13) In der Zahl der Heilmittel nehmen die Hauptstelle ein: Blutentziehung, Calomel, Opium, warme Umschläge und Einreibungen.

14) Kajeputöl, flüchtiges Laugensalz, reine Salzsäure zeigten nicht die Wirkung, die man von diesen Mitteln erwartete.

15) Die Sterblichkeit zeigte sich in dieser Epidemie nicht so furchtbar, wie man die in den südlichen Gegenden Asiens herrschende Cholera beschreibt. Die Sterblichkeit an der Cholera war nur in denjenigen Gegenden des orenburgischen Gouvernements ausgezeichnet, wo man die Krankheit Anfangs verbarg, und wo die Einwohner sich um Erhaltung der Reinlichkeit und Sauberkeit der Wohnungen wenig bekümmern. Vergleicht man die Berichte über die Zahl der Kranken, so kann man Ortschaften finden, die von der Krankheit mehr gelitten haben, als andere.

16) Aus der dem Werke beigegebenen Carte kann man sehen, zu welchen Orten namentlich die Cholera gedrungen ist. Ueber diesen Gegenstand waren in den auswärtigen Zeitungen sehr unwahre Nachrichten. So heißt es z. B. in den froriep'schen Notizen (Nr. 565, Jan. 1830), die Cholera sey in Troizka (sie war nur im Dorfe dieses Namens), in Slatoust (eine solche Stadt giebt es nicht; wahrscheinlich meint der Verf. die mit diesem Namen bezeichneten Fabriken; dort hat jedoch die Cholera gar nicht geherrscht), in Ufa, Bugulma und Saratow gewesen. (Weder in Ufa, noch in dessen Bezirke ist die Cholera gewesen; und dem saratowschen Gouvernement hat sie sich selbst nicht ein Mal genähert.)

Die erneuten Ausbrüche dieses Uebels haben die Aufmerksamkeit der höchsten Behörden erregt und dieselben veranlaßt, neuerdings eine zahlreiche Kommission von Aerzten und Apothekern an die ergriffenen Orte zu senden. Se. Erlaucht, der Minister des Innern, Hr. Graf v. Sakrewski, wird in seiner Eigenschaft als Chef des Medicinal-Wesens sich selbst ins Innere begeben, um an Ort und Stelle die nöthigen Maßregeln mit aller Kraft und in ihrer ganzen Ausdehnung in Ausführung zu bringen.

St. Petersburg, den 8 (20) September 1830.

Professor Dr. J. R. Lichtenstädt in Petersburg.

Einweihung der Mekkapilger.

„Um vier Uhr Nachmittags,“ schreibt die bereits erwähnte Mistreß Elwood, „fuhren wir, begleitet von fünf andern Schiffen, die wie das unsrige mit Korn und Hadschis beladen waren, durch eine enge Straße in der Bai von Arabok oder Rabogh, worauf wir uns alsbald vor einem niedrigen, ebenen, sandigen und wüsten Lande vor Anker legten. Hier nehmen die Ceremonien der mohammedanischen Hadschis ihren Anfang. Wir Alle, wohl über zweitausend, stiegen ans Land. Etwa eine halbe Stunde, nachdem sie das Schiff verlassen, begingen die Pilgrime den ersten Brauch, Tschehermo genannt. Ihre warmen, bunten Röcke und Turbane abnehmend, die sofort von den Dienern sorgfältig über einander geschichtet wurden, stürzten sie sich in die See, wo sie sich badeten, sagten einige Gebetsformeln her, und legten den Iram, d. h. ein langes Stück Tuch, an, das lose um die Lenden gewickelt wird, wie die gemeinsten Araber es gewöhnlich tragen. Einige Wenige warfen ein ähnliches Tuch, in Gestalt eines Damenhalstuches, auch noch über die Schultern. Diese Sitte soll von Mohammed eingeführt worden seyn, um seinen Anhängern die Demuth einzuschärfen; indessen muß der plötzliche Uebergang von den warmen wollenen Gewändern der Türken zu dem dünnen baumwollenen Iram der Gesundheit sehr nachtheilig seyn, und überhaupt überzeugten wir uns, je mehr Entbehrungen wir die Pilger sich aufbürden sahen, daß das Hadschithum keine leichte Sache ist. Unserm Diener Scheich Tschohub wurde sehr zugeredet, Hadschi zu werden; glücklicher Weise für uns, die seiner dadurch beraubt worden wären, lehnte er es ab, indem er naiv bemerkte: „Er sey ein junger Mann und lasse sich dergleichen Dinge jetzt noch nicht angelegen seyn; später, wenn er ein Mal alt geworden, wolle er an die Pflichten seiner Religion denken.“ Die Verwandlung, die mit den Reisenden durch Anlegung des Irams vor sich ging, war sehr ergötzlich, ja wohl lächerlich. Wer das Schiff als ein gut gekleideter majestätischer, hübscher Mann verlassen hatte, kam als ein kahler, schaudernder, zitternder Hadschi zurück, sich seines Anzugs wie halb schämend, und ganz unsicher, was er nach Ablegung der prächtigen Türkentracht aus sich selbst machen sollte. Nach dem Bade fielen die Hadschis auf die Knie und gruben den Sand auf, den sie in kleine Häufchen, oft zu hundert an der Zahl, aufschichteten. Viele ließen sich dieses mühsame Geschäft so angelegen seyn, daß sie entweder große Sünder, oder große Heilige seyn mußten. In einiger Entfernung machten die Frauen dieselben Ceremonien durch, während ihre Freunde sie bewachten, und den Fremden, welche sich nähern wollten, zuwinkten, in gehörigem Zwischenraume zu bleiben.

Zur Charakteristik der Chinesinnen.

Das Canton Register enthält Folgendes aus der Zeitung von Peking: „Die Witwe eines Mung-ku-Officiers, Kin-pu-schi, klagte Sin-tschei unter heftigem Geschrei an, sich ein Stück Land angemaßt zu haben, das ihr zustehe. Die Steuer-Kanzlei untersuchte ihr Vorbringen und stellte eine amtliche Note an den Vorsteher ihres Bezirks aus, ihr wieder zu dem Lande zu verhelfen. Sie aber war damit nicht zufrieden, sondern begab sich, sobald sie von Peking nach Hause zurückgekommen, vor ihre Ortsbehörde, und schalt und schmähte das dortige Beamten-Personal, welche Verachtung des richterlichen Ansehens Se. Majestät damit bestraften, daß Sie Dieselbe unter die strenge Aufsicht eines Officiers von der Armee stellten, um sie in Ordnung zu halten, und sie, falls sie sich einer neuen Beleidigung schuldig machen sollte, mit Stricken zu binden und zur Bestrafung an den peinlichen Gerichtshof abzuliefern. Eine andere Dame, welche der Regierung zu schaffen machte, ist die Witwe eines tatarischen Officiers, der auf der Rückkehr vom Kriege gegen Tscheng-ki-hur starb oder ermordet ward. Die Regierung that ihr zu wissen, ihr Mann sey zufällig erstickt, und wünschte, daß sie sich mit einer Summe Geldes zufrieden gebe und nach Hause kehre. Sie aber wollte die Reste ihres Gemahls haben, die sie sich dann auch wirklich verschaffte und selbst untersuchte, worauf sie zu Bericht gab, sie hätte Wunden an dem Leichnam gesehen. Da jedoch ihr alleiniges Zeugniß hierüber nicht angenommen werden konnte, so fand, beinah zwei Jahre nachher, eine abermalige Untersuchung durch erfahrne Leichenschauer Statt, welche der Witwe und einigen jüngern Brüdern des Gestorbenen auftrugen, Zeugen der Schau zu seyn. (Folgt nun im chinesischen Original mit ekelhafter Umständlichkeit eine Beschreibung des schon sehr verwesten Leichnams, wie selbige in dem Berichte an den Kaiser abgefaßt war.) Der Leichenschauer erklärte, er finde keine Spur einer zugefügten Wunde; ob aber der Tod durch Kohlendampf veranlaßt worden, vermöge er nicht mehr zu sagen. Die Witwe ward daher aufgefordert, die Stellen anzugeben, wo sie Wunden-Narben sähe; sie aber wies auf Orte hin, die bereits verweset waren, weßhalb die Leichenschauer ihr sagten, sie gewahrten daselbst keinen Beweis ihrer Behauptung. Sie aber wollte sich auch jetzt noch keinem Vergleiche fügen, sondern bestand darauf, ihr Mann sey durch ein schlimmes Spiel aus der Welt gekommen. Die Gerichtsbeamten meldeten dabei dem Kaiser, Witwe Ki-lu-schi nehme das Privilegium ihrer Frauenschaft in Anspruch, und bilde sich ein, ihr Geschlecht sichere ihr Straflosigkeit für die Hartnäckigkeit, womit sie auf ihrem Willen bestehe; das Einzige, was sie thun könnten, sey also, Se. Majestät zu bitten, dem Kriminal-Gerichte zu befehlen, einige Personen aus der Provinz Zitschuen, welche sich in der Begleitung des verstorbenen Officiers befanden, zu citiren, und deren Zeugniß über die Sache zu vernehmen.

Vermischte Nachrichten.

In England fängt man die Treibhäuser statt mit gewöhnlichem Glase, mit dem sogenannten Frauenglase zu bedecken an. Aber eine ziemlich mysteriöse Notiz über ein Surrogat des Glases findet sich im Gardener Magazine. Ein Freund, berichtet daselbst ein Korrespondent, führte mich in sein Gewächshaus, wo er mich unter Anderm darauf aufmerksam machte, daß an dem ganzen Gebäude kein Fuß breit Glas sich befinde. Da ich nach Durchsichtigkeit und Färbung allenthalben nur Glas zu sehen glaubte, so wußte ich nicht, was er mit dieser Aeußerung sagen wollte; bei näherer Untersuchung fand ich jedoch, daß das ganze Haus statt der Glasfenster durch ein vegetabilisches(?) aus Rußland kommendes Erzeugniß, das mein Freund Tout nannte, erhellt wurde. Hagel, ja selbst Hammerschläge, vermögen dasselbe seiner Aussage nach nicht zu zerbrechen; Feuer wirkt nicht darauf ein; und gleichwohl kann es mit der Scheere geschnitten werden. Er hält es für wohlfeiler als Glas, und hat mir eine Scheibe davon zugeschickt, die sich wieder in verschiedene dünnere Scheiben von einander schneiden läßt.

Die Messe von Irbit in Sibirien gewinnt mit jedem Jahre an Wichtigkeit. Vorigen Jahrs wurden daselbst Geschäfte zum Betrage von eilf Millionen Rubel gemacht; im Jahre 1803 schätzte man den Umsatz an Waaren nicht höher als zu vierthalb Millionen. Diese Vortheile verdankt die Stadt hauptsächlich den benachbarten Eisenbergwerken und dem Handel mit China.

Die Revue des deux Mondes liefert ein Verzeichniß der Bevölkerung von Mexiko, mit Angabe der Verhältnisse der Repräsentation, welche sie von einem Manne erhalten haben will, der noch kürzlich eines der höchsten Staatsämter der Republik bekleidete.

Staaten.	Deputirte.	Bevölkerung.
Mexiko	15	1,200,000 Einw.
Puebla	9	720,000 „
Oaxaca	6	480,000 „
Yucatan	7	560.000 „
Talisco	7	560,000 „
Valladolid	5	400,000 „
San Luis de Potosi	5	400,000 „
Guaranuato	5	400,000 „
Tabasco	2	160.000 „
Chiapas	2	160.000 „
Zacateras	3	240,000 „
Queretaro	2	160.000 „
Durango	2	160,000 „
Coahuila und Texas	1	80,000 „
Neu-Leon	1	80,000 „
Tamaulipas	1	50,000 „
Chihuahua	1	80,000 „
Sonora und Sinaloa	2	160,000 „
Föderaldistrikt	2	180.000 „
Vier Territorien	4	320,000 „
Zusammen	82	6,550,000 Einw.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 303. 30 Oktober 1830.

Skizzen aus Südamerika. *)

1. Wie man in Buenos-Ayres reist. Die Stadt Cordova. Die Balsa.

Als man sich zur Abreise von Buenos Ayres anschickte, fand sich, daß das von Long Acre mitgebrachte Modefuhrwerk zu diesem Zweck nicht ganz geeignet war; man wandte sich deßhalb an die Gefälligkeit des nächsten besten Haut- und Talghändlers, welcher nicht ermangelte, eine mächtige Kutsche von der Gattung der Omnibus, Galera genannt, und zwei Karren für das Gepäck, deren jeder einer Bespannung von vier Pferden bedurfte, herbeizuschaffen; überdieß brauchte man neun Peones oder Arbeitsleute mit einem Capitaz an der Spitze, der für Alles unterwegs zu sorgen hat, und eine Anzahl Spaten, Schaufeln und Picken mit sich führt, um nöthigen Falls die Peones in Pioniers zu verwandeln. Die Postillione waren beinahe so wild als die zwölf Pferde, welche sie kutschirten. Die ungekämmt herabhängenden Haare, der einst schwarze, vielfach zerdrückte Hut, der bald so bald anders saß, der zerzauste Friesrock, die bloßen Beine, unbekümmert um einen Quetschdruck zwischen den Pferden, der Sporn (ein unbarmherziges Quälinstrument) an der nackten Ferse, die verteufelte Art über Stauden und Steine wegzugaloppiren, das Schwingen der Geißel über dem Kopf, das unsinnige Geschrei, womit die Pferde noch mehr angetrieben werden, wenn sie schon laufen, was sie können, die nachläßige Begrüßung, indem man an den Hut griff und das wohlgemuthe stolze Hinterfichblicken, wenn man gelegentlich an Jemand vorbeikam, welches zu besagen schien: Nicht wahr, Das heißt gefahren? — All Dieß erinnerte den englischen Reisenden mitunter an die Roßebändiger seines Vaterlands. Man braucht nicht anzuhalten, um den ununterbrochenen Wald von schlanken Disteln zu bemerken, welcher die ersten hundert Meilen der Pampas einnimmt; hierauf folgt ein vollkommenes Flachland, ohne Baum oder Stein, das sich auf ungefähr hundert und zwanzig Meilen erstreckt, und so weit das Auge reicht, aus trefflichem Waidegrund besteht, und mit unermeßlichen Heerden von Rindvieh bedeckt ist, das den Gauchos gehört, einem Schlag von Menschen, den Hr. Temple, im Vergleich mit französischen oder englischen Bauern, nicht für viel besser als Paviane erklärt. Die Schnelligkeit, mit welcher die Galera und die Gepäckwägen über diese Ebene rasselten, betrug nicht weniger als 12 M. in der Stunde und 120 M. in einem Tag, troß einer Hitze von mehr als 90°, und diese Strapaze hielten die Postillione, und die Peones ohne ein Zeichen von Ermüdung aus; doch bleibt Hr. Temple's Fahrt noch ziemlich hinter Kapitän Head zurück, der, obgleich kein Dragoner, so rasend die Steppen von Südamerika durchjagte, daß er alle Belästigungen in Form von Kleidern beseitigend, sein Beefsteak unter seinen Schenkeln kochte!

Den Weg von Buenos Ayres nach Cordova berechnet man zu 550 M.; aber er ließe sich wohl um 100 M. abkürzen. Allein was lag der spanischen Regierung an der Bequemlichkeit ihrer Kolonialunterthanen! Die Stadt Cordova war einst das Hauptquartier der Jesuiten, als sie noch ihr unumschränktes Zepter über die katholische Christenheit schwangen; jetzt ist ihre Macht dahin, doch wird die Geistlichkeit noch immer einen bedeutenden Einfluß über die 12 bis 15,000 Einwohner der Stadt behaupten. Wir wußten, daß die heilige Inquisition alle Arten von Schriften mit Ausnahme von Meßbüchern und Breviarien verboten hatte; aber wir konnten uns nicht vorstellen, daß die Bevölkerung, die bereits doch schon seit mehreren Jahren volle Denkfreiheit genießt, nicht eifrig nach Belehrung greifen sollte; eines andern belehrt uns Hr. Temple. „Seit ich Buenos Ayres verließ," sagt er, „kehrte ich in vielen Häusern ein, in keinem traf ich ein Buch." Nur Buenos Ayres macht eine rühmliche Ausnahme, und von hier aus mag denn am Ende auch einiges Wissen in das Binnenland kommen. Als an König Karl IV die Bitte gelangte, in Venezuela eine Universität zu gründen, und er den Senat von Castilien deßhalb vernahm, ward Sr. Majestät der Rath, zu erwiedern, man erachte es nicht für nothwendig, den Unterricht in Amerika zu befördern. Auf diesen Grundsatz des Ignorantismus bauten die Spanier ihr ganzes Verwaltungssystem in ihren überseeischen Besitzungen. Während sie ihren Reichthum aus diesen herrlichen Ländern zogen, war es ihre Politik für die Bewohner derselben schlechterdings Nichts zu thun; namentlich erschwerten sie allen Verkehr, aus

*) Wir haben zwar bereits in Num. 98 und 106 dies. J. aus dem temple'schen Werk über Peru einige Notizen mitgetheilt; der Reichthum und das Interesse der vielartigen Gegenstände, welche es enthält, mögen uns entschuldigen, wenn wir noch einmal darauf zurück kommen.

Besorgniß, das Volk möchte seine Beschwerden sich gegenseitig mittheilen, und sich zur Abhülfe vereinbaren. Daher vernachlässigten sie Straßen anzulegen, und es fragt sich, ob in ganz Südamerika ein Bauwerk ist, welches den Namen einer Brücke verdient; kaum hat die Regierung das Verdienst, hie und da eine Fähre oder einen Floß für das Publikum angelegt zu haben.

Den Santiago fand Hr. Temple so tief und reißend, daß die Gesellschaft ihn nicht passiren konnte, ohne die Galera und die Wägen auszuladen und sämmtliche Ladungen in ein sehr kunstloses Fahrzeug, Balsa genannt, zu bringen. Hören wir den Verfasser selbst. „Man denke sich eine getrocknete Ochsenhaut, ziehe sie an allen vier Zipfeln ein und steche einen Dorn durch, um die Zipfel zusammen zu halten, so ist das Boot fertig. Nun lege man es auf das Wasser, den Boden nach unten und um zu verhindern, daß derselbe seiner natürlichen Neigung sich nach oben zu kehren folge, setze man sogleich einen Fuß in die Mitte und hole den andern mit der zartesten Vorsicht langsam nach. So steht man denn athemlos zusammengekrümmt darin und kann wenigstens einen beträchtlichen Theil seiner Furcht, wenn auch nicht vor den Zuschauern am Ufer, die in ein schallendes Gelächter ausbrechen, doch vor seinen Mitpassagieren verstecken. Jetzt schmiegt man sich sachte auf den Boden, läßt sich die Gegenstände, die man überschiffen will, einhändigen und legt sie zierlich um sich herum, bis die Balsa einen oder anderhalb Zoll tief sinkt; dann hat sie ihre Fracht. Ein nackter Peone springt in den Strom. Gott sey uns gnädig! ist der natürliche Ausruf. Denn auf den ersten Eindruck der Erschütterung, meint Einer man gehe mit Allem, was man hat, unter; doch kommt man bald von dieser sehr wahrscheinlichen Vermuthung ab, indem der Peone eine der Ecken der Balsa faßt (die etwa wie ein gekrempter Hut aussieht) und fragt: wie stehts? Auf diese Frage antwortet man mit einem Nick des Kopfes, denn den Gebrauch der Zunge erspart man sich gebührender Weise; ständen aber auch Worte zu Gebot, so bewahrt man durch Schweigen seine Würde. Ist der Wink ertheilt, so versetzt ein Peone am Land der schwankenden Barke einen sanften Stoß, und der Peone im Wasser, die Ecke haltend, rudert die Balsa über den Fluß. Mittelst dieser plumpen und gefährlichen Maschine gelangten alle die Millionen aus den Minen von Potosi und andern Theilen Peru's mehr als zweihundert Jahre lang nach Buenos-Ayres, und nie dachte man daran, den Pilcomayo, der in Potosi entspringt, und die verschiedenen Flüsse, welche dem prachtvollen Paraguay zuströmen, schiffbar zu machen. Bloß Ein Gegenstand, welchem alles Andere untergeordnet war, interessirte die Regierung, nämlich per fas et nefas so viel als möglich Schätze von Gold und Silber auszubeuten."

General Borosdin.

(Fortsezung.)

Während meines Aufenthaltes in Sably kamen mehrere vornehme Russen zu Besuch, und machten einen wahrhaft bezaubernden Aufenthalt aus diesem Orte. Hr. von Ribeaupierre mit seiner Familie; Michael Orloff mit seiner Gemahlin und deren Schwester, einem Fräulein Raïefsky, waren darunter. Letztere heirathete einige Zeit nachher den unglücklichen Fürsten Wolkonsky, der sich damals ebenfalls unter den Gästen befand. In Folge der Verschwörung von St Petersburg verlor General Orloff seinen Rang und seine Ehren; Fürst Wolkonsky wurde nach Sibirien verwiesen und seine Frau folgte ihm dahin. — Als wir uns in Sably manchen Unterhaltungen hingaben, welche General Borosdin liebte, und die er zu heben und zu leiten verstand, hätte Keiner gedacht, daß diese in den Zirkeln von Moskau so gefährlich werden sollten. Niemand hätte geglaubt, daß Männer, deren Blut für ihr Vaterland geflossen war, und die sich noch jung zu hohen Stellen aufgeschwungen hatten, Opfer der Politik werden würden! Wirklich, ein Fürst Wolkonsky, ein General Orloff, was waren das für Verschwörer! Vergebens sucht man in dem über sie gefällten Urtheil einen Beweis ihrer Schuldhaftigkeit. Es giebt in Rußland auch in geringfügigen Dingen keine Justiz; wie sollte es in Bezug auf Staatsangelegenheiten eine geben? Es giebt bloß einen Willen der Regierung. Ich bin gewiß, daß von Seiten der vorgenannten Personen keine eigentliche Verschwörung bestand; nur Vorschläge, vielleicht unüberlegte, aber gewiß der Mittel zur Ausführung gänzlich ermangelnde, mögen von ihnen gemacht worden seyn. Ich bin fest überzeugt, daß die russische Regierung nur die Miene annahm, die Liberalen zu fürchten, um Europa dadurch zu imponiren, und demselben eine größere Civilisation ihrer Staaten vorzuspiegeln, als wirklich vorhanden war. Von einem solchen Plan ausgehend wars ihr leicht einige Unkluge ins Netz zu bekommen, aber bei den eben genannten Personen vermochte sie auch nicht die geringste Schuldhaftigkeit nachzuweisen und diese waren nicht die einzigen, die also verurtheilt wurden. *)

Ich war in Rußland zur Zeit, als man die Verschwörung entdeckt zu haben glaubte; ich weiß auf welche Art die Durchsuchung der Papiere meines Freundes, des nachher in Persien ermordeten Hrn. Grebavedoff geschah; welch ein Bericht über ihn nach Petersburg gesandt ward, weil man in einem der zahlreichen schriftlichen Aufsätze dieses arbeitsamen Mannes die Worte gefunden hatte: „Ich glaube, Konstitutionen sind den Völkern nützlich; aber wie dieselben in Rußland einführen?" Auf diese Phrase hin wurde Grebavedoff in eine Pavoske geworfen, mitten im Winter durch ganz Rußland mit Postpferden transportirt und sofort in einen Kerker gesteckt. Ich kannte jenen Jkubowitsch, der sich anerboten haben sollte, den Kaiser zu ermorden. Ein hirnloser Mensch, zu beschränkt, um auch nur ein Schulkomplot zu Stand zu bringen, hätte sich freiwillig zu einem Mord hergegeben! Hr. Grebavedoff, der nachher zum Gesandten in Persien ernannt wurde, fand keinen Menschen zu seiner Vertheidigung; all' seine Freunde, Alle die ihm schmeichelten, so lang er als Vertrauter des General Yermoloff ihnen nützlich seyn konnte, häuften jetzt diensteifrigst Beschwerden gegen ihn; Alle hätten, so weit an ihnen lag, eher seine Hinrichtung, als seine Befreiung beschleunigt. — Ich kann mit Zuverlässigkeit versichern, daß in Rußland Denjenigen, welche eine Regierungsveränderung hätten herbeiführen wollen, auch nicht von einer

---

*) Den Beweis für all diese Anklagen bleibt der Verfasser, wenigstens in dem vor uns liegenden Auszug, durchgehend schuldig.

Stimme ein Wiederhall geworden wäre, und unmöglich kann ich voraussetzen, daß auch nur zwei verständige Menschen auf eine neue Regierung da sollten gedacht haben, wo sie sich weder an die Wünsche des Volks noch an die Sympathie der Vornehmen anlehnen konnten.

(Schluß folgt.

Gespräch in London im Jahr 2130.

(Fortsetzung)

Lady D. Ich begreife wirklich nicht, wie man so abgelegen wohnen mag. Aber, denken Sie: ich habe heute in einem noch weit altmodischeren Theil der Stadt — in Grosvenor-Square Besuche gemacht. Sie werden mich doch nicht verrathen?

Hr. E. Sie verdienten wahrhaftig, daß ich es thäte; aber was konnten Sie in Grosvenor-Square zu suchen haben?

Lady D. Es geschah mehr Geschäfte halber, als des Vergnügens wegen. Ich wünschte nämlich ein Mitglied des Verwaltungsrathes der kallisthenischen Akademie für Bettlerkinder zu sprechen, und suchte eine der Vorsteherinnen auf. Lady B, sagt man, soll auch dazu gehören. Was macht denn ihr Gemahl, Sir James B? Haben Sie ihn lange nicht gesehen?

Lord A. Er verließ unsere Gesellschaft ungefähr fünf Minuten, ehe wir das Vergnügen hatten, zu Ihnen zu kommen.

Lady D. O zanken Sie doch in meinem Namen ein Wenig mit ihm; ich ließ ihn gestern zum Mittagessen bitten, er kam aber nicht.

Hr. E. Er hat mir, glaube ich, gesagt, daß er diese Einladung auf heute bezogen habe.

Lady D. So! jetzt erkläre ich mir's. Es wird Niemand Schuld seyn als mein Automat-Sekretär, der gewöhnlich diese Einladungen schreibt. Er hat mir seit Kurzem so abscheuliche Ungeschicklichkeiten begangen, daß ich ihn in Stücken brechen möchte. Denken Sie nur! Was thut er neulich? Er schreibt dem alten Lord Battersea einen Kondolenzbrief statt einer Gratulation wegen seiner Heirath mit der kleinen Koquette Pipkinson. Nichts konnte doch ungeschickter seyn; um so mehr, als man sicher glauben wird, es sey eine Bosheit von mir gewesen. — Hr. E, kennen Sie die neue Oper schon?

Hr. E. Meinen Sie den Hannibal? Ja, ich habe ihn gehört?

Lady D. Ist diese Oper nicht bezaubernd schön? Wie prächtig ist z. B. der „Uebergang über die Alpen" dargestellt! Wie passend der Ausdruck der Musik bei dem schweren Auftreten der Elephanten, besonders aber bei ihrem Gebrüll, und dann bei dem fürchterlichen Herabstürzen der Schneelavinen.

Hr. E. Wirklich unvergleichlich! Aber es kommt mir vor, als hätte die Musik etwas Angreifendes auf die Zähne.

Lady D. Ja, das Nämliche haben Mehrere empfunden. Lord A, Sie sind, wenn ich nicht irre, großer Liebhaber von Gemälden; waren Sie schon in der Kunstausstellung?

Lord A. Noch nicht. Ich will hiezu einen nebligten Tag abwarten; denn ich fürchte, der Farbenglanz dieser Gemälde möchte zu angreifend und blendend für meine Augen seyn.

Lady D. Wenn Das ist, so rathe ich Ihnen zu Augengläsern von Kreppflor, wie ich sie selbst bei solchen Gelegenheiten brauche. Unsre jetzigen Künstler haben allerdings ein prächtiges Kolorit; ich möchte aber doch beinahe die alten Meister vorziehen.

Lord A. So auch ich; nicht nur was Malerei betrifft, sondern auch hinsichtlich der Literatur; denn ich gestehe, daß unsere heutigen Dichter und Schriftsteller unter Georg X bei Weitem jenen nachstehen, welche das Zeitalter Georgs III und Georgs IV verherrlichten. Das Publikum scheint auch immer wieder gern zu Byron, Scott, Moore, Campbell rc. zurückzukehren.

Lady D. Sie sprachen von Scott; meinen Sie den Verfasser des Waverley?

Lord A. Ja wohl; denselben, welcher als Dichter, und besonders als Romanschreiber so berühmt war.

Lady D. Also kennt man noch andere Romane seiner Zeit?

Lord A. Ja gewiß; namentlich solche, welche nach Art des Waverley geschichtlichen Werth haben, und mitunter interessante Schilderungen über orientalische Gebräuche, besonders aber über die damaligen Sitten Englands geben.

Hr. E. Es ist sehr unterhaltend, sich in jene Zeiten zurückzudenken. Obgleich die menschliche Natur von jeher dieselbe war, so scheinen doch die damaligen Gebräuche sehr lächerlich und oft despotisch gewesen zu seyn. Was würden wir heute denken, wenn wir schon um acht Uhr, und zwar vor der Oper, zu Mittag essen, oder gar um Mitternacht schon in Gesellschaft gehen müßten? Wo giebt es jetzt ein erträgliches Haus in St. James-Square? Wo einen eleganten Kaufladen in Regent-Street oder in Bond-Street? Könnte man sich heutiges Tages einen Begriff von der vandalischen Rohheit der damaligen Männer machen, welche bei Tische sitzen blieben, um zu trinken, während sie die Damen allein aufstehen ließen. Das Alles finden wir doch in den Romanen jener Zeit. Lady D hat sich wohl nie mit diesen Alterthümern unterhalten?

Lady D. Doch ja; ich blätterte einige Mal darin; aber es hat mich gelangweilt, da sie häufig Anspielungen enthalten, die mir gänzlich fremd sind, wie z. B. das Wort Almacks.

Hr. E. Almacks? — Almacks? — War das nicht der Name eines Klubs, wo Swift und Johnson zusammen zu kommen pflegten?

Lord A. Verzeihen Sie, ich glaube, es ist der Name eines in der City gelegenen Hauses gewesen, in welchem eine gewisse Frau Connelys, unter der Regierung Georgs III, ihre Bälle veranstaltete.

Lord D. Also tanzte man zu jener Zeit?

Lord A. So scheint es, nach Dem, was ich gelesen habe.

Lady. D. Wie ermüdend muß Das gewesen seyn, und wie froh bin ich, daß dieser Gebrauch abgekommen ist! Lord A scheint in der Chronik jener Zeiten sehr bewandert; was halten Sie von dem neuen historischen Roman „Fitzmontreville", welcher auf die Begebenheiten von 1850 Bezug hat?

Lord A. Ich habe ihn noch nicht gelesen.

Lady D. O versäumen Sie es doch ja nicht, er ist sehr interessant. Doch, was ich Sie fragen wollte..... glauben Sie nicht, daß es eine Unrichtigkeit sey, Napoleon im J. 1850 in England auftreten zu lassen?

Lord A. Ich sollte meinen — ja... Wenn mir recht ist (ich blätterte erst kürzlich in Scott's Napoleon, einer der ausführlichsten Lebensbeschreibungen, die wir von ihm haben) — so viel ich mich erinnere — starb er acht oder neun Jahre früher. Dieser kleine Anachronismus ist aber sehr verzeihlich. Was sagt man weiter von ihm?

Lady D. Er und der Kaiser Alexander von Rußland erscheinen zur Tafel beim König in Brighton. Napoleon bekommt mit den andern zwei Monarchen Händel, und fordert sie zum Zweikampf heraus. Seine beiden Gegner stellen Jeder einen Kämpfer für sich ein: der König von England seinen Premierminister, den Herzog von Wellington, und der Kaiser Alexander den Fürsten Kutusow. Wellington ist der Erste auf der Wiese von Battersea. (Kann man sich heute Battersea als Wiese denken?!) — So weit habe ich gelesen, und weiß noch nicht wie es ausgeht. Es ist aber äußerst anziehend.

Hr. E. Das kann ich mir denken. Doch scheint mir die Sache nicht ganz wahrscheinlich, wenigstens wäre sie es in unsern Tagen nicht.

Lady D. Sie können Recht haben; aber bedenken Sie, daß es schon 300 Jahre her ist.

Lord A. (öffnet ein auf dem Tisch liegendes Buch). Auch etwas Neues? — „Liebe und Algebra."

Lady D. O betrachten Sie es nicht, es lohnt wirklich nicht der Mühe. Man hat mir's, scheint's, aus Versehen geschickt, und ich schäme mich, daß es da liegt. Es ist einer jener gelehrten Romane für Kohlenträger und Obstlerinnen; ein wahrer Leihbibliotheksunsinn.

Hr. E. Zu meiner Schande muß ich bekennen, daß ich dieses Buch mit Vergnügen gelesen habe. Besonders gefiel mir die Stelle, wo der Held des Romans, vermittelst einer einfachen Gleichung (in welcher er sich selbst als die unbekannte Größe X darstellt), seiner Geliebten die Gefühle seines Herzens aufdeckt. Noch eine hübsche Scene ist jene, wo er durch den binomischen Lehrsatz seinen Nebenbuhler auf Null reducirt.

(Schluß folgt.)

Die Republik Oriental D'Uvugay.

In einem Privatbriefe aus Montevideo vom 2 August heißt es: „Ich melde Ihnen von unserer neuen Republik Oriental del Uvugay (Uvugay, ein Fluß in der Banda Oriental), welche Ihre besondere Aufmerksamkeit verdient. Seit dem 18 Juli hat unser Staat seine Existenz begründet, indem die neue Konstitution in Ausübung ist. Die Hauptartikel sind: 2 Kammern (die erste von neun Senatoren, die zweite von neun und zwanzig Deputirten); Religionsfreiheit; Preßfreiheit; Einführung der Jury; Auflösung der Armee, bloß mit Beibehaltung eines Bataillons von vierhundert Mann für die Stadt Montevideo; Einführung einer Bürgergarde in sämmtlichen neun Departementen, welche alle Monate exerciren muß; Ertheilung des Staatsbürgerrechts an sämmtliche Fremden, welche sich in der Republik niederlassen. Sobald die neue Legislatur zusammen kommt, wird der Code Napoleon mit einiger Abänderung eingeführt werden; das Postwesen wird fürs Beste Aller unentgeldlich besorgt, so daß z. B. Niemand Briefporto zahlt, sondern die Briefe in jeder Gemeinde vom Alcalde gratis ausgetheilt werden. Der Schulunterricht geschieht auf Kosten des Staates; bloß eine neue Mädchenerziehungsanstalt wird auf Rechnung der angesehensten Familien gegründet, in welcher jedoch der Staat für dreißig unbemittelte Mädchen bezahlt. Bereits hat der Obrist Heine den Auftrag erhalten, eine deutsche Familie, in welcher sich alle Talente für ein Erziehungsinstitut vereiniget finden, unter sehr vortheilhaften Bedingungen kommen zu lassen. Auch für die fremden Einwanderer hat der Staat sehr vortheilhafte Aussichten eröffnet: jeder Bauer, der sich auf seine Kosten hieher begiebt, erhält von der Regierung unentgeldlich auf zwanzig Jahre zehn Quadres (sechzig Morgen) Landes nahe bei der Stadt, so wie die Nahrungsmittel bis zur ersten Ernte; nach zwanzig Jahren bezahlt jede Familie für die sechzig Morgen Landes eine Abgabe, die nicht mehr als zwanzig Gulden beträgt, und das in einem Lande, wo das Mehl, welches von Nordamerika kommt, (zweihundert Pfund das Faß) zu dreißig Gulden verkauft wird.

Der Krieg zwischen den Föderalisten und Unidas in Buenos-Ayres ist unvermeidlich. General Paz, das Oberhaupt der Unidas, steht mit zwölftausend Mann schlagfertig, und wahrscheinlich geht es los, sobald der Frühling kommt (Monat Oktober). Rosas, der Gouverneur von Buenos-Ayres, hat Paz fünfhunderttausend Piaster in Silber anbieten lassen. Paz gab zur Antwort, dieser Preis sey zu niedrig, er werde sich bloß für fünfhundert Millionen Piaster verkaufen. Darüber sind die Federales in Buenos-Ayres unendlich bestürzt, denn es fehlt ihnen an Soldaten, so wie an guten Anführern, da alle Officiere von der Armee sich bei Paz oder hier in Montevideo befinden. Der General Lavalle ist vor einigen Tagen über Corientes, auf einem Umwege von fünfhundert Stunden, zu Paz abgegangen. Derselbe will als gemeiner Husar dienen, um den Tod des Obersten Rauch zu rächen, der durch Hinterlist der Federalpartei fiel. Die Engländer, Anfangs große Anhänger des Federalsystems, sind von ihrem Irrthume zurückgekommen, und sehen ein, daß Wenig auf dasselbe zu bauen ist. Von Chili haben wir Nachrichten bis zum 25 Juni. Die Partei der Unidas hat ebenfalls dort gesiegt. Mera ist Minister des Innern und des Auswärtigen.

Nachschrift. Er eben erfahre ich, daß Paz sich gegen Buenos-Ayres in Marsch gesetzt hat.

Vermischte Nachrichten.

Hr. Dusumier aus Bordeaux ist von seinen Reisen aus Indien zurück gekehrt mit einer Sammlung von ungefähr 1500 merkwürdigen Fischen, welche er dem Baron Cuvier anbieten will. Auch hat er einige Gasellen, einige Aris, ein sehr seltenes Thier von dem Geschlecht der Bären, welches nur durch Saugen seine Nahrung zu sich nimmt, und eine Hyäne, die nur von gekochtem Reiß lebt und so zahm ist wie ein Schaf, mitgebracht. Die Thiere sollen in dem Pflanzengarten zu Paris aufbewahrt werden.

Wie die Wirthe in London Zeche machen, davon erzählen englische Blätter ein Beispiel. Ein Fremder mit seiner Frau stieg Abends in dem Glocester-Kaffeehaus (Piccadilly) ab, und blieb daselbst bis zum andern Morgen. Sie ließen sich ein leichtes Nachtessen geben, wozu die Frau ein Glas Porter und der Mann ein kleines Glas Branntwein trank. Die Rechnung, die sie dafür erhielten, betrug nicht weniger als 1 Pf. St. 10 Schill. 4 Den., nämlich für ein Bett, Aufwärter, Kammerjungfer und Portier 6 Schill, zwei Portionen Suppe 5 Schill., Starkbier 1 Schill. Branntwein und Wasser 2 Schill. 4 Den., Zimmer 7 Schill. 6 Den. Wachslichter 2 Schill. 6 Den., 2 Portionen Frühstück 4 Schill., Schinken 2 Schill. Der Gast sträubte sich gegen diese Rechnung, und führte Klage, wobei er bemerkte, Wachslichter habe er sich ausdrücklich verbeten, der Kellner ihm aber versichert, es mache Nichts aus, er müsse sie doch bezahlen. Was richtete nun der Fremde vor Gericht aus? Man bedauerte, nicht helfen zu können, und rieth ihm, sich damit zu trösten, um eine theure Erfahrung reicher geworden zu seyn.

Das Dampfschiff Colombia, Lieutenant Ebe, verließ am 6 August Falmouth, und kam am 15 in Gibraltar an, von wo es am folgenden Tag wieder abfuhr; am 19 sah es die französische Flotte in der Bai von Algier, und erreichte am 25 Malta. Tags darauf setzte es die Reise nach Corfu fort; hier traf es am 27 ein, nahm das Postfelleisen in Empfang, und trat am 28 die Rückfahrt an. Am 31 war es wieder in Malta; von da am 2 September aufbrechend, legte es am 8 in Malaga bei, fuhr am 9 nach Gibraltar ab, und langte noch an dem nämlichen Tage dort an. Aus diesem Hafen lief es am 12 aus, traf an demselben Abend mit mehreren spanischen Kriegsschiffen in Cadix zusammen, schiffte von hier am 15 weiter, und lag am 21 wieder vor Falmouth vor Anker, wo es mehrere ausgezeichnete Reisenden, die es unterwegs aufgenommen, an's Land setzte. So vollbrachte die Colombia die Fahrt in einer um vier Tage kürzern Zeit, als man im Durchschnitt auf die Abwesenheit eines Mittelmeer-Packetboots rechnet. Doch brauchte der Hermes in einem frühern Fall zwei Tage weniger.

Die Parallele zwischen Irland und Belgien tritt immer stärker hervor. Oconnel entgegnet auf die Bemerkung der Times, König Wilhelm I habe Wissenschaft und Bildung verbreitet: „Ihr habt Recht; denn 1) hat er die Diöcesanschulen aufgehoben, welche zahlreich waren; 2) hat er die Seminarien unterdrückt, deren es mehrere gab; 3) hat er die Ländereien und Gefälle, welche diesen Seminarien gehörten, und die einen bedeutenden Werth hatten, sich angeeignet; 4) statt die Erziehung durch öffentliche Lehrer über das ganze Land verbreiten zu lassen, wie er sie fand, beschränkte er sie auf einen Ort — Löwen; 5) hat er bei schwerer Ahndung, ja bei Verlust der bürgerlichen Rechte, den Katholiken untersagt, ihre Kinder außer Landes erziehen zu lassen; 6) hat er unter denselben Straferlassen verboten, einen katholischen Geistlichen zu ordiniren, der nicht vier Jahre in dem sogenannten philosophischen Kollegium zu Löwen zugebracht hätte."

Die letzte Karawane vom Ural hat vor Kurzem die Gold- und Platina-Ausbeute des letzten Semesters von 1829 zurückgebracht. Die Minen der Krone hatten 1782 Pfund, die Privatminen über 91 Pud geliefert; von Platina war der Ertrag 1155 Pfund, wovon etwa 50 Pfund aus Privat-, der Rest aus Kronbergwerken kam. Die reichsten Goldbergwerke sind die von Zlatooust, der Krone zugehörig (sie gaben eine Ausbeute von 891 Pfund), und die von Werchizetsk, im Besitze von Hrn. Jacovler, der 841 Pfund daraus gewann. Die reichste Platinamine gehört den Erben des geheimen Raths Demidov; sie warf 1089 Pfund ab.

Am 15 März d. J. zeigte sich ein neuer Vulkan im Meere unfern Island gegen Westen. Man nahm davon nur den Rauch wahr, da man kein Fahrzeug hatte, um sich in die Nähe zu begeben. In der letzten Hälfte des Mai hatte der Rauch aufgehört; man fürchtet jetzt aber, der Vulkan möchte eine unterseeische Insel gebildet haben, welche der Schifffahrt gefährlich seyn könnte; auch betrachtet man ihn als Vorläufer eines Ausbruchs der isländischen Vulkane, wie denn in einem gleichem Falle auf eine ähnliche Erscheinung eine furchtbare Explosion des Skafta falls-Jökelen erfolgte.

Die Bristoler haben den riesenhaften Plan vor, eine Brücke über den Avon zu bauen, groß genug, daß Schiffe von jeder Größe mit ausgebreiteten Segeln unten durchfahren können. Diese Brücke wird eine Höhe von zweihundert und zehn Fuß (engl.) über das Wasser erhalten, und auf Säulen oder vielmehr gothischen Thürmen ruhen, welche sich noch fünfzig Fuß über die Brücke, also im Ganzen zweihundert und sechzig Fuß, erheben werden. Die Breite der Brücke wird ungefähr dreißig (?) Fuß seyn.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 304. 31 Oktober 1830.

Skizzen aus Südamerika.

2. Tucuman. Amerikanische Schusterkunst. Charakter der Einwohner. Verluste durch die Revolution.

Vielleicht giebt es auf der ganzen Welt keinen Ort, der für Auswanderer mit kleinem Kapital so einladend ist, als die Provinz Tucuman. Die Hauptstadt San Miguel de Tucuman liegt in dem Mittelpunkt einer der fruchtbarsten Ebenen, die man sich denken kann; Reis, Mais, Waizen, Gerste, Zuckerrohr, Tabak, die verschiedensten Früchte und Gemüse, kurz Alles, was der Landwirth zu bauen wünschen mag, bringt sie im Ueberfluß hervor. Schwarzes Hornvieh, Pferde, Maulthiere, Schafe, Ziegen streifen in zahlreichen Herden auf üppigen Waiden umher. Die Waldungen, sechs Stunden von der Stadt, liefern das trefflichste Holz; Pomeranzen und Citronenbäume wachsen längs den Abhängen und die Gipfel sind mit herrlichen Triften bedeckt, nach welchen das Vieh während der hohen Sommermonate getrieben wird. Die Forste von Tucuman sollen einige der nützlichsten und schönsten Holzarten enthalten, zu Bauten, zu Maschinen oder zu Hausrath. Die Minendistrikte beziehen von hier den größten Theil ihres Bedarfs. Ungeheure Achsenbäume, von denen manche wie man sagt, drei Jahre auf der Straße gebraucht werden, ehe sie Potosi erreichen, das Stück zu 1000 bis 1500 Doll., werden hier gehauen. Die Pomeranzenbäume schießen zu einer in Europa nicht gekannten Höhe empor und wer sich die Mühe nehmen will, die Früchte zu sammeln, kann ganze Ladungen nach der Stadt führen.

In San Miguel versah sich Hr. Temple mit einem Paar Stiefel, welche so roh gearbeitet waren, als die Balsa. Bein- und Fußbekleidung, so wie Sohle sind ohne Naht und, wie man uns versichert, wundervoll passend. Der Verfasser verschreibt für diese Stiefelfabrikation folgendes Recept: „Man nehme ein Pferd; haue seine Hinterbeine ziemlich weit über den Kniekehlen ab, ziehe die Haut über die Husen, gerade so als ob man einen Strumpf auszöge; trenne mittelst eines scharfen Messers das Haar von der Haut und schabe, was von Fleisch inwendig daran hängt, weg; hänge sodann die Haut zum Trocknen auf und probire sie während des Trocknungsprozesses zwei bis drei Mal über den Fuß, daß sie die Form davon annimmt." Diese Stiefel heißen botas de potro und wir hören, sie seyen sehr leicht und „so geschmeidig als Handschuhe." Indessen werden die Pferde nicht so leicht und so wohlfeil beschuht, als Hr. Temple sich bestiefelte. Ein Paar ihrer Schuhe kostet 18 Schill.; einen Preis, um welchen sich ein braves Pferd kaufen ließe. Ein Begleiter des Verfassers, ein deutscher Baron, fand es abscheulich, daß er für einen halben Beschlag (die Pferde werden nur auf den Vorderfüßen beschlagen) ein Drittel des ganzen Werthes seines Pferdes zahlen sollte und bemerkte, in seinem Land könne er alle vier Füße für 16 Groschen beschlagen lassen.

Nichts geht über die Gefälligkeit der Einwohner in diesem Lande. Ihre Häuser stehen den Reisenden zu beliebigem Gebrauch offen; allein der Glanz von ehedem ist sehr erloschen. Die Gesellschaft herbergte in San Miguel im Hause des Don Jose Torres, eines sehr reichen Gutsbesitzers, der früher gegen 3000 Stück Hornvieh sein Eigenthum nannte, dem aber davon nur noch acht Kühe übrig geblieben waren; die Kriegsleute, welche den Rest aufzehrten, hatten ihm indeß seine massiv-silberne Schüsseln, Gabeln, Löffel, Becher, Leuchter ꝛc. gelassen. Ueberall begegnete man auffallenden Kontrasten; seine Frau trug nette Schuhe und weiße Strümpfe an dem niedlichen Fuß, und war überhaupt eine hübsche Person; während ihre Kinder schmutzig und halbnackt herumliefen, und das Gesinde noch trauriger aussah. Reinlichkeit und Zartheit sind keineswegs charakteristische Eigenschaften der Creolinnen von Südamerika; wiewohl sie auf ihren Putz für die Abendpromenade (tertulia) so viel Geschmack zu verwenden wissen als Damen anderer Länder. An dem Marquis von Otavi hat man gleichfalls ein Beispiel von dem Verluste, welchen reichen Privatleuten die Revolution verursachte. Wie man sich erzählt, betrug die Einbuße an Rindern, Pferden und Maulthieren, die er durch die Plünderung der verschiedenen Parteien erlitt, nicht weniger als 30,000 Stück, ungerechnet die freiwilligen Opfer, die er der Sache der Unabhängigkeit mit Freuden darbrachte. Der Marquis, der Herr eines Guts, das sich in Einer Richtung auf dreißig Leguas erstreckt, saß auf einer Bank von Erde, vor einem mit einem alten Teppich bedeckten Tisch, als Hr. Temple in die weiten unmöblirten Gemächer eintrat. Nach einem herzlichen Willkomm führte ihn der alte Herr in den Salon, wo ein zerlumpter Peone eine schmutzige Handzwehle über die Tafel breitete, und einen Sessel dem Cavallero hinstellte. Ein anderer Peone kam mit einem Armvoll klingendem

Silbergeschirr, das er nachlässig über die Tafel zerstreute, mit wenigen Gabeln und Einem Messer; ein großes silbernes Becken, mit Wasser gefüllt, stand in der Mitte. Auf ein Gericht Chupé — Bissen Hammelfleisch, Erdbirnen, Zwiebeln und Pfeffer zusammengedämpft — folgten gebratene Hammelrippchen; damit endete das Gastmahl des Marquis; hieraus mag man sich einen Begriff bilden, wie die erste Klasse des Volks seit der Revolution lebt. Donna Juliana, eine reiche Witwe aus Potosi, welche sich durch ihre Frömmigkeit und Wohlthätigkeit den Beinamen der guten Christin (la buena christiana) erwarb, beschreibt Hr. Temple als die einzige Person, bei welcher es noch etwas standesgemäßer herging. Der Pfarrer, ein Dominicanermönch und der Verfasser speisten bei der Dame. Ein peruanischer Knabe, drei Mädchen, eine hübsche Negersklavin und eine ältliche Vertraute warteten auf. „Fast eine Stunde währte das Zu- und Abtragen der ungeheuren Silberschüsseln mit dem verschiedenen Inhalt der Mahlzeit." Von jedem der zahlreichen Gerichte nahm Donna Juliana eine, manchmal zwei große Platten voll, welche sie einem der Peruaner einhändigte und in einen der entfernten Winkel des Zimmers stellen ließ. Auf gleiche Weise nahm sie von dem Backwerk, und den übrigen Artikeln des Deserts — Alles für die Armen. Jeden Tag im Jahr, um zwei Uhr, fand sich eine Schaar armer Leute in dem Haus der guten Christin ein und setzte sich auf der Treppe; ja mehrere drängten sich bis unter die Thür des Speisesaals und boten dem Auge eines Europäers das ungewohnte Schauspiel einer Gesellschaft Bettler dar, die in einer achtbaren Wohnung zum Diner sich versammelt und mit silbernen Löffeln, auf silbernen Tellern und aus silbernen Schüsseln speist, ohne daß Jemand dabei das Eigenthum bewacht oder daß nur ein Verdacht zu seyn scheint, es könnte Etwas abhanden kommen. Das Backwerk, muß bemerkt werden, war für die Kinder bestimmt, welche die Eltern begleiteten. Die kleinern Landeigenthümer in den fruchtbaren Provinzen Tucuman, Salta und Tarija lebten ganz auf demselben Fuß wie der Marquis von Otavi d. h. von Chupé, gebratenem Hammelfleisch und Wasser. Einmal wandte sich Hr. Temple an einen Mann von gutem Aeußeren, und bat ihn um ein Wenig Brod. „Brod! Das ist ein Gegenstand, Cavallero, den man hier nicht kennt" (absolutamente desconocido aca) lautete die Antwort. Der Mann hatte einige Schafe auf den Bergen, sonst aber Nichts; und doch war er der Besitzer eines Guts, auf dem er vier Leguas weit von seiner Thür gehen konnte. Sein Haus bestand in einem bloßen Schoppen; allein seine Frau und Kinder prangten mit Diamantringen und Perlschnüren. Wie kommt es, daß wo die Natur so verschwendrisch ihre Gaben spendet, wo ein fruchtbarer Boden ist, und ein milder Himmel lacht, der Mensch lieber der gewöhnlichsten Genüsse des Lebens entbehrt, als daß er sich aus seiner trägen Ruhe stören läßt? Das sind die Früchte einer langen schlechten Regierung, in deren Rechte eine Revolution trat, wo man, wie in allen Revolutionen zu Viel mit dem Niederreißen zu thun hatte, als daß man so bald an das Aufbauen denken konnte. Das Volk trägt in seiner ganzen Erscheinung die Spuren der Armuth an sich; denn was hilft das Metall, wenn sonst Alles fehlt, wenn z. B. der Verfasser in einer Hütte, um welche er mit Allem, was sie enthielt keine 20 Doll. hätte geben mögen, ein sehr niedrigem Gebrauch gewidmetes Gefäß von purem Silber erblickte? Auch die Schwäche der Bevölkerung auf dem ganzen Weg durch die schöne Provinz Tucuman ist befremdend. Bei seinem Zusammentreffen mit dem General Alvear, der sich nach Buenos Ayres begab, macht Hr. Temple die Bemerkung, Dieß sey auf einer Strecke von mehr als 1200 M. das vierte Mal, daß er Reisende gesehen. Reich bewaldete Hügel, majestätische Gebirge, fruchtbare Ebenen, spiegelhelle Ströme entfalten ihre Reize in einen fast ewigen Frühling oder Sommer vor indolenten Bewohnern elender Hütten in der Nähe einiger Stunden von der Hauptstadt!

General Borosdin.

(Schluß.)

General Borosdin benützte die Gegenwart seiner Gäste, uns die von ihm gegründeten Anstalten zu zeigen. Zunächst führte er uns nach einer einige Werste entlegenen Tuchfabrik. Die Mehrzahl der dort angewandten Maschinen kam aus Frankreich. Seine Leibeigenen waren seine Werkleute und arbeiteten — so zu sagen — um Nichts. Die am besten Bezahlten erhielten monatlich ungefähr drei Franken und das Essen. Die Wolle kam dem General gleichfalls nicht theuer, da er auf den großen Einöden des ebenen Lands und auf seinen von der Regierung um eine mäßige Summe gepachteten Bergwaiden eine Merino-Heerde von hunderttausend Köpfen unterhielt. Ein Deutscher leitete die Fabrik, welche das Tuch zu so wohlfeilem Preis lieferte, daß mich ein vollständiges schwarzes Kleid, das ich mir ausschneiden ließ, bloß 25 Franken kostete. Neben dieser Fabrik war eine andre, wo man jene rothen Mützen, Feß genannt, bereitete, welche so starken Absatz im Orient finden. Trotz diesen vortheilhaften Umständen hatte der General sein ganzes Vermögen erschöpft und die Regierung ihm sogar zu Hülfe kommen müssen; aber freilich suchte letztere, weit entfernt ihm seine nützlichen Neuerungen hoch anzurechnen, aus denselben nur für sich selbst Nutzen zu schöpfen; und statt ihn zu ermuthigen, drohte sie ihn aus seinem Besitz zu verjagen. Borosdin hatte sich auch vermittelst seines Freundes, des Herzogs von Richelieu, an Hrn. Ternaux in Paris gewandt; allein weder dieser noch der Herzog selbst waren geneigt, in fremdem Lande einer Industrie aufzuhelfen, die eine Rivalin der französischen werden konnte. Beide verwiesen den General an die russische Regierung, und diese ließ sich weit lieber in neue und abenteuerliche Spekulationen ein, als daß sie bereits bestehende Unternehmungen gehörig unterstützt hätte.

Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin, von der Sably umgebenden Gegend zu sprechen; man wird wohl schwerlich eine lieblichere finden: dichte Wälder, Thalgründe, ganze Berge, Alles höchst malerisch gelegen, gehörten zu den Besitzungen des Generals. Das Land wird von dem Flusse Alma bewässert, welcher sich hinter Bakschi Serai ins schwarze Meer ergießt. Rechts und links an den Hügeln hin tatarische Dörfer, von immer grünenden Cypressen beschattet. Die Ebene wohl bebaut, obschon

nicht sehr fruchtbar, so daß das Korn in der Regel fünf bis sechsfach, in guten Jahren höchstens zehn bis zwölffach ausgiebt. Die Dürre hindert zuweilen das Wachsthum; zu andern Malen zerstören Heuschreckenheere die Ernte, wie Dieß gerade während unsres Aufenthaltes in der Krim der Fall war. Auf der Reise nach Sably jagte jeder Tritt unserer Pferde eine Menge dieser Insekten auf, die sich wie ein schwarzer Staub von der Erde erhoben, ja endlich Wolken bildeten, die den Himmel verfinsterten. Es war die Art des grillus tataricus, etwa zwei Zoll lang, Brustschild und Flügeldecken erdfarbig, Flügel und Füße roth mit schwarzen Flecken. Man kann sich den von ihnen angerichteten Schaden nicht stark genug vorstellen; kaum sind sie über ein Feld hergefallen, so ist bereits die ganze Ernte vernichtet; alle Arten von Vegetabilien werden von ihnen angegriffen — Früchte, Blätter, Baumrinde. Bei Hrn. Serre sahen wir ein linnenes Hemd, das sie mit vielen tausend Löchern durchbohrt hatten. Zur Erntezeit graben sie die Erde auf, legen ihre Eier darin nieder und sterben. Ist die Winterkälte stark genug, ihre Brut zu tödten, so erscheinen sie das folgende Jahr nur in geringer Anzahl, im entgegengesetzten Fall aber wieder eben so zahlreich. Ich weiß nicht, ob man sich in der Krim eines Mittels bedient, das ich in Griechenland und der Türkei mit Erfolg gegen sie anwenden sah, nämlich des Verbrennens. Hat die Hitze das Gras ganz gedörrt, so benützt man einen passenden Wind, um Feuer an dasselbe zu legen, welches sich alsbald mit unglaublicher Schnelligkeit fortpflanzt, und darein die Heuschrecken, die weder sehr lang noch sehr schnell fliegen, hinabstürzen.

In den Umgebungen Sably's haben sich auch einige Fremde angesiedelt, die wir mit General Borosdin der Runde nach besuchten. Zwei derselben waren durch ihre vorangegangenen Schicksale berühmt — Madame Taitbout de Marigny und Graf Maison. Erstere ist die einzige europäische Frau, die den Muth gehabt hatte, ihren Gemahl nach Cirkassien zu begleiten. Aus der von ihm gelieferten Reisebeschreibung sieht man, daß dieses Unternehmen allerdings nicht ohne Gefahren für sie war. Graf Maison, ein alter französischer Ausgewanderter, aus einer parlamentarischen Familie der Normandie stammend, wo er, so Viel ich weiß, bereits selbst eine Magistratur verwaltet hatte, trat später in russische Dienste, wo man ihm zuerst eine Anstellung bei den kaiserlichen Gestüten gab, und dann zum Gouverneur der Nogaï-Tataren machte. Dieses Amt trug ihm jährlich etwa 1200 Franken ein. Er hatte diese unstäte Völkerschaft durch sein Beispiel vermocht, feste Wohnsitze zu wählen, Bäume zu pflanzen und das Land zu bauen. Aber Graf Maison war keine Person so hohen Ranges wie Richelieu oder Langeron: Diese konnten unbestraft rechtliche Männer seyn, während ihm ein solches Unterfangen nicht erlaubt war. Er wurde durch seine Untergebenen, von welchen er keine Erpressungen duldete, denunzirt; man machte ihm den Prozeß und entsetzte ihn; dann gab man ihm den Titel Hofrath, mit der Erlaubniß ein kleines Besitzthum, das er in der Krim erworben, zu bewirthschaften. Wir fanden ihn ganz von dieser neuen Beschäftigung in Anspruch genommen; ich besuchte ihn mehrmals. Wie alle Franzosen liebte er sein Vaterland über Alles, und zwar mit einer gewissen eiteln Prunksucht; jeden Augenblick hob er die Vorzüge Frankreichs gegen Rußland heraus; aber während er im Leben die Grundsätze der unbeschränktesten Gleichheit und unerbittlichsten Gerechtigkeit beobachtete, war er immer noch Anhänger des ancien Regime, und that, als wäre gar keine Veränderung in der französischen Regierungsweise vorgefallen, so daß er derselben wohl hie und da ganz treuherzig mehr Freiheit und Erleuchtung wünschte. Zuweilen gelangten französische Zeitungen bis in seine Einsiedelei, und sah er denn in den Verhandlungen der Kammer eine etwas stürmische Opposition, so sagte er: „Das ist recht gut; diese Reden erinnern mich an diejenigen, welche wir im Parlament von Rouen hielten; freilich sprachen wir dort mit noch mehr Einsicht.“ Rieth ich ihm, nach Frankreich zurückzukehren, so wagte er Dieß trotz seiner Sehnsucht nicht. Immer bangte ihm vor einer neuen Revolution, und er vermochte nicht dieses Schreckensbild zu besiegen.

Gespräch in London im Jahr 2130.

(Schluß.)

Lady D. Diese scientifischen Romanen sind höchstens gut für die gemeine Volksklasse, welche aus ihnen ihre Gelehrsamkeit schöpft. Da giebt es z. B. „die Atome der Geologie oder Schicksale eines Gassenkehrers“ und hundert andere solcher Bücher. Was lernt das Volk jetzt nicht Alles! Ob es auch ehemals wohl den nämlichen Hang zum Studiren hatte?

Lord A. Bei Weitem nicht! Es gab eine Zeit, wo nicht einmal Jeder lesen konnte.

Lady D. Ist das möglich! Glauben Sie, daß das Volk zu jener Zeit glücklicher gewesen ist? War es wohl auch zuweilen von Hungersnoth heimgesucht? Mußte sich der Pöbel, wie jetzt, mit Fasanen und Erdäpfeln begnügen?

Lord A. Die ärmere Klasse war allerdings auf Wenig beschränkt, aber nie auf Fasanen und Erdäpfel. Letztere dienten nur den Irländern zur Nahrung, und Fasanen waren dazumal noch selten; dafür gab es aber desto mehr Getraide.

Lady D. Ich höre, das Korn soll gegenwärtig hoch im Preis steigen; was wohl die Ursache davon seyn mag?

Lord A. Die Ernte soll dieß Jahr in der Tatarei schlecht ausgefallen seyn, und die auswärtigen Ernten haben, wie Sie wissen, mehr Einfluß auf unsere Preise als unsere eigenen.

Lady D. Es wundert mich, daß man in England nicht hinlänglich Getreide baut, um wenigstens die Bevölkerung damit zu versehen.

Hr. E. Die Bevölkerung? Wo denken Sie hin, beste Lady! Kaum haben wir genug für unser Wild. Und außerdem ist stark zu bezweifeln, ob das englische Getraide zu etwas Anderm tauglich ist als zur Nahrung der Thiere.

Lady D. Ich vermuthe doch, daß sich das englische Volk ehemals damit nährte.

Hr. E. Das mag seyn; aber diese Vermuthung verliert sich in die Zeiten der Dunkelheit.

Lady D. Was nennen Sie die Zeiten der Dunkelheit?

Hr. E. Ich meine das neunzehnte Jahrhundert.

Lord A. Also ungefähr jene Epoche, wo so lange über die Frage gestritten wurde, ob die Katholiken, die man für so gefährlich hielt, Sitz und Stimme im Parlament haben sollten?

Hr. E. Gefährlich? Ha, ha, ha! Wie viele Katholiken sitzen wohl gegenwärtig in beiden Kammern?

Lord A. Nach meinem besten Wissen, glaube ich — nicht Einer. Haben Sie die Rede des Präsidenten bei Eröffnung der Kammer in Madrid gelesen? Sie scheint doch mehr zu Gunsten der Katholiken als seine letztjährige. Die Emanzipationsfrage, welche voriges Jahr in der spanischen Deputirtenkammer über die kleine Anzahl der noch existirenden Katholiken vorkam, hat eine merkwürdige Aehnlichkeit mit jener, welche bei uns unter Georg IV so lange diskutirt wurde.

Hr. E. Die spanischen Reden scheinen wahre Plagiate der damaligen englischen zu seyn. Aber in welchem Blatt lasen Sie die Rede des Präsidenten?

Lord A. In einer Zeitung, die alle sechs Stunden erscheint, und vor zwei Stunden ausgegeben wurde.

Hr. E. Sie haben da einen großen Vortheil über mich. Meine Zeitung erscheint nur alle 24 Stunden zweimal; ich werde sie aber aufgeben, denn ich erfahre auf diese Art nie etwas Neues.

Lord A. Sehr richtig. Mit einem halbtägigen Blatt bleibt man immer um einige Stunden zurück. Sie werden aber zugeben, daß eigentlich gar Nichts von allem Dem, was gedruckt wird, den Namen Neuigkeit verdient. Die einzigen befriedigenden Nachrichten erhalten wir doch bloß durch Briefe.

Hr. E. Ohne Zweifel. So erhielt ich heute einen aus Moskau vom vorgestrigen Datum, welcher Nachrichten enthält, die hier kaum bekannt seyn können. Mein Freund schreibt nämlich von einem Aufstande, der in der Türkei ausgebrochen seyn soll.

Lady D. In der Türkei? Wo ist das?

Hr. E. Es ist eine der südlichen Provinzen Rußlands. Man glaubt, die Empörung habe unter der alten Sekte, die man Mohammedaner nennt, angefangen, und diese seyen eigentlich im Geheimen durch die aufrührerischen Oesterreicher, die nur Freiheit und Gleichheit träumen, aufgeregt worden. Dieses unruhige Volk hat in der That viel Aehnlichkeit mit den alten französischen Jakobinern: sie begnügen sich nicht mit ihrem eigenen Revolutionszustand, sondern wollen auch noch ihre falschen und verderblichen Lehren über andere Länder verbreiten.

Lord A. Ja wahrhaftig! Es wäre sehr zu wünschen, daß sie zu einer festen monarchischen Regierung, wie die amerikanische zum Beispiel, gelangen könnten. Ich muß Ihnen doch aus einem Brief Etwas mittheilen, den ich kürzlich aus Amerika von meinem Freund, dem Herzog von Massachusetts erhalten habe. Er giebt mir interessante Notizen über den Besuch, welchen der König von Canada Sr. Majestät Jonathan III in Washington abstattete. Man glaubt, daß diese beiden befreundeten Mächte dem König von Carolina den Krieg erklären werden. Zwischen diesen nordamerikanischen Monarchen herrscht doch eine ewige Eifersucht!

Hr. E. Eben so kriegerisch sieht es im Orient aus. Man spricht von einer Allianz des Kaisers von Indien mit der Republik der Birmanen und den Königen von Borneo und Sumatra gegen die Einfälle der Australier. Auch glaubt man, daß Neu-Seeland und Tasmanien dabei nicht ruhig bleiben. Es wäre sonderbar, wenn es auf den beiden entgegengesetzten Seiten der Erde unter Nationen zum Krieg kommen sollte, die doch alle Englisch sprechen.

Lord A. Freilich wäre es sonderbar; aber Sie dürfen nicht vergessen, daß, mit Ausnahme der kleinen Nationen unsers unbedeutenden Europa's, fast alle großen Völker der Erde Englisch sprechen. Es ist die Landessprache in drei Viertheilen von Asien, in neun Zehntheilen von Nordamerika, in halb Afrika und in allen Inselstaaten der Südsee.

Hr. E. Unser kleines Königreich hat doch mit seiner Bevölkerung, die nicht über 10 Millionen geht, die halbe Welt kolonisirt.

Lord A. Und zwar in einer Zeit, wo seine Bevölkerung nicht halb so bedeutend war als jetzt.

Hr. E. Das kann uns wirklich stolz machen.

Lady D. Ich finde es im Gegentheil eher demüthigend, denn diese Nationen sind ja nicht mehr unsere Kolonien. Wie mächtig wären wir, hätten wir sie zu erhalten gewußt!

Lord A. Es kommt mir nicht wahrscheinlich vor, daß wir alsdann in der That mächtiger wären als jetzt; ich behaupte sogar das Gegentheil. Lesen wir die Geschichte, so finden wir, daß die Vereinigten Staaten Amerika's (wie man sie damals nannte), und eben so Canada, Indien, Australien sich nach und nach von unserer Herrschaft losrissen, und daß man daraus die traurigsten Folgen für unsere Finanzen prophezeyen wollte. Dessen ungeachtet hat uns die Erfahrung bewiesen, daß unser Nationalreichthum stets größer geworden ist. Es scheint also, daß die Völker sich nur auf Kosten ihrer eigenen Kraft und Wohlfahrt über gewisse Grenzen hinaus vergrößern können. Viele unserer Kolonien gaben uns mehr Lasten als Vortheilt; gut, daß wir sie verloren haben. Was wir aber in Ewigkeit nie verlieren werden, ist der Ruhm, das Mutterland gewesen zu seyn, von welchem sich die Civilisation der Völker über die Hälfte des Erdballs verbreitet hat.

Vermischte Nachrichten.

Ein Korrspondent der Times nimmt sich die Mühe, die Frage aufzuwerfen, ob wohl Ludwig Philipp I den Titel „Allerchristlichste Majestät“ und „ältester Sohn der Kirche“ beibehalten werde, nachdem jetzt die Kirche vom Staat und das Königthum von dem Pabstthum geschieden sey? Dagegen bemerken die Times: „Wir sehen nicht ein, warum er diesen Titel abändern sollte, da d. Titel nicht nothwendig eine Beziehung zu den bestehenden Verhältnissen haben. So leitet unser trefflicher protestantischer Monarch sein Prädikat „Vertheidiger des Glaubens“ von einem Papst her, der einem seiner Vorfahren dasselbe verlieh, weil Dieser gegen den Protestantismus geschrieben hatte; und der kleine König von Sardinien schreibt sich „König von Jerusalem“, ob er gleich keinen Fuß breit Landes zwischen dem mittelländischen und dem rothen Meer besitzt. Warum sollten sich also die freidenkenden Unterthanen Ludwig Philipps I an jenem alten Titel ärgern? Uebrigens, um allen Skrupel zu beseitigen, können sie ja die Buchstaben S. M. T. C. statt Sa Majesté Très Chrétienne eben so gut Sa Majesté Très Citoyenne lesen. Se. sehr bürgerliche Majestät wird, wenn auch nicht so fromm, doch eben so gut lauten als Se. sehr christliche Majestät.“

Die Doktoren und Studenten der Universität Glasgow haben vor einigen Wochen sich versammelt, um eine Adresse an die Studirenden des Rechts und der Arzneikunde in Paris wegen ihres Benehmens bei der letzten Revolution zu erlassen. Eine Anzahl von Studenten hielt Vorträge, und zuletzt wurde eine kurze, aber zierliche Adresse vorgelesen und einstimmig angenommen. Das Ganze beschloß ein dreimaliges Lebehoch auf den Triumph der Freiheit.

Die Maßregeln des Königs von Dänemark zur Emancipation der Neger auf den dänischen Inseln in Westindien treten bereits in Wirksamkeit. Die Heirathen zwischen Farbigen und Europäern sind erlaubt; Handel und Gewerbe werden von beiden Klassen mit gleichem Recht getrieben. Die vorzüglichsten Handwerker gehören der farbigen Klasse an; Viele von ihnen dienen auf den Comptoiren, Viele selbst in Staatsbeamtungen. Hr. de Castro, einer der reichsten Kaufleute von St. Thomas und Adjutant des Gouverneurs, ist ein Farbiger. Auf der andern Seite stellen schwarze Besitzer von Zuckerplantagen häufig Europäer als Aufseher an. Die Sklaverei verschwindet allmählig ganz. Bietet ein Neger ein Lösegeld, so hält man es für unehrenhaft, sich an ihm zu bereichern, und manche haben sich auf diese Weise um sehr niedern Preis losgekauft. Auch in Jamaica geschehen Fortschritte. Seit Kurzem erscheint auf dieser Insel die „Wache und jamaicaner freie Presse (the watchman and Jamaica Free Press)“, ein Journal, das, von Farbigen herausgegeben, die Einsetzung der Farbigen in alle bürgerlichen und politischen Rechte zum Zweck hat. Auf 300.000 Sklaven rechnet man 80.000 freie Neger, die größtentheils lesen und schreiben können, und zum Mindesten so viel Eigenthum besitzen als die 15.000 Weiße, welche daselbst ansässig sind. Wirklich hat auch der gesetzgebende Körper von Jamaica in seiner letzten Sitzung den freien Farbigen die Wahl- und andere politischen Rechte eingeräumt; nur wird ihnen der Eintritt in den geheimen Rath und in die gesetzgebende Versammlung, welche dem Parlament in England entspricht, vor der Hand noch vorenthalten.

Der amerikanische Geograph Hr. John Willis schreibt aus Chippawa in Oberkanada, daß er bei einem Häuptlinge der sechs indianischen Stämme eine gute Aufnahme gefunden habe, besonders rühmt er die Gastfreundschaft einer mit europäischen Sitten und Sprachen völlig unbekannten Horde, unter welcher er drei Monate sich aufhielt. Bei diesen Eingebornen zog er Erkundigung ein über die Möglichkeit, sich nach den russischen Niederlassungen am stillen Meere zu begeben. Zwei derselben boten sich an, ihn bis an die Colombia zu begleiten. Er will nun die interessante, aber mühsame und gefahrvolle Reise von achthundert Stunden quer über den amerikanischen Kontinent mitten durch unermeßliche Waldungen, wo er kein civilisirtes Wesen zu treffen hoffen darf, unternehmen. An der Colombia angekommen, gedenkt er nach Kamtschatka überzuschiffen, und von da zu Lande nach St. Petersburg zu reisen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 305. 1 November 1830.

Erzählungen aus dem Kriege. *)

1. Blokirte Festungen. Schicksal zweier Spione.

Während Napoleon nach dem traurigen Rückzuge von Leipzig mit wenigen und durch die vorhergehenden und gefolgten Schlachten sehr geschwächten Truppen den gegen Frankreich verbündeten Armeen Europa's die Annäherung an Paris streitig machte, waren in Polen und Deutschland noch die bedeutendsten festen Pläze in seiner Gewalt. An der Weichsel und jenseits Danzig, Modlin, Zamosk; an der Oder Stettin, Küstrin, Glogau; an der Elbe Hamburg, Magdeburg, Wittenberg, Torgau, und diesseits der Elbe Erfurt und Würzburg.

Nach den mit der größten Sorgfalt gesammelten Nachrichten beliefen sich die Garnisonen dieser Pläze am Schluß des Jahrs 1813, als Napoleon bereits über den Rhein zurückgegangen war, auf 130,000 Mann. Die zahlreichsten waren jene von Danzig, Hamburg, Magdeburg und Torgau.

In Danzig zählte man 16 — 17,000 — der Ueberrest der anfänglich 30,000 Mann starken Besatzung; in Hamburg 29 — 30,000; in Magdeburg 18,000, und in Torgau, ungeachtet seines geringen Umfangs, 20,000. Die Truppen aller Waffen zu dem großen Hauptquartier des Kaisers gehörend, welche zu spät von Dresden aufbrachen, um sich vor den Ereignissen von Leipzig mit ihm zu vereinigen, waren nämlich genöthigt gewesen, sich nach Torgau zu werfen, welches bald, von einer furchtbaren Epidemie verheert, das Grab beinahe Aller wurde, die sich hier eingeschlossen.

Auch waren in diesen Plätzen noch Polen, Italiener und andere Alliirte, auf die man sich weniger verlassen konnte; doch die Mehrzahl bestand aus Franzosen, besonders in den Elbefestungen. Man zählte 14,500 in Magdeburg und 25,000 in Hamburg.

Diese verschiedenen Garnisonen hielten weit zahlreichere feindliche Korps unter ihren Mauern zurück, und waren in so ferne nicht ohne Nutzen zur Vertheidigung ihres Vaterlandes. Doch hätten sie noch weit nützlicher werden können, wenn ein Theil derselben sich vereint, im Rücken der koalisirten Armeen, die Frankreich überschwemmten, eine bedeutende Masse gebildet, und so die Plane derselben zerrüttet hätte.

Hätte unmittelbar nach den Schlachttagen von Leipzig der Marschall Gouvion St. Cyr, der mit einem Armeekorps von 28,000 Mann noch Dresden besetzt hielt, sich durch eine schnelle und unvorhergesehene Bewegung an die Oder geworfen, die Garnisonen von Glogau, Küstrin und Stettin dort aufgenommen, und dann über Berlin wieder die Elbe erreicht; oder wäre er durch einen noch einfachern und natürlichern, jedoch durch die feindlichen Stellungen auch schwierigern Marsch letzteren Fluß abwärts gezogen, und hätte die Besatzungen Torgau's, Wittenberg's und Magdeburg's mit sich vereinigt; so läßt sich kaum zweifeln, daß die Alliirten verhindert worden wären, den Rhein zu überschreiten und in Frankreich einzudringen. Wenn, nachdem der Uebergang über diesen Strom geschehen, Marschall Davoust mit den übrigen Garnisonen der Elbepläze, oder nur mit der magdeburger allein gegen Wesel oder gegen Mainz angerückt wäre, so ist ebenfalls wahrscheinlich, daß die Verbündeten oder ein großer Theil derselben auf ihrem Wege umkehren mußten, um sich diesen bedeutenden Streitkräften entgegenzustellen.

Dieses Resultat würde noch unfehlbarer gewesen seyn, wenn die Garnison in Danzig anstatt in fruchtlosen Kämpfen sich aufzureiben, und eine seit dem Abzuge Napoleons aus Deutschland unausweichliche Uebergabe abzuwarten, sich entschlossen hätte, die Stadt zu räumen. Auf ihrem Marsche durch die in Stettin, Hamburg ꝛc. ꝛc. liegenden Korps verstärkt, gleich einer Schneekugel, die bald zur unwiderstehlichen Lawine angewachsen, am Ende ihres Laufs Alles mitreißt und zertrümmert, hätte sie wahrscheinlich dem Schicksal der Welt eine andre Gestalt gegeben.

Welch große schöne Aufgabe für diese Generale! Der Marschall St. Cyr erkannte ihre Wichtigkeit; *) aber sein methodischer Geist war nur gewöhnt, seinem eignen Kalkul zu vertrauen und Nichts dem Glück zu überlassen. Es war ihm unmöglich, aus

*) Spectateur militaire Juni 1830.

*) Der Marschall St. Cyr spielte in Dresden mit dem Obersten Marion vom Geniekorps Schach, demselben, den er als Minister des Kriegs bei sich verwandte. In einem Augenblicke, wo dieser ihn ganz mit seinem Spiele beschäftigt glaubte und er auch wirklich in tiefem Nachdenken versunken war, rief er aus: „Welch herrlicher Koup". — „Nun?" fragte der Oberst. „In der That, trefflich," wiederholte der Marschall. „Und welcher denn," sagte Jener, fürchtend einen großen Fehler im Spiele gemacht zu haben. „Man müßte sogleich gegen die Oder aufbrechen, alle Garnisonen vereinigen, auf Berlin fallen, ꝛc. ꝛc. ꝛc."

eignem Antriebe diese Rolle zu übernehmen. Erst später und gegen seinen Willen ließ er auf dringendes Anliegen des Generals Mouton Grafen von Lobau geschehen, daß ein Versuch der Art gemacht wurde, der aber ohne Erfolg blieb.

Als er in Dresden kapitulirte, hoffte er, sein Armeekorps wenigstens zur Vertheidigung des französischen Bodens zurückführen zu dürfen. Der Bruch des Vertrags von Seiten seiner Feinde vereitelte eine solche Hoffnung, und als er Dieses gewahr wurde, war jeder Ausweg verschwunden.

Auch die Garnison in Danzig wurde das Opfer einer ähnlichen Treulosigkeit; sie jedoch war frühzeitig genug davon unterrichtet, um die bereits abgeschlossene Kapitulation als nicht gültig ansehen, und einen Marsch gegen die Oder versuchen zu können, indem sie die Milizen über den Haufen geworfen hätte, welche sie umzingelt hielten. Wahrscheinlich würde sie diesen Ausweg auch ergriffen haben, wäre ihr Führer so entschlossen und talentvoll gewesen, als er persönlich tapfer war.

Es ist bekannt, daß ein Offizier, der während der Belagerung Danzigs als Parteigänger sich großen Ruhm erwarb, so entrüstet über den Mangel an Unternehmungsgeist des Generals Rapp war, daß er gegen seine Pflicht als Franzose und als Soldat ins russische Lager überging, um nicht mehr unter einem Obern zu dienen, der, nachdem einmal die Bedingungen der Kapitulation gebrochen worden waren, sich durch Niederlegung der Waffen und Annahme der Gefangenschaft entehrte. Was hätte diesem General auch Schlimmeres begegnen können, wenn er fechtend vor Stettin, ja, gleich nach seinem Auszuge aus Danzig bei seinen ersten Schritten in Pommern, überwältigt worden wäre? Die Ehre zum Mindesten hätte er gerettet.

Es ist bis jetzt noch unentschieden, ob Davoust 1812 je daran dachte, Hamburg zu verlassen und einen Versuch zum Heil Frankreichs zu wagen. Man hat selbst daran zweifeln wollen, ob von dem Manne, der an der Spitze des Staats und der Armee stand, Befehle in dieser Beziehung an Davoust oder Andere erlassen worden seyen. Und doch war es so. Die besonderen Umstände, welche über diese Befehle und deren Resultate einiges Licht verbreiten, folgen hier:

Das System, in die festen Plätze der Länder, die geräumt werden mußten, Garnison zu legen, welche man ihrem Schicksal überließ, wurde zu Ende des Feldzugs von 1812, wie am Schlusse von 1813 gleichförmig befolgt. Als Preußen, Oesterreich und der ganze Rheinbund nach und nach abfielen, mußte man jede Hoffnung aufgeben, jene zu befreien. Die Besatzungen waren sehr stark; die Armee dadurch ihrer besten Truppen beraubt, die größere Dienste auf französischem Boden geleistet hätten.

In Folge dieser Maßregel wurde auch das Armeekorps, welches nach dem Rückzuge von Leipzig am Unterrhein gebildet worden war, bei der Dislokation und der endlichen Auflösung der großen Armee von Deutschland, beinahe gänzlich in die Plätze von Wesel, Venlo, Jülich und Maestricht vertheilt, so daß Marschall Macdonald zu seinem großen Mißvergnügen kaum 3000 Mann übrig hatte, als er in den Ardennen die alte Gränze Frankreichs wieder erreichte.

Napoleon wollte, aber zu spät, diese Garnisonen, mit jenen von Magdeburg und Hamburg zur Verstärkung an sich ziehen. Er ließ deßhalb dem Marschall Davoust und dem General Lemarois, Gouverneur von Magdeburg, durch Kundschafter Nachricht geben, daß sie mit allen ihren Truppen ausbrechen und vereint mit den Besatzungen von Wesel, Venlo, Jülich und Maestricht, welche demgemäß ihre Instruktionen erhalten hatten, nach Frankreich zurückkehren sollten.

(Fortsetzung folgt.)

O'Connells Briefe an das irische Volk.

Erster Brief.

Derrinane Abbey, 6 September 1830.

Ist nirgend mehr ein heimischer Arm,
Dem irisch Blut in den Adern warm?
Kein Herz in dem zertretenen Land,
Dem Furcht vor Zwingherrn unbekannt?
In dem bedrückten Land Nichts mehr,
Als sklavische Thränen statt Faust und Wehr?

Nein, ich weine nicht länger um Ireland; ich zittere nicht länger für sein Geschick. Der Versuch ist gemacht, und das Resultat könnte nicht triumphirender seyn. Die letzten Wahlen haben das Metall erprobt, woraus des irischen Volkes Seele gebildet ist, und es hat sich erwiesen, daß dieses Metall köstlicher, daß es, obgleich zerschlagen, schärfer als brunirter Stahl, reiner als jungfräuliches Gold sey; ein so lauterer, furchtloser, uneigennütziger und lebendiger Geist der Vaterlandsliebe, wie er sich während der letzten Jahre und namentlich während der neusten Wahlen in Ireland gezeigt hat, ist eine seltene Erscheinung in der Menschengeschichte. Man kann zwar sagen, daß die französischen Wähler sich eben so gut gehalten haben; aber dann vergesse man nicht, daß den Franzosen die Kugelung zu Gut kommt, eine Art de Votirens, bei welcher Jeder seine Stimme nach Fug und Gewissen mit vollkommener Sicherheit abgeben kann. Betrachten wir den großen Vortheil, welchen die französischen Wähler durch die Kugelung voraus haben, so behaupte ich keck, daß die Iren in patriotischem Benehmen den Franzosen oder jeder andern europäischen Nation vorangehen. In dieser, wie in sittlicher und religiöser Hinsicht spricht sich die Ueberlegenheit des irischen über das englische Volk sehr bestimmt und entschieden aus. Was Schottland anbelangt, so flieht dieses karge Volk jede patriotische Aufwallung wie die Pest, und Schriftsteller, Redner und Staatsmänner haben sich mit wenigen höchst ehrenwerthen Ausnahmen auf die Seite des diebischen Despotismus der niederträchtigen Oligarchie Englands geschlagen. Der Kontrast, welchen Ireland darbietet, ist in der That erfreulich. Denke man nach über die moralische Gesammtwirkung, welche die Anstrengungen und Belehrungen des Katholikenvereins in diesem Lande hervorbrachten. Das Volk zeigte sich diesen Belehrungen empfänglich; es hegte die innigste Ueberzeugung, daß endlich ein Verein von Männern erstanden, die keinen andern Wunsch und keinen andern Zweck kennten, als die Freiheit und das Glück Irelands. Das Volk nahm daher unsere Rathschläge

mit herzlichem Beifall auf und befolgte sie mit Lust und Eifer. Die größte physische Kraft, welche je durch moralische Triebfedern — ohne Anwendung irgend einer Art von Gewalt und ohne einen Tritt über die Schranken der Ordnung — aufgeboten ward, brachte der Katholikenverein in eine friedliche gesetzliche und verfassungsmäßige Bewegung. Das Ergebniß war unausbleiblicher Erfolg. Freudig verweile ich auf den glänzenden Punkten in der unglücklichen Geschichte meiner Heimat. Glanz ist aber nur, wo irischer Geist waltet. Alles Andere ist trüb und dunkel, wenn, wie meist geschah, englische Gewalt obsiegte. Im Begriff, eine Reihe von Sendschreiben an die irische Nation zu erlassen, welche nur mein Tod oder die Zurückrufung der Unionsakte beschließen soll, gedenke ich diesen meinen ersten Brief der Erinnerung an den harmlosen, unsträflichen, reinen, und — ich darf ihn ohne Gottlosigkeit so nennen — frommen Wandel des alten irischen Volkes zu weihen.

Der erste große geschichtliche Beweis der sittlichen Höhe des irischen Volks ist ein ausschließlich katholischer. Mit gerechtem Stolz thun wir seiner Erwähnung. Er findet sich in dem Benehmen der Katholiken von Ireland während der Regierung der Königin Maria. Der Thatsachen sind wenige aber übergenug, in Betracht der Leiden im ersten und der christlichen Liebe und Vergebung im zweiten Fall. In den letzten Jahren der Regierung des viehischen Ungeheuers, Heinrichs VIII, welcher die Reformation einführte, und während der ganzen Regierung seines Nachfolgers, Edwards VI, hatte das katholische Volk von Ireland eine jede grausame und unbarmherzige Verfolgung zu erdulden. Protestantische Geschichtschreiber erzählen uns von dem thätigen Eifer, mit welchem eine verruchte Soldatenrotte unter dem Kommando einiger der gemeinsten und feilsten Miethlinge des Menschengeschlechts auf die Geistlichkeit Jagd machte. Das Blut der Priester ward verschüttet wie Gossenwasser und bei der Plünderung der Klöster — denn unsere glorreichen Glaubensreiniger erlustigten sich gerne am Plündern — war es ein Hauptspaß für die Soldaten, einen Mönch oder einen Frater herauszuholen, seinen Kopf zwischen ihre Knie zu nehmen und dann mit Steinen auf den Schädel, so weit die Tonsur ging, loszuhämmern, bis er todt war. Mit Einem Wort — es gab keine Rohheit, welche menschlicher Scharfsinn auszudenken vermochte, die an den irischen Katholiken — Laien und Clerikern — während der zehn bis zwölf Jahre vor der Thronbesteigung der Königin Maria nicht begangen wurde. Diese Thronbesteigung stellte den Nationalgottesdienst wie die Macht und das Ansehen der Katholiken her. Es war eine gewaltige Revolution, gewaltiger als möglicher Weise in unsern Tagen eine geschehen kann. Niemand hätte mehr in Versuchung gerathen mögen, das Wiedervergeltungsrecht zu üben, als die irischen Katholiken; Niemand befand sich in einer Lage, wo die Wiedervergeltung mehr zu entschuldigen, wenigstens zu bemänteln gewesen wäre. Aber, fragen wir, haben sie diese Wiedervergeltung geübt? Nein, der große Gott sey gepriesen, nein. Lest die protestantischen Geschichtschreiber — mit Staunen rühmen sie die Schonung und Milde Eurer Voreltern. Nicht einmal auf die Personen, welche während der Verfolgung ohne Vollmacht gemordet hatten, fahndeten sie; um nicht ihrerseits zu verfolgen, verzichteten sie lieber darauf, jene zu belangen. Sie bewilligten deshalb eine aufrichtige und allgemeine Amnestie. Ja sie gingen noch weiter, sie eröffneten den Familien englischer Protestanten, über welche jetzt ihrer Religion willen die Verfolgung ausbrach, eine Freistätte und gewährten ihnen Schutz und Sicherheit.

Die zweite große Revolution, obwohl mehr vorübergehend als die erste, ist in ihren Grundzügen nicht minder preiswürdig. Es war die Veränderung, welche in Folge der Trennung der Kronen von Ireland und England eintrat, als die eine Jakob II, die andere William III eine Zeitlang anhing. Während dieser Periode befanden sich die Katholiken in fast unabhängigem Besitz der Macht. Erließen sie nun Gesetze, die Protestanten zu unterdrücken, wie sie unterdrückt worden waren? Keineswegs, sondern sie huldigten dem Grundsatz der Gewissensfreiheit und ihr liebreicher, aber fester Sinn verschmähte es abermals, den Verfolgungsgeist der protestantischen oder vielmehr englischen Widersacher nachzuahmen. Hierin liegt ein zweiter starker Beweis, daß das irische Volk, so ihm Gewalt eingeräumt wird, sich derselben nicht überhebt.

Das dritte große Beispiel von Sicherheit des Lebens und des Eigenthums während einer großen politischen Umgestaltung kam unter uns im J. 1782 vor. Dieses Beispiel — es freut mich, Dieß zu sagen — gehört dem gesammten Volke von Ireland, und insonderheit den Protestanten an. Die Protestanten verdienen bei dieser Gelegenheit allen Beifall, und es ist nur zu bedauern, daß sie der Revolution nicht mehr Ausdehnung gaben. Es war eine große und ruhmvolle Revolution; sie erhob Ireland zu legislativer Unabhängigkeit. Glorreiche Patrioten von 1782, wohin ist diese heilige und reine Liebe für Ireland, welche Euch beseelte, von Euren Nachkommen entwichen? Ja die Patrioten von 1782 liebten Ireland als den ersten, als den vorzüglichsten, als den einzigen Gegenstand ihrer politischen Vergötterung. Sie waren Iren — aber ach ihre Nachkommen! Der Herzog von Leinster jener Tage hegte keine frevelhafte Bewunderung für das Land der Fremden, hatte keinen pharisäischen Salbader von dem Werth der Vereinigung mit England. Er wußte wohl, daß diese Vereinigung, um für beide Theile schätzbar zu seyn, für beide auch gerecht und billig seyn muß. Und nun der Enkel jenes großen Bronlow! Sein guter Ahnherr hatte keinen Begriff davon, wie man ein anderes Land lieben könne als sein Vaterland, oder an eines andern Landes Wohl denken, ehe man die Unabhängigkeit seines eigenen gesichert hat. Nicht unerinnert bleibe, daß diese glorreiche Revolution bewerkstelligt ward ohne Beeinträchtigung des Eigenthums auch nur um einen Schilling, und ohne Vergießung auch nur eines Tropfens Blutes. Kein Gesetz ward verletzt, keine Gewaltthat begangen. So sind die politischen Veränderungen, welche ich wünsche, und für politische Veränderung solcher Art ist kein Volk auf Erden geeigneter als das Volk von Ireland.

(Schluß folgt.)

Auf die Zurückweisung von Napoleons Asche durch die Deputirtenkammer.

Von Victor Hugo.

Non. S'ils ont repoussé la relique immortelle,
C'est qu'ils en sont jaloux, qu'ils tremblent devant elle,
Qu'ils en sont tout pâlis!
C'est qu'ils ont peur d'avoir l'empereur sur leur tête,
Et de voir s'éclipser leurs lampions de fête
Au soleil d'Austerlitz!

Pourtant c'eût été beau! — Lorsque sous la colonne
On eût senti présens dans notre Babylone
Ces ossemens vainqueurs,
Qui pourrait dire, au jour d'une guerre civile,
Ce qu'une si grande ombre, hôtesse de la ville,
Eût mis dans tous les coeurs!

Si jamais l'étranger, ô cité souveraine,
Eût ramené brouter les chevaux de l'Ukraine
Sur ton sol bien-aimé,
Enfantant des soldats dans ton enceinte émue,
Sans doute qu'à travers ton pavé qui remue,
Ces os eussent germé!

Et toi, colonne! un jour, descendu sous ta base,
Le pèlerin pensif, contemplant en extase
Ce débris surhumain,
Serait venu peser, à genoux sur la pierre,
Ce qu'un Napoléon peut laisser de poussière
Dans le creux de la main.

O merveille! ô néant! — Tenir cette dépouille!
Compter et mesurer ces os que de sa rouille
Rongea le flot marin:
Ce genou qui jamais n'a ployé sous la crainte,
Ce pouce de géant dont tu portes l'empreinte
Partout sur ton airain.

Contempler le bras fort, la poitrine féconde,
Le talon qui, douze ans, éperonna le monde,
Et, d'un oeil filial,
L'orbite du regard qui fascinait la foule,
Ce fronte prodigieux, ce crâne fait au moule
Du globe impérial!

Et croire entendre, en haut, dans tes noires entrailles,
Sortir du cliquetis des confuses batailles,
Des bouches du canon,
Des chevaux hennissans, de villes crénelées,
De clairons, des tambours, du souffle des mêlées,
Ce bruit: „Napoléon!"

Rhéteurs embarrassés dans votre toge neuve,
Vous n'avez pas voulu consoler cette veuve
Vénérable aux partis!
Tout en vous partageant l'empire d'Alexandre,
Vous avez peur d'une ombre et peur d'un peu de cendre. —
Oh! vous êtes petits!

Europäer in Amerika vor Columbus.

Ein amerikanisches Blatt enthält folgenden Brief aus Fort Mitchell, in dem Staat Alabama, dessen Inhalt freilich noch sehr problematisch seyn dürfte. „Man kennt die Sage von einem Prinzen Madoc aus Cornwallis, der, in Folge einer Uneinigkeit mit seinen Brüdern, sich im zwölften Jahrhundert mit mehrern seiner Anhänger im nördlichen Amerika ansiedelte. Viele glauben, noch jezt gebe es im Innern des Landes Abkömmlinge dieser alten Kolonisten; ich habe in dieser Beziehung einige Aufschlüsse aus guter Quelle erhalten, die ich Ihnen mittheile. Ein indianischer, siebzig Jahre alter Krämer, Namens David Rowland, welcher in meiner Nachbarschaft wohnt, hielt sich vor mehr als dreißig Jahren in Pensacola auf, und erfuhr dort Nachstehendes von einem Kreolen, Namens Lagarde, ebenfalls einem Krämer. Kurz vor seiner Ankunft in Pensacola hatte Lagarde in dem damals noch spanischen Fort Natchez, am Mississippi, sechs vom obern Missuri hergekommene Indianer gesehen, deren Farbe weit heller als gewöhnlich war, und die eine von den benachbarten indianischen Stämmen ganz verschiedene Sprache redeten. Vor den Gouverneur des Forts gebracht, zeigten sie Diesem ein Stück von einer alten Handschrift und einen alten, von Rost fast ganz zerfressenen Feuerstahl. Nach vergeblichen Versuchen, sich ihnen verständlich zu machen, sezte der Gouverneur eine Belohnung für Denjenigen aus, der im Stand seyn würde, diesen Leuten zum Dolmetscher zu dienen. Die Frau eines Soldaten von der Garnison, welche in Cornwallis zu Hause war, glaubte im Gespräch der Indianer bekannte Töne zu bemerken, und als sie dieselben sofort in ihrer Muttersprache anredete, vergossen sie Freudenthränen und erzählten ihr, sie gehörten zu einem in weiter Ferne an dem großen Strom lebenden Stamm; sie hätten vernommen, ein weißes Volk wohne am Mississippi, und seyen diesem nachgezogen, in der Hoffnung, Leute unter demselben zu finden, die ihre Sprache verständen; ihre Reise habe volle fünf Monate gedauert. Weiter wußten sie Nichts zu sagen. Nachdem sie einige Tage im Fort zugebracht, machten sie sich wieder auf den Weg, mit dem Versprechen, das nächste Jahr zurückzukehren. Indessen hat man Nichts mehr von ihnen gehört, was zu der Vermuthung führte, sie möchten wohl unterwegs zu Grund gegangen, oder von einem andern indianischen Stamm als Gefangene zurückgehalten worden seyn."

Schneelinie.

Die Kälte des Himmelstriches ist nicht immer im Verhältniß mit dessen Polhöhe. Auf der Insel Georgia, die unter 53° südl. Breite, d. h. unter einerlei Parallelkreis mit dem mitleren England liegt, geht die Schneelinie bis zum Niveau des Meers herab, während die höchsten Gebirge Schottlands noch unterhalb der Schneegrenze liegen. Wie es scheint, rührt die stete Andauer des Schnees auf jenem Eiland zum Theil von dem schwimmenden Eis her, wodurch die Atmosphäre erkältet und die Dunstmassen so sehr verdichtet werden, daß die Sonne im Sommer nicht die Kraft hat, den Nebel zu durchdringen. In der Baffinsbai ist die Menge und Größe der Eisberge zum Erstaunen. Kapitän Roß sah mehrere von 1500 Fuß Tiefe auf den Strand laufen. Manche werden bis in die Hudsonsbai getrieben, wo ihre Anhäufung über das ganze benachbarte Land eine solche Kälte verbreitet, daß man, nach dem Bericht Kapitän Franklins, an der Mündung des Flusses Haves, die in gleicher Breite mit dem nördlichen Preußen oder dem südlichen Schottland liegt, allenthalben das Eis noch vier Fuß tief unterm Boden findet.

Vermischte Nachrichten.

Der Ackerbauverein für das südliche Rußland hat in einer Sizung vom 5 Februar d. J. den Plan des französischen Ingenieurs Chatillon, die artesischen Brunnen in Odessa einzuführen, in Berathung gezogen und angenommen. Als das beste Mittel, den erwünschten Zweck zu erreichen, ward eine Subscription auf Aktien eröffnet. Da es bei dem ersten Brunnen sich darum handelte, zugleich die benöthigten Instrumente verfertigen zu lassen, so belief sich der Kostenanschlag auf 16,200 Fr. Der Verein betheiligte sich sogleich für seine Rechnung mit 40, und die anwesenden Mitglieder mit 100 Aktien, und man hoffte, die übrigen 260 Aktien bald verschlossen zu sehen. In einem Lande, welches wie das südliche Rußland so fruchtbar ist, dabei aber an Wassermangel leidet, muß die Einführung artesischer Brunnen von unberechbaren Resultaten seyn.

Die russische Regierung läßt gegenwärtig in den Provinzen jenseits des Kaukasus mit Akklimatisirung verschiedener südlichen Pflanzen Versuche anstellen; auch nahm sie eine Anzahl Bötticher auf drei Jahre in Dienst, um ein Gewerb daselbst einzuführen, das fast unbekannt, für den Weinbau aber unentbehrlich ist.

In Spanien hat man noch immer Geld für unnöthige Dinge. Vermöge eines von Ballesteros unterzeichneten Dekrets vom 28 Mai d. J. befiehlt Se. kath. Maj., in Sevilla eine Schule der Tauromachie zu errichten. Die Schule soll aus einem Lehrer mit zwölftausend, einem Gehülfen mit achttausend und zehn Zöglingen mit je zweitausend Realen Gehalt bestehen, und es soll ein Haus in der Nähe des Cirkus gemiethet werden, worin die beiden Lehrer und ein oder der andere Zögling, welcher ein Waise ist, wohnen können; dazu sind sechstausend Realen jährlich bestimmt, und zwanzigtausend sind zu Gratifikationen und andern zufälligen Ausgaben aller Art angewiesen. Diejenigen Städte, welche ähnliche Anstalten bereits besizen, sollen zu den Kosten dieser Schule dadurch beitragen, daß sie für jede Stierheze, welche sie geben dürfen, fünf und siebenzig Realen bezahlen. Dieser Beitrag muß bei Strafe des doppelten Ersazes zum Voraus geleistet werden. Die ersten Kosten des neuen Instituts hat die Stadt Sevilla aus dem Ertrage des Cirkus und dem Ueberschusse der Quiebras (einer Art Municipal-Abgabe) zu bestreiten.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 306. 2 November 1830.

Scenen aus dem Leben der englischen Aristokratie.

(Bekenntnisse eines irrländischen Gentleman.)

Als ich herangewachsen war, hatt ich ein baares Einkommen von jährlichen fünfhundert Pfund; ferner was mir Gott auf einem Küstenstrich von zehn Stunden als Strandgut zuschicken mochte; zwei Kaninchengehege und eine Salmenfischerei. Damit hätt ich recht prinzlich leben, die Grenzstreitigkeiten meiner Unterthanen entscheiden, und mich am Anblick der Meereswellen vergnügen können; aber Ehrgeiz und sechs Fuß zwei Zoll Höhe stürzten mich ins Verderben. Ihr erinnert Euch der Händel in meiner Grafschaft bei Gelegenheit der Wahlen Anno sechs und zwanzig, und wißt, daß ich durch Verwendung bei meinen Freeholdern den Streit zu Gunsten Lord Lederkopfs entschied. Mein Anrecht an diesen wegen geleisteter Dienste war groß — ewige Dankbarkeit ward mir zugesichert; er dürstete nach einer Gelegenheit mir unter die Arme zu greifen, und wirklich griff er auch — doch schweigen wir davon. Man könnte zu dem Glauben versucht werden, die Versprechen der Gewählten werden so wenig, als die Gelübde der Liebenden, im Himmel aufgezeichnet. Uebrigens war mir nicht bloß Lord Lederkopf verbunden; auch die Lady hatte sich sehr lebhaft für mein Wohlergehen interessirt, und mich im Vertrauen versichert, sie werde nicht ruhen, bis sie mein Glück gemacht. Und wie Das? Ganz einfach; „nach London wolle sie mich bringen — ich müßte reussiren — römische Nase, sechs Fuß zwei Zoll Höhe, breite Schultern, ein breites O vorm Namen! Mit ihr müss' ich!“ Kein Einwurf ward geduldet; die Gräfin bewies mathematisch, ich, Julius Cäsar O'Flaherty, würde Sensation machen. — Köstlicher Balsam auf meine Seele! Flammend macht' ich mich ans Werk, und gleich meinem großen Namensvetter beschloß ich gesehen zu werden und zu siegen. Meinem ehrlichen armen Verwalter kündigte ich auf, nahm einen reichen Hollunken an, der mir ein Jahreseinkommen zum Voraus versprach, und sah mich durch hinlängliche Zwangsmittel gegen meine Hintersaßen in Stand gesetzt, den Lederkopfs so bald nach den Christfeiertagen in die Hauptstadt zu folgen, als sich Leute von Ton schicklicher Weise in den Straßen zeigen dürfen.

Auf die Paar ersten Wochen ließ ich mich in Longs Gasthof nieder, bis ich in Regentstreet, Piccadilly oder der Nachbarschaft von St. James eine standesgemäße Wohnung im ersten Stockwerk gefunden hätte; bei Kaufleuten und Pferdehaltern machte ich die übliche Runde, borgte von Milton ein Gespann, und hatte in kurzer Zeit meine Garderobe mit so feinem Sinn umgeändert, daß Lady ihre Ehre drauf gab, ich sey die präsentabelste Person, die sie je eingeführt.

Die Season rückte heran; die Lederkopfs galten Was. Ich ward in Brooke's Club aufgenommen; bloß aus persönlichem Verdienst, glaubt' ich. Aber ich erfuhr nachher, Lord Lederkopf, der mich in Vorschlag gebracht, habe aus Versehen meinem Einkommen eine Zahl zu viel beigesetzt. Nicht weniger führte mich die Lady in die besten Zirkel ein, wo ich mein Debut zu meiner — und ich darf wohl sagen — auch meiner Gönnerin höchster Zufriedenheit machte. Nichts konnte versprechender seyn, denn die Leichtigkeit, womit ich daran war, in die hohe Welt leise hineinzuschlüpfen als mir mit Einem Mal ein glücklicher Zufall vollen Sitz in derselben gab.

Anfangs Mais geleitete ich die Gräfin in die Oper; Pasta mit einem bleichsichtigen Neapolitaner trat heute auf, daher großer Zudrang und Wirrwarr. Myladys Wagen verwickelte sich mit einem andern. Die Gesellschaft in diesem war so hartnäckig als wir; kein Theil gab nach; jene verloren einen Wagentritt, wir zerbrachen eine Achse. Das schien glorreich genug! Lärm die Fülle, Fluchen, ein Haufen Polizeidiener, zahlreiche Taschendiebe. Aber unser Rival benützte den krüppelhaften Zustand unsrer Kutsche, drang mannhaft vor und sein war der Tag! Mit einiger Schwierigkeit folgten wir nach und entdeckten zu unserer endlosen Kränkung, daß wir von der Mätresse Sir Harry Hornschimmers besiegt worden. Die arme Lady war untröstlich. Sie lehnte sich auf ihren Logen-Stuhl zurück, wies flüchtige Salze und kölnisch Wasser ab, und wollte von keinem Zuspruch hören. Was! obwohl Amelia Peters monatlich ihre hundert Pfund einnahm, prächtige Diamanten und die besten Kameen in London besaß: immer mußte sich doch die Geschichte morgen in den Zeitungen schauderhaft ausnehmen! Pasta und der gelbe Neapolitaner wurden eine Stunde lang nicht beachtet. Da leuchteten plötzlich Myladys Augen. „Ich hab's,“ rief sie, „welch ein Glück! den Gedanken hat mir Gott eingegeben! Julius, sind Sie ein guter Schütze?“

„Meinen Sie auf Rebhühner oder Tauben, gnädige Frau; im freien Feld, oder in Gehegen?“ fragte ich ein Wenig verdutzt.

„Bah, bah! was versteh ich von Tauben und Gehegen? Mit Pistolen mein ich."

„So ziemlich!"

„Welch ein Glück! Hören Sie mich, Julius. Brauch ich Ihnen zu sagen, wie sorglich ich für Ihre Karriere wache — wie innig ich mir Ihren Succeß angelegen seyn lasse, und wie sehr ich mich freute, daß das Glück Ihnen fortwährend ein Geleiter war? Diese Nacht setzt dem Ganzen die Krone auf, Sie sind ein gemachter Mann für Immer."

Ich horchte in athemloser Erwartung.

„Sie müssen sich mit dem Hornschimmer schlagen!" Und dabei funkelten Ihre Augen vor Lust.

„Mit ihm schlagen?" rief ich, als die Logenthür aufging und Sir Hektor Nelkenfaust hereintrat.

Sir Hektor war ein Original. Repräsentant des Fleckens T. sprach er wunderlich im Parlament, und that noch Wunderlicheres außer demselben. Er besaß die größte Neigung zu einem Fashionable; er hätte gespielt, aber er hatte kein Geld; er hätte Schulden gemacht, aber Niemand wollte ihm borgen. Er hatte das fünfzigste Jahr erreicht — war keine Schönheit — hatte zwei Finger im Duell verloren, und galt bei eifersüchtigen Ehemännern und klugen Müttern als ein ungefährliches Geschöpf, weßhalb ihm ihre Häuser offen standen. Obwohl er in den eigentlich glänzenden Zirkeln der Soupers längst vergessen war, nahm er doch unter dem dunkleren Diners gebenden Theil der Gesellschaft immer noch einen Platz ein. Dabei schlug er die Wichtigkeit seiner Person, wie seiner Familie wundersam hoch an, und war auf diesem Punkt so kitzlich, daß ein über den einen oder andern Theil ausgedrückter Zweifel dem Skeptiker das Leben oder doch ein Glied gekostet haben würde. Niemand mochte deßhalb in dergleichen Beziehungen sein Gegner werden, und das Haus hörte seine seltsamen Reden mit einer Geduld an, die manchem begabtern Mitglied versagt wurde. Ueberdieß besaß Sir Hektor einen Stammbaum, so alt als der Ocean, ein großes, Nichts eintragendes, in nicht mehr zu verbessernder Unordnung liegendes Gut, und ein Paar gemiethete Pferde. — So war der geheime Rath beschaffen, welchen Milady bei unserm wichtigen Vorfall sich erkohr.

(Fortsetzung folgt.)

Erzählungen aus dem Kriege.

1. Blokirte Festungen. Schicksal zweier Spione.
(Fortsetzung.)

In allen Werken, die über Kriegskunst handeln, wird ausdrücklich anempfohlen, sich durch Chiffern, landeskundige Männer oder andere Hülfe Korrespondenzmittel mit den festen Plätzen, welche man verläßt, zu sichern. *)

In den spanischen Kriegen von 1808 bis 1814 waren solche Anordnungen auf das Vollständigste in mehreren Provinzen getroffen, besonders an Orten, welche sich so zu sagen in einer fortwährenden Blokade befanden. Obgleich unter einer ganz feindlich gesinnten Bevölkerung war es den Kommandirenden doch möglich, ihre Befehle oder Nachrichten den Gouverneurs der festen Plätze mitzutheilen; sie trugen Sorge, Dieß immer in mehrfachen Abschriften zu thun. Ihrerseits waren die Festungskommandanten in Stand gesetzt, Jene von Allem, was sich innerhalb der Plätze und ihrer Umgebung ereignete, in Kenntniß zu setzen. — Durch eine unbegreifliche Nachlässigkeit hatte man bei der Armee, wo sich Napoleon selbst befand, keine Vorkehrungen getroffen, um mit den zurückgelassenen Kriegsplätzen zu korrespondiren. Wenn daher die Befehle, welche 1814 abgeschickt wurden, denselben nicht alle zukamen, und deßhalb nicht ausgeführt wurden, so lag vielleicht die Hauptursache hievon in jener Sorglosigkeit.

Anstatt daß diese Befehle sonst in Chiffern gesetzt werden, deren Schlüssel die Befehlshaber der Festungen allein kennen, waren sie einfach französisch abgefaßt, so daß der Feind, wenn er einen einzigen auffing, alle kannte, oder doch leicht errieth, und ihr Gelingen vereiteln konnte. Die einzige Vorsicht, welche der Major-General Berthier bei der Ausfertigung nahm, war einen Abdruck des Siegels selbst an die Kommandanten der französischen Gränzplätze beizulegen, und ihnen anzudeuten, auf alle mögliche Weise das Durchkommen der Ueberbringer dieser Befehle zu befördern.

Der für Maestricht bestimmte Emissär wurde durch die Außenposten eines Nebenplatzes als des Spionirens verdächtig angehalten und vor den Kommandanten geführt. Wohl wissend, daß er von den Franzosen Nichts zu befürchten habe, zeigte er Anfangs die größte Ruhe, selbst eine Art von spottender Arroganz, und verweigerte jede genügende Erklärung. Doch zuletzt, in der Furcht noch länger festgehalten zu werden, erklärte er, ein Geheimniß zu bewahren, welches er vor Zeugen nicht entdecken könne.

Auf Befehl des Kommandanten entfernte sich Alles, und nun gestand er, mit einer besonderen Mission vom Kaiser beauftragt zu seyn. Lange Zeit verweigerte er noch mehr zu sagen, doch da seinen Worten allein kein Glauben beigemessen wurde, so erzählte er weiter, daß Napoleon von dem Maire von Rheims einen Mann begehrt habe, der in Maestricht zu Hause, oder doch bekannt sey, und es wagen wolle, eine Botschaft dahin zu überbringen; er müsse übrigens in Frankreich eine Frau, Kinder, Güter, Freunde oder andere Garantien zurücklassen, die seine Treue verbürgten. Er, von Maestricht gebürtig und bis zu dem Augenblicke dort wohnhaft, wo er eines kleinen Handels wegen sich in Rheims niederließ, habe in letzterer Stadt Frau und Kinder. Seine Geschäfte seyen nicht in der besten Ordnung (aus seinen Gesichtszügen ließ sich schließen, daß er selbst die Schuld davon trage). Er habe den Vorschlag des Maire, ein Schreiben nach Maestricht zu überbringen, bloß in der Hoffnung angenommen, sich dadurch wieder aufzuhelfen. Der Kaiser habe selbst mit ihm gesprochen, und ihn versichert, daß sein

---

*) In einer Stadt in Frankreich war 1815 eine Art Post durch Tauben, doch nicht zu Gunsten der Belagerten, eingerichtet. Neuerer Zeit weiß man, daß Einwohner Lüttichs und anderer Städte Belgiens aus ihren Schlägen Tauben nach Givet, Vacrai, Rheims und selbst bis Orleans transportiren, und große Wetten auf die Schnelligkeit ihrer Rückkunft eingehen. Bekanntlich erwähnt schon Tasso der Taubenpost als eines Korrespondenzmittels im Kriege.

und seiner Kinder Glück gemacht sey, wenn er den Brief dem Gouverneur zustellte.

Der Kommandant wollte das Papier sehen, um das Siegel mit dem empfangenen Abdruck zu vergleichen. Auch dieß weigerte er sich zu zeigen, doch sagte er aus, daß er es an einem solchen Ort in seiner Kleidung verborgen trage, wo es am Wenigsten vermuthet werden würde, und nachdem er sich endlich entschlossen dieses Kleidungsstück aufzutrennen, übergab er das Billet dem Kommandanten, der, das Siegel des Major-Generals erkennend, ihm dasselbe wieder zustellte. — Der Befehl war auf das feinste Pergament geschrieben, und auf dem möglichst kleinsten Umfang zusammengerollt.

Der Kundschafter wurde in Freiheit gesetzt, er war jung, groß und stark. Voll Vertrauen zog er prahlend weiter, als wäre se in Glück schon zweifellos und sicher.

Einige Wochen später sah ihn der Kommandant wiederkehren; aber in einer von der früheren sehr verschiedenen Haltung — bleich, verwirrt, niedergeschlagen, entstellt, bedeckt mit Lumpen und Resten von Kleidern, die ihn fast unkenntlich machten. Er erfuhr sein Mißgeschick aus seinem eigenen Munde.

Glücklich und ohne Unfall war er vor Maestricht angelangt; doch im Begriff sich einzuschleichen, hatte er bei den feindlichen Truppen Verdacht erregt, und obgleich er durch die bestimmtesten Aufschlüsse erwies, aus dem Lande selbst zu seyn, konnte er ihren Argwohn nicht ganz verscheuchen. Die Soldaten hatten ihn durchsucht aber Nichts gefunden. Um indeß ganz gesichert zu seyn, nahmen sie ihm alle Bedeckung weg, und in diesem Zustand der Blöße gaben sie ihm die Freiheit nach Maestricht zu gehen.

In der Angst, daß durch längere Nachforschungen sein Billet endlich entdeckt werde, was von noch weit schlimmeren Folgen für ihn gewesen wäre, beeilte er sich, die Festung zu erreichen. Einer zweiten Gefahr war er ausgesetzt, wie er sich den französischen Vorposten näherte, und nur mit Mühe konnte er diesen ausweichen, indem er schon aus der Ferne schrie, er selbst sey Franzose. Allgemach näher kommend, gab er dann zu erkennen, daß er Aufträge an den Gouverneur habe. Da er aber Nichts mitgebracht, wodurch er seine Mission hätte bestätigen können, indem ihm der Inhalt Dessen, was er überbringen sollte, unbekannt war und da der höchst befremdende Zustand der Nacktheit, in welcher er erschien, auf Niemand einen günstigen Eindruck gemacht hatte, so wurde seiner Aussage kein Glauben geschenkt, und er mußte es sich zum Glück anrechnen, daß er ohne weiter beunruhigt zu werden, wieder gehen durfte.

Einige alte Bekannte hatten ihm aus Mitleid Ueberreste verbrauchter Kleidung nebst einiger Unterstützung gegeben. So hatte er die Stadt verlassen und kehrte in dem Aufzuge eines elenden Bettlers, traurig und verzweifelnd, in seine Heimat zurück, aus welcher er kurz zuvor voll der freudigsten Hoffnungen geschieden war.

(Schluß folgt.)

Ueber einen noch unbeleuchteten Theil der Geschichte des französisch-russischen Kriegs. *)

(Aus dem Spectateur militaire. Juli 1830.)

Wenn eine Nation durch den Einfluß fremder Mächte sich entzweien, verführen und unterjochen läßt, ist es für sie sehr schwer, wenn nicht unmöglich, sich wieder zu ermannen und ihre Unabhängigkeit zu erobern. Es bedurfte der wunderbaren Fortschritte der französischen Armeen, um Polen aus seinem Grabe aufzurichten; der Siege von 1807, 1808 und 1809 in Oesterreich und Preußen, um 3 bis 4 Millionen Polen zu Namen und Existenz wieder zu verhelfen. Das Großherzogthum Warschau, obgleich dem König von Sachsen zugetheilt, wurde in der Wirklichkeit nur durch Napoleon regiert. Es erhielt von ihm alle politischen und administrativen Formen, gleich einer Provinz des Kaiserreichs. Man erlaubte den Polen, ihre liebste Hoffnung zu nähren; ja man forderte sie auf, ihre Nationalunabhängigkeit wieder zu gewinnen, und der Krieg von 1812 schien diese Gelegenheit darzubieten.

Niemals waren die Zeitumstände günstiger, sollten die zerstückten Theile dieses Landes wieder verbunden werden. Während Napoleon den Niemen an der Spitze von 500,000 Kriegern überschritt, während die Banner Italiens, Deutschlands, und selbst Oesterreichs und Preußens seinen Adlern folgten; während eine glänzende polnische Armee, unter Poniatowsky, hinzog, das Vaterland an seinen alten Unterdrückern zu rächen, wurde der Reichstag zusammenberufen, um die militärischen Bewegungen durch eine bürgerliche Revolution zu unterstützen, die unterjochten Provinzen mit dem Mutterlande zu vereinigen, und alle Kräfte zur Wiedergeburt des Staates zu entwickeln.

Die Mitglieder des Senats, Bischöfe, Woywoden ꝛc. alle Patrioten, die nicht der Armee zugetheilt waren, traten in Warschau zusammen. Ergebenheit und Vertrauen gegen Napoleon war ein allgemeines Gefühl. In den häufigen Zusammenkünften unterhielt man sich bloß von der glücklichen Zukunft des Landes. „Der Augenblick ist endlich gekommen," hieß es, „das „gehässige Joch Rußlands, Oesterreichs und Preußens abzuwerfen. Der „Reichstag muß sich in Permanenz erklären, und uns in unsere National„rechte einsetzen, unter einem König, gleichviel aus welchem Haus er sey, „wenn er nur würdig ist, uns zu beherrschen. Napoleon ernenne ihn, „oder überlasse es uns, ihn zu wählen. Doch es geschehe unverzüglich, da„mit jede Ungewißheit verschwinde, und unsere Zukunft gesichert sey."

Dieser edle Aufschwung wurde schlecht unterstützt. Es war keine Rede von einem König. Der außerordentliche Gesandte Napoleons blieb über diesen Punkt stumm. Was sollten die Polen dazu denken, daß man zu die-

---

*) Das Benehmen Oesterreichs in dem denkwürdigen russischen Feldzuge scheint bis jetzt nicht vollständig erörtert worden zu seyn. Liest man die Geschichte der warschauer Gesandtschaft, so wird man sagen, daß diese Macht während jener Periode Frankreich und Polen die größten Dienste geleistet, ja daß sie zweimal das Großherzogthum Warschau gerettet habe. Um auf's Klare zu kommen, darf man sich an Hrn. von Segur, der mit so lebhaften dramatischen Farben die Geschichte dieses in den Jahrbüchern der Welt einzigen Feldzugs malt, nicht halten, da derselbe von dem Schauplatz des österreichischen Generals zu entfernt war, als daß er von allen Einzelheiten seiner militärischen Bewegungen und von seiner ganzen politischen Haltung hätte vollkommen unterrichtet seyn können. Ein französischer Adjutant, nach Smolensk geschickt, um den Sieg bei Podubno zu melden, versicherte den Kaiser der Treue des österreichischen Feldherrn. Diese Meinung änderte sich später in Moskau: „Ein an Berthier gerichteter Bericht von sicherer Hand", sagt derselbe Schriftsteller, „hob das Vertrauen Napoleons zur österreichischen Armee auf." Im Augenblick des Rückzugs bedauert Segur als einen sehr großen Fehler, daß man nicht früher daran dachte, sich in den Provinzen Volhinien, Ukräne und Podolien festzusetzen, wo Tschitschagow sich ungestört rekrutirte; daß die Bewahrung der Magazine, und der Rückzugslinie der Armee einem Oesterreicher anvertraut wurde, und daß nicht ein hinlängliches Korps bei Wilna oder Minsk unter einem tüchtigen Anführer aufgestellt war, um die Stärke des österreichischen Heers zu erhöhen, oder seinen Verrath zu verhindern. Der Verfasser dieses Artikels war durch seine Stellung im Stande die Taktik des österreichischen Generals, so wie die Zögerungen des wiener Kabinets zu beurtheilen.

ser doch größtentheils militärischen Sendung einen Prälaten, einen Erzbischof wählte? So umfassend, scharfsinnig, und selbst kriegerisch der Geist dieses Mannes war, mußten sie nicht befürchten, der Kaiser habe ihn mehr zu einer glanzvollen Repräsentation als zu den Geschäften, mehr zum Reden als zum Handeln gesandt?

Die erste Sitzung fand am 26 Juni Statt. Der Minister-Präsident verkündigte der Versammlung, daß sie über die Mittel berathen solle, die Existenz der Nation zu begründen; der Finanzminister las zu diesem Ende am 28 einen Bericht vor. Es war ein erhabenes und rührendes Schauspiel, als er die Worte aussprach: „Polen besteht wieder, das Königreich, und mit ihm der Körper der polnischen Nation sind wieder hergestellt!“ Ein Tumult der Freude und Rührung erhob sich von allen Seiten. Man umarmte sich, und vergoß Thränen des Glücks; man schmückte sich mit den Nationalfarben.

Die Maßregeln, welche in Mitte dieser Begeisterung getroffen wurden, waren: „Der Reichstag bildet sich in eine General-Konföderation um das Vaterland wieder aufzubauen, und ihm seinen alten Glanz zurückzugeben; der König von Sachsen wird ersucht, sich der Konföderation anzuschließen; an alle Stände der Nation, alle dem Joch der Russen noch unterworfenen Provinzen, alle Polen ergeht die Einladung. In Warschau wird ein Rath aus zehn Mitgliedern der Konföderation gebildet, um alle Funktionen der Macht auszuüben. Endlich wird eine feierliche Deputation an Napoleon geschickt, die ihm diese Beschlüsse mittheilen, und einen Fürsten von ihm begehren soll.“

Nach einem alten Gebrauch war eine General-Konföderation der höchsten Diktatur gleich und zu jedem Akt der Souveränität berechtigt. Der Gesandte, ohne Zweifel seinen Instruktionen folgend, ließ jedoch durch den Reichstag entscheiden, daß das Konseil der Minister fortfahren solle zu regieren, und daß man nur ihren Befehlen zu gehorsamen habe. Daraus ging hervor, daß die General-Konföderation bloß dem Namen nach bestand, und ohne Befugniß, Etwas zu thun als Proklamationen zu erlassen und ihre Beipflichtungen zu ertheilen. Nach dieser Parade ging der Reichstag auseinander.

Das Konseil der Minister und der Gesandte, einander nun gegenüber, gewahrten bald, nachdem sie den Widerstand und das Aufbrausen einer geräuschvollen Versammlung beseitigt, wie sie sich selbst isolirt, und in die Unmöglichkeit zu handeln gesetzt hatten. Ob nun diese Maßregeln von Napoleon selbst vorgeschrieben, oder ob sie, bloß um seiner Politik zu gefallen, angenommen wurden — sie waren von den verderblichsten Folgen für die polnischen Angelegenheiten.

In der That, diese täuschenden Anordnungen und ein so mißtrauendes Benehmen mußten den anfänglichen Aufschwung der Nation schwächen, und Dieß noch mehr, als Napoleon der Deputation nur mit unbestimmten Aufmunterungen antwortete, als er dem neuen Staat keinen Fürsten gab, und selbst für Lithauen eine besondere Regierung bestellte, anstatt diese Provinz mit dem wiedergebornen Königreich zu vereinigen. Napoleon glaubte für sich und Polen genug gethan zu haben, wenn er nur einen Staat mit dem Namen eines Königreichs Polen schuf. Alles sollte von dem Ausgang seiner Schlachten abhängen; eine bewaffnete Nation konnte ihm bei dem Abschluß seiner Traktaten hinderlich werden.

Warschau und das Großherzogthum waren unterdessen von Truppe entblößt. Die Nationalgarde und wenige Soldaten der Depots bildeten die einzigen und schwachen Vertheidigungsmittel. Während die große Armee gegen Smolensk vorrückte, brach daher ein russisches Korps, unter Tormassow, welches in die Moräste des Dnepr zurückgeworfen worden war, plötzlich aus Volhinien hervor, und setzte um Mitte Juli's Warschau in die größte Unruhe Diese unerwartete Erscheinung der Russen verbreitete Schrecken in allen Gemüthern. Man erinnerte sich der Feuersbrunst von Praga und aller übrigen Schrecknisse. Eine große Anzahl des Adels zog sich auf seine Güter zurück, um in der Stille den Ausgang eines so gewagten Spiels abzuwarten.

(Fortsetzung folgt.)

Der Ararat.

Hr. Professor Parrot, dessen Untersuchungen über den Ararat in diesen Blättern bereits erwähnt wurden, bestieg denselben am 25 September 1829, begleitet von dem Geistlichen Abojan, fünf Bauern und zwei russischen Soldaten. Sie erreichten den Gipfel am 27 gegen drei Uhr Nachmittags. „Die Reise,“ sagt Parrot, „war sehr schwierig, und ich verdanke den glücklichen Erfolg des Unternehmens vielleicht bloß dem Eifer der beiden Soldaten und des Einen der Bauern, da die vier übrigen nicht im Stande waren, uns zu folgen. Vom ersten Tritte, den wir auf dem gefrornen Schnee thaten bis zum Gipfel, mußten wir uns fortwährend mit einer Hacke Löcher einhauen, um die Füße darein zu setzen, was beim Herabsteigen noch nöthiger war, als beim Hinaufsteigen. Die Aussicht über einen unermeßlichen, mit schlüpfrigem Eise bedeckten, durch tiefe, finstere Schluchten unterbrochenen Abhang hatte selbst für mich, der ich an dergleichen Scenen gewohnt war, etwas wahrhaft Schaudererregendes. Das Wetter war herrlich; wir brachten die Nacht mitten in der Eisregion, in einer so ruhigen, heitern Atmosphäre zu, daß ich die Kälte, welche sonst auf einer solchen Höhe so empfindlich ist, beinah gar nicht fühlte. Freundlich leuchtete der Mond unsern unsichern Schritten auf dem Eiskegel, hoch über der Schneelinie.“ Der Gipfel des Berges ist nach barometrischen Messungen etwa 2700 Toisen über der Meeresfläche; die Schneelinie 2000 Toisen, welche letztere außerordentliche Höhe Parrot aus dem Umstande herleitet, daß die Temperatur des Ararats als eines ganz isolirten Berges durch andere benachbarte Berge nicht gemindert werde. Von vulkanischen Erzeugnissen fand der Reisende bloß Laven vor. „Wir können,“ sagt er, „den Ararat als einen der größten Vulkane betrachten, der sich durch die Eigenthümlichkeit auszeichnet, achtzig Stunden sowohl vom kaspischen als schwarzen Meere entfernt zu seyn, so daß man ihn als einen binnenländischen Feuerberg betrachten muß. Erstaunend ist es, wie da ungeheure Lavafelsen hoch aufsteigen, gleich einst flüssigen Massen, die sich dann an der Luft gehärtet und befestigt haben.“ Parrot pflanzte ein fünf Fuß hohes eisernes Kreuz auf den eisigen Gipfel, „als ein Vorzeichen der christlichen Religion, die diese Gegenden bald erleuchten werde.“

Geschichtliche Bemerkung.

Als ein wunderliches Spiel des Zufalls hat man in Frankreich bemerkt, daß sobald drei Brüder nach einander über dieses Land regierten, die Krone jedes Mal von der ältern an die jüngere Linie fiel. Nach Philipp dem Schönen folgten die drei Brüder Ludwig der Zänker, Philipp der Lange und Karl der Schöne, worauf das Scepter zum ersten Mal in die Hände der Valois überging. Dieses Geschlecht schlossen die drei Brüder Franz II, Karl IX, Heinrich III, worauf die Bourbons an die Reihe kamen, deren Familie sich abermals mit den drei Brüdern Ludwig XVI, Ludwig XVIII und Karl X endigte, und der jüngeren Linie Orleans wich.

Vermischte Nachrichten.

Im südlichen Theile von Dalmatien giebt es, wie man kürzlich entdeckt hat, auch Schakals (canis aureus). Diese Thiere gelten daselbst für wilde Hunde und heißen Ciagbli. Bis jetzt kannte man den Schakal bloß als einen Einwohner von Afrika und Asien. In letzterem Welttheile traf man ihn nicht über den 43 Grad nördlicher Breite oder den südlichen Abhang des Kaukasus hinaus; in Dalmatien fand man ihn unter der nämlichen Breite.

In Moskau werden Personen, die ihre Personalsteuer zu entrichten nicht im Stande sind, nach Sibirien deportirt. Der Kaiser Nikolaus hat diesen despotischen Regierungsbrauch nun einiger Maßen gemildert. Hat ein solcher Verurtheilter Kinder, welche das vierzehnte Jahr erreicht haben, so steht es ihnen frei, ihren Vater nach dem Exil zu begleiten oder in Rußland zu bleiben; sind seine Kinder noch unter vierzehn Jahren, so werden sie zurückbehalten und in einem Waisenhause erzogen. Greise von sechzig Jahren werden nicht mehr deportirt. Erwirbt sich endlich ein Deportirter durch fünfjähriges Wohlverhalten die Zufriedenheit der Behörde, so bekommt er einen Paß zur Rückkehr nach Rußland, und kann sich niederlassen, wo ihm beliebt.

Dreihundert Fahrzeuge, mit 2100 Mann an Bord, sind dieses Frühjahr aus den verschiedenen Häfen von Newfoundland auf den Robbenfang ausgelaufen Zu Ende des März waren siebenzehn dieser Schiffe zurückgekehrt, und hatten 58,968 Robben mitgebracht.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 307. 3 November 1830.

O'Connells Briefe an das irische Volk.

Erster Brief.

(Schluß.)

Die vierte und größte politische Revolution Irelands war diejenige, von welcher wir alle Zeugen sind — die Herstellung der Gewissensfreiheit — mit Einem Worte die Emancipation. Wie wurde diese große Revolution zu Stande gebracht? Wie anders als dadurch, daß man sich tüchtig zusammennahm, daß man unermüdlich blieb und nicht nachließ, ob auch jede Hoffnung erloschen schien, daß man gegen allen Hang zu Unordnung ankämpfte, daß man Verbrechen verhütete, daß man die Pflichten der Tugend und der Religion einschärfte, daß man das Ansehen und den Beistand der katholischen Geistlichkeit gewann, daß man sich nicht mit geheimen Gesellschaften, strafbaren Komplotten und verbotenen Eiden befaßte, daß man der irischen Nation zeigte, wie sich eine Verbündung ohne Maske, eine Verbrüderung im Angesicht des Tages und im Bereich des Buchstabens und des Geistes der Gesetze bilden lasse, stark genug, jeder Gegenpartei Trotz zu bieten. So geschah es, daß wir zu mächtig wurden, als daß ein Widerstand mehr Etwas wider uns vermochte. Wellington und Peel, welche sich beide weigerten, mit Canning in Einem Ministerium zu dienen, lediglich, weil er der Emancipation günstig war, sahen sich genöthigt, ihre Grundsätze aufzugeben, ihrer Politik zu entsagen und mit guter Miene und schlechter Laune den Katholiken die Hülfe zu gewähren, die sie ihnen vorzuhalten mehr als ein mal geschworen hatten. Da wir nun zwei Dinge wissen, einmal, daß das irische Volk oftmals große politische Veränderungen durchgesetzt hat, ohne daß es die bestehenden Gesetze verletzte, das Eigenthum beeinträchtigte oder Blutschuld auf sich lud; zweitens, daß noch eine andere große Nationalveränderung nothwendig ist, die Einwohner Irelands vor dem unvermeidlichen Uebel einer ausländischen Mißregierung und deren Folgen Verarmung, Noth und Elend zu bewahren; da wir, sage ich, über diese zwei Dinge im Reinen sind, so fordere ich das gesammte Volk von Ireland auf, sich mit mir zu vereinbaren, auf daß wir noch eine große politische Veränderung mehr, und zwar daß wir sie ohne Gewalt, Unordnung oder Verbrechen bewerkstelligen. Die Veränderung, um die es sich jetzt handelt, ist die Aufhebung der Union. Die Landeigenthümer Irelands haben die Alternative vor sich — Entweder keine Union oder Armensteuer. Eines von beiden muß geschehen; einen dritten Fall giebt es nicht. Bekommen wir Armengesetze, so halte ich es für Pflicht, meine feste Ueberzeugung auszudrücken, daß die Gutsherren sammt und sonders ihr Besitzthum den Armen überlassen müssen, daß kein Grundstück mehr den Ertrag von drei Jahren werth ist. Man könnte mich fragen, ob ich denn nicht der Meinung sey, daß der Staat für die Armen Vorkehr treffen solle. Meine Antwort lautet: nur keine Zwangsmaßregeln. Vielmehr müßte gesorgt werden, daß in den Händen geistlicher Personen so viel milde Stiftungen sich anhäuften, als hinreichend wären, den Bedürfnissen der Verlassenen zu begegnen.

Nichts, ich wiederhole es, vermag Ireland vor Armengesetzen zu retten, als die Aufhebung der Union, und ich schließe diesen Brief mit einigen Aeußerungen berühmter Irländer, die sich zum Theil noch am Leben befinden. Diese Aeußerungen sollen dazu dienen, die jetzige Generation an die hohen Vorstellungen von Nationalwürde zu erinnern, womit man einst in Ireland sich trug.

Zuvörderst eine Stelle aus einer Rede Curran's: „Wenn Jemand die Folgen einer Union mit Großbritannien zu erfahren wünscht," sagt Curran, „so will ich sie ihm sagen. Die Folgen werden seyn — Auswanderung jedes Mannes von irgend einer Bedeutung aus Ireland; sie werden seyn die Theilnahme an den britischen Abgaben, ohne den britischen Handel; sie werden seyn — die Erlöschung des irischen Namens als des Namens einer Nation; wir werden zu einer lumpigen Kolonie herabsinken, und vielleicht, wie früher einmal im Plan gewesen, an eine Kompagnie Juden verpachtet werden, die uns dann durch etliche Steuereinnehmer und Accisebeamten regieren läßt; wozu man etwa noch funfzehn bis zwanzig Paar irische Parlamentsherren zählen kann, welche jede Sitzung in ihren Kumeten an der englischen Ministerkrippe verschlafen."

Gewiß hat nie ein Seher so hell in die Zukunft geblickt! Leider sind aber seine Worte keine Prophezeihung mehr; sondern sie sind wirkliche und wahrhafte Geschichte. Ich nahm Grattan's Reden zur Hand, um daraus Stellen zu wählen, aber die Schönheiten seiner mehr als menschlichen Beredsamkeit, welche an der Liebe der Freiheit und Irelands sich entzündete, lassen sich nicht ausziehen. Ich möchte eher das ganze Buch abschreiben, als es durch

Auszüge verstümmeln. Doch da finde ich einen Satz, der für sich selbst spricht, und gleichsam als Inbegriff seines Patriotismus und seiner Weisheit gelten kann: „Kein Land," ruft Grattan aus, „kein Land, das stark genug ist, ein Reich zu seyn, erniedrige sich eine Provinz zu werden." Hier ein Wort aus einer Rede Saurin's, das, wenn man an das Leben des Mannes denkt, der es sprach, an Nachdruck gewinnt. „Ihr könnt," sagt er, „die Union so bindend machen als ein Gesetz, aber sie für das Gewissen verpflichtend zu machen seyd Ihr nicht im Stande. Man wird sich drein schicken, solange England stark ist; aber der Gedanke sie abzuschütteln, wird sich als Pflicht aufdrängen, und dieser Pflicht durch Widerstand nachzukommen wird eine bloße Frage der Klugheit seyn." So die Sprache eines Mannes welcher zwanzig Jahre der theure Kronanwalt der Orangistenpartei in Ireland war. Warum sollte die Uebereinstimmung der Ansichten, welche zwischen ihm und dieser Partei bestand, sich auf die bloße Bigoterie beschränken, und nicht zum Mindesten jetzt zur Empfänglichkeit für die Interessen der gesammten irischen Nation erweitern? Nun folgt eine andere Stelle, man gebe wohl Acht: „Ich erkenne in der Union nur die Frage, wollt Ihr auf Euer Land verzichten? Ich will vergessen, durch welche nichtswürdigen Mittel die Union herbeigeführt wurde, und darin Nichts sehen, als die einfache Thatsache, daß England einen Augenblick unserer Schwäche benützte, eine Herrschaft wieder an sich zu bringen, die wir ihm in einem Augenblick unserer Stärke entrissen hatten — eine Herrschaft, die es unwandelbar mißbrauchte, durch die es uns fort und fort unterdrückte und in Armuth versenkte, und auf die wir nicht verzichten können, ohne daß all unser Wohlstand zu Grunde geht." Und wiederum, Was soll man zu der folgenden Stelle sagen: „Die Union ist eine Maßregel, welche das Land erniedrigt, indem sie nichts Anderes besagt, als dasselbe sey nicht würdig sich selbst zu regieren. Es ist die Aufwärmung des verhaßten und unsinnigen Rechts-Grundes der Eroberung; es ist die Wiederholung der abscheulichen Unterscheidung zwischen Mutterland und Kolonie, welcher wir den Verlust Amerika's verdanken; es ist die Verweigerung der Rechte der Natur gegen eine große Nation, aus Unduldsamkeit gegen deren Glück." Wer war dieser kühne Sprecher, der die Union eine erniedrigende, verhaßte, unsinnige und abscheuliche Eroberung nannte, schlimmer als die Tyrannei, durch welche Großbritannien Amerika verwirkte? Wer war es, der sie als eine schmähliche Verweigerung der Rechte der Natur gegen die große irische Nation bezeichnete und der dieses namenlose Verbrechen auf seine echte aber gemeine Quelle zurückleitete — Unduldsamkeit gegen irisches Glück? Wer war dieser kühne, männliche, weise Sprecher? Tritt hervor, Charles Kendal Bushe, Lordoberrichter Sr. Majestät bei dem Gerichtshof der Königsbank in Ireland! Du hast den Ruhm, dieser Mann zu seyn!

Laßt mich noch auf einen andern Oberrichter mich berufen, laßt mich berichten, wie ein anderer Oberrichter dachte, der einzige, lebende Mann, der sich über Bushe stellen konnte. Der Mann, welcher was Tiefe der Einsichten betrifft, nie einen Nebenbuhler fand und dessen geistige Höhe vielleicht nie ein Sterblicher übertraf, ist Lord Plunkett. Dieser größte aller rechtsbewanderten Verfassungsfreunde hat seine Ansichten über die gesetzlichen Wirkungen der Unionsakte zum ewigen Gedächtniß hinterlassen. Hier sein feierliches Gutachten über die Befugniß des Parlaments, die Maßregel der Union zu beschließen: „Ich leugne ausdrücklich die Befugniß des Parlaments, diesen Schritt zu thun. Ich warne Euch, wagt es nicht, Eure Hand an die Verfassung zu legen. Ich erkläre, daß, wie Ihr Euch durch die Umstände bestimmen laßt, die Akte zu genehmigen, sie null und nichtig sey und kein Ire sie für bindend halten wird. Diese Erklärung mache ich mit gutem Bedacht; ich wiederhole sie, und fordre Jedermann auf, der sie hört, meine Worte wohl zu erwägen. Ihr seyd dazu nicht erwählt, Ihr seyd bestellt, die Verfassung zu handhaben, nicht sie aufzuzehren, Ihr seyd bestellt, das Amt von Gesetzgebern zu verwalten, nicht es zu übertragen; und wenn Ihr Euch dennoch dessen vermesset, so ist Euer Thun eine Vernichtung der Regierung, eine Auflösung der Gesellschaft in ihre ursprünglichen Elemente und Niemand im Land braucht Euch zu gehorchen." Nach einigen scharfsinnigen Beleuchtungen der praktischen Wahrheit dieser konstitutionellen Lehre wendet sich der treffliche Rechtskenner an das irische Haus der Gemeinen: „Eure Vollmachten erlöschen, das Parlament kann nicht erlöschen. Es waltet in den Herzen des Volks, es thront in dem Heiligthum der Verfassung, es ist unsterblich wie die Insel, über welche es seine Fittige ausbreitet. Eben so leicht könnte der rasende Wahnsinnige hoffen, daß die That, welche seinen elenden Leib zerstört, auch seine ewige Seele vertilge. Noch einmal, ich warne Euch, unterfangt Euch nicht, Eure Hand an die Verfassung zu legen; es geht über Euer Vermögen."

Wie weise, wie patriotisch war es von diesem großen Mann, daß er uns sein reiflich überlegtes Gutachten über das große Rechtsprinzip der Union vermacht hat. Er hat recht entschieden; sie müsse null und nichtig seyn. So wäre also nach ihm Se. geheiligte Majestät der König von Ireland William IV, welchem Gott Segen und Heil verleihe! befugt, morgen die Einberufungsschreiben an das irische Parlament zu erlassen, damit es sich versammle zu berathen das Wohl der irischen Nation. Der Gewaltzustand würde dann aufhören und das unsterbliche irische Parlament, in körperlicher Form dargestellt, seinen Rang unter den unabhängigen Gesetzgebungen der Welt wieder einnehmen. Dieß lautet tröstlich. Wir haben nicht nöthig, uns an das taube Ohr englischer Theilnahmlosigkeit zu wenden, um uns die Wiedereinsetzung in unsere Nationalrechte auszubitten. Wir müssen nicht auf die förmlichen Erörterungen des britischen Hauses der Gemeinen warten oder das prunkhafte Fiat des britischen Hauses der Lords. So ist das Gesetz, wie es uns Lord Plunkett auslegte. Ist der König überzeugt, es sey der allgemeine Wunsch der großen irischen Nation, daß das irische Parlament wieder auflebe, und weiß er, daß für seine treuen irischen Unterthanen eine große Wohlthat darin liegt, ihre einheimische Gesetzgebung zu haben, so hat der König nicht bloß in Kraft seiner Prärogative das Recht, sondern er hat auch die Pflicht das irische Parlament einzuberufen, und der gegenwärtigen schreienden Ungerechtigkeit ein Ziel zu setzen. So meint es wenigstens das Gesetz, wie es der erste Rechtsgelehrte der britischen Reiche mit Bedacht und wiederholt gedolmetscht hat. Wird die britische Regierung die Autorität seiner Rechtsgelahrtheit leugnen? Warum haben sie ihn dann zum Lord ge-

macht, haben ihn zum Richter in England gemacht, haben ihn zum Oberrichter in Irland gemacht? Nach all diesem in Abrede ziehen, er sey ein Rechtsgelehrter, hieße so Viel, als die ganze britische Regierung zum Narren erklären. In Abrede ziehen, er sey ein Rechtsgelehrter von den außerordentlichsten Talenten, hieße sich für so dumm bekennen als das fette Unkraut, welches „an Lethe's Ufer fault." Nun Gott sey gepriesen! die Aufhebung der Union ist weder so fern noch so schwierig, als einige Freunde in Irland vielleicht fürchten. Ich endige mit einer ernsten Aufforderung an das irische Volk aller Klassen, aller Sekten, aller Meinungen, sich mit mir in dieser höchst wichtigen, geistaufregenden Periode zu gleichzeitigen Bemühungen für die Wiedereinführung unseres Vaterlandes in die Reihe der unabhängigen Nationen zu vereinigen. Mögen diese Bemühungen friedlich, gesetzlich, verfassungsmäßig, frank und offen seyn, aber mögen sie auch mit rastloser Thätigkeit verfolgt werden, bis Irland seine Rechte und sein Parlament wieder errungen hat. So in den Grenzen des Gesetzes und der Verfassung werfe ich noch einmal die Frage auf:

Ist nirgend mehr ein heimischer Arm,
Dem irisch Blut in den Adern warm?
Kein Herz in dem zertretenen Land,
Dem Furcht vor Zwingherren unbekannt?
In dem bedrückten Reich Nichts mehr,
Als sklavische Thränen statt Faust und Wehr?

Zahl der englischen Sklaven.

Der englische Courier enthält folgendes am 8 Juli 1830 in der Kolonial-Registratur ausgefertigte Verzeichniß der Sklavenbevölkerung, wie sie sich auf den verschiedenen britischen Kolonien vorfindet.

	Männliche.	Weibliche.	Gesammtzahl.	Zeit der Zählung.
Antigua	14,066	15,773	29,839	1828
Barbados	37,691	44,211	81,902	1829
Bahamas	5,549	5,292	10,841	1825
Berbice	11,284	10,035	21,319	1828
Bermuda	2,208	2,400	4,608	1827
Demerary	37,141	32,326	69,467	1829
Dominika	7,562	8,030	15,592	1826
Grenada	11,777	12,565	24,342	1828
Jamaika	162,726	168,393	331,119	1826
Montserat	2,867	3,395	6,262	1828
Nevis	4,574	4,685	9,259	1828
St. Kitts	9,198	10,112	19,310	1828
St. Lucia	6,280	7,381	13,661	1828
St. Vincent	11,583	12,006	23,589	1827
Tabago	5,966	6,757	12,723	1829
Trinidad	13,435	11,017	24,452	1825
Virgin Island	2,505	2,951	5,456	1825
Mauritius	47,657	29,117	76,774	1826
Kap der guten Hoffnung	21,210	14,299	35,509	1825

Ode an Chateaubriand.

In einer von Hrn. Roger de Beauvoir an den Vicomte Chateaubriand gerichteten Ode, welche, wie es scheint, durch das Gerücht veranlaßt wurde, der edle Pair wolle sich nach der Schweiz zurückziehen, finden wir folgende Stelle:

Seulement, naufragé sublime;
Par un siècle réparateur
Adopté comme une victime,
Tu resteras à sa hauteur.
Non, tu ne peux sous ta cuirasse
Défier le siècle qui passe,
Comme s'il devait t'oublier.
Crois à la foudre qui replace!...
Va, la France entière ramasse
Ton gantelet de chevalier.
Oh! viens.., mais le Mont-Blanc au panache sauvage
Va, dit-on, nous contraindre à pleurer ton veuvage.
Tu pars!... Mais si là-bas tu découvres l'autel
Où, roi de l'avalanche, un fantôme préside,
Tu pourras toucher l'arc... mais le carquois est vide:
Nous avons la flèche de Tell.

Vermischte Nachrichten.

Am 26 Oktober v. J. wurde die Stadt Valparaiso in Chili von einem Erdbeben heimgesucht, das fast so heftig war, als das von 1822. Die Erschütterung dauerte zwanzig Sekunden und zerstörte eine große Anzahl Häuser; doch verlor Niemand das Leben; nicht so zu Santiago, wo man den Verlust verschiedener Personen zu bedauern hat. Casa Blanca, dreißig Meilen von Santiago, ging fast gänzlich zu Grunde.

Kapitän Daniel Mackenzie, Befehlshaber des Schiffes Minerva Smith, machte in den Jahren 1828 und 1829 eine Reise in die Südsee, von welcher er vor Kurzem zurückkehrte. Am 1 December 1828 entdeckte er unter 176° 49′ 30″ westl. L. von Greenwich und 45 M. nördl. vom Aequator eine Insel, die er Howland nannte, und die noch von keinem Seefahrer besucht worden zu seyn scheint. Sie hat etwa zehn Meilen im Umfange, ist nieder gelegen und gut beholzt; aber ohne Ankerplatz. Von Menschen keine Spur. An den Küsten Ueberfluß von trefflichen Fischen. Auch vergewisserte sich der Kapitän, daß die Insel New Nantucket vierzehn Meilen nördl. von der Linie und 179° 35′ 15″ w. L. gelegen, aus einer bloßen Sandbank besteht. Am 13 desselben Monats berichtigte er die Lage von Kings-Mill, die auf allen Karten 34 M. zu weit östlich angegeben ist. So sollte auch Dundas statt 9 M. südlich 19 M. nördlich von der Linie bezeichnet seyn. Am 27 Februar 1829 gewahrte er eine Gruppe von Inseln, deren er gegen zwanzig zählte. Alle waren mit Holz und Kokosbäumen bedeckt. Einige Eingebornen brachten hundert und zwanzig Kokosnüsse, die sie gegen Eisenstücke austauschten. Sie gingen sämmtlich nackt und trugen Zierathen von Schildkröten an der Nase. Die Lage dieser Inseln, welche der Kapitän als eine Fortsetzung der Lord Howe Inseln betrachtet, bestimmte er nach wiederholten Beobachtungen unter 4° 24′ s. Br. und 158° 45′ 15″ östl. Länge.

Der polnische Graf Ostrowski hat in dem Palatinat Masan eine große Manufakturkolonie angelegt. Die neue Stadt Tomaszow liegt in dem Bezirke Rawa, am Zusammenflusse der schiffbaren Pilica und der Wolborka, eines ebenfalls nicht unansehnlichen Flusses, an der großen Straße von Warschau, vierzehn Meilen von dieser Hauptstadt und fünf und zwanzig Meilen von Krakau. Durch die Pilika kann sie sich leicht mit der Weichsel und der Ostsee in Verbindung setzen. Eine gesunde Luft, ein erhöhter Boden, von einem Thälchen durchschnitten, Eisenbergwerke, unerschöpfliche Kalkgruben und Steinbrüche, zahlreiche Bäche, stark genug, Mühlen zu treiben, Alles findet sich vereinigt. So konnte es denn auch geschehen, daß diese Kolonie, welche vor fünf Jahren vier oder sieben Wohnungen enthielt, jetzt zu einer Stadt mit einer thätigen Bevölkerung von fünftausend Einwohnern angewachsen ist, die noch täglich zunimmt. Tomaszow enthält viele Tuchfabriken; auch die Baumwollenspinnereien beginnen sich zu vermehren. Handwerker, Kaufleute, Kapitalisten finden daselbst gute Aussichten, und manche Familien haben sich in dieser kurzen Zeit ein beträchtliches Vermögen erworben. Die Ländereien werden, wie man will, auf temporären oder auf erblichen Pacht verliehen. In letzterem Falle kann der Inhaber über sein Besitzthum frei verfügen, so jedoch, daß, wenn er dasselbe veräußert, ein bestimmter Theil vom Kaufschilling an den Grundherrn fällt. Es herrscht vollkommene Gewerbsfreiheit, mit Ausnahme des Bergbaues und der Fabrikation der Getränke, Branntwein, Bier u. s. w., welche nach der Landessitte der Grundherrschaft allein zustehen. Man kann Pachtgüter zu 7, 14, 28, 40 und 60 Morgen erhalten, wovon man erst

nach sechs Jahren eine Rente bezahlt, welche sechzehn polnische Gulden nicht übersteigt. Den meisten Ansiedlern hat der Graf Holz, Bausteine und Kalk unentgeldlich verabfolgen lassen.

Nach Briefen (im englischen Globe) aus Havanna, die bis zu Ende Augusts reichen, waren endlich über die dort vor mehreren Monaten entdeckte Verschwörung verschiedene Aufschlüsse ins Publikum gelangt. Einer der Verschwörer, Namens Solis, den der König auf zehn Jahre Exil begnadigte, hatte das ganze Geheimniß mit allen Theilnehmern und Entwürfen verrathen. Das niedergesetzte Militärgericht fuhr in der Untersuchung fort. Fünfhundert Personen befanden sich unter den Beklagten; fünf waren bereits zum Tode und eine Menge Anderer zu zehnjähriger Kettenstrafe auf Cuba verurtheilt. Die Freimaurerei soll dem Komplotte nicht fremd gewesen seyn. Die Geheimbündler versammelten sich unter dem Titel und Panier des schwarzen Adlers; sie theilten Diplome an ihre Genossen aus, und Alle, die sich weigerten, ihren Grundsätzen beizutreten (Fremde nicht ausgenommen), bedrohten sie mit Tod und Vermögenskonfiskation. Viele reiche und angesehene Bürger, europäische Officiere, Advokaten, Notare u. s. f. sind bei der Sache verwickelt; doch die Mehrheit besteht aus Personen der niedern Stände, wie Barbieren, Fleischern, Bootsleuten u. s. f. Täglich werden neue Geständnisse gemacht.

Der französische Kriegsminister erließ ein Schreiben an die Officiere der vormaligen Kaisergarde, welche mit Napoleon nach Elba gingen, worin er über die Dienste, welche sie geleistet, die Korps, denen sie angehört, und die Zeit, wann sie aus den Armeelisten ausgestrichen worden, Nachweisung verlangt; auch läßt derselbe ein Verzeichniß aller Soldaten verfertigen, welche das Bataillon von Elba bildeten. Während dieses auffallenden Bestrebens der Regierung, allen Anhängern Napoleons Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, fragt man sich, mit welchem Rechte sie das Verbannungsurtheil gegen ganze Familien fortdauern lassen können, die Nichts verschuldet haben, als daß sie den Namen Bonaparte führen? Offenbar ist es ein Widerspruch, wenn die Deputirtenkammer sich mit der Frage beschäftigt, Napoleons Gebeine aus St. Helena kommen zu lassen, so lange sie den Mitgliedern seines Hauses ihr Vaterland verschließt. Ueber den Todten soll man die Lebenden nicht vergessen!

Ein seltsamer Prozeß beschäftigt (nach der Gazette des Tribunaux) in diesem Augenblicke die französischen Gerichte. Um die Zeit der letzten Wahlen rief ein Priester aus dem Bezirke Verdun, der sich bei der Municipalversammlung seines Ortes befand, in prophetischem Tone aus: „Werden die 221 wieder gewählt, so lassen wir 200.000 Russen kommen, die Euch zur Vernunft bringen müssen.“ Die Drohung wurde ein allgemeiner Gegenstand der Unterhaltung in der Umgegend. Dieß merkt sich ein Branntweinhändler, und kaum ist das Resultat der Wahlen bekannt, so macht er Aufkäufe und sendet hundert Fässer Branntwein nach Paris, wo er auf guten Absatz bei den hyperboreischen Vertheidigern des Throns und Altars hoffte. Als die Ereignisse des Julius eintraten, zählte er bereits auf zweifachen Gewinn. Allein die Anerkennung der neuen Regierung von Seite Englands folgte; nur die Ueberzeugung von des Abbé's Unfehlbarkeit hielt seinen Geist aufrecht. Jetzt kam aber auch die Kunde von der freundlichen Aufnahme, welche General Athalin in St. Petersburg fand, und der verunglückte Spekulant hatte nichts Besseres zu thun, als wider den Priester eine Klage einzureichen, daß er solle angehalten werden, binnen einer Woche seine zweihunderttausend Kosaken herbeizuschaffen, oder ihm seinen Branntwein abzukaufen und ihn für die Unkosten zu entschädigen.

Während man in diesem Sommer in ganz Europa über kalte Witterung klagte, erfreuen sich die Vereinigten Staaten von Nordamerika des günstigsten Himmels und der reichsten Ernte. Ein ansehnlicher Grundeigenthümer in Rochester, dem obern Theile von New-York, schreibt: „Seit drei bis vier Wochen haben wir außerordentlich heiß. Vorige Woche arbeiteten die Schnitter auf dem Felde im bloßen Hemde. Zwar reichte dieses Hemd bis auf die Knöchel, doch war es ein nicht wenig befremdender Anblick für die Reisenden, welche auf der Straße vorüber zogen. Oeffentliche Dankfeste wurden für den ergiebigen Herbstsegen gehalten.“

Bekanntlich waren bei dem ungrischen Krönungsfeste fünftausend Ellen weißes, rothes und grünes Tuch auf der Straße ausgebreitet, durch welche die Procession kam. Als dieses Tuch dem Pöbel Preis gegeben wurde, erhob sich eine furchtbare Balgerei, bei welcher viel Blut floß, und Manche ihren Antheil an der Beute mit dem Leben bezahlen mußten. Das Volk stürzte sich mit solcher Hast auf das Tuch, daß es dasselbe der Prozession wörtlich unter den Füßen wegzog; ja der König selbst, als er in dem ehrwürdigen, aber zerfetzten Gewande des heiligen Stephans, mit der zerdrückten Krone auf dem Haupte, und dem von Alter und Schweiß geschwärzten Scepter in der Hand einherschritt, in Gefahr gerieth, über den Haufen geworfen zu werden. Noch toller ging es Mittags her, wo es einige hundert Eimer Wein auszutrinken galt. Nun entstand eine förmliche Schlacht, mit Hämmern, Messern, Haken, Beilen, Prügeln; der Eine brüllte, der Andere heulte, sang, jauchzte, triefte von Blut, trank die Gesundheit des neuen Königs; mehrere Personen sollen im Rausche zertreten worden seyn. Es war eine solche Menschenmenge in Oedenburg zusammengedrängt, daß man ein kleines Zimmer zu zehn Gulden (Konventionsmünze); ein Fenster mit einem Karolin bezahlte; daß gegen dreißigtausend Wiener kein Unterkommen mehr finden konnten und zurück mußten. Wirthe, Bäcker, Zuckerbäcker, Fleischhacker, Sattler, Riemer, Sticker, Knopfmacher u. s. f. haben Tausende während der Krönung gewonnen. Der Umstand, daß die Regierung auf das Regal des Tabakmonopols, welches jährlich acht Millionen abwarf, Verzicht leisten will, mag zu dem allgemeinen Jubel, der in diesen Tagen durch ganz Ungern herrschte, nicht Wenig beigetragen haben. Der Wunsch, der neue König möchte seine Residenz in Ungern aufschlagen, äußerte sich vielfach.

Von dem heurigen Wallfischfange sind durch das Schiff Abram, Kapitän Jackson, welches die Grönlandfischerei am 21 September verließ, traurige Botschaften in England eingetroffen. Von ein und neunzig brittischen Fahrzeugen waren achtzehn ganz zu Grunde gegangen, acht und dreißig hatten nicht mehr als hundert Fische gefangen und die übrigen waren leer. So schlecht ging es seit vielen Jahren nicht. Mehrere der Schiffe, die Nichts bekommen hatten, wollten noch einen Versuch in den nördlichern Gewässern machen; Allem nach aber ist die passende Jahrszeit bereits vorüber. Die Verluste und Beschädigungen, welche die Schiffe erlitten, fanden sämmtlich nach dem 12 Juli in der Melvillebai Statt. Am 11 Oktober kostete die Tonne grönländer Oel noch 33 Pf. 10 Sch. bis 34 Pf.; auf die obige Kunde stieg der Preis sogleich auf 40 Pf., und die Preise aller andern Oele zogen an. Von den achtzehn verlornen Schiffen gehörten sechs nach Hull. Die anhaltenden starken Südwinde hielten die Schiffe zwölf Wochen in der Melvillebai hin, und als endlich das Eis anfing und sie westwärts steuern konnten, fanden sie keinen Fisch mehr.

„Letzten Montag,“ berichtet die Carlow Morning Post vom 11 Oktober, „übernachteten eine Dame und ein Herr, die in einem eignen Wagen mit Postpferden reisten, in Lennon's Inn, auf ihrer Reise von London über Bristol nach Dublin. In Folge eines Haftbefehls, der ihnen von London nachfolgte, wurden sie am folgenden Morgen durch einen Friedensrichter angehalten, der sie folglich wieder zurück führen ließ. Man sagt, die Flüchtlinge seyen ein Hr. F—s—e, von Belfort, und die Tochter eines der reichen Rothschilde, die einzige Erbin des vereinigten unermeßlichen Reichthums dieser drei berühmten Juden. Hr. F. und die Dame sollen sich vor ihrer Ankunft in Waterford haben trauen lassen.“

Am 1 Juli d. J. wurden in den Vereinigten Staaten 6,400.000 Doll. an der Nationalschuld abbezahlt, und man hofft, binnen drei Jahren mit Ausnahme der zu 3 Proc. verzinslichen dreizehn Millionen den Rest der Masse getilgt zu sehen; diese dreizehn Millionen stehen gegenwärtig zu 91½ und können von der Regierung nach Gutdünken abgelöst werden. Aber man glaubt nicht, daß Dieß sobald geschehen dürfte, da es in der Politik der Union liegt, eine bedeutende Summe vom Ueberschusse der Staatseinkünfte auf Verbesserungen im Innern zu verwenden.

Als Karl X während des ersten Exils in Holyrood House residirte, ertheilte ihm Professor Ritchie Unterricht in der englischen Sprache. Um seine Lektionen möglichst nützlich zu machen, empfahl er seinem königlichen Zöglinge das Studium der Geschichte, worin er ihn ganz und gar unwissend fand. Er versuchte es mit der französischen, der schottischen, der englischen Geschichte; umsonst. Das einzige Buch, welches der Graf von Artois zu lesen bewogen werden konnte, war der Vikar von Wakefield.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 308. 4 November 1830.

Briefe in die Heimat.

Von Dr. Friedr. Zuccarini.

Napoli di Romania d. 20 August 1830.

Der Peloponnes schreitet rasch in dem Bemühen fort, in Dem, was man äußere Ausbildung nennt, den europäischen Staaten gleich zu kommen. Seine Städte beleben sich, sein Handel fängt an, die frühere Einseitigkeit zu verlieren und die Kultur des Landes wird eifrig und mit Erfolg betrieben. Napoli di Romania ist seit zwei Jahren fast ganz umgewandelt; statt der niedrigen Hütten, der engen kaum gangbaren Straßen und des Schmutzes und Schuttes von dem keine Gasse, kein Platz frei war, erheben sich jetzt ansehnliche meist zwei-, sogar dreistöckige Häuser in freundlicher südeuropäischer Bauart; Was den langen geraden Straßen des neuen Bauplanes entgegen steht, muß weg. Die ausgezeichnetsten neuerdings vollendeten öffentlichen Gebäude sind: das Haus des Präsidenten an dem neu angelegten Platze bei der Landbatterie, die große Kaserne auf dem Fort Itzkala — und die Fleischbank am Landthore; täglich steigen auch — zum Theil sehr ansehnliche — Privatgebäude auf, sich zum gefälligen Ganzen reihend das der neue Plan beabsichtigt. Das nahe Argos bleibt nicht zurück, und läßt schöne neue Bauten über das Meer schimmern. Sogar eine neue Kirche in griechischem Stil und ziemlich großen Verhältnissen ist kürzlich dort aufgeführt worden. Reiche Familien wählen diesen Ort lieber als das unruhigere Napoli di Romania zu ihrem Wohnsitze und ihren Niederlassungen. Für Patras, welches ebenfalls zu den Städten ersten Ranges gezählt wird, ist gleichfalls ein neuer Bauplan entworfen, und bereits sind lange regelmäßige Straßen abgesteckt, auch viele hübschen Häuser schon gebaut, alle aber nur von Holzwerk, der häufigen oft heftigen Erdbeben wegen. Selbst das alte Korinth, vor zwei Jahren fast Nichts mehr als ein Steinhaufen, benützt seinen reichen Vorrath an Trümmern, um neue Gebäude daraus hervorgehen zu lassen, wenn gleich der Plan, nach dem sie gebaut werden sollen, nicht der beste seyn mag.

Die Kultur des Bodens schreitet nicht minder vorwärts; die früher verlassenen Felder tragen wieder, wie vor der Zeit der Verwüstung, ihre reichen Ernten, der Segen der Traube blüht allerwegen, überall werden die verwüsteten und verbrannten Weinberge in Stand gesetzt, deren Reben, wenn auch Jahre lang verlassen und verstümmelt, freudig aus der Wurzel nachtreiben. Die Gartenkultur hat sich natürlich am Schnellsten erholt, Schade nur, daß sich die griechische Gartenkunst meist nur auf die Zucht von Gemüsen und Sommerfrüchten, Melonen rc. erstreckt, und unter dem schönen griechischen Himmel so wenig schöne Gartenblumen blühen, die doch, wenn sie mit Fleiß und Lust gezogen würden, hier eben so reich die Beete schmücken könnten, als auf den jonischen Inseln oder in den üppigen Gärten der Türken. In der Gegend um Napoli di Romania sind mehrere weitläufige ökonomische Besitzungen — theils Staats-, theils Privateigenthum — entstanden, die, in Allem vollkommen europäisch eingerichtet, viel erwarten lassen. Ein besonderer Vortheil davon wird die Urbarmachung der ausgedehnten Sümpfe zwischen Napoli und Argos und die Veredlung der Baumzucht seyn. Die Verwüstung der letzteren, besonders der Oelbäume, ist leider ein Verlust der nicht sobald wieder ersetzt werden kann, und welcher fortgesetzten, zum Theil völlig uneigennützigen Fleiß der Besitzer (eine schwere Sache für den Griechen!) erfordert.

Von den Fortschritten geistiger Ausbildung spreche ich Nichts. Solch edle Früchte brauchen längerer Zeit zur Reife als Kürbis und Welschkorn! Gewiß ist der Boden gut, doch bis jetzt scheint der intellektuelle wie der moralische Einfluß fremder Bildung auf den Charakter der Griechen mehr schlimme als gute Folgen gehabt zu haben.

Was die Gesundheit betrifft, so ist dieser Sommer in ganz Morea, so wie in Rumelien, bei Weitem besser als der vorige. Die Sterblichkeit ist bis jetzt gering und wir hatten noch keine, weder Wechselfieber noch gastrisch-typhöse Epidemien, wie in den heißen Monaten des letztvergangenen Jahres. Ohne Zweifel hat die fortschreitende Kultur des Landes darauf viel Einfluß. Im vergangenen Monate war die Hitze meistens Morgens von 6 bis 9 Uhr 17 bis 18° Réaum. dann stieg das Thermometer schnell bis 25 und 26° und erreichte um Mittag häufig 30°! Mehr habe ich — freilich auf der allen Winden ausgesetzten Höhe des Forts Itzkala hinter der Stadt — nicht beobachtet. Bis Mitternacht wechselte die Wärme zwischen 20 und 18°; Weniger als 15° zeigte das Thermometer nie, auch an den frischesten Morgen nicht. Wir verloren bis jetzt durch Krankheit in diesem Sommer einen einzigen Philhellenen, Justin, Kommandant des 4 Infanteriebataillons, ein Franzose voll Biederkeit und Eifer für die gute Sache. Die Deut-

schen haben sich diesen Sommer gut gehalten; während wir im vergangenen Jahre deren sechs verloren, also wenigstens den vierten Theil — denn es waren schon damals schwerlich mehr als 24 Deutsche in Griechenland — haben wir diesen Sommer noch keinen Einzigen zu bedauern. Alles kömmt nur darauf an, wie schnell die jetzige mit der Herbstwitterung wechselt, wie früh und unter welchen Umständen die Regenzeit eintritt u. s. w. Von Pest vernahmen wir diesen Sommer bis jetzt Nichts. — Die Süd- und Südwestwinde sind eine große Plage. Mit aller Heftigkeit wehen sie glühend heiß, stimmen Geist und Körper herab, und begünstigen sehr die gastrisch-biliösen Fieber, mit Neigung zum Typhus. Diese Krankheiten sollen seit 14 Tagen in Missolunghi, doch nicht epidemisch, sich zeigen. Als ich vor 6 Wochen diese Stadt besuchte, fand ich noch keine Spur davon, und man rühmte mir allgemein das gesunde Klima; was mir sehr auffiel, da die Stadt, fast ganz von Sümpfen umschlossen, den ungesunden Winden offen und mit schlechtem Trinkwasser versehen, mehr als viele andre Städte der Bösartigkeit des herrschenden Krankheitscharakters ausgesetzt seyn muß. Traurige Erinnerungen aus den vergangenen Jahren bestätigen Dieß; viele unsrer Landsleute starben dort als Opfer verheerender Krankheiten lange bevor so vielen Andern das Glück ward bei Vertheidigung der Stadt vor dem Feinde zu fallen! Selbst das gefürchtete Acrocorinth steht nun in einem bessern Rufe der Gesundheit. Man schreibt zwar bei uns die Verbesserung seines Klima's der Vertilgung mehrerer Arten Wolfsmilch zu, die häufig auf dem Festungsberge wuchsen; die wahre Ursache der Verminderung der Krankheiten liegt aber wohl sicher darin, daß gegenwärtig bewohnbare Kasernen gebaut sind und den Soldaten gute Kost gereicht wird, was Beides früher nicht der Fall war.

Das taktische Korps macht immer noch nicht die gewünschten Fortschritte. Die Ursachen davon liegen im In- und Auslande. Wir zählen immer noch nicht mehr als 4 Bataillone Infanterie, ein Bataillon Artillerie und 2 Eskadronen Kavallerie; die Bataillone sind schwach, die Kavallerie schlecht beritten, es giebt viele Mißvergnügte und die Ausreisser sind nicht selten. Man macht häufig Veränderungen, selten Verbesserungen. So sehr sich auch die Zahl der Fremden in Griechenland immer häuft, so wird doch der wahre Philhellenismus immer seltener, existirt vielmehr gar nicht mehr. Man kann ihn füglich als eine außer Gebrauch gekommene ritterliche Waffe der Vergangenheit in der Rüstkammer der Geschichte aufhängen! — Die Parteien gähren, schneiden einander Gesichter, machen ihre Fäuste im Sack, fürchten aber die fremden Quos ego's zu sehr, als daß sie sich in so vornehmer Gesellschaft Unarten erlaubten. In unserm Hafen liegen noch immer das russische und französische Admiralschiff, kleinere Abtheilungen oder einzelne Schiffe der verschiedenen Flotten kommen und gehen beständig. — So eifrig in den Kabinetten am künftigen Schicksal Griechenlands gearbeitet werden mag, so Wenig wird davon öffentlich bekannt. Doch ist man natürlich allgemein sehr gespannt, Aller Augen sind auf die Throne Deutschlands gerichtet und solange es Griechen und deutsche Fürsten giebt, haben sich gewiß erstere nie so eifrig um die Genealogie der letztern bekümmert, als jetzt.

Erzählungen aus dem Kriege.

1. Blokirte Festungen. Schicksal zweier Spione.

(Schluß.)

Der nach Magdeburg bestimmte Bote war noch unglücklicher. Der Marschall Davoust erzählte bei seiner Rückkehr folgende nähere Umstände von dem Ausgang seiner Mission.

„Der Bursch war ein Deutscher und hatte lange Zeit in Magdeburg gewohnt, wo er sehr bekannt war. Er hatte das Billet, welches er überbringen sollte, in einem hohlen Zahn verborgen; doch kaum in einem Dorfe zunächst des Platzes angelangt, wurde er von den heftigsten Zahnschmerzen überwältigt, so daß er gezwungen war, das Billet wieder herauszunehmen."

Im größten Verdrusse darüber, vertraute er die Ursache einem Schlosser, bei dem er früher gewohnt, und der ihm sehr befreundet war, doch unter dem Siegel der heiligsten Verschwiegenheit. Der Schlosser, nicht zufrieden, das Geheimniß für sich zu bewahren, erwies ihm durch Verfertigung eines Schlüssels noch einen größeren Dienst, um welchen das Billet vorsichtig gerollt und wobei das Ganze noch mit einem leichten Stahlüberzug bedeckt wurde.

Mit diesem neuen Hülfsmittel versehen, kaufte der Emissär nun verschiedene geistige Getränke ein, und trug sie im Lager von Magdeburg zum Verkaufe herum. Er wiederholte Dieses mehrere Tage nach einander, indem er sich dabei immer mehr der Festung näherte. Zuletzt war er bis zu der äußersten Linie des Blokadekorps gekommen, von wo er die Vorposten auf der französischen Seite bereits sehen konnte. Hier sah er sich einen Ort aus, an welchem er in der folgenden Nacht ohne Gefahr zu ihnen gelangen konnte, und glaubte sich in seinem Unternehmen schon ganz sicher.

Voller Freude, so nahe am Ziele zu seyn, war er äußerst munter und scherzend, um jedes Mißtrauen der Feinde vollends einzuschläfern; er spielte den Großmüthigen bei den Soldaten, indem er um einen sehr geringen Preis, und selbst umsonst, den Branntwein und die anderen den Deutschen werthen Getränke abließ. Aber zu seinem größten Unglücke erweckte Dieß gerade die Aufmerksamkeit des diesen Posten kommandirenden Offiziers. Wer bist Du denn, der Du unsere Soldaten so erheiterst und bewirthest? frug dieser Offizier. Bist Du etwa ein Spion? „Ich ein Spion! Ha! Sie dürfen sich nur erkundigen. Ich habe Nichts zu befürchten. Man kennt mich im ganzen Lande. Fragen Sie nur Diese und Jene im nächsten Ort, oder auch Diese und Jene im andern Dorf, und dann werden Sie hören, Wer ich bin, und ob ich der Mann, den Spion zu machen." — Du bist ja sehr stolz, und Deiner Sache sicher; doch soll mich Das nicht verhindern, Dich durchsuchen zu lassen.

Es wurde sogleich ans Werk geschritten, und unter andern Dingen bemächtigten sich die Soldaten auch des fatalen Schlüssels, der das Billet enthielt, den sie ihrem Offizier sofort zustellten. Da sonst nichts Verdächtiges gefunden wurde, war dieser schon im Begriff ihn wieder zurückzugeben, als er ihn noch einmal untersuchte. — Er ist noch neu, sagte er zu dem Kundschafter. „Wenn man den alten verloren hat, muß man sich wohl einen neuen machen

lassen," war die Antwort — Er ist aber sehr schwach gearbeitet, denn er giebt nach, wenn man daraufdrückt — „Schwach oder nicht, ich kann doch meine Schublade damit öffnen."

Unterdessen klopfte der Offizier mit einem Messer an dem Schlüssel, und gewahrte, daß er einen ganz besonderen Ton von sich gab. Er schabt mit der Spitze des Messers so lange, bis das umhüllende Stahlblättchen anfängt sich aufzulösen. Das Billet kommt endlich zum Vorschein, worin dem General Lemarois befohlen wurde, mit der ganzen Garnison Magdeburg zu verlassen, und vereint mit Davoust auf Wesel zu ziehen.

Der arme Teufel wurde erschossen. Sein Zahnübel war die Ursache seines Todes und vielleicht auch des Sturzes von Napoleon.

Hätte er Magdeburg erreicht, so würde General Lemarois, Adjutant des Kaisers, den Platz geräumt, und sich mit Davoust in Verbindung gesetzt haben, welcher seinerseits die an ihn gerichteten Befehle wirklich erhalten hatte. Alle Vorkehrungen waren getroffen, um Hamburg zu verlassen; der größere Theil der Truppen war auf dem linken Elbeufer konzentriet. Der Brückenkopf auf dieser Seite blieb indessen noch stark besetzt, so wie am anderen Ufer der Eingang, die Thore und vorzüglichsten Punkte der Stadt. Wäre daher Davoust die Nachricht von dem Auszuge des Generals Lemarois zugekommen, so würde er nicht gezaudert haben, sich sogleich in Marsch zu setzen, und nach erfolgter Vereinigung hätte beiden zusammen Nichts widerstehen können. Wesel sicherte ihren Rhein-Uebergang; dessen Garnison hätte ihre Armee vergrößert, die sofort durch die Besatzungen von Venlo, Jülich, Maestricht, *) so wie später durch die Garnisonen mehrerer anderer Plätze in Frankreich und einer großen Anzahl detaschirter Korps immer mehr angewachsen wäre. Welcher Unterschied dann in den Resultaten!

Es läßt sich einwenden, daß hier stets von dem Verlassen der Festungen die Rede sey, als wenn Dieß ohne Hinderniß hätte geschehen können, und keine Observations- oder Blokade-Korps — besonders bei Hamburg und Magdeburg — zu beachten gewesen wären, welche diese Bewegungen aufhalten mochten. Wirklich waren diese Korps weit zahlreicher, als die Besatzungen der festen Plätze. Aber Alles, was die Alliierten noch an guten Truppen besaßen, stand in Frankreich, und diese Umschließungskorps konnten daher nur aus Neuausgehobenen und Milizen (Landwehr und Landsturm) gebildet seyn. Sie hätten den alten versuchten Truppen dieser Garnisonen nicht widerstanden; diese würden sie leicht zerstreut haben, um so mehr, da ihre Artillerie sehr gut bedient und sie im Ueberfluß mit Munition versehen waren, die sie aus den ungeheuern Vorräthen dieser festen Plätze entnehmen konnten. Auch nannte der Marschall Davoust unter den Ursachen, die ihn in Hamburg zurückhielten, keineswegs die Schwierigkeit, durch das blokirende Korps zu dringen. So wie aber das Billet von Magdeburg aufgefangen war, lagen die Projekte Napoleons offen da, und der Feind war durch zahlreiche Verstärkungen, welche von allen Seiten anlangten, bedacht, sich dem Marsch der beiden Korps aus Hamburg und Magdeburg zu widersetzen, von denen Impuls und Bewegung den andern erst mitgetheilt werden sollte.

*) Es waren zu dieser Zeit in Wesel 6100, in Venlo 1200, in Jülich 5000 und in Maestricht 6000 Mann.

Nachdem Davoust vergeblich einige Tage auf Nachrichten von der Garnison in Magdeburg gewartet hatte und sich mit jedem Augenblicke die feindlichen Truppen um ihn anhäuften; nachdem er anderseits einen Aufstand der Einwohner Hamburgs befürchtete, der durch einen gleichzeitigen Angriff der Blokadearmee unterstützt werden konnte, schloß er sich von Neuem mit allen Truppen in die Stadt ein, höchst erfreut durch seine Vorsicht sich die Möglichkeit dazu bewahrt zu haben. — Wenn man dieses Ereigniß allein unter dem militärischen Gesichtspunkt betrachtet, so läßt sich die Frage aufwerfen: Was wäre geschehen, wenn der Marschall Davoust, anstatt sich bloß vorzubereiten, und Nachricht vom General Lemarois zu erwarten, kühn die Idee Napoleons aufgefaßt, sich bloß mit der Hoffnung seiner Erfolge beschäftigt, mit dem zahlreichen Armeekorps, welches die Garnison Hamburgs bildete, schnell gegen Wesel gewandt, und, falls er nun unterwegs die Garnison Magdeburg nicht aufnehmen konnte, dennoch seinen Zug gegen die französische Gränze fortgesetzt, und Alles, was ihm aus den festen Plätzen und auf seinem Wege noch als Verstärkung dienen mochte, mit sich vereinigt hätte? Doch es genügt zu bemerken, daß solche Köpfe, welche der kühnsten Unternehmungen, ohne rückwärts zu schauen, fähig sind, zu allen Zeiten selten waren. Die Geschichte zeigt uns wenig Beispiele. Agathokles und Ferdinand Cortez, der Eine in Afrika, der Andere in Amerika, verbrannten nach der Landung ihre Schiffe, und ließen ihren Soldaten kein anderes Heil, als im Siege, da ihnen jede Hoffnung zur Rückkehr benommen war. Aber zwischen diesen zwei Männern liegt eine Kluft von zwanzig Jahrhunderten!

Napoleon, sagt man, habe mit den höchsten militärischen Würden gewöhnlich solche Menschen bekleidet, deren Fähigkeiten solchem Range nicht gewachsen waren, um ausschließlich die Blicke der Völker und der Soldaten auf sich zu ziehen, vorzüglich im Gang der Schlachten, wo er einzig die ersten Rollen selbst haben wollte. Wenn dem so war, so hat er es in seinen letzten Kriegen grausam bereuen müssen! Ueberall, wo er nicht zugegen seyn konnte, häuften sich mehr oder minder die Unglücksfälle, und von nirgends her läßt sich eine Waffenthat anführen, wobei ein Talent oder ein großer Charakter durchgeschimmert hätte, wie von Generalen des ersten Ranges zu erwarten seyn sollte!

Die ausgezeichnete Tapferkeit des Marschall Davoust war der ganzen Armee bekannt. Unter den Stellvertretern des Kaisers war er unbezweifelt einer der vorzüglichsten, die schwierigsten Befehle pünktlich auszuführen, und unerschütterlich in jeder bezeichneten Stellung gegen die größte ja unverhältnißmäßige Ueberzahl auszuharren. Der Name Auerstädt weniger berühmt, aber für wahren Ruhm werthvoller als der von Jena, weil hier Napoleon nur mit einer untergeordneten Armee kämpfte, während Davoust bei Auerstädt die große preußische Armee unter persönlicher Anführung des Königs und des alten Herzogs von Braunschweig schlug — dieser Name, so wie der von Eckmühl, wo er in einer fast ähnlichen Position war, bekräftigen das Gesagte hinlänglich. Doch wenn es sich darum handelte einen großen Entschluß zu fassen, ein hohes Unternehmen zu vollbringen, wenn er sich selbst als großen

Feldherrn und nicht als den Lieutenant eines Andern zeigen sollte, dann scheint Hamburg im Jahre 1814 zu beweisen, daß er zu dieser Aufgabe keineswegs befähigt war. Paris bestätigt es 1815 noch mehr, wo er als Kommandirender und Kriegsminister die Gelegenheit — die er mit seinem Leben nicht zu theuer bezahlt hätte — vorübergehen ließ, das Unglück bei Waterloo durch die Niederlage der Heere von Blücher und Wellington zu rächen. —

Die Barrikaden von Paris.

Von Dr. Hermes.

II. Der 28 Julius.

1. Der Hof des Theaters des Variétés.

Der Schließer (indem er das große Thor untersucht). Nun, nun! das ist fest genug. Das müßten tüchtige Bursche seyn, die das einstoßen wollten. Gut! Und mein alter Lapipe, Was sagst Du zu dieser Komödie?

Lapipe (ein alter Invalide, der zugleich Lampenputzer im Theater ist). Ich sage, ich sage, — daß die Geschichte gerade so geht, wie damals, als wir die Bastille stürmen wollten.

Der Schließer. Ja, Alter! Unter uns gesagt; denn es ist nicht nöthig, daß diese Bursche es hören; in unserer Revolution von 1789 da gab es doch schöne Tage, freilich auch verteufelte Dummheiten daneben.

Lapipe. Freilich wohl! Freilich wohl! Z. B. diese Spitzbuben mit ihrem Revolutionstribunal —

Der Schließer. Lassen wir Das gehen. Gut, ich denke mir so, wenn unsere Kinder auch ein Mal so eine Revolution machen, werden sie das Ding gescheidter anfangen, als wir.

Lapipe. Was! Du glaubst —

Der Schließer. Ich will darauf nicht wetten, aber ich möchte darauf schwören. Die Fortschritte der Aufklärung — das Volk wird alle Tage aufgeklärter, und wenn Du einen Beweis willst, so siehst Du es ja, daß man den Constitutionnel liest, während man sich die Stiefel putzen läßt, ...

Lapipe. Das ist schon recht, aber Was hat das mit der Revolution zu schaffen?

Der Schließer. Mein Gott, Das ist doch nicht so schwer zu begreifen. Das Volk wird aufgeklärt, es nimmt vernünftige Sitten an und eine bessere Lebensart; also wird man den Leuten auch nicht mehr die Köpfe abschlagen, bloß so um das Vergnügen zu haben, sie abzuschlagen.

Lapipe. Das ist wahr: ich gebe Dir mein Wort, daß es mich freute, wenn dieser Spektakel, den man da erhebt, nicht ganz umsonst wäre. Wir armen Invaliden, wir haben einen Gouverneur, der uns das Leben auch nicht zum Himmel macht; und wenn wir einen andern bekommen könnten —

Der Schließer (lachend). Da sieht man die Menschen! Gleich mußt Du an Dich denken!

Lapipe. Da schwätzest Du auch ein Mal in den Tag hinein! Die wahre Menschenliebe — (man pocht an der Thür).

Eine Stimme von außen. Holla! He!

Der Schließer. Wer ist da?

Die Stimme. Gute Freunde.

Der Schließer (grob). Freunde, Freunde! eine schöne Antwort! Wer?

Die Stimme. Ei was! Mache nur auf! Man wird Dich nicht fressen!

Der Schließer. Ich mache nicht auf.

Die Stimme. So stoßen wir das Thor ein.

Der Schließer. Das ist fest genug.

Die Stimme. Fest oder nicht; Du sollst gleich sehen, wie es aufspringen wird. (Man versucht das Thor aufzusprengen.)

Lapipe. Die tollen Bursche, wie Das tobt. Mache nur immer auf, alter Freund; sie würden damit doch fertig werden, und dann könntest Du einen übeln Stand haben.

Der Schließer. Meiner Treu, ich glaub' auch, daß Das das Beste seyn wird. (Er öffnet, und die Arbeiter dringen unbewaffnet in den Hof.) Was wollt Ihr?

Erster Arbeiter. Waffen!

Lapipe. Waffen! Wir haben hier keinen Schwertfegerladen.

Der Arbeiter. Ach was! Das wissen wir recht gut; aber deßhalb könnt Ihr doch Waffen haben.

Der Schließer. Ja, ehedem, meine Herren; damals, als kein Melodrama aufgeführt werden durfte, in dem nicht fünf oder sechs Schlachten vorkamen, da hatten wir freilich Kriegsgeräth in Menge; aber heut zu Tage, wo Alles nur Empfindung ist, da weint man, da wird man ohnmächtig, aber schlägt sich nicht; wozu sollten uns also die Waffen?

Lapipe. Nein, wahrhaftig, wir haben keine Waffen.

Zweiter Arbeiter. O, was Euch betrifft, Papa, so seyd Ihr doch ein rechter Lügner; denn Ihr habt da einen Säbel an der Seite; (bittend) und wenn Ihr es gut mit uns meintet, so würdet Ihr ihn uns leihen —

Lapipe (erzürnt). Was? Ihr wollt —

Der Arbeiter. Nu, nu, werdet nur nicht böse. Ihr werdet Das doch wohl einsehen, alter Eisenfresser, daß ich heute einen bessern Gebrauch davon machen kann, als Ihr.

Lapipe. Ja, da hast Du Recht! Da, mein Sohn, nimm ihn hin, und vergiß nicht, daß er einem alten Soldaten von Fleurus gehört!

Der Arbeiter (ihm die Hand drückend). Das werde ich nicht vergessen.

(Schluß folgt.)

Grausamkeit eines Negers.

Ein englisches Blatt berichtet einen Zug seltener Grausamkeit von einem Neger, der, falls er richtig ist, wenigstens hinsichtlich dieses Individuums die alte Frage hervorrufen könnte, ob die Schwarzen auch wirklich eigentliche Menschen seyen? Das achtjährige Mädchen eines Negers, Namens Asabel, aus Peyden in Amerika, nahm aus dem Garten seines Vaters eine Gurke weg. Asabel war im Augenblicke abwesend, hatte aber bei seiner Rückkehr nicht sobald diesen Raub erfahren, als er ein Messer ergriff, auf das Kind, welches schlief, zuging, und ihm die Zunge weit über die Hälfte einwärts in vielfache Fetzen zerschnitt. Das Mädchen, das schon lange von beiden Eltern sehr mißhandelt worden seyn soll, fürchtete sich vor ihrem Grimme dermaßen, daß es das Geschehene gegen Jedermann verheimlichte. Erst vierzehn Tage nachher fand es auf dem Felde eine Flasche Rum, betrank sich daraus, und wurde in diesem Zustande auf dem Boden liegend, die verstümmelte und bereits beinah in Fäulniß übergegangene Zunge aus dem Munde hervorhängend, von einem Herrn angetroffen. Man wandte sogleich ärztliche Hülfe an, und das Kind, dessen Leben durch seinen schrecklichen Zustand bedroht war, ist zwar außer Gefahr, allein seine Zunge wird ihm fortan fast gänzlich unbrauchbar seyn. Der barbarische Vater war betrunken, als er den Greuel beging. Wir können uns für die Richtigkeit des Erzählten nicht vollkommen verbürgen, sondern geben nur an, was uns gesagt wurde. Asabel sitzt jetzt im Gefängnisse. — Soweit jenes Blatt. Daß ein achtjähriges Mädchen (auch bei der roheren Konstitution der Neger) eine solche Verwundung verheimlichen, ja mit der verletzten Zunge noch Rum naschen könne, läßt sich freilich schwer begreifen; es müßte denn etwa der Angriff auf die Flasche im Schmerze bisher erduldeten Hungers geschehen seyn.

Civilisation der Sandwich-Insulaner.

Die Sandwichinsulaner sind bereits in der Civilisation so weit vorgeschritten, daß sie Kolonien anzulegen beabsichtigen. Nach den neuesten Nachrichten lief in dieser Absicht eine Expedition von zwei bis drei Kriegsbriggs mit dreihundert Soldaten unter Kommando Boki's, Statthalters von Woahu, gegen die neuen Hebriden aus. Die Missionäre hatten in der letzten Zeit ein solches Uebergewicht bekommen, und sich dabei der Regierung so verhaßt gemacht, daß der junge König von Woahu sein Land zu verlassen im Sinne haben soll; auch behauptet man, Boki, falls er glücklich in seiner Unternehmung wäre, würde nicht mehr zurückkehren.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 309. 5 November 1830.

O'Connells Briefe an das irische Volk.

Zweiter Brief.

Derrinane Abbey, 20 September 1830.

Sey eingedenk! Ja, magst arm auch seyn,
So werd' ich doch nimmer vergessen Dein.
Bist mir theurer mit dem harmbethränten Blick
Als die übrige Welt im sonnigen Glück.

Lieben Landsleute! Die wohlthätigen Folgen der Befreiungsbill werden fühlbar. Die religiöse Gleichheit, um welche die Katholiken so mühvoll und so lang ringen mußten, trägt ihre glücklichen Früchte. Troz der Kälte, welche die Fortdauer einer unfreundlichen trübseligen Regierung erregt, beginnt der Lichtstrahl christlicher Liebe Ireland zu erwärmen, und die Iren fangen endlich an, einander gegenseitig mit Neigung und Wohlwollen zu betrachten. Diese Erscheinung zeigte sich bei den Verhandlungen der in Dublin am 15 dies. Monats gehaltenen Versammlung. Männer, vormals in fast tödtlicher Feindschaft von einander getrennt, traten auf derselben Tribüne auf, und vertheidigten dieselben Grundsäze der bürgerlichen Freiheit, nicht anders als ob sie von jeher Freunde und Brüder gewesen wären. Die leitenden Mitglieder des Katholikenvereins und die heftigsten Anhänger der vormaligen Orangistenpartei begegneten sich mit Herz und Hand und muß man auch bedauern, daß ein lahmer und fader Beschluß den Schimmer des Schauspiels trübte, so soll und kann doch dem Volk von Ireland die Freude über den ersten annähernden Schritt zu einer allgemeinen und bleibenden Versöhnung nicht verkümmert werden.

Einigen Verdruß, muß ich gestehen, empfand ich, daß nicht etwas Mehr von Ireland, von irischen Beschwerden und irischen Hülfsmitteln in den glänzenden Reden der Hauptsprecher zu finden war. Es dünchte mir, als ob von dem größten unserer Redner und Dichter auf besonderes Verlangen die Rolle Hamlets weggelassen worden wäre, und doch bin ich überzeugt, daß mein Motto, welches ich aus den schönen Gedichten Eines von ihnen entlehnte, der wahrhafte und treue Ausdruck ihrer Gesinnungen ist. Schon recht, wenn man Frankreich preist, Italien beklagt, sich über die Belgier freut, die Spanier spornt, die Portugiesen hezt, die Deutschen beschwört, aber mein ungerettetes Herz wendet sich Ireland, dem bedrückten, verarmten, entwürdigten Ireland zu. Indeß ist diese Versammlung von guter Vorbedeutung für Ireland. Zum ersten Mal standen seine Söhne in brüderlichem Kreis zusammen. Laßt diesen brüderlichen Kreis fortdauern und die Aufhebung der Union und die Herstellung des irischen Parlaments werden nicht ferne seyn.

In meinem ersten Schreiben berief ich mich auf die denkwürdige Erklärung des gegenwärtigen Oberrichters gegen die Befugniß des irischen Parlaments die Unionsakte zu erlassen. Feierlicher und entschiedener kann man sich über die Ungültigkeit dieser Akte nicht aussprechen, als in jener unsterblichen Erklärung geschah. Wenn wir daher uns bestreben, Ireland sein heimisches Parlament wieder zu verschaffen, so laßt uns bedenken, daß wir nicht begehren, eine neue Ordnung einzuführen, sondern eine alte wieder herzustellen, daß wir uns einer Anmaßung widersezen, nicht gegen ein Recht auflehnen und daß es eine Forderung der Gerechtigkeit wie des gesunden Menschenverstands ist, daß dem Reich der Gewalt ein Ende gemacht, und die gesezmäßige Unabhängigkeit Irelands wieder anerkannt werde. Dieses wohlerwogene Urtheil Lord Plunkett's bedarf von meiner Seite keiner Bestätigung. So nehme ich denn keinen Anstand zu bekennen, daß ich der Ansicht Sr. Lordschaft von dem absoluten Unvermögen des irischen Parlaments die Nationalunabhängigkeit Irelands zu vernichten vollkommen beistimme. Der König war und ist nicht im Stande, die Krone von Ireland auf Frankreich, Spanien oder irgend ein anderes Reich zu übertragen; ebenso wenig war das Haus der Gemeinen im Stande, die Repräsentation Irelands an ein anderes Land zu knüpfen.

Indem wir nun an die Wiederherstellung unserer Rechte und die Wiedereinsezung unseres Parlaments Hand anlegen, so laßt uns zuvörderst einen traurigen Blick auf die Gründe werfen welche jenes vollendete Muster aller Schandbarkeit gemeinenglischer Aristokratie — Hrn. Pitt — bestimmten, die Union ins Werk zu sezen. Die Geschichte hat diese Gründe enthüllt, ja die Hauptpersonen bei diesen merkwürdigen Verhandlungen haben keinen Hehl daraus gemacht. Der erste war Haß und Furcht vor dem unabhängigen Geist, der sich in der irischen Legislatur zuweilen kund that. Der zweite war — und hier bediene ich mich wiederum der Autorität und der Sprache des Lord Oberrichters Bushe — Unduldsamkeit gegen irisches Glück. Dieß, meine Landsleute, ist

der ursprüngliche Charakter der Union. Sie entsprang aus den niedrigsten und verworfensten Triebfedern, welche je die menschliche Natur entehrt, oder Elend über die Menschheit gebracht haben. Einmal der niederträchtige Haß und die niederträchtige Furcht vor irischer Freiheit und dann der noch niederträchtigere Neid gegen irisches Glück!

(Schluß folgt.)

Scenen aus dem Leben der englischen Aristokratie.

(Fortsetzung.)

„Sir Hektor, Sie sind eben der Mann, den wir brauchen," rief die Lady, und erzählte mit ausgezeichnetem Pathos den Vorfall von heute Abend. Sir Hektor nahm eine lange, wohlbedächtige Prise Masulipatan.

„Die Beleidigung ist klar wie der Tag, und sündhaft wär es, solche Gelegenheit, in die Zeitung zu kommen, zu verabsäumen. Sir Harry ist ein unnachahmlicher Schütze, steckt den halben Tag in Laings Schießgarten und Sie können mit Pistole, Flinte und Büchse auf ihn wetten. Ihm wird es angenehm seyn, als Kämpfer gegen Sie aufzutreten, Milady, und welch glückliche Gelegenheit für Ihren jungen Freund da, Eclat zu machen. „Denn, mein lieber Junge," wandte er sich an mich und legte mir den Zeigefinger seiner verstümmelten Tatze auf die Brust, „Sie selbst wissen, daß Sie keinen Stall bei Milton zu miethen im Stand sind."

„Noch kann er eine Opersängerin unterhalten," setzte die Gräfin hinzu.

„Noch vermag er zu spielen," entgegnete Sir Hektor.

„Noch einen Rotten Borough zu erkaufen," erwiederte die Gräfin.

„Wie glücklich für ihn kommt also dieser Zufall!" riefen beide Stimmen mit Einem Ton.

„Wenden Sie Ihr Glas auf's Parket, Gräfin. Der blaue Rock und die geblümte Weste dort unter Lady Londonderry's Loge kommt mir wie Sir Harry vor." Er hatte ganz recht gesehen — es war der Baronet.

„Na! lieber Junge, kann ich Ihnen einen Dienst leisten?"

„Den größten!" rief meine Patronin unverweilt aus. „Wer taugte zum Freund für Julius wie Sir Hektor? Für's Erste seyd Ihr Landsleute."

„Vettern sogar! seine Urältermutter war eine Neikenfaust," sagte Sir Hektor.

„Für's Zweite haben Sie eine sehr große Erfahrung."

„Eine leidliche, nur eine leidliche," entgegnete er bescheiden; „allerdings wurde keine Streitigkeit, bei welcher betheiligt zu seyn ich die Ehre hatte, ohne einen bis zwei Schüsse beigelegt." Damit wandte er sich zu mir und fragte unter freundlichem Grinsen, ob er demgemäß von mir beauftragt sey. Was zum Henker konnt' ich sagen? Meine Partie hatte sich bereits zu einem Zweikampf verständigt. Ich winkte bejahend, und weg flog Sir Hektor, nachdem er mit Lady Lederkopf übereingekommen, daß eine Abbitte von Seiten des Beschützers der Miß Amelia Peters und die Entlassung ihres Kutschers unumgänglich nöthig wären; Anforderungen, die man, wie sie mit der gleichen Zuversicht hinzusetzten, zweifelsohne peremtorisch zurückweisen würde.

Meine schöne Freundin strahlte von Wonne. Bald gewahrte ich Sir Hektors kahlen Schädel sich durch ein Heer von Köpfen am Eingang des Parkets Bahn brechen. In wenigen Minuten hatte er sich zu Sir Harry Hornschimmer durchgezwängt.

„Wie geht's, Sir Harry?"

„Ah! lieber Hektor! gieb mir Deinen Finger."

„Verdammtes Gedräng! — Wer ist die Weißgeschminkte da drüben?"

„Kanns nicht sagen. Wie übel die Bertine aussieht. Gesegnete Umstände?"

„Zweifle nicht. Du hörtest vorhin von einem Lärm? Deine Peters hat einen Wagentritt verloren."

„Nicht eine Sylbe — einen Wagentritt! Da hat sie geflucht wie ein Dragoner, he? Hab sie seit drei Wochen nicht gesehen — ob sie wohl in ihrer Loge ist?"

„'N Freund von mir — der junge O'Flaherty von Surge View — teufelstoll — fordert Erklärung von Dir."

„Aha! ward er überfahren? Ja, Nelly fährt wie'n Satan!"

„Bewahre der Himmel! — nein er fuhr mit Lady Lederkopf — n' Achse gebrochen — die Lady sehr erschreckt — Wird Nichts helfen, als den Kutscher wegjagen und Abbitte thun."

Hoho? unmöglich! Werde mit Amelia sprechen. In fünf Minuten zurück. Warte hier!" Sir Harry Hornschimmer geht ab.

Es verstrich einige Zeit, bevor ich den blauen Rock und die geblümte Weste wieder durch das Gewühl herankämpfen sah. Eine kurze, markige Unterredung schien zu folgen. Sir Hektors Finger berührte Sir Harry's Hand, und beide Parteien trennten sich. — Meine Nerven zuckten, als sich unsere Logenthür öffnete. „Glücklicher konnt's nicht gehen!" rief mir der Freund eintretend entgegen.

„Also läßt er sich die vorgeschlagenen Bedingungen gefallen?" rief ich.

„Gott bewahre! — Die Peters war kurz weg, sagte, sie wolle verdammt seyn, wenn sie um einer Lady in der Christenheit willen 'n Kutscher wegjage — Blieb Nichts als zu fordern und über den Platz ins Reine zu kommen. Er: zehn Uhr. Ich: könnte nicht verlangt werden, daß ein Mann, der nie vor Dreien aufstehe, sich um diese Stund schieße. Für zwölf Uhr einig geworden. — Wormwood Scrubs — Und somit, lieber Junge, können wir nunmehr dem Ballet in aller Ruhe zuschauen."

Aufrichtig, ich hätte das Ballet zu allen Teufeln wünschen mögen. Da war ich Kopf über Hals in ein Duell mit einem Mann verstrickt, mit welchem ich nie ein Wort gewechselt hatte und der allgemein für den besten Schützen in England galt. Doch versprach ich mich pünktlich einzufinden.

Folgenden Mittag trafen wir uns; Lord Arthur Angelgut begleitete meinen Gegner. Nach ein Paar gegenseitigen, sehr höflichen Bücklingen stellte man uns auf unsre Posten. Sir Hektor händigte mir eine Pistole ein, und flüsterte mir zu, unverweilt zu schießen, „denn Sir Harry verfehle seinen Mann niemals." Eine angenehme Mittheilung in solchem Augenblicke. Doch feuerte

ich mit bewundernswürdiger Geschwindigkeit, und nieder stürzte Sir Harry Hornschimmer von einer Kugel durch beide Schenkel getroffen — seine Pistole ging im Fallen los. Wir trugen ihn in seinen Wagen, ich schwang mich in meine Droschke und Nelkenfaust schüttelte mir die Hand, betheuernd jetzt sey ich gemacht auf ewig!

Glorreich ging das Duell seine übliche Bahn durch die Morgenblätter. Ein Dutzend Versionen erschienen unter den imponirendsten Ueberschriften: „Fracas in high life." — „Death of Sir H — H —" „Desperate duel" — „Daring attempt of the life of Lady L" — „Fatal consequences." Und Namen, Sternchen, Auslassungen schimmerten prächtig durch einander. Die Gräfin schwebte auf dem Gipfel menschlicher Lust, obwohl die Morning-Post mit dürren Worten behauptete, ich sey von Lord Lederkopf auf den Tod verwundet worden, als ich mir herausgenommen, sie aus der Oper wegzuführen. Auch ich war vierzehn Tage lang der glücklichste Sterbliche. In allen Straßen ward mir nachgestrichen, in den Park lief man mir nach, und bei den fashionable arrangements kam kein Name so häufig vor, als der von Julius O'Flaherty

(Fortsetzung folgt.)

Ueber einen noch unbeleuchteten Theil der Geschichte des französisch-russischen Kriegs.

(Fortsetzung.)

Den falschen politischen Maßregeln folgten eben so falsche militärische. Nachdem man den Reichstag aufgelöst, den Polen einen König, und selbst das Geld, eine zweite Armee auszurüsten, verweigert, und die Hauptstadt den Einbrüchen des Feindes ausgesetzt hatte, übertrug man den Oesterreichern die Vertheidigung.

Oesterreich hatte sich durch den Traktat im Monat März, gleich wie Preußen, verpflichtet, als Verbündeter im russischen Feldzug zu handeln. Es ließ ein Korps von 30,000 Mann, unter Schwarzenberg, in's Feld rücken, als Napoleon die Bewegungen Tormassows gegen das Großherzogthum und im Rücken seiner Operationslinie erfuhr. Sey es, daß das österreichische Korps am Nächsten zur Hand war, oder daß der österreichische General und Diplomat auf eine geschickte Weise darzuthun wußte, daß, indem er sich der österreichischen Grenze nähere, er leichter Verstärkungen an sich ziehen könne; kurz Napoleon trug Schwarzenberg auf, diesen Einfall zurückzuweisen, und seine rechte Flanke zu decken. Er ordnete ihm den General Reynier unter, der die Sachsen befehligte; so wie den General Kosinsky, welcher eine polnische Division bei der Festung Zamosk an der Grenze Wolhiniens errichtet hatte.

Das wiener Kabinet hatte den Traktat vom März mit Widerwillen unterzeichnet. Die Oesterreicher, höchst aufgebracht durch die Demüthigungen, welche sie 1805 und 1809 erlitten, in ihrem Haß gegen Napoleon noch gesteigert durch die spanischen Begebenheiten, sahen mit Mißmuth ihre eigenen Truppen verwendet, um die Macht ihres gehaßten Siegers zu vergrößern. Dem Anschein nach waren das Kabinet und der Traktat für die Franzosen; in der Wirklichkeit aber die Aristokratie, die deutschen und ungrischen Völker für die Russen. Der Schrecken malte sich auf allen Gesichtern, wenn ein neuer Sieg Napoleons die Beharrlichkeit seines Glücks zu bestätigen, und den Umsturz seines letzten Kontinentalfeindes zu verkünden schien. Das Mißvergnügen zeigte sich besonders in der Armee und in der Verwaltung. Oeffentlich äußerten Generale, daß, wenn ihre Prinzen kleinmüthig genug wären, sich bis zu dem Amt der Präfekten Napoleons zu erniedrigen, man sie absetzen und ohne sie das Vaterland retten müsse. Das Kabinet, indem es sich den Anschein gab, dieser Stimmung entgegen zu seyn, bediente sich ihrer auf eine geschickte Art, um insgeheim die Sache Rußlands zu fördern. „Was soll aus uns werden, wenn Rußland niedergeworfen ist!" So lauteten die täglichen Aeußerungen der vornehmsten Personen des Landes.

Schwarzenberg hatte als Gesandter den Vertrag unterzeichnet; er wußte ihn mit aller Feinheit eines militärischen Diplomaten auszuführen. In den ersten Tagen des Augusts rückte er an der Spitze von 40 bis 50,000 Mann gegen Wolhinien vor, griff mit Nachdruck den General Tormassow, der ungefähr 30,000 zählte, an, schlug ihn den 12 bei Podubno, und blieb dann an dem Fluß Styr längs den Grenzen Wolhiniens und des Großherzogthums stehen.

Man muß die Data im Auge behalten und die Karte zur Hand nehmen, um das Verfahren des österreichischen Generals zu prüfen, um dessen unermeßlichen Einfluß auf das Schicksal der französischen Armee wohl zu verstehen.

Den 12 August war Tormassow bis Dubno zurückgeworfen; er erwartete nichts Anderes, als gezwungen zu werden, Wolhinien und Podolien zu räumen — Provinzen, die Gallizien bis zu den Ufern des Dniesters gegen Chotim begrenzen. Die russischen Verwaltungen flüchteten von allen Seiten nach dieser Festung, um ihr Material und die Archive in Sicherheit zu bringen. In den drei russisch-polnischen Provinzen Wolhinien, Podolien und der Ukräne zwischen dem Dnieper und Dniester befanden sich nur Depots von polnischen Rekruten; kleine Abtheilungen, welche zur Verstärkung, auf allen Straßen zerstreut, heranzogen, und die entmuthigten Ueberreste des höchstens noch 10,000 Mann starken tormassowschen Korps. Es war der unglücklichste Augenblick für das russische Reich: Napoleon siegreich auf der Straße nach Moskau; die größere Masse der Polen in den drei Provinzen bereit, sich zu erheben und nur das Signal dazu erwartend.

Ein französischer oder polnischer General, in der Lage wie Schwarzenberg, als Sieger an der Spitze von 40,000 Mann, hätte durch den allgemeinen Aufstand des Landes sein Vorrücken unterstützt und Tormassow ohne Rast verfolgt; er hätte ihn vernichtet oder in sechs bis acht Tagen über den Dniester zurückgeworfen, und sich dann der polnischen Rekrutendepots und der anlangenden Verstärkungen bemächtigt; er würde die drei Provinzen mit Polen vereinigt, die Insurrektion bis Kiow ausgedehnt, und vor dem 20 August den Rücken der russischen Donau-Armee vom Dniester her bedroht haben. Diese Operation, so leicht ausführbar als glänzend in ihren Resultaten, mußte die unvermuthete Erschaffung einer zweiten polnischen Armee begünstigen, Rußland von Oesterreich und Deutschland trennen; Schrecken mußte sich bis in das Herz des russischen Reichs verbreiten, alle Rekrutirungsmittel vereitelt, und zuletzt, was der wesentlichste Punkt war, die Donau-Armee gezwungen werden, von Weitem den Lauf des Dniesters zu begleiten, um wieder in die Schlachtstellung einzurücken.

Allein Schwarzenberg verstand besser zum Vortheil Oesterreichs und Rußlands zu handeln. Nachdem er den Traktat buchstäblich erfüllt, und durch den Sieg bei Podubno Napoleon in eine falsche Sicherheit gewiegt hatte, das Großherzogthum gedeckt, die Besorgnisse in Warschau und Wilna verschwunden waren, setzte er sich, wie bereits erwähnt worden, in der Stellung am Styr den 12 August fest, ohne fürder sich daraus bewegen zu wollen.

Es gab ohne Zweifel viele Scheingründe für dieses Verfahren. „Als General eines Hülfskorps sollte er zwar mitwirken, aber nicht erobern; jede Eroberung wäre ein Zeichen einer aus sich selbst handelnden Macht gewesen, und hätte Gallizien den Einfällen der Donau-Armee blosstellen, und seine Regierung in einen direkten Krieg verwickeln können. Ueberdieß hatten die errungenen Vortheile ihm auch Verlust zugezogen; er bedurfte zu dem vollzähligen Stand von 30,000 Mann eine Verstärkung von 7 — 8000; zu schwach zu offensiven Bewegungen, war er gezwungen, in dieser Vertheidigungsstellung zu beharren." Reynier und Kosinsky machten ihm vergebslich die lebhaftesten Vorstellungen. Jeder Ansicht unzugänglich, empfing er mit Kälte jene Polen, welche in's Hauptquartier eilten, um gemeinschaftlich die Maßregeln eines allgemeinen Aufstandes der Provinzen zu berathen, und ließ sie heimlich sogar den Russen anzeigen. Genug, er blieb unbeweglich.

Zugleich mußte man sehen, wie eifrig in Gallizien dieses Zögerungssystem unterstützt wurde, indem man unter allerlei Vorwänden die Absendung der Ergänzungstruppen verhinderte. „Man könne die in der Provinz stationirte Armee nicht um 7 — 8000 Mann schwächen; diese Ver-

stärkung müsse durch die Depots der Regimenter, welche das Hülfskorps bilden, geschehen, auch sey es nothwendig höhere Befehle von Wien deßhalb einzuholen." Auch ist zu bemerken, wie angelegentlich man Verbindungen mit Tormassow über Brody unterhielt; man verbürgte ihm die Sicherheit seiner Stellungen; ja man empfing selbst zu Lemberg unter verschiedenen Vorwänden seine Officiere; kurz man hielt sich auf alle Art mit dem General und mit Rußland in Verkehr. Zwar wurden scheinbar von dem wiener Kabinet die strengsten Befehle gegeben, jede Verbindung mit den Feinden Napoleons abzubrechen; aber die geheimen Instruktionen und die Abneigung der Gemüther gegen die Franzosen bewirkten das gerade Gegentheil.

Natürlich benützten die Russen den Aufschub, den die Oesterreicher ihnen mit so vieler Schonung gönnten, zu ihrem Vortheil. Sie koncentrirten sich um Dubno, beschleunigten die Bildung ihrer Rekruten und das Eintreffen der Verstärkungen; sie errichteten überall Kosakenkorps, indem sie selbst jene Kosaken einreihten, welche von dem Adel des Landes zur Bedienung unterhalten wurden. Eine Anzahl verdächtiger Polen wurde in Gewahrsam genommen, und den Woywoden verboten, ohne Erlaubniß ihre Besitzungen zu verlassen. Ueberdieß vermehrte ein entscheidendes Ereigniß ihre Kräfte und belebte ihren Muth; Englands Gold hatte einen unerwarteten Frieden zu Bucharest den 14 Juli zu Stande gebracht, wodurch die Donau-Armee disponibel ward. Diese Armee zählte zwar nur 20,000 Mann; aber es waren alte Soldaten, und diese Regimenter, indem sie in ihren Cadres neue Rekruten aufnahmen, konnten ihren Effektivstand verdoppeln, und, mit der Erfahrung gedienter Truppen auftretend, den Muth der übrigen beseelen. Die Armee hatte sich in den ersten Tagen Augusts von Jassi auf Chotim in Marsch gesetzt. Der erzbischöfliche Gesandte in Warschau erhielt die umständliche Nachricht den 15, so daß der Kaiser, ungeachtet seiner Entfernung, noch vor seinem Einzug in Moskau davon unterrichtet seyn mochte.

Admiral Tschitschakow, der sie befehligte, überschritt den Pruth am 28 August, und eben so friedlich den Dniester am 2 September. Ein Monat war seit der Niederlage Tormassows verflossen, und Alles hatte für die Russen eine andere Gestalt gewonnen. Die Rekruten waren angelangt; die Donau-Armee hatte sie nur den verschiedenen Korps einzuverleiben; 6000 Kosaken waren in die Ukräne geschickt; der Herzog von Richelieu hatte 10.000 Mann unter Langeron aus seiner Statthalterschaft Odessa aufbrechen lassen. Wie durch Zauberei sah sich der Admiral an der Spitze von 18 Regimentern Infanterie, 17 Regimentern Kavallerie, 17 Pulks Kosaken und 100 Kanonen, im Ganzen 75.000 Mann, gegen welche Schwarzenberg sich freilich in seiner Defensivstellung nicht mehr zu behaupten vermochte. Dieß war gerade die Rolle, welche seine Politik beabsichtigte.

(Fortsetzung folgt.)

Türkische Damen.

Wenn Mistriß Elwood die türkischen Männer gegen ihr Geschlecht unendlich artig und fein gesittet findet; so erscheinen ihrem Landsmanne, dem hochwürdigen Hrn. Hughes, die türkischen Damen weit freier und umgänglicher gegen seines Gleichen, als man sich die Sache im Occident gewöhnlich vorstellt. Letzterer erzählt davon in seinen „Reisen durch Griechenland und Albanien," einem vor Kurzem in London herausgekommenen Werke, ein Beispiel. „Hr. Parker und ich wurden eines Tags beim Herabsteigen von der Akropolis von drei Türkinnen sehr geschmäht, weil wir sie anzublicken gewagt hatten, obwohl unsere Aufmerksamkeit hier lediglich auf ihre sonderbare Kleidung ging; denn sie waren von Kopf zu Fuß dermaßen in lange weiße Gewänder vermummt, und hatten das Gesicht dergestalt mit Binden bedeckt, daß man Nichts als ihre Augen wahrnehmen konnte, und sie gerade aussahen, wie ein Trio egyptischer Mumien, das sich noch ein Mal ans Tageslicht hervorgemacht hätte. Nachgehends fand ich jedoch, daß diese Damen, wenn sie sich nur unbemerkt wissen, keineswegs so spröde sind. Als ich eines Nachmittags im Hofe Lusieris Inschriften kopirte, während der werthe Don seine Siesta hielt, vernahm ich ein leises Klopfen am äußern Thore, und gewahrte, als ich dasselbe öffnete, mit Verwunderung zwölf bis fünfzehn Türkinnen in langen, vom Kopf bis zu den Füßen herabgehenden Mänteln. Nachdem ich sie hereingeführt, gaben sie mir durch Zeichen zu verstehen, sie wünschten eine schöne, mit einem Glockenspiel versehene Uhr in Augenschein zu nehmen, die Lord Elgin der Stadt Athen zum Geschenke gemacht hatte, als sollte jede Stunde den Räuber des Parthenons ins Gedächtniß zurück rufen. Sachte und schweigend folgten sie mir in den Schoppen, unter welchem das Kunstwerk bis auf Weiteres aufgestellt war; kaum aber hatten sie diesen Raum betreten, als sie zu kichern anfingen und bald in ein lautes Gelächter ausbrachen. Dann schlugen sie insgesammt ihre langen Schleier zurück, als wären sie darüber eingekommen, mich durch den Glanz von Schönheit, der aus ihren großen schwarzen Augen strahlte, zu überraschen, und wirklich habe ich nie einen so herrlichen Anblick gehabt. Wohl mochte ich schönere Weiber gesehen haben, als Eine von ihnen für sich allein war; aber nie hatte ich vorher einen solchen Zusammenfluß von Schönheiten, solch strahlende Augen, solch seidene Locken, solch blendende Färbung geschaut. Sie schienen eine Schaar Huris, nur eben von Mohammeds Paradiese herabgesandt. Die liebenswürdigen Geschöpfe schienen sich an meinem Staunen zu erfreuen, und über die Wirkung ihrer Reize zu triumphiren. Mich im Kreise umringend, drängten sie mich sanft gegen die Uhr hin, um ihnen den Mechanismus derselben zu zeigen. Dieß hatte ich nicht sobald gethan, als sie die Saiten unter Freudengeschrei anfaßten, und mit dem Glockenspiele einen solchen Lärm machten, daß der Italiener erwachte und, in Schlafrock und Pantoffeln herbeieilend, sie so hart anfuhr, daß das Lachen augenblicklich aufhörte, allgemeine Stille eintrat, die Gesichter sich wieder verschleierten, und der ganze Zug, eben so sachte und feierlich, als er gekommen, wieder wegging, mich in einer Empfindung zurücklassend, als wäre ich eben aus einem wunderbaren Traume erwacht."

Vermischte Nachrichten.

Die Minen von Daratschitschak in Armenien befinden sich eilf Werste von dem Dorfe Basch-Abaran, welches an der Straße von Tiflis nach Eriwan liegt, und acht und fünfzig Werste von dieser letztern Festung. Die Gebirge, welche diese Minen einschließen, machen eine eigene Gruppe aus, welche sich über den ganzen Magal (Bezirk) von Daratschitschak erstreckt. Es ist eine Ebene, die ein aus zwei kleinen Bächen gebildeter Fluß bewässert, der denselben Namen führt. In der Gegend, wo jene Bäche sich vereinigen, befindet sich ein von den Griechen unternommener Bergbau, nebst einigen Häusern für die Bergleute. Der zwischen beiden Gewässern hinziehende Bergast enthält Kupfer- und Eisen-Minen. Die Berge in der Nähe der Minen sind am Höchsten und längs ihrem Abhange mit dichten Wäldern bedeckt. Granit, Glimmerschiefer, Hornblende, Kalkstein, Serpentin, Quarz, Basalt u. s. f. gehören zu der geologischen Komposition daselbst. Wann die Entdeckung dieser Bergwerke zuerst geschah, ist nicht bekannt. Man weiß bloß so Viel, daß die Griechen, welche der Sardar von Eriwan vor fünf und zwanzig Jahren kommen ließ, bereits Spuren von Bergbau trafen; es scheint aber, daß diese Griechen nicht lange im Lande blieben. Nachdem sie 125 Pud Kupfer ausgebeutet hatten, kehrten sie in ihr Vaterland zurück, theils weil sie die Minen zu arm fanden, theils weil der Sardar zu wenig Werth auf ihre Bemühungen legte. Nach ihrer Entfernung ward der Bergbau ausgesetzt bis zwei Jahre vor dem Einzuge der russischen Truppen der Sardar Hossein Chan abermals griechische Bergleute aus der Türkei berief, denen er unter sehr vortheilhaften Bedingungen die Bearbeitung der Minen übertrug; sie gingen mit Eifer ans Werk, zogen aber nur wenig Nutzen. Bei der Besitznahme Armeniens durch die Russen erschienen die Griechen mit einigen tüchtigen Schmelzern aus den Hüttenwerken von Alawerdi von Neuem in Daratschitschak; allein bei ihrem unvollkommenen Verfahren konnten sie immer nicht Viel ausrichten, und sahen sich bald wieder genöthigt, die Sache aufzugeben. In der letzten Zeit hatten sie bloß Eine Mine bearbeitet. Das Klima ist gesund; der Winter jedoch etwas lang und streng. Mehrere Mineralquellen sind auf beiden Ufern des Flusses.

Die brabanter Flagge, unter welcher gegenwärtig die Belgier so muthvoll kämpfen, wehte ehedem in dem Heer Wilhelm des Eroberers bei seiner Invasion in England. Aus den Archiven von Battel Abbey geht hervor, daß Jacques le Brabançon, genannt der große Krieger, einer der Feldobristen Wilhelms war; und noch jetzt rühmt sich Ireland zweier seiner Linealdescendenten des Earl von Meath, dessen Sohn, Lord Brabazon, Dublin im Parlament vertritt, und des wegen seines patriotischen Charakters unter seinen Landsleuten sehr geachteten Sir William Brabazon.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 310. 6 November 1830.

Scenen aus dem Leben der englischen Aristokratie.

(Fortsezung.)

Ich war berauscht von Glück. Die Aufmerksamkeiten meiner Beschützerin verdoppelten sich. Aber die Season nahte ihrem Ende, und obwohl ich erstaunenswürdige Fortschritte in der hohen Gesellschaft gemacht, war mir hievon doch immer noch kein substantieller Vortheil erwachsen. Lady selbst ward darüber beunruhigt: wir hielten Kriegsrath in einer Privatloge des Drurylan-Theaters, und nach einer reiflichen dreitägigen Berathung entschied meine Dame, ich mußte Celia Pausbacken zur Frau nehmen.

Celia war die einzige Tochter eines verstorbenen Zuckerbäckers, der zum Ritter erhoben worden, weil er eine Kondolenzadresse überreicht hatte, und bald darauf mit Hinterlassung von Mehr als einer halben Million Pfund starb. Aber ach! seit vier Wochen kam mir die Tochter Sir Michael Melborn's gar anmuthig vor. Emilie war jung und ungekünstelt; vielleicht nicht im eigentlichen Sinne schön; aber nie hatte ein interessanteres Geschöpf Almak's betreten. — Allmälig ward Lady Lederkopf meines Geheimnisses kundig. Nie will ich ihr Erstaunen vergessen. „Ob ich toll wäre? Ob ich wüßte, daß Emilie keine sechs Pfennige habe, daß ihr Vater ein abgedankter Offizier sey, mit Nichts als seinem Gnadengehalt? Ihre Tante Lady Dünkelsam habe die Erziehung des Mädchens übernommen, weiter aber könne diese Nichts thun. Guter Gott, Julius!" hieß es am Schluß, „sind Sie so schwach und unklug an eine Heirath aus Neigung zu denken?" Die Gräfin ließ sich nicht von ihren Folgerungen abwendig machen, und ich mußte zusehen, wie Emilie London verließ, nachdem mir ein Zufall entdeckt hatte, daß ich der Gegenstand ihrer leidenschaftlichen Liebe sey. Hin zog sie. Ach! „meine Armuth, nicht mein Wille fügte sich darein" wie der Apotheker in Romeo's Anerbieten.

Wie die Pausbacken und ihre Tochter sich in die magische Region der Exklusiven Zugang verschaffen konnten, war eine Unbegreiflichkeit; ein bürgerlicher geborenes Paar war nimmer auf einem Rout erschienen. Könnten Gönnerschaften mit Geld gewonnen werden, so hätte man darauf schwören mögen, sie hätten sich die Entree erkauft. Es waren unnatürliche Konjekturen hierüber in Umlauf.

Miß Celia hatte Bewunderer; aber keiner darunter schien gefährlich. Ein vornehmer Bewerber, ein Witwer von fünf und sechzigen, bemühte sich um sie. Witzlinge nannten ihn Baron Kahl. Er hatte elf Kinder und ein so beschränktes Einkommen als ich. Da waren ferner zwei ältliche Gardeoffiziere mit ausgepolsterter Brust und gemalten Schnurrbärten; ein Ritter aus der City; ein Direktor der ostindischen Kompagnie und noch einige Andre, zu unwichtig für nähere Beschreibung. Ich eröffnete die Belagerung mit schwerem Herzen; Lady Lederkopf deckte die Approchen. Bereits war die letzte Woche der Season; unser Angriff, sollte er glücklich seyn, mußte also unverweilt geschehen — Celia durch einen Coup genommen werden.

Alles ging Anfangs auf's Beste. Celia nahm meine Annäherung wohlwollend auf; ja ich glaube, ich hätte gänzlich gesiegt, wär nicht Emilie meinen Gedanken immer in die Queere gekommen. Vor der stumpfnasigen Plebejerin Celia war Solches aber nicht anders möglich.

Juli kam heran — es war ein herrlicher Tag, ich wollt' eben mein Pferd besteigen, als Lord Lederkopf mit Vieren bei mir anfuhr. „Hab ich Ihn, Herr Bruder! Komm Er, komm Er; wir essen in Salt Hill. Er ist doch nicht sonst wo versprochen?" Ich wars unglücklicher Weise nicht. Mein Bedienter warf meinen Mantel in den Wagen; ich stieg ein, und weg fuhren wir.

In Brookes Klub hatt' ich jede Versuchung mannhaft bestanden. Wußt' ich doch, daß meine beschränkten Revenuen den Zufällen einer unglücklichen Stunde nicht gewachsen waren, und so hatt' ich entschlossen jedes Spiel abgelehnt. Das Essen konnte jedoch ohne einigen Verzug nicht aufgetragen werden, und eine unglückliche Tricktrack-Lade wurde unter dem Tische bemerkt; so wie ein Spiel Karten ganz zufällig auf dem Kamin lag. Die Pairs fluchten auf den Koch. Eine Partie Landsknecht wurde für eine halbe Stunde in Vorschlag gebracht, und ich gewann einige Pfund. Wirklich war es ordentlich erquickend mit anzusehen, auf welch unschuldige Art zwei alte Mitglieder von Brookes Bunde und ein Paar Anfänger aus der City sich die Zeit vertrieben: bloß um Silber ward gespielt; ein Kammermädchen hätte Antheil nehmen und aufstehen können ohne größeren Verlust als etwa der Werth ihres Strickbeutels betrug. Das darauf folgende Essen war gut, die Gesellschaft wohl gelaunt, der Wein köstlich. Aber noch hatte der Abend erst begonnen; die Pferde konnten kaum ausgeruht haben, und aber-

mals mußte zu den Karten Zuflucht genommen werden, eh wir uns schicklicher Weise nach London auf den Weg machen durften.

Ich will kurz seyn. Um elf Uhr war jeder Pfennig über den ich gebieten konnte, hinaus. Fortuna ist eine wunderliche Gehülfin. Es war seltsam anzusehen, wie sie die Lords vermied, die Thaler einsetzten, und zu ihnen zurückkehrte, wenn sie Hunderte wagten. Ich, bei dem's nach den Thalern ein Ende hatte, erreichte die Stadt halb wahnsinnig und verbrachte die Nacht in einem psychischen Todeskampfe. Am folgenden Tag lud mich ein Briefchen von Lady Lederkopf zu einer Unterredung. Ich hatte eben meine letzten Fünfzig hingezählt, als ich das Siegel des duftenden Kleinods erbrach. „Gleich viel!" rief ich bitter, nachdem ich die Einladung heruntergelesen, „der Würfel ist geworfen, mein Schicksal ist entschieden." Kaltblütig klebte ich ihr Siegel-Wachs auf ein Billet an meinen edeln Besieger, das eine Anweisung an meinen Bankier einschloß, und in dumpfer schweigender Verzweiflung wandt' ich meine gemiethete Droschke nach Lederkopfs Hause.

„Himmel und Erde!" rief die Gräfin im leidenschaftlichsten Ton, sobald das Boudoir geschlossen war; „Sie haben gegen mein Verbot gespielt und das Ihrige verloren, das nach wenigen Wochen höchst wahrscheinlich auf immer für Sie gesichert war."

„Ja ich habe vollkommen Schiffbruch gelitten," erwiederte ich kalt, „mit Hülfe meines guten Freundes, Lords L."

„Welche Raserei! doch haben Sie bezahlt?"

„Den letzten Schilling meiner Schuld;" und flüsternd setzte ich hinzu:" auch den letzten Schilling meines Vermögens."

Die Lady legte ihren weißen Finger auf die Lippen, ihre Miene ward nachdenklich. „Julius, wir müssen schnell seyn; Celia muß die Ihrige werden. Sie kommt heut Abend hierher. Ich will Ihnen eine Gelegenheit zuwenden — seyn Sie entschlossen, und das Glück kann uns noch krönen."

(Schluß folgt.)

O'Connells Briefe an das irische Volk.

Zweiter Brief.

(Schluß.)

Die Ursache dieses Hasses und dieser Furcht findet sich kurzweg in der Geschichte jener tugendhaften Unabhängigkeit, mit welcher das irische Parlament sich während der Regierung Georgs III benahm.

Der erste Fall war, als es die Dauer des Parlaments abkürzte. Der zweite Fall dieser patriotischen Selbstständigkeit fällt in das J. 1778. Bis dahin hatten Prohibitivgesetze den direkten Handel Irelands fast ausschließlich auf England beschränkt. Im J. 1778 bewog das irische Parlament unterstützt durch die werdende Stärke der glorreichen Freiwilligen — der damaligen Nationalgarde — England, daß es den Handel entfesselte, und so ward der Preis, um welchen die Schotten ihre Unabhängigkeit verkauften, durch des irischen Volkes Kraft und Tugend dem sträubenden England abgerungen, so die habsüchtigste und geldgierigste Nation auf Gottes Erdboden zur Handelsfreiheit gezwungen. Der dritte Fall war die unvergeßliche Unabhängigkeitserklärung im J. 1782. Wo finde ich Worte, dieses Ereigniß würdig zu beschreiben? Es war eine blutlose, thränenlose, mackellose Revolution. Die Jahrbücher der Welt liefern kein Beispiel, das diese glorreiche Revolution überbietet, wenige Beispiele die sie erreichen. Der nächste Fall kam im J. 1785 vor aus Veranlassung der neuen Handelsordnung vulgo Orde's Propositionen. Pitt in der Fülle seiner Macht — einer Macht, welche durch seine treulose höchst erbärmliche Verzichtleistung auf seine Reformgrundsätze in den feilen Sympathien und Interessen der englischen Aristokratie sich befestigte — Pitt, in dem Uebermuth seiner Macht versuchte durch Orde's Propositionen die irische legislative Unabhängigkeit Irelands für Ireland schlechterdings unnütz zu machen. Aber so mächtig er war, das irische Parlament vereitelte seine Entwürfe, und bereitete durch eine neue That der Tugend sich selbst den Untergang. Der fünfte Fall traf sich bei der ersten Erörterung der Regentschaftsfrage. Die eigennützige Oligarchie Englands, wie sie das Volk um seine Rechte betrogen, hatte auch die Prärogativen der Krone unter ihre Füße getreten. Diese Frage bot ihnen wieder Gelegenheit zur Usurpation dar. Im J. 1778 gerieth der König in eine Geistesverwirrung, die sich nicht verheimlichen ließ; der Thron war sonach wirklich erledigt. Wer sollte ihn einnehmen? Es war ein volljähriger Nachfolger da; war seines Vaters Leib todt, so stieg er von Rechtswegen auf diesen Thron, nun war aber seines Vaters Geist todt, also eine Erledigung des Thrones nicht minder vorhanden und sicherlich gebührte nach jedem Grundsatz des Gesetzes und der Vernunft der erledigte Thron dem Sohn. So dachte das redliche irische Parlament, nicht aber dachte so die winkelzügige englische Aristokratie. Sie bemächtigte sich des Throns als einer guten Prise und beschloß ihn mit den Kandidaten der Fleckenkrämer zu besetzen. Die Iren empfingen den Prinzen auf seines Vaters Stuhl und behaupteten dem Minister zum Trotz das große Prinzip der Erbmonarchie.

So schüttelte in dem kurzen Zeitraum von kaum mehr als zehn Jahren das irische Parlament das Joch des britischen Ministers nicht weniger als fünfmal von sich ab und bei fünf großen Prüfungen politischer Moral triumphirte irische Rechtschaffenheit über englische Tücke und englisches Verderbniß.

Ja wegen Tugenden, nicht wegen Verbrechen, ward das irische Parlament unterdrückt. Es hatte zu viel irische Rechtlichkeit in sich, als daß es nicht den Haß so wie die Furcht der englischen Oligarchie hätte auf sich ziehen sollen. Haß und Furcht vor irischer Rechtlichkeit — war einer der Beweggründe, aus welchen Lord Castlereagh und seine Spießgesellen eingeständiger Maßen die Union in Vorschlag brachten. Denn wie soll man die Höflingsredensart, deren diese Herren sich bedienten, wenn sie sagten, das irische Parlament sey nicht lenksam genug, anders deuten? Allerdings fand man unser Parlament nicht immer geschmeidig, wenn, wie oft geschah, englische und irische Interessen sich mit einander nicht vertrugen. Es wurde gerade deßwegen unterdrückt, weßwegen es verdiente erhalten zu werden, weil es gelegentlich nicht bloß Samen, sondern einige Früchte echter Vaterlandsliebe zeigte.

Nun ich nachgewiesen habe die Ursache, warum unser Parla-

ment vernichtet ward und dargethan, wie wir aus demselben Grund alle unsere Kräfte aufbieten sollen, um seine Herstellung zu erlangen, so will ich auch beweisen, daß elende Eifersucht auf den wachsenden Wohlstand Irelands ein zweiter Grund war. Es ist kaum glaublich, daß eine Regierung, die als eine civilisirte und christliche angesehen seyn will, durch eine so niederträchtige, schändliche und teufelische Gesinnung habe geleitet werden können und ich würde es selbst nicht glauben, wenn nicht ein Zeugniß von solchem Gewicht als das vorliegende jeden Zweifel wegräumen müßte. Mein Gewährsmann ist Charles Kendall Bushe, Lord-Oberrichter von Ireland, ein Zeuge, dessen Aussage unwiderstehlich ist. Er sagte, schrieb und verkündigte, „die Union sey die Verweigerung der Rechte der Natur gegen eine große Nation aus Unduldsamkeit gegen ihr Glück."

Ich habe in diesem und meinem ersten Brief dem ruhigen klaren Sinn und dem angestammten Patriotismus der irischen Jugend zwei Dinge zur Beherzigung vorgelegt: einmal daß die Unionsakte außer der Befugniß des irischen Parlaments, also an und für sich selbst null und nichtig war; zweitens daß Pitt's und Castlereaghs Regierung bei der Union von höchst gemeinen und fluchwürdigen Gründen ausgingen. O möchten für ihr Unterfangen die irische Gesetzgebung zu vernichten ihre Namen Beiwörter ewiger Schande und Verachtung seyn!

Von dem Augenblick an, wo das irische Volk die Ueberzeugung gewinnt, daß die Union widerrufen werden kann, ist sie widerrufen. In der That die Union besteht nur, weil die Leute sich einfältiger und kindischer Weise einbilden, man könne sie nicht abschaffen. Wir haben aber bereits durch praktische Erfahrung gelernt, daß, so wie die große Mehrheit der irischen Nation nur ihre gesetzliche, verfassungsmäßige, laute und entschlossene Stimme erhebt, um ihre politischen Rechte — die Rechte der Natur zurückzufordern, ihr Begehren erfüllt werden muß. Gut würde es seyn für England und glücklich würde es seyn für Ireland, wenn dem Begehren, sobald es geschähe, willfahrt würde. Vornehmlich ist es die Jugend Irelands, an die ich mich wende. Es war ja auch die Jugend von Paris, welche die Freiheit ihres Vaterlands rettete. Irische Jugend erwäge alle diese Dinge — ich will keine abergläubische Vorstellungen erregen — aber frage Dich selbst, ob Alles Zufall seyn konnte. Erstens, daß die Unbefugtheit des irischen Hauses der Gemeinen den Unionsvertrag abzuschließen, und folglich die absolute Nichtigkeit dieses Vertrags durch das Zeugniß eines Manns erhärtet ward, dessen rechtsgelehrte Autorität die britische Regierung, die ihn zum Oberrichter bestellte, selbst anerkennen muß. Zweitens, daß die gemeinen und satanischen Triebfedern, welche die Union hervorriefen, durch das Zeugniß eines andern Mannes erhärtet worden sind, gegen dessen Wahrhaftigkeit die britische Regierung wiederum Nichts einzuwenden vermag, indem auch er von ihr mit der Würde des Lord Oberrichters von Ireland bekleidet worden ist. Drittens, daß der große Werkmeister der Union, der Mann, der von allen erschaffenen Wesen allein entartet genug war sich solcher Arbeit zu vermessen, mit der eigenen verrätherischen Hand die Strafe seiner Frevel an sich vollzogen, und das Land durch einen schmählichen und gräßlichen Tod rächte. Männer von Ireland, geschah dieß Alles von Ungefähr? Mag seyn! Aber mögen wir gegen solches und anderes Ungefähr uns für die Zukunft vorsehen! Die Zeit der Veränderung, heilsamer Veränderung naht. Möge sie friedlich, ruhig, freundlich vor sich gehen; möge Verwirrung, Gewalt, Verbrechen ferne bleiben; möge bei unserem Beginnen Geist wie Buchstaben des Gesetzes uns leiten! Wir können den Namen „Antiunionisten" annehmen. Dieses eine Wort sey unser Vereinigungsruf, und ich vertraue, daß ehe viele Monate verfließen, unsere eintönige Stimme dem Thron Sicherheit und dem Land Glück und Freiheit geben wird. Ich halte nicht gar zu Viel auf jene landfahrerische Freiheitsliebe, welche bloß Sympathie für das Ausland hat, und dabei das Bedürfniß einer Selbstregierung zu Haus vergißt oder übersieht. Heiße es auch ein gemeines Vortheil: Ireland ist der Mittelpunkt meines Patriotismus, leidenschaftlich fühle ich die Erniedrigung und die Noth meines Vaterlands, das meinem Herzen dadurch zärtlich theurer wird, als vielleicht in den Tagen seiner Wohlfahrt und seines Ruhmes.

Wärst Du was ich Dir wünsch', frei, glorreich und groß,
Die erste Blume der Erd', die erste Perl' in Meeresschoß,
Wohl mit stolzer, mit heiterer Stirn ich Dich pries',
Doch die Liebe wär' nimmer so innig, so süß!

Sonderbare Heirat.

Vor Kurzem wurde die Vermählung eines gewissen Foote, Rechtsgelehrten aus Decatur im Kanton Dekalb in den Vereinigten Staaten, mit einem Kinde, Gegenstand einer gerichtlichen Verhandlung in Athen, der Hauptstadt des Kantons. Aus der vor uns liegenden Notiz ist nicht deutlich zu ersehen, bis zu welchem Grade der Verkehrtheit diese unnatürliche Verbündung gegangen sey; immerhin aber muß man sich über das Urtheil des amerikanischen Gerichts wundern, welches einen Fall als bloße Civilsache betrachtet, der, auch im gelindesten Sinne gedacht, in Europa einer kriminellen Behandlung nicht entgehen würde. Das Mädchen war zur Zeit der Heirath zehn Jahre, einen Monat, siebenzehn Tage alt, wog bloß fünfzig Pfund und zeigte ganz das kindische Benehmen, welches diesem Alter angemessen ist. Ihre achtbare, aber dem geringern Stande angehörende Familie zählt außer ihr noch die Mutter und einen beinah erwachsenen Bruder. Der Vater hatte ein kleines Vermögen hinterlassen, wovon ein Theil, zwei oder drei Neger, der Antheil des Mädchens sind. Die Mutter scheint von ziemlich schwachem Geist, und Foote hatte eine solche Gewalt über sie gewonnen, daß er sie zu dem Glauben verleitete, ihr Sohn habe jede Neigung, ihr Vermögen gänzlich zu verschwenden, und das einzige Rettungsmittel bestehe darin, Diesen aus dem Hause zu jagen, und ihm, Foote, ihre Tochter zur Ehe zu geben. Die Heirat wurde demnach mit Wissen der Tochter festgesetzt und ging am folgenden Tage vor sich. Der Geistliche wie der zugezogene Notar (the magistrate) weigerten sich Beide, die Ceremonien zu vollziehen, und ein anderer Notar aus einem entfernten Orte mußte herbeigeholt werden. In dem Ehekontrakt war das Alter des Mädchens als über zwölf Jahre alt angegeben. Als sie bei Ankunft der Magistratsperson benachrichtigt ward, daß man sie jetzt verheirathen werde, weigerte sie sich ausdrücklich und klammerte sich in der Angst an den Fuß ihres Bettes an. Nach der Trauung setzte sie sich auf einen Stuhl, und wollte sich von demselben durchaus nicht erheben. Nur mit Widerstand ging sie mit Foote nach Hause, und schlief zwei Nächte bei ihm, worauf sie durch die Nachbarn weggebracht wurde. Auf die Frage des Richters, ob sie auf die übliche Art mit „Ja" geantwortet, erwiederte sie, sie habe Dieß allerdings gethan, aber nur aus Furcht vor ihrer Mutter; auf die Frage, ob sie mit Foote leben wolle, antwortete sie sehr lebhaft, sie wolle Dieß nicht, sie hasse ihn und möge seinen Namen nicht nennen hören. Foote soll in sehr dürftigen Umständen leben, und oft kaum seinen Lebensunterhalt zu bestreiten wissen. Der Richter entschied, das Mädchen solle von Demselben getrennt und unter Obhut eines Vormunds

gestellt werden, bis sie das zwölfte Jahr erreicht hätte, wo es dann von ihrer Entscheidung abhängen müsse, ob sie Frau des Erstern seyn wolle, oder nicht. Die Entrüstung gegen Foote war in Athen so stark, daß man Gewaltthätigkeiten gegen ihn befürchtete, und er, als er eines Abends aufgefordert wurde, sich nach einem Hause zu begeben, wo er anderweitige Geschäfte hatte, Dieß zu thun sich nicht getraute.

Frankreichs außereuropäischer Seehandel.

Der „Temps" liefert folgendes Verzeichniß der je während der neun ersten Monate der letzten vier Jahre in den französischen Häfen eingelaufenen, oder von denselben abgegangenen nichteuropäischen Handelsschiffe:

Namen der auswärtigen Häfen.	Eingelaufene Handelsschiffe.				Abgegangene Handelsschiffe.			
	1827.	1828.	1829.	1830.	1827.	1828.	1829.	1830.
Alexandria (E.)	76	43	24	36				
Bourbon, Mauritius	49	56	55	74	42	59	66	65
Brasilien	42	44	42	52	57	63	74	46
Calcutta	6	17	21	14	13	16	14	8
Cayenne	18	16	18	23	15	16	20	20
China	2		1	1	2	3	1	2
Colombia	13	14	16	10	18	15	15	6
Guadeloupe	154	153	210	145	117	153	176	121
Haiti	43	60	41	42	44	32	48	27
Havana, St. Jago	58	57	66	48	45	40	45	20
Indisches Meer	10	17	12	14	7	15	14	11
Martinique	148	145	159	121	146	156	140	105
Mexiko	16	31	39	37	22	30	28	23
Peru, Chili	9	4	8	9	6	7	10	9
Rio de la Plata	3	7	33	20	12	20	29	20
St. Thomas, Antillen	24	20	44	26	12	18	29	15
Senegal, Gorea	25	39	29	35	40	47	49	49
Vereinigte Staaten	281	249	303	319	22	31	8	5
Walfischfang	6	6	8	8	4	5	7	20
Gesammtzahl	995	978	1159	1032	604	724	776	562

In Bezug auf die einzelnen französischen Häfen ergiebt sich während dieser Zeit folgendes Verhältniß:

Namen der einheimischen Häfen.	Eingelaufene Handelsschiffe				Abgegangene Handelsschiffe.			
	1827.	1828.	1829.	1830.	1827.	1828.	1829.	1830
Bayonne	9	14	18		12	22	14	8
Bordeaux	159	180	227	211	175	177	201	152
Brest	5	4	5		4	10	7	4
Calais	2	5	8	2	2	2	6	3
Cette	4	9	14	11	5	17	24	10
Cherbourg, Caen	10	9	25	11	12	22	40	27
Dieppe	4	7	10	8	5	6	10	6
Dünkirchen	15	21	32	29	18	29	32	22
Granville	4	6	6	5	3	5	8	7
Havre	384	358	395	390	175	171	178	129
La Rochelle	15	27	32	14	8	13	10	6
Marseille	264	199	232	245	103	115	107	80
Nantes	103	110	102	83	62	105	95	78
Rouen	5	7	6	6	4	5	6	4
Sankt Malo	12	18	23	19	14	23	30	26
Toulon		4	7		2	6	8	
Gesammtzahl	995	978	1189	1032	604	724	776	562

Somit ergäbe sich Havre bei Weitem am Bedeutendsten, der Kriegshafen Toulon am Unbedeutendsten für den außereuropäischen Seehandel.

Vermischte Nachrichten.

Nach einer Klassifikation der Mitglieder des diplomatischen Korps in London nach deren Talenten, welche das englische Hofjournal macht, kämen diese Herren in folgender Ordnung: Fürst Talleyrand, Graf Matuschewitz, Baron von Celto, Hr. von Falk, Baron Bülow, Fürst Esterhazy ꝛc. Der niederländische Gesandte, Hr. von Falk, ist ein geborner Belgier; ein Umstand, der seiner Stellung eine besondere Bedeutsamkeit giebt. Von Seiten der königlichen Familie genießt eine besondere Auszeichnung der preussische Gesandte, Baron v. Bülow, wie unter Georg IV der Fürst Esterhazy. Georg IV zeigte überhaupt eben so viel Liebe für Oesterreich als Abneigung gegen Preußen; weßwegen, als man ihm vorschlug, den Herzog von Braunschweig nach Berlin zu schicken, er lieber Wien wählte, wo der hoffnungsvolle Prinz, in Gesellschaft Don Miguels, seine Erziehung vollendete. Wie weit die Uebereinstimmung in politischen Ansichten bei Georg IV Grund jener Vorliebe war, ist nicht bekannt; bei William scheint das vertraute Verhältniß zu dem Repräsentanten Preußens, welches sich schon von früherer Zeit herschreibt, reinpersönlicher Natur zu seyn. Die Baronin Bülow erfreut sich eben so sehr der Gunst der Königin. Als Ihre Maj. noch Herzogin von Clarence war, saß sie oft mit der Baronin Stunden lang allein zusammen, und plauderte mit ihr über weibliche und häusliche Gegenstände; während der Herzog von Clarence und der Baron in ihrer Art sich unterhielten. In Bezug auf die Ernennung des Baron Wessenberg zum österreichischen Gesandten im Haag bemerkt dasselbe Journal, es sey der Nämliche, welcher im Jahr 1813 mit einer geheimen Mission von Wien nach London gekommen sey, die den Beitritt Oesterreichs zu der großen Allianz gegen Napoleon zur Folge gehabt habe.

Der gegenwärtige König der Franzosen kam auf seinen Reisen durch Skandinavien, unter dem Namen Müller, nach Tröndjem; sein Begleiter, Graf Montjoye, führte den Namen Frohberg. Als sie nachmals Stockholm besuchten, schrieben sie an den Gouverneur zu Tröndjem, und entdeckten ihm ihren wirklichen Namen und Rang, und man erinnerte sich, daß eines Abends in einer Gesellschaft ein warmer Anhänger der französischen Republikaner gegen den unbekannten Prinzen bemerkte: „Kann es einen größern Schurken geben als den Herzog von Orleans?" Da der Herzog von Chartres Nichts darauf antwortete, so wiederholte er seine Frage an ihn: „Halten Sie ihn nicht für einen Schuft?" „„Mag seyn"", sagte der Prinz endlich mit einem zitternden Ton der Stimme, der den Anwesenden nicht entging, die aber die Ursache seines Kummers sich nicht zu erklären wußten. Diese Anekdote erzählt Dr. Clarke in seiner Reisebeschreibung. Ueber das Schicksal des Grafen Montjoye findet man in Dr. Adam Neale's Reisen durch Deutschland, Polen und die Türkei das Nähere. Montjoye trat als der deutsche Graf Frohberg in britischen Dienst, für welchen er in den albanesischen und christlichen Provinzen der Türkei ein Regiment warb. Er hatte zu dem Ende in Venedig, Triest, Galacz und auf andern Punkten der türkischen Grenze Werber aufgestellt, während er selbst in Konstantinopel die ganze Sache leitete. Die schändlichsten Vorspiegelungen wurden gebraucht, um Rekruten anzulocken; von Zeit zu Zeit langten Lieferungen in der Hauptstadt an, die er dann nach den Prinzeninseln, und von da nach seinem Hauptquartier Malta schaffen ließ. Die Soldaten, die sich bald enttäuscht sahen, ermordeten einige ihrer Officiere, und sprengten eines der maltesischen Forts in die Luft. Sir John Moore setzte nachher über den Rest des Regiments in Sicilien ein Kriegsgericht nieder, wo sich fand, daß die meisten dieser Fremden aus guten Familien waren, denen man Fähndrichs- und Kapitänsstellen versprochen hatte, die man aber in Malta als bloße Soldaten einreihte. Sir John lößte das Regiment auf, und sandte die Mannschaft in ihre Heimath zurück. (Eine ausführliche Nachricht über den Aufstand dieses Regiments S. Ausl. v. J. Nro. 15 folg.) Graf Frohberg, welcher sein Benehmen entdeckt sah, und der Regierung 30,000 Pf. schuldete, befand sich damals in dem russischen Hauptquartier; er ging daher zu den Franzosen über; in einem Dorf von einem Trupp Kosaken überfallen, stellte er sich mit dem Rücken an eine Wand, und fiel fechtend, indem er sein Leben so theuer als möglich verkaufte, und wörtlich in Stücken gehauen wurde. Dieser sonderbare Mann hatte alle Länder Europa's bereist, von Gibraltar bis zu den Gestaden des Eismeers, wohin er den Herzog von Chartres begleitete, und ganz Nordamerika. Er besaß eine außerordentliche Leichtigkeit, Sprachen zu erlernen; namentlich sprach er fließend Italienisch, Spanisch, Portugiesisch, Englisch, Deutsch, Französisch, Lateinisch und Slavonisch. Seine liebenswürdigen Manieren machten ihn zu einem willkommenen Gast in allen diplomatischen Zirkeln von Pera.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 311. 7 November 1830.

O'Connells Briefe an das irische Volk.

Dritter Brief.

Derrinane Abbey, den 21 September 1830.

Besiegt und gebrochen liegt irische Nation,
Vom Haupt entsank ihr die Königskron,
Durch ihre Straßen, ihre Hallen geht die Trauer bang;
Die Sonn' ist hinunter, die Nacht ist lang.

Lieben Landsleute! Ich hatte in einem frühern Briefe über die Union und von vorneherein mir zur Aufgabe gemacht, durch die verehrteste Autorität und aus Grundsätzen darzuthun, daß das irische Parlament schlechterdings nicht berechtigt war, die Verfassung Irelands abzuschaffen. Das irische Parlament konnte eben so wenig diese Verfassung aufheben, als Wer zum Verwalter eines Guts bestellt ist, über seines Herrn Eigenthum und Erbe verfügen darf; es würde Dieß der gröbste und unverantwortlichste Betrug seyn; aber unsere Geschäftsführer handelten noch betrügerischer, denn nicht nur verkauften sie das Gut, sondern sie steckten auch den Kaufschilling in ihre Taschen.

Dieß führt mich auf den Gegenstand meines jetzigen Briefs. In meinem zweiten Sendschreiben hatte ich die gemeinen und — ich kann mich wirklich keines mildern Ausdrucks bedienen — die satanischen Triebfedern nachgewiesen, welche die englische Regierung jener Tage bestimmten, die Union ins Werk zu setzen. Lord-Oberrichter Bushe ist mein Gewährsmann. Ich werde jetzt beweisen, daß die Mittel zur Ausführung des Plans wo möglich noch niederträchtiger und verruchter waren als die Beweggründe, von welchen die Haupturheber desselben ausgingen. Ich konnte mir eigentlich diese Mühe ganz ersparen. Ich durfte Euch nur an das kurze und kräftige Resumé erinnern, welches der würdige und strenge Patriot, John Redmond bei einer Versammlung in Dublin davon gab. Seine Worte sind: „Die Union wurde uns aufgedrängt durch die vereinte Wirkung von Schrecken, Tortur, Gewalt, Betrug und Bestechung!"

Diesen Ausspruch meines Freundes will ich zu meinem Text wählen, und diese Homilie soll die Wahrheit und Richtigkeit seiner Behauptung erhärten. Hört, Jünglinge Ireland's, hört von mir Bericht über einige jener Mittel; gedenkt, daß die Knaben, ja die Kinder von Paris Viel zum Triumph der Freiheit beitrugen. Sollten die Söhne irischer Mütter, die Kinder dieser blonden und züchtigen Matronen Irelands, sollten sie weniger brav, weniger patriotisch seyn, als das Geschlecht des schwarzbraunen Frankreichs? So hört von mir die Kunde der Wahrheit, und wenn Euer junges Blut in den Adern vor Unwillen kocht, so nehmt von mir die Lehre, daß nicht plötzliche Aufwallung, nicht ungestüme Gewalt, nicht Verletzung von Gesetzen, noch Friedensbruch es ist, was Ireland seine verfassungsmäßige Freiheit wieder erobern kann. Nein, nur fester Vorsatz, unbeugsame Beharrlichkeit, muthiger, offener Kampf, unermüdliche Anstrengung innerhalb der durch die Gesetze vorgeschriebenen und durch die Konstitution geheiligten Grenzen vermag Dieß. Entschließt Euch diesen Gang einzuschlagen und beurkundet Euren Entschluß durch die That. Es ist Niemand in Ireland, der zu Förderung der guten Sache nicht Etwas thun könnte.

Die Mittel die Union zu Stande zu bringen waren folgende: Erstlich „*der Geist der Revolutions-Furie ward ermuthigt. Die Rebellion gehegt und gepflegt, bis sie zum Ausbruch reif war; den religiösen Zwistigkeiten unter allen Klassen des Volks Vorschub geleistet.*" Für die Wahrheit dieses Satzes habe ich reichliche Beweise. Sie finden sich in der Erinnerung der Hunderte, der Tausende, welche jene sorgenvolle Zeit mit uns erlebten — sie finden sich in allen Debatten über die Union — in den Beschuldigungen und Bemühungen ihrer Gegner, in den Zugeständnissen und Prahlereien ihrer Freunde. Doch das mächtigste Zeugniß liefert der am Schluß des verhängnißvollen Jahrs 1798 auf Befehl des irischen Hauses der Lords erschienene Bericht. Die militärische Organisation der vereinigten Iren begann im Norden. Alle obern, so wie die meisten niedern Offiziere, ja auch zum größten Theil die Soldaten waren Protestanten von verschiedenen Sekten. Offenbar kannte die Regierung das ganze Geheimniß der Organisation. Der Bericht des Hauses der Lords ist in dieser Beziehung entscheidend. Man ersieht daraus, daß einer der Obristen als Spion im Sold der Schatzkammer stand, der die Regierung von Allem unterrichtete, was in den Versammlungen dieser Obristen vorkam, oder wenn eine Versammlung vertagt wurde. Die Regierung konnte sich in jedem Augenblick des ganzen Generalstabs der Rebellen versichern. Warum that sie es nicht? Warum duldete sie, daß die Organisation vor sich ging, und die Obristen länger als zehn oder eilf Monate ihre Zusammenkünfte fortsetzten? Die Ant-

wort liegt nahe. Die Regierung hatte einen weiteren Zweck im Auge, einen Zweck, welchen zu erreichen ein Opfer von Blut ihr nicht zu theuer schien — dieser Zweck war die Union. Wahr ist, sie spielten ein etwas gefährliches Spiel; dasselbe Experiment wird nimmer gemacht werden. Sie dachten mittelst der bewaffneten Macht, über die sie damals geboten, und der mächtigen Hülfe, die sie sich von der Bigotterie der nordischen Rebellen selbst versprachen, könnten sie jeden Aufstand leicht bewältigen, wenn es Zeit wäre, das Land mit der Union zu schrecken. Aber fast hätten sie sich völlig verrechnet. Werford, ohne eine vorgängige Organisation, ward durch die Rohheit eines jetzt unglücklichen Edelmanns, des Lord Kingston, und seines Milizregiments zur Empörung gereizt und hätte eine andere Grafschaft sich zu einer gleichen Anstrengung erhoben wie die Männer von Werford, so hätte diese Empörung sich in eine bleibende Trennung von England verwandelt.

Aber selbst der unvermuthete Aufschwung, welchen die Empörung nahm, mußte den Unionisten neue Vorwände für ihren Entwurf an die Hand geben. Die Angst und Noth wurde immer ärger, die Verwirrung vollständiger, das Gift des Parteigeistes bösartiger, Ireland unfähiger sich selbst zu schirmen, folglich mußte man es seiner angestammten Rechte berauben — mit tückischem Vergnügen und heuchlerischer Freundlichkeit. Da gab es keinen Schutz gegen die grausamsten und willkürlichsten Verhaftungen. Mit den Personen der irischen Unterthanen des Königs waltete die englische Ministerlaune, mit ihrem Leben trieben Buben, jung und alt, von der schäckigen Bande der englischen Miliz, der walliser Bergbewohner, der schottischen Landwehr und der irischen Freisassen ihr schnödes Possenspiel. Einen solchen Augenblick, als die Kerker mit unbeklagten Opfern vollgestopft und die Schaffotte in dem Blut unverurtheilter Elenden schwammen, einen solchen Augenblick benützte das britische Ministerium, seinen Raub- und Plünderungsplan zu vollbringen, der, wenn er auch England nur wenig bereicherte, Ireland gänzlich arm machte.

(Schluß folgt.)

Skizzen aus Südamerika.

---

3. Reisebilder aus den Cordilleren. Potosi.

In Salta, einer Stadt, deren Entfernung von Buenos-Ayres Hr. Temple zu 1300 M. anschlägt, hört die Fahrstraße auf, und man muß sich, um vollends nach Potosi zu gelangen, mit Maulthieren versehen. Der Weg geht durch eine rauhe großartige Gebirgslandschaft, wo man keine menschliche Wohnung trifft. Das wilde Geschrei der Guanacos, die in kleinen Heerden über die Höhen streifen, harmonirt gut zu der furchtbaren Einsamkeit der Scene. Wenn der Reisende, der von Süden kommt, diesen Thieren zum ersten Mal begegnet, so ist es ein Zeichen, daß er das alte Gebiet der Incas betreten hat. Auch das sanfte und gelehrige Llama, das Kamel von Peru, das mit seiner 70 bis 80 Pf. schweren Last langsam dahin wandelt, kann er nun häufig zu Gesicht bekommen.

Das Reisen durch die Cordilleren ist eben so mühsam als gefährlich. „Es war Nachmittags,“ erzählt der Verfasser, „als wir uns anschickten den höchsten Berg hinauf und hinabzusteigen den ich bis jetzt passirt hatte. Nachdem wir uns mehr als zwei Stunden längs der schroffen Bergwand hinangewunden, hielt, — gerade an der schauerlichsten Stelle — das Maulthier, welches mit unserem Gepäck voran zog, auf einmal stille; der kleine arme Schelm, der beladen die ermüdenden Felsenstufen erklomm, hatte wohl Recht ein Wenig rasten zu wollen; aber der schmale Pfad erlaubte uns nicht, ihm zu nahen, um ihm seine Bürde abzunehmen. Auf der einen Seite war das feste Gestein, welches in einem halben Bogen über unsern Häuptern schwebte; auf der andern ein furchtbarer Abgrund mit einer senkrechten Tiefe von nicht weniger als 300 Fuß. So mußten wir eben geduldig zuwarten, bis das Thier sich wieder ermannte: da aber die Sonne bereits tief stand, so trat zu unserer Verlegenheit jetzt die Furcht hinzu, ein Reisender oder Kourrier möchte von der entgegengesetzten Richtung kommen, wo dann die Folgen für einen von beiden Theilen nothwendig unglücklich seyn mußten. Einen Augenblick ging ich mit mir zu Rath, ob es nicht besser wäre, das Maulthier ohne Weiteres niederzuschießen und mit Gepäck und Allem in die Tiefe rollen zu lassen, um den Durchgang frei zu machen. Dagegen erklärte sich der Postillon, *) wiewohl José und ich Dieß als das einzige Mittel betrachteten, uns vor Einbruch der Nacht aus unserer kritischen Lage zu ziehen. Nie in meinem Leben fühlte ich mich so hülflos. Nach ungefähr einer halben Stunde (vielleicht daß meine Furcht dieser zweifelhaften, ängstlichen Pause einige Minuten hinzufügte) setzte sich das Maulthier von selbst wieder in Bewegung, und hielt nach etwa 20 Yards abermals still; schritt dann wieder fort, hielt dann wieder still und so nach zwei fernern Stunden erreichten wir endlich den Gipfel. Zwei oder dreimal wünschte ich der Sicherheit wegen das Maulthier zu erleichtern; aber der schmale Rand des gräulichen Abgrunds zu meiner Linken ließ mir nirgend so viel Raum, um es zu thun.“

Nicht so glücklich kam Hr. Temple auf der Rückkehr über die Gebirge von Tarija davon. „Es ist ein grausamer Anblick,“ fährt er fort, „wenn man einen Weg Bergauf von 15 Meilen vor sich hat, wie damals, als wir den Gipfel der Cordillera erstiegen, welche die südwestliche Grenze der Provinz Tarija bildet; aber noch grausamer war es zu sehen, wie das arme, arme Maulthier über den Rand des Abgrundes glitt, und husch! in zehntausend Burzelbäumen — herum, herum, herum — hinab, hinab, hinab — neunhundert und neun und neunzigtausend Klafter tief! — gewiß keine Elle weniger, gemäß der Scale, wonach meine wundererfüllte Einbildungskraft die Kluft maß; während ich in den Steigbügeln stand und mich über die Ohren meines zitternden Pferdes vorbeugte, die mikroskopische Verkleinerung des Thiers zu betrachten, je näher der beschleunigte Sturz es der Tiefe trug, in welcher es mit allen unsern Vorräthen verschwand.“

Herrschte schon in den reichen Thälern und Ebenen von Tucuman, Salta und Tarija Noth und Elend, so darf die Armuth nicht befremden, die man in den Defiles der unfruchtbaren Gebirge trifft. Bei den Postmeistern, welche die Regierung längs der Straße unterhält, kann der Reisende selten auf Mehr als

---

*) Vrgl. Ausl. S. 591.

für Hungersterben rechnen. „Fragte ich nach Fleisch," sagt Hr. Temple, „so war die gewöhnliche Antwort: No hai, Sennor! — nach Erdbirnen, No hai, Sennor! — nach Eyern, No hai, Sennor! Was haben Sie denn? No hai nada, Sennor! Gar Nichts Herr! Dieses traurige No hai, Sennor! No hai nada, Sennor! hörte man überall!" Eine solche Unterhaltung pflog der Reisende zwei Tagreisen vor Potosi.

Der Silberberg von Potosi *) hat nach Dr. Redhead eine Höhe von 15,981 Fuß über dem Spiegel des stillen Meeres — eine Berechnung, welche von derjenigen Pentlands bloß um 11 F. abweicht; die Stadt selbst, auf einer Höhe von 13,265 F. gelegen, wird von unserm Verfasser als der höchste bewohnte Punkt auf Erden angesehen. Nach Alexander von Humboldt wäre die Hacienda von Antisana, deren Lage eine Höhe von 13,000 F. hat, dieser Punkt. Die Stadt Quito, welche dieser berühmte Reisende für die nächst höchst bewohnte Höhe hält, liegt nur 9621 F. hoch, d. h. 3644 F. niederer als Potosi. Allein wie weit haben diese beiden Gelehrten sich verrechnet, welche nicht wußten, daß an den Ufern des Sutledsch auf einer Höhe zwischen 14 bis 15,000 F. ganze Städte sich befinden; eine Höhe, welche jede menschliche Wohnung in den Anden so weit überragt, als der Dhwalagiri, der Dschuminawatári und einige andere der östlichen Piks des Himalaja den Chimboraço oder Ilimani. **) Die hohe Lage ist übrigens das Merkwürdigste an der Stadt, die sonst eine nichts weniger als vortheilhafte Erscheinung darbietet. Die Straßen zwar zeichnen sich durch eine in den südamerikanischen Städten nicht gewöhnliche Reinlichkeit aus, welche daher rührt, daß sie abhängig sind, also der Regen den Koth wegschwemmen kann; aber in die Häuser selbst mit wenigen Ausnahmen der ersten Familien darf man nicht hineingehen, wenn man an Schmutz und Unrath ein Aergerniß nimmt. Es sind wahre Augiasställe. Die Kirchen deren Wände einst mit Zierra en von gediegenem Silber bedeckt waren, haben ihren Schmuck verloren. Die Kathedrale ist ein ungestalter Steinhaufen, von grauem Granit, der vor zwanzig Jahren begonnen ward, aber noch immer seiner Vollendung entgegensieht. In derselben Straße steht ein des Uebrigen würdiges Gebäude, welches des Verfassers Bedienter das „große Kamin" nannte, das aber die dem Libertador zu Ehren errichtete Nationaltrophäe vorstellen soll. Von Gesellschaft kann in Potosi kaum die Rede seyn. Auf eine halbe Stunde geht man etwa Abends in ein Haus, schlürft Maté durch ein Rohr, hört dem Klimpern einer Guitarre zu, setzt sich auf eine Bank an der Wand, den Rock bis an das Kinn zugeknöpft, (der schnelle Wechsel der Temperatur macht diese Vorsorge nothwendig) und antwortet Jedem, der von den kalten Südwinden spricht: Si Sennor! Die Damen, die mittlerweile, in einen Winkel zusammengedrängt und in ihre wollenen Mäntel gehüllt, auf einer Decke auf dem Flur kauern, fordern den Gast von Zeit zu Zeit auf, noch ein Maté zu nehmen, und vervollständigen das Bild der Langweile durch ihre gänzliche Geschäftlosigkeit. Der weibliche Hausanzug gleicht so ziemlich dem spanischen — ein schlampiges Negligé an einer schlandrigen Person; in losen Flechten herabhängende Haare; alte zu Pantoffeln niedergetretene Schuhe; zerfetzte Strümpfe; der Shwal als Morgenkleid umgeworfen, aber den Mangel des Schnürleibs nur schlecht verbergend; die Leinwand nach der Wäsche schmachtend — so zeigen sich selbst junge Frauenzimmer. Aber die Umwandlung der Puppe in den lustigen Schmetterling, der in der Luft spielt, ist nicht überraschender als die Veränderung, welche mit diesen Damen vor der Abendpromenade vorgeht. Der Verfasser äußert sich namentlich mit Entzücken über die Anmuth ihres Ganges, welche er zu den eigenthümlichen Vorzügen des spanischen Frauenzimmers rechnet, und ihre niedlichen Füßchen; „das Interesse" sagt er „das ein kleiner Fuß erregt, läßt sich nicht beschreiben; er ist voll Sinn und Bedeutung und spricht unaussprechliche Dinge."

*) Vrgl. Ausl. S. 425.

**) Der Ilimani ist 21,800 F. hoch, folglich 350 F. höher als der Chimboraço.

Talleyrand.

Karl Moritz Perigord Talleyrand ward geboren im J. 1754, und ist somit 76 Jahre alt. Seine alte und angesehene Familie rühmt sich der Verwandtschaft mit mehreren europäischen Höfen, und selbst mit den alten Königen von Frankreich. Die Kunst, der Unentbehrliche aller Parteien zu seyn, erprobte er mit seltener Meisterschaft in seiner langen, von Egoismus und Eitelkeit, Stolz und Hochmuth vorgezeichneten Laufbahn, indem er bald der Geistlichkeit schmeichelte, als Reichthum und Macht in ihren Händen lag; bald dem Volk, als man durch dessen Gunst Etwas galt; bald dem Kaiser Napoleon, als dieser Gnaden spenden konnte; bald den Bourbonen, als die Restauration Wahrscheinlichkeit gewann; bald wieder der Nation, als die Revolution von 1830 die wahren Interessen Frankreichs auf einen sichern Fuß zu stellen schien. In früher Jugend zum Priester bestimmt, betrachtete er den geistlichen Stand als ein bloßes Mittel zu weltlichen Vortheilen, Rang und Ehre: ein Schurke mit der Bischofsmütze hatte in seinen Augen immer mehr Werth als der frömmste Christ, der bloßer Vikar war. Im J. 1780 war er bereits Generalagent des französischen Clerus, und acht Jahre später wurde er Bischof von Autun. Um diese Zeit soll Talleyrand ein großer Freund des Vergnügens gewesen seyn, ein so artiger Priester, als nur je einer eine Flasche anbohrte oder eine Schüssel leerte, und um Religion so unbekümmert als um Freiheit. Sein leichter Witz, der ihn auch in seinem spätern Alter nicht verlassen hat, machte ihn zum Liebling der Gecken und zum Abgott der Profanen. Als die Revolution ausbrach, verwandelte sich Talleyrand aus einem Hofmann in einen Demagogen, ließ sich von seiner Diöcese zum Abgeordneten bei den Generalstaaten ernennen, eiferte gegen Mißbräuche, und verschonte in seinen Angriffen selbst den Stand nicht, dem er angehörte. Er brachte die Abschaffung der Zehnten und die Verwendung des Eigenthums der Kirche zur Erleichterung des Staatsschatzes in Antrag. Einer der Ersten schwur er den Bürgereid, wofür ihn der Pabst exkommunicirte, an welchem der fromme Bischof sich damit rächte, daß er satirische Verse auf ihn und seine Bullen verbreitete, und versicherte, er wolle zeigen, daß sich als Erbischof nicht übel leben lasse. Die Ungnade Roms förderte ihn in der guten Meinung der Nationalversammlung, welche ihn am 16 Februar 1790 zum Präsidenten ernannte, und hinderte ihn nicht, am 14 Juli vor dem Altar auf dem Marsfeld bei dem Bundesfest das Hochamt zu halten. Doch beschloß er jetzt, ganz in den weltlichen Stand zurückzutreten. Im März des folgenden Jahres suchte der Erbischof, dem eine Stelle ohne Gehalt nicht lange zusagte, in den Verwaltungsrath des Departements von Paris gewählt zu werden; in diesem Amt verlor er sehr an Popularität, und verdächtig wurde er, als man im November 1792 in der eisernen Kiste ein Schreiben des Ministers Laporte an Ludwig XVI vom 21 April 1791 fand, worin es von dem Bischof von Autun hieß: „Il parait désirer de servir Sa Majesté et m'a fait dire que Vous pouviez faire l'essai de son zèle et de son credit!" Zum Glück befand er sich in „dem Lande der Rosse und der Nebel", wie er England zu betiteln beliebt, und man dürfte sich nicht verwundern, wenn bei der Untersuchung der Exminister Karls X ein

ähnliches ehrenvolles Zeugniß zum Vorschein kommen sollte. Talleyrand schrieb einen langen Brief, worin er sich rechtfertigte: „Si M. Laporte a écrit à Louis XVI que je paraissais désirer de servir Sa Majesté, s'il lui a parlé de mon zèle, parceque je voulais avec tous les patriotes de l'Assemblée Constituante faire consacrer la liberté générale des opinions religieuses ou le Roi devait trouver comme tous les autres citoyens sa liberté particulière, M. Laporte s'est servi d'une expression très inconveniante que je désavoue.“ Dieser Brief kam nach Paris in dem Augenblick, als Ludwig vor Gericht stand. So entging Talleyrand durch eine Verlegenheit der andern, an der Verurtheilung des Königs Theil nehmen zu müssen. Er blieb in England bis zum J. 1794, als er plötzlich Befehl erhielt, innerhalb 24 Stunden die britischen Küsten zu verlassen und sich nach Amerika einzuschiffen. Im J. 1795 rief ihn jedoch der Konvent zurück, und man sah ihn in Paris in den Zirkeln der Frau v. Staël, um deren Lächeln er buhlte. Am 15 Juli 1797 wurde er Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Einen ergebeneen Anhänger des Direktoriums und einen unbedingtern Lobredner des bestehenden Systems gab es nicht. Allein Talleyrand spielte falsche Karten; der von Egypten zurückkehrende Bonaparte schien ihm vielversprechender, und diesem zu wandten sich seine Blicke. Der erste Konsul entzückt von seinen diplomatischen Talenten und geschmeichelt durch die Aufmerksamkeit eines Mannes von so vornehmer Abkunft, nahm ihn mit offnen Armen auf, und ließ ihm bei dem Tod des Herzogs von Enghien eine Rolle; von da an schenkte ihm Napoleon sein Vertrauen, ernannte ihn zum Großkammerherrn und zum Fürsten von Benevent. Mit allen Intriken des Hofs bekannt, benützte Talleyrand seine Stellung, um durch Spekulationen in den öffentlichen Fonds, bei denen er Nichts riskirte, ansehnliche Schätze zusammen zu scharren. Indeß je Mehr ihm der Kaiser gab, desto Mehr wollte er, und seine Raubsucht kannte keine Grenzen. Vom J. 1807 begannen Mißverständnisse zwischen Beiden einzutreten. Als Minister der auswärtigen Angelegenheiten widersetzte er sich dem spanischen Krieg, und prophezeyte den Sturz seines Gebieters. Der Kaiser ließ ihn verhaften; und ob er sich gleich nachher Mühe gab, ihn für sein Interesse wieder zu gewinnen, so kehrte das Vertrauen doch nie zurück, und ohne Bedenken sprach im J. 1814 der Präsident der provisorischen Regierung, Fürst Talleyrand, die Absetzung Napoleons und die Herstellung des Hauses Bourbon aus. Hatte er die Kirche verrathen, den Clerus, das Volk, den Konvent, den König, so verrieth er zu guter Letzt auch den Kaiser. Am 12 Mai 1814 ernannte ihn Ludwig XVIII zu seinem Minister der auswärtigen Angelegenheiten und am folgenden 4 Juni zum Pair von Frankreich. Wie weit die Beschuldigung, er habe Napoleon und seinen Sohn wollen ermorden lassen, gegründet sey, muß die Zeit lehren. Talleyrand hat bis jetzt auf Maubreuils Anklage nicht geantwortet. Von der zweiten Restauration befand er sich auf dem Kongreß zu Wien, begab sich nach Gent, und wurde nach der Rückkehr Ludwigs XVIII abermals Minister der auswärtigen Angelegenheiten; doch blieb er es nur drei Monate, da er sich weigerte, den Traktat von 1815 zu unterzeichnen; was ihm seine Verehrer sehr hoch anrechnen. Seither intrikirte er gegen jedes Ministerium, behielt aber seinen Posten als Großkammerherr sowohl bei Ludwig XVIII, als bei Karl X bis zu dessen Abdankung. Es fragt sich nun: wird er als Gesandter des neuen Königs der Franzosen abermals den Verräther spielen? Wird er die Partei des Herzogs von Bordeaux verstärken? Wird er Frankreich mit England oder England mit Europa entzweien? Wird er seiner Regierung zu dem unpopulären Schritt rathen, der fremden Einmischung in die belgischen Angelegenheiten ihre Sanktion zu ertheilen?

Die Barrikaden von Paris.

Von Dr. Hermes.

II. Der 28 Juli.

Der Hof des Theaters des Variétés.

Der erste Arbeiter (der sich indessen mit dem Schließer herumstreitet). Was? Laß Das nur unsere Sache seyn; wir wollen Eure Waffen schon finden!

Der Schließer. Aber, wenn ich Euch nun sage, daß wir keine haben.

Der Arbeiter. Das ist doch unverschämt. Und die Gewehre der sechs Soldaten, die die große Armee des Königs in dem Stücke ausmachen, das ich vorgestern mit ausgepfiffen habe? Und der türkische Säbel, mit dem der Prinzessin der Kopf abgeschlagen wird?

Alle. Zum Magazin! Zum Magazin!

Zweiter Arbeiter. Ja, das ist das Kürzeste.

Der Schließer. Um Gotteswillen, meine Herren, plündert uns nicht.

Der zweite Arbeiter. Plündern! Wofür haltet Ihr uns? Wir müssen Waffen haben! Man bringt unsre Freunde, unsre Brüder um; wir wollen sie vertheidigen. Waffen! Waffen! Das ist Alles. Und wenn Ihr wollt, so könnet Ihr mit kommen, da werdet Ihr's sehen —

Der Schließer. Wenn es nicht anders seyn kann. — (Er öffnet das Magazin; dort bewaffnet sich Jeder, so gut er kann, ohne das Geringste von den übrigen Effekten zu berühren. Dann entfernen sie sich.)

Zweiter Arbeiter (zu Lapipe). Euer Name?

Lapipe. Lapipe.

Zweiter Arbeiter. Gut, Vater Lapipe, Ihr könnt Euch darauf verlassen, wenn ich am Leben bleibe, bringe ich Euch Euern Säbel zurück.

Lapipe. Ei, ich mache mir den T — aus dem Säbel; wenn Ihr nur mit heiler Haut davon kommt.

Der Schließer (zu Gustav, der sich unter den Arbeitern befindet und sich einer Flinte bemächtigt hat). Nehmt Euch in Acht, daß Ihr Nichts verderbt! —

Gustav. Was? Eure Flinten? Seyd unbesorgt, Alter, wir werden sie nicht verrosten lassen. (Alle ab; nur der Schließer und Lapipe bleiben.)

Der Schließer (die Arme übereinander schlagend). Gut, gut, Lapipe; Was sagst Du nun?

Lapipe. Das wird heiß! Das wird heiß! — Blitz! Du hast Deine Waffen ausgeliefert. — Das hast Du recht gemacht; und dann, Was wolltest Du thun?

Der Schließer (mit Pathos). Alles haben sie genommen, bis auf den Dolch der Prinzessin!

2. Zwei- bis dreihundert Arbeiter dringen von der Rue Saint Antoine her gegen die Place de Greve vor; Robert, ein alter Soldat, an ihrer Spitze.

Robert. Sachte, meine Kinder, sachte! Ordnung! Donnerwetter, Ordnung! Ohne Das kann Niemand Etwas ausrichten.

Ein Bürger, der unter der Thür seines Hauses steht. He, Das seyd Ihr, Vater Robert? Was habt Ihr hier zu thun?

Robert. Es lebe die Charte!

Der Bürger. Es lebe die Charte!

Alle. Es lebe die Charte! Es lebe die Charte.

Robert. Ei, zum Henker! Das seht Ihr doch wohl! Ich kommandire diese guten Burschen hier. Sie wissen ihre Flinte abzufeuern, wie Einer; aber von der Taktik verstehen sie Nichts. Gestern — ließen sie sich aber auf der Rue Saint-Honoré todtschlagen, wie die Fliegen. Die Burschen sind brav, Das ist Alles; aber heute soll die Sache anders gehen.

Der Bürger. Und glaubt Ihr denn, daß die Sache wirklich zu Etwas führen kann?

Robert. Mein Gott, Wer weiß! Die Köpfe sind kurios heiß geworden. Das sollt Ihr sehen.

Der Bürger. Aber die Truppen sind auch nicht müßig; und reguläre Soldaten haben so viele Vortheile.

Robert. Das weiß ich, Das weiß ich! (Zu Gustav, der sich seiner Bande angeschlossen hat.) Hola! hola! Was machst Du da!

Gustav. Zum T —, ich schieße.

Robert. Ah! Da sieht man es, daß Du in Deinem Leben keinen Tirailleur gesehen hast. Du schießest, Das ist recht; aber sieh ein Mal, Kind, wie Du Dich anstellst. Hieher stelle Dich, hier hinter diesen Pfeiler! Du suchst Dir Deinen Mann heraus. Feuer! Da liegt der Bursch. Du ziehst Deinen Kopf in Deine Höhle zurück! und so drauf!

Gustav. Dank, Alter; jetzt weiß ich schon, Was ich zu thun habe.

Robert (zu einem Andern). Und Du, Dummkopf, siehst Du denn nicht, daß Du Dich selbst blosstellst, wenn Du so über das Pflaster wegschießest? Da, so rückst Du zwei oder drei Steine bei Seite, da legst Du Deine Klarinette hinein, und jetzt spielst Du, wie im Orchester.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 312. 8 November 1830.

O'Connells Briefe an das irische Volk.

Dritter Brief.
(Schluß.)

Ich kann nicht umhin, eine der Thaten der Martialgerichte in's Gedächtniß zurückzurufen. Es ist eine fast unglaubliche, aber buchstäblich wahre Geschichte — ich meine den Fall mit dem unglücklichen jungen Byrne aus Ballymanus. Hr. Byrne war ein Katholik, aus einer Familie die — wenn man von Alter und edler Abkunft sprechen will — sich mit den ersten jedes Landes in Europa messen konnte. Eigenschaften, welche Achtung verdienten, machten ihn zum Stein des Anstoßes bei seinen Nachbarn; er wurde verhaftet, in Wicklow eingesetzt und einem Martialgericht, das aus fünf oder sieben Offizieren bestand, zur Verurtheilung überantwortet. Man brachte vier Bezüchtigungen gegen ihn vor, die ziemlich unbestimmt lauteten, aber auf Etwas wie eine Verwicklung mit den Anführern des Aufstandes hinausliefen. War der Beweis höchst schwach und unbündig, so war das Resultat mehr als befremdend; das Martialgericht entband ihn im Einzelnen, Punkt für Punkt, verdammte ihn aber im Ganzen zum Tod!! Ist ein monströseres Urtheil möglich? Lord Camden wollte ihn indessen nicht hinrichten lassen, war aber auch nicht männlich oder gerecht genug ihn loszusprechen, oder das Erkenntniß umzustoßen. Byrne blieb daher vergessen und verabsäumt im Gefängniß liegen, und da inzwischen viele trübselige Monate verflossen, so kam zu guter Letzt die Union aufs Tapet, und Cornwallis, einer der Hauptkünstler des Ruins von Ireland, ging die Gutsherren der Grafschaft Wicklow um Einreichung einer Adresse oder Petition zu Gunsten der Union an. Sie wollten kurzweg Nichts davon wissen, außer auf Bedingungen. Was waren diese Bedingungen? Man erinnerte sich an den jungen Byrne und die Bedingungen waren, daß er sollte hingerichtet werden. Und Lord Cornwallis — Was thut er? Merk Dir, irischer Leser, was dieser englische Aristokrat thut. Er nimmt die Bedingungen an. Die augenblickliche Hinrichtung des jungen Byrne wird befohlen. Er ward noch desselben Abends dicht vor seinem Gefängnißthor hingerichtet und mit der Adresse zu Gunsten der Union hatte es seine Richtigkeit! Englische Aristokratie, Dieß waren die Thaten, durch welche Du die irische Freiheit vernichtetest! Ich hoffe, es mischt sich in den Entschluß, der in meinen Adern pocht, nach Kräften mitzuwirken daß Ireland sein Recht wieder erlange, kein unheiliges Gefühl, wenn er Etwas von der Form eines Gelübdes bei dem Blut und dem Grab des gemordeten Byrne annimmt, des Gelübdes, das ihm zugefügte Unrecht wieder gut zu machen, so weit jetzt ein Mensch es noch gut machen kann, indem ich seinen Namen auf einen Stein in jener Säule schreibe, die — ich bin es gewiß — das befreite Ireland bald zum Andenken an die Wiederherstellung seiner legislativen Unabhängigkeit errichten wird!

Doch der Hauptcharakterzug der Union war die freche Ruchlosigkeit der Bestechung. Sie ward in ein regelmäßiges System gebracht; sie ward eingestanden und besprochen in der Kammer; sie ward getrieben aller Orten. Die Minister errichteten eine Bude, wo sie Stimmen kauften; sie eröffneten ihr Geschäft mit vollen Händen. Die Pairie bildete einen Theil ihres Kapitals; sie setzten etliche und vierzig Pairs in Kurs; die Bischofsbank wurde auf den Markt geschafft und zehn bis zwölf Bisthümer gegen Stimmen losgeschlagen; die Richterbank wurde ausgeboten und von einem Oberrichter und acht Richtern (puisne Judges and Barons) gesteigert. Es würde über des armen Robins Kalender gehen, wollte man ein Verzeichniß aller Beförderungen von Generalen, Admiralen, Obristen, Schiffskapitänen und andern Militär- und Marineoffizieren entwerfen, womit persönliche oder sippschaftliche Stimmen für die Union belohnt wurden. Der Preis einer Stimme war aller Welt bekannt: er betrug 8000 Pf. baar oder verwandelte sich in eine Anstellung im Civil- oder Militärdienst mit einem Jahrgehalt von 2000 Pf. Es gab gute Tropfen, welche sich mit Einem von diesen drei Dingen begnügten; die schlaueren wußten aber wenigstens zwei von den dreien zu erhaschen, und es sollte nicht schwer seyn, ein Dutzend oder vielleicht zwei Dutzend herzuzählen, welche gar nicht wählten, sondern lieber die ganze Trilogie — die 8000 Pf., die Civilanstellung und die Militäranstellung — zusammen behielten. Osborne stimmte für die Union und, ob ihm gleich alle Befähigung abging, ward zum Richter ernannt. Daly stimmte für die Union, und, ob ihm gleich alle Befähigung abging, ward zum Richter ernannt. Norbury stimmte für die Union und ward zum Oberrichter ernannt, und dafür zwanzig Jahre und mehr zur ergötzlichen Belustigung aller Zuschauer angezapft und gehänselt. Zwei Fälle sind von einiger Besonderheit, der Brown's, Mitglieds des Trinitätskollegiums und der

Coote's, Repräsentanten der Grafschaft der Königin. Brown, war einer der Senioren des Kollegiums — ein Mann von seltenen Talenten, jedoch mehr ausgezeichnet durch glänzende Geistesbildung als durch Kraft und Gediegenheit des Charakters. Sein Ansehen als Patriot stand hoch, und er war in Bezug auf seinen Ruf äußerst empfindlich. Coote unterschied sich wenig — wo gar nicht — von dem allgemeinen Schlag irischer Squires der letzten Generation. Als der erste Antrag zur Union gemacht wurde, stimmte Brown dagegen, und erwarb sich durch den Eifer, mit dem er sich dieser Maßregel widersetzte, großes Verdienst. Aber, ach! in der Zwischenzeit zwischen der ersten und der zweiten Sitzung ließ er sich herumkriegen. Sein Preis war die unmittelbare Anstellung als erster Licentiat (prime sergeant) und die Zusage des ersten Sitzes, nach Osborne und Daly, der in Erledigung käme; doch erlangte er den letztern Theil des Preises nicht. Von der höchsten Volksgunst sank er tief in Haß und Verachtung. Seine feinfühlende Seele vermochte die Schande nicht zu ertragen. Sein Leben welkte unter dem vertrocknenden Hauch des Volkshasses dahin. Ich sah ihn kurz vor seinem Tod und es war offenbar, daß er an den Folgen des Verraths starb, den er an seinem Vaterlande begangen hatte. Friede seiner jetzt fast vergessenen Asche! Coote's Benehmen kehrte sich nicht an so zarte Bedenklichkeiten, und sein Preis oder vielmehr seine Preise waren größer. Er schlug eine Bill gegen die Union vor und begleitete sie mit einer heftigen Rede. Lord Castlereagh gewahrte die Gefahr, schloß während der Debatten mit Coote ab, und Coote schämte sich nicht gegen seine eigne Motion zu stimmen. Das Amt eines Kommissärs bei den Einkünften und die Pairie belohnten ihn!

Warum verweile ich so lange bei dieser traurigen Geschichte elender Erbärmlichkeiten? Warum? Man soll es wissen, wenn man es nicht mehr wissen will, daß Lord Castlereagh in dem Hause der Gemeinen erklärt hat, er würde die Union durchsetzen und sollte es mehr denn eine halbe Million kosten. Seine Worte, wie Grattan sie berichtet, waren: „Eine halbe Million oder drüber wurden vor einigen Jahren verwendet, um eine Opposition zu brechen; dieselbe oder eine größere Summe mag jetzt nothwendig seyn!" So ließ sich Lord Castlereaghs offenherzige, nicht erröthende Frechheit vernehmen. Grattan fügt hinzu: „Castlereagh verstand die Bestechung und Verführung im ausgedehntesten Sinne des Worts. Seine Mäkler zeigten sich überall — in den Vorzimmern, auf den Gassen, auf den Treppen, an der Thür jedes parlamentarischen Führers und boten Titel den Einen, Aemter den Andern, Schmeichelei, Drohung und Lastergeld Allen!" Der gegenwärtige Lord Oberrichter Bushe äußert sich über die gräulichen Mittel, durch welche die Union bewerkstelligt wurde, noch stärker. Er thut dar, „wie die niederträchtigste Spitzbüberei dabei ihr Wesen hatte; wie die schlimmsten Leidenschaften des menschlichen Herzens in Dienst genommen wurden und der entartetste Scharfsinn des menschlichen Geistes auf die Folter gespannt, um neue Kunstücke des Betrugs auszuhecken," und schließt mit einer äußerst beredten Apostrophe, wovon ich nur die Worte anführen will: „Warum verlor Jakob II seine Krone? Kann der Fall der sieben Bischöfe verglichen werden mit dem Fall Irelands?" Allerdings kann er nicht damit verglichen werden.

So steht die Sache in Ireland. Die Union war kein Vertrag, beschlossen zwischen Parteien, die ihn beschließen konnten und beschließen wollten; nein er war ein Werk der Gewalt und des Betrugs, der Tortur und des Raubs, der Bestechung und der Schande. Freunde des Vaterlands laßt uns zusammen treten; laßt uns alle Anstrengungen aufbieten, welche das Gesetz erlaubt und die Verfassung genehmigt. Laßt es thun unbedenklich, unverzüglich. Laßt uns Petitionen entwerfen, Antiunionsvereine bilden. Mögen die Jungen anspornen die Alten, und die Alten berathen und leiten die Jungen. So werden wir unser Land wieder eingesetzt sehen in seinen Rang unter den Staaten und unser Volk aufblühend in Friede, Heil und Segen!

Scenen aus dem Leben der englischen Aristokratie.

(Schluß.)

Abends fand ich mich pünktlich ein. Lady Lederkopf manövrirte bewunderungswürdig; Celia und ich sahen uns, als wir im Blumenzimmer botanisirten, plötzlich allein gelassen. Ich ergriff den günstigen Augenblick und machte ihr eine glühende Schilderung meiner Liebespein. Man hörte mich gütig an. Ich wurde kühner — gleiche Ermuthigung; endlich war ich herzhaft genug auf unverweilte Entführung anzutragen. Allein Celia, obwohl unvorbereitet, war mit Sturm nicht zu erobern; augenblicklich überflutheten mich „Schicklichkeit" „die beste der Mütter" und Tiraden von „töchterlicher Pflicht." Doch erhielt ich die Erlaubniß, bei Lady Pausbacken anzufragen, und so trennten wir uns.

Die Gräfin war mit dem Erfolg Nichts weniger als zufrieden; die Alte, meinte sie, würde Umstände machen. „Julius," schloß sie mit einem Seufzer „die Difficultäten häufen sich, aber wir müssen schon hinbarren. Ich denke Sir Hektor richtet Was aus."

Ich war froh, daß ein Anderer die Unterhandlung führen sollte, und abermals wurde der Baronet als unser Bevollmächtigter akkreditirt. — Durch Miß Celia über meinen bevorstehenden Besuch in Kenntniß gesetzt, harrte Lady Pausbacken im Prunkgemach, als ihr Mohr statt Julius O'Flaherty Sir Hektor Relkensanft meldete. Mit Schwierigkeit wand sich dieser durch Ottomanen, Musikständer, und einen Haufen bronzener Monstrositäten bis zu dem Eiderdunensopha, auf welchem die Lady in gemüthlicher Ruhe saß. Sie würdigte die blühende Anrede Sir Hektors, der sich auf einem gegenüberstehenden Stuhl niederließ, und nach einer einleitenden Prise seine Botschaft zu eröffnen begann, einer freundlichen Erwiederung; aber als eine Dame, die bei Negotiationen gleich auf den Kern losging, hatte sie meinen guten Hektor schon nach zwei Minuten mitten in das Kapitel meiner Einkünfte hineingestürzt. Ohne Anstand v e r d r e i f a c h t e er dieselben; doch Alles, was ihm diese Geistesgegenwart eintrug, war ein ungenügendes: „Hm! sehr Wenig." Kamen sofort meine Familie und meine Verbündungen aufs Tapet. Der Baronet warf den Kopf auf: „Kein besseres Blut in Ireland!" und schlug mit seinem einsamen Finger laut auf den Deckel der Tabacksdose. „Ich habe die Ehre mit dem alten Hause der O'Fla-

herty's verwandt zu seyn, die in gerader Linie von Fergus a Ronghiva und den Mac Nabs von Killy Cormak abstammen und mütterlicherseits im fünften Glied der Vetterschaft mit dem gegenwärtigen Fürsten von Coolavin stehen." Ein abermaliges ominöses „Hm! — Ob ich Aussichten hätte?"

„Aussichten? Allerdings hätt' ich deren. Kein Mensch in Irland könnte mehr auf Strandsegen hoffen, denn ich. Lasse der Himmel in seiner Weisheit den Leuchtthurm auf Stranbuoy einstürzen (und das Fundament wackle schon lang), oder komme auch nur ein harter Winter und Südwestwinde, was stände mir nicht Alles von den Schiffbrüchen zu erwarten? Mein Vater habe eine ganze Season mit einer Fracht Mahagony bestritten, und meines Vaters Vater sey, als ihn einmal ein unhöflicher Gläubiger in die Enge getrieben, durch den Abwurf eines gestrandeten Walfischs wunderbar errettet worden."

Die Pausbacken hatte genug. Sir Hektor wurde mit so wenigen Ceremonien entlassen, daß, wäre nicht der nächste männliche Verwandte des Hauses zu seinem Glück ein Geburtshelfer gewesen — ein Stand, den der Baronet perhorrescirte — schwer zu sagen seyn möchte, zu welchen Folgen die Rache des beleidigten Gesandten hätte führen dürfen.

Meine fernere Geschichte ist kurz. Mein Verlust im Spiel wurde allgemein bekannt, und das Geheimniß, daß mein Kredit bei Hackney und Kompagnie erschöpft sey, ruchbar. Die Kaufleute wurden in dem Verhältnisse dringender, als die Freunde kälter und höflicher erschienen. Aber noch schimmerte ein Hoffnungsstrahl — meinem Beschützer war die Vergebung einer Patentstelle zugefallen, und die Lederkopf schwur, ich sollte den Posten bekommen. Aengstlich harrte ich der Rückkunft des edeln Pairs von den Pferderennen in Chester, und obwohl er erst um Mitternacht zu Haus anlangte, fand ich mich schon um neun Uhr des andern Morgens vor seinem Bette ein. Sein Gesicht strahlte vor Freude, und er drückte mir die Hand mit einer Kraft, die mich entzückte. Er erzählte mir das Neueste über das Rennen, wie teufelmäßig brav die Thiere gelaufen wären, und wie oft er sich verflucht, daß er mich habe in der Stadt sitzen lassen. Wahrhaftig, den ganzen Tag hätt' er an mich gedacht, und noch mitten in der Nacht über mir gebrütet. „Noch mitten in der Nacht?" flüsterte die Hoffnung, „gut, gut! der Platz ist Dein, was gilt's Du stehst morgen in der Zeitung." — „Ja, Julius, lieber Junge, da war Lady Lederkopf noch in der Nacht bei mir; kämpfte sich im eigentlichen Sinn bis in mein Schlafzimmer, obwohl Janowiz schwur Das koste ihm seinen Dienst, so streng hatte ich jeden Eintritt verboten. Sie nimmt einen Antheil an Euch, Herr Bruder — ich bin ordentlich eifersüchtig." (Hier tätschelte mir der spaßhafte Pair auf den Arm.) „Na, da sprach sie mit mir wegen der Patentstelle, und war wahrhaft enragee, als sie vernahm, ich hätte an Spaddicinis Weintisch 2000 Pfund verwettet, sein Sohn solle den Platz haben. Gott straf mich, es fiel mir nicht ein, daß Ihr an so Was denken könntet, Julius. Bei der nächsten Vakanz kann Er drauf zählen, Bruder." Bei der nächsten Vakanz! Spaddicinis Sohn ist zwei und zwanzig Jahre alt und der gesündeste Weinhändler in Piccadilly.

Von diesem Morgen an mied mich der Lord; nicht so die Lady. Könnte Sympathie eine fehlgeschlagene Hoffnung besänftigen, so hätt' ich keinen Schmerz zu tragen gehabt, doch stille hievon!

Wir schieden von einander. Sie sprach mehrere Tage unaufhörlich von mir, und nannte meinen Namen sogar nach drei Monaten noch einmal. Aber jeder Ueberrest von Geneigtheit, den ihr Herz bewahrte, schwand vor einem jungen Gentleman aus Sierra Leone. Sein Vater war von den Aschantis gespeist worden und er selbst ihren Zähnen nur wie durch ein Wunder entgangen. Er brachte eine aufgedunsene Leber und eine Quantität Goldstaub nach England, stand auf dem besten Fuß mit einer Cobra capella und frühstückte auf Einem Tisch mit einem Jagdtiger von Meisur. Lady Lederkopf schenkte ihm ihr' Wohlwollen auf den ersten Blick und ich ward der Vergessenheit geweiht.

Drei Tage nach meiner letzten Unterredung mit dem Pair verkaufte ich alles Marktbare, bezahlte meine Wohnung und verließ die Hauptstadt im bristoler Postwagen. Wär ich auch geneigt gewesen, länger auf dem Schauplatz meines alten Glanzes zu verweilen, so würden Dieß die Berichte meines Bedienten über verschiedene Anfrager von sehr uneinnehmendem Aeußern, welche in meinem verlassenen Logis bemerkt wurden, jedenfalls gehindert haben.

Zur Geschichte der Censur.

Man darf nicht glauben, daß die Wuth des Ministeriums Villele gegen die Presse sich auf Werke lebender Schriftsteller beschränkte. Ebenso erging die Verfolgung nicht bloß gegen die historische und politische Literatur, sondern sie verschonte die harmlosesten Erzeugnisse der Einbildungskraft nicht. Cheniers Brief an Voltaire wurde als gottlos auf den Index gesetzt; die vermischten Gedichte Parny's, nicht sein Krieg der Götter, noch sein gestohlenes Portefeuille — nein, seine Elegien wurden geächtet. Bei diesem System kam man bald so weit, daß Racine's Phèdre und Berenice nicht mehr Gnade fanden. Es begreift sich, daß die vollständigen Werke Voltaire's dem scharfen Auge des Abbé Mutin nicht entgehen konnten. Beinahe jede Ausgabe dieses großen Verderbers, wie ihn der Berichterstatter nennt, Voltaire, in Oktav-, Duodez- oder Oktodezformat mußte vor Gericht. Besonders mißfielen ihm die 32r Ausgaben. Warum? Der Abbé mag es sagen.

Oeuvres complètes de Voltaire. I° Edition in 18 de Fortis Lachevardière, imprimeur. II° Edition in 32; Baudouin frères, éditeurs, Rignoux, imprimeur.

„29 September 1826.

„Der größte Theil der Werke Voltaire's besteht aus gottvergessenen und frechen Schriften. Von den siebzig Oktavbänden der Kehler Ausgabe wüßte ich kaum zwanzig, deren Cirkulation vernünftiger Weise gestattet werden könnte, nicht als ob sie von allem Gift rein wären, sondern weil das Gift darin nicht die Substanz ausmacht, sondern sich nur gelegentlich eingeschlichen hat. Was die fünfzig andern Bände belangt, so läßt sich von ihnen ohne Uebertreibung sagen, daß sie strotzend voll sind von Spöttereien, Lästerungen, Gottlosigkeit in allen Formen und allen Farben, von Verfälschungen der heiligen Schrift, die sie dem Gelächter Preis zu geben, von Verleumdungen gegen die katholische Kirche, die sie verhaßt zu machen suchen; ungerechnet die Schlüpfrigkeiten, die sie sehr oft einfließen lassen, gleichsam um die Irreligiosität zu würzen, und ihr durch die Verführung der Sinne desto leichtern Eingang in's Herz zu verschaffen.

„Das Gesetz, welches den Frevel, der durch die Presse an der Staatsreligion oder den guten Sitten begangen wird, ahndet, kennt keinen Unterschied zwischen erster, zweiter oder dritter Ausgabe. Da in dem Mißbrauch der Presse das Vergehen liegt, so begründet jede neue Auflage eines verderblichen Buchs ein neues Vergehen. Es ist also außer Zweifel, daß man vollkommen berechtigt ist, die Gerichte gegen jede neue Erscheinung des Patriarchen des modernen Unglaubens in Anspruch zu nehmen.

„Man hat es bis jetzt nicht gethan. Was waren die Folgen? Während unter der Regierung des Usurpators, der gewiß nie für einen frommen Mann gegolten hat, der aber die Nothwendigkeit, über die moralischen Interessen der Gesellschaft zu wachen, einsah, keine einzige Ausgabe von Voltaire heraus kam, und die beiden Kehler Ausgaben in Oktav und Duo-

bez, aufgeschichtet in dem Hotel d'Usez, langsam und mit Rabatt verkauft wurden, sind seit der Restauration der Söhne des heiligen Ludwigs aus den Pressen der Hauptstadt allein nicht weniger als zwanzig neue Ausgaben hervorgegangen, nämlich zwölf von Anfang 1817 bis zu Ende 1824, und acht (man bemerke das Fortschreiten der ungestraften Zügellosigkeit!) in den beiden Jahren 1825 und 1826. Ja, nach den bibliographischen Verzeichnissen, bilden diese zwanzig Ausgaben eine Masse von 52,900 Exemplaren, und diese 52,900 Exemplare eine Masse von 2,857,600 Bänden; nicht zu vergessen, daß ich in diesem Kalkul den einbändigen Voltaire bloß als einen und den zweibändigen bloß als zwei Bände rechne, obgleich von diesen beiden Ausgaben die eine in siebzig, die andere in sechzig Lieferungen erscheint. Genug Gift, um nicht bloß Frankreich, sondern die ganze Welt umzubringen!

„Es geschieht nicht erst heute, daß ich auf die Gefahr dieser Wiederabdrücke aufmerksam mache; ich thue es seit sieben Jahren ohne Unterlaß, aber immer vergeblich. Sonst hieß es: die Erfahrung der Väter gehe für die Kinder verloren; jetzt muß es heißen: die Erfahrung der Väter geht für die Kinder verloren und für die Väter. Welches ist denn die Generation, die an der Spitze der Gesellschaft steht und den größten Theil der obrigkeitlichen Stellen bekleidet — ist es nicht dieselbe, welche die Revolution erlebt hat? So wird durch die Nachsicht und, so zu sagen, unter den Auspicien der Personen, welche von dem unheilvollen Einfluß der Schriften Voltaire's Augenzeugen waren, die Gesellschaft von Neuem damit überschwemmt, und zwar in einem solchen Maße, daß sich in dieser Hinsicht keine Periode mit der gegenwärtigen vergleichen läßt. Was hilft also Erfahrung der Vergangenheit selbst Denjenigen, welche sie gemacht haben? Kein Wunder, wenn sie für die Kinder, die sie nur sehr unvollständig und aus einer mehr oder weniger entstellten Ueberlieferung kennen, ganz nutzlos ist! Als wir die Drangsale der Revolution erduldeten, ermangelten wir nicht, Voltaire als den Hauptursacher zu verwünschen, wie die Revolutionären nicht ermangelten, ihn als die allgemeine Bewegkraft zu preisen. Alle Stimmen vereinigten sich, in ihm den ersten Grund der Ereignisse zu suchen. „„Voltaire"" sprachen im J. 1790 Die, welche seine innigsten Vertrauten gewesen, die Marmontel, die Laharpe, die Condorcet; „„Voltaire hat nicht Alles gesehen, was er gethan hat; aber er hat Alles gethan, was wir sehen. Der erste Urheber dieser großen Revolution, welche Europa in Staunen setzt, und die Hoffnung unter allen Völkern und Unruhe an allen Höfen verbreitet, ist ohne Widerrede Voltaire. Er war der Erste, der die furchtbarste Schranke des Despotismus, die religiöse und priesterliche Gewalt niederwarf. Hätte er nicht das Joch der Priester zerbrochen; wie hätte man das Joch der Tyrannen abgeschüttelt? Das eine und das andere hingen so fest zusammen, daß, nachdem das erstere einmal erschüttert war, das zweite es bald auch seyn mußte. Der Gedanke der Weisen ist es, welcher die Revolutionen vorbereitet, der Arm des Volks, welcher sie ausführt."" (Mercure de France 7 Août 1790.) Was Voltaire bei den frühern Geschlechtern gewirkt hat, das wirkt er auch bei den neuen Geschlechtern; wir gewahren es alle Tage; den Impuls, den er der vormaligen Jugend gegeben hat, giebt er auch der heutigen Jugend; wie er jene drängte, so drängt er auch diese, dem Joch der Religion sich zu entziehen, und ist dieses Joch von Neuem weg, so muß das Königthum, wie man schon einmal sah, schnell nachfolgen. Nicht ich bin es, der hier spricht, sondern die Erfahrung ist es. Wie? Sollen bloß die Schlechten die Erfahrung benützen, um Böses zu thun — wir um Gutes zu thun, könnten keinen Gebrauch davon machen? Rastlos arbeiten die Schlechten, den Staat durch dieselben Mittel umzustürzen, durch welche sie ihn früher umstürzten — und wir arbeiten nicht eben so rastlos, ihnen ihre Zerstörungsmittel zu entreißen! Wir haben so oft die Regierung Ludwigs XV und Ludwigs XVI getadelt, daß sie sich der Verbreitung der Schriften Voltaire's zu schwach widersetzte. Zu ihrer Entschuldigung kann man jedoch anführen, daß sie die Gefahr, mit welcher die neue Philosophie den Staat bedroht, nicht aus Erfahrung kannten; allein wir, für die diese Erfahrung so schmerzhaft war — welche Rechtfertigung hätten wir vor Gott und Menschen? Das Uebel ist geschehen, wird man sagen. Ja wohl, ein großes Uebel ist geschehen! aber es geschieht so fort, und wird täglich noch ärger. Soll man zuwarten, bis der Strom alle Ufer überwogt, da man doch gesetzliche Befugniß besitzt, ihn aufzuhalten?

(Fortsetzung folgt.)

Ueber einen noch unbeleuchteten Theil der Geschichte des französisch-russischen Kriegs.

(Fortsetzung.)

Während Napoleon in Moskau seine Zeit verlor, in der Meinung, genug gesiegt zu haben, um Alexander den Frieden zu diktiren, setzte eine bedeutende Armee über den Styr, und durchschnitt seine Operations- und Rückzugslinie. Der Plan Tschitschakows war den Oesterreichern in Lemberg zum Voraus bekannt. Tschitschakow wollte durch eine falsche Bewegung Warschau bedrohen, und sich dann schnell über Slonim auf Minsk und die smolensker Straße werfen. Dort sollte er Witgenstein finden, der ihm von der Dwina her entgegen käme. So hoffte man eine Masse von 120.000 Mann zusammen zu bringen, die in einer gewählten Stellung den Rückzug des französischen Heers abwarten konnte. Die Oesterreicher, besonders die Juden und die übrigen Freunde der Russen, äußerten laut ihre Hoffnungen und ihre Freude.

Schwarzenberg hatte unterdessen seine Streitkräfte nicht vermehrt; er hatte, seiner berechneten Langsamkeit gemäß, bis zum 5 September nur 2000 Mann frische Truppen an sich gezogen, und war daher bei den ersten Angriffsbewegungen des Feindes gezwungen, in aller Eile sich zurück zu ziehen. Im Anfang Oktobers wollte zwar General Zeuchmeister mit 7000 Mann von Gallizien aus über Jamask zu ihm stoßen; aber da jede direkte Kommunikation bereits abgeschnitten war, mußte diese Verstärkung längs dem Ufer der Weichsel hinziehen, und konnte erst lange Zeit nachher ihre Bestimmung erreichen. Während der russische Admiral auf Minsk vorrückte, bekümmerte sich Schwarzenberg wenig um Das, was hinter ihm vorging, indem er sich mit der Schwäche seines Armeekorps wegen seiner Unthätigkeit entschuldigte. Man hat sogar versichert, daß häufige Unterredungen Statt fanden, und daß man im Voraus über die Märsche übereinkam, damit die Russen in ihren Entwürfen nicht aufgehalten würden, und auch Schwarzenberg sich dabei keinem Vorwurf aussetzte.

Gewiß ist, daß vom 12 August bis 2 September, an welch letzterm Tag die Donau-Armee am Dniester eintraf, also während 22 Tagen, Schwarzenberg in einer gänzlichen Unthätigkeit blieb; daß er, Reynier und Kosinsky inbegriffen, mindestens 40,000 Mann hatte, als die geschlagenen Russen kaum 15,000 zählten; daß er in acht Tagen sich bei Kaminiek am Dniester aufstellen, die drei Provinzen Volhinien, Podolien und die Ukräne mittelst eines allgemeinen Aufstands erobern, und, wenn er diese eben so einfache als leichte Operation ausführte, eine polnische Armee von 30 bis 40,000 Mann bilden konnte. Die Donau-Armee würde gezwungen gewesen seyn, sich entfernt in den russischen Provinzen zu reorganisiren, und Napoleon, anstatt an den Ufern der Beresina 50,000 feindliche Bajonette zu treffen, hätte sich dort auf eine befreundete Armee gestützt, die seine Magazine vertheidigt, und ihm die Gewißheit gegeben hätte, während des Winters Kantonirungen in Polen zu beziehen.

Der traurige Rückzug aus Rußland ist der ganzen Welt bekannt, aber Wenige kennen die einflußreiche Rolle, welche Schwarzenberg mit seinen Oesterreichern in diesen Tagen des Unglücks der französischen Waffen spielte, obgleich, der Geschichte der warschauer Gesandtschaft gemäß, „Schwarzenberg zweimal das Großherzogthum gerettet, und sich für Polen geschlagen, wie er es für Oesterreich selbst nur hätte thun können." Er hat, es ist wahr, zweimal die gute Gesellschaft der Salons in Wilna und Warschau beruhigt, und mit vieler Geschicklichkeit, durch den Einfluß Napoleons auf seinen Schwiegervater, die Würde eines Feldmarschalls zu erlangen gewußt; aber ganz allein seiner absichtlichen Unthätigkeit ist es zuzuschreiben, daß die Donau-Armee heranziehen, und Tschitschakow bei Dubno alle Streitkräfte vereinigen konnte. Nur diesen politischen Kombinationen verdankt Napoleon und seine Armee die Katastrophe an der Beresina.

Napoleon beging einen großen Fehler, indem er einem österreichischen General die Vertheidigung Polens übertrug. Schwarzenberg hat sich hierin mit Klugheit benommen und später die Früchte davon geerntet. Der Verfasser dieses Aufsatzes befand sich zur Zeit der Auflösung des prager Kongresses noch in Oesterreich, und befragte mehrere Personen, wie es doch kommen könne, daß derselbe Schwarzenberg, der Napoleon so gut gedient, und durch den er den Grad eines Feldmarschalls erlangt habe, jetzt als einer der drei kommandirenden Generale der verbündeten Armeen verwendet werde? Alle hatten dieselbe Antwort: „Schwarzenberg habe diesen Beweis des Vertrauens durch seinen schönen politischen Feldzug in Polen verdient." (Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 313. 9 November 1830.

Die Verbannten in Brüssel.

(Aus der Revue de Paris.)

Die Stadt, welche ich bewohne, ist seit fünfzehn Jahren — grande mortalis aevi spatium, wie Tacitus diese Periode nennen würde — der Sammelplatz, das große Asil proscribirter Celebritäten aus allen Enden der Welt. Bei jedem Schritt auf den Promenaden, im Theater, in den Kirchen stieß man auf einen erlauchten Namen und wenn große Trümmer sich gegenseitig trösten, so war nie eine Stadt reicher an Trost. Die revolutionären Minoritäten von Amerika, von Spanien, von Portugal, von Neapel, von Piemont hatten hier ihre Repräsentanten; auch Frankreich, das seit dreißig Jahren die Gastfreundschaft von ganz Europa in Anspruch nimmt, durfte natürlich auf diesem Kongreß gefallener Mächte nicht fehlen. Endlich ist ihm die Sonne der Freiheit wieder aufgegangen und seine alten Proskribirten schicken sich an, sich an der neuen Glut zu wärmen, und machen sich auf wie jene reisenden Zugvögel, die bei der Annäherung des Winters sich dem milden Hauch des Südens zuwenden. Mit Freuden lese ich die Affichen, welche den Verkauf ihrer Möbel oder die Vermiethung ihrer Wohnungen ankündigen und rufe mir die Augenblicke zurück, die ich unter ihrem Dach zubrachte, mit dem ganzen lebhaften Interesse, das mich zu ihnen hinzog, und all der pikanten Unterhaltung, die ich in ihrer Gesellschaft genoß, wenn sie — wie Napoleon — so oft ohne daran zu denken Geschichte schrieben; war ich auch vielleicht manchmal ärgerlich darüber, daß, wo das Prisma der Panegyristen mir einen Helden gezeigt hatte, ich nur einen Menschen fand.

Alles empfahl Brüssel zu einem Ort, wo man sich gerne niederließ, wenn man der eigenen Heimat entbehren mußte. Schönheit der Stadt, liebliche Umgebungen, Gastfreiheit der Einwohner, Sitten und Sprache. Die Trümmer des Bergs und die Redaktion des gelben Zwerges, wie die Verbannten von Gent, konnten auf Schutz, auf freundliche Aufnahme rechnen.

Einige Verbannten, unter anderen gewisse junge Piemonteser, machten sich durch Nichts bemerklich als durch die Stattlichkeit ihrer aristokratischen Haltung und die Vollendung der Schleife an ihrer Halsbinde. Eifrige Anbeter der Mode sah man diese Herren unaufhörlich die frischen Blüten Albions umflattern, wovon an Werktagen der Park übersät war, wenn die Leute, die arbeiten, zu Hause bleiben, und der verzehrenden Klasse das Privilegium spazieren zu gehen überlassen. Man sagt, Cäsar, als er seine revolutionären Plane ausbrütete, seye mit parfümirter Toga und losem Gürtel in den Straßen Roms herum geschlendert. So auch der Marquis de Prié. Ich glaube, Sulla hätte, wenn er dem Marquis auf der Straße begegnet wäre, ausgerufen: „In diesem Stutzer stecken mehrere Marius." Was mich betrifft, dessen Gesicht nicht so weit reicht, so hätte ich mich lieber mit einem der Marius vergleichen lassen, in dessen Zügen man Etwas von Minturnä und Carthago las.

Eines Abends traf ich den General Zaldivar (dieser hatte unter den Kortes gedient), den Neapolitaner Wilhelm Pepe, der im J. 1821 bewies, daß, um eine Revolution zum Ziel zu führen, Tapferkeit, Gewandtheit und Patriotismus nicht hinreichen, und den Befreier von Peru, San Martin, beisammen. Es war an einem Ball wo diese drei braunen, rauhbehaarten, herrschenden Gestalten, namentlich die edle, entschiedene San Martin's die an Dugommier und Kleber erinnerte, seltsam gegen die frischen glänzenden Milchgesichter der belgischen und englischen Stutzer abstachen. San Martin und Zaldivar hatten sich in Spanien gesehen; die Wiedererkennung war herzlich; unter ein Fenster sich zurückziehend sprachen sie mit einander von ihren Schicksalen, von den Siegen, die sie erfochten, von den Fehlern, die sich hätten vermeiden lassen, von der Lage der Orte und dem Charakter der Menschen. Verweigerte die französische Sprache oft den Ausdruck, so fügte sie sich doch zuletzt dem Gedanken, und dabei verlieh das Fremdartige der Wendungen, und das häufige Geberdenspiel, das den Sinn ergänzen mußte, diesen Erzählungen einen eigenthümlichen Reiz. So schilderte uns San Martin seinen Marsch über die Anden als er die Befreiung Chili's unternahm. Man glaubte einen Gesang aus Araucana zu hören. Die ersten Schaaren seiner Neger und Mulatten waren mit ihm athemlos erschöpft von der Hitze eines Himmels von Feuer an dem Fuß des Gebirgs angelangt; aber je weiterhinauf sie die Felsen erklommen, desto mehr kühlte sich die Atmosphäre ab, desto schärfer und schneidender wurde die Luft, bis sie endlich den Gipfel erreichten und — noch immer von der funkelnden Sonne bestrahlt aber erstarrt von Kälte — kaum mehr athmen konnten und viele von ihnen todt niedersanken. San Martin gehört ohne Zweifel

zu den seltensten und tüchtigsten Menschen: trefflicher Soldat, aufgeklärter Geist, fester Charakter, guter Gatte, guter Vater, von freiem, unwiderstehlich ansprechendem Benehmen. Niemand kann sich erklären, was ihn bestimmt sich in dem Alter voller Kraft zur Unthätigkeit zu verdammen.

Wie viele merkwürdige Anekdoten, unbeachtete Thatsachen, neue Beobachtungen über die französische Revolution könnte man bei diesen alten Männern des Nationalkonvents, den Chazal, den Ramel, den Merlin, den Malihe, den Berlier, den Barrere und so manchen andern weniger Bekannten sammeln? Berlier und Chazal beschäftigten sich viel mit historischen Studien; ersterer mehr als Liebhaber, letzterer als scharfsinniger und origineller, aber systematischer Geist; denn Geist ersetzt Gelehrsamkeit nie. Malihe und Merlin (ich kann mich nicht zwingen Graf Merlin zu sagen; Wer erinnert sich in Frankreich, daß Merlin Graf ist? Freilich sollen Einige noch Wichtigkeit auf diese Flitter der kaiserlichen Eitelkeit gelegt haben; am Spaßhaftesten aber war es, wenn Se. Durchlaucht der Prinz = Erzkanzler des Reichs zu seinen alten Kollegen vom Berg sagte: „Meine Freunde, wenn wir unter uns sind, nennen Sie mich keck Monseigneur!") also Malihe und Merlin verschanzten sich in ihrer Jurisprudenz. Für Malihe, der aus allen Gegenden Belgiens, Frankreich's, selbst Deutschlands konsultirt wurde, ist die Wissenschaft eine Geliebte; er scheint mehr Advokat als Mensch. Merlin ist, ein wahres Wunder: in einem Alter von 76 Jahren besitzt er noch alle Munterkeit der Jugend. Abgehärtet zur Arbeit hat er nicht nur die letzte Ausgabe seines Repertoriums der Jurisprudenz und die in Belgien erschienene Ausgabe seiner Rechtsfragen geleitet, sondern auch alle Korrekturen mit unermüdlicher Aufmerksamkeit besorgt. Er hat in seinem Fuchsauge, in seiner ausgedorrten und eckigen Gestalt, seinem etwas gewölbten Rücken, seinem raschen Geschäftsgang ein Wenig von Voltaire. Sieyes ist alt und kränklich; er lebte sehr eingezogen; ich sah ihn nicht oft. Ein guter Sprecher war Ramel; wortreich, etwas breit, dabei aber geistreich und unterrichtet, voll Anekdoten; man konnte ihn den beredten Ulysses nennen; ein eisengrauer Rock, kurze Beinkleider, Suwarowstiefel bildeten das nachlässige Aeußere dieses geschickten Finanzmannes und gründlichen Rechners. Er sagte mir eines Tags, von allen Finanzministern sey Hr. von Villèle derjenige, dessen Budjets am Künstlichsten ausgearbeitet wären und am Wenigsten Stoff der Kritik darböten. Man muß wissen, daß Ramel bei Cambacérès Haushofmeister war; wenn ich Cambacérès nenne, muß man sich einen ehrwürdigen Greis mit Perücke und kastanienbraunem Rock vorstellen, der sich jeden Morgen nach Sainte Gudule, unsere Kathedrale begab, in deren Nähe er wohnte; ein Bedienter folgte ihm mit einem ungeheuern Gebetbuch. Dort warf sich Cambacérès — quantum mutatus ab illo! — auf die bloße Erde auf die Knie, hörte die Messe und versank in lange Betrachtungen. Eines Mals legte ihm Ramel von den verschiedenen Kleinigkeiten des Hauswesens Punkt für Punkt Rechnung ab. Da hatte ein Bedienter ein Glas zerbrochen, das man zu 50 Centims schätzen mochte, da einer sich vom Dienst dispensiren lassen ꝛc. Cambacérès hörte den Bericht an, und der berühmte Cambon, Mitglied der Finanzkommission des Konvents und Schöpfer des großen Buchs der öffentlichen Schuld, wohnte der Sitzung bei. Cambon ging mit Ramel hinaus. Auf der Straße angekommen, sagte er: Freund Ramel, Du mußt in Noth seyn; kann ich Dir dienen? Meine Börse steht zu Deinen Diensten." „Was fällt Dir ein?" erwiederte Ramel; „ich bin zwar nicht reich, aber es geht mir Nichts ab." „Donnerwetter!" rief Cambon mit der Barschheit seines südlichen Accents; „Du brauchst Nichts, und machst aus Herzenslust den Bedienten dieses alten Schelms! Für ein solches Gewerb giebt es nur Eine Entschuldigung — daß man Hunger stürbe; und um so schlimmer für Dich, da Du nicht einmal diese Entschuldigung hast." Man muß anerkennen, daß die Mehrzahl dieser Republikaner wegen ihrer Uneigennützigkeit Bewunderung verdient. Derselbe Cambon, Barrère, Buonarotti, einer der Nachkommen Michel Angelo's und Mitschuldiger Baboeufs waren in dieser Beziehung Muster. Buonarotti vertheidigte mitten im 19 Jahrhunderte mit kindlicher Glaubenseinfalt eines Freundes des Cajus Grachus die agrarischen Gesetze und die absolute Gleichheit, und ein wirklich rührender Anblick war es, wenn er sein schneeweißes Haupt entblößte und mit der harmonischen Stimme des Italieners, dem Blick eines Begeisterten und den Augen voll Thränen das marseiller Lied sang. Das war die schöne Seite dieser Männer. Das Blut konnte ihre Hände röthen, aber nie das Geld sie beschmutzen. Uebrigens hingen Viele von ihnen trotz allen Stürmen der Zeit mit unerschütterlicher Energie und Treue an ihren alten Grundsätzen; sie liebten und haßten noch wie in den heißen Tagen des Konvents. Girondisten, Gemäßigte galten ihnen noch immer für Leute, die man wohl in der Welt sehen kann, die aber bei Geschäften nicht zu brauchen sind! Diese Vorurtheile mögen unser Mitleid erregen. Wie? Dieser Vertilgungskrieg dessen Schauplatz die Tribüne war, erregt in diesen Männern, die darin mitkämpften, kein Graun? Sie können nachdem der Rausch der Leidenschaft verflogen ruhig daran zurückdenken? „Sie werden kaum einige ihrer alten Kollegen hier sehen," sagte ich einmal zu Chazal. „O nein," erwiederte er mir; „Ich habe Alles vergessen und zwar von Herzen; aber aufrichtig gesprochen, wenn ich mich an gewisse Momente unserer Revolution erinnere, so glaube ich, ohne Eigenliebe, daß einige Tugend dazu gehört, manche Dinge zu vergessen. Ich will Ihnen ein Beispiel erzählen. Mehrere Monate nach dem 31 Mai verfügten zwei oder drei meiner Kollegen und ich uns, erschöpft durch die Tage ohne Rast, und die Nächte ohne Schlaf, die wir in Paris zubrachten, in den Wohlfahrsausschuß. „„Ihr behaltet die Oberhand;"" sagte Einer von uns zu einem der Obern des Bergs; „„wir erkennen es an; wir glaubten unserem Vaterland auf unsern curulischen Stühlen nützlich seyn zu können; die Majorität zeigt uns, daß wir uns getäuscht haben. So vergönne man uns an die Grenzen zu marschiren, zu kämpfen und bei der Armee zu sterben."" „„Bei der Armee sterben!"" erwiederte ein Mitglied des Ausschusses — ich glaube, es war Saint Just — mit dem Lächeln des Kannibalen; „„Bei der Armee sterben, Ihr Schurken. Nein, nein, mit dem Henker müßt Ihr Euch schlagen; auf der Guillotine müßt Ihr sterben."" Gewiß es giebt Worte, die grausamer sind als Handlungen und die noch nach sechs und dreißig Jahren schwer auf dem Herzen liegen."

Was die Gewissensbisse, das Alpdrücken, die orestische Folterqual betrifft, wovon einige gute Leute die alten Richter Lud=

wigs XVI heimgesucht wähnen, so lautet dieß Alles hübsch poetisch, aber ich habe davon Nichts in Erfahrung bringen können. Kein Wort der Reue, kein Wort der Zerknirschung, vielmehr... Ich kann davon eine Geschichte erzählen.

Als ob es heute wäre, erinnere ich mich noch des heitern Septembertags; es war Morgens neun Uhr. Meine Thür geht auf, und drei oder vier junge Engländerinnen — eine nach der andern — treten herein. Wer kennt nicht diese frischen, blühenden, weißen und rosigen Gestalten, welche auf einer Promenade von der jüngsten bis zur ältesten eine Art Leiter bilden? Die Mama folgt, dann der Papa, ein schöner Kopf eines aufrechten und guterhaltenen Greises. Ich wußte nicht, was ich von diesem Besuch denken sollte; der Vater überreicht mir einen Brief und ich sehe, daß einer meiner londner Freunde mich ersucht, bei dem Ueberbringer, Sir Richard Phillips, Inhaber einer Druckerei, Journalist und Parlamentsmitglied, den Cicerone abzugeben. Nach den ersten Komplimenten fragt mich Sir Richard, ob ich Barrère kenne, indem er hinzufügt, er wünsche sehr seine Bekanntschaft zu machen. Ich hatte Barrère zuweilen im Theater gesehen, wo er fleißig hinging, aber in seinem Hause war ich nie gewesen. Ich erkundigte mich nach seiner Adresse und wir begaben uns sofort nach der Rue de la Montagne auf den Weg. Das Haus war von bescheidenem Aussehen. Angekommen im zweiten Stock klopften wir an einer kleinen Thüre an, und sahen uns vor dem berühmten Berichterstatter des Wohlfahrtausschusses.

(Schluß folgt.)

Zur Geschichte der Censur.

(Schluß.)

„Ich weiß es, man hat die Auflagen Voltaire's hauptsächlich deßwegen geduldet, weil man glaubte, daß diese bänderreichen Sammlungen nur in die Bibliotheken der Reichen kämen, und, wegen ihres hohen Preises, außer dem Bereich der Jugend oder der Leute aus dem Volk wären. Es wäre mir leicht, diesen Irrthum durch positive Thatsachen zu widerlegen, wie ich schon in einem meiner frühern Berichte ihn widerlegt habe; aber um mich kurz zu fassen, so will ich bei zwei neuen Ausgaben in 18 und 32 stehen bleiben, auf die man jedenfalls aus keinem triftigen Grund dieselbe Nachsicht erstrecken kann. Offenbar sind diese beiden Ausgaben ausdrücklich dazu bestimmt, das Jugendalter und das gemeine Volk zu verderben, indem sie sich in die Kollegien ohne Wissen der Lehrer, und in die Hütten ohne Wissen der Väter einschleichen sollen. Dieß ist der abscheuliche Zweck, welchen die Herausgeber sich vornahmen, und den sie mit einer Unverschämtheit bekennen, welche für die Epoche, in der wir uns befinden, charakteristisch ist. In dem Prospektus, den ich diesem Bericht beischließe, sagt der Herausgeber des Voltaire in 18: „„Die Oktavausgaben mehren sich aller Orten, und zieren eine Menge Bibliotheken; aber an eine Ausgabe in 18, die unbemerkt in die Tasche schlüpft, wo man sie nach Belieben herauslangen und wieder hineinstecken kann, hat bis jetzt noch Niemand gedacht, oder wenigstens hat man sich auf Herausgabe einzelner Theile unsers großen und universellen Schriftstellers in diesem Format beschränkt. Hier ist eine Lücke auszufüllen, einem Bedürfniß abzuhelfen."" Indem der heutige Constitutionnel die 32r Ausgabe der Brüder Baudouin seinen Lesern empfiehlt, belehrt er uns geradezu, daß sie für Arbeiter und Arme bestimmt sey. „„Die Schriften Voltaire's"", sagt er, „„sind Missionäre der Vernunft und der Philosophie, welche bis in die Hütten eindringen sollen, um die Vorurtheile (den Katechismus und das Evangelium) durch die Liebe zur Wahrheit zu ersetzen. Marseille läßt 2000 Exemplare der Werke Voltaire's verbrennen; Paris antwortet auf diese unschuldige Feindseligkeit mit 5000 Bänden einer neuen Auflage; und dennoch besitzen wir noch lange nicht alle die Ausgaben, welche das Bedürfniß der industriellen und armen Klassen erheischt. Dazu brauchen wir vielleicht noch 100,000 Exemplare."" Diese beiden Stellen sind klar; sie zeigen zumal, was die Faktion von der Verbreitung der Schriften Voltaire's hofft und was wir davon zu fürchten haben.

„Das Wohl der Gesellschaft ruht in den Händen der Behörden; ihnen kommt es zu, der Ueberschwemmung Einhalt zu thun, wie sie den Libellen in 32 Einhalt thaten. Sie mögen bedenken, daß eine Schrift Voltaire's hundertmal gefährlicher ist als jedes andere Buch; daß Voltaire der verderblichste Schriftsteller ist und seyn wird, weil er der populärste, der spöttischste und der geistreichste Schriftsteller ist. Die bis jetzt erschienenen Lieferungen von der 32r Ausgabe enthalten noch nichts Anstößiges; es läßt sich folglich auch in diesem Augenblick noch nicht dawider einschreiten. Die fünfte Lieferung der 18r Ausgabe wurde zu Ende Augusts und in den ersten Tagen Septembers ausgegeben. Sie besteht aus dem zweiten Theil des philosophischen Diktionnärs und dem vierten Band Philosophie. Das philosophische Diktionnär ist durch ein Erkenntniß des Parlaments von Paris verurtheilt; der vierte Band Philosophie ist ein Kommentar der Bibel, der falscheste, gottloseste und schmählichste, der je verfaßt wurde."

Extraits de la morale théorique et pratique des Jésuites. in 12 de 200 p. Paris, imprimerie de Gauthier.

„Aus einem Eifer, wie ihn nur der Haß erzeugen konnte, hat sich der Verfasser die Mühe gegeben, eine Menge von Bänden zu durchmustern, um mehr oder weniger tadelnswerthe Sätze daraus zu sammeln, welche sich in den unermeßlichen Archiven der Theologie der Jesuiten zerstreut finden. So ist man also wenigstens sicher, daß sich Nichts mehr gegen sie aufstöbern läßt, und sich nunmehr in einem Akte der Anklage Alles vereinigt findet, was geeignet ist, die Heuchelei unserer Revolutionäre in Harnisch zu jagen, die Unwissenden zu verführen und die Schwachköpfigen zu ärgern. Uebrigens kann man dem Verfasser wegen des Wenigen, was er selbst hinzugethan hat, Nichts anhaben."

Oeuvres choisies de Parny. 2 vol. in 32. Paris, chez Lemoine, libr. imprim. de Decourchant.

„12 Julius 1826.

„In dieser Ausgabe kommt weder der Krieg der Götter, noch das gestohlene Portefeuille, welche unter der Kaiserregierung verboten wurden, zum Vorscheine. Sie enthält also bloß jene erotischen Poesien, welche ihrem Verfasser so großen Ruhm erwarben und ihn zu einem Dichter des ersten Rangs in dieser Gattung erhoben. Nachdem sie nun ich weiß nicht wie oft vor und seit der Restaution gedruckt und wieder gedruckt worden, ohne daß sie sich je die Ahndung einer öffentlichen Behörde zugezogen haben, so können sie jetzt freilich als geheiligt durch die Zeit angesehen werden, und es fragt sich, ob man sich nicht den Vorwurf der Intoleranz und des Intolerantismus auflädt, wenn man ihnen wegen Zügellosigkeit und Unmoralität den Prozeß macht.

„Nichtsdestoweniger behaupte ich, daß die auserlesenen Werke Parny's, trotz ihrem Prädikat „auserlesen," höchst verderbliche und nothwendig für das jugendliche Alter gefährliche Schriften sind; und gerade für das jugendliche Alter ist diese neue Ausgabe bestimmt: um die Kollegien und Pensionate desto sicherer damit anzustecken, hat man das unbegreifliche 32 Format gewählt, und so verkauft man zwei Bände um 30 Sous, die sonst 6, 8 und 12 Franken kosten.

„Zuvörderst ist in diesen vielen Gedichten auf die Liebe nicht ein einziges, das der keuschen Liebe huldigt. Immer bleibt es das Laster, welches der Dichter besiegt, das Laster allein und mit Ausschluß der gesetzmäßigen Liebe, wie man z. B. aus der folgenden Strophe (Th. 1. S. 9) sieht:

„„„Quand je vous dis, Dieu vous bénisse!
Je n'entend pas le Créateur...
Encor moins le Dieu d'hyménée,
Dont l'eau bénite infortunée
Change le plaisir en devoir;
S'il faut des heureux, l'on peut dire
Qu'ils ne sont pas sous son empire
Et qu'il les fait sans le savoir;
Mais j'entend ce Dieu du bel âge etc.""'

„Es ist schon eine große Immoralität, die Reize des Lasters zu besingen, weil man dadurch dazu lockt und verleitet: allein der Dichter begnügt sich nicht mit allgemeinen Umrissen; seine Schilderungen sind genau und ausführlich. Immer führt er den Leser selbst auf die Scene, zeigt ihm das Laster in voller Thätigkeit, beschreibt ihm die mannichfaltigen Formen, welche ihm eine üppige Einbildungskraft leiht, und preist ihm die Lust an, um ihn einzuladen, daß er sie suche. Die Unzüchtigkeit, die in den Wörtern vermieden wird, trifft man immer in den Sachen, denn der Dichter denkt nicht daran, etwas Anderes als schlüpfrig zu seyn. Seine Darstellungen sind für die Jugend unserer Kollegien um so einschmeichelnder, je sinnreicher sie sind, und die Gluth, welche diese kleinen Kompositionen beseelt, ist ein verzehrendes Feuer, das die Fantasie des ohnehin so entzündbaren Alters in helle Flammen setzt. Wenn die Ansicht, welche ich von Parny's Poesien aufstelle, nicht die des Publikums ist, so kommt Dieß daher, daß man in der Regel in Frankreich mehr Achtung vor dem Talent als Respekt vor den Sitten hat. Aber man lese nur das Gedicht, „Délire“ betitelt (Th. 1, S. 45 und 46), und man kann sich überzeugen, daß ich nicht zu Viel sage, wenn ich eine solche Lektüre für die Jugend verderblich nenne. Aehnliche Gemälde finden sich jedoch fast aller Orten; als besonders auffallend will ich einige anführen, die man Bd. 1, S. 3, 4, 5, 50, 54, und Bd. 2, S. 6, 8, 17, 20, 21, 38, 55, 56, 58, 59, 62, 65, 66, 74, 80, nachlesen mag.

„Nicht genug — diese frechen Produkte werden von Zeit zu Zeit mit unsittlichen und atheistischen Maximen gewürzt, die unverhohlen den Zweck haben, das Laster zu rechtfertigen, und die Stimme des Gewissens zum Schweigen zu bringen. Diese Absicht verräth der Dichter, wenn er sagt:

„„„Enfin, ma chère Eléonore,
Tu l'as connu ce péché si charmant,
Que tu craignais même en le désirant;
En le goûtant tu le craignais encore.
Eh bien, dis-moi, qu'a-t-il donc d'effrayant?
Que laisse-t-il après lui dans ton âme?
Ah, laissons nos tristes censeurs
Traiter de crime impardonnable
Le seul baume pour ses douleurs,
Ce plaisir pure, dont un dieu favorable
Mit le germe dans tous les coeurs.
Ne crois pas à leur imposture,
Leur zèle hypocrite de jaloux
Fait un outrage à la nature:
Non, le crime n'est pas si doux.“““ (Th. 1, S. 1 und 2.)

„„„La voix du sentiment ne peut nous égarer,
Et l'on n'est point coupable en suivant la nature.
Ce Jupiter qu'on peint si fier et si cruel,
Plongé dans les douceurs d'un répos éternel,
De ce que nous faisons ne s'embarasse guère;
Ses regards étendus sur la nature entière
Ne se fixent jamais sur un faible mortel;
Va, crois-moi, le plaisir est toujours légitime,
L'amour est un devoir et l'inconstance un crime.
Laissons la vanité, riche en tous ses projets,
Se créer sans efforts une seconde vie,
. . . . rions de sa folie.
Cet abime sans fond où la mort nous conduit
Garde éternellement tout ce qu'il engloutit,
Tandis que nous vivons, faisons notre Elysée..
L'autre n'est qu'un beau rève inventé par les rois
Pour tenir leurs sujets sous la verge des lois.“““ (S. 16.)

„„„Des préjugés repoussant l'esclavage,
Conformez-vous à ma religion.
N'apprenez point ce qu'il faut oublier,
Et des erreurs de la moderne histoire.
Ne chargez point votre faible mémoire.
Importune vertu, fable de notre enfance,
Et toi, vain préjugé, fantôme de l'honneur,
Combien peu votre voix se fait entendre au coeur;
La nature aisément vous réduit au silence,
Et vous vous dissipez au flambeau de l'amour
Comme un léger brouillard aux approches du jour.“““
(S. 17, 54.)

„So lauten die Lehren, welche die Jugend aus einer Ausgabe schöpfen wird, die ausdrücklich für sie bestimmt ist.“

Aventures intéressantes du Duc de Roquelaure. Paris, chez la veuve Demoraine et Bouquain. Imprimerie de Lottin de Saint-Germain. In 18 de 186 p.

„Ich brauche keinen Bericht über diese Unflätereien zu verfassen; es ist genug, wenn ich sie mit dem Bleistifte bezeichne, was ich auch gethan habe. Solche Abscheulichkeiten sind früher nur in Winkelpressen gedruckt worden; welche Kühnheit, sie jetzt mit Bezeichnung von Herausgebern und Druckern erscheinen zu lassen! Und Wer ist der Drucker dieser Schrift? Niemand als Hr. Lottin de Saint-Germain, Drucker des Königs und der Präfektur der Polizei!“

Auf dem Rande steht bemerkt: „Parny und Roquelaure an den Prokurator des Königs zu übermachen.“

Der Adel in Naxia.

Naxia ist die größte der Cykladen, und zugleich die fruchtbarste; sie bietet unter diesen Inseln die meiste Mannichfaltigkeit des Klima's und der Erzeugnisse dar. Die Kreuzfahrer hatten Feldzüge dahin unternommen und ihnen wollen Manche unter den jetzigen Bewohnern ihren Ursprung verdanken; später stand Naxia unter venezianischer Herrschaft. Die Türken kamen durch Kapitulation in Besitz der Insel; auch genoß sie lange Zeit bedeutender Vorrechte und trotz der auswärtigen Herrschaft lebten Ueberlieferungen der alten Regierung fort. Es befand sich hier ein Adel, der ehmals fast die ganze Insel besaß; ein armer, stolzer Adel, der den Neuerungen und dem Gewerbsfleiße, welcher in Griechenland wie im übrigen Europa Fortschritte machte, fremd und dem Feudalwesen treu blieb. Derselbe stand, wie die andern Einwohner, unter dem Joche der Pforte und des Kapudan Pascha's, prunkte aber mit seinen Titeln und pochte auf seine Verwandtschaft mit den ersten Familien Europa's. Er nahm keinen Antheil an dem griechischen Aufstande; zählte sich überhaupt nicht zu den Griechen, ließ sie aber für den Anbau seiner Güter sorgen. Andere Griechen kamen Handels halber nach der Insel und lebten im unteren Theile der Stadt, während ihre vornehmen Beschützer die Burg bewohnten. Thätig und arbeitsam, hatten sie am Ende die besten Grundstücke an sich gebracht, und die Adligen wären ohne die milden Gaben der französischen Lazaristen Hungers gestorben. Nur wenige Herzoge und Marquis begaben sich nach Konstantinopel, und wurden Perrückenmacher oder Weinhändler. Kaum aber nach Naxia zurückgelangt, nahmen sie ihr Feudalleben wieder an, zogen sich in verfallene Häuser zurück, ließen ihre Wappen darauf eingraben, und gingen müßig. In ganz Griechenland hat Fontanier keinen Geisteskranken gefunden; nur auf Naxia traf er unter den fünfhundert Katholiken der Burg ungefähr zehn, deren fixe Idee ihren Grund in Hochmuth hatte. Einer gab sich für den „Fürsten von Mailand“ aus; ein Anderer wollte „Bruder des russischen Kaisers“ seyn. Die Mädchen werden schon in der Wiege „Fräulein Gräfin“ genannt und gerathen darum nicht schöner als andere. — Das von den Jesuiten gegründete französische Kloster ist gegenwärtig in den Händen der Lazaristen; es bereicherte sich durch eine Menge Privat-Vermächtnisse besonders durch eine Schenkung Ludwigs XIV; und gelangte so zu einem königlichen Besitzthum, welches die Geistlichen zu ihrem Vortheile verwenden. Man schätzte die Einkünfte der Kirche auf dreißigtausend Piaster. Die Summe diente zum Unterhalte des Klosters und der Nonnen. Die Bemerkungen, die man über den Zustand der europäischen Gesellschaft zur Zeit des Wiederauflebens der Wissenschaften machte, bestätigen sich durch die Beobachtungen, die man noch jetzt in Naxia anstellen kann. Während die unter der Herrschaft der Adligen stehenden Dörfer nicht sehr gedeihen, sind die von dem Kloster abhängigen im blühendsten Zustande.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 314.   10 November 1830.

Bildung der englischen Flotte.

Ursprünglich scheint England Schiffsbaukunst und Nautik den normännischen Eroberern zu verdanken, wie denn auch die meisten englischen Ausdrücke, die in dieses Gebiet einschlagen, auf nordischen Ursprung hinweisen dürften. Die Könige Alfred, Edward, Adelstan und Edgar wandten bereits besondre Sorgfalt auf die englische Marine, die zu ihren Zeiten freilich nur erst aus Loggeen, Galeeren und Barken bestand. Alfreds Galeeren hatten sechs Ruderbänke; Edgars Flotte zählte drei bis vierhundert größere und kleinere Fahrzeuge. Die „fünf Häfen" Englands wurden von Wilhelm I gegründet und mit gewissen Vorrechten begabt, unter der Bedingung dem König, so oft es nöthig wäre, zwei und fünfzig Fahrzeuge, jedes zu vier und zwanzig Mann berechnet, auf vierzehn Tage kostenfrei zu liefern. Die Erfindung des Kompasses und Schießpulvers begründete, wie für alle Nationen, so besonders die Engländer eine neue Aera in den nautischen Künsten. Das Kriegsschiff „der große Heinrich," unter Heinrich VII erbaut, ist das erste, das ausschließlich zum Dienst des Staates verwandt wurde. Es hatte 1400 Pfund Sterling, eine für die damalige Zeit sehr große Summe gekostet. Fünfzig Jahre später ward es in dem Hafen Woolwich ein Raub der Flammen. Unter der darauf folgenden Regierung (1509 — 1547) wurden noch mehrere Fahrzeuge für die königliche Marine erbaut. Sie waren jedoch damals unverhältnißmäßig breit und die untere Batterie zu nah am Wasserspiegel, was den Verlust mehrerer derselben zur Folge hatte. Die Sorgfalt, welche die Königin Elisabeth (1558 — — 1603) auf die Flotte verwandte, erwarb dieser Monarchin den Titel „Beherrscherin der Meere" und „Wiederherstellerin der Seemacht Englands." Unter ihrer Regierung kamen die Brander in Gebrauch, deren man sich besonders gegen die spanische Armada mit Erfolg bediente. Die Kriegsschiffe wurden nach Sir Robert Dudley's Vorschlag in sieben Klassen abgetheilt. Diejenigen erster Klasse, Gallonen genannt, waren viermal so lang, als breit.

Im sechzehnten Jahrhundert hatte das Hinterthell der größern Fahrzeuge eine viereckige Form, nicht nur über, sondern auch noch einige Fuß unterhalb der Wasserlinie, war mit Verzierungen aller Art überladen und konnte vier Kanonen von grobem Kaliber fassen. Die Schiffe hatten übrigens damals weder Galerien noch einen freien Raum auf dem Hintertheil. — Jakob der Erste beschäftigte sich viel mit der Marine. Im Jahr 1610 ließ er das Schiff „der Prinz" von 1400 Tonnen und 64 Kanonen erbauen. Der Kiel desselben maß 114 englische Fuß, die Breite 44 Fuß — das größte Schiff, das bis dahin in England gezimmert worden. Im Ganzen ward die königliche Flotte unter der Regierung jenes Fürsten um zehn Kriegsschiffe reicher. Im Jahr 1657 ließ Karl I ein noch größeres Schiff, als der Prinz, genannt der „Meerbeherrscher" erbauen. Dasselbe hatte drei Verdecke und konnte 1600 Tonnen und 64 Kanonen fassen. Die Länge des Kiels betrug 128 Fuß; die Breite maß 48 und die Höhe vom Kiel bis zum Gipfel der Laterne am Hintertheil 76 Fuß. Karl I soll die königliche Marine um zehn Segel vermehrt haben; beim Ausbruch des Bürgerkriegs bestand dieselbe aus 81 Fahrzeugen.

Der „constant Warwick" ist die erste in England erbaute Fregatte; sie ward nach dem Muster einer französischen Fregatte im Jahr 1642 verfertigt. Die Marry, ein Geschenk der Holländer an Karl II im Jahr 1660, war die erste Jacht, die man in England sah.

Im Jahr 1653, unter Cromwell, bestand die englische Flotte aus 204 Kriegsschiffen verschiedener Größe, die mit 35,000 Matrosen bemannt waren. Damals lehrte Admiral Blacke die Schiffsleute die Seitenbatterien nicht fürchten; er hatte entdeckt, daß diese nur einen leeren Lärm machten und Diejenigen, welche sie schreckten, nicht zu erreichen vermochten.

Der Gebrauch, den Schiffen die zweite Verkleidung mit Kupfer zu geben, welcher schon einige Zeit bei der Handelsmarine eingeführt war, wurde im Jahr 1673 auch für die Kriegsflotte angenommen. Die erste Probe wurde an dem Harwik und dem Kingsfisher gemacht und bald hernach wandte man die Methode auch auf andere Schiffe an. Da jedoch Sir John Marlborough und andre Marineoffiziere Beschwerden gegen dieses Verfahren vorbrachten, so verzichtete man wieder darauf. — Unter Jakob II (1685 — 1688) wurde die englische Marine, welche in den ersten Jahren Karls nur 130 Segel gezählt hatte, wieder auf 175 gebracht.

Erst gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts ward die Theorie der Mechanik auf Bau und Leitung der Schiffe angewandt. Robert Seppings führte im Jahr 1696 große Verbesserungen in der Schiffs-

baukunst ein. Sein Hauptaugenmerk war, eine damals bevorstehende Abänderung der Form, wodurch die eine Seite des Schiffs von der andern getrennt worden wäre, zu hintertreiben. Auch zeigte er die Unzweckmäßigkeit der Bauart, Vorder- und Hintertheil niedriger zu halten, als die Mitte, und wies auf ein wohlfeileres Schiffbauholz hin, so wie er noch mehrere andere Modifikationen in der Nautik anbrachte. Die königliche Societät von London erkannte ihm eine Medaille zu.

Im Jahr 1828 war die Zahl der im Dienst befindlichen englischen Schiffe 23,356, was gegen das Jahr 1814 einen Zuwachs von beinah 7000 ausmacht. Die Zahl der Matrosen im Jahr 1828 betrug 181,000, während sie im Jahr 1814 nur 114,000 stark gewesen war.

Skizzen aus Südamerika.

4. Lebensart und Charakter der Peruvianer.

Fremde Luxusartikel werden, wie sich von selbst versteht, in den fast unzugänglichen Gebirgen von Oberperu durch die Einfuhr sehr vertheuert; dagegen sind alle Lebensbedürfnisse mit Einschluß des Lamafleisches und mit einziger Ausnahme des Feuerungsstoffs ziemlich wohlfeil zu haben. Für ein Hauptstück südamerikanischer Leckerei gilt das sogenannte Carne con cuero. In dem Augenblick, in welchem das Rind getödtet ist, wird nämlich das Fleisch auf beiden Seiten des Rückgrats vom Kreuz an abgeschnitten, wobei so Viel von der Haut daran bleibt, daß der Saft nicht auslaufen kann; das Ganze wird dann in die heiße Asche gethan, und gleich Kartoffeln geröstet. Würste, Schinken, und Speck, obgleich eingeführt, werden häufig genossen. Backwerk und Rum darf bei keiner Mahlzeit fehlen. Tabak ist in allgemeinem Gebrauch, Jedermann raucht Cigarren, doch herrscht nicht die Sitte wie in Spanien daß man eine Cigarre aus dem Mund selbst eines Bedienten, nicht ausschlagen kann, ohne sich der gröbsten Verletzung der Höflichkeit schuldig zu machen. In Peru ist es ein ähnlicher Fall, wenn man Einem die Reste eines Glases Rum reicht; aus damit! und man hüte sich wohl, vor oder nachher den Mund zu wischen, wenn auch noch so viele Lippen dasselbe bereits berührt haben. Würde Einer ehe man trinkt, den Rand abtrocknen oder das Glas vor das Licht halten, um zu sehen, ob nicht noch eine Stelle da sey, die nicht naß ist, um seinen Ruf wäre es auf immer geschehen: „Que barbaro! Que hombre tan grosero! Jesus! Jose! Jesus!" Die Dame welche einem Herrn von der Gesellschaft die Ehre erweist ihm ihr Glas zu bieten, erwartet sogar, daß der Ausgezeichnete dasselbe gerade da ansetzt, wo sie selbst getrunken hat, und daß er keinen Tropfen darin läßt. Auswärtige Weine stehen in ungeheurem Preise; selbst von den burgunderartigen Weinen des Thals Conti kostet in Potosi die Flasche ½ Doll. Die Indianer haben ein Surrogat für den Wein an der Chica, einem berauschenden Getränk, welches mit der Busa der Afrikaner Aehnlichkeit hat. Die Art der Bereitung erinnert an die der Kawa auf den Sandwichinseln. Eine Quantität Mais wird zu einem feinen Pulver zerstoßen und auf einen Haufen geworfen, um welchen so viele alte Weiber herumsitzen als erforderlich sind einen Kreis zu bilden. Diese füllen den Mund mit dem Pulver, und kauen oder vielmehr, da sie zahnlos sind, mummeln es zu einem Taig. Hat der Taig die gehörige Festigkeit erlangt; so wird er aus dem Mund genommen, und mit den Händen zu Kugeln geformt, die je nach der Capacität des Mundes, der die geknetete Substanz liefert, verschieden ausfallen. Die Kugeln werden zu einer Pyramide aufgeschichtet, bis man mit dem Mahl fertig ist; sodann an ein Feuer gesetzt, gebacken und zuletzt mittelst einer bestimmten Beimischung von Wasser in Gährung gebracht. Die Chica, obgleich berauschend, soll der Gesundheit keineswegs nachtheilig seyn; sie schmeckt ungefähr wie Bier und Obstmost; indeß bei heißer Witterung ist ein Schluck sehr erquickend. Die Lebensart der Eingebornen zeichnet sich durch Einfachheit aus. Ihre Nahrung besteht fast bloß aus Vegetabilien, wovon Erdbirnen und Mais einen Haupttheil ausmachen; doch haben sie auch ihre Olla von gedämpftem und mit Salz, Pfeffer und allerlei schmackhaften Kräutern gewürztem Lamafleisch, und Blätter einer bittern und beißenden Pflanze, Coco genannt, die auf den Speichel wirkt, und Durst erregt, führen sie in einem Beutel mit sich, wie die Malaien ihr Tschonam und ihren Betel, und kauen sie mit Citronensaft. Die Erdbirnen pflegen sie in der Sonne zu trocknen, zu Mehl zu zerstoßen, und so unter dem Namen Chuna aufzubewahren. Der Verfasser versichert es sey eine gesunde und nahrhafte Speise.

Die Indianer Peru's sind ein kräftiges und arbeitsames Geschlecht, voll Anhänglichkeit an Diejenigen, welche sie mit Güte behandeln. Man kann unter ihnen in völliger Sicherheit reisen, sorglos in jede ihrer thürlosen Hütten treten und sich zum Schlaf niederlegen. Man wird sie immer bereit finden das Wenige, das sie besitzen, mit dem Gast zu theilen. Diese armen Leute haben durch die Revolution furchtbar gelitten; denn die Spanier bezeichneten das Ende ihrer Herrschaft nicht weniger mit Blut als den Anfang derselben. Die Spuren ihrer verwüstenden Grausamkeit werden sich sobald nicht verlieren. „Oft," erzählt Temple, „schloß ich mich einer Gruppe an, welche in der Mitte einer Ruine auf Ochsenschädeln um ein Feuer herumsaß, und hörte den ungeschmückten Schilderungen der Leiden zu, welche der Krieg über sie gebracht hatte, und auf deren Erinnerung sie eben so gern zu verweilen schienen, als sie dem Zuhörer tiefes Interesse dafür einzuflößen wußten." Wie bei allen ungebildeten Völker herrscht viel Aberglauben unter diesen Indianern; ein gut Theil desselben verdanken sie aber ihren christlichen Bekehrern. So befindet sich in der Nähe von Potosi ein schmaler Paß mit zwei bis dreihundert Fuß hohen Seiten. Hier hatte der Teufel mit dem heiligen Antonius einen Kampf, worin er überwunden wurde, und eine Verletzung des Decorum's beging, wovor selbst die rohen Begriffe der Indianer sich entsetzen. Der Erzfeind, sagen die Mönche, war, als er sich von dem Heiligen überlistet sah, so erbost, daß er bei seinem Rückzug sehr unfein auf den Hintern schlug und seine Wuth mit solcher Heftigkeit ausstieß, daß die umliegenden Berge mit der Kluft dazwischen davon entstanden. Zum Andenken an dieses Ereigniß ward dem beleidigten Antonius ein Platz in einer Nische in dem Felsen neben dem Weg angewiesen, wo wahrscheinlich Niemand vorübergeht, ohne ein gerechtes Gefühl des Unwillens

zu empfinden, welches der niedergeschlagene Blick des Heiligen zu theilen scheint.

Die Geistlichkeit scheint indessen in Peru weniger bigott und gastfreundlicher zu seyn als in Mexiko. Hr. Temple wohnte der Eröffnung des Kollegiums in Pinchincha, der ersten liberalen Erziehungsanstalt in diesen Gegenden, an. Die Ceremonie begann mit einer lateinischen Rede zum Preis Bolivar's und Sucre's. Die verschiedenen Redner des Festes — meist Kleriker — sprachen von Locke, Sokrates, Newton, Canning, Platon, Bayle, Washington, Alexander dem Großen, Homer und Nebuchadnezar in den ehrenvollsten Ausdrücken. Es war ein Tag allgemeinen Jubels. — Kommt man in ein Dorf, so darf man nur nach dem Sennor Cura fragen und in der Regel auf eine gute Aufnahme rechnen. Bei kirchlichen Festen, wo die Leute oft weither nach dem Pfarrort sich begeben, dient die pfarrliche Wohnung nicht selten den auswärtigen Gemeindemitgliedern zur Herberge.

Im Ganzen scheint der Verfasser mit den Einwohnern von Peru wohl zufrieden und nicht abgeneigt, die Auswanderung, insonderheit aus seinem Vaterland Irland, dahin aufzumuntern. So reich jedoch das Land ist, und so leicht eine thätige Familie alle Gegenstände, deren sie zum Lebensunterhalt bedarf, sich verschaffen mag, so kann man doch mancherlei Bedenklichkeiten sich nicht verbergen, worunter der Mangel an Straßen und Märkten für den Absatz überflüssiger Erzeugnisse, die Schwärme Heuschrecken, welche die Ernten zerstören, die unaufhörlichen Truppenmärsche, wobei es nie ohne Raub und Plünderung abgeht, der unbefestigte Zustand des Gemeinwesens überhaupt nicht zu vergessen sind. Kaum verfließt ein Monat, ohne daß es irgendwo zu einer revolutionären Bewegung kommt. Am Tage als Hr. Temple Potosi verließ, entdeckte man ein Komplott, an dessen Spitze ein gewisser Villanueva sich befand, der den tollen Ruf: „Viva Fernando septimo, el Rey absoluto!" ertönen ließ. Acht und zwanzig Verschwörer nahm man gefangen, entließ sie aber insgesammt wieder nach Haus, ausgenommen Villanueva, der auf den öffentlichen Platz geführt, an einen Pfeiler gebunden und erschossen wurde. Die Revolutionen machen sich hier außerordentlich leicht. In einem Land, wo es wenige Beschäftigung, also viel Müssiggänger und folglich Unzufriedene giebt, wo die Meisten ihre Zeit auf den Straßen, auf den Pulperias oder in den Kaffeehäusern mit Cigarrenrauchen zubringen, bemerkt gelegentlich Einer: „Don Fulano ist mit 50 Doll. monatlich bei der Regierung angestellt." „Wie kommt er dazu?" fragt ein Zweiter. „Ich habe eben so viel Recht als er," sagt ein Dritter. „Wir wollen eine Revolution anfangen," meint ein Vierter. „Corriente! von ganzem Herzen!" rufen Alle zusammen. Neue Cigarren werden angezündet und bis man ausgeraucht, ist der Plan zu der Revolution schon geschmiedet. Man spricht von Geschütz, Schwertern und Pistolen, und bekommt wahrscheinlich auch einige dieser Geräthe; da es sich aber bei den Herren mehr darum handelt, für sich einen Vortheil zu erringen, als Andern Nachtheile zuzufügen, so braucht man sich nicht sehr mit Waffen zu beschweren. Sehen die Revolutionisten sich entdeckt, so ziehen sie sich nach einigen entlegenen Städten oder Dörfern zurück, und hausen ruhig daselbst, bis nach einigen Wochen die Sache wieder vergessen ist. Sind sie nicht so glücklich zu entwischen, so muß ein Dutzend ins Gefängniß spazieren, wo sie wahrscheinlich auch einige Wochen bleiben, bis die Behörde mittlerweile Einen ausgemittelt hat, den sie des guten Beispiels wegen erschießen läßt. Eine gelungene Revolution führt die Absetzung der Beamten und die Einsetzung der Verschwörer und ihrer Freunde an deren Stelle mit sich; eine Proklamation, welche allgemeine Vergessenheit aller politischen Vergehen ankündigt, verschafft der neuen Verwaltung Popularität; man giebt auf dem Cabildo einen Ball und Alles geht einen Monat lang vortrefflich, bis etwa eine neue Cigarrengesellschaft dieselbe Komödie wiederholt. Fragt man, was das Militär inzwischen thut, so ist die Antwort: es raucht Cigarren.

Zum Abschied lud Hr. Temple seine guten Freunde, unter Andern auch den Sennor B., Doktor der Rechte und Regierungssekretär, zu einem Schmaus ein; der gelehrte Doktor aber entschuldigte sich mit folgendem Billet: „Dr. B. ist Don Edmondo sehr verbunden für die gütige Einladung zu seinem Fest; allein da Dr. B. seit mehreren Tagen sich nicht barbirt hat und gar zu schmutzig (sucio) ist; so bittet er ihn bestens zu entschuldigen, wenn er, unter anständigen Leuten (gente decente) nicht erscheint." So Viel von peruvianischer Sitte und Lebensart!

Ueber einen noch unbeleuchteten Theil der Geschichte des französisch-russischen Kriegs.

(Schluß.)

Das ist immer die Gefahr eines Verbündeten bei einem so großen Unternehmen, der sich das Recht vorbehalten hat, bloß als Hülfskorps zu wirken. Es giebt nichts Treuloseres als ein solches Band. Weit entfernt, daß ein solches Bündniß Nutzen bringt, ist es gewöhnlich nur der Anfang einer Verrätherei; den Beweis dazu liefern die preußischen und österreichischen Hülfskorps in diesem Feldzug. Sie schlugen sich für die Franzosen, handelten aber im Uebrigen nur zu Gunsten Rußlands.

Der österreichische General, nach der Abreise Napoleons und dem Rückzug der französischen Truppen aus Polen, hatte ein sichereres Spiel, und nahm daher auch eine freiere Haltung an. Oesterreich erkannte, daß der Augenblick günstig sey, seine Unabhängigkeit wieder zu gewinnen, und sich zwischen die kriegführenden Mächte mit seinem ganzen Gewicht zu stellen. Demzufolge manövrirte der General. Die französische Armee suchte ihre traurigen Ueberreste hinter der Oder zu sammeln; die russische, durch Krieg und Kälte gleich desorganisirt, zeigte in den ersten Augenblicken auch keine glänzende Gestalt. Dafür boten die 60,000 Oesterreicher, noch vermehrt durch das Reservekorps in Gallizien, und jene Verstärkungen, welche der wiener Hof an den Grenzen Polens zusammenzogen, ein hohes Uebergewicht dar. Die Regierung des Großherzogthums, das Konföderations-Konseil, die Trümmer der polnischen Armee und der französische Gesandte zogen sich, unter Schwarzenbergs Schutz, auf Krakau zurück. Schwarzenberg deckte diesen letzten Zufluchtsort der Polen lange genug, als daß Napoleon nicht hätte mit ihm zufrieden seyn müssen. Auf der andern Seite war er aber mit den Russen übereingekommen, jedes unnütze Blutvergießen zu vermeiden. Gegenseitig führte man nur noch einen Schein- und Positionskrieg. Rückten die Russen in größern Massen an, so ging er stets zurück. Auf solche Art wich er Schritt vor Schritt bis unter die Mauern Krakau's, indem er hier eine letzte Stellung nahm und sich an Gallizien anlehnte.

Viele Polen hörten indessen nicht auf, der Sache Napoleons, von dem sie Wiederherstellung ihres Vaterlandes erwarteten, treu zu bleiben. Mit Anbruch des Frühlings 1813 rückte Napoleon mit einer zahlreichen Armee gegen Sachsen vor. Die Russen und Preußen wollten nun in ihrem Rücken keine so gefährlichen Feinde mehr dulden; Oesterreich, um dazu behülflich zu seyn, erklärte, daß es, bei den überwiegenden Kräften, welche die Ruſ

sen im Großherzogthum entwickelten, nicht mehr widerstehen könne, und demnach sein Hülfskorps zurückzöge. Es bot der polnischen Armee den Durchzug durch seine Staaten an, um sich mit Napoleon zu vereinigen. Diese setzte sich den 11 Mai mit einer wahrhaft zu wenig bewunderten Ergebenheit in Bewegung. Doch nicht überall erwies sich diese Beharrlichkeit. Den Tag vor dem Abmarsch erklärte sich das Konföderations-Konseil als aufgelöst, und erließ eine Proklamation, worin die Franzosen beschuldigt wurden, es in Erfüllung seiner Pflichten zu sehr beschränkt zu haben. Die Anklage war gerecht, aber in jedem Fall unzeitig. Die meisten Glieder dieses Konseils begaben sich sofort nach Warschau zu den Russen. Der Minister des Innern, Graf Mostowsky, schrieb heimlich an den Kaiser Alexander, und gab ihm zu verstehen, daß, „wenn er die Herzen aller Polen „gewinnen wolle, er ihnen eine unabhängige Existenz zusichern müsse.“ Der Monarch antwortete: „„Daß die Polen ihm werth wären; daß aber für „„diesen Augenblick die Ansicht seiner Unterthanen der Wiederherstellung „„Polens entgegen sey, und daß er nur neue Siege abwarte, um sich ganz „„von den Gefühlen des Wohlwollens, die er für sie bewahre, leiten „„zu lassen.“““

Durch die Vernachlässigung Napoleons, durch das Unglück des Feldzugs und durch die Entfernung der französischen Armee, waren die meisten Polen des französischen Einflusses überdrüssig geworden. Die ganze Nation erwartete ihr Heil und ihr Wiederaufleben von den Russen. Die warschauer Damen, die vor wenig Monaten noch dem Genie Napoleons huldigten, überhäuften jetzt die Russen und Engländer mit Schmeicheleien und Lobsprüchen, und verfolgten die Franzosen mit ihrem Spott und Unwillen. Selten sind die Frauen den Besiegten hold, und in Polen noch mehr als in Frankreich geben sie den Männern den Impuls und den Geschäften die Richtung. Der Kanonendonner von Lützen und Bautzen hieß die Lästerung einen Augenblick schweigen, und setzte die Gemüther in Zweifel. Die Russen dachten schon daran, sie möchten genöthigt seyn, über den Niemen zurückzugehen. Die Oesterreicher stutzten; aber dieser zurückkehrende Schein des Glücks war von kurzer Dauer. Napoleon ließ sich in Unterhandlungen ein; und nur zu bald waren diese von den traurigsten Folgen für ihn.

Die Armee und alle österreichischen Völker drohten mit einer allgemeinen Empörung, wenn der Hof nicht an Frankreich den Krieg erkläre. In der Treue der Rheinbundesstaaten bemerkte man eine Erschütterung, die den Abfall von Bayern, Würtemberg, Sachsen und Westphalen vorbereitete, und der prager Kongreß diente nur als ein Zögerungsmittel, um die neuen Bündnisse zu befestigen, alle Kräfte zu vereinigen und die Plane des Feldzugs gehörig zu entwerfen.

Viele Anzeichen an Ort und Stelle selbst bewiesen, daß das österreichische Kabinet noch vor Auflösung des prager Kongresses, den 13 August, bereits einen Entschluß gefaßt hatte. Im Monat März 1813 standen 60,000 Mann in Böhmen bereit, 30,000 vereinigten sich in Ober-Gallizien; die Regimenter waren verdoppelt und große Aushebungen anbefohlen. Im Monat Januar, als Schwarzenberg noch im Großherzogthum operirte, hatten die Russen 1000 Gefangene, 4 Kanonen und 2 Fahnen den Oesterreichern in Brody zurückgestellt. Den 13 April wurde die Prinzessin von Oldenburg, Schwester Alexanders, in Lemberg und in Oesterreich mit allen Arten öffentlicher Ehrenbezeugungen empfangen. Den 8 Mai erfolgte die Freilassung aller kriegsgefangenen russischen Officiere in Gallizien. Man unterhandelte den Frieden in Prag, während man sich in Reichenbach zum Krieg rüstete. Alexander war dort von den Bevollmächtigten aller Höfe umringt, selbst Ludwig XVIII hatte schon die Seinigen gesandt.

Die Stunde einer ungeheuren politischen Revolution hatte geschlagen; der europäische Kontinent sollte die französische Oberherrschaft mit der russischen vertauschen. Eine eigene Bewegung war in alle Völker gedrungen; sie erhoben sich, um die kolossale Macht Napoleons zu stürzen. Alle glaubten so für ihre Freiheit, für ihre Unabhängigkeit zu handeln. Die Fürsten hofften in diesem Aufregen ihre Macht wieder zu gewinnen und auszudehnen; die Völker träumten von Freiheit, Frieden und Glück! Zur selben Zeit des verflossenen Jahrs durchzog Napoleon mit einer zahlreichen Armee Polen, um sich auf Rußland zu stürzen. Die große Kontinentalsperre schien auf dem Punkt ganz in Erfüllung zu gehen; wo ein englisches Schiff landen konnte, sah man französische Bajonette aufgepflanzt, und das Königreich Polen, aus seinen Ruinen sich erhebend, sollte der europäische Wall gegen den Norden werden. Mit welch erstaunenswürdiger Schnelligkeit hatte der Glücksstern seinen Lauf verändert. Die nordischen Eisfelder hatten in Monatsfrist die Armee des Besiegers von Europa aufgerieben; 200,000 tapfere Soldaten, Sieger in allen Schlachten, waren vernichtet. Polen verschwand unter den Fußstapfen seiner alten Unterdrücker; der Czar Rußlands, der absoluteste aller Monarchen, rief die Völker zur Freiheit auf, und mit dem schlauen Prunk von Gerechtigkeit, Sanftmuth und Liberalität, den er zur Schau trug, mischte er sich in alle Angelegenheiten des Westens von Europa. Man sah zuletzt (welches sonderbare Resultat dieses ungeheuren Kriegs!) 10,000 Wagen mit englischen Manufakturen von den Ufern der Ostsee aus den russischen Vorposten folgen, und mit den Kosaken Deutschland überschwemmen!

Die Barrikaden von Paris.

Von Dr. Hermes.

II. Der 28 Juli.

(Fortsetzung.)

Der Andere. Gut, da hast Du Recht, Sergent!

Robert. Vor Allem, meine Kinder, zielt auf die Officiere. Diese armen Teufel von Soldaten sind so schon unglücklich genug, daß sie auf Euch Feuer geben müssen. Ich weiß es wohl, was es heißt, Soldat seyn; es ist schön; aber manchmal giebt es fatale Geschichten. (Er fährt fort, während des Flintenfeuers mit dem Bürger zu schwatzen.)

Eine neue Abtheilung von Arbeitern kommt an, unter dem Rufe: Es lebe die Charte!

Ein Arbeiter (zu seinem Nachbar.) He! Und warum rufst Du nicht mit, es lebe die Charte! Du!

Der Andere. Ja, siehst Du. Was soll ich schreien? Ich weiß doch nicht, was es bedeutet.

Erster Arbeiter. Nun, das ist ein Mal ein Dummkopf! weiß nicht, Was die Charte ist.

Die Andern (ihn verspottend). Weiß nicht, Was die Charte ist.

Der Nachbar (zu einem der Spottenden). Na, und Du, der Du so schreist, weißt Du es denn?

Der Angeredete. Ich, ich nicht wissen, Was die Charte ist! Die Charte, die Charte ist —

Der erste Arbeiter. Die Charte! — Die Charte ist eine Katze! Hört, ich will es Euch sagen, daß Ihr es wißt, Was die Charte ist. Eine Charte ist kurz und gut ein Kontrakt auf Stempelpapier, den der König mit uns geschlossen hat, und in dem es heißt: „Alle Franzosen sind vor dem Gesetze gleich;“ und darauf kommen eine Menge anderer Dinge, die eben so Viel sagen; und Das ist es, was man eine Charte nennt. Versteht Ihr mich jetzt?

Der Nachbar. Blitz, Das ist nicht schwer zu verstehen. Das soll so Viel heißen, als, wenn wir Etwas mit einander haben, so ist mein Nachbar, Jean Libou, der Schuster, der einen so schönen Laden hat, nicht Mehr, als ich, der ich um Lohn arbeiten muß.

Der erste Arbeiter. Das ist die Sache, mein Knabe, Das ist die Sache. Jetzt hast Du es weg. Ehemals, siehst Du —

Der Nachbar. Warte einen Augenblick; da sehe ich so einen rothen Federbusch, der fährt herum, als ob er rasend wäre; den Burschen wollen wir herunterholen (legt an und feuert). Da war er! eh! eh!

Der erste Arbeiter. Nun, Was hast Du?

Der Nachbar. Ich bin in den Arm verwundet.

Der erste Arbeiter. So tritt zurück. Ich habe hier Branntwein und Leinwand, ich will Dich gleich verbinden. Setze Dich auf diesen Stein! (Indem er den Nachbar verbindet.) Ehedem, siehst Du, da war Alles voller Mißbräuche, da hatte man die Bastille, und die Jesuiten und all solchen Unfug. Man schlug sich, ohne zu wissen, warum. Man sagte zu den Franzosen nur, gehet dorthin, und sie gingen; laßt Euch todtschlagen, und sie ließen sich todtschlagen. Aber die Charte ist gekommen und hat das Alles verbessert. Man braucht nur die Augen aufzuthun, um zu sehen, wie Alles anders geworden ist.

Der Nachbar. Eh, eh! Du stichst mich!

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 315. 11 November 1830.

O'Connells Briefe an das irische Volk.

Vierter Brief.

Derrinane Abbey, den 27 September 1830.

> Die Verwaiste — traun so heißt sie; erschlagen sind
> Die Kühnsten, unterjocht die Stolzesten ihrer Söhne,
> Und schaurig, wie über Gräber rauschet der Wind,
> Erklingen ihrer Barden Harfentöne.

Lieben Landsleute! Ich werde jetzt mit flüchtigem Pinsel das trübselige Bild der Uebel der Union zeichnen. Ich kann nur eine Skizze geben, nur die Umrisse dieser Uebel. Mir fehlt

> Die Werkstatt groß genug, die Staffelei,
> Die's braucht zu einer Höllenschilderei.

Ich habe weder Muße noch Geschick, um das Gemälde der unermeßlichen Leiden, welche die Union über Ireland brachte, mit dem ganzen Farbenspiel seiner gräßlichen Scenerie, darzustellen. Eine so genaue Beschreibung dieser Leiden ist aber auch überflüssig. Wir alle erblicken sie in all dem Mangel, Jammer und Elend, wovon wir umgeben sind; wir alle fühlen sie in der Erschöpfung, Verarmung und Noth unseres Vaterlandes. Dreißig Jahre haben das Werk der Union beleuchtet. Die Union hat eine volle und schöne Prüfung bestanden. Könnte sich Ireland eine Wohlthat von ihr versprechen, es müßte diese Wohlthat bereits empfangen haben. Man hat der Union übrig genug Zeit gelassen, ihre guten oder schlimmen Wirkungen zu zeigen. Die Probe ist gemacht; ihre Sache ist zum Spruch reif. Niemand kann verlangen, daß man fürder zuwarte.

Nun, ihr Jünglinge Irelands, hört zu. Ihr jungen Herren, die Ihr durch die Hallen des Trinitätskollegiums wandelt, seyd so gut und schenkt mir Eure Aufmerksamkeit — Ihr nennt Euch Iren, aber erwärmt auch die Liebe zum Vaterland, die heilige Glut der Bürgertugend Eure Herzen? Seyd Ihr Iren, oder herrschen die Gefühle der Fremden und der Feinde in Euch? Ihr wurdet geboren während des Kampfs zwischen Bigoterie und Gewissensfreiheit. Haben Eure frühen Vorurtheile die Begeisterung der Jugend in Euch erstickt, und den Drang nach Unabhängigkeit gedämpft?

Ihr jungen Katholiken Irelands — Ihr, die Ihr dieses Land das eurige, die Ihr es Eure Heimat nennt, merkt auf und versteht mich wohl. Die Union hat jetzt dreißig Jahre gedauert. Der Versuch ist fertig. Sie hat keinen Nutzen für Ireland hervorgebracht, auch nicht Einen. Wenn sie sich eines rühmen kann, so sage man es. Worin besteht er? Wie heißt dieser Vortheil, dieser Gewinn? Wißt Ihr einen? Ich wiederhole mein Wort, nicht einen. Ich fordere ihre Anhänger heraus — ich stelle mich vor ihre Sachwalter — ich rufe die Feinde Irelands auf — ich flehe, ich beschwöre die Freunde Irelands — ich frage Alle und Jede, was hat die Union für Ireland Gutes gethan? Nichts, Nichts, Weniger als Nichts. Die Wahrheit erlaubt nicht Einen Nutzen, nicht Einen Vortheil zu nennen. Die Einbildungskraft selbst kann nicht Einen Fall auftreiben, in welchem die Union Ireland gefördert hätte, in welchem sein Interesse durch sie verwahrt, sein Wohlstand durch sie unterstützt worden wäre.

Ihr die Ihr noch am Leben seyd von den Unionisten — noch am Leben seyd von jenen niederträchtigen Männern, welche ihr Vaterland an fremde Herrschaft überantwortet und verkauft haben, tretet hervor. Es sind noch Einige von Euch thätig, noch voll Dünkel. Ich schüre die ganze politische Glut Eures Vaterlandshasses wider Euch auf. Ihr müßt Euch vertheidigen, Ihr müßt uns den Nutzen, den Vortheil nachweisen, den das Vaterland, das Ihr verriethet, der Union verdankt. Hat die Union nur eine von all den Herrlichkeiten verwirklicht, welche man treuloser Weise vorspiegelte, so ist es Eure Pflicht, ihr Unionsten, uns davon zu überzeugen.

Allein da ist Nichts, Nichts. Niemand wird sich erfrechen, zu behaupten, daß diese Maßregel nur Einen Vortheil zur Folge gehabt hat. Verzicht haben wir geleistet auf unsere Nationalunabhängigkeit — ausgeliefert haben wir die Pfänder unserer anererbten Rechte der Selbstregierung — zu Narren haben wir uns erklärt und unsere Unfähigkeit ausgerufen — entwürdigt, zur Provinz gemacht haben wir unser Land — Verräther sind wir gewesen an unserer Heimat — wir haben sie dem Fremdling, dem Erbfeind in den Schoß gelegt. Welcher Lohn, welcher Preis, welche Vergeltung, welcher Ersatz ist uns dafür geworden? Keiner, keiner, keiner. Der Sünde Sold ist der Tod. So war der verdiente Sold unserer Schande. Diese eine Wahrheit steht außer Zweifel: Die Union hat Ireland keine Rosen gebracht.

Nachdem ich diese eine unbestreitbare Wahrheit meinen Lesern zu Gemüth geführt habe, so nehme ich jetzt ihre Aufmerksamkeit für die verhängnißvollen Folgen der Union in Anspruch. War diese

Maßregel unergiebig an guten Werken, so war sie leider an Bösen sehr fruchtbar. Sie war kein geschlechtloser Stoff, der weder Gutes noch Böses erzeugte. Nein — ihr Same ging auf reich an Leiden und Thränen!

(Fortsetzung folgt.)

Die Verbannten in Brüssel.

Aus der Revue de Paris.

(Schluß.)

Barrère ist ein Greis mittlerer Größe, mager, von dunkelgrauer Gesichtsfarbe, mit lebhaftem Auge, anmuthigem Lächeln, feinen Manieren und von natürlich sanftem Charakter. Was in seinem Wesen am Stärksten hervortritt, ist die geistvolle Leichtigkeit, mit welcher er Alles auffaßt und bis auf den Grund erforscht und die bewunderungswürdige Bündigkeit des Ausdrucks, die ihm erlaubt eine Masse von Ideen in eine einzige Redensart zusammen zu drängen, und zwar so, daß diese Redensart fast immer ein eigenthümliches Gepräge erhält. Er wird die breite Fläche einer Frage nicht ergreifen, aber er wird sich desto glücklicher der Spitzen und der Winkel bemächtigen. Von 1789 an hat er alle Ereignisse beschrieben, von denen er Augenzeuge war; bekanntlich stellt ihn David in seiner schönen Skizze des Ballhauses dar, wie er Bemerkungen aufzeichnet; in dieser Attitüde ist er seitdem geblieben. Er ist ein lebendiges Register. Seine Memoiren, wenn er sie je herausgiebt, werden unendlich kostbare Aktenstücke liefern, da er das Geheimniß mehrerer Parteien besaß und das von ihm bei einem Buchhändler in Brüssel niedergelegte unermeßliche Mannskript politischer Marimen soll eine wahre Rüstkammer origineller und pikanter Gedanken seyn. In den letzten Jahren hat er sich damit unterhalten, daß er die Sonnette und vermischten Gedichte von Camoëns aus dem Englischen übersetzte. Sonderbares Geschick der Liebesseufzer eines jungen und zärtlichen Troubadours vom Tajo, durch den rauhen und herben Diplomaten Lord Strangford in das Englische und durch Bertrand Barrère aus dem Englischen ins Französische zurückübersetzt zu werden! Ich subscribire zum Voraus auf eine deutsche Uebersetzung des Hrn. von Genz!

Barrère's Zimmer ist ein Chaos von Büchern und zerstreuten Papieren; sein Geräthe ein Mischmasch von Provinzialarmseligkeiten und glänzenden Trümmern aus dem Schiffbruch der Moden des Direktoriums. Auf dem Bett sah man ein schönes italienisches Bild, die Liebe der Leda, voll Glut des Ausdruckes und der Färbung; auf dem Kamin lag Franz I, ein Gemählde Tizians, welches sich dadurch auszeichnet, daß der König als calabrischer Bandit und doch mit Aehnlichkeit dargestellt ist.

Kaum hatten wir uns gesetzt, als eine Dame von etwa Vierzigen, die vertraut in dem Haus schien, eintrat und sich in einen Winkel des Zimmers setzte, den sie nicht verließ. Barrère versteht das gesprochene Englisch nicht und spricht es auch nicht; seinerseits verstand Sir Richard kein Wort Französisch. Ich mußte also den Dolmetscher machen. „Sagen Sie dem Herrn," sagte mir Sir Richard, „ich begrüße ihn mit den Gefühlen der Verehrung, welche einen echten Schüler Jesu Christi beseelen würden, wenn er vor seinen Meister träte." Barrère, erstaunt über dieses Kompliment, zauderte zu antworten. Sein Enthusiasmus, welchen fünfzehn Jahre der Unruhe und fünfzehn folgende Jahre der Verbannung abgekühlt hatten, konnte sich nicht so schnell auf die Höhe seines schwärmerischen Gastes schwingen. Das Gespräch durch einen Dolmetscher mochte ihn auch nicht eben mit unserm seltsamen Eingang gleich befreunden. Indeß, da er den Ernst auf dem Gesicht des Briten las und ich meine Rolle als beeidigter Dolmetscher mit möglichster Kälte zu spielen mich bemühte, nahm er sich so weit zusammen, daß er dem Insulaner für seine zu hohe Meinung dankte. „Merken Sie wohl," unterbrach mich Sir Richard; „Das gilt nicht dem Individuum Barrère. Ich betrachte ihn als Prinzip, als sinnlichen Repräsentanten einer Idee." Ob dieß Mal hatte ich nicht nöthig, die Antwort zu übersetzen. Barrère's Augen, die mit Blitzesschnelle von dem Einen von uns zu dem Andern flogen, enthielten deutlich die Frage: „Seyd Ihr gekommen, Euch über mich lustig zu machen?" Ein Blick auf den Engländer beruhigte ihn jedoch wieder und es entspann sich allmälig eine lebhafte und ungezwungene Unterhaltung. Man erörterte das Recht zu der That des 21 Januars, die furchtbaren Forderungen der Zeit, die Lage Frankreichs gegenüber den auswärtigen Mächten und die des Konvents gegenüber Frankreich. Zuletzt wurde beschlossen, die Frage umfassender zu behandeln und zu dem Ende in David's Salon eine Zusammenkunft ausgemacht. Man trennte sich freundschaftlich.

Am folgenden Sonntag verfügten wir uns gegen 10 Uhr zu David. Paganel, Lejeune und Barrère waren bereits da. Ohne Zweifel hatte der letztere seine Kollegen über den Charakter der Person unterrichtet, mit der sie es zu thun hätten. Der Mahler empfing uns sehr freundlich in seinem Atelier. Wir bemerkten hier einen Pius VII, Bonaparte auf dem St. Bernhard, verschiedene mythologische Gegenstände, und endlich das Gemählde, an welchem David damals arbeitete, und welches nicht sein Meisterstück ist: Mars den die Grazien entwaffnen. Sir Richard nahm das Wort. „Sagen Sie diesen Herren, daß drei Jahre nach Cäsars Tod keiner seiner Mörder mehr am Leben war und daß ich entzückt bin, dreißig Jahre nach dem Tod eines Tyrannen mich mit vier Königstödtern zusammen zu finden (but I am highly pleased, thirty years after the death of a tyrant, to meet with four Kingkillers.) Die Herren verblüfft über das sonderbare Kompliment antworteten durch eine tiefe Verbeugung. „Seit ich auf der Welt bin," fuhr der Engländer fort, „habe ich nie Etwas gegessen, was Leben hat." Und er sagte wahr. Ein strenger Pythagoräer lebte dieser so jugendliche Greis von Nichts als Pflanzenkost. Er lud uns in einem der ersten Gasthöfe Brüssels zu einem Mahl ein, bei dem es an Fleisch und Fisch nicht fehlte; für ihn waren bloß Gemüse aufgetragen und er rührte auch keinen Flügel von einem Huhn an. Seine Familie ahmte ihm indessen in diesem Stück nicht nach. „Ich habe nie gegessen, was Leben hat, man wird mich also keinen Menschenfresser oder Blutsäufer nennen. Aber, meine Herren! seyn Sie überzeugt, wenn ich an Ihrer Stelle gewesen wäre, mit dem hohen Beruf, ein Volk zu regeneriren, und zwar im Angesicht Europa's, das mich angrins'te und die Zähne

gegen mich fletschte, ich würde Dasselbe gethan haben wie Sie und vielleicht noch Mehr." „Glauben Sie, mein Herr," entgegnete David, indem er die Hand auf das Herz legte, „daß wie Alles thaten, was wir thun konnten; unser Gewissen macht uns keinen Vorwurf und die Nachwelt wird uns die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu glauben, daß wir unsere Aufgabe ganz erfüllten."

David war ein wahrhafter Künstler in der ganzen Ausdehnung des Wortes; er vereinigte alle Genialität, Leidenschaften und Lächerlichkeiten eines Künstlers. Hatte er einmal eine Person gesehen, so blieben ihm ihre Züge unvergeßlich und entsann er sich ihres Namens nicht, und wollte sie nennen, so nahm er nur sein Bleistift und zeichnete sie im Augenblick auf das Papier, daß sie Jedermann erkannte. Wenn er über die Mahlerei sprach, so wurde seine Rede begeistert und originell. Allein Musik war eigentlich sein Steckenpferd. „Ich glaube zwar," konnte er sagen, „daß ich ein erträglicher Mahler bin, weil alle Welt es glaubt; allein wenn ich Musiker geworden wäre, so sollte man erst gesehen haben, was ich wirklich zu leisten vermag." Auch als Politiker blieb David Künstler. In der Unterredung mit Sir Richard sprach er von Nichts als den Festen, Gesängen, Prachtzügen der Revolution. „Ja, mein Herr," rief er leidenschaftlich aus, „Sie haben keine Vorstellung von den wundervollen Prozessionen, den glänzenden Ceremonien, die jeder Tag herbeiführte. Die Vernunft und die Freiheit auf antiken Wägen; herrliche Frauen, mein Herr, mit der griechischen Linie in ihrer ganzen Reinheit; schöne Jünglinge in Tuniken, schöne Mädchen in Chlamyden, welche Blumen streuten, und dann zwischen hinein die Lieder von Lebrun, Mehul, Rouget de Lisle." Und er trillerte den Marseillermarsch. So weit drang er in die Mysterien der Revolution ein. Mittlerweile stritten sich seine Kollegen über die große Frage, die vor ein Paar Tagen aufgeworfen worden war; ich bekämpfte bald ihre Gründe, bald übersetzte ich wieder, und ich lernte Viel an diesem Morgen. Noch am Abend trug ich mich mit der Erinnerung der Scene; ich glaubte mich in die Iden des März versetzt; ich sah Cäsar, durchbohrt von drei und zwanzig Dolchstichen zu den Füßen der Säule des Pompejus sinken. War Cäsars Ermordung ein Verbrechen oder der gerechte Lohn seiner Thaten? Sollen wir den Männern, welche in diesem Prozeß die Verantwortlichkeit auf sich nahmen, und zumal Geschworne, Richter und Henker wurden, fluchen, oder verdienen sie gesegnet zu werden von Allen, denen das Herz im Busen schlägt? Weiter und weiter entfernte ich mich von den Ufern der Senne und den Boulewards Brüssels; ich befand mich in Rom um die erste Nachtwache. Der Senat hatte sich im Mars-Tempel versammelt. Die Väter liefen in Schrecken, Verwirrung und Freude herbei. Frequentissima erat curia. Die große Sache der Freiheit der Welt sollte gerichtet werden. Cicero setzte die Facta aus einander; er war bei der Frage nicht betheiligt. Antonius stand auf und erhob Klage wider Brutus; er zeigte sich nach Geist und Beredsamkeit einer solchen Aufgabe gewachsen. Aber als Brutus antwortete, sah man, daß er weder Beredsamkeit nach Geist nöthig hatte!

Volksgeist in Frankreich.

(Korrespondenz aus Lyon.)

Den 18 Oktober 1830.

Die Feuer Deutschlands zum Andenken des wiederbelebten Volksgefühls und so großer gemeinsamer Opfer sind erloschen oder brennen spärlich; durch Mißtrauen und heimliche Aufsicht sind öffentliche Versammlungen gekränkt, wo nicht verboten. Frankreich treibt ein frisches Reis des Freiheitsbaums, und — wir hoffen zu Gott — kein üppig geiles und markloses. Statt der geheimen Verbündungen, die in ganz Frankreich unter der Regierung der Bourbons bestanden, bilden sich öffentliche Vereine des Volkes. Nach jeder entscheidenden That eines Volkes machen sich dergleichen Verbrüderungen. Deutschlands Befreiungsschlacht ward ein Festtag deutscher Vereinigung und das Wartburgsfest für die Universitäten, die Naturforschervereine, das Dürersfest deutscher Künstler bezeugen die Sehnsucht nach geistiger Gemeinschaft, jedes in seiner Art. Die französische Revolution von 1789 erweckte dieselben Gefühle; die großen pariser Versammlungen sind bekannt. Hier in Lyon fand damals ein gemeinsames Mahl Statt, wo jeder Bürger seinen Tisch auf die Straße stellte und was er hatte herbeibrachte, so daß die Straßen der Stadt von einer einzigen großen Tafel und daran speisender Brüder erfüllt waren. Die neue Revolution hat nicht jenen leidenschaftlichen Charakter wie die frühere; sie ist ruhiger, besonnener und dennoch nicht ohne Poesie. Man weiset die Clubs ab, die sich als Rettungsanstalten dem Volke anpriesen, aber man ergreift zugleich jede Gelegenheit zu jedem öffentlichen Vereine.

Wichtig und vielleicht von großem Einflusse ist das erste Beispiel einer Verbrüderung der Bürgergarden des Rhon und der Isère, das am gestrigen Tage zu Bourgoin, einem kleinen Orte der Dauphiné, zehn Stunden von Lyon, gegeben ward. Gegen tausend Mann aus Bourgoin und seinen Umgebungen, aus Lyon, Vienne, Grenoble, Latour du Pin, und den andern Orten der Dauphiné, fanden sich zu einem Gelage versammelt. Die Einleitung des amtlichen Berichts spricht den Zweck in folgenden Worten aus:" Seit lange schon fühlt man in Frankreich das Bedürfniß des freundlichen Verkehrs unter den Bewohnern verschiedener Ortschaften. Diesem Bedürfnisse zu entsprechen, haben sich die Nationalgarden des Rhon und der Isère gegenseitig zu einer Bürgervereinigung, zu einem Familienfeste eingeladen." Der Ort des Festes war gut gewählt. Bourgoin hat eine freundliche Lage in einzelnen Vorhügeln der Alpenkette, die in der Ferne mit den Gletschern und dem Schneekopfe des Montblanc über dem Horizont hervorragt. Auf einer großen Wiese unter dem heitersten Himmel fand das Mahl Statt. Die bewaffneten und uniformirten Bürger und Bauern wurden von dem aus allen Ortschaften herzuströmenden Volke umlagert, besonders als die Gesundheiten ausgebracht wurden. — Es ist nicht zu leugnen, daß den Franzosen die Sinnigkeit der Deutschen in Anordnung der Feste mangelt, so wie die deutsche Gemüthlichkeit zur Begehung derselben. So wie im französischen Charakter das geistreich Verständige vorherrscht, so ist das Wort und der Vortrag mehr als der Gesang die Würze des Mahls. Auch sind die Franzosen viel liederärmer als das deutsche Volk. Ein französisches Fest muß daher, um die Masse zu erwärmen und zu entzünden, eine bestimmte praktische Tendenz haben, oder die Leidenschaften aufregen. Zu dem ersten gab der Gesetzesvorschlag der Minister über die Nationalgarde Veranlassung. Vor dem Erscheinen desselben hatte die Nationalgarde von Lyon den General Dessaix zu ihrem Obern erwählt. Der frühere Anführer, General Verdier, hatte nämlich zu bedeutende Forderungen gemacht, und als diese nicht bewilligt wurden, seine Entlassung eingereicht. Aengstliche Gemüther hatten gegen das Wahlrecht der Stadt Lyon Einwendungen gemacht und selbst in öffentlichen Blättern Debatten veranlaßt, doch ohne Erfolg. Nun erschien der Gesetzesvorschlag mit den Prärogativen des Königs, die Officiere aufwärts vom Kapitän zu ernennen und die Nationalgarde für ein Jahr, wo er es für nothwendig fände, aufzuheben. Beides erregte Unwillen, da man die Nationalgarde als ein zum Volksleben gehöriges unentbehrliches Organ, und das Wahlsystem als das einzige Mittel ansieht, der Unordnung und Unredlichkeit der Bureaukratie abzuhelfen. In dieser Beziehung sind also einzelne Toaste zu verstehen. Wir zeichnen unter denselben aus: 1) dem Könige der Franzosen! Er wird unsere Freiheiten schützen, wie er für sie gestritten. Frankreich hat sich bewaffnet, um den Despotismus zu stürzen. Das gewaffnete Frankreich wird den Bürgerkönig erhalten. 2) Dem General Lafayette, dem Bürger zweier Welttheile, der in der neuen Welt die

Morgenröthe der Freiheit begrüßte — der in dem alten Europa des heiligen Feuers Hüter war... Möchte die Zeit ihm hold seyn und noch lange unsern erlauchten Feldherrn erhalten. Möge auf ewig das edle Beispiel dieses ehrwürdigen Greises in unsern Bürgerherzen leben! 3) Das weise und gemäßigte Betragen des französischen Volkes hat ganz Europa's Bewunderung erregt. Laßt uns jezt Allen zum Beispiele dienen und beweisen, daß Freiheit nicht Zügellosigkeit sey. Wir selbst haben unsere Freiheit errungen, mithin werden wir sie zu vertheidigen wissen. Wir haben das Recht errungen, uns zur Wehre zu vereinen; wir werden mithin die geheiligte Einrichtung der Nationalgarde zu erhalten wissen. Laßt uns das Princip der Wahlen vertheidigen, welches deren Leben ist, und keine menschliche Macht wird uns auflösen können. Die aufgepfropfte und verliehene Freiheit ist empfindlich, wie eine ausländische Pflanze, die den Eishauch des Despotismus nicht ertragen kann. Daß niemals die Völker diese Wahrheit vergäßen! Auf die freie Aeußerung des Willens der Völker! Auf die eigenmächtige Befreiung aller Völker, die für die Freiheit reif sind! (Dieser Toast ward von Dr. Cortet, dem Uebersetzer von Jahns Volksthum und von Fichte's und Kant's Werken, ausgebracht.) 4) Die Departemente und ihre Emancipation.! 5) Die Belgier.! 6) Auf Frankreichs Zukunft! — — und wir, Franzosen, Patrioten ohne Selbstsucht, vergessen wir nie das englische, spanische, italienische, savoyische und deutsche Blut, das, in der Freiheitsschlacht mit dem französischen gemischt, auf den Straßen von Paris aufgezeichnet hat, daß Frankreichs Zukunft die Zukunft der ganzen Menschheit sey! Vergessen wir nicht, daß unsere Theilnahme für unsere belgischen Brüder uns offenbart, daß die Stunde geschlagen, wo die Völker, zu lange Werkzeuge einer gegenseitigen Knechtschaft, die Einen die Freiheitsföldner der Andern seyn werden! — Nach diesen Toasten ward von einem Mitgliede ein Vortrag über das Wahlrecht der Nationalgarde begonnen, aber durch die Menge, welche zu dergleichen Diskussionen sich nicht vereinigt glaubte, unterbrochen. Es ist Dieß ein neuer Beweis, wie wenig man geeignet ist, eine wichtige Entschließung, die der ruhigen Ueberlegung bedarf, in einer fröhlichen Stunde des Rausches zu fassen. Man tanzte darauf den großen Ringelreihen, die aus der Zeit der Revolution bekannte Farandole. Es war mir, dem Fremden, höchst interessant, die alten benarbten Gesichter, weiland unsere Erzfeinde, jezt Gatten und Väter, friedliche Bürger und Bauern, noch ein Mal unter dem dreifarbigen Banner vereinigt zu sehen. Ja es ist sonderbar, daß zu diesem Feste eine alte Fahne erschien, die seit 1793 verborgen gehalten ward, und unter der Herrschaft Napoleons, selbst bei seiner Wiederkehr von Elba und seinem Siegeszuge durch die Dauphiné, nie ans Tageslicht kam. Es ward darauf beschlossen, künftig an jedem siebenten September, am Geburtstage Lafayette's, das Fest — und fürs nächste Jahr in Latour du Pin — zu erneuern. Ostern soll ein anderes Fest, um die Rhon- und Loirebewohner zu verbünden, in dem Fabrikort St. Etienne Statt finden. Der Procès-Verbal wurde an den General Lafayette und an den Herzog von Orleans mit folgenden Briefen abgesandt:

1) An den General Lafayette.

General! Die Nationalgarden der Departemente des Rhone und der Isere wollten nicht von einander scheiden, ohne dem Altvater der Nationalgarde zu eröffnen, daß die Gesinnungen, welche sie in dieser Vereinigung beseelten, seinem Wahlspruche: „Freiheit und öffentliche Ordnung," gemäß waren. Ihre Vaterlandsliebe zu erwärmen, unter sich die Männer kennen zu lernen, welche zur Vertheidigung der Grenzen berufen werden könnten, sich gegenseitige Unterstüzung zu geloben, um die Einrichtung der Naionalgarde in ihrer ganzen Reinheit zu erhalten — Das war der Zweck ihrer vaterländischen Versammlung. Welche Gerüchte auch böswillige Menschen über den Zweck von derlei Versammlungen in Umlauf zu sezen bemüht sind, so können Sie doch, General, aus den Details, welche wir Ihnen übersenden, sich überzeugen, was hier geschehen ist und geschehen sollte.

2) An den Herzog v. Orleans, Artillerist der Nationalgarde zu Paris.

Kamerad!

Wir haben vernommen, daß Sie an der Nationalgarde Theil nehmen, und waren aus mehreren Gründen darüber recht erfreut. Zuerst finden wir es ganz passend, daß Kinder von Stande, jedes an seinem Orte, ein gutes Beispiel geben. Dann, weil wir an Ihrem Vater ein großes Interesse nehmen, sehen wir mit Vergnügen, daß Ihr Benehmen ihm Freunde verschafft. Wir liebten Sie schon darum, weil Sie der Sohn eines braven Bürgers sind; aber es sagt uns noch Mehr zu, Sie zu lieben, weil auch Sie selbst als ein guter Bürger sich zeigen; wir schäzen uns glücklich, daß Sie die französische Erziehung, die Sie genossen, nicht verläugnen; wir sind entzückt, daß Sie selbst und allein sehen können, die Kameraden seyen gute Bursche. Unter uns finden Sie Freunde, die keine Hoffreunde seyn werden. Fürst! wie gern sehen wir den erstgebornen Sohn Frankreichs sich auf solche Weise unter dessen andere Kinder mengen. Einst wird er leiten können, der seinem Korporal zu gehorchen sich nicht scheute; er verdient die Achtung und Ehrfurcht seiner Mitbürger, der jeden Posten, welchen ihm das Vaterland anweisen mochte, nicht unwürdig fand. Nichts verliert der Fürst; Alles gewinnt der Mensch!

Wir sind Ihre ergebenen Kameraden, die Nationalgarden vom Rhone und der Isere.

Fernando Po.

Dieses Eiland bietet einen der herrlichsten Anblicke, der dem Aug irgendwo werden kann. Die Niederungen sind mit dichtem Schilf und schlanken, riesenhaften Bäumen, besonders der afrikanischen Eiche, bedeckt, während bei hellem Wetter Clarence Peak sich majestätisch über die Wolken erhebt. Die Höhe dieses Berges wird von Kapitän Owen zu 10,700 engl. Fuß berechnet. Die Haupterzeugnisse sind Yams, Palmöl, Palmwein, Geflügel. Schildkröten und Fische können in Menge mit dem Nez gefangen werden, wozu sich besonders Morgen und Abend eignen. Das Palmöl dürfte mit der Zeit noch ein beträchtlicher Handelsartikel werden. Die Eingebornen sind ein harmloser, ausgezeichnet schöngebildeter Menschenschlag (alle Weiber im Gesicht tättuirt), von mittlerer Größe, ohne irgend eine Art von Bekleidung. Fuß- und Handgelenke schmücken sie mit Bändern, und Haut und Haar beschmieren sie mit Schlamm und Palmöl. Das Haar ist nicht wollig wie bei den Afrikanern des Festlandes, sondern hängt häufig in freien Locken herab. Ihre einzigen Waffen sind Schleudern und hölzerne Speere, die sie mit großer Geschicklichkeit zu handhaben wissen. Von Geldwerth haben sie bis jezt noch keine Vorstellung; aber Stückchen Eisen und kleine Messer werden sehr hoch von ihnen geschäzt, und vertreten gewissermaßen die Münze. Die Wälder wimmeln von Wild, Affen, Papagaien. Die Häuptlinge zeichnen sich merkwürdiger Weise sämmtlich durch einen Bart aus, eine Zierde, welche die Natur den übrigen Männern auf dieser Insel in der Regel versagt hat.

Erdbeben in Guatimala.

Ueber das in unsern Blättern (S. 1168) bereits berührte Erdbeben in Guatimala drückt sich ein vom 31 Mai datirter Brief im englischen Courier also aus: „Von 4 Uhr Morgens am 21 bis 5 Uhr Abends am 22 April hatten wir hier nicht weniger als 52 stärkere oder schwächere Erdstöße. Am 23. Nachts um 9 Uhr, erfolgte ein so starker, daß er das Dach meines Hauses abriß, an manchen andern Gebäuden die Mauern zertrümmerte, und die Thürme mehrerer Kirchen sprengte. Am 3 Mai hatten wir abermals ein Erdbeben, das einige Zeit anhielt, welchem andere, theils eben so starke, theils geringere, nachfolgten. Diese zerstörten viele Häuser und ruinirten eine große Anzahl Pflanzungen. Gleich zu Anfang der Stöße hatten sich die Regierung und viele Familien nach Tocotenango, einer kleinen indianischen Stadt in der Nachbarschaft, begeben, während andere sich in den Umgebungen der Vorstädte einquartirten. Ich mit einigen Andern verfügte mich nach der etwa zwölf Stunden entfernt liegenden, früher einmal durch ein Erdbeben zerstörten alten Stadt. Jezt ist Alles zurückgekehrt, obwohl sehr zu besorgen ist, es möchten neue Stöße nachfolgen, da man die Bemerkung gemacht hat, daß dieselben bei weiter vorgerückter Jahreszeit sich gewöhnlich mit verdoppelter Kraft wiederholen. Alt-Guatimala wurde am 29 Juli 1773 zerstört. Dieses Beispiel schreckte jedoch die Menschen nicht ab, ihre Städte in der Nachbarschaft von Feuerbergen zu erbauen. Der Süden unserer Republik, der aus einer zusammenhängenden Reihe von Vulkanen besteht, ist weit stärker bewohnt als der Osten. Die Städte San Salvador, San Miguel, Alt-Guatimala, San Vincente, Quezaltenango ꝛc. sind sämmtlich entweder auf dem Abhang von Feuerbergen, oder doch in deren unmittelbarer Nähe erbaut.

Berichtigung:

Nr. 314, S. 1249, Sp. 1, Z. 9, v. o. l. 1637 st. 1657.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 316. 12 November 1830.

Saint-Simon und seine Lehre.

Claudius Heinrich, Graf von Saint-Simon, geboren zu Paris im Jahr 1761, gehörte einer Familie an, die sich von den Grafen von Vermandois und durch diese vom Blut Karls des Großen herleitete. Hoch begünstigt unter Ludwig XIII hatte dieselbe unter Ludwig XIV den berühmten Mann zum Repräsentanten, den seine vor Kurzem erschienene Memoiren (vgl. Ausl. v. vor. Jahr Nr. 357) den ersten Schriftstellern Frankreichs beigesellen. Heinrich von Saint Simon war stolz auf diese Abstammung, und gedenkt derselben in mehreren der von ihm verfaßten Werke; so sagt er z. B. in der Vorrede zu der Introduction aux travaux scientifiques du dix huitième siècle: „ich schreibe als ein Edelmann, als ein Abkömmling der Grafen von Vermandois, als ein Erbe der Feder des Herzogs von Saint-Simon." Und an einem andern Ort: „Das Größte, was gethan oder gesagt worden, wurde von Edelleuten gethan oder gesagt: unser Vorfahr Karl der Große, Peter der Große, der große Friedrich, der Kaiser Napoleon waren geborene Edelleute, und die Denker ersten Ranges, wie Galilei, Bacon, Descartes, Newton, waren es ebenfalls."

Man weiß wenig Näheres über die ersten Jahre Saint-Simons. In einem Brief, worin er seine Lebensgeschichte erzählt, geht er nicht über das Jahr 1777, in welchem er in die Armee trat, zurück. Zwei Jahre später schiffte er sich nach Amerika ein, wo er unter Bouillé's und Washingtons Befehlen diente. Er lernte hier Franklin kennen, studierte die Sitten und die industrielle Civilisation der Amerikaner und gewann die bleibende Ueberzeugung, daß die amerikanische Revolution den Anfang einer neuen Zeit bezeichne und bald auch in Europa zu großen Umänderungen führen müßte.

Fünf Jahre blieb er in Amerika. Nach dem Frieden überreichte er dem Vicekönig von Mexiko einen Entwurf, die beiden Meere durch Schiffbarmachung des Flusses „el Partido," von welchem ein Arm in den atlantischen, der andere in den südlichen Ocean mündet, zu vereinigen. Der Plan wurde kalt aufgenommen, daher er denselben fallen ließ. Nach Frankreich zurückgekehrt, ward er, noch nicht volle 23 Jahre alt, Obrist; allein das unbeschäftigte Leben, in welches er sich nunmehr versetzt sah, entleidete ihm bald, so daß er 1785 eine Reise nach Holland und 1787 eine andere nach Spanien unternahm. Die spanische Regierung wollte damals Madrid durch einen Kanal mit dem Meer verbinden; es fehlte jedoch an Arbeitern und Geld. Saint-Simon überreichte für dieses Unternehmen einen großen, gemeinschaftlich mit dem Grafen Cabarus entworfenen Plan, dessen Ausführung jedoch die französische Revolution verhinderte. Der junge Mann widerstand für seine Person dem Alles überwältigenden Einfluß derselben: er hatte keinen Sitz in der Constituante. Mitten unter den Stürmen jener Zeit dachte er auf Begründung einer großen industriellen Anstalt und einer wissenschaftlich geleiteten Verbesserungsschule. Wie Voltaire suchte er äußeres Vermögen, es sollte in seinen Händen ein Werkzeug edler Zwecke werden. Zu diesem Ende verband er sich mit einem Preußen, dem Grafen von Redern. Ihre Spekulationen gelangen und im Jahr 1797 sah er sich im Stand, seine Anstalt für Industrie zu eröffnen. Aber sein Verbündeter weigerte den Beitritt; daher sich beide nach einer Liquidation trennten, die in Saint-Simons Händen bloß 144,000 Livres zurückließ.

Genöthigt seinem Vorhaben zu entsagen, warf sich Saint-Simon wieder auf die Wissenschaft. Hier sah er denn bald die Nothwendigkeit einer neuen allgemeinen Philosophie ein, und beschloß, wie er sich ausdrückte, der französischen Schule die Initiative zu verschaffen. Um dieses gewaltige Unternehmen auf einem sichern Grund aufzuführen, nahm er sich vor mit einer Konstatirung des Standes des menschlichen Wissens den Anfang zu machen, bezog deßwegen eine Wohnung gegenüber der polytechnischen Schule, und trat mit mehreren Professoren derselben in enge Verbündung. Nachdem er drei Jahre auf das Studium Dessen, was man über die Natur der unorganischen Körper wußte, verwandt, bezog er ein Haus in der Nähe der medicinischen Schule, trat in Verbündung mit den Physiologen und versicherte sich ihrer allgemeinen Ideen über das Wesen der organischen Körper. Sofort reiste er nach dem Frieden von Amiens nach England, von wo er mit der Gewißheit zurückkam, daß diese Nation „nicht Einen neuen Hauptgedanken auf dem Stapel habe." Hierauf begab er sich nach Genf, und machte einen Durchflug durch einen Theil von Deutschland. Ueber letzteres bemerkte er: „Ich habe von dieser Reise die Ueberzeugung mitgebracht, daß die Wissenschaft an sich (la sience generale) in jenem Land noch in der Kindheit ist, weil sie sich dort auf mystische Principien gründet; aber ich

habe Hoffnungen für das Fortschreiten derselben gefaßt, weil ich die ganze große Nation dieser wissenschaftlichen Richtung leidenschaftlich hingegeben sah."

Im Jahr 1808 glaubte Saint-Simon sich seines Stoffes endlich mächtig und gab die vorgenannte Einleitung in die wissenschaftlichen Leistungen des 19 Jahrhunderts heraus — ein originelles aber sehr seltenes Werk, indem nur hundert Exemplare zur Vertheilung an die Gelehrten abgezogen wurden. Gegen Ende dieses Jahres reichte er bei dem Büreau des Longitudes und der ersten Klasse des französischen Instituts ein Schreiben ein, worin er gewisse in seiner „Einleitung" enthaltene Ideen über die Astronomie, die er jedoch später wieder aufgab, näher auseinandersetzte. Später verfaßte er mehrere Memoiren über die Idee einer Encyklopädie und über das menschliche Wissen. Im Jahr 1810 gab er in dieser Beziehung einen „Prospekt einer neuen Encyklopädie" heraus. In der demselben voranstehenden Zuschrift an seinen Neffen, Victor von Saint-Simon, thut sich eine begeisterte Originalität dar, wie sie selbst Diderot nicht hatte. Andere, nicht im Publikum erschienene Abhandlungen schrieb er im Jahr 1813.

(Fortsetzung folgt.)

Die Beduinen.

14. Allgemeine Charakterzüge.

Unmäßige Gewinnsucht und Geldliebe bilden einen Hauptzug in dem Charakter des Orientalen; alle Stände von dem Pascha bis zum elendesten Bettler herab, werden durch diesen Grundzug bezeichnet, und es giebt wenig Personen, die nicht jedes, auch das niedrigste und ungerechteste Mittel für erlaubt halten, sobald es sich darum handelt, Reichthum zu erwerben. So ist auch bei dem Beduinen der Hauptgegenstand, auf welchen alle seine Gedanken gerichtet sind, der Gewinn; das Interesse ist beinahe das einzige Motiv seiner Handlungen, und selbst alle Gesetze und Rechtsanstalten athmen diesen Geist. Lüge und Betrug, Intriken und alle Laster, die aus dieser Quelle hervorgehen, sind in der Wüste eben so häufig, als in den Städten Syriens; und bei dem gewöhnlichen Handel und Wandel, wo das Dacheil nicht erforderlich wird, ist das Wort eines Arabers eben so unzuverlässig, als der Eid eines Krämers in dem Basar von Aleppo. Der Araber zeigt dagegen seine natürliche Großmuth und Mannheit, wenn er seinen Gast auf Gefahr seines eigenen Lebens vertheidigt, und wenn er sich allen Unfällen, dem Elend und Unglück mit der unüberwindlichsten Ausdauer Preis giebt. Außerdem unterscheidet er sich von dem Türken durch die Tugenden des Mitleids und der Dankbarkeit, die jener selten besitzt. Der Türke ist grausam, der Araber ist gutmüthig, er bedauert und unterstützt den Unglücklichen und vergißt nie eine Wohlthat, selbst dann nicht, wenn sie ihm durch seinen Feind widerfahren ist.

Der Araber ist geistreich, munter und anständig in seiner Unterhaltung; der Türke einschmeichelnd, ernst und vorsichtig; selten sieht man ihn lachen, dagegen liebt er Nichts so sehr, als Zoten und unanständige Anspielungen. Der Araber ist Nichts weniger, denn das schweigsame Wesen, als welches einige Reisende ihn darstellen; ich fand in ihm vielmehr immer den angenehmsten und heitersten Gesellschafter. Auf der Reise sprechen die Araber freilich Wenig; Dieß hat aber seinen guten Grund, indem bei der Anstrengung, welche das Reisen während der Hitze des Sommers ohnedieß macht, viel Sprechen Durst erregt und den Gaumen austrocknet; wenn sie sich dagegen unter ihren Zelten versammeln, so wird fast ununterbrochen die lebhafteste Unterhaltung geführt. Merkwürdig ist es, daß der Beduine, so wie er die Stadt betritt, ein ganz anderer Mensch zu seyn scheint, als in der Wüste. Er weiß, daß die Städter, welche er verachtet, lächerliche Vorstellungen von seiner Nation haben, und sucht ihnen deßhalb zu imponiren, indem er den Schein schweigsamen Tiefsinns und fester Entschlossenheit annimmt. Die Redensarten, deren er sich bedient, sind darauf berechnet, die Unveränderlichkeit seiner Meinungen zu zeigen; aber diese Maske, die er nur vornimmt, um besser zu seinem Zweck zu gelangen, wird weggeworfen, so wie er wieder in seine Wüste kommt. So Viel kann man nicht leugnen, daß die Unterhaltung eines Beduinen bei Weitem mehr Originalität hat, als in dem Arabischen gefunden wird, dessen sich die Städtebewohner bedienen, die gleich den Türken eine Menge von Umschreibungen gebrauchen, um einen Gedanken auszudrücken, den der Beduine kräftig in zwei oder drei Worten ausspricht, obwohl er zuweilen in der Stadt ein Wortgepränge entwickelt, von dem man in der Wüste nicht leicht Etwas hören wird. Die wandernden Araber haben ohne Zweifel mehr Witz und Scharfsinn, als die Leute, die in den Städten leben. Ihr Kopf ist immer frei, ihr Geist nicht geschwächt durch Ausschweifungen; ihr Gemüth nicht verdorben durch Sklaverei; und ich glaube ohne Uebertreibung sagen zu können, daß es wenige Nationen giebt, unter denen natürliches Talent so allgemein ist, als unter den Beduinen. Was sinnliche Genüsse betrifft, so sind sie außerordentlich mäßig und enthaltsam. Wenn ein Araber eine hinreichende Menge von Speisen hat, so fragt er Nichts nach der Art derselben. Er begnügt sich gewöhnlich mit Einem Weibe, und selten hört man von Beispielen eheilcher Untreue. Oeffentliche Unzucht ist in den arabischen Lagern unbekannt. Die Beduinen sind eifersüchtig auf ihre Weiber, verwehren ihnen aber nicht mit Fremden zu lachen und zu schwatzen. Sehr selten begegnet es, daß ein Beduine sein Weib schlägt; wenn er Dieß thut, so ruft sie laut ihren Waso, der dann als Vermittler dazwischen tritt und den Mann zur Vernunft bringt.

In seinem Zelte lebt der Araber träge und indolent; sein einziges Geschäft ist, sein Pferd zu füttern, oder des Abends die Kamele zu melken, und zuweilen mit seinem Falken auf die Jagd zu gehen; alles Uebrige besorgt die Hausmutter mit ihren Töchtern. Sie mahlen Waizen in der Handmühle oder stoßen ihn in dem Mörser; sie bereiten Frühstück und Mittagessen, kneten und backen das Brod, machen Butter, holen Wasser, arbeiten am Webestuhl, bessern die Zeltdecke und sind in der That unermüdlich. Indessen sitzt der Mann oder Bruder ruhig vor dem Zelte und raucht seine Pfeife; oder wenn er aus der ungewöhnlichen Rauchmasse, welche aus dem Weibergemache oder Moharrem eines Zeltes emporsteigt, schließt, daß ein Fremder in demselben angekommen, geht er zu dem Zelte hin, begrüßt den Fremden und erwartet eine Einladung, mit ihm zu speisen und Kaffee zu trinken.

Die Araber begrüßen jeden Fremden mit dem Salem aleyk. Selbst an Christen richten sie diesen Gruß. Ist der Fremde ein alter Bekannter, so umarmen sie ihn, ist er ein vornehmer Mann, so küssen sie seinen Bart. Wenn der Fremde sich auf dem Teppich niedergelassen hat, der bei seiner Ankunft sogleich vor ihm ausgebreitet wird, so legt ihm die Höflichkeit die Pflicht auf, sich bei allen Anwesenden der Reihe nach zu erkundigen, wie sie sich befinden. Der Ausdruck, dessen man sich bei dieser Gelegenheit bedient, ist: „Vielleicht seyd Ihr wohl?" oder „Ich hoffe, daß Ihr wohl seyd." Darauf beginnt eine lebhafte Unterhaltung; der Fremde wird um Neuigkeiten von seinem Stamme und seinen Nachbarn befragt; die Politik der Wüste wird verhandelt. Die beständigen Bewegungen der Araber sind die Ursache, weßhalb Neuigkeiten aller Art bald über die ganze Wüste verbreitet sind; und es ist in der That in einem Lande, wo von Briefwechsel so gut als gar nicht die Rede seyn kann, überraschend, wie genaue Kunde die Aenesen von dem Stande der Dinge in Nedschid, Hedschas, Yemen und Irak erhalten.

Während meines Aufenthaltes in Haran hörte ich von einem Drusenhäuptlinge, daß vor wenigen Monaten einige Aenesen die Nachricht gebracht hätten, die Franken, welche sie Indschelis nennen, d. i. die Engländer, wären auf der arabischen Küste des persischen Meerbusens gelandet, hätten das Fort Ras el Cheime genommen, und eine Anzahl Araber getödtet, unter denen sich auch ein Neffe des Ibn Saud befunden habe. Die Leute von Haran wollten anfangs dieser Nachricht keinen Glauben schenken. „Wir wissen," sagten sie, „daß die Engländer nach Acre von Westen gekommen sind, wie wäre es möglich, daß sie auf einmal so weit im Osten erschienen wären?" Als ich ihnen die Sache erklärte, sagten sie mehr als einmal: „Wir wußten, daß etwas Wahres an dem Bericht seyn mußte; denn die Aenesen verbreiten keine Neuigkeiten über die Wüste ohne Grund."

(Schluß folgt.)

Zur Geschichte der Censur.

Septieme lettre à M. le Redacteur du Journal des Débats, par M. Salvandy in 8e de 60 pp. Imprimerie de Fournier. 5 Septembre 1827.

„Hr. Salvandy beginnt seine neue Broschüre, indem er mit der seltenen Fruchtbarkeit seines Geistes Parade macht. „„Erst acht Wochen sind verflossen seit der Herrschaft der Censur"", sagt er; „„und dieser Brief ist die zehnte Schrift, die ich herausgebe."" Wirklich muß man zehn Broschüren zählen, womit er in der kurzen Zeit von acht Wochen das Publikum beschenkt hat, da er die Briefe des Giraffen, die ohne Bezeichnung des Verfassers herauskamen, gleichfalls in den Katalog seiner Werke setzt. Indeß diese Herausgabe von zehn Broschüren in acht Wochen hört auf ein Wunder zu seyn, so bald man sich erinnert, daß jede derselben zu zwei Dritteln aus Censurabfällen besteht. „„Man kann den Krieg wohl nicht lebhafter führen"", fährt der Verf. fort. Das ist wahr; aber es gehört eben wenig Muth dazu, Etwas zu thun, wobei man keine Gefahr läuft. Das Gesetz will, daß Jeder, der zur Verachtung oder zum Haß gegen die Regierung des Königs aufreizt, mit einer Geld- und Gefängnißstrafe belegt werde. Wird dieses Gesetz nur ein oder zwei Mal von den Gerichten in Ausführung gebracht, so werden wir keinen dieser Flugschriftler mehr hören, der sich des Kriegs rühmt, den er gegen die Regierung des Königs führt. Lästerung, Hohn, Verleumdung — jedes Mittel erlaubt sich der Verfasser gleich auf den vier ersten Seite der Flugschrift, wodurch er immer nur die Leidenschaften des Volks gegen die Minister zu erhitzen hoffen kann. Aber was sage ich gegen die Minister? Der König ist es, den er um seiner Minister willen persönlich angreift; den er von seinem Volk trennt; den er für das Benehmen seiner Minister vor Frankreich verantwortlich macht; den er mit dem Verlust seiner Krone bedroht, wenn die Minister beibehalten werden. „„Der Nationalgenius,"" sagt er, „„findet die Verwaltung auf seiner Bahn als eine unglückselige Kluft, welche ein unbegreiflicher Zauber zwischen dem Thron und Frankreich befestigt. Die Geister kehren in sich selbst zurück; die jungen Geschlechter wachsen ohne Vormundschaft groß; das Band der Neigungen mit der Autorität ist zerrissen; es giebt keine Gemeinschaft mehr zwischen diesen beiden Regionen (dem Thron und Frankreich). Jedermann sieht einer entsetzlichen Zukunft entgegen. Das Ministerium hat Frankreich das bis jetzt unerhörte Schauspiel einer Macht gegeben, die der Lüge beschuldigt und als ein Makel des Throns bezeichnet ist."" Nach einer sehr gewöhnlichen Taktik mischen diese Flugschriften ihren strafbaren Deklamationen eine oder zwei vorsichtige Redensarten bei, welche einen grellen Abstich zu dem Ton des Ganzen bilden, und deren man sich denn nöthigen Falls zur Vertheidigung bedient; dadurch halten sie sich, gegenüber den Tribunalen, für hinlänglich gedeckt, obwohl sie nichts desto weniger Alles sagen, was sie wollen. Das Publikum versteht sie schon. Diese Libellistentaktik befolgt auch Hr. Salvandy. Er ermangelt nicht, zu bemerken daß man sich bei repräsentativen Formen wohl hüten müsse, den König und sein Ministerium zu verwechseln; zugleich aber hört er nicht auf, diese Verwechselung sich zu Schulden kommen zu lassen. Seine ganze Diatribe hat nur Einen Gedanken, Einen Zweck, nämlich den Tadel, den er auf die Minister wälzt, bis an den Thron hinaufzuleiten. Man sieht Dieß aus den angeführten Stellen, worin der Thron immer in die Sache der Minister verwickelt, und um der Minister willen als geschändet und entehrt, als der Liebe des Volks beraubt und von demselben durch eine weite Kluft geschieden dargestellt wird. Dieselbe feindselige Absicht gegen den Thron verräth er, wenn es (S. 5) heißt: „„Niemand weiß der Regierung für den tiefen Frieden, dessen wir uns freuen, Dank""; oder (S. 6): „„Niemand segnet die Regierung, welche die Freiheiten verliehen hat, in deren Schatten wir ruhen. Volk und Regierung befinden sich einander gegenüber in einer Lage, wo keine ihrer Gaben dieser nützt, ohne daß jenes deßwegen der Undankbarkeit beschuldigt werden kann."" Offenbar beziehen sich diese Andeutungen nur auf das Königthum. Denn nicht das Ministerium, sondern das Königthum hat durch seine Herstellung Frankreich den Frieden geschenkt; von dem Königthum sind unsere öffentlichen Freiheiten ausgeflossen. Folglich ist es der Undank gegen das Königthum, welchen der Verfasser rechtfertigt. Endlich bedroht er aber geradezu den Thron, wenn er sagt, das Prinzip der Monarchie sey durch die Beibehaltung der gegenwärtigen Minister tief erschüttert, wo er noch hinzufügt: „„Sollte sich das Ministerium gegen die verdiente Verwerfung, mit der die öffentliche Meinung es brandmarkt, dennoch behaupten; so wird diese öffentliche Meinung sich zuletzt so feststellen, daß nur eine Revolution sie versöhnen kann. Dank dieser Wahrheit — es muß fallen; wenn es sein Daseyn noch einige Tage verlängert, so kennt man die für einige theure und heilige Interessen bevorstehende Gefahr, in seinen Sturz hineingezogen zu werden."" (S. 14.) Es sind Libelle verurtheilt worden, die halb nicht so viele aufrührerische Stellen enthielten als dieses. Was will man nun mit diesem anfangen? Ich weiß nicht, aber ich denke gezeigt zu haben, daß eine gerichtliche Verfolgung möglich ist; meine Aufgabe ist erfüllt. Nur noch ein Wort über die Unterdrückungen der Censur, worüber der Verfasser sich beklagt. Sie hat fast überall Recht."

„Zu senden an den Prokurator des Königs."

Explication de l'énigme de la révolution européenne, commencée vers le milieu du dix-huitième siècle. 2 volumes 8. Londres, G. Sulze, imprimeur.

„Ich habe diese beiden Bände voll Infamien von Anfang bis zu Ende gelesen und die tausend und aber tausend Unwahrheiten angezeichnet, von denen sie durchspickt sind. Meine Absicht war, zum Voraus die Wirkung zu berechnen, welche dieses finstere, verruchte Werk hervorbrächte, wenn es in Frankreich eingeführt würde. Wenn mich nicht Alles täuscht, so kann es nur Abscheu und Ekel erregen — Abscheu durch die Gräßlichkeit und Ekel durch die Abgeschmacktheit seiner Verleumdungen. Ich weiß wohl, daß man in dieser Zeit der Leidenschaften und der sittlichen Anarchie nur zu geneigt ist, der Verleumdung das Ohr zu leihen; ich weiß namentlich,

daß die Verunglimpfer der Könige bei der faktiosen Leichtgläubigkeit gar leicht Eingang finden, weil diesen Leuten nichts Angenehmeres widerfahren kann, als wenn sie die königliche Majestät herabgewürdigt sehen. Aber noch darf die Verleumdung sich nicht in ihrer ganzen Nacktheit zeigen; sie darf Nichts bieten, was den gesunden Menschenverstand und die allgemeinen Vorstellungen verletzt; sie darf nicht mit Voraussetzungen aufwarten, deren Unstatthaftigkeit in die Augen springt; sie darf sich nicht an historische Denkmäler, an beurkundete Thatsachen wagen, von denen noch überall lebendige Zeugen vorhanden sind. Ein Buch, wie dieses, welches Nichts als eine Masse von Verstößen der Unwissenheit, albernen Erdichtungen und groben Lügen vor Augen bringt, kann bei einem französischen Leser bloß Verachtung erregen, welcher Partei er auch angehört. Man kann das Buch nicht lesen, ohne jeden Augenblick auszurufen: Das ist falsch, Das ist Unsinn; und es eben so oft wegzuwerfen als eine Satire auf den Verstand des Lesers. Geriethe selbst der Parteigeist in Versuchung, sich damit zu befreunden, so würde die Eitelkeit, die immer bei den Franzosen noch stärker ist als der Parteigeist, es nicht zulassen, weil man fürchten müßte, für einen Narren zu gelten, wenn man so monstruöses Zeug glaubte.

„Ludwig XVIII hat uns zehn Jahre regiert, und sein Andenken steht bei allen Parteien in Achtung. Es giebt folglich keine Meinung in Frankreich, welche ein Libell nicht mit Verachtung von sich weist, worin der Wiederhersteller der Monarchie auf jeder Seite der Schurke, der Ehrlose, der Tyrann, das Ungeheuer, der Tiger-Machiavel genannt wird. Es giebt keinen Franzosen — heiße er Liberaler oder anders — der sich nicht vor einem Libell entsetzt, worin man Stellen, wie die folgenden, welche den höchsten Grad wahnsinniger Wuth verrathen, zu Tausenden trifft: „„Heuchler, um zu betrügen, Demokrat, um zu usurpiren, Liberaler oder Despot nach den Umständen, ewiger Feind der Tugend und Anbeter des Lasters, spielte Ludwig XVIII immer die Rolle, welche ihm sein Ehrgeiz eingab. Dieß ist eine Thatsache von unzerstörbarer Gewißheit, welche keines Beweises bedarf, und keine Kritik zu fürchten hat (Th. 1, S. 281). Er war der fluchwürdigste Bösewicht, den je die Hölle ausspie (S. 508); der feigste der Menschen, der nie für Etwas Muth hatte als für das Verbrechen, der niederträchtigste Gleißner seinem Charakter und der gemeinste Spitzbube seinem Wesen nach — und dieser gräuliche Auswurf (excrément) der Natur trat mit einem Uebermuthe auf, wie ihn die stolzesten Eroberer nicht kannten (Th. 2, S. 97). Die größten Frevel kosteten ihm nie einen Augenblick der Reue oder Unentschlossenheit, nicht so viel Bedenken, als der Tod einer Fliege einem Domitian. Ueberall, wo sein Arm hinreichte, hat er Haß, Zwietracht oder Tod ausgesäet. Feiger als Thersites, ist er an dem Tode von mehr Menschen Schuld als die fünf schrecklichsten Weltverwüster, Alexander, Cäsar, Dschengischan, Tamerlan und Mohammed II, als die Proscriptionen Roms und die zweihundertjährigen Kreuzzüge (Th. 1, S. 514 ff.)

„„Durch Monsieur haben zwei Könige, sein Bruder und Neffe, drei Prinzen und drei Prinzessinnen seiner Familie, die fremden Fürsten nicht gerechnet, von denen man es nicht genau weiß, und acht Millionen Franzosen das Leben verloren. Die Summe aller Missethaten der zwanzig scheußlichsten Tyrannen, welche die menschliche Natur entehrten, will Nichts heißen gegen die Greuel, welche dieser Anthropophag beging. (Th. 1, S. 549.) Die Nachwelt wird den Senat richten, in dessen Mitte sich kein Mann fand, der muthig und tugendhaft genug war, im Namen Frankreichs zu verlangen, daß die Krone nicht dem präsumtiven Erben übertragen würde, der sie durch eine furchtbare Reihe von Freveln an sich gerissen, sondern seinem legitimen Nachfolger, der sie durch seine Tugenden verdiente. Da war kein Senator, der nicht Mitschuldiger des Ungeheuers wurde, das man krönte. Die Nachwelt wird sie wegen der von ihnen entweihten französischen Ehre zur Rechenschaft ziehen, und ihre feige Treulosigkeit durch die ewige Schmach ahnden, die auf ihren Namen ruhen wird. Ja, es wäre für Frankreich nicht so schimpflich gewesen, unter dem caudinischen Joch durchzumüssen, als einen so abscheulichen Bösewicht auf den Thron steigen zu lassen. (Th. 1, S. 265.) Die einzige Milderung des gerechten Schmerzes der Franzosen läge darin, die Mörder Ludwigs XVI von vier Pferden zerrissen zu sehen; ihren Rädelsführer aber, der hundertmal schuldiger ist als sie, sollte man noch mit glühenden Zangen zwicken.““ (Th. 2, S. 15.)

„Die argen Albernheiten, die ich daraus abgeschrieben habe, mögen eine hinreichende Idee von dem Geist des ganzen Werks geben und auf die Aufnahme schließen lassen, welche demselben in Frankreich zu Theil würde, wenn dem Schändlichen, der es in London drucken ließ, um es in Frankreich einzuschmuggeln, sein Vorhaben gelingen sollte. Ich will indessen doch zeigen, und zwar so kurz als möglich, wie der Verfasser durch eine Reihe widersinniger Erdichtungen und ekelhafter Lügen mit seiner Aufgabe Ludwig XVIII als den Urheber der Revolution und all ihrer Verbrechen darzustellen fertig wird. (Schluß folgt.)

Die Barrikaden von Paris.

Von Dr. Hermes.

II. Der 28 Juli.

(Fortsetzung.)

Der Arbeiter. Thut Nichts; ist nur in der Hitze geschehen. Und die Hauptsache, siehst Du, die Hauptsache ist, daß wir jetzt sagen, der beste Adel ist der hier inwendig; und daß ein armer Scheerenschleifer, wie ich, der seiner Familie Ehre macht, Mehr werth ist, als ein Graf, dessen die seinige sich schämen muß. Und dann, wenn die Minister vor die Kammern kommen und ihnen Etwas vorlügen, um das Büdjet durchzuschwärzen, da werden sie heimgeschickt! Das ist es, was sie geärgert hat, und deßhalb haben sie uns die Charte genommen, und wir schlagen uns, daß man sie uns wieder giebt.

Der Nachbar. Man wird sie uns wieder geben, dafür stehe ich.

Der Arbeiter. Jetzt bist Du verbunden; nun kannst Du nach Hause gehen.

Der Nachbar. Nach Hause! Da kommst Du mir recht! Mein linker Arm kann die Flinte nicht mehr tragen, Das ist wahr; aber die Rechte ist für einen Säbel stark genug! (Man hört einen Kanonenschuß.)

Robert. Ei, seht! Der alte Brummbart fängt an zu donnern, und ich verschwatze hier die Zeit! (Indem er sich an einige bewaffnete junge Leute wendet, die aus einer Schenke kommen.) He, Ihr da! Was habt Ihr da zu thun?

Ein Arbeiter. Ja, Alter, es wurde uns Etwas heiß, da haben wir uns nur einen Augenblick verkühlen wollen.

Robert. Schad't Nichts, meine Kinder, schad't Nichts! Aber Das vergeßt nicht, heute keinen Branntwein, keinen Wein; nur rothgefärbtes Wasser.

Alle. Er hat Recht; er hat Recht! Die Betrunkenen auf die Wache.

Gustav (zu einem jungen Manne neben ihm). Haben Sie Papier zum Laden?

Der Angeredete. Da, hier ist ein Stück.

Gustav (indem er fortladet). Es ist der Drapeau Blanc, wo beim Teufel haben Sie den her?

Der Andere. Ich habe ihn gestern gelesen, da nichts Besseres da war. Ueber einen Artikel habe ich herzlich lachen müssen. Er endete ungefähr mit den Worten: Mögen jetzt die Flintenschüsse kommen, und man wird sehen, auf welcher Seite die Majorität ist. Gut, jetzt können sie's sehen.

Gustav (lachend). Das ist nicht übel, wahrhaftig!

Ein eben Ankommender. Muth gefaßt, meine Freunde! Wir haben eine Regierung!

Gustav. Eine Regierung? Was?

Der Ankommende. Es ist eine provisorische Regierung ernannt worden: sie besteht aus dem General Lafayette, dem General Gérard und dem Herzoge von Choiseul.

Gustav. Bravo! provisorisch oder permanent; eine Regierung, in der solche Männer wären, würde ich mir wohl gefallen lassen.

Der Ankommende. Die Nationalgarde wird organisirt; hier ist die Proklamation!

Gustav (nimmt die Proklamation). Herrlich! herrlich! — Meine Freunde, hört! — (liest:) „Die Nationalgarde wird aufgefordert, zusammenzutreten, um den Gesetzen und den Rechten des Volkes Kraft zu verleihen, und die Personen und das Eigenthum zu beschützen. Bis auf weitern Befehl die alten Cadres, dieselben Offiziere, die entlassen worden sind. Der niedere Grad ersetzt den höhern. Der Tambour schlage den Appel und Jeder begebe sich auf die alten Sammelplätze!“ Es lebe die Nationalgarde! Es lebe die Charte! Es lebe die Freiheit! (Forts. f.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 317. 13 November 1830.

Saint-Simon und seine Lehre.

(Fortsetzung.)

Bis dahin hatte sich Saint-Simon nicht eigentlich in die Politik eingelassen, obwohl sich derselben in seinen Memoiren verschiedene Male genähert; offen betrat er dieses Feld nach dem Sturz des Kaiserreiches, im Jahre 1814, durch eine Flugschrift „über die Reorganisation der europäischen Gesellschaft", welche übrigens zum Theil von Augustin Thierry herrührte. Hier entwickelt er bereits den Plan zu einer europäischen Verbrüderung, die er damals noch auf dem Grund einer parlamentarischen Regierung aufführen will; denn zu jener Zeit betrachtete er die englische Verfassung als die beste Art gesellschaftlicher Einrichtung. Er schließt die Broschüre mit den Worten: „das goldne Zeitalter des Menschengeschlechts liegt nicht hinter uns, sondern vor uns, in der Vervollkommnung der gesellschaftlichen Ordnung; unsre Väter haben es nicht gesehen, unsre Nachkommen werden es einst erreichen; uns kommt es zu, ihnen den Weg dahin zu bahnen." Während der hundert Tage im Jahr 1815 gab Saint-Simon vereinigt mit Augustin Thierry eine „Meinung über die gegen die Koalition von 1815 zu ergreifenden Maßregeln" heraus, worin er sein Lieblingsthema — die Nothwendigkeit einer Vereinigung mit England — anbrachte, und den Satz aufstellte, daß das englische Volk durch die Aehnlichkeit seiner Institutionen, seiner gesellschaftlichen Grundsätze mit den französischen, durch die Gleichheit der Interessen der Menschheit in diesem und jenem Lande, der natürliche Verbündete Frankreichs sey. Zu bemerken ist, daß Saint-Simon in dieser Schrift verlangt, die Zusatzakte Napoleons solle als provisorisch betrachtet werden, und das französische Volk der Kammer seiner Repräsentanten die Macht zuerkennen, sich, sobald sie es für nothwendig hielte, zur konstituirenden Versammlung zu erklären.

An sich als gleichgültig achtend, ob Napoleon oder Ludwig XVIII auf dem französischen Thron sitze, taub gegen die Revolutionen des Tags und die Kämpfe in den Kammern, stellte er in seinem neuen, im Jahr 1817 gemeinschaftlich mit Thierry und einigen andern Mitarbeitern herausgegebenen Werk „die Industrie" die Repräsentativ-Verfassung als einen bloßen Uebergang zwischen dem Feudalwesen und einer neuen durch die Industrie herbeizuführenden Ordnung der Dinge dar. Im Jahr 1819 legte er in einem Werk, l'Organisateur betitelt, ein geschichtliches Gemählde der Vergangenheit vom elften Jahrhundert an, und seine Erwartungen von der Zukunft nieder. Die Vergangenheit deutet ihm an, daß das Menschengeschlecht nach stets innigerer Organisation strebt, um durch seine Einwirkung auf die Natur an seinem Glück zu arbeiten, und daß die Gelehrten, Künstler und Gewerbthätigen jederzeit die moralische Leitung der Gesellschaft an sich zu bringen suchten. Also gründet sich die Gesellschaft auf Arbeit, und also muß eine vollkommene Gesellschaft auch wirklich nur durch Wissenschaft und Industrie geleitet werden. Auf welche Art dieß zu Stand kommen, was den Uebergang von der alten Ordnung der Dinge zu der neuen machen soll, darüber spricht sich der Verfasser keineswegs mit gleicher Bestimmtheit aus, wie über jenen Grundsatz selbst, und giebt er je hierüber einige Fingerzeige, so erklärt er, daß dieselben durch Zeit und Umstände sehr modifizirt werden dürften. Ein in dem Organisateur enthaltenes Gleichniß zog ihm eine gerichtliche Anklage zu; er wurde jedoch von der Jury freigesprochen.

Gleich nachdem dieses Werk erschienen war, gab er „le Politique," zu dessen Redaktion er sich mit mehreren Andern verbunden hatte, und eine Flugschrift über die Wahlen von 1820 heraus. Im Jahr 1821 folgte sein „Systeme industriel," eine weitere Entwickelung seiner politischen Theorie; im Jahr 1822 eine Broschüre „über die Bourbons und Stuarts" worin er die Familie Karls X ermahnt, sich nicht auf Höflinge und Adeliche zu stützen, sondern in engen Verband mit der Sache der Nicht-Bevorrechteten zu treten, widrigenfalls ihr Sturz unvermeidlich erfolgen müßte. Im Jahr 1823 und 24 erschien sein „Katechismus der Industriellen."

Indessen wurde unter dem Lärm der konstitutionellen Diskussionen Saint-Simons Stimme wenig beachtet. Hohn, Spott, Vergessenheit, Armuth waren der Lohn seiner Anstrengungen. Die ihn niederdrückenden Gefühle erreichten endlich einen solchen Grad, daß er sich zu ermorden beschloß. Die Wunde, die er sich beibrachte, war jedoch nicht tödtlich, und wurde für Saint-Simon' der mit Atheismus begonnen hatte, die Kathastrophe, die ihn zur Religion führte. In seinem bald darauf erschienenen „nouveau Christianisme" spricht er sich aufs Stärkste gegen den bisherigen Katholicismus aus, beschuldigt ihn des Unvermögens und der

Ketzerei. Auch der Protestantismus wird als etwas Unlebendiges, als ungenügend für den wahren Kultus dargestellt. Noch in demselben Jahr, den 19 Mai 1825 starb Saint-Simon, ein neues Werk unvollendet zurücklassend. Eine Stunde vor seinem Tod sprach er, seine Schmerzen bewältigend, zu dem treuen Schüler, der ihm die Augen schloß, und ein Paar neuen Freunden — denn die alten hatten ihn verlassen — „Seyd unverzagt, die Frucht ist reif, Ihr werdet sie brechen; der letzte Theil unsrer Arbeiten, der religiöse, wird eine Zeit lang verkannt werden. Weil sich der Katholicismus der Wissenschaft feindlich erwiesen hat, wird man anfänglich glauben, es müsse sich mit jeder Religion so verhalten. Aber geht vorwärts, und erinnert Euch, daß es der Begeisterung bedarf, etwas Großes zu thun. Die Frucht ist reif, Ihr werdet sie brechen."

(Schluß folgt.)

Die Beduinen.

14. Allgemeine Charakterzüge.

(Schluß.)

So vortrefflich auch d'Arvieux Werk über die Sitten der Araber im Allgemeinen ist, so sind die Beduinen doch bei Weitem nicht so finster und ernsthaft, als er sie darstellt.

Daß sie häufig ausspucken, unterliegt keinem Zweifel; nur eine gewisse Unanständigkeit, die auch in der europäischen Gesellschaft nicht weniger mißfällt, wird mit Abscheu betrachtet; und man hat mich versichert, daß ein Araber, der sich dieselbe häufig zu Schulden kommen ließe, sogar nicht für würdig gehalten wird, als Zeuge vor dem Kadi aufzutreten.

In ihrem Privatverkehr betrügen die Araber einander so gut sie können; auch der Wucher ist nicht unbekannt.

Im Frühling, wenn die Aenesen sich den Grenzen Syriens nähern, gehen ungefähr zwanzig Krämer von Damaskus zu den verschiedenen Stämmen zum Besuch. Sie nehmen an Waaren mit sich, was die Araber von ihren städtischen Produkten irgend brauchen können: Kleidungsstücke, Pulver und Blei, Nägel, Eisen, Hufeisen, Säbel, Pferdegeschirr; auch Kaffee, Gewürze, Zuckergebäck und dergl. Jeder dieser Hausirer zahlt dem Scheich des Stammes, welchen er besucht, jährlich einen kleinen Tribut; dafür genießt er den Schutz desselben und erfreut sich der Vorrechte jedes freien Arabers. Das ganze Kapital, welches in diesem kleinen Handel umgesetzt wird, übersteigt nicht die Summe von fünfzig bis sechzigtausend Gulden. Jeder Kaufmann hat sein eigenes Zelt und seine eigenen Kamele; und wenn mehrere von ihnen denselben Stamm besuchen, so schlagen sie ihre Zelte dicht neben einander auf, und errichten auf diese Weise eine Art von Markt. Sie folgen den Lagern, wohin diese gehen, und sind beinahe eben so vielen Zufällen bloßgestellt, als diese selbst. Da ihr Eigenthum indeß größtentheils in Waaren besteht, so behalten sie wenigstens, wenn ihre Kamele des Nachts durch den Feind davon getrieben werden, was sie in ihren Zelten aufbewahrt haben. Ich kenne einen dieser Krämer, der viermal seines ganzen Waarenvorrathes beraubt worden war; einmal erhielt er denselben wieder, weil er die Person kannte, welche sich während des nächtlichen Angriffes desselben bemächtigt hatte. Es war ein Mann von einem Stamme, dessen Scheich Tribut von dem Hausirer empfing, und mit dem er daher in freundschaftlichen Verhältnissen stand; der Räuber wurde deßhalb von dem Schutzherrn des Krämers gezwungen, die gestohlenen Güter wieder heraus zu geben. Diese Kaufleute geben für Alles, was sie verkaufen, Kredit bis auf das nächste Jahr; dann nehmen sie für ihre Waaren Butter und Schafe, die sie wieder bei ihrer Ankunft zu Damaskus, im Winter, verkaufen. Ein Europäer, der das Innere der Wüste zwischen Damaskus und dem persischen Meerbusen zu bereisen wünschte, könnte Dieß am Leichtesten bewerkstelligen, indem er sich jenen Hausirern anschlöße. Sie sind ehrliche Leute und stehen unter den Beduinen in allgemeiner Achtung. Die Hälfte von ihnen sind Christen, denen aber die arabischen Scheichs denselben Schutz angedeihen lassen, wie den Türken; denn diese Araber sind eben keine fanatischen Mohammedaner, und machen nur geringen Unterschied zwischen den verschiedenen Religionsparteien.

Die vornehmsten Stämme der Aenesen erheben einen Tribut von den Dörfern des östlichen Syriens, in deren Nähe sie während des Sommers ihre Lager haben. Indem man einen Mann in dem Stamme zum Freunde hat, dem der Tribut gezahlt wird, ist man vor jeder Räuberei von Seiten der Araber dieses Stammes gesichert; nur die Haramy's oder Nachträuber fühlen sich durch einen Vergleich dieser Art nicht gebunden. Der Tribut wird gewöhnlich dem Scheich oder auch irgend einem andern angesehenen Manne des Stammes entrichtet, der hiedurch der Bruder der Dorfbewohner wird und das Dorf seine Schwester nennt. Von diesem Ausdrucke rührt es her, daß der Tribut Choue oder Brüderschaft genannt wird. Wenn ein Dorf mit einem Araber zuerst über einen solchen Tribut einig geworden ist, so verlangt der Letztere, daß ein Theil des ausbedungenen Jahrgeldes auf der Stelle gezahlt werde. Dafür kauft er dann Eßwaaren, die er unter seine Freunde vertheilt, damit sie Zeugen des Vergleiches werden, indem sie einen Theil des Choue mit verzehrt haben. So oft der Araber im Laufe des Jahres von seinem Schutzbefohlenen ein kleines Geschenk verlangt, kann man sicher seyn, daß er das Erhaltene im nächsten Jahre bereits als Schuldigkeit fordert; und eben so geht es mit der kleinsten Gabe des zweiten Jahres im dritten. Dasselbe ist der Fall bei der Szurra oder dem Tribute, der den Aenesen und andern Araberstämmen von dem Hadsch (der großen Meckakarawane) erlegt wird; und in dem letzten Jahre des Hadsch war jener Tribut daher auf die ungeheure Summe von fünfhundert bis sechshunderttausend Gulden gestiegen.

Horace Vernet.

(Korrespondenz.)

Rom, im Oktober. Hr. Horace Vernet, Direktor der französischen Akademie zu Rom, hat seine Entlassung gegeben und wird bald wieder nach Paris zurückkehren. Hr. Vernet hatte der französischen Regierung eine wichtige Denkschrift eingereicht, worin er sowohl im Interesse der Künste als aus Gründen der Ersparung die Aufhebung dieser Akademie verlangt, und vorschlägt, statt derselben zwanzig Zöglinge zu unterhalten, die nach Belieben sich daselbst ihre Wohnung und ihre Lehrer wählen sollen. Dadurch, meint er, würde ihr Geist freier bleiben und sich nicht, wie bisher der Fall gewesen,

kommer unter dieselbe Form beugen, weßhalb jetzt alle Zöglinge der französischen Akademie fast in derselben Manier und in demselben Styl arbeitteten. Mehrere Nationen beobachteten längst dasselbe Verfahren. Die gegenwärtige Schule koste Frankreich hunderttausend Franken und habe nie zwanzig Zöglinge für die drei Künste gehabt, die darin gelehrt würden. Dem Vorschlage des Hrn. Vernet zufolge würde der Unterhalt der Pensionäre nur sechzigtausend Franken kosten. Jeder Zögling sollte jährlich dreitausend Fr. erhalten. Vierhundert und fünfzig Fr. sollten ihm vierteljährig bei dem französischen Botschafter bezahlt, zwölfhundert Fr. aber zurückbehalten werden, bis sie die Proben von ihren Studien des Jahres vorgelegt haben würden. Diese Arbeiten sollten an die Akademie der schönen Künste zu Paris versandt werden, die alsdann darüber zu entscheiden hätte, ob der Pensionär noch länger in Rom unterstützt oder zurückgerufen werden sollte. — Man glaubt, die neue französische Regierung werde in diesen Vorschlag eingehen. Mehrere der Arbeiten dieses großen französischen Künstlers haben im vorigen Jahre unter den anwesenden Fremden einen Kommentator gefunden, der dem Vernehmen nach gegenwärtig diese Arbeit in Paris drucken läßt. Ich habe die Beschreibung seiner sogenannten Apotheose Napoleons, des Besuchs Napoleons an der Grabstätte Friedrichs des Großen zu Potsdam, des Abschieds von Fontainebleau u. s. w. gelesen. Auf meine Bitte theilte er mir die erstere mit, die Sie in Kurzem mit den andern gedruckt lesen werden, mit der Erlaubniß, sie Ihnen zu senden, und ihr eine Stelle in Ihrem Journale zu geben, wenn Sie diesen Kommentar einer Aufnahme würdig finden sollten.

„Die sogenannte *Apotheose Napoleons* in Schwarzkunst ist nach einem Gemälde ausgeführt, das der Bankier Laffitte in Paris erkauft und in seinem Salon aufgestellt hat. Es sind nur wenige Abdrücke davon verbreitet, da die französische Regierung sich veranlaßt sah, die Platte in Beschlag nehmen und zerstören zu lassen. Später erschien in Deutschland eine Kopie nach diesem Stiche, um einige Zolle kleiner, die aber in jeder Rücksicht so verdienstlos gearbeitet ist, daß man kaum den Sinn des Gemäldes darin nachweisen kann, und wobei man von einem Enthusiasm anderer Art als dem, der aus dem Kunstgefühle erwächst, beseelt seyn muß, um ihm eine Stelle an den Wänden eines einsamen Studirzimmers anzuweisen.

„Ein Felsen ragt mitten aus stürmischem Ocean hervor; auf demselben erblickt man den Grabhügel eines Helden, durch Degen und Hut bezeichnet. Die Form des Hutes giebt gleichsam den Namenszug des Mannes, den die Völker auf dem Schauplatze seiner Thaten, zwischen Kairo, Moskau und den Säulen des Hercules bewundert und angestaunt, geliebt und angebetet, gehaßt, doch nie verachtet haben. Die Nachwelt wird darüber entscheiden, welche unter diesen Empfindungen die ächte gewesen. Begünstigtere Naturen glauben schon jetzt hinter den Vorhang der Zukunft zu blicken, und melden, was Pflicht der Lebenden am Grabe eines Mannes ist, der eine Welt in Bewegung gesetzt hat, und wie sie sich den Gruß der Geisterwelt bei dem bevorstehenden Eintritte eines solchen Ankömmlings in den elyseischen Feldern denken.

„Bertrand und Montholon, in den letzten Jahren die treuen Gefährten bis ans Grab, mit Gattin und Kindern, haben im Namen Frankreichs den irdischen Resten des zur Ruhe gelangten Prometheus den letzten Dienst auf dem einsamen Eilande erwiesen; sie legen die Schaufel nieder und lassen endlich, abgewendet von dem erschütternden Hügel, gepreßt von der Empfindung, daß auch ein solcher Mann sterblich sey, und empört von dem Gedanken, daß das lang gefürchtete, schauderhafteste aller Verbrechen, das die ganze Mitwelt schändet, zur Vollziehung gebracht sey, ihren Thränen freien Lauf.

„Der Sturm der Elemente legt sich. Aus einer Spalte der Wolken dringt ein Lichtstrahl auf den einfachen Grabhügel; — eine Brücke, die Seele des schon auf Erden so hoch Erleuchteten zur Quelle aller Klarheit zurück zu tragen.

„Auf Nebeln lassen sich die Geister der vorausgegangenen Lebensgefährten zu dem Todtenhügel nieder. Sie drängen sich je nach der Eigenthümlichkeit und dem Maaße ihrer Gefühle für den Mann, der den Funken des ihnen im Leben vergönnten Talents bald zur leuchtenden Fackel, bald zur hehren Lohe des Ruhms zu entzünden gewußt hatte, herbei. Der ritterliche *Lasalle*, von den Tagen von Lodi, Arcole und Rivoli an bis zum Felde von Wagram der kühne Führer der dem Tode in der Vorhut trotzenden Husaren, erreicht zuerst den Rand des Hügels. „Ist es wahr," scheint er staunend zu fragen, „daß man *Dir* nicht in einem nach *Dir* benannten Tempel an den Ufern der Seine, sondern nur mitten im Ocean eine Ruhestätte vergönnen wollte! Doch, wo es auch immer sey, wo *Du* bist, ist Frankreich, ist unser Ruhm, ist unser Herz!"

Soldatisch grüßend schließt sich der martialisch hervorragende *Kleber* an. „So klein dieser Hügel ist," ruft Kleber, wie einst bei Abukir, in seinem Enthusiasm aus, „so bist und bleibst doch *Du* unser Führer, groß wie die Welt!"

Schüchtern naht der Tapferste der Tapfern, *Ney*, an des edeln Lannes Seite, von dem ernsten unerschütterlichen Bessières gehalten, dem düstern Hügel. Im Elysium ward ihm klar, wie Pflicht, wie Ehre zu versöhnen seyen, was Ruhm und Dank und Größe heischten. Verzeihung scheint er von dem großen Geiste zu erflehen, daß er in Augenblicken fanatischer Gährung den Werth des Schutzgeistes seines Vaterlandes verkennen, das Heiligste für den ächten Krieger lästern konnte. Die Hand aufs Herz gelegt, soll sagen: „Mein Herz, Du siehst es jetzt, gehörte immer *Dir*. Verzeih mir! Denk an Krasnoi! Wir starben Beide fürs Vaterland; ich von französischer Hand unter britischem Kommandowort schnell, in der einst glorreichen, dem Feinde preisgegebenen Hauptstadt; *Du* auf öden Felsen mitten im Ocean langsam durch britischen Verrath! Der Brite hoffte nur dann erst Ruhe, wenn solcher Ruhm von der Erde verdrängt wäre. Frankreich war noch nicht tief genug erniedrigt; man mußte uns ermorden!

„Hier am Grabe Dessen, der unserm Namen Glanz, unserm Vaterlande Selbstgefühl, unsern Mitbürgern ächte Menschenwürde, Ruhm und Gerechtigkeit verschaffte," sagt *Bessières* zu Ney, „hier laß uns nicht von der Schmach jener Verworfenen sprechen, die Ruhm in der Rache gegen den gefangenen Feind zu finden suchen. Blick auf den edeln Lannes, der vor Wehmuth fast erdrückt unter der Last so peinigender Gefühle über die Verletzung Dessen, was seiner Seele als höchste Majestät erschien, zusammensinkt. Denk an die verklärten Worte, die unser aus *seinem* Munde warten, wenn wir von diesem Felsen, dem unzerstörbaren Denksteine der Schande des neunzehnten Jahrhunderts, in die elysäischen Felder, die wir auf einen Augenblick verließen, zurückgekehrt seyn werden. Hört Ihr den klirrenden Gruß der Gewehre der aus dem Schattenreiche herbeigeeilten Garden! seht Ihr, wie sie in festgeschlossenen, bis an die Wolken unabsehbaren Reihen, mit Lorbeeren gekrönt, den Stern und das Band der Ehre auf der Brust, mit hoch emporgehaltenen Adlern, der irdischen Hülle ihres Feldherrn ihre Huldigung darbringen, wie *Latour d'Auvergne*, von ihnen abgesandt, den Lorber auf den Grabhügel niederzulegen, voran tritt!"

„Ist es möglich, daß solch ein Mann hier sterben konnte!" ruft General *Letort*.

„Er lebt doch ewig!" erwiedert der Held *Poniatowsky*. „Sieh, wie selbst die Schatten seiner Guiden mit Palmenzweigen herbeieilen, und die Barden, zum Danke für den Enthusiasmus, den er in früher Jugend ihrem Gesange gezollt, auf Harfen seinen Ruhm zu den Sternen tragen; wie *Murad Bey*, einst bei den Pyramiden unser Feind, und dann durch Sultan Kebirs Seelengröße an unsere Ehre gefesselt, jetzt vor seinem Staube, wie an dem Grabe des großen Propheten, Stirn und Knie beugt!"

„Selbst die Elemente drängen sich herbei; die Meereswogen thürmen sich. Der Kiel seines Lebensschiffes liegt zertrümmert am Gestade, und man liest darauf noch einige der Namen, die wie Glorien in die Zukunft leuchten. Doch die Trümmer solchen Schiffs sucht söhnend der stolze Ocean mit einem Lorber zu bedecken. Der Anker ragt noch nah am Gestade hervor, vielleicht zum Zeichen, daß einst ein geläuterteres Geschlecht die Aufgabe vollbringen werde, welche die Pygmäenherzen seiner Zeitgenossen zu fassen nicht im Stande waren.

„Oberst *Morland* und General *Desaix* ruhen in hohem Ernste und tief in sich verschlossen auf einer Wolke an der Seite. *Desaix* richtet endlich sein ruhmbekröntes Haupt empor und sagt seinem Freunde: „So ists denn auch bei *Ihm* vollbracht; die irdische Bahn für *Ihn* geschlossen, so unermeßlich tragisch geschlossen als riesenartig *Seine* Größe war! Ich sah in *Seinem* ersten Auftreten auf dem Felde der Ehre von Ihm gleich Das übertroffen, was ich an Alexander, Hannibal und Cäsar in jugendlichem Aufschwunge für unser durch Aberglauben entnervtes Zeitalter als unerreichbar gehalten hatte. Von den Legionen des Rheins eilte ich nach

Mailand, diesen Mann, in dem ich den Genius des Vaterlands erblickte, zu umarmen. Ihm weihte ich von nun an mein Innerstes. In Ihm nur sah ich Ruhm; in Ihm fand ich, was mein heisses Herz von Vaterlandsliebe fühlte, im höchsten Glanze widerstrahlend; mit Ihm wollte ich von nun an leben, kämpfen, lehren, ordnen, denken, siegen und sterben. Ich sah, wie so mancher unserer Kriegsgefährten in dem eiteln Wahne stand, auch Etwas zu gelten, auch Etwas zu wissen, für sich das ungeheure Geschick, das unserm Vaterlande drohte, beschwören zu können. Die Thoren, die nur durch Ihn aufgerichtet standen, wie Eisenstaub zur Höhe steigt, wenn ein Magnet über ihm vorübergeht! Sie liegen jetzt verachtet in den Sümpfen des Vaterlandes! Ein neues Geschlecht muß kommen und erst lernen zu beweinen, was das alte gesündigt, zu bewundern, was dem Dünkel ganz natürlich schien, aus Seinem Leben Lehre und Beispiel zu schöpfen und die grossen Züge aufzufassen, die vom ersten Auftreten desselben bis zu Seinem Tode überall so rein hervorragen; seine Züge, die nur die Ewigblinden nicht sehen konnten. Schon früh durchbebte mich die Ahnung, daß solcher unnennbaren Grösse im Erdenleben ein tragisches Geschick an der Ferse laure. Darum eilte ich auch aus Egypten Ihm nach, mit Ihm zu handeln, so lang Sein Stern Ihm leuchten sollte; Unsterbliches mit Ihm, so lang die Götter es vergönnen möchten, zu vollbringen. In der Nacht vor dem Tage von Marengo lag endlich mein Herz wieder an dem Seinigen; wir blickten tief zusammen in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Es war das letzte Mal; siegend für Ihn — für Frankreich fand ich am andern Tage den Tod! Er wußte, daß Viele Ihn, so wie ich, lieben, aber Keiner Ihn so tief verehren, so richtig fassen, so sehr in Ihm nur Frankreich finden mochte. Er hat mich hoch geehrt, wie ich jetzt erst fühle, daß Er meinen Leichnam außer dem Vaterlande auf dem Gipfel des Montcenis beisetzen ließ. Der Aether und die Wolkendecke sind mir dort leicht, seit ich Seinen Leichnam mitten im Ocean erblicke; selbst im Grabe noch angefesselt, weil der neidische Britte den letzten Wunsch des großen Opfers nicht erfüllen wollte; den Wunsch, in der Erde des Volks begraben zu werden, das von Ihm so innig geliebt ward. Frankreichs Boden hätte in diesen Resten allein einen Ruhm umschlossen, gegen den der Ruhm der ganzen Westminsterabtei nur als Flitter erschienen wäre. Möge es nie meinen Landsleuten einfallen, meine Asche von dem hohen Berge in die jetzt so dumpfe Luft Frankreichs zu tragen, wenn nicht zu gleicher Zeit der Donner französischen Geschützes das Schiff an der westlichen Küste begrüßt, das das goldene Vließ der Ehre Frankreichs, die im Mantel von Marengo eingehüllten Reste, die Gewissensruhe für das entehrte Frankreich, den Frieden für die Manen der vorausgegangenen Tapfern von der Insel der Verbannung zurückbringt!!"

„Der Künstler hat seinem Bilde keine Unterschrift, sondern nur eine Vignette beigesetzt. Eine Urne mit überhängendem Trauerflor, zur Seite die Attribute des Wohlstandes und über denselben den Sternenkranz des Ruhms. Ein Hund scheint auf die treue Anhänglichkeit zu deuten, die bei furchtlosen Naturen unvertilgbar ist.

Wachtzettel an den König der Franzosen.

Deutsche Blätter haben einer dem König der Franzosen zugeschickten Aufforderung, wie jeder andere französische Bürger seinen Dienst als Nationalgardist zu leisten, bereits Erwähnung gethan, und diesen Schritt eben nicht günstig beurtheilt. Die Sache würde, in Prosa vorgebracht, allerdings ein kahler Spaß gewesen seyn; so aber geschah die Einladung durch Hrn. Dupaty, Hauptmann beim ersten Bataillon der zweiten Legion der pariser Nationalgarde, unter dessen Bezirk das Palais-Royal fällt, in einem äußerst niedlichen, an Marots Weise erinnernden Gedicht, das wir als charakteristisch für das neue Frankreich hier mittheilen.

Sire, la poésie admet quelque licence,
Et traite avec les rois de puissance à puissance.
Jusqu'en votre palais, fidèle à mon dévoir,
Je dois faire des lois respecter le pouvoir;
Sans prétendre affecter une morgue hautaine,
C'est pour les maintenir qu'on m'a fait capitaine,
Et l'élu de la France à l'élu du quartier
Voudra bien pardonner d'avoir fait son métier,
Surtout quand il s'agit d'une auguste recrue.
Vous ne pouvez nier avoir pignon sur rue,
Et ceux qui près de vous ont eu long-tems accès
Assurent que toujours vous fûtes bon Français.
Vous êtes électeur, vous êtes éligible;
Vous payez même plus que le cens exigible.
Séparé du palais par un mur mitoyen,
Je connais vos vertus, vous êtes citoyen.
Or de quatre-vingt-onze une lois salutaire
Veut que tout citoyen soit soldat volontaire,
Vous, notabilité de l'arrondissement,
Puis-je vous oublier dans mon recensement?
Je dois, faisant monter chacun à tour de rôle,
D'un recensé royal enrichir mon contrôle.
On se plaint qu'avec vous j'ai mis trop de délais;
On dit que je respecte un peu trop le palais;
Qu'à tort entre les rangs j'admets des différences;
On m'accuse d'avoir pour vous des préférences,
Quoiqu'il soit bien permis d'en avoir pour les rois
Qui sur l'amour du peuple ont fondé tous leurs droits.
De votre bouche enfin cette phrase est sortie:
„De votre légion, messieurs, je fais partie."
Sire, vos moindres mots, recueillis dans les coeurs,
Du tems et de l'oubli sont aisément vainqueurs.
Je vous prends donc au mot, l'équité le demande.
Vous commandez à tous, mais la loi vous commande:
Souffrez que votre nom, cher à vos défenseurs,
Soit gravé sur la liste où j'inscris mes chasseurs.
Comme ils défileront fièrement la parade,
Heureux d'avoir conquis leur roi pour camerade!
Nous vous rendrons d'ailleurs le service léger,
Et de *tours* j'aurais soin de ne pas vous charger.
Lorsque, d'un peuple brave allégeant la souffrance,
Vous serez nécessaire au bonheur de la France,
Quand vous viendrez au poste on vous *y bénira;*
Quand vous n'y viendrez pas on vous regrettera.
Nous pourrons exempter, cet emploi me regarde,
Un roi qui pour son peuple est tous les jours de garde;
Nous vous dispenserons même d'un remplaçant,
Lorsque l'on est aimé l'on n'est jamais absent.
Le premier grenadier d'une époque guerrière,
D'Auvergne, après sa mort comptait sous la bannière;
Et quand viendra l'appel, le plus brave de nous
Dira pour vous: „Présent!..." du moins au coeur de tous.
Voulez-vous cependant que ce mot se prononce
Sans que la compagnie à son espoir renonce?
Joinville dans nos rangs peut remplir ce devoir:
Il répondra pour vous, et nous croirons vous voir
Dans ce fils, qui promet de nous être prospère,
Si l'image grandit ressemblante à son père.

Bekanntlich fügte sich der König dem ihm dargebrachten Wunsch: der Prinz Joinville wurde in die Kompagnie Hrn. Dupaty's als Jäger eingeschrieben.

Dänische Flotte.

Die dänische Flotte besteht gegenwärtig aus vier Schiffen von der Linie, zwei zu achtzig, eines zu vier und siebenzig und eines zu vier und sechzig Kanonen; aus acht Fregatten, vier zu drei und vierzig und vier zu sechs und dreißig Kanonen; aus vier Corvetten und drei Briggs. Auf den Werften befinden sich zwei Linienschiffe zu achtzig Kanonen und eine Corvette.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 318. 14 November 1830.

O'Connells Briefe an das irische Volk.

Vierter Brief.

(Fortsetzung.)

Ich schlage vor Euch auf das Buch der Geschichte dieses Fluches. Einmal beraubte die Union Irland der Selbstregierung und erniedrigte es von einem unabhängigen Staat zu einer Provinz.

Nur ein Mensch von platter und kriechender Denkungsart kann eine Selbstregierung herunterschätzen — nur ein Tropf, der sich einbildet, daß Engländer, Schottländer oder etwa Franzosen Wesen von höherem Rang seyen denn die Iren. Ist aber ein Ire eben so tüchtig zu regieren, Gesetze zu beschließen und zu vollziehen, als die Eingebornen irgend eines andern Landes, warum sollten wie Andere für uns Gesetze geben, Andere für uns diese Gesetze vollziehen lassen? Liegt nicht am Tag, daß Niemand ein so großes Interesse dabei haben kann, daß die Gesetze in Irland gut sind, als die Bewohner Irlands? Sind wir nun am Stärksten dabei betheiligt, wenn die Gesetze in Irland nicht gut sind, steht unser Eigenthum, unser Leben, unsere Freiheit, all unser Glück und Heil auf dem Spiel, wenn die Regierung in Irland nicht gut ist, Wer kann dann geeigneter seyn, Besitzthümer durch weise Gesetze zu sichern, Leben durch gerechte Institutionen zu schirmen, Glück und Heil durch zuträgliche Verordnungen zu fördern, Freiheit durch gesunde Gesetzgebung zu gründen? Wer kann dieses tiefe, dieses ganze, dieses fortdauernde Interesse an diesen Dingen haben als wir? Wenn Dem also ist, wie man daran nicht zweifeln kann, ist es nicht der Gipfel gottlosen Unsinnes, Fremden die Sorge für so höchst wichtige Betreffnisse anzuvertrauen, und uns selbst der natürlichen Obhut und Oberaufsicht über unsere eigenen Angelegenheiten zu entheben? Ja, wenn diese Fremden weisere, bessere, aufgeklärtere, tugendhaftere Menschen wären als wir sind — gut dann mögen wir immerhin unsere elende und verächtliche Inferiorität anerkennen und uns gleich einer Heerde Vieh von unsern edleren und vorzüglicheren Nachbaren leiten lassen. Allein ich leugne, ich leugne entrüstet das Vorhandenseyn einer solchen Ueberlegenheit über die Söhne Erins. Wo in der Welt Iren einen freien Schauplatz fanden, da keine Gunst galt, haben sie sich emporgeschwungen zur Trefflichkeit und Ruhm geerntet. Ich leugne, daß die Ueberlegenheit bei den stumpfsinnigen, mastbaren, und geistzahmen Engländern der mancherlei Toryklassen zu suchen ist. Ich leugne, daß Engländer irgend eines Standes oder einer Klasse uns überlegen sind. Ich behaupte für meine Landsleute Gleichheit mit den Besten von ihnen. Ich verlange nicht Mehr; ob ich gleich, wenn ich herausgefordert würde, Gründe haben möchte eine stolzere Behauptung aufzustellen. So aber bin ich zufrieden auf unleugbarer Gleichheit zu bestehen.

Stehen wir in Bildung und Rechtschaffenheit, wie Dieß wirklich der Fall ist, den Fremden gleich, und sind wir, was Niemand in Abrede ziehen kann, bei der Wohlfahrt und dem Glück Irlands mehr betheiligt als die Fremden, so lasse man jeden Iren die Frage an sich machen, warum bei solcher Bewandtniß Regierung und Verwaltung Irlands nicht von Gott und Rechtswegen den Iren angehören sollte? Um diese Regierung und Verwaltung sind wir durch die Union gekommen — bloß durch die Abschaffung der Union können wir sie zurückbekommen. Es ist wahr, gemein wahr, bis zum alltäglichen Sprüchwort wahr, daß Wer seine Geschäfte Andern überläßt, darauf rechnen darf, daß sie schlecht besorgt werden, und daß, Wer sein Geschäft gut bestellt will, selber die Aufsicht darüber führen muß. Was von einem Einzelnen gilt, das gilt nicht minder von diesem Aggregat von Einzelnen, welches man eine Nation nennt. Jeder Nation liegt die heilige Pflicht ob, daß sie ihrer Angelegenheiten warte, und diese Pflicht ist zugleich ein heiliges Recht, welches in unserem Fall eben so verrätherischer als niederträchtiger Weise verletzt ward. Die Nothwendigkeit einer Selbstregierung beruht nicht auf bloßer Theorie. Der Satz, welcher eine theoretische Wahrheit ist, zeigt sich als eine praktische Gewißheit. Nie war ein Land glücklich oder frei, das sich nicht selbst regierte. Blickt in das Buch der Geschichte und Ihr werdet finden, daß, wo ein Volk in Wohlfahrt und Freiheit lebte, es das Recht der Selbstregierung besaß. Dieß beweist die Geschichte aller Staaten und Nationen — von Athen bis Venedig, von der Schweiz bis Nordamerika. Selbstregierung ist die nothwendige Bedingniß, das Grundgesetz der Freiheit und Wohlfahrt der Völker. Auf der andern Seite leiden Kolonial- und Provinzialländer durch Willkür und Laune, durch schlechte Regierung und Verwaltung bis zu sprüchwörtlicher Augenfälligkeit. Macht der gesunde Verstand und die wohlwollende

Denkungsart einzelner Gouverneure das Joch zuweilen verhältnißmäßig leicht und erträglich, so bringt doch das System Erniedrigung und Verderbniß — die kriechenden Gewohnheiten der Knechterei, und das übermüthige Herrenthum geckenhafter und flüchtiger Machtwaltung. Die Union hat Irland zur Provinz gemacht, alle Uebel einer Provinzialzerrüttung über uns verhängt. Die Natur und der Gott der Natur verliehen den Iren die gigantischen Züge einer Nation — sie sind zu mächtig und zu gut, um Provinzialen zu bleiben, sie waren eine Nation und mit Gottes Hülfe sollen sie wieder eine Nation werden. Allein sind die Erbärmlichkeiten einer Kolonial- oder Provinzialverfassung unvermeidlich, wie sie es sind, ist die Afterwirthschaft eines Herrenlandes in seiner Provinz unvermeidlich, wie sie es ist, so kommen alle diese Erbärmlichkeiten, so kommt diese ganze Afterwirthschaft noch in besonderem Grad einem Land zu, das wie England durch die gemeinste Aristokratie der Welt regiert wird. In allen Ländern, wo man eine herrschende Aristokratie trifft, mischt sich doch immer Etwas von hoher Gesinnung, von edlem Stolz in ihre Laster, wodurch der Mißbrauch der Gewalt einen milderen Charakter, das Unwesen einige Erleichterung erhält. Aber diese englische Aristokratie von Fleckenkrämern — diese Aristokratie, welche die Repräsentationsrechte des Volks an sich gerissen hat und eine Majorität des Hauses der Gemeinen ernennt — diese englische Aristokratie ist schmutzig, feil, geldgierig, sie verkauft Leib und Seele. Sie krümmen sich so demüthig vor den Söhnen der Spinnmaschinen und der Amboße; sie krümmen sich so jämmerlich vor den Peels und den Goulburns, wenn diese Patronate, Stellen und Macht zu vergeben haben, sie werfen sich vor dem Ministerium des Tags in den Staub, wie die elenden Neger Westindiens vor ihren rohen Gebietern und ihren noch roheren Gebieterinnen. Ich würde es mir vielleicht gefallen lassen, Irland guten und großmüthigen Engländern unterworfen zu sehen — aber unterthänig zu seyn dieser schäbigen Oligarchie, welche die Fleckenkrämerregierung leitet, ist für mich ein zu peinlicher Gedanke — mein Vaterland vor diesem unsaubern politischen Dschaggernat niedergestreckt ist für mich eine zu furchtbare Erniedrigung, daß es mich nicht rasten und ruhen läßt, bis diese Schmach von uns genommen und die Unabhängigkeit Irelands errungen ist. Sollte ich den Tag, da wir uns dieses großen Heiles freuen werden, gegen mein Hoffen und Erwarten nicht mehr erleben, so bleibt mein letzter Erdenwunsch:

Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor.

Dieß ist das erste Verdienst der Union — sie hat die Unabhängigkeit Irelands zerstört und ist eine unmittelbare Beleidigung der irischen Nation. Sie besagt — nicht laut sondern versteckt — daß die Iren zu schlecht oder zu dumm seyen, ihrem eigenen Lande vorzustehen. Diese Behauptung ist jedoch keine bloße theoretische Folgerung; nein, ihre praktische Wirklichkeit erscheint in dem hellen Licht des Tages. Besetzen sie nicht jeden Platz, wo nur immer möglich, mit Engländern und Schotten? Alle unsere Stellen, von den niedersten bis zu den höchsten bei den Finanzen, überschwemmen sie mit dickköpfigen und unglänzenden Engländern und wie sie ein Waarenlager von Juristen zweiten Rangs haben, um damit die ersten Rechtsämter auszufüllen, so haben sie subalterne Geschöpfe von verhältnißmäßig gleichem Werth für die geringern Bedienstungen. Ich überlasse es dem zürnenden Urtheil meiner Landsleute, meine ehrliche und unmaßgebliche Meinung zu würdigen, ob Iren sich in all diesen Plätzen nicht eben so gut ausnehmen würden als die überfütterten Engländer und die halbgefütterten Schotten. Indeß, wie gesagt, ich hoffe Dieß noch zu erleben. Aber bedenken müßt Ihr, daß es nicht eher geschehen kann, als bis die Union abgeschafft ist.

(Fortsetzung folgt.)

Saint-Simon und seine Lehre.

(Schluß.)

Aus einer aufmerksamen Betrachtung der Werke Saint-Simons ergiebt sich sogleich, daß dieselben in eine wissenschaftliche, in eine industrielle und politische, und endlich in eine religiöse Sphäre zerfallen. Nach diesen drei Hauptrubriken läßt sich der fortschreitende Gang seiner Ideen etwa folgender Gestalt auffassen.

Wissenschaftliche Sphäre: Hier verfährt er eher noch kritisch, als organisch, obwohl sich bereits mächtige und positive Gedanken vorfinden, die später zu höherer Entwickelung gelangen. In seiner Einleitung in die wissenschaftlichen Leistungen, die im Jahr 1808 herauskam, trifft man: eine lange Auseinandersetzung von Descartes Geiste, der von Saint-Simon verdienter Maßen über Newton gestellt wird; eine Kritik der *newtonschen Arbeiten;* eine Beurtheilung Locke's und Condorcets, an deren Ende es heißt: „die allgemeinen Verhältnisse, welche Condorcet umgaben, die besondern, unter welche er sich stellte, machten ihm den Kopf warm und ließen ihm nicht Muße, die Thatsachen ruhig zu fixiren, ihr Ineinandergreifen zu beobachten und die Folgerungen seiner Principien methodisch zu ziehen. Er untersuchte nicht, Was die zulässigste Meinung sey, sondern wandte seine Kräfte nur an, die von ihm ausgegangenen Ansichten durchzuführen, und so wurde seine schöne Idee, den Gang des menschlichen Geistes zu rekapituliren und diese Rekapitulation mit einer Hinweisung auf die fernere Bahn, die derselbe vermuthlicher Weise einschlagen werde, zu beendigen, in der Ausführung Nichts als eine Diatribe gegen die Könige und die Priester."

Eine treffende, in die französische Philosophie zuerst durch Saint-Simon eingeführte Bemerkung über synthetisches und analytisches Verfahren findet sich in jener „Einleitung." Es wird gezeigt, daß Synthese und Analyse zwei gleich nothwendige Wirkungsarten des menschlichen Geistes seyen, daß eben sowohl nach dem Allgemeinen als nach dem Besondern hin gearbeitet werden müsse, und daß die Schule, welche den Ausspruch that, die Gelehrten sollten ausschließlich die Bahn Lokes und Newtons einschlagen, hiemit nur eine relative Wahrheit aussprach. Durch die ganze „Einleitung" zieht sich fortwährend der Gedanke hin, daß man auf Descartes Unternehmen „eine Monarchie in der Wissenschaft zu begründen" zurückkommen müsse, weil von Newton eine Anarchie in dieselbe eingeführt worden; daß man sich zur Synthese zurückzuwenden habe, weil die Analyse erschöpft sey; daß man zu einer neuen absoluten und

lebensschöpferischen Idee gelangen solle. — Auch blickt damals bereits das Prinzip, auf welches er später seine Politik gründete — die Arbeit — durch. Der Mensch, sagt er, muß arbeiten; der Eigenthümer, der keinen Boden besitzt, der die nöthigen Arbeiten um sein Eigenthum produktiv zu machen, nicht selbst leitet, ist ein Wesen, das der Gesellschaft zur Last fällt. Der Sittenlehrer muß die öffentliche Meinung auf einen solchen Stand erhöhen, daß sie den müßigen Eigenthümer durch Entziehung jeder Art von bürgerlicher Achtung bestraft.

In den Abhandlungen über das menschliche Wissen (mémoires sur la science de l'homme) wird der bisherige Gang der Wissenschaft angedeutet, so wie auf das Bedürfniß einer positiven Philosophie und einer lebendigen allgemeinen Wissenschaftslehre hingewiesen, aus welcher eine gesellschaftliche Wiedergeburt hervorgehen soll, die nur durch ideelle Einwirkung erfolgen könne. — Denn Saint-Simon war mit Plato und Spinoza der Ansicht, Alles was äußerlich geschehe, erhalte seinen Bestand nur durch den Gedanken.

Politische und industrielle Sphäre. Hier ergeben sich folgende Resultate: die parlamentarische und konstitutionelle Regierungsform, welche mehrere Rechtsphilosophen als das höchste Wunder des menschlichen Geistes ansehen, bildet bloß einen Uebergang von dem Feudalstande, auf dessen Trümmern und in dessen Banden wir noch leben, zu einer neuen Ordnung der Dinge. — Der Grundstein der gesellschaftlichen Politik ist die Arbeit. Nun stammt aber die arbeitende Klasse von Sklaven, Leibeigenen und Freigelassenen her, und nur in dem Verhältniß, als die Gesittung mehr um sich griff, verbesserten jene ihren Zustand, indem die Wichtigkeit des Kriegerstandes damit in gleichem Verhältniß abnahm. Die Arbeiter sind also berufen, sich der materiellen Leitung der Gesellschaft zu bemächtigen. Dann wird sich der Grundbesitz im Verhältniß des beweglichen Besitzes regeln und umgestalten, und die Idee der Produktion und ihrer Werthschätzung wird an die Stelle der Idee des Grundbesitzes und des Werthes, den man demselben beilegt, treten. Die Leitung der Gesellschaft gehört also der wissenschaftlichen, artistischen und industriellen Fähigkeit an, durch welche Theorie und Praxis fortwährend und in gleichem Maß vervollkommnet werden.

Religiöse Sphäre. Die Welt lebt und beruht auf dem Glauben an Gott. — Das Christenthum ist auf den erhabenen Grundsatz gegründet: die Menschen sollen sich gegen einander wie Brüder benehmen. Nach dem Christenthum müssen sich also die Menschen zum Zweck aller ihrer Arbeiten und Handlungen die möglich schnellste und vollständigste Verbesserung der moralischen intellektuellen und physischen Beschaffenheit der zahlreichsten und ärmsten Klasse setzen. Der Katholicismus welcher die moralische, intellektuelle und physische Verbesserung der zahlreichsten und ärmsten Klasse aufgegeben hat, um sich, vom fünfzehnten Jahrhundert an, auf die Seite der Könige und Vornehmen zu schlagen, ist also eine Ketzerei. Der Protestantismus, welcher die Kirche zu den Unvollkommenheiten ihres Ursprungs zurückführen will, der ihr den Charakter der Einheit genommen hat, und gleichwohl zum Regieren, zum Organisiren und zur Entwickelung einer Regierung und eines Kultus unmächtig bleibt, ist auch eine Ketzerei. Es ist mithin das Bedürfniß einer neuen gesellschaftlichen Organisation vorhanden, welche alle materiellen und geistigen Institutionen aus dem Grundsatz herleitet, daß alle Menschen Brüder seyen, und dieselben auf die moralische, intellektuelle und physische Verbesserung der zahlreichsten und ärmsten Klasse hinweis't. Es bedarf also einer Umwandelung des Christenthums, eines neuen Christenthums, einer neuen Religion.

So lauten Saint-Simons Ansichten, wie sie sich im Lauf seines Lebens allmälig gestalteten. Nach ihm reiften sie in seiner Schule zu dem Wahlspruch: Religion, Wissenschaft, Arbeitsamkeit, Liebe, Einsicht, Kraft.

Frankreich und die Bourbonen.

Von Dr. Hermes.

Auf eben so festen und unwandelbaren Gesetzen, als jede Entwickelung in der physischen Welt, beruht auch die Entwickelung der Geisterwelt in dem Völker- und Menschenleben. Ueberall geht der folgende Zustand mit unabwendbarer Nothwendigkeit aus dem nächst Vorhergehenden hervor; nirgend geschieht ein Sprung; und die gewaltsamen Umwälzungen, in denen wir nur eine regellose Umkehr der Dinge zu sehen meinen, sind nichts Anderes als die Uebergangsstufen, in denen das Alte, nachdem es den Kreislauf seines Daseyns vollendet hat, allmälig dem Neuen Platz macht.

Auch die französische Revolution, welche von Vielen noch immer nur als der strafwürdige Ausbruch verderblicher Leidenschaften, von Manchen als eine Art von zweitem Sündenfalle des menschlichen Geschlechts betrachtet wird, mit allen ihren Greueln und all den furchtbaren Erschütterungen in ihrem Gefolg, war nichts Anderes als eine solche Uebergangsstufe, die aus einem unhaltbaren, in sich zerfallenen und eigentlich in der Wirklichkeit kaum noch bestehenden Zustande des Staatslebens zu einem andern höhern führte, welcher sich in langsamer Entwickelung während des Dahinsterbens des erstern, unter seinem Schutz, aus seiner Mitte herausgebildet hatte.

Als König Ludwig XVI zur Regierung gelangte, war von den drei Ständen, in welche das gesammte französische Volk zerfiel, dem Bürgerstande, dem Adel und der Geistlichkeit, kein einziger seiner ursprünglichen Bestimmung treu geblieben; und die Verwaltung, welche maschinenmäßig auf das fortdauernde Ineinanderwirken aller einzelnen Bestandtheile des Staats berechnet war, mußte daher in sich selbst zusammen fallen, so bald die Bedingungen aufhörten, welche ihr Fortbestehen verbürgten. Der Bürgerstand hatte durch Fleiß und Betriebsamkeit sich nicht nur von der Knechtschaft befreit, in welcher er während der ersten Jahrhunderte des Mittelalters gehalten wurde, sondern auch den Besitz des größten Theils der Reichthümer, und selbst der Rechte erzwungen, die Anfangs ausschließlich in den Händen des Adels oder des Herrenstandes gewesen waren. Dieser hatte dagegen seinerseits von seiner alten Macht beinahe nur noch die Ansprüche auf dieselbe behauptet. Die stolzen Barone, welche einst sich als Gleiche der Könige geltend machten, waren zu gefälligen Höflingen herabgesunken, seit sie, statt ihrer alten Schlachtschwerter, zierliche Galanteriedegen an der Seite führten. In der That bestand daher zwischen Adel und Bürgerstand eigentlich kein Unterschied, außer dem zufälligen Vorzug, welchen die Meinung den Nachkommen der alten Herren beilegte, als diese längst aufgehört hatten, Herren zu seyn. *) Die Geistlichkeit endlich, die während des Mittelalters aus ihren stillen Klausen herausgetreten war, um sich versöhnend zwischen die Männer der Gewalt und die arme leidende Menschheit zu stellen, hatte — nachdem diese Aufgabe erfüllt, die Sklaverei gelöst und die Gewalt zertrümmert war — ihren Zweck verloren; denn zu ihrem wahren Beruf, der Vorbereitung auf ein seliges Leben, unab-

*) Unser Gewährsmann, den man nicht leicht revolutionärer Gesinnungen beschuldigen wird, ist der Baron Besenval: Elle avait perdu, klagt Dieser in seinen Memoiren in Bezug auf die Noblesse, non seulement son ancien splendeur, mais même jusqu'à son existence.

hängig von den Zufälligkeiten dieser irdischen Welt, zurückzukehren, wollte nur den Wenigsten behagen.

Die letzten Reste der Adelsmacht waren durch Ludwig XIV gebrochen worden; aber die königliche Gewalt hatte, indem sie alle Elemente des Feudalwesens vernichtete, keine Ahnung von der großen Veränderung, die dadurch in der Lage des ganzen Reichs bewirkt wurde. Nur sich selbst von lästigen Nebenbuhlern befreien wollte der Hof; nachdem Dieß ihm gelungen war, glaubte er aller Sorgen überhoben zu seyn. Eine geringe Anzahl von Personen, welche den Thron des Monarchen umgab, erlaubte sich jetzt dieselben Bedrückungen, die bisher ein zahlreicher kriegerischer Stand an der Spitze seiner bewaffneten Banden geübt hatte; alle Stellen der Verwaltung, die einigen Einfluß gewährten, wurden von ihnen besetzt; die öffentlichen Einkünfte, die für die Bedürfnisse des gemeinen Besten bestimmt waren, von ihrer Habsucht verschlungen, von ihrer Genußgierde verschleudert. Dieselben Menschen, die durch die ekelhafteste sittliche Entartung die allgemeine Verachtung verdienten, hielten sich in dem Taumel, der sie zu ihrem Verderben fortriß, für berechtigt, den ehrenwerthesten Mann, so bald er nicht zu ihrer Kaste gehörte, ja die ganze große Masse der Nation, gleich feigen willenlosen Sklaven, die empörendste Geringschätzung empfinden zu lassen.

Dem Hof und dem Monarchen an der Spitze desselben stand indessen an der Spitze des gemißhandelten Volks eine Macht gegenüber, die sich bei dem allmähligen Verfall des Adels den Gewalthabern unbemerkt aus dem Bürgerstand *) entwickelt hatte, und die, so bald sie sich zum Kampfe stark fühlte, die Rechte und Wünsche des Volks muthig vertheidigte. Anfangs unbedeutende Gerichtsschreiber, als bei fortschreitender Ausbildung das Richteramt immer umfassendere Kenntnisse erforderte und der Adel diese zu erwerben verschmähte, Richter, hatten die Parlamentsräthe im Verlauf der Zeit die Gewohnheit, alle Verordnungen und Beschlüsse der Regierung in ihre Akten einzutragen, in ein Recht verwandelt, auf welches sie den Anspruch begründeten, diese Beschlüsse, bevor sie dieselben als gültig eintrugen, ihrer Beurtheilung zu unterwerfen. Schon zu der Zeit Ludwigs XIV hatte das Parlament zu Paris es gewagt, gegen die unerschwinglichen Steuern, welche die Kriege dieses Fürsten erheischten, seine Stimme zu erheben; hartnäckiger Widerstand unter Ludwig XV hatte die Aufhebung des Parlaments zur Folge; aber so fest war bereits das Ansehen und die Macht desselben in der öffentlichen Meinung begründet, daß die neuen Gerichtshöfe, welche an seine Stelle gesetzt wurden, bei den Prinzen des königlichen Hauses so wenig Achtung fanden, als bei dem niedrigsten Advokaten; und einer der ersten Schritte Ludwigs XVI bei seiner Thronbesteigung war, das alte Parlament zurückzurufen, und seine so lange bestrittenen Rechte stillschweigend anzuerkennen.

Von diesem Augenblicke an, da einer dem Bürgerstand angehörigen *) Korporation das Recht zugestanden wurde, die Verordnungen der Regierung zu kontroliren, hatte die unumschränkte Gewalt und die Willkühr des Hofs in Frankreich ihr Ende erreicht. Das Einzige, was jetzt noch zu thun blieb, um statt der verjährten Mißbräuche des ancien régime eine regelmäßige Verwaltung einzuführen, an welcher, statt einer geringen Anzahl von Höflingen, durch die Repräsentanten ihrer Einsichten und ihrer Bildung die ganze Nation Theil nahm, war, die Rechte des Parlaments und die Formen, in denen dieselben ausgeübt werden sollten, genauer zu bestimmen und gegen neue Angriffe sicher zu stellen.

Wenn man überhaupt die Möglichkeit annehmen will, daß ein historisches Ereigniß auf irgend eine Weise hätte abgewendet werden können: so stehen wir nicht an, zu behaupten, daß Dieß der einzige Weg war, auf welchem die französische Revolution vermieden werden konnte. Ohne Zuthun und wider den Willen der Regierung hatte sich neben derselben eine selbstständige Behörde gebildet, welche, aus dem Volk hervorgegangen, die Rechte des Volks gegen die Ansprüche eines unersättlichen Hofs vertrat. Das Vorhandenseyn dieser Behörde leugnen war offenbare Thorheit; jeder neue Versuch, sie zu bekämpfen, diente nur dazu, ihre Macht zu vermehren und zu befestigen, indem er sie zwang, zu der Quelle ihre Zuflucht zu nehmen, der sie ihren Ursprung verdankte, der unthätigen, schlummernden, jedoch allmälig erwachenden Volksgewalt. Als diese organisirt war, mußte freilich das Parlament, welches nur die Stelle derselben vertrat, verschwinden; aber mit ihm verschwanden auch die Herrschaft des Hofs, die Vorrechte des Adels, welche der Hof größtentheils sich angeeignet, und Alles, was in der Verfassung des Reichs sich von dem alten Feudalwesen noch erhalten hatte.

(Schluß folgt.)

*) Duclos in seinen Mémoires secrets sagt ausdrücklich: La Noblesse range le Parlement dans l'ordre du Tiers-Etat.

Die Barrikaden von Paris.

Von Dr. Hermes.

II. Der 28 Juli.

(Fortsetzung.)

Alle. Es lebe die Charte! Es lebe die Freiheit! (Eine Abtheilung der königlichen Garde rückt im Sturmschritte gegen die Barrikaden vor, ein Oberster an ihrer Spitze.)

Der Obrist. Tapfer, meine Soldaten, Feuer gegen die Rebellen, und wenn wir zweimalhunderttausend solcher Rebellen hätten, würde ich sie alle niederhauen.

Ein Arbeiter (mit einer schwarzen Fahne in der Hand zu seinen Kameraden). Wie! sollen wir uns hier wie Schafe schlachten lassen? Vorwärts, daß sie uns wenigstens nicht ungestraft hinmorden!

Viele Stimmen. Vorwärts, vorwärts!

Robert. Ruhe, meine Kinder, Ruhe! Daß Keiner aus den Barrikaden hervortritt! Ihr da, dort auf den Balkon hinauf, und ihr Andern auf die Dächer! Werft ihnen unsere Häuser an den Kopf, wenn sie sie haben wollen. Wir, meine Freunde, wir wollen ihnen hier an den Barrikaden die Zähne weisen.

Der Arbeiter (mit der Fahne). Meine Freunde, ich werde Euch zeigen, wie man stirbt. (Er steigt auf die Barrikade und pflanzt die Fahne auf derselben auf, fällt aber in diesem Augenblick, von hundert Kugeln durchbohrt.)

Gustav (zu einer Frau). Geht hier aus dem Weg, Mutter! Ist das ein Platz für Weiber?

Die Mutter. Es war mein Sohn, der hier eben gefallen ist!

Gustav. Ah, wenn dieser brave Mann Euer Sohn ist, dann ist es etwas Anderes. Ihr seyd eine Heldenmutter! (Man bringt den Leichnam des Gefallenen zu seiner Mutter, die ihn weinend umarmt.)

Die Mutter. Mein armer Sohn! indem ich Dich verliere, verliere ich mein Alles. Ich weiß nicht, wovon ich morgen leben soll; aber ich bin glücklich, denn Du bist für das Vaterland gestorben.

Der Obrist (vor der Barrikade). Vorwärts, Soldaten, vorwärts! (In diesem Augenblick fällt ein Hagel von Steinen und Dachziegeln von den Dächern; eine Kugel von dem Balkon trifft den Obrist.) Vorwärts, vor— ach! (Der Obrist fällt, seine Leute gerathen in Unordnung und ziehen sich zurück.)

Gustav. Ha, meine Freunde, seht, sie ziehen sich zurück; ihnen nach!

Robert. Sachte, Kinder, sachte! Wenn sie laufen, so laßt sie laufen. Wenn Ihr sie zwingt, noch einmal „Kehrt" zu machen, könnte Euch Das übel bekommen. (Großes Getümmel und Geschrei auf dem Grèveplatz in der Ferne. Aus der Nähe hört man einzelne Stimmen deutlich.) Der Platz ist unser! Das Stadthaus ist unser! Es lebe die Freiheit! Es lebe Lafayette!

Robert. Jetzt vorwärts, meine Kinder, im Sturmschritt vorwärts! Es lebe die Freiheit! Es lebe Lafayette!

Alle (indem sie über die Barriere vordringen.) Es lebe die Freiheit! Es lebe Lafayette!

Hülfsgelder der Bourbonen.

Das englische Hofjournal theilt als eine, wie es versichert, genaue Berechnung folgendes Verzeichniß der Summen mit, welche die französischen Prinzen im Jahre 1791 zur Führung des Bürgerkrieges auftrieben: Von der Kaiserin von Rußland 1,591,057, von dem Könige von Preußen 1,888,874, nachmals wieder 472,579, von dem Könige von Neapel 824,140, von dem Kaiser von Oesterreich 45,000, aus dem Erlöse von Diamanten 218,181, von Herrn von Bouillé nach seiner Rückkehr vom preußischen Hofe 560,000, von der niederländischen Geistlichkeit 450,000, von verschiedenen Anleihen 2,291,550; im Ganzen 8,120,962 Franken.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 319. 15 November 1830.

Der gegenwärtige Geist Roms.

In Italien soll gegenwärtig eine große Aufregung der Gemüther zu bemerken seyn, wie Dieß nach dem Vorgang der neuesten französischen Umwälzung nicht anders zu erwarten ist. Nachfolgende Schilderung des in Rom herrschenden Geistes möchte daher, obwohl schon vor zehn Jahren verfaßt, heute nicht uninteressant seyn; denn in Sankt Peters Stadt giebt es keine Zeit, die Unbeweglichkeit ist dort Politik und Religionssatzung.

Nach der gewöhnlichen Definition ist Rom der Pabst oder höchstens der Pabst und das heilige Kollegium; sonst Nichts. Gleichwohl trifft man nicht das ganze Rom im Vatikan; auch das Volk hat noch seine eigenthümliche Physiognomie, ja noch eine Art von Nationalität.

Pius VII regierte im Jahr 1820 in Rom; er war ein würdiger Priester und keineswegs feindlich gegen liberale Ideen gestimmt; aber er regierte niemals selbst; zur Zeit des Ausbruches der neapolitanischen Revolution leitete Kardinal Gonsalvi die Geschäfte. Die hohe Geistlichkeit bildet in Rom eine von der Andern gänzlich abgesonderte Klasse, die in ihre Privilegien so festgewachsen, in dem Willen, dieselben aufrecht zu erhalten, so einig ist, daß man auch bei näherer Betrachtung die verwundbare Seite einer solchen Macht nur schwer auffindet. Mehrere dieser dirigirenden Minister der päbstlichen Gewalt sind überdieß sehr gewandte Diplomaten; mehrere, trotz dem Joch, unter welches sie den Geist gern beugen möchten, der Bewegung der neuern Literatur und Wissenschaft keineswegs fremd.

Man kann sich leicht vorstellen, wie sich der genannte Theil des römischen Klerus beim Beginn einer so nahen und plötzlichen Krise benahm. Der flammende Vesuv, vom Satan mitten nach Rom gesetzt, hätte ihnen keinen solchen Schrecken eingejagt. Auch nahmen sie alsogleich eine drohende Stellung an: Die Polizei öffnete all ihre Argusaugen, und die Regierung ergriff, ohne provocirt zu seyn, die Offensive.

Das Diario di Roma füllte sich mit mystischen Proklamationen, worin die Carbonari auf eine geschickte Art mit den Räubern verwechselt wurden, um dadurch die freche Sekte, die es gewagt, in Neapel ihre Rednerbühne aufzuschlagen, dem Volk verhaßt zu machen, wobei man wohl berechnete, daß der Bund auf römischem Gebiet bis jetzt denn doch nur wenige Verzweigungen zu haben schien. Denn die Aufregung vom 4 Juli in Ponte-Corvo und Benevent, kleinen von den neapolitanischen Staaten umschlossenen Herrschaften, war ja doch nur ein unbedeutendes Anhängsel den Revolution von Neapel; und der Tumult in Ancarnano am darauffolgenden fünften Februar Nichts als ein gewaffneter Einbruch einiger Neapolitaner, der von dem päbstlichen Delegirten in Ascoli sogleich militärisch zurückgedrängt ward. Auch ermangelte die Regierung nicht, diesen Vorfall unter Trompetenschall bekannt machen zu lassen, als einen Beweis des guten Geists ihrer Unterthanen.

Während sich indessen die päbstliche Curie mit dergleichen Hoffnungen hinhielt, gährte der Aufstand von Nola in allen Klassen der Gesellschaft, und in mehreren derselben mit unbegreiflicher Kraft. Vor Allem muß hier die niedere Geistlichkeit genannt werden. Diese ist in Rom nach Interessen, Neigungen, ja selbst nach den Lehrsatzungen ganz und gar vom hohen Klerus geschieden. Arm, ohne Kredit, ohne Ehre, streng die finstern äußerlichen Gebote einer Religion erfüllend, welche Demuth zur Pflicht macht, während neben ihnen eine hochmüthige Oligarchie vornehmer Priester in Ueberfluß schwelgt, finden die Geistlichen nicht, wie Bürger andrer Länder, wenigstens in der Gewerbsthätigkeit, im Familienleben eine Zuflucht gegen den Despotismus. Sie beschäftigen sich bloß mit Gottesdienst, und in den langen Mußestunden, welche ihnen dieses Amt läßt, liegt Raum genug für die Sucht nach Ehrenbezeugungen,*) für Ungeduld gegen ihr Joch, Eifersucht auf die Macht, Lüsternheit nach dem Wohlleben der Prälaten. Auch darf man wohl kühnlich behaupten, daß keine Klasse der römischen Gesellschaft den Entwürfen und Hoffnungen der spanischen Radikalen geneigter seyn möchte, als die niedre Geistlichkeit. Da sind eine Menge begeisterter Katholiken, tiefer Theologen, eleganter Redner, und diese alle zugleich eifrige Republikaner, denn ihr noch neuer Enthusiasmus will nichts Geringeres, als eine Republik. Als unerschrockene Vorkämpfer einer Religionslehre, die ihnen die Losung der Freiheit auf jeder Seite vorhält, nahmen sie das Tagblatt „die neapolitanische Minerva" welches auf verstohlenem Wege nach Rom kam, mit höchstem Ju-

*) Vor jedem Mitglied des heiligen Kollegiums tritt die Wache ins Gewehr und die Trommeln schlagen den Fahnenmarsch.

bel auf. In einer Gesellschaft, deren Mitglied ich war, las ein schon ziemlich bejahrter Geistlicher dieses Journal regelmäßig vor. Er war ein Mann von sanftem Wesen und gebildetem Geist, der übrigens mit den liberalen Ideen der neapolitanischen Verfassung die Orthodoxie seiner Kirche gar wohl zu paaren wußte.

Anders der römische Adel! Ein römischer Edler ist gegen die Wechselfälle der Regierungen, gegen die Händel der Völker und Könige vollkommen gleichgültig. Ausgeschlossen von der Verwaltung durch die Eifersucht der hohen Geistlichkeit weiß er, daß ihm dieses Feld nur ein blutiger Streit wieder öffnen könnte, den zu beginnen ihm der Muth fehlt, und von welchem ihn überdieß Gewissensscrupel abhalten. Auch hat ihn die lange Gewohnheit eingeschläfert, und in seinem schönen Schlaraffenleben unter Roms herrlichem Himmel mag er sich um einen verlornen politischen Einfluß gar nicht kümmern. Der römische Adel ist reich; ihm allein gehört beinah die ganze fruchtbare Einöde, die sich von Sienna nach Perusa, von Perusa nach Rom und Terracina hinzieht. Er hat prächtige Schlösser, köstliche Tafel, reiche Livreen, glänzende Equipagen, Pferde von römischem Vollblut; und fühlt sich auch dieser große weltliche Pomp auf dem langen, ungleichen, übel gepflasterten Korso, dem einzigen Ort, wo er sich zeigen kann, ein Wenig beengt; bieten die Schlösser auch keinen Zufluchtsort für die Sonnenhitze, weil Banditen und Fieber die Stadt in ewiger Blokade halten, so verstreicht diese leere Existenz denn eben doch auch: einen Theil füllt die Siesta aus, und damit die Last der übrigen Zeit nicht zu schwer auf ihnen drücke, hat der Himmel jene Menschen mit der Fähigkeit ausgestattet, an Allem Unterhaltung finden zu können.

(Fortsetzung folgt.)

O'Connells Briefe an das irische Volk.

Vierter Brief.

(Fortsetzung.)

Ich könnte nicht müde werden, an jedem Ding und Jedermann den Werth, den unschätzbaren Werth der Selbstregierung zu zeigen; aber ich brauche nicht weit zu gehen, um einen praktischen Beleg für die unberechenbare Bedeutung dieses Werthes zu finden. Bleiben wir in Irland stehen. Irland selbst liefert uns ein vollgültiges Beispiel von dem Nutzen der Selbstregierung.

Im J. 1782 nöthigte Irland die englische Regierung zu Anerkennung seiner Unabhängigkeit; im J. 1782 erlangte Irland eine Selbstregierung. Was waren die Folgen? Friede und Segen — die raschesten und außerordentlichsten Fortschritte in Verbesserungen aller Art — Segen in jedem Kreis und in jedem Fach — Pflege und Zunahme des Handels — Ermunterung und Bereicherung des Ackerbaus — Förderung und Ausdehnung des Gewerbfleißes — Niederhaltung und Schwächung des Parteigeistes — tägliches Steigen des Reichthums und der Wohlhabenheit bei allen Klassen — Erhebung des Taglöhners zum Bauer, Aufstreben aus dem Bauernstand in den Herrenstand, aus dem Herrenstand in den Baronetsstand, aus dem Baronetsstand in die Pairie — Verwandlung des Kaufmanns in den Gutsbesitzer — Wachsen der Marktorte zu Städten — Anhäufung der Bevölkerung, und dabei das Land allenthalben voll muntern Lebens und Frohsinns wie sie dem irischen Charakter so natürlich sind. Nie hat ein Land auf Erden des Guten so Viel errungen, als Irland in den zehn ersten Jahren seiner legislativen Unabhängigkeit. Ich spreche nicht von bloß eingebildeten Dingen; ich überlasse mich keinen Entzückungen der Phantasie. Ich behaupte Etwas, was, wie Jedermann weiß, buchstäblich wahr ist, und was der frechste Lügner nicht in Abrede ziehen kann — daß der Aufschwung Irlands in Bezug auf Handel, Ackerbau und Civilisation, kurz in Bezug auf Alles, was das Leben veredelt und erheitert, während diesen ersten zehn Jahren seiner legislativen Unabhängigkeit und durch sie so unermeßlich war, daß nie ein Land oder ein Zeitalter sich einer ähnlichen Erscheinung rühmen mochte.

Welch ein Reiz für mich und für uns Alle liegt in dem Unternehmen, Irland noch einmal eine solche Gelegenheit zur Wohlfahrt zu geben. Laßt uns überdieß bedenken, daß damals ein Umstand Statt hatte, welcher die volle Entwicklung der Nationalregierung verhinderte, daß nämlich das Parlament nur einen Theil des Volks repräsentirte, daß es mehr als das Parlament einer Faktion denn der ganzen Nation betrachtet werden mußte. Eben so laßt uns bedenken, daß man außer den zerfallenen Burgflecken, die jetzt noch vorhanden, noch mehr als fünfzig andere zählte. Aber laßt uns dabei auch nicht übersehen, wie die Nationalunabhängigkeit so mächtig alle Springfedern der Nationalkraft in Bewegung setzt, daß — trotz jenen rückwirkenden Ursachen — Reichthum, Gewerbfleiß, Wohlhabenheit und Glück mit so erstaunenswürdiger, fast wunderbarer Geschwindigkeit gediehen — aus keinem andern Grunde, als weil Irland meist von Iren regiert wurde, die ein persönliches Interesse an das Wohl des Landes knüpfte. Bedenkt man Dieß, so darf man sicherlich erwarten, daß mehr, unendlich mehr Gutes gestiftet wird und gestiftet werden muß durch eine irische Gesetzgebung, wie wir sie haben werden, wenn es uns gelingt, wie ich zuversichtlich hoffe, die Union abzuschaffen und ein irisches Parlament zu bekommen, aus dem alle jene Afterdeputirten ausgemerzt sind (denn kein einziger dieser Burgflecken kann oder darf übrig bleiben) und das identisch ist, wie ein Parlament seyn soll, mit dem gesammten Volk der großen und freien irischen Nation. Ueberlegen wir nun, wie viel menschlichem Elend durch diese Veränderung ein Ziel gesteckt, wie viel menschlichem Glück und Wohl Vorschub geleistet werden wird, so spreche ich es offen aus, daß Keiner ein redlicher, Keiner ein tugendhafter Mann ist, Keiner einen Funken von menschlichem Erbarmen besitzt, der sich nicht herzlich anschließt, der nicht mit Herz und Hand zur Abschaffung der Union mitwirkt. An diesem charakteristischen Merkzeichen erkenne man jeden ächten Patrioten, d. h. an seinen Anstrengungen durch Abschaffung der Union seinem Vaterland Freiheit und Nationalunabhängigkeit zu erringen.

Das zweite große Uebel der Union liegt in dem widersinnig ungerechten Mißverhältniß zwischen der Zahl der irischen und der englischen Parlamentsglieder. England hat in dem Hause der

Gemeinen 513 Mitglieder. Die Bevölkerung von England und Wales überſteigt aber die von Ireland nicht um die Hälfte; aber wir wollen, um alle Streiterei zu vermeiden, ſogar das Uebertriebene zugeben, daß ſie doppelt ſo ſtark als die von Ireland ſey. Gut; Was folgt dann? Daß, wenn man nur den geringſten Begriff davon hätte, mit Ireland ein ehrliches Spiel zu treiben, wir wenigſtens 265 Mitglieder in dem vereinigten Parlament haben müßten. Allein Jedermann weiß, daß Ireland nur 100 darin hat; was nicht annähernder Weiſe auch nur die Hälfte der Zahl ausmacht, die wir bei der ungünſtigſten Berechnung anſprechen könnten. Dieſe Ungleichheit, dieſe böswillige Ungleichheit iſt ſo augenfällig, daß ich Zeit und Papier nicht verſchwenden will, um mich über ihren verderblichen Zweck weiter auszubreiten. Auch will ich meine Leſer nicht mit einer Abhandlung über die gänzliche Unbekümmertheit langweilen, womit das britiſche Haus der Gemeinen die iriſche Angelegenheiten zu behandeln pflegt. Jenes Mißverhältniß erſcheint noch ungereimter, wenn wir uns erinnern, daß außer den 513 engliſchen noch 45 ſchottiſche Mitglieder vorhanden ſind, welche wie weltkundig iſt, ſich jeder Zeit als den bei Weitem ſpeichelleckriſcheſten und ſerwilſten Theil des Hauſes erwieſen haben. Ja Schottland hat überhaupt gar keine Repräſentation. Sie ſind zufrieden geweſen — die weiſen Leute — mit einer Fiktion von Stimmrecht, ſie bedanken ſich — die klugen Leute — für die Staatsdiebſtähle, womit die Stellenjäger ſich und ihre Brut füttern. Schottland iſt dasjenige Land, an dem durch Lobhudeley die Welt ſich am Meiſten verſündigt hat. Seine Geſchichte iſt wenig Mehr als eine Variation über politiſches, religiöſes und moraliſches Verbrechen. In den furchtbaren Fehden der Feudalzeit waren die Schotten die roheſten; ſie waren die Raufbolde der Reformation und waren und ſind bis auf die heutige Stunde die Hauptbanditen in dem verleumderiſchen Reich der Literatur. Fern ſey indeſſen von mir der Gedanke ganz Schottland und alle Schotten in Eine Anklage zuſammen zu werfen. Ich weiß, dieſes Land hat einige der Zierden menſchlicher Natur hervorgebracht — Männer von erprobter Vaterlandsliebe Wiſſenſchaft und Frömmigkeit. Auch fangen ſie an, ſich zu erheben für die Sache der Volksvertretung und der Reform unter dem volksthümlichen Banner des verdienſtvollen und vortrefflichen Mannes Joſeph Hume, aber ich ſah mich zu dieſer allgemeinen Rüge veranlaßt durch die ſchamloſe Art, mit welcher die ſchottiſchen Mitglieder bis jetzt ihre Stimme und ihr Gewiſſen der Schatzbank in Verwahrung gegeben haben. Die ſchimpflichſten Votanten, einige nicht minder ſchlechte iriſche Söldlinge ausgenommen, waren in der letzten Sitzung Schotten. Ich kann demnach mit Fug und Recht die Schotten zu den Engländern und gegen die Iren zählen; ſomit kommen 558 Vertreter des engliſchen Intereſſes heraus, ſo daß, um nur den Schein zu retten, die Union Ireland zum Mindeſten 279 Mitglieder, ſtatt des dritten Theils dieſer Zahl, hätte bewilligen müſſen. Dieſe Ungerechtigkeit iſt aber um ſo ſchreiender, als ich bei dieſer Berechn n ur vorausſetzte, England ſey zweimal ſo volkreich als Ireland . ährend es in Wirklichkeit nur um ein Drittheil bevölkerter iſt. Hier laſſe ich die Sachen beruhen, und begnüge mich dargethan zu haben, wie bei Einführung der neuen Legislatur das ganze Verfahren gegen Ireland Nichts war, als ein Akt ſchmählicher Geringſchätzung, ſo ungerecht, als je einer verübt worden iſt.

(Schluß folgt.)

Die Barrikaden von Paris.

Von Dr. Hermes.

II. Der 28 Juli.

5. Der Boulevard Montmartre. Es iſt Nacht.

(Man ſchlägt die Bäume nieder, reißt das Pflaſter auf und errichtet alle fünfzig Schritte Barrikaden.)

Die an den Barrikaden Arbeitenden (ſingend). Ha! das iſt ein heißer Tag.

Guſtav. Das iſt Einerlei. (ſingt.)

Travaillons, travaillons, bon courage!
Faut avoir du coeur à l'ouvrage!

Es iſt aber doch wunderlich mit dieſen Barrikaden; Wer mag zuerſt die Idee gehabt haben?

Sein Nachbar. Unter der Regierung Heinrichs III, eines Fürſten, der eben ſo ſchwach als bigott war —

Guſtav (lachend). Wie Karl X.

Der Nachbar. Ja, von der Art. Aber wo war ich geblieben? — Ja, ich ſagte — Richtig! Alſo unter der Regierung Heinrichs III verbarrikadirte ſich das Volk von Paris, um ſich zu empören.

Guſtav. Und wir verbarrikadiren uns, weil ſich der König empört hat.

Der Nachbar. Ganz richtig; dieß iſt der Unterſchied. Auch halfen damals die Barrikaden zu Nichts, und uns bringen ſie die Freiheit.

Guſtav. Nun, die Barrikaden ſind es wohl gerade nicht.

Der Nachbar. Ganz richtig; Das iſt es ja, was ich ſage. Aber indem ſie auf jedem Schritt den Marſch der Truppen aufhalten, haben ſie uns ſchon einen guten Dienſt gethan.

Guſtav. Darüber werden wir nicht in Streit kommen, alter Lateiner! Ich mußte lachen wie närriſch, als ich dieſe verdammten Soldaten von einem Stein auf den andern ſpringen ſah, um ſchneller davon zu kommen, während wir ihnen in aller Ruhe unſere blauen Bohnen in den Allerwertheſten ſandten. Sie kamen mir vor wie der gute Mann, der Ulyſſes, der Vater des Telemach, wie er von einem Felſen auf den andern ſpringt, um ſein Königreich wieder zu ſehen, wo er aber niemals ankommt. Es war wirklich komiſch, und ich bleibe dabei, es giebt nichts Luſtigeres als die Barrikaden.

Ein Arbeiter (zu ſeinen Kameraden). Du gefällſt mir; Du ruhſt aus!

Der Andere. Ich kann nicht mehr auf meinen Beinen ſtehen; aber wißt Ihr Was — ich werde mich auf dieſen Stein ſetzen und unſere Bulletins ſchreiben.

Der Arbeiter. Bulletins! Was?

Guſtav. Die Idee iſt nicht übel. — Laßt ihn ſchreiben; aber Das darf unſere Arbeiten nicht aufhalten. Wenn er fertig iſt, lieſt er es uns vor. (Indem er einen Menſchen bemerkt, der eben einen Anſchlag befeſtigen will.) He! Du da! Was haſt Du da anzuſchlagen?

Der Afficheur (indem er ihm ein Exemplar hinreicht). Da leſt!

Guſtav (lieſt laut).

„Proklamation des Generals Lafayette.

„Meine theuern Mitbürger und tapfern Freunde! Das Vertrauen des Volks ruft mich noch einmal an die Spitze der öffentlichen Macht. Ich habe mit freudiger Begeiſterung die Verpflichtungen übernommen, die mir auferlegt wurden, und wie im Jahr 1789 ſehe ich mich unterſtützt durch den Beifall meiner ehrenwerthen Kollegen, die ſich heut zu Paris verſammelt haben. Ich werde hier kein Glaubensbekenntniß ablegen, meine Geſinnungen ſind bekannt. Das Benehmen des Volks von Paris in dieſen letzten Tagen hat mich, mehr als je, ſtolz gemacht, an ſeiner Spitze zu ſtehen. Die Freiheit ſoll ſiegen, oder wir werden mit einander untergehen.

„Es lebe die Freiheit! Es lebe die Nation!

Lafayette.“

Alle. Es lebe der General Lafayette!

Der junge Mann (der indessen auf seinen Knien das Bulletin geschrieben hat). Indessen ist auch mein Bulletin fertig geworden.

Gustav. So lies es uns vor!

Der junge Mann (liest).

„Erstes Bulletin der großen Armee von Paris.

„Aufgeregt durch die Ereignisse des Vorabends ist das Volk in Masse aufgestanden; auf allen Punkten wurden die Schaaren des Tyrannen angegriffen; man schlug sich auf dem Platz der Halle und des Hotel de Ville, auf der Rue Montmartre und auf den Boulevards. Der Muth der Bürger überwandt alle Hindernisse. Das Depot der Artillerie wurde genommen, und die Effekten, die darin aufbewahrt wurden, dienten dazu, die Vertheidiger der Freiheit zu bewaffnen. Die Nationalgarde wurde durch eine einmüthige Bewegung wieder hergestellt. Die Lilien und alle Zeichen der königlichen Gewalt waren in einem Augenblick verschwunden. Das brave fünfte Linienregiment vereinigte sich auf dem Boulevard Montmartre mit dem Volk, nachdem es den ganzen Tag nur in die Luft gefeuert hatte. Die Schweizer, welche vor dem Hotel de Ville kämpften, wurden zur Flucht in die Tuilerien gezwungen; die Lanciers, die sie unterstützten, nahmen ihren Rückzug nach Versailles. Die Garderegimenter zogen sich von den Boulevards durch die äußere Stadt zurück. Die Gendarmen sind vernichtet. Besonders ausgezeichnet haben sich an diesem merkwürdigen Tage —

Gustav. Nichts weiter: keine Namen: Alle haben sich ausgezeichnet.

Alphons (kommt, den Arm in einer Binde). Was sehe ich! Bist Du es, Gustav? Wir Alle hielten Dich für verloren, als Du auf der Rue Saint-Honoré von uns getrennt wurdest. Laß Dich umarmen, theurer Freund! (Drückt Gustav mit dem linken Arm an die Brust.)

Gustav. Mir ging es nicht besser. Ich glaubte die Pferde der Gendarmerie hätten Euch zu Boden getreten, und war froh, mich den braven Arbeitern anzuschließen, die sich nach der Rue Saint-Antoine zurückzogen. — Aber Du bist schlimmer weggekommen als ich, sehe ich; Du bist verwundet!

Alphons. Sprechen wir davon nicht; das Vaterland ist gerettet!

Gustav. Wir haben gesiegt; aber der Kampf ist noch nicht beendigt.

Alphons. Wenn wir heute ohne Anführer gesiegt haben; was werden wir morgen, nachdem die tapfersten Krieger sich an unsere Spitze gestellt haben! Aber was treibt Ihr hier? Die Barrikade ist fertig.

Gustav. Wir lasen eben das erste Bulletin der großen Armee.

Alphons. Ei, der Einfall ist allerliebst.

Der Verfasser des Bulletin. Aber was sagen Sie dazu, daß Ihr Freund mich abhielt, die Namen der Männer hinzuzufügen, die sich in diesem Kampf besonders ausgezeichnet haben?

Alphons. Er hat Recht. Kein Einzelner, das Volk hat sich ausgezeichnet.

Gustav. Das ist meine Meinung. Wir wollen die Züge sammeln, durch die das Volk seine Großmuth, seine Tapferkeit, seine Uneigennützigkeit bewiesen hat; aber wir wollen keine neuen Privilegien durch Privatauszeichnungen stiften.

Alphons. Da hast Du ganz Recht, mein lieber Gustav.

Gustav. Weißt Du aber auch wohl, daß ich meine besondern Ursachen habe, auf die Rolle stolz zu seyn, die wir hier gespielt haben?

Alphons. Bah! Und was für Ursachen?

Gustav. Mein Vater ist ein alter Veteran von der Sambre und Maas. Sein drittes Wort war die Revolution hier und die Revolution da. Jetzt, jetzt soll er mir davon reden, so werfe ich ihm die unsrige an den Kopf, und er soll wohl einziehen.

Alphons. Du wirst keine große Mühe haben, ihn aus dem Feld zu schlagen; denn man mag den 14 Juli*) herausstreichen, so viel man will, so wird er doch nie mehr als die Hälfte des 28.

Vermischte Nachrichten.

Die zweideutige Rolle, welche Don Juan van Halen in der belgischen Revolution gespielt hat, und worüber bis jetzt bloß Andeutungen in das Publikum gekommen sind, fordert uns, wenn wir den Charakter dieses Abenteurers würdigen wollen, zu einem Rückblick auf sein früheres Leben auf. Don Juan van Halen ward geboren im J. 1790 auf Isla de Leon bei Cadix, wo sein Vater als See-Officier diente. Der junge Juan begann seine Laufbahn in der Marine, und machte als See-Kadet die Schlacht von Trafalgar mit. Später wurde er Lieutenant, trat aber bald in den Civildienst beim Seewesen über. Beim Einzug der Franzosen in Madrid schloß er sich dem Heer von Gallizien an; durch die Uebergabe von Ferrol in französische Gefangenschaft gerathen, gab er die Sache der Unabhängigkeit auf, huldigte dem König Joseph, und nicht lange, so hatte er sich bei demselben hoch in Gunst gesetzt. Als Joseph nach Frankreich fliehen mußte, begleitete ihn van Halen, erhielt indeß den Abschied auf eine Weise, die nichts weniger als ehrenvoll war; die Ursache blieb unbekannt, und van Halen selbst behauptete, sie nicht zu wissen. Nach einem kurzen Aufenthalt in Bordeaux kehrte er, auf die Nachricht einer erlassenen Amnestie, nach Spanien zurück, und stellte sich dem Marschall Suchet in Barcelona als einen treuen Anhänger Josephs vor, während er zugleich mit der spanischen Regierung einen Briefwechsel eröffnete, über dessen Inhalt nichts Näheres verlautete. Der Marschall nahm ihn gut auf, gab ihm eine Anstellung bei seinem Stab, und schenkte ihm bis auf einen gewissen Grad sein Zutrauen, welches er dazu benutzte, falsche Befehle mit der Unterschrift des Marschalls an die Gouverneure von Lerida, Mequinenza und Monzon auszufertigen, worin denselben aufgetragen ward, ihre Plätze zu räumen und sich auf das Hauptheer zurückzuziehen. Diese Befehle (und wir müssen ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß die Sache einige Gefahr hatte) überlieferte er persönlich; die Truppen verließen die Festungen, wurden unterwegs in Hinterhalt gelockt, und sammt und sonders gefangen genommen. Nach so wichtigen Diensten konnte van Halen natürlich auf eine gute Aufnahme von Seite der Patrioten zählen; er wurde sogleich als Kapitän angestellt; doch traute man ihm nie ganz, und zwei Jahre drauf ließ ihn sein Obrist, auf einen angeblichen Befehl des Königs, verhaften und nach Marossbella führen, wo er erschossen werden sollte. Zum Glück zweifelte der Obrist an der Aechtheit dieses Befehls, und schob die Hinrichtung auf, bis er Erkundigungen aus Madrid eingezogen hatte. Es zeigte sich wirklich, daß an dem Ganzen Nichts war; abermals ein Umstand, der bis jetzt noch nicht aufgeklärt werden konnte. Don Juan van Halen, zum Obristlieutenant erhoben, wurde jetzt Freimaurer; neue Fatalitäten: unvorsichtige Aeußerungen brachten ihn in die Gefängnisse der Inquisition von Sevilla, und in der Folge von Madrid. Mit Hülfe eines Dienstmädchens des Kerkermeisters setzte er sich in Freiheit — ein so seltener Fall, daß er, mit allen romantischen Farben ausgeschmückt, ein ungeheures Aufsehen in Spanien erregte. Auf seiner Flucht begab er sich zuerst nach England, und von da nach Rußland, wo ihn der Kaiser in der kaukasischen Armee anstellte, aber beim Ausbruch der spanischen Revolution im J. 1820 wieder entließ. Van Halen kehrte nach Spanien zurück, heirathete die Schwester Quiroga's, focht unter Mina in Catalonien, und wanderte nach der Invasion des Herzogs von Angouleme nach England aus. Von England schiffte er nach New-York, wo er drei Jahre sich aufhielt und seine Memoiren schrieb. Seither wohnte er abwechselnd in England, Frankreich und Belgien, und beschäftigte sich mit Handelsspekulationen, namentlich der Fabrikation eines (wie man behauptet wesentlich) verbesserten Gebisses, wofür er in England und Frankreich ein Patent hatte; Mangel an Kapital hinderte aber die Theilhaber, ihr Geschäft ins Große zu treiben. Van Halen war nicht Erfinder, sondern bloß Theilhaber an dem Geschäft.

Aus Vandiemensland lauten die Aussichten auf den Walfischfang günstig. Diese Fischerei hatte am 8 April begonnen, und man versprach sich eine sehr bedeutende Ausfuhr Oel. In der Kolonie selbst war großer Mangel an Ackerbauern und andern Arbeitern, und man freute sich daher auf die Ankunft einiger Hundert Sträflinge aus England. Die Eingebornen fuhren fort, in Banden von 150 bis 200 herumzustreifen, und das Land zu beunruhigen; mit den Truppen vermeiden sie [illegible] Zusammentreffen, aber den Ansiedlern sind sie sehr gefährlich, und e[illegible] Niemand wagen, sich ohne Waffen oder einen treuen Hund von seiner Wohnung zu entfernen. Morden, Brennen und Rauben ist ihr Zweck. Diese Nachrichten sind vom Mai d. J. — Die Einführung der Reben hatte guten Erfolg.

*) Bekanntlich ist der vierzehnte Juli der Tag der Einnahme der Bastille.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 320. 16 November 1830.

Die Beduinen.

15. Viehzucht.

Das Kamel der syrischen Wüste ist kleiner als das anatolische, turkmanische oder kurdische; es erträgt Hitze und Durst besser, als das letztere, leidet dagegen aber sehr durch die Kälte, durch die es häufig selbst in der Wüste umkommt. Das anatolische Kamel hat einen dicken wolligen Hals, es ist stärker als das Kamel der Wüste und trägt schwerere Lasten; in den Gebirgen Anatoliens ist es von großem Nutzen, in der Wüste will es aber nicht gedeihen; der anatolische Schlag wird durch die Vermischung des arabischen Mutterkamels mit dem doppelbucklichen Dromedar der Krim hervorgebracht. Das Kamel, welches von einer arabischen Mutter und einem Turkmanen kommt, heißt Kufurd, und ist ein schwaches Thier, das keine Anstrengungen aushält. Das unvermischte turkmanische Geschlecht bringt das Dalv, oder das tolle Kamel, so genannt, wegen seiner unbändigen Natur. Ein Dromedar und ein turkmanisches Mutterkamel bringen die Zucht, welche Taous genannt wird, ein kleines, aber sehr hübsches Kamel mit zwei kleinen Buckeln, von denen die Turkmanen den einen gleich nach der Geburt abschneiden, um das Thier geschickter zum Tragen zu machen. Diese Abart hat sehr dickstehendes langes Haar am Halse, das beinahe bis an den Boden reicht. Die Dromedare, die man weder in Arabien noch Syrien sieht, werden in Anatolien bloß zur Zucht eingeführt und daher durchaus nicht als Lastthiere gebraucht; deßhalb werden auch niemals weibliche, sondern immer nur männliche Dromedare aus der Krim herüber geschafft.

Zu Anfang des zweiten Jahres werden die jungen Kamele entwöhnt. Dieß geschieht, indem man ihnen ein vier Zoll langes und scharf zugespitztes Stück Holz durch den Gaumen in die Nasenlöcher stößt, aus denen es so weit hervorragt, daß die Mutter, wenn das Kalb sich dem Euter nähert, dadurch gestoßen wird. Die Mutter wird durch den Schmerz gezwungen sich ihrem Jungen zu entziehen und dieses sich selbst überlassen waidet an den Kräutern der Wüste. Damit das Junge nicht anders als zu der festgesetzten Zeit saugen kann, werden die Zitzen der Mutter in einen Sack von Kamelhaar gehüllt, der an einem Riemen um den Leib derselben befestigt ist. Ein einjähriges Kamel heißt Howar; ein zweijähriges Meferoud oder Mechloul oder Mechlal; ein dreijähriges Hindsch. Ein vierjähriges weibliches Kamel wird Rebaa, ein männliches Dscheda genannt. In seinem vierten Jahr fängt das Kamel an sich zu begatten; nachdem es das erste Mal trächtig gewesen ist, heißt es Bekr, das zweite Mal Thana. Das Kamel erreicht ein Alter von vierzig Jahren. Die Beduinen reiten lieber auf den männlichen Kamelen, als auf den weiblichen, obwohl die letzteren die schnelleren seyn und auch den Durst länger ertragen sollen. Wenn ein männliches Kamel unruhig wird, was in der Brunstzeit zuweilen eintritt, so wird ihm eines der Nasenlöcher durchbohrt und ein Faden hindurchgezogen, der aus den Haaren eines Kamelschweifes gemacht wird; an diesem befestigt man einen Strick, mittelst dessen der Reiter das Kamel vollkommen zügeln kann. Kamele von brauner Farbe werden nicht so sehr geschätzt, als röthliche, oder lichtgraue oder röthlich graue. Wenn ein Kamel geschlachtet werden soll, so nimmt der Araber ein weibliches, welches keine Zucht hat. Bricht ein Kamel ein Bein, so wird es sogleich geschlachtet, weil man den Beinbruch für unheilbar hält. Die arabischen Kamele waiden von der dürftigen Vegetation der Wüste. Die syrischen Bauern so wie die Turkmanen geben ihren Kamelen jeden Abend eine Kugel von Gerstenteig und Wasser, die Maabouk genannt wird. Die Aenesen, so wie die Stämme der Ahl el Schemal machen nie Butter aus der Milch ihrer Kamele, sondern trinken dieselbe selbst, oder geben sie ihren Pferden zu trinken. Gegen das Ende des Frühlings wird die Wolle von den Kamelen abgenommen; selten giebt ein Kamel mehr als zwei Pfund Wolle. Das nubische Kamel, so wie das Schaf Nubiens, hat statt der Wolle kurzes Haar, wie der Hirsch; die Beduinen dieser Gegenden sind daher außer Stande sich Zelte zu verfertigen, und müssen sich statt derselben tragbarer Hütten bedienen, die aus Matten und Rohr gemacht sind. Auch in Hedschas haben die Kamele wenig Wolle, wogegen sie in Syrien und Mesopotamien mit dickem Haar bedeckt sind.

Dasjenige Land im ganzen Orient, worin die Kamelzucht am Besten gedeiht, ist Nedschid, welches deßhalb auch Om el Bel, oder die Mutter der Kamele heißt. Es versieht Syrien, Hedschas und Yemen mit Kamelen, die in diesen Ländern das Doppelte des Preises werth sind, welcher in Nedschid dafür bezahlt worden ist. Sie sind epidemischen Krankheiten viel weniger unterworfen, als andere und dieß ist der Grund, weßhalb sie von den Beduinen

so sehr vorgezogen werden, die aus den entferntesten Gegenden Arabiens nach Nedschid strömen, um hier ihre Heerden zu ergänzen. In dem gebirgigen Hedschas ist die Zahl der Kamele sehr beschränkt, weil die Fütterung selten ist. Während meines (Burkhardts) Aufenthalts in Hedschas wurde ein gutes Kamel dort auf sechzig Dollar's geschätzt; zugleich herrschte aber auch ein solcher Mangel an Futter, daß binnen drei Jahren dem Pascha von Egypten, der diese Landschaft besetzt hielt, allein dreißigtausend Kamele fielen.

(Fortsetzung folgt.)

O'Connells Briefe an das irische Volk.

Vierter Brief.

(Schluß.)

Das dritte große Uebel der Union findet sich in der ungeheuren Anhäufung der öffentlichen Schuld und in Folge derselben in der ungerechten Bedrückung Irelands durch Abgaben.

Es lautet in der That spaßhaft, wenn man das Werk der Union von dieser Seite beleuchtet. Ein ganz kurzer Ueberblick wird genügen. Im J. 1799 belief sich die irische Staatsschuld auf etwa 17 Millionen. Das J. 1800 ging uns unter Bestechung, Schöndienerei — kurz dem Unionshandel hin — jeder Zuwachs der Schuld von diesem Jahr ist eigentlich englisch. Man höre weiter. Sechzehn Jahre nach der Union lastete auf Ireland eine Schuldenmasse von nicht weniger als 134 Millionen — sie war also um 117 Millionen gestiegen. Der nächste Schritt war, daß Ireland zahlungsunfähig erklärt, und die Schatzkammern beider Länder vereinigt wurden. So hat man das von Natur fruchtbarste und reichste Land auf Gottes Erdboden eingestandner Maßen zu totaler und absoluter Zahlungsunfähigkeit gebracht — in der kurzen Zeit von sechzehn Jahren. Hier ist ein kostbares Resultat der Union — offenkundige, ausgesprochene, unzweifelhafte Zahlungsunfähigkeit.

Aber wie ward das Geld erhoben, und wofür ward es bezahlt? Es ward erhoben durch den britischen Minister, wann es ihm beliebte, und wie es ihm beliebte. Ireland selbst hat bei diesem Rennen in Schulden nicht Mehr zu thun als ein Verrückter oder ein Blödsinniger, wenn sein Wächter oder sein Vormund Geld für ihn aufnimmt. Jeder Tropf, in dem nur noch ein Funken von Vernunft glimmt, muß doch zum Mindesten der Form nach beigezogen werden, ehe man sein Vermögen mit Schulden erdrückt. Und Ireland — nein Ireland wurde nicht so viel Ehre zu Theil — kein Gedanke, daß man es je beizog, sondern mir Nichts Dir Nichts fing der Minister an, und fuhr fort Anlehen an Anlehen zu reihen, Millionen an Millionen, bis zuletzt die Hülfsquellen Irelands völlig versumpften und er sich genöthigt sah inzuhalten, als dieses Land unter der Last zusammensank.

Wiederum die Frage, wofür das Geld erhoben ward? Laßt mich statt der Antwort Euch sagen, daß hier eine Vorfrage gemacht werden muß. Ward Etwas davon erhoben aus einem Grund des Nutzens für Ireland? Nicht ein Schilling. Es ward erhoben, um den Thron der Bourbonen in Frankreich wieder herzustellen. Was ging Dieß Ireland an? Es ward erhoben, um die heilige Allianz in Stand zu setzen, für eine Sommernacht — sie wähnten für immer — die Freiheit Europa's in den Staub zu treten. Was ging Dieß Ireland an? Es ward geborgt, um England in den Stand zu setzen, durch eine merkwürdige Verrätherei Genua an den König von Sardinien zu verschenken. Was ging Dieß Ireland an? Es ward verschleudert, um das Volk von Norwegen an den König von Schweden zu überantworten. Was ging Dieß Ireland an? Es ward verpraßt in dem Unterdrückungsakt, welcher über das belgische Volk das unglückliche Schicksal verhängte, daß es der rohen, unduldsamen und ungerechten Holländer Sklave seyn sollte. Was ging Dieß Ireland an? Mit Einem Wort, nicht Ein Gegenstand, um dessen willen wir in Schulden gestürzt wurden, kann auch nur in der entferntesten Beziehung ein irischer Zweck genannt werden. Im Gegentheil die ganze Summe diente bloß zur Ausführung von Entwürfen, die mit den echten Interessen Irelands eben so in geradem Gegensatz standen, als sie unsern besten Gefühlen und Einsichten durchaus widersprachen — aber freilich Lieblingsentwürfen der Toryaristokratie von England, welche die irische Nation als eine gute Beute sich in die Hände zu spielen verstanden hatte.

Ich habe nur wenige Bemerkungen über diese Materie zu machen. Einmal ist es Thatsache, das die Union Ireland zu beglücken verhieß, uns aber den Nationalbankrutt bescherte. Zweitens ist es Thatsache, daß man Ireland versprach, es sollte nur [illegible] der gesammten Staatslasten zu tragen haben. *Nun die irische* Schuld um 117 Millionen zugenommen hat, *sollte die* englische Schuld, wenn das richtige Verhältniß *wäre beobachtet* worden, auf ungefähr 1400 Millionen gestiegen seyn. Allein die englische Schuld ließ der irischen gerne den Vortritt. So wurde dieses gräuliche Stück von Nationalgaunerei verübt ohne unser Wissen und Willen und ohne Möglichkeit vorzubeugen. Drittens ist es einleuchtend, daß nach allen Begriffen von Recht und Ehre Ireland diese 117 Millionen gar nicht schuldig ist. Sie bilden einen Theil der englischen Regierungsschuld — sie gehören von Gott und Rechtswegen der Aristokratie und Kirche von England an, von der und für deren Vortheil sie erhoben wurden und Ireland sollte nicht gehalten seyn, auch nur Einen Schilling davon zu bezahlen. Werden wir es erleben, daß diese Frage ehrlich und redlich zwischen England und Ireland entschieden wird?

Doch ich eile zum Schluß. Es ist nicht möglich in den Grenzen eines Zeitungsartikels alle Uebel der Union zusammen zu fassen. Laßt mich als ein viertes noch dieses Hauptübel hinzufügen, daß die Union die heimischen Manufakturen Irelands zu Grunde richtete, und Noth und Elend durch das Land verbreitete. Aus den vielen Beispielen irischen Zerfalls laßt mich einige herausheben. Der irische Leinwandhandel erfreute sich vor der Union unter dem väterlichen Schutz der Nationalgesetzgebung eines schönen Gedeihens. Der Werth der Ausfuhr irischer Leinwand belief sich jährlich auf mehr als drei Millionen Pf. St.; jetzt beläuft er sich auf 1600,000 Pf.; das ist eine Verminderung um [illegible]. Hätten wir keinen Grund auf Abschaffung der Union zu drängen, dieser schon allein könnte uns genug seyn. Nur ein Wort über die Geschichte des irischen Fabrikwesens. Wir hatten um die Periode

der Revolution blühende Wollenmanufakturen. Sie wurden offen und ohne Hehl zerstört, damit diese Mannfaktur für England ein Monopol würde. Oh! wie lieb müssen wir wilde Iren diese guten Engländer haben! Die Leinwandmannfaktur wurde durch Prämien aufgemuntert, so daß, wie gesagt, die jährliche Ausfuhr von diesem Artikel sich bis auf drei Millionen erhob. Die Union kam und verschlang ¾ dieses Handels. Bravo! Wir sind ein geduldig Volk, Gott sey Dank! Der Leinwandhandel bot überdieß den großen und entschiedenen Vortheil: die einzige Auslage an den Fremden war der Preis für den Flachssamen; alles Uebrige war Erzeugniß irischen Bodens und irischer Arbeit; es war eine Mannfaktur, bei der keine Gesundheit, keine Sitten Noth litten; sie beschäftigte Jung und Alt, Weiber und Männer. Da speicherte man die Menschen nicht in verpesteten Werkhäusern auf — da gab es keine unpassende Zusammengesellungen, wodurch Ausschweifungen Vorschub geschah. Nein, der Weber arbeitete zu Haus im Kreis seiner Familie — er verband die Gesundheit und den Ueberfluß des Landbauers mit dem Geschäft des Handwerkers, und Frohsinn und Fülle des Lebens segnete das Land als die Leinwandmanufaktur darin blühte. Sie ist dahin — fast ganz dahin — der elende dürre Zweig, der davon noch übrig ist, beweist nur, welche Segnungen dieses Gewerb schuf und schaffen kann, zeigt nur sein allmäliges Fortschreiten zu unvermeidlichem Untergang. Vor der Union blühte die Wollenmannfaktur in Bezug auf alle Artikel der gröbern Weberei; sie gab Tausenden in den verschiedenen Städten Irelands Arbeit und Unterhalt. In Carrick-on-Suir allein hielt sie über 7000 Personen in Thätigkeit, wo jetzt kaum fünfzig mehr sind, welche auf diesem Weg Etwas verdienen. Kurz die Union hat die Wollenmannfaktur Irelands buchstäblich vernichtet. Vor der Union war die Zuckersiederei ein gedeihliches und gewinnreiches Geschäft für Tausende. In der Stadt Dublin allein zählte man neunzehn Zuckerbäckereien — jetzt ist keine einzige mehr vorhanden. Diese Mannfaktur ist vernichtet. Vor der Union blühte die Glasmannfaktur in Ireland. Sie ist vernichtet. Vor der Union gab die Seidenmanufaktur Tausenden in Dublin Brod. Sie ist auf dem Punkt vernichtet zu werden. Vor der Union waren Buchdruckerei und Buchhandel — Hutmannfaktur — Gold- und Silberschmidarbeit — Uhrmacherkunst — und verschiedene andere Gewerbe in einem blühenden Zustand, die jetzt sammt und sonders vernichtet sind oder sich in einer nothdürftigen Existenz hinschleppen.

Aber nicht bloß auf den Mannfakturen der arbeitenden Klassen — auch auf dem Verbrauch der Luxusgenüsse liegt die Hand der Union schwer. Vor der Union war die jährliche Einfuhr von Franzwein gegen 400 Tonnen — gegenwärtig nicht mehr über 30. Die Weintrinker sind nach andern Ländern entflohen und haben Ireland in Armuth zurückgelassen.

Was soll ich bei Kleinerem verweilen, wenn ein überraschendes Faktum die Zunahme der Armuth, die Anhäufung des Elends und die furchtbare Ausdehnung, welche die Entbehrung aller Lebensgenüsse durch die Union erreicht hat, in das hellste Licht setzt? Vor der Union führte Ireland jährlich 60 Millionen Pfund Zucker ein; Was wir heutigen Tags einführen, ist nicht mehr als 34 Millionen, also fast die Hälfte Weniger; allein die Bevölkerung Irelands hat sich seit der Union verdoppelt, folglich beträgt jener Ausfall fast ¾ des Ganzen. Je aufmerksamer wir dieses Faktum erwägen, desto mehr müssen wir uns von dem Zuwachs der Noth und des Elends überzeugen. Wo giebt es einen Artikel, dessen Verbrauch so Viel zu Gesundheit und Wohlbehagen beiträgt, als der Zucker? Kein Mensch, der nicht so viel Zucker verbraucht, als er füglicher Weise kann, und zwar auf tausenderlei Art; kein Mensch, der den Zucker sich versagt, außer wenn er ihn nicht kaufen kann. Der Verbrauch des Zuckers hält mit dem Reichthum gleichen Schritt; die Abnahme des Verbrauchs ist der entschiedenste Beweis der Verarmung. Und diese Abnahme beträgt in Ireland seit der Union ¾! Können wir ein triftigeres, schlagenderes Zeugniß suchen für die Verarmung und Hülflosigkeit, worein Ireland durch die Union gerathen ist? Noch habe ich Nichts von dem Absentismus und den hundert andern Radikalgebrechen der Union gesagt. Die Uebel, welche aus dem Absentismus entspringen, würden allein einen Band füllen. Ich behalte mir Dieß und Anderes für meinen nächsten Brief vor. Ich schließe diesen Brief mit der Prophezeyung, daß, bevor drei Jahre vergehen, die Union abgeschafft seyn wird.

Frankreich und die Bourbonen.

Von Dr. Hermes.

(Schluß.)

Wie richtig das Parlament seine Stellung, wie richtig es die Bedürfnisse und die Forderungen der Nation begriff. Dieß beweist die Erklärung, die dasselbe im J. 1788, als der König, durch seinen Widerstand gezwungen, in eine Zusammenberufung der Stände gewilligt hatte, über „den gegenwärtigen Zustand des Reichs (arrêté sur la situation actuelle de la nation)“ erließ. Hier wurde für Frankreich verlangt

1. Die regelmäßige Wiederkehr der Generalstaaten oder einer durch die verschiedenen Stände gewählten Volksrepräsentation.
2. Von Seiten der Generalstaaten die Verpflichtung, keine Abgaben zu bewilligen, die nicht in Bezug auf die Betragssumme, so wie die Zeit ihrer Dauer bestimmt wären.
3. Für die Generalstaaten das Recht, die Einkünfte des Staats nach ihrem Gutbefinden an die verschiedenen Zweige der Verwaltung zu vertheilen.
4. Die Unterdrückung aller Abgaben, die nur auf einzelnen Ständen lasteten, und Ersetzung derselben durch gleichmäßig vertheilte Steuern.
5. Verantwortlichkeit der Minister.
6. Die Verpflichtung für alle Gerichtshöfe, keine Steuern erheben zu lassen, die nicht von den Generalstaaten bewilligt, und kein Gesetz anzuerkennen, das nicht von denselben genehmigt worden.
7. Die individuelle Freiheit aller Bürger, indem Keiner verhaftet werden dürfte, der nicht in das öffentliche Gefängniß geführt und vor seine ordentlichen Richter gestellt würde.
8. Eine gesetzmäßige Freiheit der Presse. *)

Vergleichen wir mit diesem Beschluß des Parlaments vom J. 1788 die Deklaration von St. Ouen, die im J. 1814 Ludwig XVIII nach Frankreich zurückführte, und die konstitutionelle Charte, die er in Folge jener Deklaration verlieh; so überzeugen wir uns auf den ersten Blick, daß beinahe alle wesentlichen Artikel der letztern Nichts als Zeugnisse der Forderungen sind, die das Parlament bereits vor der Revolution für Frankreich geltend machte; nämlich

1. Die regelmäßige Wiederkehr der Deputirtenkammer oder einer durch die verschiedenen Stände gewählten Volksrepräsentation, von welcher jetzt nur der hohe Adel ausgeschieden ist, der unter dem Namen der Pairskammer eine eigene repräsentative Versammlung bildet. (Art. 15 — 53.)
2. Die Verpflichtung der Deputirtenkammer in keine Abgaben zu willigen, die nicht in Bezug auf die Betragssumme und die Zeit ihrer Dauer bestimmt sind. (Art. 47. 48. 49.)

*) S. Bertrand de Moleville, hist. de la Révolution de France. T. 1. p. 149.

3. Das Recht der Deputirtenkammer, die Einkünfte des Staats an die verschiedenen Zweige der Verwaltung zu vertheilen. (Art. 47. 48.)*)
4. Gleichmäßige Vertheilung der Abgaben ohne Unterschied der Stände. (Art. 2.)
5. Verantwortlichkeit der Minister. (Art. 55. 56.)
6. Die Verpflichtung der Gerichtshöfe, kein Gesetz anzuerkennen, das nicht von den beiden Kammern genehmigt worden ist. (Art. 18.)
7. Die individuelle Freiheit aller Bürger; keiner darf seinem ordentlichen Richter entzogen werden. (Art. 4 — 10. 62.)
8. Eine gesetzmäßige Freiheit der Presse. (Art. 8.)

Welche furchtbare Lehre für die Völker, für die Fürsten! Alle die unermeßlichen Kraftanstrengungen, die jeden Schritt der französischen Revolution bezeichneten, die Ströme von Blut, die alle Schlachtfelder von Europa tränkten, all das Elend, der Schrecken, die Verzweiflung, die so lange alle Völker und alle Stände der Gesellschaft bedrohten; dieß Alles hätte also keinen andern Zweck und keinen andern Erfolg gehabt, als Frankreich die Rechte zu sichern, die seine Bürger faktisch bereits längst in friedlicher Entwickelung erworben hatten, und nur gegen die Anmaßungen einer weder an Zahl noch Talent, ja verhältnißmäßig nicht einmal durch Reichthum bedeutenden Partei zu behaupten brauchten! Aber

„Des Königs Name ist ein Thurm der Macht."

Die Rechte, welche das Volk für sich ansprach, waren im Stillen, hinter dem Rücken seiner Herren erworben, und niemals öffentlich anerkannt worden; das alte Recht des Königthums, hinter welchem der Hof und der zu dem Hof nach seiner Unterwerfung übergetretene Adel sich verbarg, hatte die Gewohnheit und der Glaube von Jahrhunderten geheiligt; in offener Fehde demselben gegenüber zu treten, galt selbst in den Augen der Männer, die nach langem Zögern sich hiezu entschlossen, für verbrecherisch; und nur die äußerste Noth, so wie die höchste Spannung der Leidenschaft, konnte sie zu diesem letzten Schritt drängen. Daher dann aber auch, als es einmal zum Ausbruch gekommen war, die rücksichtslose Wuth, mit der Alles, was sich in den gegenüberstehenden Reihen befand, zertrümmert, vernichtet wurde; der Wahnsinn, welcher nach der Vertilgung des Feindes die Waffen wider sich selbst kehrte, und wegen geringer Meinungsverschiedenheit die theuersten Freunde mordete, und endlich, nachdem diese Anfälle der Raserei vorüber waren, die Verzagtheit, die nur durch den Riesengeist Napoleons zu dem Gefühl der Manneswürde und zu dem Stolz der Manneskraft empor gerissen wurde. Alle Stufen der Leidenschaft mußte das französische Volk durchmachen, ehe es zu dem ruhigen Bewußtseyn seiner Bedürfnisse, seiner Rechte und seiner Pflichten gelangte, in welchem die Reste der Bourbonen und der alten Hofpartei bei ihrer Rückkehr Frankreich fanden. Alles war anders geworden; nur die alten Höflinge nicht, die jetzt nach mehr als zwanzigjähriger Abwesenheit den vaterländischen Boden wieder betraten; ihr Haß, ihre Rachsucht, ihre Vorurtheile allein hatten nicht gealtert, und selbst ein so geistreicher Fürst wie Ludwig XVIII konnte sich dem Einfluß seiner verblendeten Begleiter nicht immer entziehen. Die hundert Tage waren eine Mahnung, in welcher jeder Verständige den Fingerzeig des Schicksals sah.

Die Bourbonen nicht.

Vermischte Nachrichten.

In der Sitzung des medicinisch-physikalischen Vereins zu Calcutta am 6 Februar d. J. kam der Fall eines Mannes, der von einer Schlange gebissen worden war, zur Sprache. Brigadier Wilson aus Nusserabad hatte den Fall mitgetheilt. Der Gebissene war ein Sänftenträger, der mit seinem Herrn spät in der Nacht zurückkehrte. Die Schlange wurde getödtet, und man sah, daß es eine ausgewachsene Karayt war; ihre Länge betrug etwa 2 Fuß 3 Zoll. Die Wunde befand sich etwas ober der großen Zehe. Zehn Minuten nach der Verletzung lag der Patient bereits ohnmächtig und gleich einer todtbetrunkenen Person: schwacher und unregelmäßiger Puls, gehemmtes Athmen. Durch reichliche Gaben von Ammonium in der Form von Lucienwasser, so wie von Hirschhorngeist brachte man ihn in weniger als einer Stunde wieder zu sich; doch blieb das Bein noch kalt und von sprenklichem Aussehen, und er klagte über heftige Schmerzen in der verletzten Stelle, worauf man ihn mittelst einer starken Dosis Opium in Schlaf versenkte. Es floß viel dünnes Blut aus der Wunde, und als der Mann am Morgen aufwachte, war das ganze Bein von der Hüfte abwärts ungeheuer geschwollen, doch ohne heftigen Schmerz. Zugleich floß auch dünnes Blut aus der Nase. Die Blasenpflaster, die man über die Kniee zog, verursachten garstige Geschwüre, und mehrere Wochen vergingen, ehe die lokalen Folgen beseitigt waren.

Die ungrische Krone ist von purem Golde und wiegt neun Mark sechs Unzen; die Juwelen, mit welchen sie besetzt ist, sind drei und fünfzig Saphire, fünfzig Rubinen, ein Smaragd und dreihundert und acht und dreißig Perlen. Das Stirnband der Krone ist ein Geschenk des Kaisers Michael Dukas an Geysa I, König von Ungern; der obere Theil, welcher aus zwei über einander gekrümmten Bogen besteht, rührt von Pabst Silvester her, der dem heiligen Stephan damit eine Verehrung machte. Das Scepter, welches einen in Gold gefaßten krystallenen Knopf hat, gleicht einer Keule; der Mantel des heiligen Stephans ist von Silberstoff mit Goldstickereien, und mit Abbildungen der Propheten, Apostel und Märtyrer bedeckt; er mißt vier und fünfzig Zoll in der Länge.

Auf der Nordostgrenze von Indien in Munnipur richten seit längerer Zeit die Blattern große Verheerungen an, und die Engländer nehmen deßwegen darauf Bedacht, die Vaccine einzuführen *). Nach einem Berichte vom 25 Februar erhielt das Medicinalkollegium in Calcutta von dem einheimischen Arzte, der es abgeschickt, die Nachricht, daß die Eingebornen sich ohne Schwierigkeit impfen lassen. Wann wird ein glückliches Ungefähr auch ein Mittel gegen die Cholera entdecken? Trotz den vielen Jahren, die sie in Indien wüthet, nennen die dortigen Zeitungen bei Gelegenheit des Falls eines der angesehensten Kaufleute von Calcutta, Hrn. James Beason, der am Tage zuvor mit einer muntern Gesellschaft zu Nacht speiste, am Morgen seinen gewöhnlichen Spazierritt machte, um acht Uhr erkrankte und vor sechs Uhr Abends todt war, die Cholera immer noch eine unerforschliche, unerklärliche und unbehandelbare Krankheit (inscrutable, inexplicable and intractable disease).

Die Klage über Verschwendung des Nationalvermögens in England durch die Aristokratie wird immer lauter. Eine der am Besten bedachten Familien ist die des Herzogs von Wellington, mit ihren Vettern und Basen. Der Herzog selbst hat nach und nach nicht weniger als 700.000 Pf. St. unter dem Titel von Nationalbelohnungen bekommen. Gegenwärtig bezieht er für die verschiedenen Stellen, die er bekleidet, die Summe von 14,000 Pf.

Lord Marlborough (des Herzogs Bruder) als Rüdenmeister (master of the buck-hounds)	3,000 —
Lord Cowley (des Herzogs Bruder)	12.000 —
Marquis Wellesley (des Herzogs Bruder)	4,000 —
Eine Pension bei der Schatzkammer von Irland, mit Vorbehalt für seinen unehelichen Sohn, der sie jetzt genießt	1,200 —
Der hochwürdige Herald Wellesley (des Herzogs Bruder) von der Kirche	7,000 —
Lady Mornington (des Herzogs Muhme) Pension	1,000 —
Lady Anne Smith (des Herzogs Schwester) Pension	800 —
Ihr Gatte Hr. Smith	1,200 —
Lord Burghers (Neffe)	4,000 —
Sir Charles Bagot (Neffe)	12,000 —
Lord Fitzroy Somerset (Neffe)	2,000 —
Zusammen	62,200 Pf.

Lord Bathurst's Gehalt beträgt 15,000 Pf., Lord Melville's 5,000 Pf., wozu aber noch eine Sinecure von 4,000 Pf. und freie Wohnung im Admiralitätspalaste kommt. Selbst die berühmte Abenteuerin Lady Esther Stanhope genießt eine jährliche Pension von 1200 Pf., weil sie in der Türkei Mannskleider trägt, wie ein Türke lebt, wie ein Türke spricht und Mohammed für den größten Propheten erklärt!

*) Folgt aus dem Recht der Abgabenbewilligung; s. A. Mahul, *Tableau de la Constitution Politique de la monarchie Française selon la Charte*; p. 411 ff.

*) Nach Nachrichten vom 17 März war die Blatterseuche auch unter den Europäern in Bombay ausgebrochen und hatte viele Opfer weggerafft, worunter Manche, die geimpft waren.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

(Hierzu eine Beilage.)

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 321. 17 November 1830.

Der gegenwärtige Geist Roms.

(Fortsetzung)

Der Wiederhall der neapolitanischen Revolution füllte die Säle des römischen Adels, ohne sie in Bewegung zu setzen. Noch seh ich bei der Nachricht von der schnellen Verbreitung des Aufstandes, welchem eben so schnell durch das fern hertönende Gemurmel von österreichischer Intervention ein Gegengewicht gehalten wurde, Verachtung und stolzes Mitleid sich auf jenen vornehmen Gesichtern abspiegeln. Mehr Witzworte über diese Angelegenheit als irgend sonst wo, mehr selbst als in den gewähltesten Zirkeln der Vorstadt Saint-Germain, vernahm man in Rom; und die ephemere Revolution sah sich zugleich Baron Frimonts Degen und Pasquins Tercetten überliefert. Doch erklärte sich letzterer nicht sogleich gegen sie; als Organ des Volkes war er Anfangs vielmehr für die Neapolitaner. Die niedre römische Volksklasse befindet sich in einem höchst elenden Zustand; allein obwohl von Anklagen niedergedrückt; ohne alle Unterstützung der Regierung, die keinen Finger für dasselbe rührt; bewegungslos und unbeschäftigt in der großen Stadt, wo der Handel dürftig, die Gewerbsamkeit noch gar nicht geboren ist, wo riesenhafte Kapitalien im Kasten schlafen, und der Luxus, in welchem einige Familien leben, bloß die Handelshäuser in Livorno und Marseille bereichert; obwohl endlich von den Fiebern, welche über ein Drittel des Jahrs hindurch anhalten, verzehrt, steht dieses Volk dennoch in Bezug auf seinen Charakter keineswegs so tief, als in Bezug auf seinen Wohlstand. Die päbstliche Armee wird zum Theil aus dieser Klasse rekrutirt, und nirgends in Italien wird man besser geübte, menschlichere und bravere Truppen finden. Man weiß wie sie sich unter den französischen Fahnen ausgewiesen haben: lebendig und unternehmend, gleichgiltig gegen die Leiden ihres häuslichen Lebens, welches die Entbehrungen und Mühsale des Kriegs ihnen fortdauernd auferlegt. Auch außer dem Heere drängt sich die allgemeine Nationalphysiognomie sogleich auf: eine geschwächte, obwohl immer noch auffallende Aehnlichkeit mit einem Titanengeschlecht, eine Mischung von moralischer Größe mit wilder Leidenschaft, von Nationalstolz mit duldender Knechterei, feinem Spott *) und großem Aberglauben, Gravität und närrischem Enthusiasmus. Noch heute muß das Volk seine Spiele im Cirkus und auf der Bühne, religiöse Festzüge, den Anblick der Pracht seiner Großen haben. Die Schaulust ist hier nicht bloß eine lächerliche Sucht, eine Maulafferei, wie hie und da in Paris, sondern eine Leidenschaft im eigentlichen Sinn, die einzige, deren Nichtbefriedigung gefährliche Folgen hätte. Bei einer Theurung wird die Regierung weniger Gefahr laufen, wenn die Bäcker, als wenn die Marionetten des Palazzo Fiano feiern. *) Und so scheint sich denn das römische Volk allenthalben Wenig aus seinem Elend zu machen; man möchte sagen, es werde durch das Gefühl jener echt römischen Würde, die sich in seinem Thun und Treiben ausspricht, über das Unglück emporgehoben: wie man Lumpen auf edle Art trägt, wie Bettler Einem mit stolzer Trauer die Hand drücken; wie dichterische Bilder, erhabene Ausdrücke aus einem Mund hervorgehen, von welchem man nur Flehen um Erbarmung erwarten sollte — Das habe ich in Rom gesehen. Uebrigens ist diese ruhige Resignation ein bezeichnendes Merkmal aller südlichen Völkerschaften. Mit Unrecht klagt man einen Menschen der Schlaffheit, der Faulheit an, dessen Energie unter dem Joch schlechter Staatseinrichtungen gebrochen wird, den Alles in dem engen Kreis bürgerlichen Unvermögens und häuslicher Noth zurückhält. Man nimmt für Trägheit, was bloß eine Thatlosigkeit — hervorgerufen durch seltene, oder wohl gänzlich mangelnde Gelegenheit zur Arbeit ist.

Man wundere sich also nicht, wenn die Bewegungen in Neapel in den unteren Klassen des römischen Volkes ihren Wiederhall

---

*) Man erinnert sich z. B. jenes Witzwortes des römischen Volks über die prächtige Kirche del Gesu, dem Hauptversammlungsort der Jesuiten, in deren Nähe, wegen der Höhe ihres Standpunktes und der eigenen Richtung der Straßen, fast immer ein Wind geht: „der Teufel und der Wind gingen einmal mit einander in Rom spazieren. Als sie zu der Kirche del Gesu gelangten, sagte der Teufel zu dem Wind: Ich habe da drin Was zu thun, warte auf mich, bis ich wieder herauskomme. Der Wind wartet immer noch.“

*) Nach der Restauration Pius VII im Jahr 1814 hatte das niedre Volk den Plan, sämmtliche bei der bisherigen französischen Regierung Angestellten todt zu schlagen. Menschenfreundliche Männer waren gewandt genug, seine Aufmerksamkeit durch allerhand prunkhafte Feierlichkeiten zu Ehren der Wiederherstellung des päbstlichen Stuhls abzulenken. Drei bis vierhundert Personen verdanken dieser edelmüthigen Dazwischenkunft ihr Leben.

fanden; aber da dasselbe keineswegs geschwätzig ist, so compromittirte es sich nicht; bloß Pasquin befand sich mit Manifesten, worüber man sich jedoch auf Monte-Cavallo wenig kümmerte, und wirklich ist auch das Volk in Rom nicht zu fürchten. Wohl wäre ihm etwas Wohlstand und Freiheit recht; aber es liebt auch den Pabst; es ist der Unterwürfigkeit von Alters her gewohnt — sein Gehorsam eine Art Tradition, die es nicht beflügeln mag; und käme es ja zum Haß, und vom Haß zum Aufstand, so würde die Besatzung der Engelsburg hinreichen es im Respekt zu erhalten. Auch hält die Regierung weit mehr die Mittelklasse, als das niedere Volk in beengendem Zaume, denn dieses hat nur seine Stunden des Zorns, der Bürgerstand hingegen ist von vorne an feindlich gesinnt; das Volk erregt eine Meuterei und wird fast im Augenblick wieder ruhig; die Mittelklasse verschwört sich.

Unter diesem Theile der Gesellschaft waren denn auch damals wie noch heute bedenkliche Theorien verbreitet, aus französischem Einfluß schon während der Revolution entsprungen, entwickelt durch die Einverleibung mit Frankreich und nachher durch den Anblick der französischen Freiheit fort erhalten. Zu dieser Mittelklasse gehören die Magistrate, die Advokaten, die Fakultäten, ein Theil der niedern Verwaltung, die Studenten, die Künstler, der Handelstand. Jedoch darf man diese Alle zusammen nicht zu hoch anschlagen. Der kärgliche und prekäre Handel wirft ein sehr geringes Gewicht in die Schale; und auf welchen Kredit bei der Menge kann ein Richter ohne Unabhängigkeit, ein Beamter ohne bestimmten Verwaltungskreis, ein Advokat ohne öffentliche Gerichtsbarkeit, ein Professor ohne Lehrfreiheit, ein Künstler, der trotz dem begeisternden Boden, auf welchem er geboren ward, nicht im Stand ist, gegen die Nebenbuhler des Auslandes den Sieg davon zu tragen — auf welches Ansehen können alle Diese hoffen? Gleichwohl ist nur die Mittelklasse die wirklich aufgeklärte. Mit der ersten Nachricht von der Revolution in Neapel bildete sie ihre Klubs und politische Konventikel, und es entstand die furchtbare und andauernde Verschwörung des Carbonarismus gegen den Pabst. Die Vendita's gingen einem großen Theil noch aus ihrem Schoß hervor. Die wichtigsten Fragen wurden hier mit jener lebendigen Beredsamkeit abgehandelt, zu welchen die Tribüne in Neapel das Vorbild gab; hier in Nacht und Geheimniß entfalteten sich hohe Talente; mehr als Ein kühner Anhänger des Bundes weihte sich dem großen Werk der Befreiung durch edel gehaltene, grausam gebüßte Eide. — Eines Abends war ich im Salon einer jungen Dame, die Verse machte. Sie sollte uns eine Ode auf die neapolitanische Schaar vorlesen, die geschworen hatte zu sterben, wie die Dreihundert des Leonidas, aber späterhin leider keine Thermopylen fand. Es bildete sich ein Gespräch, ein junger römischer Advokat nahm das Wort, und ergoß sich über die Ereignisse des Tages mit solchem Feuer, so edlem pathetischem Geberdenspiel, einer so wahrhaften Begeisterung, daß er über eine Stunde lang nicht unterbrochen ward; ja über seiner Prosa vergaß man sogar Signoras Verse. Wenige Tage nachher hatte er Rom verlassen; er nahm die Muskete und reihte sich unter die neapolitanischen Milizen. Aber diese Legionen kamen nicht auf's Schlachtfeld; so kehrte er nach dem Einzug der Oesterreicher in sein Vaterland zurück, wurde wie ein wildes Thier von der Polizei aufgegriffen und nach den Klippen Siciliens verbannt, wo er, so viel ich weiß, Hungers starb.

(Fortsetzung folgt.)

Die Beduinen.

15. Viehzucht.

(Fortsetzung.)

Die Turkmanen und Kurden von Anatolien kaufen jährlich acht bis zehn tausend Kamele in der syrischen Wüste, die größtentheils von Viehhändlern aus dem Nedschid gebracht werden. Sie bedienen sich derselben, um die turkmanische Zucht der Maya fortzupflanzen.

Die gewöhnliche Last eines arabischen Kameles ist auf einer kürzeren Reise zwischen vier und fünfhundert, auf einer längeren zwischen drei und vierhundert Pfund. Die Kamele, welche in den Jahren 1814 und 1815 zwischen Dschidda und Tayf dazu verwandt wurden, den Truppen Mohammed Aly's ihren Proviant zuzuführen, hatten Lasten, die nicht schwerer waren, als 250 Pfund. Ein wohl gefüttertes und getränktes egyptisches Kamel kommt sonst an Kraft dem anatolischen gleich; der größte Schlag der Kamele von Cairo trägt drei Ballen Kaffee oder fünfzehn Centner von der Stadt bis an das Wasser, d. h. ungefähr drei engl. Meilen weit. Von Cairo bis Sues tragen dieselben Kamele zehn Centner, und die Entfernung zwischen diesen beiden Plätzen beträgt drei Tagreisen. Je länger die Reise ist und je weniger Brunnen unter Weges gefunden werden, um so leichter ist die Ladung. Die Darfurkamele sind ausgezeichnet durch ihre Größe und die Kraft, mit der sie unter den schwersten Lasten außerordentliche Anstrengungen aushalten. In dieser letzteren Hinsicht übertreffen sie alle Kamele des nördlichen Afrika.

Die Fähigkeit den Durst zu ertragen ist nach den verschiedenen Racen verschieden. Das anatolische Kamel, an ein kaltes Klima und an ein Land gewöhnt, in dem man überall Wasser in Ueberfluß findet, muß jeden zweiten Tag getränkt werden; und wenn es auf einer Reise während des Sommers bis zum dritten Tage aushalten soll, erliegt es oft. Während des Winters werden die Kamele in der Breite von Syrien und in jener der nördlichen arabischen Wüste sehr selten getränkt, außer auf der Reise. Die ersten besten saftigen Kräuter feuchten während dieser Jahreszeit ihren Magen hinreichend an. Das Nedschidkamel muß im Sommer jeden vierten Abend getränkt werden; länger als vier Tage darf man auf einer Reise ein arabisches Kamel dem Durst nicht aussetzen, ohne daß man befürchten müßte, es zu verlieren. Auch ist Dieß selten nothwendig, da in ganz Arabien keine Straße ist, auf welcher die Brunnen weiter als drei und höchstens viertehalb Tagreisen von einander entfernt wären. Das egyptische Kamel ist weniger geeignet Entbehrungen zu ertragen, als irgend ein anderes. An den fruchtbaren Ufern des Nils im Ueberfluß aufgezogen, sind sie nicht daran gewöhnt, längere Reisen durch die Wüste zu machen; und auf der Pilgerfahrt nach Mekka fallen ihrer daher täglich. Kein anderes Kamel kann den Durst mit größe-

rer Ausdauer ertragen, als das von Darfur. Die Karawanen, welche aus diesem Lande nach Egypten kommen, müssen einen neun bis zehn Tagreisen weiten Weg zurücklegen, auf welchem sie ganz und gar kein Wasser finden. Nun ist es zwar wahr, daß immer viele Kamele auf dieser Straße liegen bleiben, weßhalb kein Kaufmann sich auf dieselbe wagt, ohne wenigstens zwei Reservekamele mit zu nehmen; aber die Mehrzahl kommt doch gewöhnlich wohlbehalten nach Egypten. Kein arabisches Kamel würde eine solche Reise aushalten, und noch viel weniger ein syrisches oder egyptisches. In den meisten Gegenden von Afrika sind die Kamele ausdauernder, als in Arabien.

Die Sage, daß die Araber in der äußersten Noth ihre Kamele schlachten, um im Magen derselben einen Wasservorrath zu finden, scheint zu den vielen Uebertreibungen des Orients zu gehören. Die Darfur-Karawanen werden oft durch den Wassermangel in unglaubliche Noth versetzt; aber nie nehmen sie zu diesem abenteuerlichen Mittel ihre Zuflucht. Auch habe ich, der ich oft genug Kamele schlachten sah, nie in dem Magen von einem derselben eine bedeutende Quantität Wasser gefunden, außer wenn es an demselben Tage erst getränkt worden war.

Die Reit-Kamele, welche in Egypten und Afrika Hedschein, in Arabien Deloul genannt werden, sind von den gewöhnlichen Lastthieren auf keine andere Weise verschieden, als das Reitpferd von dem Kutschenpferde. Die guten nubischen Hedschein sind so gelehrig und haben einen so angenehmen und zugleich so schnellen Trab, daß sie besser als irgend ein anderes Kamel das Pferd ersetzen. Die meisten von ihnen sind weißlich. An Schnelligkeit übertreffen sie alle anderen Kamelarten des Orients.

Der Name Dschary, d. i. ein Kamel, welches an einem Tage zehn Tagreisen weit geht, ist in Egypten und Nubien wohl bekannt; die Geschichten, welche mit demselben verbunden werden, sind indessen zu unglaublich, als daß sie einen andern Grund haben könnten, als die Phantasie der Beduinen. Das außerordentlichste Beispiel von Schnelligkeit, welches mir auf glaubhafte Weise zu Ohren kam, war das von einem Kamele, das dem Mameluken-Bey von Esne in Oberegypten gehörte, welcher dasselbe von einem Bischarim-Häuptlinge für hundert und fünfzig spanische Thaler gekauft hatte. Dieses Kamel sollte um einer Wette willen an einem Tage zwischen Sonnenaufgang und Sonnenuntergang von Esne nach Dschenne und wieder zurückgehen: eine Strecke, die im Ganzen ungefähr 125 englische Meilen betragen mag. Es kam um vier Uhr des Nachmittags in einem Dorfe, sechzehn Meilen von Esne, an, wo es von seiner Kraft verlassen wurde, nachdem es in eilf Stunden hundert und neun Meilen zurückgelegt hatte, und zweimal auf einer Fähre über den Nil passirt war, was wenigstens 20 Minuten erfordert. Ein guter englischer Traber hätte Dasselbe und vielleicht noch Mehr gethan; nur wahrscheinlich nicht in einem so warmen Klima, als Egypten. Ohne eine so übertriebene Anstrengung würde dasselbe Kamel vielleicht binnen vier und zwanzig Stunden einhundert und achtzig und selbst zweihundert Meilen gemacht haben, was nach dem langsamen Maße der Karawanenreisen freilich leicht auf zehn Tagreisen gerechnet werden könnte; so daß in dieser Beschränkung der Ruf der Dschary allerdings gerechtfertigt erschiene.

Aber lächerlich wäre es, wenn man glauben wollte, daß irgend ein Thier an einem Tage zehnmal so weit gehen könne, als der Mensch; und die Geschwindigkeit des Kamels läßt sich nicht einmal mit der eines gemeinen Pferdes vergleichen. Wenn ein Kamel zum Galopp gezwungen wird, was es nicht länger als etwa eine halbe Stunde aushält, so mag es während dieser Zeit vielleicht acht oder neun Meilen zurücklegen. Der Trab ist der Natur des Kamels nicht ganz so sehr zuwider, und es kann denselben ohne übermäßige Anstrengung mehrere Stunden hinter einander aushalten; dagegen wird aber auch das beste Hedschein im Trabe nicht über zwölf englische Meilen während einer Stunde machen.

(Fortsetzung folgt.)

Probe spanischer Naturbeschreibung.

Die Locusten oder Langosten Spaniens finden sich hauptsächlich in den unbebauten Heiden des mittäglichen Estremadura's: aber man hat daselbst wenig auf dieselben Acht, weil sie nur in mäßiger Zahl vorkommen. Sie leben von wilden Pflanzen, gehen selten ins Korn und nie in die Häuser. Die Landbewohner sehen sie unbekümmert im Felde grasen und hüpfen, versäumen die Gelegenheit, das ganze Geschlecht zu vertilgen, und führen keinen Krieg, bis es zu spät ist. Jährlich lassen diese Insekten nur geringe Nachkommenschaft zurück, weil die Zahl der Männchen diejenige der Weibchen weit übertrifft. Gäbe es unglücklicher Weise sieben Jahre lang eine gleiche Zahl beider Geschlechter, so würden sie sich dergestalt vermehren, daß das Pflanzenreich bald verzehrt wäre; Vögel und vierfüßige Thiere stürben vor Hunger, und die Menschen selbst würden den Langosten als letzte Nahrung dienen. Solches geschah in Estremadura im Jahre 1754. Die verderbliche Fruchtbarkeit dieses Jahrs in der Erzeugung von Weibchen brachte im folgenden Noth und Elend nach Portugal und der Mancha, von wo sich die Langosta nach den umliegenden Provinzen verbreitete, und in stätiger Reihe die Verwüstung nach den Königreichen Murcia, Valencia, Andalusia und Granada brachte. Bevor ich jedoch die wunderbare Fruchtbarkeit der Langosta erklären kann, muß ich ihre Begattung beschreiben. Das Männchen verbirgt in der dem Kopf entgegengesetzten Stelle einen Stachel von fünf Linien Länge, was den dritten Theil des ganzen Körpers beträgt. Die Wurzeln dieses Organes und seiner Erektionsmuskeln sind in den Eingeweiden der Langosta befestigt, wie der Stachel in den Bienen. Mit der Hitze des Hahns stürzt es auf das Weibchen. Der Kanal dieses letztern zieht sich, sobald es jenes aufgenommen, zusammen, und Beide können sich nicht mehr von einander trennen. Nicht nach Augenblicken, nach Stunden muß man die Dauer ihrer Verbündung messen. Oft fliegt das Weibchen mit dem Männchen davon, das die Flügel hängen läßt und sich an jenes anklammert, indem es dasselbe mit seinen Beinen umstrickt; häufiger aber reißt sich das Männchen durch heftiges Zerren endlich von dem Weibchen los. Es verwundet sich dabei, es zerreißt sich. Eine außerordentliche Hitze verzehrt seine Eingeweide; der Schmerz derselben weckt den Instinkt der Selbsterhaltung in ihm auf; es sucht einen Brunnen, einen See oder Bach, um sich zu kühlen, und netzt die Flügel im Wasser, die dadurch ihre Schnellkraft verlieren, so daß es nicht mehr zu fliegen vermag und gemeiniglich ertrinkt. Das Weibchen, der Liebkosungen des Männchens erledigt, bringt seine letzten Stunden damit zu, eine Wohnung in der Erde zu bauen, um darin neun Monate lang vierzig Eier gegen die Gefahren der Pflugschar, der Egge, des Regens und Frostes zu sichern. Dieses Haus ist vom höchsten Werthe für die Mutter; es handelt sich um das Leben ihres ganzen Geschlechtes; ein einziger Streich mit dem Karst würde ihre Nachkommenschaft zerstören, es wäre das Weltende für die Langosta. Dem Vater hat es das Leben gekostet, die Mutter zu befruchten; die Mutter opfert das übrige, um ihre Brut zu erhalten.

Sehr wundervoll ist die Art, wie die Langosta ihre Eier in die Erde legt: sie ist am Hintertheile ihres Leibes mit einem acht Linien langen,

runden, glatten Instrumente versehen, das an seiner Basis die Dicke einer Feder hat, und sich wie ein Spieß immer mehr nach der Spitze zu verdünnt, welche leztere eine ungemeine Härte besizt. Dieses Organ ist seiner Länge nach, wie der Zahn einer Viper, von einem Kanal durchbohrt, den man jedoch nur mit dem Vergrößerungsglase wahrnimmt. An seiner Basis findet sich eine locker sizende Blase, angefüllt mit einem bituminösen Safte, deren Oeffnung gerade in den Kanal einmündet, aus welchem der Saft zur Zeit des Eierlegens fließt. Die Bauchhaut des Insektes umhüllt die äußere Fläche der Basis des Spießes, um dessen Seitenbewegungen zu sichern; die innere Fläche aber hängt mit den beweglichen Eingewaiden des Insektes zusammen, so daß das Instrument sich wie ein Zapfen um seine Achse drehen kann. Vier unten aus dem Spieß entspringende Muskeln, die ihren Verlauf zu dem Brustschild nehmen, können durch ihre abwechselnde Kontraktion die Drehung jeden Augenblick hervorbringen. Die Räume zwischen diesen Muskeln werden durch vier elastische Membranen ausgefüllt, um dem Organ das volle Spiel eines Federgetriebes zu geben. Der wunderhafte Bau dieses Instrumentes aufmerksam studirt, könnte dem Ingenieur Gedanken zu einer Vervollkommnung des Kanonenbohrers liefern, dem Minirer zu einem bessern Erdbohrer, dem Handwerker das Muster eines Zwickbohrers bieten, um durch das Metall zu dringen u. s. f.; denn das Werkzeug der Langosta erscheint zugleich als ein Erd=, ein Zwick= und ein Windelbohrer.

So sinnreich dasselbe aber auch ist, um selbst die härteste Erde zu durchbohren, so wäre es der Arbeiterin doch von geringem Nutzen, um eine sichere Niederlage für ihre Eier herzurichten, falls nicht noch eine fernere Hülfe dazu käme. Denn hier handelt es sich nicht darum, bloß ein Loch zu machen, sondern es muß Mörtel angerührt, es muß gemauert und gebaut, oder vielmehr, es muß unter der Erde eine hohle Säule von Stuck ausgeführt werden; das Insekt muß also mit einem flüssigen Cement versehen seyn, und dieses Cement nothwendig folgende drei Eigenschaften besizen: Unauflösbarkeit im Wasser und Undurchdringlichkeit gegen den Regen, der die Jungen ersäufen würde; Unveränderlichkeit in der brennenden Sonnenhitze, weil die Säule durch das Schmelzen des Cementes zusammenstürzen würde; Widerstand gegen das Gefrieren im Winter, weil eine Verengung der Säulenwände die Eier erdrücken würde. Mit einem solchen Stoffe nun ist die Langosta im Ueberflusse versehen, nämlich durch jenen bituminösen Saft, den sie nach Bedürfniß ausspritzen kann.

Sobald die Eier vom Männchen belebt worden, sucht das Weibchen eine unbebaute Erdstelle, um dieselben vor Pflug und Karst zu schützen. Mögen Millionen Langosten über eine fruchtbare Landschaft herfallen; nicht eine einzige wird ihre Eier in ein bebautes Feld legen; sey in der ganzen Umgegend auch nur Ein Morgen wilder, harter, unbebauter Boden: sie werden alle ihre Brut dorthin bringen. Zu dieser für die Erhaltung ihres Geschlechtes so nothwendigen Ortswahl werden sie durch den Geruch bestimmt. Die Menschen haben die ganze Kraft, die Berechnung, die in diesem Sinne bei den Insekten liegt, noch nicht gehörig erwogen. Die größte Zahl ihrer Handlungen, ihrer Vorsichtsmaßregeln, ihrer Listen, die wie aus einer Reflexion hervorgehen, ist Folge ihres Geruchvermögens. So bei der Langosta. Man kann ohne Metapher sagen, daß sie die Erhaltung ihrer Jungen wittert; aber der Grund, warum sie die unbebaute Erde vorzieht, ist ihr nicht bewußt; sie hat nicht das angenehme Gefühl, welches aus der Vorstellung des Lebens entspränge, das sie ihren Eiern sichert; so wenig als die Oefen in Egypten sich darüber freuen, wenn sie zu demjenigen Grade der Wärme erhizt sind, der nöthig ist, damit die Küchlein auskriechen.

(Fortsezung folgt.)

Amerikanische Sitten.

Ein in Cincinnati herauskommendes Blatt klagt über die Neigung der Bewohner dieser Stadt, einander gegenseitig zu verlästern. „Es sind zwölf bis fünfzehn Leute hier", sagt es, „die weil sie für sich selbst Nichts zu thun wissen, sich ein Geschäft daraus machen, fremde Angelegenheiten zu beschwatzen. Geht ein Herr mit einer Dame über die Straße, so müssen sie, Jenen zufolge, einander alsbald heirathen, und die Zeit der Vermählung, Farbe und Schnitt der Kleidung, die man dabei auf dem Leib hat, der Pfarrer und was sonst noch zur Feier gehört, wird genau angegeben. Führt der Herr die Dame gar am Arm, so sind sie unausbleiblich Mann und Weib. So bekommt oft ein Einziger in Einer Woche mehr Frauen, als Salome sein Leben lang hatte. Spricht ein Herr mit einem verheiratheten Frauenzimmer, so wird nach allen Seiten hin intriktrt, um sie zu verdächtigen. Nimmt sich Eine, die keine hunderttausend Dollars im Vermögen hat, heraus, anständig gekleidet durch die Straßen zu gehen, so ruinirt sie ihre Familie, so legt sie ihre Reize auf den Fang aus, während ihre ungescheuerten Schüsseln in der Küche über einander poltern und Spinnweben jeden Winkel des Hauses füllen. Befindet sich ein Mann in einer vorübergehenden Verlegenheit — alsbald muß er sein ganzes Besitzthum vergeudet haben, hält zu Viel auf einen guten Bissen, trägt zu feines Tuch am Rock, denkt nicht an sein Geschäft. Miethet er eine Kutsche, um seinen Geschäften in der Umgegend nachzureisen, so ist er durchgegangen, und man hat alle seine Gläubiger ihm nachsetzen sehen. Miß So=und=So hat Gift genommen, weil ihr Vater sie nicht heirathen lassen wollte. Eine Andere ist mit ihrem Bedienten davon gelaufen; eine Dritte hat einen Herrn mitten in der Straße geküßt; eine Vierte mehr Schulden gemacht, als ihr Mann je bezahlen kann. Dieß sind einige von den zehn Millionen Lügen, die täglich durch unser Publikum fliegen, wo man nur einen Athemzug thut. An jeder Straßenecke kommen sie uns entgegen, auf jeder Lippe schweben sie, und fast in jedem Kopf verzehnfachen sie sich. Tag und Nacht ist der böse Geist los — alte Freunde haben sich getrennt, alte Feindschaften neues Leben gewonnen; die Gesellschaft wird bis in ihre tiefsten Wurzeln hinab verdreht und verbittert."

Vermischte Nachrichten.

Das oberste Kriminal=Tribunal des chinesischen Reichs schlug im vorigen Herbst Sr. kais. Majestät acht Tage vor, um die im ganzen Reich gefällten Todesurtheile zu unterzeichnen. Die größte Zahl, die auf einen Tag kam, war 101; an allen andern Tagen, außer dem lezten, wechselten sie zwischen 71 und 87. Der lezte Tag galt Staatsverbrechern, die vor dem Kaiser gerichtet worden waren; ihre Zahl war 6. Die Zahl sämmtlicher für den Tod bestimmter Personen belief sich auf 579.

*

Der Schooner „St. Helena" segelte am 31 März von der Insel St. Helena nach Sierra Leone und England ab. Am 6 April um 10 Uhr Morgens, unter 1° 10' Br. 9° 50' w. L., wurde der Schooner von einer Felucke, unter französischer Flagge, angehalten. Die Felucke sandte an Kapitän Harrison, und ließ seine Papiere verlangen, und während der Kapitän sich nach der Felucke begab, blieben sechs Mann von derselben an Bord des Schooners. Als Kapitän Harrison auf sein Schiff zurückkam, hatten die Fremden, die in immer größerer Anzahl und Anfangs mit verborgenen Waffen hinüber gegangen waren, sich des Schooners bemächtigt, indem sie über die Mannschaft herfielen, sie in den Schiffsraum hinabzwängten und sofort zu plündern anfingen. Das Erste, als Harrison mit Dr. Waddell, einem Reisenden, an Bord trat, war, daß man ihnen die Hände auf den Rücken band und sie ins Meer stürzte. Sieben Matrosen und vier Afrikaner theilten dieses Schicksal, und der Zimmermann, der Steward und drei Andere entgingen demselben nur dadurch, daß sie sich im Kiel versteckten. Die Piraten hatten den Schooner schon eine Stunde verlassen, als sie noch einmal zurückkehrten, die Masten abhieben und das Fahrzeug zu versenken suchten; da ihnen Dieß nicht gleich gelang, so fuhren sie rings um dasselbe herum, und feuerten drauf, bis sie mit einbrechender Dämmerung sich entfernten, und den Schooner seinem Schicksal überließen, der mit vieler Noth am 1 Mai Sierra Leone erreichte. Dieser Schooner befand sich seit sechzehn Jahren auf der Station von St. Helena, das er mit Lebensmitteln vom Kap versah. Er machte Jahr für Jahr seine fünf Touren; Kapitän Harrison, ein auf St. Helena und dem Kap sehr geachteter Mann, war auf dem Weg nach England begriffen, wo ihn eine Verlobte erwartete, in deren Armen er die Frucht sechzehnjähriger Arbeit in diesem heißen Klima zu genießen hoffte.

*

Der Bildhauer Debay hatte von Karl X den Auftrag erhalten, eine Reiterstatue Ludwigs XIV für die Stadt Versailles zu bilden. Das Pferd ist bereits fertig; statt Ludwigs XIV aber wird nun, nach Befehl des Ministeriums des Innern, General Hoche, ein geborner Versailler, auf dasselbe zu sitzen kommen. Hoche war der Sohn eines königlichen Kochs.

München, in der Literarisch=Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 322. 18 November 1830.

Die Abgötterei in Ostindien.

Eine der wichtigsten Verhandlungen, welche seit langer Zeit in dem Hause der ostindischen Kompagnie Statt fand, wo in der Regel von Nichts als von Geld und Geldeswerth die Rede ist, war der in der letzten Vierteljahrsversammlung der Eigenthümer am 22 September vorgebrachte Antrag: „in Betracht daß dem Götzendienst und den damit verbundenen sittenlosen und blutigen Gebräuchen ein direkter Vorschub geschehe, indem die Regierung von den Anbetern und Pilgern in den Tempeln zu Dschaggernat, Geia, Allahabad und anderswo für die Unterhaltung dieser religiösen Gebäude und die Besoldung der dabei angestellten Priester und Diener eine Abgabe erheben lasse, so möge die Versammlung das ehrenwerthe Kollegium der Direktoren zu Ergreifung der geeigneten Maßregeln veranlassen, damit dieser Vorwurf von einem christlichen Reiche entfernt werde.“

Es scheint, daß die angefochtene Abgabe nach Bestreitung jener Zwecke einen beträchtlichen Ueberschuß gewährt, welcher in die Statskassen fließt. In der Rede, worin Hr. John Poynder die Gründe seiner Motion entwickelte, verwahrte er sich daher zuvörderst gegen das Mißverständiß, als könnte er der Regierung Eingriffe in die Gewissensfreiheit ihrer heidnischen Unterthanen zumuthen, wodurch die öffentliche Ruhe gefährdet würde; nicht sey er gemeint, daß die Briten die Tempel zerstören sollten; aber sie sollten sie auch nicht bauen und sich in den Gewinn der Götzen theilen.

Gewiß hat der religiöse Glaube der Indier als ein Produkt des sich offenbarenden Geistes in seinen höchsten Beziehungen alle Ansprüche auf Darstellung ewiger Wahrheit und Symbolisirung heiliger Weltgeheimnisse; aber in seinen niedern Erkenntnißstufen mußte sein Mangel an den festen Begriffen eines sittlichen Bewußtseyns bei seinen sonstigen überschwinglichen Anschauungen um so gewisser zum schnöden Götzendienst führen, als überhaupt alle Religion des Volks mehr oder weniger Abgötterei ist und nur eine strenge Tugendlehre dagegen sichert. In diesem Sinn mag denn das Gemählde, welches der Kaufherr von dem religiösen Zustande der Indier entwirft, und wozu er die düstern Farben aus mehreren der Hauptschriftsteller über Indien entlehnt, immerhin treu genug seyn.

Sein erster Gewährsmann ist Mill, der bekannte Geschichtschreiber des britischen Indiens: „Es darf keineswegs befremden,“ sagt dieser, *) „wenn die Religion eines ungebildeten Volkes entgegengesetzte Eigenschaften in sich vereinigt — die härtesten Entsagungen predigt, und zugleich der schlaffesten Moral huldigt. Zwar fragt sich, wie weit die unschicklichen Dinge, welche dem hindu'schen Kultus ankleben, gerade ein Verderbniß der Sitten bedingen; allein eine Religion die ihren Andächtigen die gröbsten Bilder sinnlicher Lust vor Augen rückt und selbst die Embleme der Zeugung zum Gegenstand eines Dienstes macht, welcher dem höchsten Gott eine unermessliche Reihe von obscönen Handlungen zuschreibt, von Handlungen, die man auf den religiösen Wagen und in den Tempeln eingegraben sieht — eine Religion, welche dem Volk, den Yoni und Lingam zur Verehrung vorhält — kann unmöglich der Keuschheit sehr förderlich seyn. Eben so wenig scheint der Umstand, daß eine Anzahl Mädchen bei den Tempeln unterhalten wird, deren Geschäft in Tanz und Prostitution besteht, darauf hinzudeuten, daß Keuschheit eine Tugend sey, welche die Religion der Hindus in Schutz nehme. Ueberhaupt haben alle Europäer, die in Indien waren, sich über die Unzartheit der Hindus nicht genug verwundern können.“ Ihre Schriften und ihre Umgangssprache sind voll Vorkommenheiten, die ein europäisches Ohr unerträglich findet. Selbst in dem populären Moralwerke Hitopadesa giebt es Stellen, welche Dr. Wilkins nicht übersetzen konnte, ob er gleich bemerkt, daß eine hindu'sche Dame, bei ihrer gröberen Vorstellungsweise, sie ohne Erröthen anhören würde. Mill fügt hinzu, daß ein anderer orientalischer Gelehrter und Augenzeuge, bei Gelegenheit wo er von den Perserinnen redet, sie wie die Indierinnen als Weiber ohne Zartgefühl darstellt, deren Sprache oft ekelhaft gemein lautet.

Ein anderer Gewährsmann ist der Abbé Dubois, welcher während eines zwanzigjährigen Aufenthalts als katholischer Missionär in vertrauterem Verhältniß mit dem indischen Volk lebte, als irgend ein Europäer. Die ostindische Kompagnie selbst erkannte das Verdienst des Abbé am Besten an, indem sie sein handschriftliches Werk über Indien um 2000 Pagodas oder 800 Pf. St. käuflich an sich brachte. Das Werk erschien im J. 1825 mit Bewilligung der ostindischen Kompagnie zu Paris in einer verbesserten fran-

*) Mill's British India Vol. 1, p. 279. Ed. 4to.

zösischen Ausgabe. Darin sagt der Abbé unter Anderm: „Niemand kümmert sich darum, den Leidenschaften der Kinder Schranken zu setzen. Was sie täglich sehen, hören und lernen, zielt darauf hin, die Geschlechtslust auf einen Grad zu erhitzen, wovon man bei andern Völkern kein Beispiel hat. Künstlicher Abortus und Kindsmord sind an der Tagesordnung."

Aus den mackenzie'schen Manuskripten, welche sich in der Bibliothek der Kompagnie befinden, geht hervor, daß die Basawarraverehrer den Lingam am Leib tragen, und beständig zu ihm beten, und zwar weil ihr Prophet dieses Symbol getragen habe. Der Bramine Boria aus Madras erzählte Dieß dem Obrist Mackenzie im Vertrauen. Aehnliche Belege liefert Wards „Geschichte, Literatur und Religion der Hindu's." „Die Tempel für den Dienst des Lingam" bemerkt der Verfasser, „sind zahllos. Die größere Anzahl der steinernen Bilder sind Lingam's. Zu Benares ist einer, den sechs Männer kaum zu umfassen vermögen. *) Die tägliche Anbetung des Lingam wird in den heiligen Büchern jeder Familie zur Pflicht gemacht." **) Ward berührt auch die Unsittlichkeit der geistlichen Führer oder Guru's: „Ich weiß von einigen Guru's," sagt er, „welche die tiefe Verehrung, die man ihnen zollt, zu sehr ungebührlichem Verfahren gegen ihre weiblichen Zöglinge benützten, und von andern dieser Halbgötter, welche Verbrechen begingen, die sie am Galgen büßen mußten." (***

(Fortsetzung folgt.)

Die Beduinen.

15. Viehzucht.
(Fortsetzung.)

Außerordentliche Geschwindigkeit ist es also keineswegs, was die Kamele auszeichnet; dagegen läßt sich kein anderes Thier mit ihnen in Bezug auf die Leichtigkeit vergleichen, mit welcher sie ihren Reiter auf einer Reise von mehreren Tagen und Nächten ununterbrochen forttragen, wenn man sie ihren gewöhnlichen Schritt beibehalten läßt, der eine Art Paß ist und ungefähr fünf oder fünf und eine halbe Meile in der Stunde geht. Um die angenehme Gleichmäßigkeit dieses Schrittes zu beschreiben, sagt der Araber von einem guten Deloul: „Sein Rücken ist so sanft, daß man eine Tasse Kaffee darauf trinken kann, während man darauf reitet."

Das Erste, worauf ein Araber sieht, wenn er eine Reise antreten will, ist der Buckel seines Kamels. Wenn dieser recht fett ist, so weiß er, daß das Thier selbst mit einer dürftigen Quantität von Futter beträchtliche Anstrengungen aushalten wird; denn er glaubt, was das arabische Sprichwort sagt: „Das Kamel nährt sich auf der Reise von dem Fett seines Buckels." Sobald der Buckel schwindet, nimmt auch die Kraft des Kamels ab, bis es zuletzt der Anstrengung erliegt. Nach einer längeren Reise hat das arme Geschöpf oft seinen Buckel beinahe ganz verloren; und es bedarf drei oder vier Monate der Ruhe und reichlicher Nahrung, ihn wieder herzustellen. Wenige Tage auf der Reise ohne Futter sind hinreichend, das Kamel in ein wahres Skelet zu verwandeln. Der Buckel widersteht am Längsten, aber eben deßhalb dauert es auch am Längsten, ihn, wenn er einmal geschwunden ist, wieder zu ersetzen.

Hat das Kamel seine vollkommene Fettausbildung erreicht, so nimmt der Buckel pyramidalische Gestalt an, breitet sich über den ganzen Rücken des Thiers aus und bildet ungefähr ein Viertheil der ganzen Körpermasse desselben. So findet man sie indessen nie in den kultivirten Gegenden, wo die Kamele immer als Lastthiere gebraucht werden, sondern nur in dem Innern der Wüste bei reichen Beduinen, die ganze Heerden bloß zur Zucht halten und nur eine geringe Anzahl davon zum Arbeiten zwingen.

Das Kamel ist nicht eher, als im zwölften Jahr vollkommen ausgewachsen; und dann heißt es Ras. Es lebt, wie bereits erwähnt wurde, vierzig Jahre; aber mit dem fünf und zwanzigsten oder dreißigsten fängt es schon an abzunehmen und ist nicht mehr im Stande, große Anstrengungen zu ertragen.

Alle Kamele werden mit einem heißen Eisen bezeichnet, damit man sie, wenn sie weglaufen, oder gestohlen werden, wieder erkennen kann. Jeder Stamm, und in diesem wieder jede Familie hat ihr besonderes Zeichen.

Die Kamele der Wüste sind mancherlei Krankheiten unterworfen, von denen die gefährlichsten folgende drei sind: zuerst eine Krankheit, die sich mit Steifheit und Härte des Halses anmeldet, der sich beständig von einer Seite auf die andere wendet. Das Thier, welches von diesem Uebel befallen wird, weigert sich zu fressen und stirbt in wenigen Tagen. Die zweite Krankheit ist eine heftige Diarrhoe, die zweijährige Kamele befällt und immer tödtlich ist; die dritte eine Kolik, die dadurch veranlaßt wird, daß das Kamel sich von Kräutern nährt, die mit dem Dünger vermischt sind, welchen die Schafe und Ziegen im vergangenen Jahre zurückgelassen haben. Diese Krankheit befällt nur ganz ausgewachsene Kamele und endet in den meisten Fällen mit dem Tode. Gegenmittel kennen die Araber nicht, doch glauben sie, daß die heiligen Bücher der Juden deren enthalten, und daß diese nur aus Neid und Bosheit sie nicht mittheilen wollen.

Es ist eine allgemein verbreitete, aber irrige Meinung, daß Arabien besonders reich an Pferden sey. Die Pferdezucht ist nur auf die wenigen fruchtbaren Waidegründe beschränkt; und die Beduinen, welche Gegenden von schlechterem Boden innehaben, halten nur selten Pferde. Die meisten Pferde findet man daher bei den Stämmen, welche die im Vergleiche mit Arabien fruchtbaren Ebenen von Mesopotamien, die Ufer des Euphrat und die Flächen Syriens bewohnen. In Nedschid sind die Pferde schon bei Weitem nicht so häufig, als in den angeführten Gegenden, und sie werden um so seltener, je weiter wir nach Süden gehen. Im Hedschas, besonders in den gebirgigen Theilen dieser Landschaft, und von da gegen Yemen, sind nur wenige Pferde zu sehen, und diese wenigen werden aus dem Norden eingeführt.

Die Aenesen-Stämme an den Grenzen Syriens haben zwischen acht und zehn tausend Pferde, und einige kleinere Stämme, die in der Nähe umherschweifen, zusammen ungefähr halb so

---

*) Ward, View of the history etc. Vol. II, pag. 11.
**) Ibid. p. 26.
***) Ibid. p. 47.

viel. Dem einzigen Stamm der Montefek-Araber, in der Wüste, welche der Euphrat bespült, zwischen Bagdad und Bosra können wir wenigstens acht tausend Pferde zuschreiben; und die Stämme der Dhofyr und Benni Schammar sind verhältnißmäßig eben so reich, während die Provinzen Nedschid, Dschebel Schammar und Kasym d. i. von dem persischen Meerbusen bis Medina vielleicht nicht über zehn tausend Pferde besitzen. Unter den großen Stämmen am rothen Meere, zwischen Acaba und Mekka und südwärts bis nach Yemen, sind die Pferde sehr selten, besonders in den gebirgigen Gegenden. Häufiger sind sie in der Ebene zwischen Beische und Nedschran im Osten von Mekka, wo die Stämme Kahtan und Dowasr durch ihre Pferdezucht berühmt sind. Von Acaba oder der Nordspitze des rothen Meeres südwärts bis zu den Küsten des Oceans, unter den angesessenen Bewohnern von Hedschas und Yemen, findet man vielleicht keine fünf oder sechs tausend Pferde; und in Oman sind sie selbst noch seltener, als in Yemen. Die Gesamtzahl aller Pferde in ganz Arabien, vom Euphrat und der syrischen Grenze bis zum rothen Meere und dem indischen Ocean kann daher höchstens auf fünfzigtausend geschätzt werden, was bei Weitem weniger ist, als man auf einem ähnlichen Flächenraume in irgend einem anderen Theile Asiens oder Europa's finden würde. Die Kurden und Beduinenstämme in Mesopotamien haben allein mehr Pferde, als alle arabischen Stämme zusammengenommen.

Die schönste Race von echt arabischem Blut trifft man in Syrien, und hier wieder in dem Haran, wo man die ausgezeichnetsten Pferde aus erster Hand in den Lagern der Arabern kauft, die im Frühling diese Ebenen durchziehen. Die Pferde, die für den indischen Markt nach Bosra geführt werden, sind erst aus der zweiten Hand von arabischen Pferdehändlern gekauft. Der Beduine versteht sich nicht leicht dazu, ein gutes Pferd auf einen entfernten Markt zu schicken, ohne daß er die Gewißheit hat, es zu verkaufen. Die besten Racen finden daher selten ihren Weg nach Bosra; im Allgemeinen kann man behaupten, daß nur Dem Pferde von erstem Range zu Gebote stehen, der sich die Mühe nimmt, sie aus der ersten Hand aufzukaufen. Der Punkt, von wo aus Dieß am Leichtesten geschehen kann, ist Damascus, und eine europäische Macht, die zu der Verbesserung ihrer Pferdezucht sich echte Araber verschaffen will, müßte daher hier eine Handelsniederlassung für den Pferdekauf gründen. Ich bin der Meinung, daß bisher selbst nach England nur wenige echte Araber von guter Race und noch viel weniger von der besten gekommen sind, und daß man statt derselben meist Berbern, Egyptier oder auch schlechtere Syrer eingeführt hat.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte der Censur.

Explication de l'énigme de la révolution européenne etc.

(Fortsetzung.)

„Die Hauptzüge unsers historischen Romans lassen sich in Folgendem zusammenfassen:

„„Die Jesuiten, im J. 1762 aus Frankreich verbannt, hörten nicht auf, für ihre Wiederherstellung sich zu verschwören. Die Kunst, mit der sie die Erziehung der Kinder von Frankreich in ihre Hände zu bekommen wußten, war diesem Vorhaben sehr förderlich. Auf ihre Veranstaltung wurde der Herzog de la Vauguyon, ein Jesuit im Frack (de robe courte), der aber durch seine Bigotterie und Sittenlosigkeit Oberster der Jesuiten zu seyn verdiente (Th. 1, S. 28) zum Prinzengouverneur bestellt; der Bischof von Limoges, ein Jesuit, fein genug, um es nicht zu scheinen, zum Lehrer; und der Abbé Radonvillers, ein Jesuit und der größte Fanatiker, den es seit den Konvulsionären gegeben (S. 29), zum Unterlehrer. Den Erziehern konnten die verschiedenen Charaktere ihrer Zöglinge nicht entgehen, und so bestimmten sie den Grafen der Provence zum Haupt der Revolution, welche der Orden bereits vorbereitete, damit sie ihm zu seiner Wiederherstellung behülflich seyn sollte. Den Dauphin, dessen argloses Gemüth sich sehr zur Leichtgläubigkeit hinneigte, erzogen sie im blinden Vertrauen zu seinem Bruder, in unbedingter Ergebenheit gegen seine Rathschläge, und Diesen bildeten sie zum vollendeten Heuchler, indem sie ihn alle Aeußerlichkeiten der Religion streng beobachten lehrten, dabei ihm aber immer die Maxime Cäsars einschärften: Alle Verbrechen sind erlaubt, um zum Throne zu gelangen, und den jesuitischen Grundsatz: Mag Alles zu Grunde gehen, wenn ich nur herrsche (S. 30 ff.). Bei der Thronbesteigung Ludwigs XVI war Monsieurs erste Sorge, ihn mit Höflingen aus der Zahl der befrackten Jesuiten zu umgeben. Hr. v. Maurepas und die andern Personen, welche sein Einfluß in den Rath des neuen Königs brachte, waren sämmtlich Verbrüderte der Gesellschaft Jesu. Nichtsdestoweniger beeilten sich diese jesuitischen Minister die Parlamente zurückzurufen, welche den Jesuitismus geächtet hatten. Monsieur beförderte insgeheim diese verhängnißvolle Maßregel, womit die Revolution begann; um aber dem Könige, der Königin, ganz Frankreich, sein verbrecherisches Einverständniß mit Hrn. von Maurepas zu verbergen, trat er öffentlich auf die Seite der Opposition (S. 34 — 40). Wenn Ludwig XVI einen Fehler beging, so verleitete ihn sein Bruder dazu, der auf Nichts dachte, als ihn zu betrügen und von Abgrund zu Abgrund zu stürzen. So veranlaßte Monsieur den König zu dem unpolitischen Entschlusse, die englischen Kolonien in ihrer Empörung gegen das Mutterland zu unterstützen (S. 43); so veranlaßte er ihn unter dem Ministerium des Hrn. v. Saint-Germain, eines Mannes, der seine Kreatur war und in der Jugend das Jesuitenkleid trug, zur Aufhebung des militärischen Hofstaats (S. 44). Am Anfange der Regierung Ludwigs XVI schätzte man Monsieurs Einkünfte auf zwanzig Millionen. Er häufte Gold auf Gold — Alles um der Revolution willen, die er im Schilde führte (Th. 2, S. 43). Allein er brauchte noch Mehr; er mußte sich zum Herrn des königlichen Schatzes machen. Unmöglich, so lange der unbestechbare Turgot die Finanzen verwaltete; seine Entfernung war beschlossen (Th. 1, S. 49). Monsieur sandte vier Erzbischöfe, Duckmäuser und Jesuiten vom ersten Range, an den allerchristlichsten König, daß sie ihm vorstellten, er könne die Finanzen keinem Minister überlassen, der nicht in die Messe gehe (S. 50). Turgot wurde verabschiedet und bald darauf durch den Protestanten Necker ersetzt, der auch nicht darein ging, und der noch Nichts war als bloßer Kommis mit zwölfhundert Franken bei dem Bankier Telusson (S. 51). Necker ermangelte nicht, wie man sich denken kann, den Schatz für Monsieur offen zu halten, und dieser erschöpfte ihn, indem er seine Revolutionsagenten besoldete, zu gleicher Zeit aber das Gerücht ausstreute, die Königin lasse ihrem Bruder, dem Kaiser Joseph, das französische Geld millionenweise zufließen (S. 69, 72 und 433). Später empfing er von England vier und zwanzig Millionen, und im Publikum verlautete durch seine Agenten, diese vier und zwanzig Millionen seyen von dem berühmten Pitt dem Herzog von Orleans zugeschickt worden, um in Frankreich Unruhen zu erregen (Th. 2, S. 59). Der jesuitische Bruderkuß bei einem Feste, welches der Erzbischof von Beaumont in Conflans gab, belohnte den Protestanten Necker für sein Verdienst um Monsieur"" (Th. 1, S. 20).

„Welche Lügen! Welche Dummheiten! Welche Unkunde der Menschen und Dinge! Doch hören wir weiter."

„„Pitt, um sich an Frankreich wegen der Hülfe zu rächen, welche wir den empörten Amerikanern leisteten, hatte gegen Frankreich den Plan der größten Revolution entworfen, welche seit dem Sturze des Römerreichs die Welt sah, und alle Mächte Europa's in sein Interesse gezogen (S. 52). Diesen Plan erhielt man im Jahre 1776 in Paris."

„Man bemerke wohl, daß Hr. Pitt, geboren am 28 Mai 1759 im Jahre 1776 siebenzehn Jahre alt war, und daß er erst im Juli 1782 ins Ministerium kam."

„„Das Band, welches der König vor den Augen hatte, mußte wohl dicht und die Verschwörer mußten sehr mächtig und sehr sicher seyn, daß Niemand wagte, es zu zerreißen. Denn in diesem selben Jahre fand bei Hrn. Necker, auf dem Generalkontrolamte, in der Rue Vivienne eine nächtliche Versammlung Statt, welcher die Gesandten der koalirten Mächte, Hr. v. Maurepas und Monsieur anwohnten. Hier war es, wo der junge kaum ein und zwanzigjährige Prinz mit einer Kaltblütigkeit, die dem verruchtesten Bösewichte Europa's Ehre gemacht hätte, eine Revolution unterzeichnete, welche seinen König aufs Blutgerüste führen und den Ruin seines Vaterlandes vollenden sollte. Der Plan der Revolution lag auf der Tafel; man berathschlagte über die Ausführung Punkt für Punkt; man besprach und verständigte sich über die Grundlagen.““ (S. 65 f.)

„So hätten also die europäischen Monarchen sich mit England verbündet, um den Völkern in einem zweiten Beispiel zu zeigen, wie eine königliche Majestät von ihren rebellischen Unterthanen gerichtet und auf's Schaffot geschleppt wird! Der Bruder des Königs, ein Prinz von einundzwanzig Jahren ist es, dem sie die ganze Ausführung des Komplotts übertragen, und Dieß wird überlegt und beschlossen dreizehn Jahre vor dem Ausbruch. Allein es wird immer toller, immer schauderhafter; der erlauchte Erzbischof von Paris, Hr. von Beaumont, tritt mit seinen fünfzehn hundert Jesuiten, die er unter die Befehle des prinzlichen Verschwörers stellt, in Korrespondenz. Um Nichts schuldig zu bleiben, erhalten die Jesuiten Befehl, sich keck an die Philosophen auf den christlichen Lehrstühlen zu machen, und der Pater Beauregard, „„einer dieser Banditen““, zeichnet sich bei dieser Sendung besonders aus. (S. 67 f.) Ehrlose Pasquille gegen die Königin cirkuliren in Frankreich und England. Sie sind das Werk Monsieurs, der sie bezahlt, der aber den Verdacht auf den Herzog von Orleans wälzt. Was diesen betrifft, so erklärt ihn der Verf. für den unschuldigsten Menschen von der Welt; er beweist es zwar nicht, aber er behauptet es wenigstens. Monsieur erfindet die Intrike mit dem Halsband, wobei er sich des Jesuiten Georget als Hauptagenten bedient (S. 72. 453.); er läßt durch den Abbé Montesquiou zuerst im Staatsrath, hierauf im Parlament von Paris darauf antragen, daß man die Kinder des Königs für illegitim erklären solle; der Antrag wird mit Unwillen verworfen (S. 74. 272. 557.) Auf der einen Seite dringt er in den König, neue Abgaben zu schöpfen; auf der andern intrikirt er, daß die Notabeln und die Parlamente sich dagegen sträuben: daher für den König die Nothwendigkeit, die Generalstaaten einzuberufen, damit Monsieur den großen Brennpunkt für seine Verwüstungsoperationen bekommt. (S. 74. 275. 525.) Die Generalstaaten sollen sich am 1 Mai 1789 versammeln; darum beeilt er sich schon im J. 1788, der Verabredung gemäß, die man in dem nächtlichen Cirkel von 1776 getroffen, in ganz Frankreich Insurrektionsausschüsse zu errichten, welche mit dem Centralausschuß in Paris, von dem alle Befehle ausgehen, korrespondiren. (S. 83. 84. 551.) Im Augenblick der Eröffnung der Generalstaaten sä't er unter ihnen Zwietracht aus (S. 85.); er bewirkt, daß die Verfassung, welche der König auf seinen Rath der Nation in der k. Sitzung vom 23 Juni anbietet, verworfen wird (S. 78.); durch die Emissäre, die er bei dem Herzog von Orleans hält, bestimmt er diesen Prinzen, sich dem dritten Stand anzuschließen, damit es scheine, derselbe habe eine Partei, obgleich er für sich daran nicht denke (S. 87.); seine Agenten bearbeiten die Truppen, und verführen sie zum Abfall. (S. 275.) Immer bedacht, den Argwohn von sich abzuwenden, läßt er am 14 Juli die Farben des Herzogs von Orleans als Nationalkokarde annehmen (S. 86.); auf sein Geheiß schlagen die revolutionären Räuber ihr Hauptquartier im Palais Royal auf; auf sein Geheiß trägt der Pöbel die Büste des Herzogs von Orleans im Triumph durch die Straßen und schreit: „„Hoch lebe der Herzog von Orleans, der Vater des Volks! Ihn wollen wir zum König!““ „Unter Monsieurs geheimer Leitung versammelt sich endlich der bretagnische Klub und nennt sich „„Klub von Orleans““. (S. 532 f.) „Wie: Philipp Egalité wäre rein von jeder Missethat?“ „„Allerdings““, erwiedert der Verf. „„Monsieurs großes Zweck war, alle seine Verbrechen dem Herzog von Orleans aufzubürden, und Europa glauben zu machen, daß dieser Prinz der Anstifter der Revolution sey. Es ist erwiesen, daß Monsieur von den Verbrechen des 5 und 6 Oktobers die Schuld trägt (S. 571.); gestehen wir, daß es nie einen wüthenderen Tiger gab, und seyen wir überzeugt, daß, wenn er je ein Seelenleiden empfand, es nur deßwegen war, daß er dreißig Jahre brauchte, um sich auf den Thron seines Bruders und Neffen zu schwingen, statt — wie er am 5 Oktober 1789 hoffte, und wie unfehlbar geschehen wäre, wenn die göttliche Vorsehung seinen schändlichen Entwurf nicht vereitelt hätte — ihnen die Krone in einer Viertelstunde vom Haupt zu reißen, indem er sie Beide erwürgte. Kaum hätten der König und der Dauphin ihre letzten Seufzer ausgehaucht, so hätte er auch den Herzog von Orleans ermordet, und damit ein zuverlässiges Mittel gefunden, seine Frevel in die tiefste Finsterniß zu begraben; denn die Unschuld des unglücklichen Herzogs von Orleans wäre nie an den Tag gekommen.““ (Th. 2, S. 71.) „Aber zum Mindesten hat der Herzog von Orleans für den Tod Ludwigs XVI, seines Königs und Familienhauptes, gestimmt? Nein, antwortet der Verfasser, er hat nicht dafür gestimmt; was auch die Protokole, die Tausende von Memoiren über die Revolution und die Tausende noch lebender Zeugen sagen mögen, die ihn sein königsmörderisches Votum deutlich ablegen hörten. „„Ganz Frankreich““, sagt er, weiß von den grausamen Verfolgungen, welche dieser Prinz und seine Familie erfuhren, oder kann wenigstens davon wissen. Aber Was Niemand glauben wird, Das sind die entsetzlichen Kabalen, die wider ihn angezettelt waren, und von denen er nicht das Geringste ahnete. Die entsetzlichste, so wie die unglaublichste war ohne Zweifel die, durch welche, im Einverständniß mit dem Präsidenten des Konvents, seine Protestation in ein Votum für den Tod verwandelt wurde.““ (Th. 1. S. 526.) (Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Auf der Visitationsreise, welche der Generalgouverneur in diesem Frühjahre in die obern Theile der Präsidentschaft Bengalen machte, kam Se. Lordschaft durch die von wilden Thieren stark bevölkerte Wüste, wovon die Berge von Nepal umgürtet sind. Natürlich darf es bei Engländern nirgend so leicht an Jagdvergnügen fehlen. Die Gesellschaft pflog denn auch zehn Tage lang des edeln Waldwerkes, und ihre Trophäen waren eilf Tiger, drei Bären, ein großer Boa Constrictor, einige Büffel u. s. w. Wenn man abrechnet, daß von zwei Männern aus der Kaste, welche sich mit der Jagd beschäftigt, und die man ausgesandt, Tiger aufzustöbern, (vgl. Ausl. S. 1184) trotzdem, daß sie sich zur Sicherheit auf einen Baum postirt hatten, Einer zerrissen wurde, und daß ein Herr von dem Gefolge des Lords, auf dessen Elephanten in einem Engpasse, wo ihm ein tiefer Abgrund zur Seite lag, durch den Angriff eines Tigers in große Noth gerieth, so lief Alles vortrefflich ab. Aehnliche Unfälle, welche die Tigerjagd begleiten, melden die indischen Zeitungen aus allen Theilen des Landes. In Hinterindien scheinen indeß die Tiger noch häufiger zu seyn; hier kommen sie in die Dörfer und holen das Vieh aus den Ställen, und Hunde und Katzen aus den Häusern; wo das Vieh selten ist, nehmen sie die Einwohner dafür. Dieß geschieht besonders um die Erntezeit, wo sie sich in den hohen Saatfeldern leicht verstecken können, und häufig dort auch über die Schnitter herfallen. Aus einem alten Aberglauben setzen sich die Malaien selten gegen den König des Katzengeschlechts zur Wehr, und erst, nachdem er einige ihrer Kameraden zerrissen hat, üben sie an ihm die Blutrache.

Die Verehrung der Indier gegen ihre Vorfahren zeigte sich kürzlich an einem glänzenden Beispiele. Wenack Rao Peschwa, Sohn von Umrit Rao Peschwa, beging die Gedächtnißfeier eines seiner Ahnherren. Erstens legte er vor der Statue Gobadhur's hundert goldene Bilder, im Gewichte von sechzig Tola's, hundert goldene Tulsiblätter, hundert goldene Blumenähren, hundert Diamantknospen und drei Paar gestickte Shawls nieder; dann brachte er den Leichenkuchen dar und vertheilte ein Lack und sechs und sechzigtausend Rupien unter die Braminen, und zum Beschlusse noch ein Mal fünftausend. So weit bloß die Spenden an Gold, ungerechnet die Feste und was er sonst den Braminen gab. Die Einwohner von Gaia sagten, daß seit zweihundert Jahren keine solche Todtenfeier begangen worden sey.

Nach Nachrichten aus Calcutta vom 7 April verspricht man sich heuer eine sehr ergiebige Indigo-Ernte. Das Wetter war für die Bestellung des Landes und die Aussaat ausnehmend günstig, wenn auch in einzelnen Gegenden Insekten, zu große Hitze oder Mehlthau, geschadet haben. Es wird dabei zugleich auf die Nothwendigkeit aufmerksam gemacht, den Indigo-Bau im Verhältnisse der Nachfrage zu beschränken, um die Preise nicht zu sehr herabzudrücken.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 323. 19 November 1830.

Antwerpen nach der Beschießung durch die Holländer. *)

Die Stadt bietet in diesem Augenblick die schlagendsten Kontraste dar — die pittoreskesten möcht' ich sagen, wenn dieser Ausdruck auf eine Krise, wie diejenige, worin Antwerpen sich befindet, ziemlicher Weise angewandt werden dürfte. Gehen Sie die Kloster- und die Dominikanerstraße hinab, so treffen Sie dort fast keinen Einzigen ihrer alten Bewohner, sondern an deren Statt Fremde, welche das schreckhafte Denkmal der holländischen Rache, oder vielleicht der amsterdamer Spekulationen in Augenschein nehmen. Lange Reihen geschwärzter Trümmer, gänzlich eingestürzte oder von ungeheuren Sprüngen zerrissene Gebäude sind das Einzige, was noch den Platz andeutet, wo das Stadtgefängniß, das Zeughaus und der Entrepot standen. Die Ruinen des letztern dampfen von schwefligem Rauch, hervorgebracht durch die langsame Verkohlung des Leders von Buenos-Ayres, der Kolonialwaaren jeder Art, der Wollenballen, kurz der ganzen unermeßlichen, von geschmolzenem Oel und Talg durchdrungenen Masse, wozu noch der Theer kommt, von welchen man, einem allgemein verbreiteten Gerücht nach, mehrere Tonnen in das zum Brand bestimmte Lokal zu schaffen die kannibalische Vorsicht gehabt hatte.....

Verlassen Sie diesen Unglücksort, und begeben sich ins Innre der Stadt, so gewahren Sie da die ganze Thätigkeit eines Nationalkrieges an die Stelle der Regsamkeit getreten, welche sonst der Handel in der stark bevölkerten Stadt hervorbrachte. Plätze, Straßen, Gasthöfe, Kaffeehäuser, Rauchstuben — Alles wimmelt von Menschen. Kompagnien von Freiwilligen, Abtheilungen der verschiedenen Freikorps, Pelotons der Stadtgarde, Offiziere und Gemeine von der Linie, jederlei Waffe angehörig, drängen, kreuzen, fragen sich durch einander. Aus dieser kriegerischen Bewegung heraus unterscheidet ein geübtes Ohr den rauhen, markigen Accent des Flamänders, die hingeworfenen Laute des Lüttichers, die schleppenden Biegungen des Wallonen aus Mons oder Nivelles, die deutsche Sprache aus dem Großherzogthum, die schnelle kurze Rede des Pariser-Belgiers, endlich die Kehllaute irgend eines Südländers — Spaniers oder Portugiesen, welcher der belgischen Freiheit dient, bis ihm die Stunde für das eigene Vaterland schlägt. An einer gewählten Aussprache mit einer gewissen Eleganz des äußern Benehmens verbunden erkennt man die brüsseler Jäger, welche die Reise nach Antwerpen unter fortwährendem Plänkeln machten, und nun zur Erholung von ihrem mehrtägigen Kampf hier die Pulverwägen aus dem Feuer zu ziehen bekamen. Kaufleute, Mäckler, Matrosen aus England, Amerika, Italien, Hamburg lassen ihre verschiedenen Idiome durch das Volk tönen, das sich in vollem Tumult ohne Unordnung hinbewegt. Es wäre der Thurm von Babel, wenn sich nicht Alle, die an dem großen Werk arbeiten, gegenseitig trefflich verständen. Noch nicht von einem einzigen Streit, sowohl zwischen den Bürgersoldaten selbst, als zwischen diesen und der Menge von Fremden hab ich sprechen gehört.

Vor den Fenstern des Kaffeehauses aus welchem ich schreibe ertönt in vollem Chor der „Chant du Depart," ein Lied das mit weniger Berücksichtigung des Tonmaßes und Reimes, als der Sache des Volks schnell auf die vorwaltenden Umstände verfaßt wurde; fünfzig Schritte davon hört man die Marseillaise, an einem andern Ort die Brabançonne, oder flamändische Strophen, auf die neuesten Vorfälle gedichtet.

Hier wie überall konnte der Geist der höhern Klassen der Volksbewegung nicht in jeder Beziehung günstig seyn; dagegen spricht sich das Volk, wie eben auch sonst aller Orten, auf seine Weise, d. h. bündig und kräftig aus. Seit dem Brand ist man indessen im Allgemeinen ziemlich gleicher Ansicht, nur mit dem Unterschied, daß die Einen die Erneuerung der Feindseligkeiten fürchten, die Andern sich darum wenig kümmern. Einstimmig ertönen die Verwünschungen gegen die Holländer, welche bei sehr Vielen im Verdacht stehen, als hätten sie provocirende Agenten im Sold gehabt, um auf ihre eigenen Schiffe zu schießen. Noch in diesem Augenblick wurden zwei Menschen als dieses Verbrechens überwiesen verhaftet; der Eine soll aus Texel, der Andre ein Preuße seyn.

Gestern kam unter strömendem Regen eine Brigade von 7 — 800 wohl bewaffneten und ausgerüsteten Gentern, mit sechs Feldstücken, worunter zwei Haubitzen, hier an. Ihre Artilleristen sind fast durchgängig alte Soldaten. Diese braven Hülfstruppen wurden mit lebhaftem Beifall empfangen, und die Schwierigkeit ist nur, wo sie unterbringen, denn Alles steckt voll. In dem einzi-

*) Aus einem vom ersten November datirten Brief im Courrier des Pays-Bas.

gen Gasthof wo ich ein Nachtlager fand, wohnen drei und vierzig Fremde, worunter sechs Offiziere und Unteroffiziere.

Man bemerkt, daß von den Holländern nach dem Thurm der Kathedrale geschossen wurde. Das Dach ist an zwei Orten zerrissen. Zur Zeit des Krieges mit den Fremden hatte der feindliche General Graham ausdrücklich befohlen dieses schöne Gebäude zu schonen.

In diesem Augenblick, Mittag halb ein Uhr, meldet man die Ankunft zweier Dampfboote, welche die Fregatten und andere große Kriegsschiffe ans Schlepptau nehmen sollen. Man sagt dreihundert Mann der Besatzung hätten sich bereits nach Holland eingeschifft. Morgen hofft man auf eine vortheilhafte Kapitulation.

Die Beduinen.

15. Viehzucht.
(Fortsetzung.)

In Syrien giebt es drei verschiedene Pferderacen: den echten Araber, den Turkmanen und den Kurden, der ein Mischling von den beiden ersten ist. Die Araber sind meist klein, selten mehr als vierzehn Faust hoch, aber beinahe immer ausgezeichnet schön gebaut.

Die Beduinen zählen fünf edle Pferdegeschlechter, die der Sage nach von den fünf Lieblingsstuten des Propheten stammen: Taeys, Manekeye, Kofeyl, Saklawiy und Dujif. Von diesen fünf Hauptracen werden eine Menge verschiedener Familien abgeleitet. Jedes ausgezeichnet schnelle und schöne Pferd, das zu einer der Hauptracen gehört, kann wieder eine neue Familie stiften, die nach ihm genannt wird; so daß die Namen der verschiedenen Racen in das Unzählige gehen. So oft ein Füllen von edler Art geworfen wird, werden gewöhnlich einige Zeugen herbeigerufen, in deren Gegenwart ein Bericht von den bezeichnenden Merkmalen desselben mit dem Namen des Vaters und der Mutter aufgeschrieben wird; wie z. B. der folgende:

„In dem Namen des barmherzigsten Gottes, des Herrn aller Kreaturen! Friede und Gebet sey mit unserm Herrn Mohammed und seiner Familie und seinen Anhängern bis zu dem Tage des Gerichtes, und Friede sey mit allen Denen, welche diese Schrift lesen und ihre Bedeutung verstehen. Die vorliegende Urkunde bezieht sich auf das graubraune Hengstfüllen, mit vier weißen Füßen und einer weißen Blässe auf der Stirn, von der echten Race der Saklawy, genannt Obeyan, deren Haut licht und rein ist, wie Milch, und welche jenen Rossen gleicht, von denen der Prophet sagte: „„Wahrer Reichthum ist eine edle und stolze Zucht von Pferden;““ und von denen Gott sagte, sie seyen „„Streitrosse, welche mit schnaubenden Nüstern auf den Feind sprengen, welche früh des Morgens in die Schlacht stürzen.““ Und Gott sprach die Wahrheit in diesem unvergleichlichen Buche. Dieses Saklawy-Granfüllen wurde gekauft von Choschrun, dem Sohne Emheyis, von dem Stamme Zebaa, einem Aenesen-Araber. Der Vater dieses Füllens ist der treffliche Braune, genannt Merdschan, von der Race der Koheylan; die Mutter ist die berühmte weiße Saklawystute, die unter dem Namen Dscherua bekannt ist. Nach dem, was wir gesehen haben, bezeugen wir hiemit bei unserer Hoffnung auf die Seligkeit und bei unseren Gürteln, Scheichs der Weisheit und Besitzer von Rossen, daß das obenerwähnte Granfüllen edler ist, als sein Vater und seine Mutter. Und Dieß bezeugen wir nach unserer besten Kenntniß durch diese kräftige und vollkommene Urkunde. Dank sey Gott dem Herrn aller Kreaturen!“

„Geschrieben am 16 Sefar, im Jahr 1223“

die Zeugen.

Eigentliche genealogische Tafeln giebt es nicht, da man voraussetzt, daß jeder Araber des Stammes durch die Tradition die Reinheit der ganzen Zucht kenne. Auch sind sie in der That nur selten nöthig, da viele Hengste und Stuten einen so berühmten Ursprung haben, daß Tausende die Reinheit ihres Blutes bezeugen können. Nur wenn ein Pferd auf einen der benachbarten großen Märkte zum Verkauf geführt werden soll, wird der Stammbaum desselben ausgefertigt.

Die Araber reiten beinahe ausschließlich Stuten und verkaufen die Hengste an die benachbarten Städter oder Fellahs. Der Preis eines arabischen Pferdes in Syrien ist von hundert bis zu zwölfhundert Gulden. Die ausgezeichnetsten Pferde, wie es deren in einem ganzen Stamm nicht über fünf bis sechs und in der ganzen syrischen Wüste kaum zweihundert giebt, gelten indessen an Ort und Stelle fünfzehnhundert, bis zweitausend Gulden. Von den letztern möchte vielleicht noch nie auch nur ein einziges nach Europa gekommen seyn. Der niederländische Konsul Maasevk zu Aleppo kaufte zwanzig arabische Rosse für Napoleon, für welche er aber nicht über achthundert bis tausend Gulden zahlte; während Beispiele bekannt sind, daß ein Araber selbst für ein berühmtes Roß fünftausend Gulden und mehr gab. Ein Emir der Maalys besaß eine Nedschidstute, für deren halben Leib (wie die Araber sich ausdrücken) er über viertausend Gulden gegeben hatte. Wenn ein Aenese eine Stute von ausgezeichneter Race hat, so wird er sich nämlich nur selten dazu verstehen, sie zu verkaufen, außer mit Vorbehalt von der Hälfte oder zwei Drittheilen des Eigenthumrechtes. Wenn er die Hälfte verkauft hat, so nimmt der Käufer die Stute mit sich, geht aber die Verbindlichkeit ein, dem Verkäufer das nächste Stutenfüllen von derselben abzutreten, oder dieses zu behalten und die Mutter zurück zu liefern. Hat der Araber nur ein Drittheil seiner Stute verkauft, so nimmt der Käufer dieselbe mit sich, muß aber die Stutenfüllen von zwei Jahren oder eines derselben und die Mutterstute dem Verkäufer ausliefern. Die Stutenfüllen der folgenden Jahre, so wie alle Hengstfüllen gehören dem Käufer ungetheilt. Einen solchen Kontrakt eingehen nennen die Araber „die Hälfte oder zwei Drittheil von dem Leibe einer Stute verkaufen.“ Vergleiche dieser Art sind sehr häufig, und daher sind berühmte Pferde fast immer das gemeinschaftliche Eigenthum zweier oder mehrerer Araber. Zuweilen werden auch Stuten unter der Bedingung verkauft, daß dem Käufer die Hälfte der Beute zufällt, welche der Mann gewinnt, der sie reitet.

Die Verehrung, welche die Beduinen gegen ausgezeichnete Pferde haben, grenzt an Vergötterung. Von vielen Beispie-

len, die Europäern unglaublich scheinen müssen, nur das folgende. Ein Trupp von Drusen zu Pferd griff im Sommer 1815 eine Anzahl Beduinen in Haran an und trieb sie in ihr Lager, wo jene ihrerseits von überlegener Macht angegriffen und sämmtlich erschlagen wurden, bis auf Einen, welcher entfloh. Er wurde von mehreren der am Besten berittenen Beduinen verfolgt; aber seine Stute, obwohl bereits ermüdet, rannte mehrere Stunden lang in gleicher Schnelligkeit fort und konnte nicht eingeholt werden. Ehe die Verfolger ihre Jagd aufgaben, riefen sie ihm zu; sie versprächen ihm Erhaltung seines Lebens und freien Abzug, wenn er ihnen nur erlauben wolle, seiner herrlichen Stute die Stirn zu küssen. Auf seine Weigerung standen sie von der Verfolgung ab und riefen ihm nach: „Geh und wasche die Füße Deines Pferdes und trinke das Wasser." Dieß ist ein Ausdruck, dessen die Beduinen sich bedienen, um ihre große Liebe zu so ausgezeichneten Pferden anzudeuten.

Die Beduinen lassen ihre Stuten nicht belegen, bevor sie ihr fünftes Jahr erreicht haben. Die Aermeren, welche begierig auf den Gewinn sind, der aus dem Verkaufe der Fohlen für sie hervorgeht, warten indessen häufig nur bis in das vierte Jahr. Nie lassen die Beduinen ein Füllen, wenn es geboren wird, auf den Boden fallen; sie fangen es in ihren Armen auf, und liebkosen es mehrere Stunden, indem sie es waschen und seine zarten Glieder streicheln und damit umgehen, als wenn es ein Kind wäre. Hierauf setzen sie es erst auf den Boden, und beobachten seine schwachen Schritte mit besonderer Aufmerksamkeit, indem sie aus den ersten Bewegungen auf die Vorzüge oder Fehler ihres künftigen Begleiters schließen. Unmittelbar nach der Geburt eines Füllens, binden die Araber ihm die Ohren mit einem Faden über dem Kopf zusammen, um zu bewirken, daß sie eine schöne spitze Stellung annehmen; zugleich drücken sie den Schweif in die Höhe und treffen auch wohl andere Maßregeln, die zur Folge haben, daß es denselben hoch trägt. Das Füllen bleibt bei der Mutter dreißig Tage, worauf es entwöhnt und entweder dem Verkäufer der Stute, der sich an derselben einen Theil des Eigenthumrechtes vorbehalten hat, überliefert oder von dem Besitzer selbst mit Kamelmilch aufgezogen wird. Hundert Tage lang nach der Entwöhnung des Füllens wird ihm keine andere Nahrung gegeben als Kamelmilch; selbst Wasser darf es nicht trinken. Darauf erhält es täglich eine bestimmte Portion Waizen, der in Wasser gekocht ist, zuerst nur eine Handvoll, allmälig immer mehr, wobei aber Milch immer noch die Hauptnahrung bleibt. Dieß dauert zuweilen hundert Tage, und während derselben wird dem Füllen gestattet, das um das Zelt herum stehende Gras abzuwaiden und Wasser zu trinken. Nachdem auch diese Periode vorüber ist, wird ihm Gerste gegeben, und wenn der Eigenthümer eine hinreichende Menge Kamelmilch hat, jeden Abend ein Eimer Kamelmilch.

(Schluß folgt.)

Erzählungen aus dem Kriege.

Spectateur militaire. Juli 1830.

Nachtrag.

Nicht allein den Kommandanten von Hamburg und Magdeburg, von Wesel, Venloo, Jülich und Mastricht ließ Napoleon während dieses Feldzugs Befehle zusenden, diese Plätze zu verlassen, und ihm mit ihren Truppen zu Hülfe zu eilen; dasselbe Gebot erging auch an den größern Theil der Besatzungen fester Plätze im Innern Frankreichs, welche, dem Kriegsschauplatz nahe, dennoch nicht als Stützpunkte der Bewegungen dienten. Es bestand jedoch eine wesentliche Verschiedenheit in diesen Anordnungen. Die Plätze in Deutschland, so wie die Grenzplätze, sollten völlig geräumt, diejenigen im Innern Frankreichs dagegen durch Nationalgarden besetzt werden. Dieses hätte damals mit Sicherheit Statt finden können, denn die Alliirten hatten weder die materiellen Mittel noch den Willen, Belagerungen zu führen. Die Strenge der Jahreszeit – es war Mitte Winters — hielt sie allein schon von solchen langwierigen Unternehmungen ab.

Wenn diese Befehle Napoleons allen Plätzen zugekommen wären, so würden, seinem Plan nach, die Truppen aus Magdeburg und Hamburg bei Wesel den Rhein überschritten und, durch alle Garnisonen auf ihrem Wege verstärkt, die Maas aufwärts Lothringen gewonnen haben. Bei der ersten Kunde der Annäherung hätte die Garnison von Metz ihren Platz verlassen, und die Avantgarde dieser neuen Armee gebildet.

General Maison, welcher im Norden des alten Frankreichs ein Armeekorps befehligte, das größtentheils aus Truppen der kaiserlichen Garde bestand, war bereit, sich dem Kaiser anzuschließen, und würde ohne Zweifel alle Truppen, die er aus den zahlreichen Festungen dieser Gränze hätte ziehen können, mitgenommen haben.

Alle diese Befehle, die mehrentheils unbekannt geblieben sind, erklären am Besten die Bewegungen Napoleons auf St. Dizier, wozu er sich erst entschloß, nachdem er zwei volle Monate hindurch die verbündeten Armeen überall zurückgedrängt, und so, durch das Uebergewicht seines Genius, die unverhältnißmäßige Minderzahl seiner Truppen ersetzt hatte. Diese Operationen waren würdig, seinen ersten Feldzügen als General und Konsul angereiht zu werden. *)

Nun aber sah er die bevorstehende Abnahme seiner Kräfte nur zu wohl ein, falls er fortfahren müsse, seinem kolossalen Feind die Stirn zu bieten; deßhalb wollte er sich in seinen Rücken setzen, dort alle seine Armeekorps mit den Garnisonen der Plätze Norddeutschlands und der alten und neuen Grenzfesten Frankreichs vereinigen; und so eine bedeutende Macht sammelnd, in deren Führung er nie seines Gleichen fand, den verbündeten Armeen ihre Operationslinien durchschneiden, sie von allen ihren Zuflußmitteln isoliren, und endlich ihr Grab im Innern von Frankreich bereiten.

Aber durch den Entschluß der verbündeten Fürsten, gerade auf Paris zu rücken, wo keine Vertheidigungsanstalten getroffen waren, wurden die Ereignisse übereilt, und das Ende des merkwürdigen Kampfes entschieden. Napoleon sah diese Auflösung des Drama's voraus. Deßhalb verzichtete er auf den gefaßten Plan, und kehrte desselben Weges zurück, um ihr zuvorzukommen. Doch zu spät; sein Sturz war unaufhaltsam.

---

*) „Ich habe den König von Frankreich lange genug vorgestellt; es ist Zeit, auch wieder den König von Navarra zu zeigen", sagte Heinrich IV nach der Ueberrumpelung von Amiens durch die Spanier. Auch Napoleon hätte bei dem allgemeinen Einfall 1814 in Frankreich sich sagen können: „Vielleicht habe ich in meinen letzten Feldzügen zu sehr den Kaiser gemacht; der Augenblick ist da, Bonaparte allein zu seyn."

Was das Entwerfen der Plane betrifft, so bewies Napoleon bis zu seinem Ende die unbestreitbare Superiorität, die den Anfang seiner Laufbahn bezeichnete. Aber es läßt sich nicht leugnen, daß er bei der Ausführung nicht als jener General der ersten Jahre erscheint, der auf dem Schlachtfeld überall zugegen, Alles selbst in Augenschein nimmt; der, wenn er auch nicht Alles vorhersehen konnte, durch plötzliche Inspiration, durch eine an das Wunderbare grenzende Thätigkeit und Klugheit jedem Unfall vorzubeugen weiß, und stets die glänzendsten Resultate aus seinen Anordnungen zu ziehen vermag. Bonaparte, der General von Castiglione, Arcole und Marengo hätte den Sieg an der Moskwa nicht halb vollendet gelassen; er hätte nach dem Erfolg von Malojaroslawetz sich nicht zurückgezogen; er würde nach der bautzener Schlacht nicht durch einen Waffenstillstand die Kräfte seines Heers und seines Glücks gelähmt, Vandamme auf seinem gewagten Zug nach Böhmen, nach der Schlacht von Dresden, nicht verlassen haben; er hätte den ersten Tag bei Leipzig die Gelegenheit nicht versäumt, einen entscheidenden Schlag zu führen, von dem das Schicksal des Feldzugs abhing, und wodurch die Katastrophe des vierten Tages zu vermeiden war.

Obgleich die Befehle, die festen Plätze zu räumen, nur im Allgemeinen und ohne genauere Verhaltungsregeln gegeben waren, würden jene Truppen von selbst sich dem Kaiser angeschlossen haben. Die Verbündeten wären gezwungen gewesen, durch Entsendung kleiner Korps diese Vereinigung zu verhindern, wodurch die Hauptarmeen sich täglich in der Zahl verringert hätten. Diejenigen Garnisonen, welche die Armee Napoleons nicht erreichen konnten, hätten den kleinen Krieg auf alle mögliche Weise im Rücken und in den Flanken der Alliirten geführt, was immer mehr oder minder vortheilhafte Diversionen gewesen wären. Aber um diese Ereignisse zu bewirken, bedurfte es neuer Befehle; und ehe diese anlangen konnten, beendigte die Einnahme von Paris den Feldzug.

Zur Geschichte der Censur.

Explication de l'énigme de la révolution européenne etc.

(Schluß.)

„Gewiß, seit die menschliche Bosheit sich in Erfindung von Lügen und Verleumdungen übt, ist nie etwas so Ungeschicktes und Widersinniges ausgeheckt worden; und ich glaube, kein Franzose von nur halber Bildung, welche übelwollende Gesinnung man auch bei ihm voraussetzt, wagt eine dieser Abgeschmacktheiten zu wiederholen, es sey denn, um sich darüber lustig zu machen. Nach dem Bisherigen darf man sich nicht wundern, wenn man noch Behauptungen liest, wie folgende: „„Die Mitglieder der Constituante gehörten, dem Anschein nach, der Partei des Herzogs von Orleans, insgeheim aber derjenigen Monsieurs an (Vorwort S. 4.); Mirabeau, einer von Monsieurs Hauptagenten, war den Interessen dieses Prinzen so ergeben, daß er, aus Gefälligkeit gegen denselben, die Ehrlosigkeit beging, sich als Mitschuldigen der Attentate des 5 Oktobers öffentlich zu bekennen; nur um den Unschuldigen anzuschwärzen und den wirklichen Schuldigen zu verbergen. (S. 98. 327.) Monsieur ließ durch Vermittelung eines Adjutanten, den er an den Postdirektor Drouet, kurze Zeit vor der Flucht Ludwigs XVI. nach Varennes sandte, den König und seine Familie verhaften (S. 161.); er ließ den König von Schweden, Gustav III, durch Meuchelmord aus dem Weg räumen, weil derselbe Ludwig XVI retten wollte (S. 167. 411.); durch seine Veranstaltung kam, um dem Konvent Zeit zu lassen, das königliche Opfer zu schlachten, der fatale Rückzug der preußischen Armee in der Champagne zu Stande, im Augenblick, wo ihrem Triumphzug nach Paris Nichts im Weg stand (S. 191. 192. 417. 418); um die Zeit dieses Rückzugs ließ er Robespierre eine Liste der Emigranten zustellen, welche gegen die Revolution gefochten (S. 190.); obgleich vierundzwanzig Jahre von Frankreich entfernt, und von Königreich zu Königreich irrend, bald im Norden, bald im Süden Europa's hausend, fuhr er nichts desto weniger fort, alle Angelegenheiten der Republik und des Kaiserreichs zu regeln (S. 118.); er korrespondirte mit Robespierre — Robespierre war sein Vicekönig (Th. 2, S. 85.); der Wohlfahrtsausschuß war bloß Vollstrecker seiner Befehle, die namentlich dahin zielten, Alle aus der Welt zu schaffen, die von seinen geheimen Revolutionsentwürfen Kunde hatten, und mitzuwirken sich weigerten (Th. 1. S. 503 f.); Monsieur redigirte das Testament Ludwigs XVI. und einer seiner Söldlinge schob es unter die Papiere des unglücklichen Monarchen (S. 278.); die Königin und Madame Elisabeth wie den König ließ er guillotiniren, Ludwig XVII und seinen Chirurg, den berühmten Dessaur, vergiften (S. 276 f.); wie Robespierre, so war auch Bonaparte Nichts als die rechte Hand Monsieurs — auf sein Machtgebot ließ der erste Konsul den Herzog von Enghien erschießen (Th. 2, S. 40.) Ueberhaupt Alles, was in Frankreich durch die Revolutionäre und draußen durch die französischen Heere gethan wurde, geschah in Folge des von Pitt zu London entworfenen und im J. 1776 zu Paris durch Monsieur und die Gesandten der verbündeten Mächte unterzeichneten Plans; zu allen Zeiten wäre es den Königen ein Leichtes gewesen, wenn sie gewollt hätten, die französische Revolution zu bemeistern, deren Generale, Bonaparte nicht ausgenommen, von der Kriegskunst Nichts verstanden; aber um den Plan durchzuführen, mußte man sich von den Franzosen schlagen lassen, (ob es gleich oft mehr Mühe kostete, sich den Schein zu geben, daß man geschlagen sey, als wirklich geschlagen zu werden) mußte man sich von ihnen plündern, sich entthronen lassen — in der Voraussicht, daß ihre Invasionen und Eroberungen einen allgemeinen Aufstand in Europa erregen würden, wovon die Lösung des Knotens im J. 1814 mit der Thronbesteigung Ludwigs XVIII und unermeßlichen Vergrößerungen der gedemüthigten Mächte abhing.““ (Th. 1, S. 224 f.)

„Diese langen Auszüge aus jenem Machwerk, womit ich die Masse bei Weitem noch nicht erschöpft habe, müssen mit tiefem Unwillen und Abscheu gegen den verruchten Verfasser erfüllen, den man als ein aller Arten von Verbrechen fähiges Ungeheuer betrachten kann, das sich kein Gewissen daraus macht, königliches Blut zu vergießen, wenn sich Gelegenheit darbietet. Sollen wir ihn vor den englischen Gerichten belangen? Ich sehe nicht ein, welche Bedenklichkeit uns von diesem Schritt abhalten könnte. Wäre es Furcht vor einer skandalösen Lossprechung? Unmöglich. Kein menschliches Gericht wagt es, sich durch eine solche empörende Partheilichkeit zu beflecken. Ueberdieß ist die Ehre Großbritanniens und seiner Regierung bei diesem Libell nicht mit uns gleich betheiligt? Ließ nicht ein Schrei der Nationalentrüstung durch alle englischen Journale sich vernehmen? Hieß es nicht, es sey ein Schande für die Nation, daß eine englische Presse sich zu der Herausgabe einer solchen Schandschrift hergab? Das Buch müßte in England verurtheilt werden, und die Strenge des Urtheils wäre ein heilsames Beispiel für unsere Gerichte, welche auf die Herausgeber der abscheulichsten Werke in der Regel die mildesten Strafbestimmungen anwenden. Sollte man fürchten, der Sache eine gefährliche Publicität zu verleihen? Entweder ist mein Bericht null und nichtig, oder er beweist in jeder Zeile daß diese Publicität, welche die Majestät der Könige und die Moral der Völker rächt, nicht gefährlich seyn kann!“

Vermischte Nachrichten.

Mugden, oder wie die Tataren den Namen ihrer alten Hauptstadt chinesirt haben, Schingking, d. h. die „überflußreiche Hauptstadt“, erhielt im November v. J. die Ehre eines kaiserlichen Besuchs. Der Kaiser fühlte sich begeistert bei dem Gedanken, den klassischen Boden seiner Vorfahren zu betreten; er pries des Landes Fruchtbarkeit und des Volks Ehrlichkeit und Einfalt; ertheilte Auszeichnungen an Gelehrte, und erlaubte, daß in diesem Jahr einige Doktorgrade mehr als gewöhnlich verliehen würden. Doch Se. Maj. beschränkte sich nicht auf Worte, sondern befahl dem kaiserlichen Finanzkollegium zu Peking, eine Million Taels nach der „überflußreichen Hauptstadt“ zu senden, und in dem dortigen Schatz niederzulegen. Die Heldenkönige, welche die Dynastie gegründet, wurden dem Kaiser durch seine Schwiegermutter empfohlen, und er begnadigte ihre Nachkommen mit Ehren. Diese Ehren bestanden in Pfauenfedern und Titeln. Dem Sohn eines Beamten, der wegen schlechter Verwaltung um 100.000 Taels gestraft worden war, ließ der Kaiser die Hälfte der Summe nach, und ein Gesandter aus Corea erhielt, zum Beweis der allerhöchsten Huld, Schreibtäfelchen, worauf man die Worte „Glück und langes Leben“, mit dem kaiserlichen Pinsel gezeichnet, las.

Zwischen den britischen Besitzungen in Indien und Cochinchina beginnt der Handel lebhaft zu werden. Im März d. J. legten verschiedene cochinchinesische Schiffe auf ihrem Wege nach Bengalen in Sincapur bei; jedes dieser Schiffe hatte gegen dreitausend Pekuls Zucker an Bord, und auf einem befand sich ein Mandarin von Rang, dem man zwei Sonnenschirme vortrug, mit einem Schreiben Sr. cochinchinesischen Majestät an den Generalgouverneur in Calcutta. Die Bemannung der Schiffe bildeten je achtzig Matrosen, zehn Officiere verschiedener Grade, mit Einschluß von zwei Kapitänen, wovon der Eine die Leitung des Schiffs, der Andere die Ladung beaufsichtigte Diese Cochinchinesen kannten den Gebrauch des Kompasses und führten englische Karten bei sich. Indessen nahmen sie in Sincapur Engländer zu Befehlshabern, ohne welche sie doch wohl schwerlich Calcutta gefunden haben würden.

*

Die Expedition, welche der Pascha von Egypten zu Anfange dieses Jahrs gegen den Dhola von Yemen abschickte, besteht aus einem regulären Regiment von sechzehnhundert Mann, aus sechs- bis siebenhundert Mann arnautischer Kavallerie, einem Korps von dreihundert Mogrebinen und drei Stämmen organisirter Araber. Da die Wahaby's wahrscheinlich gemeinschaftliche Sache mit dem Dhola machen werden, so dürfte die Unterjochung jener fruchtbaren Provinz nicht so leicht werden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 324. 20 November 1830.

Die Abgötterei in Indien.

(Fortsetzung.)

Bei allen civilisirten Nationen werden Menschenopfer als einer der Hauptgräuel des Heidenthums betrachtet; auch davon ist die hindu'sche Religion nicht frei. „Das Opfer darf keine körperliches Gebrechen an sich haben und weder Kind noch Greis seyn." *) Die heiligen Bücher der Hindu's sind voll von dahin einschlagenden Sagen, wovon einige bei dem Kultus recitirt werden, und die Gesetze Menu's handeln das Menschenopfer in Einem Kapitel mit dem Pferd- und Stieropfer ab. „So entsetzlich es lautet," fährt Ward fort, „so wird doch allgemein behauptet, daß bis auf diesen Tag in mehreren Orten Bengalens, namentlich Kschihrn unfern der Stadt Burdwan und in Kiritukona bei Muhrschidabad Menschenopfer Statt finden. Man kam diesen Ermordungen dadurch auf die Spur, daß man häufig in der Nähe der Tempel enthauptete Leichname traf, und obgleich die Eingebornen die Sache hartnäckig abzuleugnen pflegen, so ist sie ihnen doch kein Geheimniß. So fand man vor sieben Jahren in Serampur vor dem Heiligthum der Göttin Tara einen solchen Leichnam nebst mehreren Opferspenden; die Nachforschungen, die man nach den Mördern anstellte, blieben jedoch ohne Erfolg. In Brumhunitula zeigt sich derselbe Fall häufig. Der zweite Professor für das Sanskrit in dem Kollegium zu Fort William erzählte mir, daß er in dem Dorf Sumura das Haupt eines Menschen sah, welches vor dem Bild der Göttin lag, und auf welchem eine Lampe brannte. Der Körper lag auf der Straße vor dem Tempel. In Bhurgu Bhima und Tschitpuhru und Kalighatn bei Calcutta sollen ebenfalls zuweilen solche Schlachtungen vorkommen." Ward berichtet hierauf die Geschichte von einem Radscha, Namens Krischna Tschundrarayu, der auf die Autorität eines Traums innerhalb zwei Jahren nicht weniger als tausend Menschenopfer darbrachte; mit dem Beisatz, daß viele der achtungswerthesten Einwohner Bengalens an der Wahrheit der Geschichte nicht gezweifelt hätten. In dem Kaliku Purana werden Menschen ausdrücklich als ein geeignetes Opfer für Kalih bezeichnet und man liest, daß das Blut eines Menschen die Göttin auf 1000 Jahr und das von drei Menschen auf 100,000 Jahr versöhnt. Dieses heilige Buch enthält ein eigenes Kapitel, das Blutkapitel genannt, worin über die Art, wie Menschenopfer geschehen müssen, ausführliche Anweisung ertheilt wird. Auch von der Göttin Siddesharrih ist bekannt, daß ihre Altäre Menschenopfer heischen. Wie man aus den gedruckten Parlamentspapieren vom 18 Juli 1828 ersieht, gelangte vor einiger Zeit ein Fall zur amtlichen Kunde der Regierung. Hr. Moorcroft hatte unterm 26 Juli 1823 Hrn. Swinton, Regierungssekretär in Fort William, die Anzeige gemacht, wie eine Person, die verkleidet einem Fest beiwohnte, Zeuge war, als man einen Menschen opferte. *) Hören wir über diesen Punkt auch den Abbé Dubois, **) so lernen wir: 1) daß die indischen Magier zu ihren Beschwörungen des Blutes von Jungfrauen bedürfen; 2) daß bei dem Opfer des Eklam zwar in der Regel ein Pferd genommen, daß aber ein Mensch als eine dem Himmel unendlich wohlgefälligere Gabe angesehen wird; 3) daß in jeder Provinz Indiens die Einwohner die Stätten kennen und zeigen, wo die Radscha's Kriegsgefangene den Göttern opferten, um neue Siege von ihnen zu erflehen. Er besuchte und beschreibt diese Orte. Die Opfer wurden immer enthauptet und ihre Köpfe als Trophäen aufgehängt. Der Tempel zu Meisur, bei Seringapatam, zeichnete sich durch Hinrichtungen dieser Art besonders aus. Alte Männer, welche dem Abbé diese Thatsachen als Begebenheiten aus ihrer Zeit erwähnten, sprachen davon mit der größten Unbefangenheit und Gleichgültigkeit. 4) Daß Menschenopfer zu den Vorrechten der Fürsten gehören, und daß ein Bramine weder selbst geopfert werden, noch einer solchen Opferung beiwohnen kann. Und gehört endlich jenes grausame Fest in Dschaggernat, wo Väter und Mütter sich mit ihren Kindern in den Armen unter dem Wagen des „Herrn der Welt" zermalmen lassen, nicht auch hieher? Wer kann Sonnerat ***) und Bernier, ****) welchen letztern Mill als den wahrheitsliebenden Reisenden charakterisirt, lesen, ohne über diese im Namen der Religion verübte Unmenschlichkeiten von Entrüstung durchdrungen zu werden?

*) Wards View Th. 2, S. 47 f.

*) Einen Fall, wo eine ältliche Weibsperson in Benares geopfert werden sollte s. Asiatic Researches V. 355.

**) Moeurs et institutions des peuples de l'Inde Vol. II, S. 442.

***) Voyage aux Indes et à la Chine Vol. 1, S. 121.

****) Lettres sur les Gentils de l'Hindoustan S. 128.

Was den bereits berührten Geist der Unsittlichkeit betrifft, der bei dem indischen Tempeldienst herrscht, so sind die Beweise zahlreich und unbestreitbar. „Bei vielen der Ceremonien, welche vor den Idolen verrichtet werden," sagt Ward, „geht es so furchtbar obscön her, daß ich überzeugt bin, der gemeinste Pöbel in London würde die handelnden Personen nicht wegkommen lassen, ohne sein Mißfallen über Dinge zu erkennen zu geben, wodurch die Hindu's sich den Himmel zu erwerben wähnen. Die meisten indischen Heiligen befinden sich in einem beständigen Rausch und doch steigt in den Brumhodschari's, wenn sie unaussprechliche Abscheulichkeiten begehen, welche ihnen die Regel der Tintra-Schasters als Uebungen der Frömmigkeit auflegt, nie ein leiser Zweifel auf, ob diese Handlungen auch verdienstlich seyn könnten. Habe ich auch von einigen dieser Scenen den Schleier weggezogen, so muß mir doch das christliche Publikum in Bezug auf die übrigen auf mein Wort glauben, da sie zu schmutzig sind, als daß ich es wagte sie öffentlich zur Schau zu stellen. Selbst Frauen von Stand lassen sich von Braminen in Bordellen brauchen und erwarten dafür den Lohn ewiger Seligkeit; so ganz und gar fremd ist den Hindu's die christliche Vorstellung der Herzensreinheit als nothwendigen Bedingnisses, um sich der Gottheit zu nähern. *) In den Puranas giebt es mehrere Erzählungen über den Ursprung des Lingamdienstes; ich hatte drei davon übersetzt und meinem Werk einverleibt, wobei ich Sorge trug die anstößigsten Stellen wegzulassen, oder wenigstens möglich zu mildern; allein als ich die Korrektur bekam, schienen sie mir wieder so unanständig, daß ich anstand, sie drucken zu lassen. Zwar muß ich gestehen, daß ich sie ungern wegließ, weil ich wünschte, die Freunde des Heidenthums sollten sie lesen, um keine Entschuldigung zu haben, wenn sie dasselbe gegen das Christenthum in Schutz nehmen. Von diesen scheußlichen Geschichten leiten eine Menge Tempel ihren Ursprung her, in jedem derselben ist ein Lingam aufgepflanzt und wird als Gott verehrt. Diese Tempel sind in Bengalen und vielen Theilen Hindustans bei weitem zahlreicher, als diejenigen anderer Idole; ja man kann behaupten die Zahl der täglichen Verehrer und Verehrerinnen dieses skandalösen Bildes, welches sie jeden Morgen und Abend aus dem Lehm des Ganges formen, übertrifft die Zahl der Verehrer aller andern Götter zusammen." **) Wie uns auch Sonnerat ***) versichert, sind die Tempel in Indien überall mit den obscönsten Bildern, welche die Schicksale, Siege und Leiden der Götter darstellen, an Wänden und Decken gefüllt, und zumal in den Tempeln des Siwa spielte immer der Lingam die Hauptrolle.

„Im Jahr 1806," sagt Ward, „besuchte ich den Tempel der Göttin Durga in Calcutta. Da waren vier Sängerchöre, welche die Andächtigen mit Zotenliedern unterhielten und die unzüchtigsten Tänze vor der Göttin aufführten. Der Anzug der Sänger, ihre schamlosen Geberden, der scheußliche Inhalt ihrer Lieder, der abscheuliche Klingklang ihrer elenden Pauken, die späte Stunde, die Dunkelheit des Orts und der Gedanke, daß eine unermeßliche Schaar vernünftiger und unsterblicher Geschöpfe fähig edlerer Genüsse, während sie in ihrem blinden Wahn ein Gott wohlgefälliges Werk thaten, sich zu Thieren erniedrigten, erfüllte meine Seele mit einem Grauen, das ich nimmer vergessen werde. Ich hätte gern eine Probe von diesen Gesängen gegeben, aber ich fand sie so voll Schmutz, daß ich keine Zeile davon nieder zu schreiben vermochte. Ein armer Minstrel, der die geistlichen Lieder dieser Götzendiener, die dort belacht und beklatscht werden, in England vortrüge, hätte zu gewarten, daß man ihn peitschte und ins Zuchthaus einsperrte." *) Nach vollbrachtem Kultus kochte und aß die Gesellschaft das Fleisch der Opferthiere, worauf Männer und Weiber in einem Zustand völliger Trunkenheit zu tanzen anhoben und sich die gröbsten Ungezogenheiten erlaubten." **) Eine ähnliche Schilderung von dem Durgafest entwirft Ward an einer andern Stelle: „Am 26 September 1803 bemerkte ich einen nackten Mann, der in einem Boot vor dem Idol stand, tanzte und allerlei unschickliche Geberden machte. Vor andern Bildern tanzten junge Männer, die Weiberkleider an hatten, mit einander und trieben ähnliche Possen. Vor meinem eigenen Haus in Serampur wurden solche Schaustücke aufgeführt." ***) Der nackten Tänze gedenkt er auch bei dem Dienst des Götzen Dschugudbhatri. ****)

(Fortsetzung folgt.)

Die Beduinen.

15. Viehzucht.

(Schluß.)

Jeder Aeneze, der ein zwei- oder dreijähriges Füllen auf einen Markt in Syrien bringt, schwört, daß dasselbe nie etwas Anderes genossen habe, als Kamelsmilch. Dieß ist eine offenbare Unwahrheit, da die arabischen Füllen in der syrischen Wüste nie länger, als die ersten vier Monate ausschließlich mit Milch genährt werden. Die Nedschid Araber geben ihren Pferden weder Gerste, noch Waizen, sondern lassen sie die Kräuter der Wüste abwaiden und Kamelmilch trinken, so viel sie wollen, wozu jedoch immer noch ein Teig von Datteln und Wasser kommt. Die Reichen geben ihren Pferden auch wohl Fleisch, gekochtes oder rohes; und ein Mann zu Hamah in Syrien versicherte, daß Dieß stets seine Gewohnheit sey, so oft er eine große Reise antreten wolle, weil die Pferde durch das Fleisch außerordentlich gestärkt würden. Derselbe gab einem Lieblingspferde, welches der türkische Statthalter ihm zu entziehen drohte, vierzehn Tage Nichts als gebratenes Schweinefleisch, wodurch es so wild und unbändig wurde, daß Niemand dasselbe mehr zu besitzen verlangte.

Die Araber halten ihre Pferde das ganze Jahr hindurch im Freien; nie sah ich, selbst in der Regenzeit, eines unter dem Zelte des Eigenthümers angebunden, wie Dieß so häufig bei den Turkmanen gefunden wird. Das Pferd ist wie der Reiter an jede Ungunst der Witterung gewöhnt, und bei geringer

*) Wards View Vol. II S. 175.
**) Ebend. Vol. I S. 15.
***) Voyage aux Indes etc. Vol. I S. 319.

*) Ward's view Vol. 1. S. 117.
**) Ebend. S. 16. Note.
***) Ebend. S. 120.
****) Ebend. S. 159.

Pflege wird es selten krank. Die meisten Krankheiten werden durch Brennen geheilt. In Egypten sah ich einem Pferde, welches bissig war, auf eine sehr schwierige Weise seine üble Gewohnheit abgewöhnen; es wurde ihm nämlich, als es eben wieder beißen wollte, eine aus dem Feuer genommene Hammelskeule vorgehalten. Der Schmerz, welchen das Pferd empfindet, indem es in das heiße Fleisch beißt, veranlaßt es sicher nach wenigen Lektionen dieser Art seine üble Gewohnheit abzulegen.

Die Araber reinigen oder striegeln ihre Pferde nie; dagegen vergessen sie nicht, nach jedem stärkeren Ritt so langsam als möglich zurückzureiten. Von dem Augenblicke an, wo ein junges Pferd einmal zum Reiten gebraucht worden ist, was gewöhnlich nach Verlauf des zweiten Jahres geschieht, kommt der Sattel selten von seinem Rücken. Im Winter wird über denselben ein Stück Sacktuch geworfen, im Sommer bleibt das Pferd ohne Schutz der Sonne ausgesetzt. Araber, welche keinen Sattel haben, bedienen sich statt desselben eines ausgestopften Schaffelles, und reiten gewöhnlich auch ohne Steigbügel; eben so reiten sie ohne Zaum und lenken das Pferd nur mit einem Halfter. Dieß wird europäische Leser nicht in Verwunderung setzen, wenn sie hören, daß das arabische Pferd außerordentlich sanft ist, und nur selten Fehler hat und nicht als der Sklave, sondern als der Freund seines Herrn behandelt wird.

Die Künste, durch welche ein europäischer Roßhändler seine Käufer hintergeht, sind den Arabern unbekannt. Man kann ihnen unbesorgt ein Pferd auf ihr Wort abnehmen, sobald man es einmal gesehen oder versucht hat. Selbst den einfachen Umstand wissen nur Wenige, daß man das Alter eines Pferdes an dem Gebiß erkennen kann. Ich sah einmal einer Stute in das Maul, als der Eigenthümer derselben mit mehreren Freunden gegenwärtig war; zuerst fürchteten sie, daß ich das Pferd bezaubern wolle; und als sie hörten, daß man auf diese Weise das Alter eines Pferdes erforschen könne, waren sie sehr erstaunt, und verlangten, ich solle ihnen auch ihr eigenes Alter angeben, indem ich ihre Zähne besichtigte.

Die Araber haben den Aberglauben, daß manche Pferde zum voraus zum Unglück bestimmt seyen, und daß ihren Eigenthümern früher oder später gewisse Unglücksfälle bevorstünden, die durch bestimmte Zeichen an dem Leibe des Pferdes angedeutet würden. So bedeutet ein Stern auf der rechten Seite des Halses einer Stute, daß sie durch eine Lanze getödtet werden wird; ist der Stern auf einem der Schenkel, so fürchtet der Eigenthümer, daß sein Weib ihm untreu werden wird, und zugleich kommt die Rechtgläubigkeit des Mannes in Verdacht. Und so giebt es mehr als zwanzig üble Zeichen dieser Art, die immer wenigstens die eine üble Wirkung haben, daß sie den Preis des Pferdes auf den dritten Theil des sonstigen Werthes herabsetzen.

Die Araber brennen ihren Pferden keine Zeichen ein, wie oft vorgegeben worden ist; nur läßt das heiße Eisen, dessen sie sich häufig zu der Heilung von Krankheiten bedienen, Spuren zurück, die den Unkundigen wohl als beabsichtigte Zeichen erscheinen können.

Nächst der Kamel- und Pferdezucht ist für die Araber vorzüglich die Zucht der Schafe und Ziegen von Wichtigkeit. Die Abl el Schmal sind besonders reich an den letztern, die Aenesen an den erstern. Die arabischen Schafe haben keine Fettschwänze, wie man sie in andern Gegenden des Orients findet; ihre Ohren sind beträchtlich länger, als die der gewöhnlichen englischen Schafe. Die Ziegen sind meist schwarz und haben gleichfalls lange Ohren. Schafe und Ziegen werden die drei Frühlingsmonate hindurch jeden Morgen und Abend gemolken. Von hundert Schafen oder Ziegen, deren Milch übrigens immer unter einander gemischt wird, erwartet der Araber in gewöhnlichen Jahren ungefähr acht Pfund Butter des Tages, oder sieben Centner während des ganzen Frühjahres. Zwei Centner braucht eine arabische Familie das Jahr über, der Rest wird in den Dörfern und Städten Syriens verkauft. Die männlichen Lämmer und Böcklein werden entweder verkauft oder geschlachtet, bis auf zwei oder drei, die man zur Zucht behält. Die Aenesen scheren ihre Schafe einmal des Jahrs, gegen Ende des Frühlings. Sie verkaufen die Wolle gewöhnlich, wenn sie noch auf den Schafen steht, nach dem Gesicht.

Epidemische Krankheiten sind unter den änesischen Heerden sehr selten, wogegen die kurdischen Heerden, die aus Mesopotamien auf den Markt von Aleppo kommen, so wie jene der Drusen häufig epidemischen Krankheiten unterworfen sind. Im Frühling 1810 starben auf den Alpen des Libanon allein über 30,000 Schafe.

Zur Geschichte der Censur.

Concordat de l'Amérique avec Rome, par M. De Pradt, ancien archevêque de Malines. 8e de 340 pp. Paris Bechet libraire. Imprimerie de Huzard Courcier.

„25 Januar 1827.

„Seit zehn Jahren predigt der Abbé de Pradt den Südamerikanern die politische Unabhängigkeit, und dem Erfolg, welcher seine Predigten krönte, verdankt er die feierlichen Ehren, welche ihm der mexikanische Kongreß unlängst dekretirt hat. Jetzt ist es eine religiöse Revolution, welcher er in jenen Ländern Eingang verschaffen will; und da er schon als Publicist daselbst so viel Einfluß genießt, so versieht er sich zu der Autorität des bischöflichen Charakters, womit er bekleidet ist, und des erzbischöflichen Titels, welchen er in der katholischen Kirche trägt, daß es ihm um so eher gelingen werde, bei den neuen amerikanischen Republiken die Rolle des obersten Schiedsrichters in Bezug auf kirchliche Gegenstände zu spielen, je mehr dieselben in seiner Kompetenz liegen.*) Die mexikanische Regierung sendet Botschafter nach Rom, um über die Verwaltung des katholischen Kultus in dieser Republik ein Konkordat abzuschließen. Gleich ist Hr. de Pradt mit seinem Rath bei der Hand, den er in dieser Broschüre nach Mexiko gelangen läßt. Er bedeutet dem Kongreß zuvörderst, daß er die Maßregel, ein Konkordat mit dem heiligen Stuhl zu unterhandeln, nicht ganz billigen könne; er hätte es lieber gesehen, wenn derjenige Weg eingeschlagen worden wäre, welcher der einzig richtige ist, wenn es sich um Religion handelt. (Zueignung S. 11.) Und worin bestünde denn dieser einzig richtige Weg, den die Regierung einschlagen soll? Darin, daß sie sich mit der Religion gar nicht beschäftigt; daß sie keine Staatsreligion anerkennt; daß sie keinen Kultus besoldet; und daß sie Jedem die Freiheit läßt, sich zu jedem Glauben oder, nach Belieben, auch zu gar keinem Glauben zu bekennen. „„Bis jetzt““, sagt der Verfasser, „„hat die Vernunft, die überall herrschen sollte, in diesem Punkt nur in den Vereinigten Staaten ihr Recht geltend gemacht. In der dortigen politischen und administrativen Ordnung der Dinge wurde das Wort Religion nie ausgesprochen; und nichts desto weniger geht Alles gut. Der Staat besoldet keine Kirche, duldet alle Arten der Gottesverehrung, läßt sie gewähren, und fragt Niemand, welchem Glauben er angehöre, oder wie fein

---

*) Man hat unterm 29 Januar die Aufmerksamkeit Sr. Em. des apostolischen Nuntius auf dieses Werk gerichtet.

Glaube beschaffen sey. Statt dessen verwendet der Staat auf seine Angelegenheiten die Zeit, welche sonst die religiösen Beschäftigungen wegnahmen. Wunderbare Macht einer richtigen Idee! Die Idee der Religionsfreiheit reicht hin, Heuchelei und Verirrung aus dem Kreise einer unermeßlichen Gesellschaft zu verbannen. In Europa, in Asien und Afrika hat man sich seit fünfzehn Jahrhunderten um der Religion willen erwürgt; in den Vereinigten Staaten existirt dieser Name politisch nicht; der Staat überläßt dem Gewissen eines Jeden die Sorge, seine Pflicht gegen den Himmel zu erfüllen; in Bezug auf religiöse Weisheit bieten die Vereinigten Staaten das Bild einer Oase der Vernunft dar mitten in einer Welt der Verirrung und des Elends.''" (S. 171 f.) Welche Sprache in dem Mund eines Bischofs! Doch fahren wir fort. Aus Rücksicht auf die Vorurtheile, womit das abergläubische Spanien die Bewohner der neuen Welt ansteckte, will indeß der Verfasser Nichts dagegen haben, wenn die neuen Republiken die katholische Religion zur Staatsreligion erklären, und sich demgemäß an den heiligen Stuhl wenden, um von demselben diejenigen Veränderungen in der alten Art ihrer religiösen Verwaltung zu erhalten, welche mit ihrem jetzigen politischen Zustande sich nicht mehr verträgt. Er stellt die Grundlagen des zu unterhandelnden Konkordats auf. Von dem Prinzip ausgehend, daß die Entfernung es nicht erlaube, häufig mit Rom Rücksprache zu nehmen, und daß die Nothwendigkeit einer solchen Rücksprache ein unerträgliches Joch wäre, will er, daß Südamerika von dem heiligen Vater in Allem, was die religiöse Disciplin betrifft, das Recht sich selbst zu regieren verlange; es soll keine Verbindlichkeit Statt finden, wegen Dispensation, kanonischer Einsetzung der Bischöfe, oder Sekularisation religiöser Orden, oder Ausrottung des Mönchthums in Rom anzufragen; es soll in diesen Republiken keine Nonnen, keine apostolischen Vikare, selbst keine Kardinäle geben; mit Einem Wort, der Pabst soll die religiöse Unabhängigkeit Amerika's genehmigen, wie von Spanien die Anerkennung seiner politischen Unabhängigkeit gefordert wurde. Ohne Zweifel wird man dadurch noch nicht zum Schismatiker, daß man dem Papst mit übermüthigen und unpassenden Ansinnen kommt; aber den Satz aufstellen, wenn der Pabst sich weigere, so brauche man ihn gar nicht, sondern könne auch ohne das Oberhaupt der Kirche und gegen seine förmliche Willensmeinung seine Sachen bestellen; das heißt offenbar Schisma und Empörung predigen. Der ganze Zweck des Abbé de Pradt, ja sein einziger Zweck bei Herausgabe seiner Schrift ist kein anderer, als den Südamerikanern zu sagen, daß sie sich der Mühe überheben können, sich mit dem Pabst zu verständigen, wenn er diese Vorschläge verwerfen muß, wie sich voraussehen läßt, daß er sie verwerfen wird. Man lese nur den Abschnitt über das amerikanische Schisma (S. 145 bis 155.), welcher ganz geschrieben ist, dasselbe zu rechtfertigen, wenn der mögliche Fall eintreten sollte. „„Hier''", bemerkt der Verfasser, „„eröffnet sich eine neue Aera, in der Art religiöse Fragen zu behandeln. Nicht Gelehrsamkeit und Bücher, sondern die Vernunft in ihrer einfachen und deutlichen Sprache müssen den Ausschlag geben. Vor diesem Tribunal, das erst kürzlich in die Menschheit eingeführt ward, läutert sich Alles, klärt sich Alles auf. Es urtheilt über religiöse wie über andere Fragen. Und wenn je ein Schisma zwischen Rom und Amerika entsteht, so wird es bewirken, daß dieses Schisma, statt wie die bisherigen ein theologisches zu seyn, ein nationelles wird, das, statt auf der gewohnten Rennbahn doktrineller Streitigkeiten sich zu tummeln, in das Gebiet philosophischer Ordnung übergeht, und daß Amerika, wenn alle Versöhnungsmittel erschöpft sind, zu Rom sagt, wie es zu Spanien sagte: Du bist zu weit von mir. Einem solchen Ausspruch pflichtet die ganze Welt bei, und Dieß ist ein Erkenntniß, von dem man nicht appellirt.''" (S. 151 f.) Es ließen sich noch tausend Stellen anführen, die mit andern Worten das Nämliche besagen. Diese Schrift thut nicht der bürgerlichen Autorität, aber sie thut der religiösen Autorität Eintrag. Wenn sie zu Rom bekannt wird, so zweifle ich nicht, daß man sie verdammt, und sogar den Verfasser aus dem Verzeichniß der katholischen Bischöfe streicht. Unmöglich schweigt der heilige Stuhl zu einer Schrift still, welche eine ganze Welt in das Schisma stürzen kann, und die in keiner andern Absicht geschrieben worden ist."

Die Cholera Morbus in Tiflis.

In der Sitzung der französischen Akademie vom 2 November las Arago einen von dem französischen Konsul in Tiflis, Hrn. Gamba, an Larrey gerichteten Brief über die Cholera Morbus folgenden wesentlichen Inhalts vor. „Die Seuche zeigte sich während des Herbstes 1829 in Tehran und Casbin, an der persischen Grenze. Im drauf folgenden Winter, der in allen Europa benachbarten Ländern gleich streng gewesen zu seyn scheint, verschwand sie, brach aber mit Beginn des Frühjahrs 1830 in den Städten Tauris und Gilan von Neuem aus. Von hier an dem westlichen Ufer des kaspischen Meeres hinziehend, zeigte sie sich in Lankerud, Sollam, Baku, Derbent und Astrachan, wo sie einen Augenblick stehen blieb, dann aber dem Kur entlang bis Tiflis sich verbreitete. Hier erschien sie am vergangenen achten August zum ersten Mal. Die ersten von ihr betroffenen Personen waren drei Soldaten von der Garnison, welche sofort nach dem auf dem linken Ufer des Kur gelegenen Militärhospital, drei Werste von der Stadt, gebracht wurden. Alle drei starben im Verlauf weniger Stunden. Die Krankheit machte schnelle Fortschritte; am 15 August stieg der Schrecken auf's Höchste, wozu die von der Geistlichkeit veranstalteten Umgänge nicht wenig beitrugen. Die Bewohner flohen, oder verbargen sich in die abgelegensten Häuser; Basars, Karawanserais, öffentliche Orte jeder Art wurden geschlossen; die 50,000 Menschen starke Bevölkerung von Tiflis war plötzlich auf etwa 8000 herabgesetzt, 2000 Soldaten hierunter mitbegriffen. Zur Armuth der Bewohner, welche dieselben nöthigte, sich von schlechten Nahrungsmitteln zu nähren, kam noch als begünstigende Ursache der Seuche die Lage der Stadt zwischen dem Fluß und zwei engen Bergketten, so wie eine Hitze von 27 bis 29° R. im Schatten; vor Allem aber der fast gänzliche Mangel an Aerzten. Von den neun in der Stadt ansässigen starben vier gleich beim Ausbruch der Epidemie. In ihrem dritten und höchsten Stadium führte dieselbe innerhalb acht Stunden zum Tod, worauf die Beerdigung unmittelbar Statt fand, ohne Untersuchung des Körpers. Sträflinge, je ihrer vier, brachten die Todten auf Tragbahren weg, und begruben sie sammt ihren Kleidern. Der von dem Uebel Befallene stürzte gewöhnlich bewußtlos nieder; dann erfolgte Erbrechen und Durchfall; heftige Kolikschmerzen, Krämpfe, Eiskälte über den ganzen Körper, Tod nach wenigen Stunden. Aderlässe, Kalomel, Laudanum und ätherische Substanzen zeigten sich unwirksam. Ein reicher Kaufmann verlor in fünf Tagen seine Mutter, seine Frau, seinen Bruder und einen andern im Haus wohnenden nahen Verwandten. Er verließ dieselben, so bald er sie krank sah, und kehrte einige Tage nach ihrem Tod in seine Wohnung zurück — um sich mit einer jungen Armenierin von sechzehn Jahren auf's Neue zu vermählen!" So theilnahmslos werden diese halb civilisirten Asiaten von Gamba durchweg geschildert. Man schätzt die Zahl der vom 8 August bis zum 8 September in Tiflis und der Umgegend Gestorbenen auf 5000, worunter 1000 Soldaten.

Hr. Larrey bemerkt bei dieser Gelegenheit, daß es sehr wünschenswerth wäre, eine Kommission unterrichteter französischer Aerzte abzuschicken, um diese gefährliche Krankheit an den Orten, wo sie gegenwärtig wüthet, zu studiren. — Die österreichische Regierung hat, den neuesten Nachrichten zufolge, diese Maßregel bereits ergriffen.

Walter Scott.

Sir Walter Scott ist in einem neuen Fache als Schriftsteller aufgetreten, in dem Fache der Dämonologie und Hexerei *). Ein solcher Gegenstand, der zwar im Ganzen mit mehr Ernst behandelt ist, als man von Scott erwarten sollte, bei dem man aber doch den reichen Humor, der des Verfassers Werke auszeichnet, nicht vermißt, muß in unserer gespensterhaften Zeit Glück machen! Nach einer kurzen Einleitung über die Ursache des allgemein verbreiteten Glaubens an einen Verkehr zwischen Wesen dieser und der andern Welt theilt Sir Walter Scott merkwürdige Fälle mit, die er mit seinen Bemerkungen begleitet. Er schließt mit einer Erzählung aus seiner eigenen Erfahrung, als er vor fünfzehn Jahren eine Nacht in der Geisterstube des Schlosses zu Dunvegan zubrachte, wo die Eindrücke so ganz verschieden von denen waren, die in dem neunzehnjährigen Jünglinge eine Nacht in dem Schlosse von Glammis hervorrief. „In einem Alter von vierzig und darüber," meint er, „sey es mit dem Gespensterwesen aus, und nur in dem Morgen unsers Lebens komme dieser Aberglaube gleich einer Wetterwolke über uns, die uns mit einem mehr feierlichen als peinlichen Grauen erfülle."

*) Letters on Demonology and witchcraft, addressed to J. G. Lockhart, Esq. By Sir Walter Scott, Bart Nro. XVI the family library. London, 1830, Murray.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 325. 21 November 1830.

Die Beduinen.

16. Zoologie, Vegetation und Winde der Wüste.

Eines der merkwürdigsten Thiere, welches man in der syrischen Wüste findet, ist der Strauß. Besonders häufig ist derselbe auf der Ebene, die sich von Haran bis zu dem Dschebel Schammar und nach Nedschid erstreckt; auch in Haran selbst sieht man sie, und von Zeit zu Zeit werden einige ganz in der Nähe von Damascus gefangen. Der männliche Strauß hat schwarze Federn mit weißen Enden, nur die Schwanzfedern sind ganz weiß. Die Federn des Weibchens sind grau gefleckt. Dieses brütet in der Mitte des Winters und legt zwölf bis zwanzig Eier. Die Eier werden dicht neben einander in einen Kreis gelegt, halb mit Sand bedeckt, um sie vor dem Regen zu schützen, und mit einem kleinen Graben umgeben, mittelst dessen das Wasser abläuft. Zehn oder zwölf Fuß von diesem Kreise legt das Straußweibchen eine Anzahl anderer Eier, die sie nicht bebrütet, sondern ihren Küchlein zur Nahrung überläßt, sobald sie aus dem Ei geschlüpft sind. Auch das Männchen sitzt auf den Eiern, und während der eine Vogel so beschäftigt ist, hält der andere auf dem Gipfel eines Hügels in der Nähe Wacht. Aber gerade dieser Umstand erleichtert es den Arabern sie zu entdecken und zu tödten. Wenn sie einen Strauß auf einem Hügel stehen sehen, so schließen sie daraus, daß die Eier in der Nähe seyn müssen. Bald ist das Nest gefunden, und die Strauße fliehen davon. Dann gräbt der Araber eine Höhle in den Boden neben den Eiern und stellt seine geladene Flinte in derselben auf, so daß sie gegen die Eier gerichtet ist. Eine lange brennende Lunte wird daran befestigt und das Ganze mit Steinen bedeckt, worauf der Jäger sich entfernt. Gegen Abend kehren die Strauße zurück, und da sie keinen Feind mehr sehen, so nehmen gewöhnlich beide neben einander ihren Platz auf den Eiern ein. Die Flinte geht los, und am nächsten Morgen findet der Araber seine Beute in ihrem Blute.

Die Bewohner des Dschof-Distriktes essen das Fleisch der Strauße und kaufen dasselbe von den Scherarat-Arabern. Die Eier werden als ein Leckerbissen betrachtet und mit ungefähr 36 Kreuzer das Stück bezahlt. Die Federn werden nach Aleppo und Damascus, besondes aber in die letztere Stadt verkauft. Die Scherarat-Araber verkaufen oft die ganze Haut mit den Federn daran; eine solche Haut kostete im Jahr 1810 zu Damaskus zehn spanische Dollars. Zu Aleppo war um dieselbe Zeit der Preis der Straußfedern fünf und zwanzig bis dreißig Gulden das Pfund. Die schönsten Federn werden einzeln verkauft, das Stück für ungefähr 30 Kreuzer bis zu einem Gulden.

Sehr häufig sieht man in der syrischen Wüste die Gaselle. Auf der östlichen Grenze von Syrien sind mehrere Plätze zu Gasellenjagd abgesteckt. Ein offener Raum in dem Blachfelde von ungefähr ein und einer halben Meile in das Geviert wird auf drei Seiten von einer Mauer von losen Steinen umschlossen, die so hoch ist, daß die Gasellen nicht darüberspringen. An mehreren Stellen sind Oeffnungen in der Mauer gelassen, vor denen dann ein tiefer Graben angebracht ist. In diese eingeschlossenen Plätze, die immer in der Nähe eines von den Gasellen besuchten Baches oder Quells gelegen sind, werden die Thiere von den versammelten Bauern hineingetrieben und mit leichter Mühe oft zu Hunderten getödtet oder in der Grube gefangen.

Die übrigen Thiere, die man in der Wüste am häufigsten findet, sind wilde Esel, auf welche besonders die Scherarat-Araber Jagd machen; wilde Hunde, in der Gegend von Dschoff, wo sie auch gegessen werden, und außerdem Hyänen, Unzen, Wölfe, Schakals, wilde Katzen und Füchse. Wilde Schweine findet man nicht in dem Herzen der Wüste, dagegen um so häufiger in der Nähe von Tadmor.

Der Adler, der Storch, die wilde Gans, das Rebhuhn, die Katta und die Lerche sind die häufigsten Vögel. Die Katta's sind so zahlreich, daß sie in der Ferne oft gleich einer Wolke erscheinen. Ihre Eier werden von den Arabern in Menge gesammelt und in Butter gebraten verzehrt.

In der Gegend von Dschoff findet man eine Art Eidechse, die ungefähr achtzehn Zoll lang ist und häufig gegessen wird.

Eines der vorzüglichsten Nahrungsmittel sind die Heuschrecken. Jedes vierte oder fünfte Jahr erscheinen sie in unermeßlichen Schaaren von Osten her und richten, wo eine Spur von Vegetation sich zeigt, die furchtbarsten Verwüstungen an. Alle Beduinen so wie die Bewohner der Städte in Nedschid und Hedschas sind gewohnt, sie zu essen. Zu Medina und Tayf sieht man Heuschrecken-Buden, in denen sie nach dem Maße verkauft werden. Der Araber wirft, um die Heuschrecken eßbar zu machen, sie zuvörderst in siedendes Wasser, dem eine beträchtliche Quantität

Salz beigegeben ist. Nach einigen Minuten nimmt er sie heraus und trocknet sie in der Sonne. Kopf, Füße und Flügel werden dann herabgerissen, der Körper von dem Salz gereinigt und vollends ausgetrocknet; hierauf füllt er sie in Säcke zum Verkauf oder Vorrath. Zuweilen ißt man sie mit Butter, oft werden sie zu ungesäuertem Brode, das mit Butter bestrichen ist, gegessen. Von allen Beduinenstämmen, die ich kennen lernte, verschmähten nur die vom Sinai dieses nach unsern Begriffen so ekle Nahrungsmittel.

Die Wüste besteht bis auf eine Entfernung von vier oder fünf Tagreisen von der Ostgrenze Syriens größtentheils aus fruchtbarer Erde und enthält auch noch sichtliche Spuren früheren Anbau's. Weiter hinein wird der Boden sandig; doch findet der Araber überall eine Menge verschiedener Pflanzen, die ihm zum Futter für sein Vieh dienen. Selten trifft man verschiedene Arten von Pflanzen neben einander; jeder Distrikt scheint seine eigenthümliche Vegetation zu haben, die gedeiht, wo keine andere Pflanzenart fortkommt.

Der Nordwind gilt in der Wüste, gleichviel ob er heiß oder kalt weht, immer als verderblich für Menschen und Vieh. Im Sommer ist der Westwind der häufigste. Der Südwind soll den Boden fruchtbar machen und die Vegetation begünstigen. Am Heißesten ist der Ostwind, den die Araber Kasy nennen; jeder heiße Wind heißt Samum. Wenn dieser aus dem Osten kommt, so trocknet er das Wasser in den Wasserschläuchen auf; und die wandernden Araber verschmachten daher zuweilen vor Durst, aber nicht in Folge der unmittelbaren Wirkung des Windes. Die Araber haben keine besondere Zeichen, an denen sie die Annäherung eines Samum erkennen könnten. Wenn ein Kamel auf dem Boden liegt, während dieser Wind weht, senkt es sein Haupt nieder, um sich demselben zu entziehen; wenn es jedoch gerade fortgetrieben wird, so setzt es seinen Marsch fort, ohne Halt zu machen. Die Araber nehmen einen zweiten Mantel oder ein Stück grobes Tuch um, um sich dagegen zu schützen, daß der Wind nicht ihre Haut zu sehr ausdörrt.

Die Abgötterei in Ostindien.

(Fortsetzung.)

Die Unsittlichkeit der hindu'schen Religion zeigt sich namentlich auch in dem Krischnadienst. Die Tempel, welche dem Krischna angehören, sind sehr zahlreich, und man kann sechs Zehntheile der ganzen Bevölkerung Bengalens rechnen, welche sich der besondern Verehrung des Krischna widmen. Bei jedem Fest versammeln sich immer Hunderttausende, darunter eine Menge unzüchtiger Weibspersonen. Da wird dann geschmaust, gezecht und Krischna und seine Geliebte Radha oder das Gelag dieses Gottes mit den Milcherinnen theatralisch dargestellt, oder in schmutzigen Liedern besungen; da sieht man Jünglinge und Jungfrauen, alte Mütter und grauhaarige Greise in wilder Verwirrung durch einander tanzen; Andacht und Ehebruch in einem Augenblick. *)

*) Ward's View Vol. I, S. 195 bis 205.

Kaum läßt sich der wohlbekannte Schall der Pauke vernehmen, welche das Volk zu den mitternächtlichen Orgien ruft, so strömen die Leute schaarenweise zusammen, und wie toll es bei diesem Jubel hergeht, davon hat man keinen Begriff. Aber selbst am hellen Tage und auf den Straßen tanzen die Männer nackt vor den Idolen her. „Mehr als einmal," sagt Ward, „gerieth ich in die größte Angst, wenn Processionen vor meinem Haus vorüber zogen, und ich hatte nichts Eiligeres zu thun, als meine Kinder von den Fenstern zu entfernen, damit sie den Skandal nicht mitansahen." *) Doch ist dieß Alles noch nicht so arg als der weibliche Ritus, bei welchem eine nackte Frau figurirt. Mit dieser führt der Priester eine Pantomime auf, die sich nicht genauer beschreiben läßt, die Anwesenden wiederholen die Namen verschiedener Götter und das Ganze beschließt eine allgemeine Vermischung der Geschlechter. **) So statt Läuterung von den Leidenschaften in den Tempeln zu suchen, kehren sie mit aufgereizter Sinnlichkeit nach Haus. — Kein Wunder, wenn eheliche Treue eine große Seltenheit unter den Hindu's ist. Die Heirathen werden meist bei früher Jugend der Frau geschlossen, und in dieser Zeit lebt der Mann in völlig ungebundenen Verhältnissen; stirbt er, so kann seine Witwe meist nicht wieder heirathen und, eines Beschützers ermangelnd, wird sie nur zu leicht eine Beute der Verführung. ***) Man kann die Scala der öffentlichen Moral in Indien unter Anderm auch daraus ermessen, daß beinahe jedes Haus in Calcutta und überhaupt allen größern Städten einen Krischna enthält. So ist auch die Zahl der verrufenen Häuser unglaublich. Ja die Zügellosigkeit der Sitten durchbricht sogar die Schranken der Kasten, denn Tausende von Braminen leben mit den Weibern von Paria's und Muselmännern. Vor etlichen Jahren hauste ein Radscha von der Kschatriyakaste mit einer englischen Konkubine und in der Folge nahm er eine Mohammedanerin zum Weib, die ihm mehrere Kinder gebar, welche sämmtlich in hindu'sche Familien heiratheten. Dieses Weib bewohnte ein besonderes Haus, wo der Radscha sie besuchte. Sie ging in die Tempel, hatte einen Braminen zum geistlichen Führer und einen andern zu ihrem Priester, und kein Hindu scheute sich von den Speisen zu genießen, welche in ihrer und ihrer Kinder Wohnung bereitet waren, obgleich dadurch Alle nach den strengen Verordnungen der Schasters ihrer Kastenrechte sich verlustig machten. Unter den niedern Ständen kommt diese Versündigung gegen das Kastenwesen noch häufiger vor. Als eine theilweise Folge davon darf das Ueberhandnehmen des Kindsmordes nicht unerwähnt bleiben. Ein Pundit berechnete die Zahl der Kinder, die jeden Monat in Bengalen getödtet würden, auf 10,000. Illegitime Kinder aus der Welt zu schaffen, gilt den Hindu's für kein Verbrechen; in der Familie eines Kolenu-Braminen, dessen Töchter sich von ihren Männern getrennt hatten, war es gewöhnlich, daß jede derselben des Jahres ein Kind im Mutterleib tödtete; dieses Verbrechen unter dem Namen petuphela (aus dem Leib reißen) bekannt lassen sich besonders auch die zahlreichen Witwen zu Schulden kommen. Viele

*) Einleitung zu Ward's View S. 49.
**) Ward's View Vol. I, S. 247. 54.
***) Einl. S. 95.

Weiber sterben an den Versuchen eine Leibesfrucht abzutreiben, für die sie keinen Vater kennen. Wie sollte es auch anders seyn, wo die Polygamie so weit getrieben wird, daß man Braminen findet, welchen, die Concubinen ungerechnet, hundert und mehr Weiber haben. Nach hindu'schen Begriffen ist es für die Eltern eine Ehrensache, ihre Töchter bald zu verheirathen; aber diese Sitte führt nicht eben glückliche Ehen herbei. Mancher heirathet mehrere, lebt aber nur mit einer zusammen, ja er nimmt die andern nicht einmal aus dem elterlichen Haus, und diese können wieder Witwen werden, ohne daß sie auch nur einen Tag das Glück des ehelichen Umgangs genossen haben. Solchen jungen Frauen ohne Gatten und noch mehr solchen jungen Witwen bleibt dann meist Nichts übrig als Prostitution oder unnatürliche Wollust (per pholani). Bei diesem verwilderten Zustand der Gesellschaft kann es auch nicht an Lastern und Verbrechen andrer Art fehlen: dahin gehören z. B. unmäßiger Hang zum Spiel, ein Hang, welcher einen ihrer frömmsten Monarchen, Wudhisthira, zweimal um seinen Thron brachte; Mangel an Wahrheitsliebe, wo sich nur der geringste Vortheil absehen läßt, so daß es Leute giebt, die um eine kleine Summe unbedenklich jeden Meineid schwören; mitleidloses Benehmen gegen Arme und Kranke, die auf den Straßen verschmachten; Mord und Giftmischerei, besonders in den Familien der Reichen, wo Entdeckung fast unmöglich ist. *)

*) Ward's View Vol. III, S. 167. 288 — 295.

(Fortsetzung folgt.)

Probe spanischer Naturbeschreibung.

(Fortsetzung.)

Nach der unbebauten Erde, welche sie also durch den Geruch aufgespürt, fliegen unzählige Legionen von Heuschrecken und lassen sich daselbst nieder, ihr Haus zu bauen. Manche Stunde habe ich hingebracht, die mühsame Arbeit dieses Baues zu bewundern. Das Weibchen fängt damit an, ihre sechs Gliedmaßen auszubreiten, indem sie den Boden mit den Klauen packt; zugleich faßt sie die Wurzeln des Grases mit ihren Zähnen, breitet die beiden schuppigen Flügeldecken aus und drückt ihre Brust gegen die Erde. Hat sie auf diese Art ihre Stellung befestigt, so hebt sie den Bauch auf, macht mit ihrem Spieße einen rechten Winkel gegen den Boden zu, und fängt nun mit demselben die härteste Erde, ja selbst den Schiefer zu durchbohren an. Wie gesagt würde ein bloßes Loch dem Endzwecke der Langosta wenig entsprechen; sie muß einen hohlen Cylinder, gleichsam eine Kantille (gedrehten Silberdraht) mauern. Nachdem sie in etwa zwei Stunden mit der Aushöhlung fertig geworden, so beginnt sie die mühsame Arbeit, in derselben zugleich einen Bau aufzuführen und Eier zu legen. Mit ihrem Spieße macht sie Stückchen Erde los; der schon besprochene bituminöse Saft wird durch die heftigen Bewegungen der Eingewaide und den Druck ihres Bauches aus der Blase ausgepreßt und in die Röhre des Spießes getrieben. Sie mischt und rührt denselben mit der Erde tüchtig um, bis sie daraus einen Teig gemacht hat, worauf sie mit der Spitze des Spießes ein inwendig glattes und gefirnißtes Becherchen auf dem Boden der Höhlung bildet, in welches sie ihre ersten Eier niederlegt. Mit bewundernswürdiger Ordnung reiht sie dieselben neben einander; denn weil die Wirksamkeit der Langosten in maschinenmäßigen Grenzen, nicht durch Reflexion, vor sich geht, so geschieht sie ganz im Geiste der Symmetrie. Einen Augenblick nach dieser ersten Lage fängt sie abermals an, Mörtel anzurühren, die Wände des Becherchens zu erhöhen und von Neuem zu legen; und so in fortwährender Wiederholung des Arbeitens und Legens vollendet sie ihr Werk in sechs Stunden. Ist die ganze hohle Säule oder Kantille endlich fertig, so verschließt die Langosta die obere Oeffnung derselben sehr künstlich durch einen Deckel aus jenem zähen Safte, welcher im Wasser unlöslich, undurchdringlich gegen den Regen ist, und dem Froste des Winters wie der Hitze des Sommers widersteht. Nach Vollendung der ganzen Arbeit sind wenige Mütter im Stande, noch bis zum nächsten Wasser zu fliegen, und sich dort, wie die Männchen, zu ertränken, sondern der größte Theil stirbt, von der Mühe erschöpft, gleich drauf in der Nähe der Brut. Daher die Tausende von todten Langosten, die zuweilen auf dem unbebauten Boden umher liegen; ein betrübender Anblick für den Landmann, denn eine große Anzahl von Leichnamen auf dem festen Lande sind, weil stets den Weibchen angehörig, ein sicheres Zeichen einer großen Verwüstung im nächsten Jahre.

Das Ei der Heuschrecke hat dieselbe Form, wie die Kantille; es ist ein kleiner membranöser Cylinder, eine Linie lang, glatt und weiß. Diese Eier sind in etwas schiefer Richtung einander zur Seite gereiht, und der Kopf des Jungen befindet sich, wie bei allen Thieren in der Gebärmutter, nach dem Ende zu, wo es ausschlüpfen soll. Die Auskriechezeit wechselt nach der Wärme des Orts, an welchem die Eier liegen; auf Gebirgen kommt sie später, als in der Ebene. So sind die Langosten lebendige Thermometer, welche die verschiedene Wärme der einzelnen Striche eines Landes angeben.

Die Jungen sind beim Auskriechen schwarz, von der Größe der Moskito's. Sie sammeln sich kolonienweise ums Gesträuch her, unter beständigem Hüpfen und voller Beweglichkeit. Der Boden ist dann von ihnen, auf Räume von drei bis vier Fuß, ganz schwarz und wie lebendig, und bietet aus einiger Ferne den traurigen Anblick eines wogenden Bahrtuches. In den ersten Lebenstagen entfernen sich die Langosten nur wenig vom Orte ihrer Geburt. Ihre Flügel sind noch kaum entfaltet, ihre Beine schwach, die Zähne haben noch keine Härte erlangt, noch nähren sie sich bloß von Thau. Nach vierzehn oder zwanzig Tagen fangen sie an, die jungen Schosse der Gewächse zu benagen, und sind ihre Organe erst stärker geworden, so brechen sie das Band des anfänglichen gesellschaftlichen Lebens und zerstreuen sich in die ganze Umgegend, wo sie, ohne je zu schlafen, Tag und Nacht damit zubringen, Alles zu zerfressen, bis ihre Flügel gänzlich ausgewachsen sind. Sie fressen mit unbarmherziger Gier, gleichsam mehr aus einer Art Wuth als aus Bedürfniß, und als ob sie weniger der Hunger denn die Zerstörungssucht antriebe ... Sie zehren Senf, Zwiebeln, Knoblauch auf, ohne durch den beißenden Geschmack des flüchtigen Alkali abgestoßen zu werden. Man hat sie giftige Pflanzen bis auf die Wurzel, Schierling und das stinkende Bilsenkraut mit derselben Begierde fressen sehen, wie den Tanillo, das lieblichste und angenehmste aller Aromate. Sie zerknaupeln und verschlingen den brennenden Hahnenfuß mit demselben Appetit, wie den erfrischenden Portulak oder die süße Anagallis mit den Blüthen von Saphir und Rubin. Ohne Unterschied des Geschmacks, Geruchs oder irgend einer Eigenschaft verheeren sie Alles. Ein Mal fiel eine Legion Langosten in die Mancha, in der Gegend von Almaden; da sah man sie die flächsenen Hemden der Reichen (also eben wie die tatarische Heuschrecke, Ausl. S. 1215), die hanfenen Lappen der Armen, die wollenen Wickeltücher der Kinder, welche die Wäscherinnen zum Trocknen auf dem Grase ausgebreitet hatten, gleichmäßig zernagen. Eine Abtheilung fiel durch die zerbrochenen Fensterscheiben in eine Kirche, fraß die seidenen Gewänder, womit die Bilder der Heiligen angethan waren, und zernagte selbst den Firniß.

(Schluß folgt.)

Die Familie Karls X im Exil.

Die Wohlthätigkeit Karls X und seiner Familie während ihres Aufenthalts in Lullworth, war nach Versicherung eines englischen Blattes (Dorset Chronikle) grenzenlos, und erstreckte sich eben so wohl auf Protestanten als Katholiken. Wer sich immer an sie wandte, erhielt ein reichliches Geschenk, so z. B. die Wäscherinnen des Kirchspiels. So oft der König auf die Jagd ging, empfing der Förster eine Guinee und sein Bursche fünf Schillinge, so daß bloß das von Karl selbst Hergegebene bei seiner Abreise eine Summe von mehr als zweihundert Pfund betrug, wozu die noch reichern Geschenke an Personen höhern Standes nicht einmal gerechnet sind, wie z. B. ein goldenes mit Juwelen besetztes Halsband an eine junge Dame. Am Geburtstage der kleinen Prinzessin, Tochter der Herzogin von Berry, ließ man sich nach den ärmsten und ältesten Personen des Dorfes erkundigen, von welchen jeder anderthalb Guineen verabreicht

wurden." Der König vermied jede Gesellschaft geflissentlich; seine Umgebung aber fing an, auf die Aufmerksamkeit und Gastfreundlichkeit, die ihnen von dem umwohnenden Adel zu Theil ward, den gehörigen Werth zu legen. Dem Lieutenant Symons, Kommandanten des Dampfbootes Meteor, wurde von Seiten Karls eine hübsche goldene Tabaksdose überreicht, für die Freundlichkeit und das zuvorkommende Wesen, welche er gegen den König auf der Fahrt von Cowes nach Poole bewiesen habe. Die Mannschaft erhielt zehn Pfund. Weder Karl noch Jemand von seiner Familie wünschten die Entfernung von Lullworth; vielmehr schieden sie sichtbar gegen ihren Willen und mit Schmerzgefühl von diesem Orte. Die Abreise hatte ihren Grund in der angelegenen Sorge unserer Regierung, jeden Schein eines Neutralitätsbruches zwischen den beiden Parteien in Frankreich zu vermeiden, der durch die Residenz an einer Küste, von wo so leicht Unterhandlungen mit Frankreich angeknüpft werden konnten, vielleicht hätte entstehen dürfen. Im Augenblicke des Aufbruchs knieten (?) die englischen Bedienten in der Halle nieder, um sich von dem Könige zu verabschieden. Er redete sie freundlich und liebevoll an, hieß sie aufstehen und gab ihnen, Thränen im Auge, seinen letzten Segen, mit den Worten: „Gott mit Euch! Gott segne Euch!" Die Bewohner des Dorfes drängten sich um die Kutschen der königlichen Familie her, und ihre traurige Miene zeigte deutlich, wie ungern sie das Scheiden so gütiger Wohlthäter sahen.

Zur Geschichte der Censur.

Oeuvres de Michel Lepelletier Saint-Fargeau, Député aux assemblées constituante et conventionnelle, assassiné le 20 Janvier 1793, précédées de sa vie, par Félix Lepelletier, son frère. Bruxelles chez Lacrosse, imprimeur-libraire. 8vo. 502 pp.

„1 Mai 1827.

„Dieses Werk ist dem französischen Volke zugeeignet, d. h. den Jakobinern der Revolution von dem Jakobiner Felix Lepelletier. Warum muß es nun in Brüssel erscheinen? Der Herausgeber belehrt uns darüber selbst mit, größter Naivität, in dem Vorworte, worin er gesteht, daß er dadurch die Beschlagnahme und Prozesse vermeiden wolle, die er in Frankreich riskirt hätte. Somit erkennt er an, daß diese Herausgabe ein Verbrechen oder ein Vergehen sey, welches die französischen Gesetze vorgesehen haben. Grund genug für die Regierung, den Eintritt eines solchen Buches in das Königreich zu untersagen, und es in allen Buchhandlungen, wo es zum Verkauf ausgeboten wird, wegnehmen zu lassen. Das ganze Buch enthält nur einen Gedanken, nämlich das königsmörderische Votum, dessen Michel Lepelletier sich schuldig machte, und welches gerechter Unwille und Schauder ihn durch einen schnellen gewaltsamen Tod versöhnen ließen, nicht bloß zu rechtfertigen, sondern zu Ehren zu bringen und zu verherrlichen. Die Apologie des Königsmörders] findet sich in allen Theilen des Werkes, namentlich in der Zueignung an das französische Volk, in den Betrachtungen, welche dem Volum als Motive vorausgeschickt werden, und in den historischen Dokumenten in Bezug auf den Tod des Königsmörders. Ich beschränke mich auf wenige Belege. Der Herausgeber sagt; „„Die Ansicht und die Abstimmung meines Bruders gehörten zu jenen Handlungen, wie sie nur aus den bürgerlichsten Gesinnungen und der unbedingtesten Aufopferung für das Wohl und den Ruhm der französischen Nation entspringen konnten (S. 6). Hat der Tod ein Leben abgekürzt, das dem Vaterlande geweiht war, so begründete er Michel Lepelletiers Ansprüche auf Ruhm um so stärker. „Vaterland und Ruhm! Was kann man um dieser Beiden willen bedauern? (S. 11) Ein gewaltsamer und frühzeitiger Tod, weit entfernt, überlegenen Geistern Abbruch zu thun, öffnet ihnen nur um so früher die Pforten des Tempels der Unsterblichkeit. Michel Lepelletier hat in der Revolution nur Eine Bahn verfolgt, die wahre, sichere und unverkennbare, auf welche stets diejenigen Menschen sich werfen werden, die kein anderer Ehrgeiz beseelt, als ihrem Vaterlande zu dienen, und diese Bahn hat er mit seinem Blute versiegelt (S. 17). Mit seinen Tugenden und seinen Talenten unterstützte er den erhabenen Aufschwung des französischen Volkes zur republikanischen Regierung in einem Augenblicke, als die Verrätherei und die Unerfahrenheit der konstitutionell-monarchischen Behörden die Nation zwang, in sich selbst das Mittel des Heils zu suchen (S. 18). Mitten in jenem ewig denkwürdigen Kampfe, als der Despotismus zum letzten Mal ein wildes Geschrei ausstieß und sein verderbliches Gift ausspritzte, und die Republik stark durch ihre Tugenden ihren in Vorurtheilen gealterten und durch einen Auswurf von Sklaven vertheidigten Gegner vernichtete, damals half Michel Lepelletier die Republik gründen (S. 55 f.). Und bei der großen Frage über die Schuld Ludwigs XVI, als Frankreich mit lauter Stimme begehrte, daß der Monarch gerichtet würde, bewies er mit derselben Weisheit, mit welcher er alle Fragen durchschaute, worin es sich um das Wohl des Volkes handelte, daß, wollte man die konstitutionelle Unverletzbarkeit zu Gunsten Ludwigs geltend machen, Dieß so Viel heiße als ihn mit der Toga der Unsterblichkeit bekleiden, welche nur der Nation gebührte (S. 59). Er stimmte auf den Tod, und zwar sollte dieser der einzige Fall seyn, den er in seiner Theorie der Abschaffung der Todesstrafe zugelassen wissen wollte (S. 59). Darum wurde er aber auch der erste Märtyrer der Freiheit""' (S. 65). „Nach dieser Apologie des Königsmordes ruft der Verfasser aus: „„Wann werden die schönen Tage der Völker wiederkehren? Warum bleiben die alten Dynastien hinter der Menschheit zurück? Wenn die Könige sich nicht durch verkehrte Rathschläge leiten ließen, so würden sie Verfassungen aus den Händen der Völker annehmen. Ach! wenn sie die wahre Quelle aller Gewalt kennten! Warum wurden die alten Nachkömmlinge Hugo Capets, nachdem sie Hausmeister des Palastes zu Versahren gehabt, nicht Großhausmeister der Nation? Warum verwandelten sie nicht den Thron in eine Municipalwarte, von deren Höhe herab sie für die Freiheit wachen konnten? Dann wäre die Monarchie eine gemeinnützige Sache, der Mensch behandelte den Monarchen als Bruder, wir nennten sie Republikaner""' (S. 76 f.) „Wie viele Leute, selbst solche, die noch vor Kurzem Royalisten waren, denken und sprechen heut zu Tage wie dieser alte Republikaner?"

Les amis de la liberté de la presse. Lettre d'un jeune Pair de France aux Français de son age. Une feuille in 8vo. Paris, chez Lenormand, imprimeur du roi

„Hr. v. Chateaubriand hat Wort gehalten. Ganze Arsenale von Broschüren öffnen sich. Nach dieser Schrift des Hrn. v. Montalivet *) erfreuen sich die Freunde der Freiheit großer Erfolge. Ihre Bekanntmachungen wurden in den Departementen mit einem lebhaften Enthusiasmus aufgenommen. Die Nachfrage wird immer stärker. Verzweigungen der Muttergesellschaft bilden sich in den größern Städten und besorgen die Drucke der schlechten Schriften. Hr. v. Montalivet erklärt diese Ueberschwemmung mit Broschüren, welche sich über ganz Frankreich verbreitet, ohne daß man in Paris davon Etwas merkt. Aus guten Gründen, sagt er, bedient sich die Gesellschaft der Freunde der Freiheit nicht des Weges der Posten um ihre Versendungen zu machen. Er fordert schließlich alle Abnehmer auf, schnell zu lesen, damit die Cirkulation rasch von Hand zu Hand gehe."

Vermischte Nachrichten.

Sollte die Eisenbahn zwischen Manchester und Liverpool die Erwartungen, welche man von ihr hegt, befriedigen, so wird sie mit einer andern zwischen Leeds und Selby befindlichen Eisenbahn über Bradford und Halifax her verbunden werden. Auch von einer Eisenbahn zwischen London und Liverpool über Birmingham ist die Rede, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß von hier eine Linie bis Selby, ja endlich bis Newcastle und Edinburgh geführt werde.

Unterm 16 Januar d. J. hat der Kaiser von China ein neues Verbot gegen die Einfuhr des Opiums und die Ausfuhr des Silbers erlassen. Das kaiserliche Dekret beklagt sich, daß China mit schlechtem ausländischem Geld überschwemmt werde, während das ächte Silber außer Landes gehe, so daß der Preis desselben von Jahr zu Jahr steige." Das Opium sey jedoch noch eine verderblichere Landplage als das fremde Geld — „ein stinkender Unflath auswärtiger Barbarei."

In Paris wurde eine schöne bronzene Denkmünze geschlagen, welche auf einer Seite die Inschrift trägt: „Das französische Volk der englischen Nation. Paris, 27, 28 und 29 Juli 1830;" auf der andern die Attribute der Freiheit, mit den Worten: „Friede und Freiheit. — Alle Menschen sind Brüder."

*) Des gegenwärtigen Ministers.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 326. 22 November 1830.

Weibliche Charakterzüge aus der Geschichte des südamerikanischen Befreiungskriegs.

Bereits mehrere Jahre vor den großen Ereignissen, welche die Befreiung Südamerika's von der spanischen Herrschaft herbeiführten, und in einem so glänzenden Licht die Kraft, die Tapferkeit und den vaterländischen Sinn einer Bevölkerung erscheinen ließen, die man durch das lang lastende Joch des Despotismus so tief erniedrigt glaubte, lieferten die amerikanischen Frauen vielfache Beweise eines Geistes, der des bevorstehenden großen Kampfes würdig war. Im J. 1806 besetzten die Engländer Buenos-Ayres, da hörte man eine Frau zu ihrem Gatten, der in den Streit zog, sagen: „Ich glaube nicht, daß Du ein Feiger bist; aber solltest Du das Unglück haben zu fliehen, so suche Dir nur ein anderes Haus, Deine Schande darin zu verbergen. Dieses bleibt Dir für immer verschlossen." Es gab Frauen, die sich nicht darauf beschränkten, ihre Männer oder ihre Geliebten durch Worte anzufeuern, sondern die sich auf dem Schlachtfeld auszeichneten. Donna Manuela Pedraza wurde zur Belohnung ihrer Verdienste zum Lieutenant erhoben. Nach der Niederlage der Engländer traten Mitleid und Sanftmuth in dem Herzen dieser edeln Kriegerinnen wieder in ihre Rechte ein: sie pflegten und verbanden die Besiegten.

Gehen wir auf den Unabhängigkeitskrieg über — einen Krieg, der durch seinen Reichthum an wunderbaren Thaten und grauenvollen Freveln wie an entsetzlichen und unerwarteten Katastrophen in der Weltgeschichte einzig ist — so sind wir verlegen über die Auswahl der Beispiele des Heldenmuthes der Frauen während dieser Krisis. In Buenos-Ayres, der ersten Stadt, welche das Panier der Freiheit erhob, zeigte sich von Anfang ihre begeisterte Anhänglichkeit an die Nationalsache. Die reichen legten ihre Juwelen und ihren Schmuck auf dem Altar des Vaterlandes nieder — die von der niedern Klasse brachten den Ertrag ihrer Arbeit zum Opfer — alle wetteiferten durch Rede und Beispiel den Enthusiasmus ihrer Brüder, ihrer Gatten und ihrer Väter anzufachen; Damen aus den ersten Häusern, wie die Quintanas, die Escaladas, die Buchardos, die Salas, die Castellis rc. ließen Gewehre verfertigen, worauf ihre Namen eingegraben waren, und vertheilten sie unter den Truppen. Diese patriotische Leidenschaft hinderte jedoch die schönen Portennas (der Name, welchen die Spanier den Bewohnerinnen von Buenos-Ayres geben) keineswegs, die gefangenen Spanier und die Geächteten von allen Parteien mit Menschlichkeit zu behandeln. Die andern Provinzen ahmten das Beispiel der Hauptstadt nach. Als im J. 1810 das Hülfsheer von Buenos-Ayres nach Cordova marschirte, bot die Witwe eines Postmeisters in den Umgebungen dieser Stadt dem General Balcarce ihre Pferde und ihr ganzes Vermögen an. Der General schlug das edle Erbieten aus, und erinnerte sie, daß sie Pflichten gegen ihre Kinder zu erfüllen habe. „Gut," erwiederte die Frau, „wenn Sie in diesem Augenblick mein Vermögen nicht wollen, so werde ich fortfahren, es im Namen der Republik zu verwalten, der es dann zu Dienst steht, wenn sie es braucht; was meine Kinder betrifft, so gehören sie wie ich dem Vaterland an." Als nicht lange darauf das Heer sich nach San Juan del Estero wandte, kam zu Don J. Castelli, einem der Repräsentanten der Republik, in der Nähe der Post von Monogosta eine alte blinde Frau, die ihm eine Blume brachte, die einzige Gabe, womit sie ihm ihre Achtung zu erkennen geben konnte. Auf Castelli's Frage, wie alt sie sey, weigerte sie sich zu antworten: endlich sagte sie lächelnd: „Ich bin nicht so alt, als Sie glauben; ich bin erst vier Monat alt; ich bin geboren am 25 Mai dieses Jahrs; vor dieser Zeit hatte ich nicht gelebt." Am 25 Mai 1810 hatte Buenos-Ayres seine Unabhängigkeit verkündigt.

Je weiter der Kampf über Südamerika sich verbreitete, desto mehr vervielfältigten sich die Beispiele von Patriotismus unter den Frauen. Die Provinzen Chuquisaca, Cochamba, La Paz blieben in dieser Hinsicht nicht hinter Buenos-Ayres zurück. Daher so oft die Laune des Kriegsglücks sich für die Spanier erklärte, ermangelten diese nicht, mit ihrer Rache auch die Frauen heimzusuchen. Bei der Dämpfung des ersten Aufstandes in Chuquisaca ächtete der General Nieto mehrere der ausgezeichnetsten Damen der Stadt. Donna Teresa Lemoine ward all ihrer Güter beraubt und zur Verbannung verurtheilt; mit ihren neun Kindern mußte sie zu Fuß mitten durch Wälder und Einöden wandern; allein diese heldenmüthige Frau ließ den Muth nicht sinken, und den Blick in die Zukunft gerichtet sagte sie: „Diese Wolke kann die Sonne der Freiheit zwar verdunkeln aber nur auf kurze Zeit." Sie blieb an dem Ort ihres Exils, bis die Patrioten von Neuem die Oberhand gewannen und sie im Triumph nach ihrer Vaterstadt abhol-

ten. Nach dem Sieg von Suipacha im November 1810 zog Castelli in Chuquisaca ein; eine Deputation von Frauen kam ihm entgegen, an deren Spitze Donna Mercedes Tapia sich befand, eine eben so sehr durch ihre blendende Schönheit als ihre glühende Vaterlandsliebe merkwürdige Frau. Sie hielt an die Soldaten folgende Anrede: „Wäre es möglich, daß unsere Mitbürger länger dieser Rechte verlustig seyn könnten, deren Besitz ihnen allein in unsern Augen Achtung verleiht? Nein ich lese in Euren kriegerischen Zügen den Entschluß dieses entehrende Joch für immer abzuschütteln. Was uns anbelangt, so bringen wir mit Freuden jedes Opfer, wo es gilt beizutragen, daß unsere Gatten, unsere Brüder, unsere Väter, unsere Geliebten freie Männer werden. Hier die Kleinodien, die Pfänder Euerer Liebe, können wir sie besser anwenden als für Euch? Wenn Ihr als Sieger kehrt, bedürfen wir dann Euch zu gefallen des Putzes? Kehret Ihr aber als Besiegte, welche amerikanische Frau wird sich schmücken, den Feinden des Vaterlands zu gefallen? Indem wird uns von einander trennen, verzichten wir nicht auf Alles? Auf also zu den Waffen! In den Kampf! Versiegelt mit Euerem Blut Eure Freiheit, unsere Freiheit; bewährt Euch als würdige Söhne des unterdrückten America's. Wir bleiben und flechten inzwischen Kränze um damit die Sieger zu bewillkommen; wir pflegen die Kranken und Verwundeten; wir trösten die Witwen und sorgen für ihre Bedürfnisse; geht und kommt sieghaft zurück!" Nach der Niederlage von Guaqui drangen die Spanier nach Chuquisaca vor, und die liebenswürdige und beredte Donna Mercedes Tapia war einer der ersten Gegenstände ihrer Wuth. Indeß trotz den grausamsten Verfolgungen und ehrlosesten Mißhandlungen lebte sie lange genug, um noch die Nachricht von dem Sieg der Patrioten bei Salta zu vernehmen: sie starb in dem frohen Gefühl daß das Vaterland gerettet sey. Noch wilder wütheten die rohen Söldlinge des Despotismus gegen die Töchter von La Paz, welche der Sache der Unabhängigkeit mit demselben Enthusiasmus anhingen. Sie ließen sich nicht schrecken, mitten unter den Bayonetten der Feinde und fast unter den Augen des barbarischen Goyeneche fuhren sie fort, durch Zusendung von Lebensmitteln, Munition und Geld den Republikanern Vorschub zu leisten. Vor und nach den Niederlagen von Guaqui, Vilcapevo und Viluma verleugnete sich ihre Standhaftigkeit keinen Augenblick. Die unerhörten Grausamkeiten eines Sanchez, Ramirez, Lima, Ricafort, die zerstückelten Glieder der Patrioten, welche man als Trophäen herumtrug, und hinter welchen herzugehen man sie zwang — Nichts konnte sie erschüttern; sie hörten nicht auf, alle Hülfsquellen weiblicher Schlauheit aufzubieten, um ihre Unterdrücker zu täuschen und die große Angelegenheit ihrer Landsleute nach Kräften zu fördern.

(Fortsetzung folgt.)

Der gegenwärtige Geist Roms.

(Schluß.)

Als die Oesterreicher — gemächlich durch Mittelitalien einherziehend — endlich vor Roms Thoren angelangt, und ihre Zelte auf dem Flachland und den Hügeln diesseits des Ponte Molle aufgeschlagen waren, da bot sich allerdings ein sehenswerthes oder mindestens neues Schauspiel dar, nach welchem die Fremden in Menge hinströmten; aber das römische Volk saß zu Haus; man schätzte sich die Sache wenig zur Ehre. Traurig, still, düster blieb es im österreichischen Lager; eine Sympathie der Römer für die Neapolitaner, die allgemein sehr bedenklich schien. — Ohne Rom zu betreten, zogen die Oesterreicher an der Porta Flaminia vorüber nach Tivoli, Frascati und Albano.

Einige Zeit nachher wurde ein Todesurtheil in Rom gesprochen. Die Verhandlung hatte, wie gewöhnlich, bei verschlossenen Thüren Statt gehabt und das Verbrechen ward nicht bekannt; aber ein Gerücht verbreitete sich im Publikum, der Verurtheilte sey ein Carbonaro, der sein Leben durch Angabe seiner Mitschuldigen nicht habe erkaufen wollen. Darüber eine unglaubliche Gährung im Volk! Handschriftliche Anschläge in kaum leserlichen Zügen verkündeten die Hinrichtung auf Morgen; den Namen, welchen dem Verbrecher in denselben beigelegt wurde, kannte Niemand. Am folgenden Tage drängte sich die Menge gegen den Volksplatz, wo ein Schaffot errichtet war. Um zwölf Uhr, der zur Execution bestimmten Stunde, erfuhr man, der Verurtheilte weigere sich, die Verzeihung der Kirche zu empfangen; augenblicklich eilte Alles nach den benachbarten Kirchen, warf sich auf die Knie und richtete mit gefalteten Händen die heißesten Gebete um Bekehrung des Sünders zum Himmel. Drei Stunden lang hielt dieses Liebeswerk für die Seele des Schlachtopfers an, und gewann noch besondere Stärke, als endlich der Pabst *selbst öffentliche* Gebete verordnete und ganz Rom zu *denselben zusammenrief*. *) Indessen verstrich die zur Rettung einer Christenseele gesetzte Frist, und der Verbrecher ward dem weltlichen Arm überliefert. Er erschien auf der Piazza, die sich schnell wieder mit einer von Erbarmen und Mitleid glühenden Menge gefüllt hatte; unter düsterer Stille erstieg er das Gerüste; als aber sein blutiges Haupt auf den Brettern hinrollte, ertönte ein Schrei des Jammers, ein plötzlicher einstimmiger Anruf an die Jungfrau Maria, und wie eine stürmische Meeresebbe zog sich das Volk von dem ungeheuren Platz und der Höhe de la Trinita zurück. Die ganze Besatzung blieb einen Theil der Nacht und den folgenden Tag über unterm Gewehr. Als Abends die Sonne in den Goldwolken über Monte Mario hinabsank und eine würzige Luft die Blumengesträuche von Villa Borghese fächelte, da war der große Spazierweg öde und eine Todtentrauer lag über der ganzen Stadt; nur aus den beiden Kirchen bei der Piazza erklangen die letzten Verse eines de profundis, abgesungen von den barmherzigen Brüdern für die Seelenruhe des Hingerichteten. — — —

Wie weit indessen auch die Vorliebe mancher Klassen in Rom für die Ereignisse in Neapel gegangen seyn, wie viele Plane zum Widerstand sie in den Herzen der Bürger erweckt haben mag, so glaube ich dennoch, daß dergleichen Wünsche in Rom nothwendig

*) So zeigte Pabst Klemens VIII im Jahr 1599 die ängstlichste Sorge für das Seelenheil des schönen Schlachtopfers, Beatrice Cenci, die ebenfalls die Tröstungen der Religion vor ihrer Hinrichtung von sich weisen wollte.

sehr unfruchtbar bleiben mußten. Die Reaktion in Neapel im Jahr 1821 zeigte, wie nichtig die Hoffnungen waren, eine Reform in Italien durch Gewalt bewirken zu können. Das glorreiche Beispiel der neuesten französischen Umwälzung läßt sich auf jenes Land nicht anwenden, denn die Pariser wurden zuerst angegriffen, sie begannen nicht von ihrer Seite aus den Angriff, wie dort nothwendig geschehen müßte, wo sich das Volk auf kein ihm entrissenes Recht berufen kann. Ueberdieß wäre ein solcher Versuch in Italien, das jeder fremden Intervention *) offen steht, mißlicher, als irgendwo.

Was ist hieraus zu schließen? Wird dieses edle Land zu ewiger Vasallenschaft bestimmt seyn? Insbesondere Rom, das heiße, stolze Rom, wird es trotz dem Reichthum seines Bodens, dem Genie seiner Bewohner, trotz seiner glücklichen Lage zwischen zwei Meeren, ewig in seinem jetzigen Zustand beharren — sedet aeternumque sedebit — gleich jenem Theseus in der Fabel? Nein, die Vernunft giebt einen solchen Widerspruch in der Entwickelung des Menschengeistes nicht zu. Wir zweifeln nicht, daß die Päbste, belehrt durch das Beispiel der andern europäischen Mächte, früher oder später das Bedürfniß fühlen werden, sich vor Gott und Menschen jeder Verantwortlichkeit in der zeitlichen Verwaltung ihrer Staaten zu entlasten. Das Prinzip der Volksrepräsentation, das man seinem Ursprung nach leicht den Einrichtungen der Kirche selbst verdanken dürfte, wird mit der Zeit auch in Rom Wurzel fassen, die Dinge dieser Welt und die des jenseitigen Lebens werden sich gebührender Maßen von einander trennen, und erstere dem Volk als sein ursprüngliches Recht wieder zufallen. Die weltliche Politik wird sich ein minder heiliges Asyl aussuchen, als den Altar der Kirche, und der Gesetzgeber für dieses Erden-Leben nicht mehr mit stolzer Verachtung auf die menschliche Schwäche blicken, oder in frommer Andacht sich bloß in das Geheimniß einer höhern Welt vertiefen.

*) Diejenige von 1815 und die von 1821 trugen dem Königreich Neapel zusammen 500 Millionen Franken Kontribution ein, und nöthigten dasselbe zu auswärtigen Anlehen, so daß für ein fast ganz in die Hände von Fremden übergangenes Kapital an andere Fremde jährlich 19,755,095 Franken Zinsen bezahlt werden müssen.

Die egyptische Zeitung.

Endlich sind uns mehrere Blätter der seit einem Jahr zu Kairo erscheinenden arabisch-türkischen Zeitung zu Händen gekommen, und wir sind im Stande, über diese vielfach merkwürdige literarische Erscheinung Bericht zu erstatten. Die vor uns liegenden frischesten Blätter sind die sieben von Nro. 150 bis 156, vom 9 Silhidsche 1245 d. H. bis 3 Moharrem 1246 (12 Juni 1830). Da das letzte Stück das erste des jetzt laufenden Jahrs der Hidschret ist, so erhellt daraus, daß die Numern nicht mit dem Jahr anfangen, sondern vom Beginn an fortlaufen. Sehr merkwürdig ist es, daß das unter den Numern gesetzte Wort Zahl keineswegs das gewöhnliche arabische oder türkische aaded, sondern das verstümmelt italienische Numero als Numera geschrieben ist; darunter steht (gleich oben Eingangs): Gedruckt in der Druckerei des Diwans der egyptischen Begebenheiten im landesherrlichen Schloß; darunter das Datum des Monats und des Wochentages, gegenüber dem länglichen Viereck, welches Druckort, Numer und Datum enthält; auf der linken Seite ein anderes in sieben Kolumnen getheiltes Viereck mit der Ueberschrift: Misani hawai Misr, d. i. Wage der Luft Egyptens, oder Barometerstand. Die sieben Kolumnen von der Rechten zur Linken enthalten folgende Aufschriften: 1) Datum, 2) Wochentage, 3) Morgens, 4) Mittags, 5) Nachmittags, 6) Abends, 7) nach Sonnenuntergang (zwei Stunden). Zwischen diesen beiden beschriebenen länglichen Vierecken in der Mitte ein kleineres mit Vignette und Titel, nämlich eine Pyramide, hinter welcher die Sonne auf- oder untergeht und eine Palme. Der Titel ist der Vorderseite der Pyramide eingeschrieben: Wekoain Mißrije, d. i. die egyptischen Begebenheiten. Die Blätter erscheinen nicht an bestimmten Tagen, sondern bald in kürzerem, bald in längerem Zwischenraum, nach Willkür, wie aus den Daten der uns vorliegenden sieben Blätter zu sehen, als 150 9 Silhidsche (Dienstag), 151 16 Silhidsche (Dienstag), 152 18 Silhidsche (Donnerstag), 153 22 Silhidsche (Montag), 154 24 Silhidsche (Mittwoch). Beiläufig sey gesagt, daß aus diesen sich entsprechenden Monatstagen und Wochentagen des christlichen und moslimischen Kalenders erhellt, daß die Daten der Hidschret nur nach den Tafeln der art de vérifier les dates und Litrows Kalenderkunde, wo die Hidschret auf den 16 Juli 622 angesetzt ist, richtig berechnet werden können, und nicht nach Degnignes und Ideler, welche den 15 Juli als den Tag der Hidschret angenommen haben. Das Format der Blätter bis 154 ist das des Journal des Débats, das letzte Blatt des J. d. H. 1245 und das erste des J. d. H. 1246 sind in größerem Format, wie das des englischen Courier. Die Zeitung ist durchaus in zwei Spalten gedruckt, die rechter Hand türkisch, die linker Hand arabisch, bald Jenes aus Diesem, bald Dieses aus Jenem übersetzt — eine vortreffliche Uebung für die beider Sprachen Beflissenen. Wir geben nun die Ueberschriften der Artikel nebst ein Paar Worten über ihren Inhalt:

Nro. 150. Neuigkeiten der Rathsversammlungen *): auf Anzeige des Scheunenaufsehers **) der Preis des Erdeb Gerste auf 10½ Rial gesetzt. Neuigkeiten des landesherrlichen Diwans ***): ein im Diwan entschiedener Diebsprozeß. Neuigkeiten der Rathsversammlungen: Ausbesserung der Bohnenscheune zu Damiat; deto beschlossen, daß vom Diwan aus auf eine Vorstellung Ahmed Pascha's, des Präfekten (Mudebbir) von Wustaniet, die von ihm begehrte Verfügung in Betreff des Kornpreises getroffen werden solle; deto beschlossen eine Weisung des Diwans an den Memur (bestellten Kreishauptmann) von Keljnbiet wegen einer Schuldeintreibung; deto Rathschluß einer Weisung vom Diwan aus wegen Herschaffung von 40 Kamelen zum Brückenbau des Kanals Saferani; deto Rathschluß in einem Schuldenprozeß zwischen einem Christen und Juden; deto Rathschluß einer Weisung des Diwans an die Memure von Manßura und Mahallet Dimnet wegen einer Baumwollieferung an den Kreishauptmann von Keljnbijet zum Bedarf der Fabriken. Neuigkeiten von Alexandria: das Einlaufen dreier Schiffe; deto das Einlaufen eines Schooners ****), des Beg von Rhodos, eines Schiffes von Megri (Macri) mit Holz.

Nro. 151. Glückwunsch zum Opferfest (10 Silhidsche der kleine Beiram); Glückwünsche von Ibrahim Pascha empfangen. Neuigkeiten des landesheerlichen Diwans: Anklage wegen Diebstahls mit Einbruch, der Beklagte nicht überwiesen, aber fernere Untersuchung angeordnet; deto eine Klage über Diebstahl an die Gerichtsbehörde verwiesen; deto ein Mehlprozeß; deto Klage eines bei einem Scherbetverkäufer angeblich verlorenen Beutels, wegen Mangel an Beweisen an die Gerichtsbehörde verwiesen; deto eine Untersuchung angeordnet. Neuigkeiten der Rathsversammlung: Rathschluß einer Weisung des Diwans an den Lieferanten des für die Uniformen der Truppen nöthigen gesponnenen Goldes. Neuigkeiten Alexandria's: Einlaufen zweier Schiffe von Antalia mit Holz.

Nro. 152. Uebersetzung aus französischen Zeitungen, die hölzernen in Frankreich zur Expedition nach Algier bestimmten Hütten †) betreffend; deto in Betreff der Griechen sey noch Nichts geregelt, Leopold, Prinz von Koburg, werde die Leitung nicht übernehmen, sein Vorfahrer im Herrscherthum, Kapodistria, begehre die Bezahlung der Ausgaben zweier Jahre. Neuigkeiten des landesherrlichen Diwans: ein Zau-

*) Türkisch Medschlisi meschweret hawadisi, arabisch Hawadis medschlisil-meschweret.

**) Das arabische Wort Schune ist augenscheinlich dasselbe wie das deutsche Scheune.

***) Türkisch Diwani chidiwi hawadisi, arabisch Hawadised Diwan el-chidiwi.

****) Uskuna.

†) Kolipa, ganz das deutsche landschaftliche Kaluppe.

bereiprozeß: Beklagter, welcher angeschuldigt wird, durch Zaubereiformeln, mit denen er Heilung versprach, Krankheit und Tod bewirkt zu haben, gesteht, zwei Koransverse auf einen Zettel geschrieben und dafür 11 Piaster genommen zu haben. Entscheidung (zur Ehre des Diwans): „Da „es bekannt, daß die Zauberei unter die eingebildeten phantastischen Dinge „gehört *), Beklagter, auch ein Idiot, aber 11 Piaster genommen zu ha„ben schuldig, soll er an den Scheich der Moschee Esber zur Zurechtweisung „geschickt, in der Moschee aber nicht geduldet, sondern auf sein Dorf zurückgewiesen werden"; deto Schuldenprozeß, wo Beklagter, troz seinen Exceptionen, wohl durchgeprügelt und sechs Monate unter die Erde eingesperrt zu werden verurtheilt wird; deto eine Sklavin, weil der Kauf rechtsungiltig, zurückgestellt. Neuigkeiten der Rathsversammlung: Rathschluß in Betreff der Eintreibung einer Summe von eingeklagten Wechseln; deto Rathschluß betreffendeine Weisung von Seite des Diwans wegen schneller Einlieferung benöthigten Mehls. Nachrichten Alexandria's: ein Schahtur des gnädigen Herrn, des Vicekönigs, mit 40 Pferden und einer Ladung von Charruben von Tarsus eingelaufen; deto ein deutsches Schiff mit Holz und Waaren und einem fränkischen Reisenden, dem Kaufmann Fua Marburgo, in 25 Tagen von Venedig eingelaufen; den Beschluß des Blattes macht die Liste der im Monat Schewal von Alexandria ausgeführten Artikel, nämlich: Salniter Körbe 100, Baumwollballen 20, Leinsamen Erdebe 600, Bohnen Erdebe 1000, Reis 75, Häute Bündel 14, Bohnen Erdebe 300, Kaffee Farde 3, Leinwand Ballen 2, Häute Ballen 28, Kaffee Farden 2, Opium Kiste 1, Bohnen Erdebe 1750, Baumwolle Ballen 127, Harz Denke 44, Bohnen Erdebe 500, Muscheln Kafes (Käfige) 12, Kaffee Farden 10, Henna Ballen 29, Kaffee Farden 16, Harz Denke 5, Kaffee Farden 6, Leinsamen Erdebe 665, Baumwolle Ballen 45 und Leinsamen Erdebe 814. (Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Man kennt Napoleons Armeebulletins, und ihre übertriebene Sprache ist fast sprichwörtlich geworden; wenn man sie aber mit denen Wellingtons vergleicht, die nicht Jedermann kennt, so wird man die etwas affektirte Schwülstigkeit des Erstern vergessen und sich über die Rohheit des Leztern wundern. In einem seiner Briefe an Sir Thomas Moore vom Jahre 1800 heißt es: „Ich nahm und zerstörte Dundia's Gepäck und sechs Kanonen, und jagte gegen 4000 Mann in die Malpurba, wo sie ertranken. Am 26 Juli stürmte ich Dummull. Dundias Leute lassen ihn überall im Stiche, da sie den Spaß gegenwärtig nicht sonderlich unterhaltend finden. Der Krieg ist deßhalb beinahe zu Ende; noch ein Schlag, den ich gegen ihn und die Bondscharri's in dem Kenturland beabsichtige, und aller Wahrscheinlichkeit nach sind wir fertig." Kein Wort des Lobes für Die, welche ihm diese Lorberen erfechten halfen, und kein Wort des Bedauerns für die armen Teufel, die ihre Pflicht thaten, indem sie ihren Fürsten gegen Etwas, was in ihrer Meinung eine Invasion von Räubern war, vertheidigten. Ein ächtes Tafelstück für die Sentimentalität der ehrbaren Kompagnie! Wie wurde Napoleon gelästert, daß er in Jaffa 1200 türkische Gefangene niedermachen ließ, zu denen er sich versehen mußte, daß wenn er sie freiließe, sie gleich wieder gegen ihn in den Waffen stehen würden, nachdem sie ihr Wort schon früher gebrochen hatten. Dafür war Napoleon der „Mordteufel, der Blutsäufer" gescholten, und Sir Robert Wilson konnte keine Nacht schlafen, ohne daß ihm von Napoleon dem Menschenfresser träumte. Wellington dagegen hatte es mit einem Haufen von Bauern zu thun, die besiegt sich jedes Joch gefallen lassen. Diese Bauern mußten zu Tausenden in den Tod! Eine zweite Probe: „Oberst Montressor hat seine Sache in Bullum gut gemacht; er hat geschlagen, gesengt, geplündert in allen Theilen des Landes. Aber ich bin doch der Meinung, daß noch Nichts gethan ist, um der Rebellion in Bullum ein Ziel zu setzen, und daß bei der Annäherung der Regenzeit die weitern Maßregeln unmöglich werden, die meines Dafürhaltens allein im Stande sind, Kistnapa Naigh vollends zu Paren zu treiben!" Also war noch Nichts gethan, nachdem in allen Theilen des Landes geschlagen, gesengt, geplündert war." Unsere beschränkte Phantasie weiß eigentlich nicht, was man Mehr thun kann, als schlagen, sengen, plündern, zerstören. Endlich noch eine Probe: „Meine Truppen sind gesund und in hohem Jubel, und ihre Taschen voll Geld, dem Ertrag der Plünderung. Ich denke übrigens, ein Vorrath von Reis in Hullihall käme uns nicht ungeschickt; denn wenn wir ihn auch nicht brauchen, so will die Ausgabe ja doch Nichts heißen. In der Provinz Bridnur verwendeten wir die Kavallerie des Radscha, und nahmen mit Hülfe unserer Infanterie eine Anzahl Diebe gefangen; einige derselben wurden gehenkt, andere auf verschiedene Weise streng gezüchtigt. Die Folge war, daß dieses Land in neuester Zeit nicht mehr von ihnen heimgesucht wurde; und vermuthlich wird eine ähnliche Operation in Sunda dieselbe Wirkung hervorbringen. Ich rathe Ihnen recht sehr, lassen Sie sich durch die Mahrattengrenze in Ihrer Jagd nicht aufhalten, wenn Sie ein Mal das Wild aufgescheucht haben. Zwei oder drei hübsche Hetzen, wo Sie jedes Mal ein halb Dutzend zusammenhauen, werden die Diebe schon einen andern Schauplatz für ihre Operationen suchen lehren!" So der Ruhm und die Maxime indischer Krieger, so die poetische Begeisterung des jungen Helden!!

*) We innes-sihr malumun innehu min el-umuril mewhumeti el-chialijeti.

*

Die gepflasterte Oberfläche von Paris beträgt drei Millionen Metres. In diesem ungeheuern Bezirke zählte man 4055 Pflasterbarrikaden, wobei jedoch diejenigen Verrammlungen, wozu man die Bäume der Boulevards, das Zimmerholz zu neuen Häusern, Wägen, Möbeln und selbst menschliche Cadaver nahm, nicht in Anschlag kommen. Diese 4055 Pflasterbarrikaden verbreiteten sich über einen Raum von 125,000 Metres, somit etwa über den zwanzigsten Theil des Pflasters von Paris; da nun jedes Metre 25 Pflastersteine enthält, so waren im Ganzen 3,125,000 Steine aufgerissen. Im Durchschnitte wiegt ein Stein 50 Pf., folglich stand dem Volke eine Masse von 156,250,000 Pf. zu Gebote, hinter welcher es sich postiren oder die es an den Köpfen der königlichen Garden zerschmettern konnte. Von jenen 3,125,000 Steinen wurden 212,000 aus den Fenstern und von den Dächern der Häuser herabgeschleudert und zerbrochen. Die Wiederherstellung des Pflasters kostete 250,000 Fr. Zu einem ähnlichen Kostenanschlag in Bezug auf die Laternenpfähle mangelten genauere Daten. Indessen weiß man so Viel: Paris hat 1500 Gassen und 25,000 Häuser. Diese Gassen werden durch 6000 Laternen erhellt, die in einer Entfernung von je 62 Metres angebracht sind. Die Unterhaltung jeder Laterne kostet jährlich 105 Fr., und etwa die Hälfte dieser Summe geht für die erste Einrichtung auf. Die Mehrzahl der Laternenpfähle wurde aber der Polizei unbeschädigt wieder zugestellt. Nimmt man daher, freilich nach einem ziemlich willkürlichen Maßstabe, die Ausgaben zur Wiederherstellung der Beleuchtung zu 20,000 Fr. an, so hätte man im Ganzen 270,000 Fr. als materielle Unkosten der Revolution — so ziemlich dieselbe Summe, welche Karl X unter die Truppen vertheilte.

*

Die Kolonisten von Neu-Süd-Wales haben bekanntlich seit längerer Zeit um eine Verfassung nachgesucht. Nach Nachrichten vom 6 April hat nun der Gouverneur den Geschäftsgang der gesetzgebenden Versammlung regulirt. Bei Einreichung von Petitionen und Bills, bei Inweisung derselben an Ausschüsse, bei den Debatten darüber ꝛc. sollen so viel als möglich die Formen des englischen Parlaments beobachtet werden. Jedes Mitglied hat das Recht, Motionen zu machen, und durch die Stimmenmehrheit wird entschieden, ob darauf eingegangen werden soll. In Fällen, wo es sich um individuelle Rechte und Interessen handelt, kann die Versammlung Zeugen, sowohl Freie als Sträflinge, vor die Schranken laden. Ueber die Grenzen des Privatrechts scheint sich indeß bis jezt ihre Befugniß nicht zu erstrecken. Aus denselben Nachrichten erfährt man, daß das angebaute Land der Kolonie nicht über ein Achtel des Ganzen beträgt, daß noch zwei Achtel kulturfähig sind, hingegen der Rest aus unfruchtbaren, steinigen oder sumpfigen Gründen besteht. Die Sträflinge beschwerten sich damals über schlechtes Brod und Fleisch; das erstere war so schlecht, daß sie es häufig für die Schweine verkauften; auch kamen mehrere Fälle vor, wo Nahrungsmittel von ihnen mit Gewalt weggenommen wurden. Am 29 März wurden zwei Sträflinge wegen Ermordung eines Mitgefangenen in Moreton-Bai hingerichtet. Einer sagte auf dem Schaffot: „Ich will mich lieber aufknüpfen lassen, als nach Moreton-Bai zurück. Elend und Mißhandlung haben mich so weit gebracht." Moreton-Bai ist ein Strafort.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 327. 23 November 1830.

Die Abgötterei in Indien.

(Fortsetzung.)

„Damit es aber nicht scheint," fährt Hr. John Poynder fort, „als entwerfe Ward als christlicher Lehrer ein zu grelles Bild, so berufe ich mich auf einen Mann, bei dem man diese Uebertreibung nicht voraussetzen kann. Tytler bemerkt: „„der Einfluß der mancherlei unkeuschen Sagen,*) welche die Schasters von den hindu'schen Göttern berichten, und der Menge ihrer abscheulichen Lieder, die bei allen ihren Gottesdiensten gesungen werden, kann nicht anders, als höchst sittenverderblich seyn. Kein Laster giebt es, wofür ihre Mythologie ihnen nicht Vorgänge darbietet, und wenn sie an dem Beispiele nicht genug haben, so unterweist man sie noch, daß sie sich durch unanständige Darstellungen, Attitüden und Gebehrden das Wohlgefallen der Götter erwerben können. Es war offenbar mehr in dem weltlichen Interesse der Braminen auf Beobachtung von Ritualien zu bestehen, welche dem natürlichen Hang und Verlangen des Volks entsprechen, als ihm Pflichten religiöser Enthaltsamkeit einzuschärfen, wogegen seine Sinnlichkeit ankämpfte, denn in letzterem Fall wäre die Zahl ihrer Anhänger und damit ihre Macht geringer gewesen. Ist nun die menschliche Natur an sich schon verdorben genug, daß sie der Schranken der Religion bedarf, wenn einiger Maßen gute Ordnung seyn soll; wo will es mit einer Nation hin, deren Glaube die Grundlage ihrer Laster und Unsittlichkeit bildet? Täglich bei ihren religiösen Ceremonien Zeugen von schmutzigen Dingen, müssen die Bengalesen im höchsten Grad wollüstig werden. So wenig Werth hat in ihren Augen die Keuschheit, daß der Sohn, ehe er vierzehn Jahr alt wird, von seinem Vater an den allgemeinen Ausschweifungen Theil nehmen lernt."''

Eben so urtheilt der Abbé Dubois. **) Nachdem er gezeigt, daß der Lingam fast der unveränderliche Gegenstand des Kultus in dem zweiten Hof jedes Tempels ist, beschreibt er, wie man auch das Hauptidol nicht selten in einer obscönen Stellung finde, während die Façade des Tempels mit Skulpturen von Menschen- und Thierfiguren in den schändlichsten Attitüden bedeckt sey, die meist auch den inneren Wänden zur Zierde dienen müßten. Wie schon angeführt worden, „sind bei jedem Tempel Tänzerinnen unter dem Namen von Dienerinnen der Gottheit, welche Jedem, der sie bezahlt, ihre Gunstbezeugungen bewilligen, obwohl sie wie es scheint, ursprünglich bloß zu Hülfleistungen für die Braminen bestimmt waren. In jedem Tempel von irgend einer Bedeutung zählt man eine Bande von acht, zwölf und mehr solcher Dirnen, welche eine besondere Weihe erhalten, und deren Obliegenheit darin besteht, daß sie täglich zweimal im Innern des Tempels so wie bei allen öffentlichen Ceremonien tanzen und singen. Ihre Stellungen und Gebehrden sind das gerade Gegentheil von Dem, was wir schicklich nennen, und ihre Gesänge Nichts als obscöne Schilderungen der Liebeshändel ihrer Götter. Sie werden bei Hochzeiten und andern häuslichen Gebräuchen beigezogen, wo sie ihre Talente entfalten; die übrige Zeit verwenden sie auf gemeine Intriken, und nicht selten wird ihr Tempel die Schaubühne ihrer Sittenlosigkeit. Schon von früher Jugend zu diesem ehrlosen Gewerbe erzogen, fühlen sie die Last ihrer Schande nicht; manche von ihnen stammen aus achtbaren Familien, denn es geschieht häufig, daß schwangere Weiber, um eine glückliche Niederkunft zu erlangen, das Kind, welches sie unter'm Herzen tragen, sofern dasselbe weiblichen Geschlechts, dem Dienst der Götter zueignen. Weit entfernt, daß sie bei einem solchen Gelübde etwas Arges denken, daß sie dadurch wider die Gesetze weiblichen Zartgefühls oder die Pflichten mütterlicher Zärtlichkeit anstoßen; vielmehr trifft in der öffentlichen Meinung nicht der leiseste Vorwurf die Eltern, deren Tochter diesen Beruf ergreift. Diese Priesterinnen bekommen einen regelmäßigen Gehalt, der jedoch so gering ausfällt, daß sie die Lücken in ihren Finanzen mit dem Verkauf ihrer Personen decken müssen; zu welchem Behuf ihnen in Parfümerien, wohlriechenden Blumen, elegantem und kostbarem Putz, reichem Juwelenschmuck, kurz in allen Mitteln und Künsten, die Reize zu erhöhen vielleicht Mehr zu Gebot steht, als Damen ihres Schlags in irgend einem anderen Lande der Erde. Bei den Assyriern und Babyloniern gebot die Sitte jedem Weib, wenigstens einmal in ihrem Leben in dem Tempel der Mylitta sich zu prostituiren. Diese Sitte schien so unverträglich mit den von der Natur der großen Mehrheit vernünftiger Wesen eingepflanzten Begriffen von Scham, daß neuere Schriftsteller, z. B. Voltaire, das Faktum in Zweifel ziehen können; was wollen sie nun sagen, wenn sie hören, wie man

*) Considerations of the State of India (1815) Vol. I. S. 245. 296.

**) Vol II, S. 370. f.

es bei den Hindu's treibt? Die Autorität der Männer über die Weiber in Indien ist so groß, daß man nicht anders annehmen kann, als daß es mit ihrer Einwilligung geschieht, wenn ihre Frauen sich nach allen Seiten nach einer unächten Nachkommenschaft umsehen; aber Was vermag nicht der Aberglaube?" Bei den Sekten des Siwa und Wischnu befindet sich eine von den Tänzerinnen verschiedene Art von Priesterinnen, welche die Weiber der Götter genannt werden. An Sittenverderbniß geben sie jenen indeß Nichts nach; meist die Opfer priesterlicher Verführung erhalten sie, um die Familien, welche entehrt worden, zu schonen, einen gesetzlichen Aufenthalt in dem Tempel. Die Priesterinnen des Wischnu tragen die Figur eines Adlers auf der Brust; die des Siwa einen Lingam auf dem Schenkel. Der Brama-Dienst ist gleichfalls seinem Wesen nach unrein: Die Tempel (wie in Cambaya, Tirikarey und andern Orten von Hindustan) sind voll nackter Figuren und eilf bis zwölfjährige Mädchen geben sich hin.*) In Serinagur, der Hauptstadt von Gurwal befindet sich ein Tempel des Radscha Ischwara, der beinahe ganz allein von Tänzerinnen bewohnt wird. Die Aufnahme in diesen Verein geschieht dadurch, daß man das Haupt mit dem Oel aus der Lampe vor dem Altar salbt und dabei aller Verbindung mit Eltern und Verwandten feierlich entsagt.**) So erstreckt sich derselbe unsittliche Geist durch alle Theile der indischen Religion und wenn man bei diesen wollüstigen Ceremonien die oft blutigen und lebensgefährlichen Selbsttorturen und Verstümmlungen betrachtet, so bestätigt sich die alte Regel, daß Wollust und Grausamkeit an einander grenzen.

(Fortsetzung folgt.)

Weibliche Charakterzüge aus der Geschichte des südamerikanischen Befreiungskriegs.

(Fortsetzung.)

In Potosi ließ der unversöhnliche Gogeneche die Patrioten mit raffinirter Grausamkeit hinrichten, und sah wohlgefällig von der Höhe seines Balkons den Leiden seiner Schlachtopfer zu; den waltenden Geist der Unabhängigkeit konnte er dadurch nicht beugen. Die Gattin des gelehrten und tugendhaften Mineralogen Matos wurde von den Soldaten nach der Stätte hingeschleppt, wo man ihren Gemahl erwürgte: „Erhebe Deine Augen," riefen die Henker; „du ehrlose Rebellin, sieh ihn sterben." Sie trat mit Festigkeit auf ihn zu: „Von Dir habe ich gelernt zu leben;" sprach sie; „Du wirst mir auch zeigen, wie man stirbt. Steige empor zum Himmel, Märtyrer der Freiheit, ich folge Dir bald." Er hatte noch nicht den letzten Seufzer ausgehaucht, als man ihm mit einem Beil den Kopf abschlug, diesen auf eine Pike steckte und damit in Procession nach der Stadt vor sein Haus zog, wo er den Augen der Vorübergehenden zur Schau ausgestellt blieb. Seine Witwe, nachdem sie erst die gräßlichsten Mißhandlungen erduldet hatte, mußte den Zug dahin begleiten; der Tod erlößte sie jedoch in Kurzem von ihren Drangsalen.

Mit noch bewunderungswürdigerer Hingebung und Unerschrockenheit benahmen sich die Frauen von Cochamba. Sechsmal hatte diese Stadt mit unbezähmbarer Hartnäckigkeit, oft im Angesicht, und unter den Kanonen der siegreichen spanischen Heere sich aufgelehnt; vergebens verdoppelten diese Tyrannen ihre Barbarei. Im J. 1815 sah der General Pezuela, um seine Vereinigung mit Rondeau zu bewerkstelligen, sich genöthigt Aberzera zu räumen, und konnte nur eine sehr schwache aus Veteranen zusammengesetzte Garnison in Cochamba zurücklassen, während die wehrhaften Einwohner entweder gezwungen in den Reihen der Spanier fochten oder im Rücken des Feindes den kleinen Krieg führten. Obgleich die Besatzung beständig auf ihrer Hut war, beschloßen doch die Frauen von Cochamba, diese Umstände zu benutzen. Sie bewaffneten sich, griffen in der Nacht die befestigten Quartiere der Spanier an, drangen dreimal im Sturm vor und nöthigten sie zur Uebergabe. Eben so großmüthig als tapfer behandelten sie die Gefangenen mit Menschlichkeit und schickten sie auf ihre Kosten nach dem Lager des General Rondeau. Viele dieser Heldinnen starben an den Folgen ihrer Wunden; noch mehrere endigten, als Cochamba nach der Schlacht von Viluma den Spanier wieder in die Hände fiel, auf dem Blutgerüst. Ihr letzter Ruf war ein Lebehoch dem Vaterland. Man stellte ihre zerrissenen Glieder in eisernen Käfigen auf den öffentlichen Plätzen, und an den Thoren der Stadt aus. Das dankbare Vaterland ehrt ihr Andenken. Wenn bei feierlichen Gelegenheiten die Truppen unter das Gewehr treten, fragt ein Offizier mit lauter Stimme: „Wo sind die Frauen von Cochamba?" und die Soldaten antworten: „Sie sind gestorben für das Vaterland."

Die Frauen von Tucuman, Salta, Santa-Cruz de la Sierra, obwohl ihr Muth weniger harten Proben unterworfen ward, erwiesen sich nicht unwürdig so großer Vorgänge. Das einzige Mal als die Spanier nach Tucuman vorrückten, durchritten die vornehmsten Damen, die Araoces, die Mollnas das Land und riefen die Vertheidiger des Vaterlands zu den Waffen. So oft die Einwohner von Santa-Cruz sich der Rache der Spanier zu entziehen ein Asil in den Urwäldern an den Grenzen von Brasilien oder in den wilden Schluchten der Anden suchten, unterzogen sich die Frauen allen Entbehrungen, Mühseligkeiten und Gefahren dieser Züge. Nach der Niederlage der Patrioten bei Viluma lieferte eine Dame von Salta dem General San Martin regelmäßige Kunde über die Bewegungen und Stärke der spanischen Armee, welche diese Stadt und Provinz besetzt hielt. Die Schönheit dieser Frau hatte den Obrist Castro an sie gefesselt, der, obgleich Amerikaner von Geblüt, im Dienst der Spanier geblieben war; er befehligte die Vorhut und hatte Viel zu den letzten Erfolgen beigetragen. Durch die Herrschaft, die sie über ihn ausübte, gelang es ihr, ihn der vaterländischen Sache zu gewinnen. Zum Unglück wurde sein Vorhaben zu den Patrioten überzugehen entdeckt, er verhaftet und auf der Stelle erschossen.

Damals machte General San Martin die letzten Anstrengungen den Krieg fortzusetzen und Streitkräfte zu sammeln, und fand an den Frauen eine mächtige Stütze. Ihren Putz, ihre Kleider, den Gehalt ihrer Domestiken, Alles brachten sie zum Opfer, damit die Truppen ausgerüstet werden konnten. In der

---

*) Tavernier Voyage S. 57

**) Pegg's India's Cries to british Humanity S. 234.

Spitälern pflegten sie die Verwundeten der Patrioten wie der Spanier und die edelsten Damen, die Cordalenas, die Correas, die Ortices hielten es nicht unter ihrer Würde, die gemeinsten Dienste von Krankenwärterinnen zu verrichten.

Jenseits der Gebirge in Chili treffen wir nicht minder patriotischen Heroismus unter den Frauen. Als die Republikaner im J. 1814 nach ihrer Niederlage bei Roncagna auf der Flucht vor dem treulosen Osario über die Anden marschirten, hielten sie unverdrossen bei ihnen aus, und als dieser Barbar troß der erlassenen Amnestie sechs und vierzig der reichsten Bürger der Stadt nach der wüsten Insel San Juan Fernandez verbannte, sparten ihre Töchter und Frauen weder Bitten noch Geld, um die Erlaubniß auszuwirken, ihr Loos zu theilen. Man bewilligte diese Gunst nur der jungen und schönen Rosario, welche es der Verwendung eines englischen Fregattenkapitäns verdankte, daß sie ihrem Vater folgen durfte. Seit der Nachricht jener Niederlage war sie von einem schmerzhaften Nervenübel befallen — nichts desto weniger ertrug sie ohne zu klagen die Schrecken der Ueberfahrt auf der Korvette Sebastian, wo die Gefangenen gleich den Negern im Schiffsgrund aufgeschichtet lagen. Sechs Monate lang konnte ihr Vater das Bett nicht verlassen: sie ernährte ihn mit ihrer Hände Arbeit während der ganzen Dauer seines Exils. Sie hatten zum Schutz gegen die immerwährenden Regen und Stürme, welche diese traurig berühmte Regionen verheeren, kein anderes Obdach als eine elende Strohhütte; und zwei Jahre nach ihrer Ankunft gerieth die Hütte in Flammen, und die Unglücklichen mußten Tag und Nacht unter freiem Himmel zubringen. Umsonst beschwor der Greis diese liebenswürdige Tochter ihn seinem Schicksal zu überlassen und nach der Heimat zurückzukehren; umsonst bot er sein ganzes väterliches Ansehen auf, sie dazu zu vermögen — sie harrte bei ihm aus, bis die Schlacht von Chacubuco im J. 1817 ihren Leiden ein Ziel setzte, und ihnen den Rückweg ins Vaterland aufschloß.

Um dieselbe Zeit ließ der spanische Gouverneur zu Chillan Donna Maria Olivares, eine der ersten Damen dieser Stadt, von zehn Uhr Morgens bis Mittags zwei Uhr mit geschorenen Haaren und Augenbraunen auf den Pranger stellen. Solange dieser schmachvolle Akt dauerte, unterließ sie nicht frei ihre Meinungen zu bekennen. Als der Sieg von Chacubuco das spanische Joch gebrochen, huldigte der Kongreß dieser heldenmüthigen Bürgerin durch ein besonderes Dekret, welches ihrer Verdienste um das Vaterland Erwähnung that. Nach der Auflösung des patriotischen Heers bei Cancha Rayada trat General San Martin in der Nähe der Post in eine Hütte, um auszuruhen: da erschien die Besitzerin einer benachbarten Hacienda an der Spitze von fünfzig Dienern und zwei Söhnen, die sie bewaffnet hatte, und bat, mit seinen Truppen sogleich gegen den Feind geführt zu werden, und nur mit Mühe konnte sie der General bewegen, daß sie sich nach San Jago begab, wo der allgemeine Sammelplatz war.

(Schluß folgt.)

Probe spanischer Naturbeschreibung.

(Schluß.)

Bei all dieser Gefräßigkeit ist der Magen der Langosta nur eine lose sehr zarte Membran; ihr Darmkanal Nichts als eine spinnwebenartige Haut, in eine Röhre zusammengewickelt, aus Einem Stück, und ohne Windungen; dennoch zersetzen die Wärme dieser schwachen Organe und der Saft, welcher dieselben benetzt, jene Leinwand, jene Wolle, jenen Firniß, jene giftigen, brennenden, bittern, scharfen Pflanzen, und ziehen daraus einen gleichartigen und für die Insekten gesunden Saft. Wie aber läßt sich begreifen, daß dieses gefräßige Thier niemals die Tomaten (die sogenannten Liebes= oder Paradiesäpfel) berührt?

Wohl verlohnt sichs auch, die Kau=Organe zu betrachten, die zu einer so fürchterlichen Zerstörung der Früchte dienen. Der Kopf, der die Größe einer verlängerten Garvanza (?) hat, ist gerade nach dem Boden zu gewendet. Die Stirne fällt senkrecht auf den Horizont, wie bei den Rossen von dem edeln Geschlechte Andalusiens, was der Langosta eine stattliche Haltung giebt. Die Lippen sind gespalten; die Augen groß, schwarz, hervorragend und scheu. Sie hat eine furchtsame Physiognomie und das Gesicht des Hasen. Wer dächte, daß Insekten mit einem so majestätischen Kopfe und einem so einfältigen Gesicht die Plage des Menschengeschlechts seyn könnten? Die beiden Kinnladen sind mit vier Schneidezähnen, die sehr scharfe Ränder haben, versehen. Die Artikulation der Kinnladen läßt zwei entgegengesetzte Bewegungen zu, die eine von Oben nach Unten, die andere horizontal ins Kreuz. Aus dem Mechanismus dieses Baues ergiebt sich, daß die Langosta beißen, sägen und schneiden kann, wie sie's gerade nöthig hat. Dieß ihre den Gewächsen so verderbliche Waffen! Was vermag Zähnen zu widerstehen, welche zugleich den Dienst des Krațeisens, der Säge und der Scheere verrichten?

Die Langosten bringen den April, Mai und Juni mit ihrer Zerstörung hin. Gegen Mitte Juni's nehmen ihre Flügel eine schöne Rosenfarbe an; sie haben dann ihre volle Schwungkraft erreicht und sind zu jeder Bewegung erstarkt. Dann versammelt sie die Brunst ihrer Triebe zum zweiten und letzten Male in Kolonien. Ein Feuer in den Geschlechtsorganen treibt sie zu dem Verlangen, ihre Gattung fortzupflanzen; aber dieses Feuer ist nicht gleich stark in beiden Geschlechtern: das Männchen ist heiß, das Weibchen kalt; jenes nähert sich, dieses flieht; das Weibchen erklimmt eine Hütte, das Männchen verfolgt es dahin; es steigt wieder herab, das Männchen fällt herunter; es verbirgt sich im Grase, das Männchen sucht es; es macht seinen Sprung, um zu entfliehen, das Männchen fliegt nach. Die ganze Morgenfrische geht unter diesem Angriffe und diesem Widerstande hin, wenn aber gegen eilf Uhr die Sonnenhitze ihre Flügel getrocknet hat, welche in der Feuchtigkeit des Morgens der Schwungkraft entbehren, so entziehen sich die Weibchen durch Fliegen den Verfolgungen der Männchen; diese aber eilen ihnen nach, und so erhebt sich Alles in schreckhaften Schaaren in die Luft bis zur doppelten Höhe eines gewöhnlichen Kirchthurmes. Diese furchtbare Heersäule ist so dicht, daß sie die Sonne verschleiert, wie wenn es schneit. Der blaue schöne Himmel Spaniens scheint dann mitten im Sommer so traurig, wie der deutsche im Winter. Das Stöhnen so vieler Milliarden Männchen, verbunden mit dem Geflüster ihrer Flügel, bildet ein dumpfes Rauschen, wie ein sanfter Wind, der durchs Gesträuch weht. Die Straße, welche das Heer einschlägt, wird stets durch den Luftzug bestimmt; zuweilen fliegt es drei Stunden weit in Einem Zuge, wenn ihm der Wind günstig ist; bei Windstille sind die Stationen kürzer. Die Langosten haben einen so feinen Geruch, daß sie das Korn aus weiter Ferne wittern; man sieht sie Abstecher von einer halben Stunde von der geraden Fluglinie machen, um ein Kornfeld abzufressen, worauf sie nach der alten Bahn zurückkehren. Die Verwüstung geht sehr schnell; sie haben vier Arme und zwei Beine, und drei Klauen am Ende jedes dieser Gliedmaßen, und klettern an den Zweigen hinauf, wie die Matrosen an den Masten. Sie fressen bloß die zarten Hälse der Aehren, welche dadurch zur Erde fallen. Welcher Anblick für den Landmann, ein also geköpftes Stoppelfeld zu sehen! In Malaga sah ich einen Zug nach dem Meere zu fliegen, von welchem er nur noch eine Viertelstunde entfernt war; die ganze Stadt schaute zu und hoffte sie bald im Wasser ersaufen zu sehen; plötzlich machte die Spitze der Kolonne eine halbe Schwenkung nach Links, flog nach einem Felde zu, und verbrachte zwölf Stunden unter Fressen und Eierlegen. Uebrigens war die große Menge von todten Langosten, die man schon hie und da an den Küsten des Mittelmeeres schwimmen sah stets im süßen Wasser der Flüsse und Bäche ertrunken, und von da ins Meer geführt worden; denn es ist unerhört, daß sie ins Salzwasser gehen; sie haben hiefür einen zu feinen Geruch. — Die furchtbaren Schwärme ver=

breiten allenthalben Hungersnoth, und man weiß, daß die Egyptier die Heuschrecke nicht als die geringste der Plagen, die Moses über sie sandte, betrachteten.

Gleichwohl wollte der Schöpfer, daß auch die Heuschrecke ihren Nutzen habe. Nicht nur Vögel nähren sich von ihnen, sondern sogar Völkerschaften, die man deßhalb Akridophagen genannt hat. Der heilige Johannes, der Täufer, aß sie in der Wüste, wie der heilige Matthäus berichtet. Den Aethiopiern dienen sie nach Diodor von Sicilien ebenfalls zur Speise.

Bemerkungen über das chinesische Strafgesetzbuch.

Die Rechtsverfassung einer Nation kann man als die Vorschule ihrer Geschichte betrachten. Dieser Satz gilt vielleicht von keinem Volk in höherm Grade als von den Chinesen, deren Gesetzgebung und Nationalcharakter in so inniger Beziehung zu einander stehen, wie denn von Beiden der Begriff der Pietät, der in einer ununterbrochenen Stufenleiter von der Familie in die Gesellschaft, und von da in den Staat emporsteigt, die Grundlage bildet. Die Grundlage selber, auf den ewig wirkenden Gesetzen der Natur beruhend, hat der chinesischen Nation jenen Stempel der Unwandelbarkeit aufgedrückt, welcher sie zu einer in den Annalen der Menschheit so einzigen Erscheinung macht, welcher ihr durch alle Revolutionen der Jahrhunderte hindurch ihre Integrität bewahrte, und ihr wahrscheinlich noch eine lange Zukunft sichert.

Das Prinzip der väterlichen Autorität und die Pflicht der Unterwürfigkeit unter dieselbe ist es namentlich, worin die in dem chinesischen Strafgesetzbuch vorherrschende Besserungstheorie mit den verschiedenen Modifikationen der Strafe, welche, nach Befinden der Umstände und mit Rücksicht auf die Personen und deren Verhältnisse, eintreten, ihre Erklärung findet. Dieß ersieht man deutlich aus den Grundbestimmungen, welche den ersten Theil des Strafgesetzbuches bilden. *)

Der Kodex beginnt mit einer genauen Beschreibung der gewöhnlichen Strafen. Der geringste Grad ist „eine mäßige Züchtigung mit dem kleinen Bambus, wodurch dem Uebertreter des Gesetzes das Gefühl der Scham rücksichtlich seines frühern, und eine heilsame Weisung rücksichtlich seines künftigen Betragens eingeprägt wird.“ Der Bambus, dieses wichtige Regierungsinstrument, ist ein gerades polirtes Rohr, woran die Zweige weggehauen sind, und besteht aus folgenden Dimensionen: der kleinere hat eine Länge von 5¾ Fuß, und ist an seinem Ende 1½ bis 2 Zoll dick und nicht über 2 Pf. (engl.) schwer; der größere ist von derselben Länge, aber am Ende etwas dicker und um ⅓ Pf. schwerer. Man zählt fünf Strafgrade: der erste geht von 10 bis 50 Prügel, nach dem Buchstaben, in der Praxis aber nur von 4 bis 20; der zweite, nach dem Buchstaben, von 60 bis 100, in der Praxis von 20 bis 40 mit dem größern Bambus; der dritte fügt zu dem Vorhergehenden noch ein- bis dreijährige Verbannung auf 150 geographische Meilen hinzu, „um dem Strafbaren Gelegenheit zu Reue und Besserung zu geben.“ Immerwährende Verbannung auf 600 bis 900 M. nebst 100 Prügeln ist der vierte, und Tod durch Erdrosselung oder Enthauptung der fünfte und letzte Grad. Aus der Vorrede zu der auf Befehl des Kaisers Schun-tschi, des Ersten der gegenwärtigen Dynastie, erschienenen Ausgabe des Kodex geht hervor, daß vor Alters, außer bei ganz außerordentlichen Verbrechen, wegen der Sitteneinfalt des Volks, keine andern Strafen verhängt wurden, als mit der Peitsche (womit noch heutiges Tages ausnahmsweise die Mantschu's bedient werden) und dem Bambus. Bei Anklagen auf Raub und Mord kommt die Folter in Anwendung, wenn der Verbrecher sich weigert, die Wahrheit zu bekennen; und das Gesetz erlaubt, zum zweiten Mal zur peinlichen Frage zu schreiten, wenn derselbe auf seiner Hartnäckigkeit beharrt. Es giebt zweierlei Gattungen der Folter: Zusammenpressung der Knöchel mittelst einer Art von doppeltem Hebel, und Zusammenpressung der Finger mittelst fünf kleiner Stäbe. Diese sind gesetzlich; doch mögen wohl noch grausamere Instrumente in Gebrauch seyn. Im Ganzen übrigens scheint die Vollziehung der Gesetze bei Weitem milder als ihre wörtliche Deutung.

Das nächste Kapitel in den Grundbestimmungen handelt von den „zehn Abscheulichkeiten“ oder den am Höchsten verpönten Verbrechen. Es sind folgende:

1) Rebellion: Versuch, die göttliche Ordnung der Dinge auf Erden umzustürzen, Störung des Friedens der Welt durch Widersetzlichkeit oder Verschwörung gegen den Herrscher, welcher ist der „geheiligte Nachfolger auf dem Stuhl seiner Vorfahren“; 2) Deloyalität, Zerstörung kaiserlicher Tempel, Grabmäler oder Paläste, welche unverletzlich sind; 3) Abtrünnigkeit, Verrath an den Interessen des Landes, Ausreißen von einem militärischen Posten, Aufreizung des Volks zur Auswanderung; 4) Parricidium, Mord an Vater, Mutter, Oheim, Muhme, Großvater oder Großmutter; 5) Blutbad, Ermordung von drei oder mehreren Personen in einer Familie, 6) Sakrilegium, Entwendung heiliger Gegenstände aus den Tempeln oder solcher Dinge, welche dem Oberherrn zu unmittelbarem Gebrauch angehören, Nachmachung des kaiserlichen Siegels, Bereitung ungeeigneter Arzeneien für den Kaiser oder sonstige Versehen und Versäumnisse, wodurch Sr. Majestät geheiligte Person gefährdet wird; 7) Impietät, Mangel an Achtung gegen Die, welchen man das Daseyn verdankt, von denen man erzogen und beschützt ward, Weigerung, um ihren Tod zu trauern und ihr Andenken zu ehren; 8) Familienzwietracht, Verletzung der gesetzlichen oder natürlichen Bande des Bluts oder der Ehe durch thätliche Mißhandlung solcher Verwandten, um die man, im Fall sie sterben, gesetzlich zu trauern verbunden ist; 9) Insubordination, wenn ein Niederer gegen seinen Vorgesetzten sich auflehnt; 10) Incest, fleischliche Vermischung von Personen, die in einem Verwandtschaftsgrad stehen, wo sie sich nicht heirathen dürfen.

(Schluß folgt.)

*) Ta-tsing-leu-lee, being the fundamendal Laws, and a Selection from the Supplementary Statutes, of the Penal Code of China. Translated from the Chinese, by Sir George Thomas Staunton, Bart. London 1810.

Chinesische Schifffahrt.

Man zählte dieses Frühjahr neun chinesische Schiffe, welche von Canton, Tintschin, Siang-hai und Emui nach Sincapur kamen; ihre Ladung betrug 47,000 Pekuls, und bestand meist in Töpferei, Nankins, Ziegeln, Seidezeugen, Sonnenschirmen, etwas Tabak und getrockneten Früchten. Die Dschunken aus Emui brachten auch ansehnliche Partien roher Seide, wovon die andern nur wenig hatten. Man schätzte ein Schiff zu 20,000 bis 40,000 Dollars. Der werthvollste Theil ihrer Fracht — Nankins und Töpferwaaren — fanden nur geringe Nachfrage, so daß sie zum Theil nicht den vierten Theil davon veräußern konnten und sich genöthigt sahen, Sendungen nach Java, Malacca und Pinang zu machen. Als Rückfracht nahmen sie Vogelnester, Kampher, Beche de Mer, Sandelholz, Ebenholz, Schildkrötenschalen, indisches Rohr, Haiflossen, Tripang, Opium und ein kleines Quantum europäischer Wollen- und Baumwollenstoffe ein. Die Chinesen setzten während der letzten zehn Jahre im Durchschnitt jährlich für 200,000 bis 300,000 Doll. chinesische Waaren in Sincapur ab, kauften aber für nicht mehr als 5000 bis 7000 Doll. britischer Fabrikate; die fünf Schiffe aus Siang-hai, Tintschin und Kanton brachten 300, und die vier aus Emui nicht weniger als 1570 Auswanderer, die sich sofort nach Java, Pinang, Rhio, Pahang u. s. w. begaben, wo sie auf den Kaffee- und Zuckerpflanzungen und in den Zinn- und Goldbergwerken angestellt zu werden erwarteten.

Entgegnung.

Eine kurze Notiz über den ungrischen Krönungstag in Preßburg, welche wir in Nro. 307 des Ausl. aus einem Privatschreiben mitgetheilt haben, giebt dem österreichischen Beobachter vom 11 November Veranlassung zu einer Rüge, worin nicht nur jener Artikel Lügen gestraft, sondern auch nebenbei — ab uno disce omnes — die periodische Presse überhaupt der gröbsten Böswilligkeit und der krassesten Unwissenheit [letzterer Vorwurf wegen eines bloßen (vergl. Nro. 292 f.) Correkturversehens in jener Notiz] beschuldigt wird. Wir glauben diese Widerlegung, sofern sie eine Berichtigung seyn mag, unserm Publikum nicht vorenthalten zu dürfen, fragen aber jeden unbefangenen Leser, ob es sehr logisch sey, um einiger anspruchlosen Worte willen über ein Nationalfest, bei welchem natürlich, wie bei ähnlichen Fällen in allen großen Städten, der Pöbel auch seine Rolle spielt, gleich über das ganze Institut der freien periodischen Presse den Stab zu brechen? So lange man sich bewußt ist, daß man Nichts will als die Wahrheit, aber freilich die Wahrheit in allen ihren Schattirungen, weiß man zwar, daß man es nicht Jedem recht machen kann; aber man weist solche Beschuldigungen von sich.

Die Redaktion.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 328. 24 November 1830.

Ueber die Unruhen in Belgien.

Von Dr. Hermes.

Während die neueste Staatsveränderung in Frankreich beinahe in ganz Europa, wenn nicht allgemeine Billigung, doch gewiß, selbst von Seiten der entschiedensten Gegner, Entschuldigung fand, haben die dem äußeren Scheine nach so ähnlichen Begebenheiten in Belgien eine ganz entgegengesetzte Wirkung hervorgebracht. In Frankreich sogar sind die Stimmen getheilt; in England, Deutschland hat die öffentliche Meinung beinahe ohne Ausnahme sich zu Gunsten des Herrscherstammes ausgesprochen, der aus einem Theile seiner Besitzungen vertrieben wurde, und nur die Wenigen, welche überhaupt den Umsturz alles Bestehenden wünschen, dürften auch den belgischen Unruhen ihren Beifall nicht versagen.

Wie sollen wir uns einen so auffallenden Widerspruch erklären? In Belgien, wie in Frankreich war das regierende Haus durch fremde Vermittlung auf den Thron gesetzt worden; in Belgien, wie in Frankreich hatte durch die Schuld des Monarchen sich seit langer Zeit eine Gährung entwickelt, die nur einer äußeren Veranlaßung bedurfte, um zum furchtbarsten Ausbruch zu führen; in Belgien, wie in Frankreich glaubte die Regierung durch die bewaffnete Macht jede Regung des Volkswillens niederdrücken zu können, und hier, wie dort fand sie sich auf dieselbe schmachvolle Weise getäuscht. In Brüssel ist verhältnißmäßig nicht weniger Blut geflossen, als in Paris; und der Enthusiasmus, der von Brüssel aus sich den Provinzen mittheilte, konnte wahrlich nicht weniger energisch seyn als der französische, da er stark genug war, in wenigen Wochen das Land von der Occupation holländischer Truppen zu befreien und eine Reihe der stärksten Festungen Europa's zu erobern.

Freilich werden wir bei näherer Betrachtung bald auch manche nicht unbedeutende Unterschiede entdecken. Karl der Zehnte stand unter dem Einfluß einer Partei, welche offenkundig die Priesterherrschaft des Mittelalters über Europa zurückführen wollte; er war der Bruder des Fürsten, der durch seine Schwäche und Haltlosigkeit Frankreich in die Greuel der Revolution gestürzt hatte, und die Erinnerung an seine Jugendsünden verwischte den Eindruck, den ohne dieselbe die Ehrfurcht vor dem Greisenalter vielleicht gemacht haben würde. Die Männer, die seine Gunst an die Spitze der Verwaltung stellte, waren dem Volke, das jene Namen für gleichbedeutend mit der Unterdrückung aller nationalen Rechte und Freiheiten hielt, im höchsten Grade verhaßt; mehr als einmal war die Regierung von dem Rednerstuhle der Deputirtenkammer, wie durch den Mund der Gerichtshöfe und durch die tausendstimmige Presse gewarnt worden, die eingeschlagene Bahn zu verlassen, wenn sie nicht in das Verderben stürzen wollte. Dennoch geschah von Seiten der Bürger kein ungesetzliche Schritt, bevor nicht der Monarch selbst das Zeichen gegeben hatte, alle Gesetze mit Füßen zu treten.

Wie anders war dieß Alles in Belgien! Der Monarch einer der achtungswerthesten und freisinnigsten Männer Europa's, unermüdlich besorgt für Alles, was den Wohlstand, was das Glück seiner Unterthanen befördern konnte; seine Umgebung erfahrene Geschäftsmänner, die ohne das ausgezeichnete Talent zu besitzen, welches sich überall am Liebsten selbstständig seine Bahn bricht, nichts Besseres verlangten, als die bestehenden Ordnungen und Gesetze aufrecht zu erhalten, und die gewiß eher ihre Stellen niedergelegt haben würden, ehe sie zu Schritten willkürlicher Gewalt ihre Zustimmung gegeben hätten. Noch vor wenigen Jahren schien der König in Brüssel eben so populär zu seyn, als im Haag; und wenn auch hie und da Beschwerden laut wurden, so hörte man doch beinahe nie den übeln Willen der Verwaltung, sondern immer nur die fehlerhafte Einrichtung dieser oder jener einzelnen Anstalt anklagen; und immer zeigte die Regierung die größte Bereitwilligkeit, nicht nur Mängel, die als solche erkannt wurden, abzustellen, sondern selbst in Fällen nachzugeben, wo sie das Recht auf ihrer Seite glaubte, jedoch die öffentliche Meinung entschieden gegen sich sah.

Woher also plötzlich dieser wilde Aufstand? Woher die Empörung gegen eine Gewalt, die erst vor Kurzem noch als väterlich verehrt wurde? Ist es nicht offenbar, daß hier nur die Verführung ehrsüchtiger Aufwiegler die Bande zwischen Fürst und Volk gelöst hat? Die Nachricht von dem Sturze der Bourbonen brachte in dem benachbarten Belgien eine Aufregung hervor, die um so natürlicher war, da ein großer Theil des Landes mit den Franzosen in Sprache, Sitte und Sinnesart verwandt, und das Ganze

lange Zeit der französischen Republik, so wie dem Kaiserreiche einverleibt gewesen war. Diese Stimmung benutzten einzelne Verwegene, um die niederen Klassen zu Unordnungen zu verleiten und darauf durch diese auch die höheren Stände in die allgemeine Bewegung mit hinein zu reißen. Der Zulauf von Fremden, die hier auch einmal eine Revolution mitmachen wollten, gab dem Aufstande Haltung; und die verkehrten Maßregeln, die man zur Dämpfung desselben ergriff, hatten seine Verlängerung und Befestigung zur Folge und brachten es endlich bis zu jenem unheilbaren Bruch, der in diesem Augenblicke die Ruhe von ganz Europa gefährdet.

Dieß ist so ziemlich das allgemeine Urtheil, welches man in Deutschland nicht bloß von Ununterrichteten, sondern auch von Männern hört, die durch ihre Bildung und ihre Kenntnisse, so wie durch ihre Stellung im öffentlichen Leben dazu berechtigt sind ihr Urtheil als ein vollwichtiges geltend zu machen. Aber das Urtheil des Erfahrensten wird gleich dem des Unerfahrensten oft unbewußt durch die Neigung bestimmt; und so sehr wir in dem vorliegenden Falle diese ehren müssen, da sie nur die allen Wohlgesinnten gemeinschaftliche Liebe zu Ruhe, Ordnung und Recht ist, so können wir es uns doch unmöglich verbergen, wenn wir die Lage der Dinge ohne alles Vorurtheil betrachten, daß unsere Neigung dießmal sich mit den Thatsachen in Widerspruch befindet.

Wenn auch in früherer Zeit vereinigt, waren die südlichen und nördlichen Provinzen der Niederlande doch bei dem Ausbruche der französischen Revolution seit zwei Jahrhunderten getrennt. Die wallonischen Provinzen, so wie die flamländischen hatten ungeachtet ihrer gemischten Bevölkerung sich immer mehr zu ihren westlichen Nachbarn, den Franzosen, als zu den östlichen, den Deutschen, geneigt; die Spaltung, die dadurch schon von Anfang veranlaßt wurde, war seit dem Abfall des Nordens durch die verschiedene Herrschaft, durch Handelseifersucht, am Meisten aber durch die Glaubensverschiedenheit bis zum Nationalhaß gesteigert worden. Die Vereinigung mit Frankreich erschien im Süden fast als Befreiung von fremdem Druck, im Norden wurde sie als das unerträglichste Joch aufgenommen; und als bei dem Sturze der französischen Suprematie die preußischen und russischen Heere sich dem Niederrhein und der Maas näherten, wurden sie von den Holländern als Retter begrüßt, während die Belgier ihnen dasselbe dumpfe Stillschweigen entgegensetzten, welches sie auf altfranzösischem Boden empfing.

Die Politik der heiligen Allianz, die wir gegenwärtig wohl ohne Scheu als eine wohlmeinende, aber verfehlte bezeichnen dürfen, betrachtete Frankreich nur als den Heerd der Revolutionsflamme, die von hier aus auch das übrige Europa zu ergreifen drohte. Durch mächtige Bollwerke die Lavaströme einzudämmen, deren Erguß man fürchtete, war die erste Aufgabe; daher die Stiftung des Königreiches der Niederlande, die in Holland als eine Erneuung des ephemeren napoleonischen Königreiches angesehen werden konnte, in Flandern, Brabant, Lüttich jedoch nicht den geringsten historischen Anknüpfungspunkt fand.

(Schluß folgt.)

Reise in Japan *)

5. Eingabe an den Kaiser.

Am folgenden Tage verfügte ich mich zu Konsekondono, des Kaisers erstem Minister, dessen Wohnung, obwohl nicht so groß als der kaiserliche Palast, nicht minderer Bewunderung werth war. Dieser Herr kam mir bis in den Hausflur entgegen und führte mich unverweilt nach einem Saal, wo eine prachtvolle Kollation bereitet stand. Er bewirthete mich mit einem trefflichen, in Japan sehr gewöhnlichen Wein, trank auf meine Gesundheit, wobei er nach der Art seines Landes das Glas auf seinen Kopf stellte, und sprach mir zu, mich nicht mit Geschäften zu beunruhigen, sondern meine Zeit auf eine angenehme Weise hinzubringen, indem sein Gebieter die Absicht habe, mir Alles zuzugestehen, um was ich ihn ersuchen würde. Ich überreichte ihm eine ins Japanische übersetzte Note, indem ich beifügte, ich hätte mich in derselben, um Se. Hoheit nicht zu ermüden, kurz gehalten, gleichwohl aber die Erlaubniß Gesuche vorzubringen, mir zu Nutze gemacht, denn nicht auf ein einziges, sondern auf drei Ansuchen dehnte ich die Gnaden aus, die ich von seiner Geneigtheit erwartete. Erstens verlangte ich, Se. Hoheit möchte ihren königlichen Schutz den verschiedenen Mönchsorden angedeihen lassen, welche in dero Kaiserthum sich aufhielten, und zu befehlen geruhen, daß selbige über ihre Häuser und Kirchen frei verfügen dürften, ohne daß sie von Jemand beeinträchtigt würden, weil der König Philipp, mein Gebieter, die Geistlichen und Diener des Herrn so werth als den Apfel seines Auges achte, und ich überzeugt sey, ein Sr. Majestät angenehmes Werk zu thun, wenn ich dieses Gesuch an die Spitze derjenigen setzte, so von mir an den Kaiser gerichtet würden. — Zweitens bäte ich Se. Hoheit die Freundschaft, welche zwischen dem Kaiser von Japan und dem König Philipp, meinem Herrn, obwaltete, so sehr Sie vermöchte, zu erhalten und zu befördern, denn unter allen Fürsten der Welt sey die Freundschaft des Beherrschers von Spanien die vortheilhafteste, sowohl seiner Macht als seiner hohen Eigenschaften und Tugenden wegen; und je fester Se. Hoheit das Band, das Sie mit meinem Souverän verknüpfte, ziehen würde, um so mehr würde Sie sich hierüber Glück zu wünschen haben, trotz der ungeheuern Entfernung, welche beide Höfe von einander scheide. — Meine dritte Bitte sey eine Folge der zweiten: um nämlich die Freundschaft des Königs Philipp, meines Herrn, zu erhalten, dürfe Se. Hoheit keinen Feinden meines Souveräns, wie da die Holländer wären, gestatten, in Ihrem Reich sich aufzuhalten, und ich bäte unterthänig, dieselben auszuweisen; denn abgesehen, daß sie Sr. Hoheit als Feinde Spaniens verhaßt seyn müßten, genügten schon ihre üble Aufführung und ihre Seeräubereien, ihnen jeden Zufluchtsort auf den Küsten des japanischen Gebiets zu versagen.

Der japanische Minister las meine Note mit Aufmerksamkeit, worauf er sagte, daß ihm dieselbe sehr passend erscheine, daß er sie dem Kaiser mittheilen und mir morgen Antwort geben werde.

*) Fortsetzung von S. 751. — Das französische Original war uns nicht näher zugekommen.

Er war so pünktlich, daß er folgenden Tags um zehn Uhr bereits bei mir war. Nach den Ceremonien der Etikette, deren sich die Japaner unter keinem Vorwand entheben, berichtete er mir, der Kaiser habe nach Anhörung meiner Note voll Bewunderung ausgerufen: „Um Nichts brauche ich den König Philipp zu beneiden, als um einen so treuen Diener. Bewundert Ihr Andern und wisset, daß dieser Edelmann, nachdem er Alles durch Schiffbruch verloren und beinahe nackt war, ich aber demselben jede Gnade und Begünstigung zusicherte, um die er einkommen möchte, wohl vermied, für sich selbst Gold und Silber zu fordern, sondern nur auf den Vortheil seiner Religion und seines Königs dachte. Ihr möget ihn demzufolge berichten, daß ich ihm Alles zugestehe, was er von mir verlangt, und daß ich Befehl ergehen lassen werde, die Geistlichen, Freunde des Königs Philipp, welche sich in Japan befinden, fürder nicht zu beeinträchtigen, denn ich will ein gutes Vernehmen mit diesem Monarchen unterhalten. Was aber die Austreibung der Holländer belangt, so sey Dieß für das laufende Jahr sehr schwierig, da sie mein kaiserliches Wort erhielten, sich in Japan aufhalten zu dürfen; daß ich ihm übrigens danke, mich sie als diejenigen kennen gelehrt zu haben, die sie sind."

So war die Antwort, welche der Kaiser auf meine Note ertheilte. Der Minister eröffnete mir sofort, wie sein Gebieter ihm befohlen habe, mir zu sagen, in Zurunga sey ein gutes Fahrzeug, welches er mir, falls ich so wünschte, zustellen lassen werde, um mich nach Neu-Spanien zu bringen; auch wolle er mich mit allem Geld versehen, dessen ich nöthig haben könnte. Gleicher Weise hatte ihn Se. Hoheit beauftragt mir zu wissen zu thun, da Sie gehört daß es in jenem Land treffliche Minirer gäbe, welche in der Kunst Silber aus den Gruben zu fördern, sehr erfahren wären, so wünsche Sie, der König Philipp möchte ihr fünfzig derselben zuschicken, welchen man jeden Vortheil zukommen lassen würde, den sie wünschen möchten, denn obschon es viele Minirer in Japan gebe, seyen diese doch sehr ungeschickt, und brächten aus den Gruben des Landes nicht halb so Viel zu Tag, als möglich wäre. Ich erwiederte, ich könnte mich hiezu, ohne den Willen meines Herrn zu kennen, nicht verbindlich machen, gedächte auch, falls Se. Hoheit mirs erlaube, mich nach der Provinz Bungo zu begeben, wo sich das Schiff Santa-Anna befände, und zu sehen, ob es möglich, mich an dessen Bord einzuschiffen; würde aber im entgegengesetzten Fall die mir angebotene Gnade annehmen. Das Verlangen wegen der Minirer versprach ich entweder bei meiner Zurückkunft an den Hof von Zurunga oder noch vor meiner Einschiffung zu beantworten.

Zwei Tage nachher ward ich nochmals mit den nämlichen Feierlichkeiten in die Gegenwart des Kaisers zugelassen. Se. Hoheit hieß mich nach meiner Begrüßung voll Höflichkeit und Verbindlichkeit die Ansuchen, die ich ihrem Minister schriftlich überreicht, mündlich wiederholen. Ich that Solches vermittelst meines Dolmetschers, des Vaters Juan Battista von der Gesellschaft Jesu, und bestand mit noch größerer Kraft, als in meiner Note, auf der Verweisung der Holländer. Der Kaiser antwortete mir ungefähr in denselben Ausdrücken, welche mir von seiner Seite durch Konsekondono früher hinterbracht worden waren. In meine Wohnung zurückgekehrt befaßte ich mich mit den Vorbereitungen zu meiner Reise, die in Kurzem abgemacht waren, und bald darauf ging ich nach der Provinz Bungo ab.

Die egyptische Zeitung.
(Fortsetzung.)

Nro. 155. Uebersetzung französischer Zeitungen: über die Ursachen der Expedition nach Algier, dann Herstellung des Friedens Deutschlands (Oesterreichs) mit Fez und Abordnung eines Gesandten mit reichen Geschenken. Landesherrlicher Diwan, ein zwei Seiten des Blattes füllender Prozeß. Neuigkeiten der Rathsversammlung: die Aufnahme von 15 Tischlerjungen zur Arbeit im Zeughaus, mit Vorsorge, daß nicht durch Bestechung Ungeschickte eingeschwärzt werden; deto Rathschluß an den Nasir (Intendanten) von Senar, wegen Abschlusses seiner Rechnung. Neuigkeiten Alexandriens: eingelaufene Schiffe.

Nro. 154. Uebersetzung der Zeitung von Malta: aus englischen Zeitungen über die Expedition nach Algier, unter Befehl des Generals Bourbon (so heißt hier der General Bourmont). Neuigkeiten des landesherrlichen Diwans: nach Anhörung des Kommandanten der Hauptstadt des Baschtebdilaga und der Achtel-Scheiche und der Viertel-Scheiche verordnet, daß hinfür kein Individuum ohne Schein (Teskere) zu Kairo geduldet werde; die keinen Schein in Händen haben, sollen abgeschafft, die von den fremden Konsuln ertheilten Pässe mit der Aufenthaltserlaubniß indossirt werden; deto Rathschluß wegen der Anstellung eines Kawas an die Stelle eines verstorbenen. Uebersetzungen aus der Zeitung von Malta: über die Kundschaftseinnehmung der ersten französischen Fregatten Alexandriens; eingelaufene Schiffe mit ihren Ladunger. Neuigkeiten der Rathsversammlung: Rathschluß in Betreff der Eintreibung einer Schuldforderung. Neuigkeiten des landesherrlichen Diwans: Abstrafung eines Diebes. Neuigkeiten der Rathsversammlung: Rathschluß einer Weisung des Diwans zu Eintreibung einer Schuldforderung. Neuigke'en des landesherrlichen Diwans: Veruntreuung eines Dienerse mit sechsmonatlichem Gefängniß bestraft.

Nro. 155 und 156 sind mit Nachrichten aus Senar gefüllt: Chorschidaga der Befehlshaber erstattet Bericht über seinen Feldzug, und Eingangs desselben bezieht sich das Blatt auf den im vorigen Jahr hierüber abgestatten Bericht; wir erwarten jenes Blatt, um dann den Inhalt aller drei Blätter, entweder in vollständiger Uebersetzung oder in wesentlichem Auszug vorzulegen, und führen indeß hier nur den Schluß des Berichts, nämlich den Ausweis der von Atasch und Tekarir für den Vicekönig zusammengeschleppten Beute an.

Im Zuge wider die Araber Abudschine 1884 Fransa (francs?) 261 Kamele, 4 Sklaven von Schebilan bis Atasch auf dem Weg genommen; weiter 196 Fransa, 26 Sklaven; von Aßin durch Hadschi Emir eingebracht 7 261 Fransa, 454 Sklaven, 276 Kühe; in dem Zuge von Abudebesch eingebracht 1650 Fransa, 108 Sklaven; von dem Kiasa Scheref Ali Weled genommen 800 Fransa und 50 Sklaven; von der Frau Benuma, der Schwester Nimrs, 15,007 Fransa und 17 Sklaven; von Seite des Scheichs der Tekruri (Mohammed Mira) kamen 85½ Fransa und 15 Kamele. Den Arabern Abudschin jährlich auferlegt 6400 Fransa und 400 Sklaven; Gewinn an verkauften Sklaven 368 Fransa; Summe 20152½ Fransa, 276 Kamele, 1092 Sklaven, 2,6 Kühe. Ferner begehrt von Atasch 8000 Fransa und 500 Sklaven, vom ersten Scheich der Tekruri 4145 Fransa, 70 Pferde, 70 Sklaven; vom zweiten Scheich der Tekruri 800 Fransa und 50 Sklaven; von dem an die Stelle des verstorbenen Abudschin als Scheich aufgestellten Sklaven 5200 Fransa und 200 Sklaven.

Der erste über den Feldzug Chorschidaga's nach Senar erstattete Bericht hat den Scheich Musa Geometer zum Verfasser; er begleitete den Chorschidaga nach den Bergen von Feisoghli, und giebt Auskunft über diesen Distrikt, die Bäume, Thiere und Bewohner desselben.

Das Gebirg von Feisoghli liegt zwischen dem 12ten und 9ten Breitengrade, und die Bewohner von zwei Drittel dieses Landes heißen Kemantir; ihre Farbe, ihre Krankheiten und ihre Sitten sind die der Neger; nur haben sie Spitzbärte, die erst zwischen 60 und 70 Jahren grau werden; in Essen und Trinken, Kleidern und Wohnung, Kauf und Verkauf gleichen sie ganz den Bewohnern von Sudan; sie haben zwar die Goldmünzen Senars statt des kleinen Geldes, bedienen sich aber der Baumwollstränge, deren drei einen Gran Goldes gelten; so gebraucht man an der Westseite Kordusans statt des kleinen Geldes einen eisernen Pfenning von zwanzig Drachmen, welcher Chaschasche heißt. Die Bewohner dieser

Berge sind die Araber Atlin, die in drei Theile zerfallen: die einen heißen Meniaa, die andern Sebiaat, die dritten Serka; so sind auch die Araber Hasenin dreierlei: der Stamm von Wad Batran und Wad Hamad wohnt auf der Ostseite des Gebirges, der dritte, Wad Abschib, auf der Westseite; außer diesen Stämmen sind noch die Stämme Wad Naim, Wad Jetim, Wad Schererre, Wad Kertemel, Weserikije und die Araber Holubin. Alle diese Stämme erkennen die Einheit Gottes, ausgenommen die Araber Sebalii und Arkatoghil, welche den Götzen Edudscherir *) anbeten; ihre Weiber sind hübsch, und wurden von den vorigen Königen geheirathet. Im Herbst werden sie durch eine Art von Schnaken aus ihren Sitzen vertrieben, und wohnen bis zum Winter anderswo; der Sitz ihres Befehlshabers ist Chartum. Einige ziehen nach Edudschin, mit dessen Scheich sie in Hader verfielen, so daß sie deßhalb jetzt dort nicht übersommern können; sie suchen sich wider diese Schnaken in Höhlen durch stinkenden Rauch zu schützen. Die zwei Arten dieser Schnaken werden beschrieben, dann der Feldbau dieser Araber; ihre Krankheiten sind im Herbst Fieber und Beulen an den Füßen, ihre Arznei Tamarinde. Beschreibung der Berge und Ländereien des dritten Drittels dieses Landes. Die Hitze ist größer als die von Sennar, die Farbe der Einwohner fällt ins Blaue, sie sind schwachen Leibes und essen meistens Schweine- und Hundefleisch; für einen fetten Hund geben sie zehn Ochsen, ihr gegohrenes Getränk, eine Art von Busa (Bier), heißt Merise (Maraschino?); sie beschneiden ihre Kinder nicht, und bedecken die Schamtheile nur mit einem Stück Haut; ihr Sultan verkauft und verschenkt sie, wie er will; ihre Waffen sind Lanzen und Pfeile, mit Pflanzengift getränkt; Hochzeiten kennen sie nicht; wer ein schönes Mädchen sieht, nimmt von Thieren und Waaren, so viel er kann, bringt sie dem Vater des Mädchens, und nimmt dieses dafür; sie beten Götzen an, besonders im Herbst, wo sie ihr Gesicht gegen Sonnenuntergang kehren, ihre Hunde und Schweine schlachten, sich und ihre Eselinnen schmücken und sich mit denselben begatten. Man erzählt, daß Einer in seines Bruders Eselin verliebt, demselben Gold und Waaren in Menge antrug, ohne sie von ihm erhalten zu können, weil er selbst in sie verliebt war; endlich, durch Unterhändler beredet, gestand er ihm dieselbe, aber nur auf Ein Mal und unter der Bedingung zu, daß er ihr nicht zu weh thue. Die Bäume dieses Landes. Der größte ist der Kanklus, sonst Dschemr genannt, 50 Ellen hoch und 55 breit; er kann 100 Reiter mit seinem Schatten decken; seine Farbe ist blau, die Aeste weich, der Samen wie Baumwolle; wenn man denselben drückt, giebt er ein wenig Salz, welches den Geschmack von Limonien hat und als Arznei wider ihre Beulen, welche Kuru heißen, gebraucht wird; in den hohlen Bäumen siedeln sich Bienen an. Der zweite Baum, Nordib genannt, ist die Tamarinde, dem Maulbeerbaum ähnlich, mit langen Blättern, die Frucht bohnenartig, die Körner so groß wie Saubohnen (Termes), gesotten zum Abführen und in andern Krankheiten gebraucht. Der Baum Abadnos, zwanzig Ellen hoch, in der Form des Granatbaums, hat Blüthen, aber keine Frucht; man macht daraus Armbänder, Messergriffe, Rosenkranzkorallen. Der Baum Kosl, in Gestalt eines Apfelbaums, hat kleine Blätter und guten Geruch. Der Baum Tartar ist der Rosenkranzkorallenbaum, dessen Frucht wie die Frucht des Sykomors, dessen Samen erbsengroß; in der Mitte der Frucht ist ein Kern, der, wenn die Frucht trocken, leicht herausgeht, und weil er von Natur aus durchlöchert, als Koralle angefädelt wird; die Farbe ist sehr schwarz, die Frucht reift im koptischen Monat Katur; von diesem Baum macht man auch Schwertscheiden, und das Harz desselben ist gut für Lendenerkältung. Der Weihrauchbaum ist in der Gestalt des obenerwähnten Baums Kosl, und die Rinde fein wie Fischschuppen dient den Bewohnern als Schreibpapier, und da sie die Tinte von andern Bäumen nehmen, brauchen sie keine andere Tinte und kein anderes Papier.

(Schluß folgt.)

William Hazlitt.

(Nekrolog.)

Am 18 September d. J. starb in London der ausgezeichnete Schriftsteller William Hazlitt. Von seinem Vater, einem dissidentischen Geistlichen, zum Mahler bestimmt, behielt er sein ganzes Leben hindurch eine entschiedene Vorliebe zu den schönen Künsten. Einige Kopien, die er im Louvre von raphael'schen und tizian'schen Gemälden nahm, werden wegen schöner und geistvoller Auffassung gerühmt. Er selbst preist als einen der glücklichsten Abschnitte seines Lebens einen freundlichen Sommer, den er noch ganz künstlerisch verlebte, wo er jeden Abend ausging, „um sein Auge an dem Anblick der letzten Momente der Sonne zu waiden, wann sie über die grünen Anhänge eines düstern Waldgrundes ihr perlendes Licht warf, und dort einen Thurm, hier einen Baum vergoldete, bis dann der blaue Himmel allmälig in Purpur und Gold zerfloß, und zuletzt mit einem grauen Nebelflor sich überwob.“ Doch bald vertauschte er — aus welcher Ursache, ist nicht bekannt — den Pinsel mit der Feder, und zwar versuchte er sich zuerst im Fach der Kritik. „Seine Erziehung“, bemerkt einer seiner Zeitgenossen, „machte ihn sehr geeignet zu dieser Aufgabe; begabt mit einer tief poetischen Anschauung und einem feinen Sinn für das Große und Edle, verstand er die Verdienste und die Mängel von Werken der Kunst zu würdigen, und den Enthusiasmus, mit dem er ihre Schönheiten bewunderte, dem Maß eines gebildeten Verstandes zu unterwerfen.“ Die erste Anerkennung in der literarischen Welt erwarb er sich durch seinen Versuch über die Prinzipien des menschlichen Handelns, worin er vielen Scharfsinn an den Tag legte. Seine „Charaktere shakspeare'scher Stücke“ — obgleich vielleicht weniger in das Wesen dieses Dichters eindringend als die Zeichnungen Schlegels — richteten die Aufmerksamkeit des Publikums in noch höherm Grade auf ihn. So hielt er auch in dem Surrey-Institut einen Kurs von Vorlesungen über die englischen Dichter, welchen er nachher im Druck erscheinen ließ. Eine Zeit lang besorgte er für das Morning Chronicle die Theaterkritiken, und war einer der eifrigsten Verehrer Keans, als dieser seine theatralische Laufbahn begann. Nachmals lieferte er viele Jahre hindurch politische und kritische Artikel in den Examiner, das Monthly Magazine und andere periodische Blätter. Sammlungen seiner vorzüglichsten vermischten Aufsätze kamen unter dem Titel „Tischgespräch (table talk)“, „Geist des Zeitalters (spirit of age)“ und „der treuherzige Sprecher (plain speaker)“ in mehreren Bänden heraus. Seine „Tafelrunde“, eine Reihe von Versuchen, welche er in Gemeinschaft mit Leigh Hunt in den Examiner rücken ließ, galt für verfehlt. Hazlitts berühmtestes und ausgearbeitetstes Werk, das „Leben Napoleons“ in vier Bänden, trug Viel zur Beseitigung der krassen Vorurtheile bei, welche Engländer und Franzosen bis auf die neueste Zeit trennten, und die von der englischen Aristokratie geflissentlich genährt wurden. Hazlitt war auch einer der Mitarbeiter an den Supplementen der englischen Encyklopädie. Noch erwähnen wir seine „politischen Versuche und Skizzen über öffentliche Charaktere“, seinen „Blick auf die britische Bühne,“ sein „Sendschreiben an William Gifford“, seine „Literatur des elisabethischen Zeitalters“, seinen „neuen Pygmalion“ und „seine Bemerkungen auf einer Reise durch Frankreich und Italien.“ Im Augenblick seines Todes verließ sein letztes Werk „Unterhaltung mit James Northcote“ die Presse. Die Ursache seines Todes lag in einem organischen Magenübel; er behielt den Gebrauch seiner Seelenvermögen bis auf seinen letzten Augenblick, und starb mit vollkommener Seelenruhe, fast ohne körperliche Leiden. Als Politiker gehörte Hazlitt zu den Radikalen, und verfolgte mit den bittersten Sarkasmen die bestehenden Mißbräuche. Er lebte ganz von seinen schriftstellerischen Arbeiten, die ihn zwar selbst nicht in Mangel gerathen ließen, aber doch auch nicht in Stand setzten, seinem Sohn, der einzigen Person, die von ihm abhing, Vermögen zu hinterlassen.

Notiz.

Wenn die Zeitungen berichtet haben, die Schiffe, welche gemiethet wurden, Karl X und seine Familie nach England überzuführen, hätten der Familie Bonaparte's gehört, so ist Dieß nur in gewisser Beziehung wahr. Sie gehörten nämlich Hrn. Patterson, dem Schwiegervater von Jerome Napoleon, der bekanntlich eine Amerikanerin geheirathet hatte, von der er sich aber auf Befehl seines kaiserlichen Bruders trennen mußte, als dieser begann, seine Familie mit den legitimen Dynastien von Europa zu verschwägern.

*) Im Türkischen steht Edu dscheride.

Berichtigung.

In Num. 326 S. 1304, Sp. 1, Z. 34 v. o. lies Sir Thomas Munro.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 329. 25 November 1830.

Reise in Japan.

6. Die Stadt Meako.

Von Surunga nach Meako, wo ich mich hin zu begeben hatte, sind es nahezu hundert Stunden, immer in der Ebene und in einer fruchtbaren und angenehmen Landschaft. Man setzt über mehrere Flüsse auf sehr bequemen Fähren, welche eine große Anzahl Menschen und Pferde aufzunehmen vermögen. Sie gehen vermittelst eines starken, von einem Ufer zum andern gespannten Seiles hinüber und herüber. Ich hätte viele Mühe, wenn ich mich der Namen sämmtlicher Städte, Flecken und Dörfer entsinnen wollte, über welche meine Straße mich führte. Wie schon gesagt, findet man keine Viertelstunde einsamen Weges, und ich zweifle, ob es möglich sey noch irgend sonst wo in der Welt so viele große wohlgebaute und erstaunlich bevölkerte Städte zu treffen, als in Japan. Aller Orten bemerkte ich dieselbe Beweglichkeit, so wie eine bewunderungswerthe Fülle jeder Art von Kauf- und Eßwaaren, letztere zu jeder Stunde fertig und zu so wohlfeilem Preis, daß auch die ärmsten Leute sich dieselben leicht verschaffen können. Auf diese Weise überall, wohin ich kam, mit außerordentlicher Zuvorkommenheit und Sorgfalt beherbergt, gelangte ich endlich in der großen Stadt Meako an. Ich könnte meinen Bericht noch sehr weit ausdehnen, wenn ich all der Merkwürdigkeiten Erwähnung thun wollte, die mir unterwegs auffielen. Ich kann versichern, daß ich durch mehrere Städte von 150 bis 200,000 Einwohnern kam, und ich erinnere mich nicht einen einzigen Flecken oder ein einziges Dorf von geringem Umfang gesehen zu haben. Meako erblickte ich an einem Nachmittag zuerst. Diese Stadt ist mit Recht weltberühmt wegen ihrer Schönheit, Größe und ungeheuren Bevölkerungszahl. Ich vermochte dieselbe nicht mit Bestimmtheit zu erfahren, allein nach einer Vergleichung der verschiedenen Berichte, die mir hierüber gegeben wurden, kann ich sie nicht niedriger als zu 1,500,000 Seelen ansetzen, und glaube daß man sie als die größte Stadt der bekannten Welt betrachten muß. Sie liegt in einer großen wohlgebauten Ebene. Ihre Mauern haben einen Umfang von zehn Stunden, was ich mit Sicherheit sagen darf, denn ich selbst habe sie ihrer ganzen Ausdehnung nach umzogen. Ich stieg um sieben Uhr Morgens zu Pferd, ruhte Mittags eine Stunde lang aus und langte erst mit Einbruch der Nacht wieder bei dem Ort an, von welchem ich ausgegangen. In Meako residirt der Dayri, der legitime König von Japan, welcher den Titel Voy führt. Dieser Fürst stammt in gerader Linie von den Gründern des Reiches, und da die Japaner glauben, es gehöre zur Würde ihrer Beherrscher, nicht gesehen zu werden und mit dem Volk in keiner Verbindung zu stehen, so ist er fortwährend in seinem Palast eingeschlossen. Nach Fug und Recht sollte der Dayri das Land regieren; allein vor mehreren Jahren brachte Taikosama mit Waffengewalt alle Tonos oder Herren des Reiches unter seinen Gehorsam, und ließ dem Dayri bloß den Schatten der Obergewalt, welche er denn mit allem Anschein der Souveränität ausübt, indem er die Investitur zu allen Würden, selbst zu der kaiserlichen, ertheilt. Jedes Jahr begeben sich sämmtliche Herren an einem bestimmten Tag mit ihren Insignien zu ihm, um ihm ihre Huldigung darzubringen. Nur der Kaiser überhebt sich dieser Pflicht. Insonderheit aber ist der Dayri noch das Oberhaupt der Religion; er ernennt zu den vakanten Stellen und Aemtern unter den Bonzen, wie man die Götzenpriester nennt.

In äußerlichen Akten und Ceremonien wird der Dayri selbst vom Kaiser mit der größten Ehrerbietung behandelt, welcher vor seiner Krönung ihm seine Huldigung persönlich darbringen muß. Dieß ist jedoch das einzige Zeichen der Unterthänigkeit, welchem er sich bequemt, denn im Uebrigen läßt er dem Dayri kaum den nöthigen Unterhalt. Doch ist dessen Palast von außerordentlicher Pracht, welche selbst diejenige übertrifft, die man in den Schlössern des Kaisers und des Prinzen, seines Sohnes, bewundert, was ich jedoch nur vom Hörensagen weiß, denn ich konnte den Dayri nicht sehen, der, wie schon bemerkt, sich Niemand zeigt und seinen Palast niemals verläßt.

Ein vom Kaiser ernannter Vicekönig verwaltet die Stadt Meako. Seine Jurisdiktion erstreckt sich nicht über die diese Stadt umgebenden Kanäle hinaus, und er hat keine Autorität über Fachime, Sacay und Usaka, sehr ansehnliche und in sehr geringer Entfernung von Meako liegende Städte, dessen unermeßliche Bevölkerung allein dem Gouverneur freilich mehr zu schaffen macht, als ein Königreich mittlerer Größe in unserem Europa. Derselbe hält einen fast so kostbaren Hof, als der Kaiser selbst, und hat sechs Untergouverneure unter seinen Befehlen. Er behandelte mich mit vieler Auszeichnung und Freundlichkeit, war sehr begierig nähere Aufschlüsse über Spanien zu erfahren, und gab mir, um seinen Dank für das Vergnügen zu bezeugen, das ich ihm

durch Beantwortung all der hieher einschlagenden Fragen gemacht, seinerseits die umständlichsten Nachrichten über die große und schöne Stadt, deren Vicekönig er war. Ich erstaunte höchlich über die Aufzählung all dieser Wunder, für deren Richtigkeit ich die Gewähr meiner Augen hatte; aber ich verbarg meine Verwunderung, damit er aus derselben nicht folgern möchte, Spanien stehe Japan nach. Er sagte mir, die Stadt Meako allein habe fünftausend Tempel, ohne die Kapellen zu rechnen; eben so vernahm ich von ihm, das ausschließlich für die öffentlichen Weibspersonen bestimmte Quartier beherberge mehr als fünfzigtausend Kurtisanen. Er ließ mich zum Grab Taïkosamas führen, das sich in einem prächtigen Tempel befindet, und zeigte mir auch den Daybu, ein ehernes Götzenbild, so wie ein anderes herrliches Gebäude, worin die Statuen aller japanischen Götter aufgestellt sind. Ich brachte drei Tage mit Besuch dieser Bauwerke zu, die, obwohl mitten in der Stadt gelegen, doch so weit von meiner Wohnung entfernt waren, daß, während ich mich Morgens zu sehr früher Stunde auf den Weg machte, ich doch erst sehr spät wieder zurückkam.

Das eherne Götzenbild, Daybu, hätte für eines der sieben Wunder der Welt gelten, ja wohl noch über dieselben den Preis davon tragen können. Es ist so groß, daß ich trotz der Vorstellung, die ich mir nach der vorgängigen Beschreibung davon gemacht, bei seinem Anblick doch stumm vor Verwunderung war. Um, wenn ich in Spanien darauf zu sprechen käme, eine ungefähre Idee davon geben zu können, befahl ich einem meiner Leute die Dicke des Daumens an der rechten Hand des Götzen zu messen, und sah dann mit eignen Augen, daß, obwohl Jener ein Mann von großem Wuchs, seine ausgebreiteten Arme dennoch zwei Palme zu kurz waren, um den Daumen umfassen zu können. Aber nicht die Größe ist das Hauptverdienst dieses Götzen, sondern Füße, Arme, Mund, Augen, Stirne und sonstige Züge haben so viel Ausdruck und Physiognomie wie nur der vollendetste Maler einem Gemälde geben könnte. Der Tempel selbst war, als ich ihn besuchte, noch nicht ganz fertig, und ist es, wie man mir geschrieben, noch jetzt nicht, obgleich täglich mehr denn hunderttausend Arbeiter damit beschäftigt waren. Der Teufel hätte dem Kaiser kein besseres Mittel anrathen können, seine unermeßlichen Schätze an Mann zu bringen.

Weibliche Charakterzüge aus der Geschichte des südamerikanischen Befreiungskriegs.

(Schluß.)

Nirgend war der der Kampf für die Freiheit hartnäckiger und entrüsteter als in Venezuela und Cundinamarca; nirgend ließen die Spanier ihrer Rache freier die Zügel schießen. Preisgegeben der tollen Wuth der Montes, der Samanos, der Zuazolas, der Boves, der Morales, der Monteverdes und der unbeugsamen Strenge eines Morillo, blieben die Töchter Colombia's in ihrem edeln Wetteifer unermüdlich. Lange Zeit, ehe die Revolution von Caracas zum Ausbruch kam, hielten die Patrioten dieser Stadt geheime Versammlungen in dem Hause der Donna Juana Padon, der Mutter der beiden berühmten Generale Don Mariano und Don Tomas Montilla. Die Frauen, welche an diesen Vereinen Theil nahmen, übertrafen die Männer oft, wo nicht an Thätigkeit, doch an Kühnheit. Als endlich die Revolution anhob, legten sie so viele Proben ihrer Vaterlandsliebe an den Tag, daß wir uns auf einige der ausgezeichnetsten beschränken müssen. Im J. 1814 erlitt der Libertador durch den schändlichen Boves eine Niederlage und der letztere drang auf Caracas vor. Die patriotischen Frauen hatten bloß die Wahl zwischen Flucht oder schmählicher Unterwerfung unter die Willkür dieses Ungeheuers. Ohne Bedenken stiegen sie in La Guayra zu Schiff und führten sieben Jahre lang ein irrendes Leben in Westindien. Frauen, aufgezogen in allen Genüssen des Ueberflusses und der Ueppigkeit, wie die Montillas, die Tabares, die Palacios unterwarfen sich allen Entbehrungen und Demüthigungen des Exils und der Armuth, rechneten sich's zur Ehre mit den übrigen, gleich den niedersten Gefährten ihres Unglücks, vom Ertrag der Arbeit ihrer Hände zu leben. Während Venezuela damals in der Gewalt der Unterdrücker sich befand, geschah es, daß Donna Josefa Palacios, Wittwe des General Rivas, um den verhaßten Anblick der Tyrannen zu vermeiden, sich so zu sagen lebendig begrub. Sechs Jahre schloß diese ehrwürdige Matrone sich in ein kleines Gemach ihres Hauses ein, wo bloß ihr Arzt Zutritt zu ihr hatte. Bolivar, bei seiner Zusammenkunft mit Morillo in Santa Ana zeigte ihm das Asyl dieser Frau an, und empfahl sie aufs Angelegentlichste seinem Schutz. Nach Caracas zurückgekehrt sandte Morillo einen seiner Adjutanten zu Donna Josefa, der sie einlud, sich ihm anzuvertrauen, und einen passenderen Aufenthaltsort zu wählen. „Sagen Sie dem General," erwiederte sie, „daß Josefa Palacios diesen Ort nicht verlassen wird, so lange sie ihr Vaterland in Sklaverei sieht." Im J. 1816 ließen die spanischen Behörden die schöne Donna Luis Arambide, welche sie wegen eines Einverständnisses mit den Patrioten im Verdacht hatten, ohne daß ein Beweis vorlag oder eine Untersuchung deßhalb angestellt wurde, auf dem öffentlichen Platz peitschen. So oft die Henker sie aufforderten ihre Mitschuldigen zu nennen, rief sie, statt der Antwort: „Es lebe das Vaterland! Tod den Tyrannen!" Es war mehr die Scham als der Schmerz, was ihr Thränen erpreßte, und sie verleugnete ihren männlichen Muth keinen Augenblick bis sie den Geist aufgab. Die Gattin des General Arismendi gerieth in die Gefangenschaft der Spanier und man drang in sie, sich ihres Einflusses auf ihren Gemahl zu bedienen, um ihn zu Dem, was man seine Pflicht nannte, zurückzuführen. „Seine Pflicht ist," entgegnete sie, „sein Vaterland zu befreien und Arismendi's Weib wird nie vergessen, was sie sich und ihrem Gatten schuldig ist. Fangt mit mir an, was ihr wollt. Wo und in welcher Lage ich mich befinden mag, immer werde ich mich glücklich fühlen, so ich weiß, daß Arismendi für sein Vaterland kämpft oder daß er als Held starb." Man deportirte sie zuletzt nach Spanien, wo sie in den Kerkern von la Caraca bei Cadix schmachtete, bis es ihr im J. 1817 gelang, die Wachsamkeit der Schergen zu täuschen, und nach Frankreich zu entkommen. Im folgenden Jahr hatte sie das Glück ihren Gatten wieder zu sehen. Die Frauen von Margarita ließen solche Beispiele nicht verloren gehen; denn ihren Anstrengungen gebührt zum Theil das Verdienst der standhaften Ver-

theidigung dieser Insel gegen die Angriffe der Spanier. Damit die Soldaten, die in kleiner Anzahl waren, einige Ruhe genießen konnten, bearbeiteten sie allein die Felder und bezogen die Nacht über die Wachtposten; ihre Verwegenheit ging so weit, daß sie selbst den Dienst der Artillerie übernahmen.

Unter den Märtyrern der Freiheit strahlt kein Name von so hohem Glanze, als der Name der unsterblichen Policarpa Salvarieta aus Bogota. Die Freimüthigkeit, womit sie von Anfang des Kriegs ihre Meinungen äußerte, machte sie zu einem würdigen Racheopfer der Spanier. Nach dem Fall von Cartagena blieb sie mit den Patrioten, welche sich in Guerillasbanden gebildet hatten, mittelst ihres Geliebten, eines gebornen Amerikaners, der gezwungen in der spanischen Armee diente, im Einverständniß. Endlich bemächtigten sich die Spionen des Vicekönigs Samana ihres Agenten in dem Augenblick, als er sich mit wichtigen Depeschen an den General Santander auf den Weg machte. Kaum erfuhr Dieß Policarpa, so eilte sie zu dem Vicekönig, um ihm zu erklären, daß ihr Geliebter unschuldig sey, und sie allein verdiene gestraft zu werden. Allein er wurde zum Tod verurtheilt und Policarpa gezwungen seiner Hinrichtung beizuwohnen. Als sie das Schaffot bestiegen, verhieß man beiden die Freiheit und selbst eine Belohnung, wenn sie ihre Mitschuldigen nennen wollten; umsonst. Nach der Hinrichtung des jungen Mannes ward Policarpa in das Gefängniß zurückgeführt und da sie auf ihrem Stillschweigen beharrte, selbst das Todesurtheil über sie ausgesprochen. Auf ihrem letzten Gang beklagten Einige ihre Jugend und ihre Schönheit; „nicht über mich,“ sprach sie, „müßt Ihr weinen, sondern über unser unglückliches Vaterland; möge mein Beispiel Euch Muth einflößen.“ Unter dem Galgen angekommen begehrte sie zu trinken; als aber ein Spanier ihr ein Glas Wasser reichte, wies sie es zurück, und als der Henker sich anschickte zu thun was seines Amtes war, rief sie mit fester Stimme: „Zittert, Mörder, bald erscheinen die Rächer.“

In Barcelona durchbohrte die Frau eines gewissen Chamberlain, um einem ehrlosen Tod zu entgehen, sich die Brust mit dem Degen ihres Mannes, nachdem dieser sich zuvor selbst getödtet hatte. Selbst die Frauen in Peru, die von so sanftem und zartem Temperament sind, verriethen bei verschiedenen Gelegenheiten eine Seelengröße, deren man sie nicht für fähig halten sollte. Schon bei der verunglückten Empörung Tupac Amaru's im J. 1783 erprobte sich ihre Vaterlandsliebe und in der Schlacht von Manachili starben dreihundert und siebzig Frauen für die Sache der Freiheit. Als General San Martin mit seinem Heer auf den Küsten von Peru landete, und eine Proklamation des Generals nach einem kleinen Ort in der Nähe von Pataz gelangte, schrieb eine ehrwürdige Matrone, die in einem Dorf an den Ufern des Marannon 300 Stunden von der Armee wohnte, an den General: „Du brauchst Leute und Pferde; ich habe einen Sohn und fünf Pferde, womit ich bis jetzt meinen Unterhalt erwarb. In Zukunft werde ich selbst ihre Arbeit verrichten. Mein Sohn führt Dir die Pferde zu und stellt sie wie sich selbst zu Deiner Verfügung. Ich habe ihm aufgetragen, nicht eher zu ruhen, als bis er Dich gefunden hat. Verwende ihn im Dienst des Vaterlands. Dieß ist Alles, was ich wünsche.“ Nach einem siebzehntägigen ermüdenden und gefährlichen Marsch erreichte der junge Mann das Lager der Patrioten in Supe, und wurde von General San Martin mit der ihm eigenthümlichen Herzlichkeit aufgenommen; als er jedoch den Brief las, ließ er nicht nach, bis Jener sich bewegen ließ, zu seiner alten Mutter zurückzukehren. Solche Züge kamen jeden Tag vor. Als der Sieg von Maipo dem General die Thore von Lima öffnete, bewillkommten ihn die Frauen mit einem fast wahnsinnigen Jubel, und als die Spanier einige Zeit nachher wieder auf eine halbe Legua gegen Lima vorrückten, waren sie nicht die Letzten, die zu den Waffen griffen; selbst Nonnen sah man in den Reihen der patriotischen Krieger. Der spanische General Lope, forderte Guayaquil zur Uebergabe auf; die Frauen dieser Stadt, welche man wegen ihrer Schönheit die Georgierinnen von Amerika nennt, sendeten ihm folgende Antwort: „Verräther! Du wagst noch von Unschuld und Ehre zu sprechen, nachdem Du dieses Land mit so viel Verbrechen besudelt hast. Ehe wir den Untergang der Freiheit und ihre Vertheidiger überleben, schleudern wir eher mit unsern eigenen Händen die Feuerbrände in unsere schöne Stadt, und begraben unsere Ehre unter den rauchenden Trümmern von Guayaquil.“

Die Baschkiren.

Die Baschkiren behaupten, Bücher zu besitzen, deren Text in der Hölle verfaßt sey. Die Ausleger dieser Bücher kennen die Vergangenheit, die Gegenwart und die Zukunft, und stehen in Verkehr mit den Geistern, durch welche sie unerhörte Wunder thun, z. B. die Sonne und den Mond verdunkeln, die Sterne vom Firmament losreißen und auf die Erde stürzen, Gewitter und Sturm erregen und beruhigen können. Haben sie Geld nöthig, so lassen sie es dem Teufel wissen; sofort stiehlt Dieser das Gold und Silber der Reichen, und füllt damit die Kasse seines Meisters. Bekommt einer der Schwarzkünstler ein Liebesgelüste, so macht sich sein dienstbarer Teufel auf; und nicht lange, so liefert er ihm den Gegenstand seiner Leidenschaft in die Arme, mag derselbe auch die Tochter des Großmoguls oder die schönste Sklavin des Großherrn seyn. Glücklich, wen der Besitzer eines solchen Schatzes von Büchern zu seinem Erben einsetzt — das Recht, den Dämonen zu gebieten, geht dadurch auf ihn über. Die Zauberer verkehren indeß nicht unmittelbar mit der Geisterwelt; sondern sie müssen sich gewisser Worte, Beschwörungsformeln, Kräuter und Wurzeln bedienen, um ihre Herrschaft auszuüben, durch die sie viel Gutes zu stiften, aber auch viel Böses zu bewirken im Stande sind. Die Baschkiren zittern vor ihnen; wenn sie jedoch erkranken, und die Hülfe des Priesters, oder Mollas, der einige Verse aus dem Koran recitirt, dem Patienten Augen und Gesicht mit Speichel beschmiert und, statt aller Arznei, Wasser zu trinken giebt, nicht ausreicht: so vertrauen sie sich ganz ihrer Pflege, und empfangen mit Dank die Mittel, die ihnen die Gesundheit wieder geben sollen.

Auch vor den Wahrsagern haben die Baschkiren einen ungemeinen Respekt; will Einer seine Zukunft erfahren, so begiebt er sich mit einem fetten Schaf zu dem Wahrsager; Dieser schlachtet es, und verzehrt das Fleisch bei einem Mahl, wozu er seine Freunde einladet. Nach Tisch nimmt er das unberührt gebliebene Schulterblatt des Thieres, schabt es mit einem Messer sorgfältig ab, und legt es auf glühende Kohlen, wo er es so lange läßt, bis das Fett ausgebraten ist und man daran Risse bemerkt. Nun langt er das Stück aus der Gluth, untersucht es aufmerksam, und verkündigt sein Orakel. Gewöhnlich fällt der Spruch für den Anfrager günstig aus, der zu dem Schaf dann noch ein Geldgeschenk hinzufügt.

Die Wunderthäter erfreuen sich bei Weitem nicht eines so großen Ansehens als die Wahrsager; ihre Geschicklichkeit beschränkt sich freilich auf die Kunst, die Butter oder das Schmalz am Feuer flüssig zu machen, und aus der Farbe der Flamme die Nativität zu stellen. Doch trägt ihnen dieses Geschäft immer etwas Geld oder Geldeswerth ein.

Aber Nichts gleicht der frommen Verehrung der Baschkiren für ihre Teufelsseher (schaetan-küriasi). Zu ihnen nehmen sie in allen allgemeinen und besondern Nöthen Zuflucht. Zeigt sich eine Viehseuche, gleich wird der Teufelsseher geholt, der in diesem Fall die Stelle des Vieharztes vertritt. Spürt eine schwangere Frau die Vorboten der nahen Niederkunft, so eilt sie zu den Matronen, und diese weisen sie wiederum an den Teufelsseher. Der Teufelsseher kommt, erschreckt die gute Frau durch entsetzliche Dinge, die er ihr vorsagt, überzeugt sie, daß sie einen Teufel im Leib hat, beginnt durch die abscheulichsten Verzerrungen den Bösen zu beschwören, und nöthigt ihn, das Feld zu räumen; wirklich sieht er ihn ausfahren, und erhält für seine Fratzen Geld und ein fettes Schaf, das ihm einen guten Schmaus giebt, wobei er sich von seinen Mühen erholt.

Die Zauberer, die letzte Klasse dieser Gaukler, helfen Diebe entdecken, und geben die Orte an, wo Geld und gestohlene Gegenstände verborgen sind.

Wie man sich wohl denken kann, haben die Baschkiren keine Vorstellung von dem Bau des Weltalls. Sie glauben, daß die Sterne in der Luft hängen, und durch große eiserne Ketten am Firmament befestigt seyen; die Erde ruht auf drei ungeheuren Fischen, von denen der eine bereits todt ist — ein Beweis des nahe bevorstehenden Weltendes. Im Augenblick der Geburt jedes Wesens ist bereits im Buch des Schicksals die Zahl der Tage bestimmt, die es auf Erden zubringen, und die Quantität der Nahrung, die es zu sich nehmen soll.

Auf den Wachholder halten die Baschkiren Viel; sie sammeln seine Beeren sorgfältig, und bewahren sie in ihren Häusern, weil sie glauben, daß er unsaubere Geister und Seuchen entferne. Ueberall spukt es. Ein durch einen Eid unterstütztes Zeugniß hat z. B. nicht so viel Kraft, wenn der Akt in einem Tempel oder Haus, als wenn er auf dem Begräbnißplatz vor sich geht. Viele ihrer Ortsnamen tragen diesen gespensterartigen Charakter: es giebt bei ihnen Teufelsberge, Teufelshügel, Teufelsebenen, Teufelsgrotten, Teufelsthäler. Drei Ruinen mit diesem Prädikat verdienen bemerkt zu werden: die erstere befindet sich an den Ufern der Kama; auf einer Stätte, wo einst eine kleine bulgarische Stadt stand, ist ein einer unbekannten Gottheit geweihter Tempel, welche, nachdem sie die Einnahme von Kasan wahrgesagt, in einem dichten Rauch verschwand. Die zweite Ruine, gleichfalls an den Ufern der Kama, bildet die Reste einer Stadt, die einen prächtigen Tempel einschloß, wo man Menschenopfer brachte. Die dritte ist an den Ufern der Belaia. Hier war, geht die Sage, eine volkreiche Stadt, welche aber verlassen werden mußte wegen der unzähligen Menge giftiger Schlangen, womit sie von unsaubern Geistern heimgesucht wurde. Eine wunderbare Sage erzählt man sich auch von dem Dorf Billars, welches vor Zeiten eine bulgarische Stadt gewesen seyn, und Bulumer oder Bullar geheißen haben soll. In dieser Stadt haus'te ein Eroberer, der über verschiedene Nationen Siege erfochten und unermeßliche Reiche zerstört hatte. Diesem Fürsten versagte das Geschick einen Nachkommen, der würdig gewesen wäre, sein Erbe zu seyn; deßhalb beschloß er, seine Schätze in den Eingeweiden der Erde zu bergen. Zu diesem Ende erbaute er einen unterirdischen Palast, legte sie daselbst nieder, sprach magische Bannflüche über den Ort aus, und richtete, damit man denselben wieder erkennte, eine hohe Säule auf. In der Folge versuchten einige Waghälse in den Palast einzudringen, um sich der Reichthümer zu bemächtigen. Kaum waren sie aber eingedrungen, als sie einen ungeheuern schwarzen Hund wahrnahmen, der an einer eisernen Kette lag. Das Thier stürzte auf sie los, und nöthigte sie zu schleuniger Flucht. Seitdem hat Niemand sich mehr dieses Wagstücks unterfangen. Nicht weit von Billiarsk ist ein mohammedanischer Begräbnißplatz, Balyn-Güß genannt, wo durch die frommen Muselmänner, deren irdische Hülle hier ruht, täglich Wunder geschehen; daher häufig dahin gewallfahrtet wird.

Indessen fängt doch die Civilisation an, auch unter den Baschkiren Wurzel zu fassen, und der grobe Aberglaube schwindet nach und nach. Fast in allen Dörfern giebt es Schulen, wo die Kinder lesen und schreiben lernen. In Kasan und der kleinen Stadt Kargai, 18 Werste von Orenburg, sind höhere Lehranstalten, in denen tatarische Grammatik, arabische und persische Sprache, Arithmetik, Geschichte, der Koran, die Elemente der Physik und Philosophie nach dem System des Aristoteles, vorgetragen werden. Vor Kurzem wurde auch in Orenburg eine Schule gegründet, das sogenannte naplinscheff'sche Institut, welches den Namen des Mannes führt, dem jene Provinz die Ruhe und Sicherheit verdankt, deren sie sich gegenwärtig erfreut. Die baschkirische, tatarische und kirgisische Jugend, und selbst viele Russen, werden daselbst in russischer, arabischer, tatarischer und persischer Sprache, Moral, allgemeiner und russischer Geschichte, Geographie, Naturgeschichte und Naturkunde, Algebra, Geometrie, Trigonometrie, Befestigung, Geschützkunst, Zeichnen, Feldmessen und militärischen Manövers unterrichtet. Alles läßt hoffen, daß von hier aus mit der Zeit auch zu den Kirgisen, die an den Ufern der Flüsse Uil, Emba, Chobda, Kirwan, und Syr-Darja irren, und die bis jetzt dem Christenthum fast gänzlich fremd geblieben sind, Strahlen des göttlichen Lichtes der Civilisation sich verbreiten werden.

Vermischte Nachrichten.

Der persische Handel befindet sich gänzlich in den Händen der Armenier von Abuschir und Tiflis, wovon die letztern den Verkehr mit dem Westen, die erstern mit dem Osten betreiben. Die Seeverbindungen zwischen Abuschir und Bombay werden hauptsächlich durch Schiffe unterhalten, welche dem Imam von Moscat gehören; englische Fahrzeuge kommen nur selten nach Abuschir rc. Die Artikel, welche Persien aus Indien bezieht, sind: Spezereien, Indigo, Zucker, Reis, gefärbte und nicht gefärbte baumwollene Zeuge, Bauholz. Den Werth dieser Gegenstände schätzt man auf jährlich zwei und zwanzig Millionen Franken, die Baumwollenzeuge allein auf acht; dagegen führt Persien nach Indien aus: getrocknete Früchte, Datteln, Arzneiwaaren (namentlich Asa fötida), Gummi aller Art, Pferde, rohe Baumwolle und Seide, Shawls aus Kerman, Teppiche, Goldstoffe, Tirmé-namana (Zeuge mit Shawldessins) und Saffran — im Betrage von ungefähr drei und dreißig Millionen Fr. Ein beträchtlicher Theil des indischen Handels nimmt seinen Weg nach Bassora, von wo die Erzeugnisse Indiens und Englands den Euphrat und Tigris hinaufgehen, um ihren Absatz im türkischen Reiche zu suchen. Früher kauften die armenischen Kaufleute aus den russischen Provinzen persische Seide und Seidenzeuge für baares Geld; seit aber ein russisches Konsulat in Tiflis errichtet ist, fangen sie an, mit russischen Manufakturen, Glas, Porzellan, Mitkal, Nankin, Tuch, Zitz, Bourmets, Kattun u. s. w. nach Persien zu handeln. Einen bedeutenden Handelszweig bildet der zum größten Theil für die leipziger Messe bestimmte Transit. Der Handel zwischen Astrachan und Gilan ist von nicht geringerer Wichtigkeit, derselbe wird aber meist mit baarem Geld geführt. In Konstantinopel holen die Perser französische und englische Fabrikate, Seidenzeuge, Zitze, Uhren-, Gold- und Silberwaaren, Tücher u. s. w.; man schätzt diese Einfuhr zu zwanzig Millionen; Shawls aus Kaschmir und Kerman, Tabak, Indigo, Kaffee, Pfeifenrohre u. s. w. im Werth von 1,600,000, geben dafür außer Landes. Von Erzrum führen die Perser Blei und von Bagdad auch für 200,000 Fr. europäische Fabrikate ein. Diese ungünstige Bilance wiegt jedoch der Verkehr mit den benachbarten türkischen Provinzen, in welchen Persien seine Seiden- und Baumwollenzeuge gegen baares Geld absetzt, so ziemlich auf. Seit den Unruhen in Kandahar und Kabul hat der Handel dahin aufgehört, und selbst der Handel mit Kaschmir seine Richtung verändert; die dortigen Karawanen schiffen den Indus hinab und gelangen über das Meer nach Abuschir. Persien besitzt eine ansehnliche Zahl Manufakturen; die Stadt Ispahan z. B. fabrizirt verschiedene Arten von Baumwollenzeuge, Säbel, Dolche, Messer, Scheeren aus Eisen von Chorassan, die in Asien sehr geschätzt sind; auch giebt es daselbst Zuckerraffinerien. In Schetta macht man Shawls, Seidenstoffe, treffliche Tirmé-namana, gute Teppiche; die Zuckerraffinerien sind hier noch besser als in Ispahan. Die Stadt Kaschan enthält Seidenfabriken; Berudschir liefert für das ganze Reich gefärbte Leinwand; Kasbin ist durch seine Gewehre berühmt; Miana durch seine Teppiche. Ueberhaupt werden fast in allen Städten Seiden- und Baumwollenzeuge fabrizirt.

*

In diesem Augenblicke bildet sich in Paris ein Verein, um ein Theater der komischen Oper zu gründen, auf den wahrscheinlichen Fall, daß die Freiheit der Bühne ausgesprochen wird. Diese Gesellschaft soll den alten Saal Feydeau für ihr Unternehmen bestimmt haben. Auf der andern Seite ist von einer Art lyrischem Drama die Rede, welches das Vaudeville im Theatre des Nouveautés ersetzen soll.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

… Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 330. 26 November 1830.

Brief eines ehemaligen Offiziers über eine Flugreise nach den Niederlanden.

Sie wünschen von mir, lieber Freund, ein kleines, aber treues Gemählde über eine eben beendigte Reise nach Holland und Brabant. Es ist wahr, eine dreiwochentliche Abwesenheit in diesen nunmehr so bewegten Ländern verschaffte mir Gelegenheit zu manchen interessanten Beobachtungen, und ich ermangle nicht, dieselben in diesen Zeilen so gedrängt als möglich zu Ihrer Kenntniß zu bringen.

Am dritten Oktober dieses Jahres reiste ich mit dem Dampfboot von hier nach Antwerpen. Wir gelangten an diesem Tage nur bis Nimwegen, und verweilten dort bis zum Mittag. Diese Zeit benutzte ich, um die Stadt und die Festungswerke, so weit es nämlich dermalen erlaubt ist, in Augenschein zu nehmen. Die Stadt ist größtentheils von Katholiken bewohnt, die der Regierung nicht sehr ergeben scheinen; und die vierhundert Artilleristen, meist geborene Belgier, so einen Theil der dortigen Garnison ausmachen, können dem biedern Könige keine große Bürgschaft gewähren. Die Citadelle ist sehr fest und bietet wegen ihrer hohen Lage eine herrliche Aussicht. Eben so sehr fesselten einige Kirchen, voll der prächtigsten Gemählde, meine Aufmerksamkeit. Im Allgemeinen ist die Stadt recht angenehm. Am Abend desselben Tages gelangten wir nach Dortrecht. Ich folgte dem größeren Theile der Reisegesellschaft ins Hotel de Belle-vue, von wo man einen schönen Prospekt auf die Waal hat. An diesem Abend besuchte ich ein brillantes, mit Gästen schwer angefülltes Kaffeehaus. Man legte mir mehrere französische und belgische Zeitungen vor, so ich alle durchblätterte. Dieses war hinreichend, die Aufmerksamkeit der vielen anwesenden Holländer rege zu machen, auf deren Gesichtern eine große Verlegenheit ausgedrückt war. Sie erkundigten sich bei mir angelegentlich nach der Stärke der — wie sie meinten — zu ihrer Unterstützung anrückenden preußischen Truppen, die sie durchaus zu hunderttausend Mann angegeben wissen wollten. Meine Antwort mußte also um so mehr ausweichend seyn, da ich hierüber wenig Auskunft zu ertheilen vermochte.

Am andern Morgen um acht Uhr erschien das Dampfboot von Rotterdam, verweilte aber nur etliche Minuten; ich bestieg dasselbe, um mich nach Antwerpen zu begeben. Bis dorthin landeten wir nirgends; denn die etwa ankommenden neuen Passagiere werden mittelst kleiner Boote herbeigeholt. Der Anblick der Schelde gewährte mir ein großes Vergnügen; sie war mit unzählbaren Kauffahrteischiffen bedeckt. Eine große Anzahl derselben, die jedoch nur die Binnenfahrt betreiben, war mit Verwundeten aus den Gefechten in und bei Brüssel angefüllt, welche so nahe an uns vorbeifuhren, daß ich viele dieser unglücklichen Krieger ins Auge fassen und ihre Verletzungen sehen konnte. Der weit größere Theil derselben hatte schwere Kopfwunden; Andere hatten in Folge des auf sie geworfenen Kalks die Sehkraft verloren; Manchen waren die Augen bereits weggeschwunden. In trauriger Stille fuhren die Schiffe weiter. Endlich mit dem Glockenschlage fünf hatten wir Antwerpens Ufer erreicht, das uns seit etwa anderthalb Stunden bereits sichtbar geworden. Drei bis vier Stunden von Antwerpen erblickten wir die ersten Kriegsschiffe. Im Angesicht Antwerpens liegen fünf derselben, mit fast 150 Kanonen, worunter zwei Fregatten, eine Korvette, eine Brigg; oberhalb derselben, in der Fronte der Citadelle, ankerte mitten in der Schelde das stattliche Kriegsschiff, die „Delphine" genannt, mit den in und bei Brüssel gemachten Gefangenen an Bord. Ich verfügte mich in einen Gasthof, den der Kapitän des Dampfbootes mir als „gut" zu bezeichnen die Güte hatte, erquickte mich, und eilte sodann die Stadt in Augenschein zu nehmen.

Als Soldat aus der Epoche des Ruhmes begab ich mich zuerst, mit einem Lohnbedienten an der Seite, in die Nähe des von den beiden so liebenswürdigen königlichen Prinzen, Oranien und Friederich der Niederlande — letzterer Oberbefehlshaber der königlichen Armee, Admiral und Generalkolonel — bewohnten Flügel des königlichen Schlosses, woselbst ein Theil der Nationalgarde jeden Abend zur Inspizirung des Obergenerals aufgestellt ist, welche Abtheilung, gemeinschaftlich mit den königlichen Truppen, auf allen öffentlichen Plätzen zur Handhabung der Ordnung und Sicherheit die Nacht über biwuakirt. Eben so befindet sich in jeglicher Straße ein starkes Piket, in etlichen sogar von Offizieren befehligt. Des Schlosses Eingang ist von königlichen Grenadieren bewacht, die sich in den Gefechten zu Brüssel, obgleich sie der Uebermacht endlich weichen mußten, mit Ruhm bedeckten. Dieses erlesene Korps zählt viele Schweizer, deren Brust größtentheils mit der Waterloo-Medaille geschmückt ist. Die Stimmung des Volks

mit Ausnahme des Militärs, der Beamten, Kaufleute und überhaupt der höhern Klassen, ist gegen die Regierung. Die Einwohner sind Katholiken, die, wie man mit Recht behauptet, von den Pfaffen stark bearbeitet wurden. Dieß scheint einleuchtend, da sie bei einer neuen Ordnung der Dinge nur verlieren können.

(Fortsetzung folgt.)

Die Abgötterei in Indien.

(Fortsetzung.)

Es ist wirklich eine sonderbare Anomalie in dem britischen Charakter, daß das fromme, das aufgeklärte England, dieses Land mit seinen zahllosen kirchlichen Instituten, die es nach allen Welttheilen verpflanzt, wo seine Flagge weht, mit seinen Bibelgesellschaften, seinen Missionsvereinen, seinem Gepränge von Religion, Philanthropie und Civilisation, das krasseste Heidenthum — nicht duldet — sondern beschützt. Betrachtet man jedoch den Umstand, daß bei diesem Schutz das britische Geld-Interesse im Spiel ist, so verschwindet das Räthsel.

Aus den Parlamentspapieren vom J. 1813 (die von dem Parlament in der letzten Sitzung verlangten neusten Aktenstücke konnten aus Mangel an Zeit noch nicht geliefert werden) ersieht man, daß in dem bengalischen Budjet im J. 1808 die Ausgaben für den Tempel des Dschaggernat auf jährliche 7000 Pf. St. berechnet sind. Zu Bestreitung dieser Summe reichte aber die Dotation des Tempels nicht hin, sondern es bedurfte einer Zugabe von 20 Proc. aus dem reinen Ertrag der von den Pilgern erhobenen Taxe. Dabei wird ausdrücklich bemerkt, daß der Ueberschuß von dieser Taxe in die Kassen der Kompagnie floß. Dagegen erklärte sich zwar die Kompagnie in einem nach Bengalen bestimmten Schreiben vom 24 März 1809: „es wolle den Direktoren bedünken, daß es einer christlichen Regierung nicht zieme, in Hindutempeln die Priester anzustellen oder sich mit Verwaltung ihrer Einkünfte zu befassen;" und wiederum, „es sey, wie es auch andere Regierungen in dieser Beziehung gehalten haben mögen, nicht ihre Meinung, für bloß religiöse Zwecke von den Hindu's Abgaben zu erheben;" allein das Kontrollkollegium strich diese Stellen aus dem Schreiben der Direktoren aus und setzte dafür hinein, da die Pilgertaxe sich aus der Periode der Nawabs- und Mahrattenherrschaft herschreibe, so könne sie ohne Anstand unter der britischen Regierung fortdauern, und trotz den wiederholten Vorstellungen drang die Ansicht des Kontrollkollegiums durch. Vor der Ankunft dieser amendirten Depesche hatte die Lokalregierung in Indien im April 1809 eine Verordnung erlassen, wonach man sich aller Mühe rücksichtlich der innern Verwaltung und Beaufsichtigung des Tempels begiebt, hingegen die Erhebung der Pilgertaxe bestätigt. Und dabei hat es noch bis auf den heutigen Tag sein Bewenden. Schon bei der Einsetzung jener Taxe am 5 April 1806 ließen sich gewichtige Stimmen dagegen vernehmen, namentlich geschah dieß von Seiten Hrn. Udny's, Mitglieds des Raths von Calcutta, welcher darauf antrug, man solle das Heidenthum sich selbst überlassen, und sofern die bisher üblichen Abgaben nicht abgeschafft werden könnten, die Pilger wenigstens gegen jede willkürliche Erpressung der Priester schützen. Der Marquis Wellesley selbst, unter dessen Statthalterschaft der Theil der Provinz Orissa, worin der Tempel liegt, zuerst unter britische Herrschaft kam, ließ Anfangs die Pilger frei zu und war mit dieser ärgerlichen Taxe keineswegs einverstanden. Hr. Udny ließ seine Protestation nach Europa gelangen, während die andern Mitglieder des Raths den Dschaggernat als eine rechtmäßige Quelle des Einkommens betrachteten, wahrscheinlich auf den Grund des Kontrollkollegiums hin, daß man dem Geld aus den Götzentempeln seine unreine Abkunft nicht anmerke. In den erwähnten Parlamentspapieren liest man auch eine lange Korrespondenz, worin bei der indischen Regierung angefragt wird, ob einem gewissen Götzen ein Thron errichtet, oder ob er in einem äußern Hof verehrt werden soll, und das Ganze endigt sich mit einer formellen Entscheidung der christlichen Regierung zu Gunsten der äußern Verehrung. Noch mehr: die Steuereinnehmer gaben sich alle Mühe, den Zulauf zu dem Tempel als ein Vergrößerungsmittel der Regierungseinkünfte zu befördern, und der Generalgouverneur Lord Minto äußert in einem Schreiben vom 4 August 1809 sein Vergnügen über die Zunahme der Einkünfte aus dem Tempel des Götzen.

Daß durch die Taxe die Zahl der Pilger nicht vermindert wurde, wie behauptet werden wollte, beweist ein auf Befehl des Parlaments gedruckter Brief von Dr. Buchanan vom 23 Mai 1813. „Im J. 1812, sechs Jahre nach Einführung der Taxe, wurde der Götze, wie die HH. Smith und Green mir aus Cuttack schrieben, zahlreicher als je besucht. „„Sie würden sich wundern,"" sagen sie, „„wenn Sie die unermeßliche Menge der Pilger sähen. So weit das Auge reichen konnte, zogen die Schaaren einher; der Anblick erregte in uns die Vorstellung eines Heers, das zur Schlacht rückt. Sie können sich ungefähr einen Begriff von dieser Versammlung von Männern, Weibern und Kindern machen, wenn Sie hören, daß 150 und vielleicht mehr im Gedränge umkamen, die vor den Thoren des Tempels zertreten wurden. Hunger und Durst rafften gleichfalls Viele weg, denn eine Theurung ist immer im Gefolge eines solchen Festes; Viele ließen sich unter den Rädern des Götzen, indem sie sich flach auf den Rücken legten, zermalmen."" Ich kann noch das Zeugniß Dr. Carey's beifügen, eines Mannes von unbestreitbarer Rechtschaffenheit, der lang genug in Indien gelebt hat, um mit allen Vorgängen daselbst hinlänglich vertraut zu seyn. „„Der Götzendienst,"" schreibt er mir, „„zerstört mehr Menschenleben als das Schwert und zwar auf eine fast unbegreifliche Art. Die Zahl Derer, welche auf den langen Pilgerwanderungen durch Mangel oder Erschöpfung, durch Ruhren oder Fieber, die man sich durch Uebernachten unter freiem Himmel und Entbehrung aller Bequemlichkeiten in diesem veränderlichen Klima so leicht zuzieht, zu Grunde gehen, grenzt an das Unglaubliche. Auf jede der zwölf bis dreizehn Wallfahrten nach Dschaggernat, welche ein Jahr in das andere Statt finden, rechnet man manchmal 600,000, und nie weniger als 100,000 Personen. Nehme ich für das ganze Jahr 1,200,000 an, so bleibt meine Berechnung sicher noch weit unter der Wirklichkeit; wenn nun bloß 1 von 10 stirbt, so beträgt die durch dieses Idol verursachte Sterblichkeit immer 120,000 im Jahr."" Ein Schriftsteller, der sich auf die Kunst

der Ausschmückung verstünde, könnte vielleicht durch Bezeichnung oder Weglassung von Nebenumständen den Dienst des Dschaggernat als eines der muntern und geschmackvollen Feste einer römischen oder griechischen Gottheit darstellen; allein er wird deßwegen nicht bewirken, daß es nicht wahr bleibt, daß Dschaggernat eine Quelle des Lasters und des Elendes für Millionen ist; daß das blutige und garstige Wesen des Kultus jedes sittliche Gefühl empört, und daß es als ein glückliches Ereigniß betrachtet werden muß, wenn eine christliche Nation jede Verbindung mit diesem schändlichen Ort abbricht. Dschaggernat ist übrigens nicht der einzige Tempel, welcher so furchtbare Opfer des Menschenlebens kostet. Der Ramisseram, gleichfalls auf dem Gebiet der Kompagnie, ist im Süden fast eben so berühmt, als jener im Norden. *) Die Außenseite bedecken obscöne Bilder, die kein Europäer ohne zu erröthen ansehen kann. Seinen auf vier Rädern von hartem Holz ruhenden Wagen zu ziehen braucht man 200 Menschen, und wenn bei großen Festlichkeiten die Procession durch die Straßen geht, suchen sich da und dort in dem Wahnsinn ihrer Abgötterei Weiber unter den Rädern den Tod." **) Noch deutlicher beleuchtet Dr. Buchanan die Sache in seinen „christlichen Forschungen in Asien."

Dschaggernat 18 Juni 1806.

„Ich war Zeuge einer Scene, die mir unvergeßlich ist. Der Götze thronte auf einem riesenartigen Wagen oder Thurm von 60 Fuß Höhe; die Räder, als sie sich unter ihrer schweren Maschine langsam hinbewegten, schnitten tief in den Boden. An sechs Seilen, von der Größe und Länge eines Cabeltau's, zog das Volk den Wagen. Tausende von Männern, Weibern und Kindern hatten sich an jedes Seil gespannt; Kinder übten daran ihre erste Kraft. Auf dem Thurm befanden sich Priester und Diener, welche den Thron des Götzen umgaben, etwa 120 Personen an der Zahl. Der Götze ist ein Holzblock mit einem gräßlichen schwarzbemalten Gesicht, und weit aufgesperrtem blutfarbigem Mund. Seine Waffen sind von Gold, und er hat ein prachtvolles Staatsgewand um. Fünf Elephanten, mit wehenden Fahnen, karmosinrothen Schabracken und Glocken an dem Hals, schreiten voran. Der Kultus beginnt damit, daß der Hohepriester den Wagen besteigt, und obscöne Stanzen recitirt. Dann kommt ein Knabe zum Vorschein, der mit ausgelassenem Geberdenspiel den Gott belustigt, worauf die Menge unter einem Freudengejauchze den Wagen vorwärts treibt. Nach einigen Minuten wird wieder gehalten; ein alter Priester erhebt sich, und das Laster im Gewand des Greises erhöht das ekelhafte Schauspiel. Ich staunte über die Größe wie über die Gräßlichkeit des Anblicks. Ich machte mir ein Gewissen daraus länger Zeuge zu seyn. Das Wesen des Molochdienstes war Unzucht und Blut. Nachdem der Thurm ein Stück Weges zurückgelegt, bot sich ein Pilger zum Opfer dar. Er legte sich vor dem Wagen mit vorgestreckten Armen auf das Gesicht, die Menge ging um ihn herum und bildete Spaliere, bis der Wagen über ihn fuhr und ihn zerquetschte. Neuer Jubel stieg in die Luft empor. Der Gott soll jedesmal lächeln, wenn er eine solche blutige Libatation erhält. Das Volk warf Geld auf den Leichnam, der eine Zeitlang liegen blieb, und dann nach dem Golgatha gebracht wurde, wo ich ihn sah. Die Processionen dauern mehrere Tage, aber mein Gemüth ist von dem beständigen Anblick dieser Greuel so angegriffen, daß ich fort muß." Dr. Buchanan theilt bei dieser Gelegenheit ein Verzeichniß der Ausgaben für den Götzen mit, wie sie in den der englischen Regierung vorgelegten Staatsrechnungen verzeichnet stehen:

Ausgaben für die Tafel des Götzen	. . . .	4,514	Pf. St.
— — Gewänder und Geräthe	. . .	339	— —
— — Gehalte der Diener (mit Inbegriff der Bajaderen)	. . . .	1,259	— —
— — die verschiedenen Pilgerfeste	.	1,373	— —
— — Elephanten und Pferde	. . .	378	— —
— — seinen Rutt oder Staatswagen	.	839	— —
		8,702	— —

Hr. Hunter, der Kassier, erzählte dem Doktor, daß im J. 1806 die Regierung allein für 200 Pf. St. englisches Tuch zur Bekleidung des Wagens lieferte.

(Fortsetzung folgt.)

*) Cordier's History of Ceylon Vol II, S. 16.

**) Der Dschaggernat selbst wird auch an andern Orten verehrt; so hat er zu Jschera, 8 Meilen von Calcutta, einem ehemaligen Landsitz des Gouverneur Hastings, einen Tempel.

Die Gefahren des Walfischfangs.

Die Gefahren des Walfischfangs sind auch bei der größten Vorsicht und unter der Leitung der erfahrensten Seeleute, bedeutend und mannichfach. Am Häufigsten geschieht, daß das Schiff durch den Anprall von Eisfeldern zersplittert. Die holländischen Schriftsteller erzählen mehrfache Unglücksfälle dieser Art, worunter z. B. folgende: Dietrich Albert Raven ward im Jahre 1639 bei Spitzbergen von einem furchtbaren Orkan ergriffen. Obwohl das Schiff mit ungestümer Gewalt hin und her geworfen wurde, so gelang es ihm doch, von der eisigen Küste frei zu werden, und schon glaubte er sich geborgen, als zwei ungeheure Eisberge vor ihm erschienen, nach welchen das Fahrzeug gerade hintrieb. Alle Segel aufspannend, versuchte er zwischen beiden durchzudringen, allein das Schiff ward bei diesem Bemühen mit solcher Gewalt gegen den einen Berg geworfen, daß man es bald sinken fühlte. Die Mannschaft half ihm Anfangs durch Kappen der Maste weiter, da es jedoch stets mehr Wasser einnahm, so ließ man mehrere Boote hinab; in diese drängte sich eine solche Menschenmenge, daß sie mit allen auf ihnen befindlichen Personen untersanken. Die Lage Derer, welche auf dem großen Schiffe zurückgeblieben, ward von Minute zu Minute verzweifelter. Da der Vordertheil tief im Wasser stand, und der Kiel beinahe senkrecht empor ragte, so mußte man die äußerste Mühe anwenden, um nicht ins Wasser zu stürzen. Ein Mast, an welchem sich ein Theil der Mannschaft angeklammert, brach, sank unter und gesellte die an ihm Hängenden dem Loos ihrer bereits ertrunkenen Gefährten bei. Endlich trennte sich der Stern von dem übrigen Fahrzeug und riß abermals mehrere Matrosen mit sich. Die noch Lebenden hielten sich fortwährend an den Trümmern fest; aber Einen nach dem Andern spülte das wüthende Wasser weg, während Andere vor Kälte halb todt und unfähig, die Seile und Anker länger zu umfassen, von selbst in das Meer stürzten. Bereits war das anfänglich sechs und achzig Köpfe starke Schiffsvolk auf diese Art zu neun und zwanzig herabgeschmolzen, als das Wrack plötzlich eine Lage annahm, in welcher es leichter ward, sich an Bord zu halten; zugleich wurde die See ruhig, und Alle fühlten eine unwiderstehliche Neigung zum Schlaf, der jedoch Mehreren zum Todesschlummer erwuchs, aus welchem sie nie wieder erwachten. Einer rieth ein Floß zu bauen, was denn auch, obwohl gegen den Willen des Kapitäns, geschah; allein dasselbe war nicht sobald ins Wasser gelassen, als es untersank. In der folgenden Nacht erhob sich abermals ein Sturm, und

die Leiden, welche die Mannschaft durch Kälte, Hunger und brennenden Durst auszustehen hatte, waren so groß, daß ihnen der Tod nun in jeder Gestalt den Weg verlegt zu haben schien. Am Morgen ward jedoch ein Segel entdeckt, ihre Zeichen bemerkt, und die noch Lebenden, der Zahl nach zwanzig, nach acht und vierzig Stunden des gräßlichsten Kampfes, glücklich an Bord gebracht.

Im Jahre 1670 wurde der Blecker (Bleicher), Kapitän Pitt, mit solcher Gewalt gegen das Eis geschleudert, daß in einem Augenblicke das sämmtliche Takelwerk zersplitterte. Ihrer neun und zwanzig verließen das Schiff, und suchten, indem sie mit Hülfe von Stangen von Eisstück zu Eisstück sprangen, das Ufer zu erreichen. Der Kapitän mit sieben Mann blieb an Bord, und gedachte sich mit dem Fahrzeug einen Ausweg zu eröffnen, aber in Kurzem erlitt dasselbe einen neuen Stoß, was sie nöthigte, sich einem Boote aufs Gerathewohl anzuvertrauen, indem es so stark schneite, daß sie einander kaum sehen konnten. Als es wieder hell wurde, gewahrten sie ihre Gefährten, welche sich nach demselben Orte hin arbeiteten. Nach zwölfstündigem Warten auf etwaige Hülfe nahmen sie endlich insgesammt ihre Zuflucht zu Booten und wurden nach abermaligen zwölf Stunden von einem holländischen Fahrzeuge gerettet.

Im Jahre 1675 verlor Kapitän Bille ein reich beladenes Schiff durch plötzliches Untersinken, so daß die Mannschaft vierzehn Tage lang in Booten auf der See umherirren mußte, bis sie endlich aufgenommen wurde. Im nämlichen Jahre fanden noch dreizehn andere Fahrzeuge ihren Untergang bei Spitzbergen. Drei Jahre nachher verlor Bille abermals ein Schiff durch einen heftigen Eisstoß, so daß die Mannschaft kaum noch Zeit hatte ein Eisfeld zu gewinnen. Im Augenblicke des Unglückes war das Fahrzeug mit einer Brigg, genannt der rothe Fuchs, vor Anker gelegen; bald darauf wurde diese vom gleichen Schicksale betroffen, indem sie einen so heftigen Stoß erlitt, daß Alles, der Rumpf wie die Masten, fast im Moment verschwanden, und die Matrosen, gleich den Gefährten Bille's, kaum noch Zeit behielten, sich aufs Eis zu retten. Beide Schiffsmannschaften vereinigten sich und folgten nun verschiedenen Planen; Einige blieben für den Augenblick; Andere fuhren in Booten nach verschiedenen Richtungen zu; Alle aber kamen auf die eine oder andere Art endlich nach ihrem Vaterlande zurück. Im nämlichen Jahre versank die Concordia eben so plötzlich; die Mannschaft ward durch ein in der Nähe befindliches Schiff gerettet.

Im Jahre 1676 wurden drei holländische Fahrzeuge nach einer sehr ergiebigen Walfischjagd an der Nordküste von Spitzbergen auf Ein Mal von Eis so völlig eingeschlossen, daß die Matrosen allgemein darauf bestanden, man solle zu Fuß über dasselbe zu entkommen und ein anderes Schiff zu gewinnen suchen. Der Kapitän des einen Fahrzeuges, Duvekees, drang jedoch aufs Ernstlichste in sie, Alles zu thun, um eine so kostbare Beute nicht verloren gehen zu lassen, so daß sie auszuharren sich entschlossen. Nach zwanzig Tagen öffnete sich das Eis und sie hatten eine glückliche Heimfahrt.

Im Jahre 1769 hatte sich die „Maria Elisabeth“ frühzeitig auf die Wallfischjagd gemacht, und am 30 Mai bereits vierzehn Stücke gefangen. Da blies ein Sturm von Süden her so gewaltig in die Eisbläcke, daß der Kapitän sich in Kurzem gänzlich eingeschlossen und zwei holländische und ein englisches Schiff in geringer Entfernung in Trümmer gehen sah. Endlich gab ihm ein aus Norden sich erhebender Wind Hoffnung, los zu kommen, als plötzlich ein dicker Nebel fiel, der an Segeln und Takelwerk so dick anfror, daß das Schiff ganz einem schwimmenden Eisberge glich. Nachdem sich die Luft wieder aufgehellt, deuteten das schwache Sonnenlicht und die nach Süden streichenden Vögel das Herannahen des Winters an. Unfähig weiter zu kommen, sahen die Matrosen mit Verzweiflung der Aussicht entgegen, eine solche Jahrszeit hier zubringen zu müssen. Ihr Mundvorrath war beinahe aufgezehrt, und Hungersnoth bedrohte sie höchlich, als sie auf den Gedanken kamen, die Schwänze der Walfische zu braten, die sich sehr genießbar und sogar heilsam gegen den Scorbut ergaben. So hofften sie bis Mitte Februars auszuharren; weiter hinaus war jedoch die Aussicht sehr trübe; allein am 12 November erhob sich ein heftiger Nordwind, der das Eis aus einander trieb. Mit erneuerten Kräften unterzogen sie sich jeder Anstrengung, und am 18 brachte ein Nordwest einen so starken Regen, daß sie am folgenden Tage von Eis frei wurden und eine glückliche Heimreise hatten.

Das Jahr 1777 war besonders reich an Wechselfällen des Walfischfanges. Die Guillamine, Kapitän Broerties, kam am 22 Juni an der großen nördlichen Eisküste an, wo man fünfzig Fahrzeuge vor Anker und mit der Fischerei beschäftigt fand. Schon am folgenden Tage erlegte man einen großen Walfisch; aber einen Tag später trieb ein Sturm das Eis so zusammen, daß sieben und zwanzig Schiffe eingeschlossen wurden, von welchen zehn ihren Untergang fanden. Am 25 Juli schien sich das Eis etwas öffnen zu wollen, und Broerties ließ daher sein Fahrzeug von den Booten an's Schlepptau nehmen; aber nach viertägiger Mühe gelangte er in ein enges Becken, wo bereits fünf andere Schiffe nach allen Seiten von Eiswänden eingeschlossen waren. Der Kapitän, die Gefahr einer dauernden Einschließung vor sich sehend, setzte die Speiserationen seiner Leute herab. Am ersten August fing das Eis an, sich dicht zu sammeln, und ein heftiger Sturm trieb es gegen die Schiffe, so daß sie mehrere Tage lang der größten Gefahr ausgesetzt lagen. Am 20 erhob sich ein Orkan aus Nordost, durch welchen die Guillamine beträchtlichen Schaden erlitt; zwei von den übrigen Schiffen gingen unter, und eines wurde an mehreren Stellen leck. Die Mannschaft wurde an Bord der drei übrigen Schiffe genommen, denen sie unter den obwaltenden Umständen natürlich zur großen Last gereichte. Am 25 befanden sich alle drei vollkommen eingefroren, und man beschloß, zwölf Mann abzuschicken, um bei vier Fahrzeugen, die wenige Tage zuvor nach einem nahe befindlichen Orte getrieben worden, Hülfe zu suchen. Von diesen waren jedoch bei der Ankunft der Abgesandten zwei bereits in Trümmer gegangen, und die zwei andern in der kläglichsten Lage, während zwei hamburger Schiffe in geringer Entfernung von ihnen, ebenfalls am Rande des Abgrunds schwebten. Indessen gelangten von diesen vier letztgenannten die zwei erstern doch gegen Gale Hamkes Land in Grönland, und da sie ein Sturm sofort nach Süden trieb, erschien endlich Island zu ihrer Linken. Auch die beiden Hamburger entdeckten eine kleine Oeffnung, durch welche ihnen zu entkommen glückte. Die drei eingefrornen hofften bereits, es würde ihnen eben so gut werden, als am 13 September ein ganzer Eisberg über die Guillamine hereinstürzte. Die kaum bekleidete Mannschaft sprang auf das Eis, mit Mühe nur einen kleinen Theil ihres Mundvorraths rettend. Die Trümmer ihres Schiffs waren bald unter ungeheuern Pfeilern von Eis begraben. Von den zwei andern Schiffen erlitt das eine, kommandirt von Jeldert Jans, ganz dasselbe Schicksal, und nur dasjenige von Jans Castricum blieb jetzt als Hoffnung Aller übrig. Von Eisstück zu Eisstück springend, gelang es der Besatzung der beiden untergegangenen Fahrzeuge, diesen letzten Zufluchtsort zu erreichen. In dem höchst elenden Zustande, worin sich das Schiff somit befand, und überfüllt mit Menschen, wie es war, sah es sich gleichwohl unmittelbar nachher genöthigt, noch fünfzig andere Leute, die Bemannung des Jans Christiaans von Hamburg, der eben untergegangen war, und den ersten Harpunier nebst zwölf Matrosen verloren hatte, an Bord zu nehmen. Der Hunger rückte für eine so stark angewachsene Gesellschaft in immer drohenderer Gestalt heran; allein jede Besorgniß für die Zukunft schwand vor dem entsetzlichen Augenblicke, als am 11 Oktober auch der Castricum plötzlich zertrümmert ward, und die Matrosen kaum Zeit behielten, sich mit ihrem noch übrigen Mundvorrath aufs Eis zu retten. Mit großer Mühe erreichten sie ein etwas ausgedehntes Eisfeld, wo sie mit ihren zerrissenen Segeln eine Art Zelt herzurichten suchten; allein wohl einsehend, daß sie an dieser verlassenen Stätte zu Grunde gehen müßten, beschlossen sie, sich über die gefrorne Fläche nach der grönländischen Küste, die vor ihnen lag, hinzuarbeiten. Mit unendlicher Mühe langten sie daselbst an und fanden glücklicher Weise einige Bewohner, von welchen sie gastfreundlich aufgenommen und mit getrockneten Fischen und Seehundsfleisch bewirthet wurden. Bald gut, bald schlecht behandelt, zogen sie in diesem traurigen Lande fort, bis sie am 13 März 1778 die dänische Niederlassung Frederiksschaab erreichten, wo sie sich von ihren Mühsalen erholten, und mit der nächsten Gelegenheit nach Dänemark und von da nach ihrer Heimath einschifften.

Auch die Fischerei in der Davisstraße machte sich schon durch sehr traurige Schiffbrüche ruchbar. Im Jahre 1814 ging der Royalist, Kapitän Edmonds, mit der ganzen Mannschaft verloren, und im Jahre 1817 hatte „die Stadt London,“ Kapitän Mathews, gleiches Schicksal. Die einzige Nachricht, die man über beide Fahrzeuge erhielt, rührte von Kapitän Bennet, Kommandanten des Venerable, her, welcher am 16 April die Stadt London in einem furchtbaren Sturme windwärts von einer Kette großer Eisberge liegen sah, an welchen sie wahrscheinlich noch an demselben Tage zersplitterte.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 331. 27 November 1830.

Reise in Japan.

7. Religiöse Verhältnisse der Japaner.

Beim Besuch von Taikosamas Grabmal bekam ich bewundernswürdige Dinge zu sehen. Ich bedauerte, daß so herrliche Gebäude zu Verehrung der Asche eines Menschen geweiht waren, dessen Seele ewig in der Hölle ist. Man betritt diesen Tempel auf einem mit Jaspis gepflasterten Zugang von mehr als vierhundert Fuß Länge, und dreihundert Fuß Breite. Auf beiden Seiten befinden sich in bestimmten Zwischenräumen Pfeiler, ebenfalls von Jaspis, welche Lampen tragen, die mit Anbruch der Nacht angezündet werden und eine Helle verbreiten, als ob es Tag bliebe. Am Ende dieses Zugangs steigt man auf mehreren Stufen in die auf Säulen ruhende Vorhalle. Rechts bemerkt man ein Kloster für die Geistlichen, welche den sehr prachtvollen Dienst im Tempel versehen. Die Hauptpforte ist mit Jaspis belegt, und mit einer in Gold und Silber künstlich gearbeiteten Einfassung umgeben. Die Pracht dieser Pforte und die Vollendung der Arbeit sind Vorzeichen von dem Innern des Gebäudes. Das Schiff wird durch Säulen und Wandpfeiler von großem Maßstab getragen. In der Mitte befindet sich ein Chor, wie in unsern Kathedralen, mit Sitzen und einem rings herumlaufenden Gitter. Chorherren und Chorfrauen singen daselbst ihre Gebete in einer Weise ab, welcher viel an unsre Kirchen erinnert, und wie ich vernommen, theilt sich ihr Dienst wie bei uns in Prime, Terzie, Vesper und Frühmette. Ich hatte mein Bedenken, Gebete zu hören, die von unserm heiligen Glauben so sehr abweichen. Der, welcher mich auf Befehl des Vicekönigs umherführte, trat in den Chor, wo er zweifelsohne den Zweck meines Besuchs meldete, denn vier Chorherren erschienen, mich zu empfangen. Ihre Kleidung entsprach beinahe gänzlich derjenigen der Stiftsherren von Toledo, nur war die Schleppe ihres Mantels unverhältnißmäßig lang und ihre Mützen oben viel breiter, als unten. Sie unterhielten sich sehr freundlich mit mir und geleiteten mich zu dem Altar ihrer verruchten Reliquien, wo eine unzählige Menge von Lampen brannte. Unsere Frau von Guadalupe hat, so viel deren auch dort von den von allen Orten herströmenden Pilgern unterhalten werden, gewiß nicht den vierten Theil davon. War ich über diesen Anblick erstaunt, so wurde ichs noch mehr über die Stille, die Versunkenheit, die Andacht aller im Tempel Anwesenden. Man hob fünf bis sechs Vorhänge auf, welche eben so viele Gitter verdeckt hatten, die von Eisen, von Silber, und endlich das letzte, wie man mich versicherte, von lauterem Gold waren. Hinter diesem gewahrte ich eine Kiste, in welcher sich die Asche Taikosamas befand. Bloß der Oberpriester durfte den letzten Bezirk, worin die Kiste stand, betreten. Sämmtliche Japaner in meiner Begleitung warfen sich nieder, selbst noch ehe die Vorhänge aufgehoben waren, und so wie ich mich über ihre verkehrte und falsche Anbetung innerlich entrüstete, so mußten auch sie über die geringe Ehrerbietung ergrimmen, die ich vor ihrem Heiligthum an Tag legte: in Summa ich beeilte mich von diesem verruchten Ort wegzukommen, und meine Begleiter führten mich in das Haus und die Gärten der Chorherren, von welchen ich sagen kann, daß sie zwar an künstlicher Anlage von denjenigen des königlichen Schlosses von Aranjuez übertroffen werden, in allen sonstigen Beziehungen aber weit mehr als diese sind. Man gab mir ein glänzendes Mahl in einer Art Belvedere, von wo aus ich die gewaltige Menge von Personen sehen konnte, die sich nach dem Tempel begaben. Man sagte mir, dieselbe sey auch zu jeder Stunde der Nacht eben so groß. Wie wir haben sie ihr geweihtes, oder wie ich eher sagen sollte, verfluchtes Wasser, und eine Art Rosenkränze, geweiht ihren falschen Göttern Jaka und Nido, die übrigens keineswegs die einzigen von ihnen verehrten Götzen sind; denn es giebt in Japan fünf und dreißig verschiedene Religionen oder wenigstens Religionssekten. Die Einen leugnen die Unsterblichkeit der Seele, die Andern erkennen mehrere Götter an, die Dritten verehren die Elemente, ohne daß irgend eine Sekte um ihres Glaubens willen beunruhigt würde. Auch fragte der Kaiser, als die Bonzen aller Sekten einstimmig um die Verjagung unserer Geistlichen bei ihm einkamen, wie viel verschiedene Religionen es in Japan gäbe. Fünf und dreißig antworteten sie. „Gut," erwiederte er, „wo man fünf und dreißig duldet, kann man auch sechs und dreißig dulden. Lasset diese Fremden in Ruhe."

Nachdem ich bei zwei Stunden im Haus der Chorherren verweilt, führte man mich nach demjenigen der Chorfrauen, das an jenes mit der Wand anstößt. Sie waren in Gewänder von blauer und weißer Seide gekleidet und trugen blaue Schleier; eine Tracht, die mir eher hof- als klostermäßig bedünkte. Die

Aebtissin empfing mich in einem großen Saal und ließ mir eine Kollation auftragen, an welcher sie wie die übrigen Chorfrauen Theil nahm, und um das Fest vollständig zu machen führte ein Dutzend derselben Tänze nach dem Klang einer Art Guitarre auf. Nach einer halben Stunde beurlaubte ich mich und begab mich in meine Wohnung zurück.

Zuletzt besuchte ich den Tempel, welcher sämmtlichen in Japan verehrten Göttern gewidmet ist. Dieß ist das größte Gebäude das ich je gesehen. Es enthält zweitausend sechshundert Götterbilder, jedes in seinem eigenen, mit den verschiedenen Emblemen seiner Gottheit verzierten Tabernakel. All diese Bilder sind von vergoldetem Erz; wirklich suchen die Japaner in der Kunst des Gießens und Vergoldens der Metalle ihres Gleichen. Der Tempel hat große Einkünfte, was mich nicht wundert, denn seine Unterhaltung muß sehr kostspielig seyn. Ich wurde über dem Sehen all jener Tabernakel ganz müde, und bedauerte die Macht des Teufels über dieses Volk.

Die Väter Jesuiten und die vom Orden Sankt Dominiks und Sankt Franziskus haben je ihre eignen Klöster in Meako, die man jedoch nicht leicht gewahr wird, da sie von andern Häusern ziemlich verdeckt sind. Die Verkündigung des heiligen Evangeliums hat in Japan schon große Frucht getragen, indem es daselbst eine starke Anzahl Christen giebt.

Brief eines ehemaligen Offiziers über eine Flugreise nach den Niederlanden.

(Fortsetzung.)

Am andern Morgen besuchte ich die wunderschöne Kathedralkirche, mehrere andere prächtige Tempel, das herrliche Rathhaus, die Börse, das Kaufhaus rc., sämmtlich Meisterwerke, die den Wanderer unwiderstehlich zur Bewunderung hinreißen. Antwerpens unbezwingliche Citadelle, seine Werfte, die zahlreiche Marineinstitute, unter Napoleons Regierung und meistentheils von ihm selbst entworfen und geschaffen, reichen allein hin, den Ruhm dieses Heroen auf ewige Zeiten zu begründen.

Zu meinem Bedauern konnte ich nur dreißig Stunden zu Antwerpen verweilen; denn in der Nacht vom 5 auf den 6 verließ ich dasselbe, um mich mit dem Dampfboot nach Rotterdam zu begeben. Diese Reise mußte mir minder interessant erscheinen, da ich jetzt zum zweiten Mal die Schelde passirte. Nur der Umstand, daß dieß Mal das Dampfboot mit zahllosen flüchtigen holländischen Beamten angefüllt war, die, eben aus Belgien vertrieben, in die Heimat rückkehrten, gab dieser Fahrt Denkwürdiges. Das, was sie alle einstimmig aussagten, machte einen entsetzlichen Eindruck auf mich. Viele derselben waren sehr mißhandelt worden, mehrere sogar einer sichtlichen Todesgefahr wie durch ein Wunder entgangen! Am Meisten rührte mich der Anblick so vieler zarten weiblichen Wesen, mitunter Gattinnen, Töchter rc. von Offizieren. Ihnen lag die Größe ihrer schrecklichen Unfälle gleichsam auf der Stirne ausgedrückt. Mancher vermochte nicht so Viel zu retten, um die nöthigen Reisekosten zu bestreiten. Der Andrang dieser Unglücklichen war in Antwerpen so groß, daß allen dort unmöglich geholfen werden konnte. Die verwundeten Krieger, mit Ausnahme der Offiziere, brachte man nach Berg-op-Zoom, einer sehr starken Festung, und nach Delphtop, die Offiziere aber nach dem Haag, um in diesen Städten einer sorgfältigern Pflege zu genießen, als dieß in Antwerpen der Fall seyn konnte.

Mittags zwölf Uhr langten wir in Rotterdam glücklich an. Ich bestieg ohne Aufenthalt eine zu dem Ende in Bereitschaft gehaltene Chaise, und drei Uhr Nachmittags befand ich mich schon in der Hauptstadt Hollands, in dem herrlichen Haag. Die Begeisterung der hiesigen Einwohner, ohne Ausnahme, für die königliche Sache ist groß. Sogar von den Kanzeln aus sucht die mit Recht geachtete Geistlichkeit Liebe und Anhänglichkeit zu der herrschenden Dynastie zu nähren und wo möglich noch zu steigern. Ich wohnte dem Gottesdienste in einer der deutschreformirten Kirchen bei, und die Worte, welche der gelehrte und allgemein höchstgeschätzte Pfarrer zu den Gläubigen in Bezug auf die Zeit sprach, rührten mein Innerstes so sehr, daß ich an diesem Tage durchaus in keine fröhliche Stimmung mehr versetzt werden konnte. Die Priester, deren eigentlicher Beruf es ist, nur der Sache des Himmels zu dienen, haben dennoch in so außerordentlichen Zeitläuften die Pflicht, ihre Blicke auf des Vaterlandes politische Angelegenheiten mit zu richten, und indem sie selbst Treue, Liebe und Gehorsam geloben, die ihrer Obsorge anvertraute Heerde auf dem Pfade der Tugend und Ehre zu erhalten. Ja! in Zeiten so heftiger Erschütterungen müssen alle treuen Unterthanen in Hingebung und Ergebenheit wetteifern, und nur so vermögen sie das Oberhaupt der Nation in den Stand *zu setzen* für ihr allerseitiges Wohl kräftig zu sorgen. *Von diesem trefflichen Geiste* sind denn auch die evangelischen Holländer gegen die herrschende Dynastie und das Vaterland beseelt.

Die Residenzstadt Haag ist eine Schöpfung der letztern Jahrhunderte; sie hat wenig Alterthümer aufzuweisen. Das königliche Schloß, von edler Bauart, ist ungemein schön. Das königliche Bibliothekgebäude ist eines der ansehnlichsten unter den vielen dieser Bestimmung, so ich in fast allen Hauptstädten Europa's zu bewundern Gelegenheit hatte. Der Werth der darin angehäuften Bücher im Gebiete aller Wissenschaften ist unberechenbar. Eine große Anzahl der seltensten Manuskripte, in vier Welttheilen mit der größten Sorgfalt ausgewählt und gesammelt, erhöht wo möglich diesen Werth noch. Haag wird von vielen Fremden besucht. Die Nähe der See erzeugt eine äußerst gesunde Luft; das Wasser ist köstlich, in Holland eine — Seltenheit. Eine kleine Stunde vom Haag, dicht an der See, liegt das Dorf Schewelingen, berühmt wegen seiner trefflichen Seebäder; man gelangt dorthin durch einen angenehmen Park. Im Sommer wird dieser Ort von vielen Fremden besucht, so die Seebäder gebrauchen, deren Heilkraft weit gerühmt wird. Ein anderer Nahrungszweig der Bewohner ist der bedeutende Fischfang. Die Schellfische werden hier nicht stückweise verkauft, sondern zu Haufen gebildet und öffentlich an den Meistbietenden versteigert. Mit den Kabliau's, einer weit größern Gattung Seefische, geschieht der Verkauf stückweis. Diese kostbaren Fische, lebend auf die Märkte gebracht, gewähren dort einen Genuß, durchaus verschieden von dem, wenn sie gesalzen ins Ausland versandt werden. Die Reinlichkeit in ganz Hol-

land, besonders aber im Haag, ist außerordentlich. Das hiesige Opernhaus, die Paläste der Prinzen von Oranien und der Niederlande, jener der Generalstaaten, so viele geschmackvolle Privatwohnungen, eher Schlössern ähnlich; die Ministerialgebäude, das prachtvolle Jägerhaus, des Königs Sommeraufenthalt in der Nähe der Stadt, mit wunderschönen Anlagen, zogen mich nicht minder an. Die Stadt wird von vielen Kanälen durchschnitten, auf welchen unzählige Schiffe segeln, die den Handel beleben und erleichtern.

Nach einem fünftägigen Aufenthalt verließ ich diese Residenz, zur Rückreise bis Rotterdam eine sogenannte Scheute wählend, die fast zu jeder Stunde über Delpht dahin abgeht. In Delpht, einem reizenden Orte, etwa anderthalb Stunden vom Haag und 3½ Stunden von Rotterdam entfernt, hielt ich mich in der Absicht etliche Stunden auf, die Merkwürdigkeiten zu besichtigen. Hier befindet sich eine Artillerie- und Ingenieurschule, die von zahlreichen Zöglingen aus der vornehmsten Klasse der Einwohner und Staatsdiener besucht und größtentheils auf königliche Kosten erhalten wird. Die Kathedrale mit der königlichen Begräbnißstätte enthält unter anderen Merkwürdigkeiten eine schöne Orgel mit Glockenspiel. Ueberhaupt findet man in Hollands vorzüglichsten Städten viele Meisterwerke dieser Art.

Um vier Uhr kam ich in Rotterdam an. Für einen Militär hat diese bedeutende Handelsstadt, des Reiches zweite, minder Interesse. Man beschäftigte sich eben mit der Organisation der Nationalmiliz. Die Begeisterung für des Königs und Vaterlandes heilige Sache war hier nicht weniger groß als allenthalben in den nördlichen Provinzen. Die jungen Leute aus den ersten und reichsten Familien des Landes wetteiferten mit den verheiratheten Männern der niedern Stände, viele sich auf eigne Kosten kleidend und nährend. Ein sehr reicher Kaufmann zu Rotterdam hat eine Kompagnie von hundert Mann gestellt, unterhält sie während des Krieges, und hat mit des Königs Bewilligung seinen Sohn zum Befehlshaber der Truppe gemacht. Mehrere Beispiele der Art sind zu meiner Kunde gekommen.

(Fortsetzung folgt.)

Bemerkungen über das chinesische Strafgesetzbuch.

(Schluß.)

Der dritte Abschnitt führt die privilegirten Klassen auf: Blutsverwandtschaft mit der kaiserlichen Familie — lange und ehrenvolle Dienste — ruhmvolle Thaten — ausgezeichnete Weisheit und Tugend — außerordentliche Talente, Fleiß und Thätigkeit — Adel und Geburt — jener bei Nichtangestellten in der ersten, bei Angestellten bis zur zweiten und dritten Rangstufe, diese bis zur zweiten und dritten Generation — verleihen das Recht auf einen privilegirten Gerichtsstand. In Wirklichkeit genießen denselben jedoch nur die kaiserliche Familie und der Adel. Bei gerichtlichen Untersuchungen privilegirter Personen und ihrer Angehörigen, so wie aller Staatsbeamten muß an den Kaiser Bericht erstattet werden. Die Bestrafung hoher Civil- und Militärbeamten für Vergehen, die sie sich in ihren Stellen zu Schulden kommen lassen, und die nicht persönlicher Natur sind, läßt sich aus einer körperlichen Züchtigung in eine Geldbuße oder in Degradation verwandeln, z. B. statt nomineller zehn Prügel Verlust einer Monatsbesoldung, oder statt hundert Prügel Degradation um vier Grade und Absetzung. Verbrechen, die solche Beamte außer ihren öffentlichen Funktionen begehen, unterliegen einer Strafverwandlung, welche das Zweifache von dem angegebenen Maßstab beträgt. Neben der Auszeichnung der Züchtigung mit der Peitsche erfreuen sich die tatarischen Unterthanen noch des Vorrechts, statt in das Exil zu wandern, den Hals in das Cangu (ein viereckiges 5½ Fuß langes, 3 F. breites und 33 Pf. schweres Stück Holz) zu stecken, wobei nach dem Verhältniß der Dauer der Verbannung, die Zeit zwischen 20 und 90 Tagen varriirt. Degradirte Civil- und Militärbeamte verwirken das ihrer Familie verliehene Patent des Rangs, und alle Priester des Fohi oder Taouye, welche sich eine Verurtheilung zum Exil zuziehen, ihren geistlichen Charakter.*) Merkwürdig ist, daß in China bei Personen, welche (nur für Letzzeit) geadelt werden, der Rang auf ihre Eltern übergeht. Bei einer Ehescheidung verliert die Frau den Rang ihres Mannes; aber „dieser Umstand", sagt der Koder, „soll sie nicht eines Rangs berauben, der sich von ihren Kindern herschreibt, mit denen, ungeachtet der Trennung der Eltern, das ursprüngliche Verhältniß fortbesteht." Die Frauen Verbannter folgen ihren Gatten ins Exil; Eltern, Großeltern, Kinder und Enkel können, wenn sie wollen, zurückbleiben.

Die verschiedenen Rücksichten bei Straffällen, welche das Gesetz sonst eintreten läßt, erklären sich ganz aus dem patriarchalischen Staatsbegriff. So folgende: „Wenn ein Missethäter zum Tod verurtheilt wird wegen eines Verbrechens, welches die Wohlthat der Begnadigung nicht an sich ausschließt, und derselbe Eltern oder Großeltern hat, welche krank, schwächlich oder über sechzig Jahre alt sind, ohne daß männliche Kinder oder Enkel über sechzehn Jahre vorhanden sind; so soll dieser Umstand, nachdem er durch die Behörde des Distrikts untersucht und beglaubigt ist, Sr. kaiserl. Majestät zur Berücksichtigung vorgelegt werden." Aus ähnlichen Gründen sollen Mitglieder des astronomischen Kolleginms zu Peking (welches aus sieben Mitgliedern besteht und immer einen Prinzen von Geblüt an der Spitze hat), so wie andere Personen, von denen bekannt ist, daß sie die Himmelskörper beobachten, wenn sie eine That begehen, welche das Gesetz mit Verbannung ahndet, solche Verbrechen ausgenommen, die Brandmarkung zur Folge haben, bloß hundert Prügel erleiden, und von der übrigen Strafe sich durch eine Geldbuße loskaufen. Dieselbe Gunst kommt auch Künstlern, Musikern und Weibern zu Gut, wie denn auch das Musikkollegium noch jetzt eine der ersten Staatsstellen, mit einem Prinzen von Geblüt an der Spitze, bildet. Alter, Jugend oder körperliche Gebrechen machen gleichfalls auf Milderung Ansprüche; Kinder unter sieben und Greise über neunzig Jahren werden, wenn sie sich nicht gerade Verrätherei oder Rebellion zu Schulden kommen lassen, gar nicht gestraft.

Gerecht ist das Gesetz, welches Wiedererstattung betrifft. Wird eine Person durch eine andere aus ihrem Besitz getrieben, so soll der Eigenthümer wieder eingesetzt werden; hat eine ungesetzliche Uebertragung des Eigenthums Statt gefunden und sind beide Theile schuldig, so fällt das Streitobjekt dem Staat anheim. Wenn die Klage den unrechtmäßigen Besitz eines Guts betrifft, das noch existirt, so soll es, und zwar, wenn es produktiver Natur ist, mit dem Produkt zurückgestellt werden. Stirbt der unrechtmäßige Besitzer, nachdem er das Gut vergeudet hat, so soll sein Erbe nicht gehalten seyn, Schadenersatz zu leisten. Bei Schätzung von Vergütungen sollen die Preise zum Maßstab genommen werden, welche zur Zeit der Uebervortheilung Statt fanden.

Freiwilliges Geständniß einer Schuld berechtigt zu Begnadigung, mit Vorbehalt der Ansprüche von Seiten des Staats oder Einzelner an das Vermögen eines Beklagten. Wenn eine Person, die eines Verbrechens angeklagt ist, sich von selbst eines größern schuldig bekennt, oder wenn diese Entdeckung, ohne Anwendung der Folter, zufällig gemacht wird; so soll die Strafe sich auf den Gegenstand beschränken, von welchem die Anklage ausging. Giebt Jemand, durch Vermittlung einer andern Person, noch zu rechter Zeit ein Geständniß von sich, oder zeigt sich, daß die Böswilligkeit jüngerer Angehörigen die Klage gegen ihn herbeigeführt hat; so soll er in allen Fällen, die nicht ausdrücklich ausgenommen sind, volle Verzeihung erhalten. Ist das freiwillige Geständniß ungenau und unvollständig, so soll die Strafe nur den Theil der Schuld treffen, den er verheimlichen wollte. Schiebt er das Geständniß so lange auf, bis er erfährt, daß eine Anklage gegen ihn im Werk sey, so wird ihm ein Strafnachlaß von zwei Graden bewilligt. Er-

---

*) Die chinesische Regierung erkennt keine Staatskirche, aber sie trägt die verwandtschaftlichen Begriffe auch auf das Verhältniß der höhern Geistlichen zu den niedern über; sie betrachtet dieselben wie Oheime und Neffen

stattet der Räuber, Dieb oder Betrüger aus Reue den Diebstahl, Raub oder Betrug, oder der bestochene Beamte den Betrag der Bestechung an die betreffende Person, so wird die Erstattung gleich einem Bekenntniß angesehen, und giebt ein Recht auf Begnadigung.

Etwas sonderbar lautet das Gesetz in Bezug auf Vergehen, welche Mitgliedern eines Staatskollegiums in ihrer öffentlichen Stellung, z. B. durch ein ungehöriges Verfahren zur Last fallen. In einem solchen Fall trifft den Sekretär die Hauptstrafe: die Strafe jedes der Beisitzer ist um einen Grad, die der Räthe um zwei Grade und die des Präsidenten um drei Grade geringer. Sir Georg Staunton bemerkt hiebei, der Koder fuße auf dem Grundsatz, daß das untergeordnete Mitglied besser im Stande sey als seine Obern, sich von allen Thatsachen, wovon die Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit der Entscheidung abhänge, zu unterrichten. So ist auch der Sekretär für Verzögerungen in höherm Maß verantwortlich als seine vornehmern Amtsgenossen, ja wenn ein Kollegium der weitern Verzögerung von freien Stücken vorbeugt, so sollen alle Mitglieder desselben straffrei seyn, der Sekretär aber immer noch die ganze Strafe erstehen, es sey denn, daß er auf die Unstatthaftigkeit der Verzögerung aufmerksam mache und sie durch sein Einschreiten verhindere, worauf er einen Strafnachlaß von zwei Graden erhält.

Wird ein Verbrechen — wiederum ein Beleg des patriarchialischen Systems — von einer Familie gemeinschaftlich begangen, so ist nur der Familienälteste strafbar, wofern er nicht über achtzig Jahre oder ganz hinfällig ist, wo dann der Nächste nach ihm in seine Stelle tritt. Verführt Jemand einen Fremden, daß er seinen ältern Bruder schlägt, so wird jener mit neunzig Prügeln und der Verbannung bestraft, gerade als ob er selbst die That verübt hätte, und der Thäter bloß mit zwanzig Prügeln — der Strafe für eine gewöhnliche Rauferei. Auf der andern Seite, wenn ein jüngerer Verwandter einen Fremden verführt, daß er im Betrag von zehn Unzen Silber von Familieneigenthum entwendet, so wird der Verwandte bloß mit der auf unerlaubte Vergeudung oder Benützung von Familieneigenthum gesetzten Strafe belegt, der Fremde hingegen mit der Strafe des Diebstahls. Alle Verwandten im ersten und zweiten Grad, die unter demselben Dach wohnen, wenn sie einander behülflich sind und einander nicht verrathen, so wie Sklaven und Diener, die ihren Herren beistehen, und deren Vergehen verheimlichen, sind dafür nicht strafbar, und Verwandte im dritten und vierten Grad um drei Grade weniger strafbar. *) Wenn ein Neffe, der in einer entfernten Gegend von seinem Oheim erzogen wird, diesen nicht persönlich kennt, und sich an ihm vergreift, so wird er bloß in die gewöhnliche Strafe für Schlägerei verurtheilt; eben so wird gegen Den, welcher geheiligte oder kaiserliche Gegenstände entwendet, ohne daß er sie als solche kennt, nicht auf Sakrilegium, sondern bloß bloß Diebstahl entschieden.

*) Die gesetzliche Verwandtschaft ist in China von sehr weiter Ausdehnung, und in Bezug auf Trauerzeit und andere Obliegenheiten durch die sorgfältigsten Tabellen geregelt. Der erste Grad schließt 24 Verwandtschaften, der zweite 14, der dritte 21 und der vierte 42 in sich. Stiefväter gehören in den zweiten Grad; des verstorbenen Vaters zweiten Weibes zweiter Mann wird noch als Stiefvater betrachtet.

Die egyptische Zeitung.

(Fortsetzung.)

Der Kokusnußbaum heißt bei diesen Afrikanern Ka; seine Blätter sind wie die des Lemonienbaums; die Weiber vertreiben sich damit den üblen Geruch ihres Leibes; das Harz desselben dient als Leim, die Blüthe desselben ist wie die der Palmen von Rosette; die Rinde desselben, ins Meer geworfen, betäubt die Fische; die Einwohner der Insel waschen ihre Kleider damit, die Einwohner dieses Landes aber mit dem Baum Omm Scholla. Delib (Tulpenbaum?) ähnelt der Palme, oben und unten dünn und in der Mitte dick, die Frucht kürbisförmig, riecht gut, und ist gut zu essen; die Aeste sind nicht, wie die der Palme, aufwärts gekehrt, sondern abwärts; die Frucht ist aphrodisisch. Der Baum Selik ist wie ein Feigenbaum, seine Blätter aber kleiner als die eines Pfirsichbaums; man macht daraus gewöhnlich die Götzen, welche im Gebirg verehrt werden; sowohl Moslimen als Giauren nehmen, wenn sie sich auf eine Reise begeben, ein Stück dieses Baums, zur guten Vorbedeutung, in die Hand. Der Baum Serdut hat viele Aeste, und wächst einzeln auf Felsen, die Rinde ist sehr stark; man macht daraus Flintenlunten. Der Giftbaum, fünf Ellen hoch, erreicht die Dicke eines gewöhnlichen Menschen; seine Dornen sind scharf wie Nadeln, seine Aeste eine Elle lang; man vergiftet mit dem Saft desselben die Pfeile und Lanzen; man ritzt die Rinde auf, setzt eine Schüssel darunter, wirft Schlangen und Skorpionen hinein, und kocht Alles zusammen auf; die Probe, ob es genug gesotten, ist, wenn ein Tropfen davon, in eine Schale Blut gegeben, dasselbe ganz verbrennt; die mit solchen vergifteten Waffen Verwundeten heilen dieselbe mit dem Tamarindenbaum. Der Baum Abuchamire ist dem Hennabaum (Temr Henna, lawsonia inermis) ähnlich; die Blätter, denen des Pfirsichs ähnlich, werden, wie die der Tamarinde, gegessen und sind gut für Augenweh. Der Baum Luus blüht in langen Trauben; man fertigt daraus Zahnstocher, welche die Zähne sehr weiß machen und das Zahnwehe vertreiben, auch für Geschwulst gut; wenn man die Rinde mit dem Finger drückt, kommen kleine Würmer heraus; aus der Blüthe des Baums wird Theer bereitet. Der Sykomor ist größer als der in Egypten, die Blätter gelblich, die Frucht angenehm, trägt dreimal des Jahrs Früchte; man macht daraus Nachen, die zehn Erdebe fassen. Der Baum Aidiker, größer als ein Maulbeerbaum; man braucht denselben vorzüglich zu Tischlerarbeiten, indem Stühle, Schreibpulte und Bettstätten daraus gemacht werden.

Der zweite Bericht in den Numern 155 und 156 ist mehr militärischen als naturhistorischen Inhalts; jedoch haben die Ortsnamen desselben größern Werth für die Geographie, als die Namen der darin vorkommenden Scheiche für die Geschichte. Chorschidaga hätte schon im vorigen Jahr, als er von dem Gebirg Feisoghli zurückkehrte, den Feldzug wider Atsch (Atasch?) unternehmen sollen, hatte aber dazumal nicht Kräfte genug. Im folgenden Herbst benützte er die Zwistigkeiten der drei Söhne Weled Beschirs, des letzten Herrschers von Atasch, welche sich um die Herrschaft stritten, und deren jüngster, Rehscheb, nach Chartum kam, Chorschidaga's Hülfe anzuflehen; Dieser, sie gewährend, brach am 20 Rebiulachir 1245 (7 Oktober 1829) von Chartum auf, lagerte am 27 (14 Oktober) zu Weled, vertheilte die Auflagen von Senars Dschesire, forderte den Scheich von Kemantir auf, mit seinen Gewaffneten zu Schebitan, in der Nähe von Atasch, zu erscheinen, wohin auch der Scheich der Berge von Fundsch beschieden ward. Am 10 Dschemasiulewel (Sonntags den 6 November 1829) brach Chorschidaga mit den Scheichen und Kaschifen auf, und lagerte am 14 am Ufer des Sees Nedr(?) zu Fisan, welches ein Ort zwischen Bahr Nedr und dem Nil, in der Nähe von Senar. Am 17 lagerte er zu Delib, wo von den Arabern Abudschin ein Kamel und vier Sklaven eingebracht wurden; am 18 brach er von Delib auf, und am 25 stieß zu Abuweda der Scheich Idris mit 500 Bewaffneten des Stammes Weledi Adlan zum Lager, am andern Tag der Scheich von Kemantir, Suleiman, und der Scheich Redscheb mit 800 Lanzen zu Aburachiß. Am 28 wurde zu Ainesch-Schems gelagert; ein flüchtiger Scheich, welchem Verzeihung zugesichert worden, gab Auskunft über die zu Atasch versammelten Flüchtlinge der Insel und bat um Gnade für die Araber Abudschin, welche denselben schon öfter gewährt worden, dieß Mal aber versagt ward; am folgenden Tag wurden die großen Dörfer Hall Chaled und Hall Liona besetzt, aber nur ein Paar Einwohner von Kemantir darin gefunden. Am letzten des Mondes wurde von Liona aufgebrochen und zu Hannakir gelagert, wo neue Fürbitter für die Abudschin erschienen; da die meisten der Flüchtlinge der Insel bei ihnen, so ward im Kriegsrath beschlossen, den begehrten Pardon zu gewähren; die Einwohner von Atasch waren mit dem größten Theil der Flüchtlinge der Insel nach dem Berg Lescherem geflohen.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Der vornehme Russe, welcher die londoner Gefängnisse besuchte und einer großen Anzahl wegen kleiner Schulden Verhafteter die Freiheit verschaffte, indem er ihre Gläubiger befriedigte, war Fürst Demidoff.

Die Kinder des Fürsten Polignac befinden sich gegenwärtig auf einem Besuche bei Lord Cladendon in Hertfortshire, von wo sie sich nach Holyrood-House begeben werden; die Fürstin ist in Paris und kam kürzlich mit einer Tochter nieder.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 332. 28 November 1830.

Die russischen Militärkolonien. *)

1. Plan, Anlage und Zustand der Kolonien.

Die militärischen Ansiedlungen sind bekanntlich unter der Regierung Alexanders entstanden. Es scheint, daß der erste Gedanke dazu von dem General Araktschejeff herrührte, der das besondere Vertrauen seines Fürsten genoß. Alexander faßte mit Vorliebe die Sache auf, und widmete ihr vorzügliche Aufmerksamkeit. Mehrere Plane wurden unter seinen Augen zu theilweise von ihm selbst entworfen, und einige Jahre nach dem Frieden von 1815 begannen die Arbeiten.

Der Soldat ist in Rußland fünf und zwanzig Jahre dienstpflichtig. Durch diese lange Zeit dem bürgerlichen Leben gänzlich entfremdet, wird er unfähig noch ein Handwerk zu ergreifen, und fällt so der Krone zur Last. Die Ausdehnung des Reichs, die Bestechlichkeit und Unerfahrenheit der Verwaltung machen die Rekrutirung äußerst schwierig und drückend. Besonders lästig ist sie für die adeligen Gutsbesitzer, deren Einkommen nach der Kopfzahl ihrer Bauern geschätzt wird, und nur mit großer Mühe und schweren Kosten langen diese Rekruten, unterwegs durch Strapazen und Krankheiten schon gelichtet, bei ihren Abtheilungen an. Der Zweck der Militärkolonien war daher die Rekrutirung zu sichern, indem man sie auf den von Jugend auf zur militärischen Laufbahn bestimmten Nachwuchs anwies. Nach den eigenen Ausdrücken der kaiserlichen Verordnung „wollte man den kolonisirten Soldaten „so zu sagen ein zweites Vaterland geben, wo sie alle Vortheile „wiederfinden sollen, die eine lange Abwesenheit von ihrem Geburtsort ihnen entrissen hat, so daß sie hier mit den Pflichten „des Dienstes die Beschäftigungen des Landmanns und Familienvaters vereinigen können. Die Verheiratheten sind über das „Schicksal ihrer Familie, über die Erziehung ihrer Kinder beruhigt, wenn sie die Kolonie verlassen müssen, und wenn sie „durch Alter und Gebrechen zum aktiven Dienste untauglich werden, gewährt ihnen die Kolonie eine Zufluchtsstätte.“ Mit diesen Ansiedlungen ließ sich zugleich ein bedeutender militärischer Zweck verbinden — die erhöhte Vertheidigung der Grenzen des Reichs; die rein militärische Bevölkerung, welche sich dadurch an den wichtigsten Punkten bildete, konnte als Brustwehr gegen jeden Angriff, so wie als unwiderstehliche Kraft bei einem Angriffskrieg dienen.

Die ersten Kolonisationsversuche wurden an den Ufern des Wolkhoff ausgeführt. Die Wahl für diesen Zweck fiel — nicht sehr glücklich — auf ein volkleeres mit Wald und Morast bedecktes Land. Ehe man noch angefangen hatte, einige Strecken urbar zu machen, wurde die neue Kolonie schon eingewiesen. Kronbauern, die man mit Rauhheit aus ihren Dörfern wegnahm, mußten sich mit ganz unbekannten Soldaten in die öde Gegend theilen, und fanden sich so plötzlich als Gefährten und Hausgenossen zusammen. Man unterwarf sie der ganzen Strenge militärischer Zucht; man zwang sie abwechselnd den Pflug und die Muskete zu handhaben. Natürlich konnte man diesen Menschen, welche im Schoße der Knechtschaft dennoch einer großen persönlichen Freiheit genoßen, ihre alten Gewohnheiten nicht so leicht benehmen. Ernsthafte Unruhen brachen aus, und es bedurfte der größten Strenge sie zu unterdrücken. Die Auslagen der Regierung vergrößerten sich im Uebermaß. Während der Jahre der Urbarmachung und der Bauten hatte der Staat alle Bedürfnisse der neuen Bevölkerung zu bestreiten; die Kosten der Niederlassung für das Regiment „Kaiser von Oesterreich“ allein beliefen sich auf fünf Millionen Papier Rubel (ungefähr 3,340000 Gulden). Später wurden die Arbeiten jedoch unter bessere Leitung gestellt. Man erkannte die Nothwendigkeit, die Regimenter erst dann einzuführen, wenn die Kultur des Bodens so weit gediehen war, daß er die Kolonisten auch ernährte. In diesem Geiste wurde bei dem Kolonisations-Unternehmen an den Ufern des Ilmensees verfahren. Man sandte anfänglich nur die nöthige Anzahl Bauern hin, um den Boden in Stand zu setzen, so wie die Reservebataillone, die bei den Bauten verwendet wurden. So wie die Ausrottungen mehr Erdreich frei gaben, ließ man neue Ansiedler nachrücken und erst als die Ernten einen hinlänglichen Ertrag lieferten, betraten die Regimenter ihr neues Vaterland. Der Kaiser Nikolaus hat das Loos der kolonisirten Bauern namhaft verbessert; sie sind keiner Militärpflicht mehr unterworfen, und dürfen sich ganz der Kultur des Landes widmen.

*) Wir haben zwar schon in frühern Blättern des Ausl. (Jahrg. 1828 Nro. 257. f.) den Militärkolonien einen Artikel gewidmet; allein wegen der Genauigkeit, mit welcher dieser Gegenstand im dem Augustheft des spectateur militaire behandelt ist, kommen wir gerne noch einmal darauf zurück.

In den zuerst begründeten Kolonien wurden die Söhne der Bauern Soldaten, die Töchter der Kolonisten wurden ihre Weiber. Diese Verschmelzung nimmt täglich zu, und bald wird die anfänglich aus den heterogensten Elementen zusammengesetzte Bevölkerung nur eine Familie bilden. Das ganze Land hat einen andern Anblick gewonnen. Die wüsten und sumpfigen Ufer des Wolkhoff sind zu gesunden Gegenden umgeschaffen, bebaut und mit Wohnplätzen bedeckt; Dörfer mit Häusern aus Holz, aber mit Zierlichkeit und Symmetrie angelegt, und durch vorzügliche Reinlichkeit ausgezeichnet, nehmen die Kolonisten auf. Diese geschmückt mit dem Titel freier Menschen bauen in Ruhe ein Land, welches sie ihren Kindern übermachen dürfen; sie sind gegen jede drückende Civilverwaltung geschützt; der Ackerbau verbessert sich unter sachgemäßer Aufsicht immer mehr. Wenn den Kolonisten ein unvorhergesehenes Unglück trifft, stehen ihm Reserve-Magazine und Anlehen offen, und die nöthige Zeit wird ihm gegönnt, sein Mißgeschick wieder auszugleichen. Für den Stab jedes Regiments sind im Centrum der Kolonie prachtvolle Gebäude aufgeführt, denen sich die nöthige Anzahl Offizierswohnungen, Magazine, ein ungeheurer Saal für die Exercitien, eine Kirche, ein Hospital und die Militärschule anschließen. Straßen und Brücken, die mit Luxus gebaut und vollkommen unterhalten sind, befördern den Verkehr. Wer diese kolonisirten Gegenden sieht, glaubt nicht in Rußland zu seyn. Man vergißt die elenden Bauerndörfer, deren Hütten, aus rohen Baumstämmen gezimmert, längs einem gleichfalls aus Holz aufgeführten Wege, in Mitte öder Felder liegen. Und doch ist die Macht der Gewohnheit so groß, daß das Volk noch einen Widerwillen gegen die Militärkolonien zeigt, den die Zeit erst gänzlich aufheben kann.

Es giebt zwei Klassen dieser Militär-Ansiedlungen, für Infanterie und für Kavallerie. Die Hauptverwaltung ist einem besondern Generalstab in Petersburg anvertraut, von wo alle die Kolonie betreffenden Gesetze und Verordnungen ausgehen.

Für die Infanterie sind drei Grenadier-Divisionen bestimmt. Der Fürst Schakofskoy ist seit der neuen Regierung und der Ungnade des Grafen Araktscheleff Vorstand derselben. Er hat seinen Wohnsitz in Nowogorod. Sechs Regimenter bilden die erste Division, wovon zwei Brigaden (4 Regimenter) längs dem Wolkhoff, die dritte Brigade an den Ufern des Ilmensees bei Medoedi kolonisirt sind. Die Vorarbeiten für die zweite Division, die auch in der Umgebung des Sees bei Staraja-Russa angesiedelt wird, sind noch nicht vollendet. Die dritte Division, welche in der Nähe der zweiten ihren Platz finden soll, steht bis jetzt in St. Petersburg.

Jedes kolonisirte Regiment besteht aus Einem Bataillon Kolonisten (Bauern), zwei aktiven und einem Reservebataillon nebst einer Kompagnie Militärequipagen. Das Kolonistenbataillon zählt mit den Offizieren 1835 — jedes der aktiven Bataillone 1036, die Reserve 860 Mann. Mit Einschluß der Abtheilung des Militärfuhrwesens ist der Stand eines kolonisirten Regiments 4918 Köpfe.

Die Kolonie von Medoedi beläuft sich mit Einschluß der Weiber und Kinder auf 13,000 Seelen. Es geht daraus hervor, daß die Bevölkerung noch nicht hinreicht, die Rekrutirung der aktiven Bataillone und den Abgang an Kolonisten gänzlich zu liefern, wozu ungefähr 22,000 Seelen nöthig wären. Doch läßt Alles auf eine schnelle Vermehrung hoffen, da die Regierung die Heirathen sehr begünstigt, und nach Maßgabe des Bedarfs auch mehr Land vertheilen läßt.

Ueber die Unruhen in Belgien.

(Schluß.)

Die Person des Monarchen versöhnte Viele, die vielleicht mit der neuen Monarchie unzufrieden waren; die Bewohner der südlichen oder der belgischen Provinzen mußten sich glücklich schätzen, wenn sie ihre Blicke nach Frankreich hinüber richteten und die Folgen einer Restauration sahen, die naiv genug, indem sie ihr Stundenglas umkehrte, die Zeit rückgängig zu machen glaubte. Alles Unangenehme, das für sie selbst aus ihrem neuen Zustande hervorgegangen war, mußte gegen diese Schmach, gegen diesen Aberwitz ihnen als geringfügig erscheinen; und ohne Zweifel wäre so im Verlaufe der Zeit der alte Bruderzwist zwischen Holländern und Flamländern und Wallonen ausgeglichen worden, wenn die ersteren nicht das Recht des Stärkeren, das der Schutz der großen Mächte ihnen lieh, ein Wenig gar zu übermüthig gemißbraucht hätten. Den Vorrang, welchen die Provinz Holland in den guten alten Zeiten des Stadhouderat's behauptet hatte, sprach sie jetzt mit größter Unbefangenheit über das Königreich an; die Gesetze und Institutionen, welche den Holländern verhaßt gewesen waren, wurden abgeschafft, ohne danach zu fragen, ob sie in den südlichen Provinzen nicht schmerzlich vermißt werden würden; die Religionsansicht, welche den Holländern die richtige schien, wurde geltend gemacht, ohne Rücksicht darauf, daß sie den Katholiken des Südens ein Greuel seyn mußte; und gleichsam um Niemanden den geringsten Zweifel übrig zu lassen, wie es gemeint sey, so wurde in ganz Belgien (außer dem Bezirke von Lüttich) in den Schulen, an den Gerichtshöfen und in allen öffentlichen Verhandlungen der ausschließliche Gebrauch der holländischen Sprache eingeführt, obgleich kaum der geringste Theil der Bewohner ein Wort von derselben verstand, da auch in jenen Theilen von Flandern und Brabant, wo das Flämische vorherrschend ist, der Gebildete zwar französisch, aber nicht holländisch lernt.

Kam hiezu nun auch noch die drückende Last der Abgaben, die der Belgier zahlte, um die Kanäle und das Seewesen des Holländers in Stand zu erhalten und die unermeßliche holländische Schuld zu verzinsen, die Geringschätzung, welche der vorgezogene Holländer als aufgeklärter Protestant den dummen Katholiken empfinden ließ, und der Haß, mit dem er die geachtetsten und angesehensten Namen Belgiens verfolgte, weil sie zur Zeit Napoleons der französischen Verwaltung gedient hatten; so wird man es leicht begreiflich finden, daß selbst zu einer Zeit, wo man einsah, daß man mit der Regierung zufrieden seyn müsse, weil sie immer noch die beste war, die man unter den obwaltenden Umständen zu erwarten hatte, der Nationalhaß gegen die Holländer nicht erlöschen konnte. Jede Beschwerde, jede Klage, jede Unzufriedenheit lief zuletzt immer nur auf die Eine über die Bedrückungen der Holländer hinaus; der Haß gegen diese vereinigte alle Parteien. In der zweiten Kammer der Generalstaaten, in der die belgischen und die hol-

ländischen Provinzen durch eine gleiche Anzahl von Abgeordneten vertreten wurden, trat das merkwürdige Verhältniß ein, daß es hier nicht wie in England eine ministerielle und eine Oppositionsbank, oder wie in Frankreich eine rechte und eine linke Seite, sondern eine holländische und eine belgische Seite gab. Jede Abtheilung war beinahe in allen wichtigen Verhandlungen einstimmig und in direktem Widerspruch mit ihren eben so einstimmigen Gegnern, und bereits im Jahr 1822 konnte bei Gelegenheit des jährlich erneuten Streites über das Steuerwesen der belgische Abgeordnete Reophius bemerken: „Nimmt man an, daß die bejahenden Stimmen den Beweis liefern, wie die ganze Bevölkerung der alten vereinigten Provinzen das neue Steuersystem wünsche, so muß aus der Einstimmigkeit unserer abschlagenden Stimmen derselbe Beweis des Widerwillens der belgischen Provinzen folgen. Wäre irgend eine Vermischung vorhanden gewesen, so würde eine — wenn auch nur schwache — Mehrheit eine Macht für die siegende Meinung abgegeben haben; aber bei einer so vollständigen Theilung können wir auf der einen Seite nur einen gebieterischen Willen erblicken, der immer selbst Dem gefährlich ist, der sich seiner bedient, und auf der andern Seite nur eine unbegrenzte bisher beispiellose Unterwürfigkeit.“ Das Gesetz, von welchem hier die Rede ist, ging mit einer Mehrheit von 54 gegen 51 Stimmen durch; nur zwei von den 54 waren Belgier, nur einer der 51 Holländer. Dieselbe Erscheinung kehrte im Jahre 1828 wieder und kam auch in der letzten Sitzung der Generalstaaten (im J. 1829) so oft vor, als eine Frage verhandelt wurde, welche irgend das Nationalgefühl aufregen konnte.

Bei einem so entschiedenen Widerwillen hätte die Gerechtigkeit so sehr als die Politik gefordert, daß die Regierung die möglichste Unparteilichkeit beobachtet und die feindlichen Elemente wenn nicht zu versöhnen, doch auseinander zu halten gesucht hätte; indem sie sich ohne Rückhalt für das holländische Interesse erklärte, hörte sie eigentlich schon auf Regierung des Königreiches zu seyn und beschränkte sich de facto auf die Stellung einer Provinzialregierung von Holland. Man kann wohl sagen, daß unter diesen Umständen neben der natürlichen Kraft der Trägheit und der Furcht vor der bestehenden Gewalt nur die achtungswerthe Persönlichkeit des Königs und das unbegrenzte Vertrauen in seinen redlichen Willen es war, was die auseinanderfallenden Bestandtheile seines Reiches noch zusammenhielt. Aber Was vermag die beste Ueberzeugung gegen die Gewalt der Thatsachen? Die Bedrückungen von Seite der Holländer dauerten fort, und nahmen, wenn auch im Einzelnen Manches gebessert wurde, einen immer feindseligern Charakter an. Die Verfolgungen gegen die Presse begannen, und die einzige Folge derselben war — wie freilich jeder Verständige zum Voraus erwarten mußte — daß die Männer, welche diese Verfolgungen trafen, der öffentlichen Meinung als Märtyrer für das gemeine Beste bezeichnet wurden und auf diese Weise einen Einfluß gewannen, den sie auf jedem andern Wege vergebens zu erringen gesucht haben würden.

Dieß war der Zustand, in welchem die Nachricht von den Ereignissen des sieben und zwanzigsten, acht und zwanzigsten und neun und zwanzigsten Julius in Paris Belgien traf. Die Aufregung, in einem Lande, wo man kaum eine halbe Tagereise braucht, um von einer großen Stadt in die andere zu kommen, war ungeheuer; und jede neue Botschaft, die jetzt Schlag auf Schlag den Sieg des Volkes, den Sturz und die Flucht der Bourbonen und die Erhebung eines neuen nationalen Herrscherhauses meldeten, trug dazu bei, sie zu vermehren, Wünsche, Hoffnungen zu erwecken, die nur eines äußeren Anstoßes bedurften, um zur That zu werden.

Die Vorfälle, durch welche zuerst in Brüssel die Ruhe gestört wurde, sind bekannt; eben so bekannt ist, wie die Flamme des Aufruhrs, nachdem sie einmal an einem Punkte entbrannt war, mit Blitzesschnelle sich über das ganze Land verbreitete. Ueber die Zweckmäßigkeit der Mittel, welche ergriffen wurden, um den Brand zu dämpfen, mag man verschieden denken; darüber kann aber nur eine Stimme seyn, daß der König, nachdem er die Deputationen der südlichen Provinzen angehört hatte, welche den Wunsch einer Trennung in der Verwaltung von dem Norden aussprachen, sogleich einen entscheidenden Entschluß fassen und diesen, welcher Art er auch gewesen wäre, ohne Verzug mit Kraft zur Ausführung bringen mußte. Eine Verweisung an die Generalstaaten konnte kaum anders, denn als Hohn aufgenommen werden, da gerade die Befreiung von dem Joche dieser Generalstaaten es war, was man von ihm erbeten hatte.

Entschuldigen läßt sich dieses Zögern nur durch die Kurzsichtigkeit der Räthe des Fürsten, die bei allen ihren Bedrückungen immer auf dem Wege des Rechts und des Gesetzes zu seyn glaubten und auch jetzt nicht von diesem Wege abweichen wollten; aber wie sollen wir es entschuldigen, wenn zu derselben Zeit, wo die empörten Provinzen darauf verwiesen wurden, von den Generalstaaten die Abstellung ihrer Beschwerden zu erwarten, ein Angriff mit bewaffneter Macht unternommen wird, der selbst im günstigsten Falle kaum einen andern Erfolg haben konnte, als die allgemeine Unzufriedenheit und Erbitterung wo möglich auf einen noch höheren Grad zu steigern?

Die egyptische Zeitung.

(Schluß.)

Am 1 Dschemasiulachir (29 November 1829) kam man zu Atasch an; es wurde mit Abudschin unterhandelt, welcher künftighin die Dörfer am Bahr Nedr zu bebauen und die Auflagen zu zahlen versprach, als Strafgebühr wurden vierhundert Sklaven gefordert; zwei Tage darnach kam ein Kourier von dem Scheich der Tekruri von Mekadi, der ebenfalls um Verzeihung flehte, sie aber nicht erhielt. Auf die Amnestie-Briefe, welche an Edu Debesch und Scheref gesandt worden waren, kam Ausflucht, daß sie nicht kommen könnten, da sie der Sultan von Habesch mit Gewalt zurückhalte; der Scheich Abudschin entschuldigte sich in den Handel zu mischen. Zu Dschebl Lebr klagten die Einwohner über den Schaden, den ihnen die Flüchtlinge von Atasch verursachten, und boten sich an, den Weg zu ihren Schlupfwinkeln zu zeigen; man marschirte also nach Dschebl Lescherem und von Anka noch zwölf Stunden einwärts nach Dschebl Kokul, wo nach einem Gefechte Edu Debesch und Scheref entflohen. Ihr Harem gefangen genommen und große Beute gemacht ward; fünf und sechzig Dörfer und fünf Kirchen wurden verbrannt; die Truppe kam ins Lager Chorschidaga's zurück, wo die Beute gesondert und vertheilt ward. Am 13, als das Lager aufbrechen wollte, kam die Gemahlin des Hilwe Adu Kenswe, um ihre gefangene Tochter zu begehren; sie ward unter Waffen empfangen; sie grüßte im Namen Hilwe Edu Kenswe's und fragte um die Ursache der Feindseligkeit; Chorschidaga erwiederte, Atasch gehöre schon seit fünf und dreißig oder vierzig Jahren zur Insel (Dschesire), zu deren Anbau er von seinem Herrn dem Vicekönige bestimmt worden; wenn Hilwe in Ruhe bleiben wolle, müsse er auf Atasch verzichten, die Flüchtlinge ausliefern; als sie Dieses versprach, wurde ihre Tochter mit den anderen Gefangenen ausge-

liefert. Hierauf werden die Verhandlungen erzählt, welche Chorschid aga einleitete, um mit Abu Dedesch Friede zu machen, und denselben mit seinem Bruder Redscheb, welchem die Einwohner von Atasch, weil er im türkischen Lager Schutz gesucht, niemals verziehen würden, und welcher also als Herrscher von Atasch nicht zu halten gewesen wäre, zu versöhnen; Abudschin machte den Mittler. Die Erzählung dieser Verhandlungen und ihre Beendigung geht im Blatte 158 fort; auf die Nachricht, daß Betuna die Schwester Nimr's und ihr Bruder Idris sich bei Abdi Weled Radha befänden, wurden 150 Lanzner des Stammes Scheichs Idris sie zu holen abgeordnet; der Scheich Abudschin starb am 1 Redscheb; die Zahl der reklamirten Flüchtlinge betrug nicht weniger als 27,709 Köpfe; da der Sohn Abudschin's zu jung, um den Stamm im Zaume zu erhalten, wurde der Verwandte des verstorbenen Abd Weled Radha zum Scheich bestellt, und eine Partei abgeordnet, um die Schwester Nimr's und das Harem ihres Bruders Idris zu holen; sie wurden vor Chorschidaga gebracht, und dann in die Insel abgeschickt. Die flüchtig gewordenen und in ihre Wohnsitze der Insel zurückgeführten Araber beliefen sich auf 45,265, welche Alle Kopf für Kopf verzeichnet wurden; gegen 15,000 kehrten hiedurch erschreckt freiwillig zurück, so daß die Summe der durch diesen Feldzug von Atasch in die Insel zurückgebrachten Flüchtlinge 61,000 Köpfe betrug; der Scheich von Atasch Mohammed, Abu Dedesch, entrichtete die ihm aufgelegten Kriegskosten in Sklaven, Pferden und baarem Gelde, worauf Charschidaga von Atasch aufbrach, und drei Stunden davon zu Rewah lagerte; dort wurde vertragt, daß vom Jahre 1246 (10 Junius 1830) angefangen, von den Dörfern von Atasch jährlich vierhundert Sklaven entrichtet werden sollen, wozu sich der Scheich auf das Bereitwilligste verstand; das nächste Lager war zu Mudschella, wo für den Scheich der Tekruri von Mekadi ein Amnestie-Brief ausgefertigt und festgesetzt ward, daß Abd Weled Radha wie sein Vorfahrer Abudschin jährlich vierhundert Sklaven gebe; am 15 wurde von hier aufgebrochen, am 17 zu Bahr Nachit gelagert, hierauf im Dorfe Weledi Hidschan, wo der Scheich Emin Adschib huldigte und mit Kaftan bekleidet ward. Die Brüder des Scheichs Dedesch, Scheich Nur und Scheich Redscheb, wurden auf ihre Bitte in ihr Vaterland Atasch zurückgesendet, und dem Scheich Miri, dem ersten Scheich der Tekruri, die jährliche Lieferung von siebenzig Pferden und siebenzig Sklaven auferlegt; am 21 stand das Lager zu Halt el-allam, wo der Bestellte des zweiten Scheichs der Tekruri nach eingelieferten fünfzig Sklaven mit Kaftan bekleidet und zurückgesendet ward; da man vernahm, daß der Rebelle (Schakl) Nimr sechs Stationen von hier in der bösen Absicht, die Araber von Sennar mit Krieg zu überziehen, lagere, so wurde am 24 eine Truppe wider denselben geschickt, und ein Aga, um von den Stämmen Obtanijet, Hamran, Mekarime Sebbat, Adwane, welche im vorigen Jahre rebellirt hatten, die zweijährigen Auflagen einzutreiben. Der wider Nimr abgesandte Bimbaschi Mohammed Emin kam mit der Nachricht zurück, daß Nimr nach Mekadi entflohen. Der Bestellte des dritten Scheichs der Tekruri verband sich, jährlich vierzig Sklaven einzuliefern, und erhielt dafür Amnestie; vier Tage hernach kam man nach Chartum; am 4 Ramasan traf ein Kourier des Scheichs Mohammed Dedesch ein, welcher die Nachricht brachte, daß er sich mit den Rajas (Kopten?) verglichen, und sich zu Atasch befinde.

Junius Brutus von Andrieux.

Ueber dieses neuester Tage mit so vielem Beifall in Paris aufgenommene Trauerspiel drückt sich ein Engländer also aus: Die klassische Schule kommt wieder in Gunst bei den Franzosen. Der Enthusiasmus, mit welchem Junius Brutus aufgenommen wurde, darf indessen nicht gänzlich dem Werth der Tragödie selbst zugeschrieben werden, indem äußere Umstände nicht wenig zu dem Applaus beitrugen. Auch liegt in der Geschichte des Stückes Etwas, das schon an sich das Interesse in Anspruch nimmt. Andrieux, beständiger Sekretär der Akademie, ist Verfasser der besten Lustspiele, deren sich Frankreich in neuerer Zeit rühmen kann, so wie Professor der französischen Literatur im Collège de France, und hat in all diesen Eigenschaften eine Ader des glänzendsten, üppigsten Witzes entfaltet, die, so bewundernswerth auch an sich, jeder Art tragischen Geistes doch gänzlich entgegengesetzt erscheint. Seine Vorlesungen sind in so epigrammatischem Styl gehalten, daß man sich aus einer einzigen auf einen ganzen Monat mit Bonmots versehen könnte (vgl. Ausl. S. 98). Gleichwohl hat dieser Mann sich einen der erhabensten und ernstesten Stoffe der antiken Welt zum Vorwurf einer Tragödie genommen, und zugleich hört man, daß dieselbe bereits vor mehr als dreißig Jahren verfaßt wurde, vom Dichter aber bestimmt war, im Pulte verschlossen zu bleiben, bis er sie ein Mal zufällig Picard vorwies, der in ihn drang, sie dem Theatre français anzubieten, welches sie denn unverweilt und einstimmig annahm. Warum sie damals nicht sogleich aufgeführt ward, weiß ich nicht, glaube aber, daß wohl von Seite der Censur her einige Schwierigkeiten obwalten mochten. Jedenfalls ist es indessen ein Glück, daß sie bis auf die jetzige Zeit aufgespart wurde, da die Aehnlichkeit zwischen Manchem, was in dem Stücke gethan oder gesagt wird, und den letzten Vorfällen in Paris gar bedeutend wirkte, den Beifall zu erhöhen, auf welches das Werk seinem innern Werthe nach Anspruch machen konnte. Die Geschichte des ältern Brutus ist so oft dramatisirt worden, daß man neue Züge natürlich nicht wohl erwarten darf, und da das klassische Drama keine erfundenen Episoden zuläßt, so muß ein Dichter des Brutus — meint unser Berichterstatter — weniger nach einer sinnreichen Konstruktion des Ganzen, als nach einer schönen poetischen Form beurtheilt werden. Nach diesem Maßstabe verdient Hr. Andrieux das höchste Lob; Phantasie zeichnet ihn nicht aus, aber die Empfindungen, welche seinen verschiedenen Personen beigelegt werden, sind passend und in einem schönen gegenseitigen Verhältnisse; die Sprache ist würdig und kraftvoll, und bei jeder Zeile drängt sich das Gefühl auf, daß bei Schilderung dieser römischen Freiheitshelden der Dichter nur den Gesinnungen Worte gab, die seine eigene Brust beleben. Brutus, dessen anfängliche Verstandesschwäche nicht, wie in der englischen Tragödie dieses Namens, berührt wird, hört im ersten Akt den Bericht von Lucretia's Tode und dem an Collatinus begangenen Frevel mit dem vollen Feuer des Patriotismus an; Lucretia's Leichnam wird hereingebracht und das Volk, durch den Anblick in grimmige Wuth gesetzt, erhebt sich unverweilt zum Aufstande gegen seine Tyrannen. (Diese Scene brachte besonders großen Eindruck auf die Zuschauer hervor, da sie so lebhaft an ein bekanntes Ereigniß der letzten Revolution erinnert. Am 27 Juli, Nachmittags, ward eine Frau, welche die Straße Croix des Petits Champs herkam, vor ihrem Hause von einem Schweizer erschossen. Ihr Mann trug den Körper auf seinen Armen nach der Place des Victoires, wo er im Angesichte der vor der Bank befindlichen Gardeabtheilung das Volk zur Rache aufrief. Wie schnell diesem Rufe Folge geleistet ward, weiß man.) Der erste Akt schließt mit einer Unterredung zwischen Aruns, dem Sohne Tarquins, und Tiberius, dem Sohne des Brutus, wodurch man auf den verderblichen Einfluß vorbereitet wird, welchen ersterer späterhin auf seinen ihm treu ergebenen Freund ausübt. Mit Beginn des zweiten Akts hat das Volk bereits gesiegt und empfängt eben die Gesandten, welche der verbannte Tarquin schickt, vorgeblich um sein Privatvermögen abzufordern, eigentlich aber, um eine Bewegung zu seinen Gunsten zu versuchen. Der dritte Akt verstreicht unter dem Bemühen der Agenten Tarquins, die Söhne des Brutus zu verführen, was indessen trotz den Bitten des Aruns und trotz dem Schimpfe, welchen Titus vom Volke zu erhalten glaubt, indem ihm eine Befehlshaberstelle, um die er sich bewarb, abgeschlagen wurde, erfolglos bleibt, bis man endlich Beiden einredet, es sey an dem Gelingen der Gegenverschwörung gar nicht zu zweifeln, und nur durch Beitritt zu derselben könnten sie das Leben ihres Vaters retten. Der vierte Akt giebt ein schönes Gemälde des stillen Glückes, das Brutus im Schoße seiner Familie genießt; plötzlich erscheint Collatinus mit der Nachricht von der Verschwörung und einem Verzeichnisse der Verräther. Der Dichter hat einen großen Fehler begangen, daß er den Akt nicht in dem Augenblicke, wo Brutus abtritt und seine Söhne dem Gewahrsam des Collatinus überläßt, schloß; denn die nachfolgende Scene ist an sich unnöthig und schwächt die Wirkung des Vorhergegangenen bedeutend. Der fünfte Akt enthält das Urtheil des Brutus. — Die Sprache ist durchgehends schön und kräftig.

Jagdliebhaberverein in Schweden.

In Schweden haben Jagdliebhaber einen Verein gebildet, dessen Zweck ist, den Charakter und die Gewohnheiten der wilden Thiere zu studiren. Man muß einem solchen Projekt, welches einen Gegenstand bloßer Unterhaltung in eine der Naturgeschichte ersprießliche Beschäftigung verwandelt, allen Beifall schenken.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 333. — 29 November 1830.

Ansichten von Griechenland. *)

In Petalidi erblickten wir die ersten Säulenschäfte: die Myrten, welche die Knäufe in ihre Schatten hüllten, durchfächelte ein leichter Wind, und bewegte die Aeste wie ein Geist, den die Steine aushauchten; überall die farblose Schlaflilie der Todten; dort über der Mitte des Bergabhanges schwebte ein Adler, hier in der Bucht lag eine zertrümmerte Barke. Zum ersten Mal erhielten wir einen deutlichen Eindruck von dem Land, worin wir uns befanden. So glühend und öde diese Sandufer sind, Afrika's und Asien's Sandufer sind es nicht; wäre es Arabien, so wüchsen hier Weihrauchstauden; wären es die Steppen Persiens, so rollten die Flüsse Goldkörner; wären es die Moräste Egyptens, so ruhte ich unter einer Dattelpalme. Aber es ist nicht Arabien, nicht Persien, nicht Egypten, sondern das Land, in welchem man von all diesen Gegenden und ihren Eigenthümlichkeiten in den Blumen, den Sandebenen, dem Schlamm der Thäler und der Geschichte der Menschen Etwas erkennt, aber dieses Etwas auf verschiedene Weise gemischt, umgestaltet und gemildert.

Das Dorf Mavromati, welches gegenwärtig die Stelle des alten Messene einnimmt, besteht aus ein Paar Dutzend Häusern mit höchstens neunzig Einwohnern. Diese Hütten stoßen nicht unmittelbar an einander, sondern sind durch steinige Zwischenräume getrennt, da sie sich jedoch so ziemlich in einer Linie ausdehnen, so erscheinen sie weit zahlreicher. Der Ort liegt amphitheatralisch auf der Höhe, von wo er das Becken und die Quellen der Clepsydra beherrscht, deren sprudelnde Wasser man deutlich rauschen hört. Nirgend gewahrt man Trümmer, woraus man auf vorhandene Grundmauern von Monumenten schließen könnte. In einer kleinen halbzerstörten Kirche liest ein Papas aus einem benachbarten Kloster jeden Sonntag die Messe. Das Haus, in welchem wir während unseres Aufenthaltes herbergten, und welches man eines der besten nennen konnte, war von Stein und mit Schilf bedeckt, und zwar war das Dach nicht flach, sondern auf beiden Seiten geneigt, ungefähr wie Dieß bei den Hütten der Provence der Fall ist. Das Innere enthielt zwei Gemächer, welche ein gleichfalls aus Schilf gemachter Verschlag mehr abtheilte als absonderte. Den Heerd hatte man in einen der Winkel verlegt und der Rauch suchte seinen Ausweg durch die breiten Spalten im Dach. Die allgemeine Vorkommenheit, daß man nirgend gegen die Witterung und die durchdringende und ungesunde Feuchtigkeit der Nächte vollkommnen Schutz findet, verursacht dem Reisenden am Meisten Beschwerde, und ist ein Uebelstand, woran man sich nur schwer gewöhnt. Um weniger davon zu leiden, streckt man sich um ein Feuer, das man bis nach Sonnenaufgang nicht ausgehen lassen darf. Seit Modon brachten wir keine Nacht in Morea zu, ohne daß wir die Sterne über unsern Häuptern funkeln sahen, ohne daß uns der Wind in's Gesicht schlug und sich in unsern Mänteln verwickelte, ohne daß unsere Arme von der fieberhaften Morgenluft halb erstarrten. Unser Zimmer hatte zwei Oeffnungen nach dem Thal; die Pistolen und die Büchsen eines Pallicaren hingen an der Wand; statt alles Geräthes stand ein Fäßchen mit Oliven da, woraus Jeder langen konnte, wann ihn hungerte. Außerdem erhielten wir Eier, Schafmilch und Kresse aus der Fontäne der Arsinoe, aber kein Brod. Zur Gesellschaft hatten wir eine ältliche und zwei junge verheirathete Frauen. Die erstere war lange Zeit Sklavin der Egyptier gewesen, und erst bei Navarin durch die Franzosen befreit in ihre Berge zurückgekehrt. Diese langen Drangsale ließen in ihrem Wesen etwas Wirres zurück. Oft hörten wir sie plötzlich den Namen Ibrahim aussprechen, und nie kamen wir heim, ohne daß sie uns um ein Almosen bat; jedes Mal schien sie uns nicht mehr zu kennen.

Die Hausfrau war etwas weniger düster, wiewohl auch sehr schweigsam. Sie saß den Tag über auf der Thürschwelle oder in der Asche neben dem Heerd und spann Baumwolle an der Kunkel. Ueberhaupt muß man dieses allen Frauen des Peloponneses gemeinschaftliche Gepräge von Schmerz und Niedergeschlagenheit gesehen haben, um zu wissen, wie weit der Eindruck fortdauernden Unglücks gehen kann. In dem Augenblick, als wir anlangten, war die Zahl des weiblichen im Verhältniß zu dem männlichen Geschlecht sehr gering; selten begegnete man Frauen auf dem Feld oder in

*) De la Grèce moderne et de ses rapports avec l'antiquité, par M. Edgar Quinet. Der Verf., Mitglied der von der französischen Regierung nach Morea gesandten wissenschaftlichen Kommission, betrachtete Griechenland mit dem Auge des Philosophen und Künstlers, und so dürfte sein Werk wohl zu den bedeutendsten literarischen Erscheinungen gehören, wodurch jenes merkwürdige Land einmal in das doppelte Licht der Gegenwart und der Vergangenheit gestellt wird.

den Dörfern; Sklaverei, Hunger und Krankheit hatten eine reiche Ernte gehalten. Diejenigen, welche soviel Jammer überlebten, erholten sich nie von den schrecklichen Anfechtungen des Schicksals, wovon sie Schlag auf Schlag heimgesucht wurden. Betrachtete man indeß ihre langen und wallenden Gewänder, das Wollengewirk, welches sie turbanförmig um das Haupt winden, und wovon ein Stück nachläßig über ihre Schultern fiel, so bewunderte man noch immer die natürliche Würde dieser Gestalten, welche selbst unter der so mächtigen Last von Elend nicht gänzlich zusammensanken. Noch in ihren zerfetzten Lumpen erschienen sie als Wesen von höherem Rang, und die Glut ihrer südlichen Züge, über welche eine tödtliche Bläße sich verbreitete — ihre hohlen, starren, erstorbenen schwarzen Augen — ihr edler, aber matter Gang, flößten ein Gefühl ein, das noch stärker war als das Mitleiden. Der herbe wilde und düstere Ausdruck ihrer Physiognomien könnte der Fühllosigkeit gleichen, wenn nicht die bei manchen krankhaft gewordene, in unterdrückten Seufzern sich aussprechende Wehmuth die Sanftheit des weiblichen Charakters wieder hervortreten ließe. Suchten wir sie durch Hoffnungen aufzuheitern, so begnügten sie sich das Haupt zurückzubeugen, wie die Griechen zu thun pflegen, wenn sie Etwas verneinen, und die Worte, die dem Reisenden allenthalben entgegen schallen, den sinaï; Nichts, zu wiederholen. Die, welche schön geblieben sind, und deren Anzahl größer ist, als man sich vorstellen sollte, bewirken noch einen schmerzhafteren Eindruck durch die Verachtung, mit der sie selbst ihre Schönheit behandeln. Wann wir sie so sahen, wie sie in der Sonnenhitze sich zu Boden krümmten unter den Bürden, die sie trugen, oder sich in Grotten flüchteten vor dem Regen, der auf sie herabströmte, oder am Abend auf der Erde kauerten und mit ihren Kindern einige rohe Kräuter verzehrten, die wie kaum hinunterzuschlucken vermochten, da gedachten wir des Lebens der Frauen in dem glücklichen Deutschland, das wir erst vor zwei Monaten verlassen hatten; wie gedachten des leichten und ruhigen Laufes ihrer Tage, jener süßen Stunden in Freundeskreisen, ihrer poetischen Schwärmereien und Träume, und dann erinnerten wir uns, daß wir auch da oft Aeußerungen bittern Unmuthes gegen das Geschick vernamen, und sagten uns, welche Fundgrube des Elends in dem Menschen ist, daß es ihm auch fern von der Region des Schmerzes doch nie an Grund der Klage gebricht.

Obgleich die Mauern, welche Messene umschließen, in weniger als drei Jahren vollendet wurden, so bemerkt man doch keine Spur von Eilfertigkeit; sie haben überall eine Breite von 7½ Fuß und die Kalksteine, woraus sie gebildet sind, eine Länge von drei Fuß. Das ganze Bauwerk kam ohne Mörtel zu Stande. An den Stellen, wo die Steine über einander fielen, zerbrachen sie nicht und nach ihrer Weiße könnte man das Material als gestern erst herbeigeschafft betrachten. Geht man vom Fuß der Berge Ithome und Evan aus, so folgt die Mauer zehn Minuten lang den Umrissen des Letztern bis sie sich plötzlich in der Hälfte seiner Höhe verliert. Auf dem Gipfel, von dem wir eine Zeichnung nahmen, trifft man einige umgestürzte Säulen, welche einen Tempel anzeigen und zwei viereckige Thürme, je mit einer Oeffnung gegen das gegenüberliegende Thal. In der Nähe des zweiten Thurms rieselt eine Quelle welche den entgegengesetzten Abhang hinabfließt. Von da steigt die Mauer rasch bis zu dem Gipfel des Berges Ithome empor, über dessen Kamm sie sich in fast gerader Linie hinzieht. Wir brauchten mehr als anderthalb Stunden, um auf den scharfkantigen Felsenplatten, über welche der aller Vegetation beraubte Pfad geht, die oberste Spitze des Berges zu erreichen. Diese Spitze besteht aus vier Plattformen, welche durch kaum zehn Fuß breite Felsenstücke unter einander zusammen hängen. Auf allen Endpunkten unterscheidet man noch die Fundamente der Akropolis. Auf der äußersten der Plattformen, welche zugleich die größte ist, erhebt sich ein jetzt verlassenes Kloster, das Ibrahim vollends zerstörte. Von dem Gebäude, welches die Stelle des ithomeischen Jupitertempels einnimmt, sieht man noch die verschiedenen Höfe, einige Zellen und die Reste einer kleinen Kirche; der Tempel ist zerfallen, aber der Kultus hat ihn überlebt. Wie im homerischen Zeitalter jedes Jahr ein Priester erwählt wurde, der die Statue des Gottes bewachte; so wird gegenwärtig das Bild der Panagia jeden Sommer einem Mönch von Vourcano anvertraut.

(Fortsetzung folgt.)

Brief eines ehemaligen Offiziers über eine Flugreise nach den Niederlanden.

(Fortsetzung.)

Abends eilf Uhr bestieg ich das Dampfboot und eilte zum zweiten Mal nach Antwerpen. Etwa achtzig Freiwillige, sämmtlich aus dem Haag, worunter Grafen, Baronen, Edelleute, vornehme Beamten und Kaufmannssöhne, in eine Jägerkompagnie gebildet, auf eigene Kosten equipirt und im Felde erhalten, von tüchtigen Offizieren und Unteroffizieren kommandirt, befanden sich an Bord desselben. Ihre Börsen waren ohne Ausnahme mit Gold gespickt; sie lebten während der Ueberfahrt nach Antwerpen, wie leicht zu denken, herrlich, sangen mitunter patriotische kriegerische Lieder, und stimmten Alles zur lauten Freude. Ich unterhielt mich viel und gern mit ihnen. Wir gelangten gegen sechs Uhr an Antwerpens Gestade, und mußten hier einige Minuten verweilen. Während dieser Zeit erschien der Platzkommandant, und hatte mit dem die Abtheilung anführenden Offizier eine Unterredung, nach welcher derselbe auszusteigen Befehl ertheilte. Ich nahm sofort Abschied von etlichen mir besonders lieb gewordenen jungen Kriegern, und eilte ebenfalls der Stadt zu, um neuerdings mit Aufmerksamkeit zu untersuchen, was sich, während meiner achttägigen Abwesenheit in Holland, zugetragen. Die Stimmung der Bewohner schien im Allgemeinen gegen die Regierung sehr verschlimmert. Die Militärbehörde sah sich mithin in dem unangehmen Fall, kräftige Maßregeln zur Unterdrückung sich zeigender Symptome von Aufruhr zu ergreifen. Schildwachen wurden mißhandelt, sogar erdolcht! Von diesem Augenblicke an sah man keine einzelne Schildwache mehr, sondern stets zwei beisammen, und die Entfernung zwischen den Posten selbst bedeutend abgekürzt. Aber ein anderes, weit bedeutenderes, in seinen Folgen schrecklicheres Ereigniß hate sich eben zugetragen. Die zehnte Division, größtentheils aus amsterdamer Juden zusammengesetzt, mit beträchtlicher Beute

von Brüssel nach Antwerpen rückgekehrt, hatte sich während der viertägigen Gefechte zu Brüssel abscheuliche Ausschweifungen zu Schulden kommen lassen; ja, man beschuldigte sie, wehrlose Weiber und Kinder gemordet, Jungfrauen, sogar Mädchen von zehn bis zwölf Jahren geschändet, endlich in ein Pensionat adelicher und sonst vornehmer Fräulein mit gefälltem Bajonnet und mit ächt jüdischer Wuth gedrungen und hier geschändet, gemordet und geplündert zu haben. So viel ist Thatsache, daß die Taschen einer großen Anzahl dieser Schändlichen mit Juwelen, Gold, Silber, Geld ꝛc. angefüllt; daß sie im Besitze der kostbarsten Stoffe, Tücher, Damenshawls von hundert bis tausend Gulden und darüber an Werth, so wie sonstiger Effekten aller Art waren! Einige dieser Kannibalen sollen im Besitze ähnlicher Gegenstände von mehr als zehntausend Gulden an Werth gewesen seyn. Es ist ferner faktisch, daß sie die Unverschämtheit so weit trieben, derlei geraubte Sachen öffentlich feil zu bieten. Nun gerieth Antwerpens ganze Bevölkerung, und namentlich die Nationalmiliz, welche mit der genannten zehnten Division abwechselnd den Dienst zu versehen hatte, beim Anblick derselben in Wuth, und die Miliz erklärte mit Festigkeit, „daß sie mit Räubern nicht dienen könne noch würde.“ Beide Abtheilungen machten Miene, sich gegeneinander in Schlachtordnung zu stellen. Der kommandirende General, Generallieutenant Baron Chassé, von diesen furchtbaren, der Stadt augenblickliches Verderben drohenden Auftritten unterrichtet, gab den Befehl zum schleunigsten Ausmarsche jener zehnten Division aufs Land, wodurch die Ruhe für den Augenblick wieder hergestellt ward.

Die im Angesichte der Stadt ankernde Kriegsflottille war ebenfalls verstärkt worden, nicht minder die Garnison selbst. Schon hatte sich der Obergeneral in die Citadelle begeben, und Alles schien die hartnäckigste Vertheidigung bei einem nunmehr täglich zu erwartenden Angriffe von Seiten der Patrioten anzukündigen. Nach einem dreitägigen Aufenthalte entschloß ich mich, über Mecheln, Brüssel und Lüttich in die Heimat zurückzukehren. Zu dem Ende ließ ich auf der antwerper Polizeidirektion meinen Paß nach Brüssel visiren, nicht ahnend die Unfälle, die dort meiner warteten. Ich ahnte sie um so weniger, als der Vorstand dieser Behörde mir die beruhigende Versicherung gab, daß der Weg dahin offen sey. So kam ich nun mit dem Schnellwagen zuerst nach Mecheln. Von Antwerpen nach Mecheln waren alle Dörfer stark mit Truppen besetzt. Häufig traf ich sehr starke Abtheilungen auf der Straße rechts und links in Schlachtordnung postirt; eine bedeutende Anzahl Geschütze, zweckmäßig aufgestellt und die Kanoniere mit brennenden Lunten bereit, den erwarteten Feind kräftig zu empfangen. Starke Pikets Lanziers unterhielten die Verbindung zwischen den vielen Infanterieabtheilungen. Jeden Augenblick sprengten einzelne Offiziere, Lanziers, Husaren ꝛc. auf und ab — mitunter Verwirrung und Bestürzung auf den Gesichtern.

(Fortsetzung folgt.)

Graf Segur.

(Nekrolog.)

Graf Ludwig Philipp von Segur, Pair von Frankreich und Mitglied der französischen Akademie, ward geboren zu Paris den 10 December 1753.

Aeltester Sohn des Marschall Segur, trat er im Jahre 1769 als Unterlieutenant in das Kavallerieregiment Mestre de Camp. Im Jahre 1776 ward er Oberster des Regiments soissoner Infanterie und machte zwei Feldzüge in dem amerikanischen Befreiungskriege mit. Nach seiner Rückkehr nach Frankreich erhielt er den Befehl über das Dragonerregiment, das seinen Namen trug. Kurz darauf ging er als bevollmächtigter Minister nach Rußland, und man verdankte ihm die Wiederherstellung des guten Vernehmens zwischen den Höfen von St. Petersburg und Versailles. Er begleitete Katharina II auf ihrer berühmten Reise nach der Krim, wovon sein politisches Gemälde Europa's eine Schilderung enthält. Der österreichische Gesandte, Graf Cobenzl, und der Fürst von Ligne waren im Gefolge der Kaiserin. Hier eine Geschichte aus dieser Zeit der Anekdotenpolitik: Als die HH. von Segur und Cobenzl unterwegs an Fieberanfällen litten, warf ihnen der Fürst vor, daß sie keine Diät hielten, und es war auf sein Zureden, daß Hr. von Cobenzl sich zu einer reichlichen Aderlässe und Hr. von Segur zu ein Paar Laxieren verstand. Einige Tage nachher befanden sich die drei Herren bei der Kaiserin, als diese zu dem Fürsten von Ligne sagte: „Sie sehen heute gut aus; ich glaubte Sie unpäßlich. War mein Arzt bei Ihnen?“ — „Nein, Ew. Majestät,“ erwiederte er, „ich habe eine eigene Methode, mich zu kuriren: wenn ich nicht wohl bin, so mache ich, daß Cobenzl sich zur Ader läßt und Segur purgirt, und ich bin hergestellt.“ Die Kaiserin lachte über das seltsame Recept. In Folge der Ereignisse von 1789 abberufen, blieb der Graf in Frankreich bis 1792, wo ihn Ludwig XVI nach Berlin sendete, um den Ausbruch des Kriegs zu verhindern. Er kam nach Paris zurück und ward am 10 August 1792 verhaftet. Da er sein ganzes Vermögen verloren, dachte er nicht daran, auszuwandern, sondern ernährte sich durch seine literarischen Arbeiten. Unter dem Konsulat trat er in den gesetzgebenden Körper, und im Jahre 1803 in den Staatsrath und das Institut. Um diese Zeit gab er eine Sammlung von kleinen Gedichten heraus, die von Personen von gutem Geschmack hoch geschätzt wurden. Darunter ist eine artige Quatraine, welche er auf Endreime, die ihm die Kaiserin Katharina angab, improvisirte;

De Catherine chaque jour
La gloire à nos yeux se dénote;
La renommée est son tambour
Et l'histoire son garde-note.

Als Napoleon Kaiser wurde, ernannte er Hrn. von Segur zu seinem Großceremonienmeister. Eines Tages, erzählt man sich, mußte der Kaiser auf ihn warten und machte ihm deßhalb eine Bemerkung. „Sire,“ sagte Segur, als feiner Hofmann, „ich bitte Ew. Maj. eine Million Mal um Entschuldigung, aber ich hatte das Unglück unter einen Haufen von Königen zu gerathen, wo ich nicht sogleich loskommen konnte.“ Die Rheinbundfürsten waren in diesem Augenblicke in Paris, um Napoleon aufzuwarten. Der Vicomte Segur, Bruder des Grafen, wollte nie Etwas von Bonaparte annehmen. Man fragte ihn, was für ein Unterschied zwischen ihm und seinem Bruder sey. „Mein Bruder,“ entgegnete er, „ist Segur der Ceremoniöse; ich bin Segur ohne Ceremonie.“ Während der hundert Tage gab Napoleon Hrn. von Segur seine Funktionen als Großceremonienmeister zurück. Dafür wurde er bei der zweiten Restauration aus der Kammer der Pairs ausgestoßen, doch im Jahre 1818 wieder eingesetzt. Hrn. von Segurs Poesien dienten ihm nur zu Erholung von seinen ernstern Arbeiten. Ueber seine „moralische und politische Galerie“ fällt indeß eine geistreiche Frau das Urtheil: „C'est un marivaudage en perruque.“ In seinen Memoiren beschreibt uns der Graf seine Reisen in Amerika, seine Gesandtschaften in Rußland und Preußen, seine geschäftlichen und geselligen Beziehungen zu Katharina II, Friedrich dem Großen, Potemkin, Joseph II, Gustav III, Washington, Kosciuszko, Lafayette, Mirabeau und Napoleon. Wie Gilblas hatte der Graf alle Lebensverhältnisse durchlaufen; er war nach der Reihe Oberster, Generalofficier, Reisender, Seefahrer, Hofmann, Gesandter, Diplomat, Gefangener, Landwirth, Soldat, Wahlmann, Dichter, dramatischer Schriftsteller, Journalist, Publicist, Geschichtschreiber, Deputirter, Staatsrath, Senator,

Akademiker und Pair gewesen. Die drei bis jetzt erschienenen Bände seiner Denkwürdigkeiten geben bloß bis zum Jahre 1785; die folgenden werden vom Publikum mit Ungeduld erwartet. Im Jahre 1825 äußerte sich Hr. von Segur folgendermaßen über die politische Lage der europäischen Kabinette: „Seit ich meine Bemerkungen über das Frankreich angemessene Allianzsystem herausgegeben habe, sind fünf und zwanzig Jahre verflossen; die Gestalt der Welt hat sich verändert; Republiken wurden zerstört, Königreiche geschaffen; Frankreich eroberte Europa; Europa erhob sich gegen Frankreich; Frankreich wurde zwei Mal überzogen; ein großes Reich stürzte in Trümmer. Eine furchtbare Koalition drei absoluter Monarchien herrscht in Deutschland, erdrückt Italien, und schüchtert die konstitutionellen Staaten ein; stets bewaffnet, bedroht sie jede aufgeklärte Meinung, die sie für revolutionär hält. So ist die ganze Welt gegenwärtig zwischen zwei entgegengesetzten politischen Systemen getheilt — dem System der constitutionellen und dem der absoluten Regierungen. Die Verschiedenheit ihrer Institutionen und ihrer Politik muß ihre Opposition, ihr Zusammenhalten und ihre Allianzen bestimmen. Jeder Staat, welcher diese Nothwendigkeit nicht einsieht, und sich in Verhältnisse, die mit seinem Interesse unverträglich sind, einläßt, bringt sich in eine falsche Lage und geräth in Gefahr, von seinen natürlichen Bundesgenossen verlassen zu werden, wodurch es seinen Feinden leicht wird, ihn zu überwältigen und bald um Unabhängigkeit und Ehre zu bringen." Diese Betrachtungen sind im Jahre 1830 nicht ohne Bedeutung. Hr. von Segur starb am 24 August im Schoße seiner Familie, wo er seit mehreren Jahren zurückgezogen lebte. Die Akademie feierte seinen Tod mit zwei Reden an seinem Grabe; die eine hielt Hr. Persival von Grandmaison und die andere Hr. Arnault.

Das Gefängniß im Petit Luxembourg.

Die linke Seite dieses Schlosses wurde im Jahr 1821 in ein Staatsgefängniß umgewandelt, und ist es seitdem geblieben. Der große Hof, welcher beide Theile des Gebäudes von einander scheidet, heißt der Marengo-Hof. General Bonaparte wurde hier nach seiner Rückkunft aus Egypten, wenige Tage vor dem 18 Brumaire, vom Direktorium feierlich empfangen. Während der Gefangenschaft der Exminister wird die Einfahrt von der Straße Vaugirard aus bloß für die dienstthuende Mannschaft geöffnet seyn; die Gefangenen und Diejenigen, welche sie besuchen, gehen durch ein kleines Pförtchen ein. Nachdem sie den Marengo-Hof hinter sich haben, müssen sie rechts über den Jena-Hof, dann über den Hof und die Treppe von Arcole, welche auf der entgegengesetzten Seite mit der Treppe und dem Thor von Austerlitz zusammenhängen, denn Alles ist hier voll Erinnerungen an die große Armee. Nachdem man durch eine Wachtstube in den Korridor von Arcole getreten, gelangt man zu den für die Exminister bestimmten Zimmern. Das erste ist das des Hrn. von Chantelauze; alle Verbindungen mit andern Theilen des Hauses, selbst die Wandkästen und der Kamin sind vermauert; dagegen befindet sich in der Mitte des Zimmers ein sehr eleganter Tragofen mit dem nöthigen Geräth. Links steht ein schönes Bett mit guten Teppichen; von dem einfachen, hübschen Himmel hängen weiße Vorhänge herab. Ein Schreibtisch und zwei Stühle bilden die ganze übrige Einrichtung. Das Zimmer ist bei der bedeutenden Höhe der Fenster so hell, daß man Anfangs gar nicht bemerkt, daß dieselben zur Hälfte durch eichene, mit eisernen Platten beschlagene Decken maskirt sind. Ueber diesen Decken laufen sehr engstehende eiserne Stäbe hin, zwischen welchen sich dichtes Drahtwerk befindet. Diese Maßregel traf man, damit nicht Waffen oder Briefe von Außen in das Zimmer geworfen werden können. Man sieht aus den Fenstern Nichts als den Himmel und die dreifarbige Fahne, die auf dem Dach des Luxembourg weht. Die für die HH. von Guernon Ranville, Peyronnet und Polignac bereiteten Gemächer sind ganz auf gleiche Art eingerichtet. Sie hängen unter einander nicht zusammen, sondern man gelangt zu jedem auf einem besondern Gang. Jedes Zimmer hat eine eichene vier Zoll dicke, mit ungeheuern Schlössern und breiten Riegeln versehene Thür. Ueber derselben befindet sich ein viereckiges Schilderhäuschen, ein sogenanntes Tambour, von welchem aus die Wache, vermittelst zweier Glasfensterchen, jeden Augenblick das ganze Zimmer übersehen kann.

Man macht sich auf einiges Murren des Hrn. von Peyronnet gegen diese Vorkehrungen gefaßt, indem derselbe sich bereits in Vincennes über die dortigen Maßregeln sehr übel gelaunt bewiesen haben soll. Er klagt über den Lärm, welchen die Wachen des Nachts beim Ablösen machen, da doch der einzige Trost des Gefangenen in der Ruhe bestehe. — Niemand wird in die Zimmer der Minister zugelassen, ausgenommen ihre Frauen, ihre Sachwalter und die Geistlichen, mit welchen sie etwa eine Unterredung wünschen. Die übrigen Besuchenden haben sich nach dem gemeinschaftlichen Sprachzimmer zu begeben, welches durch zwei hölzerne Gatter in drei Abtheilungen zerfällt. Zwischen diesen Gattern ist ein Raum von hinlänglicher Größe, der durch eine verschlossene Thür und eine Wache gesichert wird. Da die Nationalgarde mit dem Dienst im Innern eines Gefängnisses nicht bekannt ist, so wird sie bloß zu den äußern Verrichtungen im Luxembourg verwendet, die Gefangenen selbst aber unter die ausschließliche Obhut der Municipalwache gestellt werden. Fünfundzwanzig Mann von dieser wurden unter den Handwerkern, welche sich während der Julitage am Meisten auszeichneten, und seitdem durch Gewandtheit und Ergebenheit hervorthaten, ausgelesen. Sie haben zum Anführer Hrn. Martin, der durch einen seltenen Wechsel der Dinge jetzt Wächter desselben Peyronnets ist, welcher im Jahr 1821 so drohende Requisitionen gegen ihn in der Pairskammer vorbrachte. Martin wurde nämlich als Zeuge in Angelegenheiten des in contumaciam angeklagten Kapitäns Nautil aufgefordert, erregte aber bei dem damaligen Generalprokurator Peyronnet den Verdacht, als sage er nicht Alles, was er wisse, so daß er beinahe verhaftet und ihm ein Prozeß wegen Eidbruchs an den Hals geworfen worden wäre. In die Pairskammer werden die Exminister durch den Garten geführt werden, wie Hr. v. Trogoff, der unglückliche Obrist Caron und die übrigen in die sogenannte Militärverschwörung von 1820 und 1821 Verflochtenen.

Wellington und der londner Pöbel.

An dem Tag, wo Se. Majestät ins Parlament fuhr, sagt der Korrespondent eines englischen Morgenblatts, befand ich mich im Park, und hörte, etwa eine halbe Stunde vor Ankunft der königlichen Kutsche, wie der Haufen plötzlich schrie: „Da kommt er, da kommt er! Seht, da kommt der Wellington! Jetzt ist's Zeit, Jungen!" Da ich noch nie das Vergnügen gehabt, den Herzog so in der Nähe zu sehen, daß ich mir ein sicheres Bild von ihm entwerfen konnte, so rannte ich ihm, der mit seinem Reitknecht zu Pferd einherkam, mit der übrigen Menge entgegen. Da ward ich denn Zeuge einer der widerwärtigsten Scenen, die sich ein Engländer vorstellen kann. Ein unermeßlicher Haufen umdrängte den Herzog, welcher mit männlichem Muth die Schmähungen des wüthenden, gesetzlosen Pöbels geduldig ertrug. Geheul, Gezisch, Steinhagel wurde ihm unter dem anhaltenden Ruf: „Keine Polizei, keine Polizei!" reichlich zugetheilt. Da ich Se. Gnaden von allen Seiten von Wüthenden umringt und mit Kies beworfen sah, so drängte ich mich zu ihm, nahm mit dem Muth eines alten britischen Seemanns meinen Hut unerschrocken ab und rief laut: „Der tapfere Wellington hoch, und abermal hoch! Wer wagt's, den Helden von Waterloo zu beschimpfen?" Bei diesen Worten gesellten sich noch einige Andre zu mir. Ich drang weiter vor und fragte den Herzog: „Wie! Mylord, warum peitscht Ihr Reitknecht nicht tüchtig auf diese Schurken los, und hält einen derselben fest, um ein Exempel an ihm zu statuiren?" Der Herzog erwiederte: „Was kann ich machen, Herr?" In diesem Augenblick traf ihn ein Stein auf die Wange; er schüttelte den Kopf, steckte einen Schlüssel in das Thor hinten in Downingstreet im Park, und entkam so fernern Beleidigungen; doch flog im Augenblick, wo er das Thor öffnete, noch ein Hagel von allem Werfbaren nach ihm. Ich fiel einem Burschen in den Arm, der eben einen großen Stein nach dem Herzog schleudern wollte, und hielt ihn, obwohl selbst ein alter Knabe von mehr denn Sechzigen, fest, bis mich der Haufen nöthigte, ihn wieder fahren zu lassen, und zum ersten Mal in meinem Leben die Flagge vor dem Feind zu streichen, damit mir das Takelwerk nicht gar zu stark beschossen werde.

Aufhebung des Mönchwesens in Centralamerika.

Durch ein Dekret vom 6 September v. J. hat der Kongreß von Central-Amerika alle religiösen Orden, mit Ausnahme der Bethlehemiten, aufgehoben. Die Republik erkennt künftig auch kein Nonnengelübde mehr an. Die bestehenden Frauenklöster dürfen zwar fortdauern und Novizinnen annehmen; jedoch so, daß diese das Kloster wieder verlassen können wenn sie wollen, und auf ihre Kosten leben. Die bisherigen Mönche treten in den Stand der Weltpriester über.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 334. 30 November 1830.

Brief eines ehemaligen Offiziers über eine Flugreise nach den Niederlanden.

(Fortsetzung.)

So war ich also zu Mecheln. Ich begab mich sofort zu dem Kommandanten, der mir meinen Paß visirte. Sein Adjudant sagte mir, daß man jeden Augenblick den Feind erwarte, und daß ich zu passiren große Schwierigkeiten zu bestehen haben würde. Ich achtete sie nicht, da ich mich nicht zum ersten Mal in Gefahr befand. In Mecheln erkannte ich die Stimmung der Bewohner weit gefährlicher gegen die Regierung denn zu Antwerpen selbst. Deßhalb hatten die dort kommandirenden Generale Cort-Heiligers und Herzog von Sachsen-Weimar die kräftigsten Maßregeln ergriffen. Auf dem großen Markte und im Angesichte der herrlichen Kathedralkirche, die ich ebenfalls besuchte und bewunderte, waren mehrere Bataillone in Kolonnen aufgestellt, zu den vier Seiten etliche Batterien, die Artilleristen mit brennenden Lunten bei den Geschützen; sämmtliche Thore stark besetzt; Alles von Offizieren befehligt, die jeden Aus- und Eingehenden streng untersuchten. Endlich kamen wir in das Dorf Sembs, das ebenso von königlichen Truppen stark besetzt war. Hier wurden die Pässe aufs Neue untersucht und mehrere der Reisegesellschaft unter dem Vorwand zurückgewiesen, „die Pässe seyen nicht in gehöriger Ordnung." Etwa zehn Minuten hinter Sembs erblickte ich das letzte, von einem Offizier kommandirte Piket. Von da hat man eine Stunde bis Vilvorden. Auf diesem Wege sah ich weder königliche Truppen noch Patrioten. In dem von feindlichen Soldaten stark besetzten Vilvorden wurden wir scharf untersucht; ich meinerseits kam durch. Diese patriotischen Soldaten sind gut bewaffnet, allein noch nicht uniformirt. Auf ihrem Hut oder Käppchen sind Embleme des Todes angebracht; der größere Theil derselben trägt an dreifarbigen Nationalbändern Medaillen, worauf die Worte zu lesen sind: vaincre ou mourir! In der Mitte befindet sich der Löwe in einer entschlossenen Stellung, dann das Datum der vier brüsseler Kampftage, mit der Inschrift: journées immortelles. Man war hier mit Barrikadirungen beschäftigt. Da unser Aufenthalt nur so lange dauerte, als nöthig war, die Pferde zu wechseln, so konnte ich nicht einmal das in jeder Hinsicht merkwürdige Gefangnenhaus des Landes besuchen. In demselben sind über tausend mehr oder minder gefährliche Verbrecher eingesperrt; das Gebäude bildet ein Viereck. Jeder Gefangene hat sein eignes Stübchen mit etwa einem Fußbreit Licht. Vilvordens Bürger hatten hier die Wache.

Etwa anderthalb Stunden von Vilvorden, nur drei Minuten rechts von der Heerstraße entfernt, sah ich zum ersten Mal das majestätische Schloß Laaken. Von da rechnet man kaum eine halbe Stunde bis Brüssel. Noch mit Betrachtungen über diesen ehemaligen merkwürdigen Aufenthaltsort des verlebten Kaisers der Franzosen beschäftigt, fuhr ich plötzlich durch die erste Barriere, zum laakener Thore genannt.

Im mecheiner Thore angekommen, ward unser Wagen von der daselbst aufgestellten Schildwache angehalten. Der die Wache befehligende Offizier trat vor und untersuchte die Fremdenkarte, mit der schon früher an den Kondukteur gerichteten Frage, ob keine Offiziere sich in dem Wagen befänden, worauf ich stracks auszusteigen die Weisung erhielt. Zwei bewaffnete Bürger, beide gebildete Männer, begleiteten mich zum Kommandanten. Die Unterhaltung während dieses Marsches in einer großen Stadt, etwa zwanzig Minuten dauernd, war lebhaft und interessant. Ich meinerseits entrüstet über das gegen mich beachtete Verfahren, ließ Dieß bei den Beiden Patrioten durchblicken, und nur auf ihre Versicherung, daß ihr Offizier nach den gemessensten Befehlen und ohne Einwirkung der mindesten Willkür handle, ward unsere weitere Unterhaltung freundschaftlicher. Zuvörderst lenkte ich die Unterredung auf die so merkwürdigen vier Schlachttage. Der Umstand, daß Beider Brust mit der auf jene Tage geprägten Medaille geschmückt war, gab mir die Ueberzeugung, daß sie mitgefochten hatten. Beide, höchst erbittert und empört über die Holländer, erzählten mir merkwürdige Thatsachen, auf welche ich, da ich sie später allgemein bestätigt fand, nachher zurückkommen werde. Endlich gelangten wir an die Wohnung des Kommandanten, in dessen Bureau man uns führte. Dort waren wenigstens acht bis zehn Herren in einer mehr als lebhaften, ja stürmischen Unterhaltung begriffen. An einen derselben, einen schönen Mann von etwa fünf und vierzig Jahren, dessen Brust der Orden der Ehrenlegion zierte, wendeten sich meine zwei Garden mit den kurzen Worten: „Herr Kommandant, hier ist ein fremder, mit der Schnellpost eben angekommener Offizier, dessen Papiere untersucht werden müssen." Ich reichte meinen zu dem Ende schon in der

Hand bereit gehaltenen Paß diesem Kommandanten, der ihn durchmusterte, und, da er sah, daß solcher in deutscher Sprache abgefaßt sey, mir ihn mit der Bemerkung zurückgab, ich hätte mich sofort zu dem Polizeidirektor auf das Rathhaus zu verfügen, indem dieser die Sicherheitskarten ertheile. Dahin eilten wir nun. Zuerst führte man mich in einen großen Saal des Rathhauses; dort fand ich Beamte, Offiziere, Soldaten, mitunter Fremde, einzelne Bürger u. a. In Wahrheit, ich glaubte mich in die wilde Epoche der Erstürmung der pariser Bastille versetzt: so aufgeregt war der Anwesenden Stimmung. Es öffnete sich eine Seitenthür und eintrat der Polizeidirektor. Sofort stellte er an mich die Frage: „Was führt Sie hieher?„ ohne eine Antwort abzuwarten, fuhr er mit rauher Stimme, sehr verschieden von jener des höflichen Kommandanten, fort: „Sie sind, wie ich mich hier überzeuge, mit einem preußischen Passe, nach dem Haag ausgestellt, versehen, und kommen von dort über Antwerpen hieher; ich kann nur einen Ausspäher in Ihnen erblicken und muß Sie als solchen behandeln.“ Bei diesen beleidigenden Worten faßte ich mich mit jener nur dem Krieger eignen Entschlossenheit. Ich erklärte, daß ich solche Aeußerungen tief verachte; daß ich keine andere Absicht habe, als bloß durchzureisen, um auf diese Art schneller zu einer geliebten Schwester, die dermalen auf ihrem Landgute in der Nähe von Aachen wohne, zu gelangen; daß es mir dabei aber auch interessant seyn müsse, das Schlachtfeld von Waterloo in Augenschein zu nehmen; daß übrigens eine Stadt wie Brüssel, noch merkwürdiger durch die neueren Ereignisse, für den Fremden äußerst anziehend sey, könne man wohl keineswegs auffallend finden. Dieß Alles mit einer offenen, freien Miene ausgesprochen, verfehlte seine Wirkung nicht. Gleichwohl ward mir bedeutet, mit erster Gelegenheit nach Antwerpen zurückzukehren, indem die Rückreise durch Belgien mir durchaus nicht gestattet werden könne. Ich vernahm auch, daß mehrere fremde Offiziere verhaftet und noch zur Stunde eingekerkert seyen. Die Kenntniß der französischen Sprache war mir bei diesen Auftritten vom größten Nutzen.

(Schluß folgt.)

Ansichten von Griechenland.

(Fortsetzung.)

Statt zu den ithomeischen Festen, welche Evemerus beschreibt, versammelt sich jetzt das Volk im Monat August auf allen Punkten Messeniens zu ländlichen Tänzen, die, wie man versicherte, selbst während der Revolutionskriege fortdauerten; indessen sah man es den gepflasterten kreisförmigen Tanzplätzen, auf denen Gras wuchs, an, daß diese Feierlichkeiten seit einigen Jahren unterbrochen waren. Ein Wenig unterhalb dem Kloster trifft man zwei Cisternen mit einer viereckigen Oeffnung von 1½ Fuß in den durch eine antike Mauer befestigten und durch ein Dickicht von Buchs beschatteten Felsen. Nicht weit von da machte der Ziegenhirt, der uns begleitete, auf Eindrücke in den Felsen aufmerksam, die in der That Menschentritten glichen, und wir sahen uns plötzlich in jenes Zeitalter versetzt, in welchem die Götter in ihrem Riesengang durch das Menschengeschlecht ähnliche Fußstapfen auf dem Gipfel des Meros, des Albordo, des Taurus und des Olympus zurückgelassen hatten. Von dem Kloster an zerklüftet sich die Bergkräte, man steigt über ungestalte Massen hinab, und dann gehts wieder 300 Schritt weit hinauf. Uns mit Händen und Füßen durch die Schluchten fortschleppend erreichten wir den Pik, wo wir einen noch stehenden Thurm der Akropolis entdeckten. Ein großartiges Panorama lag jetzt vor uns: von Süden flimmerte die einsame Wasserfläche des messenischen Meeres mit seinen von kleinen Buchten zerrissenen Gestaden bis zur Landspitze von Koron uns entgegen; auf dem entgegengesetzten Ufer, welches sich in gerader Linie bis zum Cap Tänarus verlängerte, sandte der Taygetus von seinen fünf mit ewigem Schnee bedeckten Kuppeln Lawinen nieder auf die Draperie von Azur, die sich um seine Seiten schlang; der Anblick dieser Schneemassen, welche in der Morgensonne gleich den Einsetzrosen einer Kathedrale strahlten, verbreitete über die Landschaft eine Frische und einen Duft, der ihr in der Wirklichkeit mangelt. Ueber einen Pik im Westen hinaus begegnet das Auge den Inseln Cephalonia und Zante, die in dieser Entfernung sich wie zwei Kriegsschiffe vor Anker ausnehmen; gegen Norden strebten die düstern Gipfel Arkadiens bis an den Rand des Horizonts empor, wo sie von einem dünnen Band von Eis umspannt sind; zu unsern Füßen gegen Osten öffnete sich ein tiefes schlangenförmig gewundenes Thal, welches uns an den Paß von Elküse erinnerte durch den Fluß, der im Grund der Schluchten schäumt: dieser Fluß, welcher Baipra heißt, verbirgt sich einige Zeit hinter den Hügeln, schlängelt sich aber dann drei Stunden weit durch die Ebene bis zu seiner Vereinigung mit dem Parnisus, dessen glänzende Gewässer er in den Golf begleitet. Ungefähr 500 Klafter unter uns in dem Thal trafen die Blicke auf ein Kloster auf einem von Cypressen beschatteten Grasplatze; seine Mauern dienten zu einem Maßstab der Größe der uns umgebenden Gegenstände und gerne führten wir das Auge in den Umkreis seiner Höfe und auf seinen byzantinischen Dom zurück, wie die Fantasie gerne aus einem sturmbewegten Leben einen Augenblick in die stille Einsamkeit flüchtet. Dazu denke man sich den Eindruck des erhabenen Ortes, auf dem wir verweilten, die in mannichfachen Schattirungen sich entfaltenden Gefilde mit der schwankenden Bewegung, welche die verticale Perspektive der Anschauung verleiht, den Schoß der Natur mit dem Gürtel der Meere und der Berge, welcher sich bald erweitert bald verengt und eine Fülle ernster Gedanken auszuströmen scheint. Da verfolgten wir bald die ersten Wanderungen der Menschengeschlechter längs den Krümmungen der Thäler und dem Lauf der Flüsse, bald suchten wir die geheimnißvolle Welt der religiösen Sagen auf den steilen Bergeshöhen auf, die Wohnsitze des cotylischen Apolls, des lycischen Jupiters und des tänarischen Neptuns; bald ließen wir Phalangen erzbehelmter Krieger über den Hügeln lagern; bald uns wieder besinnend, daß Solches doch nur ein Traum, ein eitles Gebilde erhitzter Einbildungskraft sey, fragten wir uns, wozu diese funkelnde Sonne, dieses herrliche Meer, diese wollüstige Atmosphäre, diese duftigen Gehölze, nachdem Alles, was die Seele dieser Orte ausmachte, längst von der Erde entschwand.

Etwas nördlich von Messene gewahrten wir den Umkreis eines Amphitheaters und daneben die schöne Reliquie einer Mauer mit zwei in scharfen Winkeln durchbrochenen Thoren, ähnlich denen von Tyrinth. Dieser aus ungeheuren Steinen zusammengefügte Bau schien uns eine geschickte Nachahmung der cyklopischen Mauern von Argos.

Unsere Musterung endigte sich mit der Entdeckung einer Inschrift, worauf wir den Namen Aristomenes lasen; unglücklicher Weise war dieser Aristomenes aus der Epoche von Tiberius Claudius; die Schrift gehörte der Grundmauer einer kleinen byzantinischen Kirche an, welche auf einer Anhöhe mitten in einem Olivenwäldchen lag, wo man sich gar wohl die Grabstätte des Helden vorstellen konnte. In dem Innern bemerkte man einen Altar, der auf einem Bruchstück eines antiken Pfeilers ruhte; Knäufe von Säulen verschiedener Ordnung lagen auf dem Boden umher; das Pittoreske ist in diesen Kapellen dergestalt verschwendet, daß es jeden Begriff von Geschmack ausschließt und sie keinen andern Anspruch auf Schönheit machen, als etwa daß sie eine Musterkarte der Ruinen aller Jahrhunderte sind. Wie das morgenländische Kaiserthum selbst ein unordentliches Gemisch der Nationalitäten von Griechenland, Rom und Egypten ist, welche zwar zertrümmert, aber nochnicht ganz desorganisirt und unkenntlich sind; so haben diese kleinen Monumente, welche dasselbe repräsentiren, Säulenschäfte, Friese, Architrave, Fragmente von Statuen, Basreliefs, Gedächtnißsteinen, wie sie der Zufall lieferte, ihrem Gemäuer einverleibt und ihre zerstörten Dome stützen sich auf die ewigen Fundamente hellenischer Tempel. Aber so, wie sie sind, zeigen sie am Deutlichsten, daß die Baukunst vornehmlich epischen Charakters und so zu sagen die natürliche Hinterlassenschaft der Reiche ist. Man kann sie nicht mit Aufmerksamkeit betrachten, ohne daß man in ihnen die ursprüngliche Form und die flüchtige Anlage der Basiliken des Nordens erkennt, die aus dem Chaos einer noch fort und fort untergehenden Welt sich entwickeln, bis der erwachende Genius des Mittelalters ihnen Leben und Geist einhaucht, indem er das schöne Ebenmaß dieser Pfeiler zu Spindeln aufschießen und diese abgenutzten Kapitäler ihre verwelkten Kränze gegen die symbolischen Figuren der Apocalypse umtauschen läßt. Wir sahen ihn — den Genius der Menschheit, wie er in frisch errungener Unabhängigkeit und schweigend in der Lust neuer Völkervermählungen sich aufrafft, wie er die zerschmetterten Kuppeln wieder in die Lüfte emporrichtet und die pyramidalische Form, welche die Natur in ihrer vegetabilischen Schöpfung, je mehr sie gegen Norden rückt, zum Typus nimmt, in der Gestalt des mystischen Baumes der Kunst ausprägt, den jedes Jahrhundert mit seinem Safte nährt; wenn einst die celtischen und germanischen Elemente sich auf die Traditionen des byzantinischen Hofes pfropften, so wiegen jetzt die Bogengräten der Kathedralen ihre Aeste auf dem geplünderten Thron der jonischen Säule. So stellt die gothische Baukunst in ihrer langsamen Gestaltung die verschiedenen Epochen des Menschengeschlechts dar, die Weltgeschichte versinnlicht und verkörpert sich durch das Wunder der Kunst.

(Schluß folgt.)

Zur Statistik des Wahnsinns.

Aus einer Vergleichung der Anstalten für Wahnsinnige in Nord- und Südfrankreich ergiebt sich, daß in erstern das weibliche, in letztern das männliche Geschlecht in der Regel vorwaltet, im Allgemeinen aber die Zahl der weiblichen Wahnsinnigen zu derjenigen der männlichen sich wie vierzehn zu eilf verhält. Ungefähr dasselbe Verhältniß scheint in Spanien zu herrschen: die Anstalten in Madrid, Valencia und Saragossa enthielten um ein Fünftel mehr Weiber als Männer. Dagegen trifft man in den italienischen Tollhäusern mehr Männer als Weiber, wie namentlich aus dem Bericht über die neapolitanischen Spitäler erhellt, in welchem von 1814 bis 1823 eine Zahl von 1877 Wahnsinnigen aufgenommen ward, darunter 1323 Männer und 554 Weiber. In den holländischen Anstalten verhält sich die Zahl der Weiber zu derjenigen der Männer wie 34 zu 29. In Großbritannien ist die Zahl beider Geschlechter ziemlich gleich, oder etwa 13 Männer auf 12 Frauen. Im Norden Europens kommen im Durchschnitt 5 männliche auf 2 weibliche Wahnsinnige, wovon jedoch St. Petersburg eine Ausnahme macht, indem daselbst von 1814 bis 1824 eine Zahl von 1824 Männern und nur von 435 Weibern in die Tollhäuser aufgenommen ward. In den Vereinigten Staaten herrscht die Zahl der männlichen Wahnsinnigen vor. Nach all den genannten Ländern zusammen ergäbe sich ein Verhältniß von 37 männlichen auf 38 weibliche Verrückte.

Vermischte Nachrichten.

Die Wälder des jetzt verstorbenen Herzogs von Athol in Schottland umfassen, nach genauen Messungen, 15,378 schottische Morgen, welche, mit Ausnahme von etwa 1000 Morgen, sämmtlich erst von dem Herzog selbst, der im J. 1774 in Besitz dieser Güter kam, angepflanzt wurden. Nimmt man an, es haben auf einem schottischen Morgen 2000 junge Bäumchen Platz, so beläuft sich die Zahl der von ihm gepflanzten Bäume bereits auf 24,756,000. Allein die wirkliche Zahl ist noch weit größer, da zehn Procent auf Abgang gerechnet werden müssen, die er somit wieder zu ersetzen hatte, so daß sämmtliche von ihm gepflanzte Bäume zu 27,231,600 angenommen werden können. Von diesen Anpflanzungen besteht der größte Theil, nämlich etwa 8,600 Morgen, aus Lerchenbäumen; etwa 1000 Morgen aus Eichen; der Rest sind schottische Tannen, Pechtannen, einige wenige Morgen Birken u. s. f. Wie wichtig die Holzkultur in dem seefahrenden Britannien, und wie verdienstlich daher dieses Beispiel eines britischen Großen sey, braucht keines Beisatzes.

•

Der hochwürdige John Monthouse, Pfarrer von Bradchurch in Hampshire in England, starb vor einiger Zeit, siebzig Jahre alt, unverheirathet, mit Hinterlassung einer Schwester und deren beiden Töchter, als seiner nächsten Blutsverwandten. In seinem Testament hatte er ein Legat von 11,800 Pfund zu Errichtung einer Schule ausgesetzt, in welcher bloß uneheliche Kinder erzogen werden sollen, und später durch Kodizill zu dieser Summe noch weitere 8000 Pf. gefügt. Dagegen setzte er ein Pfund zum Ankauf für Milch aus, die unter die Familien seines Dorfes vertheilt werden sollte, und hinterließ seinen Verwandten nur ganz unbedeutende Legate. Diese griffen denn Testament und Kodizill aus dem Grund an, der Verstorbene habe den freien Gebrauch seiner Geisteskräfte nicht gehabt. Obwohl Mitglied der englischen Kirche war er nämlich, nach ihrer Aussage, ein ausgesprochener Unitarier gewesen, und der Eingang seines Testaments enthielt ein offenes Bekenntniß seines Glaubens an die heterodoxe Lehre. Auf seinen Wagen hatte er einige Stellen aus der heiligen Schrift in griechischer Sprache malen lassen, und andere auf seinen Brunnen, die sämmtlich seine unitarischen Ansichten beurkundeten. Er war ein Mann von strenger Moralität gewesen, und hatte im Kirchenbuch ein genaues Register der Mütter gehalten, welche uneheliche Kinder zum Taufen brachten. Sein Aufzug war dürftig und karg, und da er immer große Geldsummen im Haus — zuweilen mehr als 3000 Pf. in Guineen — hatte, so ging er beständig bewaffnet, und hielt zu seiner Sicherheit einige große Neufundländer. Einer dieser Hunde starb, wie er vermuthete, an Gift, worauf er bald mit der seltsamen Behauptung hervorrückte, der Mann einer seiner Nichten habe die Milch, und somit den Hund vergiftet. — Nach Anhörung dieser Vorbringen entschied der Richter für Erhaltung des Testaments

aber Umstoßung des Kodizills, da der Testator zur Zeit von dessen Abfassung Spuren von Monomanie gezeigt habe.

*

In der Sitzung der französischen Akademie der Wissenschaften vom 4 Oktober theilte Hr. Cordier einen Bericht der Ingenieur Rozier über die geologische Struktur des von der französischen Armee besetzten Theils der Berberei mit. Die Küste von dem Thurme von Sidi-el Fernsch an bis zwei oder drei Lieues westlich von Algier besteht aus einem Strich Urgebirge, welcher eine Breite von mehr als 1500 Metres hat, und in den Hügeln im Süden des Kaiser-Forts 253 Metres über den Spiegel des mittelländischen Meeres sich erhebt. Die Felsen sind schieferartig, und ihre Platten gleichmäßig gegen Süden geneigt unter einem Winkel, der zwischen 20 bis 25 Grad variirt. Die niederen Schichten, d. h. diejenigen, deren Vorsprünge das Meer bespült, sind talkartig. Auf diese folgen Kalksteine, die auf verschiedenen Punkten ausgebrochen werden, und wovon namentlich der weiße zuckerartige Marmor, den man an den Häusern und Grabmonumenten der Stadt Algier wahrnimmt, eine Ausbeute ist. Dann kommt das talkartige Gestein wieder und dient einer mächtigen Schichte von gewöhnlichem Gneis zur Grundlage, womit die Reihe schließt. Man bemerkt in diesem System zahlreiche Adern von Quarz und einige Fäden von Diorit. Von organischen Körpern entdeckte Hr. Rozier keine Spur. Südlich von dieser Gruppe beginnt eine Hochebene, die sich bis zum kleinen Atlas erstreckt, und deren Oberfläche nicht weniger als zwanzig Lieues beträgt. Hier ist der Boden aus tertiarischem Gesteine gebildet, welches auffallend an das in den Departemens Herault und Rhone-Mündungen erinnert. Sonst bemerkt man daselbst 1) kalkhaltigen Sandstein und groben Kalkstein, beide mit Resten von Seekörpern, mit Geschieben von Gneis und Talkstein. Die Meeresreste sind hauptsächlich große Austern, Kammmuscheln, Herzmuscheln, Seeigel und gelenkschalige Fragmente; 2) kompakte Kalksteine, welche Helicen und Lymnäen, d. h Land- und Flußkonchylien in sich schließen. In den Einsenkungen des tertiarischen, so wie des alten Bodens trifft man rothen Mergel, Pudding und Rollkiesel. Hr. Rozier versetzt diese Anschichtung in die diluvianische Periode.

*

Der bekannte Buckingham, der vor einiger Zeit in England Vorlesungen gegen die ostindische Kompagnie hielt, hat eine Reise um die Welt vor, auf welcher er China, Japan und die Inseln der Südsee besuchen und die Interessen der Entdeckung, der Civilisation und des Handels verbinden will. Sein Zweck ist; 1) die Geographie und Hydrographie der Küsten und Inseln, die er bereist, zu vervollkommnen, Materialien für die Statistik zu sammeln, sich mit den Erzeugnissen, Sitten, Gewohnheiten, Bedürfnissen u. s. w. der Eingebornen bekannt zu machen; Sammlungen aus ihrer Naturgeschichte und Lokalindustrie anzulegen; 2) Proben europäischer Erzeugnisse und Fabrikate zu verbreiten, und den Geschmack der Abnehmer darüber zu Rathe ziehen; Modelle von den Formen zu nehmen, welche bei ihnen den Vorzug finden und wegen der Preise überein zu kommen; kurz einen regelmäßigern Verkehr wie zwischen civilisirten Völkern vorzubereiten; 3) Begriffe von unserer Civilisation, unsern Künsten, Gewerben, landwirthschaftlichen Werkzeugen u. s. w. mitzutheilen; zu versuchen, ob sich nicht Schulen anlegen lassen; 4) aus jedem Lande Kinder von zwölf bis sechzehn Jahren mit ihrer Einwilligung mitzunehmen, sie in einer der Hauptanstalten Europa's bilden zu lassen, und dann als Missionäre der Civilisation in ihr Vaterland zurückzusenden.

*

Unter der glänzenden Sammlung von Uniformen in der Garderobe Georgs IV, wovon er manches Stück nie zu tragen Gelegenheit hatte, zog besonders ein Ritter-Kostüme des heiligen Geistordens die Aufmerksamkeit auf sich; es ist ganz von weißem Atlas, und so mit Verzierungen von Gold und Silber überladen, daß es zweitausend Guineen gekostet haben soll

*

Abbé Gregoire, vormaliger Bischof von Blois, merkwürdig in den Jahrbüchern der Revolution durch den Eifer, womit er Callot d'Herbois's Motion unterstützte, wodurch Frankreich zum Freistaat erklärt ward (in einer Rede, worin er behauptete, die Geschichte der Könige sey das Märtyrologium der Nationen) hat so eben einen Beweis der Beharrlichkeit seines politischen Glaubens durch eine Flugschrift über die Civilliste abgelegt; er sucht darin nachzuweisen, daß die der königlichen Familie von England während der Regierung Georgs III bewilligten Summen hingereicht hätten, den Präsidenten der Vereinigten Staaten seit der Schöpfung der Welt und noch die nächsten zweitausend Jahre zu besolden. Wir hoffen, daß irgend ein Rechenkünstler sich die Mühe nehmen wird, seine Rechnung zu revidiren.

*

Die Zahl der in Rußland erscheinenden französischen Journale war im J. 1829 sieben, wovon drei auf St Petersburg, drei auf Moskau und eins auf Odessa kam. Von diesen ist das von Hrn. Lecointe de Laveau herausgegebene Bulletin du Nord (24 Monatshefte in sechs Oktavbänden während seiner zweijährigen Existenz), mit dem December in Moskau eingegangen, was sehr zu bedauern ist, da es das Ausland mit den wissenschaftlichen, literarischen und industriellen Reichthümern Rußlands gut bekannt machte. Eben so hat daselbst das Théâtre français, eine Theaterzeitung, ähnlich dem Moniteur des Théâtres in Paris, aufgehört. Im jetzigen Jahr sind indessen in diesem Reich drei neue französische Journale hinzugekommen, so daß ihrer im Ganzen acht erscheinen: 1) Journal de Saint-Petersbourg, politique et litteraire, drei Mal in der Woche, Dienstag, Donnerstag und Samstag, die Numer vier Folioseiten. Dieses Journal, eine Fortsetzung des Conservateur impartial, der von 1815 bis December 1824 in Quart herauskam, wird in dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten verfaßt, und ist so zu sagen der russische Moniteur, da officielle, diplomatische und Hofnachrichten noch früher als in den russischen Journalen darin mitgetheilt werden. Von Literatur findet man darin Wenig; die Nachrichten über Statistik, Handel und Industrie sind meist Uebersetzungen aus russischen Zeitungen. 2) Le Journal des Voies de communication, seit Juli 1826, erscheint auch russisch; zwölf Hefte in Oktav, die aber nicht regelmäßig geliefert werden (im J. 1829 kamen bloß zwei Hefte, Nro. 13 und 14, im Januar d. J. Nro. 15 und im Juni Nro. 16 heraus) kosten 40, mit der russischen Uebersetzung 80 Franken. 3) Le Furet, Journal de la litterature et des théatres; erscheint am Mittwoch und Sonntag seit Juli 1829; Redakteur Hr. Saint-Jullien. Matte Nachahmung des Figaro und des Corsaire. 4) Mélanges littéraires, herausgegeben von Madame Lanskoy-Villamow. Die vier ersten Lieferungen für d. J. 1830 bilden einen Oktavband von etwa 300 Seiten. Subscriptionspreis 30 Rubel. Diese vier Journale in St. Petersburg. 5) Bulletin de la Société des Naturalistes de Moscau, seit Mai 1829, unter der Leitung von Professor Fischer. Der erste Jahrgang, der aus zwölf Numern besteht, wurde unter die Mitglieder der Gesellschaft und andere Freunde der Wissenschaften unentgeldlich vertheilt. 6) Journal d'Odessa ou Journal commercial de la Nouvelle Russie, seit April 1820, zuerst unter dem Titel Messager de la Russie méridionale, zwei Mal wöchentlich. Im Juli 1821 erschien es auch russisch, aber nicht lange; im November 1823 nahm es seinen neuen Titel an. Seit Januar 1827 erscheint es wieder in beiden Sprachen, am Mittwoch und Sonnabend; das Format ist Folio Es liefert viele wichtige und lehrreiche Artikel über Süd-Rußland. 7) Feuille de commerce, ein Samstagsblatt, seit Januar 1830, wird mit dem vorhergehenden ausgegeben. 8) Bulletin de la Societé agronomique de la Russie méridionale, russich und französisch, seit Juli 1830, gleichfalls ein Supplement des Journals von Odessa, dessen Abonnenten es unentgeldlich erhalten.

*

Das englische Hofjournal vom 6 November enthält angeblich authentische Aufschlüsse über den Streit eines bekannten Herzogs mit Georg IV. Es wird hier als ein großer Mißgriff bezeichnet, daß man den jungen Fürsten an den **** Hof schickte, wo in ihm der Haß gegen seinen Vormund und den Grafen Münster geflissentlich genährt worden sey. Wenn der Herzog fragte, was der König im äußersten Fall thun könne, habe man ihm gesagt, als souveränem Fürsten könne ihm Nichts angehabt werden; nach Cannings Tod habe jedoch diese Sprache sich verändert, und es habe geheißen: „Sie müssen dem König von England Genugthuung geben; Gewalt entscheidet heut zu Tage Alles in der Welt, und gegenüber einem so mächtigen Monarchen kommt Recht oder Unrecht nicht in Frage.“ Eines Mals ging der Herzog einen berühmten Staatsmann mit der Bitte an, ihm zur Erlangung der großherzoglichen Würde behülflich zu seyn. Dieser aber, mit Berufung auf gewisse geheime Artikel des Kongresses von Aachen, wonach keine Standeserhöhungen der deutschen Fürsten künftig mehr Statt finden sollten, habe die Sache von sich abgelehnt ꝛc.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 335. 1 Dezember 1830.

Brief eines ehemaligen Offiziers über eine Flugreise nach den Niederlanden.

(Schluß.)

(Hiezu der beiliegende Plan von Brüssel.)

Ich benutzte den kurzen Aufenthalt in Brüssel alles Merkwürdige so viel als möglich zu sammeln. Nur etliche der Hauptstraßen sind wieder gepflastert und in Stand gesetzt, um dadurch den Verkehr herzustellen; alle andern befinden sich noch in demselben Zustande wie während der Fecht- und Mordtage. Allenthalben erblickt man Barrikadirungen, spanische Reiter, Batterien, Verhaue; die Vertheidigungsmittel mehren sich täglich. Diese Vorsicht ist unter den vorwaltenden Umständen durchaus nöthig. Die zum Park führenden Straßen haben am meisten gelitten, so wie der Palast des Prinzen von Oranien, das Ständegebäude, die in der Nähe gelegenen schönen Gasthöfe, Kaffeehäuser ꝛc. Ach! welch schreckliches Bild menschlicher Verheerungen! Von Brüssels ansässigen Bürgern sind allein 244 geblieben, eine weit größere Anzahl verwundet; täglich sterben deren noch in den Spitälern. Die Freiwilligen von Lüttich, Fleurus, und die aus den Umgebungen herbeigeeilten Landleute haben nicht minder gelitten. Bei Ankunft der Letzteren am dritten Fechttage, Abends, war es, wo die Brüsseler von der bisherigen Defensive zur Offensive übergingen. Es wurden drei Angriffskolonnen gebildet, unter den Generalen van Halen, Mellinet, Baron Hoogvorst und Baron Keller. Letzterer des Oberbefehlshabers erster Adjudant, stürzte, eben im Begriff, seine Schaar zum Siege zu führen, von einer holländischen Kugel getroffen, todt vom Pferde. Jetzt wurde der Park mit gefälltem Bajonnet angegriffen. Die Freiwilligen, in tiraillirender Ordnung fechtend, warfen sich auf die hinter Bäumen postirten holländischen Grenadiere und durchbohrten sich gegenseitig. Beide Theile zeigten den größten Muth, seltne Unerschrockenheit und Ausdauer. Um diese Mordscenen wo möglich noch zu vergrößern, hatte General van Halen befohlen, im Augenblicke des Parkangriffs die vom Feinde besetzten Paläste mit glühenden Kugeln zu beschießen, um sie von den Gegnern zu säubern, Tod und Verderben in ihre Mitte zu schleudern, die Flanken jener Angriffskolonnen zu decken und so den Sieg zu vollenden. Während nun diese Unglücklichen, truppweise und einzeln die von ihnen bis jetzt besetzten und vertheidigten Punkte zu verlassen vom Feuer genöthigt waren, hatten die brüsseler Freiwilligen — mit den besten Doppeljagdflinten bewaffnete treffliche Schützen — sämmtliche Ausgänge gesperrt, und so fielen fast Alle, indem sie sich einen Durchweg zu bahnen suchten, von deren wohlgezielten Kugeln.

Unter mehreren Heldenthaten habe ich folgende einer namentlichen Erwähnung für geeignet gehalten. Ein ehemaliger französischer Krieger von der Artillerie, ein geborener Lütticher, hatte als solcher vielen Schlachten unter Napoleon beigewohnt und ein Bein verloren, welches ihm durch ein hölzernes ersetzt wurde. Beim Ausbruch der belgischen Revolution war er einer der Ersten, so ihr huldigten. Bei Absendung einer Abtheilung lütticher Freiwilligen nach Brüssel ward er bei der Artillerie angestellt; seine Kameraden gaben ihm scherzweise den Namen „jambe de bois“ Während der Gefechte in und bei Brüssel that er Wunder der Tapferkeit; die von ihm befehligten Geschütze richteten eine furchtbare Niederlage unter den Feinden an. Er bediente sich dabei einer merkwürdigen Kriegslist, indem er von Zeit zu Zeit von fünf Geschützen bloßes Pulver abfeuern ließ, den Feind dadurch glauben machend, das Pulver sey abgebrannt. Stürzten nun die Holländer herbei, um diese Feuerschlünde zu nehmen, und die Artilleristen niederzustoßen, dann erscholl das Kommando: feu! und jene bedeckten mit ihren Leichnamen die Wahlstatt. Endlich riß diesem tapfern Manne eine Kanonenkugel zum zweiten Mal das Bein weg, aber nur das — hölzerne. Man trug ihn auf einer Sänfte aus dem Feuer weg. Er befahl auf der Stelle, zur Fertigung eines neuen Beines einen Ouvrier herbeizuholen, um so in Stand gesetzt zu werden, dem Vaterlande von Neuem Dienste zu leisten.

Bei der Vertheidigung Brüssels wurden auch sämmtliche Fremde mit in Anspruch genommen; wer sich weigerte, ward zum Fenster hinausgeworfen. Unter ihnen zeichnete sich ein Handwerker, ein Bayer von Geburt, durch seine ungemeine Tapferkeit besonders aus. Er befand sich im Augenblicke des Angriffs auf dem Park unter den vorgeschobenen zahlreichen Tirailleurs. Plötzlich bricht er ganz allein, die Fahne in der Hand, hervor, und pflanzt sie der Erste im Parke auf, ausrufend: „hier muß ich sterben oder den Platz behaupten!“ Bei diesem Anblick sind die in der Nähe stehenden feindlichen Grenadiere wie versteinert, stürzen aber sofort auf den ganz allein stehenden Tapfern los, welchem eine Kanonenkugel den Schenkel wegnimmt. Dieß wahrnehmend,

bringen die einen Augenblick stutzenden Freiwilligen ebenfalls vor, und es wird Mann gegen Mann gefochten, der grausig verwundete Bayer aber zu den Seinigen glücklich zurückgebracht und von den Umstehenden fast vergöttert.

Die Brauer- und Metzgerknechte zu Brüssel sind sehr gewandte, nervös gebaute und äußerst beherzte Menschen. Sie wagten sich in dem beschriebenen Kampfe von Zeit zu Zeit mitten unter die feindlichen Truppen, verwundeten oder durchbohrten sie mit ihren langen Schlächtermessern, und hoelten Soldaten, in der blutigen Faust sie hoch empor haltend, im Triumph aus dem Gehölz. Ein Adjudant des Prinzen Friederich der Niederlande wurde von einem solchen Brauer zum Gefangenen gemacht. Man riß ihn vom Pferde, nahm ihm seine vielen Orden ab, warf sie auf die Erde und trat sie mit Füßen. Dann zwang man ihn in jeder Straße seinen Hut zu schwengen und auszurufen: „Es lebe die Freiheit! Es leben die Belgier! Es lebe de Potter!" Der Ueberwinder wollte durchaus des Ueberwundenen Pferd besteigen, was aber von der Menge nicht geduldet wurde. So gelangte man unter den fürchterlichsten Verwünschungen gegen das Haus Oranien auf dem Rathhause an, wo diese Scenen endeten und der Gefangene nach einem Verhör in eine der Kasernen eingesperrt, jedoch gut behandelt wurde.

Auf der Rückreise nach Antwerpen fand ich, sowohl in als bei Mecheln, als weiter auf der Straße nach Berghem die holländischen Truppen ungleich mehr koncentrirt und in Schlachtordnung aufgestellt. Die an diesem Tage, den 17 Oktober, zur Unterstützung von Antwerpen aus gesandte zahlreiche Artillerie, mindestens acht und vierzig Geschütze, größtentheils reitende, war schon wieder an demselben Tage auf dem Rückzuge, wo sie dicht hinter Berghem Position nahm. Diese Artillerie war im besten Zustande und von Kanonieren bedient, die, Alle in dem Alter von dreißig bis vierzig Jahren, groß von Statur und mit der Waterloo-Medaille und sonstigen Orden geschmückt, einen wahrhaft kriegerischen Anblick gewährten. An diesem Tage fand das mörderische Gefecht bei Lyre statt, etwa 3½ Stunden von Antwerpen und anderthalb von der Straße, so ich passirte; der Kanonendonner war deutlich zu hören. Drei Kapitäne der königlichen Truppen waren zum Feinde übergegangen; die Holländer mußten sich zurückziehen. An den Thoren Antwerpens angekommen, fand ich selbe geschlossen. Am mechelner Thore hatte sich zwischen Militär und Bürgern ein Gefecht entsponnen; sechs, nach Einigen neun der letztern waren geblieben, von beiden Seiten Viele verwundet. Unter solchen Umständen war ich genöthigt, die Straße nach Breda zu gewinnen, wohin mich ein Bauer, der meine Sachen trug, begleitete. In einem etwa zwei Stunden von Antwerpen entlegenen Dorfe übernachtete ich. Am Morgen sagte mir der Wirth, daß Prinz Friedrich der Niederlande um ein Uhr Nachts mit einem Gefolge von drei Wagen durchgekommen sey, sich über Breda nach dem Haag begebend. Ich setzte nun meinen Weg über Breda, Herzogenbusch und Graafen, sämmtlich Festungen mit deren Instandsetzung man Tag und Nacht beschäftigt war, eilends fort, um in die Gottlob! friedliche Heimat schleunig rückzukehren.

Df. — M.

Ansichten von Griechenland.

(Schluß.)

Kaum hatten wir von unserer Wanderung unter den Ruinen Messene's etwas ausgeruht, so brachen wir auf, voll Ungeduld die Säulen des cotylischen Apolls in der Nähe zu betrachten. Der Mann, der sich erbot uns dahin zu geleiten, war der Papas. Aber, sah man ihn mit dem schwarzen Bart, der sein Gesicht beschattete, und dem Buch in der Hand, das er während des Gehens am Rand der Abgründe las, so konnte er wohl für einen Diener des alten Tempels gelten. Bald gelangten wir in ein Gehölze von Buchs, dessen Laub ganz dem der Myrten glich, nur daß es durch die Kälte gekräuselt war. In der Tiefe einer Schlucht, auf dem letzten Absatz der Cascaden der Quelle des Lymar, gruppirt sich das Dorf Skleros. Nach der Grotte der Ceres, die sich in den Umgebungen befinden mußte, stellte ich umsonst Nachforschung an. Hätte ich sie entdeckt, Spenden von Brod, Trauben und Honigkuchen hätte ich nicht darbringen können. Die bearbeiteten Felder und die grünen Platten auf den Felsen umher erklären vielleicht, warum die Göttin hier sich niederließ. Wir brauchten fast noch eine Stunde, bis wir den Kegel des Mondesio erklommen, der auf dieser Höhe Nichts als hin und wieder einige verkrüppelte Eichen darbietet. Auf den Ruf meines Führers blickte ich nach dem Gipfel empor, und vor mir sah ich eine Masse von Säulen, alle noch aufrecht stehend und unversehrt, und das prächtigste Ganze bildend, das mir in meinem Leben vorgekommen ist. Zwar wußte ich, daß wir bald dabei seyn müßten; aber der Eindruck war doch so plötzlich und überraschend, daß er an Bezauberung grenzte. Der Gedanke, so viele vollendete Wunder der Kunst auf dieser Felsenfirste, in der Nähe der Schneeregion, wo kein Baum, kein Bauplatz, keine Spur von Menschen, wollte mir nicht in den Kopf. Ich zählte ein und dreißig Säulen, die noch sämmtlich standen und fast durchgehends mittelst ihrer Architrave mit einander verbunden waren; die Trümmer derer, welche die Zahl von zwei und vierzig vervollständigten, lagen alle nach außen umgestürzt; die Steine waren über einander gerollt, aber nicht zerbrochen. Den Tempelraum bezeichnet eine doppelte Reihe von korinthischen Basen und jonischen Pilastern, das Pflaster besteht noch ganz, hingegen Dach und Mauern sind eingefallen. Man weiß, daß die Sculpturverzierungen des Innern, welche die Centauren und Lapithen und den Kampf der Amazonen darstellten, gegenwärtig im Besitz des londner Museums sind. Wenn ich mich nun fragte, warum die lebendige Statue Apoll's, nach dem Bild eines Menschen geformt, eine weniger mächtige Herrschaft über die Gefühle ausübt, als der Tempel, dieser scheinbar todte Steinhaufen ohne bekannte Gestalt — warum diese Blöcke, ohne daß sie in deutlichem Zug die Natur oder den Menschen wiedergeben, einen tiefern Kunstsinn in sich tragen; so mußte ich mir gestehen, daß in Wirklichkeit diese Säulen und diese Steine keine leblose Materie sind, sondern daß das bewegte Daseyn der Menschengeschlechter in ihrem unbeweglichen Drama handelnd sich darstellt. Die düstere und in sich gekehrte Seele der dorischen Stämme wickelt sich auf der Höhe der Berge in die gedrängten Falten der Säule wie in ein männ-

liches Gewand, während der umfassende und glänzende Geist, der sich in den Wanderungen der Jonier ausspricht, nach orientalischer Weise in langen Auskehlungen seine Marmordraperien wehen läßt und sich, gleich einem üppigen Festgenossen in Tyrus oder Pergamus, das Haupt mit Guirlanden von Blumen und Laubwerk umflicht. Wenn dann diese verschiedenen Ordnungen sich vermischen und in einer gemeinschaftlichen Bewegung vereinbaren, so rufen sie den Konflikt der Stämme und der Geschlechter hervor, der sich bald als Verfolgung, bald als Zusammenhalten, bald als Abstoßung, bald als Anziehung äußert. Der griechische Tempel ist die reine und nothwendige Form der Civilisation des Alterthums; der Gedanke des Baumeisters, der Plan, der sich in der ganzen Dauer der heidnischen Welt verwirklicht: ideale und nackte Schönheit, welche zu der Bewegung und im Schauspiel des Völkerlebens sich wie die Sphäre Archimeds und die Formeln der Geometer zu den Revolutionen der Natur und der ungleichen und gebrochenen Kurve der Erdkugel verhält.

Von dieser Höhe hat man die Aussicht auf einen Theil von Morea: vor dem Portikus d. h. im Süden erstrecken sich die gräulichen Gipfel des Tetraglo, welche Abends vom Geheul der Schakals und Wölfe ertönen; eine breite Wolke, welche die untergehende Sonne verhüllte, warf einen blassen blutigen Schein dahin. Weiterhin zeigt das beschneite Halsband des heiligen Elias die Richtung an, in welcher der Taygetus liegt, wie eine halb in den Fluthen begrabene Barke sich ferne durch ihre Masten kund thut; mehr rechts unterschieden wir den ithomeischen Tumulus von dem blassern Grund des messenischen Golfs und diese durchsichtigen und flüchtigen Schatten erinnerten uns an die poetischen Sommertage, die wir in seinen Schluchten durchlebt hatten. Der Westen wird durch die Kette von Condala begrenzt, welche auf ihrer äußersten Terrasse die Reste von Cyparissels trägt. In derselben Richtung tauchte das Thal der Neda in das jonische Meer und am Fuß des Berges, worauf der Tempel sich erhebt, brachen sich die Wogen; Griechenlands Landschaften haben die Eigenthümlichkeit, daß von den heimlichsten Orten, den finstersten Wäldern uns immer plötzlich der Blick wieder auf die See entrückt wird, wie die griechische Geschichte überall durch die ferne Aussicht auf die Völker Phöniziens und die Wüsten des Orients sich erweitert.

Wenn ich auf diesen Gipfeln saß, wo die Hauptberge Morea's sich verzweigen, und die Sperber schwebten in Kreisen über meinem Haupt, so sann ich oft darüber nach, ob nicht hier, wenn auch die mythischen Sagen sich weggezogen haben, noch immer der große Organismus des Heidenthums sich am Besten nachweisen lassen sollte. Wie die Bergketten des Peloponneses sich in verschiedene Richtungen theilen, so die mancherlei Religionssysteme in ihren Thälern; jedes derselben schritt auf seiner Bahn fort mit der Regelmäßigkeit einer geologischen Formation; allenthalben auseinanderlaufend in ihren Aesten vereinigen sie sich nur in den Massen, wie die Berge bei ihrem Ursprung in ihrem Wurzelstock. Während unter meinen Füßen die Thäler des Platanissus, der Neda und des Alpheus sich durchkreuzten, begegnete ich zumal in diesen selben Massen des Lycäus der Artemis der Pelasger, dem Apoll der Heracliden und dem Zeus der Hellenen. Nun überflog ich im Geist diese benachbarten Höhen, und alle Bergstämme, welche die Figur der Erdkugel bestimmen, wie der Olymp, der Taurus, der Himalaya, erschienen mir als eben so viele culminirende Punkte der religiösen Welt; so daß ich die Sagen, die Kulte und die Götter zu sehen glaubte, wie sie sich auf dieselbe Art in die Völker theilen, wie das Wasser der Flüsse, die Pflanzen und die Thiere.

Periodische Literatur der Hindus.

Ein Hindu theilt in einem der calcuttaer Blätter eine Kritik über den Zustand der periodischen Presse in dieser Präsidentschaft mit. Indem er von dem Grundsatz ausgeht, daß der Zweck aller periodischen Schriftsteller darin bestehe, wohlthätig auf Leben und Sitten ihrer Landsleute zu wirken und der Regierung Maßregeln zu empfehlen, wodurch das allgemeine Beste befördert werde, bemerkt er, daß die heimischen Herausgeber in dieser Beziehung sehr im Irrthum seyen. „Sie haben", sagt er, „in ihrer Beschränktheit genug gethan, wenn sie ihre Blätter mit unterhaltenden Geschichten anfüllen, oder Neuigkeiten lang und breit erzählen, wovon bereits Jedermann den Mund voll hat. Ja, es scheint, sie glauben, es gehöre nicht zu ihrem Beruf, sich mit Gegenständen zu befassen, welche das Gemeinwesen betreffen. Noch mehr, wenn sie solche Fragen auf's Tapet bringen, so finden wir meistens, daß sie die schlechteste Seite vertheidigen. Es versteht sich jedoch, daß diese Bemerkung nicht von allen heimischen Blättern gilt; im Gegentheil liefern einige derselben uns Aufsätze, die von so aufgeklärten und freisinnigen Ansichten zeugen, als man nur irgendwo erwarten kann. Als ein Muster prosaischer Schreibart, überhaupt als das beste Journal, das wir haben, wird der Sumatschar Tschundrika betrachtet. Allein manche Leser dürften sehr an der Richtigkeit des Urtheils zweifeln, wenn sie mit dem Charakter dieses Blattes näher bekannt sind. Die unwissenden Hindu's können wir indeß nicht tadeln, daß sie einen so hohen Werth auf den Tschundrika setzen, da kein anderes den Volksleidenschaften in ähnlichem Maß schmeichele. Schmeicheln und Verleumden in Einem Athem gehört zur Tagesordnung. Während auf der einen Seite darin um die Gunst der reichen Hindu's gebuhlt wird, müssen die gelehrtesten und rechtschaffensten Männer herabgewürdigt werden, lediglich weil sie nicht in allen Punkten des religiösen Glaubens beipflichten. Der Herausgeber bildet sich ein, er schreibe im Geist des Spektators; aber er darf überzeugt seyn, daß Schmähen und Schimpfen nie die Sprache dieses unnachahmlichen Blattes war. Auch müssen wir ihm zu Gemüth führen, daß Verunglimpfung ausgezeichneter Charaktere bei Verständigen nicht für Witz und Satire gilt, sondern daß jeder Edeldenkende darüber nur Ekel und Verachtung empfinden kann. Wenn wir diesen Mißgriff ihm auch persönlich zu Gut halten, so geben wir ihm zu bedenken, daß er sich sollte nach dem Geschmack seiner Leser richten, von denen doch auch Viele nicht eben aus der Klasse des Pöbels sind. Wir rathen ihm wohlmeinend, da Indien auf der Bahn der Civilisation vorschreitet, ein anderes Verfahren einzuschlagen, und sich ja nicht einzubilden, daß man mit Gemeinheiten Etwas beweise. Was ein anderes Blatt, Timir Nasock, anbelangt, so haben wir darüber nicht Viel zu sagen. Es ist eine knechtische Nachahmung des Tschundrika, und enthält deßwegen mitunter krasse und abgeschmackte Dinge. Was kann von dem Jünger eines solchen Meisters Besseres kommen? Den Styl will man loben; den vornehmen Namen aber, den es sich beigelegt hat — Zerstörer der Finsterniß — verdient es auf keinen Fall. Ein treffliches Blatt ist der Sumatschar Durpun, der jeden Sonnabend erscheint. Man trifft in den ersten und dritten Kolumnen Originalartikel in bengalischer Sprache und in den übrigen Spalten dieselben in englischer Uebersetzung. Mit vielem Vergnügen lesen wir die treuen und lebendigen Schilderungen indischer Sitten, welche dieses Blatt zuweilen giebt, so wie die scharfsinnigen Bemerkungen, womit der geschickte Herausgeber die Erzählung der Begebenheiten nicht selten begleitet. Ungeachtet dieses Lobes können wir uns aber doch nicht verbergen, daß der Durpun nicht in rein bengalischer Sprache verfaßt ist, sondern häufig englische Redensarten im Gewand bengalischer Worte einmengt; kurz er ist in der Sprache geschrieben, welche man das serampurer Bengalisch *)

*) D. h. in dem Missionärstyl. Kein Kompliment für die indischen Bibelübersetzungen!

nennt. Es wäre zu wünschen, der Herausgeber ließe den bengalischen Theil seiner Arbeiten zuvor durch einen hindu'schen Gelehrten durchsehen, ehe er ihn in die Druckerei schickt. Von dem Bungo Dut können wir nur Rühmliches erwähnen. Er ist korrekt, klassisch und geschmackvoll geschrieben und bekennt sich zu liberalen Ansichten. Dasjenige Journal aber, welches unsere Aufmerksamkeit am Meisten verdient, ist der Sumbad Caumudi — eine Zeitung, welche, unsers Dafürhaltens, sich mit mancher englischen messen kann. Manche Europäer, die vor zwanzig Jahren den Hindu's alle Kulturfähigkeit absprachen, würden staunen, wenn sie die Ansichten läsen, die da aufgestellt werden. Wie alle irdischen Dinge, hat indeß auch der Sumbad Caumudi seine Fehler. Während er seine Landsleute aus der Lethargie, worein sie versunken sind, emporruft, läßt er sich manchmal zu ehrenrührigen Angriffen gegen den Tschundrika hinreißen. Offenbar eine Versündigung, die sich ein liberales Blatt nicht zu Schulden kommen lassen sollte; es wäre ziemender, wenn es seinen Gegner nicht durch Gründe widerlegen könnte, lieber zu schweigen. Im Allgemeinen müssen wir noch die Wundersucht unserer Zeitungen rügen. Da vergeht kein Monat, wo man nicht wundersame Mähren von Kindern hört, die an einem Tag alt werden und gehen, und von Weibern, die mit einem Affen niederkommen; und wir müssen wieder bekennen, daß unsere Landsleute Alles Derlei glauben. Möchten doch die Zeitungen einmal aufhören, den unwissenden und leichtgläubigen Hindu's solche lächerliche Fabeln aufzubinden; sie sollten vielmehr politische und andere Fragen behandeln, worüber unterrichtet zu seyn uns Noth thut."

Die Mondstrahlen.

Bekanntlich wird dem Sonnenlicht oder gewissen Strahlen des Sonnenlichtes eine desoxydirende Kraft zugeschrieben, weil sie den Sauerstoff aus den Verbindungen, in welchen er sich mit andern Körpern befindet, ausscheiden. Zum Theil von dieser desoxydirenden Kraft leitet man die Ausscheidung des Sauerstoffs aus grünenden Pflanzen, das Reifen des Obstes und Getraides, das Erbleichen der Farben, die Zersetzung thierischer und pflanzlicher Stoffe, endlich selbst das Erlöschen brennender Körper her; denn da man die Verbrennung als eine chemische Vereinigung des Sauerstoffs mit dem brennbaren Körper auffassen kann, so muß allerdings Alles, was dieser Vereinigung entgegenwirkt, die Verbrennung hemmen. Daß die Sonnenstrahlen der Verbrennung entgegenwirken, ist den Bewohnern von Neu-Süd-Wales, obwohl freilich ohne Kunde des innern Grundes, so gut bekannt, daß sie das zur Ausreutung bestimmte Gehölz immer nur bei Nacht anzünden, indem sie aus Erfahrung wissen, daß die Verbrennung dann mit unendlich größerer Intensität vor sich geht als bei Tage. Eben so sehr jedoch, wo nicht in noch stärkerem Grade, scheint diese desoxydirende Kraft den Mondstrahlen zuzukommen. Die feinen Farben der Seidenzeuge werden nicht minder durch das Mondlicht als durch das Sonnenlicht gebleicht, und Feuer erlöschen bei hellem Mondschein eben so leicht als unterm Einfluß der Sonne; das Bleichen der Leinwand geht im Mondlicht sogar schneller vor sich als bei Tag; eben so das Reifen des Obstes und Korns, während Fleisch, Fische u. s. f., wie man auf den Schiffen weiß, im Mondlicht schneller faulen als im Sonnenlicht. Da der Sauerstoff einen Bestandtheil fast aller vegetabilischen und thierischen Körper ausmacht, so muß Alles, was eine Neigung hat, diesen Bestandtheil von denselben zu trennen, ihre Substanz entweder wesentlich umändern oder geradezu zerstören. Durch die Wärme der Sonne wird jedoch die Oberfläche des frischgeschlachteten Fleisches zu einer harten Kruste eingedörrt, welche dasselbe vor der Zersetzung durch Desoxydation wiederum einigermaßen schützt; im kalten Mondlicht dagegen kann sich eine solche Kruste nicht bilden, vielmehr behält das Fleisch, die Fische u. dgl. jene Feuchtigkeit bei, welche eine fast wesentliche Bedingung der thierischen wie der pflanzlichen Verwesung ist. Eine merkwürdige, hiemit in Beziehung stehende Thatsache dürfte seyn, daß Leinwand schneller bleicht, wenn sie über den grünen Rasen, als wenn sie über Steine gebreitet oder an Gestellen aufgehängt wird. Dieß scheint von dem Gras herzurühren, welches seiner vegetabilischen Natur gemäß, sobald es gegen das desoxydirende Licht durch Etwas bedeckt wird, Sauerstoff einsaugt und so den Bleichungsprozeß beschleunigt. So saugen viele Metalloxyde und vegetabilische Farben, welche, gleich den Pflanzen selbst, ihren Sauerstoff durch das Licht verlieren, wenn sie diesem nicht länger ausgesetzt sind, neuen Sauerstoff ein, daher verschossene Kleidungsstücke, wenn sie mehrere Wochen lang im dunkeln Schrank verwahrt werden, gar häufig wieder ganz in ihrem ursprünglichen Farbenschmuck erscheinen.

Zweites Gesicht.

Beinahe sollte man glauben, die geheimnißvolle Gabe des zweiten Gesichts (second sight), von welcher bis jetzt meist nur vom Norden her, Schottland, Schweden, Kamtschatka u. s. f. verlauten wollte, sey auch unter dem Himmel Indiens heimisch. Eine auch schon von andern deutschen Blättern kurz berührte Stelle der in Calcutta herauskommenden Zeitung „the India Gazette", vom 3 März d. J. lautet wörtlich also: „Sehr bedeutende Gerüchte sind in der Stadt im Umlauf; wir waren jedoch nicht im Stande, dieselben zu irgend einer zuverlässigen Quelle zu verfolgen. Es heißt nämlich, der König von England sey gestorben, und in Frankreich habe eine Revolution Statt gefunden. Mit Unruhe sehen wir nähern Nachrichten entgegen." Die Krankheit Georgs IV wurde in London erst am 15 April öffentlich bekannt gemacht, und zur Zeit, wo das am 3 März in Indien angekommene Packetboot England verließ, fand, wie die englischen Blätter bemerken, noch nicht das leiseste Gerücht von Unwohlseyn des Monarchen Statt. Die Kunde von den Vorfällen in Paris ist heute wahrscheinlich noch nicht bis Calcutta gelangt. Man kann sich vorstellen, wie verwundert die Bewohner dieser Stadt die Bestätigung jener Sagen aufnehmen werden.

Vermischte Nachrichten.

Aus der tifliser Zeitung erfährt man, daß im J. 1802, als Georgien eine russische Provinz wurde, die Regierung durch Errichtung einer Schule den Grund zur Erziehung der Jugend legte. Im J. 1804 trat an die Stelle dieser Schule ein adeliges Stift, aus welchem jedes Jahr acht Zöglinge nach der Universität Moskau geschickt werden sollten, um dort ihre Studien zu vollenden. Nachdem dieses Institut im J. 1807 in ein Gymnasium mit vier Klassen verwandelt worden war, wurde es zwei Jahre darauf durch den General Yermolof abermals umgestaltet; statt des Unterrichts im Lateinischen und Deutschen führte man den Unterricht im Tatarischen ein, welche Sprache in diesen Gegenden vorherrscht, und fügte einige Militärfächer hinzu. In der so organisirten Schule zählte man 500 Zöglinge; da sie aber, dem Zweck ihrer Gründung gemäß, die Wohlthat der Erziehung auf die georgische Aristokratie beschränkte, während die übrigen Klassen gleichfalls das Bedürfniß fühlten, an den Entwickelungen der Civilisation Antheil zu nehmen, so schuf die Regierung im Mai d. J. ein besonderes Gymnasium und zwanzig Distriktschulen. Mit dem Gymnasium ist eine Pensionsanstalt für vierzig Staatszöglinge verbunden, wo die Kinder von Edelleuten, Officieren und Beamten zugelassen werden. Das Gymnasium hatte gleich bei seiner Eröffnung 298 Schüler.

*

Die von dem Engländer Braithwaith erfundene Dampffeuerspritze hat durch die Einfachheit der Struktur, die Sicherheit und Leichtigkeit der Richtung, die außerordentliche Kraft des Strahls und die Quantität der Flüssigkeit, die sie entsendet, vor allen bisherigen Löschmaschinen bedeutende Vorzüge. Durch eine Oeffnung, die $\frac{1}{7}$ Zoll im Durchmesser hat, schleudert sie in der Stunde 8000 Gallonen auf eine Höhe von 90 Fuß. Je weiter die Röhre, desto größer die Ladung. Die Höhe wird jedoch sehr durch den Wind bedingt; bei ruhigem Wetter hat man aus einer Röhre von der angegebenen Dimension, eine Entfernung von 140 Fuß erreicht. Man braucht nicht mehr als 18 Minuten, um den Dampf zu erzeugen, daß er die Maschine in Bewegung setzt, und zwei Menschen reichen hin, sie zu bedienen. Das Brennmaterial berechnet man auf 12 franz. Sous in der Stunde; die Kosten der Maschine betragen 800 Pf. St.

*

An der Spitze der Münze, welche Graf Capo d'Istria in Griechenland errichtet hat, steht ein Armenier, der vordem in Konstantiopel in diesem Geschäft diente. Das Geld, welches aus der neuen Münze kommt, ist von erträglichem Gepräge. Die Silberstücke tragen den Namen Phönix und sind 90 Centimes (also $\frac{1}{10}$ weniger als ein Frank) werth. Schon ward das griechische Geld von Falschmünzern nachgemacht.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
(Beilage: Lithographirter Plan von Brüssel.)

Völker.

Dezember 1830.

Korn, das sie als
ülle, oder das nicht
einen Theil anzu-
chtsteuer. Auf dem
, Rinder, Kälber,
esmal dem Steuer-
uniß zum Schlachten
welcher geschlachtet
dgemeinden haben
ner mußte also bei
t wegbegeben, und
sein Gewicht und
nachen. Und damit
rechtigt, sein Ferkel
hworenen Schlächter,
eizziehen. Ja selbst
er Steuereinnehmer
em Eigenthümer zu
ht des Verkaufs,
zeiteres auszubezahlen,
nthümer nach Haus

ndvolk schwer; aber
lagen. Die Städter
he mehr, vermauer-
bre Bedienten weg,
, sondern besonders
Thor öffnete, welche
Besuche zu machen,
Besitzthum richtig an-

beim Betreten einer
die Stadtbehörde zu
ten. Kein Ei, kein
kauft werden, ohne
eder mußte sich beim
Thor visitiren lassen,
dersprach. Das Ge-
hl in deren Höhe, als

nennt. Es wäre
Theil seiner Arbei
ehe er ihn in die
Rühmliches erwäh
und bekennt sich zu ih
Aufmerksamkeit am
Zeitung, welche,
kann. Manche Cu
turfähigkeit absprach
da aufgestellt werd
Sumbad Caumubi
thargie, worein sie
ehrenrührigen Ang
Versündigung, die
sollte; es wäre ziem
derlegen könnte, lie
die Wundersucht un
man nicht wundersa
werden und gehen,
und wir müssen wie
den. Möchten doch
leichtgläubigen Hind
vielmehr politische u
seyn uns Noth thut.

Bekanntlich wir
nenlichtes eine beson
aus den Verbindung
auszuscheiden. Zum
Ausscheidung des S
Obstes und Getraides
und pflanzlicher Stoff
denn da man die Be
stoffs mit dem brennl
was dieser Vereinigu
die Sonnenstrahlen d
von Neu-Süd-Wale
so gut bekannt, daß s
bei Nacht anzünden. i
dann mit unendlich g
so sehr jedoch, wo nic
Kraft den Mondstrahl
werden nicht minder
bleicht, und Feuer erl
Einfluß der Sonne;
schneller vor sich als
während Fleisch, Fisc
licht schneller faulen a
theil fast aller vegetabl
was eine Neigung ha
Substanz entweder
die Wärme der Son
Fleisches zu einer ha
setzung durch Desoxyd
licht dagegen kann sic
Fleisch, die Fische u.
Bedingung der thieris
würdige, hiemit in
wand schneller bleicht.
Steine gebreitet oder
Gras herzurühren, w
gegen das desoxydirenl
und so den Bleichungs
vegetabilische Farben
durch das Licht ve
nenen Sauerstof

(Beilage: Lithographirter Plan von Brüssel.)

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 336. 2 Dezember 1830.

Ursachen der belgischen Revolution. *)

Während auf der einen Seite die Justiz in Belgien vernachlässigt ward, wurden die Finanzen auf eine Art verwaltet, die, um das Gelindeste zu sagen, wenigstens Unbehagen und böses Blut hervorbringen mußte. Auflagen und Taxen wurden nach allen Seiten zu vermehrt; eine Masse von Steuern auf Pferde, Wagen, männliche und weibliche Bediente, Hunde, Hausgeräthe gelegt, ungerechnet diejenigen Abgaben, welche auch in den andern europäischen Staaten existiren. Dabei waltete in der Art, wie man die verschiedenen Provinzen ansetzte, durchaus keine Gleichheit ob. Einige waren höchst bedrückt; umsonst drangen ihre Deputirten auf Revision — die infallible Majorität der Holländer machte jeden Versuch fruchtlos. Nach der Vereinigung der Katholiken mit den Liberalen und dem Zuwachs an Macht, welcher sich hieraus für die Opposition ergab, forderte man die Aufhebung der Mahlsteuer, eine billige Vertheilung der Staatsämter zwischen beiden Nationen, Freiheit der Sprache, des Unterrichts und der Presse, Einführung des Geschwornengerichts und Verantwortlichkeit der Minister. Niemand wird im Allgemeinen leugnen, daß Dieß sehr begründete Forderungen waren, doch mögen zum bessern Verständniß der Beschwerden hinsichtlich der Steuern und der Freiheit der Sprache hier einige nähere Erörterungen folgen. Ein großes Uebel bei der belgischen Besteurung war die Vielfachheit und Verschiedenheit der besteuerten Gegenstände; so daß der Einzelne fast nie wußte ob er seine ganze Gebühr entrichtet habe. Mehrere Abgaben wurden überdieß auf so tyrannische Weise auferlegt, daß man sich in die Willkürlichkeit der Feudalzeiten zurückversetzt glauben konnte, z. B. die Mahl- und die Schlachtsteuer. Erstere war eine Abgabe vom Mehl. Es war verboten Korn zu Haus zu malen, nach der Mühle aber konnte es nur zu gewissen Stunden des Tags frei gesandt werden; außer dieser Zeit mußte sich der Ueberbringer mit einem besondern „Passierzettel," einer Art von Mehl-Paß versehen. Eben so war es untersagt, verschiedene Kornarten zu mischen, außer in einem vom Gesetz vorgeschriebenen Verhältniß. Ein ganzes Heer von Steuerbeamten, die genau auf jede Umgehung des Gesetzes zu sehen hatten, fällte das Land wie hungrige Wölfe an; sie hatten von allem Korn, das sie als gemischt erfanden, oder das gemalen werden sollte, oder das nicht nach Vorschrift des Gesetzes gemalen wurde, einen Theil anzusprechen. Nicht minder drückend war die Schlachtsteuer. Auf dem Land wie in der Stadt mußten Ochsen, Kühe, Rinder, Kälber, Schafe, Ferkel u. s. f. vor dem Schlachten jedesmal dem Steuereinnehmer zugesandt werden, um die Erlaubniß zum Schlachten zu erhalten, und über die Stunde, in welcher geschlachtet werden sollte, übereinzukommen. Die Landgemeinden haben oft über eine Stunde Ausdehnung; der Bauer mußte also bei gutem und übelm Wetter sich von der Arbeit wegbegeben, und eine Deklaration über die Art des Thiers, sein Gewicht und die Stunde, wann er es schlachten wolle, machen. Und damit war's noch nicht abgethan. Er war nicht berechtigt, sein Ferkel selbst zu schlachten, sondern mußte den geschworenen Schlächter, dessen Gegenwart unabweisbar nöthig war, beiziehen. Ja selbst Dieß war noch nicht Alles, sondern wenn der Steuereinnehmer glaubte, der Werth des Thiers sey von dem Eigenthümer zu niedrig angeschlagen, so hatte er das Recht des Verkaufs, d. h. er konnte die Anschlagssumme ohne Weiteres ausbezahlen, das Thier für sich behalten, und den Eigenthümer nach Haus schicken.

Diese Lasten drückten besonders das Landvolk schwer; aber auch die Städte hatten ihre eigenthümlichen Plagen. Die Städter wollten kein schönes oder kostbares Hausgeräthe mehr, vermauerten Fenster und Rauchfang, und schickten ihre Bedienten weg, nicht nur weil dieß Alles hoch besteuert war, sondern besonders auch, weil es den Steuersammlern Thür und Thor öffnete, welche die Befugniß hatten, im Innern der Häuser Besuche zu machen, um sich zu überzeugen, ob auch das ganze Besitzthum richtig angegeben worden.

Auch die Municipaltaren, d. h. die beim Betreten einer Stadt und bei sonstigen Veranlassungen an die Stadtbehörde zu entrichtenden Gelder hatten sehr zugenommen. Kein Ei, kein Stückchen Butter, kein Laib Brod konnte verkauft werden, ohne daß eine Steuer davon bezahlt wurde. Jeder mußte sich beim Eintritt in eine Stadt von den Aufsehern am Thor visitiren lassen, obwohl Dieß den belgischen Sitten ganz widersprach. Das Gehässige von derlei Abgaben bestand nicht sowohl in deren Höhe, als

*) Aus dem Foreign Quarterly Review.

in der Plackerei, die mit ihrer Entrichtung, und besonders in der Kostspieligkeit, die mit der Art ihrer Beischaffung verbunden war.

Die zweite Beschwerde, welche die Belgier fortwährend vorbrachten, und deren Wichtigkeit man vielleicht nur unvollkommen verstand, ging auf die aufgedrängte holländische Sprache. Allerdings sind das Flämische und Holländische einander so ähnlich, daß Eine Grammatik für beide Dialekte hinreicht; ein Flamänder, selbst von der ungebildeten Klasse, versteht einen Holländer ohne Schwierigkeit, und so umgekehrt. Dieß wird jedem Fremden, der das Land bereist, sogleich auffallen, aber auch nur dem Fremden. Fragt man dagegen Jemand, der mit der Verwaltung zu thun hat, oder einen Advokaten, oder überhaupt Jemand vom gebildeten Stand, so wird er antworten, der grammatikalische Unterschied beider Mundarten sey freilich höchst unbedeutend und könne gar nicht in Berücksichtigung kommen, aber das Flämische sey in den südlichen Provinzen, wie Lüttich, Namur, Brabant, Hennegau, Flandern u. s. f. lediglich nur die Sprache des niedern Volks, die zwar in zwei oder drei dieser Provinzen immer noch von Jedermann mehr oder minder verstanden werde, alle Geschäfte, alle Verhandlungen aber würden in französischer Sprache vorgenommen, als Folge einer zwanzigjährigen Einverleibung, während welcher eine neue Generation sich herangebildet habe; und selbst vorher, ja unter Maria Theresia schon, sey das Französische Sprache der Regierung und der Verwaltung gewesen. So verstanden denn zur Zeit der Vereinigung Belgiens mit Holland ganze Städte, Bezirke, ja ganze Provinzen bloß französisch; und an andern Orten, wo der große Haufen flämisch sprach, war Dieß häufig ein selbst der nächstliegenden Gegend beinahe unverständlicher Jargon, indem die gesprochenen Dialekte nicht nur unter einander sehr abweichen, sondern sich namentlich von dem geschriebenen Flämisch so sehr unterscheiden, als das Patois von der Sprache der Pariser.

In Belgien muß jede gerichtliche Verhandlung gestempelt werden; plötzlich erging der Befehl nur solche Schreiben mit dem Stempel zu versehen, die holländisch oder flämisch abgefaßt wären, welches letztere allerdings noch an vielen Orten gesprochen wird, wovon aber auch nur zwei Zeilen zu schreiben sehr schwer fallen würde. Viele Personen verloren in Folge dieses Befehls ihre Stellen und geriethen an den Bettelstab. Ein angesehener Advokat in Brüssel, der eine ausgedehnte Praxis gehabt hatte, von welcher er seine zahlreiche Familie auf einem sehr anständigen Fuß ernährte, starb im Schuldthurm, bloß wegen jener tyrannischen Maßregel, die ihn seiner Subsistenzmittel gänzlich beraubte.

Mit so vielem Recht auf ihrer Seite und gestützt durch die Stimme von ganz Belgien mußte die Opposition sich in den Generalstaaten natürlich sehr fühlbar machen, so daß die Regierung genöthigt war, ihr in mehreren Punkten nachzugeben. Die wiederholte Budjetsverweigerung bewog letztere die Mahlsteuer zu widerrufen, die Freiheit der Sprache zuzugestehen und eine gleichförmigere Besetzung der Staatsämter zu versprechen. In allem Uebrigen vertheidigte das Ministerium seine Gewalt mit Kraft und Hartnäckigkeit, geleitet von van Maanen, einem Mann von großen Talenten und weitgehenden Kenntnissen, aber von eben so großer Starrheit und entschiedener Neigung zu despotischen Maßregeln. Allgemein steht derselbe im Ruf, den Geist des Königs seinem Einfluß unterworfen zu haben, und er ist's, dem man all die feindseligen und beeinträchtigenden Schritte zuschreibt, über welche die Nation klagt. Er war unter dem Kaiserreich Minister gewesen, und wurde bekanntlich vor Kurzem durch die Stimme des Volks gezwungen, seine Stelle nach fünf und dreißigjährigem Dienst niederzulegen, vom König aber bald darauf wieder eingesetzt.

Das Monopol des Unterrichts ward von dem Ministerium beibehalten, und eben so wenig wollte dasselbe die Einführung des Geschwornengerichts zugeben, ohne welches bei politischen Vergehen und in Angelegenheiten der Presse Gerechtigkeit, oder eine wirkliche Kontrole über die Schritte der Regierung unmöglich erwartet werden kann. Gleicher Weise weigerte man sich eine Verantwortlichkeit der Minister zuzugestehen, so nothwendig diese Bedingung auch für jede Repräsentativverfassung ist. Endlich hätte dem Land vor Allem eine auf die Volkszahl der Provinzen gegründete Repräsentation zuerkannt werden sollen, d. i. eine Kammer, worin sechs und sechszig belgische und vier und fünfzig holländische Mitglieder, nicht aber fünf und fünfzig Belgier und fünf und fünfzig Holländer gewesen wären. Diese handgreifliche Ungleichheit in der Repräsentation ist der Grund fast aller vorgekommenen Ungerechtigkeiten. Ein holländischer König, holländische Minister und fünf und fünfzig holländische Abgeordnete mußten natürlich die fünf und fünfzig Belgier, unter welchen es zahlreiche Veranlassung zu Uneinigkeit oder auch wohl zum Abfall gab, leicht ausstechen.

Das Mißfällige in den letzten Unruhen wurde *einem großen* Theil nach dem belgischen Charakter zugeschoben, den man so oft einen unruhigen genannt hat, daß er zuletzt allgemein als solcher galt. Es ist ein alter Gemeinplatz, die Belgier ewig unzufrieden mit ihren Regierungen darzustellen. Ihre Annalen, heißt es, enthalten Nichts denn gewaffneten Widerstand, Zwietracht, Bürgerkrieg; nach einander warfen sie die Herrschaft Spaniens, Oesterreichs, Frankreichs ab, und schon wieder sind sie in Empörung gegen ihren nunmehrigen Herrn begriffen. Das Wort unruhig (turbulent) ist einer jener von den Tyrannen erfundenen Ausdrücke, womit sie die Menschheit hinters Licht führen, und wurde mit andern ähnlichen Redensarten von den Geschichtschreibern aufgenommen, welche, nur die neuesten Zeiten ausgenommen, stets im Interesse der Großen und Gewalthabenden schrieben. Das Wort unruhig, einer ganzen Nation zugetheilt, kann vor einer richtigen Analyse nichts Anders bezeichnen als Ungeduld irgend ein Joch zu ertragen, welchem der kräftige Mensch stets widerstrebt und nur der indolente sich unterwirft. *) Man betrachte die ver-

*) Der englische Kourier, welchem wir diesen Auszug aus dem neuesten, uns noch nicht zugekommenen Heft des Foreign Quarterly Review entnehmen, macht aus Gelegenheit desselben folgende Bemerkung: Ein Belgier von hohem Rang und Einfluß in seinem Vaterland, dessen Namen wir jetzt noch nicht nennen können, klagt uns an, das Benehmen der Belgier absichtlich in falschem Licht dargestellt zu haben, und verweist uns auf einen Artikel im letzten Heft des Foreign Quarterly Review, worin sich eine genügende Widerlegung der auf die Belgier gehäuften Verleumdungen finde. Wir haben diesen Artikel gelesen und unser Ankläger wird sehen, daß wir sogar mehr als Dieß gethan haben, denn um zu zeigen, daß die unwürdige

schiedenen Revolutionen der Belgier mit unparteiischem Blick und man wird sich überzeugen, daß sie stets gehörigen Grund zum Mißvergnügen hatten. Wer wird sie tadeln wollen, daß sie Spaniens blutigen Verfolgungen sich zu entziehen suchten, daß sie die bedrückende und zugleich schwache Herrschaft Oesterreichs abwarfen, daß sie die Agenten des französischen Kaisers, die während dessen letzten Regierungsjahren so tyrannisch verfuhren, aus dem Land trieben? Belgien, ein Land von nicht großem Umfang, aber von einem tapfern Volk bewohnt, wurde seit langer Zeit als eine Art politischer Wageblock bald dieser bald jener Macht zugeworfen. Seine Fruchtbarkeit machte es stets zu einem Gegenstand der Wünsche für die umwohnenden Gewalthaber, die darüber schalteten, wie es gerad ihrem augenblicklichen Interesse zukam, ohne bei dem Hauptgegenstande des Handels — dem Volke selbst — anzufragen. Weil die Belgier sich nicht gern auf diese Art herumstoßen ließen, nannte man sie unruhig. Doch gelang es der französischen Regierung, sich die Liebe des Volkes zu erwerben: Sitten, Interessen, Sprache, Alles war zwischen beiden Nationen gemeinschaftlich geworden; aber die droits réunis und die furchtbare Konscription, jene zwei unheilvollen Erfindungen Napoleons, und zum Theil die Ursachen seines Sturzes, entfremdeten ihm wieder die Herzen der Belgier, so daß sie im Allgemeinen seinen Fall mit Vergnügen sahen. Kein unwichtiger Einwurf gegen die Beschuldigung, daß die Belgier unruhige Köpfe seyen, möchte in dem Umstand liegen, daß sämmtliche große Männer, welche mit denselben zu thun hatten, aufs Höchste zu ihren Gunsten sprechen. Man kann in dieser Hinsicht von Cäsar bis auf Napoleon herabgehen. Karl V hat sich aufs Entschiedenste für sie erklärt. (Folgt nun im Original die Ausl. S. 1044 bereits gegebene Rede Karls V über die Belgier.)

Gesinnung, deren er uns beschuldigt, nicht in uns liegen, nahmen wir einen großen Theil des besagten Artikels in unser Blatt auf. Indem sich der Kourier als das Organ Derjenigen darzustellen wünscht, welche die Erhaltung der Ordnung und guten Institutionen erstreben, hat er keine altväterische (old-fashioned) Tendenz zu irgend einem Regierungssystem bloß deßwegen, weil es ein nun einmal aufgestelltes System ist. Im Gegentheil ist es, während wir die treffliche Verfassung unseres Vaterlandes aufrecht zu erhalten suchen, unser Grundsatz den Beherrschern anderer Staaten die Annahme derjenigen freisinnigen Prinzipien und Einrichtungen zu empfehlen, welche der Geist der Zeit und die intellektuelle Stufe des Volks verlangt, da wir überzeugt sind, daß der einzige Weg wie eine Regierung in den Augen ihres Volks geachtet und mächtig werden kann, darin besteht, ihre Befestigung zum Interesse der Nation selbst zu machen, indem diese in den Besitz derjenigen Rechte gesetzt wird, zu welchen sie nach den vernünftigen und naturgemäßen Gesetzen der Gesellschaft befugt ist. Der Fürst oder Minister, welcher wähnt, er könne in dem gegenwärtigen Jahrhundert durch die geheimnißvolle Macht Weniger über die Mehrheit lang und glücklich regieren, ohne es zum Interesse der Mehrheit zu machen, daß sie jene Wenigen achtet, wird ein schmerzliches Fehlschlagen seiner Plane erfahren. Der weise und glückliche Monarch ist Der, welcher sich als Verwalter der Rechte seines Volks ansieht, und nicht als dessen despotischen Zwingherrn; der kluge und mächtige Minister ist Der, welcher über die Kraft einer Nation mit deren Zustimmung und zu ihrem Vortheil schaltet. Die Mysterien der Regierung haben aufgehört der Welt zu imponiren, und nur freie Institutionen können sich fortan dauernd erhalten und dauernde Achtung gebieten.

Volksgeist in Frankreich *).

(Korrespondenz.)

Lyon, 23 Oktober.

Als Handels- und Fabrikstadt fürchtet Lyon jede Veranlassung zur Störung der öffentlichen Ruhe. Daher machten die ersten Nachrichten von dem Bestehen politischer Gesellschaften einen lebhaften Eindruck, daher wenden sich Aller Augen mit Zittern und Zagen nach Paris, wenn man von dem geringsten Lärm erfährt. Es kann nicht anders seyn, als daß die Zeitungsnachrichten durch übertriebene Gerüchte vergrößert, und die Wechselfälle mehr gefürchtet werden, als sie verdienen. Die Herstellung der Ruhe in Paris durch das beherzte Eintreten der Nationalgarden sehen Viele als ein Zeichen des in allen Nationalgarden Frankreichs lebenden Geistes an. Sie meinen, daß jeder glücklich gedämpfte Auflauf zur Befestigung des jetzigen Systems diene, daß es mithin nur der Entschiedenheit bedürfe, um alle etwaigen Nachwehen der Revolution gefahrlos zu machen. Eine andere Partei glaubt Dieß nicht aufs Wort. Sie vertraut dem edlen Geiste der pariser Revolution, durch welchen das Schlachtfeld in den Straßen der Hauptstadt nach wenigen Wochen kaum noch an den Blatternarben einiger Häuser zu erkennen war; aber sie meint, daß man bei ungeschickten Maßregeln aufs Neue aus dem Gleise kommen dürfte. Sie hielt den Auflauf der Buchdrucker für gefahrlos, weil ihre Forderungen auf falschen Principien beruhten; aber sie glaubt, daß der letzte Auflauf gegen die Exminister keineswegs von derselben Art sey. Nach dieser Meinung, zu der sich jetzt die freisinnigsten Männer bekennen, ist durch die Hast, mit welcher die Minister die Abschaffung der Todesstrafe für politische Verbrechen erstrebten, ein schwer wieder einzurichtender Schaden verursacht. Werden die Minister nicht verdammt, so sucht das Volk sich doch Luft zu machen, und es ist zugleich um die Pairskammer wie um die Popularität des Königs, wahrscheinlich um die öffentliche Ruhe geschehen; verurtheilt man die Verbrecher, wie sie es verdienen, zum Tode, so wird ganz Europa, d. h. das antirevolutionäre, unisono rufen: die Pairskammer war in ihrer Berathung nicht frei. Man verwünscht jetzt allgemein die politischen Philanthropen mit ihrer Humanitätsphilisterei. Gewißlich ist es wahr, daß in dem Vorschlage zur Aufhebung der Todesstrafe nach den pariser Blutscenen ein großer Edelmuth nicht zu verkennen ist; gleicherweise aber beweisen die Machinationen einer gewissen Partei, daß man sich das glimpfliche Verfahren zu Nutzen macht, um Zwietracht zu säen. Unsere Stadt war von jeher ein Hauptsitz der Partei, die das Volk mit einem haltreffenden Namen Jesuiten bezeichnet. Beichtväter, Missionäre, Erziehungsanstalten, Klöster, Volksschulen, durch die Ignorantains geleitet, hatten sich für Karl den Zehnten in Bewegung gesetzt. Einige Augenblicke nach der Revolution war Alles still. Aufs Neue sieht man jetzt die Anfangs aus Furcht versteinerten Royalisten sich regen, Schrecken verbreiten, ihre alten Hoffnungen ungestört verkündigen, und sich in Amt und Stellen schleichen. Die Aushängschilde wechseln, aber die Tendenz bleibt dieselbe. Man weiß, daß jeder neue Verdacht von Umtrieben der coblenzer Emigration neue Aufregung in Frankreich verursachte, und wie diese Aufregung gesteigert ward. Ist es zu verwundern, daß nach den Maßregeln des Ministeriums der erstorbene Rachegeist im Volke erweckt wird; daß die Furcht in den alten Sumpf zu gerathen, das Volk zur Leidenschaftlichkeit führt? Die Nationalgarde von Lyon hat vor einigen Tagen mit derjenigen der Nachbarschaft sich zur gegenseitigen Theilnahme in Fahr und Noth in einem Gelage vereinigt, dem der Präfekt und der Maire von Lyon beiwohnten. Unter den Toasten zeichnen wir nur Einen aus, weil er ein Beleg für unsere Meinung giebt. Es ist der des Dr. Lortet, und lautet also: „Die brutale Auflösung der pariser Nationalgarde war der erste Todesstoß, den sich die vorige Regierung gab. Durch unsere ruhige, aber feste und entschiedene Haltung müssen wir verhindern, daß die Möglichkeit unserer Auflösung Statt finden könne. Laßt uns damit den Uebeln zuvorkommen, welche davon die unvermeidliche Folge seyn würden. Die Nationalgarde ist ein Verein für gegenseitige Vertheidigung; sie ist ein Ausdruck dieses der Menschheit anhaftenden Bedürfnisses der Vereinigung. Handel und Wissenschaft bieten uns unter andern Formen die Kundbarmachung desselben Bedürfnisses dar. Die Nationalgarde auflösen! Warum bewahrt man sich nicht das Recht, den Handel, das Gericht, die Medizin

---

*) Zufällig verspätet.

aufzuheben? Die Nationalgarde auflösen! Warum behalten sie sich nicht das Recht vor, das Volk aufzulösen? Die Nationalgarde auflösen heißt ein wesentliches Organ des öffentlichen Lebens abthun, das Lebensprincip der Gesellschaft hindern und die Auflösung des Staates vorbereiten. Die Nationalgarde auflösen – das bewaffnete Volk – wir können darein nicht einstimmen, ohne vor der uns folgenden Nation deßwegen verantwortlich zu seyn. Die Nationalgarde auflösen! Haben sie denn vergessen, daß sie es ist, die den König der Franzosen auf den Thron erhoben hat? Wenn sie es vergessen haben, wir wollen's nicht vergessen, daß wir nicht eine gebotene Macht, sondern eine natürliche Erscheinung des geselligen Daseyns sind. Wir wollen's nicht vergessen, daß wir die Einrichtungen, auf denen unsere Freiheiten beruhen, vertheidigen sollen. Wir wollen's nicht vergessen, wir Offiziere aller Grade, daß wir im Besondern beauftragt sind, die Einrichtung der Nationalgarde in ihrer ganzen Reinheit zu erhalten, und ihre schläfrige Bildung zu beschleunigen. Wir wollen's nicht vergessen, daß wir durch freien Willen unserer Mitbürger mit den Epauletes geziert sind, und daß der freie Wille unserer Mitbürger die einzige Macht ist, die uns die Anführerzeichen abnehmen kann.

Auf die Wahlfreiheit für alle Grade der Nationalgarde!"

Der genannte Sprecher, ein allgemein anerkanter Biedermann, war vor Kurzem durch den Minister zum Armenpfleger in hiesiger Stadt ernannt. In einem Briefe, den er deßhalb an den Maire schrieb, lehnte er jene Stelle ab, weil er nur von seinen Mitbürgern, nicht von dem pariser Ministerium ernannt seyn wolle. Der Maire erwiederte ihm darauf, daß er seine Ansichten durchaus billige, daß inzwischen die Wahlfreiheit in diesem Falle noch durch kein Gesetz geregelt sey, und daß bei dem bevorstehenden Winter die Organisation der Armenverwaltung Eile erfordere. Der Dr. Lortet nahm darauf auf drei Monate den angebotenen Posten an, mit dem Bedinge, ihn niederzulegen, wenn in dieser Zeit das Ministerium nicht durch eine Gesetzesbill das Armenwesen den Gemeinden ganz zugewiesen habe. Diese Korrespondenz ist öffentlich gedruckt, und macht von Neuem die Ansprüche geltend, welche schon seit langer Zeit von den Gemeinden erhoben wurden. Die Selbstständigkeit der Provinzen und die Lossagung von der pariser Centralisation in den Provinzialangelegenheiten ist eine wichtige Angelegenheit in dieser Zeit. Wie lange hat man nicht Frankreich die schlechte Gemeindeverwaltung zum Vorwurfe gemacht, und das despotische System der Ernennung der Gemeinderäthe und Vorstände? Die Wahlfreiheit in allen Dingen, wo es sich thun läßt, zu erhalten, das ist ein Streben der Gemeinden, dem ein Ministerium sich nicht ohne die stärksten Hindernisse entgegen stellen würde. Die Ernennung des Generals Desaix zum Befehlshaber der Nationalgarde mit mehr als dreitausend Stimmen unter viertausend, ist ein neuer Beweis, daß man zu handeln entschlossen ist, wo das Ministerium zögert oder Fehlgriffe thut. Er ersetzt den abgehenden General Verdier, der für seine Dienste einen jährlichen Gehalt von fünf und zwanzigtausend Franken forderte. Desaix wird sechs- bis achttausend Franken von der Stadt erhalten. Mehrere Gemeinden der Umgegend haben sich entschlossen, ihn gleichfalls zu ihrem General zu ernennen, und so wird hier de facto der Gesetzesvorschlag des Ministeriums zu Schanden gemacht, ehe er in der Kammer seinen Todesstreich erhält. Mag man Dieß immer eine Anarchie nennen, wenn man will. Nach einer Revolution gehen die Dinge nicht den gewöhnlichen Gang, und nur geschickte Hände wissen sich mit Entschiedenheit der Zügel zu bemeistern und sie mit Energie zu führen. Das Ministerium fährt im Postwagen nach, während das Volk schon immer wenigstens eine Station voraus ist.

Wir bemerken gelegentlich, daß der General Desaix derselbe ist, welcher sich durch seine gute Mannszucht in Berlin während der Franzosenzeit die Achtung des Königs von Preußen zu verschaffen wußte. Als er später ohne Grund, aus bloßem Verdachte, in der piemontesischen Festung Fenestrelle (dem Aufenthaltsorte der gefangenen Lützower) eingesperrt gehalten ward, erwirkte der preußische Gesandte durch sein Verwenden die augenblickliche Befreiung des Generals. Sein einfaches Wesen und schlichtes Leben machen ihn zum würdigen Haupte einer Nationalgarde.

Zustand der verbündeten Flotte.

(Aus dem englischen Hofjournal.)

Man hat seit Kurzem viel Unruhe und Verwirrung unter den verschiedenen Abtheilungen dieses Geschwaders wahrgenommen. Es kann darüber wenig Zweifel seyn, daß diese Gährung durch die Erscheinung der dreifarbigen Flagge und des Hahns auf dem Hauptmaste der Stadt Paris entstand, denn obgleich man auf jedem der andern Flaggenschiffe bei dieser Gelegenheit die Mannschaft in den Raaen manövriren sah, so entging doch dem genauen Beobachter die Bemerkung nicht, daß es eigentlich ein Signal für sie war, ihre Verdecke wie zu bevorstehender Schlacht zu säubern und ihre Sturmlichter aufzustecken. Auch hätten sie in ihrer Eile im Hafen vor Anker zu kommen beinahe einige von der leichtern Sippschaft in Grund gesegelt. Wie dem aber sey, so halten wir es für passend, unsere Leser von dem gegenwärtigen Zustande der Flotte in Kenntniß zu setzen. Dasjenige Schiff, welches wir bei unserer neuesten Besichtigung derselben als das vorderste zählten, ist die Britannia, ein Dreidecker, an dessen Bord der Lord Großadmiral – Glück ihm! – seine Flagge unlängst aufgepflanzt hat. Es ist ein altes Fahrzeug, zwar durch eine Reihe verzweifelter Gefechte und wüthender Stürme etwas mitgenommen, aber mit einem geschickten Steuermann versehen, und seit es im Frühjahr 1829 eine völlige Ausbesserung erhielt, indem es unter Aufsicht einer Admiralitätskommission in die Docken gebracht und mit dem neuen Toleranzkupfer gefüttert wurde, gilt es jetzt für ein besseres Meerschiff als zu irgend einer Periode des letzten halben Jahrhunderts. Wie wir hören, wird in diesem Augenblicke der albernste Versuch gemacht, den Kommodore zu nöthigen, die Unionsflagge zu streichen, unter welcher die Britannia nie in das Treffen ging, ohne daß sie ihrem Gegner eine tüchtige Rechnung vorlegte; aber ihre Löwen scheinen nichts weniger als geneigt, ihre Harfe an die römische Galeere abzutreten, obgleich der Kapitän der letztern sich längst alle Mühe giebt, ihren Appetit an Bullen nicht Mangel leiden zu lassen.

Die Gallia, ein Dreidecker, der so eben vom Stapel gelassen worden, ersetzt den Bourbon, welcher kürzlich in Trümmer ging, dem Vernehmen nach, weil in ihm vor fünfzehn Jahren ein falscher Boden gelegt wurde; indeß weiß man, daß der größte Theil der Mannschaft, wie dieselbe eidlich zu Protokoll gab, wegen des Eigensinnes ihres vorigen Befehlshabers und des schuftigen Betragens ihres Piloten Polly Rack nicht mehr dienen wollte, als dieser seinen wohlbekannten Tischkameraden Martin Rack erst vom Steuer verdrängte, und nachdem er so seine beste Seekarte über Bord geworfen, sich mit der Fregatte Constitution in ein Treffen einzulassen Miene machte. Die Fregatte war neugebaut und konnte einen Puff ausdauern; der alte Dreidecker aber bekam bei dem Zusammentreffen einen starken Leck und ging, nachdem man ihn durch stark angestrengtes Pumpen noch drei Tage lang flott gehalten, unter. Der kürzlich bestellte Befehlshaber der Gallia, Kommodore Louis Philippe, ist ein tapferer und erfahrner Seemann; allein er hat es mit einer etwas hitzköpfigen Mannschaft zu thun, die dem freien Leben zu sehr nachhängt; seine Officiere stehen nicht gern lange an ihren Luken, und bei der Pulverkammer geht es zu klubmäßig her; auch hat er zu viel Garden an Bord, die das Schiffsvolk nur hindern. Das Schiff hat sich übrigens als einen gut gebolzten und in seinem Zimmerwerk gesunden Bau erprobt, als es vor etlichen Monaten an die Aufruhrbai getrieben wurde; hat man es auch neu kalfatern müssen, so ist dafür sein Gang jetzt rascher und gleichmäßiger geworden, als er je war, seitdem er vom Stapel ist.

Die Batavia, ein Zweidecker, segelt sonst unter der Oranienflagge, allein ein Theil der Mannschaft hat sich gegen ihren Befehlshaber, einen ehrlichen Holländer, Kapitän Nassau, aufgelehnt, und einen alten Lappen mit St. Peters Lampe und Schlüssel an den Vormast befestigt. Der alte Nassau übertrug deßwegen das Kommando auf dem Hinterdeck seinem ersten Lieutenant, nachdem es seinem zweiten Lieutenant trotz sieben... Peitschenhieben, womit er unter die Meuterer ausfuhr, nicht gelingen wollte, sich in die Hauptkajüte den Weg zu bahnen. Alles läßt erwarten, daß das Schiff aus einander gelegt werden muß; die Planken sind schlecht gefügt und ihre Rippen aufgesprungen; alle Bolzen sind los, die Nachtleuchter zertrümmert, das Fernrohr zerbrochen. Indessen giebt das Schiff Material genug zu zwei flinken Fregatten; in diesem Falle muß freilich zum Mindesten ein neues Kommandopatent ausgefertigt werden, aber von Wem – für Wen? Hier liegt der Knoten. Die Batavia hat ein Nothsignal aufgestellt; allein ihre Kameraden sind zu sehr mit ihrer eigenen Fahrt beschäftigt, als daß sie ihr die Hand bieten könnten, um die Meuterei zu dämpfen.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 337. 3 Dezember 1830.

Antwerpen nach der Beschießung durch die Holländer.

II. *)

Ich bin so eben die ganze Stadt durchgegangen, indem ich durch die Gefälligkeit eines Oberoffiziers unserer Armee die Erlaubniß erhalten hatte, mich überall hinzubegeben. Mein Bericht dürfte also nicht ohne Interesse seyn. — Man betritt Antwerpen wie im tiefsten Frieden, d. h. die Polizei ist nicht inquisitorischer als vor drei Monaten, aber einmal ins Innere der Mauern gekommen sieht man wohl, daß der Krieg jetzt die Hauptrolle daselbst spielt. Alle Hausthüren sind mit einer Numer bezeichnet, welche die Zahl der einquartirten Freiwilligen, Offiziere wie Soldaten, angiebt. Fast in allen Straßen stehen Schildwachen. Auf dem Meir-Platz, dem großen Platz, und in den nach der Schelde führenden Straßen sind Kanonen aufgepflanzt. Rauchstuben, Kaffeehäuser, Gasthöfe wimmeln von Freiwilligen jeden Alters, jeder Farbe und jeden Standes; in mehreren Stadtquartieren wird exercirt, allenthalben durchkreuzen sich Patrouillen, durch alle Thore kommen und gehen Abtheilungen, nach allen Seiten zu wirbeln die Trommeln.

Nachdem ich mich von der Betäubung, welche man Anfangs über diesen Thurm von Babel empfindet, erholt und unter den Freiwilligen mehrere Freunde erkannt hatte, welche lieber in dem Tumult des Heeres, als in demjenigen der Vorzimmer der provisorischen Regierung leben wollten, machte ich mich zu meinen Ausflügen fertig. Ich wandte mich zunächst nach den Kaien, um die Schelde mit dem vor Anker liegenden feindlichen Geschwader zu sehen. Dank der mir mitgetheilten Erlaubnißkarte gelangte ich zu einem von luxemburger Freiwilligen besetzten Posten, deren Offizier gütig genug war, mir einen seiner Leute zur Begleitung mitzugeben. Der Fluß bietet den traurigsten und imposantesten Anblick zugleich. Auf den prächtigen Kaien Nichts als Schildwachen, die vor den verschiedenen Straßenausmündungen langsam auf und ab schreiten. Alle Häuser sind verlassen; die größte Zahl derselben trägt Spuren von dem Geschütz der Fregatten. Auf dem ganzen Weg von den Bassins bis zu den ersten Mauern des Entrepots sah ich außer den Wachen Niemand als einige Anführer der Posten, die meinen Erlaubnißschein zu lesen begehrten. Dagegen herrscht auf den Wassern der Schelde große Bewegung. Die Fregatten und Kanonenboote kommuniziren jeden Augenblick mit einander durch kleine Barken, die mit Leichtigkeit zwischen den großen Fahrzeugen hin und her rudern. In der Ferne sieht man wie einen Wald von Masten. Es sind die eine Viertelstunde von den Bassins entfernt liegenden Handelsschiffe, welchen die Fregatten die Einfahrt in Antwerpen untersagen. In den inneren Bassins befindet sich übrigens noch eine ziemlich große Anzahl von Fahrzeugen, welche vor dem Bombardement daselbst eingelaufen waren. Matrosen aller Nationen treiben sich in der Nachbarschaft umher. Einige beschäftigen sich mit irgend einer Hafenarbeit, die andern, in stärkerer Menge, sehen den kriegerischen Uebungen zu, welche die Freiwilligen beim hanseatischen Haus ausführen. Ich darf nicht vergessen der Fregatte Euridice zu erwähnen, welche an derjenigen Stelle des Kais, wo in gewöhnlicher Zeit das rotterdamer Dampfboot anlegt, beinah scheiterte. Das Takelwerk ist gänzlich weggenommen, bloß die untern Stämme der drei Masten ließ man stehen. Man sieht, daß sich Nichts weiter mit dem Schiff anfangen läßt, als es auseinander zu legen.

Fertig mit den Kaien besuchte ich die Trümmer des Entrepots. Nie hatte ich einen traurigern Anblick. Die alte Abtei St. Michael, welche der Stadt Antwerpen zur Waarenniederlage diente, war bekanntlich ein ungeheures Gebäude. Nichts ist davon mehr übrig, als einige Mauern von zwanzig bis dreißig Fuß Höhe. Bloß der Thurm der alten Kirche widerstand den Kanonen und dem Brand, den der unbarmherzige Chassé mit seinen Bomben entzündete. Indessen ist derselbe bis zum Gipfel vom Feuer geschwärzt und an mehreren Stellen zerrissen, so daß er wie ein Riesengerippe aus Schutt und Trümmern emporragt.

Noch heute, am 9, brennt der Boden, wo sich die beiden Hauptplätze des Entrepots befanden, von einer ungeheuren Zuckermasse. Das Feuer dringt in kleinen bläulichen Flämmchen aus Steinen, Ziegeln und Kalk hervor, und die ganze Ruinendecke wird von dem darunter glühenden Vulkan langsam calcinirt. An andern Orten floß der Zucker, welcher in den obern Stockwerken des Entrepots lag, wie eine Lava durch die vom Brand gesprengten Gewölbe, und drang in langen Bächen bis in die Höfe; noch jetzt sind die Gewölbe hie und da mit schwarzen Zacken geschmückt,

*) Nach einem Brief im Courrier des Pays-Bas vom 9 November.

die, wie die Stalaktiten in den Höhlen von Lüttich und Namur, lang herabhängen. Einige Arbeiter waren bei meiner Ankunft beschäftigt, Das was von den unermeßlichen Reichthümern sich noch erhalten hatte, zu retten. Man schaffte mit Hülfe von Schaufeln und Haken Merinos und andre Wollenzeuge, größtentheils rauchend und sehr beschädigt, aus dem Gerumpel hervor. Auch bekam man noch einige Fässer Pottasche. Was ein glücklicher Zufall gänzlichem Untergang noch entriß, war besonders eine Masse von 11,000 Kilogrammen Zinn, welches, nachdem es dem heftigsten Brand ausgesetzt gewesen, doch wieder ganz wird beigeschafft werden können. Durchs Feuer geschmolzen floß dasselbe in eine Gosse des Entrepots, in deren ganzen Ausdehnung es beim Erkalten gleichsam einen langen Balken bildete. Eben war man daran es aus der Gosse, welche es gerade wie eine Gußform ausgefüllt hatte, herauszunehmen; als ich wegging, hatte man bereits 36 Fuß Zinn ausgebeutet, und setzte noch die Arbeit fort. — An den Mauern zeigten sich hie und da lange Adern geschmolzenen Bleis, welches von der Bedachung herabfloß, und an denselben, wie Eiszapfen an Dachrinnen und Bäumen, hängen blieb.

Neben dem Entrepot gab das Arsenal eine Wiederholung des traurigen Schauspiels, das ich eben beschrieben. Auch hier hat das Feuer Alles verzehrt, mit Ausnahme von einigen Mauern und ein Paar Feldstücken ohne Laffeten, die in den Höfen, zwischen unzähligen Pyramiden von Kugeln und leeren Bomben, verlassen da standen.

Endlich näherte ich mich der in Folge der letzten Kapitulation zwischen Stadt und Citadelle gezogenen Scheidelinie. Da sah ich einige holländische Soldaten, welche ganz ruhig ihre Pfeifen rauchten und sehr friedlich gestimmt schienen. Sie grüßten mich und meinen Begleiter freundlich mit einem hoe vaart-je heeren, und boten uns die Hand. Es waren zwei Artillerie-Sergenten und einige Gemeine von derselben Waffe. Eine der ersten Fragen, die sie an mich richteten, war: Hoe is het met den Koning De Potter? Ich mußte darüber lächeln und belehrte sie von Dem, was seit der Revolution in Brüssel geschehen war und was man für die Zukunft vorhatte. Sie wußten von dem bevorstehenden Nationalkongreß, ohne sich übrigens um den Zweck eines solchen Dinges viel zu kümmern. Was sie dagegen sehr in Erstaunen setzte, war, als sie von mir vernahmen, daß wir in mehreren Städten bereits reguläre Truppen hätten. Sie schienen zu glauben, in den Provinzen sey noch Alles voller Anarchie und Unordnung, und affektirten eine Verachtung gegen unsre Freiwilligen. Einer der beiden Sergenten, der sich als ein sehr vernünftiger Mann auswies, sah die gänzliche Trennung unsres Landes vom seinigen wohl voraus und kannte die Nothwendigkeit dazu an. Ein Gemeiner aber, der Einzige, welcher die Tage bei Brüssel mitgemacht, wo er leicht verwundet worden, wiederholte jeden Augenblick: er sey van de groote stad (aus der großen Stadt d. h. Amsterdam), er habe unter Napoleon gedient, und hätte König Wilhelm gethan, wie Napoleon, so würde er wohl mit der Sache auf eine andre Art fertig geworden seyn. — General Chassé, versicherten mich diese Soldaten, sey nicht, wie man behauptet hatte, krank. — Nach den gewöhnlichen Begrüßungen und Höflichkeitsbezeugungen trennten wir uns von einander.

Wenn man in Antwerpen von den Planen hört, die man noch jenseits dieses Platzes in Nordbrabant ausführen will, so muß man bedenken, daß wir große Dinge mit sehr kleinen Mitteln thun. Bereits sind wir im Besitz von West-Wesel, zwei Stunden jenseits der Stadt, und aller Wahrscheinlichkeit nach dringen wir noch weiter vorwärts, besonders wenn die Regierung Fürsorge trifft unsren Freiwilligen, die von den Generalen Mellinet und Niellon in regelmäßige Bataillone gebildet werden, eine Winterbekleidung zu schaffen. Der Geist dieser Truppen ist vortrefflich, aber von dem Prinzen von Oranien hören sie nicht gern sprechen, was nach den vielen Verkehrtheiten, die dieser auf einander gehäuft hat, nicht zu verwundern ist. Wenn unsre Freiwilligen sich indeß lieber schlagen, als mit Politik befassen wollen, was, meines Betrachtens, ein sehr gutes Zeichen ist, so rechnen sie gleichwohl darauf, daß Die, welchen sie die Politik überlassen, nichts der Unabhängigkeit und Ehre des Landes Widersprechendes thun werden.

Die russischen Militärkolonien.

2. Von dem Kolonisten-Bataillon.

Bei der Anlage der Kolonie unter der Regierung Alexanders war dieses Bataillon auf ganz militärischem Fuß organisirt, uniformirt und bewaffnet. Sie waren angehalten zwei Tage in der Woche während der Feldarbeiten, und drei Tage sonst das Jahr über sich in den Waffen zu üben. Nur während der Aussaat und Erntezeit wurden diese Uebungen auf kurze Zeit nach dem Ermessen der Bataillonchefs ausgesetzt. Diese Anordnungen konnten nicht anders als äußerst drückend für die Leute und schädlich für den Ackerbau seyn, so daß die aufgelegten Lasten dem Kolonisten bald unerträglich wurden. Jeder Kolonist mußte dabei noch zwei Soldaten des aktiven Bataillons außer den ebenfalls auf die ganze Kolonie vertheilten Soldaten der Reserve ernähren, wozu der Ertrag seines Feldes, 4½ Deßiatinen *), kaum ausreichte.

Der Kaiser Nikolaus hat durch eine neue Verordnung vom November 1826 diese großen Gebrechen zu beseitigen gesucht. Die Kompagnien der Kolonisten sind jetzt um das Doppelte vermehrt, und auf jeden derselben kommt nur noch Ein Soldat der aktiven Bataillone, den er zu ernähren hat. Man hat den Antheil des Landes für den Kolonisten auf sechs Deßiatinen erhöht, und es wird versichert, daß man bis auf acht Deßiatinen steigen will, sobald die Urbarmachung es zuläßt. Auch hat man diesen Ackerbauern die Waffen abgenommen, so daß der Kolonist keinen Militärdienst mehr leistet und künftig unter keinem Vorwande mehr seinen Arbeiten entzogen werden kann. Sie tragen eine Uniform, die in einem Rock und Hosen von grünem Tuche, gelben Knöpfen und einer grüntuchenen Mütze besteht, beides mit der Einfassung (passepoil) des Regiments. Die Unteroffiziere haben an dem Kragen des Rocks eine Goldborde. Diese Kleidungsstücke werden von der Regierung alle drei Jahre erneuert. Sie sind hinlänglich weit,

---

*) 1 Deßiatine ist = 25,800 □ Arschinen; 1 Arschine = 316,57 pariser Linien.

um im Winter noch andere Stücke darunter anziehen zu können; Jedem Kolonisten wird das Maß dazu genommen; er darf eigenmächtig Nichts daran ändern, wodurch ein gleichförmiges militärisches Aussehen erzielt wird. Zu ihren Arbeiten haben sie noch eine Aermelweste und Pantalons von willkürlicher Farbe. Auch bekommen sie ein Paar Uniform-Stiefel, welche sie aber nur bei Musterungen und an Festtagen tragen dürfen.

Die Kolonisten erhalten keinen Sold, da sie von dem Militär-Dienste entbunden sind, und (den Aeußerungen des Kaisers Nikolaus gemäß) zu dem glücklichen und produktiven Stand des Landmannes gehören, in welchem sie alle Vortheile genießen, die ein häusliches Leben und der Besitz eines Eigenthums geben können.

Ihre Leistungen sind folgende; sie haben

1) Für die Einrichtung einer guten Feld- und Hauswirthschaft in allen Theilen zu sorgen.

2) Den Unterhalt und die Nahrung ihrer Familien und der bei ihnen kantonirenden Soldaten aus dem Ertrag des ihrer Kultur anvertrauten Bodens zu bestreiten.

3) Nach Kräften zu der allmäligen Vergrößerung des Reserve-Magazins und des Anleihkapitals beizusteuern.

4) Für die Reinlichkeit ihrer Häuser und Dörfer zu wachen, und zum Unterhalt der Straßen und den öffentlichen Arbeiten im Umfange der Kolonie mitzuwirken.

Dafür genießen sie vollkommene Befreiung von allen Staats- und Kommunallasten. Das Feld, welches der Kolonist bearbeitet, trägt seinen Namen und seine Numer. Das Vieh und die nöthigsten Ackergeräthschaften werden von der Krone angeschafft und geliefert, so wie auch im ersten Jahre der zur Aussaat erforderliche Samen. Was ihnen die Krone anschafft, ist jedoch nicht ihr Eigenthum, wohl aber was ihnen nach Abtragung ihrer Verpflichtungen übrig bleibt. Dabei müssen sie stets darauf denken, wie sie ihre Grundstücke und ihren Viehstand verbessern.

Nachlässige Wirthschafter, die ihr Gut verderben lassen, werden vorläufig unter Curatel gestellt. Hilft diese Warnung Nichts, so wird ihnen nach einiger Zeit Alles abgenommen, und sie müssen als Soldaten in die aktiven Bataillone eintreten.

An bestimmten Tagen der Woche wird Kamin und Heerd gescheuert und untersucht. Bei einer Feuersbrunst begiebt sich jeder Kolonist mit Axt, Haken und Wasserfaß, das immer gefüllt gehalten werden muß, an den Ort des Brandes.

(Schluß folgt.)

Zustand der verbündeten Flotte.

(Aus dem englischen Hofjournal.)

(Schluß.)

Die Stadt Berlin ist ein hermaphroditischer Bau, halb Zwei- halb Dreidecker, ob sie gleich gern für das Letztere gehalten seyn möchte. Sie ward vor etwa hundert und fünfzig Jahren an dem Kai der Spree vom Stapel gelassen, wo ein brandenburgischer Schiffbaumeister sie zimmerte. Anfangs ein kleines Fahrzeug nahm sie allmälig zu, und führt jetzt zwei Kanonenreihen, wovon sie die letztern vor nicht langer Zeit aus einem großen Schiffbruch längs den Ufern des Rheins auffischte. Ihr Befehlshaber hält sie anscheinend in trefflichem Stand; aber sie hat dieselben Fehler wie die Batavia, d. h. sie ist schlecht zusammengebolzt, und liegt so unbehaglich an den Hafenankern, daß man für ihr Springtau besorgt ist. Der Umstand, daß die Mannschaft fürchtet, wenn ihr gegenwärtiger Kapitän abfährt, möchte der Nächste im Kommando zu freigebigen Gebrauch von dem Farrenschwanz machen, hält sie im Zaum, daß Nichts zusammengepfiffen wird. So Viel wir ihrem Gang absehen können, so scheint sie uns Vorliebe zu dem Holländer zu haben; allein die Gallia hat sich zwischen beide gelegt, und wenn der Royal William sich durchschlagen wollte, so könnten seinen schwarzen Adlern die Schwanzfedern gekappt werden, und das Schiff um sein rheinisches Vorderkastell kommen.

Die Hispania ist aus einem Dreidecker zu einem Vierundsiebzigkanonenschiff zusammengeschrumpft. In ältern Zeiten, als der weltberühmte Charles Quint das Kommando führte, war sie der Schrecken und das Wunder der Christenheit; aber seit sein Sohn Philipp diesen Posten einnahm bis auf des jetzigen Meisters Ferdinand Bestellung, sah es um die Leitung gar zu spottschlecht aus; so daß, wenn die Güte ihrer linkhandigen Nachbarn oder die Meuterei unter der Mannschaft selbst, die sich von Zeit bei den Ohren erwischt, sie auch noch gehen ließen, es doch selten nach dem Steuer ging. Merkwürdig ist, daß, obgleich die obere Reihe ihrer Kanonen wegkam, sie sich noch als schwerfälligern Segler zeigt denn je. Vor zwanzig Jahren wurde sie von Piraten geentert und genommen, da kam die Britannia mit einigen schönen, trefflich gerichteten Salven, befreite sie, und ihr Befehlshaber wurde wieder eingesetzt; da Dieser aber lieber einen Unterrock flickte, als daß er nach dem Schönfahrsegel lugte, so mußten Nothmasten aufgerichtet werden und nachdem sie tüchtig gepufft worden, zwang die Mannschaft den Don, in der Konstitutionsbai einzulaufen. Indeß sie lag noch immer leewärts; und nicht lange, so stieß sie bei Trocadero auf den Grund, wo der Bourbon sie aufbrachte; seitdem nahm der Kapitän zwei Weiber in seine Kajüte, und das Schiff schien in ziemlich guter Verfassung. So lange die Mannschaft wacker zusammenhält, so hat es auch wirklich von einem Dutzend Brander Nichts zu fürchten, welche längst vor der Konstitutionsbai segelfertig liegen, und, obgleich von der Gallia mit Wetterfahnen ausstaffirt, umsonst nach einem günstigen Wind spähen, der sie unter den Stern bringen soll. Mittlerweile hat das gute Schiff, die neue Welt, seinen Prisenkapitän über Bord gesetzt, und ist wiederum seinen rechtmäßigen Eigenthümern in die Hände gefallen.

Der Habsburg, vormals das römische Reich, ein träger plumper Dreidecker, der schon manchmal gerüttelt wurde, und an der Brandung des Kaps Napoleon sich die Backen einbrach. Das letzte Mal wurde er in Venedig kalfatert und die Löcher mit mailändischem Filz ausgestopft; seine Bemannung besteht aus Burschen von allen Farben und Physiognomien, und das Schiff kann daher in einem Sturm nicht See halten. Der alte Commodore spannt die Hanse, wenn sie räsonniren wollen, in den Stock, gönnt ihnen dann aber auch wieder ihren Grog und ihren Spaß, wenn sie sich hübsch zur Parade hinstellen. Sein erster Lieutenant machte neulich ein sorgliches Gesicht, als er zwischen dem Pruth und den Dardanellen das Loth senkte, und jetzt soll er auf die Gallia, die ihm seine Pinnasse, die heilige Allianz, niedersegelte, gar nicht gut zu sprechen seyn. Man behauptet, er werde sein Kommando niederlegen, und den Johannisberger anzapfen statt des Tokaiers.

Der Autokrat ist ein Schiff vom ersten Rang, aber bei Weitem zu schwerfällig und unbehülflich; da er gern hübsch vor dem Wind segeln möchte, so hilft er sich damit, daß er recht viele Segel aufsetzt, statt daß er sich lieber um einige Kanonen leichter machen sollte. Der junge Commodore Nick hat den Oberbefehl übernommen, und eine so fügsame und ordentliche Mannschaft zusammengebracht, als man sich nur wünschen mag; es sind gute Bursche, unverdrossen wie die Galeerensklaven, wenn sie auch Ketten schleppen müssen, und je lustigere Furchen der Farrenschwanz auf ihrem Rücken pflügt, desto munterer rufen sie: „Gott segne unsern edeln Hauptmann!" Aber sie haben einen erstaunlich gefräßigen Appetit, und schnappen mit grimmiger Gier nach den Leckerbissen ihrer Nachbarn, so daß man vermuthen will, es sey mehr Aufgeblasenheit an ihnen als Gediegenheit. Bei allen Vorkommenheiten, obgleich der Autokrat bei seinen Kreuzfahrten gern in's Breite schweift, und wo möglich eine Prise an's Schlepptau zu bekommen sucht, nimmt man wahr, daß er sich unfest auf den Ankern drehe, offenbar weil er nicht hinreichenden Ballast hat; auch ist der Hauptmast notorisch verkrüppelt, und ruht auf einem zu lockern Fundament; er kann sich aber ohne Gefahr für seinen Rumpf desselben nicht ent-

schlagen. Jetzt hält er sich dicht an den Bug der „Stadt Berlin“ und der „Batavia“, und scheint sehr bereitwillig, der letztern im Nothfall eine oder zwei Hände zu bieten.

Bälle in Algier.

Zur Feier der Ankunft mehrerer Abgeordneten des Dey's von Tunis zu Algier, so wie zur Beförderung einer Vereinigung der verschiedenen Parteien, hatte der französische Oberbefehlshaber den glücklichen Gedanken, einige Bälle zu veranstalten, welche in mancher Hinsicht unsern europäischen Festlichkeiten dieser Art als ein Muster der Toleranz vorgehalten werden können. Von dem am 31 Oktober gehaltenen Balle giebt der National folgende Beschreibung: Die Versammlung war sehr zahlreich. Fünfhundert Offiziere aller Waffengattungen bildeten den größten Theil der Zuschauer. Die Gesandten von Tunis wohnten dem zu ihren Ehren gegebenen Feste in großem Kostüme bei. Zwölf Türken, eine gleiche Zahl von Juden und zwanzig Europäer zeichneten unter den Tänzern sich aus. Von Damen waren nur sieben Europäerinnen und acht Jüdinnen, aus den reichen Handelshäusern Bacri und Busuach, zugegen. Diese letzteren Damen, welche gegen ihre Gewohnheit Strümpfe angezogen hatten, waren mit Diamanten und anderen Edelsteinen, so wie mit Gold- und Silberstoffen bedeckt. Ihr reicher Schmuck kontrastirte besonders mit der zierlichen Einfachheit vier reizender Engländerinnen, der Töchter eines englischen Arztes, welcher Tunis verlassen hatte, um sich in Algier niederzulassen. Trotz wiederholten Aufforderungen von Seiten der französischen Offiziere weigerten sich die Damen Bacri und Busuach hartnäckig zu tanzen, unter dem Vorwande, daß ihnen durch ihre Religion eine solche Unterhaltung verboten werde. Die dringendsten Bitten scheiterten an den strengen hebräischen Sitten. Frau Gräfin von Attili, Gemahlin des sardinischen Konsuls, seit dem Schiffbruche der Briggs Silène und l'Aventure durch ihre Aufopferung für die Franzosen bekannt, zog besondere Aufmerksamkeit auf sich. Sie brachte einen Theil des Abends bei einer Partie Whist zu, und hatte zu Mitspielern die Generale Delort und Damremont, so wie einen vornehmen Mauren, der in Europa unsere Spiele hatte kennen lernen. Der General Clauzel machte die Honneurs mit der ihm eigenen Artigkeit, und wußte durch seine Anmuth den versammelten Mauren und Juden die Vorzüge der französischen Regierung vor der türkischen Herrschaft anschaulich zu machen.

Vermischte Nachrichten.

Schon vor geraumer Zeit hat man es in Frankreich dahin gebracht, vermittelst einfacher chemischer Hülfsmittel den Talg in einer Weise zu bereiten, daß die daraus verfertigten Kerzen den Wachskerzen in keiner Beziehung nachstehen. Zu demselben Resultate ist kürzlich ein Engländer zu Odessa, Hr. Bertram, gelangt, und zwar durch Benutzung einiger wenig kostspieligen chemischen Agentien, vorzüglich aber durch die Anwendung des Dampfs zur Schmelzung des Fetts, wodurch demselben namentlich aller üble Geruch gänzlich entzogen wird. Die Schmelzung durch Dampf erspart zugleich an den Kosten der Heizung, und die Kerzen selbst werden nach Hrn. Bertrams Berechnung nur wenig theurer, als die gewöhnlichen Talglichter zu stehen kommen.

*

Am 15 v. M. hielt die geographische Gesellschaft zu London ihre erste allgemeine Versammlung unter dem Präsidium Lord Goderichs, der die Gesellschaft mit einer kurzen Rede über den Zweck ihrer Vereinigung bewillkommte, den er als einen nützlichen, interessanten und veredelnden darstellte. Se. Maj. der König hatte das neue Institut unter seinen besondern Schutz genommen, und ihm einen jährlichen Beitrag von 50 Guineen zu einer Prämie für geographische Entdeckungen zusichern lassen. Unter den Merkwürdigkeiten, welche in dieser ersten Sitzung vorkamen, war eine alte Weltkarte, die in der Kathedrale zu Hereford aufbewahrt ist: Jerusalem bildet darin den Mittelpunkt, um den sich die übrigen Theile der Welt so ziemlich in richtiger Ordnung lagern; das vereinigte Königreich Großbritannien und Irland ist mit vieler Genauigkeit gezeichnet. Die Bibliothek der Gesellschaft begann bereits sich zu vermehren; der bekannte Buchhändler Murray überschickte z. B. seinen Katalog mit der Erlaubniß, auszuwählen, was man brauchen könnte. In der nächsten Sitzung vom 22 November wollte Hr. Barrow einen umfassenden Bericht über die Niederlassung am Schwanenfluß mittheilen. Wir leben in einem Zeitalter der Entdeckung und des Umsichblickens in der weiten Welt; aber freilich wird dabei oft die Heimat vergessen.

> Prius ignotum ferro quam scindimus aequor
> Ventos et varium coeli praedicere morem
> Cura sit ac patrios cultusque habitusque locorum
> Et quid quaeque ferat regio et quid quaeque recuset.

°

Der berühmte russische Dichter Lomonossoff hatte bis jetzt bloß einen einfachen Sarkophag in St. Petersburg. Der Wunsch, sein Andenken durch ein Nationaldenkmal zu ehren, sprach sich jedoch allgemein aus, und man eröffnete eine Subscription, welche 50.000 Rubel abwarf. Hr. Martos erhielt den Auftrag, das Monument in Bronze auszuführen. Der Künstler stellt seinen Helden in einem Augenblick poetischer Begeisterung dar: der Dichter streckt den rechten Arm aus, und seine Linke hält eine Harfe, die mit dem Namenszug der Kaiserin Elisabeth geziert, und von einem beflügelten Genius unterstützt wird. Die Figur wird kolossal, halbnackt, und steht auf einer Hemisphäre, worauf man den nördlichen Theil des europäischen Rußlands sieht und die Worte liest: „Eismeer und Cholmogory“ (Lomonossoffs Geburtsort). Die Statue, ohne die Hemisphäre, bekommt eine Höhe von drei Arschinen und zwei Werschoks, und ruht auf einem granitenen Fußgestell, worauf der Name Lomonossoff mit goldenen Buchstaben eingegraben werden soll. Die Höhe des Ganzen mißt 7½ Arschinen.

°

Die Zahl der sämmtlichen Wähler in Frankreich wurde bei den letzten Wahlen auf nahe neunzigtausend angegeben. Es soll jetzt ernstlich die Rede davon seyn, den Wahlcensus von dreihundert auf zweihundert Franken direkter Steuern herabzusetzen; und man hat bereits im Departement der Ober-Garonne berechnet, daß in Folge hievon die Anzahl der Wähler dieses Departements auf 3400 steigen, oder etwa um 1600 gegen früher sich vermehren würde. Dürften wir dasselbe Verhältniß für ganz Frankreich zu Grunde legen, so würde sich die Anzahl der Wähler von 90,000 auf 170,000 vergrößern. Eine solche Vergrößerung ist an sich bedeutend genug; allein immer erscheint die Zahl der politisch Bevorrechteten nur gering im Verhältnisse zur Gesammtbevölkerung des Landes und zu den anderthalb Millionen Nationalgardisten, unter deren bewaffneten Schutz die politischen Rechte und Vorrechte gestellt worden sind.

°

Ein französisches Blatt erklärt jede Vergleichung des Westminsters zu London mit dem Pantheon zu Paris für eine Versündigung an der Ehre der französischen Nation, und behauptet, daß in England Alles — auch der Ruhm nach dem Tode — nur für Geld zu haben sey. Zum Beweise dieser Behauptung verweist es unter Andern auf folgende Thatsache: Der berühmte englische Chemiker, Humphrey Davy, war bekanntlich zu Genf gestorben. Der Leichnam wurde in der Hauptkirche der Stadt unentgeldlich beerdigt, allein die Witwe wollte den Namen ihres Mannes in dem Marmor von Westminster eingegraben sehen. Das Kapitel willigte sehr gern ein, und ließ im Pantheon zu London eine Marmortafel von 3 Fuß 6 Zoll Länge, 2 Fuß 6 Zoll Höhe und 3 Zoll Dicke errichten, mit dem Namen des ausgezeichnetsten Chemikers, den England je hervorgebracht hatte. Folgendes ist die Rechnung, welche dafür Davy's Witwe berichtigen mußte: Für den Platz, welchen die Tafel einnimmt, 120 Pf. St., für weitere Kosten 22 Pf. St., im Ganzen gegen 3580 Fr. nach französischem Gelde.

°

Die raschen Wechsel unserer Zeit führen sonderbare Spiele des Zufalls herbei. Zu dem kürzlich wieder abgetretenen Finanzminister, Baron Louis, kam unter den zahlreichen Bewerbern, die bei der neuen Regierung Stellen suchten, Einer, der seine Ansprüche auf eine Absetzung gründete, die er durch seine politischen Ansichten unter den Bourbons bewirkt hatte. „Können Sie mir Beweis liefern?“ fragte der Minister. „„Ja, hier ist mein Entlassungsdekret.““ „Gut, wir wollen sehen“, sagte Se. Excellenz, indem sie die Brille auf die Nase setzte und las, wie folgt: „„Mein Herr, es thut mir leid, Ihnen anzeigen zu müssen, daß die Verwaltung in Erfahrung gebracht hat, daß Ihre politischen Meinungen mit denen der Regierung nicht übereinstimmen. Ihre Anstellung in dem Departement der Finanzen ist daher mit diesem Tag zurückgenommen. Ich habe die Ehre ꝛc.

Finanzminister Baron Louis.““

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 338. 4 Dezember 1830.

Reise in Japan.

8. Besuch mehrerer Städte. Rückkehr an den kaiserlichen Hof.

Den Tag vor Weihnachten reiste ich von Meako ab und begab mich nach Farime, das beinahe mit den Vorstädten jener Stadt zusammenstößt. Farime war der Sitz der Kaiser von Japan bis zur Regierung des jetzigen Kaisers, der seine Residenz nach Zurunga verlegte. Die Straßen sind enger, als die der andern Städte des Reichs; sonst aber steht die alte Hauptstadt den letztern an Pracht keineswegs nach. Ich begab mich in das Haus der Franciskaner — und es gereichte mir zu großem Troste, die Schaar der Gläubigen zu sehen, welche der Feier des Hochamts beiwohnten. Die meisten empfingen das heilige Abendmahl mit nicht weniger Inbrunst, Thränen und frommer Hingebung, als die eifrigsten Christen meines Vaterlandes.

Auf einem Flusse, von fast gleicher Breite, wie der Guadalquivir bei Sevilla, schiffte ich mich zu Farime nach der zehn Meilen abwärts gelegenen Stadt Usaka ein. Ich brachte einen Tag mit dieser Fahrt zu und unterhielt mich sehr angenehm mit dem Anblick der unzählbaren Menge von Fahrzeugen, welche, mit Waaren und mit Reisenden beladen, den Fluß auf- und abschwammen. In Usaka wohnte ich gleichfalls bei den Vätern Franciskanern; doch finden sich daselbst auch Dominikaner und Jesuiten. Diese Stadt schien mir die schönste von allen, die ich in Japan gesehen hatte. Sie hat nahe eine Million Einwohner. Ihre Häuser sind regelmäßig zwei Stockwerke hoch. Die Stadt liegt am Ufer des Meers, das ihre Mauern bespült und sehr fischreich ist. Zwei Meilen von Usaka liegt die Stadt Sasay. Ich habe sie nicht gesehen, weiß jedoch, daß sie eine Bevölkerung von 400,000 Seelen hat.

In Usaka schiffte ich mich in einem Fahrzeuge ein, das man Funka*) nennt, und das etwa von der Größe derjenigen ist, die man zu Sevilla sieht. Ich nahm meine Richtung nach der Provinz Bungo. Es ist dieß der Weg von Nangasaki, wo sich eine portugiesische Niederlassung mit einem Bischofe befindet. Dieser Letztere hat seitdem den Märtyrertod erlitten. Die Ueberfahrt wird regelmäßig in zwölf bis vierzehn Tagen bewerkstelligt; man schläft jedoch fast jede Nacht auf dem Lande, und hat auf diesen Küsten von widrigen Zufällen wenig zu befürchten. Ich sah mehrere artige Städte, jedoch weniger bevölkert als diejenigen, welche ich bereits durchreist hatte.

Wenige Tage nach meiner Ankunft zu Bungo wurde auf kaiserlichen Befehl jene unglückliche Gallione von Macao verbrannt. Der Kapitän derselben, der beschuldigt wurde, daß er mehrere Japanesen unter einem nichtigen Vorwand (was leider wirklich der Fall war) an Bord seines Schiffs habe hängen lassen, hatte sich geweigert, sich vor den Landesgerichten zu rechtfertigen; und was seine Sache noch mehr verschlimmerte, war der Umstand, daß sich unter den hingerichteten Japanesen zwei Abgesandte des Kaisers von Japan an den König von Siam befanden. Die Befehle des Kaisers wurden von den japanischen Soldaten und Artilleristen mit ausgezeichneter Tapferkeit vollzogen. Ungeachtet des tapferen Widerstands des Kapitäns und seiner Mannschaft bemächtigten sich die Japanesen durch Enterung des Schiffes, und nahmen und verbrannten dasselbe. Ich hatte mich für diesen unglücklichen Kapitän beim Kaiser verwendet; und dieser war gnädig genug, mir durch seinen Sekretär Erläuterungen geben zu lassen, die mir bewiesen, daß alles Unrecht auf Seite des Kapitäns der Gallione gewesen. Zugleich ließ mir der Kaiser in einem Schreiben den Wunsch meiner Rückkehr an seinen Hof eröffnen, um die von mir angefangenen Unterhandlungen wiederaufzunehmen, und sich wiederholt über die Bergleute und über die Holländer mit mir zu besprechen. Endlich wollte er auch wissen, ob ich mich des Schiffes, das er mir zu meiner Rückfahrt nach Neu-Spanien angeboten hatte, bedienen wolle. Ueber denselben Gegenstand war bereits von dem ehrwürdigen Vater Ludwig Sotelo, den ich von Meako mit Depeschen an den Hof abgesendet hatte, eine Unterhandlung angeknüpft worden.

Der Kapitän der Sta. - Anna bot mir sein Schiff an, um mich an den Ort meiner Bestimmung zurückzubringen. Allein abgesehen davon, daß dieses Fahrzeug nach einem dreizehnmonatlichen Aufenthalte in jenem Hafen nicht anders als in einem schlechten Zustande sich befinden konnte; hielt ich es den Interessen des Königs, meines Herrn, für entsprechend, die mir durch das Verlangen des Kaisers in Betreff der Bergleute dargebotene Ge-

*) Wahrscheinlich Junta. Ohne Zweifel spricht der Verfasser von den unter dem Namen Junken bekannten japanischen Schiffen.

legenheit zu benützen, um mit Se. Hoheit über die wichtigsten Punkte in Unterhandlung zu treten, namentlich über das Wohl unserer heiligen Religion und über die Vertreibung der Holländer. Aus diesen Gründen entschloß ich mich zur Rückkehr an den Hof von Zurunga. Ich schlug dieselbe Straße ein, und wurde mit gleicher Achtung und gleicher Zuvorkommenheit behandelt.

Wenige Tage nach meiner Ankunft in Zurunga hatte ich Audienz beim Kaiser, der mich mit gewohnter Güte empfing. Ich brachte Sr. Hoheit mein früheres Gesuch in Erinnerung, gab aber meiner Angelegenheit eine andere Form, indem ich zunächst auf die Forderung des Kaisers in Betreff der fünfzig Bergleute willfährig mich erklärte. Sonach versicherte ich Sr. Hoheit, daß ich es über mich nehme, diese Forderung Sr. Majestät und dem Vicekönig von Neu-Spanien vorzulegen. Um jedoch den Erfolg meiner Schritte zu erleichtern, möge mir Se. Hoheit bewilligen, daß die Bergleute die Hälfte der Ausbeute erhalten sollen, und daß die andere Hälfte zwischen dem König Philipp, meinem Herrn und Sr. Hoheit getheilt werde; daß wegen des dem Könige von Spanien zukommenden Antheils Se. M. in Japan Geschäftsführer und Bevollmächtigte solle anstellen dürfen; und daß diese Mönche aller Orden mit sich bringen würden, welchen es gestattet seyn müsse, öffentlichen Gottesdienst zu halten. Ob ich gleich diese letztere Bedingung in den Hintergrund stellte, war sie doch meiner Absicht nach der Hauptzweck dieser Unterhandlung.

(Schluß folgt.)

Die russischen Militärkolonien.

2. Von dem Kolonisten-Bataillon.

(Schluß.)

Es ist den Kolonisten erlaubt, den Ueberschuß ihres Getraides, nachdem ihr Hausbedarf, die künftige Saat und die Magazine versehen sind, zu verkaufen, und damit sie Nichts in diesem Handel beeinträchtige, ist den Offizieren jede Theilnahme daran untersagt. Wird durch Alter und Gebrechen der Kolonist zur Führung seiner Wirthschaft unfähig, so bezeichnet er seinen Nachfolger selbst, dessen Auswahl ihm in allen Klassen der Kolonie frei steht. Wer seinen Haushalt an einen Andern überträgt, muß Das, was er von der Krone besitzt, in aller Form übergeben. Was er durch Fleiß und Industrie sich selbst erworben, ist sein eigen. Nach geschehener Uebergabe kann er fortwährend in dem Hause wohnen. Auch die Wittwen der Kolonisten, wenn sie nicht wieder heirathen, bewohnen wie früher ihre Häuser, doch müssen sie den neuen Besitzern, die sie zu unterhalten verpflichtet sind, bei ihren Arbeiten an die Hand gehen.

Jedes Mitglied der Kolonie wird unentgeltlich in dem Hospital verpflegt.

Unter dem Namen Kantonisten werden alle Kinder männlichen Geschlechts in der Kolonie begriffen. Sie sind in drei Altersklassen getheilt: von der Geburt bis zum siebenten, bis zum zwölften und bis zum achtzehnten Jahre.

Im ersten Alter bleiben sie bei ihren Eltern. Sind es Waisen, so erhält der Kolonist für jeden in seinem Hause einen Rubel monatlich, und wenn Einer das siebente Jahr erreicht, zehn Rubel Gnadengeschenk. Stirbt das Kind vor diesem Alter, so fällt diese Gabe weg. Die Bekleidung liegt dem Kolonisten ob.

Die Kinder der zweiten Altersklasse werden von ihren Verwandten zu den Feld- und Handarbeiten erzogen, doch giebt der Staat ihnen eine vollständige Uniform, welche jener der aktiven Bataillone gleich ist. Die Kantonisten des dritten Alters machen schon die Militärübungen mit. Sie erhalten Gewehre und ausgemusterte Pulverhörner. Sie besuchen die Kompagnieschulen und lernen verschiedene Handwerke. Vierzig der Geschicktesten unter ihnen werden zu Unteroffizieren ausgewählt, worauf schon bei ihrer Erziehung Bedacht genommen wird.

Vom achtzehnten bis zwanzigsten Jahre werden diese Kolonisten dem Reserve-Bataillon einverleibt, nachher aber den aktiven Bataillonen, die sich auf solche Art stets rekrutiren. Diejenigen, welche sich nicht zum Militärdienste eignen, müssen sich ausschließlich den Handwerken widmen. Sie werden entweder der Kompagnie der Ouvriers überwiesen, oder dürfen ihren Unterhalt mit Arbeit für die Kolonisten suchen. Sie haben das Recht, die Uniform der Kolonie zu tragen.

Die Töchter werden ebenfalls durch ihre nächsten Verwandten erzogen, und bleiben bis zu ihrer Verheirathung bei ihnen. Sie haben bei ihrer Wahl völlige Freiheit, doch wenn sie sich auswärts der Kolonie einen Mann suchen, muß dieser zur *Hochzeitfeier* eine bestimmte Summe für die Erziehungskosten *seiner Braut an* die Verwaltung bezahlen.

Alles, was die Bildung der Kantonisten betrifft, ist umständlich und genau vorgeschrieben. Es scheint, daß der Kaiser Alexander vorzüglich seine Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand richtete. Man hat die lancastersche und die pestalozzische Methode eingeführt, um die Leute zu gewöhnen sich mit Klarheit und Leichtigkeit auszudrücken. Sie erlernen ihre Muttersprache, die Anfangsgründe der Rechnungskunst, der Geometrie, Zeichnen und Singen. Ein religiöses und moralisches Betragen und die Entwickelung ihrer geistigen und physischen Kräfte wird sehr berücksichtigt. Gymnastische Uebungen sind angeordnet. Die Zöglinge der zweiten Altersklasse werden außerdem in mehreren Handarbeiten, als Körbe flechten, Kisten machen, Bücher binden &c., geübt. Die Kinder von zwölf Jahren werden zur Erlernung von Handwerken angehalten und müssen Schneider, Schuster, Tischler, Maler, Wagner &c. werden. Das Geld, welches sie damit verdienen, wird ihnen als eine Zulage überlassen, oder auf die zum Unterricht bestimmten Gebäude verwendet. Auch giebt es eine Mädchenschule, worin Lesen, Schreiben, Religion und Handarbeiten gelehrt werden.

Die Durchsicht dieser Vorschriften, die Sorgfalt, mit welcher man in alle Einzelheiten einging, geben zu erkennen, wie sehr Alexander wünschte die Anlagen seines Volkes zu entwickeln, seinen Geist zu bilden — mit Einem Wort, es umzuschaffen — und der Freiheit würdig zu machen, was ohne Zweifel der geheime Wunsch dieses Fürsten war.

3. Von dem Reserve-Bataillon.

Dieses Bataillon ist zusammengesetzt aus Unteroffizieren, einer bestimmten Anzahl alter Soldaten, und Kantonisten, die mit achtzehn

Jahren eintreten, und im zwanzigsten zu den aktiven Bataillonen kommen. Das Bataillon erhält eine Fahne. Die Kantonisten leben bei ihren Eltern oder im Fall sie Waisen sind, bei andern Kolonisten; bei welchen auch die alten Soldaten wohnen. Beide nehmen an den Feldarbeiten in jenen Stunden Theil, die nicht den Militärübungen gewidmet sind. Die Unteroffiziere wohnen besonders und der Staat verköstigt sie. Das ganze Bataillon ist gleich den aktiven uniformirt. Jeder Kantonist erhält zwei und einen halben Silberrubel für Proviant jährlich, sonst keinen Sold. Zwei Wagen zum Führen der Patronen eingerichtet und zwei zu sonstigem Gebrauch werden dem Bataillon von dem General-Kommissariat geliefert. Wenn die aktiven Bataillone ins Feld rücken, werden alle Rekruten, welche die Kolonie stellen kann, gekleidet, bewaffnet und in dem Reserve-Bataillon eingeübt. Die Hälfte desselben rückt mit dem Regimente aus. Sie wird dann mit der halben Reserve eines andern Regiments derselben Brigade zu einem Bataillon vereinigt.

Literarische Chronik.

Englische Almanache.

Wenn wir Deutsche uns rühmen, in England die Almanache eingeführt zu haben, so müssen wir uns doch gestehen, daß die Vorbilder in mancher Hinsicht hinter ihren Nachbildern zurückgeblieben sind. Nachdem wir auf den Vorzug der künstlerischen Ausstattung, aus Respekt vor dem britischen Geld, freiwillig verzichteten, scheint es fast, wir wollen ihnen auch in dem poetischen Wettkampf die Palme nicht mehr streitig machen. Einen Almanach sollte man sich als ein anmuthiges reiches Landschaftsgemälde denken, das, während man Winters am einsamen Kaminfeuer sitzt, dem Beschauer in einer bunten Reihe farbiger Lebensbilder eine immer frische geistreich heitere Erholung gewährt; dann müßte derselbe aber auch freilich etwas Mehr in seinen Goldrahmen schließen als drei oder vier Stück Novellen, womit die meisten unserer Taschenbücher fertig sind; gar Nichts davon zu sagen, daß diese Novellen sich meist weder durch Schreibart noch durch Darstellung und Erfindung sonderlich auszeichnen, und eben nicht nöthig hätten, wie sie zu thun pflegen, sich gegen ihre lafontainschen Vorgänger und Konsorten so vornehm zu gebehrden. Haben unsere Buchhändler dem Publikum Nichts zu bieten als einige langweilige Romane, so mögen sie immerhin das Velinpapier und den Goldschnitt sparen; für solche Waare ist das beliebte Löschpapier gut genug. Wenigstens hoffen wir, daß die gute Leserwelt sich durch die brillanten Titel, wofür die Lieferanten nach und nach das ganze Blumenrevier ausgeplündert haben, nicht lange mehr verführen lassen wird, um solche Leihbibliothekenartikel theuer zu bezahlen. Die poetische Mannichfaltigkeit müssen wir den deutschen Taschenbüchern größtentheils absprechen, wie sie auf der andern Seite an prosaischer Einseitigkeit leiden; nicht so die englischen: hier durchkreuzen sich Gedichte, Mährchen, Fabeln, Apologen, Sagen, historische Erinnerungen, Schilderungen der Sitten in Erzählungen und Novellen, in Ergüssen des Humors und der Satire, in Phantasie und Wirklichkeit, und die ersten Schriftsteller der Nation erachten es nicht unter ihrer Würde, einen so glänzenden Literaturzweig zu bereichern.

The Amulet; a Christmas and Literary Remembrancer. Edited by Mr. S. C. Hall. London 1831. Westley and Davis.

The Iris, a Religious and Literary Offering. Edited by the Reverend Thomas Dale. London 1830. S. Low; Hurst, Chance and Co.

Wir beginnen unsere Musterung mit dem Amulet, das, obwohl nicht das berühmteste unter seinen Nebenbuhlern, doch zu den vorzüglichsten derselben gehört. Es scheint dieses Jahr seinem Titel als christliches Taschenbuch nicht ganz getreu geblieben zu seyn; was wir ihm indeß nicht übel nehmen, da es uns sonst manche werthvolle Gaben nicht gebracht haben würde. Unter den verschiedenen Schriftstellern, die es mit Beiträgen beehrt haben, begegnen wir sehr bekannten Namen, wie Charles Macfarlane, von dem die sieben Kirchen; Croly, von dem eine arabische Legende; James Montgomery, von dem ein Aufsatz über das Thema: „die Heimath ist die Welt"; Carne, von dem die „orientalischen Sagenerzähler" sind. Außer diesen, um zahlreicher Gedichte von Hogg, Atkinson, Hollings ꝛc. nicht zu gedenken, nennen wir noch den Geschichten eines Gecken, die Falkenjagd in Hindustan, der römische Kaufmann, die Dispensation (eine irische Erzählung), zum Beweis, daß der christliche Titel dieses Taschenbuchs keinen frömmelnden Geist bedingt. Doch wird man Dieß noch besser aus der Probe ersehen, die wir aus „den sieben Kirchen" mittheilen.

„Die Annäherung zu der alten und zerfallenen Stadt Pergamus ist so eindrucksvoll, als sie nur seyn kann. Nachdem ich über den Caicus gesetzt hatte, blickte mir über drei ungeheure Grabhügel her, welche mich an die auf den Ebenen Troja's erinnerten, das türkische Pergamus mit seinen schlanken Minarets und seinen noch schlankern Cypressen entgegen; an den niedern Abhängen und am Fuß des Berges lag die Stadt, über ihr erhob ihre kühnen grauen Brauen die Akropolis, jetzt umschlossen von den unförmlichen Massen eines barbarischen Kastells, einst geziert mit einem herrlichen griechischen Tempel. Als ich näher kam, traten die hohen stattlichen Mauern vormaliger christlicher Kirchen vor mein Auge, die Stirne runzelnd in ihren Ruinen; und als ich endlich einzog in der weiland glanzvollen Hauptstadt eines blühenden Staates durch die mit elenden Schoppen besetzte Straße und den Pfuhl von Koth, der sie bedeckt — da ritt ich mit stillem Grauen unter den riesenhaften Wänden der entwürdigten Gebäude hin. Ich möchte es nicht auf mich nehmen, zu behaupten, daß diese Ruinen der urchristlichen Zeit angehören, vielmehr, nach ihren prachtvollen Dimensionen, dem Styl und der Dauer ihrer Architektur und andern Umständen zu schließen, bin ich geneigt, sie — mehrere Jahrhunderte später als die Apostel — in eine Periode zu versetzen, als das Christenthum nicht mehr ein verachteter und unterdrückter Glaube, sondern die anerkannte Religion eines großen Reichs war. Doch freute es mich, meine Ansicht einem armen Griechen mitzutheilen, der mich versicherte, daß eine der Ruinen — eine unermeßliche Halle mit langen Fenstern, einer Nische an beiden Enden und einem ungeheuern Eingang — die Stelle der ersten christlichen Kirche in Pergamus einnehme; auch ist es gar nicht unwahrscheinlich und ganz mit dem Charakter der Menschen in Einstimmung, daß die griechischen Christen diese Stätte sich merkten und in besonderer Verehrung hielten, bis sie einen glänzenden Tempel hinbauen konnten, wo ursprünglich ein niedriges Tabernakel stand. Obgleich diese kirchlichen Denkmäler, welche aus starken Backsteinen gebaut sind, und hin und wieder Steine oder Marmor zu Querbändern haben, gerade als Kunstwerke keine bedeutenden Ansprüche machen können, sondern eher auf eine Zeit des byzantinischen Kaiserthums hinweisen, in welcher der Geschmack bereits verschwunden und die Wissenschaft der Architektur zur Maurerei herabgesunken war; so thut Dieß doch dem Eindruck keinen Abbruch, und als pittoreske Gegenstände stellen sie sich immer dar, von welcher Seite man sie auch sehen mag. Schaute ich nach der Akropolis hinauf und wieder auf sie zurück, so hoben sie sich mächtig in dem Gemälde heraus, und erschienen in ihren Trümmern weit größer als irgend Etwas auf dem Berg; schaute ich aber von der Akropolis hinab, so glichen sie ungeheuren Burgen mitten unter hölzernen Barracken, und reckten, wie Gerippe eines untergegangenen Titanengeschlechts, zürnend, aber noch stolz ihre Häupter über das Elend der jetzigen Einwohner der Stadt empor. Wenn aber Pergamus von den andern Städten der sieben Kirchen sich dadurch unterscheidet, daß hier, was nicht überall der Fall ist, die christlichen Ruinen und der christliche Styl vorherrschen, daß die Gegenstände, auf die der Blick des Reisenden zuerst trifft, und auf denen er am Längsten verweilt, auf's Innigste mit der Geschichte seiner Religion zusammenhängen; so muß er trauern über die Entweihung dieser Tempel, in denen einst der Glaube an Jesus verkündet ward, trauern über die Verfinsterung einer Stadt, über welche das Licht des Evangeliums einst so hell leuchtete. Eine der Kirchen dient einer groben Töpferei zur Werkstätte; eine andere war in einen Kuhstall verwandelt, und die Griechen, diese edlen Bauwerke ihrer Vorfahren vor Augen, deren einige leicht ihrem ersten, heiligen Gebrauch wieder gegeben werden könnten, müssen sich auf eine kleine, niedere, enge, dunkle, selbst halb zerfallene Kapelle unter der Akropolis beschränken. Dieses armselige

Gebäude ist das einzige, in welchem der Name Christus noch ein Echo findet; aber, ach! nur leise und lispelnd darf die Hymne des Preises ertönen, damit das Ohr des fanatischen Muselmanns sie nicht vernimmt; und auch in diesen leisen Stimmen hören wir wenig Anklänge einer sittlichen und geistigen Lebensregung bei den lange unterdrückten und barbarisirten Griechen! Vielleicht war die erste christliche Kirche nicht viel höher als dieses niedere Gotteshaus; allein wie verschieden das Licht, welches es bestrahlte, der Geist, der es beseelte! Nicht ohne eine stolze Rührung sah ich in dieser Kirche von Pergamus einige neugriechische Exemplare des Neuen Testaments, die von Engländern herausgegeben und in London gedruckt waren. Der Anblick drängte in mir einen erstaunlichen Raum historischer Thatsachen zusammen. Als das Evangelium in diesen schönen Ländern gepredigt wurde, was war Britannien? Woher und durch welches Medium von Sprachen gelangte die Kunde von den Worten und Thaten des Sohnes Gottes und seiner Jünger zu uns? War es nicht die griechische Sprache, die uns nicht bloß Alles lehrte, was schön und erhaben in der Dichtkunst ist, sondern uns auch in alle Zweige des menschlichen Wissens einführte, und die breite Grundlage unsers Glaubens wie unserer Bildung legte? Seit der Ausbreitung der heiligen Schrift durch diese vollendete Sprache hatten die Griechen aufgehört zu reden wie ihre Vorfahren, und die Schulen des fernen Britanniens besaßen die Schlüssel zu den alten Schätzen, die sie verloren hatten. Ungefähr vor einem Jahrhundert übertrug ein griechischer Mönch aus Gallipolis die Schrift aus dem Althellenischen, welches seine Landsleute nicht mehr verstanden, in den neugriechischen, oder wie sie sagen, den romaischen Dialekt. Eine unansehnliche Auflage ward davon gedruckt und ausgegeben; Mehr in der Sache zu thun hinderten Armuth und Tyrannei, und im Verlauf der Jahre veränderte sich die Sprache so, daß das Idiom des gallipolitanischen Papas in manchen Fällen nicht mehr verständlich war. So geschah es denn, daß England, welches inzwischen unermüdlich auf der Bahn zum Bessern fortschritt, seiner Lehrerin, Griechenland, einen Theil seiner lange stehenden Schuld entrichten konnte. Englischen Bemühungen und englischen Pressen verdankt Griechenland eine durchgesehene, verbesserte und der jetzigen Sprache angepaßte Ausgabe; durch die Presse, diese wundervolle Maschine des Guten und Bösen, welche die Griechen vor Alters nicht kannten und von der sie Nichts ahneten, lieferte England — eine barbarische, kaum bemerkte Insel am Rand des Horizonts — Tausende von Exemplaren des Buchs des Lebens den Gegenden, von welchen dieser unschätzbare Schatz in die Welt ausging. Wahrlich eine glorreiche Erstattung, und eine, die, wie ich hoffe, dauern soll, bis es uns gelungen seyn wird, die Segnungen der Civilisation, der Tugend und der Religion einem Volk wieder zu schenken, und damit dem Verdienst seiner Vorfahren den Tribut der Dankbarkeit zu zollen."

Für die Freunde des Englischen und zugleich als Probe des in den poetischen Beiträgen, worin meist der leichten Gattung des Lieds gehuldigt wird, waltenden Geschmacks, mag ein kleines zartes Gedichtchen von Miß Jewsbury hier eine Stelle finden:

She's on my heart, she's on my thoughts
At midnight, morn and noon,
December's snow beholds here there
And there the rose of June.

I never breathe her lovely name
When vine and mirth go round,
But oh, the gentle moonlight air
Knows well the silver sound!

I care not if a thousand hear
When other maids I praise,
I would not have my brother by,
When upon her I gaze.

The dew were from the lily gone,
The gold had lost its shine,
If any but my love herself,
Could hear me call her mine!

Wem fällt nicht das bekannte deutsche Volkslied ein: „Du, du liegst mir im Herzen ꝛc."

Was den künstlerischen Theil des Amulets betrifft, so gereicht derselbe den Herausgebern zur Ehre. Es ist eine hübsche Sammlung von Kupferstichen nach Originalien mitunter berühmter Meister, wie Thomas Lawrence und Martin. Nach dem Erstern ist das Bildniß der Gräfin Gower mit ihrem Kind; nach dem Letztern eine Darstellung der Auferstehung. Die andern Kupferstiche sind: Die Waisen, Cromwell zu Marston Moor, die Fiorentinerin, Anne Page, die Dorfkönigin, Florenz von der Chiesa al Monte aus, Sonnenuntergang, das Legat, die Korsarenbraut.

Von dem zweiten oben angeführten Almanach, der sich das Prädikat „christlich" beigelegt hat, läßt sich nicht Viel sagen. Es ist ein ziemlich mittelmäßiges Erzeugniß. Die biblischen Erzählungen, die er enthält: Nathan und David, der Berg Moria, Abraham haben den einfachen Bibelton ganz verfehlt, wie allen Denen begegnet, welche die heilige Schrift verbessern wollen.

Vermischte Nachrichten.

Der französische Generalkonsul in Mexiko, Cochelet, schreibt unterm 27 Juni d. J. an Hrn. Jomard in Paris, daß in dem Staate Oaxaca über das Souterrain, woselbst nach dem Zeugnisse des Frater Burgoa die Ruinen des Palasts von Mitla sich befinden sollen, auf Befehl der Oberregierung Nachforschungen angestellt werden. Die Regierung hatte versucht, die ungeheuern Felsen zu sprengen, welche, wie man glaubte, den Eingang zu dem Souterrain verwehren; allein es ließ sich Nichts entdecken, so daß man fürchtet, die ganze Geschichte möchte eine bloße Fabel seyn. Die Arbeiten werden indessen eifrig fortgesetzt. Aus demselben Schreiben erfährt man von einer Karawane, die am 7 November v. J. nach Neumexiko abging: Sie kam durch Wüsten, die bis dahin unbekannt waren, und verkehrte mit verschiedenen Horden, den Payucha, Norices, Aguseradоs, Garroteras, Ayatas und Turállenos. Die Eingebornen begingen keine Feindseligkeiten; der Anblick der Pferde schien ihnen auffallend (was man kaum glauben sollte, da am Missuri und Arkansas alle Indianer beritten sind). Am 31 Januar erreichte die Karawane die Mission St. Gabriel in Californien, und bis zum 1 Mai wurde sie zurückerwartet. Die Karawane hatte leider einen bloß merkantilischen Zweck und bestand aus Personen ohne wissenschaftliche Bildung; da jedoch der Weg ein Mal geöffnet ist, so dürften wohl interessante Verbindungen mit dem Norden von Mexiko die Folge seyn.

Die Limaer Zeitung vom Januar 1828 liefert eine Beschreibung von mehreren peruanischen Alterthümern. Drei Figuren sind von Gold und, wie es scheint, mit dem Hammer geformt; von Löthung keine Spur. Die erste und zweite stellen eine nackte Frau von Gesicht und Profil mit geflochtenen Haaren dar. Sie messen zwei Zoll zwei Linien in der Länge, sieben Linien in der Breite, und wiegen einen Castillan. Die dritte, ein sitzender Indianer mit einem Tuch um den Kopf, das auf die Schultern herabfällt und mit einem Bande befestigt ist, hat eine Länge von sechs Zoll acht Linien, eine Breite von drei Zoll sechs Linien und ein Gewicht von einer Unze. Sie gehört Don Pio Tristan, der sie in Cuzko in einem Grabe (huaca) fand. Die beiden folgenden Figuren, von massivem Silber und gegossen, zwei nackte Indianer mit Jagdmützen, die Hände über der Brust gekreuzt, Coco kauend, sind zwei Zoll sieben Linien lang, sieben Linien breit und je ungefähr zwei Dollars werth. Man behauptet, diese Figuren seyen Abbildungen von Priestern eines indianischen Stammes, Opas genannt, die als Orakel befragt worden seyen; wahrscheinlicher aber ist, daß es Bilder von Götter waren, die sie bei ihren großen Festen der Sonne, ihrer Hauptgottheit, darbrachten. Eine sechste aus schwarzem Thon gearbeitete Figur endlich, eine sitzende Frau, mit den Händen auf den Knien, großen Ringen in den Ohren und einer Art Plattmütze auf dem Kopfe, worüber sich eine Röhre mit nach Oben gehender Mündung erhebt, gleicht ganz den egyptischen Statuen *).

*) Das Nähere im Memorial de ciencias naturales y de industria nacional y estranjera, redactado por M. de Rivero y N. de Pierola. Nro. 1. Diciembre 1827.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 339. 5 Dezember 1830.

Bericht des franz. Abgeordneten Beranger über die Abschaffung der Todesstrafe. *)

Der Vorschlag des Hrn. Viktor von Tracy bringt die höchste Frage der Gesetzgebung und der Philosophie, welche einer berathschlagenden Versammlung vorgelegt werden kann, in Anregung:

Wie weit erstreckt sich für die Gesellschaft das Recht zu strafen?

Was wird, wenn diese Frage im Sinne des Verfassers des Vorschlages gelöst ist, geschehen?

Wird man sich auf die Aufstellung eines Prinzips beschränken, oder wird man das Prinzip sogleich — sey es nun theilweis oder in seiner Allgemeinheit — in unsere Gesetze übertragen?

In der Gesetzgebung eines Volkes ist Alles verbunden, Alles verkettet: die Abschaffung einer einzigen ihrer Verfügungen kann und muß beinahe immer eine Modifikation in der Gesammtheit des Systems nach sich ziehen.

Die Todesstrafe ist, wenn ich nicht irre, in 36 verschiedenen Artikeln unseres Straf-Gesetzbuches ausgesprochen; sie ist bei uns der letzte Grad der Strafbarkeit: man erwartet ohne Zweifel nicht, daß es für die zahlreichen Verbrechen, auf welche sie angewendet wird, fortan keine Hemmungs-Mittel geben sollte: man muß sie daher durch ein anderes System ersetzen; denn Etwas zerstören, ohne es wieder aufzubauen, würde Unvernunft seyn.

Will aber die Kommission dieses System in seinem großen Ganzen darstellen, so muß sie hoch genug gestellt seyn zu einer Arbeit, welche so viele Nachforschungen, die Vereinigung so vieler Urkunden erfordert. Sie hat Dieß nicht von sich geglaubt. Höchstens mochte sie gedacht haben, daß die Kammer von heute an den Weg einschlagen könnte, welchen der Verfasser des Vorschlages ihr angewiesen hat; sie mochte Dieß gewünscht haben, weil sie es für nützlich hält, daß das Prinzip der Aufhebung der Todesstrafe augenblicklich auf einige von den Fällen angewendet würde, über welche in allen Gemüthern nur Eine Stimme zu herrschen scheint; man hätte auf diese Art die allmälige Verbesserung unseres Straf-Systemes begonnen. Allein die Kommission ist auf Schwierigkeiten gestoßen, welche sie entzweien; sie konnte sich nicht über die Annahme einer kleinen Anzahl von Artikeln verständigen, deren Zweckmäßigkeit gleichwohl von allen Mitgliedern anerkannt wird. Sie hielt sich sofort an den Gedanken, Ihnen ihre Meinung über den Vorschlag an sich, über die Zeitgemäßheit desselben, über die unmittelbare Anwendung, die sein einmal zugestandenes Prinzip zu erhalten fähig seyn dürfte, auszudrücken, und sich auf die Aeußerung des Wunsches zu beschränken, die Regierung möchte sich allmälig und unverzüglich mit Einführung desselben in unsere Gesetzgebung beschäftigen.

Die Minderzahl der Kommission hat lebhaft bedauert, daß die Schwierigkeiten, auf die sie gestoßen, die Kammer eines nähern und bestimmtern Resultates beraubten, welches sie ohne Zweifel erwartete und das vielleicht ihrer gerechten Ungeduld entsprochen haben würde.

Die seit einigen Jahren schon so vielfach verhandelte Streitfrage über die Todesstrafe macht es nothwendig, tiefer einzugehen, und erfordert eine genaue Untersuchung des Straf-Rechts.

Bei der Entstehung der Gesellschaften war — wie in unsern Tagen — dieses Recht kein anderes als das der Vertheidigung: nur daß demselben je nach dem höhern oder niedern Grad der Civilisation mehr oder minder weite Grenzen gesteckt wurden: Die Ausübung desselben ward mehr oder weniger durch die Beweggründe des Hasses gegen den Straffälligen bestimmt. Daher rührte in jenen Zeiten die Strenge der Strafen, daher die Schauderhaftigkeit der Hinrichtungen.....

Dieses Vertheidigungsrecht kann der Gesellschaft eben so wenig, wie den einzelnen Individuen derselben streitig gemacht werden.

Allein je nach dem Zeitalter der Nationen waren verschiedene Vorstellungen damit verknüpft; gleich Anfangs hat sich ein Gefühl der Rache damit verbunden. Das Gesetz der Wiedervergeltung war vielleicht das erste, das die Nationen kannten. Blut um Blut, Grausamkeit um Grausamkeit, waren die ersten Vorschriften der distributiven Gerechtigkeit

Auf diese Weise hielt man es nicht für genug, den Verbrecher, wenn man seiner habhaft geworden, zu hindern, weiter zu schaden; noch weniger aber gab man sich die Mühe, ihn

*) Noch hat, unsers Wissens, kein deutsches Blatt diesen am 6 Oktober erstatteten Bericht vollständig angeführt, wohl aber hat derselbe in Deutschland großes Interesse erregt, und bereits den Deutschen zu eigenen Aufsätzen Veranlassung gegeben; wir halten daher die Aufnahme desselben in unser Blatt für passend.

zu bessern; man schlug ihn, man marterte ihn, man nahm für das Böse, das er gethan, an ihm Rache. Man setzte überdieß vielen Werth auf die Macht und den Einfluß des Beispiels, man nahm an, der Anblick einer schauderhaften Hinrichtung werde mit Schrecken erfüllen und Abscheu vor ähnlichen Verbrechen einflößen.

Lange Zeit hat die Gesellschaft diese Ansichten beibehalten; an vielen Orten läßt sie sich noch von denselben leiten; täglich hört man noch wie geistreiche Männer der rächenden Justiz Lobsprüche ertheilen.

Inzwischen konnte die Philosophie die Welt nicht aufklären, ohne ihr Licht auch auf Gegenstände strahlen zu lassen, welche die kostbarsten Interessen so nahe angingen. Sie hat untersucht, worin dieses Recht der Vertheidigung bestehe; bevor sie dasselbe in dem gesellschaftlichen Vereine betrachtete, hat sie es an jedem Individuum erwogen. Konnte sie wohl finden, daß es etwas Mehr gebe, als das Recht, den Angriff zurückzuschlagen, und den Angreifenden in die Unmöglichkeit zu versetzen, ferner zu schaden? Wenn der Feind niedergeworfen, gefangen ist; wenn er nicht mehr schaden kann, empören sich dann nicht alle Gefühle bei der Vorstellung, noch weiter zu gehen? Man hat allgemein gesagt, es verhalte sich mit der Gesellschaft eben so; sie könne nämlich wenn sie sich des Schuldigen bemächtigt und ihn wehrlos gemacht habe, eben so wenig, als das Individuum, sich ein Recht zueignen von dem sie die Nothwendigkeit ableite grausam und barbarisch zu seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Reise in Japan.

8. Besuche mehrerer Städte. Rückkehr an den kaiserlichen Hof.

(Schluß.)

Später sagte ich noch, da Se. Hoheit der Kaiser der vertraute Freund des Königs Philipp sey, so dürfe er nicht erlauben, daß die Holländer, die geschworenen Feinde meines Königs, in seinen Staaten sich festsetzten oder unter irgend einem Vorwande daselbst anlandeten. Ich setzte hinzu, wenn durch Zufall, oder aus irgend einem andern Grunde, dem König von Spanien oder dessen Unterthanen gehörige Schiffe nach Japan kämen, so müsse der Kaiser ihre Sicherheit gewährleisten, ihrer Mannschaft und ihrer Ladung eine Schutzwache geben, und die Spanier wie seine eigenen Unterthanen behandeln lassen. Weiter verlangte ich, wenn der König, mein Herr, in den Häfen von Japan Schiffe und Galeeren erbauen wolle, um sie nach Manilla zu senden; oder wenn er den Ankauf von Kriegs- oder Mundvorrath für seine dortigen Festungen beabsichtige, daß alsdann zu diesem Zwecke Geschäftsführer und Bevollmächtigte nach Japan gesendet werden könnten, und daß diesen der Ankauf ihres Bedarfs für die laufenden Preise zu gestatten sey. Endlich forderte ich auf den Fall, daß der König von Spanien einen Gesandten an den Kaiser von Japan schicke, daß derselbe mit allen dem Stellvertreter eines so großen Monarchen schuldigen Ehren und Auszeichnungen empfangen werde.

Diese Bedingungen stimmten nahe mit der officiellen Note überein, womit ich den ehrwürdigen Pater Ludwig Sotelo beauftragt hatte. Der Kaiser antwortete mir, daß er dieselben sämtlich annehme, mit Ausnahme des die Holländer betreffenden Punktes, da er mir hierin ohne Wortbrüchigkeit im Augenblicke unmöglich genügen könne. Um mich indessen von der Aufrichtigkeit seiner Absichten zu überzeugen, und mir eine Gewähr seiner Redlichkeit zu geben, beschloß der Kaiser die Absendung eines Botschafters mit reichen Geschenken für Sr. Maj. und für den Vicekönig von Neu-Spanien. Er lud mich ein, ihm einen der in Japan wohnenden Mönche zu bezeichnen, um in seinem Namen diesen Auftrag zu erfüllen. Meine Wahl fiel auf den ehrwürdigen Bruder Franciskaner, Alonso Munor. Der Kaiser vertraute jedoch mir selbst die Depeschen und die Geschenke an. Se. Hoheit überließ mir ein Schiff und zu dessen Ausrüstung eine Summe von 4,000 Dukaten. Er bevollmächtigte mich, dasselbe zu verkaufen und ihm den Belauf der Summe in spanischen Waaren nach meiner Auswahl zuzusenden. Ich nahm Abschied von diesem Monarchen, nachdem ich ihm für alle Gunst, womit er mich überhäufte, gedankt hatte. Se. Hoheit gab mir noch Depeschen für den Prinzen, seinen Sohn, durch dessen Residenz meine Reise mich führte. Auch dieser schrieb einen Brief an den König, meinen Herrn, und gab mir für Se. Maj. ein kostbares Geschenk mit. Ich ließ das Schiff St. Bonaventura ausrüsten, auf dem ich mich den 1 August 1610 einschiffte. Den 27 des folgenden Monats Oktober nach einer besonders glücklichen Ueberfahrt über das Südmeer, langte ich im Hafen Matanchel in Californien an.

9. Allgemeinere Bemerkungen über Land und Volk.

Ich endige diesen Bericht mit einigen Bemerkungen, die ich während eines beinahe zweijährigen Aufenthalts in Japan machte, nur wenige Jahre vor der unseligen Vertreibung der Christen aus diesem Reiche, nach dem Tode des Kaisers, der mich so günstig aufgenommen, und unter der Regierung seines Sohns, der mich nicht weniger gütig behandelt hatte. *) Dieses Unglück wäre vielleicht nicht erfolgt, hätte der Rath von Kastillien die ihm zugeschiedenen Aktenstücke, welche sich auf die von mir angeknüpfte Unterhandlung bezogen, sorgfältiger geprüft und dem Könige darüber Rechenschaft abgelegt. Ich darf wohl glauben, daß der neue Kaiser weniger leidenschaftlich und grausam gegen die Christen gehandelt haben würde, wären die Bande einer engen Freundschaft zwischen beiden Reichen erst mehr befestigt worden.

Indem ich auf meinen Gegenstand zurückkomme, muß ich zunächst bemerken, daß der Punkt der japanischen Küste, wo das Dorf Jubanda, der Ort meines Schiffbruchs, liegt, und welcher auf den Seekarten mit 33½° bezeichnet ist, eigentlich unter 35½° fällt. Die Inseln, welche dieses Reich bilden, dehnen sich über den 16° Grad aus; wie ich Dieß von einem englischen Steuermann, der sich in Folge eines Schiffbruchs seit länger als 2 Jahren in Japan aufhielt, erfahren habe. Der Kaiser, der ihn zu verschiedenen Aufträgen verwendete, schätzte ihn in hohem Grade. Er erzählte mir, daß er bei Gelegenheit einer Sendung in den Norden von Japan zum Zweck der Erhebung gewisser Abgaben, mit seinem Astrolabium die Höhe gemessen und dieselbe über 45°

*) S. d. Vorrede.

gefunden habe; obgleich der Punkt, wo er sich damals befand, von der äußersten Nordgrenze des Reichs noch entfernt lag.

China ist von der japanischen Küste zweihundert, und Korea fünfzig Meilen davon entfernt. Dieses letztere Land, das sehr reich und sehr bevölkert ist, grenzt an China. Der Kaiser Taikosama unterwarf Korea, das er von einem Heere von 150,000 Japanern angreifen ließ. Diese Eroberung wurde leicht bewerkstelligt, da die Bewohner von Korea, durch ihre Reichthümer und durch mannigfaltige Bequemlichkeiten des Lebens verweichlicht, wenig kriegerisch sind. Nach dem Tode Taikosama's ließen dessen Nachfolger ihre Herrschaft allmählig verfallen, bis sie dieselbe endlich gänzlich verloren. Wären durch gegenseitigen Eifer die Verbündungen befestigt worden, deren Gründung ich zwischen dem Könige, meinem Herrn, und dem Kaiser von Japan beabsichtigte, so durfte man die Eroberung Korea's von Neuem versuchen; und dieses Land wäre alsdann ein weiteres Feld geworden, auf welchem der fruchtbare Samen des Evangeliums hätte ausgestreut werden mögen.

Japan zerfällt in eine große Anzahl Inseln, die in sechs und sechzig Provinzen getheilt, und sämmtlich sehr bevölkert und fruchtbar sind. Die Japaner sind weit kriegerischer als die Chinesen, oder die Bewohner von Korea und die andern Nachbarvölker von Manilla. Ihre Waffen sind Feuergewehre, die sie sehr geschickt, obgleich etwas langsam handhaben; sodann die Lanzen und Schwerter, deren ich bereits erwähnt habe; und endlich Artillerie, deren sie sich jedoch in geringer Menge und erst seit sechzig Jahren bedienen. Sie beobachten strenge Kriegszucht. Das Land ist durch uneinnehmbare Festungen, bei welchen die Kunst mit den natürlichen Vortheilen der Lage sich verbindet, gegen jeden Angriff geschützt.

Das Klima gleicht dem in Spanien; doch ist der Winter in der Regel strenger. Man kennt daselbst weder Pest noch Hungersnoth, indem das Klima äußerst gesund ist, und der Verlauf der Jahreszeiten so regelmäßig erfolgt, daß niemals Mißernte eintritt.

(Schluß folgt.)

Franz I, König von Neapel.

Geboren am 19 August 1777 aus der Ehe eines Elternpaars von höchst verschiedenem Charakter, vereinigte der eben verstorbene König von Neapel die Apathie des Königs Ferdinand und die Feinheit der Königin Karoline, die Sorglosigkeit eines Neapolitaners und den umsichtigen, behutsamen Geist einer Oesterreicherin. Seine Erziehung war anfänglich unwissenden und abergläubischen Frauen anvertraut, welche das Bett des jungen Prinzen jeden Abend mit Weihwasser besprengten, und bei Tag ihren Zögling mit Reliquien und Amuletten bedeckten. Dagegen bekam er zu Lehrern gebildete, edeldenkende Männer, durch deren höchst freisinnigen Unterricht der schon mit der Ammenmilch eingesogene Aberglaube zwar nicht gänzlich ausgerottet, aber doch sehr zurückgedrängt ward, und der Prinz in seinen Jugendjahren zu einem Philosophen erwachsen zu wollen schien. Der König erschrak darüber, und Minister wie Acton und Castelcicala zogen gegen Franzens verkehrte Neigungen, wie sie's nannten, mit Heftigkeit los, denselben dem Vater als einen Jakobiner darstellend. Daher eine große Kälte beider Eltern gegen ihren ältesten Sohn, die Diesem bald in einem Grad peinlich ward, daß er vermied, sich vor denselben sehen zu lassen. Dabei fürchtete er sie gleichwohl, und verstand sich daher, um ihr Wohlwollen wieder zu gewinnen, zu religiösen Uebungen und äußern Frömmigkeitsbezeugungen. Im J. 1797 vermählte er sich mit der österreichischen Prinzessin Klementine, Tochter des Kaisers Leopold, welche ihm eine Tochter, die nachmalige Herzogin von Berry, gebar. Nach wenigen Jahren starb diese Gemahlin, die sich bei einer sehr zarten Konstitution durch eine tiefe, bis zur Krankheit gehende Schwermuth ausgezeichnet hatte, an der Lungenschwindsucht, und ließ den Prinzen in einem körperlich und geistig wenig befriedigenden Zustande zurück. Noch war er nicht vollkommen hergestellt, als die Königin ihm eine zweite Ehe, abermals mit einer Erzherzogin von Oesterreich, verschlug. Er jedoch erklärte bestimmt, nicht wieder eine Deutsche heirathen zu wollen. Diese Weigerung, von den Ministern seines Vaters geschickt benützt, zog ihm die erneute Abneigung der Eltern, aber die Gunst der Neapolitaner zu. Der Haß des Hofes gegen ihn sprach sich so unverhohlen aus, daß Gerüchte von Vergiftungsversuchen in Neapel umliefen. Im Jahr 1802 vermählte er sich mit Isabelle, Schwester des jetzigen Königs von Spanien, von welcher er zwölf Kinder, sämmtlich von ausgezeichneter Schönheit hatte. Indessen war die Ehe mit derselben keineswegs glücklich, und namentlich durch Eifersucht von seiner Seite oft unangenehm getrübt, wie überhaupt sein häusliches Leben fortwährend ein unruhiges Bild darbot. Gewaltthätig gegen seine Bedienten, ließ er sich gleichwohl nicht selten bis zu unziemlicher Vertraulichkeit gegen dieselben herab; sparsam bis zum Geiz, knickig in den Ausgaben für sein Haus, warf er ungeheure Summen an die ihn umgebenden Günstlinge weg; gerecht, ja bis zur Kleinlichkeit skrupulös für seine eigene Person, duldete er Diebstahl und Plünderung bei Dienern und Kourtisanen; aufgeklärt und unterrichtet in den moralischen und physikalischen Sphären des Wissens, wählte er Beichtväter von der lächerlichsten Unwissenheit und leerköpfige Sekretäre.

Seltsame Umstände vermehrten noch die Seltsamkeit seines Charakters und Benehmens. Während sein Vater lebte, ward er bei ruhigen Zeiten stets entfernt gehalten; in allen Krisen aber, welche das Königreich beider Sicilien durchzumachen hatte, vertraute man ihm die Regierung. So überließ man ihm zur Zeit der famösen Konstituirung Siciliens, mit den Sicilianern und Lord Bentink in Palermo ins Reine zu kommen, und warf ihn im J. 1820 zwischen die Carbonari und die Oesterreicher. Beide Vikariate tragen dasselbe Gepräge der Gewaltliebe und Schwäche, wodurch sich sein Privatleben auszeichnete, und beurkundeten nebenbei noch eine Hinterhältigkeit, deren man ihn nicht fähig geglaubt hatte. Aber freilich mußte sich diese Eigenschaft in einem schwachen Menschen, der mit zwölf ihm theuern Kindern mitten in gefährliche Verhältnisse hineingeschleudert ward, nothwendig entwickeln, und unglücklicher Weise steigerte sich dieselbe in ihm zu hohem Grad. Doch blieb in seinem Gemüth stets ein Grundzug des bessern Gefühls zurück. So z. B. widerstrebte es seinem Innern nicht, wenn für Rebellen erachtete Menschen in Masse zum Tod verurtheilt wurden; aber im Einzelnen rettete er deren wieder, so viele er konnte. Zur Zeit der englischen und spanischen Konstitution in Sicilien und Neapel begriff er mit einem sehr richtigen Blick in die liberalen Gesetze den ganzen Nutzen, welcher sich aus denselben ergeben würde; aber aus Furcht vor auswärtigen Mächten, vor seinem Vater, selbst vor seinen Ministern verleugnete er seine eignen Gesinnungen, und kompromittirte all die Männer, welche er berufen hatte, um ihm mit ihren Einsichten bei Begründung einer freien Verfassung beizustehen.

Seiner Haltung, nachdem er den Thron bestiegen, gebrach oft die Würde des Königs. Eingeschüchtert von einem fremden Kabinet, dem Einfluß der Diener und der Priester unterworfen, regierte er bloß dem Namen nach; und wenn die unter seinem Vater im Jahr 1799 verübten Gräuel die Herrschaft des Letztern zu einer Zeit des Hasses und des Fluchs bei den Neapolitanern gemacht haben; so drücken die Grausamkeiten, welchen sich der Intendant Matheis und der General Caretto von 1826 bis 1829 unter seinen Augen hingaben, auch seiner Regierung blutige Flecken auf.

Seine Herrschaft war kürzer und unglücklicher als diejenige seines Vaters und seines Großvaters. Er hinterläßt ein getheiltes, demoralisirtes und verarmtes Land; eine in Folge der königlichen Verschleuderungen und der Veruntreuungen des Ministers Ruffo leer gewordene Privatkasse und eine ungeheure Staatsschuld. Man sucht ein Anlehen zu machen, und hat einen unfähigen Finanzminister.

Karl III und Ferdinand IV genossen für sich selbst noch einiges Vergnügen unter den Leiden ihres Volks. Sie hatten Freunde — freilich nicht

sehr würdige. Aber Franz I ward seines durch öffentliche Krisen und seinen unglücklichen Charakter so vielfach bewegten Lebens nicht einen Augenblick froh; er hinterläßt keinen Freund.

Die spanische Camarilla.

Es ist seit lange von der spanischen Camarilla Viel die Rede gewesen, ohne daß ihre Zusammensetzung genauer bekannt wäre. Folgendes ist die kurze Geschichte derselben, die in einer Zeit, wo vielleicht auch der pyrenäischen Halbinsel eine politische Umgestaltung bevorsteht, nicht ohne Interesse seyn wird:

Zum richtigen Verständniß des Worts Camarilla muß man beachten, daß es im königlichen Rathe von Kastilien ein Komité giebt, das mit großen Privilegien und namentlich mit der Befugniß ausgestattet ist, dem Könige die geeigneten Personen für alle höchsten Staatswürden in Vorschlag zu bringen. Dieses Komité nennt sich la Camara (die Kammer) von Kastilien. Der König Ferdinand wurde bald nach seiner Rückkehr im Jahre 1814 von einer kleinen Schaar von Günstlingen umringt, welche ihn damit unterhielten, alles Geklatsch in Madrid zu hinterbringen und die Maßregeln seiner Minister zu tadeln. Es dauerte nicht lange, so mußte man bemerken, daß alle Aemter nur von den Mitgliedern dieser Cotterie vertheilt wurden, und wie überhaupt die Spanier die Beinamen lieben, so nannten sie dieselbe Camarilla oder kleine Kammer, anspielend auf die Kammer von Kastilien, deren Rechte die Cotterie sich angemaßt hatte

Diese Camarilla hat mehrere Veränderungen erlitten. In der Zeit von 1814 bis 1820 bestand sie aus unwissenden Männern von niedriger Herkunft, für welche Ferdinand — vielleicht in der Absicht, das Beispiel Ludwigs XI nachzuahmen — immer eine gewisse Vorliebe gezeigt hatte. Eines der Mitglieder der Camarilla, der berüchtigte Charmorro, war Kutscher gewesen; ein Anderer, Ugarte *), Thürsteher; ein Dritter, Artieda, Bedienter; ein Vierter, Garrido, Schreiber eines Notars u. s. f. Der Pamphletschreiber Mignano, wohlbekannt durch seine unverschämten Ohrenbläsereien, und gegenwärtig selbst ein Mitglied der Camarilla, bezeichnete seine gegenwärtigen Kollegen als „eine Bande von Schälken, die in Madrid für keinen Piaster Kredit gefunden haben würden."

Nachdem sich im Jahre 1820 die Camarilla der Regierung bemeistert hatte, machte sie sich zur dirigirenden Junta für alle gegen die Verfassung gerichteten Verschwörungen. Der Natur der Sache nach waren ihre ersten Mitglieder dieser neuen Aufgabe nicht mehr gewachsen; und sie verstärkten oder ergänzten sich daher durch Aufnahme einiger einflußreichen Männer. Mehrere Personen von Rang und einige Mönche wurden zugelassen. Wie jedoch Ferdinand stets eines Mannes aus dem Pöbel in seinem Konseil bedurfte, so wurde jetzt der Thürsteher Ugarte zum Sekretär der Camarilla ernannt. Zu gleicher Zeit war der Graf de la Puebla zum geheimen Staatsministerium des Auswärtigen, und Ugarte zu dem des Innern berufen worden.

Auf diese Art gründete der König eine geheime Regierung, um die öffentlich bestehende Verwaltung zu stürzen. Vergebens hatte die Partei gehofft, ohne auswärtige Hülfe zum Ziele zu gelangen; ob sie gleich den bekannten Burgos und andere Afrancesados gewonnen hatte, die zur ewigen Schmach ihre Federn und ihr Talent der Vernichtung eines Regierungssystems widmeten, dem sie das Ende ihrer Verbannung und den Triumph ihrer Grundsätze verdankten.

Nach der Vernichtung der Konstitution wurde die Camarilla zur Regierung von Spanien, modificirte sich jedoch nach Zeit und Umständen, so wie nach der Laune des Königs, und war bald ultraroyalistisch, bald gemäßigt, bald sogar halb liberal.

Die jetzige Camarilla besteht aus den schamlosesten Politikern, welche die Welt je gesehen hat. Es ist der Auswurf aller Parteien, welche seit vier und zwanzig Jahren das unglückliche Spanien zerrissen haben. Man zählt darunter Afrancesados, Gemäßigte, und selbst den Communero Regato, der jetzt Direktor der geheimen Polizei Ferdinands ist. Man muß gestehen, daß Ferdinand, wie wenig Achtung auch jene Mitglieder der Camarilla verdienen, dennoch niemals von Männern von größerem Talent umgeben war; und daß der Gang der Dinge ein ganz anderer geworden ist, seitdem sie die Direktion des königlichen Konseils übernommen haben. Auf ihre Eingebung hat der König sein Verfolgungssystem in ein System der Bestechung à la Villèle verwandelt, und zum Unglück ist dasselbe in Spanien besser, als in Frankreich, geglückt. Wie viele Offiziere und Männer von Einfluß haben zu feigem Widerrufe sich bequemt, ehe sie in die Aemter wiedereingesetzt wurden, in welchen wir sie gegenwärtig erblicken. Elend und Schrecken haben sie belehrt, und indem sie ihren verbrecherischen Abfall Mäßigung nennen, kämpfen sie mit gleichem Eifer gegen die apostolische, wie gegen die konstitutionelle Partei.

Die gegenwärtigen Minister stehen mit der Camarilla auf dem besten Fuße. Sie wissen, daß ihre Stellen von der Willkür der geheimen Räthe des Königs abhängig sind, und wollen lieber Werkzeuge, als Opfer seyn. So sind die Afrancesados das größte Hinderniß einer freisinnigen Revolution in Spanien geworden. Burgos, Almenara, Cambronero, Aguado werden einst über den Abfall von ihren Grundsätzen Rede stehen müssen; allein vor allen Andern hat die politische Versunkenheit eines Mignano jeden wahren Freund der Freiheit empört.

*) Gestorben zu Madrid am 7 November dieses Jahrs, nachdem er nicht lange vorher durch den Einfluß des Kriegsministers Calomarde aus der Verbannung war zurückberufen worden.

Vermischte Nachrichten.

Der französische Reisende Douville fand kürzlich Gelegenheit, das portugiesische Königreich Angola zu bereisen, eine Gelegenheit, die sich nicht oft darbietet. „Die Portugiesen," sagt er in einem Schreiben aus Rio Janeiro vom 1 Juni d. J. an die geographische Gesellschaft in Paris, „sind feig und so in Furcht vor den Fiebern, welche diese Landschaften verheeren, daß sie sich keine Mühe geben, sich darin umzusehen. Die Beamten, welche die Regierung in die Provinzen schickt, sind unwissende Lieutenants oder Unteroffiziere von der Negermiliz, deren Kenntniß sich nicht weiter als auf die Kunst zu plündern und an den Einwohnern Plackereien zu verüben erstreckt. Das Königreich Angola ist reich an Minen und Edelsteinen. Wenn ich auf einem einfachen Ausfluge in einem Lande, welches nie von einem gebildeten Reisenden besucht ward, gleich Reichthümer aller Art entdecken konnte, so ist es ein Beweis, was dieser Boden, wenn man ihn genauer untersucht, in sich schließen muß. Das Pflanzenreich bietet bei jedem Schritte neue Erscheinungen dar; überall trifft man die kostbarsten Hölzer; der indische Pfeffer, der Kaffee, das Zuckerrohr, wachsen in ganzen Wäldern. Die Ufer der Flüsse, besonders der Bengo (Zenza) sind zum Bezaubern; aber als ob die Natur befürchtet hätte, Jedermann möchte sich an diesem reizenden Strome niederlassen wollen, so hat sie ihm das ungesundeste Klima beigegeben." Hr. Douville durchstreifte Angola auf 17½ Grad von Westen nach Osten und auf 19 Grad von Süden nach Norden. Er schildert das Land als eine furchtbare Wildniß, die Eingebornen als höchst feindselig gegen den Fremden, der sich in ihr Gebiet eindrängt. Einzeln könnte man nicht durchkommen, sondern stürbe entweder Hungers oder würde ermordet. Hr. Douville reiste mit einem Gefolge von fünfhundert Negern, die Lebensmittel, Kaufmannsgüter, Branntwein u. s. f. trugen, und hatte Geschenke für die Negerfürsten bei sich; er beabsichtigte Anfangs ganz Afrika zu durchziehen und über Alexandria nach Europa zurückzukehren; allein Fieber, Strapazen und Entbehrungen nahmen ihn so mit, daß er diesen Plan aufgeben mußte. Es gelang ihm indessen, die Länge und Breite verschiedener Orte barometrisch zu bestimmen, sich des Laufes mehrerer Flüsse zu vergewissern, namentlich den Punkt ausfindig zu machen, wo der Zaire den Namen Congo annimmt, über den Niger Erkundigungen einzuziehen, auch allerhand Proben von dortigen Produkten zu sammeln. Den vollständigen Reisebericht darf man mit Nächstem erwarten.

•

Als Lafitte an die Spitze des französischen Ministeriums kam, hieß es die Piketpartie habe die Whistpartie ersetzt. Man weiß nämlich, daß Lafitte das Bedürfniß hat, jeden Abend sein Piket zu spielen. Mit Lafitte ist indessen aber auch ein feuriger Mann von acht und zwanzig Jahren, Graf Montalivet, ins Ministerium getreten — eine nicht unbedeutende Erscheinung in Frankreich, wo die junge Generation immer mehr darauf dringt, selbst repräsentirt zu werden. Bringt ein solcher Mann auch die Unerfahrenheit der Jugend mit, so sind doch die Entschlossenheit und der gute Wille, der meist die Jugend beseelt, keine unglücklichen Beigaben für ein Ministerium in einer so bewegten Zeit.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 340. 6 Dezember 1830.

Bericht des franz. Abgeordneten Berangee über die Abschaffung der Todesstrafe.

(Fortsetzung.)

Darauf wurden in der Meinung aufgeklärter Menschen alle jene Gesetze der Wiedervergeltung, deren blutige Bestimmungen ein Geist der Rache eingegeben hatte, als schmachvoll verworfen. Die meisten unserer Gesetzessammlungen haben sich allmälig davon gereinigt; diejenigen, in denen sich noch Spuren davon finden werden umgangen; sie finden im Herzen der Souveräne und der Gerichtspersonen die Milderungsgründe ihrer Grausamkeit.

Aber die Todesstrafe ist übriggeblieben, gleichsam um zu bezeugen, mit welcher Schwierigkeit Irrthümer erlöschen, wenn sie ihre Quelle in einem falschen Begriff der Erhaltung haben.

Wir müssen demnach jetzt die Todesstrafe an sich selbst betrachten.

Die Unverletzlichkeit des Lebens des Menschen ward von der Philosophie jederzeit ausgesprochen. Jedes Wesen, das das Geschenk des Daseyns erhalten hat, muß in seinem Nächsten das Geschenk achten, welches der Schöpfer ihm auf gleiche Weise gemacht hat. Ohne diese natürliche Achtung wäre keine Gesellschaft möglich; der Zustand des Kriegs würde der gewöhnliche seyn.

Aber kann dieses Prinzip der Unverletzlichkeit des Menschenlebens, das in den gesellschaftlichen Verhältnissen, in denen die Individuen zu einander stehen, nicht bestritten wird, auch auf die Gesellschaft angewendet werden, und zwar so, daß diese des Rechtes auf das Leben ihrer Mitglieder durchaus beraubt sey?

Hierüber sind die Meinungen verschieden.

Niemand bestreitet, daß die Gesellschaft der natürliche Zustand der Menschen ist: mit Zugestehung dieses Prinzips muß man auch zugestehen, daß die Gesellschaft das Recht hat, Alles zu thun, was aus dem Begriff ihrer Erhaltung hervorgeht, d. h. das Recht jede Bedingung zu erfüllen, von welcher ihr Bestehen abhängt.

Aber, sagen die Einen, das Recht der Gesellschaft kann dasjenige nicht aufheben, das jedem Individuum angehört; sie kann dasselbe seiner Freiheit berauben, sie kann dasselbe unschädlich machen; des Lebens aber, dieses vom Himmel erhaltenen Geschenkes kann sie dasselbe nicht berauben.

Nein sagen die Anderen, das Gesetz der Erhaltung duldet keine Ausnahme; wenn es bewiesen ist, daß das Leben eines Individuums die Auflösung der Gesellschaft herbeiführen könnte, so ist es Recht und Pflicht für sie, es demselben zu nehmen, gleichwie es auch Recht und Pflicht für sie ist, dasselbe seiner Freiheit zu berauben, wenn es einen der allgemeinen Sicherheit widerstrebenden Gebrauch davon macht; nun ist aber die Freiheit eben so wie das Leben, ein Gut, und wenn man zugiebt, daß die Gesellschaft das Recht hat, das eine zu entziehen, so wäre es inkonsequent, wenn man ihr das Recht, auch das andere zu entziehen, streitig machen wollte.

Ihre Kommission, meine Herren, gesteht zu, daß es nicht leicht möglich ist, diese Schwierigkeit zu überwinden; auch fühlen die Vernünftigsten die Nothwendigkeit die philosophische Frage auf die Seite zu setzen um sich ausschließlich mit der Frage der Thatsachen zu beschäftigen. Aber trösten wir uns; wir gelangen durch die Prüfung der letztern zu demselben Resultate.

Diese Frage gestaltet sich daher in eine Frage des Nutzens, d. h. in folgende: Ist die Auferlegung der Todesstrafe nützlich? Bietet sie der Gesellschaft solche Vortheile, daß keine andere Strafe ihr vorzuziehen ist? Wie wirkt sie auf die Sitten zurück?

Hier ist das Feld sehr ausgedehnt; versuchen wir, es schnell zu durchlaufen.

Man müßte, meine Herren, lange zuvor das Herz des Menschen durchspüren, um darin den Ursprung, das Prinzip und die Ursache der verschiedenen Verbrechen zu entdecken, zu deren Begehung er hingezogen wird.

Dieses Studium wäre heilsam: es ist eines von denen, das der Gesetzgeber nie unterlassen sollte, denn je nach dem Beweggrund, welcher das Verbrechen erzeugt hat, ist der Grad der Verkehrtheit mehr oder weniger groß, und muß die Strafe mehr oder minder streng seyn.

Wie verschiedene Leidenschaften sehen wir als Beweggrund der Handlungen des Menschen — die einen edel oder entschuldbar in ihrem Prinzip, die andern niedrig d. h. schändlich — bei allen Völkern und zu allen Zeiten; aber alle zeigen dem Beobachter auffallende Schattierungen, welche die Moralität der Handlung unter die verschiedensten Gesichtspunkte stellen müssen.

Eben so ist es gewöhnlich unter den Urhebern eines und desselben Verbrechens solche zu finden, die zu Vollziehung desselben hingerissen, und andere, die dazu verleitet wurden.....

Die Todesstrafe ist die einzige, bei der diese Abstufungen nicht berücksichtigt werden können, denn, ihrer Natur nach untheilbar, ist sie nicht fähig, sich zu irgend einem Unterschied zu bequemen, und wenn mehrere Schuldige die Todesstrafe getroffen hat, so ist es selten, ja sogar unmöglich, daß dabei nicht die Gerechtigkeit in Hinsicht auf einen oder mehrere von ihnen verletzt wird.

Der größte Fehler, der auf einer Gesetzgebung haften kann, ist die Ungerechtigkeit bei der Anwendung der Strafen; die Bestrafungen vermögen nur so lange eine moralische Wirkung auf das Volk hervorzubringen, als dieses sie als gerecht anerkennt: von dem Augenblick an, wo das öffentliche Interesse sich einem Verurtheilten zuwendet, ist die moralische Wirkung unterdrückt, die Verurtheilung wirkt im entgegengesetzten Sinn zurück; man erblickt da, wo es einen Schuldigen gab, nur noch ein Schlachtopfer, und man ist nicht ungeneigt die Handlung, die ihm noch eben vorgeworfen ward, zu entschuldigen, ja vielleicht sogar sie zu preisen.

So die unvermeidliche Folge der Untheilbarkeit der Todesstrafe!

Ja dadurch, daß sie nicht theilbar ist, d. h. daß sie sich nicht ebenso wie die verschiedenen Fälle, auf die man sie anwendet, abstufen kann, erzeugt sie sogar Straflosigkeit; der Richter oder der Geschworene kann sich nicht entschließen, eine unverhältnißmäßige Strafe auszusprechen oder zu verlangen; seine Seele empört sich bei der Vorstellung Denjenigen mit dem Tode zu bestrafen, den man mit einer minder strengen Strafe hinreichend beugen würde; und in diesem Streit zwischen Gesez und Gewissen, dessen Vorwürfe er fürchtet, entschließt er sich loszusprechen, und die Gesellschaft sieht Schuldige in ihre Mitte zurückkehren, die durch die eitle Prüfung, der sie entgangen sind, nur verhärtet, durch die Straflosigkeit nur ermuthigt werden, aufs Neue zu freveln.

(Fortsetzung folgt.)

Reise in Japan.

9. Allgemeinere Bemerkungen über Land und Volk. (Schluß.)

Die Japaner sind der Trunkenheit ergeben, welche bei ihnen die Quelle mehrerer Laster ist, wie z. B. ihrer Unenthaltsamkeit in Bezug auf das weibliche Geschlecht. Zuweilen beträgt die Zahl der Frauen, welche sie unterhalten, mehr als fünfzig. Die japanischen Männer sind nicht sehr treu, und machen sich kein Gewissen daraus, die öffentlichen Dirnen zu besuchen, deren es in allen Städten eine große Menge giebt. Was die Frauen betrifft, so ist der eheliche Treubruch bei ihnen ein fast unerhörter Fall. Sie leben in strenger Absonderung von den Männern, selbst von ihren Vätern, Brüdern und Söhnen; und gehen nur aus, um sich gegenseitige Höflichkeitsvisiten zu machen, oder um die Tempel zu besuchen. Alsdann sind sie stets in eine Art Käfig eingeschlossen und werden von einigen Bedienten getragen.

Die Japaner sind sehr betriebsam, und im Verkehr äußerst schlau und erfahren. Sie sind geschickt in Erfindungen und in Nachahmung. In den Städten trifft man viele Läden und trefflich assortirte Magazine für alle Arten von Gegenständen des Luxus und des gewöhnlichen Gebrauchs.

Während meiner Anwesenheit in Japan gab es daselbst mehr als 300,000 Christen, wovon ein großer Theil in der von dem Feinde des Menschengeschlechts herbeigeführten schrecklichen Verfolgung umkam. Es ist sehr traurig, daß wir die, mir so begründet geschienene Hoffnung aufgeben mußten, nicht nur unsern heiligen Glauben weiter zu verbreiten; sondern auch mit einem Lande, woraus wir mit geringeren Kosten als aus Europa oder Amerika allen Bedarf für unsere asiatischen Kolonien beziehen konnten, einen Handel zu eröffnen, der für den König meinen Herrn und dessen Unterthanen so höchst vortheilhaft gewesen wäre.

Darf man den japanischen Chroniken Glauben schenken, so war dieses uralte Reich in mehrere Herrschaften getheilt, und wurde 663 Jahre vor Jesus Christus unter einem Monarchen vereinigt. Als ein einziger Fall steht in der Geschichte aller Nationen der Umstand da, daß ein Abkömmling in gerader Linie von jenem ersten Gründer auch noch heutzutage der Dayri oder das kirchliche Oberhaupt der Japaner ist. Die Japaner waren bis zu einer Epoche, die nicht über ein Jahrhundert hinausreicht, von aller Welt abgesondert, außer von China, woher sie ihre Gesetze, ihre Religion und fast alle ihre Gebräuche entlehnt haben. Früher war die höchste Gewalt durchaus in den Händen des Dayri, und die Priester, deren Oberhaupt dieser Fürst ist, übten den größten Einfluß im Reiche. Seit etwa 450 Jahren aber bemächtigte sich eine angesehene Familie der Herrschaft, und ließ dem Dayri nur einige kirchlichen Vorrechte. Immer hat derselbe jedoch einigen Schein von Macht behalten, der sich aber darauf beschränkt, um der bloßen Förmlichkeit willen eine Art von Belehnung bei gewissen Würden zu ertheilen, deren Inhaber von dem weltlichen Kaiser ernannt werden. Der Dayri, der sich auch Jesiko nennt, hat seine Residenz zu Meako. Ich habe schon bemerkt, daß derselbe sich niemals öffentlich zeigt. Eine sehr kleine Anzahl von Großwürdeträgern und seine Weiber sind die einzigen Personen, die sich ihm nähern. Der wahre Herrscher, oder der weltliche und militärische Kaiser, hat den Titel Tencandoni und Cubosama. Seine Gewalt ist sehr ausgedehnt; doch giebt es auch in Folge von Ernennung oder durch Privilegien, deren Ursprung mir unbekannt ist, eine Art von Vicekönigen, welche, obgleich dem Kaiser unterworfen, in den verschiedenen Königreichen oder Provinzen, die zusammen das japanische Reich bilden, eine große Macht ausüben.

Japan wurde niemals erobert, obgleich die Chinesen, in Vereinigung mit den Bewohnern von Korea, zu zwei verschiedenen Malen den Versuch dazu machten.

Die Municipal-Verwaltung ist in Japan vortrefflich. Die innere Polizei wird daselbst vorzüglich gehandhabt, und bei den Obern, wie bei den Untergebnen, bemerkte ich denselben Eifer und dieselbe Einsicht. Ich habe bereits die Reinlichkeit der Städte hervorgehoben; ganz so ist es im Inneren der Häuser, selbst bei dem geringsten Handwerksmann. Japan umfaßt eine äußerst

große Zahl von Gold- und Silberminen; und wenn die Bergleute erfahrener wären und den Gebrauch des Quecksilbers kennten, so würden sie eine unglaubliche Menge dieser Metalle gewinnen können.

Der Reis ist die gewöhnliche Nahrung der Bewohner. Doch gedeiht auch der Waizen sehr gut in Japan, und ein fünfzigfacher Ertrag ist keineswegs eine Seltenheit. Die Japaner essen fast kein anderes Fleisch, als Wildpret. Ihre Wälder sind voll von all den Arten, die wir in Europa kennen, und von mehreren andern, die uns unbekannt sind. So ist es auch mit Vögeln und Fischen. In der Provinz Bogu ernten die Japaner Baumwolle in Ueberfluß, und bereiten daraus Zeuge und Stoffe, worin das Volk sich kleidet. Die Vornehmeren kleiden sich in Seidenzeuge, welche sie fast ausschließend aus China beziehen, wo die Seide von weit besserer Qualität, als bei uns, ist. Der Firniß, dessen sie für ihre Möbel sich bedienen, hat in der ganzen Welt einen großen Ruf erlangt und verdient denselben durch Glanz und durch Dauer. Ihre Waffen sind von äußerst feinem und starkem Stahl, und sie halten dieselben außerordentlich im Werth. Wie ich mir sagen ließ, gab es daselbst eine besondere Art Schwerter, die mitunter auf 100,000 Dukaten geschätzt wurden. Es ist gewiß, daß man Japaner mit einem einzigen Hiebe einen Mann nach seiner ganzen Länge hat spalten sehen. Den außerordentlichen Werth, den wir einem Diamanten oder einem Rubin beilegen, finden sie lächerlich, und sind der Meinung, daß der wahre Werth einer Sache in ihrem Nutzen bestehe; aus diesem Grunde halten sie ein gutes Schwert so hoch im Preise.

Die vornehmen Japaner haben immer eine große Menge von Beamten und von Dienern, und gehen niemals ohne ein zahlreiches Gefolge aus. Von ihren Untergebenen erhalten sie dieselben Huldigungen und Ehrenbezeugungen, welche sie selbst dem Kaiser darbringen.

Ehrgeiz, Uebermuth und eine Charakterfestigkeit, die fast an Trotz grenzt, sind auszeichnende Züge der Japaner aller Klassen. Feigheit ist ihnen unbekannt. Ist Einer von ihnen zum Tode verurtheilt, so duldet er nicht, daß der Henker seinen Körper berühre. Er versammelt seine Verwandten und seine Freunde und schlitzt sich in ihrer Gegenwart mit seinem Schwerte den Leib auf, ohne irgend Todesfurcht zu bezeugen. Wir dürfen uns nicht wundern, daß ein solches Volk niemals von den Chinesen unterjocht werden konnte, welche für eben so feig gelten, als die Japaner muthvoll sind.

Schließlich muß ich mein großes Bedauern ausdrücken, daß ein Volk, welches so gute Gesetze und so treffliche Eigenschaften besitzt, dem Götzendienste ergeben und die Beute des Satans geworden ist. Es ist sehr zu beklagen, daß die reißend schnellen Fortschritte unsers heiligen Glaubens in diesem schönen Lande plötzlich gehemmt wurden. Gott hat dem Feinde der Menschen den Samen zu ersticken erlaubt, den die heiligen Märtyrer, welche die Ausbreitung des heiligen Evangeliums mit ihrem Blute versiegelten, in diesem Lande ausgesäet hatten.

Notizen über den Zustand Großbritanniens und Irelands.

Die neueste Ministerialveränderung in England, die Aussicht auf durchgreifende Reformen in Verfassung und Verwaltung und auf einen hartnäckigen Kampf zwischen den schroffen, sich gegenüberstehenden Parteien, haben die Blicke jedes aufmerksamen Beobachters seiner Zeit mit neuer Theilnahme auf jenes Reich gelenkt, welches durch das Vorbild seiner politischen Institutionen, durch den Geist seiner Bewohner, durch seinen weltumfassenden Verkehr und durch die wunderbare Entwickelung seiner Industrie, den tiefsten Einfluß auf die Verhältnisse aller Länder, aller Völker und aller Einzelnen geäußert. Als einen eigenthümlichen Charakterzug der Briten müssen wir ihre schwer zu erschütternde Anhänglichkeit an das Hergebrachte und Herkömmliche betrachten. Insbesondere hatte diese Anhänglichkeit eine starke Stütze in der unbeschränkten Freiheit der Rede und der Schrift gewonnen, weil hiedurch die Vorzüge des Bestehenden klarer hervorgehoben wurden, und weil die Nation wenigstens vor der beunruhigenden Furcht vor geheim gehaltenen und um so schwerer heilbaren Fehlern und Gebrechen zeitig bewahrt blieb. In Folge dessen hatte man jedoch immer nur bis zu unzulänglicher, stückweiser Verbesserung der Verfassung und Verwaltung sich erheben. Mehr und mehr häufte sich eine schwere Masse von Nachtheilen, welche aus den veralteten, zeitwidrigen Instituten entsprangen; und endlich ist die Spannung der Parteien des Rückwärts und des Vorwärts zu einem Grade gestiegen, der bei einem minder freien Volk, als das britische ist, schon lange einen gewaltsamen Ausbruch erzeugt hätte. Die nachstehende Zusammenstellung einiger Notizen über die britische Bevölkerung und über das Verhältniß ihrer Bestandtheile, so wie über den ökonomischen, sittlichen, geistigen und politischen Zustand der Nation dienen zur Rechtfertigung dieser Bemerkungen.

1. Größe und Zunahme der Bevölkerung.

Die Bevölkerung von Großbritannien und Ireland wird gegenwärtig auf nahe 25 Millionen geschätzt, und das Verhältniß ihrer Zunahme war fast stärker als in jedem andern europäischen Lande. Nach dem Census von 1801 hatten England und Wales 9,100,000, nach dem von 1821 schon 12.100.000 und im J. 1827 nahe an 15½ Mill. Einwohner. Besonders auffallend ist die Vermehrung der Menschenmenge in Ireland. Man erfährt aus den neuesten Verhandlungen des Parlaments, daß sich bei der ersten Volkszählung in Ireland im J. 1672 die Seelenzahl auf 1,100,000 belaufen hatte. Im J. 1731 fanden sich 2 Mill., 1788 — 2,845,000, 1813 — 5.557.000 und 1821 — 6,801,827. Hienach hat sich die irländische Bevölkerung im Verlauf von nicht ganz hundert Jahren mehr als verdreifacht, während die Bevölkerung Großbritanniens vom Jahr 1700 bis zum J. 1811 nicht ganz um das Doppelte gestiegen war. Dieß wird besonders auffallend, wenn man bedenkt, daß gerade aus Ireland die zahlreichsten Auswanderungen Statt hatten, und dient zum wiederholten Beweis, wie wenig die Auswanderungen, nach ihrem seitherigen Umfang, im Stande sind, die nicht ganz ohne Grund lautgewordenen Besorgnisse vor Uebervölkerung zu zerstreuen.

2. Ursachen der zunehmenden Bevölkerung.

Die Zunahme der Bevölkerung in Großbritannien und Ireland wird auf jährlich 3 — 400.000 Seelen berechnet, während die Anzahl der nach den Kolonien Abgehenden höchstens 7 — 8000 betragen soll. Der Grund dieser verhältnißmäßig so geringen Auswanderungen liegt theils in den beträchtlichen Kosten der Ausrüstung und Uebersiedelung; theils auch in der englischen Armengesetzgebung, indem jeder Unbemittelte gewiß seyn darf, in seinem Kirchsprengel Nahrung und Unterstützung zu finden. Die Ursachen für das Wachsthum der Bevölkerung überhaupt finden wir dagegen theils in den allgemeinen Verhältnissen der menschlichen Natur, theils auch in der Vervollkommnung der polizeilichen Anstalten, und in dem Einfluß einer zunehmenden Aufklärung auf eine der Gesundheit zuträglichere Lebensweise. In Folge dessen hat vom sechzehnten Jahrhundert an, durch ganz Europa hindurch, die verhältnißmäßige Anzahl der Todesfälle im Ganzen fortwährend abgenommen; und in England insbesondere hat sich, nach statistischen Berechnungen, während der Jahre 1801 bis 1821 die Sterblichkeit von $1/44$ auf $1/58$ vermindert. Vom Jahr 1821 an soll jedoch durch das zunehmende Elend der arbeitenden Klassen die Zahl der Todesfälle wieder in Etwas gestiegen seyn.

5. Besonderer Grund der zunehmenden Bevölkerung in Irland.

Die vorzüglich starke Vermehrung der Bevölkerung in Irland hatte noch einen besondern Grund in der frühern Gesetzgebung, wonach jeder Irländer, der ein Einkommen von 40 Schillingen aus Grundeigenthum besaß, bei der Wahl der Parlamentsglieder konkurriren durfte. Es lag im Interesse der größern Grundeigenthümer, um sich einer bedeutenden Anzahl abhängiger Wähler zu versichern, den Boden nach möglichst kleinen Parcellen in Pacht und Afterpacht zu geben, und hiedurch wurde es zugleich einer verhältnißmäßig größern Menge von Familien möglich gemacht, Unterhalt und Nahrung — wenn auch auf die kümmerlichste Weise — zu gewinnen. Durch die Emancipationsakte ist bekanntlich der Wahlcensus von 40 Schill. auf 10 Pfund erhöht worden; und hiermit ist das politische Interesse der Grundeigenthümer zur größern Vertheilung des Bodens für landwirthschaftliche Benützung verschwunden. Viele derselben finden es daher jetzt einträglicher, das bisherige Ackerland zur Viehzucht — zum Zweck des Handels nach England — zu verwenden, und haben deßhalb einer Menge ihrer kleinern Pächter, die sie nicht mehr als Wähler brauchen können, aufkündigen lassen. Hunderte, ja Tausende von Irländern, sind durch diese Maßregeln brodlos geworden, oder stehen auf dem Punkte, es zu werden, wenn nicht die Gesetzgebung baldige Fürsorge trifft.

Vermischte Nachrichten.

Unter dem Namen Swenšk Bibliographi erscheint in Stockholm ein Monatsblatt, worin alle neu herausgekommenen Bücher, Musikalien, Karten, Kupferstiche und Lithographien angezeigt werden. In dem Januarhefte lesen wir ein Verzeichniß aller Zeitungen und periodischen Blätter, welche in Schweden gedruckt werden; ihre Zahl beläuft sich auf drei und siebenzig, nämlich ein und zwanzig in Stockholm, sieben in Gothenburg, vier in Upsal, vier in Calmar, drei in Strengnäs, drei in Lund, drei in Wisby, in sechs andern Städten je zwei und in sechzehn andern je eines. In dem Verzeichnisse der literarischen Produkte von diesem Jahre bemerkt man in den sechs Nummern Januar bis Juni kaum ein Originalwerk von Bedeutung; dagegen zahlreiche Uebersetzungen aus Lord Byron, Walter Scott, Viktor Hugo und einigen deutschen Novellisten. Im Oktober v. J. erschien von Bischof Tegner ein kleines Gedicht: „der Riese Finn."

*

Sir Sidney Smith hat ein Modell zu einem Wagen erfunden, welcher es möglich macht, Verwundete oder Kranke über die holperigsten Wege ohne die geringste Belästigung zu transportiren. Die Vorrichtung soll sehr einfach, und folglich ein solcher Wagen leicht einführbar seyn.

*

Auch Italien nimmt an den Wohlthaten der Presse immer mehr Antheil; die Leselust hat seit dem Frieden ungemein zugenommen. Dieß zeigen die zahlreichen Spekulationen der Buchhändler mit Volksbibliotheken in wohlfeilen Preisen, deren fast jeder Staat eine aufzuweisen hat. So zählt die Biblioteca popolare, die Pomba in Turin in wöchentlichen Lieferungen zu zehn Sous herausgiebt, zehntausend Subscribenten, größtentheils unter den Kauf- und Gewerbsleuten der sardinischen Monarchie. Der Herausgeber hat sich eine verbesserte Presse aus England verschafft und die Regierung ihm die Versendung gegen ein ermäßigtes Postporto bewilligt. Die Sammlung besteht aus historischen Schriften, Reisebeschreibungen und Abhandlungen über Gegenstände aus den Naturwissenschaften und Künsten, meist Werken älterer italienischer Schriftsteller, und wird wenigstens hundert Bände stark werden. An neuen Originalwerken ist freilich eine ziemliche Ebbe, wenn man die Apologien italienischer National-Ehre *) und die Versuche im Gebiete der historischen Novellen ausnimmt, an denen man sehr Geschmack zu finden scheint, seitdem Manzoni die Bahn gebrochen hat. In der Lombardie traten kürzlich drei solche Produkte an's Licht; 1) Falco della Rupe, von Bazzoni, dem Verfasser von Castello di Trezzo; 2) I Prigionieri ai Pizzighettone, vom Verfasser der Sibilla Odaleta und der Fidanzata Ligure; 3) Irene Delfino, eine venetianische Erzählung aus dem sechsten Jahrhundert, anonym. Die Aufmerksamkeit auch des Auslandes dürfte jedoch Agresti's Sammlung der Entscheidungen der neapolitanischen Civilgerichte (decisioni delle gran corti civili in materia di diretto), welche mit dem Jahre 1827 beginnt, in höherem Grade in Anspruch nehmen. Bekanntlich hat man in Neapel den Code Napoleon mit wenigen Veränderungen beibehalten. Als eine literarische Kuriosität erwähnen wir endlich die bis jetzt noch ungedruckten Briefe des Königs Sobieski, wovon der unermüdliche Philolog Ciampi in Florenz eine Ausgabe veranstaltet. Sie werfen ein neues Licht auf die Geschichte Polens. So drang z. B. dieser Monarch auf Errichtung einer guten Infanterie; allein die auf ihre persönliche Macht eifersüchtigen Magnaten, welche sie durch die von ihnen abhängigen Reiterreihaufen behaupteten, wollten davon Nichts wissen. Abermals ein Beweis, daß die politische Oligarchie es war, welche den Untergang ihres Vaterlandes vorbereitete. Zu diesem Beweise liefert auch Malte Brun's Gemälde des alten und neuen Polens, umgearbeitet von Chodzko (Tableau de la Pologne ancienne et moderne, publié en un volume par Malte Brun; nouvelle édition refondue et augmentée par L. Chodzko. 2 vol. Paris 1830), manche Belege. Polen und Italien! Unwillkürlich stellen sich dem denkenden Menschen diese beiden Länder zusammen, denn beide verbluten an ihren politischen Wunden, und nicht leicht tritt ein Schriftsteller unter diesen zwei Nationen auf, ohne daß das Herz in patriotischen Elegien sich Luft macht. Was muß ein Chodzko fühlen, wenn er die Länder und die Völker aufzählt, die einst Polen angehörten, und die jetzt fast alle losgerissen sind von dem großen Mutterstamme, während der Mutterstamm selbst in fremden Fesseln schmachtet? Da sind die Sclavonier oder die eigentlichen Polen, welche hauptsächlich Westpolen bewohnen und das reinste Polnisch sprechen; da sind die Rusini oder Rusniacken, ein ursprünglich skandinavisches Geschlecht, das im neunten Jahrhundert Nowogorod und Kiow eroberte und dessen Siege weit über die Karpathen hinaus sich erstreckten; einst bildeten sie die Staaten Weiß-, Schwarz- und Rothrußland unter unabhängigen Fürsten, und noch immer unterscheiden sie sich in Sprache und Charakter auffallend von den Roſſyanié oder Moskowiten, deren Sprache eine starke Beimischung tatarischer Worte hat, während ihre Dialekte von dem Polnischen nur wenig abweichen; da sind die Heruli in Lithauen, Samogitien, Kurland und dem preußischen Ostseeland mit eigener Sprache, welche, außer in Lithauen, wo die slavonische herrschend ward, noch gesprochen wird, und in vielen Volksliedern *) lebt. Von all diesen Bruchstücken des Glanzes des polnischen Namens — Was ist übrig? Indessen wird das Schicksal Polens geachtet, und über den letzten heldenmüthigen Anstrengungen der Nation zu Erlangung ihrer Unabhängigkeit hat die Welt ihre früheren Fehler vergessen! Aber auf Italien lastet außer dem Unglück noch die Schande!

*

Die französische Regierung hat auf einen Bericht des Ministeriums des Innern vom 21 Oktober einen Generalinspektor der historischen Monumente Frankreichs (mit achttausend Franken Gehalt) ernannt. Die Wahl fiel auf den im Fache der Antiquitäten rühmlich bekannten Lodovic Vitet. Der neue Generalinspektor soll ganz Frankreich durchreisen, um überall an Ort und Stelle sich Aufschlüsse zu verschaffen, die Eigenthümer alter Gebäude über das an deren Erhaltung sich knüpfende Interesse aufzuklären, und endlich von Allem, was der Aufmerksamkeit der Regierung zu empfehlen ist, einen vollständigen Katalog zu verschaffen. Alle Behörden, Vorsteher von Museen, Archiven, Bibliotheken u. s. w. sind aufgefordert, ihm bei dieser Arbeit an die Hand zu gehen.

*

Gegenwärtig befindet sich die tyroler Sängerfamilie Melzg in London, die dasselbe Glück zu machen scheint, wie die Familie Rainer. Sie hat sich bereits mit Beifall vor dem König hören lassen, und auf den 15. v. M. war ein öffentliches Koncert angekündigt.

---

*) Sei lettere sentimentali e politiche di un giovine Italiano. Paris. 1830.

*) Die eigentlichen Polen haben fast keine als sehr moderne Volkslieder; durch die gegen die heidnischen darin bewahrten Erinnerungen, kämpfende Priesterschaft, so wie durch den Einfluß des Lateinischen, Deutschen, Französischen und Italienischen scheinen sie gänzlich untergegangen zu seyn. Ihre Lieblingslieder bestehen aus Strophen, die sie zu ihren Nationaltänzen, dem Masurek, dem Krakowiak und der Polonäse singen. Den Rosniacken, welche von Charakter weit ernster sind als die Polen, fehlt es nicht an alten Volksliedern, die meist unglückliche Liebe, Kriegsthaten und tragische Ereignisse zum Gegenstande haben.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 341. 7 Dezember 1830.

Ueberſicht der neueſten Kommunikationsmittel zur Beförderung des kommerziellen und perſönlichen Verkehrs.

1) Großbritannien.

Nicht weniger unter dem ſtillen aber mächtigen Einfluſſe einer wachſenden Intelligenz und einer mehr und mehr ſich entwikelnden Induſtrie, als unter den Stürmen Alles erſchütternder politiſcher Revolutionen, ſchreitet die Welt einer Umgeſtaltung ihrer Verhältniſſe entgegen. Von Allem aber, was der menſchliche Kunſtfleiß erzeugt, verdient beſondere Beachtung, was geiſtig und räumlich die Verbindung der Einzelnen und der Nationen herſtellt oder fördert. Die Erfindung der Buchdruckerkunſt hatte die gemeinſamen Intereſſen zur allgemeinen Erkenntniß gebracht, und, indem ſie über Länder und Völker mit vereinendem Bande alle Gleichgeſinnten umſchloß, die Geiſter genähert. Dem Streben der Geiſter hat die Körperwelt ſich unterworfen; und der lebendige kommerzielle und perſönliche Verkehr — mit neu erfundenen Mitteln und auf neu gebrochenen Bahnen ſeine vielfachen Zweke verfolgend — vermindert den trennenden Raum, indem er die Raſchheit der Verbindungen verdoppelt. So ſchließen die zerſtreuten Glieder der Menſchheit immer inniger zum großen Ganzen ſich zuſammen; und wo früher die Geſchichte an Einzelne ſich knüpfte, da ſehen wir jezt Maſſen auftreten, unter deren gedrängter Wirkſamkeit die Spur des Einzelnen verſchwindet. Dieſe weitgreifenden Folgen der lebhafteren Verbündung unter den Menſchen, die wir in ihrer ganzen künftigen Bedeutung nur ahnen, nicht völlig zu durchſchauen vermögen, fordern uns auf zu einer überſichtlichen Betrachtung der neueſten Wege und Mittel der Kommunikationen.

Von allen neueren Staaten hat unſtreitig Großbritannien für dieſe Zweke die größten Kräfte in Anwendung gebracht und die erſtaunlichſten Erfolge erzeugt. Englands Heerſtraßen erſtreken ſich auf eine Länge von 30,000 engliſchen Meilen, ſeine Kanäle auf 4000, ſeine Eiſenbahnen auf mehr als 300; während das weit größere Frankreich nur 45,000 engl. Meilen Heerſtraßen, 1500 Meilen Kanäle und 114 Meilen Eiſenbahnen beſizt, von welchen lezteren weit über die Hälfte, oder 78 Meilen, noch nicht durchaus vollendet ſind. Die Anlage der 103 Kanäle in Großbritannien, zum großen Theile das Werk von Privatvereinen, hatte einen Aufwand von mehr als 300 Millionen Gulden erfordert. Zu den merkwürdigſten, neueſten Eiſenbahnen gehört die von Liverpool nach Mancheſter, welche zum Theil unterhalb Liverpool in der dichten Felſenmaſſe hinläuft, über welche die Merſey fließt. Auch für den perſönlichen Verkehr leiſten die Eiſenbahnen bereits gute Dienſte; auf der von Stockton nach Darlington fährt eine Poſtkutſche, von einem einzigen Pferde gezogen, mit 22 Reiſenden 10½ engliſche Meilen in einer Stunde. Zur Beſchleunigung der Verbindung zwiſchen Liverpool und Mancheſter mit Wigan beabſichtigt man die Anlage einer neuen Eiſenbahn, deren Koſten, auf 400,000 Pf. Sterling angeſchlagen, durch unterzeichnete Aktien gedekt ſind. Eine andere Geſellſchaft hat ſich für Beförderung des Verkehrs zwiſchen Liverpool, London und Birmingham zu gleichem Zweke vereinigt. Zum großen Theile der Vorzüglichkeit der verſchiedenen Straßen in England iſt es zuzuſchreiben, daß man im Durchſchnitte in den engliſchen Diligencen um ⅓ ſchneller, als in den franzöſiſchen reist. Doch läßt man ſich daran nicht genügen. Kürzlich wieder hat ſich eine große Zahl angeſehener Bewohner aus der Grafſchaft Perth verſammelt, um über Maßregeln zur weitern Beſchleunigung der Poſten, namentlich zwiſchen London und Edinburgh, zu berathſchlagen. Der Ingenieur Telford hatte ihnen einen Plan vorgelegt, wonach die ſeitherige Straße, durch Anwendung neuer Verbindungswege, um 36 engliſche Meilen abgekürzt werden ſoll.

Auch in den Kolonien — in allen Theilen der Welt — ruft der britiſche Unternehmungsgeiſt neue Schöpfungen hervor. Die verſchiedenen Theile des weiten reichen Indiens werden durch neue Landſtraßen enger verbunden; und auf dem Vorgebirg der guten Hoffnung iſt die Erbauung einer Straße über die große Gebirgskette „Hottentots Holland Kloof" im Werke, wodurch man die bisher für unmöglich gehaltene Verbindung des Inneren mit der Küſte zu bewerkſtelligen hofft. Im dichtbewaldeten Neu-Schottland geht man mit dem Plane um, von Halifax bis zur Minenbai einen Kanal zu ziehen. Die Hälfte des Koſtenbetrags, etwa 75,000 Pf. Sterling, iſt dafür herbeigeſchafft. In Canada wird die Herſtellung einer künſtlichen Waſſerverbindung zwiſchen Montreal und dem Ontarioſee, die bereits einen Aufwand von 500,000 Pf. Sterling erforderte, und weitere 300,000 koſten wird, thätigſt betrieben. Der kleinere Welland-Kanal, welcher den Ontarioſee mit dem Erieſee verbindet und alle Handelsgüter vom niederen

nach dem oberen Theile des St. Lawrence-Stromes führt, ohne daß hiebei der Fall des Niagara berührt zu werden braucht, ist ganz vollendet. Zu bemerken ist überdieß, daß diese Seen schon durch die Vereinigten Staaten eine Kommunikation mit dem atlantischen Meere durch Albany und New-York besitzen; und daß man einen Kanal beabsichtigt, welcher den Erie auch mit dem Ohio und Mississippi verbinden soll.

Die russischen Militärkolonien.

4. Von den aktiven Bataillonen.

Sie sind wie die Regimenter der Armee gekleidet. Der Soldat hat jährlich neun Rubel und zwei einen halben Rubel für Proviant. Sie wohnen bei den Kolonisten, und werden auch dort verpflegt. Außer den Uebungsstunden helfen sie letzteren bei ihren Arbeiten. Die Unteroffiziere, die Musiker, Tambours ꝛc., die ihres besonderen Dienstes wegen zu keinen Feldarbeiten verwendet werden, wohnen in eigenen Häusern und werden von der Regierung mit Lebensmitteln versorgt. Die Offiziere bekommen nach zwei Jahren ihres Aufenthaltes in den Kolonien eine Zulage, die die Hälfte ihrer Besoldung beträgt. Jene des Reserve- und des Kantonisten Bataillons genießen denselben Vortheil. Die aktiven Bataillone sind vollständig eingeübt und stets marschfertig. Ist man mit den Feldarbeiten zu Ende, so werden sie zu großen Manövres versammelt und lagern im Freien. Man schickt ihnen während dieser Zeit Lebensmittel aus der Kolonie, die sie aber selbst zubereiten müssen. Ist das Uebungslager vom Bezirk der Kolonie entfernt, so werden sie von der Regierung wie die übrigen Truppen auf Märschen behandelt. Die Dauer des Dienstes erstreckt sich für einen kolonisirten Soldaten vom Tage seines Eintritts in den aktiven Bataillonen auf zwanzig Jahre; dann wird er in das Reserve-Bataillon versetzt, wo er noch fünf Jahre zu dienen hat. Solche, denen ihre Gesundheitsumstände den aktiven Dienst nicht mehr gestatten, treten früher in die Reserve über, wo sie so lange bleiben, bis die zwanzigjährige Verpflichtung abgelaufen ist. Können sie auch hier nicht ausdauern, so werden sie den noch dienstleistenden Invaliden zugeschrieben; immer bis zur Beendigung der vorgeschriebenen Zeit. Dann aber steht es dem Soldaten frei, in seine Heimat zu gehen oder auch bei den dienstunfähigen Invaliden des Regiments zu bleiben. Alle, welche durch Urtheilsspruch bestraft werden, verlieren das Recht unter die Kolonisten als Eigenthümer aufgenommen zu werden.

5. Von den Invaliden.

Die Invaliden tragen die Uniform der Kolonisten, doch ohne Passepoil und mit weißen Knöpfen. Man theilt sie in drei Klassen.

1) Die noch fähig sind einer Hauswirthschaft vorzustehen, und die in diesem Falle den Namen Meister-Invaliden haben.

2) In Jene, die noch kleine Arbeiten verrichten können, dienstleistende Invaliden benannt.

3) In ganz Dienstunfähige, die wegen ihrer körperlichen Gebrechen zu keiner Beschäftigung mehr gebraucht werden können.

Unter emeritirten Invaliden werden Diejenigen begriffen, welche fünf Jahre länger im aktiven Dienst, als das Gesetz vorschreibt, zubrachten, und eine besondere Auszeichnung, wie das St. Georgs-Kreuz, die Medaille von 1812, besitzen, oder drei Schlachten beiwohnten ꝛc. Diese genießen mehrere Vorrechte: sie werden auf dem rechten Flügel des Regiments aufgestellt, während die anderen am linken stehen; sie erhalten nach fünfjähriger Dienstzeit doppelten Sold und eine Silberlitze auf den Aermel. Die dienstleistenden Invaliden sind in Kompagnien eingetheilt und beziehen von der Regierung Lebensmittel, sind von Offizieren befehligt, die gleichfalls den aktiven Dienst verlassen haben, und werden als Ordonnanzen oder Polizeiwachen, und zur Begleitung von Transporten Gefangener verwendet. Auch werden sie von dem Regiments-Stab oder für den inneren Dienst des Hospitals, der Schulen ꝛc. gebraucht.

6. Von der Verwaltung.

Die Verwaltung eines kolonisirten Regiments ist der eines Linienregiments in Bezug auf die Dienstverhältnisse zu dem Kriegsminister gleich; doch sind noch zwei wesentliche Gegenstände mit verbunden:

1) Die Leitung der inneren Angelegenheiten der Kolonie, welche einem besonderen Ausschuß anvertraut ist.

2) Die Gerichtsbarkeit in allen streitigen Fällen, bei jeder Kompagnie wieder einem besondern Komité übertragen.

Der Verwaltungs-Rath besteht aus dem Obristen des Regiments als Präsidenten, dem Bataillons-Kommandanten der Kolonisten, dem Regimentsprediger, vier Hauptleuten und zwei andern Offizieren als Zahl- und Quartiermeistern. Der Rath versammelt sich jede Woche einmal; die Beschlüsse desselben werden von den kleineren Ausschüssen alsbald ausgeführt. Ein Offizier des Regiments hat für jede Woche den Auftrag, diese Erlasse überall bekannt zu machen und die erforderlichen Nachforschungen anzustellen. Ein zweiter ist mit der Aufnahme der hierauf bezüglichen Plane, Schriften ꝛc. beauftragt. Die Kanzlei des Verwaltungs Rath zerfällt in die Registratur und zwei Sektionen. Die erste Sektion beschäftigt sich mit Ausfertigung der Bevölkerungstabellen, Bekleidung, Uebersicht des Ertrags der Ernte, kurz mit Allem, was auf die innere Oekonomie Bezug hat, und in den Geschäftskreis der Kompagnie-Ausschüsse nicht mehr einschlägt; die zweite Sektion mit dem Bauwesen, mit dem Reservemagazin und den Anleihkapitalien.

Um den Kolonisten die Mittel ihres Unterhaltes auch für Nothfälle zu sichern, ist das Reservemagazin errichtet, welches einen Vorrath von Frucht auf sechs Monate, so wie die auf ein Jahr nöthige Aussaat an Korn und Hafer enthält. Jährlich liefern die Kolonisten eine bestimmte Quantität Getraide in das Magazin ab. Jeder Kolonist hat das Recht sich hier seinen erforderlichen Bedarf zu holen, doch mit dem Versprechen bei der nächsten Ernte das Geliehene zurückzugeben. Die Behörde sorgt für die Beitreibung der Ausstände, so wie für die gute Aufbewahrung des Getraides. Wird das Umstehen befürchtet, so läßt der Rath den ganzen Vorrath an die Kolonisten austheilen, welche dann dieselbe Quantität neuer Frucht abzuliefern gehalten sind.

(Schluß folgt.)

Literarische Chronik.

Englische Almanache.

The Juvenile Forget-me-not; a Christmas and New Years Gift or Birth Day Present for 1831. Edited by Mr. S. C. Hall. London. Wistley and Davis.

Marshall's Christmas Box, a Juvenile Annual for 1831. W. Marshall.

The New Years Gift and Juvenile Souvenir for 1831. Edited by Mrs. Alaric Watts London Whittacker et C.

Ackermann's juvenile forget-me-not. Edited by F. Shoberl.

Vier Taschenbücher, welche der Jugend gewidmet sind, und zwei, welche von Damen herausgegeben werden. Das erste ist dem Publikum bereits durch drei frühere Jahrgänge bekannt; die drei andern erscheinen, wie uns bedünkt, jetzt zum ersten Mal. Für die Jugend schreiben ist keine leichte Sache, und so darf sich Niemand verwundern, wenn die Kritik behaupten will, daß diese Taschenbücher ihrem Zweck nur mittelmäßig oder theilweise entsprechen. Ueberhaupt sieht man an den häufig wiederkehrenden Namen der Herausgeber von Almanachen, daß die Sache anfängt, ein Industriezweig zu werden. Hr. Hall giebt das „christliche Amulet" heraus, seine Frau das „jugendliche Vergißmeinnicht"; Hr. Watts das „literarische Souvenir", seine Frau das „jugendliche Souvenir"; Hr Schoberl tritt gar in Einer Person mit einem „Vergißmeinnicht" und einem „jugendlichen Vergißmeinnicht" auf. Dem „jugendlichen Vergißmeinnicht" der Frau Hall gebührt indessen ohne Zweifel unter seinen Mitbewerbern der erste Rang, sowohl was den prosaischen und poetischen, als was den künstlerischen Theil betrifft, und in Bezug auf sein Aeußeres sticht es vielleicht alle Almanache aus. Die in Kupferstichen *) dargestellten Gegenstände sind, wie wohl schon die Ueberschriften ausweisen, gut gewählt: Die Lernbegierde, der Nußknacker, Hebe, Ich und mein Hund, der reisende Zinngießer, die Zwillingsschwestern, der römische Bettler, der Fündling, das Vogelnest &c. Daß diese Kupferstiche lauter Meisterstücke seyen, wäre eine zu kühne Behauptung; aber sie sind sorgfältig und sauber ausgeführt, so daß sie, wie die meisten englischen Kunstsachen, angenehm in das Auge fallen.

Als ein gutes Zeichen betrachten wir es, daß wir unter den Mitarbeitern gleich einem alten Bekannten begegnen, Dr. Walsh, der durch seine beiden Werke über die Türkei und über Brasilien noch in gutem Andenken bei uns steht. Er beschenkt seine jungen Leser mit der malerischen Schilderung eines brasilischen Waldes. Dann aber kommen fast Nichts als Frauen und Fräulein, die Geschichten erzählen und Verse dichten (leider wohl auch, wie es zu gehen pflegt, mittelmäßige Verse); da ist eine Frau Hofland, ein Fräulein Leslie, ein Fräulein Isabelle Hill, ein Fräulein Dagley; da sind Frauen und Fräulein, die nicht genannt seyn wollen. Man muß nämlich wissen, daß das Talent der Schriftstellerei den Insulanerinnen in reichlicherem Maße zugetheilt ist als unsern Kontinentaldamen; daß trostlose Witwen den schriftlichen Nachlaß ihrer Männer bis auf die Schulversuche und die Liebesbriefe hinaus sammeln und, mit Noten blasonirt in die Welt senden, versteht sich fast eben so von selbst, als daß sie Trauer anlegen, und in möglichster Bälde wieder eine Partie machen. Guter Bischof Heber, guter Sir Stamford Raffles — Eure Witwen sorgen für Euer Andenken! Es läßt sich übrigens, wenn man nicht gerade alle höhere Geistesbildung für ein Monopol der Männer erklären will, nicht leugnen, daß das schöne Geschlecht, unbeschadet seines weiblichen Charakters, für manche Auffassungen ein besonderes Geschick besitzt. Das häusliche und gesellschaftliche Leben, in welchem die Frauen heimisch sind, bietet so manche anmuthige, aber auch so manche rührende Seite dar, welche weibliches Gemüth und weiblicher Takt und Scharfsinn gewiß mit Glück behandeln können. Selbst das Tragische in diesen Kreisen, mit den leidenschaftlichen Gefühlen, die es hervorruft, findet in der weiblichen Seele eine eben so tiefe Anschauung als eine leichte sittliche Lösung. Darum räumen wir den Frauen gern einen Platz in Schriften ein, die für die Jugend bestimmt sind. Die folgende kleine Erzählung, „das Miniaturgemälde" mag für unser Urtheil sprechen.

„Nein, laß es offen, Karl, diese Nacht!" „„Aber die feuchte Luft theure Mutter!"" „Sie erfrischt mich." Der Jüngling ging von dem Gitterfenster weg, und barg einen Augenblick das Gesicht in seinen Händen hinter den Bettvorhängen. „Lieber Karl", sagte die Mutter, und er nahm seine Stelle an ihrer Seite wieder ein. Es war ein enges niederes Zimmer, worin die geweißten Wände und der kleine Rost (es brannte ein Feuer drauf, wiewohl man im Juni war) von der äußersten Armuth zeugten; doch gewahrte man noch einige leichte Spuren des verfeinerten Geschmacks, welche sich wohl noch erhalten, wenn man sich auch von Allem trennen mußte, woran man vormals hing. Auf dem kleinen Tisch neben dem Bett stand ein Glas mit Blumen und unter dem Fenster ein Topf mit Bartnelken, die jeder Hauch der Luft sanft fächelte; das matte Licht warf einen düstern Schatten über den Ort des Elends, und hehre Stille weihte die Stunde des Kampfes: denn Karl Seymour sollte zum letzten Mal in das Antlitz seiner Mutter blicken, die er vergötterte — seiner jungen schönen Mutter, deren zarte feine Züge und langes schwarzes Haar eher einer liebenswürdigen Schwester anzugehören schienen, die unter ihrer ersten Pflege starb; als einer Frau, für welche Jahre des Grams und der Sorge das Grab zu einem Gegenstand der Hoffnung und des Heimwehs gemacht hätten, wenn Niemand gewesen wäre den sie zurückließ. An ihrer Seite, in dem holden, tiefen Schlaf der Kindheit, blühend wie eine Rose, ruhte ein Kind von vier Jahren. „Gott helfe Dir, meine arme Lotte!" und die Angst der Mutterliebe übermannte die stille Fassung, welche fast immer dem letzten Kampf vorausgeht. „Ach, Karl! eine bange kummervolle Erbschaft wartet Dein!" „„Eine heilige, Mutter!"" und in seinem Innern gelobte er, dem verwaisten Kinde Vater und Mutter zu seyn, und drei Mal, drei Mal fühlte er den zärtlichen Druck der kalten Hand, die er hielt, als er das kleine, in seiner Bewußtlosigkeit selige Geschöpf küßte. Tiefer und tiefer fielen die Schatten, und ernster und ernster wurde die Stille, als die wenigen Wolken, die den Himmel überzogen hatten, plötzlich zurückwichen, und das volle Mondlicht in das Zimmer drang; draußen vernahm man den Klang kriegerischer Musik und das Geräusch abgemessener Schritte. Frau Seymour fuhr von ihrem Kissen auf. „Es ist der Marsch von Deines Vaters Regiment — sie spielten ihn an jenem letzten Morgen — um Gottes willen, lasse sie ihn jetzt nicht spielen!" Ihr Haupt sank auf Karls Schultern; ein seltsamer Laut ward gehört, wie er nur Ein Mal aus dem menschlichen Mund kommt — es war das Röcheln des Todes, und ein Leichnam lag schwer an seiner Brust. „Ich hoffe, der Frau geht Nichts ab", sagte ein altes Weib, indem sie sanft die Thüre öffnete; ein Blick aber, und sie sah, daß es bei ihrer Gebieterin mit den irdischen Bedürfnissen vorbei sey. Der Tod, der alle Bande löst, und der Nichtigkeit des Daseyns sein schauerliches Siegel aufdrückt, hat immer Schrecken und Pein genug in seinem Gefolg, wenn auch manche Gründe des Trostes für den Hinterbliebenen vorhanden sind, der Pfad des Dulders auch geebnet ist, das Leben auch seine besten und stolzesten Gaben ihm entgegenhält: selbst dann sind es die bittersten Thränen, welche das Auge vergießen, selbst dann ist es die tiefste Wehmuth, welche das Herz empfinden kann. Aber was muß ein Sohn fühlen, wenn eine zärtliche Mutter in hülfloser Dürftigkeit auf dem Krankenbett liegt; wenn das Grab über ihr sich schließt, und das einzige Wesen in der weiten kalten Welt, das ihn liebte, auf immer ihm entrückt wird! Karl Seymour stand dabei, als die Alte den Leichnam einwickelte, und hie und da in Ausrufungen über die Schöne der Entseelten ihre Klage unterbrach; er nahm das schlummernde Schwesterlein auf den Arm, denn auf dem einzigen Bett, das sie hatten, lag die Mutter; er befahl, den Sarg zu bestellen; sie verzehrten ihr kurzes und kärgliches Mahl in Gegenwart der Todten; er hörte die Nägel in den Sarg schlagen; er stand allein an dem Grab, und weinte seine erste Thräne, als er daran dachte, daß er nicht einmal einen Stein bezahlen könne, um die Stätte zu bezeichnen; er ging heim, und traf einen geschwätzigen Trödler, der die zwei oder drei Geräthschaften des Hauses kaufte; er lehnte sich unter das Fenster in dem ausgeleerten Zimmer, das Nichts enthielt als ein kleines Bett für seine Schwester, die vor ihm herumlief mit dem Ausdruck der Furcht und Verwunderung, der in dem Gesicht eines Kindes so peinlich ist — und Karl Seymour zählte erst das sechzehnte Jahr. Sein Vater war gefallen in der Schlacht bei den Pyrenäen, und hatte seine Mutter mit der kahlen

*) Die Stiche sind von J. Thomson, W. Greatbach, F. Engleheart, W. C. Edwards, C. Rolls, F. Bacon und W. C. Ashby; nach Gemälden von A. Robertson, H. Howard, R. Westall, H. Moses, C. R. Leslie, W. Borall, P. Williams, F. P. Stephanoff, W. Collins.

Pension einer Kapitänswitwe hinterlassen, eine Woche, ehe der Bankier, bei dem all ihr Privatvermögen angelegt war, fallirte. Wenige Monate brachten die Frau an den Rand des Elends und des Grabes; ihre Pension starb mit ihr, und für Karl und die arme Lolotte blieb Nichts als der kleine Gehalt, den er in Hrn. Russels Komptoir verdiente, und selbst diesen armseligen Platz verdankte er lediglich der Theilnahme, die er dem Apotheker einflößte, der aus bloßer Menschenfreundlichkeit sich seiner Mutter annahm. Ohne Aussichten in die Zukunft, den ganzen langen Tag an das Schreibepult gebannt, in seinen Studien unterbrochen, und aller Mittel, sich fortzubilden, beraubt, hätte der junge Seymour mit dem aufstrebenden Geist, den Geburt und Stand in ihm geweckt hatten, verzweifeln müssen, wenn seine Schwester nicht gewesen wäre: um ihretwillen strengte er alle seine Kräfte an, um ihretwillen gab er die Hoffnung nicht auf. Er miethete sich in ein kleines Hintergebäude bei der Witwe eines Soldaten aus seines Vaters Regiment ein; zum Glück konnte er während seiner unvermeidlichen Abwesenheit der Güte der alten Frau das Kind anvertrauen; jeden Morgen und Abend machte er den Weg nach der Stadt hin und zurück; es war ein weiter Weg, aber er dachte, die Luft von Hampstead müsse für Lolotte gesünder seyn, und so schlug er diese Mühe nicht an; kam er heim, und es war nicht zu spät, so war er immer ihr Gefährte auf einem Spaziergang, oder wachte sie Morgens etwas bälder auf, so ging sie mit ihm auf die Halde hinaus. In ihr vereinigte er allen Stolz besserer Tage, sie mußte immer auf's Netteste gekleidet seyn; seine Freistunden benützte er, ihr etwas Unterricht zu ertheilen, sich selbst versagte er jedes Vergnügen, damit er nur dem Kind hie und da ein artiges Spielzeug oder Buch bringen, und es mit der langen Weile seiner einsamen Kammer versöhnen konnte, und geduldig wartete das kleine Geschöpf mit seiner Unterhaltung auf den Bruder, und hatte dann vergessen, daß sie so lange aus den Fenstern sah und dachte, wie lustig es wäre, wenn sie auch mit den Kindern auf der Gasse spielen könnte. Drei Jahre verflossen auf diese Art, und machten ihre Lage nur noch ängstlicher. Karl fühlte, daß die übergroße Anstrengung seine Gesundheit untergrub; dabei quälte ihn immer der Gedanke, wie wenig er vermöchte, an der holden Lolotte alle die Vorzüge zur Reife zu bringen, welche ihre feine Hand, ihr leichter Gang und ihre liebliche Stimme anzukündigen schienen; und dann, wie Wenig konnte er in der Zukunft für sie thun! Es kam ihr siebter Geburtstag; er brachte ihr einen jungen Rosenstrauch zum Geschenk: aber er selbst fühlte sich matt und herabgestimmt, selbst die Last des leichten Strauchs drückte ihn schwer. Als er die Treppe hinanstieg, hörte er Lolotte so munter plaudern — Was es wohl gab! Er öffnete die Thür und sah sie auf den Knien eines ältlichen Mannes sitzen, in dessen Gesicht sich ein Zug von Trauer in die freundliche Zärtlichkeit mischte, mit welcher es sich auf seine niedliche Gesellschafterin niederbückte. Wie wenig Worte ändern das Schicksal eines ganzen Lebens! Wenig, wenig Worte sagten Karln, daß Hr. von Lisle, seiner Mutter Bruder, vor ihm stand, der eben aus Indien angekommen war, wenige Worte gaben ihm einen zweiten Vater, ein Vermögen, Freunde; denn Hr. von Lolotte suchte die Waisen auf, damit sie die Erben seines Herzens und seines Glückes seyn sollten. Ein anderes Jahr verstrich. Nachdenken aber nicht Sorge umdunkelte Karls Auge; seine Wange, obwohl blaß, hatte nicht die Farbe der Krankheit. Er saß in seinem kleinen Studirzimmer; Bücher, Zeichnungen, Papiere, Lieblingsschriftsteller lagen auf Tisch und Gesimse. Heute wurde seine Einsamkeit oft unterbrochen; es war Lolotte's Geburtstag; mit sinnigem Gesicht und schwebendem Tritt eilte sie zu dem Bruder, um ihm die Schätze zu zeigen, welche ihr das Fest eingetragen hatte; aber unter all diesen Geschenken fand Lolotte halb überrascht, halb bekümmert keines von ihrem Bruder. Hatte er sie vergessen? Indem sie ihm Alles sehen ließ, konnte sie ihn daran erinnern; dennoch blieb von Karl jedes Andenken aus. Ein Kinderball war für sie etwas zu Neues und Lustiges, als daß nicht alle andern Gedanken darob in den Hintergrund getreten wären; als jedoch Lolotte Nachts wieder auf ihrem Zimmer war und ihren mit Geschenken bedeckten Tisch sah, und immer keines von ihrem Bruder darunter, Das war zu Viel; sie setzte sich auf ihren kleinen Stuhl, und als Karl hereintrat, traf er sie weinend. „Mein liebes holdes Schwesterlein, Du bist nicht vergessen; aber mein Andenken war zu traurig für Dich; ich wollte den Tag Deiner Freude nicht dadurch stören.“ Mit diesen Worten überreichte er ihr ein Paket, und die Wange, die er küßte, als er ihr gute Nacht sagte, war naß von seinen Thränen. Lolotte machte das Papier auf — es enthielt ein Miniatur-Gemälde: — sie erkannte das schöne Antlitz ihrer Mutter *).

Um auch noch einige Worte über die andern Jugendalmanache zu sagen, so zählt der von Marshal mehrere der Damen, die in den [illegible] Beiträge geliefert haben, zu Mitarbeiterinnen, von denen einige hübsche Erzählungen herrühren; die Poesie ist meist mittelmäßig; die acht Kupfer, welche den Almanach zieren, sind keine Meisterstücke, aber sauber ausgeführt; wir heben die Lektion, den Bauer, das Bauernmädchen auf dem Weg nach Haus, die Räuber als die vorzüglichsten heraus. Was das ackermann'sche jugendliche Vergißmeinnicht anbelangt, so läßt sich von Hrn. Shoberl, dem Herausgeber, und Hrn. Ackermann, dem Verleger des ältesten Taschenbuchs in England, schon etwas Gutes erwarten. Der jüngere gleicht seinem ältern Namensverwandten nach Form und Inhalt so ziemlich, so daß wir es für überflüssig halten, uns weitläufig darüber auszulassen, da man den letztern in Deutschland hinlänglich kennt. Kein so günstiges Urtheil können wir über das Souvenir fällen, das gar zu viele alte Sachen wieder auftischt; jedoch auch nicht ganz ohne Verdienst ist, wie es von Mac Farlane und Fräulein Roberts im Novellenfach und von den Fräulein Howett und Jewsbury mit einigen gelungenen Poesien bedacht worden ist.

Notiz.

Ein englisches Provinzialblatt enthält folgendes gerichtliche Urtheil: „Die Jury, von der Ansicht ausgehend, daß Mangel an den unentbehrlichen Bedürfnissen des Lebens den Verstorbenen zum Selbstmorde verleitet habe, entschied auf Wahnsinn.“

---

*) Die kleine Erzählung schließt mit dem unübersetzbaren Gedichtchen:

1) Your birthdey, my sweet sister,
What shall my offering be?
Here's the red grepe from the vineyard,
And roses from the tree.

2) T'is a joyful day — the birthday —
A sonny morn in spring;
Yet thy sweet eyes will be sadden'd
By the mournful gift I bring.

3) It is your Mother's picture;
You are so like her now —
With eyes of tearful dimness
And grave end earnest brow!

4) O weep that angel mother!
Such tears are not in vain:
Yet dry them in the hope, love,
We all shall meet egain.

5) But these are both to passing,
Fruits and flowers decay
And the gift must be more lasting,
I offer thee the day.

6) Alas my orphan sister,
You'll recall the face,
Whose meek and lovely likeness
These treasured lines retraced.

7) Oh! be like her, my sister!
But less in face than mind;
would you could remember
One so tender and so kind.

8) And keep this gentle monitor
And when you kneel in prayer
Deem an angel's eye is on you,
That your mother watches there.

9) Il believe that she rejoices
O'er her darling child to-day:
God bless thee, sweetest sister
'Tis all that I can say.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 342. 8 Dezember 1830.

Reise eines amerikanischen Pfarrers in England. *)

1. Englisches und amerikanisches Kirchenthum. Bischöfe und Prediger.

Ein reisender Pfarrer ist keine gewöhnliche Erscheinung und was uns ein Geistlicher aus dem Kreis seiner Beobachtungen berichten kann, finden wir auch nicht in jedem Reisewerk. Die Fremden, die England besuchen, sind in der Regel Kaufleute und Fabrikanten, welche dahin kommen, um die erste Handelsnation der Welt in ihren merkantilischen Einrichtungen, in ihrem Manufaktur- und Maschinenwesen kennen zu lernen; oder sind es Gelehrte, Bildungsbeflissene und Neugierige, so durchstreifen sie die Museen, wohnen den Sitzungen von wissenschaftlichen Vereinen bei, gehen einige Mal ins Parlament, ins Theater, in die Oper, machen vielleicht einen Ausflug nach Oxford oder Cambridge, oder wenn sie den Schauplatz der Novellen Walter Scotts in der Nähe betrachten wollen, in das schottische Hochland; aber wo findet Einer sich, der, wie Hr. Wheaton, unermüdlich von Kirche zu Kirche läuft, Tag für Tag drei Predigten hört und alle Prediger, gute und schlechte, bekannte und unbekannte, salbungsvolle und laue kritisch durchmustert? Ja unser Pfarrer ist so erpicht auf Alles, was in seine Berufssphäre einschlägt, daß er nicht begreift, wie so mancher londoner Bürger Nachmittags lieber in den Parken spazieren gehen oder reiten, als in dem Hause des Herrn sich erbauen mag.

Auf seinen apostolischen Wanderungen suchte er natürlich auch Bekanntschaften mit Kollegen anzuknüpfen. Er wurde meist gut aufgenommen und fühlte sich durch das Interesse geschmeichelt, welches die geistlichen Herren an seinem Vaterland, namentlich an dessen kirchlicher Verfassung zu nehmen schienen. Der jetzige Erzbischof von Canterbury, damals Bischof von London, dem er in dem Palast zu Fulham seine Aufwartung machte, legte ihm über den Zustand der Religion wie der Literatur in Amerika verschiedene Fragen vor. In letzterer Beziehung bemerkte der Lord: „Sie haben einige tüchtige Schriftsteller in Ihrem Vaterland; ich lese das North-American-Review, worin ich mitunter auf Artikel stoße, die nicht nur vortrefflich geschrieben sind, sondern aus denen unsere Kritiker manchmal lernen könnten, wie man bei der Beurtheilung eines Werkes auch gerecht seyn muß; bei uns ist es ganz in der Ordnung, einmal, daß der Kritiker ein Werk, das auf dem Katalog seines Buchhändlers steht, nicht ungünstig recensiert und dann, daß er immer fragt, welcher religiösen oder politischen Partei der Verfasser angehöre und danach Beifall oder Verdammung ausspricht. Wie inconsequent war nicht oft das Edinburgh-Review? Das nämliche Werk herabwürdigen und wieder empfehlen — nach dem Zweck des Augenblicks — galt ihm gleich. Es ist entschieden feindselig gegen das Christenthum, aber hat auch so sehr alle Achtung verloren, daß man beinahe keine Notiz mehr davon nimmt.“ Uns däucht, was die Inconsequenz des berühmten literarischen Rhadamantus betrifft, daß der gute Bischof nicht ganz Unrecht habe; wenn er demselben aber Feindseligkeit gegen das Christenthum vorwirft, so versteht er wahrscheinlich darunter sein Christenthum, das in einer sehr orthodoxen Auslegung der 39 Glaubenssätze besteht und allerdings in der Emancipation der Katholiken, in der Abwesenheit eines theologischen Lehrstuhls auf der Universität London und in dem Recht der Unitarier sich zu verheirathen, ohne daß sie vor dem Altar ihren Glauben an die Dreieinigkeit erklären, nicht zu finden ist.

Ein anderer Geistlicher, mit welchem Hr. Wheaton eine Zusammenkunft hatte, war der Dekan von Winchester — ein lebhafter Mann, wie es scheint, der gelehrte Redensarten in die gewöhnliche Unterhaltung einfließen ließ, und wie die meisten englischen Kirchenmänner nicht ohne Schauder von der Königin der sieben Hügel sprechen konnte, offenbar aber die Griechen besser kannte, als die Amerikaner. Er bestürmte unsern Pfarrer mit Erkundigungen nach Amerika und schrieb alle Antworten auf. „Welches Werk giebt die besten Aufschlüsse über die Vereinigten Staaten und die gesellschaftlichen Verhältnisse daselbst? Wer hat die beste Geschichte geschrieben?“ „Ramsay's Geschichte ist sehr gut, und Marshalls Biographie Washingtons liefert eine genaue Erzählung der Ereignisse der Revolution; allein der Stil ist nicht einladend.“ „Ich kümmre mich Nichts um den Stil; ich will Thatsachen.“ „Von Präsident Dwight haben wir eine Schrift

*) A Journal of a residence during several months in London, including excursions through various parts of England and a short tour in France and Scotland in the years 1823 and 1824. By Nathanaël Samuel Wheaton, A. M. Rector of Christ Church, Hartford. Hartford, H. et F. I. Hutington. 1830. 8.

über die Gebräuche und Sitten des Volks von Neuengland; das Sorgfältigste und Unparteiischeste aber, was ein Fremder über uns geschrieben hat, steht in Briefen zu lesen, die in dem christlichen Beobachter (christian observer) erschienen sind." „Habt Ihr römische Katholiken unter Euch? Nimmt Ihre Anzahl zu?" „Wir haben nicht viele und diese nehmen nur im Verhältniß zur Bevölkerung zu. Es ist ein Schisma unter ihnen: sie theilen sich in zwei Parteien — die Liberalen, welche in Spanien vor einigen Jahren noch verbrannt worden wären, und die Bigotten, bei denen es Grundsatz ist, ihre Heerden in Unwissenheit zu erhalten."

Wheaton erfuhr nachher, daß der Dekan als junger Mann in Gefahr gewesen war, durch jesuitische Sophistereien berückt zu werden und daß daher der Abscheu kam, mit dem er jetzt den Katholicismus betrachtete.

Das amerikanische Kirchenthum wollte einigen der hochwürdigen Herren nicht einleuchten. Einer derselben drückte sein Befremden aus, daß man die transatlantischen Bischöfe nicht mit Mylord anrede, und der Erzbischof von York konnte sich von der Entbehrlichkeit der Erzbischöfe nicht überzeugen, wobei er sich auf die Metropolitane der alten Kirche berief. Als jedoch Hr. Wheaton ihn auf eine noch frühere Periode verwies, in welcher alle Bischöfe gleich den Engeln der sieben Kirchen Asiens auf dem Fuß der Gleichheit standen, so ließ Se. Gnaden diese Autorität zwar unangefochten, schien aber doch innerlich aus höheren Gründen nicht beizupflichten. Als aber vollends das Gespräch auf die Art kam, wie die amerikanische Kirche ohne Zuthun des Staats unterhalten wird, so mußte Hr. Wheaton alle seine Beredsamkeit aufbieten, um zu beweisen, daß Zehnten nicht absolut nothwendig seyen, einer Nation Religion und Gottesfurcht zu bewahren. „Wovon lebt denn die Geistlichkeit?" „Von dem jährlichen Ertrag der Kirchenstühle, freiwilligen Taxen und Beisteuern. Um so mehr Aufforderung für sie, ihre Pflicht zu thun." „Aber werden sie dadurch nicht leicht zu servilen und ungläubigen Predigern?" „Just das Gegentheil; meiner Meinung nach ist unser Klerus im Ganzen rechtgläubiger als der englische. Rechtgläubigkeit ist eben sowohl das Mittel sich Popularität und Einfluß zu verschaffen als sie Pflicht ist." „Dieß spricht sehr zu Gunsten des amerikanischen Volks."

(Fortsetzung folgt.)

Die russischen Militärkolonien.

6. Von der Verwaltung.

(Schluß.)

In der gleich wohlthätigen Absicht ist ein Anleih-Kapital bei jedem Regiment gebildet. Der erste Grundstock ergab sich aus den Beiträgen der Kolonisten. Hinzugefügt wird noch der Gewinn aus dem Absatz des Branntweins, *) der Ueberschuß der zum Unterhalt der Kirchen bestimmten Gelder, der Nachlaß der Kolonisten, die ohne Erben sterben, so wie die verschiedenen Geldstrafen. Das Kapital bleibt ein gemeinschaftliches Eigenthum der Kolonisten. Die Größe eines Darleihens ohne Interesse steigt bis zu fünfhundert Rubel. Wer noch mehr bedarf, giebt fünf Proc. Die Zeit der Rückgabe wird von der Behörde festgesetzt. Bleibt noch Geld in der Kasse, so wird es gegen Zinsen bei der Bank, oder in dem Findlingshause *) angelegt. Monatlich wird der Zustand der Kasse aufgezeichnet.

Der Verwaltungsrath kann dem Kolonisten Erlaubniß zur Reise ertheilen, deren Dauer er festsetzt. Er hält strenge darauf, daß die Offiziere keinen Kolonisten zu ihrem Privatgebrauch selbst gegen Bezahlung verwenden. Die dagegen fehlenden trifft nach den noch von Paul I herrührenden Gesetzen, Degradirung und Vermögens-Konfiskation.

Die Kompagnieausschüsse bestehen aus einem Unteroffizier und drei Mann die aus den Reihen der Kolonisten genommen werden. Diese wählen dazu acht Kandidaten; jeder Hauptmann bezeichnet vier davon als Mitglieder, deren Bestätigung dann noch von dem Bataillons-Kommandanten abhängt. Die nicht ernannten dienen als Ersatzmänner in Sterb- oder Krankheitsfällen. Ehe sie das Amt antreten, versprechen die Mitglieder in Gegenwart der versammelten Kompagnie eidlich, ihre Pflichten gewissenhaft zu erfüllen. Jedes Jahr wird die Wahl erneuert. Mit Erstaunen findet man in diesen Militärkolonien eine Municipal-Verwaltung, deren Fundament Wählbarkeit ist. *Es ist in dem ausgedehnten russischen Reich, dessen Institutionen sonst nur auf Despotismus und Knechtschaft beruhen, das einzige Beispiel dieser Art*: ein Beweis, daß der Gründer dieser Kolonien einen weit edleren Zweck hatte, als bloß die Rekrutirung seiner Armee zu verbessern, oder eine größere Sparsamkeit in der Verwaltung zu erzielen. Der Kompagnieausschuß versammelt sich wenigstens einmal in der Woche. Er erkennt in allen Streitsachen und protokollirt die Testamente. Sind die Parteien mit dem Ausspruche nicht zufrieden, so begeben sie sich mit dem Ausschuß zu dem Kompagnie-Hauptmann, welcher entscheidet. Von diesem Urtheile können die Parteien an den Verwaltungsrath apelliren, der wenn er die Klage ungeeignet findet, die Kläger einer Geldbuße unterwirft. Zur letzten Instanz bleibt ihnen der Brigade- und Divisionsgeneral noch übrig. Die Testamente werden in Gegenwart des Geistlichen und zweier Zeugen aufgesetzt, die alle drei unterzeichnen; dann werden sie in dem Ausschuß der Kompagnie einregistrirt. Wenn in dringenden Fällen ein Testament nur mündlich gemacht werden kann, so geschieht es in Gegenwart eines Kompagnie-Offiziers und aller Mitglieder des Ausschusses, die es, nachdem der Offizier unterschrieben, in ihr Register eintragen.

*) Die russ. Regierung betreibt den Verkauf des Branntweins allein. Er ist eine reichliche Quelle von Einkünften, wegen der Leidenschaft des Volks für dieses gefährliche Getränk. Die Vorsicht welche beim Verkaufe beobachtet wird, macht daß man in den Kolonien nie einem Betrunkenen begegnet.

*) Um den Kostenaufwand der Findlingsanstalt zu decken, die in Moskau unter Catharina II errichtet wurde, war eine Art Bank angelegt worden, die 5 vom 100 bezahlte, und auf Hypothek gegen 6 Prc. lieh. Der Ertrag davon, der außerordentlich ist, wird zum Wohl des Hospitiums angewendet. In Folge dieser Anleihen ist ein großer Theil der Güter des moskowitischen Adels jetzt dort verpfändet.

7. Von dem Regiments-Stab, den Dörfern eines kolonisirten Regiments, den Gebäuden.

Der Stab mit den nöthigen Gebäuden befindet sich in dem Mittelpunkt des Kolonie-Bezirks; rings in einem Umkreis von 1000 bis 2000 Metres (3 — 6000 Fuß) liegen die Dörfer, jedes mit einer ganzen oder halben Kompagnie Kolonisten. Die Grenzen des Kolonie-Gebiets sind mit Pfählen bezeichnet, an welchen der Name des Regiments und die Reichswappen zu sehen sind. Die Gebäude des Staats begreifen:

1) Eine Kirche, 2) einen Exercitien-Saal, 3) ein Hospital, 4) eine Militärschule, 5) ein Haus für den Kaiser, 6) eins für den General, 7) drei für die Stabsoffiziere, 8) ein Wachthaus mit einem Wartthurm, 9) zwei Häuser für verheirathete Offiziere, 10) ein Wirthshaus, 11) ein Haus für die nichtverheiratheten Offiziere, 12) eins für die Kanzlei und die Civilbeamten, 13) eins für die Lazarethbeamten, 14) eines für die Apotheke mit Laboratorium, 15) das Reserve-Magazin, 16) eine Kaserne für die Kompagnie-Werkleute, 17) ein Gefängniß, 18) Stallungen, 19) das Gestüte, 20) ein Haus für Rekonvaleszenten.

Exercitien-Saal, Kirche, Hospital und Militärschule bilden ein Ganzes, dessen einfache und regelmäßige Architektur einen imposanten Anblick gewährt. Kaiser Alexander hatte die Bestimmung getroffen, daß der Uebungssaal, zwischen dem Hospital und der Schule gelegen, (letzterer nach dem Plan zum Unterricht eines aus den Kolonisten zu bildenden Bataillons) zugleich für die militärischen Uebungen, für den großen Kirchendienst, zum Spaziergange für Kranke, und zum Vergnügungsorte oder zur Uebung der Kantonisten dienen sollte. Durch die Bildung des Reservebataillons wurde indessen die Bildung eines Kantonisten-Bataillons überflüssig und die letzteren bleiben nun bei ihren Verwandten, bis sie mit dem achtzehnten Jahr zum Waffendienste übertreten. Die großen Säle, deren Erbauung sehr kostspielig war, erzeigen sich als weniger nützlich, als man im Anfange glaubte, doch werden von Zeit zu Zeit die Truppen dort geübt. Der Saal des Regiments Preußen hat 142 Metres Länge, 31 M. Breite und eine innere Höhe von 9, 9 M. Der Anblick ist vorzüglich schön, wenn Truppen in Schlachtordnung darin aufgestellt sind. Das Auge umfaßt dann erst diese gigantischen Dimensionen vollkommen. *)

Die Kirche liegt der Mitte des Uebungssaales gegenüber, der auf dieser Seite drei große Thore hat. Sie ist mit Pracht und Geschmack eingerichtet. In einer dieser Kirchen kosten die Gemälde, Werke von Mitgliedern der Petersburger Akademie, 40,000 Rubel.

An einem Ende des Saals erhebt sich das große Hospital, ein vierseitiges Gebäude mit einem Hof im Innern. Es ist nur einen Stock hoch, mit Erdgeschoß und Kellergewölben versehen, welche letztere trocken und hell sind und die Bäckerei, Küche, eine Abtheilung, worin die Kessel zur Erwärmung des Badewassers, und die Wohnung der dienstleistenden Invaliden des Hauses enthalten. In dem sehr hochliegenden Erdgeschoß befinden sich die Krankensäle, worin eine außerordentliche Reinlichkeit herrscht. Die Decke und alles Holzwerk ist mit Oelfarbe überzogen; die hellgrüne Farbe der Wände wirkt wohlthätig auf das Auge. Von der gleichen Farbe sind die Schlafröcke der Kranken. Die Bettgestelle sind von Eisen. Die Abtritte werden nach englischer Art mittelst Pfannen geheizt, sie sind ganz geruchlos, und so reinlich als sie nur in einem Privathaus seyn können. Zwei Säle sind für Frauen, worunter einer für Wöchnerinnen bestimmt. In den Badsaal wird das warme Wasser durch ein Druckwerk aus den Kellergewölben aufwärts geleitet. Im obern Stock sind die Offizierszimmer, die Apotheke, die Wohnungen der Aerzte und Civilbeamten ꝛc. Wenn die Medikamente und die Krankenpflege der äußeren Einrichtung gleich kämen, wäre bei dieser Anordnung Nichts zu wünschen übrig.

*) General Fabre, Zögling der polytechnischen Schule in Paris, in russische Dienste übergetreten, ist der Erbauer.

Die Militärschule liegt an einem andern Ende des Uebungssaales, in der Form dem Hospital ganz ähnlich. Hundert und zwanzig Offizierssöhne werden in dem Regiment „König von Preußen" hier erzogen. Die Studien-Einrichtung ist dieselbe wie in den Schulen von Petersburg und Moskau. Die Professoren werden aus den Offizieren der Armee erwählt. Die Keller-Gewölbe umfassen Küche und Invaliden-Wohnungen, das Erdgeschoß Speise-, Krankensaal und Uebungssäle; der obere Theil die Klassen und Schlafzimmer. Ordnung und Reinlichkeit sind auch hier vorherrschend.

Die Pavillons, in welchen die Generale und Offiziere wohnen, zeichnen sich durch ihren einfachen Stil und durch Symmetrie aus. In einem, welcher die Restauration heißt, speisen die Offiziere. In den Kellergewölben sind sehr schöne Küchen, Magazine und Bedientenwohnungen; zu ebener Erde die Vereinigungssäle, ein Billard, eine Bibliothek und ein großer Speisesaal. Ein Hauptmann bezahlt für Mittag und Abendessen auf vier Monate 75 Rubel, ein Lieutenant 60. Das Essen ist gut und reichlich: Mittags Suppe, zwei Gerichte Fleisch, Gemüse und eine Mehlspeise; doch giebt man schwarzes Brod und Qwaß, eine Art Bier. Wer weißes Brod und Wein wünscht, bezahlt besonders. Dieser Preis macht ungefähr die Zulage aus, welche die Offiziere in den Kolonien zu ihrer Besoldung erhalten. Ein Oekonom, von der Regierung mit 1500 Rubel Gehalt aufgestellt, besorgt die Geschäfte. Zu noch geringeren Preisen wird den verheiratheten Offizieren auf Verlangen die Kost abgegeben. Oben sind sehr artige Zimmer für Reisende eingerichtet, die ihrem Range gemäß bezahlen: Ein General 3 Rubel, unter diesem Grade 2 Rubel 60 Kopeken täglich.

Die Regierung sucht den Aufenthalt der Offiziere so angenehm als möglich zu machen, um sie noch mehr an diese große Familie zu ketten, deren Führer sie sind. Ein Eilwagen steht ihnen ausschließlich zu Gebot, um sie von einer Kolonie zur andern und selbst bis Nowogorod zu bringen. Dampfboote gehen täglich von dieser Stadt nach Gronsina und Staraja-Roussa ab.

Die Holländer in Brüssel.

Man hat das Benehmen der holländischen Truppen in Brüssel sehr verschieden dargestellt; ohne den Streit dadurch entscheiden zu wollen, theilen wir folgenden Brief eines Engländers aus dem englischen Courier mit:

Boulogne sur Mer, 6 November 1830.

Mein Herr! ich hatte der Proklamation des Prinzen Friedrichs an

Brüssels Bewohner, worin er Allen, die ruhig in den Häusern bleiben würden, versichert, daß ihnen von den Truppen, mit welchen er Brüssel am 23 September anzugreifen beabsichtigte, kein Leid widerfahren würde, unglücklicher Weise geglaubt. In der Voraussetzung, eine Proklamation, unter welcher der Name des Prinzen Friedrichs stehe, sey etwas Heiliges, beschloß ich mit mehreren andern sehr angesehenen englischen Familien in Brüssel zu bleiben, und unsrerseits jede Bedingung durch Schließen der Fenster und Thore und vollkommene Unthätigkeit getreulich zu erfüllen. Meine eigene Familie bestand aus meiner Frau und Tochter, zwei Enkelinnen, zwei weiblichen und zwei männlichen Bedienten. Ich war eben bedeutend unpäßlich gewesen, und hatte daher am 22. eine starke Aderlaß vorgenommen, die mich im Bett zu bleiben nöthigte. Zunächst am schaerbecker Thor, in der neuen Rue Royale, standen links vier Häuser, und diesen gegenüber zur Rechten das große Wohngebäude eines Hrn. Meeus. Letzteres wurde, so bald die holländischen Truppen zum schaerbecker Thor herein waren, sogleich erstürmt, und die Soldaten nahmen in demselben Stellung. Bald fingen sie an, auf die vier gegenüberstehenden Häuser zu feuern. Zwei von diesen, im Besitz abwesender englischer Familien, standen gänzlich leer; die beiden andern waren von einem Hrn. Simonan, einem geschickten Lithographen, der mit Arbeiten für den Prinzen Friedrich selbst beauftragt war, und von meiner Tochter, Mistreß Shubrik, bewohnt. Kein Fenster an denselben stand offen, keine Art von Provokation gegen die Truppen hatte Statt gefunden. Sobald das Werk der Zerstörung und des Todes im Haus des Hrn. Meeus vollendet war, begannen die Soldaten auf unsere friedliche Wohnung zu feuern. Den ersten Schuß, der hereinfiel, hielt ich für zufällig, und glaubte, die Angreifenden würden ihre Belästigung nicht weiter fortsetzen; da sie aber so lange fortfuhren, bis kein sicherer Ort mehr im ganzen Haus war, beschloß ich das Thor zu öffnen, und mich mit meiner Frau als englische Unterthanen unter den Schutz der nächsten Besten von ihnen zu stellen. Eben drangen sie, nach Einbruch der Fenster, von der Straße aus in's Speisezimmer. Hrn. Simonans Familie, eben so unschuldig als wir, hatte vor wenigen Minuten dasselbe Schicksal erfahren. Ich will Sie nicht mit Aufzählung der Grausamkeiten hinhalten, welche von Leuten, die den Charakter eines Soldaten vergaßen, an mir verübt wurden; ich habe meinen Bericht bereits an ihren Obergeneral eingereicht, und werde die Antwort Sr. K. Hoheit bekannt machen, falls ich einer solchen gewürdigt werde. Für jetzt reiche die Bemerkung hin, daß diese Menschen von Donnerstag bis Sonntag unter fortwährendem Plündern, Zerstören und muthwilligem Zertrümmern jeder Art von Ausschmückung im Haus blieben, bis uns ihr Rückzug endlich wieder von ihnen befreite. Da die Holländer diesen Theil von Brüssel zu ihrer Hauptposition machten, von welcher aus sie vergeblich weiter in die Stadt einzudringen suchten; so werden Sie von mir keine Widerlegung des Gerüchtes fordern, als hätten die Belgier die Unbilden, über welche wir uns beklagen, verübt. Diese hatten wahrlich keine Lust, sich mit den Holländern, denen sie als Feinde gegenüber standen, zum Plündern zu vereinigen, und es ist die höchste Ungerechtigkeit, sie als gemeinsame Räuber des uns entrissenen Guts darzustellen. Nur die holländischen Truppen allein, und die, welche zum schaerbecker Thor hereinkamen, haben sich eines so unsoldatenhaften Benehmens schuldig gemacht. Ich habe die Ehre ꝛc.

J. Griffith, M. D.

Vorkehrungen gegen die Cholera.

Wir haben neulich gemeldet (Ausl. 1296), daß Larrey in der französischen Akademie darauf hindeutete, eine Kommission von Aerzten zum Studium der Cholera nach Rußland zu schicken. Mehrere Regierungen, die in näherer Berührung mit jenem Reiche stehen, wie Oesterreich, Schweden, (Preußen ?) haben den gleichen Gedanken in Ausführung bereits gebracht und sich den Dank der Menschheit im Voraus erworben. Auch Larrey's Bemerkung ist nicht wirkungslos geblieben. Bereits haben sich die HH. Briere de Boismond, Follet, Djasson de Grandsaigne und Corbin bei der Akademie gemeldet, um sich auf den gegenwärtigen Schauplatz der Seuche zu begeben. Man erwiederte ihnen, daß es bei einem solchen Falle nicht der Akademie zukomme, die Initiative zu ergreifen, daß aber, wenn die Regierung selbst beschließen werde, eine Aerztekommission zum Studium der Cholera abzuschicken, und deßhalb die Akademie zu Rathe ziehe, man die Eingaben der besagten Kandidaten der medicinisch-chirurgischen Sektion zur Berichterstattung vorlegen werde. Follet hatte der Akademie zugleich die Mittel angegeben, die er am Zuträglichsten gegen die Cholera erachtete. Die Krankheit wird seiner Ansicht nach durch verdünnende gashaltige Getränke oder Rhatania-Infus am Besten bekämpft.

Berichte eines deutschen Reisenden in Ungern.

2. Ungrische Poesie.

Slowakische Lieder*).

1) Der Tauber.

'S ist ein Berg, „Berg", weißer Berg,
Auf dem Berge ein weißer Fels,
Auf dem Felsen sitzt ein Tauber;
Ihm naht ein junger Jäger.

Ach du Jäger schieß mich nicht,
Nur geringen Gewinn ziehst du von mir;
Die Füßchen sind mir abgestorben,
Die Flüglein mir entfiedert.

Das Blut in den Adern ist verstarrt,
Die Gebeine alle im Leibe sind verdorrt,
Kummer raubte mir alle Kraft —
Denn ich verlor mein Liebchen.

Vermischte Nachrichten.

In der öffentlichen Sitzung der französischen Akademie vom 25 August kündigte Hr. Parceval die Entscheidung der Akademie in Betreff der monthyon'schen Preise an. Zuvörderst bewilligte die Akademie fünfzehntausend Franken den Witwen und Waisen der in den Julustagen Umgekommenen und den Verwundeten. Das Publikum äußerte seinen allgemeinen Beifall. Hierauf ging der Berichterstatter an die Vertheilung der Tugendpreise. Zwei Preise von je dreitausend Franken erhielten zwei Frauen für ihre bewunderungswürdige Aufopferung im Dienste der Armuth. Ein Preis von viertausend Franken wurde dem Heldenmuthe Simon Albony's aus Rhodez zuerkannt, der, um das Land von einem wüthenden Thiere zu befreien, einen Kampf bestand, in welchem er vierzehn Wunden erhielt; sechzehn Medaillen je zu sechshundert Franken im Werth eben so viel sonst verdienten Personen. Endlich beehrte die Akademie folgende Schriftsteller mit Preisen: 1) Hrn. Say für seinen Cours d'économie politique mit achttausend Franken; 2) Hrn. Karl Lucas für sein Werk über das Strafsystem in Europa und den Vereinigten Staaten mit sechstausend Fr.; 3) Hrn. von Norvins für ein Gedicht über die Unsterblichkeit der Seele, mit dreitausend Franken; 4) Hrn. Chazet für eine Abhandlung über Mißbräuche, Gesetze und Sitten, nebst einem Abriß der Lebensgeschichte des würdigen Monthyon mit zweitausend Fr.

*

In der letzten Parlamentssitzung kam bei Gelegenheit der westindischen Frage ein Faktum zur Sprache, das die Feinde des Antisklavereivereins benützen, die Bemühungen dieser Philanthropen und der von ihnen unterstützten Missionäre verdächtig zu machen. Von Alexander Barclay, einem mit dem Zustande der westindischen Kolonien sehr vertrauten Manne, war nämlich ein Sendschreiben an den Kolonialminister Sir Georg Murray erschienen, worin behauptet wird, ein Missionär habe in der kurzen Zeit von zwei Jahren von den armen Negern die ungeheure Summe von tausend Pfund St. für Zettelschreiben verdient. Diese Zettel enthielten zwar nichts Anderes, als das Zeugniß, daß der Inhaber Mitglied der wesleyanischen Brüder sey; Wer aber den Aberglauben der Afrikaner kennt, weiß, daß die Neger mit kleinen beschriebenen Papierstreifen den Begriff von Zaubereien verbinden, wodurch man sich gegen alles Uebel in der Welt verwahren könne. Diesen Aberglauben scheint der gute Missionär stillschweigend benutzt zu haben!

*) Das sangreichste Volk Europa's sind die Slaven. Auch in Ungern findet man bei den Slowaken einen größeren Reichthum an Liedern und an Musik als bei allen den übrigen vielstämmigen Bewohnern dieses Landes. Der Korrespondent, dem wir diese Mittheilung verdanken, verspricht eine ganze Sammlung treu aus dem Slowakischen übersetzter Volkslieder, von denen die folgenden als Muster dienen können.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

# Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 343. 9 Dezember 1830.

Die russischen Militärkolonien.

8. Von der Einrichtung eines Dorfes.

Jedes Dorf besteht nur aus einer Straße, wo alle Häuser gleich und symmetrisch gebaut einen schönen Anblick gewähren. Theils stehen sich die Häuser gegenüber, theils auch allein, und dann ist die andere Seite mit einer doppelten Reihe Bäume bepflanzt. Die Straße ist breit, mit Sand bestreut und wie in einem Garten wohl unterhalten. Die Eingänge sind mit Mauern von Ziegeln und mit Schlagbäumen, woran eine Schildwache, versehen.

Drei verschiedene Bausysteme sind nach und nach entstanden. Alle diese Häuser sind übrigens aus demselben Material wie die russischen Bauernhöfe aufgeführt, nämlich aus halb behauenen Tannenstämmen, die horizontal auf einander gelegt und in den Winkeln auf die Hälfte der Decke gegenseitig eingeschnitten sind. Man geht mit vieler Sorgfalt bei der Aufführung zu Werke. Das Ganze ruht auf einer Grundlage von Steinen oder Ziegeln, und das Erdgeschoß ist so vom Boden erhöht, daß keine Feuchtigkeit eindringen kann.

In den Häusern der ersten Art wohnen vier Kolonisten und vier oder acht Soldaten (je nachdem man die ältere oder neuere Verordnung befolgt) in einem sehr beschränkten Raum beisammen; in den Häusern der zweiten Art haben die vier Kolonisten das Erdgeschoß, und die Soldaten die obere Kammer inne. Diese Häuser nehmen sich gut aus. Da jedoch diese Bauart als zu kostspielig angesehen wurde, gab man sie auf, um so mehr da sie an Solidität und Dauer den andern nicht gleich kommt. Nach dem neuesten Systeme, wobei man sich jetzt zu fixiren scheint, sind die Häuser zu drei gruppirt und bloß durch Gärten unter sich geschieden. Die beiden äußern bewohnen die Kolonisten, das mittlere ist den Soldaten angewiesen. Die Häuser der Kolonisten sind wegen der Keller etwas mehr erhöht. Dieses System, welches die Soldaten von der Familie des Kolonisten ganz trennt, scheint den Vorzug vor jenen beiden zu verdienen. Alle diese Gebäude werden von der Regierung aufgeführt, so wie auch die rückwärts liegenden Scheunen und geräumigen Stallungen. Die Kolonisten bauen hinter diesen eine zweite unregelmäßige Linie von Schoppen.

Dieselbe Reinlichkeit und Ordnung wie in den Kasernen muß in den Häusern der Kolonisten beobachtet werden. Von Mobilien liefert der Staat dem Kolonisten: ein Bettgestell von Holz; einen verschließbaren Verschlag, worin Platz für zwei Betten; zwei Bänke mit Rücklehnen; einen Tisch mit Schublade; ein Gestell mit zwei Fächern.

Alle Betten sind mit sehr reinlichen und nach den Vermögensumständen des Kolonisten mehr oder minder zierlichen Vorhängen um den. Jede Kammer hat ihr Heiligenbild, mit Blumen und Bändern geschmückt, vor welchem eine Lampe aufgehängt ist. Alle Abtheilungen sind heizbar, und immer herrscht eine übermäßige Temperatur.

In dem Mittelpunkt des Dorfes liegt ein halbrunder freier Platz für Versammlungen und Uebungen, um welchen sich die Hauptgebäude reihen, als: die Wohnung für die Offiziere vom Dienste; eine Schule für die Kantonisten; ein kleiner Exercitien-Saal; die Kanzlei. Ein Wartthurm steht in der Mitte des Platzes. Der untere Theil enthält eine Kapelle, worin die Heiligenbilder der Kompagnie aufgestellt sind; das Wachtzimmer; einen Raum für die Spritzen, und eine Stallung zu zehn Pferden für den Dienst. In die Häuser an den beiden Enden des Platzes sind die nicht kolonisirten Unteroffiziere der Kompagnie gelegt.

Die größten Vorsichtsmaßregeln sind gegen die Verbreitung eines Brands getroffen. Eine Schildwache beobachtet stets auf dem Thurm und läutet bei dem Ausbruch eines Feuers die Lärmglocke, was von allen umliegenden Dörfern wiederholt wird. Jede Kompagnie besitzt eine mit drei Pferden bespannte Spritze, einen Wagen mit zwei Handspritzen, eine Vertikalpumpe, um das Wasser aus den Brunnen in die Fässer zu leiten; zwei Wasserfässer jedes zu zwei Pferden bespannt, die, wie wir schon bemerkten, stets gefüllt erhalten werden müssen; einen Wagen, der die nöthigen Leitern, Eimer, Haken, Aexte ꝛc., und ein ungeheures Stück Leinwand führt, welches man ausspannt und netzt, um die umliegenden Häuser zu schützen. Jeden Tag haben zehn Kolonisten und zehn Soldaten die Feuerwache; zehn angeschirrte Pferde werden von den Kolonisten in den Dienststall in Bereitschaft gestellt, und alle 24 Stunden abgelöst. Die Schnelligkeit und Ordnung bei dem ersten Feuerzeichen ist bewunderungswürdig. In weniger als fünf Minuten sind die Pferde angespannt, und Alles eilt in vollem Galop zur Feuerstätte.

Bei der Inspektion eines Kolonisten-Dorfs muß jede Familie sich vor ihrem Hause aufstellen. Alle männlichen Mitglieder in Uni-

form, die Weiber mit ihren besten Kleidern angethan. Der vierrädrige einspännige Karren, den die Regierung giebt, muß mit den Ackergeräthschaften zur Seite stehen. Die Kolonisten zeigen eine schöne militärische Haltung.

9. Brücken und Bauwesen.

Die zahlreichen Brücken an den schönen Verbindungsstraßen der Kolonien sind durch ihre sorgfältige Bauart beachtenswerth. Die Arbeiten werden durch Soldaten ausgeführt. Von den Regimentern der russischen Armee, ausgenommen der Garde, der zweiten Armee, des lithauischen und georgischen Korps, sind nur zwei Bataillone bei den Fahnen versammelt; die dritten bilden Reserve-Divisionen, und werden von der Regierung zu öffentlichen Arbeiten verwendet. Zwei und dreißig dieser Bataillone sind in den Kolonien von Nowogorod beschäftigt. Sie zählen zwischen 350 und 400 Köpfe im Bataillon. Die Soldaten bekommen 10 Kopeken täglich. Während dieser Arbeiten lagern die Truppen an Ort und Stelle. Durch die Genie-Offiziere werden die Soldaten zu allen Handwerken angeleitet. Sie arbeiten in den Steinbrüchen, brennen Ziegel, behauen die Steine, mauern, sind Zimmerleute, Wagner, Schlosser ꝛc. Manche unter ihnen machen sich mit der Zeit sehr geschickt. Welche unermeßliche Ersparnisse die Regierung darin findet, alle Arbeit von dem Militär ausführen zu lassen, läßt sich wohl vermuthen, und nur daraus kann man sich die außerordentliche Anzahl öffentlicher Unternehmungen erklären, die jährlich in Rußland angefangen und vollendet werden.

Reise eines amerikanischen Pfarrers in England.

---

1. Englisches und amerikanisches Kirchenthum. Bischöfe und Prediger.

(Fortsetzung.)

Bekanntlich ist England ein sehr christliches streng protestantisches Land; aber mit der Kanzel, dem Mittelpunkt und Organ des Protestantismus, scheint es ziemlich schlecht bestellt zu seyn; wenigstens die Prediger, welche Hr. Wheaton besuchte, erregten weder durch den Gehalt ihrer Vorträge noch durch ihre rednerische Darstellung bei ihm eine hohe Meinung. Sie stehen, wie er behauptet, in Bezug auf Salbung, Eindringlichkeit und selbst Beredsamkeit ihren amerikanischen Brüdern entschieden nach. Die Art, wie die Kirche in England organisirt ist, macht, daß die Stellen nur zu oft an Unwürdige verliehen werden, und in dem Bewußtseyn der Geistlichen, daß sie von den Gemeinden unabhängig sind, liegt eben kein Beweggrund für sie, sich um die Liebe und Anhänglichkeit ihrer Gemeinden viele Mühe zu geben. Lassen wir Hrn. Wheaton selbst erzählen, wie er in einigen der bedeutendsten Pfarrkirchen Englands sich erbaute.

„In Liverpool," sagt er, „ging ich in die St. Nikolaus-Kirche; aber ich muß gestehen, meine ganze Sammlung mit allen guten Eindrücken, welche die Morgenandacht in mir hervorgerufen hatte, ging mir hier verloren. Ein wassersüchtiger gichtischer alter Mann, dessen Gebrechen von seinem guten Leben zeugten, haspelte die Gebete mit der unziemlichsten Hast, und mit einer heisern und kaum hörbaren Stimme ab. Auf ihn folgte ein anständiger junger Mann, der eine artige Predigt über die Vollkommenheit der christlichen Glaubenslehre vortrug, welche nichts Anstößiges enthielt. Indeß es waren Wenige da, die sich an seiner Rede ärgern oder erbauen mochten.

„In der St. Paulskirche war das Morgengebet beinahe vorbei, als ich eintrat und da die Thüre zum Chor nach dem Schluß der zweiten Legende immer geschlossen wird, so wurde ich auf die Gallerie verwiesen. Hier zählte ich etwa hundert Personen, die sich in dem unermeßlichen Gebäude zum Gottesdienst versammelt hatten. Die Predigt bestand in einem Kompositum von Gemeinplätzen, abgefaßt in einer ganz gewöhnlichen Sprache, aber abgelegt in einer äußerst pompösen Manier, daß man es dem Mann wohl ansah, daß er sich seines schönen Organes und seiner Stärke als Rhetoriker bewußt war. Ein Fernglas, welches bei ihm gelegentlich die Stelle der Brille vertrat, trug eben nicht dazu bei den Eindruck zu erhöhen. Mit einem Wort, es ließ sich an seinem Vortrag nach Form und Materie nur Wenig loben, was auch der geringe Grad von Aufmerksamkeit, den seine Zuhörerschaft an den Tag legte, sattsam beurkundete.

„Nachmittags begab ich mich nach St. Mary-le-bow, wo es mir eben so wenig glücken wollte, eine Gemeinde zu finden. Siebzig bis achtzig Zuhörer unten, und eben so viel Kinder aus einer Freischule auf der Gallerie machten das gesammte Publikum in einer Kirche aus, die 1200 Personen fassen konnte. Dem Küster und den Kindern lag der Chorgesang ob und meine Ohren hatten eine unbeschreibliche Marter auszustehen, da ihre heisern und tonlosen Stimmen den Gesang auf eine Art radbrechen, wie sie mir damals zum ersten Mal vorkam. Der Pfarrer murmelte das Gebet in einem leierhaften Ton her, indem er sich faul auf eine Seite der Kanzel lehnte. Seine Knie waren zu steif, um zu knien, und es schien eine zu gewaltige Anstrengung für seinen Nacken, bei dem Namen Jesus ihn beugen. Er besaß ein schönes Organ, war aber augenscheinlich zu indolent, demselben einigen Nachdruck zu geben: daher ließ er seine Stimme mit einer behaglichen Gemächlichkeit durch die Gebete gleiten, welche seine fünfzig Zuhörer sehr belustigend finden mußten. Seine Predigt fiel indessen besser aus, als ich mir nach dem Eingang vorstellte; nur ließ leider eine gewisse Beimischung von Redensarten, die stark nach dem Alterthum schmeckten, leicht unterscheiden, was ihm selbst angehörte und was er von Fremden sich angeeignet hatte; die Auswahl gereichte übrigens seinem Verstand nicht zur Unehre.

„An einem andern Nachmittag führte mich der Zufall nach St. Anna. Hier bekam ich eine ziemlich markige Predigt zu hören, die sich über Diejenigen, welche es für ihre Pflicht halten, etwas mehr Religion zu haben als ihre Nachbarn, sehr sarkastisch vernehmen ließ. Das Ganze war jedoch möglichst unerbaulich und mancher Zuhörer mochte mit dem Entschluß weggehen, des Guten lieber nicht zu Viel zu thun. Das Beißende des Inhalts stach überdieß sehr ab gegen den stumpfen leblosen Vortrag, so daß man sich kaum der Vermuthung entschlagen konnte, die Homilie sey das Werk irgend eines Lieferanten. Zum Mindesten wollte ich aus christlicher Liebe so denken.

„Bei einem Besuch der Kirche in der orforder Straße wohnte

einer moralischen Abhandlung bei, die ein ältlicher Geistlicher t auffallender Interesselosigkeit las. Noch schlimmer erging es r in der bedforder Kapelle Nachmittags. Diese Kapelle, nach : eleganten Ausstaffirung der Stühle und der kleinen Schaar : Gläubigen zu schließen, war für Personen aus den höhern änden bestimmt. Der Vorleser eröffnete seine saure Arbeit t einem Gähnen — eine Unschicklichkeit, die ich noch nicht sah) nie mehr zu sehen hoffe. Und dann plapperte er die Gebete · auf eine Weise, die berechnet war, seinen Frohndienst in zester Zeit zu Stande zu bringen, d. h. mit einer fast unnehmlichen Stimme, die er so lange anhielt, bis seine Lunge a den Athem versagte."

Trotz so vieler Mißbefriedigung setzte der amerikanische Pfar= seine kirchlichen Wanderungen unverdrossen fort. Allein man f auch nicht glauben, daß er nicht hin und wieder Männer traf, lchen diese Nachlässigkeit in Erfüllung ihrer geistlichen Pflich= i nicht zur Last fiel; die englische wie jede Kirche hat wohl h in ihren Mitgliedern Beispiele von edlem Berufseifer, ech= Frömmigkeit und aufgeklärtem mannigfachem Wissen aufzu= isen. Ob zwar alle diese Attribute immer den berühmten Geist= en zukommen, ist eine Frage, die wir nicht unbedingt bejahen chten, da dem wahren Verdienst oft die schimmernde Außen= te fehlt, welche der Welt die Anerkennung abnöthigt und der ßere Glanz nicht immer einen gesunden Kern voraussetzt. Wie n aber auch sey, so erholen wir uns nach den bisherigen Zerr= dern gern an der glänzenden Erscheinung eines Edward Ir= gs *), Rowland Hills und Sydney Smiths, drei der beliebte= :en Prediger unserer Zeit.

*) Vrgl. Ausl. 1828 Num. 37 f.

(Schluß folgt.)

otizen über den Zustand Großbritanniens und Irelands.

Verhältniß der städtischen und ländlichen Bevölkerung.

Die Verbesserung der polizeilichen Anstalten hat, der Natur der Sache h, vorzugsweise die Sterblichkeit in den bedeutenderen Städten vermin= t, wo die frühere Vernachlässigung dieses Gegenstandes die unmittelbar= i und schädlichsten Wirkungen erzeugte. Zudem liegt es in den Ver= tnissen, daß der Boden und die Bebauung desselben stets nur einer be= änkten Anzahl von Menschen Nahrung und Unterhalt verschafft, und mit dem Wachsthum der Bevölkerung und mit der zunehmenden Indu= e die größere Menge von Menschen in den Städten sich zusammendrängt. Großbritannien, wo bekanntlich die Theilung des Grundeigenthums ge nicht so weit, wie in Frankreich oder Deutschland, getrieben wurde, wo zugleich die Industrie so sehr vervollkommnet ist, war Dieß in be= ders hohem Grade der Fall. Darum steigt, nach Balbi's Berechnungen, Anzahl der Städtebewohner in Großbritannien auf mehr als 50% der sammtbevölkerung, während sie in Frankreich 33, in Preußen Etwas über , in Oesterreich noch nicht ganz 23 und endlich in Rußland nur Wenig r 12 Procent beträgt. Besonders merkwürdig ist die Bevölkerungszu= hme in den größern Städten Großbritanniens. London, dessen Be= kerung im J. 1801 etwa 818,000 Seelen betrug, hat jetzt mehr als :00,000 Bewohner. In Zeit von 30 bis 40 Jahren ist die Bevölkerung asgows von 60 — 70,000 auf 170,000, und diejenige Liverpools von — 60,000 auf 160 000 gestiegen. Die Städte Manchester, Leeds und rmingham, die in den Jahren 1791, 1774 und 1700 je 70,000, 17,000 d 15,000 Einwohner zählten, hatten deren in den Jahren 1821, 1823 d 1821 je 155,000, 83,000 und 106,000; und in gleichem Verhältniß war die Menschenmenge in Edinburgh, Norwich, Brighton, Cork, Bel= fast rc. gewachsen. Da bekanntlich die Städte nur sehr schwach im Parla= ment repräsentirt sind, so ist ihre zunehmende Größe und Bedeutung von besonderm politischem Gewicht in der Wagschale Derjenigen, die auf Par= lamentsreform dringen. Es ist Dieß um so mehr der Fall, da zugleich die Städte der Hauptsitz der intellektuellen Bildung sind; da bei der dichter werdenden Masse der Bewohner der Gegensatz der Reichen und Armen grel= ler hervortritt; und da nur eine Reform, welche die Anzahl der politisch Berechtigten vergrößert, und um so Viel die Anzahl der politisch Benach= theiligten verringert, diejenige Partei zu verstärken im Stande ist, welche für die Erhaltung des positiv Bestehenden irgend betheiligt seyn kann.

5. Verhältniß der Handel= und Gewerbtreibenden zu den Landbauern.

In dem Maß wie die städtische Bevölkerung hat sich die Anzahl Der= jenigen vermehrt, welche mit Handel und Manufakturen sich beschäftigen. Das Verhältniß derselben zu den Landbauern ist auf 45 : 34 gestiegen, und Großbritannien ist noch zur Zeit das einzige größere Land in der Welt, worin die Zahl Derjenigen, welche mit Landwirthschaft sich abgeben, durch die industrielle Bevölkerung überwogen wird. Auch in diesem Umstand liegt ein weiteres, sehr wichtiges Moment zur Umgestaltung der feudalistisch= aristokratischen Verfassung, welche bisher nur das grundherrliche Interesse ausschliessend vor Augen behielt.

6. Nationalvermögen.

Bezeichnen wir mit dem Ausdruck „Nationalvermögen" die Gesammt= summe derjenigen thätigen Kräfte eines Landes und Volkes, wodurch irgend eine Sache erzeugt oder im Werth verändert wird; so dürfen wir wohl behaupten, daß das britische Nationalvermögen seither in steter Zu= nahme begriffen war. Der Ackerbau hat Fortschritte gemacht, und die Ur= barmachung mancher noch öden Strecken, die Anlage ganzer Ackerbaukolo= nien in Sommersettshire und andern Bezirken, giebt uns die Ueberzeugung, daß sich die Masse der landwirthschaftlichen Erzeugnisse im Ganzen vermehrt hat. Nach Dupins bekannten Berechnungen war in den Jahren 1780 bis 1826 die Gesammtsumme der produktiven, industriellen und kommerziellen Kräfte Großbritanniens und Irelands von der Stärke von etwa 31 Mill. Männern im besten Alter bis zu derjenigen von mehr als 60 Mill. ge= stiegen. Weit der größte Theil dieses Zuwachses kommt auf die industriel= len, sowohl persönlichen als mechanischen Kräfte; an letzteren allein ist Großbritannien dem so viel stärker bevölkerten Frankreich um das Vierfache überlegen. Einigermaßen können wir uns einen Begriff von diesem raschen Wachsthum der englischen Industrie machen, wenn wir z. B. beachten, daß sich im letzten Jahrzehent die Zahl der Maschinenwebstühle von 14,000 auf 56,000 vermehrt hat. Auch die kommerziellen Kräfte nehmen zu. Zwar hatte unlängst eine Versammlung von Schiffseigenthümern in einer besondern Be= schwerdeschrift behauptet, die Handelsmarine habe seit 1816 um nicht weni= ger als 2,075 Schiffe von mehr als 300,000 Lasten, welche über 12,000 Ma= trosen Beschäftigung gaben, abgenommen, und die Ausfuhr sich in den drei letzten Jahren um 6,688,000 Pf. St. vermindert; allein hiemit stehen die offi= ziellen Listen der Regierung über Ausfuhren und Einfuhren, so wie über Abgang und Zugang bei der Marine in geradem Widerspruch. Diese meh= reren Thatsachen, welche die Zunahme des Nationalvermögens beweisen= lassen indessen keineswegs auf einen vergrößerten Wohlstand der Mehrheit der Bewohner des Landes schließen, indem hiebei noch die Vergrößerung der Bevölkerung und die Vertheilung des Einkommens zu berücksichti= gen ist. Durch verschiedene Umstände wird vielmehr das Gegentheil augen= scheinlich dargethan. Obgleich Lord Wellington bei der Eröffnung des vor= letzten Parlaments die Zunahme des Handels im Ganzen behauptete und belegen konnte; so mußte er doch selbst gestehen, daß der Gewinn für die Einzelnen nicht mehr derselbe ist, und daß er unter eine weit größere An= zahl von Konkurrenten sich vertheilt. Wie sehr die Transportmittel gerade in Großbritannien verbessert, vervielfacht und im Preis vermindert wur= den; so sehen wir doch den Werth der Menschenkraft, auf den es bei der Beurtheilung der Wohlfahrt einer Nation vor Allem ankommt, so tief herab= gesunken, daß die Menschen, um nicht gänzlich müßig zu stehen, zu Last= thieren sich müssen gebrauchen lassen. An vielen Orten sind bekanntlich die Grundeigenthümer zur Erlassung oder Herabsetzung des Pachtschillings ge= nöthigt. In den sechzehn Jahren von 1814 — 29 haben sich in Eng= land und Wales nahe an 61,000 Personen für insolvent erklärt, und in

der neuesten Zeit ist ihre Menge weit beträchtlicher, als sie in früheren Jahren war. Die Zahl der kaufmännischen Bankerote allein betrug binnen Jahresfrist, bis zu Ende Januars 1850, nicht weniger als 1677, wovon 100 grössern Handelshäusern angehörten. Endlich scheint das abnehmende Staatseinkommen aus der Accise, während dieses und des vorhergehenden Jahres, geradezu darauf hinzuweisen, daß sich die Genußfähigkeit der grossen Mehrheit der Nation vermindert; was auf eine immer grösser werdende Ungleichheit in der Vertheilung des Vermögens um so gewisser schliessen läßt, da sich zu gleicher Zeit die Grösse des Nationalvermögens im Ganzen, so wie die Bevölkerung des Landes vermehrt hatte.

7. Vertheilung des Nationaleinkommens.

Andere Thatsachen beweisen unmittelbar die auffallende Ungleichheit dieser Vertheilung des Einkommens, und hiermit den bedenklichen politischen Zustand des britischen Staats. Bei einem jährlichen Gesammteinkommen von etwa 220 Mill. Pf. St. in England schätzt man dasjenige der Güterbesitzer und Pächter auf nahe 71 Mill. Pf. St.; das der Kaufleute, mit Inbegriff der Schenkwirthe, auf 45 bis 18 Mill.; das der arbeitenden Klasse auf 82½ Mill., und endlich das Einkommen der Regierungsbeamten, des richterlichen Personals, der Aerzte, Apotheker u. s. w. auf fast 20 Mill. Ferner berechnet sich das jährliche Durchschnittseinkommen der 7½ Mill. Mitglieder der arbeitenden Klasse auf Wenig über 11 Pf. St.; während dasjenige der Grundbesitzer und Pächter, der Kaufleute, der Beamten rc. auf je 26, 41 und 67 Pf. sich erhebt. Wie unsicher solche und ähnliche Berechnungen der politischen Arithmetik im Einzelnen seyn mögen, so gestatten sie doch immer, nach Berücksichtigung der möglichen Fehler, eine ziemlich richtige Ansicht über das Verhältniß der grössern Bestandtheile einer Nation. Wenn wir hiernach das berechnete Durchschnittseinkommen der arbeitenden Klassen unserer Beurtheilung zum Grund legen, so müssen wir dasselbe für äusserst gering in einem Lande halten, wo der Taglohn, der natürlichste Maßstab für den Preis der nothwendigsten Lebensbedürfnisse, etwa viermal so hoch als in Deutschland ist; und wir müssen Dieß um so mehr, da unter der arbeitenden Klasse keineswegs nur die Taglöhner, Handlanger und Gehülfen, sondern auch die Meister, Fabrikanten und grössern Geschäftsherren begriffen sind. Berücksichtigen wir insbesondere das bedeutende Einkommen der Grundeigenthümer, welches, nach Abzug des Einkommens der Pächter, jährlich mehr als 40 Mill. Pf. St. für etwa 1,455,000 freie Grundbesitzer beträgt; so möchte es scheinen, daß das Uebergewicht der Aristokratie des Bodens nicht so ganz unnatürlich ist, als es gewöhnlich dargestellt wird, indem der Reichthum an sich, und ohne besondere gesetzliche Begünstigung, seinen Einfluß im öffentlichen Leben behauptet. Allein davon abgesehen, daß die Grösse des Einkommens der britischen Aristokratie hauptsächlich durch die aristokratische Beschränkung des Getraidehandels bedingt ist, müssen wir noch beachten, daß bei der Berechnung desselben die auf dem Grund und Boden haftenden Schulden nicht in Abzug gekommen. Englische Schriftsteller versichern aber, daß $^{9}/_{10}$ aller liegenden Güter verpfändet sind, und führen Dieß mit Recht als ein Zeichen des zunehmenden Gewichts der industriellen Klassen und als einen Beweis an, wie wenig die Aristokratie der Geburt und des Reichthums jetzt noch als gleichbedeutend zu achten sind.

Literarische Chronik.

Englische Almanache.

The Humorist; a Companion for the Christmass Fireside. By W. H. Harrison, author of „Tales of a Physician." With engravings and Vignetes from Designs by the late T. Rowlandson. 12. pp. 286. London, 1831. Ackermann.

Hoods Comic Annual for 1830. Zweiter Jahrgang.

The new Comic Annal for 1831. By Sir John Falstaff, London, Hurst, Chance and Comp.

The Comic Offering; or Ladies Melange of Literary Mirth for 1831. Edited by Louisa Henrietta Sheridan. 12. pp. 351. London, Smith, Elder and Comp.

Vier Kinder der heitern Laune, die mit einer Ausnahme heuer zum ersten Male die Bühne betreten. Wenn aber Almanache überhaupt nach ihrem Werthe als Bilderbücher taxirt werden müssen, so gilt Dieß wohl noch in höherem Grade von diesen schalkhaften lustigen Gesellen, die kaum auf ein anderes Verdienst Anspruch machen als das einer muntern Unterhaltung. Indessen wollen wir keineswegs behaupten, daß Karikaturen wie die von Rowlandson, obgleich ausser dem Gebiete des Schönen liegend, nicht auch künstlerischen Werth haben; allein dieser steht auf jeden Fall in einem untergeordneten Verhältnisse, und je toller und phantastischer sich Alles gebärdet, je übermüthiger gegen Regel und Form gesündigt wird; ein desto reicherer Stoff des Lächerlichen ist gewonnen, desto vollkommener ist der Zweck erreicht. So frei aber der Karikaturendichter oder Bildner mit der Wirklichkeit umspringen darf, so muß sie ihm doch überall zur Folie dienen, und gerade in der schnellen Auffassung der Berührungspunkte zwischen dem Natürlichen und Unnatürlichen zeigt sich seine Meisterschaft. Was die Engländer auch in der ernsten Karikatur leisten können, sah man an Hogarth; doch wird diese Gattung immer der komischen Seite des Lebens vorzugsweise sich zuwenden, und der sittliche Zweck, den sie wohl auch da hineinlegt oder darin belauscht, nur für das tiefer blickende Auge erkennbar seyn. Ist die Aufgabe eines Humoristen einen ganzen Band hindurch witzig zu seyn schon an sich nicht leicht, so wird sie, wie bei Harrison, noch mehr erschwert, wenn er als Dolmetscher von Karikaturen denselben ergötzliche Erzählungen unterzulegen hat, und zumal als Dolmetscher von Rowlandson, der mit der ihm eigenthümlichen Uebertreibung des Fetten und Magern in seinen Gestalten eine so unbeschreiblich komische Wirkung hervorzubringen versteht. Rowlandson besaß namentlich eine wahrhaft prophetische Gabe in Bezug auf künftige Moden; obgleich seine Skizzen schon vor mehreren Jahren entworfen sind und er seitdem gestorben ist, so findet man Frauenzimmer in ihnen, mit den halben Gigot-Aermeln, der Pelerine, dem tiefen Saum und dem langen Leib, wie sie das jetzige Modejournal aufweist; so daß sie größten Theils den Reiz der Neuheit noch nicht verloren haben. Harrison hat nicht nur ihren Geist treu aufgefaßt, sondern auch seinen Kommentar auf die mannigfaltigste Art eingekleidet. Unsere deutschen Leser können sich von seiner Manier einen Begriff machen, wenn wir ihnen sagen, daß er wahre Geschichten à la Münchhausen, drollichte Gedichte à la Langbein, Wortspiele à la Saphir, Schnacken und Possen à la Blumauer wechseln läßt. Gewiß haben wir nicht zu Viel gesagt.

In Bezug auf das Hood'sche Taschenbuch und den Falstaff bemerken wir, daß bei Gelegenheit derselben ein englischer Kritiker ein Klaglied über die Nachtheile anstimmt, welche der grossen Kupferstichschule Englands durch die Almanachspekulationen erwachsen, indem die Künstler dadurch veranlaßt würden, leichte Waaren zu liefern. Zwar trifft dieser Vorwurf unsere beiden Komiker eigentlich nicht, indem sie sich mit Holzschnitten begnügen; aber ihre Holzschnitte müssen doch auch nicht von der besten Sorte seyn. Von dem künstlerischen Theil, der bei solchen Produkten mit dem literarischen Theil Hand in Hand geht, kann man auf das Uebrige schliessen. Und das komische Angebinde? Es ist das Produkt einer Dame, und zwar, wie sie sich selbst schildert eines jungen, schönen, muntern Wesens, die, Zeichnerin und Schriftstellerin zugleich, ihr Taschenbuch mit ihren siebzig Skizzen in kürzerer Zeit, als sie gedacht hatte, zu Stande brachte. Also Glück zu!

Das Grab in St. Helena.

In Paris wurde Gérards Gemälde des „Grabes in St. Helena" von Garnier gestochen. Der stürmische Himmel des Tropenlandes; ein Gebüsch von Thränenweiden mit zur Erde herabhängenden Zweigen; ein grosses unverziertes Grab ohne Trophäen noch Inschrift, und nicht Ein lebendes Wesen, die Stille um den Ruheort Dessen zu unterbrechen, vor welchem die Throne eingestürzt waren; Dieß ist Gerards großartige Auffassung. Das Ganze umschliest ein Zierrahmen, gehalten von vier Ruhmesgöttinnen, die, bloß in verjüngtem Maßstabe, ganz dieselben sind, welche die Kartusche der Schlacht bei Austerlitz hielten. Der siebenzehn Zoll hohe, zwei Fuß breite Kupferstich Garniers soll zu dem Vortrefflichsten gehören, was der französische Grabstichel je geleistet

Berichtigung.

Num. 338 S. 1351 Sp. 1, Z. 11 u., statt Christmas lies Christian.
— 340 — 1360 — 1, — 29 und 30 o. lies Strengnäs und Whisby.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 344. 10 Dezember 1830.

Die russischen Militärkolonien.

10. Von den Kavallerie-Kolonien.

Die Kavallerie-Kolonien sind in die Statthalterschaften Karchoff und Cherson verlegt und alle dem Oberbefehl des Grafen Witte untergeben. Zwei Divisionen, eine aus Lanzenträgern, die andere aus schwerer Reuterei bestehend, sind in Karchoff kolonisirt, drei Divisionen, worunter zwei aus Lanzenträgern, liegen in Cherson.

Die Kolonisationen in Cherson haben einen geordneten Gesellschaftszustand unter den zuchtlosen Stämmen herbeigeführt, welche — aus Kosaken, Moldauern, Walachen und Tataren zusammengesetzt — zwischen dem Bug und Borysthenes irrten und gefährlich hätten werden können; 87,000 Menschen wurden auf solche Art angesiedelt. Die Regierung hat 18 Infanterie-Bataillone zu den hiebei nöthigen Arbeiten verwendet.

Die Division der Lanzenträger vom Bug wurde 1818 bei Wosnesensk kolonisirt. Dieselbe Unvorsicht zeigte sich hier wie bei den ersten Versuchen in der Statthalterschaft Nowogorod. Einwohner und Truppen mußten Anfangs ernährt werden. Die Division der Lanzenträger von der Ukräne, deren Hauptort Nowomirgorod, schickte bloß die Stämme ihrer Reserve-Eskadronen, so wie ihrer Kolonisten und Kantonisten; die Regimenter selbst langten nicht eher an, als der Ertrag des Bodens zureichte. Erst nach vierjähriger Arbeit war es thunlich, die Division der schweren Reuter bei Petrikorska anzusiedeln. Die Stadt Elisabethgrad ist der Hauptsitz.

Jede Division ist aus vier Regimentern gebildet. Ein Regiment hat sechs Feldeskadronen, drei der Reserve, drei Eskadron Kolonisten und eine der Kantonisten; demnach ist die Stärke eines Regiments 1140 Berittene und die zwanzig kolonisirten Regimenter machen 22,800 Reuter aus.

Die Reserve-Eskadronen haben nur hundert Pferde, worunter fünfzig ausgemusterte, die zum Unterricht der aufgenommenen Kantonisten dienen.

Die Kantonisten-Eskadron besteht aus 200 jungen Leuten von vierzehn bis achtzehn Jahren. Sie ist eine wahre Militärschule, woraus ganz ausgebildete Reuter hervorgehen, die in den Reserve-Eskadronen den Augenblick abwarten, der sie zum Dienst in die Regimenter ruft.

Jeder Kolonist erhält fünfzehn Deslatinen Land. Die Organisation der Kolonien ist übereinstimmend mit jener der Infanterie, nur sind noch einige besondere Vorschriften, vorzüglich in Betreff der Gestüte, angehängt.

Das Gestüt eines jeden Regiments erhält bei seiner Gründung 27 Hengste und 345 Stuten. Vier der Hengste sind von den besten Racen, die übrigen von gewöhnlicher Zucht. Man schätzt die Anzahl der Füllen, welche jährlich zur Welt kommen, auf 200, wovon zehn wieder durch den Tod abgehen. Nach vier Jahren hat jedes Gestüte 160 Pferde, die sich zur Remonte eignen und 540 Füllen — im Ganzen 1072 Stück, woraus sich die zum Unterhalt des Gestütes nöthige Anzahl auswirft. Ueberdieß werden im Jahre drei Hengste und 33 Stuten nachgeliefert; in der Folge muß das Gestüt jedoch seine Ergänzung selbst leisten. Die Füllen werden von den Mutterpferden mit sieben Monaten getrennt; mit drei Jahren geschieht die Verschneidung zu Wallachen, wobei zehn der schönsten zu Zucht-Hengsten ausersehen werden. In dem Alter von vier Jahren werden sie in Gegenwart des Divisionsgenerals und aller Oberoffiziere in Klassen abgetheilt: in die erste Klasse kommen die reinen Dienstpferde; in die zweite die Remontepferde des Gestütes; in die dritte diejenigen, welche man verkauft. Die Einzelheiten der Verwaltung, so wie das Aufziehen der Füllen, Abgabe und Abrichten der zum Dienst tauglichen Pferde sind in der Verordnung genau vorgeschrieben.

11. Schlußbetrachtungen.

Wie weit kann die wahrscheinliche Vergrößerung dieser Kolonien in einigen Jahren gehen? Welchen Einfluß können sie auf die künftigen Schicksale Rußlands und auf die Ruhe Europas äußern? Es ist nicht unser Zweck diese Fragen in ihrer ganzen Ausdehnung hier abzuhandeln, nur die wesentlichsten Momente sollen berührt werden.

Der unausbleibliche Kostenaufwand, und der langsame Fortgang der Arbeiten verhindern ein schnelles Anwachsen dieser Kolonien. Wenn die bis jetzt begonnenen Unternehmungen vollendet sind, so wird die kolonisirte Infanterie 36,000 aktive Soldaten nebst 1200 Mann Reserve, die Kavallerie 22,000 stellen. Die Rech-

nung *) Derer ist daher sehr übertrieben, nach welchen in wenig Jahren bedeutende Heere in diesen Militär-Kolonisationen gebildet und bereit seyn würden, Europa zu überschwemmen. Anstatt daß diese Kolonien das Schreckbild der Kontinental-Mächte werden können, verringern sie im Gegentheil die Besorgnisse, welche die Militärkräfte Rußlands erregen. Das russische Heer mit diesen Soldaten, die man mit zwanzig Jahren ihren Familien entreißt, in entfernte Gegenden führt, und ein Vierteljahrhundert lang zwingt, anhaltend zu dienen; dieses Heer, dessen kleinster Theil kasernirt ist, dessen Masse aber in schlecht eingerichteten Kantonirungen oder in Uebungslagern vertheilt liegt, scheint nur zur Eroberung geschaffen zu seyn. Mit welchem Eifer wird sich ein soches Militär ohne Familienbande ohne Erinnerung an eine Heimat und ohne eine andere Zuflucht als seine kriegerische Laufbahn, auf jene Länder stürzen, die sich ihm bei vermehrtem Solde mit der Aussicht auf reiche Beute und ein milderes Klima darbieten. **) Wie verdrießlich würde ihm ein unveränderlicher steter Aufenthalt in den eroberten Gegenden seyn? Nicht so der kolonisirte Soldat. Für ihn ist der Krieg nur eine Prüfungszeit — er läßt in seinem Dorfe eine Familie, Kinder zurück, und hegt stets die Hoffnung, Eigenthümer in der Kolonie zu werden. Dieser Soldat ist wohl vom erstern zu unterscheiden, da keine Eroberung ihm das Andenken an sein Vaterland nehmen kann.

Nur sehr unsichere Schlüsse lassen sich über den Einfluß ziehen, den die Kolonien einst auf den gesellschaftlichen Zustand Rußlands haben werden. Auf Was soll man sich hiebei in einem Reiche stützen, wo Alles von dem Willen eines Einzigen und Nichts von Gesetzen und Grundsätzen abhängt? Giebt man indessen zu, daß das Kolonisatiansystem in der Folge fortgesetzt wird, und die umsichtigen Verordnungen nicht durch Verwaltungs-Gebrechen vereitelt werden, so können allerdings höchst beachtenswerthe Vortheile für die Civilisation des Landes daraus hervorgehen. Ein abgestumpfter Sinn herrscht im höchsten Grade unter dem leibeignen Volke; seit vielen Jahren bemerkt man noch keine Fortschritte. Weitentfernt, daß die Begüterten des Landes diese Unglücklichen aufzuklären suchen, fürchten sie ihre Befreiung von der Knechtschaft dadurch zu befördern. Nur vom Throne können die heilsamen Maßregeln ausgehen, welche die Natian umschaffen und aufwecken, und es läßt sich mit Grund vermuthen, daß dieser edle Zweck eine der Hauptursachen bei dem Entwurfe der Kolonisation war. Was in der That wäre auch geeigneter Menschen zu bilden, sie der Freiheit ohne Mißbrauch werth zu machen, als der Stand des Eigenthümers, das Recht ein erworbenes Gut auf seine Familie zu vererben, aus sich selbst Magistrate zu erwählen, vereint mit der Erziehung, welche man den Kindern der Kolonisten giebt? Im Verhältniß, daß die Kolanien sich vermehren, werden öde Strecken in fruchttragenden Baden umgewandelt, Reichthum und Wohlhabenheit ihrer Anbauer vermehren sich, und dieses Beispiel wird von den wohlthätigsten Falgen für die umliegenden Gegenden und deren Bewohner seyn.

Auf der andern Seite können die Kolonien und ihre zunehmende Ausdehnung von graßem Uebel für eine Regierung werden, wo die Thranfalge aft mit Unruhen begleitet ist ja selbst durch Gewalt herbeigeführt wird. Eine kriegerische Bevölkerung, in der Hand eines mißvergnügten Führers, und in geringer Entfernung von der Hauptstadt, kann für den Herrscher gefährlich werden, dagegen Kalonien auf entfernten Grenzpunkten, von einem Ehrgeizigen geleitet, und durch benachbarte Nationen aufgeregt und unterstützt, könnten ihre Unabhängigkeit zu erreichen suchen. *) Nur einer weisen Verwaltung ist es möglich diese Besorgnisse zu zerstreuen. Im Ganzen aber läßt sich das Kolanisationssystem in Rußland unter den meisten Beziehungen nur als nützlich, und zur Beschleunigung der Civilisation dieses Landes als ersprießlich ansehen, wobei vorzüglich der noch auf so niederer Stufe stehende gesellschaftliche Zustand der Nation in Betracht kommt. Dessenungeachtet würde in einem civilisirten Lande und besonders in Frankreich dieses System auch ausführbar seyn.

Reise eines amerikanischen Pfarrers in England.

1. Englisches und amerikanisches Kirchenthum. Bischöfe und Prediger.

(Schluß.)

„Unter den sonderbaren Dingen," sagt Hr. Wheaton, „welche die Unterhaltung der Londner eine Zeit lang in Anspruch nahmen, kommt Edward Irwing, Pfarrer an der kaledonischen Kapelle, nicht zuletzt. Während des letzten Sommers genaß er einer Popularität, die in London beispiellos ist, wenn man anders die Popularität nach Zahl und Rang der Zuhörer messen darf. Die Wagen Cannings, Lord Liverpool's, des Earl Grey, des Lordkanzlers, des Marquis Lansdown, stattlicher Aldermänner, stolzer Baronen, und hochgeborner Ladies zierten die Thore, welche zu der Kapelle in Hatton-Garden führten, und es war dergestalt ein Zudrang, daß Einlaßkarten ausgetheilt werden mußten, welche natürlich nur dem Reichen und Vornehmen zu Gebot standen." Dieses Ausschließungssystem scheint unserem schlichten Amerikaner nicht gefallen zu haben. Daher springt er von dem Modeprediger schnell auf Rowland Hill, den Armenprediger, über. „Rowland Hill," fährt er fort, „ist einer der wenigen Menschen in der Welt, bei welchen große Excentricität des Charakters sich mit einem feurigen Geist christlichen Wohlwollens paart. Im Besitz eines bedeutenden Vermögens widmete er sich — so viel ich weiß, in Verbündung mit den whitfieldischen Methodisten, ob er gleich sich nicht förmlich an eine besandere Sekte anschloß —

---

*) In dieser Aufzählung ist die Armee von Georgien nicht mit einbegriffen, deren Organisation der Anlage der Kolonien weit vorgeht. Die Zaporoga-Kosaken, von den Ufern des Dniepr's an den Kuban versetzt, wurden unter Katharina II gewissermaßen kolonisirt, und haben seit dieser Zeit den Namen Kosaken vom schwarzen Meer. Die Armee von Georgien mit Einschluß dieser Kosaken überstieg bei Ausbruch des persischen Kriegs nicht 54,000 Mann.

**) Die russische Armee erhält im Felde ihren Sold baar; da sie im Lande nur Papiergeld erhält, ist er somit vervierfacht.

*) Der Graf Jermoloff, einer der ausgezeichnetsten und talentvollsten Generale, wurde des Kommandos der Armee von Georgien enthoben, weil die Regierung seine Popularität fürchtete.

...le wenig ...nisationen ...ven. An- ...Mächte ...ke, welche ... mit die- ...üten ent- ...hundert ... kleineer ...errichteten ..., scheint ...iffer wird ...ng an eine ...kriegerische ...vermehrtem ...Klima der- ...leichte fer- ...je der fo-

...nissen giebt? Im Verhältniß, daß die Kolonien in ... werden öde Strecken in fruchttragenden Boden umgewandelt ... thum und Wohlhabenheit ihrer Anbauer vermehren ... dieses Beispiel wird von den wohlthätigsten Folgen ... grenzenden Gegenden und deren Bewohner seyn.

Auf der andern Seite können die Kolonien ... mende Ausdehnung von großem Uebel für eine Regierung ... wo die Thronfolge oft mit Unruhen begleitet ist ... herbeigeführt wird. Eine kriegerische Bevölkerung ... eines mißvergnügten Führers, und in geringer Entfernung ... der Hauptstadt, kann für den Herrscher gefährlich werden ... gegen Kolonien auf entfernten Grenzpunkten ... gen geleitet, und durch benachbarte Nationen ... stützt, könnten ihre Unabhängigkeit zu erreichen ... einer weisen Verwaltung ist es möglich diese Besorgniß ... streuen. Im Ganzen aber läßt sich das ... Rußland unter den meisten Beziehungen ... zur Beschleunigung der Civilisation dieses ... wobei vorzüglich der ...

dem Predigtamt, und erbaute auf seine Kosten, auf der Surrey-seite des Flusses eine ansehnliche Kirche zum Besten der armen Bevölkerung der Nachbarschaft... Nach dem Gebet trat Rowland Hill auf die Kanzel — ein ehrwürdiger, gutaussehender Greis, von etwa achtzig Jahren, von dem galt, was die heilige Schrift von Moses sagt, daß sein Auge noch nicht erloschen, und seine Kraft noch nicht geschwächt war, wie er denn durch seinen lauten Vortrag mitunter die Probe davon ablegte. Ich hatte meinen Platz auf den freien Sitzen an der Thüre eingenommen, mitten unter Kärnern, Kohlenträgern und Handwerkern, kurz Leuten zum Theil von der niedersten Klasse. Die Kapelle, welche für 2 bis 3000 Personen eingerichtet ist, war gedrängt voll. Nach dem Gesang hob der Prediger einen Vortrag an, der die Mitte hielt zwischen Rede und Gebet, mehr aber dem letztern sich näherte. Bald waren seine Hände und Augen in Andacht emporgerichtet — bald ging er wieder in die Predigerstellung zurück, und durch diese schnellen Uebergänge brachte er wirklich einen außerordentlichen Effekt hervor. Als er das Gebet des Herrn sprach, schien er einen Segen zu sprechen, denn er richtete sich da-

hörte Hr. Wheaton in der St. Lukaskapelle auf ... platz eine Predigt, welche derselbe vor dem Verei... rung der Gefängnisse hielt. Der Text war aus ... genommen; aber die Predigt selbst bezog sich ni... sie konnte eben so gut in dem Edinburgh-Review ... ches Blatt dieser Prediger zuweilen Beiträge liefer... ihm jedoch ungeachtet ihrer losen und nachläßigen ... kräftigen Stellen, welche die Aufmerksamkeit fesse... zum Theil auch ein Verdienst seiner wohltönende... seiner gefälligen und ausdrucksvollen Aktion seyn m... ansehnliche Gemeinde, deren Kutschen in langer ... Straße paradirten, befand sich daselbst; denn die ... ist eine von denjenigen Kirchen, wohin man von ... Stadt Sonntags strömt.

Literarische Chronik.

Proben italienischer Poesie.

1) Die Reue.

I.

Ella è sola, dinanzi le genti

VI.

Quando l' onte che il dì l' han ferita
La perseguon, fantasmi, all' oscuro:
Quendo vagan su l' alma smarrita
Le memorie ed il terror del futuro;
Quando sbalta da i sogni e pon mente
Come udisse il suo nato rugir,
Egli è allor che a la veglia inclemente
Costei fida il secreto martir. —

VII.

„Trista me! Qual vendetta di Dio
„Mi cerchiò di caligine il senno
„Quando por la mia patria in obblio
„Le straniere lusinghe mi fenno?
„Io, la vergin ne' gaudj cercata,
„Festeggiata — fra l' Itale un dì
„Or chi sono? l' apostuta esosa
„Che vogliosa — al suo popol mentì.

VIII.

„Ho disdetto i communi dolori:
„Ho negato i fratelli, gli oppressi:
„Ho sorriso ai superbi oppressori:
„A seder mi son posta con essi
„Vile! un manto d' infamia hai tessuto
„L' hai voluto — sul dosso ti sta:
„Nè per gemere, o vil, che farai
„Nessun mai — dal tuo dosso il torrà.

IX.

„Oh! il dileggio di che' io son pasciuta
„Quei che il versan, non san dove scende.
„Inacerban l' umil ravveduta
„Che per odio a lor odio non rede.
„Stolta! il merto, chè il piè non rattengo,
„Stolta! e vengo — e rivelo fra lor
„Questo fronte che d'erger m' è tolto,
„Questo volto — donnato al rossor.

X.

„Vilipeso, da tutti rijetto
„Come fosse il figliuol del peccato,
„Questo caro, sens' onta concetto,
„È un estranio sul suol dov' è nato.
„Or si salva nel grembo materno
„Dallo scherno — che intender non sa:
„Ma la madre che il cresce all' insulto
„Forse, adulto — a insultar sorgerà.

XI.

„E sè avvien che si destin gli schiavi
„A tastar dove stringa il lor laccio,
„Se rinasce nel cor degl' ignavi
„La conscienza d' un nerbo nel braccio,
„Di che popol dirommi? a che fati
„Gli esecrati miei giorni unirò?
„Per chi al cielo drizzar la preghiera?
„Qual bandiera vincente vorrò?

XII.

„Cittadina, sorella, consorte,
„Madre; — ovunque io mi volga ad un fine,
„Fuor del retto sentiere distorte
„Stampo l' orme fra i vepri e le spine.
„Vile! un manto d' infamia hai tessuto:
„L' hai voluto — sul dosso ti sta:
„Nè per gemere, o vil. che farai,
„Nessun mai — dal tuo dosso il torrà."

Jede Uebersetzung eines Italiens Geist und Italiens Schicksal so eigenthümlich angehörenden Gedichtes, wie das vorliegende, wäre mißlich.

Notizen über den Zustand Großbritanniens und Irelands.

8. Einkommen der Angestellten der Regierung.

Die Anzahl der Beamten der Regierung ist zwar im Ganzen geringer als in andern europäischen Staaten, da eine selbstständige Lokalverwaltung im weitesten Umfange anerkannt wird. Immer sind jedoch die Unterhaltungskosten der Angestellten des Staats, so wie ihre Menge in der neuesten Zeit, sehr bedeutend gestiegen. Mit Ausschluß der Richter und des mit den richterlichen Behörden zusammenhängenden Personals rechnet man 114.500 Angestellte, mit einem Gesammteinkommen von 6.850.000 Pf. St., also mit einem jährlichen Durchschnittseinkommen von fast 60 Pf., was im Verhältniß zu dem der arbeitenden Klasse schon an sich bedeutend, und noch auffallender ist, wenn man berücksichtigt, daß unter der bemerkten Zahl auch das gesammte Militär begriffen wird. Die Anzahl der Civil-Staatsdiener hatte im J. 1797 aus 16.267 Personen bestanden, mit einem Totalgehalt von 1,374,000 Pf. St. und einem Durchschnittsgehalt von 84 Pf. für den Einzelnen; im J. 1827 bestand sie dagegen aus 22,912 Individuen mit einem Totalgehalt von 2,788,000 und einem Durchschnittsgehalt von 121 Pf. St., und dieß in einer Zeit, in der das Getraide um Vieles, ja fast um die Hälfte wohlfeiler ist als in den theuren Jahren des französischen Revolutionskriegs. Besonders bedacht ist der geheime Rath, der nicht weniger als 169 Mitglieder zählt, wovon Jeder im Durchschnitt die ungeheure Summe von jährlich 5785 Pf. St. bezieht. Auch ist der britische Militärstaat in der neuesten Zeit sehr erhöht worden, und so gering er verhältnißmäßig noch immer ist, so sind doch die Kosten äußerst beträchtlich. Die Unterhaltung von nicht völlig 90,000 Mann Landtruppen, wobei die Kosten für das Geschütz, für die Festungen u. s. w. nicht mitberechnet sind, erfordert einen jährlichen Aufwand von 3,015,000 Pf. St., eine Summe, die nicht viel weniger als das ganze Militärbudjet des preußischen Staats beträgt, welchem dafür eine Truppenmasse von 500,000 Mann zu Gebot steht. Der große Aufwand wird erklärlich, wenn man bedenkt, daß bei dem englischen Heer nicht weniger als 625 Feldmarschälle und Generale angestellt sind; daß die Anzahl der Officiere nahe 15,000 beträgt, und daß endlich die Kosten eines einzigen Linieninfanteristen jährlich 51 Pf. St. betragen. Das gesammte Militärbudjet war vom J. 1792 bis zum J. 1826 von 1,814,800 auf 8,297,300, und das der Marine von 1,985,800 auf 6,510,600 gestiegen.

9. Einkommen der englischen Geistlichkeit.

Der Grund einer besondern Beschwerde der brittischen Nation, und in noch höherm Grade der katholischen Irländer, ist der unverhältnißmäßige Antheil der anglikanischen Geistlichkeit am Gesammteinkommen, in Verbindung mit der sehr beschwerlichen Erhebungsart der geistlichen Zehnten. Die Geistlichkeit in Großbritannien und Ireland bezieht jährlich vom Haushaltungskapital des Volks die Summe von 11 bis 12 Mill. Pf. St., und der Klerus der anglikanischen Kirche insbesondere eine Summe von 9,410,000, während die Geistlichkeit der ganzen übrigen Christenheit nur mit 9 Mill. jährlich dotirt seyn soll. (?) Man hat das jährliche Durchschnittseinkommen der Pfarrer der anglikanischen Kirche in England auf 10,155 und in Ireland gar auf 19,090 Franken berechnet, während dasjenige der nicht anglikanischen Geistlichkeit, dort 1,560 und hier 2,900 Franken beträgt, und gar im katholischen Frankreich auf nicht mehr als 757 Franken sich beläuft. Dieß Alles muß vom Volk um so bitterer empfunden werden, da sich unter den 9983 anglikanischen Kirchen und Kapellen in England nur deren 62 befinden, wo die Geistlichen von der Gemeinde ernannt werden; während die Besetzung aller übrigen von der Regierung, von den Bischöfen und Kapiteln, den Edelleuten und Gutsbesitzern, den beiden Universitäten und verschiedenen Korporationen ausgeht. Betrachten wir diese ungleiche Vertheilung des Vermögens; die kostspielige Staatsverwaltung, welche die herrschende Aristokratie zum Monopol einiger ohnehin privilegirten Familien herabzuwürdigen bemüht ist; den steigenden Staatsaufwand, der sich vom J. 1792 bis zum J. 1826 von 15,811,000 auf 55,885,411 Pf. St. vermehrt, und erst in der neuesten Zeit um die verhältnißmäßig geringe Summe von etwas über 5 Mill. vermindert hat; so wie endlich die übermäßige Ausstattung des Klerus der früher herrschenden Kirche, so müssen wir wohl einräumen, daß für Reformen in Staat und Kirche Grund und Stoff im überreichem Maße vorhanden ist.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

zu der des Großherzogthums Hessen die gegenwärtige Länge von 78% auf 55'. M. verkürzen würde, ist nur zum kleinsten Theile erfolgt. Eines der neuesten, darauf bezüglichen Werke ist der Rheindurchstich am s. g. Geiee im Großherzogthum Hessen, welcher den Rheinlauf um etwas übee 2¾ Stunden verkürzt. Nach früheen vergeblichen Versuchen ist man wiederholt und eifrigst damit beschäftigt, zum Vortheil der Rheinschifffahrt die Felsen im s. g. Binger-Loche zu sprengen. Von besonderer Wichtigkeit für den ganzen Verkehr des südwestlichen Deutschlands, und für dessen engere Verbindung mit dem nördlichen, wäre die Vereinigung der Donau mit dem Main, vermittelst der Altmühl und Rednitz, wie sie gegenwäetig im Plan ist. Zum Beginn der erfoederlichen Vorarbeiten war vor geraumer Zeit eine königl. bayerische Kommission nach Bamberg abgegangen. Auch das Projekt eines Kinzigkanals zur Vereinigung von Donau und Rhein ist neuerdings wieder zur Speache gekommen.

Ueber das Hochgebirge der Schweiz zieht sich eine neue St. Gotthardsstraße und senkt sich in die Ebenen Oberitaliens, wo die österreichische Regierung, längs des Comer-See's, den Bau einer großen Heerstraße unternommen hat. Im piemontesischen Gebiete ist in der neusten Zeit von Chambery nach Genua eine vorzügliche Landstraße angelegt worden. In Sardinien sind die im J. 1821 angefangenen Straßen theils vollendet, wie insbesondeee die wichtigste derselben zwischen Cagliari und Sassari, theils der Vollendung nahe.

Reise eines amerikanischen Pfarrers in England.

---

2. Oeffentliches Leben und öffentliche Charaktere.

Glücklicher wae der amerikanische Pfareer, als er von der geistlichen seinen Blick zu der weltlichen Beredsamkeit wendete: hier sah er seine Erwartungen nicht getäuscht. Als Bürger eines Feeistaats, der in seiner ganzen Einrichtung ein so scharf englisches Gepräge trägt, mußte ihn das ganze öffentliche Wesen und Treiben in England in hohem Grade interessiren. Er hörte die meisten berühmten Sprecher, theils im Gerichtssaal, theils im Parlament und er gesteht, daß, wenn er eine hohe Meinung von ihren Talenten hegte, diese noch übertroffen wurde. Eine kühne und leidenschaftliche Beredsamkeit, veebunden mit einem nicht so wohl anmuthigen als pathetischen Vortrage, scheint ihm weit mehr im Charakter des englischen als des amerikanischen Volkes zu liegen; doch fand er dieselbe nur bei den Staatsreduern. Vor der Bar wie auf der Kanzel ist der Stil meist kalt, trocken, argumentirend und selten auf Gefühl und Einbildungskraft berechnet.

Eine Gerichtspeeson verschaffte ihm eines Tags den Eintritt in die Vorzimmer zu Lincolns-Inn-Hall, von wo er durch die Glasthüren den obersten Gerichtshof von Großbritannien — wie gewöhnlich vor der Sitzung — zum Frühstück beim Lordkanzler versammelt sah. Dreißig bis vieezig dieser Walter der Gerechtigkeit gingen auf und ab in ihren langen Roben und mächtigen Perücken; man erkannte die Richter an ihren Hermelinverbrämungen und Mützen, wodurch sie sich von den Prokuratoren unteeschieden. Die Herren schienen sämmtlich guten Humoes zu seyn, und da es kürzlich eine Anzahl Beförderungen gegeben hatte, so hörte man verschiedene Glückwünsche. Wenige von ihnen waren rund von Person, sondern die meisten zusammengeschrumpft und vom Fleisch gefallen, und hatten wie Cassius ein mageres und hungriges Aussehen. Einige glatte, ovale, rosige Gesichter, wo die blonden Locken unter der gekräuselten und gepuderten Perücke sich hervorstahlen, nahmen sich in der ehrwürdigen Gesellschaft höchst komisch aus. Die Perücke, so ungeschickt sie einem Fremden stehen mag, gehört in England so sehr zur Sache, daß, als der berühmte Herausgeber des Edinburgh-Review vor einigen Jahren vor dem Hause der Lords plädirte, und zwar nicht ganz mit dem Beifall, mit welchem man gehofft hatte, er nicht mit Unrecht die Schuld auf den Umstand schob, daß sein Kopf zum ersten Mal in einer Perücke stak. Dieser ceremonlöse Anstand des Gerichts, das Hr. Wheaton hier so zu sagen im Familienkreis belauschte, erstreckte sich bis auf die Dienee, welche Erfrischungen, Wein und Kuchen auftrugen, und untee tiefen Verbeugungen Iheen Lordschaften darreichten: sie waren schwarz gekleidet und an den Zöpfen ihrer Perücken hing ein ungeheures Büschel schwarzer Bänder.

Untee den Meistern der gerichtlichen aber wie der parlamentarischen Beredsamkeit nimmt ohne Zweifel der jetzige Lord Brougham den ersten Rang ein, und was diesen Mann vor vielen andern auszeichnet, ist die unerschütterliche Festigkeit seines Charakters. In steter Opposition gegen alle Maßregeln der Willkür, kräftiger Sprecher für die Rechte unabhängiger Nationen, furchtlosen Anwald in dem Prozeß der Königin, deren Sache er übernahm, ohne nach dem Groll ihres Gemahls zu fragen, der ihn seitdem mit unversöhnlicher Feindschaft verfolgte und ihm jede Aussicht auf eine höhere Stellung im Staat, wozu ihn seine Talente berechtigten, verschloß — eücksichtsloser Enthüller der scheeienden Mißbräuche die, in den Wohlthätigkeitsverwaltungen Englands Statt finden, wodurch unermeßliche zum Besten der Armen bestimmte Summen verschleudert werden — weiser Reiniger der Gesetzgebung, eines wahren Augiasstalles, in dem sich der Unrath von Jahrhunderten angehäuft hatte — verfolgte Brougham seinen Weg mit einer Gradheit, welche jede Intrike verschmähte, und der unermüdliche Eifer, mit dem er sich seinen Berufsarbeiten an den verschiedenen Gerichtshöfen des Königreichs unterzog, konnte bloß von der wundervollen Thätigkeit übertroffen werden, welche er aufbot, Kenntniß und Bildung unter den bisher so vernachläßigten Klassen des Volks zu verbreiten. Daß seine Grundsätze sich durch keine Rücksicht des Ehrgeizes beugen lassen, beurkunden die Bedingungen, an welche er seinen Eintritt in's Ministerium knüpfte. „Brougham," sagt unser Amerikaner, der sich übeigens in andern Stellen nicht als seinen Freund ankündigt, „ist in jeder Beziehung ein außerordentlicher Mann. Von Person ist er groß, magee, grobgliedrig und uneinnehmend; seine Züge sind ungewöhnlich hart und rauh, sein Gesicht bleich und blutlos. In seiner Stimme liegt ein Ton, der wie bittere und versteckte Ironie lautet. Der Gegenstand der Debatte scheint ihm ein Schlachtfeld zu seyn, auf welchem er seine Streitkräfte entwickeln und seinen Feind mit seinen kunstvollen Manöveen umgarnen und durch das plötzliche und möederische Feuer seiner maskirten Batterien

Chè un dì a lui, nell' aule algente
Là lontan su l'onda baltica,
Dall' Italia andò un romor,
L'oppressori e di frementi,
Di speranze e di dissidii
Di tumulti annunziator.

Ma confuso, ma fugace
Fu quel grido: e rato a sperderlo
La parola uscì dei re,
Che narrò composta in pace
Tutta Italia ai troni immobili
Plauder lieta, e giurar fè.

Ei pensava: — Non è lieta,
Non può stanza esser del giubilo
Dove il pianto e al limitar. —
Con inchiesta mansueta
Tentò il cor del solitario,
Che rispose al suo pregar:

„Non e lieta, ma pensosa;
„Non v' e plauso, ma silenzio;
„Non v' è pace, ma terror.
„Come il mar su cui si posa,
„Sono immensi i guai d'Italia,
„Inesausto il suo dolor.

„Liberta volle; ma, stolta!
„Crede ai prenci, e ciò commettere
„Ai lor giuri il suo voler.
„I suoi prenci l'han travolta,
„L'han ricinta di perfidie,
„L'han venduta allo stranier.

„Da quest' Alpi infino a scilla
„La sua legge e il brando barbaro
„Che i suoi regoli invocàr
„Da quest' Alpi infino a scilla
„E delitto amar la patria,
„E una colpa il sospirar.

. . . .

„Guarda; i figli dell' affanno
„Su la marra incurvi sudano:
„Va, ne interroga il sospir: —
„*Queste braccia*, ti diranno,
„*Scarne penano onde mietere*
„*Il tributo a un stranio sir.*

„Va, discendi, e le bandiere
„Cerca ai prodi; cerca i lauri
„Che all' Italia il pensier die. —
„Son disciolte le sue schiere,
„E compresso il labbro ai savii;
„Stretto in ferri ai gi giusti il piè.

„Tolta ai solchi, alle officine,
„Delle madre al caro eloquio,
„La robusta gioventà
„Data in rocche peregrine
„Alla verga del vil Teutono
„Che l'educhi à servitu.

„Cerca il brio delle sue genti
„All' Italia; i dì che furono
„Alle cento sue città:
„Dov' e il flauto che rammenti
„Le sue veglie, e delle vergini
„La danzante ilarita.

„Va, tibea de' soli suoi;
„Godi l'aure; spira vivide
„Le fragranze de' suoi fior.
„Ma che pro de' gaudj tuoi?
„Non avrai con chi deviderli:
„Il sospetto ha chiusi i cor.

„Muti intorno degli alari
„Vedrai padri ai figli stringersi,
„Vedrai nuore impallidir
„Su lo strazio de' lor cari,
„E fratelli membrar invidi
„I fratelli che fuggir.

„O perchè non posso anch' io,
„Con la mente ansia, fragli esuli
„Il mio figlio rintracciar!
„O mio Silvio, o figlio mio
„Per he mai nell' incolpabile
„Tua coscienza ti fidar!

„Ol'improvido! — L'hancolto
„Come agnel o al suo presepio;
„E di mano al percussor
„Sol dai perfidi futolto
„Perchè, avvinto in ceppi, il calice
„Beva lento del dolor.

„Dove un pio mai nol consola
„Dove i giorni non gli numera
„Altro mai che l'alternar
„Delle scolte . . . . ." — La parola
Su le labbra qui del misero
I singulti suffocar. —

Di conforto lo sovviene,
La man stende a lui l'estranio —
Quei sulpetto la serrò:
Poi, com' uom che più 'l rattiene
Più gli sgorga il pianto, all' Eremo
Col compagno s'avviò.

. . . .

Come il voto che, la sera,
Fe' il briaco nel convivio,
Rinnegato e al nuovo dì;
Tal, su l'itala frontiera,
Dell Italia il desiderio
All' estranio in sen morì.

A' bei soli, a' bei vignoti
Contristati dalle lagrime
Che i tiranni an versar,
Ei preverse il tetri abiti,
Le sue nebbie ed i perpetui
Aquiloni del suo mar.

Vermischte Nachrichten.

Nach Nachrichten aus Calcutta vom 10 April erwartete den Major Burney, den künftigen britischen Geschäftsträger an dem Hof von Awa, in Rangun ein sehr schmeichelhafter Empfang. Der Vicekönig sandte ihm zwei Beamte in vollem Staat mit einem Gefolg von 2 — 300 Mann entgegen, um ihn bei der Landung zu begrüßen und nach dem Audienzsaal zu führen, wo ihn der Mongbi, umgeben von seinem Hofstaat, mit jeder denklichen Achtungsbezeugung empfing. Diese Audienz galt jedoch für einen bloßen Ceremonienbesuch, und bei der nächsten Zusammenkunft sollte erst der diplomatische Verkehr eröffnet werden, worauf der Gesandte seine Reise nach dem Hoflager Sr. burmanischen Maj. fortzusetzen gedachte.

*

Um die Mitte des Mai war das cochinchinesische Schiff, zu 500 Tonnen, der Phan Bhan, welches den cochinchinesischen Gesandten (vergl. Ausl. Nro. 323) nach Bengalen überführte, vor Calcutta angekommen. Unglücklicher Weise starb der Gesandte unterwegs am Fieber; sein Leichnam wurde daher in Calcutta feierlichst verbrannt und nur ein Theil der Asche aufbewahrt, um nach Cochinchina zurückgebracht zu werden. Das Schiff hatte in Sinkapur einen europäischen Seefahrer an Bord genommen, der mit dem Gesandten Händel bekam und ihn thätlich mißhandelte; dafür aber von einer Schildwache mit dem Säbel angegriffen und am Kopf, jedoch nur leicht, verwundet wurde. Dabei hatte es indeß sein Bewenden nicht, sondern der Frevler mußte die That noch mit einer Tracht Prügel büßen. Uebrigens ein neuer Beweis, mit welchem Uebermuth die Europäer sich gegen die Eingebornen benehmen. Die Ladung des Schiffs bestand aus folgenden Artikeln: Golddraht 10 Katties, Tutenag 500 Pekuls, Zimmt 50 Katties, Zucker 2650 [den Korb (maund) zu 5 Rupien, so daß sich damit wohl nach Europa spekuliren ließe], getrocknete Früchte 3 Pekuls, Elephantenzähne 5 Pekuls 10 Katties, Rhinozeroshörner 8 Katties, chinesische Seide 67 Päcke, cochinchinesische Seide 56 dto., grobe weiße Baumwolle 59 dto., grobe Seide 95 dto., Seidenfaden 10 Katties, gesalzene Fische 40 Pekuls, getrocknete Garnelen 51 dto. Wir theilen diese Einzelnheiten mit, weil man daraus ersieht, auf welche Gegenstände bei einem cochinchinesischen Handel etwa zu rechnen wäre.

*

Nach dem Registro Mercantil in Manilla liefen auf dieser spanischen Kolonie im J. 1829 nicht weniger als 78 fremde Schiffe ein, darunter 33 amerikanische, 11 englische, 7 französische, 6 holländische, 5 dänische, 2 sandwichsche, 5 chinesische, 1 preußisches und 1 hamburgisches (die andern sind nicht namhaft gemacht). Die Einfuhr auf 31 spanischen Schiffen belief sich in Waaren auf 682,726, baar auf 1600; die der 78 fremden Schiffe in Waaren auf 971,776, baar auf 396,837, im Ganzen auf 2,052,939 Doll.; während sie das Jahr zuvor 1,550,953 in erster und 301,827 in zweiter Rubrik, also 100,189 Doll. weniger, betragen hatte. Die Ausfuhr auf 33 spanischen Schiffen berechnete man zu 115,444 und 8,286, auf fremden Schiffen zu 982,179 und 53,989, im Ganzen zu 1,597,623 und 62,275 Doll.; also etwas niederer als im J. 1828, in welchem die Berechnung 1,475,031 und 62,386 Doll. auswelst. Die Zölle warfen im J. 1829 229,155, im J. 1828 227,000 Doll. ab. Als Hauptartikel der letztjährigen Ausfuhr nennt man: fabrizirten Indigo 1,578, unfabrizirten 10,451 Zentner, Zucker 120,271, Hanf 9,158, Baumwolle 1,413, Schwefel 612, Biche de mer 2,527, Kaffee 2,735, getrocknete Garnelen 2,511, Perlenmutter 217, Elfenbein 8,723, Seife 1,087, Sapanholz 11,675 Pekuls, gereinigten Reis 111,793, Reis in den Hülsen 50,850 Kawans, Rum 7,889 Gallonen, Cigarren 3,595 Arrobas, Häute 31,853, Guinaras (Tuch) 22,719, Ziegel 21,500, Matten von Sabulan 26,131, Hüte aller Art 11,287, Sagutanes (Tuch) 2,248, verschiedenerlei Bretter 1,046, Stämme 502, Heiligenbilder 1600 Stück.

*

Der Bombay-Courier kündigt an, daß am 10 Juni die Cholera morbus auf dem Kompagnieschiff Berwickshire ausbrach, und daß um ein Uhr des folgenden Tages bereits 18 Personen gestorben waren, und 30 bis 40 sich in dem elendesten Zustande befanden. Es wurde sogleich, theils von andern Indienfahrern, theils vom Land aus jede mögliche medizinische Hülfe geleistet und von der Regierung jede Maßregel getroffen, um der furchtbaren Seuche Einhalt zu thun. Das Uebel zeigte sich bloß örtlich, denn die andern Schiffe in dem Hafen blieben unangesteckt, und an der Küste, wohin man die noch transportfähigen Kranken brachte, nahm dasselbe einen so milden Charakter an, daß man in der Mitte der Woche nur von 18 Sterbefällen wußte, die unter der gesammten Bevölkerung vorgekommen waren.

*

Walter Scott arbeitet gegenwärtig an einem neuen Roman, Robert von Paris, der in der Zeit des Verfalls des römischen Reiches spielt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

wozu oft die Anstrengung von mehr als hundert Menschen erforderlich ist, von dem höhern in den niederen Kanal herabgelassen oder heraufgezogen. Auch vernimmt man Nichts von neuen bedeutenden Bauten in diesem Lande. Dagegen soll in den letzten Jahren in dem benachbarten Cochinchina, westlich von Saigan ein Kanal von 23 englischen Meilen Länge, 80 Fuß Breite und 12 Fuß Tiefe, durch dichte Wälder und unzugängliche Moräste geführt, und in dem kurzen Zeitraum von 8 Wochen vollendet worden seyn. Zwanzigtausend Menschen arbeiteten daran Tag und Nacht; aber auch 7,000 derselben wurden ein Opfer ihrer Anstrengungen und des ungesunden Klimas.

Wenn am Endpunkte der alten Welt der Zwang des Despotismus die Schaar seiner Sklaven zur Herstellung eines denkwürdigen Werkes zusammentrieb; so sehen wir dagegen in der neuen Welt ähnliche großartige Unternehmungen durch die freieste Vereinigung menschlicher Kräfte zu Stande gebracht. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika, wo die Freiheit ihre tiefsten Wurzeln geschlagen hat, und wo daher das Bedürfniß der ungehemmten Bewegung nach allen Richtungen am Entschiedensten sich ausspricht, haben auch die Mittel für erleichterte Verbindung in kurzer Zeit einen Grad von Ausbildung erhalten, der uns zur Bewunderung nöthigt. Ueberhaupt ist der Wetteifer ein eigenthümlicher Zug des nordamerikanischen Volkscharakters; und wenn er häufig gewagte und leichtsinnige Unternehmungen zur Folge hatte, so trug er doch dazu bei, daß keiner der einzelnen Staaten dem andern an großen und nützlichen Unternehmungen nachstehen mochte. So ist es gekommen, daß die Vereinigten Staaten, die im J. 1790 noch keine 2000 englische Meilen chaussirten Weges hatten, gegenwärtig nicht weniger als 115,000 Meilen besitzen. Von derselben Zeit an hatte sich die Anzahl der Postämter von 75 auf 8004 vermehrt. Die Einkünfte hiervon waren von 38,000 Dollars auf 1,707,000 gestiegen.

Die Zahl der bedeutenderen schiffbaren Kanäle ist bereits auf 27 herangewachsen. Hiervon werden 17 befahren, und 10 schreiten ihrer Vollendung rasch entgegen. Zu den letzteren gehört der so wichtige Ohio-Chesapeake-Kanal, welcher — in Verbindung mit der baltimorer Eisenbahn — das westliche Gebiet jenseits der Alleghanygebirge mit den östlichen Staaten verbinden wird. Das im J. 1828 in Amsterdam aufgenommene Anlehen von 4 Mill. Gulden sollte hauptsächlich zur Vollendung dieser beiden riesenhaften Werke verwendet werden. Der kleinste dieser 27 Kanäle ist 3, der größte aber — der Hudson- und Eriekanal — 393 englische Meilen lang. Auch unter den 10 gegenwärtig in Arbeit begriffenen Kanälen erstrecken sich 4 auf eine Länge von 265 bis 360 englischen Meilen. Im Ganzen dehnen sich die schiffbaren Kanäle Nordamerika's über 1343 englische Meilen aus; an einer Strecke von 1828 Meilen wird gegenwärtig gearbeitet, und es bleiben dann noch 408 Meilen übrig, um alle bis jetzt entworfenen Plane auszuführen. Nicht weniger rasch vermehren sich die Eisenbahnen. Neuerdings wurde die Anlage einer solchen von Charleston nach Hamburg in Südkarolina projektirt, so wie einer anderen zur bequemeren Verbindung zwischen der Bai von Massachusets und der Mündung des Ohio. Auch in Kentucky war eine Gesellschaft zusammengetreten, um vermittelst einer Eisenbahn die Stadt Lexington mit Louisville und dem Ohio in nähere Verbindung zu bringen. Ganz vollendet sind gegenwärtig an 44 englische Meilen Eisenbahnen; man ist beschäftigt, sie bis zu 422 Meilen fortzusetzen, und überdieß sind Plane aufgenommen, wonach dieselben bis zu einer Länge von 697 Meilen ausgedehnt werden sollen.

In den südlichen amerikanischen Staaten wurde unter der despotischen Herrschaft der Spanier und Portugiesen nur Wenig für die Beförderung des inneren Verkehrs gethan; und die politischen Zerwürfnisse lassen auch für die nächste Zukunft kein bedeutendes Unternehmen dieser Art erwarten. In dem reichen verhältnißmäßig am Stärksten bevölkerten Meriko sind selbst die wichtigeren Straßen von so schlechter Beschaffenheit, daß sie nicht einmal den allgemeinen Gebrauch der Räderwägen zulassen. Dieses Land besitzt nur einen einzigen Kanal, der in der Ausdehnung von 7 Leguas von Chalko nach Meriko führt. Noch schlimmer sieht es in allen andern Ländern des südlichen Amerika aus. Nur aus Brasilien vernimmt man, daß daselbst die Deputirtenkammer eine neue Postordnung zum Zweck einer lebhafteren Verbindung genehmigt hat; und daß in Maranham die Eröffnung eines Kanals angeordnet werden ist.

Reise eines amerikanischen Pfarrers in England.

2. Oeffentliches Leben und öffentliche Charaktere.
(Schluß.)

Hr. Wheaton schildert nun nach der Reihe noch mehrere Redner, welche durch die letzten Ereignisse von Neuem die Augen der Welt auf sich gezogen haben. Bei einigen seiner Skizzen müssen wir gestehen, daß wir uns die Personen anders vorgestellt hatten. Als den stämmigen, knochernen, unfreundlichen Mann, als den er uns Brougham vorführt, hätten wir uns etwa den Herzog von Wellington gedacht. Allein nach ihm ist er „eine kleine spärliche Figur, mit grauem dünnem Haar; sein Haupt trägt er wie der Held von Macedonien ein Wenig schief. In seinem Aeußeren würde man den glücklichen Bekämpfer Soult's und Massena's oder den Sieger von Waterloo nicht vermuthen. Um seinen Mund hat er einen Zug, der nichts weniger als angenehm ist.“ Auch von Peel schwebte uns ein ganz anderes Bild vor. „Peel,“ berichtet Hr. Wheaton, „ist ein sehr schlanker und hagerer Mann, mit fuchsrothem Haar, heller Gesichtsfarbe und einem harten Zug im Gesicht. Er spricht mit vielem Nachdruck, aber seine Manier hat gar nichts Angenehmes; denn dabei fährt er vor und zurück, poltert heftig und mit abgemessenen Streichen auf das vor ihm befindliche Pult und dreht sich oft und plötzlich rechts und links.“

Mit besonderer Vorliebe verweilt Hr. Wheaton bei Charles Grant, dem gegenwärtigen Präsidenten des ostindischen Kontrolbüreaus. „Charles Grant,“ sagt er, „spricht unter dem Einfluß einer hohen geistigen und sittlichen Aufregung; in jedem Satz hört man den Mann von Fantasie und Gefühl, der mit allem Schmuck echt klassischer Bildung ausgerüstet ist. Da giebt es keine lahme, halbdurchdachte Perioden, keine platte, fade, gemeine Gedanken, und — so übertrieben das Lob scheinen mag — selbst

erfor-
rlassen
bedeu-
1 Jah-
Kanal
2 Zus
rfährt,
n seyn.
; aber
en und

Despo-
ntwür-
nenen
te Ver-
Ver-
Freiheit
wandt-

sammengetreten, um vermittelst einer Eisenbahn Le[illegible] xington mit Louisville und dem Ohio in nähere Verbin[illegible] bringen. Ganz vollendet sind gegenwärtig an 41 englische [illegible] Eisenbahnen; man ist beschäftigt, sie bis zu 122 Meilen [illegible] hen, und überdieß sind Plane aufgenommen, wonach dieselben zu einer Länge von 697 Meilen ausgedehnt werden sollen.

In den südlichen amerikanischen Staaten unter der despotischen Herrschaft der Spanier ist bisher nur Wenig für die Beförderung des innern Verkehrs [illegible] die politischen Zerwürfnisse lassen auch für die nächste Zukunft [illegible] bedeutendes Unternehmen dieser Art erwarten. In dem [illegible] verhältnißmäßig am Stärksten bevölkerten Reich [illegible] wichtigeren Straßen von so schlechter Beschaffenheit, daß [illegible] einmal den allgemeinen Gebrauch der Räderwagen [illegible] ses Land besitzt nur einen einzigen Kanal, der in der [illegible] von 7 Leguas von Chalco nach Mexiko führt. [illegible] es in allen andern Ländern des südlichen Amerika [illegible] Brasilien vernimmt man, daß daselbst die [illegible]

der Vater der römischen Beredsamkeit, wenn er anwesend wäre, würde in ihm einen Nebenbuhler in den wesentlichen Eigenschaften des Redners anerkennen. Ein anwesender Herr, der von der Beredsamkeit eines Fox, Pitt, Burke in den Tagen ihres Ruhms Zeuge gewesen, versicherte mir, daß nie einer von ihnen einen so tiefen Eindruck auf ihn hervorbrachte, als Charles Grant. Ich meines Theils fühlte mich in meinem ganzen Wesen von dem Redner ergriffen und in eine Art Extase versetzt, welche das Haus zu theilen schien. Der Beifall war lang und laut. Er hielt ein Papier in seiner Hand, worin er wenige Worte zur Unterstützung seines Gedächtnisses aufgezeichnet hatte; das Ganze war aber offenbar aus dem Stegreif. Wie mir vorkam, befand er sich nicht bei guter Gesundheit und er zog sich offenbar erschöpft zurück. Ich schätzte ihn zu einem mittlern Dreißiger; von Person war er mager; er hatte schottische Züge und ein sehr lichtes Haar. Ein Phrenologist konnte seine hohe, wohlgerundete, breite Stirne mit Vergnügen betrachten und sein Kopf konnte zum Modell einer Statue dienen. Der Ausdruck seines Gesichts blieb unter den höchsten Schwingungen der Einbildungskraft ruhig, und nur durch

Galilei's Thermometer.

In der Sitzung der französischen Akademie vom [illegible] Hr. Libri eine Abhandlung über die thermometrische Sc[illegible] Akademie del Cimento gebrauchten Instrumente. D[illegible] Cimento ward von Schülern Galilei's gegründet, und besch[illegible] heit Viel mit der Meteorologie. Sie ließ Thermometer ve[illegible] nach Klöstern und sonstigen Orten versandte, wo sich [illegible] die in der Lage waren, eine fortgesetzte Reihe von Beob[illegible] stellen. Ihre Bemühungen wurden fast durchgängig von[illegible] aber unglücklicher Weise bestand die Akademie nicht lang. [illegible] dicis, sonst ein so großer Beschützer der Wissenschaft, wird [illegible] Anstalt dem Hasse des Papstes geopfert zu haben, wel[illegible] dessen Schülern nie verzieh. Ihre angefangenen Beoba[illegible] nicht nur unterbrochen, sondern theilweise sogar vernichte[illegible] Abhandlungen Galilei's selbst den Flammen übergeben. D[illegible] ziemlich große Anzahl der angestellten Beobachtungen der Z[illegible] dann später mit Sorgfalt gesammelt wurden, und somit ein[illegible] über die Temperatur verschiedener Städte und Ortschafte[illegible] stellen, wie solche vor anderthalbhundert Jahren erfunden [illegible] daher sehr wichtig, zu einem nähern Verständnisse derselb[illegible] allein jeder dahin abzweckende Versuch hatte sich bis jetzt er[illegible] da nicht nur die von Galilei und seinen Schülern angew[illegible] meter zerstört worden waren, sondern dieselben überdieß [illegible] Scale hatten. Libri, von [illegible]

shire, zählt man bereits mehr Personen, welche die Armentaxe erhalten, als solche, die sie bezahlen, und im Durchschnitt rechnet man, daß auf mittlerm Boden die Armen schon jezt an 25% vom reinen Ertrag der Grundbesizer in Anspruch nehmen. Vorzüglich bedeutend ist die Zunahme der Armen in den Manufakturbezirken. In den Armenhäusern von Andover, Birmingham, Bradfield &c. wurden im J. 1826 — 2.906 Individuen und im J. 1830 — 3.956, also über ein Drittheil mehr, aufgenommen. In gleichem Maß hatte sich die Anzahl Derjenigen vermehrt, die außerhalb der Armenhäuser Verpflegung oder Unterstüzung durch Almosen erhielten. Für England im Ganzen hat man berechnet, daß sich die Armentaxen während der lezten 80 Jahre verzehnfacht haben, daß sie also in weit größerm Verhältniß als Handel, Reichthum und Bevölkerung gestiegen sind. Ueber den besonders hohen Grad des Elends in Irland, über die furchtbare Bettelei daselbst und die Gründe derselben hat sich ein Aufsaz in Nro. 347 und 348 des vorigen Jahrgangs dieser Zeitschrift ausführlich verbreitet. Diese Armuth in Irland hat denn wieder den nächsten Einfluß auf Großbritannien, indem die Irländer, die schaarenweise herüberkommen, um für den armseligsten Taglohn zu dienen, den Erwerb der arbeitenden Klassen daselbst noch mehr verkümmern.

11) Britische Nationalschuld.

Es ist häufig der Fall, daß gerade die wachsende Größe eines Uebels den Verhältnissen, woraus es entsprungen ist, eine längere Dauer verschafft; theils weil die Gewohnheit dasselbe leichter ertragen hilft, theils weil allmälig die Menge Derjenigen zunimmt, die in irgend einer Weise für die Erhaltung betheiligt sind. Als ein solches Uebel haben wir die britische Nationalschuld zu betrachten, die zum großen Theil aus einem verkehrten politischen System hervorging, und aus einer Verfassung, wodurch die Anwendung und Verfolgung dieses Systems erst möglich gemacht wurde. Man darf daher immer mit Franklin und Lord John Russel behaupten, daß die Entstehung dieser Nationalschuld eine Wohlthat gewesen ist, weil sie die Thatkraft der Nation mächtig aufgeregt hat, und wird dennoch nicht leugnen können, daß die jezige Größe derselben in jeder Hinsicht ein Unheil für Großbritannien ist, welches den Gegensaz des Reichthums und des Elends vergrößert, durch Erhöhung der Abgaben alle britischen Erzeugnisse vertheuert, und somit der überwiegenden Konkurrenz der englischen Industrie auf den Weltmärkten eine wachsende Gefahr droht. Während der 65½ Kriegsjahre, von der Revolution von 1688, oder genauer vom Kriege gegen Frankreich im J. 1689, ist die britische Nationalschuld von nicht ganz 700,000 bis auf mehr als 1,054.000.000 Pf. St. gestiegen. Noch im J. 1792 betrugen die Zinsen nicht mehr als etwa 9½ Mill., vermehrten sich aber in den folgenden Kriegsjahren bis über 29 Mill. So beträchtlich war der Zuwachs in einem oder in zwei Kriegsjahren, daß er das Resultat der Tilgungsoperationen während der sämmtlichen Friedensjahre, nach Beendigung des lezten Kriegs, aufgewogen hat. Von der gesammten britischen Staatsschuld gehört dem Ausland ein Kapital von nicht ganz 12⅔ Mill. Pf. St. und eine Rente von etwa 1/14 der jährlichen Zinsensumme. Alles Uebrige ist innere Schuld. Die Bücher der Bank von England zählen über 274,800 verschiedene Contos, die von 10 bis auf 1000 P. St. jährlich steigen; und da bei jedem derselben im Durchschnitt mindestens fünf Personen betheiligt seyn mögen, so würde die Anzahl der Interessenten etwas über 1,370.000 Personen sich belaufen. Es liegt nun aber am Tage, daß eine radikal durchgeführte Parlamentsreform im Interesse der Industrie, und in deren Folge eine plözliche Umgestaltung der finanziellen Gesezgebung — namentlich die alsbaldige Herstellung der Freiheit des Getraidehandels — in alle ökonomischen Verhältnisse gewaltsam eingreifen, den Staatskredit erschüttern und die Staatsgläubiger gefährden würde. In solchem Sinn muß man behaupten, daß die ungeheure Größe der englischen Nationalschuld eine mächtige Stüze für die Gebrechen der englischen Verfassung geworden ist, die zwar dem Drängen der großen Mehrheit des Volks allmälig weicht, aber die englische Aristokratie nicht mit einem Mal zu Boden sinken läßt; und bei diesem Zusammenhang der Verfassung und Verwaltung mit den Interessen so vieler Einzelnen, namentlich aus den höhern und mittlern Klassen, ist denn auch zu erwarten, daß man die beabsichtigte Reform des Parlaments mit der Zulassung der Repräsentanten einiger wenigen größern Städte beginnen, und daß man nur sehr allmälig zu einigen Concessionen in Betreff der Freiheit des Getraidehandels sich bequemen wird.

Berichte eines deutschen Reisenden in Ungern.

2. Ungrische Poesie.

Slowakische Lieder.

2. Das Vertrauen der Liebe.

Liebchen, Liebchen, wie ist denn das?
Wir verlebten zusammen den Sommer,
Aber nicht werden wir's den Winter —
Wie vergessen wir Eins das Andere!

Vergessen ist sehr was Leichtes,
Aber mein Herz ist dawider.
Lieber, mein süßer Trost!
Was läßt Du mir zum Angedenken?

Ich lasse Dir einen grünen Baum,
Vor Deine Thür gepflanzt;
Auf dem Baum ein weißes Tuch,
Und in dem Tuche — meine ganze Liebe.

Zerreiß das Tuch in zwei Theile,
So ist unsre Liebe zu Ende.
Lieber, mein süßer Trost!
Was läßt Du mir zum Angedenken?

Ich lasse Dir ein goldnes Reiflein,
Welches mir kostet drei Dukaten.
Liebchen, mein süßer Trost!
Das laß ich Dir zum Vergißmeinnicht.

Vermischte Nachrichten.

Noch vor zwanzig Jahren gab es kaum einen Dampf-Webestuhl in Glasgow, jezt zählt man dort und in der nächsten Umgegend neuntausend und zwölf. Eine einzige Frau vermag zwei solcher Stühle zu bedienen, auf welchen sie täglich acht und vierzig Yards feinere und eine noch bedeutendere Quantität gröberer Leinwand bereitet; so daß das Erzeugniß aller Webstühle zusammen sich täglich nahezu auf zweihunderttausend Yards beläuft. Sämmtliche hiebei beschäftigte Menschen sind etwa viertausend sechshundert Weiber und sechshundert und fünfzig Männer, während bei gewöhnlichen Webestühlen zu einer solchen Menge von Leinwand mehr als zwanzigtausend Personen nöthig seyn würden. Auch in Bezug auf die Qualität des gelieferten Zeugs hat man neuerer Zeit ungemeine Fortschritte gemacht. Lange beschränkte sich die Dampfweberei bloß auf grobe Arbeit, die in Britannien selbst keinen Absaz fand, sondern lediglich für den auswärtigen Markt bestimmt war; jezt wird eine große Menge auch ins Innere verführt.

*

Das Asiatic Journal vom November d. J. giebt folgende Schilderung von Hoquen oder Hi-tschong-tong, des chinesischen Kaisers King-long Minister und Günstling, dessen großem Einfluß man den unbefriedigenden Ausgang von Lord Macartney's Gesandtschaft nach China allgemein zuschreibt: Er war ein Tatar von geringer Herkunft, der die Aufmerksamkeit zuerst durch die stattliche Haltung auf sich zog, mit welcher er eines Tages vor einem Thore des Palastes Wache stand. Er ward als ein Mann von Talent und Bildung erfunden und stieg schnell empor, so daß zur Zeit der britischen Gesandtschaft die Leitung des Staates ihm gänzlich anvertraut war. Gleichwohl sank der Kaiser nie zu seinem Sklaven herunter, vielmehr sezte dieser den Minister, als er ein Mal von ihm hintergangen worden zu seyn glaubte, auf seine ursprüngliche niedere Stellung herab, in welcher er vierzehn Tage lang blieb, bis ein Zufall seine Unschuld entdeckte und ihn zu noch höherer Gunst erhob; denn jezt vermählte der Kaiser sogar eine seiner Töchter mit dem Sohne Hoquens. Späterhin soll Hoquen diese Verwandtschaft sehr mißbraucht und insonderheit zur Zusammenraffung ungeheurer Reichthümer benuzt haben, die denn auch später konfiscirt wurden, und nach authentischen Nachrichten sich, Häuser, Ländereien und sonstige unbewegliche Güter ungerechnet, auf drei und zwanzig Millionen Pf. St. an Goldbarren und Edelsteinen beliefen. Kinlens Nachfolger, Kaking, ließ dem Minister den Prozeß machen. Er wurde zu langsamer Todesstrafe verurtheilt, von dem Kaiser aber dahin begnadigt, daß er sich selbst entleiben durfte.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 347. 13 Dezember 1830.

Zur Berichtigung der bourrienne'schen Memoiren. *)

Um die bourrienne'schen Memoiren gehörig zu würdigen, muß man sich des Urtheils erinnern, welches ein deutscher Politiker im August 1829 nach dem Erscheinen der ersten Bände darüber fällte: Bourrienne ist ein Bourbonist und war es schon früher. Dessen hat er selbst gegen Bonaparte als Konsul kein Hehl gehabt. Bonaparte hat ihn deßwegen einen Mann genannt, der Nichts von Politik und von Frankreichs Lage verstehe; er hat ihm bemerklich gemacht, daß Frankreich, wenn es wieder den Bourbons anheim fiele, drohen müßte, und er sowohl als die Leser mögen sich selbst fragen, ob Bonaparte richtig oder falsch prophezeyt hat. Huldigt man mit Hrn. von Bourrienne dem Prinzip der Legitimität, so wie es von Hrn. von Talleyrand ausgelegt wurde, den er für den größten Staatsmann seiner Zeit, und zugleich für einen der liebenswürdigsten und edelsten Männer erklärt, so muß man alsdann auch eine Menge Dinge verdammen, die man vielleicht auf einem andern Standpunkte zu loben geneigt wäre. Mitunter gesteht er Bonaparte eine Reihe glänzender Eigenschaften zu und führt zum Beweis so bestimmte Thatsachen an, daß dessen eingefleischteste Feinde unmöglich dabei erfreut seyn können. Ihre Vergleichungen mit Nero und Caligula behandelt er als baaren Unsinn, und spricht von sehr vielen Zügen der Güte, so weit nämlich ein Usurpator gut seyn könne. Er meint, man dürfe sogar behaupten, er seye nicht blutdürstig gewesen, wenn er nur nicht immer Krieg geführt hätte, die nach Bourrienne's Entscheidung alle von ihm angefangen worden wären. Wenn es nun einem Freunde Napoleons einfiele, aus diesen Memoiren bloß Das wörtlich auszuziehen, was zur Verherrlichung seines Charakters, so wie seines Ruhms in jeder Beziehung dient, und wiederum einem Feinde nur Jenes, was ihn als einen gewöhnlichen in den verschiedenen Perioden seines Lebens inkonsequenten, und leidenschaftlichen Mann schildert, so müßte ein unparteiischer Leser sagen: Entweder es ist nicht möglich, daß diese verschiedenen Eigenschaften — diese grellen Gegensätze einem und demselben Menschen angehören, weil nothwendig Eines das Andere ausschließt; oder der Verfasser wollte den Eindruck einer Schilderung und Behauptung durch eine andere verdrängen. Bei einigen Gelegenheiten bekennt Bourrienne ganz aufrichtig eine Anwandlung von Bewunderung für Napoleon. Ihm fällt aber nie ein, Zusammenhang in Napoleons Charakter und Handlungen zu suchen, sondern so wie er drei Menschen in ihm sieht, den Bonaparte in Italien, den Konsul und den Kaiser, so erscheinen ihm auch seine Thaten immer nur einzeln und in dem Lichte, in das er sie zufällig stellt. Mit Einem Worte, er zeigt sich wie ein brauchbares Schreibersubjekt, das einigen diplomatischen Jargon inne hat, dabei sich für unfehlbar hält, und mit allem Großen in der Geschichte gar leicht fertig wird. Der Totaleindruck übrigens, den das Werk auf Jeden machen muß, der auch noch so sehr gegen Napoleon eingenommen ist, dürfte vielleicht gerade der entgegengesetzte von dem seyn, welchen Bourrienne bezweckt. Wer nicht ganz von Natur und Erziehung vernachlässigt, wem Billigkeit und Gewissenhaftigkeit nicht ganz fremd ist, der legt das Buch sicher nicht aus der Hand, ohne hohe Achtung für Napoleon gewonnen zu haben."

Nun zur Sache. Der Name und die Funktionen des Hrn. von Bourrienne haben seinen Memoiren eine besondere Wichtigkeit verliehen. Man ist versucht, einem Mann Glauben beizumessen, der durch seine glückliche Stellung Augenzeuge von so Vielem war, und wie er versichert, auch selbst dabei zu Rathe gezogen wurde. Sehen wir indessen, ob sein Gedächtniß treu, seine Beobachtungen zuverlässig waren. Wir wollen, sagen die Herausgeber, Thatsachen berichtigen, die dem Geheimschreiber nicht hätten entgehen sollen, da sie selbst Leuten, die in der Geschichte nur gewöhnlich bewandert sind, vor Augen liegen.

Jetzt folgt eine Masse von chronologischen Verwechselungen, vorsätzlichen Verdrehungen und schamlosen in sich zerfallenden Behauptungen, die von den Generalen Belliard und Gourgaud, den Grafen d'Aure, Survilliers, Bonacossi, Boulay de la Meurthe, den Baronen Menneval und Massias, dem Prinzen von Eckmühl, Cambacérès und dem Minister von Stein, aufs Bündigste widerlegt werden. Der Graf Aure, General-Intendant der Armee von Egypten, entgegnet der Erzählung Bourriennes, daß der

*) Unter dem Titel: Bourrienne et ses erreurs volontaires et involontaires, ou observations sur ses mémoires; par Messieurs le Général Belliard, le Général Gourgaud, le Comte de Survilliers, le Baron Menneval, le Comte Bonacossi, le Prince d'Eckmühl, le Baron Massias, le Comte Boulay de la Meurthe, le Ministre de Stein, Cambacérès. Recueillies par A. J. 2 B. ist kürzlich in Paris ein Werk erschienen, welches die ganze Aufmerksamkeit des Publikums verdient, da es mit einer Redefreiheit geschrieben ist, welche die Regierung der Restauration nicht geben konnte.

Besuch der Pestkranken in Jaffa, wie das schöne Gemählde von Gros ihn darstellt, nur eine Phantasie sey. Der Obergeneral Bonaparte, in Begleitung des Oberarztes Desgenettes und einer Anzahl Offiziere seines Stabs, untersuchten das Hospital von Jaffa bis auf die kleinsten Einzelnheiten hinaus. Bonaparte berührte nicht allein die Pestbeulen, sondern trug selbst mit Hülfe eines türkischen Wärters einen Pestkranken, der queer an der Thüre eines Saals lag, auf sein Krankenbett. Diese Handlung verursachte uns große Sorgen, da das Kleid des Kranken mit Schaum und ekelhaften Ausleerungen der eiternden Beulen überzogen war. Mit Ruhe und Theilnahme durchging er alle Säle, und suchte durch tröstende Worte, die er an die Kranken richtete, den Schrecken zu entfernen, der sich aller Gemüther bemächtigt hatte. Dieß geschah vor der Belagerung von Acre. Der Obergeneral fand es nothwendig, das Beispiel eines neuen Muths zuerst zu geben, indem er sich den Gefahren der Ansteckung durch seinen Besuch aussetzte. Die erste Wirkung dieser heroischen Kühnheit war das wiederbelebte Vertrauen in den Reihen der Armee. *) Die Wahrheit dieser Thatsachen bestätigen der Kriegskommissär Miot, damals bei der Armee in Syrien verwendet, in seinem Werke (er ist jetzt Oberst im Generalstabe); das ärztliche Werk über die Armee im Orient vom Oberarzt Desgenettes; der Bericht des Generals Andréossy vom 30 April 1827 an die Akademie der Wissenschaften, so wie mehrere Briefe der in Jaffa anwesenden Militärbeamten. Der Graf Survilliers bemerkt hierzu: „die Wahrheitsliebe des Memoirenschreibers kann man daraus abnehmen, daß er eine That leugnet, bei der er selbst zugegen war.“ **)

Die Schmeicheleien, welche Bourrienne an Bernadotte während dessen Verwaltung des Kriegsministeriums im J. 1799 verschwendet, erhalten durch die Originalberichte Championnets als Obergenerals der Armee von Italien ***) ihre Würdigung. Das Elend, der Mangel an allen Bedürfnissen (Patronen, Kugeln, Pferde, Wägen, Schuhe, Kleidung und Geld wurden vergeblich erfleht); die Empörung der bis zum Hungertode gebrachten Division Lemoine zeugen von Bernadotte's Umsicht und Verwaltungs-Klugheit.

(Fortsetzung folgt.)

Die Abgötterei in Indien.

(Fortsetzung.)

Die Bevölkerung der Provinz Orissa, worin Dschaggernat liegt, wird von Hrn. Sterling ****) zu zwölf bis dreizehn Millionen geschätzt, und soll sich vor andern Provinzen durch ausschweifende Sitten auszeichnen. Wie sollte es aber auch anders seyn? Nicht nur in Dschaggernat selbst, sondern auch in der Umgegend sind alle Tempel voll der unzüchtigsten Darstellungen meist nackter männlicher und weiblicher Figuren, von denen viele in dem Akt der Begattung begriffen sind: ja bei einem Tempel befindet sich

*) Th. 1 S. 43.

**) S. 246.

***) S. 170 f.

****) Asiatic Researches Vol. XV, S. 165.

ein Lingam von vierzig Fuß Höhe aus einem Steine gebildet, der zum Theil in einem unterirdischen Gewölbe liegt, zum Theil mit einem Thurm um und überbaut ist; um von den Lingam's und den obscönen Mahadeo- und Parvati-Bildern auf allen Wänden gar Nichts zu sagen. Hr. Sterling ist überzeugt, daß dieser Götzendienst, ohne den Vorschub, welchen ihm die Regierung leiste, indem sie die Priester und ihre Gehülfen zu ihren kirchlichen Funktionen förmlich anhalte, bald in sich selbst zerfallen müßte. *)

Obrist Phips, welcher die große Dschaggernat-Procession im J. 1822 mit ansah, entwirft davon eine Schilderung, wodurch zugleich der unchristliche Antheil, welchen die britische Regierung an diesem heidnischen Gräuel nimmt, noch stärker ins Licht gesetzt wird. Das Idol Dschaggernat, erzählt er, ist eine bloß bis an die Lenden ausgeprägte Figur; statt der Arme hat es zwei Stümpfe, woran die Priester zuweilen Hände von Gold befestigen. Für die Procession werden drei große Staatswägen verfertigt. An den ersten sind sechzehn Räder, jedes von sechs Fuß im Durchmesser; die Plattform, worauf das Idol zu stehen kommt, mißt drei und zwanzig Quadratfuß und das ganze hölzerne Gerüste erreicht vom Boden eine Höhe von acht und dreißig Fuß: es ist mit Bildereien geschmückt, angestrichen, von einer Kuppel überragt und mit farbigen englischen Tüchern behängt; ein großes hölzernes Bild stellt den Wagenlenker vor und mehrere hölzerne Pferde mit aufgehobenen Beinen sind vorgespannt; sechs mächtige Seile dienen zum Ziehen. Die beiden andern Wagen gleichen diesen vollkommen, nur daß sie etwas kleiner sind, und daß der eine derselben vierzehn, der andere zwölf Räder hat. Daß der Verlust an Menschenleben bedeutend seyn muß, begreift sich, wenn man bedenkt, daß der Aberglaube die Wallfahrt für eine Universalkur gegen alle Leiden hält und daß daher besonders viele alte und schwächliche Personen beiderlei Geschlechts sie unternehmen. Reichen ihre Unterhaltungsmittel zur Noth für den Hinweg zu, so gehen sie desto öfter auf dem Rückweg aus, da diese Leute die Entfernung von ihrer Heimat so genau nicht zu schätzen wissen. Und dann dürfen sie, sobald sie in dem Bezirk von Cuttack anlangen, auf keine Gastfreundschaft mehr zählen, welche auch für diese Gegend eine unerträgliche Last wäre. Im Tempel selbst müssen sie erst die Taxe der Regierung bezahlen, und was ihnen dann noch übrig bleibt, nimmt vielleicht vollends die Habsucht der Braminen weg. Kein Wunder, wenn Heere von Schakals, Geiern und Hunden die Straßen umschwärmen und auf die letzten Augenblicke der sterbenden Pilger warten oder dieselben noch beschleunigen. Das ganze Land umher scheint auf einmal in einen Sitz der Pest und des Hungers **) verwandelt, und wo man geht und steht,

*) Die Berechnung, welche Hr. Sterling von der Zahl der Pilger, welche die Hauptfeste besuchen, angiebt, stimmt nicht ganz mit jener von Buchanan (Ausl. S. 1518) überein:

Jahr	Taxzahlende	Taxfreie	Zusammen.
1817/18	35,941	39,720	75,661
1818/19	36,241	4,870	41,111
1819/20	92,674	59,000	151,674
1820/21	21,946	13,500	35,446
1821/22	55,160	17,000	72,160

**) Die Zahl der Opfer, welche die Feste des Dschaggernat jährlich

ein Bozam von vierzig Fuß Höhe aus einem Stein [illegible] zum Theil in einem unterirdischen Gewölbe liegt, [illegible] einem Thurm um und überbaut ist; um von den [illegible] den obscönen Mahadeo- und Parvati-Bildern [illegible] gar Nichts zu sagen. Hr. Sterling ist überzeugt, [illegible] zendienst, ohne den Vorschub, welchen ihm die Regierung; indem sie die Priester und ihre Gehülfen [illegible] einen förmlich anhalte, bald in sich selbst [illegible]

Obrist Phibs, welcher die große Dschaggernat-Feier 1823 mit ansah, entwirft davon eine Schilderung [illegible] unerläßliche Antheil, welchen die britische Regierung [illegible] heidnischen Gräuel nimmt, noch [illegible]. Das Idol Dschaggernat, erzählt er, ist eine [illegible] den ausgezeichnete Figur; statt der Arme hat [illegible] woran die Priester zuweilen Hände von Gold [illegible] Procession werden drei große Staatswägen [illegible] ersten sind sechzehn Räder, jedes von sechs Fuß [illegible] die Plattform, worauf das Idol zu stehen kommt, [illegible] zwanzig Quadratfuß und das ganze [illegible] Boden eine Höhe von acht und dreißig Fuß; [illegible]

stößt man auf gebleichte Beine und Todtenschädel. Da die Regierung bei dem Ertrag der Taxen interessirt ist, so legt sie natürlich den Agenten des Tempels, welche in ganz Indien umherziehen, um Wallfahrer anzulocken, kein Hinderniß in den Weg. Im J. 1821 sandte ein englisch-indischer Beamter, Namens Dschuddo Tewarri, hundert solcher Agenten aus, und das Resultat war eine Prämie von 1000 Personen; dieser glückliche Erfolg veranlaßte ihn zu einer Abordnung von einem zweiten Hundert, das er in die Mysterien dieses Handels einweihte, um die obern Provinzen Bengalens bearbeiten zu lassen. Doch ist Dieß noch nicht Alles. Die britischen Behörden legen ihre Freundschaft für den Götzen noch deutlicher an den Tag. Die regulären Truppen bewachen die Ringmauern und alle Thore des Tempels. Die Güter, womit der Tempel dotirt ist, befinden sich in unmittelbarem Besitz der Regierung; durch eben diese Regierung werden die Ausgaben des Tempels geregelt, die Taxen eingezogen, die Angestellten besoldet, jene Beförderer des Verkehrs belohnt. Die Summe, welche unter die letztern in dem obenangeführten Jahre ausgetheilt wurde, soll sich auf 40,000 Rupien belaufen haben. Dieses System dauert noch in seinem ganzen Umfang fort. Unterm 28 Juni 1830 schrieb der Missionär Peggs an Hrn. Poynder nach London:

Uebersicht der moralisch-religiösen Gesellschaften in den Vereinigten Staaten.

Die nordamerikanische Republik bietet nicht nur dem Publicisten und dem Staatsmanne, sondern auch dem religiösen Menschen und dem Philosophen, täglich neue interessante Seiten dar. Während in andern Ländern die Religion sich so häufig zur Dienerin der weltlichen Macht herabwürdigt, ohne daß die Deklamationen von der nothwendigen Verbindung des Throns und Altars ein Ende nehmen, bestehen hier Staat und Christenthum neben einander — beide unabhängig und in kräftiger Blüte, und der sich selbst überlassene religiöse Geist artet weit weniger in ein bloßes Kirchenthum aus. Lassen wir die Thatsachen sprechen, wie sie aus einer Uebersicht der moralisch-religiösen Vereine sich ergeben.

1) In vorderster Reihe — mag man nun die Ausdehnung ihres Wirkungskreises oder die Großartigkeit ihres Zweckes ins Auge fassen — erscheint die Bibelgesellschaft. Sie hat im Jahre 1829 ihre dreizehnte Jahresversammlung in New-York gehalten *); die Zahl der Hülfsvereine beträgt 651, eine Menge kleiner Verzweigungen nicht gerechnet. Ihre Einnahmen in diesem Jahre machten 143,184, ihre Ausgaben 142,091 Doll. aus. Mit diesem Gelde wurden die Austheilung von 200,121 Exemplaren der Bibel oder des neuen Testaments bestritten, ein Gebäude für den Verein in New-York aufgeführt und acht Dampfpressen in beständiger Thätigkeit erhalten. Der Einfluß der amerikanischen Bibelgesellschaft beschränkt sich nicht auf die Vereinigten Staaten, er erstreckt sich auf der einen Seite bis in die Thäler von Griechenland, auf der andern bis nach den Inseln Australiens. Südamerika wird dabei nicht vergessen. Diese

geht es dort der Civilisation zu. Noch sind nicht neun Jahre verflossen, so hat sich Alles geändert; man trifft christliche Kirchen, weise Gesetze, eine geordnete Regierung, blühende Schulen, Kunst- und Gewerbsfleiß, wo kaum noch Despotismus und blutiger Götzendienst in aller Barbarei roher Wilden walteten. Dieß haben einige Missionäre mit Hülfe der Bibel ausgerichtet! Auch unter den Indianern schlägt die Civilisation endlich Wurzel; die Tschactas, eine Horde, die aus etwa 20.000 Köpfen besteht, zählt bereits zweitausend Christen, und die Tschirokesen haben in ihrer Hauptstadt New-Town ein Nationalkollegium und eine Druckerei gegründet. Der Tag ist vielleicht nicht mehr ferne, wo die Indianer an dem Saum der Vereinigten Staaten sich zum Rang gesitteter Völker erheben und dadurch von den Nachkömmlingen der Europäer, die sie von ihrem Grund und Boden verdrängt haben, das an ihnen begangene Unrecht einigermaßen gut gemacht wird!

Berichte eines deutschen Reisenden in Ungern.

2. Ungrische Poesie.

Slowakische Lieder.

5. Die verdammte Tochter.

Es ging Anne um Wasser
Nach dem grünen Wieschen
Nach dem umhegten Brunnen.
Sie konnte nicht schöpfen —
Vor dem kalten Thaue.
Die Mutter schrie auf sie:
Anne, meine Anne!
O daß Du versteinertest!

Der Schöpfel versteinerte
Zum marmornen Stein,
Anne verhölzerte
Zu einer grünen Ahor (acer).

Es kamen zwei Jünglinge,
Beide waren Fiedler.
Ach, liebes Brüderchen,
Wie weit wir auch umhergereist,
Nie fanden wir doch
Solch eine Ahor.
Hauen wir ab von ihr
Zu einem Fiedelchen,
Zu zwei Streicherchen:

Sie fingen an zu hauen,
Blut aus ihr zu spritzen.
Sogleich erschraken sie,
Fielen zur Erde.

Sie aber sprach:
Erschrecket nicht!
Haut euch nur ab
Zu einem Fiedelchen,
Zu zwei Streicherchen;
Geht fort zu geigen,
Singet traurig
Vor meiner Mutter Thüre:

Dieß ist das Mägdlein,
Zur Ahor verdammt!
Es gingen die Jünglinge
Kläglich spielend.
Wie die Mutter es hörte,
Lief sie ans Fenster:
Ach meine Jünglinge,
Macht mir kein Herzeleid,
Denn ich habe ohnehin genug,
Da ich Annchen nicht habe.

Vermischte Nachrichten.

In der Sitzung der asiatischen Gesellschaft in Calcutta, vom 5 Mai wurden abermals Briefe vom Kapitän Gerard vorgelesen, worin er über die von ihm auf seinem letzten Ausflug nach den Schneegebirgen, auf der Grenze von Thibet, gesammelten fossilen Conchilien Nachricht giebt. Die höchste Höhe, auf welcher er mit einigen derselben seine Sammlung bereicherte, war der Kamm eines Passes von 17,000 F., und auch hier noch zeigten sich auf Felsen, die sich von den höhern Gebirgspunkten abgelöst hatten, Eindrücke von Muschelschalen. Am Häufigsten fand er jedoch dieses Gestein auf einer Höhe von 16,000 F. An einigen Stellen lag Alles davon voll, und die dichteste Vegetation sproßte auf dem pulverisirten Alluvium eines vormaligen Meerbodens. Wie fern hinauf mögen die Jahrhunderte reichen, als diese erhabenen Regionen von Bewohnern des Oceans bevölkert waren, und wie viele Zeitalter mochten diese Felsen brauchen, bis sie sich aus den Trümmern einer untergegangenen Welt bildeten! Bei dem Uebergang von der Grenze von Ludak nach Bussahir entdeckte Gerard ein Bett antediluvianischer Austern, die noch an den Felsen hingen, als ob sie am Leben wären. Seine Sammlung besteht aus ganz frischen guterhaltenen Exemplaren.

*

Ueber die in Ober-Assam ausgebrochenen, aber bereits wieder beigelegten Unruhen enthält die calcuttaer Regierungszeitung vom 10 Mai einen Bericht, woraus man ersieht, daß zu Ende Februars eine Schaar von 2000 Singphos, unter einem unternehmenden Anführer Namens Wacum Kumdschon, in das brittische Gebiet einbrach. Die Feinde hatten über den Fluß Dihing, welcher die Grenze des Distrikts von Bisa bildet, gesetzt, und sich am obern Thengafluß mit dem Häuptling von Luttora vereinigt, so daß ihre Streitkräfte auf 2800 Mann stiegen. Sie waren mit Speeren und Dhaos (einer bei diesen Stämmen gebräuchlichen tüchtigen Art von Schwertern) bewaffnet, und etwa 200 von ihnen mit Musketen. Kapitän Neufville, der eine Stellung an dem Burrumputer genommen hatte, zog ihnen, als sie auf Flößen von Bambus auch die Thenga passirten, mit 50 Mann von der assamer Infanterie, 200 Mann wohlbewehrter Milizen von den Chamti- und Moamariastämmen und etlichen fünfzig Andern entgegen, und schlug sie, nach kurzem Widerstand, in die Flucht. Sie sammelten sich jedoch wieder in Luttora, und fingen an Verschanzungen zu errichten. Die englische Behörde ließ daher ein Aufgebot an die Häuptlinge ergehen, und am 10 März waren 1000 Mann beisammen, darunter 100 mit englischen Musketen. Bei dem Anzug dieser Truppen räumten die Singphos ihre Werke, und warfen sich in die Gebirge, nicht ohne daß ihr Nachtrab einen beträchtlichen Verlust erlitt. Dieser Angriff war seit drei Jahren vorbereitet. In Luttora fand man 30 — 40,000 Körbe Reis und Stricke für wenigstens 10.000 Gefangene. Ein gleichzeitiger Aufstand von etwa 400 Assamern wurde eben so schnell gedämpft.

*

Die Provincial-Journale in Frankreich äußern sich nicht selten unwillig über die fortdauernde Opposition der pariser Blätter. Dennoch fehlt es auch in ihnen keineswegs an tadelnden Bemerkungen und an beißenden Anspielungen in demselben Geiste. So behauptet z. B. ein marseiller Blatt, daß der neue Präfekt, Hr. Thomas, der zu spät angekommen, um Zeuge der Ereignisse vom Julius zu seyn, als ungläubiger Thomas diese Revolution durch seine Handlungsweise in Abrede stelle; und schlägt deßhalb vor, zum Beweis, daß er nur durch die Gnade dieser Revolution zum Präfekt erhoben worden, einen der Verwundeten aus den Juliustagen nach Marseille kommen und zu Hrn. Thomas die Worte des Erlösers sprechen zu lassen:

Vide, Thomas, vide latus,
Vide pedes, vide manus,
Noli esse incredulus.

*

Die Dampfschifffahrt beginnt zwischen Bengalen und China in Gang zu kommen; das Dampfboot „Forbes" war das erste, welches den Chinesen in Macao am 18 April diese neue Erscheinung darbot. Das Cantonregister vom 1 Mai versichert, daß es ungemeines Aufsehen unter den Eingebornen erregt habe. Inzwischen ist auch der Irrawaddy nach China abgegangen, und er soll bestimmt seyn, in Zukunft den Verkehr zwischen der Oberregierung in Calcutta und den hinterindischen Besitzungen zu unterhalten.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 348.   14 Dezember 1830.

Betrachtungen über den politischen Zustand Spaniens.

In Bezug auf Spanien hat sich die liberale Partei in ihren Hoffnungen, die servile Partei in ihren Besorgnissen getäuscht. Jam proximus ardet Ucalegon war der Ruf der Absolutisten, welcher von den Ufern der Newa bis zu den Ufern der Donau und in den Ohren ihrer bestürzten Brüder auf der Halbinsel wiedertönte; Ferdinand und seine Rathgeber theilten den allgemeinen Schrecken, was man den unentschiedenen und widersprechenden Maßregeln ansah, die sie ergriffen; allein das spanische Volk verhielt sich ruhig und unterstützte die theilweisen Bewegungen der Unzufriedenen nicht. Wie soll man diese unerwartete Erscheinung ich erklären? Diese Täuschung, der sich die Einen wie die Andern — ie Comuneros, Freimaurer, Negros, Anilleros wie die Realisten, Carlisten, Apostolischen, oder welche Namen sie sonst führen, uf gleiche Weise hingaben. Die spanische Nation wird ihre Bahn er Revolution durchlaufen, da jede schlechte Regierung den Keim des Untergangs in sich selbst trägt; aber für jetzt scheint bei der Masse noch nicht das Bewußtseyn eines Bessern durchgedrungen zu seyn, und daß Dieß sobald nicht geschieht, dafür wird ie Priesterschaft schon sorgen. Damit wollen wir jedoch nicht behaupten, daß nicht Ereignisse eintreten könnten, welche das ünstliche Gewebe, womit die Vernunft des Volks umsponnen ird, mit Einem Male zerreißen.

Den Charakter Ferdinands hat man sehr falsch dargestellt. In inen Manieren ist er nichts weniger als der hochmüthige Autokrat der der finsterer Tyrann, wie Mancher ihn sich wohl denken — im egentheil sein Benehmen könnte nicht volksmäßiger, d. h. ürdeloser seyn. Seine Fehler gehen nicht so wohl von seinem emperament oder seiner natürlichen Sinnesart als von seiner Erhung aus. Er ist ein gutmüthiger, oder vielmehr gutgelaunter ensch, der mit seiner Dienerschaft und seiner nächsten Umgeng auf einem vertraulichen Fuße lebt, und folglich von ihnen liebt wird. Seine Geistesschwäche, Talent- und Bildungslosleit sucht er nicht selten durch eine Hartnäckigkeit zu verdecken, man es am Wenigsten erwartet. Persönlich ist er nicht eben usam oder blutdürstig, aber er besitzt keine Kraft, das Böse verhindern, das Andere in seinem Namen thun, und daher et das Gehässige vieler Dinge auf ihm, die er durchaus nicht gewollt, sondern bloß zugelassen hat. Bei seiner Unentschlossenheit und der Gewohnheit, sich durch Einflüsterungen von Personen selbst aus den niedersten Ständen (wie denn seine Bediente immer den größten Einfluß auf ihn haben) oft zu den wichtigsten Schritten bestimmen zu lassen, kann schlechterdings von einem Regierungssystem bei ihm nicht die Rede seyn und man kann nie zum Voraus wissen, was Sr. Kath. Majestät in dieser oder jener Sache belieben werde. Ferdinand ist vergnügungssüchtig, sinnlich, indolent und abgestumpft, Religion und Beichtvater sind ihm so gleichgültig als möglich, und man thut ihm sehr Unrecht, wenn man ihn für bigott hält. Daß er weniger Royalist sey, als Mancher der Absolutisten, hat er selbst erklärt, und es fragt sich, ob er es sich nicht gern gefallen ließe, an der Spitze einer konstitutionellen Monarchie zu stehen, vorausgesetzt daß sein Thron gesichert wäre, und er sich von der Zudränglichkeit dieser Leute, welche in ihrem selbstsüchtigen Königthumseifer bereit sind, einander an den Gurgeln zu packen, und das Land mit Blut zu überschwemmen, nicht mehr belästigt wüßte. Doch ist er kein König Childibert, der seinen Hofkanzler für sich schalten und walten läßt. Als einen der auffallendsten Züge in seinem Charakter bemerken wir das Mißtrauen, und die Verstellung, welche er sogar gegen Die nicht ablegt, die für seine innigsten Freunde gelten. In dem Augenblick, wo ein Günstling sich am Sichersten dünkt und den königlichen Willen ganz in seinen Händen zu haben wähnt, ist er vielleicht seinem Sturz am Nächsten. Man will behaupten, diese Zweizüngigkeit rühre von der Art her, wie ihn seine Mutter behandelte, deren Liebling er bekanntlich nicht war, und gegen deren Umtriebe auf der Hut zu seyn er alle Ursache hatte. Zu jeder Stunde kann es ihm einfallen, daß er die Cigarre im Mund auf den Corridor herausgeht und mit dem nächsten Besten, auf den er stößt, sich in eine Unterhaltung einläßt: „Nun, was spricht man von der oder der Verordnung? Was hält man von der oder der Ernennung?“ So glaubt er denn, die öffentliche Meinung zu kennen, wenn er nur der Betrogene der Camarilla ist, die einige Personen zu diesem Zweck aufgestellt hat. Natürlich müssen die Minister dadurch oft in Verlegenheit gerathen und der Gang der Verwaltung muß schwankend und unstät werden; aber diese Art und Weise ist volksthümlich und verhilft dem König zu einer gewissen Popularität. In seinem Benehmen gegen die Mitglieder von Gesandtschaften ist Ferdinand artig, manchmal herzlich; doch

herrscht eine jämmerliche Konversations-Leerheit in diesen Zirkeln. Zweimal in der Woche am Donnerstag und Sonntag ertheilt er Audienz, und bei der letztern macht in der Regel das diplomatische Korps seine Aufwartung. Diese Herren stehen nach ihrem Rang da; der König, die Königin und die verschiedenen Mitglieder der königlichen Familie treten ein, gehen herum, und erfreuen jeden mit einigen Worten, oft nur mit einer Verbeugung. Daß da bloße Gemeinplätze aufs Tapet kommen, versteht sich. Diners und Bälle, bei welchen der König mit den Repräsentanten der auswärtigen Mächte in unmittelbarere Berührung kommen könnte, wären nur nach einer vollständigen Revolution in der madrider Hofetikette denkbar. Was aber dem König vorzüglich von den Spaniern hoch angerechnet wird, ist sein durchaus spanisches Wesen. Wo möglich spricht er mit Fremden spanisch, und er hört es auch am Liebsten, wenn sie ihn in dieser Sprache anreden. Französisch spricht er sehr schlecht.

Gegenwärtig nimmt seine liebenswürdige Gemahlin alle seine Neigungen in Anspruch und man verspricht sich von ihrem Einfluß auch Ersprießliches für den Staat. Die Königin ist außerordentlich beliebt. Jung, hübsch, leutselig und freundlich, gefällt sie überall, wo sie sich zeigt, und sie unterscheidet sich sehr zu ihrem Vortheil von Ferdinands voriger Gemahlin, welche — äußerst bigott und zurückgezogen — sich und Andern die unschuldigsten Vergnügungen versagte. Maskeraden und Theater namentlich fanden vor dieser strengen Dame keine Gnade. Die gegenwärtige Königin besucht den Prado und erscheint mitten unter den Tausenden Arm in Arm mit dem König in spanischer Tracht, der Mantilla und Basquina, worin sie sich sehr gut ausnimmt; der König, ganz bürgerlich, hat da kein Gefolg bei sich, sondern höchstens einen Livreebedienten, der einige Schritte vorausgeht. In den königlichen Sitios oder Residenzen beobachtet sie dasselbe Betragen.

(Schluß folgt.)

Uebersicht der neuesten Kommunikationsmittel zur Beförderung des kommerziellen und persönlichen Verkehrs.

---

4) Verbindung ganzer Welttheile. Veränderungen in der Art der Transportmittel.

Gehen wir von Betrachtung derjenigen Kommunikationsmittel, die hauptsächlich dem inneren Verkehr einzelner Länder zur Grundlage dienen, auf die Unternehmungen über, deren Ausführung für ganze Welttheile von entschiedenster Wirkung seyn würde, so heftet sich vor Allem unser Blick auf die beiden Landengen von Panama und Suez. Der Plan zur Herstellung der schon früher durchgeführten Verbindung des rothen und mittelländischen Meeres, vermittelst des Nils, ist neuerdings wieder in Anregung gekommen, und wiederholte Beobachtungen und Messungen haben dessen Ausführbarkeit außer Zweifel gesetzt. Die bedeutendere Stellung Egyptens in der Reihe der gebildeten Staaten, so wie der Anfang einer Dampfschifffahrt aus Großbritannien und aus Ostindien nach den beiden Endpunkten der Landenge werden die Vortheile und das Bedürfniß einer ununterbrochenen direkten Verbindung neuerdings fühlbar machen, und die im Wege stehenden Schwierigkeiten endlich überwinden helfen.

Zur Erbauung einer Eisenbahn über den Isthmus von Panama hatte bekanntlich die columbische Regierung schon vor geraumer Zeit einer Gesellschaft in den Vereinigten nordamerikanischen Staaten ein Privilegium ertheilt. Nach einem neueren Bericht der von der columbischen Regierung niedergesetzten Kommission ist durch die Entdeckung, daß der stille und atlantische Ocean in ziemlich gleicher Fläche liegen, ein bedeutendes Hinderniß der Kommunikation durch eine künstliche Wasserstraße verschwunden. Dennoch wurde vorläufig auf Beibehaltung und Verbesserung der bisherigen Kommunikation angetragen; und insbesondere glaubt man, die Schifffahrt auf dem Chagres-Flusse lasse sich mittelst Anwendung der Dampfboote in größeren Schwung bringen, so wie die von Cruzes nach Panama erbaute Straße für Wägen aller Art fahrbar machen.

Eine weitere Verbindung der beiden Oceane ist in Guatemala zur Sprache gekommen; und besonders die Niederlande, so wie Rußland, das wegen seiner nordwestlichen amerikanischen Besitzungen betheiligt ist, haben für die Herstellung derselben ein lebhaftes Interesse gezeigt. Die beabsichtigte Wasserverbindung würde sich von der Mündung des San Juan bis zum Golf von Nicoya, oder bis Realejo erstrecken; je nachdem man die Seen Nicaragua oder Leon benutzt. Der Kanal soll für Fahrzeuge von 3 — 400 Tonnen fahrbar werden.

Wie die engen Verhältnisse zwischen Großbritannien und Ostindien eine neue Verbindung mittelst der Dampfschifffahrt auf dem mittelländischen und rothen Meer herbeigeführt, so wird der lebhaftere Verkehr zwischen den nordöstlichen und südwestlichen Küstenländern des amerikanischen Festlandes das Bedürfniß einer unmittelbaren Kommunikation mehr und mehr empfinden lassen. Schon hat man sich in New-York veranlaßt gesehen, eine regelmäßige monatliche Verbindung mit Panama nach dem stillen Meere hin zu eröffnen; und im Laufe des nächsten Jahrs sollen monatlich auch zwischen Lima und Panama Paketboote fahren, wodurch denn eine Reise von New-York nach Lima in Zeit von 40 Tagen möglich würde.

Mit der Menge der Verbindungswege und mit den Erfindungen, welche zum Theil die Beschaffenheit derselben völlig umgestalteten, hat auch die Menge wie die Art der Transportmittel sich vermehrt und verändert. Neuerdings hat Gerstner in Oesterreich den Mechnismus der für die Eisenbahnen bestimmten Wägen verbessert, so daß sie mit größerer Lenksamkeit den Krümmungen derselben folgen können. Dem Engländer Snow verdankt man die Erfindung eines neuen Lastwagens, der an der Axe hängend auf hohen Rädern fortbewegt wird und beim Transport schwerer Güter vortheilhaft sich bewährt hat. Nach den so gelungenen Versuchen in England, dürften besonders die Dampfwagen, sowohl für den Vertrieb der Waaren, als den persönlichen Verkehr, eine steigende Wichtigkeit erlangen. Der Dampfwagen des Hrn. Gurney, der im Durchschnitt beinahe 17 engl. Meilen (7 Stunden) in der Stunde zurücklegte, hat jede Erwartung erfüllt. Die Kosten der Maschine werden auf 4 — 600 Pf. St. berechnet; die Auslage für die Kohlen beträgt auf die Meile nicht mehr als zwei Pence. Durch die Verbesserungen, die Braithwaite und Ericsson an ihrem Dampf-

wagen anbrachten, wurde derselbe in Stand gesetzt, auf einer Eisenbahn mit einer Last von 35 Tonnen (dem zehnfachen Gewicht des Wagens) 12 englische Meilen, und ohne diese Last, bloß mit Passagieren besetzt, 32 bis 35 englische Meilen in einer Stunde zurückzulegen. Der früher von Hannock erbaute Wagen machte in derselben Zeit einen Weg von nur 12 engl. Meilen. Der Transport der Waaren zwischen Liverpool und Manchester dauerte früher 12 Stunden zu Land und mehrere Tage zu Wasser; durch die Erbauung der Eisenbahn und die Anwendung der Dampfwagen wurde diese Zeit auf etwa vier Stunden verkürzt. Die tägliche Fracht für die zwischen beiden Städten hin- und hergehenden Waaren hatte im Durchschnitt 2250 Pf. St. gekostet, und wird durch die neuen Transportmittel auf 525 herabgebracht werden können, was denn eine jährliche Ersparniß von mehr als ½ Mil. Pf. St. ergiebt. Auf dieser merkwürdigen Eisenbahn wurden neun Wagen, mit 42 Personen und 34 Tonnen Last, durch eine Dampfmaschine 7 bis 8 deutsche Meilen in 2⅓ Stunde gezogen. Bereits soll man auch zu Dublin damit umgehen, sich zur Beförderung der aus England kommenden und dahin abgehenden Briefe bis an den Strand eines Dampfwagens zu bedienen. In Deutschland hat man zuerst zu Dresden mit der Erbauung eines solchen den Versuch gemacht.

Besuch bei den Yezdi's.

Die Yezdi's sind ein Völkchen, das früher das Paschalik Bayazid bewohnte, und sich seit dem Frieden von Adrianopel in der Provinz Eriwan niedergelassen hat. Ein russischer Reisender hat sie kürzlich besucht und theilt Nachstehendes mit:

Bei unserer Ankunft im Lager der Yezdi's fanden wir ihr Oberhaupt, Hassan-Aga, damit beschäftigt, seine Heerden zu zählen. Das Lager, in einem Engpasse aufgeschlagen, bestand aus schwarzen Zelten; das größte derselben, Hassan-Aga angehörig, einem Manne von sechzig Jahren und von kolossaler Gestalt, war von den andern etwas entfernt. Die Gesichtszüge dieses Häuptlings, seine Wohnung, seine Beschäftigung und der friedliche Charakter der Umgegend, erinnerten an die Zeiten der Patriarchen. Er empfing uns mit stolzer Haltung und ließ uns in ein kleines Zelt ein; es war getrennt von dem, worin seine Familie sich aufhielt. Ungeachtet der Hitze des Tags trug er einen Fuchspelz unter einem Kleide von Scharlachtuch. Auf meine Frage, warum er so warm sich ankleide, antwortete er mit zufriedenem Lächeln, er habe diesen Pelz vom russischen Feldherrn als Lohn seiner Tapferkeit und seiner Ergebenheit für den Kaiser erhalten, und achte ihn so hoch im Werth, daß er sich unmöglich nur für einen Augenblick von ihm trennen könne.

Die Yezdi's führen, mit Ausnahme einer sehr kleinen Anzahl, die sich mit Ackerbau beschäftigt, ein Nomadenleben. In der Abrichtung ihrer Thiere, in der Verfertigung von Teppichen und von Zelten aus schwarzem Filze besteht ihr hauptsächlichster Kunstfleiß. Sie theilen sich in eine Art Stämme, die von den Aeltesten beherrscht werden. Hassan-Aga steht an der Spitze von zweihundert Familien, welche regelmäßig in der Gegend von Bayazid überwintern, und im Sommer in die Berge von Tschirgan-Dagh, an der Grenze der Provinz Eriwan, sich begeben. Gegenwärtig haben sie sich in dieser letzteren Gegend niedergelassen. Im Anfange des Kriegs hatte ihr Häuptling Partei für die Türken genommen, sich jedoch später mit den siegreichen Truppen des Prinzen Tschautschawatsch, der das Paschalik Bayazid unterjochte, vereinigt, und Rußland mit großem Eifer gedient.

Die Yezdi's sind ein tapferes und kriegerisches Geschlecht. Ihre Sprache ist ganz dieselbe, wie die der Kurden. Ihre gewöhnliche Tracht besteht in weiten Beinkleidern und einer mit schwarzen Tressen gezierten Weste; sie tragen einen Turban über einer rothen Mütze. Sehr Wenige von ihnen können lesen. Sie haben kein geschriebenes Gesetz und werden nach dem überlieferten Brauche ihrer Vorfahren regiert. In Streitfällen entscheiden die Aeltesten mit Beirath der angesehensten Bewohner. Als Strafe des Mords wenden sie das Gesetz der Wiedervergeltung an, oder fordern eine Ablösung in Geld, Waaren u. s. w. Die Steuer, die sie dem Pascha von Bayazid bezahlten, ist sehr mäßig. Hassan-Aga erhält jährlich von jeder Familie einen Zins an Lebensmitteln und an Wolle, so wie zwei Schafe von je hundert.

Die Religion der Yezdi's ist eine Mischung von Christenthum und orientalischem Aberglauben. Sie haben keine kirchlichen Ceremonien, und alle Aeußerungen ihrer Andacht beschränken sich darauf, daß sie sich in der Richtung gegen Osten beim Aufgange der Sonne drei Mal zur Erde niederwerfen. Sie dürfen nicht mehr als drei Weiber haben und nicht außerhalb ihrer Familie sich verheirathen.

Wie alle Kurden haben die Yezdi's viel Hang zum Diebstahl, doch stehlen sie nie Etwas im Zelte Dessen, der sie bewirthet hat. Zur Verhaftung eines Yezdi braucht es weder Gefängniß noch Wachen; es ist hinlänglich auf der Erde einen Kreis um ihn zu ziehen. Er würde lieber verhungern, als diesen magischen Kreis überschreiten, und wartet ruhig ab, bis derselbe ausgelöscht wird. Verfolgt man einen Schuldigen und es gelingt ihm, sich in die Wohnung eines seiner Stammgenossen zu retten, so liefert ihn dieser nicht aus, sondern vertheidigt ihn mit seiner Familie auf das Aeußerste, selbst wenn ihm der Flüchtling übrigens durchaus fremd ist.

Entsteht ein Streit unter den Yezdi's, so genügt es zu dessen Beendigung, wenn eine hochbejahrte Frau jedem der Streitenden einen Schlag giebt; sie trennen und zerstreuen sich dann auf der Stelle. Wenn ein Aeltester seinen Untergebenen körperlich züchtigt, so muß er gleichfalls in dem Augenblick einhalten, wo irgend eine Frau ihr Kopftuch ihm zu Füßen wirft. Wird ein Yezdi in einem Gefechte von Hinten getödtet oder im Rücken verwundet, so lassen ihn seine Gefährten, als einen Feigen, auf dem Schlachtfelde liegen.

Die Yezdi's lieben sehr den Wein, besonders den rothen. Ist Einer von ihnen am Sterben, so umringen ihn seine Freunde, die sämmtlich mit Stöcken versehen sind. Jeden Augenblick versprechen sie sich, den Sterbenden eifrigst gegen den Engel des Todes zu bewachen. Sobald er gestorben, wird Einer der Wächter von den Anderen der Nachlässigkeit beschuldigt; sie fallen über ihn her und prügeln ihn durch. Die Yezdi's und Tataren sind die unversöhnlichsten Feinde und verachten einander im höchsten Grade.

Berichte eines deutschen Reisenden in Ungern.

2. Ungrische Poesie.

Slowakische Lieder.

4) Der Blumenstrauß.

Einen Strauß habe ich ihm gegeben, das war ein Sträußchen!
  Oben eine Goldquaste und in der Mitte ein Herzchen.

Auf beiden Seiten ein grüner Rosmarin.
  Wo ist denn der Jüngling, der es gut mit mir meint?

Obgleich du, Jüngling, hinter dem Berge bist,
  Wenn du mir bestimmt bist, wirst du auch mein seyn.

Warum, Liebchen, hast du mir das Sträußchen gegeben,
  Wenn dir die weiße Rose aus selbigem herausfiel?

Die weiße fiel heraus, die rothe ist gewelkt,
  Wahrlich, bist mir ein Liebchen, von Herzen gefallen.

Von Herzen, von Herzen, von gutem Willen,
  Wie der süße Apfel von seinem Baume.

Vermischte Nachrichten.

Ethnographische Museen in St. Petersburg und Salem. Die Insulaner der Südsee machen in der Civilisation weit raschere Fortschritte als die Bewohner im Innern der großen Festlande. Durch englische und amerikanische Wallfischfänger, welche ihre Fahrten häufig auf jene Inseln führen, werden die Erzeugnisse europäischer Kunst und Industrie dahin verpflanzt, und bereits läßt sich die Zeit voraussehen, wo die Produkte des al-

ten Gewerbfleißes der Eingebornen nur noch für alterthümliche Seltenheiten gelten können. Schon jetzt ist es fast unmöglich, auf den Sandwichsinseln sich die Dinge zu verschaffen, die daselbst vor 50 Jahren, zur Zeit der Entdeckung, im Gebrauch waren. Verschiedene Kleidungsstücke, die kaum noch mit Mühe aufzutreiben sind, werden bereits mit 600 schweren Piastern oder mit 2,115 Franken bezahlt, und der Vorzug, welchen diese Insulaner unsern Manufakturwaaren geben, hemmt bei ihnen jede Entwickelung eines eigenthümlichen Erfindungsgeistes. Unter solchen Umständen ist es für die allgemeine Geschichte der Menschheit, und für die der Südsee-Insulaner insbesondere, von sehr hoher Bedeutung, Alles, was auf ihren frühern Zustand Bezug hat, sorgfältig zu sammeln. In dieser Absicht war Hr. Mertens, Mitglied der Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg, während seiner Reise um die Welt bemüht, sich eine möglichst große Menge von den in jenen Gegenden gebräuchlichen Gegenständen zu verschaffen; und so ist ihm denn die Anlegung einer ziemlich vollständigen und höchst interessanten Sammlung gelungen. Hr. Mertens hat dieselbe der Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg zum Geschenk gemacht, um ein besonderes Museum für die Trachten, den Schmuck und den Hausrath der wilden Völker zu bilden. Zur Bereicherung dieses Museums hat auch der Kapitän Litke dem Hrn. Mertens eine völlig freie Auswahl aus seiner eigenen Sammlung gestattet. Schon mehrere Jahre vor der Gründung dieses ethnographischen Museums in St. Petersburg wurde ein solches in Salem, der Hauptstadt der Grafschaft Essex in Massachussets, errichtet. Alle Bewohner von Salem geben sich von Kindheit an mit Schifffahrt ab, und diese Stadt ist die eigentliche Wiege der unerschrockenen Seemänner der Vereinigten Staaten. Von hier läuft jedes Jahr die Mehrzahl jener furchtlosen Fischer aus, welche in den gefahrvollen Strichen von Terra-nuova kreuzen, und den Wallfisch bis in die Mitte des Polareises verfolgen. Diese Leute kamen auf den guten Gedanken, alle interessanten, an den verschiedenen Landungspunkten eingesammelten Gegenstände zu einem Museum zu vereinigen, das die Erzeugnisse des Gewerbfleißes, die Waffen, Trachten und das Hausgeräthe aller Völker des Festlandes und der Inseln umfassen sollte. Zur immer vollkommeneren Ausführung dieses sinnreichen Plans haben sie eine eigene Gesellschaft gegründet und einen Beschluß gefaßt, wonach jedes Mitglied gehalten ist, zur Bereicherung der Sammlung eine bestimmte Anzahl ausländischer Gegenstände einzuliefern. Ihr Museum ist bereits sehr beträchtlich, und füllt mehrere Säle aus, worin Alles auf's Beste geordnet ist. Der größte dieser Säle ist der merkwürdigste, und bietet einen in Wahrheit einzigen Anblick dar. Rings umher reihen sich menschliche Gestalten in natürlicher Größe, welche die Bewohner Afrika's, Asiens und Amerika's darstellen, und mit den eigenthümlichen Trachten, Zierrathen, Waffen und Geräthschaften der verschiedenen Völker versehen sind. Da erblickt man denn den friedlichen Hindu in seinem reichen Anzug mit Turban, Musselin- und Kaschmirschärpe; um seinen Hals glänzen die kostbaren Perlen des Kaps Comorin und die Edelgesteine Asiens; sein Kleid ist mit dem glänzenden Schmuck seines Volks bedeckt; seine Hände tragen wunderlich geformte Waffen oder das Erzeugniß ihrer Kunstfertigkeit. Ihm zur Seite sieht man die gewerbfleißigen Chinesen, in sitzender oder aufrechter Stellung, im Innern ihrer mit Ebenholz oder Elfenbein ausgeschmückten Häuser von Bambus. Porzellanvasen, kostbar lackirte Gefäße, die mannigfachsten Geräthschaften, Glaspasten, Arbeiten aus Nephrit und Speckstein &c. zieren diese anziehenden Wohnungen. Andere Chinesen sind in dem Augenblick dargestellt, da sie Werkleuten, welche verschiedene Gegenstände der Industrie bearbeiten, Befehle ertheilen. Auch fehlt es nicht an Insulanern des Südmeers in buntfarbigen Schärpen, mit zierlich gearbeiteten Pagaien in schmalen Piroguen, bewaffnet mit Keulen, Dolchen und Lanzen, die mit gespitzten Fischknochen oder mit Steinen beschlagen sind. Alle diese Schätze werden in Schränken von kostbarem Holz aufbewahrt, und durch Glasthüren vor Staub und der zerstörenden Einwirkung der Luft geschützt. Der Name des Schenkers ist jedem Gegenstand beigelegt, und überdieß in den Registern der Gesellschaft eingetragen.

Die Menagerie und das naturhistorische Kabinet im botanischen Garten zu Paris sind kürzlich durch Sendungen aus Indien, von dem durch seinen wissenschaftlichen Eifer so bekannten Hrn. Duffumier, so wie aus Algier sehr bedeutend bereichert worden. Bei der letzten Sendung aus Algier, die, nach den Versicherungen des Hrn. von Bourmont, bereits abgegangen, aber in Frankreich noch nicht eingetroffen war, befinden sich unter Andern zehn lebendige Löwinnen, drei junge männliche Löwen und nicht weniger als siebzehn Strauße. Hr. Duffumier hatte das Unglück, daß ihm der kostbarste Gegenstand seiner Sammlung lebendiger Thiere — eine Antilope mit vier Hörnern — wovon das Museum nur einige Trümmer besitzt, und die für so selten gilt, daß man lange ihre Existenz bezweifelte, auf der Reise umgekommen ist. Doch wird sie ausgestopft im naturhistorischen Kabinet aufgestellt werden.

Am 18 April wurde in Ahmednuggur der berühmte Parteigänger — die Engländer nennen ihn Räuberhauptmann — Kakadschi mit sieben seiner Spießgesellen hingerichtet. Von Geburt ein Bramine, zeichnete er sich, neben dem ungestümen Muth, der ihn auf seine gefährliche Laufbahn führte, durch die ganze, dieser Kaste eigenthümliche Schlauheit aus, so daß es ihm auch gelang, viele Jahre lang, der Gerechtigkeit zum Trotz, sein Plünderungssystem fortzusetzen. So groß war der Schrecken, den er einflößte, daß Niemand es wagte, gegen ihn als Zeuge aufzutreten, ob er gleich in dem Distrikt, wo er wohnte, die größten Gewaltthätigkeiten ausübte. Vor einigen Jahren saß er in Dhulia inne, brach aber aus, und hinterließ einen Zettel, worin er scherzhaft „seine Abwesenheit ohne Erlaubniß" durch die schlechte Gefängnißkost entschuldigte. Während seiner letzten Verhaftung wäre es ihm fast wieder geglückt, sich in Freiheit zu setzen, wenn ihn nicht ein Mitgefangener verrathen hätte. Seine gewöhnliche Nahrung bestand aus gedörrtem Korn, und seine Andacht verrichtete er sitzend auf seinem flachen Säbel, nach der Sitte Derjenigen seiner Kaste, welche Waffen tragen. Gleich Mohammed suchte er seine Anhänger dadurch anzuspornen, daß er sich einen religiösen Charakter beilegte. Wie sich aus seinem Prozeß ergab, beabsichtigte er die räuberischen Stämme des Deccan gegen die Engländer aufzuwiegeln. Sein Sohn, ein eben so verwegener Charakter wie sein Vater, ein Sing, ein Muselmann, zwei Mahratten, ein Bhil von Gusrat und ein Dhir theilten sein Schicksal. Kakadschi scheint kein grausamer Mann gewesen zu seyn. So erzählt man sich, daß bei einem vor nicht langer Zeit vorgekommenen Fall der Sing einen britischen Officier niedersäbeln wollte, Kakadschi aber es verhinderte, und sich für diesen Dienst nur ein Paar plattirte Sporen erbat, dagegen aber dem Officier zur Fortsetzung seiner Reise eine Hand voll Rupien gab. Die Verurtheilten erlitten den Tod standhaft, und wurden ohne Zweifel von den mahrattischen Zuschauern als Märtyrer betrachtet.

Man las in Paris nachstehenden Anschlag: Der Hr. Polizeipräfekt hat eine Ordonnanz pour la prostitution erlassen; im Namen des Geistes der französischen Sprache, wie in dem der Sittlichkeit wird Hr. v. Lafayette aufgefordert, das pour in contre oder sur verwandeln zu lassen.

Nach den Berechnungen eines französischen Geschwindschreibers — vielleicht mit besonderer Beziehung auf die letzten, nicht immer ganz erfolgreichen Verhandlungen der Kammern — ist ein Redner aus dem Stegreif im Stande, gegen siebentausend Worte in der Stunde, hundert und zwanzig in der Minute und zwei in der Sekunde zu sprechen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 349. 15 Dezember 1830.

Ueber den dermaligen ungrischen Reichstag.

Zweiter Bericht.
(Durch Zufall verspätet.)

Bei dem gegenwärtigen ungrischen Reichstag, der seine erste öffentliche Sitzung den 11 September hielt, sind laut Landtags-Schematismus gegenwärtig: An der Magnaten-Tafel: Vom Klerus der Kardinal Fürstprimas Alexander Rudnay, der erlauer Erzbischof und Patriarch Ladislav Pyrker, 17 Diözesan-Bischöfe, 1 griechischunirter Bischof (der großwardeiner, Samuel Vulkan), der griechischnichtunirte Erzbischof und Metropolit Sztratimirovits, und 3 Diözesan-Bischöfe, 4 kathol. Titular-Bischöfe, der Erzabt der Benediktiner vom heil. Martinsberge, zusammen 29. — Weltliche: 11 Reichsbarone, 1 Kronhüter, 38 ungrische Obergespänne, deren einige zugleich Reichsbarone sind, 5 Obergespänne von Croatien und Sclawonien, der Gubernator des ungrischen Litorale, 1 Machtbote des Königreichs Croatien, zusammen 57; dann 4 Fürsten, 92 Grafen, 16 Freiherren. Die Ständetafel besteht aus dem königl. Personal als Präses, 16 Hofräthen der königlichen Gerichtstafel, 1 Protonotar oder Landrichter Croatiens, 2 ständischen Ablegaten Croatiens, dem Grafen der Adelsgesammtheit des turopolyer Feldes, 7 benefizirten Aebten, 3 Pröpsten, 30 Abgesandten von 22 Domkapiteln, den Machtboten der Comitate Ungerns, diesseits der Donau, aus 13 Gespannschaften 26, jenseits der Donau, von 11 Gespannschaften 22, diesseits der Theiß aus 10 Gespannschaften 20, und jenseits der Theiß von 12 Gespannschaften 24; zusammen von 46 Gespannschaften 92 Abgeordnete, worunter 7 aus dem Magnatenstande, dann aus Croatien und Sclawonien von 3 Gespannschaften 6 Abgeordnete, von den Haidukenstädten 2 Abgesandte, von dem Distrikte der Jazyger und Kumaner 2, und von 48 königlichen Freistädten 79 Abgesandte, endlich die Machtboten der abwesenden Magnaten, deren Zahl noch nicht genau bekannt ist, wenigstens 100.

In der obenerwähnten Sitzung sind zu Redakteurs des Landtags-Diariums, welches künftig bloß in ungrischer Sprache geführt werden soll, die Hofräthe der königl. Tafel Gosztonyi, Szerentsy, Matkovits und Szutsics ernannt worden. In der Cirkularsitzung vom 13 aber wurden die Gespannschafts-Machtboten, Borsiczky von Toratschla, Lonyay von Beregh, Ghiczy von Comorn, und Nagalyi von Borschod zu Cirkular-Notaren erwählt; ihr Amt ist, hinsichtlich der Initiative aller Verhandlungen, welche von den Cirkeln ausgeht, von besonderer Wichtigkeit.

Unter den schon von früheren Zeiten bekannten Landtagsrednern der Stände, von welchen jedoch viele der vorzüglicheren, bereits anderwärts angestellt, nicht mehr erschienen — zeichnet sich auch jetzt noch der Oedenburger Paul v. Nagy vortheilhaft aus, welcher trotz aller Reaktion wieder erwählt wurde, und besonders beliebt ist. Bei sehr gründlichen praktischen Ansichten, und einer beinahe zu freien Art des Ausdruckes mangelt ihm dennoch das eigentliche schöne Rednertalent. Unter den neuen Erscheinungen glänzen der Zempliner Baron Niklas Vay, ein junger angenehmer Mann von hinreißender Beredsamkeit, der viel besprochene Fehete von Preßburg, und mehrere Andere. Sonst behaupten sich als Coryphäen von früher her, Borsiczky, Nagalyi, Baron Gabriel Prenyi, Pazmandy, Szenthiralyi, Marthenyi, Balogh, Almassy u. s. w.

Am 13 September Nachmittags war der Einzug Ihrer Majestäten von Schloßhof, der jedoch wegen übler Witterung nicht mit dem angesagten Pompe Statt fand, und hierauf am anderen Tage die feierliche mit hohem Enthusiasmus aufgenommene Thronrede und Uebergabe der königl. Propositionen, welche sogleich in gemischter Reichssitzung bekannt gemacht wurden. Sie betreffen: 1) Die Krönung des Kronprinzen Ferdinand, mit Ausfertigung des Krönungsdiploms ganz nach dem Inhalt des dermaligen, und Aufrechthaltung aller auf diesen Gegenstand Bezug habenden früheren Reichsgesetze, übrigens ohne allen Antheil an der Regierung für die Lebensdauer des Königs; 2) den Druck der Regnicolar-Deputations-Relationen und ihre Vorbereitung für den zu ihrer Aufnahme besonders anberaumten Landtag; 3) die Kompletirung der ungrischen Regimenter; 4) da der nächste Landtag von besonders langer Dauer seyn dürfte, wünscht der König, daß durch ein neues Gesetz der Rechtsgang, welcher sonst während der Dauer der Reichstage einen Stillstand erlitt, für die Zukunft auch während des Landtages im Laufe erhalten werden soll; zugleich verlangt der König, daß Alles, was zum Besten des Landes noch während dieses Reichstags gesetzmäßig festgesetzt werden könnte, keinen Aufschub erleide, so wie er selbst verspricht, mehrere vom vorigen Landtag noch immer rückstehende Resolutionen baldigst zu ertheilen — nebstbei wird erwähnt, daß dieser Landtag

nicht über die gesetzmäßige Frist, d. i. 3 Monate, ausgedehnt werden möge.

Schon durch den Inhalt des ersten Punktes wurde den besorgten Anständen hinsichtlich des Krönungsdiplomes in der Hauptsache vorgebeugt, und, nachdem man sich hierüber sowohl in den Cirkular- als öffentlichen Sitzungen verständigt hatte, erfolgte eine Erklärung, in welcher das Reich seine vollkommene Bereitwilligkeit zu erkennen gab, unter obigen Bedingnissen, und mit dem Vorbehalt, daß deßhalb den Ständen das Recht über den Inhalt des Krönungsdiploms bei allen künftigen Gelegenheiten zu berathen unbenommen bleibe, die Krönung alsbald vorzunehmen. Die hierauf erlassene königliche Resolution entspricht vollkommen den Wünschen der Stände, und ist voll der schmeichelhaftesten wahrhaft väterlichen Gesinnungen.

Die Krönung war auf den 26 September festgesetzt, wurde aber wegen anhaltenden Regenwetters erst den 28 wirklich vollzogen. Diese erhabene Feierlichkeit, vom plötzlich eingetretenen schönsten Wetter begünstigt, vereinigte Alles, was man in ähnlichen Fällen Glanzvolles und Herrliches gesehen hatte. So wie einestheils der Umstand, daß das geliebte Kaiserpaar in äußerst prächtigem Aufzuge, und von den glänzenden Attributen der Kaiserwürde umstrahlt der Krönung des erhabenen Sohnes beiwohnte, nicht nur den Glanz des Zuges und der kirchlichen Feier um Vieles erhöhte, sondern auch alle Herzen mit Rührung erfüllte, und der Anblick der heiligen, von jedem Unger gränzenlos verehrten Reichskrone auf dem Haupte des freundlichen sanften Königsohnes den Enthusiasmus aufs Höchste steigerte — so mußte andererseits die mit Geschmack vereinte unglaubliche Pracht der magyarischen Nationalkostüme, die sich in allen Farben und den mannigfaltigsten Abwechslungen zauberisch entfaltete, das Auge des Beschauers hinreißen. Die mit dieser Feierlichkeit verbundenen Ceremonien, besonders der öffentliche Schwur unter freiem Himmel, der Ritterschlag, der Ritt und die Schwerthiebe nach den vier Weltgegenden auf dem Königshügel, sind nicht nur charakteristische Einzelheiten, welche das Ganze verherrlichen, sondern auch bedeutungsvolle, höchst wichtige Symbole, deren Werth und Deutung für jeden Unbefangenen am Tage liegt. Darum hat auch die vor einiger Zeit dem Publikum aufgetischte hämisch schleichende Bemerkung eines österreichischen Schriftstellers, welcher in seinem durch grobe Irrthümer, und vorsätzliche Verdrehungen höchst verunstalteten Werke die sehr ehrwürdigen konstitutionellen Gebräuche als unnöthig und entbehrlich herabzuwürdigen bemüht war, die schlau beabsichtigte Wirkung nie erreichen können, denn derlei freche Profanirungen des Heiligsten, was ein edles freies Volk besitzt, konnte ein eben so weiser als gerechter König nicht anders als mit Unwillen vernehmen, und die magyarische Nation hat den Verfasser schon längst der verdienten tiefern Verachtung öffentlich geweiht. — —

(Schluß folgt.)

Uebersicht der neuesten Kommunikationsmittel zur Beförderung des kommerziellen und persönlichen Verkehrs.

---

5) Verbreitung der Dampfschifffahrt.

Vor Allem haben wir noch die Verbreitung der Dampfschifffahrt zu beachten, der wichtigsten Erfindung der neueren Zeit, die nicht nur dem Verkehr von Volk zu Volk, von Welttheil zu Welttheil eine fliegende Brücke baut; sondern auch eine völlige Umgestaltung der Schifffahrt und des Seekrieges, ja eine Veränderung im ganzen Machtverhältniß der Staaten erwarten läßt. Das mechanische Genie unseres Jahrhunderts hat dieselbe in kurzer Zeit zu einem auffallend hohen Grad der Vervollkommnung gebracht. Zu den jüngsten Verbesserungen gehört die Erfindung einer weit kleinern Art von Dampfkessel von gleicher Stärke als die früheren durch den schwedischen Lieutenant Carlsund. Auch ist zu erwähnen, daß man jetzt in den nordamerikanischen Binnenseen, zur größeren Bequemlichkeit und Sicherheit der Reisenden, das Dampfboot mit der Maschine, der Küche und den Kohlen, durch eine kleine Brücke mit einer gewöhnlichen Barke zu verbinden weiß.

Schon sehen wir für den Binnenverkehr alle Hauptströme Europa's, so wie die größeren Seen der Schweiz, mit Dampfbooten befahren. In Paris hat sich eine neue Gesellschaft für die Dampfschifffahrt auf der Seine gebildet. In Spanien soll der Tajo, nach seiner Schiffbarmachung von Aranjuez bis an die portugiesische Grenze von acht Dampfbooten befahren werden. In *Deutschland* ist neuerdings eine Dampfschifffahrt auf der Moldau, *die mit der auf* der Elbe in Verbindung treten könnte, im Plane; so wie die Einführung eines Dampfpaketboots für die Verbindung Wiens mit Ungern. Durch die mittelrheinischen Dampfschiffe, obgleich ungünstige Verhältnisse die Anzahl der projektirten Fahrten beschränken, wurden im Jahr 1829 fast 10,000 Reisende und über 53,500 Ctr. Waaren mehr befördert, als im vorhergehenden Jahre. Eine gleichfalls bedeutende Zunahme ergab sich für die auf dem Niederrhein. Auch auf einem Theil des Oberrheins und auf dem Main ist die Dampfschifffahrt jetzt zur Ausführung gekommen. Selbst auf dem heiligen Strom der Hindu's, 15 englische Meilen unterhalb Mirsapur bis zu seiner Mündung, sehen wir dieselben in vollem Gange. Die größte Ausdehnung aber hat sie in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, auf den beiden großen Strömen Mississippi und Ohio gewonnen, wo gegenwärtig 323 Dampfschiffe für eine Last von 56,000 Tonnen in Thätigkeit sind. So lebhaft ist der Verkehr geworden, daß im Hafen von Cincinnati, in der kurzen Zeit vom 1 März bis zum November 1829, deren nicht weniger als 803 einliefen. Die Strecke von da nach Pittsburg, 500 englische Meilen betragend, wofür man noch vor wenigen Jahren 60 bis 70 Tage brauchte, wird jetzt in neun Tagen zurückgelegt.

Nicht viel weniger glänzend sind die Resultate dieser neuen Erfindung für die Seeschifffahrt; und allerwärts knüpfen sich durch ihre Vermittelung neue und raschere Verbindungen an. So ist jetzt auf der Ostsee von Lübeck und von Greifswalde aus mit St. Petersburg, so wie von Lübeck und Kiel mit Kopenhagen, eine regelmäßige Dampfschifffahrt errichtet. Vom Mai dieses Jahrs an hatte eine solche Verbindung zwischen Frankreich und Korsika ihren

Anfang nehmen sollen. Wie schon früher zwischen Großbritannien und dem mittelländischen Meere, so wie zwischen Helvötsluis und Westindien eine regelmäßige Kommunikation durch Dampfboote bestand, so soll auch zwischen Großbritannien und Mexiko eine solche zu Stande kommen. Die Reise von England nach Bombay über Alexandria und Suez wird jetzt in 50 Tagen gemacht. Auch in dem jüngsten Welttheile, in Sydney, ist ein Verein für Dampfschifffahrt zusammengetreten; man wird vorläufig einen Versuch zwischen Sydney und Paramatta machen, hofft aber demnächst überdieß eine regelmäßige Kommunikation zwischen Sydney und Hobart Town herstellen zu können.

Schon hat sich das alt barbarische Volk der Türken, wie das neu erwachte der Griechen in den Besitz dieses neuen Mittels zu friedlichem Verkehr und feindlicher Zerstörung gesetzt. Rußland vergrößert jährlich seine Marine mit mehreren Dampfschiffen. Großbritannien allein besitzt deren bereits 510 von verschiedener Größe und von 4 bis 353 Tonnen Gehalt.

Uebersicht der moralisch-religiösen Gesellschaften in den Vereinigten Staaten.

3. Neben der Gesellschaft für ausländische Missionen besteht eine Gesellschaft für inländische Missionen (American home Missionary Society). Diese Gesellschaft hat im Mai 1829 ihre dritte Jahressitzung gehalten. *) Sie zählte damals 244 Hülfsgesellschaften, und ihre Einnahmen beliefen sich auf 26,997 Doll.; 304 Missionäre des Evangeliums, welche 401 Gemeinden, meist in den Staaten des Südens und Westens, unter sich hatten, standen in ihren Diensten. Diese Missionäre bestreben sich, den religiösen Geist zu wecken, errichten Schulen, theilen Bibeln aus 2c.; kurz thun des Guten so Viel, als in ihren Kräften steht, und man darf sie nicht mit den Missionären in Frankreich verwechseln, über welche so viel Klage geführt wurde. Die französischen Missionäre drängten sich in Gemeinden ein, welche ihre geistlichen Führer bereits besaßen; die amerikanischen Missionäre werden die Hirten von Heerden, welche keine Führer haben. In den Staaten von Neu-England, in New-Jersey und New-York sind zwei Drittheile aller presbyterianischen und reformirten, und die Hälfte aller methodistischen und bischöflichen Geistlichen, welche sich in dem ganzen Gebiet der Union befinden. Indessen enthalten diese Staaten nur ein Drittheil der Gesammtbevölkerung, und auf die beiden andern Drittheile in den Staaten südlich und westlich von New-Jersey und New-York kommt nicht die Hälfte der Gesammtzahl der Geistlichen; es ist folglich klar, daß mehrere dieser Landschaften des religiösen und sittlichen Unterrichts noch in hohem Grad entbehren: ein Uebelstand, der um so fühlbarer wird, je rascher in eben diesen Landschaften durch den beständigen Zufluß von Einwanderern die Bevölkerung sich vermehrt. Unter solchen Umständen verdient die Gesellschaft für die innern Missionen allen Beifall. „Wir im Osten und Norden müssen", sagt ein Mitglied dieser Anstalt, „die Lehre der heiligen Schrift im Westen und Süden ausbreiten; denn die Kraft der Nation, die Zukunft Nordamerica's, liegt jenseits der alleghanyschen Gebirge. Staaten um Staaten bilden sich in diesem unermeßlichen Thal; man lasse sie ohne Christenthum, und sie werden zu einem despotischen Riesen. Stellen wir uns auf den Gipfel der Alleghany, und betrachten das zu unsern Füßen liegende Thal: ehe ein Jahrhundert vergeht, werden achtzig bis hundert Millionen es anfüllen, und der Charakter dieser Völker hängt zum großen Theil von der Richtung ab, die wir ihm geben!"

4. Die religiöse Traktatengesellschaft setzt ihre Arbeiten mit unermüdlichem Eifer fort. Ihr vierter Jahresbericht (Fourth annual report of the american Tract-Society), der im J. 1829 erschien, berechtigt zu großen Hoffnungen; 550 Hülfsvereine stehen ihr zur Seite; ihre Einnahmen nehmen von Jahr zu Jahr zu: im ersten Jahr betrugen sie 10,000, im zweiten 30,000, im dritten 45,000 und im letzten Jahr 60,155 Doll.; vom Mai 1828 bis zum Mai 1829 sind 8 Mill. Exemplare religiöser Schriften durch sie in Umlauf gesetzt worden. Es möchte schwer halten, von diesen Schriften einen genauen und vollständigen Begriff zu geben: man findet darin Erzählungen, Biographien, Anekdoten, Schilderungen des innern Lebens, insgemein mit dem Zweck der Erbauung und der Anregung des religiösen Gefühls; manche derselben wenden sich an das Publikum überhaupt, manche an Individuen in besondern Lagen und Verhältnissen, an Kinder, Greise, Familienväter, Bauern, Seeleute 2c. Die Gesellschaft giebt ein periodisches Blatt heraus, von dem sie 5000 Exemplare drucken läßt, und jedes Jahr einen christlichen Almanach, welcher im J. 1829 in einundzwanzig Auflagen zu 127,500 Exemplaren abgesetzt wurde. So ist von ihr auch ein Lesebuch für die Schulen der Vereinigten Staaten erschienen, und die Mäßigkeits- und Sparsamkeitsvereine, welche in neuerer Zeit entstanden, sind gleichfalls ein Verdienst dieser Gesellschaft, der man vielleicht bloß einen mitunter zu frömmelnden Ton zur Last legen kann. Je mehr die Philanthropie das Prinzip der Lokalität festhält, desto segensreicher kann sie wirken. Diesem Gegenstand hat Dr. Thomas Chalmers ein eigenes Werk gewidmet, das um so mehr beherzigt zu werden verdient, als der noch überall herrschende Centralisationsgeist die wohlgemeintesten Absichten nicht selten vereitelt, weil Alles von den Hauptstädten aus geleitet werden soll, wo man die individuellen Bedürfnisse doch nur oberflächlich kennt. Von diesem Lokalitätsprinzip ausgehend, hat der Hülfsverein der Stadt New-York *) die Stadt in Quartiere und die Quartiere in Bezirke von je etwa sechzig Familien getheilt, und 470 Personen, Männer und Frauen, aufgestellt, welche monatlich zu jeder Familie sich begeben, und ihr unentgeldlich eine religiöse Schrift anbieten. So wurden in New-York in dem Zeitraum von eilf Monaten 370,000 Schriften vertheilt, ungerechnet die Vorstädte, die Schulen, die Marktplätze und andere Orte, wofür besondere Kommissionen angeordnet sind. Andere Städte, wie Philadelphia, Baltimore, und selbst ganze Grafschaften sind diesem Beispiel gefolgt.

5. Für Beförderung der Sonntagsfeier ist vor einiger Zeit auch eine Gesellschaft zusammengetreten **); sie nimmt alle Freunde der Religion auf, welcher Sekte sie auch angehören, und es ist ein merkwürdiger Umstand, daß alle amerikanischen Kirchen, so sehr sie in andern Punkten von einander abweichen, in Bezug auf die Frage der Sonntagsfeier fast insgesammt übereinkommen. Man hat eine Zuschrift an das amerikanische Volk in 100,000 Exemplaren bekannt gemacht, und vielleicht ist nie ein Dokument in Sachen der Religion von so augenblicklicher Wirkung gewesen. Die vielen gleichzeitigen Vereine, die sich in mehreren Staaten bildeten, beweisen Dieß. In Frankreich hat die Regierung im J. 1814 befohlen, daß man den Sonntag feiern solle; in Amerika verlange es das Volk; dort diktirte das Gesetz die Sitten; hier schaffen die Sitten das Gesetz. Die Frage der Sonntagsfeier hängt jedoch mit einer andern zusammen, worüber die gesetzgebende Gewalt zu entscheiden hat. Durch ein Gesetz vom J. 1810 wurde nämlich den Postmeistern befohlen, alle Tage der Woche ihre Kanzleien offen zu halten und die Briefe abzugeben. Anfangs scheint das Publikum die Sache nicht so beachtet zu haben, im J. 1829 aber liefen nicht weniger als 112 Petitionen an die Kammer der Repräsentanten und 58 an den Senat ein, darunter eine von New-York mit 6266 Unterschriften, worin vorgestellt wird, daß der Abgang der Posten und die Vertheilung der Briefe am Sonntag Tausende von Bürgern in die Alternative versetze, entweder ihren religiösen Pflichten untreu zu werden, oder auf ihre Aemter zu verzichten; was im ersten Fall an sich unstatthaft sey, im zweiten Fall aber überdieß das Recht der Bürger, alle öffentlichen Stellen zu bekleiden, beeinträchtige. Man hielt diesen Schlüssen zwei Einwürfe entgegen: einmal erfordere der Handel, daß die Korrespondenz keine Unterbrechung erleide; zweitens, wenn auch die Posten am Sonntag nicht abgingen, so würde die Absendung von eigenen Boten aufkommen, und die Sonntagsfeier doch auch nicht besser daran seyn. Darauf entgegnend, beriefen sich die Bittsteller auf das Beispiel von London, wo ein Ruhetag in der Woche nicht nur keine Störung

*) The home Missionary and american Pastors Journal, June 1829.

*) Third annual report of the New-York City Tract-Society, 1829. New-York Observer February 1830.

**) First annual report of the general union for promoting the observance of the christian Sabbath 1829.

in den Geschäften verursache, sondern von allen Ständen als eine große Erholung anerkannt werde. *)

6. Die Gesellschaft für Beförderung der Mäßigkeit erregt fortwährend die Theilnahme des amerikanischen Volks. Am 30 December 1829 fand ihre dritte Jahresversammlung Statt. Der Verbrauch geistiger Getränke war zuletzt auf 56 bis 60 Millionen Gallonen gestiegen, was für die Person, Mann, Weib oder Kind, 3 bis 5 Gallonen im Jahr ausmachte. Man schätzte diesen Aufwand auf 100 Mill. Doll. Verarmung und Verbrechen waren eine nothwendige Folge. Ein Viertheil aller Wahnsinnigen und ein Drittheil aller Kranken hatten ihren Zustand der Unmäßigkeit zuzuschreiben. Mehr als 30.000 Menschen brachte dieses Laster jährlich in ein frühes Grab, und von 5000 Verbrechen, welche jährlich von den Gerichten in New-York gerichtet wurden, entsprangen drei Viertheile aus derselben Quelle. Als ein Gegengift gegen so viele physische und moralische Uebel sind die Mäßigkeitsvereine von hoher Bedeutung. Personen aus allen Klassen haben sich für diesen großen Zweck vereinigt, und man nennt selbst eine Stadt, wo die Töchter erklärt haben, keinen Mann zu heirathen, der sich der geistigen Getränke nicht gänzlich enthält. Das Humanitätsjournal, ein Wochenblatt, welches die Gesellschaft herausgiebt, zählt bereits eine ansehnliche Zahl Subscribenten. **) Mehr als 100.000 Personen haben sich verpflichtet, keine geistigen Getränke mehr zu genießen. Wie überall steht die Jugend an der Spitze der guten Sache. Korporationen, Ackerbauvereine, Pächter, Fabrikanten rc. weigern sich, ihren Arbeitern geistige Getränke zu geben. Mehr als vierzig Schiffe sind abgesegelt, ohne sich mit diesem sonst als nothwendig erachteten Bedürfniß zu versehen. Studierende, Rechtsgelehrte, Geistliche, Repräsentanten, Magistrate sind den Beförderern dieser wohlthätigen Maßregel beigetreten. Noch vor vier Jahren hätte man das Uebel für unheilbar gehalten. „Wir haben die Keule des Herkules gefunden", sagte ein Bürger von Nord-Carolina; „mit ihr werden wir die Hydra der Unmäßigkeit erlegen." Völlige Enthaltsamkeit ist als Grundsatz ausgesprochen, da jedes Gelübde eines bloß mäßigen Gebrauchs sich als unzulänglich erwiesen hat. Viele Branntweinbrenner mußten nothgedrungen ihre Arbeiten einstellen, oder stellten dieselben freiwillig ein, und in fast allen Staaten der Union beginnt man eine Abnahme im Verkauf dieses Artikels wahrzunehmen, die in einigen Gegenden ¼, in andern sogar 9/10 beträgt. Ein Kaufmann in einer der Haupthandelsstädte schrieb vor einiger Zeit, der Preis des Branntweins sey um ¾ gefallen. Der Agent eines französischen Hauses, das seit einer Reihe von Jahren jährlich 5000 Pipen nach den Vereinigten Staaten sandte, konnte keine Pipe mehr absetzen. Mehr als 400 Branntweinwirthe waren zur Kenntniß der Gesellschaft gekommen, die auszuschenken aufgehört hatten. Gegen fünfzig Regimenter der Miliz hatten auf den Genuß des Branntweins an Musterungstagen verzichtet. So ist ein guter Anfang gemacht, dieses Hauptlaster in seiner Wurzel zu zerstören.

Zuckerbau und Zuckerhandel.

(Schluß.)

Bei der Verwandlung des Saftes in Zucker muß die höchste Sauberkeit herrschen; wenn das Zuckersieden anfängt, erblickt man daher eine muntere geschäftige Scene: Die Neger scheuern und waschen das Kupfergeschirr, bereiten Kalk und Leimwasser, und setzen die Mühle in Stand. Es ist ein langwieriges Verfahren, bis der Zucker so weit ist, daß man ihn in die Oxhofte füllen kann (ready for potting). Damit die Hefen ablaufen, bringt man gewöhnlich im Boden der Gefäße Oeffnungen an. Man empfiehlt aber neuerdings, den Zucker lieber ganz trocken zu verpacken, weil man dann vor und auf dem Transport weniger Abgang hat. So erhält man den rohen oder Muscovado-Zucker. Es giebt aber auch noch eine andere Art, welche man die gethonte (clayed) heißt. Der Zucker wird in kegelförmige irdene Töpfe gethan, die zwei oder mehr Fuß hoch, an der Basis dreizehn bis vierzehn Zoll weit und unten mit einem Loch von einem Zoll im Durchmesser versehen sind. Da aber der größte Theil der Unreinigkeiten noch zurückbleibt, so wird der Zucker gepreßt und eine Lage von verdünnter thonartiger Erde dem Kegel oder Hut untergelegt. Der Thon vertritt die Stelle eines Schwammes, und bewirkt, daß die Wassertheile des Zuckers durch den Krystall sich langsam gegen den untern Theil des Gefäßes senken. Ist der Thon trocken geworden, so wird er herausgenommen und durch einen frischen ersetzt, und so zwei und drei Mal. Der Zucker bleibt dann noch zwanzig Tage in der Form, damit er von allem Syrup entbunden wird. Nun aus der Form genommen, wird er an die Sonne gestellt, auf der Darre vollends getrocknet, in hölzernen Mulden pulverisirt, eingepackt und verschickt. In Cuba und Brasilien, wo man sich größerer Kegel bedient, theilt man den Hut in drei Portionen, welche in hölzernen Kisten abgesondert verkauft werden. Der untere Theil des Hutes heißt der weiße, der mittlere der gelbe und der kleine Rest der braune. Man hat berechnet, daß bei dem Thönungsverfahren, abgesehen von der weiteren Mühe, die es verursacht, ungefähr ein Sechstel des krystallenen Zuckers verloren geht. Daher ahmen die Engländer dasselbe selten nach. Die Fabrikation des Zuckers, obgleich im Orient älter, scheint bei Weitem nicht die Kunstfertigkeit erreicht zu haben, wie in Westindien. Um den Zucker zu bleichen, wird er im Orient auf einem groben Tuche in der Sonne ausgebreitet und von den Leuten mit bloßen Füßen fein gestampft. Dieß Verfahren mag ziemlich zeitraubend seyn. Zuckerbau und Zuckerfabrikation werden indessen in China, Java und verschiedenen Gegenden Indiens sehr ins Große getrieben. Namentlich hat dieser Industriezweig in den letzten Jahren auf St. Mauritius durch englische Kapitalien und verbessertes Maschinenwesen einen ungeheuern Schwung erhalten. In Bengalen erlaubt der elende Zustand des Landvolkes nicht, daß etwas Bedeutendes geschieht. Nach einem im Februar 1826 von dem Major Moody im Parlament erstatteten Berichte braucht man, um eine gleiche Quantität Zucker zu erzeugen, in Guiana 206, in Barbados 406, in Tortola 653, in Bengalen 1200 Tage. Aber in Bengalen beträgt auch der Arbeitslohn nur zwei bis drei Groschen!

Der Zucker ist neuerer Zeit vielfach chemisch untersucht worden. Lavoisier war der Erste, welcher entdeckte, daß der Zucker ein vegetabilisches Oxyd sey, welches aus Sauerstoff, Kohlenstoff und Wasserstoff besteht. Folgendes ist das Resultat der Analyse verschiedener Chemiker:

	Lavoisier.	Gay Lussac.	Thenard	Berzelius.	Prout.	Ure.
Sauerstoff	64	50.63		49.856	53.35	50.33
Kohlenstoff	28	42.47		43.265	39.99	43.38
Wasserstoff	8	6.90		6.879	6.66	6.29
	100	100		100	100	100

Zersetzt man 480 Zuckerkörner, indem man das Feuer allmälig bis zur Rothglühhitze steigert, so ergeben sich als Bestandtheile:

Vollkommene Essigsäure und Oel (acetic acid and oli) . . . 270
Kohle (charcoal) 120
Karburettirter Wasserstoff und kohlensaures Gas (carburetted hydrogen and carbonic acid gas) 90

Es ist ein gewöhnlicher Irrthum, daß man den rohen Zucker für zuckerhaltiger hält als den raffinirten; allein das Wahre an der Sache ist, daß der raffinirte Zucker, da der Zuckergeschmack in ihm sich mehr entwickelt, weniger süß schmeckt, ob er gleich mehr Zuckertheile enthält. So haben auch Dr. Rush in Philadelphia, und andere ausgezeichnete Naturforscher nachgewiesen, daß eine gegebene Quantität Zucker mehr Nahrungsstoff in sich schließt, als jeder andere Gegenstand von gleicher Quantität. Hierin liegt ein bedeutender Wink für jeden Staatswirth *).

---

*) Das American-Quarterly Review, September 1830, macht in einem Artikel: „Report of the Committee of the House of Representatives of the United States on Postoffices and Postroute, to whom were referred the Memorials for and against prohibiting the Transportation of the Mails and the distribution of Letters on Sunday" bei der Sonntagsfrage auf die Gefahr aufmerksam, der Geistlichkeit zu viel Einfluß auf die weltlichen Angelegenheiten einzuräumen. In einem Land, wie Nordamerika, wo keine Staatskirche ist, dürfte diese Gefahr aber nicht beträchtlich seyn.

**) Siehe den Bericht im New-York Observer January 1830.

*) Mit der Zuckermanufaktur sind immer Rumbrennereien verbunden, da man so den Zuckersatz, den Abschaum u. a. m. am Besten verwerthet. Man rechnet im Durchschnitt zweihundert Gallonen Rum auf drei Oxhofte Zucker zu 16 Cent.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 350. 16 Dezember 1830.

Betrachtungen über den politischen Zustand Spaniens.

(Schluß.)

Fragt man, bei welchen Klassen eine Bewegung zu Gunsten des konstitutionellen Systems zunächst einen Anhaltspunkt suchen könne, so ist Dieß schwer zu sagen. Bei den Truppen? Diese, zumal die Garden, sind in neuerer Zeit gut unterhalten; auf keinen Fall dürfen die Liberalen in der Hauptstadt auf Unterstützung von dieser Seite rechnen. Bei der Geistlichkeit? Diese ist fast nirgends der bürgerlichen Freiheit günstig und am Wenigsten in Spanien; und hat sich daselbst auch ihr Einfluß in den letzten Jahren vermindert, so ist er noch immer furchtbar genug. Viele von ihnen, mit Don Karlos an der Spitze, finden sogar Ferdinands Herrschaft nicht absolut genug und erwarten das Heil bloß von der Herstellung der Inquisition und der blutig bigotten Tyranney Philipps II. Ob sie sich an Don Karlos nicht verrechnen? Einige, welche diesen Prinzen genau zu beobachten Gelegenheit hatten, wollen behaupten, daß über seinen Charakter ganz falsche Vorstellungen im Umlauf gehen; sie betrachten ihn als den wohlunterrichtetsten und talentvollsten unter der Familie, der, wenn er zum Thron gelangte, die Hoffnungen der Absolutisten auf politische und religiöse Verfolgungen gar leicht vereiteln dürfte, während ein Theil der Konstitutionellen den Verdacht hegt, daß die carlistische Verschwörung Nichts sey, als ein zwischen ihm und seinem Bruder abgekartetes Spiel, das den Vorwand zu Willkürmaßregeln und zu Verweigerung aller Koncessionen hergeben müsse. Don Francisco kann mit Stillschweigen übergangen werden, da er in dem von Parteien zerrissenen Spanien nicht einmal der Mann ist, für den sich eine Partei bildet. Steigen wir zu den niedern Ständen herab, so darf man sich darunter keineswegs einen persönlich entwürdigten Menschenschlag denken. Die offene, unverlegene Art, wie der spanische Bauer mit seinen Vorgesetzten spricht, sticht auffallend gegen die servile Unterthänigkeit des Landvolks in andern Staaten ab. Eben so behandelt der spanische Grande, troß dem unermeßlichen Abstand von Geburt, Rang und Reichthum, seinen Diener mit einer Vertraulichkeit, wovon man anderswo keinen Begriff hat. Diese gesellige Freiheit ersetzt in Spanien zum Theil den Mangel wirklicher Selbstständigkeit und die Vornehmen werden daher von der Menge nicht sowohl beneidet und gehaßt, denn vielmehr als natürliche Beschützer angesehen; ja der größere Theil der Einkünfte der ersten Häuser wird von den erblichen Angehörigen derselben aufgezehrt. Auf einer etwas höheren Stufe der Lebensverhältnisse trifft man wenig mehr Bildung, als absolut erforderlich ist, um einen kleinen Handel oder ein Gewerb zu treiben; und wenn diese auch zu Bestreitung der täglichen Bedürfnisse einer Familie nur spärlich hinreichen, so ist doch nirgend ein Unternehmungsgeist vorhanden, welcher zu größeren Anstrengungen auffordert. Lesen ist selbst oberhalb dieser Klasse eine seltene Kunst, so daß die Leute in völliger Unwissenheit über die Vortheile bleiben, in deren Besitz auswärtige Nationen durch freiere Institutionen sich gesetzt haben. Zu der Kraft der Trägheit, welche in dem spanischen Volk jeder Verbesserung entgegenwirkt, kommt aber auch noch seine orientalische Abneigung gegen Neuerungen — sein Vorurtheil gegen Fremde und deren Gebräuche und Erfindungen, die in seinen Augen nicht besser als Ketzereien sind. Sie wissen von keiner Geschichte als der ihrigen und von dieser wissen sie Mehr, als man glauben sollte. Die jungen Männer und Frauen beschäftigen sich lieber mit ihrem Putz, als daß sie über die Möglichkeit politischer Reformen philosophiren. Man gebe ihnen Brod und Stierhetzen (pan y toros) und sie schlagen allen Konstitutionen ein Schnippchen! Es läßt sich demnach unbedenklich behaupten, daß die große Masse auch keine Ahnung einer künftigen Wiedergeburt der Nation hat. Nur die Bevölkerung der Seestädte, die größeren Kaufleute, die bessererzogenen Juristen und ein Theil des Offizierstands macht von dieser Regel eine Ausnahme; aber Mangel an Thatkraft und Einheit so wie Furcht vor pekuniären Verlusten, die immer zum Gefolg von Staatsumwälzungen gehören, schaffen auch hier ein mächtiges Gegengewicht, und dann die vielfache politische Trennung im Innern Spaniens, und die gegenseitige Eifersucht der zum Theil bevorrechtigten Königreiche und Provinzen auf einander, das Mißtrauen und die Verachtung des Castiliers gegen den Andalusier, des Biscayers gegen den Valencianer ꝛc. erschweren jede Vereinbarung über die Grundsätze eines Reformsystems.

Wenn man dieß Alles bedenkt, so könnte man versucht seyn, Spaniens Zustand für unverbesserlich zu erklären. Indeß so gar schlimm sieht es denn doch nicht aus. Seit den letzten zwanzig Jahren ist Viel geschehen, und wo die Macht der Intelligenz auf der einen, der Obscurantismus auf der andern Seite steht, kann der Ausgang des Kampfes zuletzt nicht zweifelhaft seyn. Schon

die Nachbarschaft eines freien Staates mit einer aufgeklärten Regierung und Verwaltung muß die spanische Nation früher oder später aus ihrer Lethargie erwecken. Die bourbonische Dynastie in Spanien wird das Uebrige thun. Fährt Ferdinand namentlich fort, solche Robespierre's des Despotismus, wie Graf d'Espagna, der überdieß ein Ausländer ist, in seine Provinzen zu senden, so könnte der Abscheu allein, den diese Trabanten einflößen, seiner Herrschaft gefährlich werden. Den Konstitutionellen fehlt es nur an einem Mann, heiße er Washington, Napoleon oder Bolivar und an Ferdinand VII möchte dann gelten, was ein geistreicher Diplomat in Bezug auf Karl X gesagt haben soll: „Das große Auskunftsmittel der Bourbons in der Politik waren immer die Postpferde!“ Daß ein in Intoleranz, jesuitischer Bigotterie und politischer und moralischer Unwissenheit erzogener Fürst von selbst einen besseren Weg einschlage, läßt sich nicht erwarten, und so werden sich die Uebel, unter denen Spanien seufzet, wenn sie auch unter den niedern Ständen bis jetzt noch nicht so ganz gefühlt werden, mehr und mehr anhäufen, bis zuletzt die Natur die Heilung von selbst herbeiführt. Denn bereits kann man manchen Spanier, der nicht zehn Meilen über seinen Wohnort hinauskam, ausrufen hören: „Seht, welches Klima und welchen Boden wir besitzen; wie leicht könnten wir uns von den Erzeugnissen der übrigen Theile der Welt unabhängig machen. Den Waizen und die Erdäpfel des nördlichen Europa, den Reis, das Zuckerrohr und den Pfeffer der heißen Zone, den Wein und die Olive bringt Spanien hervor. Unsere Minen strotzen von Schätzen, wir haben die trefflichste geographische Lage, zahlreiche Häfen an zwei Meeren, wir brauchen nur eine gute Verwaltung, um der Mittelpunkt des Welthandels zu werden!“ Vernimmt man dann freilich, daß kurz nach den Juliustagen, als Frankreich den Völkern ein so großes Beispiel gab, in dem bedrückten Spanien ein gefährlicher Aufstand zu Gunsten der Inquisition von den Karlisten angezettelt wurde und zwar bei Gelegenheit, als ein beleidigter Gatte, der das Schaffot bestieg, seinem Weib das Messer in die Brust gestoßen hatte, während ihr geistlicher Verführer wahrscheinlich seinen Beruf fortsetzte und seine Beichtkinder: Nieder mit der Konstitution! Tod den Liberalen! beten ließ; so möchte man wiederum dafür halten, Spanien sey unverbesserlich!

Die Abgötterei in Indien.

(Schluß.)

Ist Dschaggernat der verrufenste Sitz des Götzendienstes, so ist es keineswegs der einzige, wo sich die britische Regierung am Heidenthum bereichert. Dasselbe System verfolgt sie in Gaja, Allahabad und Tripetty und man könnte nach Dacca, Bate Isle, Dwaraca, Somnath, Puna, Seringapatam, Colan, Seringham Tantschur, Condatschy auf Ceilan, Serinagur, Bhadrinath, Deo Ghur und Gangutr hinzufügen. Bleiben wir indeß bei den Hauptorten stehen.

Hamilton, ein Mann, der diese Quelle der Einkünfte keineswegs mit ungünstigen Augen betrachtet, also ein um so weniger verdächtiger Zeuge ist, liefert in seiner Beschreibung von Hindustan eine Menge Belege. In Gaja, der Hauptstadt der Provinz Behar, giebt es aller Arten von Wallfahrten, deren jede von der britischen Regierung beschützt und besteuert wird. „Die britische Regierung,“ sagt Hamilton, „hält hier einen Agenten, welcher von jedem Pilger nach der Größe der Sünden, die er zu sühnen, und nach der Quantität und Qualität der Ceremonien, die er zu verrichten hat, eine Abgabe erhebt. Die Einführung der britischen Polizei, und damit die Gewährleistung der persönlichen Sicherheit der Pilger wirkt so vortheilhaft, daß die Zahl der letzteren von Jahr zu Jahr zunimmt. Im Jahr 1790 rechnete man 21,659 Pilgerlicenzen, welche in Gaja ausgegeben wurden, im J. 1811 bereits 31,114 und man darf nur einen Blick auf die Einnahmen der letzten zehn Jahre werfen, um sich von dem blühenden Zustand dieses Theils unserer Finanzen satsam zu überzeugen.“ Auch hier treiben die Pilgerjäger ihr Spiel und viele werden durch sie aus allen Gegenden Indiens angezogen, die sonst nie und nimmermehr nach Gaja gekommen wären. *) Ein Missionär schrieb im Jahr 1817 aus Benares: Ich sah in Gaja viele arme Geschöpfe, die wohl 1000 M. weit hergereist waren und unter Wegs alle Arten von Entbehrungen auszustehen gehabt hatten. Die wohlgemeinten Absichten der Regierung sind gänzlich vereitelt, statt die Zahl der Pilger zu vermindern, hat sie dieselbe vielmehr vermehrt, indem sie dazu beiträgt, das Ansehen des Kultus zu erhöhen.“

Eben so ist es mit Allahabad. Jede Person, die dort, wo der Ganges und die Dschumna sich vermählen, in heiliger Fluth baden will, muß der Regierung drei Rupien bezahlen, während die Braminen am Ufer sitzen und eine noch größere Spende für sich in Empfang nehmen. „Viele Menschen,“ bemerkt Hamilton, „gehen in Allahabad in den Tod, indem sie mit drei Wasser-Gefäßen, die sie sich um den Leib binden, in den Strom springen.“ So hätte man also eine zweite Art von Suttibrauch, den die Regierung nicht verbietet, weil er ihr Geld einträgt. Derselbe kommt aber in ganz Indien vor, wo ein heiliger Fluß ist.

Tripetty liegt 80 Meilen nordwestlich von Madras. „Schaaren von Pilgern,“ sagt Hamilton, „wallfahrten nach diesem Heiligthum und bringen Korn, Gold, Silber, Juwelen, kostbare Stoffe, Pferde, Kühe und andere Artikel, die, in Geld verwandelt, nicht nur zu Unterhaltung des Tempeldienstes, welcher mit außerordentlicher Pracht begangen wird, hinreichen, sondern auch noch Ueberschuß für die Regierung (to conciliate government) abwerfen. In den mackenzie'schen Manuscripten befindet sich eine auf diesen Tempel bezügliche Denkschrift, woraus man ersieht, daß die Thaten des Gottes aus- und inwendig an dem Tempel dargestellt sind. Wenn man dem Idol Essen vorsetzt, so wird mit Glocken geläutet und eine Abtheilung Sipoys steht während der ganzen Ceremonie Wache. Bei Festlichkeiten macht der Gott verschiedene Verwandlungen durch und erscheint bald als Schlange, bald als Affe, bald als Elephant, bald als Sonne bei Tag und als Mond bei Nacht — in einem mit Perlenschnüren behängten Palankin, auf einem goldenen Wagen mit Löwen und zu Pferde. Wenn der Gott durch die Straßen fährt, so pflegen die Bra-

---

*) Harrington's Analysis of the Laws and Regulations of the Bengal Government. Calcutta 1817.

weinen sich unter das Volk zu mischen, und die schönsten Frauen, die ihnen aufstoßen, für ihn in Anspruch zu nehmen. Denkt eine, daß ein Gott von Stein kein Weib brauche, so wenden die Priester sich an eine andre, die für diese Ehre empfänglicher ist. So wird das Serail von Tripetty bevölkert. Wenn nun eine solche Dame altert, oder dem Gott nicht mehr gefällt, so läßt er ihr durch den Mund seiner Priester die Scheidung ankündigen; das symbolische Zeichen des Gottes wird ihr mit einem heißen Eisen auf Schenkel oder Brust eingebrannt, und ein Zeugniß ausgefertigt, das ihre Treue im Dienste des Gottes beurkundet, und sie der Wohlthätigkeit des Publikums empfiehlt. Sie wird dann vor die Thüre gesetzt, und mit diesem Paß durchreist sie als eines der Weiber Wischnu's das Land, wo es ihr nie an dem Nothwendigen gebrechen kann. *) Im Tempel zu Dschaggernat herrscht derselbe Unfug; **) Tripetty aber zeichnet sich noch durch den besondern Umstand aus, daß es für einen Ort gilt, der die Kraft besitzt von unfruchtbaren Weibern die Schmach der Kinderlosigkeit zu nehmen.

Daß aber diese religiösen Taxen wirklich eine nicht zu verachtende Quelle des Einkommens seyen, beweist folgende Uebersicht. In den siebzehn Jahren von 18[illegible] bis 18[illegible] betrug die Einnahme der Kompagnie in Dschaggernat, nach Abzug aller Unkosten für Reparaturen des Tempels, Besoldungen, Einzuggebühren rc., rein 99,205 Pf. St., in den sechzehn Jahren von 18[illegible] bis 18[illegible] in Gaia, gleichfalls rein, 455,980 Pf. St.; in denselben sechzehn Jahren in Allahabad 152,429 und in siebzehn Jahren in Tripetty 205,599 Pf. Das Ganze belauft sich auf die nicht zu verachtende Summe von 915,213, also von mehr als 50,000 Pf. St. im Jahr. ***)

Wir brauchen kaum hinzuzufügen, daß Hr. John Poynder mit seinem Antrag, die Regierung solle sich mit dergleichen Dingen nicht mehr befassen, durchfiel.

Notizen über den Zustand Großbritanniens und Irelands.

12. Sittlicher Zustand des Volks.

Mit der zunehmenden Bettelei und Armuth hat sich der moralische Zustand der Nation verschlimmert. Als Beweise des Gegentheils und als Zeichen der Sittlichkeit und Besonnenheit der mittlern und untern Klassen werden zwar mehrfache Thatsachen angeführt: namentlich das Gedeihen der im J. 1817 in London eröffneten und bis Ende 1818 mit etwas über 12.000 Pf. St. dotirten Sparbank, deren Kapital — das Eigenthum von mehr als 8000 Personen, die zum größten Theil der dienenden Klasse, den Handwerkern und Taglöhnern angehören — binnen zehn Jahren um das Zwanzigfache sich gehoben hat; die zunehmende Wirksamkeit und Menge der Anstalten für physisches und moralisches Wohl, die in stärkerem Maß als die Bevölkerung sich vermehrten; die Abnahme der Verbrechen in einigen Bezirken, wie z. B. in Stadt und Grafschaft Dublin, wo sich bis Ende 1829, im Verhältniß zum verflossenen Jahr, die Zahl der zu Tod oder Deportation Verurtheilten von 209 auf 145, und der wegen Diebstahl Bestraften von 1800 auf 1200 vermindert hatte rc. Solche Einzelnheiten, an sich nicht schlagend, können jedoch nur als lichte Punkte in einem Bild erscheinen, das uns von allen Seiten mit höchst düstern Farben gemalt wird. Nicht nur die Moralität der gewerbtreibenden Klassen in den mit Menschen und mit Elend überfüllten Manufakturbezirken, sondern auch die des Landvolks in den Gegenden, wo die Vertheilung des Grundeigenthums am Geringsten und die Armuth am Größten, ist tief gesunken. So schwer ist die Noth, daß es da und dort gewöhnlich geworden, aus Spekulation auf die Strafe Verbrechen zu begehen, um während des Winters eine Unterkunft im Gefängniß zu finden, wie man sie außerhalb nicht erwarten darf. Auch ist die Anzahl der Verbrechen im Ganzen, vor Allem der Verbrechen gegen das Eigenthum, sehr bedeutend gestiegen. Vom J. 1823 bis zum J. 1829 hatte sich die Zahl der Verhaftungen von 12,263 auf 18,675 vermehrt, und zwar in einer fast regelmäßigen, die Zunahme der Bevölkerung weit überwiegenden Progression. Frankreich hatte im J. 1826, bei einer Bevölkerung von etwa 31 Mill. Seelen, 19,556 Kriminalverbrecher, während England, bei nicht ganz 13 Mill. Einwohnern, deren 16,147 zählte, so daß also in Frankreich ein Verurtheilter, in England aber deren zwei auf je 1600 Menschen kamen. Noch in anderer Beziehung, wo man es vielleicht am Wenigsten erwarten sollte, zeigt sich ein für England ungünstiges Verhältniß: nach einem im J. 1827 dem Parlament erstatteten Berichte beträgt die Anzahl der unehelichen Kinder daselbst 8%, also mehr als ¹/₁₃; in Frankreich dagegen — gleichfalls nach offiziellen Angaben — nur ¹/₁₃ aller Geburten.

13. Intellectuelle Verhältnisse.

Es liegt in der Natur der Sache, daß im regelmäßigen Verlauf der Dinge alle Fortschritte in der Verstandesbildung eines Volks zugleich die Anzahl der Verbrechen vermindern und den sittlichen Zustand verbessern. Wiederholte Erfahrungen, wofür wir uns, statt aller andern, auf die Beobachtungen und Vergleichungen Dupins berufen, haben überdieß die Richtigkeit des Behaupteten außer Zweifel gesetzt. Auch in Großbritannien und Ireland sind die Fortschritte der intellektuellen Kultur in neuester Zeit sehr bedeutend gewesen. Nach Broughams Erklärung — und zum Theil in Folge seiner besonders thätigen Bemühungen — haben sich in den Jahren 1818 bis 1828 die Schulen in England im Verhältniß von 10 : 21, also mehr als um die Hälfte vermehrt. In Ireland wurden im J. 1824 die Schulen von fast dreimal so viel Katholiken besucht, als im J. 1811 der Fall war. Schon vor mehreren Jahren wurde in England das Verhältniß der Schüler zu der Bevölkerung wie 1 : 15.3 berechnet; in Schottland, obgleich im Norden und im Hochland noch die Hälfte der Bewohner nicht lesen und schreiben kann, ist es wie 1 : 11. Ueberall zeigt sich also in dieser Beziehung ein günstigeres Verhältniß als in Frankreich, wo man erst auf 17.6 Einwohner 1 Schüler zählt; und wenn dennoch die Anzahl der Verbrecher in England so viel größer ist, so deutet Dieß auf eine außerordentliche Zerrüttung des gesellschaftlichen Körpers.

14. Litteratur.

Betrachten wir die Litteratur als den Spiegel des Volkscharakters und Volksgeistes, der zugleich auf die weitere Ausbildung des einen und andern ununterbrochen einwirkt, so kann hauptsächlich nur die gemeinfaßliche Litteratur in Rede kommen. Ein großer Theil der englischen Schriften, und gewissermaßen der aristokratische Theil, ist leichte Lektüre, weil es die Aristokratie in jeder Beziehung liebt, sich den bittern Ernst des Lebens spielend verbergen zu lassen. Ein anderes Element, für die untern Klassen des Volks bestimmt, hat seither aus finstern geistlichen Schriften bestanden. Gerade in dieser Beziehung ist es jedoch in der jüngsten Zeit viel besser in Großbritannien geworden; sehr treffliche Sammlungen von Volksbüchern — namentlich verbesserte Volkskalender, die noch bis zum J. 1828 allen Vorurtheilen und jedem erdenklichen Aberglauben den stärksten Vorschub geleistet — verbreiten gegenwärtig Licht und Aufklärung im weitesten Umfang. Besonders groß ist die Ausdehnung und die Bedeutung der periodischen Presse. Nur die londner Zeitungen setzten im J. 1829 täglich fast 18 Mill. Numern ab. Ueberdieß erscheinen außerhalb London nicht weniger als

---

*) Dubois Moeurs et institutions des peuples de l'Inde Vol. II, S. 526.

**) Ebend. S. 528.

***) Harrington erwähnt noch, daß nach den öffentlichen Rechnungen von 18[illegible] auch die Pilger von Sitta Debi in Kaschpur, von Surkarra, Sumbhul in Morababad und von Saru in Jtawa besteuert wurden. Der Betrag in dem ersten Distrikt sey 2592, in dem zweiten 5091 Rupien gewesen. Weiter habe er Nichts können in Erfahrung bringen. Wahrscheinlich würde also, wenn man genauere Daten hätte, die Berechnung noch weit bedeutender ausfallen.

250 Blätter in den verschiedenen Provinzialstädten. Man muß sich über die Ausdehnung der periodischen Literatur um so mehr wundern, da die englischen Blätter mit so bedeutenden Stempelabgaben belastet sind, daß diese im letzten, (mit dem 5 Januar 1830 verwichenen) Rechnungsjahr der Regierung die Summe von 670.178 Pf. St., also Mehr eingebracht haben, als das gesammte Einkommen eines deutschen Staats mittlern Rangs, von der Größe des Kurfürstenthums oder des Großherzogthums Hessen, beträgt. Die Abnehmer der londoner liberalen Blätter verhalten sich zu denen der antiliberalen wie 19 : 2; auch von den außerhalb der Hauptstadt erscheinenden Zeitungen gehören über ⅘ der vorwärts schreitenden Partei an. Mit der wachsenden Erkenntniß fallen die Gebrechen der Verfassung und Verwaltung deutlicher und verletzender ins Auge; während zugleich die sinkende Volksmoral, an sich selbst ein Zeichen disharmonischer und zwieträchtiger Verhältnisse im Zustand der Gesellschaft, die Volksstimmung zum gewaltsamen Ausbruch reizt, indem die innere Unzufriedenheit, die jedes Verbrechen und jede Unsitte zur Folge hat, leicht auch nach Außen sich Luft macht. Daher steigt denn die Nothwendigkeit politischer Reformen stets im zusammengesetzten Verhältniß der sinkenden Moral und der zunehmenden politischen Bildung einer Nation.

15. Gesetzgebung.

Gegenüber dem physischen und moralischen Zustande der Nation, haben wir noch einen Blick auf einige hervorragende Eigenthümlichkeiten der Gesetzgebung und Verfassung zu werfen, welche jenen erzeugt haben oder wenigstens bedingen und erklären. In Großbritannien hat man auch in früheren Zeiten nie in dem Grade, wie in anderen europäischen Staaten, das Verhältniß persönlicher Unfreiheit gekannt; und dieser Vorzug wurde in der Folge festgehalten und durch die Gesetzgebung mehr und mehr ausgebildet. Selbst dieser Vorzug ist jedoch in gewisser Weise zum Nachtheil geworden, indem er alle andern Fehler und Gebrechen des Bestehenden übersehen oder leichter erdulden ließ. So ist es gekommen, daß in Beziehung auf das Sachenrecht der Geist der alten Feudalaristokratie vorherrschend blieb; während die persönliche Freiheit — namentlich die Freiheit der Meinung, der Schutz gegen willkürliche Bedrückungen unter der Form der polizeilichen Nothwendigkeit, so wie die Gleichheit vor dem Gesetze — im weitesten Umfange anerkannt wurden. Auch in dieser Hinsicht läßt sich jedoch eine einseitige Entwickelung nicht verkennen, wie wir überzeugt seyn müssen, wenn wir uns an die Matrosenpressen erinnern, an das beim Militär eingeführte Straf- und Prügel-System, an die Schwierigkeiten der Ehescheidung und die hieraus entspringende Unsitte des Weiberverkaufs; an die schauderhafte Leichtigkeit, womit Jemand in England für wahnsinnig erklärt werden kann u. s. w. Aus Allem hat sich ergeben, daß die unter der Herrschaft der Feudalaristokratie entstandene Gesetzgebung auch in der Folge zu ihrem einseitigen Vortheil erhalten und ausgebildet wurde; daß die Quelle der gesetzgebenden Gewalt wesentlich aristokratisch geblieben ist; daß die mit dem Grundbesitz natürlich zusammenhängende Starrheit der Vorurtheile und der Vorliebe für das Bestehende im öffentlichen Leben sich geltend machten, und daß die gesetzgeberische Thätigkeit nur auf eine Entwicklung und Erweiterung des Bestehenden gerichtet war, aber nur schwer bis zur Abschaffung des Veralteten, zur Erneuerung und hierdurch zur Vereinfachung der Legislation gelangte. Daher sehen wir eine Masse sich oft widersprechender, zum Theil völlig verschollener Gesetze in einem Grade gehäuft, daß in der letzten Zeit auch die aristokratische Hartnäckigkeit dem allgemeinen Verlangen einer Reform wenigstens theilweise nachzugeben gezwungen war. In den letzten sieben Jahren wurden 1126 Parlamentsakten ganz, und 443 theilweise zurückgenommen. Eine Vereinbarung und Vereinfachung der verschiedenen Stempelgesetze, deren Zahl allein auf 152 gestiegen war, ist schon vom vorigen Ministerium in Antrag gebracht worden. Brougham, mit Rücksicht auf seine vor drittehalb Jahren gemachten Vorschläge, drang gleichfalls in der vorigen Parlamentssitzung auf umfassende Justizreform, namentlich auf Einführung örtlicher Gerichtsbehörden. Er konnte sich zur Unterstützung seines Antrags auf den auffallenden Umstand beziehen, daß von den eilf Millionen Pf. St. Schulden, die bei Gericht in den letzten Jahren eingeklagt worden, kaum ein Sechzigstel in die Hände der Gläubiger gekommen ist. Diese und so viele andere Thatsachen lassen die ungeheure Menge der allmälig eingeschlichenen Mißbräuche ahnen; so wie den großen Umfang der schwierigen Aufgabe, welche das neue Ministerium auch in Betreff der peinlichen und bürgerlichen Gesetzgebung zu lösen hat.

Berichte eines deutschen Reisenden in Ungern.

2. Ungrische Poesie.

Slowakische Lieder.

5) Die strenge Mutter.

Ballade.

Es gab die Mutter fort
Ihre eigene Tochter
In ein fremdes Land,
Und sagte ihr:
Nicht zu ihr zu kommen,
Nicht zu ihrer Verwandtschaft
Unter sieben Jahren,
Unter sieben Wochen,
Unter sieben Stunden.

„Meine liebe Mutter,
Ich bin deine Tochter,
Ich werde zu dir fliegen
In dein Gärtchen
Auf jene Beetlein,
Auf die weiße Lilie.“

Wenn mir die verdorrt,
Wenn mir die verwelkt —
Wer wird sie mir begießen?

„Meine liebe Mutter,
Ich bin Deine Tochter.
Ich werde sie begießen
Nicht mit Krügen,
Nicht mit Kannen —
Sondern mit meinen Thränen.
O Geier, Geier,
Reißender Vogel!
Geh nicht in den Garten,
Du zerbrichst mir dort
Meinem Mütterchen
Auf dem Beetlein die Lilie.
Wenn du zerbrichst
Meinem Mütterchen
Die duftige Lilie,
So glaube mir, daß dich
Meine Schwesterchen
Auf der That erschlagen.“

Egyptische Alterthümer.

Hr. Drovetti hat kürzlich wieder mehrere griechische und egyptische Kunstwerke aus Egypten nach Livorno gesendet. Bei der bekannten Absicht Mohammed Ali Pascha's, die Ausfuhr von Alterthümern nicht ferner zu gestatten, sind dieß vielleicht die letzten, die Europa von dort erhalten wird. Die übersandten Kunstwerke sind: 1. Eine fast neun Fuß hohe, kolossale Antinous-Statue aus weißem Marmor, im schönsten griechischen Stil. Sie ist aus mehreren Bruchstücken zusammengesetzt, und, da nur der eine Arm fehlt, leicht herzustellen. Diese Bildsäule wurde im Anfange des Jahres 1824 in den Ruinen von Lykopolis, nahe bei Siout in Oberegypten, entdeckt. 2. Die kolossale Statue der Königin Sabina, gleichfalls aus weißem Marmor, ohne Kopf und Arme, gegen acht Fuß hoch. Die majestätische Haltung und der geschmackvolle Faltenwurf lassen diese Bildsäule als einen werthvollen Ueberrest aus dem schönen Jahrhunderte Hadrians betrachten. 3. Zwei große wohlerhaltene granitene Prachtsärge, sieben bis acht Fuß lang und fünf Fuß hoch, beide mit zahlreichen Hieroglyphen bedeckt, die sich bei dem einen sowohl im Innern als auf der Außenseite finden. Durch die Schönheit und Dauerhaftigkeit des Steins, woraus sie gehauen sind, verdienen sie den Vorzug vor jedem bekannten Sarkophage. 4. Die kolossale, nahe acht Fuß hohe Bildsäule eines Pharao, auf einem Throne von Granit; die darauf eingegrabenen Titel und Namen von Rhamses VI beweisen, daß sie den großen Sesostris darstellt. Sie ist Etwas verstümmelt, aber leicht herzustellen. Das Museum zu Turin, das reichste an Statuen dieser Art, besitzt keine so prachtvolle granitene Bildsäule. 5. Ein kleiner Grabstein mit einem königlichen Wappenschild; und endlich drei große Papyrusrollen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 351. 17 Dezember 1830.

Uebersicht der neuesten Kommunikationsmittel zur Beförderung des kommerziellen und persönlichen Verkehrs.

6. Vervollkommnung der Schiffahrt. Schluß.

Im Wetteifer mit der Dampfschiffahrt hat auch die gewöhnliche Schiffahrt gewonnen. Die Erfindung des Engländers Watson, welcher durch das Anbringen kupferner luftdicht verschlossener Röhren zwischen den Balken, die das Verdeck tragen, die Schiffe vor dem Untergehen zu schützen suchte, hat sich vollkommen nützlich bewährt. Zur Sicherheit der Schiffe gegen den Wurm bekleidet man dieselben jetzt mit Filzen aus Thierhaaren, und hat Dieß in England schon bei mehr als 1000 Schiffen angewendet. Mit dem neuen Rettungsboote des Engländers Palmer wurden gelungene Versuche gemacht. Eine neue englische Fregatte ist mit einer Maschine versehen worden, wodurch 2 Räder, ähnlich wie bei den Dampfschiffen, durch Menschen in Bewegung gesetzt werden. Wiederholte Versuche in Nordamerika mit Segeln aus Baumwolle haben deren Vorzug vor den bisherigen Hanfsegeln bestätigt; und die Marinekommissäre haben deßhalb Aufforderungen zu bedeutenden Lieferungen erlassen.

Durch solche und ähnliche Erfindungen haben Sicherheit und Schnelligkeit der Schiffahrt in hohem Grade sich vermehrt. Die kürzeste Fahrt von Großbritannien um das Kap nach Ostindien machte ein Ostindienfahrer im Sommer 1829, indem er die Strecke von London bis zum Diamantenhafen in der Nähe von Calcutta in 81 Tagen zurücklegte. Ein Paketboot brauchte unlängst für den Weg von New-York nach Liverpool nicht mehr als 16 Tage. Die Menge der Paketboote zwischen den Vereinigten Staaten von Nordamerika und England und Frankreich, machen es dem Amerikaner der atlantischen Städte leichter, in diese beiden Länder, als nach Ohio oder einem andern Staate des Westens zu reisen. Während man noch vor 50 Jahren die Durchschnittszeit der Ueberfahrten zwischen 60 und 70 Tagen berechnete, hat sich dieselbe gegenwärtig auf weniger als die Hälfte, auf 30 Tage, vermindert.

In natürlicher Folge von dem Allem ist die Reiselust gestiegen; und wie immer ein heiliges Band der Sehnsucht und Liebe nach dem mütterlichen Boden zurückzieht, so ist doch dieses Band keine Fessel mehr, das an die Scholle heftet. In England rechnet man, daß seit Anfang dieses Jahrhunderts die Zahl der Reisenden um das Fünfzigfache, ja um das Hundertfache zugenommen hat. Nur in Frankreich halten sich gegenwärtig 52,000 Engländer auf; und nicht geringer dürfte ihre Zahl in Deutschland, der Schweiz und Italien seyn. Mehr und weniger, wenn auch nirgends in gleich hohem Grade, zeigt sich dieselbe Erscheinung in andern Ländern Europas. So mischen sich die Nationen; jedem Volke tritt auch die Eigenthümlichkeit fremder Völker lebendig vor Augen; der wechselseitige Unterricht von Nation zu Nation, im Guten wie im Schlimmen, nimmt seinen raschen Fortgang; man nähert sich mehr und mehr einer allgemeinen Weltbildung, und wie sich Dieß in den höheren Kreisen des Lebens offenbart, so wirkt es bis zur gegenseitigen Aneignung aller Erzeugnisse des Geschmacks, des Luxus und der Mode.

Noch ein anderes gemeinsames Band wird die Nationen fester vereinen. Als noch vor jener großen Epoche, welche durch den Ausbruch der französischen Revolution bezeichnet wird, die Regierungen ausschließend an der Stelle der Völker handelten, hatte das politische Uebergewicht Frankreichs die Sprache dieses Landes zu derjenigen der Diplomatie, und hiemit zur allgemeinen Konversationssprache erhoben. Seit Anfang dieses Jahrhunderts haben die Nationen aufgehört, eine stumme Rolle auf der Weltbühne zu spielen; und ihre Bedürfnisse, der Austausch und die Befriedigung derselben durch den kommerziellen Verkehr, sind eine wesentliche Richtschnur der neuesten Politik geworden. Das allgemeine Interesse für das Studium der englischen Sprache, die Verbreitung derselben in Europa, fast über den ganzen Norden Amerika's, über einen großen Theil Westindiens, an verschiedenen Punkten der West- und Südküste Afrika's, in Südasien und Australien, und auf so vielen Inseln des Oceans, als den Zwischenstationen des Welthandels; sodann der lebhafteste Verkehr der Völker englischer Zunge fast in allen Theilen der Welt — Dieß Alles weist darauf hin, daß die Sprache derjenigen Länder, deren Verfassung seit längerer Zeit auf den höchsten Willen des Volks sich gründete, auch mehr und mehr zur allgemeinen Sprache für den Verkehr der Völker sich ausbilden wird.

Die schwellenden Kräfte der europäischen Civilisation, wie sie in steigender Bevölkerung und der immer größeren Masse der Erzeugnisse des Gewerbfleißes sich offenbaren, fordern vermehrten Abfluß. Immer reicher und reicher ergießt sich die Quelle, im-

mer mächtiger drängt sich der Strom in die fernsten Theile der Welt. Die Wüsten Afrika's, die Steppen Mittelasiens, die Orden Australiens hemmen ihn nicht; und wie Bewegung Bewegung erzeugt und Leben Leben erweckt, so wird auch endlich dieser lebendige Strom die Riesenreiche Asiens, die starr gewordenen Glieder im großen Körper der Menschheit, mit neuem Leben durchdringen. So nähern wir uns denn mit raschrerem Gange der Zeit, wo der weite Raum der Erde dem freieren Blicke sich öffnet; wo alle Völker in der ununterbrochenen Wechselwirkung eines organischen Zusammenhangs sich erkennen; wo die Menschheit zum Selbstbewußtseyn eines großen lebendigen Ganzen erwacht.

Ueber den dermaligen ungrischen Reichstag.

Zweiter Bericht.

(Schluß.)

Nachdem die Krönung vollzogen war und die Menge der schaulustigen Fremden sich verloren hatte, begann der Reichstag seine unterbrochnen Arbeiten fortzusetzen, und Alles ging wieder in der hergebrachten Form vor sich. Das gewöhnliche Krönungs-Ehrengeschenk wurde auf fünfzig tausend Stück Dukaten festgesetzt. Eben so viel hatte vor einigen Jahren die neugekrönte Königin erhalten. Durch ein königliches Rescript vom 6 Oktober eröffnete König Ferdinand V den Landständen, daß er, in der Ueberzeugung, ihm sey in den Herzen seiner künftigen Unterthanen ein viel bedeutenderer Schatz aufbewahrt, das ihm zugedachte Ehrengeschenk zur Hälfte für die Erleichterung des Steuerpflichtigen, welche die sparsame Ernte dieses Jahres leicht in mißliche Umstände versetzen könnte, zur andern Hälfte zum Fond des neuzuerrichtenden Nationalinstitutes bestimme; ein Gedanke, neu und höchst edel, welcher, wie er die väterliche Fürsorge für den die Staatslasten tragenden Unterthan mit der Mitwirkung zur Beförderung des Glanzes der Nation echt königlich vereint, mit vollem Jubel aufgenommen ward, und das ganze Land zu den glänzendsten Erwartungen zu seinem künftigen Herrscher berechtigt, dem Nichts, als eine *dauerhaftere Gesundheit* zu wünschen wäre.

Indem man nun, nach Anweisung des vom regierenden Könige unterm 8 Oktober erlassenen Rescripts, welches die möglichste Beschleunigung der Reichstagsarbeiten empfiehlt, zur Verhandlung der weiteren Punkte der königlichen Propositionen schritt, erhoben sich ziemlich lebhafte Debatten; denn einestheils wollte man die Berathung über diese Punkte von den Verhandlungen der seit vorigem Reichstag unerledigten Beschwerden — generalia regni Gravamina — durchaus nicht getrennt wissen, anderentheils verfiel man in eifrige Erörterungen über die möglichste Emporbringung der Landessprache, und von den Circularsitzungen ausgehend, wurde der Beschluß auch in der Ständekammer durchgesetzt, daß *schon jetzt* die Mittheilungen beider Tafeln bloß in *ungrischer* Sprache zu machen seyen, worauf auch alsogleich, und ohne die Beistimmung der Magnaten-Kammer abzuwarten, die nächste Note — Nuncium — über die vereint mit den Reichsbeschwerden vorzunehmende Berathung der noch unerledigten Punkte der königl. Propositionen, in magyarischer Sprache abgefaßt und überschickt wurde. Da die Kammer der Magnaten, wie vorauszusehen war, Dieß als eine einseitige Handlung eines Theiles des Reichstages gegenüber dem anderen betrachtete, so erklärte sie sich um so stärker für die Beibehaltung der lateinischen Korrespondenz, als die Entscheidung ähnlicher Fragen zu den Berathungen über die Reichsdeputations-Elaborate, insbesondere zu den Verhandlungen über die neue Geschäftsordnung des Reichstages — Coordinatio Comitiorum — gehöre und folglich dem künftigen Reichstag vorbehalten bleiben müsse; allein die Ständetafel beharrte mit Enthusiasmus bei ihrem Beschlusse und so mußte die erste Kammer, um den Gang der Geschäfte zum Nachtheil des Ganzen nicht zu verzögern, obwohl sie bei ihren Ansichten ebenfalls beharrte, in beiden Fällen nachgeben. Man verständigte sich dahin, die königlichen Propositionen *vereint* mit den allgemeinen *Reichsbeschwerden* zu verhandeln, die Mittheilungen beider Kammern in der *Nationalsprache* zu führen, und nur in solchen Fällen, wo aus den beiderseitigen Nuntien der Inhalt einer an den König zu erlassenden Repräsention, oder die Basis eines neu zu entwerfenden Gesetzartikels zu schöpfen wäre, neben der Nationalsprache auch die lateinische Sprache zu gebrauchen. Somit ist man in der 14 öffentlichen Reichstagssitzung am 17 Oktober erst dahin gelangt, wo die Verhandlungen wenigstens am Tage nach der Krönung hätten anfangen sollen, und den Geschäften, welche die Regierung auf diesem Reichstag bezweckte, ist ein ziemliches Stück Zeit entzogen worden, so daß dieser kaum in der beabsichtigten gesetzmäßigen Frist, d. i. in 3 Monaten, geendet werden kann. *Nicht zu leugnen ist*, daß bei allem jenem schönen Eifer, *welcher in der Brust* jedes echten Ungers für die möglichste *Emporbringung* und Ausbreitung seiner herrlichen Nationalsprache lodert, bei allen jenen allerdings wichtigen Gründen, welche die Erhebung der Nationalsprache zur Sprache des *Gesetzes* und der öffentlichen Mittheilungen wünschenswerth machen, doch auch Gründe vorhanden sind, aus welchen die Einführung derselben jetzt noch nicht ganz gerathen erscheint.

Die mit den *Reichsbeschwerden* vereinte Berathung der königlichen Propositionen — von welchen eigentlich nur eine einzige, nämlich das Begehren der Rekruten, einer Berathung bedarf — ist ebenfalls als eine Verzögerung der Reichstagsgeschäfte zu betrachten. Denn da in der Hauptsache selbst gewiß Niemand die nöthige Komplettirung der Regimenter in Abrede stellen wird, und höchstens über die von der Regierung nicht angegebene Zahl der Rekruten Bedenklichkeiten obwalten können, welche wiederum bei der Art, wie man in Ungern über diesen Gegenstand denkt, nur von geringem Belang seyn dürften, so kann man annehmen, daß die begleitenden Verhandlungen über die Reichsbeschwerden (leider freilich ein ewig wiederholter Refrain jedes Reichstages) nur auf den Hauptgegenstand — und Dieß sind die königlichen Propositionen, welche nach der hergebrachten Form immer *vor* den Landesbeschwerden abgehandelt werden sollen (!), einwirken müssen, wodurch leicht irgend ein *geheimer* Zweck der Regierung — auf welchen in dem letzten Rescript ziemlich deutlich und sehr dringend hingewiesen wird — vereitelt werden könnte.

Ein dritter nicht minder wichtiger Gegenstand ist die mit vie-

lem Eifer zur Sprache gebrachte — in der Konstitution und in jedem Krönungseide begründete — Wiedereinverleibung Galliziens und Lodomiriens. Der König hat sich hiezu bereits beistimmend erklärt, aber die Ausführung der Sache selbst ist weder leicht, noch scheint sie in den Absichten der Regierung zu liegen. Es scheint indeß gewiß, daß weder die — ohnehin meist nur palliative — Abstellung der Reichsbeschwerden, noch jene Wiedereinverleibung, noch auch die Ausbreitung der National-Sprache, jene Vortheile zu gewähren vermag, welche von der endlichen Realisirung der wirklich vortrefflichen, ganz dem allgemeinen Bedürfnisse angepaßten Regnicolar-Deputations-Arbeiten mit vollem Rechte zu erwarten sind.

Der fernere Verfolg der eigentlich jetzt erst begonnenen Verhandlungen — die im Werke begriffene Repräsentation und die darauf zu erlassende königliche Entschließung — ist nunmehr der Gegenstand gespannter Erwartungen: und wir werden nicht unterlassen, hierüber recht bald unsern Lesern das Weitere mitzutheilen. Im Ganzen ist mit ziemlicher Gewißheit vorherzusehen, daß bei der vorherrschenden guten Stimmung und der weisen Mäßigung der Regierung der Erfolg dennoch zu allgemeiner Zufriedenheit ausfallen wird.

An der Ständetafel zeichnen sich außer den schon Genannten, die Domherren Kolosvary und Csanz, die Gespannschaftsmachtboten Jöldvary, Vay, Peonay, Deak Asztalos ic. aus. Der gefeyerte Nagy war bei den hitzigen Debatten über die National-Speache beinahe der Einzige, welcher mit Mäßigung jedes gewaltsame Durchgreifen mißeleth. Seine Reden über diesen Gegenstand, worin man eben so den treffenden Witz als die Gründlichkeit der Ansichten bewundert, worin aber die Ursachen des noch immer nicht ceewünschten Fortschreitens der Nationalsprache ganz anderswo hergeleitet weeden, verfehlten zwar den beabsichtigten Zweck, werden aber immer dem Redner zur Ehre gereichen. Bei der Magnatentafel sprachen mit Auszeichnung und Beifall, Judex Curiä Graf Czirakv, Tavernicu, Graf Illeshazy, der fünfkirchner Bischof Baron Szevessi, die Obergespänne Laneczy, Ghyzy, Atmissy, Graf Szecsen, Szegedy, Kornhüter Vegh, Bar. Mednyanszky, Bar. Orczy, die Grafen Kalolyi, Andrassy, Wesselenyi Stephan Szechenyi ic.

Zur Statistik der Bevölkerung.

In der Sitzung der Akademie der Wissenschaften zu Paris am 18 Oktober las Hr. Moreau de Jonnès eine statistische Uebersicht vor, worin er die Vertheilung der europäischen Bevölkerung nach mehreren Altersklassen ins Auge faßt. Der Verfasser betrachtet in dieser Arbeit die Verhältnisse der Bevölkerung unter einem neuen Gesichtspunkt, welcher strengere Resultate als die bisher gewonnenen verspricht. Statt sich, nach dem Beispiel seiner Vorgänger, auf die Aufzählung und Vergleichung der Gesammtbevölkerung verschiedener Länder zu beschränken, hielt Hr. Moreau de Jonnès dafür, daß eine Vergleichung nach den Altersklassen sehr bedeutende Abweichungen ergeben dürfte. Zu diesem Zweck hat er fünf Tafeln entworfen, worin die Resultate seiner Forschungen in Verhältnißzahlen ausgedrückt sind. Vorerst bestimmt er die Verhältnisse aller Altersklassen eines und desselben Landes unter sich und zur Gesammtbevölkerung, und geht sodann zur Vergleichung mehrerer Länder über. Folgendes sind die allgemeinsten Resultate, wozu der Verfasser gelangte.

In Bezug auf die Kindheit zeigt sich ein bemerkbarer Unterschied zwischen den brittischen Inseln und Frankreich. In Irland, wo die Menge der Kinder besonders beträchtlich ist, verhalten sich dieselben zur Bevölkerung wie 1 : 2. Etwas minder stark ist dieses Verhältniß in England; in Frankreich, und namentlich in Paris, ist es nur wie 1 : 4. Weniger bemerkbar wird die Verschiedenheit in den höhern Altersklassen; was seinen Grund darin hat, daß die Kälte der nördlich gelegenen Länder, die als eine Ursache der größern Fruchtbarkeit betrachtet werden kann, in der Folge als eine sehr entschiedene Ursache größerer Sterblichkeit wirkt. Man hat allgemein beobachtet, daß die Kälte wirklich auf die Sterblichkeit der Kinder großen Einfluß äußert; und wenn daher die Zahl derselben in Irland merklich größer als in Frankreich ist, so kommt sie doch in diesem letztern Lande mit dem steigenden Alter wieder in ein stärkeres Verhältniß zur Gesammtbevölkerung, weil man daselbst mit größerer Sorgfalt gegen die strenge Jahreszeit sich schützt. Mit zwanzig bis dreißig Jahren ist die Gleichheit fast ganz hergestellt. Es ist Dieß die Zeit, worin der Mensch die festeste Gesundheit hat, und sich am Leichtesten in jede Lebensordnung fügt. Diese Altersklasse bildet fast allerwärts ⅙ der Bevölkerung, in Paris beträgt sie ⅕. In der folgenden Klasse von dreißig bis vierzig Jahren tritt schon wieder größere Verschiedenheit ein; in Frankreich und Schweden verhält sich die Bevölkerung dieses Alters zur Gesammtzahl der Einwohner wie 1 : 7; in England und Schottland wie 1 : 6. Die Klasse von vierzig bis fünfzig Jahren beträgt in Frankreich ⅛, in England ⅑; die von fünfzig bis sechzig Jahren verhält sich in Frankreich wie 1 : 11, in England wie 1 : 15. Auch in den Klassen von sechzig bis achtzig Jahren ist noch immer das Verhältniß zum Vortheil Frankreichs, und die Greise bis zu diesem Alter finden sich daselbst in größerer Zahl als in England. Ueber jene Epoche hinaus steht jedoch Frankreich im Nachtheil, indem England mehr neunzigjährige und hundertjährige Greise besitzt. Endlich beläuft sich, nach Hrn. Moreau de Jonnès, die Bevölkerung von fünfzehn bis sechzig Jahren in Frankreich auf ⅔ der Gesammtbevölkerung, während sie in allen andern Ländern nur die Hälfte derselben beträgt. Hieraus ergiebt sich die wichtige Folge, daß Frankreich auf eine gleiche Bevölkerung eine weit größere Anzahl von Soldaten als England auf die Beine bringen kann. Die verschiedenen auf die Bevölkerungslisten gegründeten Forschungen des Verfassers machen auf vielfache Thatsachen aufmerksam, deren Kenntniß für die Staatsverwaltung, und selbst für die Politik von großer Bedeutung ist. Sie beweisen, daß bei Nachbarvölkern, welche auf etwa gleicher Bildungsstufe stehen, dennoch sehr große und auffallende Unterschiede in Betreff der Bestandtheile der Bevölkerung Statt finden. So ergiebt z. B. eine Vergleichung Großbritanniens und Frankreichs, daß dort Kindheit und hohes Greisenalter überwiegen, während Frankreich eine größere Menge von Individuen im besten Lebensalter besitzt, und daher in der Gesammtsumme physischer und moralischer Kräfte verhältnißmäßig überlegen ist. Von allen Ländern, worüber man genauere Angaben hat, zählt Irland die meisten Kinder: man rechnet daselbst auf je 13 Einwohner — in Schottland nur auf 15 und in Frankreich erst auf 17 — zwei Kinder von fünf oder weniger Jahren. Ihre Menge vermindert sich jedoch mit den folgenden Jahren, so daß die Klasse der Einwohner von zwanzig bis dreißig Jahren auch in Irland nicht stärker als in den Ländern ist, wo es weit weniger Geburten giebt. Diese Klasse von zwanzig bis dreißig beträgt, wie schon bemerkt wurde, überall ⅙ der Totalbevölkerung; was denn beweist, daß in diesem Alter das menschliche Leben an allen Orten mit demselben wirksamen Erfolg jedem schädlichen Einfluß widerstrebt. Ueber dieses Ziel hinaus zeigen sich abermals auffallende Unterschiede zwischen den entsprechenden Klassen in den verschiedenen Theilen Europa's, und man findet in jedem derselben eine mehr oder minder große Anzahl von Individuen des einen oder andern Alters.

Vergleicht man London und Paris, so bemerkt man, daß dort die Anzahl der Kinder des ersten Alters noch einmal so stark, und daß die des zweiten Alters um ⅓ stärker als in Paris ist. In dem Alter jedoch, welches den Kern der thätigen Bevölkerung liefert und von zwanzig bis zu vierzig Jahren reicht, ist für beide Hauptstädte das Verhältniß fast ganz dasselbe. Im Alter über vierzig, mit Ausnahme des hohen Greisenalters, überwiegt Paris, ohne Zweifel, weil London ein Ort für Geschäfte ist, den Jeder verläßt, wenn ihn nicht besondere Interessen mehr binden, während Paris einem Jeden nach seinem Geschmack zu leben gestattet, und darum ältere Personen anzieht und festhält. Ohne Vorurtheil läßt sich also aus diesen auffallenden, bisher nicht bemerkten Unterschieden der Schluß ziehen,

daß unter übrigens gleichen Umständen Paris in intellektueller Beziehung höher als London steht; und in der That ist ja auch in Großbritannien nicht London, sondern Edinburgh die von den Wissenschaften und der schönen Literatur begünstigte Stadt.

Berichte eines deutschen Reisenden in Ungern.

2. Ungrische Poesie.

Slowakische Lieder.

6. Nichts.

Was werden die Leute sagen,
Daß ich mir eine Schöne genommen?
Nichts.

Was sollen sie uns sagen,
Da wir Beide schön sind?
Nichts.

Ach, was werden sie uns geben,
Wenn sie uns gesehen haben?
Nichts.

Sie haben uns oft gesehen;
Was haben wir davon?
Nichts.

Was aber wird der Vater sagen,
Wird er uns wohl begrüßen?
Nichts!

Zornig wird er drein schauen,
Wenn er bei uns findet
Nichts.

Ach mein lieber Vater!
Betrübt Euch darum —
Nichts!

Wir sind ja Beide schön,
Was bedürfen wir mehr?
Nichts.

Kommen wir nach Haus,
Was finden wir da?
Nichts.

Im Keller, im Zimmer,
In der Kammer, in der Laube
Nichts.

Da zwitschern die Mäuse nicht,
Weil sie zu essen haben
Nichts;

Die Saat steht sehr üppig,
Doch in den Gefäßen ist
Nichts!

In einem Päckchen das Geld,
Fürchten wir von der Noth
Nichts.

Ich gebe einen Groschen zum Brei;
Ach Gott! in dem Päckchen ist —
Nichts.

Liebe Marie mein,
Du hast mich zu Grunde gerichtet;
Nichts

Habe ich Goldnes von Dir,
Auch Du von mir
Nichts.

Ich werde süß schlafen,
Fürchten von einem Verräther
Nichts.

Wenn uns der Dieb anfällt,
Was stiehlt er uns?
Nichts

Was werden wir nun thun,
Da wir Beide haben
Nichts?

Froh werden wir seyn,
Da wir verlieren
Nichts.

Vermischte Nachrichten.

Hr. Allison, der am 23 und 24 Februar 1829 den Pik von Teneriffa bestieg, stellte daselbst Beobachtungen über den Schall an. „Bald nach Sonnenuntergang,“ meldet er, „wurde der Wind viel lauter, und bekam einen schärfern Ton, ob er gleich an Heftigkeit augenscheinlich nachgelassen hatte. Es ist eine uralte Wahrnehmung, daß die Luft bei Nacht sonorer wird, aber ich zweifle, ob man die Ursache davon genau ausgemittelt hat. So Viel ich weiß, will man diese Erscheinung daraus erklären, daß die Luft bei Nacht kälter, also dichter und damit fähiger sey, die Wogen des Schalls fortzupflanzen. Damit mag es bis auf einen gewissen Grad seine Richtigkeit haben, wie denn Dr. Priestley nachweist, daß die Stärke der Pulsationen des Tons sehr von dem Grad der Dichtheit oder Dünnheit der Luft abhängt, was auch Sir Edward Parry bestätigt, der während seiner Ueberwinterung in den Polarregionen auf eine so überraschende Entfernung Töne hörte. Nach Dem, was ich auf dem Pik von Teneriffa beobachtete, bin ich geneigt, eine gewisse Zunahme der Feuchtigkeit und eine Gleichmäßigkeit der Temperatur in den verschiedenen Luftschichten als die Ursache der Intensität des Schalls bei Nacht zu betrachten; denn, statt daß die Atmosphäre sich kälter zeigte, war sie vier bis fünf Grad wärmer, wenn der Wind sonorer ward. Humboldt hat eine ähnliche Bemerkung gemacht. Er schreibt die Verminderung des Schalls bei Tage der Anwesenheit der Sonne zu, welche auf seine Verbreitung und Intensität dadurch einwirkte, daß sie ihm Luftströme von verschiedener Dichtigkeit entgegen sende, und durch die ungleiche Erhitzung der verschiedenen Theile des Bodens theilweise Wallungen in der Atmosphäre veranlasse. Wenn dann eine Tonwelle auf zwei Lufttheile von verschiedener Dichtigkeit stößt, bricht sie sich in zwei oder mehrere Tonwellen, und Was von der ursprünglichen Welle durch die dichtern Lufttheile geht, pflanzt sich mit mehr Geschwindigkeit fort, als Was eine weniger dichte Luft passirt. Die so gebrochenen Tonwellen brauchen verschiedene Zeiten, um ins Ohr zu gelangen, und da dieser Theilungsprozeß durch alle folgenden Verschiedenheiten der Atmosphäre vervielfältigt wird, so kann eine solche Mannigfaltigkeit von Tönen erzeugt werden, daß sie zuletzt das Trommelfell gar nicht mehr anregen. Meine Beobachtung beschränkte sich aber nicht auf den Pik. Bei der Stadt Orotawa, welche eine Stunde von der See liegt, hatte das Geräusch der Wogen Morgens einen dumpfen Baß; zugleich schien die Luft besonders trocken und alle fernen Gegenstände waren sehr unkennbar. Gegen Mittag wurde die fast sechzehn Stunden entfernte Insel Palma sichtbar, und die Berge von Orotawa rückten so nahe, daß die Vegetation an ihnen wahrgenommen werden konnte; um dieselbe Zeit ging auch der Ton der See unmittelbar aus seinem Baß in den Diskant über. Die Eingebornen prophezeyen Regen, wenn diese besondere Helle der Atmosphäre Statt findet, und ich überzeugte mich, daß sie meist Recht hatten.“

Wir haben unlängst in diesem Blatt der verschiedenen Erziehungsanstalten in Tiflis Erwähnung gethan. Auch an andern Orten Georgiens bethätigt sich ein löblicher Eifer für Verbreitung der Bildung unter dem Volk. Zu Chouchi, dem Hauptort der Provinz Karabagh, ist von den schottischen Missionären im J. 1827 eine Schule gegründet worden, die 30 Schüler, und darunter drei Armenier zählt. Sie erhalten unentgeldlichen Unterricht in der heiligen Schrift, in der armenischen Sprache, der Arithmetik und Geographie; die weiter vorgerückten Schüler werden überdieß im Griechischen, Lateinischen und Englischen unterrichtet. Zur Beruhigung der Eltern, in Betreff des religiösen Unterrichtes ihrer Kinder, ist zur Ueberwachung desselben ein armenischer Geistlicher an der Schule angestellt. An diesem Orte befindet sich auch eine Buchdruckerei für armenische Bücher, unter der Leitung eines Missionärs, eines gebornen Circassiers, der in der schottischen Kolonie Karas, im nördlichen Kaukasus erzogen wurde, und daselbst zum christlichen Glauben übergegangen war. Die größte Ordnung herrscht in dieser Schule, deren Zöglinge reißend schnelle Fortschritte machen. Außerdem sind in Chouchi sechs tatarische und zwei armenische Schulen, worunter eine Töchterschule. In fünf der erstern erhalten die Schüler Unterricht in der tatarischen und persischen Sprache und in der persischen Geschichte; die sechste, worin Unterricht im Arabischen, in den Grundsätzen des Islams, in Arithmetik, Astrologie und Medicin ertheilt wird, ist zur Erziehung der Mollahs bestimmt. In den beiden armenischen Schulen wird nur die Muttersprache gelehrt. Die Gesammtzahl aller Schüler in diesen acht Schulen beträgt 250. In den Dörfern von Karabagh werden die Kinder durch die Geistlichen ihres Glaubens im Lesen unterrichtet. Es finden sich daselbst nur sieben eigentliche Schulen: vier armenische, wovon die eine für Mädchen, und drei tatarische. Die Zahl Derjenigen, die lesen können, verhält sich in dieser Provinz zur Gesammtbevölkerung wie 1 : 500.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 352. 18 Dezember 1830.

Erinnerungen aus Morea. *)

1. Lepanto.

Die Griechen setzten den Kampf ziemlich lebhaft fort. Das Schloß Rumili, oder nach der klassischen Sprache der Zeitung von Aegina Antirrhium, war einige Wochen vor meiner Ankunft in ihre Hände gefallen; auch schlossen sie Lepanto und Missolunghi enger ein, und da diese Plätze völligen Mangel an Lebensmitteln litten, wurden sie zur baldigen Uebergabe genöthigt.

Lepanto, die wichtigste dieser Festen, seit 180 Jahren in fortwährendem Besitz der Türken, wurde zu Land und See belagert. Die schöne Fregatte Hellas, das Dampfschiff Hastings und einige leichte Fahrzeuge bildeten das Blokadegeschwader. Sechstausend Klephten, ohne Unterstützung irgend eines regulirten Heerhaufens, hatten unter der Anführung eines Noti-Bozaris, Tzavellas und Hadschi-Christo die Stadt von der Landseite eingeschlossen. Unter diesen Truppen sah man die Ueberreste der Sulioten und der Vertheidiger von Missolunghi.

In der Absicht, diesen kleinen Krieg in der Nähe kennen zu lernen, schiffte ich mich zu Patras mit einigen Marineoffizieren ein: und schon nach Verlauf einer halben Stunde landeten wir unter den Kanonen des Schlosses Rumili. Von der Unbedeutenheit und dem gänzlichen Verfall dieser Festen, durch welche die Fortschritte der Griechen wie der Türken während der letzten Jahre so oft und anhaltend gehemmt wurden — von der durchaus schlaffen und sorglosen Kriegsführung mag man sich in Europa kaum eine Vorstellung machen. Die Umwälzungen der Kriegskunst durch nahe und gewaltige Ereignisse ließen diese Völker unberührt, und gleich den Rittern des Mittelalters erschöpfen sie sich im Kampf um militärisch unbedeutende Burgen und Thürme. Das Schloß Rumili, in seinem damaligen Zustande, hätte europäischen Truppen nicht 8 Tage lang widerstanden; in Aegina aber feierte man dessen Eroberung mit einem Te Deum, und hatte Ursache dazu, denn es war dieß für Griechenland ein verhältnißmäßig großes Ereigniß.

In der Nähe dieses Schlosses, am Ufer des Meers, begegneten wir einem Manne, der sich durch etwas bessere Kleidung vor seinen Kameraden auszeichnete, und durch eine Wache von drei mit langen Musketen bewaffneten Männern begleitet wurde. Sein stämmiger Wuchs, seine blasse Gesichtsfarbe, seine blonden Haare bildeten ein Ganzes, wie man es in Griechenland häufig findet, was mir aber jetzt besonders auffallend schien. Mit leiser Stimme, und mit dem entschiedenen Ausdruck der Achtung sagte uns unser Fährmann aus Missolunghi, daß dieß der Befehlshaber des Schlosses, der letzte der suliotischen Brüder Tzavellas, sey. Der Name eines Sulioten giebt in Griechenland den ersten Adel; und der Unabhängigkeitskampf, der so Viele dieser Tapferen hinraffte, hat den kleinen Ueberrest von hundert fünfzig mit dem unzerstörlichen Siegel des Ruhms bezeichnet. Der kleine untersetzte Körperbau, das runde Gesicht, worin zugleich Güte, Schlauheit und Thatkraft sich spiegeln, würde sie unter Tausenden erkennbar machen, wären sie nicht durch die allgemeine Ehrfurcht, womit man ihnen begegnet, hinlänglich ausgezeichnet. Es bedarf keiner besonderen Bemerkung über den Empfang, den wir bei dem Befehlshaber des Schlosses fanden. Die einfache Herzlichkeit dieser Klephten, deren Heldenmuth und deren Fehler man gleichmäßig in so hohem Grade übertrieben hatte, ist allbekannt. Nach kurzem Besuch bestiegen wir wieder unsere Barke, und erreichten nach einer Fahrt von einer Stunde Wegs, am sandigen Ufer hin, das Ziel unserer Reise.

Die Stadt Lepanto beschreibt ein längliches Dreieck auf einem Abhange, der sich an die ätolische Gebirgskette anschließt, und wird durch eine Citadelle auf dessen Gipfel vertheidigt. Cypressen und Minarets unterbrechen da und dort die einförmig grauen Reihen der Häuser, deren größte Masse sich am Meeresufer zusammendrängt. Von dieser Seite ist die Stadt durch einige vorgeschobene Werke geschützt. Westlich von denselben hatten die Griechen eine weite wüste Ebene besetzt. An der äußersten Grenze davon, auf dem Gipfel einiger kleinen Hügel, sah man die Zelte ihrer Anführer. Die Soldaten lagerten um sie her in da und dort zerstreuten Strohhütten. Zwischen dem Lager und dem Schloß Rumili war ein kleiner Markt, der von Patras und von den Inseln aus versorgt wurde. Der Raum zwischen dem griechischen Lager und der Festung betrug etwa eine halbe Stunde. Im Augenblick unserer Ankunft hatten die Truppen ihr Lager verlassen, und bereits den Kamm der Lepanto zunächst liegenden Felsen erstiegen. Andere marschirten in langen ungeordneten Reihen durch

*) Fortsetzung von S. 659.

mehrere Hohlwege ihrem Posten zu; noch Andere, die vielleicht ihre Gegenwart beim Angriff für unersprießlich halten mochten, bewachten das Lager, oder spazierten ruhig am Ufer und ließen ihre silberbelegten Pistolen im Sonnenstrahl blinken.

Es war auffallend, daß mit der Entfernung vom Lager die Gesichtszüge der Griechen an Würde und Ausdruck gewannen. Die Spaziergänger am Ufer hätten den Glauben an die Wiedergeburt Griechenlands wohl erschüttern können; durch die auf den Vorposten stehenden Pallikaren wurden dagegen die poetischen Ansichten eines Fauriel und Dupré keineswegs Lügen gestraft.

Wir verloren uns in den Anblick dieser sauberbaren Gestalten, und fühlten uns endlich glücklich, einen kleinen, europäisch gekleideten Offizier zu treffen, dessen geschnürte Haltung, preußische Mütze, blauer gestickter Ueberrock und plattirte Patrontasche an einer schmalen goldenen Borte einen sehr wunderlichen Gegensatz bildeten mit den albanesischen Lumpen, den langen Schnurrbärten und dieser faltigen Weibertracht, unter der man die Rüstung eines Achilles zu finden vermeinte. Er war ein junger Mann von blassem und erschöpftem Aussehen, und sanfter einschmeichelnder Stimme, gleich einem jener Salons-Griechen, wie wir sie in allen Hauptstädten zum Ueberflusse finden. Eine schöne Begeisterung hatte ihn in die Reihen seiner Landsleute geführt; aber drei Monate Bivouac hatten seine Kraft geschwächt, seinen Muth niedergeschlagen, und schon klagte er über Langeweile, über Irrthum und Ungerechtigkeit, wie ein Mann, der einen unbequemen Posten zu verlassen im Begriff steht. Der junge Offizier war übrigens höflich und zuvorkommend. Er sprach ziemlich gut Französisch und bot sich uns in den Reihen der Belagerer zum Führer an.

(Schluß folgt.)

Zur Berichtigung der bourrienne'schen Memoiren.

(Fortsetzung.)

Ueber die Unterscheidung, welche Bourrienne zwischen Bonaparte als General, Konsul, Kaiser und König von Italien aufstellt, äußert Graf Survilliers. *)

„Welcher Unterschied aber auch zwischen dem Frankreich von 1793 und jenem von 1800. Bonaparte ist nur dem Impuls seiner Nation gefolgt. In den Vereinigten Staaten würde er ein Washington gewesen seyn. Der Zweck seines Lebens war das Andenken der Nachwelt zu erringen. Keiner persönlichen Leidenschaft, keiner politischen Faktion Unterthan, bewegte er sich nur mit den Waffen, trachtete die Begebenheiten zu errathen, sie zu benützen ohne neue zu schaffen, wie Bourrienne und alle oberflächlichen Menschen behaupten, die durchaus Denker seyn wollen. Napoleon hatte einen äußerst richtigen Takt, einfache und klare Gedanken, die ihn selten täuschten. Nachdem die Zeit des Schreckens und der Reaktion vorüber war, wünschte Alles in Frankreich Konzentrirung der vollziehenden Gewalt. Auch Er folgte diesem Drang; aufrichtig wollte er den Frieden. Aber England und jene oligarchische Kaste, welche noch heut zu Tage die europäischen Kabinete lenkt, wollten ihn nicht, weil sie vor der Größe Frankreichs und seines ersten Konsuls zitterten. Der Krieg dauerte fort. Täglich bot er neue Siege dem ersten Konsul dar; täglich stellte er neue Kronen zu seiner Verfügung, und vermehrte seinen Ruhm und die Bedeutung seiner Persönlichkeit. Er erhob ihn endlich zu so gesteigertem und allgemeinem Ansehen, daß Frankreich seine Wohlfahrt durch die Erblichkeit seiner höchsten Magistratur befestigen zu müssen glaubte. Aber seine Feinde fanden in dem russischen Klima, in dem inneren Verrathe, und selbst in dem Glücke mächtige Verbündete, wodurch sie hoffen konnten, Frankreich und ganz Europa wieder auf den Standpunkt vor der Revolution zurückzuführen. Meine Meinung geht dahin, daß, wenn Napoleon noch lebte, er dieselben liberalen Ansichten wie die gebildeten Klassen der europäischen Gesellschaft hegen würde. Nur in dieser Meinung allein würde er die Anerkennung der Nachwelt zu finden glauben, welche ihm stets als das höchste Ziel seines Lebens galt." Collot, sagt Bourrienne irgendwo, lebte eine Zeitlang in der größten Vertrautheit mit Bonaparte, dem er viele Dienste geleistet hatte. Eine dieser Ursachen allein genügte schon, die Feindschaft Bonaparte's zu erwecken, denn er mochte Niemanden verpflichtet seyn, und liebte Männer nicht, die er in gewisse Familiengeheimnisse eingeweiht wußte, an deren Verheimlichung ihm Alles lag. Survilliers antwortet: „Und diese Geheimnisse also gefällt sich Freund Bourrienne, der bescheidene Sekretär, zu entschleiern? Man müßte in dem Soldaten die Feigheit, im Geistlichen die Gottlosigkeit schätzen, wenn man einen solchen Mann noch der Achtung werth hielte. Bis diese Zeit kommt, kann Bourrienne sich mit dem Geld begnügen, das ihm sein Werk einträgt, aber er verzichte auf den Beifall einer edlen Seele."

Ein gewöhnlicher Vorwurf, den Viele Napoleon machten, betrifft sein Familiensystem, das uns an die bourbonischen Familientraktate erinnert. Bourrienne namentlich beschuldigt den Kaiser einer blinden Vorliebe für seine Brüder, deren Unfähigkeit ihm allein entgangen zu seyn scheine. Daß dieser Vorwurf nicht ganz ungegründet sey, sind wir wenigstens in Bezug auf Jerome überzeugt, wie wir es auch als kein sonderliches Kompliment für Deutschland betrachten, dessen Souveränitäten er einen solchen König beigesellte. Wenn Bourrienne jedoch Joseph Napoleon für den Unfähigsten unter den Brüdern erklärt, so läßt sich allerdings das Gehässige dieses Angriffs nicht verkennen und die Folgezeit hat dem Grafen Survilliers die Mühe sich dawider zu rechtfertigen sehr erleichtert. Kein Zweifel, daß Joseph ein tüchtiger aufgeklärter, wohlwollender Mann war, der Neapel oder Spanien glücklich zu machen vermochte, wenn es ihm gelang den gereizten Nationalwiderwillen zu überwinden. Manche heilsame Reformen in Neapel zeugen für Joseph. Die Feudalität wurde mit Einwilligung des Adels aufgehoben. Die geistreichsten Prälaten stimmten für die Abschaffung der Mönchsorden, mit deren Gütern man den öffentlichen Kredit wieder aufrichtete. Die Gefängnisse, worin seit Jahren viele Unglückliche schmachteten, wurden durch Urtheil der dazu ernannten vier Tribunale geleert; der schändliche Brauch, die Armee aus den Gefangenen zu rekrutiren, beseitigt; die so berühmten Häuser Monte Cassino und la Cava, mit allen wissenschaftlichen

*) S. 240.

Schätzen und Sammlungen der aufgehobenen Klöster ausgeschmückt, wurden jungen gelehrten Geistlichen eingeräumt; auf den Höhen der Gebirge von Calabrien und den Abruzzen große Gebäude wie Cinque Miglia und Monte Tenese nach dem Muster des Hospitiums auf dem Bernhardsberge angelegt; jede Provinz mit Kollegien und Erziehungsinstituten ausgestattet; fahrbare Straßen bis Reggio, von einem Ende des Königreichs zum andern, gebaut; die seit Jahrhunderten im Plane gewesene calabresische Straße in einem Jahre vollendet, und die deßhalb so lange bestandene Abgabe erlassen. Die vielen Räuber-Banden und ihre Häuptlinge unterwarfen sich allmälig der Regierung. Armee und Marine erhielten eine neue Organisation; sogar ein Theil der Lazzaronis ward zur Thätigkeit gebracht; die Arbeiten auf Capo di Monte sind ihr Werk. Neapel, sonst mit dem spärlichen Lichte der Lampen von Heiligenbildern durchdämmert, hatte im zweiten Jahre schon eine ähnliche Beleuchtung wie Paris. Die Hospitäler wurden mit Nationalgütern dotirt, die Staatsschuld vermindert, eine Amortisationskasse begründet. Eine königliche Akademie von Gelehrten wurde geschaffen, und man ermunterte die Nachgrabungen in Pompeji und Groß-Griechenland. Das unmenschliche Verstümmeln der Knaben für den Gesang ward mit strenger Strafe verboten, und hörte auf. Ungeheure Strecken dienten bloß als Walde für zahllose Heerden, sie wurden in fruchtbares Ackerland verwandelt. Eine gleichmäßig vertheilte Steuer erlaubte die Beseitigung aller übrigen direkten Auflagen.

(Schluß folgt.)

Benehmen der französischen Garde in den Julius-tagen. *)

Ehe ich die Erzählung der unter meinen Augen vorgefallenen Begebenheiten anfange, sey es mir erlaubt, einige Betrachtungen über die Denkungsart des größern Theils der Garde-Officiere vorauszuschicken, so wie über den Beweggrund, warum sie den — obgleich verhaßten und verbrecherischen Befehlen — dennoch gehorchten.

Die Gesinnungen der Garde waren für die konstitutionelle Monarchie; ihre Anhänglichkeit an den König war, seit die Männer vom 8 August das Staatsruder führten, geschwächt. Vor dieser Zeit wußte man von politischen Erörterungen in ihren Kreisen Wenig; doch seitdem hatte sich Alles geändert. Mit Begierde wurden die Tagsblätter gelesen, und ihr Inhalt machte ausschließlich den Gegenstand unsrer Unterhaltung aus. Das Verfahren der Regierung wurde kritisirt und, nicht ohne Grund, sehr getadelt. Wenn ich nach der Stimmung des ersten Garderegiments urtheilen soll, hielt sich das ganze Korps nun zur Opposition. Je mehr Eingriffe sich die Regierung gegen die Charte erlaubte, um so entschiedener sprachen sich die Gesinnungen gegen diese Willkür aus; und obgleich man uns täglich mit Entlassung drohte, äußerte doch Jeder unbesorgt seine Denkungsart. Während dieser Stimmung der Gemüther erschienen die Ordonnanzen. Der König, durch die Minister verblendet, betrachtete die Garde als ein Werkzeug, dessen er sich nach seinem Sinn bedienen könne, und beschloß, den schon längst vorbereiteten Staatsstreich auszuführen, weil er, wie er sich dabei ausdrückte, lieber schnell reite, als langsam fa re. Dieses Vertrauen eines Greises auf Truppen, welche er kaum kannte, war die Ursache seines Sturzes: nicht als ob er nicht berechtigt war, zu erwarten, daß die Garde den erlassenen Befehlen Folge leisten würde; wohl aber, weil sie sich bewußt war, daß sie eine ungerechte Sache vertheidigen müsse, während sie die Gesinnungen der ganzen Nation theilte. Ihr Widerstand war kurz. Hätte sie mit Lust gefochten, und genau und scharf gezielt; wahrlich, sie hätte sich länger halten können, und es wäre mehr Blut geflossen. So schlug sie sich zwar, weil die Ehre es gebot, aber mit widerstrebendem Gefühl.

Lemotteux, Hauptmann im ersten Garderegiment, war seit einigen Tagen von den Wahlen wieder eingetroffen, wo er, gegen die Weisung der Minister, für Einen der Zweihundertundeinundzwanzig gestimmt hatte. Wegen dieser Abstimmung wurde er von den Machthabern fortwährend mit Absetzung bedroht. Entrüstet über die Ordonnanzen vom 26. reichte er seine Entlassung ein; aber der Befehl zum Marsch war bereits erlassen. Lemotteux, nur dem Gebot der Ehre folgend, focht den 25 und 28 an der Spitze seiner Kompagnie. Den 29 wurde er während des Gefechtes von seinen Leuten getrennt, und vier Bürger, die ihn angriffen, begehrten seinen Degen. Als braver Soldat wollte er sich nicht entwaffnen lassen — er starb als Opfer einer ungerechten Sache, als Opfer seines Ehrgefühls! Im ähnlichen Fall befanden sich die HH. L* und G*. Obgleich sie ihre Entlassung eingegeben, hielten sie es doch für Pflicht, jetzt noch bei ihrem Regiment auszuharren. Der Erstere, nachdem er am 28 mit gefochten, nahm Abends von seinen Kameraden Abschied, indem er erklärte, daß er nur deßhalb noch geblieben sey, „damit man nicht sage, er habe wie ein Feiger seine Fahnen verlassen; jetzt aber könne er sich nicht länger dem Vorwurf ungerechten Blutvergießens aussetzen.“ Kurz die militärische Ehre allein war unsere Triebfeder; nach den unglücklichen Ordonnanzen konnten wir einer Sache nicht mehr anhänglich seyn, die in unsern Augen ein Verbrechen war.

Ich erhielt am 27 die Nachricht dieser Vorgänge auf dem Lande; sogleich eilte ich nach Paris zurück. Abends sechs Uhr sah ich zahlreiche Gruppen sich auf den Straßen bilden; alle Kaufläden waren geschlossen. Tiefe Stille herrschte überall. Keine Stimme der Verkäufer ertönte mehr, kein Wagen stand mehr auf den öffentlichen Plätzen. Der Handel schien vernichtet, das Volk über die Kühnheit der Minister verdutzt; düstern Unmuth las man auf allen Gesichtern; nur wenige Menschen sprachen leise ihre Gesinnungen aus, fürchtend, durch die besoldeten Spürer behorcht und gefährdet zu werden. Unser Wagen rollte langsam über das Pflaster, und in den Blicken jedes Vorübergehenden glaubten wir die Frage zu lesen: „Wißt Ihr denn nicht, daß sie unsere Freiheiten zerstören und uns verderben wollen?“ Ach! wie sie, blickte ich einer finstern Zukunft bang entgegen; und noch mehr, da ich fühlte, daß die Pflicht mich zwang, für Personen zu handeln, die mein Vaterland zerrissen, und gegen meine Mitbürger zu kämpfen. Das Gefühl der Vaterlandsliebe war nie lebhafter in mir als in diesem Augenblick. Ich verfluchte den Tag, wo ich einem so irre geführten König den Schwur der Treue geleistet hatte; und dennoch trieb mich die Pflicht, der Vorstadt St. Honoré zuzueilen. Schon verbreiteten sich die Truppen auf allen Punkten; die Volkshaufen warfen sich auf das Palais Royal zurück; von Zeit zu Zeit hörte ich einzelne Flintenschüsse — der Bürgerkrieg hatte begonnen. Und welcher Krieg! Eine unermeßliche Bevölkerung gegen eine Handvoll Soldaten! Warum haben Die, welche unsere peinliche und martervolle Lage nicht fühlten, nicht unsere Gesichtszüge während dieses blutigen und ungleichen Kampfes beleuchtet? Sie hätten den Kummer, die Trauer und Verzweiflung gewahrt, die wir Alle fühlten, solch verbrecherischen Befehlen gehorchen zu müssen. Nicht ohne Mühe erreichte ich meine Wohnung, kleidete mich in meine Dienstabzeichen, und ohne mir Zeit zum Essen zu nehmen, eilte ich, den mir am Ministerium des Aeußern übergebenen Posten zu besetzen. Ich fand bereits bedeutende Streitkräfte versammelt. Hr. v. Polignac hatte sich hier unter den Schutz von 500 Mann Garde-Infanterie, einiger Eliten-Kompagnien eines Linienregiments und einer Batterie begeben. So bewacht, blieb er ruhig in seinem Hotel, empfing, wie gewöhnlich, die Verbündeten der Kongregation, erörterte mit ihnen neue politische Streiche, und zweifelte keinen Augenblick an der baldigen Unterdrückung des französischen Volks. Die aufgestellte Macht verhinderte jede Zusammenrottung in unsrer Nähe. Gegen eilf Uhr Abends hörten wir den Ruf wiederholen: „Es lebe die Charte!“; doch bald ward es wieder ruhig. Es war nur das Vorspiel eines furchtbaren Morgens. Die Volksmenge, nachdem sie alle Laternen zerschmettert und die Site auf dem Boulevard des Variétés verbrannt hatte, verlief sich gegen Mitternacht. Eine scheinbare Stille trat ein: und wir wurden gegen ein Uhr Nachts von unsern Posten entlassen. Niedergeschlagen und mit der Ahnung der so schnell folgenden Ereignisse ging ich nach Hause.

Am 28 Morgens um acht Uhr wurden die zur Ablösung bestimmten

*) Spectateur militaire, Octobre 1830.

Abtheilungen für die Tuilerien und deren Umgebung aufgestellt. Auch mich traf die Reihe. Unser Zug durch das Quartier St. Honoré wurde nicht gestört. Nachdem wir im Schloßhof in Schlachtordnung aufmarschirt, rief man die Offiziere, welche Posten zu übernehmen hatten, vor die Fronte. Es wurde uns eröffnet, daß die Stadt in Belagerungszustand gesezt sey. Wir erhielten Befehl, zu laden, und die Volkshaufen in der Straße Richelieu und auf dem Plaz des Palais Royal zu zerstreuen. Das Peloton, welches ich kommandirte, war dreißig Mann stark. Ich schärfte ihnen ein, meinen Befehlen, aber auch nur den meinigen, genau nachzukommen, jeder Beschimpfung ihr Ohr zu verschließen, ruhig und leidenschaftslos zu bleiben, weil nur durch Kaltblütigkeit allein sich noch größeres Unglück verhindern ließe. Wir gelangten durch die Seitenstraße in jene von St. Honoré; ein Peloton Schweizer schloß den Zug. Wir ließen die Steinwürfe aus der Straße Richelieu im Vorbeiziehen ungeahndet, und langten auf dem Plaz des Palais Royal zahlreichen Haufen gegenüber, an. Der Sturmmarsch des Tambours und unsere gefällten Bajonnete genügten, diese Masse zu sprengen. Mittler Weile fielen einige Schüsse aus den Fenstern der Straßen Rohan und Richelieu auf uns. Der Schweizer-Officier, weniger geduldig, ließ sogleich kehren und das Feuer erwiedern. Nur mit Lebensgefahr gelang es dem Hrn. Traversier, der als Adjutant-Major funktionirte, den Schweizern Einhalt zu thun, die zufällig noch keinen Schaden angerichtet hatten. Die Ruhe schien wieder hergestellt, und wir blieben im dem Durchschnittspunkt des Plazes mit den Straßen St. Honoré und Richelieu stehen. Ungefähr um zehn Uhr erhielten wir die Nachricht, daß ein Schweizerposten in der Straße der Arkaden Colbert aufgehoben, und die Mannschaft in einem Haus eingesperrt worden sey. Zwei Pelotons wurden beordert, sie zu befreien, das meinige und jenes der Schweizer. Als französischer Officier übernahm ich das Kommando; wir marschirten in Sektionskolonnen, ohne beunruhigt zu werden. Bei der Arkade Colbert ließ ich halten; keine Blutspur, keine Zertrümmerung zeigte, daß Widerstand geleistet worden. Sie waren der Uebermacht gewichen, und man hatte sie ohne Mißhandlung hinweggeführt. Ein Haufen junger Leute umringte mich; sie erzählten, daß die Nationalgarde sich organisire, daß bereits zwei Linienregimenter ihre Unterwerfung angezeigt hätten, und ich ihnen jezt folgen sollte. „Meine Herren“, antwortete ich, man hat mir diese Soldaten anvertraut, ich darf die erhaltenen Befehle nicht umgehen; doch bin ich weit entfernt, den Beweggrund Ihrer Handlungen zu tadeln — ich werde meine Fahne nicht verlassen. Wie Sie, wünsche ich, daß die Regierung zur Einsicht gelange, und diesen Kampf beendige. Aber Sie werden einsehen, daß ich meinem Eid nicht untreu werden kann.“ Mein Auftrag war erfüllt; ich zog auf meinen Posten zurück. Auf dem Wege begegneten mir einzelne Gruppen. Der Ruf: „Es lebe Frankreich!“ und dann: „Nieder mit den Schweizern!“ ertönte. Ich hatte Mühe, den Officier dieser Nation vom Feuern abzuhalten. So kamen wir ungestört zurück, und bis eilf Uhr war unsrerseits noch kein Schuß geschehen. Nur die Schweizer, wohl wissend, daß es ihr Leben galt, hatten das Feuer erwiedert. Sie waren entschlossen, sich bis auf den lezten Mann zu vertheidigen.

(Fortsezung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

In der Sizung der Akademie der Wissenschaften zu Paris, am 25 Oktober, verlas Hr. Duvernoy eine Denkschrift über den Unterschied im anatomischen Baue der giftigen und nicht giftigen Schlangen. Er erinnerte zunächst an einige frühere Schriftsteller über denselben Gegenstand, namentlich an Charras's und Fontana's Beobachtungen über die Viper. Charras kostete zuerst das Gift der Viper und zeigte, wie später auch Fontana that, daß dieses Gift durch bloße Berührung mit irgend einem fleischigen Theile des Körpers keineswegs tödtlich ist. Die kleine Drüse, welche das Gift der Viper absondert, war von ihm noch nicht entdeckt worden; er glaubte vielmehr, daß diese Funktion von der Thränendrüse ausgehe. Diese Giftdrüse befindet sich jedoch in der Nasenhöhle; und vermittelst eines Kanälchens, das in den hintern Theil der beiden an den oberen Kinnladen stehenden Häkchen führt, ergießt sich das Gift, sobald das Thier die Kinnbackenmuskeln zusammenzieht. Eine ähnliche Organisation findet sich bei den Klapperschlangen; sie sind gleichfalls mit solchen Häkchen versehen, die mit der zur Absonderung des Gifts bestimmten Drüse in Verbindung [...] Hr. Duvernoy hat nunmehr bewiesen, daß nicht bloß Schlangen mit [...]chen im Vordertheile des Mundes giftig sind, sondern daß es auch [...] giebt, welche dieselben hinten in der Nähe der Backenzähne haben. [...]vernay betrachtet indessen diese lezteren für weniger gefährlich, [...] Häkchen mit dem Gebiß in nicht so naher Verbindung stehen. [...] nicht alle Schlangen dieser lezteren Gattung giftig, indem es [...]deren giebt, welche mit keinen Giftdrüsen versehen sind. Duvernoy [...] untersuchen wollte, wie weit das Gift von den in Weingeist [...]wahrten Schlangen gefährlich sey, inokulirte dasselbe einem [...] was jedoch durchaus keine schlimmen Symptome für dieses Thierchen [...] Es scheint sonach, daß die tödtliche Wirkung des Giftes zugleich [...] Lebensthätigkeit der Schlange bedingt ist.

Briefe aus der Kolonie am Schwanenfluß vom 5 Mai lauten [...]stig. Zwanzig Meilen vom Naturalistenkap hatte man einen neuen [...] entdeckt. An der Mündung desselben liegt eine Insel, welche den [...] Schuz darbietet, und das Wasser hat über der Bar zwölf Fuß Tiefe, [...] daß ein Schiff von hundert und zwanzig Tonnen einlaufen kann. [...] Boden in der Nachbarschaft soll gut seyn, und am 29 April segelte [...] Gouverneur ab, um diese neue Entdeckung in Augenschein zu nehmen. Die Stadt Freemantle war in raschem Zunehmen begriffen, und [...]standen gegen fünfzig stattliche Häuser und an noch mehreren wurde ge[...] Das Klima lobte man im Ganzen als gesund, und Wer fleißig seyn [...] konnte auf einen endlichen Erfolg mit Bestimmtheit rechnen. Aus [...] und Hobart Town langten häufige Zufuhren*) an; Geld und Arbeiter [...]nen allein gesucht. Der bemittelte Theil der Ansiedler hatte seine [...]lichen Einrichtungen vollendet. Hr. Henty, der reiche und ausgezeich[...]nete Schafzüchter, war mit seiner ausgedehnten Niederlassung so zufrieden, daß er seine Familie und den Rest seines Vermögens aus England nachkommen ließ; derselbe Fall war es mit Hrn. Curtie, einem andern begüterten Kolonisten und Mitglied des Raths der Drey, und vielen Andern. Hr. Thomas Peel mit seinem zahlreichen Gefolge von dreihundert Dienern hatte seine Arbeiten in Clarence oder Peel Town begonnen; sein Gut liegt an einem schönen sichern Hafen und erstreckt sich ungefähr fünf und zwanzig Meilen südlich vom Schwanenfluß. Auch mit Obrist Latour's Niederlassung, obwohl er selbst noch nicht angekommen war, ging es gut. Indeß scheint man noch nicht darüber einig zu seyn, wo die Hauptstadt der künftigen Kolonie erbaut werden soll, da man immer hofft, weiter landeinwärts möchte sich noch besserer Boden finden. Von der Küste hat man, wie sich nun doch nicht mehr leugnen läßt, des Guten zu Viel gesagt. Daher man sich nicht wundern darf, wenn Viele, welche sich am Schwanenfluß [...] Eldorado träumten, die Kolonie mißmuthig wieder verlassen, [...] dort im Schweiße des Angesichts sein Brod verdienen muß; doch [...] Zahl Derer, die nach und nach an's Land gestiegen sind, zum Theil [...] noch unter Zelten herbergen, sich auf 2500 bis 3000 belaufen. [...]geborenen sind ein Menschenschlag von mittlerer Größe, von dunkler [...]farbe mit langem Haar, und führen Speer und Keule. Sie [...] häufig und beginnen zwar gegen die Männer keine Feindseligkeiten, [...]ten aber doch schon ein Soldatenweib und ein zehnjähriges Mädchen.

Aus Neuseeland hat man Nachrichten vom Frühjahre, [...] sehr kriegerisch herging. Die Fehde wurde durch das [...] eines Wallfischjägers veranlaßt, dem es Anfangs galt; nachher [...] die Eingebornen aber einander selbst in die Haare. Nachdem [...] ein Treffen vorgefallen war, worin gegen siebenzig Mann [...] verwundet wurden, drohte ein allgemeiner Krieg auszubrechen, [...] hochwürdigen Missionären, HH. Williams und Marsden, [...] Versöhnung zu bewerkstelligen. Am 18 März ward der [...] schlossen. Dieser Umstand muß nothwendig dazu beitragen, [...] der Missionäre noch mehr auszubreiten.

---

*) Nach den Colonial Times vom 25 März, einem Blatt, welches [...]mensland herauskommt, kostete die Gallone Rum 9 Schill. [...] der Schenklicenz zu 5 Schill. keine Abgabe davon zahlt), Zucker [...] 9 Den.; Mehl 6 bis 7 Den., Fleisch von der geringsten [...] bis 1 Schill. 3 Den. Dieß wäre freilich mitunter ziemlich [...]

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 353. 19 Dezember 1830.

Denkwürdigkeiten von Johann Kilinski, Schuhmacher in Warschau,

Oberhaupt der Insurrektion in dieser Stadt i. J. 1794, Obrist des polnischen Heers und Mitglied des obersten Regentschaftsraths.

Die neuesten Ereignisse in Polen, die Erhebung der Nation, die allgemeine Theilnahme, die ihr unseliges Schicksal im Mitgefühl aller gebildeten Völker gefunden hat, so wie endlich das Bedürfniß, zum besseren Verständniß der jetzigen Begebenheiten die Gegenwart mit einer nicht lange entschwundenen Vergangenheit zu verknüpfen, welche noch immer mit so frischen Farben im Andenken des polnischen Volkes lebt — dieß Alles fordert uns auf, unsere Leser mit vorstehendem Werke genauer bekannt zu machen, das erst vor wenigen Monaten in polnischer Sprache erschienen ist und also auch durch die Zeit seiner Bekanntwerdung eine besondere Bedeutung in Anspruch nimmt. In unseren Tagen, wo die Völker selbstthätig auf der Weltbühne auftreten, wo eine furchtbare Nemesis richtend durch alle Länder schreitet, ist es nicht nur wichtig, die Begebenheiten selbst genau kennen zu lernen, sondern auch die Art und Weise, wie sie von der Stimmung der Völker aufgenommen, von der öffentlichen Meinung beurtheilt werden. Was Polen betrifft, so kommen hier vor Allem die Ansichten und Gefühle der französischen Nation zur Sprache, weil hievon zum Theil die Rolle abhängt, die Frankreich in der neuen Verwickelung des großen Völkerdrama's zu übernehmen geneigt seyn dürfte; der französischen Nation, wo ähnliches Wollen und ähnliches Streben mit allen Interessen der kalt berechnenden Politik zusammentreffen, um sie nicht kalte Zuschauerin bleiben zu lassen; der französischen Nation endlich, die sich nicht verbergen kann, daß sie in den Herzen des polnischen Volkes getäuschte Hoffnungen erweckt hatte, die sich als Schuldnerin desselben bekennen muß. Aus diesen Gründen schien es uns zweckmäßig, auch die einleitenden Bemerkungen der Gazette literaire, der wir Nachstehendes entlehnen, unsern Lesern nicht vorzuenthalten, und Dieß um so mehr, da wir uns sehr täuschen müßten, wenn nicht in den hier entwickelten Ansichten zugleich die Meinung der großen Mehrheit der französischen Nation ausgesprochen seyn sollte. —

Gegen Ende des verflossenen Jahrhunderts sahen wir an den beiden entgegengesetzten Enden Europa's, in Frankreich und in Polen, den Ausbruch zweier großen Revolutionen, ohne daß die beiden Nationen, die auf verschiedenen Wegen dasselbe Ziel verfolgten, nur Zeit gehabt hätten, für die Vollendung ihrer politischen Wiedergeburt sich Beistand zu leisten. Stets schritten indessen die Polen in der Zeitordnung ihrer wichtigsten, öffentlichen Handlungen Frankreich voran. So sehen wir den konstituirenden Reichstag zu Warschau im Jahre 1788 versammelt, während die konstituirende Versammlung in Frankreich erst in das Jahr 1789 fällt. Das Gesetz, welches in Polen die Rechtsgleichheit der Bürgerschaft und des Adels ausspricht, datirt vom 18 April 1791, und die Verfassung vom 3 Mai desselben Jahrs, wovon es einen Bestandtheil bildet, geht also der ersten französischen Verfassung um einige Monate vor. In Frankreich wie in Polen war die Revolution, statt von irgend Jemanden im Voraus berechnet und angelegt zu werden, nur die natürliche Folge einer Ordnung der Dinge, die nicht länger bestehen konnte und einen völligen Umsturz herbeiführen mußte. In beiden Ländern galt es Freiheit und Unabhängigkeit, aber die Natur unterstützte das eine und erklärte sich gegen das andere: die geographische Lage Frankreichs trug nicht weniger zu seinen Triumphen bei, als die von Polen zu Polens Unglück. Frankreich hatte die Welt mit seinem Ruhm erfüllt und aller Welt ein Aergerniß gegeben; Polen blieb ungekannt und wurde von der Geschichte fast vergessen. Dennoch tragen die wichtigsten Thatsachen, die seit Ende des verflossenen Jahrhunderts vor unsern Augen zur Erfüllung reiften, den doppelten Charakter ihres Ursprungs, indem sie so gut Frankreich als Polen angehören. Der heilige Bund, dieses eigentlichste Ideal des Despotismus *), verdankt Frankreich seinen Ursprung; aber ohne die Theilung Polens, ohne die Vernichtung der Freiheit des polnischen Volkes, hätte er seinen unseligen Einfluß nicht bis jenseits der Alpen und Pyrenäen erstrecken können.

Dieses seltsame Schicksal einer Nation, die während der fünfzehn Jahrhunderte ihres Daseyns in Mitte des verknechteten Europa weder erobernd war, noch unterjocht worden ist, und die

*) Wir mußten diese grelle Bezeichnung treu wiedergeben, theils um die gegenwärtig in Frankreich herrschenden Ansichten, theils auch um den auffallenden Gegensatz zwischen dieser Gazette literaire und ihren deutschen Mitschwestern hervorzuheben, welche letztere stets sich beschieden, in so hochwichtigen Angelegenheiten keine Meinung zu haben.

bis auf unsere Tage das Andenken an die Freiheit der slavischen Republiken treu bewahrt hat; dieses seltsame Schicksal hängt vielleicht gegenwärtig von dem Loos der anderen Nationen ab, vielleicht aber knüpft sich auch das Schicksal dieser andern Nationen an die Unabhängigkeit Polens. Die Zeit wird diesen Zweifel lösen; sie wird uns lehren, ob ein unabhängiges Polen bestehen kann, ohne jene Staaten ohne Nation, die es zerstückelt haben, mit dem Vernichtungsstreiche zu treffen, und ohne hierdurch die materielle Gewalt des europäischen Despotismus zu brechen, der auf die Macht jener Staaten sich gründet; oder ob im Gegentheil seine Unabhängigkeit nur von passiver Bedeutung und ohne Einfluß auf die der anderen Völker ist, welche gegenwärtig ihre Rechte wiederfordern.

Dieß Alles wurde seither von den politischen Schriftstellern verkannt, die vielmehr ihrerseits hauptsächlich dazu beitrugen, durch ihre groben Irrthümer über Polen die Geschichte unserer Zeit in Dunkel zu hüllen. Ohne nur die Zeitfolge der Ereignisse vor Augen zu behalten, stellte man sich die polnische Revolution als durchaus unselbstständig vor, oder, um uns des Ausdrucks eines berühmten Schriftstellers zu bedienen, als eine blasse Kopie der französischen Umwälzung; und brachte tausend geschichtliche Lügen in Umlauf, um die Wahrheit dieser durchaus thörichten Ansicht zu beweisen. Der Unterschied ist indessen allzuauffallend für Jeden, der offenen Auges ist. In Frankreich wurde der Adel gewaltsam niedergebeugt, der katholische Klerus herabgedrückt, die königliche Gewalt beschränkt; in Polen stellte sich der Adel selbst den Bürgern gleich, die Geistlichkeit zeichnete nur durch ihre Vaterlandsliebe sich aus, das Königthum wurde aus seiner völligen Ohnmacht in die Höhe gerichtet. In Frankreich waren Adel und Geistlichkeit die Feinde ihres Vaterlands, in Polen waren sie dessen eigentliche Stütze. Ludwig XVI, der sich als Erbe der Rechte benahm, die seine Vorfahren über das Volk sich angemaßt hatten, starb unter der Guillotine; Stanislaus August, der erwählte König, von seinem Volke mit Wohlthaten überhäuft, hat dieses Volk verrathen, hat die Theilung, die Vernichtung Polens unterzeichnet, und durfte seine Verbrechen überleben. „Die polnische Revolution war also," wie ein junger und scharfsinniger Schriftsteller sich ausdrückt, *) „eine jener friedlichen Umwälzungen, welche den Haß ersticken und die Parteien entwaffnen. Man kennt die Ursachen von Polens Untergang. Der Verrath des Königs und einiger unwürdigen Bürger, die Ränke und Waffen Rußlands und Preußens, unterstützt von der dumpfen Gleichgültigkeit Europas, Dieß ist es, was die hochherzigen Anstrengungen vernichtet, was den heldenmüthigsten Widerstand gebrochen, was die Trümmer der polnischen Nation über alle Länder zerstreut hat."

Wir heben diese Thatsachen hervor, weil man sie täglich entstellte und weil durch diese Entstellung die neueste Geschichte des mittleren und östlichen Europa völlig verfälscht worden ist; weil man vergaß, daß die Sache der Freiheit einem Lande nicht fremd ist, welches die Freiheit nur als Folge seiner Unabhängigkeit erwartet.

*) Ueber die Ursachen des Verfalls Polens. Von Alphonse d'Herbelot. Paris 1829.

(Fortsetzung folgt.)

Briefe über Indien.

Zwölfter Brief.

Sattâra.

Lieber Georg!

Ich wundere mich nicht, daß Du über die Schwierigkeiten klagst, auf welche Du bei den Verhandlungen des Puntschayut oder des Geschwornengerichts bei jedem Schritt stoßest. Es ist Dieß eine Klage, welche selbst von Denen geführt wird, die sonst mit diesem Verfahren ganz einverstanden sind. Ich selbst habe nicht nur über das Puntschayut viel nachgedacht, sondern mich auch mit manchem wohlunterrichteten Indier darüber besprochen und mir den Schluß gezogen, daß sonst von hundert Civilfällen neun und neunzig auf diesem Weg entschieden wurden. Hält man mir entgegen, daß es um die Rechtspflege unter hindu'schen Regierungen überhaupt schlecht genug steht, so kann ich nur wieder dagegen bemerken, daß ein großer Theil der indischen Bevölkerung selbst in Entbehrung aller Justiz sich wohl eben so gut oder noch besser befindet, als in den der britischen Regierung unterworfenen Landschaften, wiewohl ich keck behaupte, daß unsere öffentlichen Beamten Alles thun, um ihren Unterthanen den Genuß *einer milden* und gerechten Gesetzgebung zu sichern. Aber *gerade diese* Aengstlichkeit, kein Recht beeinträchtigen zu *lassen*, mag zum Theil an dem schlechten Erfolg ihrer Bemühungen schuld seyn. Denn daher kommt die weitläufige kostspielige Rechtspflege, die wir eingeführt haben. Geneigt, den Eingebornen zu mißtrauen, und ihnen so wenig als möglich Autorität einzuräumen, schneiden wir dem Puntschayut jeden erklecklichen Wirkungskreis ab, und unsere besten Gouverneure scheinen es sich zur Maxime gemacht zu haben, jeden Prozeßkrämer anzuhören, und selbst augenscheinliche Querulanten nie zu bestrafen. Wie kann man erwarten, daß eine Partey sich bei dem Spruch des Puntschayut beruhige, wenn die Mitglieder desselben vor einen europäischen Richter geladen werden können, um ihr Erkenntniß zu verantworten? Ich weiß, daß viele unserer Landsleute das Puntschayut als ein bloßes Schiedsgericht betrachten, zu dessen Entscheidung die beiden Parteien, die sich über den Gegenstand eines Besitzes streiten, freiwillig ihre Zuflucht nehmen; allein damit stimmt das Faktum nicht überein, daß dasselbe unter den inländischen Verwaltungen allen Zwecken förmlicher Gerichtshöfe entspricht. Ich muß bemerken, daß es zwei Arten giebt, wie Streitigkeiten geschlichtet werden. Ist die Sache so, daß die Behörde sie nicht unmittelbar ausmachen kann, so räth sie den Parteien, ihre Nachbarn zusammen zu rufen, und sie um ihr Gutachten zu ersuchen. Dabei sind aber gewisse Formen zu beobachten, denen jene sich so wenig entziehen können, als wenn sie vor einem von der Regierung bestellten Gericht stünden. Trägt jedoch einer von den Betheiligten auf ein Puntschayut an, das aus Männern zusammengesetzt seyn soll, mit denen sie selbst in keiner Verbindung sind, so wählt der Präsident des Ge-

richts eine Anzahl solcher Personen, welche dann zu einer Jury zusammentreten.

Ehe ich mich über das Verfahren des Puntschayut weiter verbreite, muß ich Dich auf die Aehnlichkeit zwischen der hindu'schen und der in unserm eigenen Vaterland ursprünglich eingeführten Gerichtsverfassung aufmerksam machen. Die erste Instanz bildete das kleine Gericht, mit dem Setty (dem Cotwal der Mohammedaner) d. h. dem Markt- und Polizeibeamten an der Spitze. Vor sein Forum gehörten alle Fälle, die während der Marktzeit vorkamen und von ihm auf der Stelle entschieden wurden. Dieses Gericht erinnert an unser Pie-poudre-Gericht. Eine zweite Art von Gericht hielt der Potail oder Ortsvorsteher jeden Abend unter dem großen Baum, der gewöhnlich vor jedem Thor gepflanzt war; hier wurden alle Händel zwischen Mitgliedern der Gemeinde geschlichtet. Angelegenheiten, die Jemand aus einem andern Ort betrafen, lagen außer den Befugnissen dieses Gerichts. In einem solchen Fall kam der Prozeß vor einen Desmuk, d. h. den Obern einer ganzen Abtheilung von Ortschaften. Bei allen diesen Gerichten ward entweder summarisch durch den Vorstand, nach mündlicher Beweisvernehmung, oder durch ein Puntschayut das Urtheil gefällt; ob die Parteien die Mitglieder zu dieser Jury wählten, oder jene Behörde es that, galt für gleichviel. Von diesen Erkenntnissen konnte man an den Durbar appelliren, den Gerichtshof, bei dem der Landesherr entweder in Person oder durch einen Stellvertreter präsidirte; wie bei unserem Tribunal in Westminster-Hall geschah.

Ich will Dir nun angeben, welche Formen zu einem gültigen Puntschayut erforderlich sind. Diese Gerichtsart scheint, wie sie die einfachste ist, so auch die älteste zu seyn. Man kann sie als gleichzeitig mit jeder bürgerlichen Verfassung ansehen. Nach dem römischen Recht ernannte der Prätor, mit Zustimmung der beiden Parteien, die Jury; das Letztere war vermuthlich ein wesentlicher Punkt in allen alten Staaten und ist es auch in Indien. *) Der Kläger muß sodann, wenn er seine Sache anhängig gemacht, eine Bürgschaft (prutti bhu) auftreiben, welche dem Gericht die Sporteln sichert, oder woran es sich hält, wenn die Klage als unbegründet erfunden und er folglich zu einer Strafe verurtheilt wird. Dem Beklagten wird nun eine Frist anberaumt, innerhalb welcher er die Forderung seines Gegners zu befriedigen oder vor Gericht Rede zu stehen hat. Ist diese Frist abgelaufen, so muß der Beklagte gleichfalls Bürgschaft leisten, oder den Betrag der Forderung hinterlegen, widrigenfalls er ausgepfändet wird. Erscheint an dem bestimmten Tag eine von beiden Parteien nicht, so könnte von Rechtswegen gegen sie in contumaciam erkannt werden; allein die Hindu's nehmen es so genau nicht, und schreiten selten schon in der ersten Instanz zu dieser Strenge. Ehe das Puntschayut sein Amt beginnt, läßt es sich von den Parteien eine Urkunde (rasi-nama) ausstellen, worin sie versprechen, sich dem Urtheil zu unterwerfen. Alle Verhandlungen geschehen schriftlich und zwar so, daß die Fragenden und Antwortenden Alles selbst schreiben, wenn anders sie schreiben können, wo nicht, unter jede Aussage wenigstens ihr Zeichen setzen. Im Verlauf der Verhandlung rücken die Parteien manchmal die Streitfrage auf einen bestimmten Punkt, von dessen Beweis sie die Entscheidung abhängig machen, was Purony heißt; derjenige Theil, welcher darauf anträgt, erklärt Dieß schriftlich; kann er seinen Beweis nicht führen, so verliert er. Nach beendigtem Prozeß wird abermals von jeder der Parteien eine Urkunde (wurtunuk) verlangt, worin sie sich verpflichten, dem Urtheil in seiner ganzen Ausdehnung nachzukommen und zur Sicherheit müssen sie Bürgschaft beibringen. Endlich haben die Parteien das Puntschayut und die Zeugen zu belohnen, wozu sie die Regierung, wenn es nöthig ist, zwingt; da jedoch diese Personen von einem Stand mit den Parteien sind, also die letztern selbst in den gleichen Fall kommen können, so wird meist ohne Widerrede bezahlt. Die Appellation ist durch die beträchtlichen Bürgschaften, welche aus den oben berührten Gründen hinterlegt werden müssen, bei den hindu'schen Gerichten sehr erschwert.

Daß bei diesen Formen, wie sie unter allen hindu'schen Regierungen bestanden, die Gerichte sich zuweilen als Werkzeuge von Erpressung mißbrauchen lassen mochten, ist nicht sowohl ein Gebrechen des Systems als der Art seiner Ausführung. In Wahrheit aber darf ich versichern, daß es keine schlichtere, wohlfeilere und kräftigere Rechtspflege giebt, die namentlich einem Volk, welches die gesellschaftliche Stufenleiter des indischen einnimmt, nicht angemessener seyn könnte.

*) Wie in Rom und England ist auch in Indien das Geständniß des Verbrechers nothwendig, ehe er hingerichtet werden kann.

Benehmen der französischen Garde in den Julinstagen.

(Fortsetzung.)

Mittags zog das Korps des General Quinsonnas an uns vorüber; seine Bestimmung war, gegen den Marktplatz des Innocents und den Greveplatz vorzudringen. Es bestand aus Abtheilungen des dritten Garderegiments, einer Batterie und einigen Eliten-Gendarmen und Lanciers. Wenige Augenblicke später verkündete uns ein wohlgenährtes Rottenfeuer und der Donner des Geschützes, daß ein heftiges Gefecht begonnen hatte. Entrüstung, ich gestehe es, ergriff mich, die Zukunft entschleierte sich vor meinen Augen, und mir ward auf Einmal klar, daß die Bourbons für immer verloren waren. Der starke Widerstand erzeugte den hartnäckigsten Kampf. Nach dreistündigem Gefecht, während eine augenblickliche Stille eintrat, befahl der Herzog von Ragusa, in Besorgniß über den Ausgang, einige Pelotons durch die Straße St. Honoré den Linientruppen entgegen zu senden, um sich zu überzeugen, ob der Rückzug des Generals Quinsonnas nicht gefährdet sey. Ich war bei dieser Abtheilung; ich verkannte das Schwierige und Gefährliche dieser Mission nicht. Unsere Soldaten bedurften keiner Aufmunterung. Diese braven Leute sahen den gewissen Tod vor Augen; doch hörte man keine Klage; Keiner verließ die Glieder; ruhig, wie zur Parade, gingen sie ihrem Schicksal entgegen. Aus allen Fenstern der Straße St. Honoré und aus den Nebengassen begrüßte uns ein Kugelregen; doch, war es Eile oder Mangel an Schießübung, wir hatten bis zur Straße Du Coq nur zwei Verwundete. Hier waren wir durch Massen von Pflastersteinen, regellos aufgethürmt, in unserm Vorrücken gehemmt. Während wir dieses Hinderniß schnell hinwegräumten, ward ich an der Schulter, ein Voltigeur neben mir tödtlich verwundet. Diese Wuth der Pariser, anstatt, unserer Aufforderung gemäß, sich von den Fenstern zu entfernen, uns niederzuschießen, bewog mich, mein Peloton auf zwei Glieder zu reihen, mit dem Befehl, zu beiden Seiten der Straße die gegenüberliegenden Fenster im Auge zu halten. So erneuerten wir das Begehren, die Fenster zu verlassen, erwiederten aber jeden Schuß. Im Laufschritt durcheilten wir die nächsten Straßen bis zu der Straße de l'Arbre sec. Hier

aber wurden die Hindernisse so zahlreich, das Feuern so heftig, daß wir bald viele gefechtsunfähige Leute hatten. Wir waren gezwungen, zu weichen; geordnet traten wir den Rückzug an; Holz und Steine wurden von unsichtbaren Händen uns nachgeschleudert. Keiner unserer Verwundeten blieb zurück. Welches Schauspiel bot uns die noch vor Kurzem so lebendige Straße St. Honoré dar! Tiefe Stille herrschte; nur manchmal durch einzelne Schüsse unterbrochen, bald da, bald dort aufgehäufte Barrikaden, zerstreut liegende Leichname, doch kein menschliches Wesen außer uns. Alle Läden waren geschlossen, und ihre Inhaber sandten von den obern Stockwerken ihrer Häuser den Tod in unsere Glieder, die, Franzosen wie sie, kalt und ruhig durch die Gefahr schritten, und in sich selbst den Eid verwünschten, der sie zwang, gegen ihre Brüder und Freunde zu fechten.

Der Hauptmann B*** meldete dem Marschall den Ausgang unserer Sendung, ohne den erlittenen Verlust zu verhehlen. Mit einer unbegreiflichen Hartnäckigkeit ertheilte der Marschall zwei andern Pelotons den Befehl, dem General Quinsonnas entgegen zu gehen. Diese beiden Züge kamen, nach großem Verlust, um sechs Uhr Abends zurück. Wir waren Alle von Anstrengungen erschöpft, seit Tagesanbruch nüchtern, und stets durch das versteckte Feuer aus den nächsten Häusern der Place Royal in Spannung gehalten. Es gesellte sich zur Unkenntniß der nöthigen Maßregeln, um diesen ungerechten Staatsstreich auszuführen, noch die größte Fahrlässigkeit, da man die Truppen ohne Lebensmittel ließ. Die Stadt war in Belagerungsstand erklärt, der Marschall mit voller Gewalt bekleidet; er hätte also auch nach seinem eigenen Ermessen, und nicht nach den Rathschlägen des Hrn. v. Polignac handeln sollen, der bis zum letzten Moment den besten Erfolg erwartete. Hätte dieser Minister den Muth gehabt, das Gemetzel in der Nähe zu sehen, vielleicht hätte ihm Dieß die Augen geöffnet.

Das sechste Regiment löste uns auf dem Posten an der Straße St. Honoré ab, wir besetzten die beiden Höfe des Palais Royal, schlossen die Gitter, und lagerten Nachts mit allen militärischen Vorsichtsregeln.

Am Morgen, den 29, um acht Uhr entspann sich das Gefecht von Neuem. Das Volk hatte während der Nacht Barrikaden in der Art errichtet, daß alle Zugänge zu unserer Aufstellung der Länge nach bestrichen werden konnten. Wir versperrten durch starke Bohlen die Oeffnungen der Gitter, um dem Feuer weniger ausgesetzt zu seyn. Die Zahl der Angreifer vermehrte sich jetzt stündlich, und das Palais Royal wurde einer ihrer Hauptangriffspunkte.*) Unser Obrist befahl mir, den Marschall davon in Kenntniß zu setzen, und zugleich, da Mangel an Munition bereits fühlbar wurde, Patronen mitzubringen. Mit 25 Mann gewann ich, unter dem Feuer des Platzes und der Straßen de Chartres und des Carousséls, ohne Verlust die Tuilerien. Erst gegen zehn Uhr wurde ich bei dem Marschall eingeführt; er war mit mehreren andern Officieren bei Tische. „Was wollen Sie?“ sagte er mir. „„Wir bedürfen Munition, Hr. Marschall, und mein Obrist bittet um weitere Befehle.““ „Er vertheidige sich bis auf das Aeußerste.“ Ich erhielt sonst keine Antwort, und so kehrte ich ohne Patronen zurück, innerlich erbittert über die rauhe Behandlung und über den Abstand, daß der Marschall tafelte, während die Truppen ohne Nahrung waren. Ich verbarg meinen Kameraden diese Entrüstung nicht, und konnte wohl bemerken, daß sie meine Gesinnungen in dieser Lage ganz theilten. „Wo sind denn“, sagten wir uns, „diese Menschen, welche solche Befehle erlassen? Wo bleiben denn alle diese Hofmänner, diese ergebenen Royalisten, diese Helden der Gewalt, wo keine Gefahr ist? Keiner kommt, die Sache seines Königs hier zu vertheidigen; alle verbergen sich, gleichgültig gegen die Hingebung einiger Regimenter.“

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Nach dem vom Könige von Frankreich genehmigten Antrage des Ministers des Innern werden nachfolgende Verschönerungen im Sitzungssaale der Abgeordneten angebracht: 1) Zwei Bildsäulen von achthalb Fuß Höhe, innerhalb der großen Nischen, welche die Hinterwand in drei gleiche Theile absondern. 2) Vier Bildsäulen von sechsthalb Fuß Höhe auf dem Gesims der Nischen und in gerader Linie mit den zur Seite stehenden Säulen. 3) Ein großes Basrelief — die Wissenschaften und Künste, den Ackerbau und Gewerbfleiß unter dem schützenden Einfluß Frankreichs — unterhalb des Gemäldes, welches die königliche Sitzung vom 9 August darstellt. Die beiden ersten Bildsäulen versinnlichen allegorisch die Grundideen unsers neuen gesellschaftlichen Vertrags — Freiheit und öffentliche Ordnung. Unter der Bildsäule der Freiheit sieht man in halberhabener Arbeit die Ankunft des Herzogs von Orleans auf der Municipalität, wodurch das Andenken an den Bund der neuen Dynastie mit der Sache der Freiheit verewigt werden soll. Von den vier kleinern Statuen beziehen sich zwei — die Sinnbilder der Kraft und Gerechtigkeit — auf die Bildsäule der Freiheit; die beiden andern — der Friede und das öffentliche Wohl — auf die der öffentlichen Ordnung.

•

Nach dem Giornale officiale di Palermo vom April d. J. besuchte Hr. Bernardi eine Grotte am Fuße des Monte Griffon, gerade am Ende des kleinen Postens, welcher die Quellen von Mare dolce, unsern Palermo, beherrscht. Hier fand er folgende Depositen: 1) Knochen, vermischt mit kalkigen Steinen und Thon; 2) Knochen, in Fels und kalkigen Tuffstein verwachsen; 3) Knochen in Fels und verhärtetem Thon; 4) Knochen mit Stücken von Fels und Quarz, mittelst eines kalkigen Cements verkittet. Die Wände der Grotte oberhalb den Depositen waren rauh und von einer Art Modiola durchbrochen, während sie unten wie polirt aussahen. Die Ueberbleibsel rühren augenscheinlich aus mancherlei Perioden her, und gehören, außer denen der menschlichen Species, Flußpferden von verschiedener Größe, Mammuthen und anderen Säugethieren an.

In Cincinnati ist kürzlich eine Dampfkutsche gebaut worden, welche in ihrer Art Alles übertrifft. Die Maschine, ohne den Dampfkessel, ist so kompendiös, daß, wenn die Stücke zerlegt würden, das Ganze in einer Kiste Platz hätte, die bloß zwei Fuß lang, einen Fuß breit und einen Fuß tief zu seyn brauchte, und doch hat sie eine solche Kraft, daß sie eine Erhebung von fünf und vierzig Fuß in der Meile überwindet, fast ohne daß ihrer Geschwindigkeit dadurch Eintrag geschieht. Auf einer kreisförmigen Bahn legte der Wagen vierzehn bis sechzehn Meilen in der Stunde zurück, und dieselbe Kraft würde dieselbe Last auf einer geraden Bahn, wo weniger Reibung Statt findet, zwanzig und mehr Meilen fortbringen. Die Bauart des Dampfkessels ist ganz neu; zudem braucht derselbe so wenig Feuerung, daß man mit einem Viertelsklafter Holz von neun Uhr Morgens bis neun Uhr Abends fahren kann. Schade, daß der vorstehende aus amerikanischen Blättern entnommene Bericht keine genaueren Daten angiebt, um die cincinnatische Dampfkutsche mit den dreien zu vergleichen, welche um den von den Direktoren der liverpooler Eisenbahn ausgesetzten Preis von 500 Pf. St. konkurrirten. Die Rocket von Hrn. Stephenson erhielt bekanntlich diesen Preis. Aber die Novelty, von den HH. Braithwaite und Ericson, fast noch merkwürdiger als die Rocket wog ganz aufgerüstet nur 3 Tonnen 1090 Pf., die Rocket dagegen 3 Tonnen 1600 Pf. und die Sanspareille sogar 6 Tonnen 100 Pf. Die Sanspareille hatte in Bezug auf die Wohlfeilheit den Vorzug: sie verzehrte auf die Meile für 2 Pence; die Rocket 3 Pence; die Novelty für einen Liard Feuerung. Die Geschwindigkeitsverhältnisse dieser Maschinen waren folgende:

Die Sanspareille	$12\frac{1}{2}$	M. in der Stunde, mit einem Wagen u.	21 Pass.
Die Rocket	—	— — — —	21 —
Die Novelty	$20\frac{3}{4}$	— — — —	32 —

•

Bei Gelegenheit der letzten Mondsfinsterniß wurde der Beweis hergestellt, daß sich in unserer Zeitrechnung ein Fehler von etwa drei Jahren findet. Genau genommen, müßten wir, statt 1830, 1833 schreiben, denn Josephus berichtet, daß kurze Zeit vor Herodes Tode, während dessen Regierung Christus geboren wurde, in der Nacht vom 12 auf den 13 März eine Mondsfinsterniß Statt hatte; und es ist astronomisch nachgewiesen, daß diese Finsterniß in das vierte Jahr vor der christlichen Zeitrechnung fällt.

*) Am 29 war es nicht mehr möglich, in den Straßen vorzudringen; die Barrikaden waren in solcher Anzahl und so gediegen aufgebaut, daß jede einzelne eine Belagerung erfordert hätte. Umgestürzte, belastete Wagen, oder mit Steinen gefüllte Fässer, zwischen welchen kleine Schußscharten, waren ihre vorzügliche Einrichtung.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 354. 20 Dezember 1830.

Entdeckungen auf der Ostküste von Grönland. *)

Seit Jahrhunderten haben die Könige von Dänemark von Zeit zu Zeit Expeditionen ausgerüstet, um die Wiederauffindung desjenigen Theils von Grönland zu bewerkstelligen, auf welchem sich einst eine isländische Kolonie niedergelassen hatte, von der aber gegen das Ende des XIV Jahrhunderts alle Spuren verloren gingen. Die mit dieser Sendung beauftragten Personen waren unter Friedrich II Magnus Heinesen, unter Christian IV Jens Munk, Godske Lindenau und Carsten Richardsen, unter Friedrich III David Danell, unter Friedrich V Peter Olsen Walloe und unter Christian VII Lowenorn, Egede und Rothe.

Allein alle diese Versuche blieben ohne Erfolg, wenigstens was die Entdeckung des östlich vom Cap Farewell gelegenen Grönlands betrifft; von allen Genannten war Walloe der Einzige, welcher landete, als er im J. 1752, längs der Küste hinsegelnd, Kangek, unter 60° 35′ Br., erreichte; die anderen Expeditionen vermochten sich dem Strand nie über vier Lieues zu nähern. In dieser Entfernung entdeckte Kapitän Danell am 3 Juni 1652 unter 64° 50′ zwei Eilande, denen er den Namen Hoidsoien und Mastelost Slip gab, und am 6 desselben Monats noch fünf andere weiter nördlich.

Unter der Regierung Friedrichs VI, auf welche die Wissenschaften, die sie in allen ihren Zweigen zur Blüte bringt, einen so schönen Glanz werfen, konnte die Nachforschung nach diesem verschollenen Theil der Monarchie nicht vergessen bleiben, um so weniger, als immer die öffentliche Meinung auf diese Expeditionen drang. Es wurde demnach eine Kommission ernannt, um die zu überwindenden Schwierigkeiten ernstlich zu prüfen, und sich über die Art und Weise der Ausführung des Unternehmens zu verständigen. Der Fregattenkapitän Graah, welcher in den Jahren 1823 und 1824 die Westküste von Grönland zwischen 68° 30′ und 73° Br. aufnahm, erhielt die Leitung der Expedition.

Im Frühjahr 1828 begab sich Hr. Graah mit dem Naturforscher Wahl nach der grönländischen Kolonie Julianehaab, wo er Hrn. Mathiesen, der ihm als Dolmetscher dienen sollte, bereits traf. Den Rest des Jahres benützte er, seine Vorkehrungen zu machen; er ließ zwei Konebaades (Weibercanots) und zwei Cajacs bauen, nahm zwei Grönländer und zehn Grönländerinnen in Dienst und schaffte die Vorräthe und Handelsgegenstände, die er brauchte, an; hierauf ging er nach Nenortalik, um auf dieser dem Kap Farewell am Nächsten gelegenen (60° 7′ 45″ Br. und 47° 25′ w. Par.) Niederlassung zu überwintern.

Am 20 März 1829 verließ die Expedition Nenortalik; sie bestand aus vier Europäern und jenen zwölf Eingebornen, welche auf den erwähnten vier Fahrzeugen sich einschifften. Statt das südliche Vorgebirg von Grönland, Kangek kydlee (Statenhuk), zu umfahren, nahm man die Richtung nach dem Kanal, welcher diese Insel von dem festen Lande trennt, und gewann somit die Ostküste. Das Eis, welches nach einem in diesen nördlichen Regionen eben so milden als in Europa harten Winter sich auf eine Weise an der Küste anhäufte, welche selbst den Eingebornen außerordentlich schien, verzögerte das Vordringen sehr. Da inzwischen die Vorräthe sich beträchtlich verminderten, ohne daß man dem Zweck der Expedition eben so rasch näher rückte, so beschloß Hr. Graah sämmtliche Europäer und die entmuthigtsten von den Grönländern zurück zu schicken, und mit zwei Männern und vier Weibern auf diesen zerbrechlichen Nachen seine Küstenfahrt zu verfolgen. Solches that er am 23 Juni, unter 61° 46′ 40″ Br. Dieser kühne Entschluß, welcher den Namen des Kapitäns denen der unerschrocken-

*) Der Prinz Christian Friedrich von Dänemark schickte den Bericht der pariser geographischen Gesellschaft zu, und begleitete ihn mit folgendem Schreiben aus Schloß Sorgenfrei vom 26 Oktober an Hrn. Jomard, als Präsidenten jener Gesellschaft: „Ich beeile mich, mein Herr, durch Ihre Vermittlung der geographischen Gesellschaft den beigeschlossenen Bericht des Hrn. Fregattenkapitäns Graah zukommen zu lassen, welcher an der Spitze einer auf Befehl der dänischen Regierung ausgerüsteten Expedition steht, die den Zweck hat, die Ostküste von Grönland und namentlich denjenigen Theil derselben, welcher nach unsern skandinavischen Geschichtschreibern von einer isländischen Kolonie bevölkert war, aufzusuchen. Da ich nach Durchsicht dieses Berichts mich überzeugt habe, daß er Thatsachen enthält, worüber sobald als möglich positive und authentische Aufschlüsse zu erhalten der geographischen Gesellschaft angenehm seyn muß, so freue ich mich, ihr damit zu dienen, sowohl um ihr das besondere Interesse zu bezeugen, welches ich an ihren Arbeiten nehme, als auch das Vergnügen, welches es mir macht, mich unter ihre Mitglieder zu zählen. Empfangen Sie, mein Herr, die Versicherung meiner ausgezeichneten Achtung.

Christian Friedrich
Prinz von Dänemark.

sten Reisenden beigesellt, wurde mit all dem Erfolg gekrönt, welchen er verdiente. Denn schon am 28 Juli war er bis zu einer Insel unter 65° 18′ Br. und 40° 49′ w. L. gelangt. Er hatte unter Wegs einerseits mit der Widerspenstigkeit seines Schiffsvolks zu kämpfen, dem es vor dem Ueberwintern auf einer unbewohnten Küste und der Gefahr des Hungertodes bangte, andrerseits mit dem Eis, welches nicht nur das Meer versperrte, sondern das Ufer in einen förmlichen Gletscher verwandelte, so daß es selten dem Kahn und dem Menschen den nöthigen Schutz darbot. Endlich thürmten sich die gestrandeten Eisfelder in so ungeheuren Massen vor ihm auf, daß er sich genöthigt sah, umzukehren, nachdem er bis zu Ende Augusts umsonst auf eine günstige Veränderung gewartet hatte, die er jetzt bei der vorgerückten Jahrszeit nicht mehr erwarten konnte. Er trat also die Rückfahrt an, und am 1 Oktober stieg er in Nugarbik (unter 63° 22′ Br.) ans Land, wo er sein Winterquartier aufschlug, und von wo er unterm 2 April d. J. durch einen treuen Grönländer seinen Bericht nach Julianehaab beförderte. Hr. Graah kündigte darin die Absicht an, am folgenden Tag aufzubrechen, um so weit die geringen Mittel, die ihm noch übrig sind, es erlauben, gegen Norden vorzudringen, und am Herbst gedenkt er wieder in Nenortalik einzutreffen.

(Schluß folgt.)

Denkwürdigkeiten von Johann Kilinski, Schuhmacher in Warschau.

(Fortsetzung.)

Kaum mag man einen Begriff von der Begeisterung sich machen, welche das Gesetz vom 18 April und die Verfassung vom 3 Mai 1791 bei allen Klassen der Bewohner erzeugten. Eine neue Sonne war über Polen aufgegangen. Die Bürger, mit dem Adel auf gleiche Linie gestellt, zeigten dieser Ehre sich würdig. Die Aufstände in Krakau, in Warschau, in Posen, Wilna und andern Städten, hatten einen so edlen als erhabenen Charakter; denn die Verfassung vom dritten Mai war in die Herzen aller Polen geschrieben. Und wenn dennoch alle diese Anstrengungen durch einen verrätherischen und meineidigen König, der sich mit den Feinden seines Vaterlandes in Verschwörungen einließ, zu Nichte wurden, so wird wenigstens das Andenken an solche Thaten ein glänzendes Blatt in der Geschichte füllen.

Besonders die Hauptstadt des Landes bietet uns zu dieser Zeit ein außerordentliches Schauspiel dar. Die zweite Theilung Polens war vollendet und die Ueberreste des Landes standen unter russischer Vasallenschaft. Der verrätherische König, von Buhlerinnen umgeben, hatte sich mit seiner Schande in sein Schloß zurückgezogen; er rief russische Truppen unter dem Befehl des Generals Igelström herbei, verabschiedete die polnischen Regimenter, vertraute das Kommando über die Trümmer des Nationalheers einem Ozarowski an, einem Mann, den er aus dem Haufen seiner verächtlichsten Hofleute sich ausersehen, und lähmte überdieß durch seine Schwäche und seinen schwankenden Charakter den Willen seiner besten Unterthanen. Unterdessen pflanzt der tapfere General Madalinski in einer vom Feinde überschwemmten Provinz die Fahne des Aufruhrs auf und Kosciuszko unterzeichnet zu Krakau den Aufruf zu einer allgemeinen Insurrektion der ganzen polnischen Nation. Die Russen, die sich unter dem Schutz des schändlichen Königs zu Warschau befanden, verzweifelten an ihrer Rettung, und beabsichtigten nach den Befehlen der Kaiserin alle Bewohner der Hauptstadt niederzumetzeln und ihre Häuser in Brand zu stecken. Ehe ihre Plane bekannt wurden, bereitete ein einfacher Schuhmacher den Aufstand vor. Ein Zufall offenbarte ihm das sorgfältig verborgen gehaltene Geheimniß. Er trifft eilends seine Anstalten; zwei Tage vor der beabsichtigten Plünderung der Hauptstadt wiegelt er die Bevölkerung auf, vertreibt Igelström und dessen Truppen, stellt die Coalition vom 3 Mai wieder her, und nachdem er dieß Alles zu Ende gebracht, verzichtet er für sich selbst auf alle Würden, überläßt einem Andern das Kommando der Stadt und den Vorsitz in der Municipalität, und nimmt endlich den Titel eines Mitglieds des obersten Regentschaftsrathes an, den man alsbald in der Hauptstadt errichtete. Später, als das mit Recht erbitterte Volk den Tod des meineidigen Königs forderte, rettet er denselben mit Gefahr seines Lebens; als dieses Volk den Tod der Mitschuldigen des Königs verlangte, beruhigt er es und nimmt ihm das Versprechen ab, die Entscheidung des mit der Untersuchung beauftragten Gerichtshofs geduldig abzuwarten. Endlich, nachdem Kilinski von barbarischen Feinden, die ihm seinen niedrigen Stand als Schuhmacher zum Vorwurf machten, schimpflich behandelt worden, kehrte er in sein Vaterland zurück und starb, von der allgemeinen Achtung der ganzen Nation umgeben.

Von diesem außerordentlichen Mann soll jetzt *die Rede seyn*, indem wir dessen Denkwürdigkeiten, deren *öffentliche Bekanntmachung* erst kürzlich erfolgte nachstehend benützen. Das Manuscript, vom Jahr 1817, reicht bis zum Tode des Verfassers und wurde durch zahlreiche Abschriften beim Publikum in Umlauf gesetzt. Da die Censur dessen öffentliche Bekanntmachung stets verhindert hatte, so war man erst in letzten den Tagen im Stande, es zum ersten Male drucken zu lassen, nach der eigenen Handschrift des Verfassers, jedoch ohne Titel, ohne Datum und ohne Angabe des Druckorts. Der ungenannte Herausgeber, um diesem Werke größeren Werth zu geben, hat sich nicht allein keine Veränderung des Inhalts erlaubt, sondern auch die etwas niedrige Schreibart und die öfters fehlerhafte Orthographie des Verfassers strenge beibehalten. Wäre von einem Anderen, als dem Schuhmacher Kilinski die Rede, so möchte diese Art von Denkwürdigkeiten eines Zeitgenossen Tadel verdienen; aber bei ihm scheint uns eine Ausnahme durchaus gerecht. In der That, wenn man diese Denkwürdigkeiten durchliest, so findet man in ihnen das Verdienst, das man in anderen Werken gleicher Art vergebens sucht: die reine ungeschminkte Wahrheit. Wir erblicken den Verfasser in seiner Werkstätte mit seiner ganzen natürlichen Einfachheit; wir lernen seine Bildung kennen (er konnte kaum lesen und schreiben) und die Art, wie er die wichtigsten Angelegenheiten beurtheilte; wir sind oft entzückt über seine einfache aufrichtige Erzählung; wir sehen ihn, wie er seine Abentheuer erzählt, die sämmtlich der Geschichte angehören; und die äußeren Unvollkommenheiten seiner Schreibart und seiner Orthographie, so wie seine gewöhnlichen Ausdrücke, statt den Geschmack zu beleidigen, stellen uns vielmehr

in jedem Augenblicke den Verfasser vor Augen mit seinen ausgezeichneten Tugenden, mit seiner aufopfernden Hingebung für das Vaterland. Ja hätte man dem Werk den rauhen Anstrich benommen, so hätte man es seiner auszeichnenden Eigenthümlichkeit beraubt; denn die meisten geschichtlichen Thatsachen, die es berichtet, sind fast durchaus in Polen bekannt, und nur um den Verfasser selbst kennen zu lernen, hören wir gern seine Erzählungen an.

(Fortsetzung folgt.)

Benehmen der französischen Garde in den Julustagen.

(Schluß.)

Gegen eilf Uhr wurde der Angriff noch stärker. Man brachte uns Proklamationen, vom Marschall unterzeichnet; ein Waffenstillstand war darin begehrt, damit die Regierung sich mit den Abgeordneten des Volks benehmen könne. Unser Bataillons-Chef, der sich den Gittern genähert hatte, wurde von vielen Bürgern bestürmt, zu öffnen, um sich mit den Soldaten zu verbrüdern. Bald geschah Dieß, und der eindringende Volkshaufe mischte sich in unsere Reihen. Gegenseitig erfolgten Umarmungen. Wir blickten dem endlichen Ausgang dieses Bürgerkriegs entgegen, als einige Menschen den Waffenstillstand benützend, sich in der Nähe eines Postens der Gendarmerie bemächtigten, um die dort verwahrten Gefangenen zu befreien. Die Soldaten des sechsten Regiments, in den umgebenden Häusern vertheilt, erneuern das Gewehrfeuer, und alsbald entspinnt sich wieder das furchtbarste Gefecht. Ich bemühte mich, unsere Voltigeurs zu sammeln, was in dieser Mischung von Bürgern und Soldaten äußerst schwierig war. Der größere Theil der Truppen und Officiere hatte bereits das Palais verlassen, nur wenige mit mir waren noch zurück. Unsere Lage war höchst kritisch; die Bürger, in der Ueberzahl, forderten unsere Waffen. Mehrere Soldaten ergaben sich, andere zogen den Tod der Entwaffnung vor. An eine der Säulen des Vestibuls gelehnt, wurde ich von drei Männern angegriffen. Ein Pistolenschuß, auf Gewehrslänge auf mich gerichtet, verfehlte sein Ziel; mit Hülfe einiger Voltigeurs entledigte ich mich der Angreifer. Ich hatte keine Zeit mehr zu verlieren, um mich zu retten. Ein Bedienter des herzoglichen Hauses brachte mich zu Hrn. Oudard, erstem Sekretär. Diesem Mann verdanke ich mein Leben. Ich fand hier bereits zwei Officiere und einen Unteroffizier. Auf Umwegen führte man uns in ein kleines Gemach in der Nähe des Theaters; dort vertauschten wir die Uniformen mit bürgerlicher Kleidung. Wir hörten das Geschrei unserer Verfolger; der Palast bot kein Asyl mehr dar; sie durchsuchten alle Räume, brachen jede verschlossene Thüre auf. Ein Bedienter stürzt blaß und entstellt mit dem Ausruf in unsren Versteck: „Retten Sie sich, Sie sind verloren, man folgt mir auf dem Fuße!“ Jeder suchte einen Ausweg. Hr. D***, der Unterofficier und ich erreichten ein kleines Dachfenster. Meine Kräfte, durch eine frühere Krankheit noch erschöpft, reichten nicht aus, so schnell wie die Andern mich hinauszuschwingen; zwei Mal glitt ich zurück. Ich stoße eine Ziegel weg, und endlich gelingt es mir, mich an einem langen, schmalen Balken hinauf zu arbeiten. Es war die höchste Zeit. Meine Gefährten traf ich hier bereits angeklammert, doch noch in einer bessern Lage als ich, da ich keinen Stützpunkt fand. Schnell warf ich mich auf den Rücken; es war zwei Uhr Mittags, die Sonne brannte glühend auf meinen unbedeckten Kopf; doch ich lag bewegungslos. Von den vielen Fenstern gesehen, würde jede Veränderung dieses Standortes uns den unvermeidlichen Tod gebracht haben. So mußten wir bis ½9 Uhr Abends ausdauern. Ich konnte jede Bewegung um uns wahrnehmen, und erwartete mit Resignation mein Schicksal. Doch die Vorsehung wachte, unsere Feinde suchten uns nicht auf dieser Höhe. Unausgesetzt rollte das Gewehrfeuer, bis zu uns herauf fanden die Kugeln ihre Bahn. Endlich verkündigte ein Freudengeschrei die Einnahme der Tuilerien. Ich sah die dreifarbige Fahne entfaltet, und meine persönlichen Leiden vergessend, freute ich mich des Triumphs der guten Sache. Die uns geopfert, waren gestürzt. Mit Anbruch der Dämmerung verließen wie unsern Rettungsort, und gelangten, mit Hülfe wackerer Menschen, endlich in Sicherheit.

So wurde diese schöne und brave Garde in zwei Tagen vernichtet, und einer thörichten Verblendung aufgeopfert. Ausgezeichnete junge Officiere, von guter Familie, sind unter den Streichen ihrer Mitbürger gefallen. Keine Thräne, kein Bedauern ward ihnen geweiht; die Todten sind vergessen, die Lebenden gewissermaßen geächtet. Was können Jene, die an Wunden schwer darnieder liegen, antworten, wenn man sie frägt, wo sie diese erhielten? In den schrecklichen Julustagen, wo, mit einer Brust voll Vaterlandsliebe, sie dennoch gezwungen waren, bei ihrer Fahne auszuharren.

Jetzt kann ich ruhig und ohne Leidenschaft in mein Gedächtniß alle die Begebenheiten zurückrufen, von denen ich Augenzeuge und Theilnehmer war — ich kann mich dabei der Thränen nicht erwehren. In diesen Tagen der Trauer, in Mitte der Gefahren und des Getöses der Massen, blieb meine Seele unbewegt. Jetzt — welche Veränderung! Meine theuern Kameraden! Was ist aus euch geworden? Ihr, dem Vaterland so innigst ergeben, deren Gefühl sich gegen das Verfahren der Männer vom 8 August sträubte, Ihr seyd ein Opfer des militärischen Ehrgefühls gefallen, während Eure Wünsche nur das Wohl von Frankreich umfaßten. Bei dem einfachsten Grabmal bleibt Jeder stehen, und beweint die gefallenen Bürger; Ihr, meine Waffenbrüder! eben so aufrichtige Franzosen wie sie, Ihr seyd mit dem Stempel der Verworfenheit bezeichnet, die öffentliche Meinung hat Euch gerichtet; eure Verwandte, Eure Freunde, die allein Euch bedauern, wissen Nichts auf Euren Leichenstein zu setzen; selbst der Trost ist ihnen benommen, euren ruhmvollen Tod verkünden zu können.

Wenn ich die Kaltblütigkeit unserer Soldaten in diesem kurzen, aber beispiellosen Krieg bedenke, so drängt sich lebhaft der Wunsch in mir auf, sie eines Tages wieder zur Vertheidigung unsers schönen Vaterlandes berufen zu sehen. Gewiß war der Muth der Pariser groß, den sie in der Vertheidigung dieser edeln Sache bewiesen; aber die Liebe zur Freiheit macht jedes Volk unüberwindlich. Sie wußten, daß wenn sie auch stürben, ihre Namen unsterblich würden, und daß der Tod für das Vaterland die schönste Bürgerkrone war, die sie je erringen konnten. Wir unglücklichen Soldaten aber, durch einen gehässigen Eidschwur gebunden, waren von keiner Begeisterung beseelt, von keinem Fanatismus geleitet; das Pflichtgefühl allein war unser ernster Führer. Mit ihm begannen wir den ungleichen Kampf, ihm opferten wir mit kaltem Muth unser Leben. Am Morgen des 29 hatte Jeder von uns in Gedanken Abschied von seiner Familie und seinen Lieben genommen; wir waren bereit zu sterben. Aber trotz der Achtung, die uns schwer getroffen, frohlockten wir über den jetzigen Stand der Dinge, der das französische Volk für immer auf die erste Stufe aller Nationen der Welt erhob.

Notizen über den Zustand Großbritanniens und Irelands.

16. Zusammensetzung des Parlaments.

Vor Allem läßt uns die Zusammensetzung des britischen Parlaments, die Altersgebrechen der Verfassung in ihrer ganzen Größe erkennen. Die weltlichen Lords des Oberhauses werden unmittelbar von der Krone zur erblichen Pairswürde erhoben; bei den geistlichen Mitgliedern ist dieselbe an das kirchliche Amt geknüpft. Nur die Anzahl der letzteren ist bestimmt, während der König eine unbeschränkte Anzahl weltlicher Lords zu ernennen befugt ist. Die Gesammtzahl der Mitglieder des Oberhauses belief sich indessen in der vorletzten Sitzung auf nicht ganz 400. Darunter zählte man 5 Prinzen von Geblüt, und sodann 19 Herzoge, 18 Marquis, 104 Grafen, 22 Viscounts und 161 Barone, von welchen je 13, 10, 55, 17 und 57 in Civil- oder Militärdiensten angestellt waren. Das gesammte Einkommen der Mitglieder des Oberhauses, wovon nicht mehr als 12 Männer die Hälfte besitzen, wird auf 2¼ Mill. Pf. St. geschätzt. Das Haus der Gemeinen hat 658 Mitglieder, von welchen 186 durch 117 Grafschaften, 60 durch 52 Städte, 396 durch 222 Burgflecken und die übrigen durch die Universitäten und 8 Hafenstädte ernannt werden. Die Wählbarkeit ist in den Grafschaften an ein jährliches Einkommen von 600, in den Städten und Häfen von nur 300 Pf. St. geknüpft. Die Wahlfähigkeit ist so ungleich vertheilt, daß die Hälfte aller englischen und wallisi-

schen Repräsentanten im Unterhause von 11.000 Personen ernannt wird; und dagegen an der Wahl der anderen Hälfte mehrere Millionen Antheil nehmen. Die Wähler in den englischen Grafschaften müssen wenigstens 21 Jahre alt seyn und 40 Schilling (etwa 11 Reichsthaler) reinen Ertrag aus Grundbesitz haben, während in Irland 10 Pf. St. Einkommen und in Schottland gewisse feudale Gerechtsame erfordert werden. Auch in den Städten ist die Wahlart sehr verschieden. Gewöhnlich entscheidet die Stimme der selbstständig zu Staats- und Gemeindelasten beitragenden Männer, und daher ist die Zahl der Wähler in den verschiedenen Orten so ungleich, daß z. B. in Banbury 19, in Westminster aber 11,000 Bürger zur Wahl eines Parlamentsgliedes stimmen. Bei der bedeutenden Anzahl der Repräsentanten der Städte und Burgflecken möchte das Uebergewicht der Aristokratie nicht allzu bedeutend erscheinen. Weil der größere Theil dieser Flecken aber, die in einem früher blühenden Zustande das Repräsentationsrecht erwarben, besteht gegenwärtig aus einzelnen, im Privatbesitze großer Grundeigenthümer befindlichen Häusern. Daher können einzelne Eigenthümer mehrere Parlamentsglieder nach Gutbefinden wählen; unter andern hat der Herzog von Newcastle 8 bis 12 Stimmen zu vergeben. Hierzu kommt noch der Einfluß der großen Eigenthümer auf die Grafschaftswahlen, und in den kleinen nicht hinlänglich selbstständigen Städten. Nach dem Allen rechnet man, daß durch 144 Pairs 300 (meistens Söhne oder sonstige Verwandte) *), und daß von 123 anderen großen Grundbesitzern 171 Mitglieder des Unterhauses ernannt werden. Außerdem ernennt das Ministerium 16 Mitglieder in ähnlicher Weise, und es bleiben sonach nur 171 unabhängig von Privatpersonen, und für freie Wahlen übrig. Auch diese letztern sind nicht allerwärts der reine Ausdruck des Willens und der Bedürfnisse der selbstständigen Klassen der Bewohner. Die große Anzahl der durch ihre ökonomischen Verhältnisse abhängigen Wähler läßt der Bestechung so freien Spielraum, daß die Parlamentswahlen fast überall, außer in den wenigen mit Repräsentationsrecht versehenen größeren Städten, zum Monopol der übermäßig Reichen geworden sind, welche für eine Wahl den ungeheuern Aufwand von 20 bis 50,000 Pf. St. bestreiten können. Die Bestechlichkeit der Wähler hat nicht selten die der Gewählten zur Folge, indem sich diese durch Handel mit ihrer politischen Ueberzeugung schadlos zu halten suchen. Abgesehen von den 80 bis 90 Mitgliedern, die stets durch ihre Aemter als im Solde der Regierung angenommen werden müssen, sind auch in neuerer Zeit Fälle vorgekommen, wo nachweislich die Stimmen dem Ministerium eigentlichst verhandelt wurden. Den Hauptersatz für ihren Aufwand an Geld und Zeit findet indessen die britische Aristokratie in überreichem Maße darin, daß sie ihren Wucher mit Korn und Holz unter den Schutz des Staates stellt, oder denselben zwingt, durch übermäßig strenge und verwickelte Jagdgesetze ihren Neigungen und Leidenschaften zu fröhnen. So ist das Organ beschaffen, von dem für Großbritannien die Verbesserung seiner Lage ausgehen soll. Wenn endlich die Bedürfnisse der Nation und die Gewalt der öffentlichen Meinung selbst in diese Phalanx des Eigennutzes und der aristokratischen Vorurtheile eine Lücke gebrochen haben, so dürfen wir doch kaum eine baldige freiwillige und gründliche Heilung der schweren Uebel erwarten. Schon vor mehreren Jahren war in London eine Karrikatur erschienen, welche den Zustand des Landes unter dem Bilde einer menschlichen Gestalt darstellte, die auf der rechten Seite eine volle frische Wange hatte und das reiche Modekleid des Tages trug, während ihre Linke ein nacktes Gerippe darbot. Diese Bezeichnung der Krankheit des britischen Staatskörpers, der bald an tödtlicher Auszehrung leidet, und bald an Vollblütigkeit zu ersticken droht, ist seitdem noch treffender, und die Symptome sind so bedenklich geworden, daß mit Grund befürchtet werden muß, nur eine gewaltsame Erschütterung werde das lang gestörte Gleichgewicht der verschiedenen Bestandtheile der britischen Bevölkerung wieder herzustellen im Stande seyn.

Vermischte Nachrichten.

Es scheint, daß die Familie des Exkönigs von Frankreich nicht sonderlich mit Geld versehen sey. Karl X selbst, wird behauptet, habe Holyrood nur deßwegen zu seiner Residenz erwählt, weil dieses Schloß ihm eine Freistätte gegen seine zahlreichen Gläubiger *) darbiete, die sich zum Theil noch aus der Zeit vor der Restauration herschreiben, und die Herzogin von Berry ließ kürzlich in London ihre Juwelen und andere Gegenstände von Werth, darunter auch kostbare Bücher, zum Verkauf aussetzen. Unter den Büchern machen die englischen Zeitungen auf folgende aufmerksam, indem sie zugleich die Preise davon angeben:

Antiquités de France	600 Fr.
Bibliothèque française, 255 vol.	2.550 —
Classique dito, 71 vol.	6.400 —
La Henriade, ein Band auf Velin, mit Originalzeichnungen der ersten Meister; ein Geschenk der Stadt Paris an den Herzog von Bordeaux	20.000 —
Herbier général de l'amateur	2.500 —
Musée royal français, 1805–1815. 6 vol.	10,000 —
Les Roses, Redoute, 6 Hefte	35,000 —
Boydell's Shakespeare	2,500 —
Daniel's Reise um Großbritannien im Jahre 1814	2.000 —

*

Der Kaffee wurde erst im fünfzehnten Jahrhundert in Arabien bekannt. Gegen das Jahr 1450 lernte der Mufti von Aden auf einer Reise nach Persien den Gebrauch desselben kennen und führte ihn in seiner Geburtsstadt ein, von der er sich zwanzig bis dreißig Jahre später nach Mekka verbreitete. Die Derwische von Yemen priesen sein Lob, und so gelangte er allmälig nach Bagdad, Kairo, Aleppo, und endlich gegen das Jahr 1554 nach Konstantinopel. Die Zahl der Kaffeehäuser nahm reißend schnell zu, besonders in der Nähe der öffentlichen Spaziergänge. Ueber die Zeit der Einführung in Europa ist man nicht ganz gewiß. Wie es scheint, lernte man ihn zuerst in Venedig im Jahre 1615 kennen; in London im Jahre 1652, und in Paris im Jahre 1664. In dieser letzteren Stadt kam er im Jahre 1669 durch den Gesandten der Pforte, Suleiman-Aga, so sehr in Aufnahme, daß man bald nicht weniger als dreihundert Kaffeewirthe zählte, die eine eigene Art von Zunft bildeten. Der Abbé Raynal schätzt den jährlichen Verbrauch des Kaffee's, vor dessen Anpflanzung in den Kolonien auf zwölf Millionen Pfund. Die Holländer führten denselben gegen das Jahr 1690 in Batavia und im Jahre 1718 in Surinam ein; die Franzosen 1727 in Martinique (schon zehn Jahre früher in Bourbon): die Engländer 1728 in Jamaica, von wo man im Jahre 1782 über sechzigtausend Faß verführte. Später dehnte sich der Kaffeebau in Indien, Ceylan, Sumatra und den andern europäischen Kolonien aus. In Yemen erreicht der Kaffeebaum eine Höhe von achtzehn Fuß; im südlichen Europa selten über zehn Fuß. Auf den Antillen wird er bis dreißig Fuß hoch, man haut jedoch den Stamm ab, um mehr Früchte zu gewinnen. In wildem Zustande hat man ihn in St. Domingo, in Abyssinien, Mozambique, auf der Küste vom Zanguebar und in den Wäldern van Orapu, im Innern von Guyana, gefunden.

*

Ein Brief aus Java in dem Singapore Chronicle vom 5 Juni enthält bittere Klagen über die holländische Regierung. „Ein Reisender, der die pontinischen Sümpfe passirte,“ heißt es darin, „fragte einen der trübseligen Einwohner, wie sie lebten; wir sterben, war die emphatische Antwort. So geht es uns auch auf Java, wo die Regierung ihr altes Raub- und Plackereisystem unwandelbar fortsetzt, wenn anders von einem System die Rede seyn kann, wo Alles bloß darauf berechnet ist, durch die kleinlichsten und ungerechtesten Mittel auf Kosten Derer, die man regieren soll, sich zu bereichern. Der neue Statthalter gilt für einen Mann von tadelloser Rechtschaffenheit und entschlossenem Charakter; er hat überdieß auch Erfahrung, da er schon unter der Verwaltung von Dändels eine Stelle bekleidete; allein er besitzt nicht die Vollmachten seiner Vorgänger, und sollte er sich unterfangen, diesen Augiasstall zu misten, so wäre er dazu der Herkules nicht. Jeder Versuch, die Lage des Volkes zu verbessern, würde wahrscheinlich nur seine Zurückberufung zur Folge haben, und der Generalkommissär, der nicht bloß im Namen Sr. niederländischen Maj. nach Java gekommen ist, sondern als König selbst verfährt, indem er Carte blanche mit dem großen holländischen Siegel und der königlichen Unterschrift mitgebracht hat, würde immer die Hand darauf decken!“

*) Im vorletzten Parlament saßen im Unterhause nicht weniger als 160 Pairssöhne.

*) Nach den neuesten Nachrichten hat der bekannte Graf Pfaffenhofen auf Karls X Kutschen in Edinburgh Beschlag legen lassen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

Num. 355. 21 Dezember 1830.

Zur Berichtigung der bourrienne'schen Memoiren.

(Fortsetzung.)

Als Joseph Neapel verließ, war das öffentliche Einkommen von sieben auf vierzehn Millionen Dukati gestiegen, dagegen die Staatsschuld auf 50 Millionen, d. h. auf die Hälfte ihres früheren Betrags herabgesunken. Nur die Macht der Umstände hinderte ihn gleiche Einrichtungen in Spanien zu treffen. Nach der Schlacht bei Waterloo schiffte Joseph nach Amerika über. In Jersey, wo er sich niederließ, und wo ein eigenes Gesetz erlassen wurde, vermöge dessen er, ohne amerikanischer Bürger zu seyn, dennoch dort Besitzungen erwerben konnte, erhält er noch täglich Beweise einer ungeheuchelten Theilnahme. Ueberhaupt sind diese freien Völker dem Urtheil der Nachwelt in der Art vorausgegangen, wie sie alle die Verleumdungen würdigten, mit welchen man den Namen Napoleons und seiner Familie anzuschwärzen suchte. Getrennt von seiner Familie und von seinem Vaterland hat Joseph das größte aller Lebensgüter sich bewahrt, ein reines Gewissen, das ihn über alle Verunglimpfungen erhebt.

Der Graf Boulay de la Meurthe beweist *) umständlich, daß die als Anhang dem Leben Napoleons von Walter Scott beigefügten historischen Notizen die wahre Quelle sind, woraus Bourrienne seine vorzüglichsten Verfälschungen geschöpft hat. Diese Notizen werden dem jetzigen Könige von Schweden zugeschrieben; sie sind aber so lügenhaft, daß diese Vermuthung, trotz aller Feindschaft und trotz allem Hasse, den Bernadotte gegen Napoleon empfinden mochte, dennoch kaum Glauben verdient. Hr. von Boulay, nachdem er mit seinen Berichtigungen mittelst Hinweisung auf die Originalurkunden, so wie auf noch lebende Augenzeugen mancher Szenen jener Zeit zu Ende ist, sagt: „Der Ekel, den mir die Durchsicht dieser Memoiren erregte, benahm mir den Muth, sie ganz zu durchlesen. Ihr Inhalt überraschte mich indeß keineswegs; die prunkvolle und marktschreierische Ankündigung hatte mich darauf vorbereitet, so unglaublich es mir Anfangs erschienen war, daß Bourrienne, der so viele Ursache hatte, sich ruhig und außer allem Andenken zu erhalten, öffentlich mit dem Berufe auftreten mochte, Napoleon und seine Familie zu erniedrigen. Ein schlechteres Werkzeug hätte man nicht leicht wählen können."

*) Vol. 2. S. 23.

Bourrienne will wissen, daß von einer Landung in England nie ernsthaft die Rede war. Ihn hatte also Napoleon, bemerkt der Graf Survilliers, allein in das Geheimniß gezogen, ob er gleich schon ein Jahr von ihm getrennt war. Auf solche Weise will man das Publikum irre führen. Die eben so umfassenden als erstaunungswürdigen Vorbereitungen, die seit Errichtung des Lagers von Boulogne und den damit verbundenen Ausrüstungen zur See bis zur Eröffnung des russischen Feldzuges 1812 fortdauerten, treten noch klarer vor Augen, wenn man die *) an den Seeminister Grafen Decres erlassenen Dekrete liest. In einem Schreiben aus Bayonne vom 28 Mai 1808 verlangt Napoleon von dem Minister das mögliche Anwachsen der Marine in Jahresfrist zu wissen. Zwei und vierzig Linienschiffe lagen in dieser Zeit in den Häfen von Genua bis Lissabon. Der Kaiser rechnete bis zum September 1809 noch auf 25 neue, so daß ihre Anzahl auf 77 stieg, und wenn man die Flotten der ihm verbündeten Mächte, Holland, Spanien, Dänemark und Rußland mit 54 dazu zählt, so waren 131 Linienschiffe zu seiner Verfügung. Dazu gehörten die längs den Küsten des mittelländischen und adriatischen Meeres von Tarent und Reggio bis Ferrol in Lagern versammelten Truppenmassen, die zu jener Zeit 293,300 Mann betrugen. Ein zweites Schreiben vom 25 Juli 1811 enthält den ganzen Riesenplan Napoleons. „Antwerpen, Boulogne und Cherbourg waren die drei Punkte, von welchen die französischen Heere England und Ireland bedrohen sollten. Vom 16 September 1811 angefangen sollten diese drei Expeditionen die Engländer beunruhigen, am folgenden Jahrestag sollten sie ihnen eine noch imposantere Haltung darbieten, und noch mehr am 13 September 1813.**) Ausführlich entwickelt der Kaiser seine Ideen über eine Landung in England in einem Erlaß an den Seeminister aus St. Cloud vom 17 September 1810. „Schon früher

*) Vol. II. S. 150 — 171.

**) Diesem Plan gemäß mußten Transportmittel bereit liegen.

1811	In Antwerpen	für	16,000	Mann	1,000	Pferde.
	— Boulogne	—	50,000	—	1,500	—
	— Cherbourg	—	8,000	—	200	—
	Im Ganzen	für	54,800	Mann	2,700	Pferde.
1812	In Antwerpen	für	26,000	Mann	2,000	Pferde.
	— Boulogne	—	40,000	—	2,000	—
	— Cherbourg	—	12,000	—	1,000	—
	Im Ganzen	für	76,000	Mann	5,000	Pferde.

habe ich Ihnen zu erkennen gegeben, daß ich hinlängliche Streitkräfte in Cherbourg zu vereinigen wünsche, um den Feind zu zwingen in Jersey Besatzung zu halten. Durch die Ankunft einer Division in Cherbourg ist dieser Zweck bereits erreicht. Durch mein Dekret vom 15 Juli d. J. habe ich die Erbauung einer Flotille von Transportschiffen im mittelländischen Meere angeordnet. Berichten Sie mir über den Zustand dieser Flotille und wie Viel sie fassen kann. Wann werde ich hinlängliche Mittel besitzen, um z. B. fünf Divisionen jede zu 6000 Mann, 4000 Mann Artillerie und Genietruppen nebst 6000 Kavallerie nach Egypten einzuschiffen — im Ganzen also 40,000 Mann, 300 Artillerie-Wagen und 2000 Pferde? Setzen Sie mich in Kenntniß, von welcher Gattung man in Dünkirchen Fahrzeuge bauen lassen kann. Ich will dort eine Flotille zu einer Expedition nach Irrland oder Schottland bereit haben, die 42,000 Mann, mit 3000 Pferden, 120 Stücken Feldgeschütz mit 700 Wagen aufnehmen kann. Ich hoffe, daß bis August 1812 in den verschiedenen Seehäfen 104 Linienschiffe bereit liegen. Wenn diese unterstützt sind erstens von einer Transportflotte in der Schelde, die 42,000 Mann, zweitens von einer im mittelländischen Meere, die 40,000, drittens von der Boulognerflotte, die 60,000, viertens von der cherbourger, die 12,000 Mann führt, und endlich von den holländischen Transportfahrzeugen, wozu die Geschwader im Texel und in der Maas kommen, was ein Ganzes von 200,000 Mann beträgt, so denke ich sollen sich die Engländer in eine von ihrer gegenwärtigen wesentlich verschiedenen Lage versetzt sehen. **Dieß ist mein Feldzugsplan für 1812.**

(Schluß folgt.)

Entdeckungen auf der Ostküste von Grönland.

(Schluß.)

Die Hauptaufgabe der Expedition ist bereits durch das Resultat des vorigen Jahrs gelöst. Nachdem Hr. Graah über die Breite hinaus kam, unter welcher die alte isländische Kolonie angeblich lag, ohne daß er auch nur die unbedeutendste Ruine selbst an Orten bemerkte, die nothwendig bewohnt seyn mußten, wenn je ein ansäßiges Volk das Land inne hatte, noch auch bei den Eingebornen irgend eine Spur von Sagen, von Religion, Sprache oder Sitten alter Christen; so scheint ihm entschieden, daß die alte Kolonie nicht im Osten von Statenhuk sondern im Südwesten von Grönland, in der Gegend der jetzigen Niederlassung Julianehaab, zu suchen sey; eine Ansicht, zu welcher sich schon vor vierzig Jahren Eggers in einer von der Akademie der Wissenschaften zu Kopenhagen gekrönten Schrift bekannte.

Hr. Graah hat auch eine Karte gezeichnet, welche zwar ebenfalls in der Angabe der Umrisse des Landes wesentlich von den bisherigen, insonderheit derjenigen Ivar Bardsen's, abweicht, der die alte Beschreibung des Bisthums Grönland zum Grunde liegt, zugleich aber Kapitän Danells Entdeckungen bestätigt, wie man denn auf derselben nicht nur die Inseln Holdsolen und Maskelost Eklbs, sondern auch drei von jenen fünf Eilanden findet, welche er von dem Punkt aus, wo er umkehrte, gegen ONO bis auf eine Entfernung von etwa 16 Stunden gesehen haben will. Der einzige Umstand, welcher für das ehemalige Vorhandenseyn der isländischen Kolonie auf diesem Theil der Küste zu sprechen scheint, ist die physische Beschaffenheit der Bewohner, auf welche Hr. Graah stieß. Sie zeigen nur wenige Aehnlichkeit mit den Eskimo's und nähern sich vielmehr sehr dem skandinavischen Menschenschlag: sie haben nicht den platten Kopf, den kleinen und breiten Leib und den Schleppbauch der Eingebornen der Westküste, sondern sie sind meist von mehr als mittlerer Größe, und gleichen in Kopfbildung und Gesichtsausdruck den Europäern; ihr Körper, mehr mager als fett, ist neervicht, wohlgebaut, rüstig; ihr Charakter kräftig und thätig; die Hautfarbe bei Frauen und Kindern ist hell und rein, und — was sonst bei Grönländern nicht vorkommt — sie haben nicht selten braune Haare. Die Männer lassen sich Knebelbärte wachsen und tättowiren sich auf den Armen, die Frauen tättowiren sich Arme, Hände und Kinn. Bei dem elenden Leben, das sie führen, werden sie nicht leicht über fünfzig Jahre alt; auch versichern sie, daß die Bevölkerung fortwährend abnehme. Die Zahl der Einwohner *) zwischen 69 und 65° schätzt Hr. Graah nur zu 5 bis 600. Was ihre religiösen Vorstellungen anbelangt, so erfahren wir über diesen Gegenstand nicht Viel, ohne Zweifel, weil Hr. Graah Mehr von ihrer Sprache hätte verstehen müssen, um befriedigendere Auskunft zu geben; indessen scheint es, daß sie, wie die übrigen Grönländer, zwei Wesen, ein gutes und ein böses Prinzip, verehren, und daß sie Zauberer (angekoks) haben, die jedoch nicht in sonderlichem Ansehen stehen müssen, wenn Hrn. Graahs Bemerkung anders richtig ist, daß die jungen Leute sich über sie lustig machen. Der moralische Charakter dieser Grönländer läßt Nichts zu wünschen übrig; in ihren häuslichen Verhältnissen herrscht eine Sitteneinheit (die Polygamie ist nichts weniger als gewöhnlich), ein Vertrauen und eine gegenseitige Liebe, daß man vergißt, daß sie Heiden sind. Hr. Graah rühmt die Sanftheit der Männer, die Unterwürfigkeit der Weiber und den Gehorsam der Kinder, und nur der Treue, Ehrlichkeit und Gutmüthigkeit dieses von aller Welt abgeschiedenen Völkchens verdankte er, daß es ihm möglich wurde, die mächtigen Hindernisse zu bemeistern, welche die Natur seinem Zweck entgegen setzte. Während der dreizehn Monate, die er unter ihnen zubrachte, kam er bloß um ein Beil, das er vielleicht, wie er selbst glaubt, aus Versehen irgend wo liegen ließ. Obwohl Hr. Graah manche Dinge besaß, die ihnen unendlich gefielen, so be-

---

1813	In Antwerpen	für	36,000	Mann	3,000	Pferde.
	— Boulogne	—	50,000	—	2,000	—
	— Cherbourg	—	18,000	—	2,000	—
	Im Ganzen	für	100,000	Mann	7,000	Pferde.

---

*) Ungleich stärker bevölkert ist der südlichere Theil der Küste bei Kap Statenhuk, wo die mährischen Brüder viele Eingeborne bei sich angesiedelt haben, was ihnen wohl ihr Bekehrungsgeschäft erleichtert, aber in Fehljahren immer auch die Gefahr verderblicher Hungersnoth herbeiführt. In den dänischen Niederlassungen und Missionen zieht man es deßwegen vor, die Eingebornen bei ihrer Nomadenfreiheit zu lassen.

ꝛrte doch nie ein Grönländer, nicht einmal Kinder, Etwas von n, es sey denn daß sie ihm einen Dienst geleistet hatten, in lchem Fall sie ihn immer um ein Geschenk baten; aber dieses schenk beschränkte sich in der Regel auf eine Prise Tabak, wo- t sie vollkommen zufrieden waren. Mit Tabak, Kaffee und anntwein kann man ihnen die größte Freude bereiten. Getrock- tes Robbenfleisch macht den Hauptheil ihrer Nahrung aus; an- dem leben sie von Fisch und Wildprät; Hr. Graah nennt Bä- , Hasen, Vögel und Salme, welche sie erlegen; Rennthiere d Hasen, fügte er jedoch hinzu, seyen von 63° 36′ Br. an nur h dem Namen nach bekannt.

Die ganze Ostküste ist noch kälter, unfruchtbarer und elender die Westküste; sie besteht so zu sagen aus einem einzigen etscher (jisbroe), welcher der Vegetation nur einige Hügel, rgebirge, Flußufer und Inselchen läßt, hin und wieder aber t in das Meer heraus sich verlängert und daselbst Eiskape hlinke) bildet, die um so gefährlicher sind, als sie oft plötzlich wlnen entsenden. In dem ganzen Sommer von 1829 gab es ien einzigen warmen Tag, und bis zum 14 Juni hatte sich hundertgradige Thermometer noch nie über 12° erhoben, hin- en stieg die Kälte in dem Winter von 18²⁹⁄₃₀ — auch nie über 17 18° und die Südwestwinde bewirkten manchmal ein Steigen + 13°. Ekolnmiut, unter 63° 30′, preist Hr. Graah als denje- en Ort, welcher die üppigste Natur hat, ja dem er in dieser nsicht selbst den Rang vor Julianehaab zuerkennt, welches man das Gosen von Grönland zu betrachten pflegt; indeß will ß eben nicht Viel heißen; denn außer einem sehr feinen as, welches unter dem Einfluß der Sonnenstrahlen schnell rt, findet man nur noch einige antiscorbutische Gewächse, Löf- kraut, Sauerampfer, zwei bis drei Arten Blumen, Weiden, ken, Rauschbeer- und Haidelbeersträuche, und die Höhe zwei Fuß, welche die Weide erreicht, erwähnt Graah als Maximum von Vegetation.

Bei der Aufnahme der Küste konnte Hr. Graah von seinen ronometern keinen Gebrauch machen, da ihm der eine in Ne- talik und der andere beim Anfang der Reise stehen blieb. stellte aber verschiedene Beobachtungen über Breite, Monds- nzen und Abweichungen der Magnetnagel an, und unter 63° 12″ entdeckte er einen schönen Hafen, Amitoarsuk. Im Hin- grund einer Bai, unter 61° 10′, fand er eine dreipfündige Ka- e von Eisen; sie trug kein Zeichen ihrer Abkunft an sich, hatte ch wahrscheinlich einem Wallfischjäger angehört, der an diesen ten zu Grund ging. Hr. Graah glaubte, daß sie aus der letz- Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts herrühre. Unter 63° 36′ aupteten die Eingebornen, gegen Ende des Monats Juli vor- rs in sehr großer Entfernung ein Schiff auf dem Meer gesehen zu en. Die letzten Eingebornen, mit denen er verkehrte, sagten von Menschen, die noch mehr nördlich wohnten. Wir wol- wünschen, daß er im Verlauf dieses Sommers zu ihnen ge- men sey, um neue Materialien zu sammeln, welche die Welt- Menschenkunde erweitern, nachdem er auf seinem ersten Aus- so glücklich gewesen ist. Das gebildete Publikum hat alle Ur- e, sich von der vollständigen Erscheinung des Reisejournals die- ses unternehmenden Dänen eine schöne wissenschaftliche Ausbeute zu versprechen.

Auszüge aus Briefen von Algier.

Es ist acht Uhr Abends, die Mudonins und Marabuts rufen vom Gipfel der Moscheen die Muselmänner zum Gebet, und ihrerseits haben die Juden, zur Feier eines ihrer Feste, ihre Terrassen in einen Wald von grü- nen Binsen umgewandelt, unter welchen sie ihr ungesäuertes Brod verzeh- ren. Die Franzosen, welchen Mauren mit Laternen vorangehen, machen einander Besuche. Die Abendgesellschaften beginnen, um mit Mitter- nacht zu Ende zu gehen.

Die Juden sind unsere eifrigsten Verehrer; sie opfern uns Alles, au- ßer ihr Geld. Sie schwören, sollten wir einst dieses Land verlassen, so würden sie, statt sich der türkischen Herrschaft wieder zu fügen, uns nach- ziehen und in Frankreich ein zweites Algier gründen. Davor wolle uns der Himmel behüten!

Sogar die Frauen fangen an, etwas menschlicher zu werden. Bei unserer Ankunft fanden wir deren nie auf den Straßen; jetzt bleibt nicht Eine zu Hause. Die maurischen Damen gehen noch verschleiert; sie fangen indessen an, den Burnu, der ihr Gesicht bedeckt, etwas zu senken, und las- sen große schöne Augen hervor scheinen, deren Glanz durch die schwarz bemalten Augenbrauen und Augenwimpern noch mehr gehoben wird. Wie mit dem Schleier der Frauen, so scheint es sich mit der Eifersucht der Mauren etwas gegeben zu haben: man hat sogar mehrere Franzosen — eine früher uner- hörte Sache! das Harem des Eigenthümers eines benachbarten Landhauses besuchen sehen.

Die Stadt zählt jetzt nicht weniger französische Soldaten als Einwoh- ner, und es ist ein sehr anziehendes Schauspiel, bald die Sieger von Algier auf Eseln durch die Straßen reiten zu sehen, hinten aufgesessen und vor sich ihren Proviant liegen; bald einen Mauren auf einem Kamel, der hinter sich einen unserer Soldaten sitzen hat; oder endlich jeden Augenblick einem jungen Mauren oder Juden zu begegnen, der mit seinem Rohr vor un- sern Officieren das Gewehr präsentirt, und ziemlich deutlich die Worte heraus- bringt: „Bon jour, bon jour, monsieur, comment vous-portez vous? Présentez armes! en joue, feu!“

Wir veranstalten zuweilen, als eine Art Lustpartien, Mittagsessen bei unsern Vorposten. Die Landhäuser sind herrlich. Gebüsche von Pal- men, von Citronenbäumen und Aloë, von Granaden, Feigen und Oliven gaben den alten Herrschern des Landes Schatten zu ihren verliebten Zeitver- treiben, und thun uns jetzt denselben Dienst. Die Luft ist von Jasmin und Rosen durchwürzt, und liebliche Bäche rieseln unter dem dichten Laub der Orangen. Kein schädliches Thier stört die Lust in diesem irdischen Pa- radies. Wie es scheint, sind die Löwen, die Bären, die Panther und die Hyänen, gleich den Beduinen, vor uns geflohen, und haben sich in die Kette des kleinen Atlas zurückgezogen, die wir auf der andern Seite der Bucht vor uns liegen sehen.

Kehren wir in die Stadt zurück, damit Sie einen Begriff von den Woh- nungen erhalten. Jedes nicht ganz unbedeutende Haus hat einen mit wei- ßem Marmor ausgepflasterten Hof, drei Reihen Fenster ohne Glasscheiben und oben einen Umgang, wo man am Abend die erfrischende Seeluft genießt. Teppiche, einige ganz niedrige Tische und einige Kästen — Das ist das ganze Hausgeräthe. Bediente, so viel man haben will, und zwar um ganz ge- ringen Lohn, und ein Dolmetscher, damit ist für die menschliche Hülfe gesorgt.

Die Kaufmannshäuser sind noch schlechter im Stand. Auf den beiden Seiten einer schmutzigen und so engen Straße, daß kaum zwei Menschen neben einander stehen können, erblickt man am Eingang eines dunkeln Win- kels einen Mauren, der mit ernster Miene seinen Schibonsch raucht, sich fächelt oder Kaffee trinkt. Das ist denn ein maurischer Kaufmann in sei- nem Magazin.

Seit unserer Ankunft von Algesiras wurden wir keinen Augenblick be- unruhigt, und während man uns in Paris von Feinden umstürmt und den Obergeneral an der Spitze seines Heeres glaubte, organisirte derselbe die Civilbehörden nach den Gebräuchen und Bedürfnissen des Landes, und gründete eine Gesellschaft für versuchsweise Bebauung eines Pachtguts, wozu er selbst, nach mehrmaliger Untersuchung der Grundstücke, die vier

Stunden von der Stadt, in der wir gefangen seyn sollten, entfernt liegen, den Plan gemacht hatte.

Zum Wiederaufbau von zwei schönen Kasernen an beiden Enden der Stadt, am Thor Bad-Assun und am Thor Bad-Alloued, sind Befehle ertheilt.

Man beschäftigt sich thätigst damit, die Hauptstraßen zu erweitern und ihnen Namen zu geben; auch werden alle Häuser bald mit Nummern versehen seyn. Mehrere Kloaken wurden niedergerissen, zur Herstellung eines grossen und schönen Platzes in Mitte der Stadt und in dem Theil, wo der lebhafteste Verkehr ist. Auf diesem Platz werden, nach einem gleichförmigen Bauplan, Kaufläden errichtet, und die Mauren beeilen sich, bei der Vermiethung derselben sich einschreiben zu lassen.

Nicht weit davon läßt die Stadt ein Schauspielhaus bauen, und in dessen Nähe hat man bereits mit der Errichtung eines Gasthauses und eines Kaffeehauses, nach französischer Art, den Anfang gemacht.

Berichte eines deutschen Reisenden in Ungern.

2. Ungrische Poesie.

Slowakische Lieder.

7) Die vier Jahreszeiten.

Bei Tages Anbruch
Zwitschern die Schwalben.
Der Jüngling treibt zum ersten Male
Aus dem Hofe die Kühe auf's Feld.
Das Mädchen flicht einen Kranz,
Der Knabe dreht eine Flöte aus Weiden.

Vor unserm Hause
Ergrünet die Linde,
Der Kukuk ruft im grünen Haine.
Hör' doch, wie viel Jahre giebst du mir,
Bis ich gehe zur Ehe?
Sag' mir's, wenn du's weißt.

Die Wachtel verkündigt den Sommer,
Das Volk freut sich
Des jungen Brods.

Der Vater mähet die Gerste,
Und der Sohn trägt
Die Garben in Häuflein.

Dort herunter, dort herunter
Fliegen wilde Gänse.
Der Winzer wetzt die Messer
Zur Weinlese.
Der Gärtner grabt Rüben aus,
Die Mädchen brechen im Mondlicht.

Die hungrigen Spatzen
Fliegen in die Scheuern,
Der Jüngling füttert
Weiße Ochsen mit Heu,
Die Schnur spinnt den Flachs,
Die Schwieger Werg beim Ofen.

Vermischte Nachrichten.

Unter den ausgezeichneten Männern, welche gegenwärtig an der Spitze der polnischen Nation stehen, ist der Dichter Julian Ursyn-Niemcewicz. Vor der Revolution war er immerwährender Sekretär des Senats zu Warschau. Doch sind es besonders seine früheren Schicksale, welche diesem Manne eine hohe Merkwürdigkeit verleihen. Er war der Freund Kosciuszko's, und sein Mitgefangener in der Schlacht bei Maciejowice (7 Oktober 1794), als dieser Held mit dem Ausruf: Finis Poloniae! verwundet vom Pferd stürzte; er erhielt mit ihm die Freiheit, als der Kaiser Paul (im December 1796), begleitet von seinen beiden ältesten Söhnen Alexander und Konstantin zu dem polnischen Phocion in den Keller trat und demselben den Degen überreichte; er ging mit ihm nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika, und wohnte der rührenden Scene bei, als Kosciuszko seinem väterlichen Freunde Washington mit den Worten: My dear father, do you know not your son? in die Arme sank, und ihm die Thaten und Schicksale Polens erzählte; und als am 15 Oktober 1817 der Held verblich, und am 14 November ganz Posen um ihn Trauer anlegte, da trat aus der Mitte der Leidtragenden ein Mann hervor, der vor Allen das Recht hatte, dem Verewigten das letzte Opfer der Achtung darzubringen — Niemcewicz *).

Die Bevölkerung der britischen Inseln beträgt ungefähr das Doppelte von jener der Vereinigten Staaten, indem man die ersteren zu etwas Mehr als drei und zwanzig, die letzteren zu etwas mehr als zwölf Millionen anschlägt, und etwas mehr als das Doppelte, wenn man die Farbigen mit etwa zwei Millionen in Abzug bringt. Auf den britischen Inseln sind gegenwärtig dreihundert vier und dreißig Zeitungen, von welchen neunzehn bis zwanzig, nämlich sechzehn in London und drei oder vier in Ireland täglich erscheinen. In den Vereinigten Staaten dagegen rechnete man im Jahre 1810 die Zahl der Blätter zu dreihundert vier und sechzig, im Jahre 1825 zu fünfhundert acht und neunzig, und im letzten Frühjahre schätzte Hr. Cooper sie zu achthundert. Die ganze Summe der in Britannien und Ireland gedruckten Blätter belief sich nach einer Durchschnittsrechnung von sieben Jahren, wie man aus dem Ertrag des Stempels ersieht, auf jährlich 28.027.000. Dieß gäbe eine Durchschnittscirkulation von 1100 für jedes Blatt. Nimmt man die Durchschnittscirkulation der amerikanischen Blätter nur zu 1000 ec. so erhält man von

550	Wochenblättern	28.000.000
200	die zwei oder drei Mal in der Woche . .	20.800.000
50	die außer den Sonntagen täglich erscheinen	15.600.000
	Im Ganzen . .	64.400.000

Hat es mit dieser Rechnung seine Richtigkeit, so ist sie ein Beweis, daß in den Vereinigten Staaten drittehalb Mal so viel Blätter heraus kommen, als in Britannien bei einer (ohne die Schwarzen) um die Hälfte geringern Bevölkerung, und daß eine Million Amerikaner fünf Mal so viel Zeitungen kauft als eine Million Briten. Außer London giebt es in ganz Großbritannien keine Stadt, wo ein Tagblatt sich halten kann. In den Vereinigten Staaten besitzt jede Stadt deren eines oder mehrere. Rochester mit sechstausend Einwohnern, Troy ungefähr mit eben so viel, beide Städte in dem Staate New-York, haben jede ihr Tagblatt, während weder Manchester noch Glasgow eines haben. Die Hauptstadt von Schottland sogar hat es nicht so weit gebracht, und Leith mit einer Bevölkerung von zwanzigtausend hat vor einigen Jahren vergeblich versucht, nur ein Wochenblatt zu gründen. Philadelphia und Liverpool sind in Bezug auf Bevölkerung einander gleich, und die englische Stadt treibt wahrscheinlich einen sechs Mal stärkern Handel als die amerikanische; nun hat aber Liverpool bloß acht Wochenblätter, welche acht Kundmachungen wöchentlich in Umlauf setzen; Schottland mit 2.100.000 Einwohnern hat nur 30 Blätter, von denen kein einziges öfters als drei Mal in der Woche erscheint; wogegen Pennsylvanien mit 1.200.000 Einwohnern im Jahre 1823 nicht weniger als 110 Blätter, darunter 14 bis 15 Tagblätter, aufwies. Soll man aus diesen Einzelheiten nicht schließen, daß die englische Regierung die periodische Presse fürchte? In England besteht fast unbeschränkte Preßfreiheit; allein wie so vieles Andere ist sie ein Gut, das nicht für Jedermann seyn soll!

*) Vergl. Thaddäus Kosciuszko. Dargestellt von Karl Falkenheim u. s. w.. Leipzig 1827.

Literarische Anzeige.

Der vierte Jahrgang vom
Taschenbuch für Damen
auf 1831

ist so eben erschienen und zu dem bisherigen Preis von 3 Rthlr. 4 gr. oder 5 fl. 24 kr. rheinisch an alle soliden Buchhandlungen versandt worden.

Dieses Taschenbuch enthält wie früher die Stahlstiche des bekannten englischen Taschenbuchs Forget me not.

Den Inhalt bilden: Gedichte und Novellen, und zwar von Sr. M. dem König von Bayern, Goethe, E. v. Schenk, von Zedlitz, W. Menzel, G. Schwab, L. Robert u. A.

Ferner ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Almanach des Dames pour l'an 1831, avec estampes; relié. Preis 3 fl.

Menzel, Dr. W., Taschenbuch der neuesten Geschichte. Erster Jahrgang, mit 24 Bildnissen. Preis 3 fl.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
[K]unde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

[N]um. 356. 22 Dezember 1830.

[B]ericht des franz. Abgeordneten Beranger über die Abschaffung der Todesstrafe.

(Fortsetzung)

Bei allen Strafbestimmungen, die sich nicht nach dem Grad [de]r Schuldhaftigkeit richten, riskirt der Gesetzgeber, daß sie um[ga]ngen werden; vergebens wird man an Orten, wo die Justiz [du]rch Geschworne geübt wird, ihnen vorstellen, daß sie bloß dazu [be]rufen sind, die Handlung zu würdigen, vergebens wird man [ih]nen die Pflicht auflegen, sich nicht mit den Folgen zu befassen, [di]e ihr Ausspruch haben könnte; ihr Gewissen wird lauter sprechen [al]s ein formeller Eid, die Allgewalt der Jury wird das nothwen[di]ge Milderungsmittel einer solchen Strafgesetzgebung werden. [M]an blicke in die von der französischen Kanzlei bekannt gemachten [Ta]bellen der peinlichen Justizverwaltung; man wird darin den [sch]lagenden Beweis der Nachtheile finden, die ich so eben bezeich[ne]t habe.

Wenn man aber, mit Beiseitsetzung der Fälle, bei welchen [die] Geschwornen die Todesstrafe für durchaus unverhältnißmäßig [hal]ten, und sich weigern sie anzuwenden, nur die Verbrechen be[tra]chtet, welche durch ihre Schauderhaftigkeit empören, Verbre[che]n, für welche die Brust des Richters kein Mitleid empfindet, so [muß] man wieder gezwungen, anzuerkennen, daß selbst in Hinsicht [auf] sie die Todesstrafe unwirksam ist. Jene verstockten Missethä[ter], welche der Schrecken der Gesellschaft sind, fürchten den Tod [nich]t; sie besteigen nicht selten mit Gleichmuth das Schaffot, und [das] Schauspiel, das sie dem Publikum darbieten, erweckt dann [ein]e Art Bewunderung, d. h. eine Wirkung, welche derjenigen, [die] der Gesetzgeber beabsichtigt, ganz entgegengesetzt ist.

Dazu kommt, daß die Justiz mit der Hinrichtung eines Men[sche]n jede Spur von Mitschuldigen verliert, daß, wenn solche vor[han]den sind, diese das Ende eines Lebens, dessen verlängerte [Dau]er das ihrige bloß stellt, ungeduldig erwarten. Auch von die[sem] Gesichtspunkte aus hat die Todesstrafe ihre Nachtheile.

Aber diese gewinnen einen noch höhern Ernst, bei dem selbst [di]e Männer, die am Stärksten für die Todesstrafe eifern, sich [dag]egen erklären müssen; wenn man nämlich daran denkt, daß [ein] Irrthum nie wieder gut zu machen ist.

Wer kann dafür stehen, daß menschliche Erkenntnisse immer auch gerecht seyn, nie das Leben des Unschuldigen preisgeben werden, daß nicht ein trauriges Verhängniß Umstände vereinigen könne, die geeignet sind, auch den gewissenhaftesten Richter zu täuschen. Unsre gerichtlichen Archive bewahren Belege solcher Irrthümer! Welch' ein Tag der Trauer muß es seyn, wenn die Unschuld an den Tag kommt, nachdem Einer eine vermeintliche Schuld mit dem Tode gebüßt hat! Welche Quelle von Zweifeln und Vorwürfen für die Richter, von Mißtrauen für das Publikum liegt in dieser Möglichkeit! Das Herz kann sich gegen ein solches Unglück nicht stählen, es wird dadurch gebrochen, der Irrthum ist unersetzbar.....

Aber abgesehen von der Todesstrafe in ihren Beziehungen auf das Verbrechen, den Verbrecher und seine Mitschuldigen, Was wird sich ergeben, wenn man sie in ihren allgemeinen Beziehungen auf die Gesellschaft untersucht?

Man hat Viel von der Macht des Beispiels gesprochen, und es ist Dieß eine der Rücksichten, auf welche sich die Vertheidiger der Todesstrafe hauptsächlich berufen.

Wohlan, meine Herren, von allen Seiten sind die Thatsachen gesammelt; sie lehren, daß das Schauspiel der Hinrichtung das geeignetste ist, Diejenigen verkehrten Sinnes zu machen, denen dasselbe dargeboten wird. Man sieht ganze Bevölkerungen herbeiströmen, voll Verlangens, sich an den Aengsten eines Unglücklichen zu waiden, und erzürnt, wenn irgend Etwas die versprochenen Genüße verzögert! Kennt man nicht Fälle, wo die Menge in Wuth gerieth, weil in dem Augenblicke einer Hinrichtung der Befehl des Aufschubes ankam? Man höre sodann, wann die zahlreichen Zuschauer nach Haus zurückkommen, wie sie von diesen Eindrücken, diesen Bildern des Todes im Kreise ihrer Familie erzählen! Darf man sich wohl wundern, wenn die Herzen dadurch verhärtet werden! Wäre es unmöglich, daß sich unter dieser Menge Jemand fände, in welchem der Anblick des Blutes nicht den Wunsch nach Blut und das Verlangen Blut zu vergießen aufkeimen ließe? Erwägen Sie, meine Herren, diese schauderhaften Resultate!

Aber, sagt man, wenn das Schauspiel einer Hinrichtung seine Gefahren haben kann, so flößt doch der Abscheu vor dieser Strafe eine wohlthätige Abschreckung ein: sie ist also doch ein Vorbeugungsmittel gegen Verbrechen derselben Art. Welch großer Irrthum! Hat man nicht gefunden, daß in dem Augenblick, und

selbst auf dem Richtplatze eines wegen Falschmünzerei Verurtheilten falsches Geld verbreitet wurde? Weiß man nicht, daß in dem Land, wo auf den Diebstahl der Tod steht, meist Beutelschneider ihr ehrloses Handwerk ausüben, während man eben Dem, der eine solche Sünde begangen hat, das Leben nimmt? Nein, weit entfernt, daß die Todesstrafe jene Warnungskraft besitzt, liefert vielmehr die Statistik den Beweis, daß, je häufiger sie ausgesprochen wird, desto häufiger auch die Verbrechen vorkamen, wegen deren sie ausgesprochen wird. Warum? Es wäre schwer, Dieß zu sagen. Die Thatsache inzwischen ist nicht bestritten. Man könnte es eine Art moralischer Seuche nennen, wenn der schwache Mensch von einem Drange nach Nachahmung hingerissen wird wovon er sich keine Rechenschaft geben kann. Es ist eine sonderbare Anomalie, aber nichts desto weniger eine Wahrheit, zu welcher sich alle Criminalisten zu bekennen anfangen, daß je mehr es Schaffote giebt, desto mehr Verbrechen begangen werden. Nur Milde im Strafen macht die Verhütungsmittel wirksam.

Ferner, wenn das Gesetz eine so geringe Achtung für das Leben des Menschen zeigt, wie kann man hoffen, daß die Bürger eine größere dafür haben, und daß sie es bei ihren Privatstreitigkeiten mit Angriffen darauf so genau nehmen? Daher jene Wuth des Zweikampfes, welchen man fast immer auf eine der Strenge und der Anzahl der Hinrichtungen gleichkommende Weise verbreitet sieht. Zu welchen Ausschweifungen hat nicht diese gräßliche Verirrung der Gemüther unter Ludwig XIV geführt. Was war aber auch die Strafgesetzgebung zu jener Zeit — wie viele Schaffote, wie viele Folterbänke. Der Zweikampf, selbst der mit dem Tode bestraft wurde, erzeugte den Zweikampf; man setzte eine Art von Ehre darein, den Gesetzen Trotz zu bieten; die geringste Beleidigung heischte Blut, und man vergoß es selbst in dem Angesicht des Schaffots.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Berichtigung der bourrienne'schen Memoiren.

(Schluß.)

Einen interessanten Bericht erhalten wir über den Zug Napoleons nach Fontainebleau, in dem Augenblicke wo die Alliirten von Paris Besitz nahmen. Der Verfasser ist General Gourgaud, damals Ordonnanz-Offizier des Kaisers, aus dessen Mund natürlich Manches anders lautet, als wenn man bloß den zu Gunsten seiner Partei und seiner Zwecke erzählenden Sekretär hört.

„Der Kaiser, durch die Meldungen seiner Nachhut irre geführt, gelangte endlich zur Ueberzeugung, daß die Alliirten gerade auf Paris zögen. Er wollte nun das linke Seineufer gewinnen, und, durch diesen Fluß gedeckt, seiner Hauptstadt zu Hülfe eilen. Auf der Brücke von Doulencourt, nachdem er die erhaltenen Berichte durchlesen, ließ er mich rufen, und sagte: Nehmen Sie drei der wenigstermüdeten polnischen Schwadronen, und erreichen Sie um jeden Preis Troyes, damit der Feind die Brücken abzubrechen verhindert wird. Von dort senden Sie einen Kourier an die Kaiserin, der Ihr meine Ansicht ausdrückt, daß man sich halten soll, bis ich komme — Darf ich die Straße, welche Ew. M. mit den Truppen einschlagen, nennen? Nein, erwiederte er, bemerken Sie bloß, daß man sich halten soll, bis ich anlange. Die Aufschrift Ihres Briefes weist Sie an Clarke, nicht an die Kaiserin. Die Kavallerie unterlag schon den Anstrengungen; doch erreichte ich in der Nacht Troyes; ich ließ einen Postillon holen, und indem ich ihn abfertigen wollte, traf General Dejean ein, der nach mir den Kaiser verlassen hatte, und Paris zueilte. Das einzige Postpferd, das ich mir verschaffen konnte, überließ ich ihm, da seine Aufträge mir wichtiger schienen. Kaum hatte ich mich aber um einen andern Eilboten umgesehen, als ein Wagen unter Bedeckung von 4 oder 5 Jägern der Garde anlangte. Es war der Kaiser. Er war mit meinen Anordnungen zufrieden, und befahl mir, die Nationalgarden und alle nur möglichen Streitkräfte zu sammeln. Die Kolonnen trafen ein, der Kaiser überließ dem Fürsten von Neufchatel die Führung, und eilte im Galop mit den von ihm bezeichneten Offizieren fort. In Villeneuve l'Archeveque setzte sich der Kaiser mit dem Herzog von Vicenza in einen Korbwagen, General Drouot mit zwei Andern in einen zweiten, und der Herzog von Danzig und ich in ein Kabriolet. Unterwegs unterhielt mich der Marschall von den Maßregeln, welche zu nehmen seyen, um den Enthusiasmus der Pariser zu steigern und die Hauptstadt zu vertheidigen. Er wünschte sich Glück, daß der Kaiser ihn zu dieser Operation ausersehen, da er in den Vorstädten gekannt und geliebt sey. Der Kaiser verweilte einige Augenblicke in Sens; er gab mir Befehle die Thore zu besetzen und Jedermann den Ausweg zu verwehren. Während der Erfüllung dieses Auftrags stellt sich mir ein Emissär vor, den ich sogleich bei dem Kaiser einführte. Kaum hat er ihn befragt, als wir wieder forteilen — — In Fromenteau erfährt der Kaiser um 11 Uhr Abends den Ausgang des Treffens vor Paris und die Kapitulation als dessen Folge. Sein erster Gedanke war für seine Person Paris zu erreichen, und mit der Nationalgarde die Höhen des Montmartre wegzunehmen. Unglücklicherweise glaubten sich einige Generale durch den Vertrag, den sie unter den Mauern der Hauptstadt abgeschlossen, gebunden. Dem war nicht so. Die Truppen hatten den Bedingungen Genüge geleistet, und waren in ihren Bewegungen frei. Jene beurtheilten Dieß anders, und der Kaiser gab endlich dem Drange der Vorstellungen nach. Caulaincourt wurde zu Alexander geschickt, und Napoleon zog mit seinen Truppen nach Fontainebleau, wo er den 31 März 6 Uhr Morgens eintraf. Er schloß sich hier nicht ein, oder blieb den ganzen Tag allein, wie die Memoiren behaupten, nein, er forderte nach einander die Generale Drouot, Flahault und mich zu sich, um unsere Ansichten über die Lage der Dinge zu hören. Später erfuhr ich, daß wir ungefähr derselben Meinung waren. Was mich betrifft, so glaubte ich, die Armee dürfte hier versammelt werden, um sich dann auf Elsaß und Lothringen zu werfen. Die kriegerische Bevölkerung dieser Provinzen erwartete nur das Zeichen zu einem Aufstand in Masse. Mit ihrer Hülfe und den Besatzungen der festen Plätze konnten wir dem Feinde noch unendlichen Schaden zufügen. Der Kaiser dachte anders; er zog vor in Fontainebleau zu bleiben. „So lange ich hier verweile, sagte er zu mir, werden die Intrikanten in Paris sich nicht rühren." Die Korps unter Marmont und Mortier lagerten bei Essonne. Napoleon läßt

sie in Eile ihre Stellungen einnehmen. Unterdessen kam der Obrist Fabvier an, und unterrichtete den Kaiser von den Vorfällen in der Hauptstadt. Wir eilten nach Fontainebleau zurück, und sein mir diktirter Tagsbefehl bezeichnete der Armee alle die verbrecherischen Umtriebe, die unsern Verlust herbeiführten. Allgemein war das Begehren nach Paris zu rücken, die Verräther zu bestrafen und die Fremden aus der Hauptstadt zu verjagen. Bei dieser höchst günstigen Stimmung läßt sich der Ausgang nicht vorhersagen, der erfolgt wäre, wenn der Kaiser die Truppen, so gering ihre Anzahl auch war, sogleich gegen den Feind geführt hätte. Aber die Nähe der Hauptstadt hatte ihre Einwirkung nicht verfehlt. Als man die Begeisterung der Truppen und der jüngeren Offiziere benützen wollte, blieben die Führer kalt. Jeder wollte seinen Rang und sein Vermögen sichern. Vorzüglich äußerte sich dieser politische Egoismus bei Jenen, die der Kaiser mit Glücksgütern überhäuft hatte; doch gab es in Mitte dieser allgemeinen Erstarrung die Ausnahmen, wie Gerard. Napoleon glaubte endlich, daß dieser üble Wille von den Generalen auf die Truppen übergegangen sey, und daß ein lauer Angriff das Schicksal der Stadt nur gefährden könne, und brachte dann das längst angekündigte Opfer, er dankte zu Gunsten seines Sohnes ab. Die Alliirten hatten erkündet, daß der Krieg ihm allein gelte; dieser Schritt mußte also den Kampf beendigen. Coulaincourt, Ney und Macdonald wurden mit der Unterhandlung beauftragt. Sie gingen am 4 April nach Paris ab. Wenige Stunden später entsendete mich der Kaiser zu den Marschällen Marmont und Mortier, um Kunde von den etwaigen Angriffsplanen des Feindes zu erhalten, und im entgegengesetzten Falle sie zu einer Unterredung einzuladen. Der Marschall Marmont war den Kommissarien nach Paris gefolgt. Er hatte die Abdankungsakte bereits in den Tagsbefehl aufnehmen lassen. Das Erstaunen war allgemein. Die Freundschaft, das Vertrauen, das der Kaiser stets dem Herzog von Ragusa geschenkt, die Ergebenheit, die dieser bis jetzt bewiesen, sein Stolz, sein Rang, Alles entfernte in mir den Gedanken an Verrath. Ich überbrachte die Nachricht dem Kaiser; der schmerzhafte Eindruck, welchen Dieß auf ihn machte, läßt sich nicht schildern. Ich mußte die Worte wiederholen; als ihm endlich kein Zweifel mehr übrig blieb, rief er: „Marmont verräth mich, er wird unglücklicher noch als ich seyn." In diesem Augenblicke langten Mortier und polnische Offiziere an, die den Uebergang des 6 Korps zum Feinde bestätigten. Dieses Ereigniß änderte die Sache gänzlich. Alexander war bereits durch die Kommissarien — vorzüglich durch Ney — erschüttert, der mit Heftigkeit versicherte, daß die Armee bis auf den letzten Mann zu Grunde gehen würde, ehe sie einen Fürsten anerkenne, den die Nation nicht selbst erwähle. Schon neigte sich Alexander zur Ueberzeugung des Marschalls als ein Adjutant hereintrat und ihm in russischer Sprache den Abfall des 6 Korps meldete. Wie, erwiederte nun der Autokrat, Sie sprachen von Sterben, von Einigkeit der französischen Armee, während die Truppen des Herzogs von Ragusa aus eigenem Antriebe eine Sache verlassen, die Sie noch vertheidigen wollen! Alle Hoffnungen waren nun auf einmal abgeschnitten. Marmont, in Verzweiflung, rief aus, daß er einen Arm darum gäbe, wenn der Vorfall nicht Statt gefunden. Sagen Sie, Ihren Kopf, antwortete der Herzog von Tarent, und es würde nicht zu Viel seyn."

Bruchstück aus einer Reise in Rußland. *)

Zwischen Petersburg und Moskau sind die Posten regelmäßig acht bis neun Stunden von einander entfernt. Die Taxe für jedes Pferd beträgt sieben, auf der Straße von Riga neun Kupferkopeken. Wenn dieser Preis sehr mäßig ist, so ist es noch mehr die Bezahlung der Postillone: ein Rubel für jede Post gilt als eine besondere Freigebigkeit. Die Pferde werden zu vier in einer Reihe angeschirrt. Die Peitsche ist nur Zierrath und Amtszeichen des Postillons, denn der Gehorsam der Pferde auf die Stimme ihres Führers macht den Gebrauch derselben völlig unnütz. Der russische Postillon pflegt in verschiedener Weise seine Pferde mit Worten aufzumuntern. Er wendet sich an die Erfahrung des ältesten derselben und beweist ihm die Nothwendigkeit, den übrigen mit gutem Beispiele voranzugehen; er schilt die Trägheit eines andern, das einige Tage im Stalle gestanden, und diese schimpfliche Unthätigkeit durch doppelten Eifer sühnen soll; das größte seiner Pferde hat ohne Zweifel Ehrgeiz genug, um sich von dem minder kräftigen nicht überholen zu lassen; und das jüngste endlich, das stolz darauf seyn darf, mit so empfehlenswerthen Rennern zusammengekoppelt zu werden, muß sich besonders angelegen seyn lassen, einer so tüchtigen Genossenschaft sich würdig zu zeigen. Auf jede dieser Vorstellungen bewegt das Pferd, an welches sie gerichtet war, den Schweif und schüttelt mit dem Kopf, als ob es sehr wohl verstanden habe.

Die Postpferde werden von Bauern geliefert, die nach diesem Amte den Namen Schamschi's führen und verpflichtet sind, stets mehrere Pferde in Bereitschaft zu haben. Bei den geringen Preisen würden sie ohne einige Vorrechte, worauf sie eifersüchtig achten, kaum Nutzen aus ihrem Handwerk ziehen. Zu diesen gehört unter Anderem die Befreiung von der Kopfsteuer und dem Militärdienste, wogegen sie sich gefallen lassen müssen, von den Händen irgend eines Soldaten so oft die Knute zu bekommen, als sich ein Reisender über schlechte Bedienung beschwert. In der Regel liegt es ihnen nicht besonders an, ihre Pferde für Reisende herbeizuschaffen, und bei der Ankunft eines solchen pflegen sich alle Schamschi's des Orts zu versammeln, um zu losen. Wer den Ankömmling weiter zu befördern habe. Wer das Unglück hat, wird von den Andern, so wie von der ganzen bärtigen Einwohnerschaft des Dorfs mit Spott und Hohn überhäuft. Es dauert wenigstens zwanzig Minuten, zuweilen eine Stunde, ehe er sich in Bewegung setzt, und der Reisende darf sich glücklich preisen, wenn er ohne militärische Hülfe, die ihm auf Vorzeigen seines Passes nicht verweigert wird, zum Zwecke gelangt. Kaum aber macht er hiezu Miene, so erscheint der Schamschie, nach dem er sich einige Augenblicke vorher vergeblich umgesehen, auf der Stelle mit seinem Fuhrwerke; und ist man ein Mal unterwegs und fürchtet nicht etwa eine allzu schnelle Fahrt, so hat man selten Ursache, sich ferner zu beschweren.

Die russischen Bauern sind höchst unterthänig gegen ihre Oberen, und höflich gegen ihres Gleichen. Reden sie zusammen, so nehmen sie gewöhnlich die Mütze ab; und wendet sich ein Höherer an sie, so antworten sie in gebückter Stellung. Sie sind im Allgemeinen gelehrig, guter Laune und voll Erfindung, wenn es gilt, sich in Widerwärtigkeit durchzuhelfen; betrunken sind sie jedoch höchst ungestüm und streitsüchtig, und in diesen Zustand kommen sie gerade so oft, als sie Gelegenheit haben. Chantreau, ein sehr ausgezeichneter Reisender, sagt von der Gewohnheit der Russen, beständig zu singen: „Die Postillone singen von einer Station zur andern; die Bauern singen auf dem Wege und bei der Arbeit; alle Schenken schallen von Gesang wieder; und kommt man Abends durch die Dörfer, so singt's auf allen Gaßen." Meinerseits habe ich nicht bemerkt, daß diese Sanglust so allgemein sey; und immer scheint mir der russische Bauer mit seiner krassen Unwissenheit, mit seiner Völlerei und seinem Geschmack am Gesang das elendeste Wesen auf der Welt.

Die neue Straße von Waldai und Moskau ist weit vorgerückt, wird jedoch erst nach einigen Jahren ganz vollendet seyn. Wir sahen Soldaten

*) Aus dem Mercure de France.

und Bauern zu Hunderten an diesem großen Werke arbeiten, das schwerlich Aehnliches in Europa überbieten wird. Nowogorod, wo wir drei Tage nach unserer Abreise von Moskau anlangten, konnten wir für nichts weniger als eine schöne Stadt halten. Mehrere Quartiere schienen völlig ausgestorben; sein alter Glanz ist verschwunden, und tiefe Stille herrscht in den entvölkerten Straßen. Seine sechzig Kirchen, die früher die Menge der Gläubigen nicht zu fassen vermochten, stehen jezt leer. Zwischen zwei mächtigen Hauptstädten gelegen, erscheint Nowogorod als eine bedeutungsvolle Lehre des Schicksals.

Wir verließen Nowogorod herzlich gern. Von hier an ging unsere Reise außerordentlich schnell von Statten. Bis nach St. Petersburg ist die Straße mit sehr guten Gasthäusern versehen.

In der Nähe dieser Hauptstadt gewinnen die Dörfer ein besseres Aussehen, sowohl was Bauart als was Reinlichkeit betrifft. Sie liegen weit von einander entfernt, und bis auf wenige Morgen bebauten Bodens ist das ganze Zwischenland mit dichten Fichten- und Birkenwäldern bedeckt. Man kann sich keinen traurigeren Weg vorstellen, als die Verbindungsstraße zwischen den beiden Hauptstädten des russischen Reichs. Kaum wird irgendwo eine Unebenheit des Bodens bemerkbar, mit einziger Ausnahme der sogenannten russischen Schweiz, in der Nachbarschaft von Waldal. Auf jeder Seite der Landstraße, so weit das Auge reicht, dehnt das Gehölz sich aus, und immer gerade und eben zieht sich der Weg durch diese einförmigen Wälder. Auch die Dörfer sehen sich alle ähnlich. Die unvermeidliche Zögerung bei jedem Pferdewechsel wird durch Nichts vergütet, was der Aufmerksamkeit des Reisenden verlohnte. Ein einziges Mal wurde uns das Glück, einen solchen gezwungenen Aufenthalt in einem Dorfe zu machen, das von aller Unordnung und von aller Fröhlichkeit eines Jahrmarkts belebt war. Die Bauern hielten sich für frei, wenigstens auf einen Tag, und tanzten und sangen. Die jungen Männer und Mädchen sezten dem Vergnügen sich aus, auf langen und hohen Schaukeln den Hals zu brechen. Die große Kunst des Spielers besteht darin, in dem Augenblicke, wo er dem Boden sich nähert, herunterzuspringen, auf die Gefahr hin daß dieß seinem Mitspieler, der jezt mit der ganzen Wucht seines Körpers nach der Erde zu stürzt, das Leben kostet. Ich unterhielt mich damit, diese Scenen halbwilder Fröhlichkeit eine Zeitlang zu betrachten.

Von Ischora bis St. Petersburg ist der Boden fruchtbarer und besser bebaut. Die kaiserlichen Schlösser Paulosky und Tsarkoe-Selo tragen besonders zur Verschönerung bei.

Nach vier Reisetagen trafen wir in Petersburg ein. Der Boden, worauf diese Stadt zu beiden Seiten der Newa sich erhebt, ist durchaus eben; auch giebt es keinen Ort mit so vielen regelmäßigen Plätzen und Straßen. Die prächtigen Gebäude und die reinlichen Straßen, die Ordnung und der Anstand im Volke machen alsbald auf den Reisenden einen sehr angenehmen Eindruck.

Was die Gasthäuser in St. Petersburg betrifft, so läßt sich darüber Dasselbe wie in Moskau bemerken. Sie sind ziemlich unreinlich, und die Dienerschaft ist nicht weniger gewandt, den Reisenden troz all seiner Wachsamkeit um Dieses und Jenes zu bestricken. Schmuzige, rauhe Männer thun die Geschäfte, welche anderswo den Frauen zugewiesen sind; und einer feinen Dame muß es eben nicht angenehm seyn, sich von solchen Kammerdienern bedient zu sehen. Immer kann man jedoch mit allen Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten zum Ueberfluß sich versehen; und bis auf die erste Nacht, wo ich die Angriffe einer unsäglichen Menge gräulicher Insekten zu überstehen hatte, habe ich mich fortwährend zu St. Petersburg ganz wohl befunden.

Nach meiner Meinung hat der Isaaksplaz in der Welt seines Gleichen nicht. Ich hatte es für unmöglich gehalten, daß der Hauptplaz in Mexiko, wenn ich ihn an einem schönen Tag in dem Augenblicke betrachtete, da alles Volk bei der Erhebung der heiligen Hostie auf die Knie sich niederwarf, irgendwo übertroffen werden könnte; muß aber dennoch dem petersburger Plaze den Vorzug einräumen. Die Statue Peters des Großen, die neue Kirche mit ihren gewaltigen Porphyrsäulen, der Winterpalast, der große englische Kai, die Eremitage, der schöne klare Newastrom, die prachtvollen Gebäude am andern Ufer, die Akademie der Künste, die der Wissenschaften, die Börse, und endlich die Admiralität im Mittelpunkte des Plazes und die schönste Zierde desselben — dieß Alles bildet ein Ganzes, was jedes Andere ähnlicher Art weit hinter sich läßt. Auch die Kanäle, welche die Gewässer in das Innere der Stadt leiten, mit ihren granitenen Seitengängen und ihren zahlreichen zierlichen Brücken, vor Allem aber die klaren bläulichen Wogen der mächtigen Newa, erregen das lebhafteste Interesse und die allgemeinste Bewunderung.

Vermischte Nachrichten.

Es ist bekannt, daß der Oberst Colin Mackenzie den größten Theil seines langen Lebens darauf verwendete, Denkmäler der Geschichte des Südens von Indien zu sammeln, und daß er eine sehr bedeutende Sammlung von Handschriften, Inschriften, Münzen und Dokumenten aller Art hinterließ, welche die Kompagnie an sich kaufte und theils in London, theils in Calcutta niederlegte. Er hielt eine Anzahl Braminen der verschiedenen Provinzen in seinem Dienste und benuzte ihre Lokalkenntniß, die Monumente sich zu verschaffen und ihre Sprachkenntniß, sie übersezen zu lassen. Nach seinem Tode hatte das Sammeln ein Ende; aber Vencata Lutschmiah, sein Hauptbramine, wendete sich den 30 März d. J. an die asiatische Gesellschaft, um von ihr Unterstüzung für die Fortsezung der angefangenen Arbeiten zu erhalten. Sein Brief ist ausführlich und mit bemerkenswerther Eleganz und Klarheit der Ansichten geschrieben. Er sagt, daß Mackenzie nur etwa den vierten Theil der wirklich vorhandenen Dokumente zusammengebracht habe, daß es von großer Wichtigkeit sey, mit dem Sammeln fortzufahren, ehe Zeit, Nachlässigkeit, Mißtrauen gegen die Europäer und Zufälle den Rest zerstören. Er sezt die Hindernisse auseinander, die es für Europäer fast unmöglich machen würden, den Zweck zu erreichen, da alle Eingebornen politische oder religiöse Eingriffe fürchten, und Alles anwenden werden, den Europäern die Kenntniß und den Besiz der Monumente zu erschweren. Er erzählt die Gefahren, denen er und seine Mitarbeiter von verschiedenen fanatischen Sekten ausgesezt gewesen, welche die Profanation dieser Geheimnisse durch ihre Ermordung zu rächen suchten, und bittet um Schuz von der Regierung und um Geld von der Gesellschaft. Diese beschloß den Antrag anzunehmen, aber fürs Erste ihre Untersuchungen nicht gar so weit auszudehnen, als der Bramine vorschlug, weil ihre Geldmittel nicht dazu hinreichen; sie erlaubte ihm jedoch, zwei Braminen aus Canara und zwei aus Telingana und einige eingeborne und europäische Abschreiber in Dienste zu nehmen. Die Regierung sicherte ihm ihren Schuz zu, und schrieb an die Radschas von Meisur, Trawankur, Tandschur, und an den Nisam, um sie zu Subscriptionen zu vermögen. Alle diese Fürsten versprachen ihre Unterstüzung. Man nahm endlich noch die Vorsicht, die Häupter aller religiösen Sekten einzuladen, die Untersuchungen zu befördern, bei den Sizungen anwesend zu seyn und die Papiere zu lesen, damit sie sich überzeugten, daß man keine politischen oder religiösen Absichten hege und sie nicht aus Unwissenheit oder bösem Willen in falschem Licht darstelle.

*

Die Engländer in China sind mit der neuen Handelsordnung nicht zufrieden. Sie hatten verlangt, daß die Hongkaufleute für alle Geschäfte solidarisch verbündlich gemacht werden sollten. Allein das Monopol ist zwar beibehalten worden, und kein Fremder hat das Recht zu kaufen und zu verkaufen, ehe ein Hong für ihn und sein Schiff die Bürgschaft übernimmt. Dagegen will die Regierung dem ausländischen Gläubiger nur dann die gesezliche Hülfe zur Beitreibung seiner Forderungen leisten, wenn er sie bei Schließung seiner Kontrakte beigezogen hat. Diese neue Ordnung soll von dem Gouverneur von Kanton unmittelbar ohne Zuthun der Oberregierung eingeführt worden seyn.

*

In den Vereinigten Staaten finden sich Muster für nüzliche Vereine aller Art. Seit vier und vierzig Jahren besteht in Northampton in Massachusets eine Gesellschaft zur E n t d e c k u n g d e s D i e b s t a h l s, die bereits der öffentlichen Moral sehr wichtige Dienste geleistet hat. In der Stadt Worcester giebt es eine ähnliche Gesellschaft.

*

Nach den Versicherungen eines Journals singen die Quäker zu Richmond in den Vereinigten Staaten ihre Gebete gegenwärtig nach der Weise der Marseillaise, des Reveil du Peuple u. s. w.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

im Schloß Wache gestanden, und schickte sie in das Arsenal, um neue Patronen verfertigen zu lassen. Mitunter hatten sich Kugeln, ehe sie trafen, an Mauern oder eisernen Gittern zerquetscht; aber Schüsse aus zerhacktem Blei fand man nicht. Mag man den durch seine militärische Ehre und die Pflicht des passiven Gehorsams gebundenen Soldaten betrachten, wie man will, so muß man ihm wenigstens keine Schändlichkeit zutrauen.

Die Kopfwunden heilten in der Regel glücklich, einige gegen alle Erwartung. So genas ein Mann, dem eine Kugel über dem Auge quer durch die doppelte Knochenplatte, welche die Schleimhöhlen des Stirnbandes bildet, eingedrungen war. Zum Glück stand sie, als sie die zweite Knochenplatte durchbrach, still, und konnte ausgezogen werden. Ein Theil des Gehirns sprang hervor, und verzögerte, als man die Ränder der Wunde aneinander legte, die Vernarbung, trat aber wieder zurück und die Oeffnung schloß sich nach einigen Tagen. Bei einem Andern ging die Kugel bei der Nasenwurzel in den Winkel des rechten Auges, durchschlug mehrere Knochentheile und fuhr auf derselben Seite hinter dem Ohr wieder heraus. Zwar stak sie noch in der Haut, aber durch einen Einschnitt ward sie herausgenommen und beide Wunden schlossen sich bald. Nur verlor der Verwundete das Gehör und behielt die Hälfte des Gesichts gelähmt. Wahrscheinlich hatte die Kugel auf ihrer Bahn unter den Knochentheilen auch den verletzt, welcher das Gehörorgan enthält, und den der Gesichtsnerv durchzieht. Ein Dritter genas, dem ein Schuß auf den Schlaf mehrere Knochen zersplitterte, die ausgezogen werden mußten; auch das Auge war verletzt, und konnte nicht gerettet werden. Der Unglückliche, der einäugig gewesen, wurde blind.

Nicht so Die, welche in Brust oder Unterleib verwundet waren; beinahe Alle starben, und dergleichen Wunden sind es, welche fast die sämmtlichen Zwanzig der drei ersten Tage und ein gut Theil der übrigen Zwanzig wegrafften. Es handelte sich hier nicht um oberflächliche Verletzungen, sondern um solche, wo die Kugel tief eindrang und Hauptgefäße beschädigte. Bei Einem, der eine Kugel in die rechte Seite bekommen, zeigte sich in der ersten Zeit kein mißliches Symptom. Alles berechtigte zu der Erwartung, daß er genesen werde, als am 14 Tag von den Därmen ein Stück sich ablöste, Excremente aus der Wunde kamen, worauf er auszehrte. Zwei kamen auf fast wunderbare Art davon; der Erstere hatte gleich dem Vorhergehenden eine Wunde in der rechten Seite; der Bauch war von der Kugel durchbohrt, ein Theil des Gedärms, vermuthlich der aufsteigende Grimmdarm lag offen und ließ Excremente fließen. Nach vier bis fünf Tagen hörte dieses Fließen auf, und beide Oeffnungen schlossen sich. Der Zweite, ein junger Mensch von 18 Jahren, ein Bäcker, hatte die Kugel vorn mitten durch die Magenhöhle empfangen und hinten rechts vom Rückgrat fuhr sie zwischen den letzten Rippen wieder heraus, wobei sie also den Magen und vielleicht die Leber oder den Behälter der Galle durchschnitt. So viel ist gewiß, daß man am 6 Tag einen Auswurf von Muskositäten und Galle bemerkte; später entleerte sich ein Theil der Getränke auf demselben Weg; aber nun schloß sich die Wunde und der Verwundete konnte das Krankenhaus verlassen, ohne daß man während der ganzen Behandlung nur einen Augenblick für sein Leben besorgt gewesen wäre. Endlich gelang es einen Unglücklichen zu retten, dessen linke Hand, Vorderarm und rechter Lungenflügel von einer Kugel durchbohrt waren. Er muß, als er die Wunde erhielt, die Arme über die Brust gekreuzt haben, so daß seine linke Hand auf seiner Rechten auflag. Die Kugel drang unter der Brustwarze ein, und war auf der entgegengesetzten Seite wieder herausgedrungen; und was an der Verletzung der Lunge nicht zweifeln läßt, ist der Umstand, daß der Kranke nach einigen Tagen Eiter auswarf.

(Schluß folgt.)

Denkwürdigkeiten von Johann Kilinski, Schuhmacher in Warschau.

(Fortsetzung.)

In einigen Auszügen versuchen wir, unsern Lesern so viel möglich die Ansichten des Verfassers in ihrer ursprünglichen Einfachheit wieder zu geben. Wir erlauben uns indessen, einige weniger anziehende Besonderheiten seiner Erzählung abzukürzen, so wie solche Eigennamen und die bloß örtlichen Einzelheiten zu übergehen, die man ohne geschichtliche Erörterungen und ohne einen Plan von Warschau im Auslande nicht verstehen würde.

„Da der Aufstand in Krakau," sagt der Verfasser „ausgebrochen und der Aufruf zu einer allgemeinen Insurrektion erlassen war, so theilte man Dieß insgeheim der Municipalität von Warschau mit, der auch ich als Syndikus angehörte. *Auf den* Empfang dieser Nachricht und eines *Begleitungsschreibens an* den Präsidenten mit der Aufforderung, *die Russen aus* unserer Stadt zu verjagen, schlossen *wir uns* sogleich in unserm Sitzungssaal im Rathhause ein. Nach der Vorlesung that aber Niemand den Mund auf, so sehr fürchtete man, daß sich ein Spion unter uns befinde, der uns dem Igelström verrathen werde. Da war ich endlich so aufrichtig das Stillschweigen zu brechen, und sagte zum Präsidenten und zu meinen Kollegen, man müsse Mittel aufsuchen, um dem Kosciuszko Beistand zu leisten; allein Alle standen gegen mich auf und machten mir deßhalb Vorwürfe. Da ich sah, daß sie Furcht hatten, so bat ich um Verzeihung und ersuchte sie, dem Igelström Nichts wiederzusagen, weil man mich zum Lohn für meine Vaterlandsliebe vielleicht ins Gefängniß werfen könnte. Zum Glück kam das Geheimniß nicht aus und ich hatte unterdessen meine Leute besser kennen lernen und konnte eine bessere Gelegenheit abwarten.

„Zwei Wochen nachher kam der Abt Meier zu mir und lud mich ein, mit ihm einer Versammlung seiner Freunde beizuwohnen. Da ich gerade in meiner Werkstätte Nichts zu thun hatte, so folgte ich ihm in das alte Jesuitenkollegium; aber er sagte mir kein Wort davon, daß die Männer, mit denen er mich bekannt machen wolle, eine Revolution im Schilde führten. Sie waren Alle Soldaten, grüßten mich freundschaftlich und setzten mich, ohne viel Zeit zu verlieren, vom Zweck ihrer Zusammenkunft in Kenntniß. Zwar mißtraute ich ihren Gesichtszügen und ihren Worten ein Wenig, indessen versicherte ich sie, daß ich nur ein Herz habe und daß ich dieses gern der Rettung meines Vaterlandes hinop=

Vermischte Nachrichten.

Die mexikanische Regierung beschäftigt sich seit einigen Jahren mit der Kolonisation von Californien; diesem Umstand verdankt man eine Reihe statistischer Nachrichten *) über diese entlegene Halbinsel.

Demnach zerfällt Californien in zwei Theile, Ober- und Niedercalifornien.

Obercalifornien besteht aus vier Distrikten (presidios): Monterey, San-Francisco, Santa-Barbara, San-Diego. Der Distrikt Monterey, welcher den Küstenstrich von 3?° 9' bis 35° 20' n. Br. begreift und sich 15 Lieues landeinwärts erstreckt, enthält auf einem Flächenraum von 645 Qdt. Lieues nur wenig urbar gemachtes Land; man zählt in diesem Presidio 7 Missionsstationen, San-Carlos mit 41, La Soledad mit 552, Santa-Cruz mit 499, San-Juan-Baptista mit 1222, San-Antonio mit 1854, San-Miguel mit 926, San-Luis-Obispo mit 467 Bekehrten. Dieß macht eine Zahl von 5521 aus, so daß 7⅔ auf die Lieue kommen. Der zweite Distrikt, zwischen den Parallelen der Landspitze bei Anno Nuevo und der Grenzlinie von Mexiko und den Vereinigten Staaten von Nordamerika gelegen, erstreckt sich 20 Lieues von S nach N, und eben so weit von W nach O. Die Missionsstationen sind San-Francisco mit 958, Santa-Clara mit 1394, San José mit 1620, San Rafael mit 830 Neophyten, im Ganzen mit einer christlichen Bevölkerung von 4802 Individuen. Die Missionsstation Pueblo de San José scheint noch keinen Bekehrten aufzuweisen zu haben. Da das in Besitz genommene Land in diesem Distrikt nicht 400 Qdt. Lieues übersteigt, so kommen etwa 12 Personen auf die Lieue. Die nur 8 bis 10 Lieues von dem russischen Hafen de la Bodega entfernte Mission San Rafaël ist die nördlichste Ansiedlung. So lange die Grenzen zwischen den beiden großen nordamerikanischen Republiken nicht berichtigt sind, kann die Ausdehnung dieses Distrikts nicht genau bestimmt werden. In dem Distrikt Santa-Barbara beträgt das in Besitz genommene Land 750 Qdt. Lieues und die Zahl der Bekehrten 5,855, also 6⅞ auf die Lieue. Grenzen sind im N die Parallele, welche die Mündung von los Esteros durchschneidet (35° 29' n. Br.), und im S die Bai San-Andres (33° 45'); die Ausdehnung ist von N nach S 50, von W nach O 15 Lieues. In dem stillen Meer gehören dazu die Inseln Farallon de Lobos, San Eleto, San-Antonio und Santa-Barbara; auch San-Ambrosio und Gente buena. Missionen zählt man sieben: Santa-Barbara mit 1010, Santa-Ines mit 682, La purisima Concepcion mit 764, San-Buenaventura mit 975, San-Gabriel mit 1525, San-Fernando mit 1001 Neophyten. Pueblo de N. S. de los Angeles steht noch leer. Der vierte Distrikt liegt zwischen den Parallelen der Bai San-Andres und der Mission San-Tomas (31° 42'); die Ausdehnung von N nach S ist 46, von W nach O 15 Lieues. Zu seinem Gebiet gehören die Inseln Santa-Barbara, San-Nicolas, Santa-Catalina und San Clemente, welche mit denen des dritten Distrikts den Kanal Santa Barbara bilden. Die Mission San-Diego enthält 1697, San-Luis-Rey 2,660, San-Juan-Capistrano 1052, San-Miguel 300, sämmtliche Missionen zusammen auf einem Umkreis von 695 Qdt. Lieues 5,717, also auf die Lieue 7⅓ Neophyten. Die vier Distrikte, aus welchen Obercalifornien besteht, weisen somit folgende Verhältnisse aus:

Monterey	645	Qdt. Lieues	5,521	Neophyten
San-Francisco .	400	—	4,802	—
Santa-Barbara	750	—	5,855	—
San-Diego . . .	695	—	5,717	—
	2,490		21,995	

Bei dieser Berechnung ergäben sich 18⅔ Neophyten auf die Qdt. Lieue; es sind aber in diese Zahl die Truppen, die alten Kolonisten, deren viele unter den frühern Gouverneuren ansehnliche Ländereien erworben haben, die Sträflinge etc. nicht einbegriffen.

Niedercalifornien ist gleichfalls in vier Distrikte eingetheilt: Loreto, Cabo de San-Lucas, Santa-Gertrudis, San-Pedro-Martir. Der Distrikt von Loreto liegt zwischen der Parallele der Bai von Magdalena (24° 58') und der von San Hipolito (27° 5'), und reicht 45 Lieues von N nach S, und 16 bis 17 von W nach O, d. h. von der Küste des stillen Meeres bis zu der Küste des californischen Golfs. Er enthält die Missionen San-Francisco Xavier, San-José-Comandu, La Concepcion, nebst den Eilanden San-José, San-Diego, Santa-Cruz, San-Marcial, Santa-Catalina, Carmen etc., sämmtlich in dem Golf. Die Oberfläche dieses Distrikts beläuft sich auf 742 Qdt. Lieues. Der Distrikt von Cabo de San-Lucas nimmt eine Fläche von 37 Lieues von N nach S und von 16 zwischen den beiden Küsten ein; die Inseln Espiritu Santo und Cerralvo fallen in seinen Bereich, zwischen den Parallelen der Bai Mandalena und der des Cap St. Lucas (22° 45'). Das Ganze ist ein Areal von 592 Qdt. Lieues. Die fünf hieher gehörigen Missionen heißen: San-José de Cabo, Todos Santos, Real de San-Antonio, Pueblo de la Paz, San-Luis. Der Distrikt Santa-Gertrudis mit den drei Missionen San-Ignacio, Santa-Gertrudis, Pueblo de Mulege und den Inseln Cerros, Natividad, Guadeluxe und San Benito im stillen Meer und Galapagos, Tortuga, San-Segismundo und Salispuedes im Golf (wovon die drei letztern an der Küste von Sinaloa) hat eine Oberfläche von 1080 Qdt. Lieues; im S geht die Grenze von der Parallele der Landspitze von San-Hipolito und im N von jener des Meerbusens de las Canoas aus. Die Entfernung von N nach S beträgt 65 und die von W nach O 15 bis 25 Lieues. Der Distrikt von San-Pedro Martir, im S begrenzt durch die Parallele des Meerbusens de las Canoas und im N durch die Mission San-Tomas, (31° 42') hat eine Ausdehnung von N nach S von 37, von W nach O von 52 (von 15 in der geringsten Breite) und einen Umfang von 1504 Qdt. Lieues. Er enthält die Missionen San-Francisco de Borja, San-Fernando, Rosario, San-Pedro Martir, Santo-Domingo, San-Vicente, Santa-Catalina, San-Tomas und die Golfinseln Angel und Las Animas, durch welche der Kanal von Ballenas und San-Lorenzo entsteht, und Tiburon an der Küste von Sinaloa. Das ganze Areal von Niedercalifornien beträgt auf diese Weise 5,918 Qdt. Lieues. Um die Bevölkerung zu bestimmen, fehlte es der Kolonisations-Kommission, welche diese Eintheilung der Halbinsel vorschlug, an den nöthigen Urkunden; der Bericht des Gouverneurs Don José Manuel Ruiz vom 12 Januar 1825 schwieg darüber; nach andern Daten scheint es jedoch, daß die Einwohnerschaft, größtentheils Soldaten und Kolonisten, die Zahl von 4000 Personen nicht überschreitet. *)

a

Der ökonomischen Gesellschaft von Paris, unter dem Vorsitze des Hrn. Vicomte de Lasteyrie, wurde in der Sitzung vom 25 Oktober ein von Hr. Galibert verfaßter Entwurf zu einem Kooperativ-Vereine mitgetheilt, aus dem hervorgeht, daß vier- bis fünfhundert Personen, die sich zu Paris in demselben Lokal vereinigen, für die geringe jährliche Einlage von sechshundert Franken eine Summe von Annehmlichkeiten sich verschaffen können, auf die sie im gewöhnlichen Privatleben selbst bei einem dreifach stärkern Einkommen nicht würden rechnen dürfen. Die Mitglieder dieser großen Familie werden gegen den bemerkten Beitrag auf Kosten der Gesellschaft gekleidet und ernährt. Jedes derselben hat sein besonderes Zimmer und lebt nach Belieben für sich oder mit Andern in Gemeinschaft. Jedem steht der Genuß einer Bibliothek offen, wo die besten Zeitschriften vorräthig sind, und überdieß finden sich geräumige Billardsäle, Spiel- und Unterhaltungszimmer. Der unermeßliche Vortheil dieser Gesellschaft entspringt hauptsächlich daraus, daß es durchaus nicht für Einzelne auf Gewinn abgesehen ist, in welchen sich vielmehr Alle, jedoch nicht nach baarem Gelde, sondern nach dem Genusse theilen. Nach einigen Jahren guter Wirthschaft wird hienach die Gesellschaft im Stande seyn, ein Landhaus anzukaufen, ihren Mitgliedern beständigen Eintritt in die verschiedenen Theater zu verschaffen, ein physikalisches Kabinet anzulegen u. s. w. Man würde die Verwirklichung von dem Allen aus so geringen Mitteln in Zweifel ziehen müssen, wäre nicht die Möglichkeit durch die genauesten Berechnungen auf's Strengste erwiesen. Ein Ausschuß ist erwählt worden, um die Grundlagen des neuen Vereins zu beschließen, und ohne Zweifel wird man diese alsdann unverzüglich zur Kenntniß des Publikums bringen.

Nach den Berechnungen eines amerikanischen Journals gehen in den Vereinigten Staaten jährlich für fünfzig Millionen Dollars Cigarren in Rauch auf.

*) Coleccion de los principales trabajos en que se ha ocupado la junta nombrada para meditar y proponer al supremo gubierno los medias mas necesarios para promover el progreso de la cultura y civilizacion de los territorios de la alta y de la baja California. Mexico 1827.

*) Die von der wissenschaftlichen Expedition der spanischen Korvetten Descubierta und Atrevida aufgenommene Karte dieser Küsten ist noch immer die genaueste; nach ihr richtete sich auch die Kommission bei ihren Eintheilungen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Die bedeutendsten Anführer, unter ihnen der alte Noti-Bozzaris, waren an Bord der Hellas zum Rathe versammelt; und wir mußten bedauern, die Gelegenheit versäumt zu haben, mehrere im Unabhängigkeitskampf besonders hervorragende Männer näher kennen zu lernen. Gegen Sonnenuntergang schifften wir uns wieder nach Patras ein, in Gesellschaft unsres jungen Führers, dem ein Vorwand, das Lager zu verlassen, höchlich willkommen war. Zwei Stunden später — denn der Gegenwind zwang uns, am Schlosse von Morea hinzuschiffen — bemerkten wir den größten Theil der französischen Garnison auf den Mauern gelagert, und horchend auf den Kanonendonner von Lepanto mit der ungeduldigen Spannung und der getäuschten Hoffnung von Soldaten, welche eine Stunde vom Kampfplatz des Kampfs sich entschlagen müssen, welche die Schüsse wechseln hören, und vergebens sich sehnen Antheil am Gefechte zu nehmen.

Die Verwundeten im Hospital de la Charité.

(Schluß.)

Wir haben das Schicksal Derer erzählt, welche die schwersten Wunden hatten. Aber verdienen sie mehr unser Bedauern, als Diejenigen, die Nichts besaßen, um sich und ihre Familien zu ernähren, als die Arbeit ihrer Hände, und die sich mit dem Verlust ihrer Glieder bedroht sahen? Was bloße Fleischwunden anbelangt, so wurden diese schnell geheilt; aber dreißig Personen waren ganze Glieder ab. Durch einen sonderbaren Zufall traf die Hälfte der Brüche die Arme, die Hälfte die Beine. In den meisten Fällen waren die Glieder nicht bloß gebrochen, sondern zersplittert. Zehn mußten sogleich amputirt werden; und von den zwanzig Uebrigen noch mehrere später, um ihr Leben zu retten, sich dieses schmerzhafte Opfer gefallen lassen. Bei diesen Zwanzig, abgesehen von Denjenigen, für welche sich nachmals die Nothwendigkeit der Amputation ergab, bemerkte man, daß drei Fälle ausgenommen, wo der Bruch in der Nähe der Schulter Statt fand, alle von ihren Arm- oder Vorderarmbrüchen wieder hergestellt wurden. Von Beinbrüchen dagegen wurden nur drei geheilt, zwei am Fuß und einer am Knie. Die, welchen das Schenkelbein abgeschlagen war, unterlagen sämmtlich. Fragt man, woher dieser Unterschied, so kann man etwa anführen, daß, wie Beinbrüche überhaupt gefährlicher seyen als Armbrüche, sie bei Schießwunden durch die Erschütterung, welche der Körper durch die Kugel erleide, es noch mehr werden. Für die an die Metzeleien großer Schlachten noch nicht gewöhnten Augen war es ein besonders trauriges Schauspiel fast unmittelbar nach einander zwei Unglückliche ankommen zu sehen, an denen auf der Stelle die Amputation vorgenommen werden mußte. Der Eine war ein Knabe von 15 Jahren — derselbe, den die Nation nachher adoptirte und der an diesem Tag seine ernste Lehrzeit des Schmerzes und des Ruhmes antrat; der Andere, Namens Videcoq, fand, während man ihm den Arm abschnitt, keinen andern Ausruf als Vive la Charte! Beide, so wie fünf ihrer Kameraden, kamen davon. Die drei Andern starben zwischen dem dreißigsten und fünf und dreißigsten Tag. Weit beklagenswerther indeß erscheinen Die, so sich dem Messer des Wundarztes zu überliefern genöthigt sahen, nachdem sie zwanzig Tage und länger ihre Glieder zu erhalten gehofft hatten, bis ihre Kraft durch Aderlässen, Diät und lange Eiterung erschöpft war. Vier wurden gegen den vier und zwanzigsten Tag amputirt und starben kurz darauf. Ein Fünfter, dem man die Amputation vorschlug, als es noch Zeit gewesen wäre, der aber Nichts davon hören wollte, verlangte sie nachher dringend. Er mußte sterben, denn er hatte beinahe kein Blut mehr. Man glaubte ihm jedoch diese einzige Rettungshoffnung nicht entziehen zu dürfen; er verschied unter der Operation.

So fiel das Loos der Amputirten sehr verschieden aus, je nach der Zeit, in welcher die Operation geschah. Dieses Resultat kommt mit demjenigen überein, welches man im Großen bei den Armeen bemerkt. Daher die Regel, ohne Verzug zu amputiren, wo man ein Glied zu retten nicht mehr hoffen darf: allein zweifelhafte Fälle können in Verlegenheit bringen. Amputirt man, so kann man mehr Individuen retten, aber es giebt mehr Verstümmelungen; amputirt man nicht, so kann man mehr Glieder erhalten, aber man gefährdet mehr Leben. Philosophie und Moral mögen mit der Chirurgie die Sache ausmachen!

Fast Keiner der Verwundeten erfuhr jene schweren Zufälle, welche so oft Schußwunden begleiten. Kein Beispiel von dem sogenannten Spitalbrand, oder höchstens Eines, das aber so leichte Symptome zeigte, daß man über die Beschaffenheit des Uebels in Zweifel blieb; keine *Starrkrämpfe*, obwohl diese arge Krankheit in einem der *Säle des Spitals* einen zwanzig Tage früher zufällig am *Fuß* verletzten Menschen befiel. Bei Einigen erfolgte der Tod aus vielleicht minder furchtbaren, aber leider nur um so häufigeren Zufällen, als da sind Gefäßentzündungen, Abzehrung, Absorption des Eiters und Vermischung desselben mit dem Blut, sekundäre Blutflüsse, worunter man solche versteht, welche nach einer gewissen Zahl von Tagen eintreten, wenn die Wunden schon der Heilung entgegengehen. Bei Schußwunden läßt die Kugel auf ihrem Weg eine verhärtete Fleischkruste, welche Anfangs das Blut aufhält, später aber sich ablöst; Blutflüsse aus dieser Ursache sind eine sehr häufige Erscheinung. Eine andere Ursache sind Knochensplitter, die, wenn sie sich gegen die Oberfläche der Haut senken, auf ein Gefäß stoßen und es zerschneiden.

Auf diese Art wurde die Katastrophe von drei der Verwundeten herbeigeführt; bei zweien von ihnen gingen Umstände vorher, welche gemeldet zu werden verdienen. Der Eine hatte in der Nacht einen beträchtlichen Blutverlust erlitten; am Morgen fand man ihn bleich, leb- und bewußtlos, ohne Stimme und fast ohne Bewegung. Dem Oberwundarzt kam der glückliche Gedanke, dem Kranken die Hand auf Rücken und Bauch zu legen, und die große Pulsader im Kreuz einzudrücken, so daß die Cirkulation nach den unteren Theilen gehemmt wurde, und, Was von Blut noch übrig war, gegen Brust und Kopf strömte. Im Augenblick wacht der Kranke auf, seine Wangen färben sich, er öffnet die Augen und blickt verwundert umher; man richtet einige Fragen an ihn, welche er beantwortet. Das Wunder dauerte aber nur ein Paar Minuten; trotz der Compression der großen Pulsader

rohen Produkten, welche diese Provinz hervorbringt, der niedere Stand des Arbeitslohns, in Folge der Wohlfeilheit der Lebensmittel; endlich die natürliche Geschicklichkeit der Einwohner für mechanische Arbeiten und ihr Unternehmungsgeist — alle diese Ursachen zusammen machen Wladimir zu einer der reichsten und betriebsamsten Statthalterschaften von ganz Rußland. Peter I ist es, dem diese, wie die andern Provinzen ihre Industrie verdanken — namentlich die erste Gründung ihrer Leinwand-, Leder-, Glas- und Eisenmanufakturen. Seit den letzten zehn Jahren haben auch die Baumwollenfabriken einen großen Schwung genommen. Unter 333 Fabriken, welche diese Statthalterschaft im Jahre 1828 besaß, gab es 160 Baumwollenfabriken, ungerechnet die zahlreichen Werkstühle auf dem Lande und in den Städten, an welchen im Kleinen gearbeitet wurde. Die Stadt Schuja und das Dorf Iwanowo, welches dem Grafen Scheremetieff gehört, können als Hauptplätze dieser Fabrikation angesehen werden. Als eine der merkwürdigsten dieser Fabriken nennen wir die Poffiliu'sche, welche 2728 Werkstühle und 210 Drucktische nebst einer Cylindermaschine für denselben Zweck enthält; dieses Institut hielt in dem erwähnten Jahre 3679 Arbeiter, lieferte 79,000 Stücke von verschiedenen Stoffen und verbrauchte für eine Million Rubel rohes Material. Die Gesammtzahl der Webereien in der Statthalterschaft belief sich auf 15,612 und die der Arbeiter, die Fabrikanten und ihre Familien nicht einbegriffen, auf 26,257. Nach dem Berichte des Hrn. Bolotoff, Inhabers einer sehr bedeutenden Fabrik in der Stadt Schuja, wurden in der Statthalterschaft 170,000 Pud gesponnene Baumwolle verkauft, davon 20,000 Pud aus russischen Spinnereien, was, das Pud zu 65 Rubel, welches der mindeste Preis ist, die Summe von 11,150,000 Rubel ausmacht; nimmt man an, diese Quantität sey bloß zu Verfertigung von Mitcal, der gemeinsten Kattunart, verbraucht worden, und rechnet, daß ein Pud acht Stücke je zu 15 Arschinen

welche durch Krieg, Aufstände oder Hinrichtungen umgekommen sind.

•

Auf die Ereignisse der Julitage ist in Paris eine gute Anzahl von Denkmünzen erschienen, welche sämmtlich bei Levecour, Palais Royal Nr. 12 zu haben sind. Wir geben hiemit die Titel: La Fayette (zwölf verschiedene Medaillen von Silber zwei von Komposition); Le Roi, au conservateur de la liberté; Le Roi, désormais la France sera libre; Les trois journées;**) La patrie reconnaissante; Triomphe de la vérité; Le peuple français à la nation anglaise; A nos frères, qui ont peri; Liberté reconquise; Liberté, égalité; La Fayette, défenseur de la liberté dans les deux mondes; Gloire aux Parisiens; Aux Français; Aux citoyens de Paris; Aux défenseurs de la liberté; Le Roi; la Reine; *Le Coq; Les* Barricades; La Charte sera désormais une vérité; *Le Roi*, la revue; Le Roi, distributeur des drapeaux; *Le Roi*, rétablissement de la garde nationale; Le Roi, hommage à la garde nationale. Endlich wurde eine Medaille aus den Kugeln geschlagen, welche auf das Volk geschossen worden waren, mit der Inschrift: Par ordre de Charles X.

•

Ein Naturforscher, veranlaßt durch die neuerdings wieder in Gebrauch gekommenen Taubenposten, hat Beobachtungen über die Geschwindigkeit des Vogelflugs angestellt. Hiernach ist ein Geier im Stande, in einer Stunde 150 englische Meilen zurückzulegen. Wiederholte Beobachtungen an der Küste von Labrador überzeugten den Major Cartwright, daß die Eidergans gegen 90 engl. Meilen weit in der Stunde fliegt. In derselben Zeit fliegt die gewöhnliche Krähe 25 und die Schwalbe, nach Spallanzani, 92 Meilen. Es wird versichert, daß man einen Falken Heinrichs IV 21 Stunden

Denkwürdigkeiten von Johann

Marsch

(Schluß

Auf diese Erklärung ging der Ge
und brachte einen andern Bericht mit
meiner Kollegen, die HH. Teilet,
falls angeklagt waren. Er fragte m
sen drei Syndiken eben so wie mit m
diger Herr," sagte ich, „Alles was
Aufforderung unsers Präsidenten."
mich selbst gerettet, sondern auch m
ist es wahr, daß uns der Präsiden
Rede ist, mitgetheilt hat; aber Ke
ren. Auf diese Weise besänftigte
auf einige gütige Worte an mich
Irrthum noch mehr zu bestärken,
auf die Mitglieder der Municip
schreibe man mit Unrecht den Bew
digen Geist zu; bis auf einige
liche Gesindel seyen,

melt worden wäre, seine gesetzliche Kraft verliert. Eine eigenthümliche Beschränkung der Redefreiheit liegt in der Bestimmung, daß in der Landbotenkammer einzig die 5 Minister und die 15 Mitglieder der für das Finanzwesen, die bürgerliche und peinliche Gesetzgebung erwählten Kommissionen an der Verhandlung Theil nehmen dürfen, während alle andern Landboten nur in geheimer Abstimmung entscheiden.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Im Jahr 1828 enthielt Rußland 5244 Fabriken, bei welchen 255,414 Arbeiter Beschäftigung fanden. In Bezug auf acht Statthalterschaften erhält man durch das Journal der Manufakturen und das Journal des Ministeriums des Innern nähere Nachrichten. Nächst der Statthalterschaft Moskau hat die Statthalterschaft Wladimir die größten Fortschritte im Manufakturwesen gemacht. Ihre zahlreiche Bevölkerung, ihre Lage im Mittelpunkte des Reichs, die Erleichterung des Verkehrs mit Moskau und Nischni-Nowogorod, und allen Provinzen an der Wolga und deren Zuflüssen namentlich mittelst der Wolga, der Oka und der Kliasma, der Ueberfluß an rohen Produkten, welche diese Provinz hervorbringt, der niedere Stand des Arbeitslohns, in Folge der Wohlfeilheit der Lebensmittel; endlich die natürliche Geschicklichkeit der Einwohner für mechanische Arbeiten und ihr Unternehmungsgeist — alle diese Ursachen zusammen machen Wladimir zu einer der reichsten und betriebsamsten Statthalterschaften von ganz Rußland. Peter I ist es, dem diese, wie die andern Provinzen ihre Industrie verdanken — namentlich die erste Gründung ihrer Leinwand-, Leder-, Glas- und Eisenmanufakturen. Seit den letzten zehn Jahren haben auch die Baumwollenfabriken einen großen Schwung genommen. Unter 557 Fabriken, welche diese Statthalterschaft im Jahre 1828 besaß, gab es 160 Baumwollenfabriken, ungerechnet die zahlreichen Werkstühle auf dem Lande und in den Städten, an welchen im Kleinen gearbeitet wurde. Die Stadt Schuja und das Dorf Iwanowo, welches dem Grafen Scheremetieff gehört, können als Hauptplätze dieser Fabrikation angesehen werden. Als eine der merkwürdigsten dieser Fabriken nennen wir die possylin'sche, welche 2722 Werkstühle und 240 Drucktische nebst einer Cylindermaschine für denselben Zweck enthält; dieses Institut hielt in dem erwähnten Jahre 3679 Arbeiter, lieferte 79,000 Stücke von verschiedenen Stoffen und verbrauchte für eine Million Rubel rohes Material. Die Gesammtzahl der Webereien in der Statthalterschaft belief sich auf 15,612 und die der Arbeiter, die Fabrikanten und ihre Familien nicht einbegriffen, auf 24,257. Nach dem Berichte des Hrn. Bolotoffs, Inhabers einer sehr bedeutenden Fabrik in der Stadt Schuja, wurden in der Statthalterschaft 170,000 Pud gesponnene Baumwolle verkauft, davon 20,000 Pud aus russischen Spinnereien, was, das Pud zu 85 Rubel, welches der mindeste Preis ist, die Summe von 14,450,000 Rubel ausmacht; nimmt man an, diese Quantität sey bloß zu Verfertigung von Mitcal, der gemeinsten Kattunart, verbraucht worden, und rechnet, daß ein Pud acht Stücke je zu 45 Arschinen Länge giebt, so erhält man 1,560,000 Stücke, welche einen Werth von 27,200,000 Rubel darstellen; allein dieser Werth muß weit beträchtlicher seyn, da auch viele persische und indische Kattune fabrizirt werden. Ungeachtet der niederen Preise und der Schwierigkeit des Absatzes, legten auch die Leinwandmanufakturen in Wladimir eine große Thätigkeit an Tag. Sie beschäftigten 6173 Webstühle und 10,190 Arbeiter, wiederum alle Privatgewerke ungerechnet; 55,062 Stücke flandrische Leinwand, 55,675 Stücke Raventuch, 99,060 Stücke verschiedener anderer Sorten, und 7113 Stücke Baumwollenstoffe, in einigen derselben, sind die Ausbeute. Tuchfabriken gab es bloß 2; Glas- und Kristallfabriken dagegen 19 mit 1294 Arbeitern. In letzteren hat man es auf einen hohen Grad von Vollkommenheit gebracht. Die Porzellanmanufaktur kam erst im Jahre 1828 auf, und war noch nicht beträchtlich. Die Gerbereien in dieser Statthalterschaft, besonders in der Stadt und dem Bezirke Murom, genießen seit langer Zeit einen hohen Ruf, aber der Absatz ins Ausland hat sich sehr vermindert; man zählte 42 Lederfabriken. Die drei Eisengießereien der Statthalterschaft gehören zu den ersten im Reiche; sie verwendeten 2548 Arbeiter. Neu errichtet wurde eine Schwefelsäure- und Scheidewasserfabrik, in welcher man auch Farben bereitet. In sämmtlichen Fabriken waren 59,156 Arbeiter. Unter den 110 Fabriken der Statthalterschaft Tamboff zählte man 11 Tuchfabriken und 11 Eisenhämmer; unter den 131 der Statthalterschaft Kaluga (wo jedoch von drei Bezirken die Nachweisungen fehlen) 26 Baumwollen-, 14 Papier-, 18 Hut-, 20 Leder- und 14 Seifen- und Kerzenfabriken, mit 11,560 Arbeitern; unter den 105 der Statthalterschaft Olonez *) zwei der Krone gehörige Eisengießereien in Petrozawodsk und vier andere, die Privatleuten gehören, 3 Quincaillerie- und 69 Lederfabriken, 18 Sägemühlen **); unter den 56 der Statthalterschaft Astrachan 5 Seidenfabriken; unter den 52 der Statthalterschaft Kostroma 1 Tuch- und 11 Leinwandfabriken; unter den 59 der Statthalterschaft Witepsk 51 Gerbereien, 4 Tuchfabriken, 1 Kerzen-, 1 Faience-, 1 Glas- und 1 Ziegelfabrik; endlich unter den 58 der Statthalterschaft Archangel 10 Gerbereien, 7 Seilereien, 6 Talk- und 6 Pechfabriken, 5 Walfischöl-siedereien, 3 Zuckerraffinerien und 1 Papierfabrik.

Ein Rechenmeister der Quotidienne giebt den Regierungen die warnende Lehre, durch geeignete Reformen jeder gewaltsamen Umwälzung zeitig vorzubeugen, indem er zu ermitteln und näher zu belegen sucht, wie viel Menschenleben die französische Revolution von 1789 bis 1815 gekostet hat. Die Gesammtzahl soll sich auf 15,709,159 Individuen belaufen, welche durch Krieg, Aufstand oder Hinrichtungen umgekommen sind.

Auf die Ereignisse der Juliustage ist in Paris eine gute Anzahl von Denkmünzen erschienen, welche sämmtlich bei Leveque, Palais-Royal Nr. 12, zu haben sind. Wir geben hiemit die Titel: La Fayette (zwölf verschiedene Medaillen von Silber zwei von Komposition); Le Roi, au conservateur de la liberté; Le Roi, désormais la France sera libre; Les trois journées; ***) La patrie reconnaissante; Triomphe de la vérité; Le peuple français à la nation anglaise; A nos frères, qui ont péri; Liberté reconquise; Liberté, égalité; La Fayette, défenseur de la liberté dans les deux mondes; Gloire aux Parisiens; Aux Français; Aux citoyens de *Paris*; Aux défenseurs de la liberté; Le Roi; la Reine; *Le Coq*; Les Barricades; La Charte sera désormais une vérité; *Le Roi*, la revue; Le Roi, distributeur des drapeaux; *Le Roi*, rétablissement de la garde nationale; Le *Roi*, hommage à la garde nationale. Endlich wurde eine Medaille aus den Kugeln geschlagen, welche auf das Volk geschossen worden waren, mit der Inschrift: Par ordre de Charles X.

Ein Naturforscher, veranlaßt durch die neuerdings wieder in Gebrauch gekommenen Taubenposten, hat Beobachtungen über die Geschwindigkeit des Vogelflugs angestellt. Hiernach ist ein Geier im Stande, in einer Stunde 150 englische Meilen zurückzulegen. Wiederholte Beobachtungen an der Küste von Labrador überzeugten den Major Cartwright, daß die Eidergans gegen 90 engl. Meilen weit in der Stunde fliegt. In derselben Zeit fliegt die gewöhnliche Krähe 25 und die Schwalbe, nach Spallanzani, 92 Meilen. Es wird versichert, daß man einen Falken Heinrichs IV 24 Stunden, nachdem derselbe von Fontainebleau weggeflogen, auf der Insel Malta wieder gefunden habe; dieser Vogel hätte also in einem Tag 1550 Meilen zurückgelegt.

In den westlichen Flüssen Irlands bedient man sich zum Salmenfang eigens abgerichteter Hunde, die sich ins Wasser stürzen und die Salmen nach der Gegend hintreiben, wo die Netze aufgestellt sind.

---

*) Die Zahl der Kaufleute in den Städten belief sich im Jahre 1829 auf 276, die der Bürger auf 4165, bei einer Bevölkerung von 100,000 Seelen. Die Einwohner lebten früher größtentheils von Jagd und Fischfang.

**) In Petersburg giebt es bereits auch Sägemühlen, die von Dampf getrieben werden. Im Jahre 1829 hatte jede dieser Mühlen zwei Dampfmaschinen, welche vier Sägerahmen in Bewegung setzten. In 612 Arbeitstagen lieferten sie 456,326 Bretter von verschiedener Qualität.

***) Auf der Kehrseite die Verse:

France, dis-moi leurs noms; je n'en vois paraître
Sur ce funeste monument, —
Ils ont vaincu si promptement,
Que j'étais libre avant les connaître.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

wenigstens auf vierzehn Tage zu verlassen. Ich erkundigte mich nach der Ursache dieses Raths, und er erzählte mir, daß es im Plan sey, am Samstag der heiligen Woche die ganze Stadt auszuplündern. Hierauf fragte er mich, ob ich wisse, daß an diesem Tage nicht der gewöhnliche Nachtgottesdienst Statt finde, sondern daß um acht Uhr Abends die Auferstehung unsers Herrn Jesus Christus in allen Kirchen zugleich gefeiert werden solle? „Es war die Rede davon," erwiederte ich, „doch kenne ich nicht den Grund dieser Neuerung." Nun erzählte er mir, daß man die ganze Bevölkerung zu einer und derselben Stunde in den Kirchen versammeln wolle, um diese sodann mit Kanonen zu umringen, sich des Arsenals zu bemächtigen, die Stadt zu plündern und in Brand zu stecken und alle Bewohner niederzumachen. Bestürzt über diese Entdeckung, ließ ich Branntwein holen; und nachdem ich einige Gläser mit diesem Offizier getrunken, dankte ich ihm und bat ihn, mir noch ein Näheres zu offenbaren. Ich erfuhr, daß der schändliche Bischof Kossakowski der Anstifter dieses Plans war, und daß der andere Verräther, der General Ozarowski, vom Könige zum Kommandanten von Warschau ernannt, den Oberoffizieren den geheimen Befehl ertheilt hatte, sobald das Blutbad seinen Anfang nehme, sich mit den Russen zu vereinigen. Auch erzählte er mir, daß man bereits in der Vorstadt Praga die Waffen zurüste, um die Warschauer zu erwürgen; daß schon die Kanonen in der Nähe der verschiedenen Kirchen versteckt seyen; daß sich außer Igelstroms Truppen noch 8000 verkleidete Russen in Warschau befänden; und daß unter sämmtliche dem Feinde ergebene Polen, zum Erkennungszeichen während des Blutbads, kleine hölzerne Dosen, inwendig mit einem rothen Siegel versehen, vertheilt worden seyen.

Nachdem der russ. Offizier mich verlassen, theilte ich diese Nachricht allen meinen Freunden mit, und lud sie ein, sich den folgenden Morgen um 4 Uhr in den Artilleriekasernen der Vorstadt zu versammeln, da ihre Zahl all zu beträchtlich sey, um sie in meiner Wohnung aufnehmen zu können. Dieß war unsere letzte Sitzung. In der Zwischenzeit sahen wir uns nach den in der Umgegend der Kirchen versteckten Kanonen um, und fanden die Worte meines ehrlichen Russen vollkommen bestätigt. Ich schrieb allen unsern Offizieren, sie möchten Erkundigungen einziehen, ob Ozarowski wirklich den unter seinem Oberkommando stehenden Anführern den Befehl, das Volk nieder zu metzeln, ertheilt habe. Endlich brachten dieselben heraus, daß auch in diesem Punkte die Offenbarungen des russischen Offiziers durchaus richtig stünden. Statt das Geheimniß zu bewahren, wie es die unteren Offiziere ihren Oberen versprochen, theilten sie es nunmehr allen polnischen Soldaten mit, was denn die Zahl unserer Freunde verdreifachte.

In unserer Sitzung hatten wir beschlossen, am Donnerstag der heiligen Woche, um vier Uhr Morgens, den Aufstand zu beginnen. Da wir keine höheren Befehlshaber hatten, so sollten die Subalternoffiziere unter sich ihre obersten Anführer wählen; denn die Offiziere der höheren Grade waren entweder feige Memmen, die sich vor dem Pulverdampf fürchteten, oder elende Hofschranzen, die sich kaum entschlossen, unser Geheimniß zu bewahren.

Da die Anzahl unserer Offiziere sehr beträchtlich war, so konnten sie nicht alle unsern Sitzungen beiwohnen. Sie wählten daher drei Abgeordnete in jedem Bataillon, die ihnen die im Ausschusse beschlossenen Maßregeln hinterbrachten. Der Mittwoch wurde zu jeder Art von Vorbereitungen angewendet, und als Alles zugerüstet war, wurde mir vom Volk und von der Armee der oberste Befehl übertragen. Es fiel mir schwer, diesen Posten anzunehmen, denn ich dachte, um zu befehligen, sey es erst nothwendig, Etwas vom Kriegswesen zu verstehen. Endlich aber folgte ich dem Beispiele meines ehrlichen Bruders Schuhmachers zu Rom, der ja auch ohne Taktik die Feinde seines Vaterlands überwunden hatte, und ich überzeugte mich, daß Muth und Vaterlandsliebe die Kenntniß der Kriegskunst füglich ersetzen können.

Um mich besser auf diese feierliche Handlung vorzubereiten, beichtete ich dem Abt Meier alle meine Sünden und empfing aus seinen Händen das heilige Abendmahl, indem wir Beide den lieben Gott baten, unser Unternehmen zu segnen. Zwar verbietet Gott, seinen Nächsten zu tödten; allein wie kann man anders, gegen einen grausamen Feind, der uns und unsere Weiber und unsere Kinder zu verderben trachtet? Von dieser Ueberzeugung ganz durchdrungen, zerstreute ich alle Bedenklichkeiten und rüstete mich mit Gottes Hülfe zum Kampfe.

Um eilf Uhr Abends, nachdem ich mit der Inspektion über die Truppen fertig war, ging ich noch ein Mal in die Artilleriekaserne, um den dort Versammelten *anzukündigen*, daß das Volk am folgenden Morgen *bei dem ersten Kanonenschusse* bereit sey, und daß es die *ganze Nacht* über wachen werde.

Die Lanziers der königlichen Garde, die an demselben Tag in Warschau angekommen waren, wußten noch Nichts von all' unsern Plänen. Mit Hülfe Gottes gelang es mir aber, sie mit uns zu vereinigen, wie man Dieß gleich sehen wird.

Da wir nicht Pferde genug für die Artillerie hatten, so gab ich Befehl, für diesen Zweck hundert fünfzig Karrengäule zu nehmen; und nachdem ich 6000 Patronen und eben so viele Feuersteine in meinen Wagen gepackt hatte, machte ich mich auf den Weg nach meiner Wohnung. Da stieß ich denn auf eine Abtheilung Lanziers der Garde, welche die Runde durch die Straßen machte. Ich stieg sogleich von meinem Wagen ab, sprach den Offizier an, und bat ihn, mich zu einem Weinwirth in der Nähe zu begleiten. Dort offenbarte ich ihm das ganze Geheimniß, ohne ihn persönlich zu kennen, und er schwur mir, in unserm Unternehmen uns beizustehen. Dieser wackere Offizier machte sich verbindlich, das ganze Regiment von dieser Neuigkeit in Kenntniß zu setzen, und bezeugte mir seinen lebhaftesten Dank.

Nach meiner Rückkehr nach Hause schrieb ich mein Testament und legte es unter das Kopfkissen meiner Frau, die ganz ruhig schlief, und von meinem Unternehmen nicht das Geringste ahnte. Hierauf vertheilte ich die Patronen und Feuersteine an die Leute, welche — zweihundert an der Zahl — die Nacht in meinem Hause zubrachten. Die übrigen Patronen und Feuersteine nahm ich in zwei Servietten und begab mich zu den Soldaten der Stadtgarde, die noch auch nicht wußten, was vorgehen solle. Diese braven Leute nahmen mein Geschenk mit größtem Eifer an und machten sich anheischig, den Eingang zu einer der Hauptstraßen zu vertheidigen.

Uebersicht der verschiedenen Wechsel in dem französischen Ministerium seit dem Jahre 1814.

Datum der Ernennung.	Präsident im Ministerrath.	Minister des Auswärtigen.	Minister der Justiz.	Minister des Innern.	Minister der Finanzen	Minister des Kriegs.	Minister der Marine.	Minister der Polizei.	Minister des königlichen Hauses.	Katholischer Kultus-Minister.	Minister des öffentl. Unterrichts vom Kultminister getrennt.	Minister der Kolonien und des Handels.	Minister der öffentlichen Arbeiten.
1814. 13 Mai.		Talleyrand.	d'Ambray (Kanzler).	Montesquiou.	Louis.	Dupont.	Malouet.	Beugnot (Generaldirektor.)	Blacas.				
1815. 9 Jul.	Talleyrand.	Talleyrand.	Pasquier.	Pasquier. (provisorisch.)	Louis.	Gouvion St. Cyr.	Jaucourt.	Otranto.	Richelieu.				
1815. 25 Sept.	Richelieu.	Richelieu.	Barbé Marbois.	Vaublanc.	Corvetto	Clarke.	Dubouchage.	Decazes.					
1816. 7 Mai.				Lainé.									
1816. 10 Mai.			d'Ambray.										
1817. 19 Jan.			Pasquier.										
1817. 23 Jun.							Gouvion St. Cyr.						
1817. 12 Sept						Gouvion St. Cyr.	Molé.						
1818. 7 Dec.					Roy.								
1818. 20 Dec.	Dessolles.	Dessolles	de Serre.	Decazes.	Louis.		Portal.	(Polizeiministerium hört auf u. wird mit dem Ministerium des Innern vereinigt.)	Lauriston.				
1819. 19 Nov.	Decazes.	Pasquier.			Roy.	Latour Maubourg.							
1820. 20 Febr.	Richelieu.		Portalis. (Unterstaatssekretair.)	Siméon.				Mounier (Generaldirektor).					
1821. 14 Dec.	Villèle	Montmorency.	Peyronnet.	Corbière.	Villèle.	Bellune.	Clermont-Tonnerre.						
1822. 27 Dec.		Chateaubriand											
1823. 19 Okt.						Damas.							
1824. 4 Jun.		Villèle (interimistisch).											
1824. 4 Aug.		Damas.				Clermont Tonnère.	Chabrol de Crousol.		Doudeauville.				
1824. 26. Aug										Frayssinous.			
1828. 4 Jan.	(kein Präsident)	La Ferronnays.	Portalis.	Martignac.	Roy.	Caux.		(Generalpolizeidirektion aufgehoben.			Vatimesnil.	St. Cricq.	
1828. 3 März							Hyde de Neuville.			Feutrier.			
1829. 14 Mai.		Portalis	Bourdeau.										
1829. 8 Aug.		Polignac	Courvoisier	Bourdonnaye.	Chabrol de Crousol.	Bourmont.	Haussez.			Kult- u. Unterr.-Minist. Montbel.		(aufgehoben.)	
1829. 18 Nov.				Montbel.									
1829. 18 Nov.	Polignac.									Guernon de Ranville.			Capelle.
1830. 19 Mai.			Chantelauze.	Peyronnet.	Montbel								
1830. 1 Aug. (provisorisch.)		Jourdan.	Dupont de l'Eure.	Guizot	Louis.	Gérard.	(Tupinier.)			Bignon			
1830. 11 Aug. (definitiv.)	(als Broglie. (Präsident des Staatsraths.)	pro- Molé.	viso Dupont de l'Eure.	rische Guizot	Kom- Louis.	mis- Gérard.	sa- Sebastiani.			rien.) Broglie.			
1830. 2 Nov.	Laffitte.	Maison.		Montalivet.	Laffitte.					Mérilhou			
1830. 17 Nov.		Sebastiani.				Soult.	d'Argout.						

Anmerkungen. Ludwigs XVIII Einzug in Paris 3 Mai 1814. — Die Charte proklamirt 4 Jun. 1814. — Ludwigs XVIII zweiter Einzug in Paris 8 Jul. 1820. — Ermordung des Herzogs von Berry, 13 Feb. 1820. — Ludwigs XVIII Tod und Karls X Regierungsantritt, 16 Sept. 1824. — Die berüchtigten Ordonnanzen, 25. Juli 1830. — Revolution zu Paris, 27—29 Jul. 1830. — Ludwig Philipp als König proklamirt, 9 Aug. 1830. — In den 16 Jahren von der Restauration bis zur neuen pariser Revolution haben über 50, und in den vier Monaten von dieser Revolution bis jetzt nach den [illegible] fernen 16 und nach deren Stellen über 20 Ministerernennungen Statt gehabt.

Übersicht der verschiedenen Wechsel in dem französischen Ministerium seit dem Jahre 1814.

Datum der Ernennung.	Präsident im Ministerrath.	Minister des Auswärtigen.	Minister der Justiz.	Minister des Innern.	Minister der Finanzen.	Minister des Kriegs.	Minister der Marine.	Minister der Polizei.	Minister des königlichen Hauses.	Katholischer Kultus-Minister.	Minister des öffentl. Unterrichts vom Kultusminister getrennt.	Minister der Kolonien und des Handels.	Minister der öffentlichen Arbeiten.
1814. 13 Mai.		Talleyrand.	d'Ambray (Kanzler).	Montesquiou.	Louis.	Dupont.	Malouet.	Beugnot (Generaldirektor.)	Blacas.				
1815. 9 Jul.	Talleyrand.	Talleyrand.	Pasquier.	Pasquier. (provisorisch.)	Louis.	Gouvion St. Cyr.	Jaucourt.	Fouché.	Richelieu.				
1815. 25 Sept.	Richelieu.	Richelieu.	Barbé Marbois.	Vaublanc.	Corvetto.	Clarke.	Dubouchage.	Decazes.					
1816. 7 Mai.				Lainé.									
1816. 10 Mai.			d'Ambray.										
1817. 19 Jan.			Pasquier.										
1817. 23 Jun.							Gouvion St. Cyr.						
1817. 12 Sept.						Gouvion St. Cyr.	Molé.						
1818. 2 Dec.					Roy.								
1818. 29 Dec.	Dessolles.	Dessolles.	de Serre.	Decazes.	Louis.		Portal.	(Polizeiministerium hört auf u. wird mit dem Ministerium des Innern vereinigt.)	Lauriston.				
1819. 19 Nov.	Decazes.	Pasquier.			Roy.	Latour Maubourg.							
1820. 20 Febr.	Richelieu.		Portalis. (Unterstaatssekretair.)	Siméon.				Mounier (Generaldirektor).					
1821. 14 Dec.	Villèle.	Montmorency.	Peyronnet.	Corbière.	Villèle.	Bellune.	Clermont Tonnerre.						
1822. 28 Dec.		Chateaubriand.											
1823. 19 Okt.						Damas.							
1824. 6 Jun.		Villèle (Interimistisch).											
1824. 4 Aug.		Damas.				Clermont Tonnerre.	Chabrol de Crousol.		Doudeauville.				
1824. 26. Aug.										Frayssinous.			
1828. 4 Jan.	(kein Präsident)	La Ferronays.	Portalis.	Martignac.	Roy.	Caux.		(Generaldirektion aufgehoben.)			Vatimesnil.	St. Cricq.	
1828. 3 März.							Hyde de Neuville.			Feutrier.			
1829. 14 Mai.		Portalis.	Bourdeau.							Kultus u. Unterr.-Minist.			
1829. 8 Aug.		Polignac.	Courvoisier.	Bourdonnaye.	Chabrol de Crousol.	Bourmont.	Haussez.			Montbel.		(aufgehoben.)	
1829. 16 Nov.				Montbel.									
1829. 18 Nov.	Polignac.												
1830. 19 Mai.			Chantelauze.	Peyronnet.	Montbel.					Guernon de Ranville.			Capelle.
1830. 1 Aug. (provisorisch.)		Jourdan.	Dupont de l'Eure.	Guizot.	Louis.	Gerard.	(Tupinier.)			Bignon.			
1830. 11 Aug. (definitiv.)	(als Broglie. (Präsident des Staatsraths.)	pro Molé.	vis= Dupont de l'Eure.	rische Guizot.	Kom Louis.	mis Gerard.	[illegible] Sebastiani.			rien.) Broglie.			
1830. 2 Nov.	Laffitte.	Maison.		Montalivet.	Laffitte.					Merilhou.			
1830. 17 Nov.		Sebastiani.				Soult.	d'Argout.						

Anmerkungen. Ludwigs XVIII Einzug in Paris 3 Mai 1814. — Die Charte proklamirt 4 Jun. 1814. — Ludwigs XVIII zweiter Einzug in Paris 8 Jul. 1815. — Ermordung des Herzogs von Berry, 13 Feb. 1820. — Ludwigs XVIII Tod und Karls X Regierungsantritt, 16 Sept. 1824. — Die berüchtigten Ordonnanzen, 25. Juli. 1830. — Revolution zu Paris, 27 — 29 Jul. 1830. — Ludwig Philipp als König proklamirt, 9 Aug 1830. — In den 16 Jahren von der Restauration bis zur neuen pariser Revolution haben über 60, und in den vier Monaten von dieser Revolution bis jetzt nach den Personen 16 und nach deren Stellen über 20 Ministerernennungen Statt gehabt.

schung von Zärtlichkeit und Härte. Seine Obliegenheiten scheinen von erniedrigender Art gewesen zu seyn, d. h. solche, die nur den Weibern zukamen und welche kein Indianer einem Sohn angemuthet hätte. Nach Verfluß dieser zwei Jahre trat er in eine andere Familie über, in der die Behandlung besser war, und wo er blieb, bis er das Mannesalter erreichte. Nun heirathete er und fuhr fort, allen Beschäftigungen eines Indianers nachzugehen. Seine Horde gehörte, wie wir schon bemerkten, zur Nation der Ottawa's, aber hauste meist unter den Tschippwa's, so daß er sich den größten Theil seines Lebens in dem Land zwischen dem Obersee, dem Winnepik und dem rothen Fluß aufhielt. An dem letztern Fluß ergab sich ihm die Gelegenheit, dem verstorbenen Lord Selkirk einige Dienste zu leisten, der damals seinen Plan in dem Innern des Gebiets der Hudsonsbaikompagnie eine Kolonie zu gründen ins Werk setzte, auf die Gefahr hin, seine dazu bestimmten Ansiedler dem Tod durch Kälte, Hunger und Krankheit oder durch unbarmherzige Wilde namentlich die barbarischen Boisbrulé's des Nordwestlands Preis zu geben. Lord Selkirk interessirte sich dergestalt für den indianisirten Tanner, daß er sich alle Mühe gab, ihm die Rückkehr in seine Familie und sein Vaterland wieder zu öffnen, obgleich jener fast keine Erinnerungen an seinen früheren Zustand mehr besaß, und vermuthlich auch wenig Verlangen nach einem civilisirten Leben verspürte. Lord Selkirks Bemühungen waren nicht ohne Erfolg. Tanner besuchte die Vereinigten Staaten und ward von seinen Brüdern und Schwestern wieder erkannt. Auf dieser seiner ersten Reise begleitete ihn ein Theil seiner Familie nach Mackinaw; einen Theil ließ er unter den Indianern zurück, um ihn später abzuholen. Als er in dieser Absicht seine alten Wohnsitze wieder aufsuchte, und bereits mit den Seinigen den Rückweg angetreten hatte, ward er durch einen treulosen Indianer, wahrscheinlich auf Anstiftung seines Weibes, angegriffen und durch einen Schuß schwer verwundet. Er kam zwar mit dem Leben davon, verlor aber seine Töchter, ohne daß er ausmitteln konnte, ob sie durch Gewalt zurück gehalten wurden oder von freien Stücken ihn verließen. Seitdem ist er Dolmetscher im Dienst der Vereinigten Staaten in Mackinaw. Während seines Verweilens unter den Indianern erwarb er sich große Geschicklichkeit im Waidwerk; auch machte er einige Feldzüge, hauptsächlich gegen die Sioux, mit; doch scheint er sich als Krieger nicht eben ausgezeichnet zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

Bericht des franz. Abgeordneten Beranger über die Abschaffung der Todesstrafe.

(Fortsetzung.)

Die Gesetzgebung und die Sitten sind Bande, die man nicht verkennen kann: wenn der Philosoph ihre Wechselwirkungen betrachtet, so darf der Gesetzgeber dem Resultate die Augen nicht verschließen.

Soll ich darauf hindeuten, wie die Gewohnheit der Verletzung eines so kostbaren Eigenthums, wie das Leben ist, wenn sie auf Völker und Regierungen übergeht, die Verhältnisse der Staaten zu einander verändert und ihnen den Stempel der Rohheit aufdrückt? Ist das Leben des Menschen etwas Unbedeutendes, ein Gut, über das Staat und Souverän verfügen dürfen, so berechnet man seinen Werth nicht mehr, und die Kabinete nehmen dann keinen Anstand, das Zeichen zu jenen großen Metzeleien zu geben, welche unter dem Namen K r i e g die Menschheit in Jammer und Elend versetzen. Zweifeln wir doch nicht, daß, wenn das Prinzip der Unverletzlichkeit des Lebens der Menschen einmal von der Gesetzgebung geheiligt ist, dasselbe nicht auch nach und nach die Sittlichkeit der Völker und der Regierungen veredeln werde.

Eben so wenig können wir den moralischen Einfluß mit Stillschweigen übergehen, welchen eine Verurtheilung oder Hinrichtung auf alle Diejenigen ausüben muß, welche irgend eine Rolle — sey es die der Richter oder der Zuschauer — dabei spielen. Man denke sich in die Mitte eines Tribunals, wo Richter und Geschworene übereinstimmend die Strafe erkennen, die eine zahlreiche Zuhörerschaft in zweifelnder Spannung erwartet.

Man gebe Acht, wie sich im Herzen eines Jeden jener Zwiespalt zwischen der Nothwendigkeit zu bestrafen und dem Gefühle des Schreckens erhebt, welcher einer Handlung, über welche das Gewissen Zweifel hegt, immer vorangeht, oder sie begleitet. Das Gewissen! Kann eine peinliche Ungewißheit über die Rechtmäßigkeit der Strafe es unterdrücken! Welche Bangigkeit durchbebt die Seele vor dem Ausspruch des verhängnißvollen Urtheils! Welchen Kampf muß der Richter nicht in sich selbst bestehen, um sein Amt gehörig zu verwalten! Muß nicht das auf eine so harte Probe gesetzte Gefühl sich am Ende abstumpfen, die Seele, um den Frieden zu finden, ihren sanfteren Regungen Gewalt anthun, sie unterdrücken?.

Wenn es mir endlich noch erlaubt ist, Ihre Blicke auf die Personen zu leiten, welche zur Vollziehung der Todesstrafe ihren Arm leihen, so sehen Sie, daß während diese Gehülfen der Gerichte den Gesetzen Achtung und Kraft verschaffen sollen, die Erniedrigung der Verbrecher auf sie zurückfällt. Sind nicht schon ihr verachteter Stand, der Abscheu, den sie allgemein erwecken, ein Zeichen der Verwerfung, welche die öffentliche Gewissensstimmung an den Akt der Strafe selbst knüpft? Und ist nicht die Existenz solcher Personen in dem Schoß der Gesellschaft eine Kalamität? Ein Mann in jedem Departement weiht sich diesem schauderhaften Dienste, und weiht ihm auch seine Familie. Vom zartesten Alter an im Anblick des Blutes erzogen, ist in ihnen jedes Gefühl von Menschlichkeit erloschen. Kann man ohne Schauder an diese Klasse der Bevölkerung denken, die gewissermaßen ausgestoßen von der Welt nur am Tage der Hinrichtungen erscheint, um ihren Blutsold in Empfang zu nehmen.

Fassen wir die Hauptmomente kurz zusammen, so ergeben sich folgende Wahrheiten; Einmal das Strafrecht ist für die Gesellschaft kein anderes, als das Recht der Vertheidigung. Dieses Recht hat seine Grenze in dem Selbsterhaltungsrecht der Gesellschaft, welches für sie ein Gesetz ihres Daseyns ist. Beschränkt sich aber die Gesellschaft in dem Gebrauche, welchen sie von dem Recht der Vertheidigung macht, nicht darauf, den Angreifenden zu entwaffnen, und ihn in die Unmöglichkeit zu versetzen, weiteren Schaden anzurichten, so überschreitet sie die Grenzen dieses

Jonsim, und gehört in die Klasse der Gesellschaftsstücke, in welcher die Franzosen so glücklich sind. Solche Bearbeitungen können aber, wenn sie nur, wie hier der Fall ist, sich in einem leichten, lebendigen Dialog zu halten wissen, immerhin zur Bildung des dramatischen Geschmacks unter einer Nation beitragen. Schon die Bekanntschaft mit dem französischen Theater kann anregend wirken, und auf die eine oder die andere Art ein Vorbeugungsmittel gegen einseitige Geschmacksrichtung werden.

Der achte Januar macht als Kunstwerk vielleicht auch keine hohen Ansprüche; aber es ist ein Nationalstück, indem es den jedem Vaterlandsfreunde denkwürdigen Tag von New-York zum Gegenstand hat, und manche noch lebende Personen, die damals eine Rolle spielten, darin vorkommen. Die amerikanischen Kritiker tadeln daran, daß der Dichter das Interesse zwischen dem streng ehrlichen John Bull, einem englischen Müller, und dem tapfern Retter von New-Orleans theile, und sind der Meinung, das Lob der Engländer hätte, aus poetischer und patriotischer Gerechtigkeit, Diesen selbst überlassen bleiben sollen. In einem andern amerikanischen Drama, welches die Gefangennehmung des Major André behandelt, und das jeden 4 Juli in New-York gegeben wird, koncentrirt sich das Interesse in dem Spion.

Der Usurpator gründet sich auf einen Abschnitt der alten irischen Geschichte, der fern genug liegt, um jede poetische Ausschmückung zuzulassen. Cartha, Bruder des Königs von Ireland, tödtet seinen Bruder, und besteigt den Thron. Der einzige Sohn des Erschlagenen, Prinz Mahon, soll auch aus dem Weg geräumt werden; aber die bestellten Banditen haben Mitleid mit dem Knaben, und bringen ihn an den Hof des Königs von Münster, wo er erzogen wird, und eine gegenseitige Neigung zwischen ihm und des Königs Tochter, Moriat, sich entspinnt. Der Prinz wächst zum Mann heran; der Usurpator erfährt, daß er noch am Leben ist, und fordert seine Auslieferung. Diese wird verweigert; ein Krieg bricht aus. Inzwischen wird Cartha von der Witwe des vorigen Königs, welche in einem unerlaubten Verhältniß mit dem Oberdruiden, dem Anstifter von allen Verbrechen Cartha's, stand, und seit dem Tod ihres Gemahls Priesterin ward, gleichfalls ermordet. Die Partei des jungen Prinzen gewinnt nun die Oberhand; seine Mutter erkennt ihn an, und stirbt an einer Wunde, welche ihr Cartha mit einem vergifteten Dolch beibrachte, als sie ihm das Messer in die Brust stieß. Der Prinz und Moriat heirathen sich, und das Stück ist zu Ende. Als Episoden sind noch die Entführung Moriats durch Partholon, einen irischen Häuptling, und ihre Befreiung durch Mahon, der Jenen tödtet; und die Liebesgeschichte Connals, eines Freundes, und Eifinors, der Schwester des Prinzen, eingeflochten. So fehlt es dem Stücke nicht an mancherlei Verwickelung, Freude und Leid; was aber freilich seinem Charakter als Tragödie etwas Eintrag thun mag. Auch ist der Dialog für Darstellung der Leidenschaft zu eintönig und mit zu vieler Deklamation überladen. Stellen übrigens, wie die folgende, in der III Scene, wenn sie auch eben kein dramatisches Verdienst haben, liest man unter den langen Reden, mit denen das Stück sich schleppt, doch gern.

(Moriat und Lena in einem Garten des Königs von Münster.)

Moriat. Hier halt! Betrachten wir das Land umher.
Wie blumig ist die Erd', der Himmel klar!
In dieser milden Jahrszeit, wo der Lenz
Den frischen Odem durch die Thäler haucht —
Wie wandert sich's so lieblich, Arm in Arm,
Mit theuren Freunden, plaudert sich's so köstlich
An solchem Ort von dieser schönen Welt!

Lena. Fürwahr ein Plätzchen süßer, holder Lust —
Dem edlen Mahon ist's der liebste Ort.
Hier sitzt er oft, und träumt von Lieb' und Dir,
Und Deines Namens Laut empfängt das Echo,
Und Deines Namens Züge mancher Baum!

Moriat. Wenn aber dieser königliche Jüngling
Zum Kampfe mit dem Räuber seines Throns
Nun scheidet — ach, wie öde wird's hier seyn! ꝛc.

Noch müssen wir auf einen Verstoß aufmerksam machen, den wir von einem amerikanischen Dichter am Wenigsten erwartet hätten; er legt seinen alten irischen Königen Redensarten von Legitimität ꝛc. in den Mund, wie sie erst in der modernen Hofsprache Mode geworden sind.

Die Tragödie Sertorius gründet sich auf das Leben dieses berühmten römischen Feldherrn, das man aus Plutarch kennt. Die Scene ist in Spanien, und fällt in die Zeit, als Jenem Metellus und Pompejus gegenüber standen. Das Hauptinteresse der Handlung dreht sich um die verrätherischen Entwürfe des spanischen Senats und den Liebesbund zwischen Sertorius und Maria, der Tochter des Marcellus. Der Verrath wird durch Ermordung des Sertorius bei einem Gastmahl vollendet, und Maria sinkt auf den entseelten Leichnam. In dem Stück erscheinen die Gesandten des Mithridates, und schlagen dem Sertorius ein Bündniß gegen Rom vor. Der Senat dringt in ihn, es anzunehmen. Er erwiedert:

Nun, bei den Göttern! bringt mich nicht in Wuth,
Daß Ihr mich zum Verräther stempeln wollt.
Gäb's noch ein mißlicheres Unterfangen,
Als loszureißen meinen Geist von Rom,
In Haß zu wandeln meine Kindespflicht;
So wär's, an einen Sklaven mich zu ketten
Wie dieser Sulla, der sich in dem Blut
Der Besten seines Volkes fett gemästet,
Und Glück und Ehre seinem Land gestohlen.
Roms Fall ist auch mein Untergang; es sey
Kein Edler überlebt sein Vaterland.
Wie sich das Kind drückt in der Mutter Arm,
Beglückend und beglückt; so hängt das Herz
Des Bürgers an dem heimathlichen Boden;
Hier nimmt es Leben, theilt es Leben mit.

Das Volk beharrt darauf, daß Sertorius das Anerbieten des Mithridates annehme; Mucius, einer ihrer Führer, sagt: „Wir sind die freien Männer dieses Grund und Bodens, Sertorius.“ „„Still, Aufrührer““, erwiedert der Feldherr, „„sagt lieber, Ihr seyd die Grundsuppe der freien Männer, der unreine Dünger, aus dem Zwietracht und Aufruhr aufschießt. Ihr Götter! was ist es so etwas Abscheuliches um die Tyrannei von Sklaven, die aus ihren Knechtsfesseln ein Scepter schmieden, und über die Aristokratie, welche die Natur gebildet, sich die Herrschaft anmaßen; umkehrend ihre großen Gesetze, daß die Macht regieren und Schwäche gehorchen solle.““ Ein solche Sprache, welche das Volk so nieder stellt, so passend sie im Mund des Sertorius seyn mag, scheint uns von einem amerikanischen Dichter, der zur Schöpfung einer Nationalliteratur beitragen will, schlechterdings verfehlt. Daß Shakspeare, der unter der gestrengen Königin Elisabeth lebte, der Aristokratie huldigte, begreift sich — aber der Zeitgenosse und Mitbürger Jacksons...! Immer ein Beweis, daß die amerikanische Literatur noch nicht ein Produkt eines innern geistigen Lebens ist, sonst müßte sie mit den Sitten Hand in Hand gehen. Ein anderer Fehler dieser Tragödie ist Mangel an Handlung. Ausdruck und Vers sind korrekt.

Der Tod Ugolino's ist von einer Geschichte des pisanischen Kriegs bevorwortet, welche interessanter und besser geschrieben ist als die Tragödie. Der Dichter hat seinem Drama ganze lange Stellen aus Dante's Divina Commedia einverleibt: so in der Scene, wo die Familie Ugolino's auf der höchsten Stufe des Elends geschildert wird. Was aber in einem epischen Gedicht eine große Schönheit seyn kann, muß es in einem dramatischen gerade nicht seyn. Man sollte glauben, es sey nicht möglich, die Geschichte Ugolino's auf irgend eine Art, in Poesie oder Prosa, wieder zu geben, ohne die tiefsten Gefühle aufzuregen. Dieses Wunder hat jedoch unser Dichter gethan. Die traurigsten Theile seines Stücks sind die komischen Scenen, und ohne Zweifel werden mehr Leser über Buffalmacco's und Pippo's Verseufzen, als bei des armen Ugolino's Klagen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Gewehre, all unsere Leintücher und Kleider waren verbrannt. Wir hatten unter den Indianern der Gegend für reiche Leute gegolten; nun war uns Nichts übrig als ein Beutel mit Arzneiwaaren, und ein Fäßchen Rum. Als ich das Fäßchen Rum sah, stieß ich es auf die Seite, ärgerlich, daß bloß das Schädlichste und Nutzloseste von Allem gerettet seyn sollte. Ich nahm hierauf der kleinen Skwaschisch ihr Leintuch und sagte ihr, sie solle jetzt nur in den Schnee hinstehen; da sie daran Schuld sey, daß wir um Alles gekommen, dürfe sie wohl etwas mehr Kälte leiden als wir. Hierauf legte ich mich mit dem Knaben Kiphil-owenin in die warme Asche. Am andern Morgen in aller Frühe eilte ich wieder auf die Jagd und da ich mir dachte, Netnokwa werde übel genug gelaunt seyn, wenn sie ihr Unglück erfahre, so wünschte ich nicht vor Nacht zurück zu kommen. Als ich mich demnach spät der Brandstätte näherte, hörte ich die Alte das Mädchen ausschelten und schlagen, und als ich endlich hinzutrat, sagte sie zu mir; „„Warum hast Du die Skwaschisch nicht getödtet, da Du das Haus zerstört fandest? Weil Du es nicht gethan hast, muß ich sie jetzt tödten."" „„O meine Mutter,"" antwortete das Mädchen, „„tödte mich nicht, und ich will Dir Alles bezahlen was Du verloren hast."" „„Was kannst Du mir geben?"" versetzte Netnokwa, „„Womit kannst Du mich bezahlen?"" „„Ich gebe Dir den Manetho,"" sagte das Mädchen; „„der große Manetho soll herabkommen und Dich belohnen, wenn Du mich nicht tödtest."" Nach einiger Zeit war Friede und gute Laune wiederhergestellt. Eines Abend rief Netnokwa das Mädchen zu sich her, und fragte sie, ob sie sich noch erinnere, was sie ihr versprochen habe. Skwaschisch konnte Nichts antworten; da nahm die Alte Gelegenheit, die Kleine darauf aufmerksam zu machen, daß man den Namen Gottes nicht leichtsinnig mißbrauchen solle." So reichte Wenig hin, Netnokwa auch unter Reizungen der heftigsten Leidenschaft wieder zur Besinnung zu bringen.

Wenn aber, wie wir nebenbei gesehen haben, Netnokwa es nicht versäumte, ihre religiösen Pflichten ihrer Familie einzuschärfen, so müssen wir noch hinzufügen, daß sie selbst sich fast immer unter dem Einfluß ihrer religiösen Gefühle befand; daher sie nicht nur alle ihre Entschließungen der Vermittlung der Gottheit durch Träume und Eingebungen zuschrieb, sondern auch unter den stärksten Widerwärtigkeiten einen unerschütterlichen Muth bewahrte. Hungersnoth ist ein steter Gefährte des indianischen Lebens. Dagegen Rath zu schaffen, bietet der Indianer all seinen Scharfsinn auf. So hielt man sich auch oft an Netnokwa, wenn alle Jagdhoffnungen fehlschlugen, und sie mit Hülfe des großen Geistes täuschte die Erwartungen nie. „An einem Morgen," erzählt Tanner „stand Netnokwa sehr frühe auf, band ihr Bettuch zusammen, nahm ihr Beil und ging fort. Sie kehrte in der Nacht nicht zurück; erst am folgenden Tag, als wir alle in der Hütte lagen, erschien sie, schüttelte den Wamigonabin an der Schulter und sagte zu diesem: „„Auf, mein Sohn, Du bist ein großer Renner, jetzt laß sehen, wie schnell Du gehen und uns das Fleisch holen wirst, welches der große Geist mir in der verwichenen Nacht beschert hat. Fast die ganze Nacht betete und sang ich, und als ich gegen Morgen einschlief, kam der Geist zu mir und gab mir einen Bären, um meine hungrigen Kinder zu nähren. Du wirst ihn in dem kleinen Gebüsch auf der Steppe treffen. Geh augenblicklich der Bär wird nicht vor Dir fliehen, wenn er Dich gleich kommen sieht."" „„Nein, Mutter,"" sagte Wamigonabin; „„es ist schon gegen Abend; die Sonne ist bald hinunter und es wird nicht so leicht seyn, die Fährte in dem Schnee zu suchen. Morgen früh soll Schaschawanibasi ein Bettuch nehmen und einen Kessel, und an diesem Tage werde ich den Bären schon erwischen, und mein kleiner Bruder soll mein Bettuch mir nachtragen, damit wir daselbst übernachten können, wenn ich das Thier erlegt haben werde."" Die Alte gab der Meinung des Jägers nicht nach; es erfolgte lauter Wortwechsel und Zank; denn Wamigonabin hatte wenig Ehrfurcht vor seiner Mutter und was kaum ein anderer Indianer gewagt haben würde, er spottete über ihre vorgebliche Unterredung mit dem großen Geist, so wie darüber, daß sie behauptete, der Bär werde nicht davon laufen, wenn der Jäger auf ihn zu schreite. Die Alte war beleidigt, und nachdem sie ihrem Sohn Vorwürfe gemacht, ging sie aus der Hütte und trug den andern Indianern ihren Traum vor, und forderte sie auf, sie nach der Stelle zu begleiten, wo der Bär seyn müßte. Sie meinten, wie Wamigonabin, daß es zu spät in der Nacht sey; aber sie hegten so viel Vertrauen zu dem Gebet der Alten, daß sie mit Tagesanbruch sich nach der bezeichneten Richtung aufmachten. Wirklich fanden sie den Bären und tödteten ihn ohne Schwierigkeit. Es war ein großes und fettes Thier; aber Wamigonabin empfing nur einen geringen Antheil. Netnokwa war sehr ärgerlich und nicht ohne gerechte Ursache; denn ob sie gleich behauptete, daß ihr der Bär von dem großen Geist gegeben worden, so verhielt sich die Sache so, daß sie ihn aufgespürt und bis in das Gehölz verfolgt hatte." Ob es bloßer Kunstgriff, dessen sie sich zur Befestigung ihrer Autorität bediente, war, oder ob sie sich selbst mit ihren Inspirationen täuschte, wer will Dieß entscheiden?

(Schluß folgt.)

Bericht des franz. Abgeordneten Berangee über die Abschaffung der Todesstrafe.

(Fortsetzung.)

Ihre Kommission will die Publicisten nicht aufzählen, welche für diese Abschaffung ihre Stimmen erhoben haben, seit und noch vor Beccaria bis auf den jungen und gelehrten Schriftsteller, welcher sein Talent mit einer so großherzigen Beharrlichkeit diesem edlen Gegenstande widmet und dem von Paris und Genf der Preis zuerkannt ward; ihre Namen sind zu bekannt, die öffentliche Dankbarkeit hat sich daran gekettet, der Glanz eines reinen Ruhmes umstrahlt sie.

Aber daran müssen wir erinnern, daß, als beim Beginn unserer Revolution alle edeln Ideen in großen Geistern ein Echo fanden, die Verfassungs- und Gesetzgebungs-Kommissionen der konstituirenden Versammlung auf Abschaffung der Todesstrafe drangen; und daß die aufgeklärtesten Redner — ein Duport, Tronchet, Chapelier, Tracy, Larochefoucauld — die ganze Kraft ihres Talentes und ihrer erhabenen Seele bei dieser großen Frage aufboten. Ja nach-

Literarische Chronik.

Biblische Literatur.

History of the Bible. Vol. 1. By the Reverend G. R. Gleig, Colburn and Bentley. London 1830 (National Library Nro. 2).

A concise view of the Succession of sacred Literature, in a chronological Arrangement of authors and their works, from the Invention of alphabetical characters to the year of our Lord 1445. Vol. 1. Part. 1. By Adam Clarke, LL. Dr. etc. Part. II. by J. B. B. Clarke, M. A. etc. 8. London 1830. T. S. Clarke, Simpkin and Marshall.

Da Njoe Testament va wi Masra en Helpiman Jesus Christus. Translated into te Negro-English Language, by the Missionaries of the Unitas Fratrum, or United Brethren. Printed for the Use of the Mission, by the British and Foreign Bible Society. London 1829.

Von diesen drei Werken, die wir zusammenstellen, zeugt das erstere von der fortdauernden britischen Umkritik in der Theologie, die von den gelehrten historischen Forschungen in Deutschland keine Notiz nimmt und sich überall bei einer buchstäblichen Erklärung der heiligen Schrift beruhigt; das zweite von britischem Fleiß und britischer Beharrlichkeit, da es die biblische Literaturgeschichte von ungefähr dreißig Jahrhunderten umfaßt; das dritte, mit dem wir es hier zu thun haben, von britischer Sonderbarkeit. Denn es war wohl ein eigener Einfall, in den Mischmasch von afrikanischen, holländischen, französischen, spanischen, portugiesischen und englischen Wörtern, welchen die Neger auf Demerary sprechen, das neue Testament zu übertragen, statt lieber diese Neger eine ordentliche Sprache zu lehren, da doch diese Bibelübersetzung, der sich ein in demselben Idiom verfaßtes Gesangbuch anschließt, zugleich für den Schulunterricht bestimmt ist. Nicht genug, die mährischen Brüder, von denen Bibel und Gesangbuch sind, haben auch eine Grammatik des Talki-Talki, oder der Negersprache ausgearbeitet. Das Talki-Talki soll indeß nicht übel lauten (die meisten Worte gehen auf Vokale aus), namentlich in dem Mund der kreolischen Damen, die, wie Bolingbroke in seiner Reise nach Demerary berichtet, dasselbe jeder andern Sprache vorziehen. Neger-Englisch wird die Sprache unsers N. T. nur sehr uneigentlich genannt, da in Guyana, wo so lange die Holländer wirthschafteten, das holländische Element nicht wohl schwächer als das englische seyn kann. Unsere Leser mögen sich aus einer Probe selbst das Nöthige abstrahiren. Wir wählen die Erzählung des Wunders von Cana (Joh. 2, 1 – 11):

1. Drie deh na bakka dem holi wan bruiloft na Galilea; en mamma va Jesus ben de dapeh. 2. Ma dem ben kali Jesus haba discipel toe, va kom na da bruiloft. 3. En teh wieni nanga hem, mamma va Jesus takki na hem; dem no habi wieni morro. 4. Jesus takki na hem: mi mamma, hoeworko mi habi nanga joe? Tem va mi no ben kom jette. 5. Hem mamma takki na dem foetoeboi; oene doe sanni a takki gi oene. 6. Ma dem ben poetti dapeh siksi biggi watra-djoggo, na da fasi va djoe vo krieni dem: inniwan djoggo holi toe effi drie kannetjes. 7. Jesus takki na dem (foetoeboi): Oene foeloe dem watra-djoggo nanga watra. En dem foeloe dem teh nah moeffe. 8. En dan a takki na dem: oene poeloe pikinso, tjarri go na grang-foetoeboi. En dem doe so. 9. Mah teh grang-foetoeboi tesi da watra, dissi ben tron wieni, kaba a no sabi, na hoepeh da wieni; komotto (ma dem foetoeboi dissi ben teki da watra ben sabi): a kali da bruidigom. 10. A takki na hem: Inniwan somma njoesoe va gi fossi da morro switti wieni, en teh dem dringi noeffe kaba, na bakka da mendre swittiwan; ma joe ben kiebri da morro boennewan. 11. Datti da fossi marki dissi Jesus ben doe; en datti ben passa na Canana Galilea va dem somma si glori. En dem discipel va hem briebi na hem.

Wir fügen die wörtliche Uebersetzung bei, indem wir zugleich auf einige der Eigenthümlichkeiten dieses Talki-Talki aufmerksam machen. „1. Drei Tage nachher (na bakka, after back), da hielten sie eine (one, wan) Hochzeit in Cana in Galilea, und Mamma von Jesus war (been, ben) dabei. 2. Aber (mais, ma) Jesum luden sie ein, mit ihm Schüler, zu kommen zu der Hochzeit. 3. Und als Wein zu Ende, Mamma von Jesus sprach (talke, takki) zu ihm: sie nicht haben Wein mehr. 4. Jesus sprach zu ihr: meine Mamma, was Wert habe ich mit Dir? Zeit (tems, tem) von mir ist noch (yet, jette) nicht kommen. 5. Seine Mamma spricht zu dem Diener (footboy, foetoeboi, Laufbuben): Ihr thut die Dinge, die er zu Euch sagt. 6. Aber es waren gesetzt (put, poetti) daselbst sechs große Wasserkrüge (water jug, watra djoggo) nach der Weise (fashion, fasi) der Juden (Jew, Djoe), sich zu reinigen (clean, krieni); jeder (every one, inniwan) Krug hielt zwo (toe) oder drei Kannen. Jesus spricht zu ihnen (dem Diener): Ihr füllt die Wasserkrüge mit Wasser. Und sie füllten sie bis an Rand (mouth, moeffe). 8. Und dann spricht er zu ihnen: Schöpft ein Wenig und bringt es (carry, tjarri) zu dem Oberdiener (grand footoboy, grang-foetoeboi). Und sie thaten so. 9. Aber da der Oberdiener versuchte (tasto, testi) das Wasser, das verwandelt (turn, tron) war in Wein, konnte er nicht wissen (sabi, savoir), von wo der Wein gekommen (aber der Diener, der hatte genommen (take, teki) das Wasser, wohl wußt' er's); er ruft dem Bräutigam. 10. Er spricht zu ihm: Jedermann pflegt (use, njoesoe) zu geben (give, gi) erst (first, fossi) den mehr (more, morro) süßen (sweet, switte), und wenn sie genug (enough [l. enoff], noeffe) endlich getrunken, nachher den weniger (moindre, mendre) süßen Wein; aber Ihr habt versteckt (cover, kiebri) den mehr guten Wein. 11. Das ist das erste Wunder, das Jesus hat gethan, und dieß ist geschehen in Cana in Galilea, damit (for, va) die Menschen (hommes, somma) sehen seine Herrlichkeit. Und die Schüler von ihm glaubten (believ, briebi) an ihn."

Als eine Parodie, wie man geneigt seyn könnte, voraus zu setzen, nimmt sich diese Uebersetzung denn doch nicht aus, und wenn auch einzelne Wörter in ihrer unmittelbaren Bedeutung etwas Komisches haben, so entfernt wieder der kindlich einfache Ton diesen Eindruck *). So mögen also die armen Neger immerhin in ihrem seltsamen Jargon das Wort Gottes sich vortragen lassen. Denn wollte man auch in den Schulen sie anhalten, die Sprachen der gebildeten Klasse, also auf englischen Kolonien die englische zu erlernen, so gebe Dieß doch bei älteren Personen nicht mehr an, die man aber deßwegen nicht ohne Unterricht lassen kann. Auf jeden Fall sind also die Missionäre genöthigt, sich dieses Idioms in der Predigt zu bedienen, und Dieß ist so etwas Unerhörtes nicht, wenn man z. B. weiß, daß in manchen Gegenden, wie in der Schweiz, im Volksdialekt gepredigt wird, ohne daß die Erbauung darunter leidet.

Die Uebersetzung in das Talki-Talki ist übrigens schon vor mehreren Jahren verfaßt und cirkulirte lang in der Handschrift. Schon im Jahre 1808 hörte Bolingbroke in der Kapelle zu Paramaribo daraus vorlesen. Die Ankunft der gedruckten Exemplare auf der Kolonie erregte eine große Freude unter den 50,000 Negern, welche diese Sprache sprechen.

Cholera Morbus.

In Frankreich haben sich bereits (vergl. Ausl. Nr. 330) bei der Akademie der Wissenschaften eine Menge Aerzte zu Mitgliedern der Kommission gemeldet, die man zur Untersuchung der Cholera Morbus nach Rußland zu senden beabsichtigen könnte. Einer dieser Aerzte, Hr. Eusebe Desalle, sprach wiederholt die Ansicht aus, daß die Kälte keineswegs denselben Einfluß auf die Cholera als auf das gelbe Fieber äußere, und beruft sich deshalb auf einen Bericht des Hrn. von Humboldt, wonach die Cholera während des letzten strengen Winters zu Orenburg gewüthet hatte. Da indessen die letzten Nachrichten aus Moskau und aus anderen Städten Rußlands günstig lauten, so neigt man neuerdings in Frankreich sich zur entgegengesetzten Ansicht. Ist man aber auch der Meinung, daß der Winter den Fortschritten der Seuche vollständig ein Ende machen dürfte, und scheint die Absendung einer ärztlichen Kommission deßhalb weniger dringlich, so ist sie doch aus wissenschaftlichen Rücksichten beschlossen worden.

---

*) Noch einige Sprachverkehrungen des Talki-Talki: bikasi statt because, pokki statt speake, tarra statt the other, neberwantem statt never one time, fadom statt fall down, hoppo statt rise up (Auferstehung), joesnoe statt just now, Schlangengezücht snekki famili u. s. w.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

päer mit seinen unvermeidlichen Illusionen, sondern den unbefangenen Indianer hören, der dieß Alles selbst durchlebt hat. Wer die Indianer bloß etwa aus Coopers Novellen kennt, erhält in mancher Beziehung eine niedrigere Vorstellung von ihrem Charakter, wenn er von den vielen Rauschhändeln, gemeinen Kunstgriffen, kleinlichen Diebereien, elenden Prahlereien und feigen Ausreißereien liest, von deren Geschichte Tanners Bericht voll ist; allein er wird auf der andern Seite wieder auf den richtigen historischen Standpunkt gesetzt, auf welchem das Menschenleben in seiner ganzen bunten Mischung von Gut und Böse, von Tugend und Laster erscheint. Man muß indeß die schnöde Nebenbuhlerschaft der beiden englischen Pelzkompagnien kennen, welche zu Tanner's Zeit ihr Unwesen im Norden der kanadischen Seen trieben, um einen großen Theil der Schuld indianischer Entartung den Söhnen des aufgeklärten Europa's zuzuwälzen.

Lassen wir diese Schattenseiten, und suchen wir die Lichtpunkte auf, die auch noch in diesem dunkeln Gemählde zahlreich vorkommen. So lange sich ein Volk uneigennütziger Aufopferung fähig zeigt, kann man nicht sagen, daß es ohne sittlichen Werth sey. So viele rührende Züge, wovon Tanner zu erzählen weiß, beweisen Dieß hinlänglich. In dem fast immerwährenden Kampf mit Entbehrungen aller Art theilten nicht nur die Angehörigen einer Familie sondern auch Fremde einander stets bereitwillig von dem kargen Ertrag ihrer Jagd mit, wenn gleich dann vielleicht im nächsten Augenblick der Hunger an ihrer Thüre pochte. Als Netnokwa's Mann starb, sah sie sich mit Kindern überladen, die noch sämmtlich zu jung waren, um zum Unterhalt des Hauses beizutragen. Sie zog daher zu einigen Freunden nach dem rothen Fluß, welche gleich sich geneigt erklärten, für sie zu jagen. „Diese unsere Verwandten," sagte der Häuptling, „sind aus einer entfernten Gegend gekommen; die zwei kleinen Knaben können noch nicht für sich sorgen; wir dürfen sie nicht Mangel leiden lassen." Im Urzustande der Gesellschaft, wo der Egoismus seine vollen Rechte hat, ist ein solches thätiges Interesse für die Noth Anderer immer eine schöne Regung des sittlichen Gefühls. Da hier die Gewohnheit des Zusammenseyns, die oft dieselbe Wirkung durch Erzeugung eines gewissen natürlichen Wohlwollens hervorbringt, Nichts dazu thun konnte, so müssen wir in diesem edelmüthigen Beistand die Anerkennung einer freien Pflichthandlung finden. Wenn der Indianer seine Stammesgenossen auf den Tod vertheidigt, so ist Dieß ohne Zweifel ihm, weil ihn der rohe Instinkt der Tapferkeit dazu treibt, nicht so sehr zum Verdienst anzurechnen als wenn er sich mit dem mühsamen Unterhalt einer fremden Familie beschwert. Noch ein Beispiel von indianischer Mutterliebe! An einem Abend kehrte ein Tschippwayhäuptling von einer glücklichen Jagd zurück, auf welcher er zwei Elennthiere erlegt hatte, und am folgenden Morgen machte sich sein Weib mit ihrem kleinen Sohn auf den Weg, um das Fleisch zu trocknen. Sie hatten sich eine große Strecke von Haus entfernt als der Knabe ganz in der Nähe eine Streifpartie Sioux gewahrte, und mit den Worten: „Die Sioux kommen," seine Mutter darauf aufmerksam machte. Die Alte zog ihr Messer, schnitt den Gurt der das Leintuch, in welchem der Knabe saß, an ihren Rücken befestigte, los, und sagte ihm, er solle aus allen Kräften dem Haus zu laufen; sie selbst, mit dem Messer in der Hand, schritt den Feinden entgegen. Der Knabe hörte viele Gewehre und von der Mutter ward nie mehr Etwas vernommen. Lange rannte er, in der Angst, die Verfolger möchten ihn einholen, fort, und langte endlich in einer Art Geistesabwesenheit, die Sioux nur 150 Yard hinter sich, in dem befestigten Lager an.

Tanner vollendete seine Einweihung in das indianische Leben, als er den ersten Bären erlegte. Die Erzählung dieses wichtigen Ereignisses ist in hohem Grad charakteristisch. „Der Tag unseres Abzugs von einem Platz," schreibt er, „wo wir uns seit drei Monaten befunden und bereits anfingen Mangel zu leiden, war bestimmt. Unsere Bedürfnisse wurden immer dringender. Am Abend zuvor sprach meine Mutter Viel von den Unfällen und Verlusten, die sie betroffen, so wie von der gegenwärtigen Noth. Um die gewöhnliche Stunde legte ich mich, wie der jüngere Theil der Familie pflegte, zum Schlaf nieder; aber nicht lange, so wachte ich an dem lauten Beten und Singen der Alten, welche ihre Andacht die ganze Nacht hindurch fortsetzte, wieder auf. In aller Frühe hieß sie uns aufstehen, unsre Macassins anlegen und uns zum Aufbruch rüsten. Dann rief sie Wamigonabiu zu sich und sagte mit leiser Stimme: „„Mein Sohn, letzte Nacht sang und betete ich zu dem großen Geist und als ich schlief kam ein Mann zu mir und sprach: Netnokwa, morgen sollst Du einen Bären speisen. In einiger Entfernung von dem Weg, den Ihr wandern werdet (in der Richtung die sie ihm bezeichnete) ist ein kleiner runder Wiesengrund, durch den Etwas wie ein Pfad geht, und auf diesem Pfad ist der Bär. Nun, mein Sohn, wünsche ich, daß Du nach diesem Ort gehest; aber Du darfst gegen Niemand Erwähnung thun, was ich Dir gesagt habe."" Allein der junge Mensch, der nicht besonders anhänglich war an seine Mutter oder achtsam auf Das, was sie ihm sagte, ging aus dem Haus und spottete bei den andern Indianern über den Traum *) seiner Mutter. „„Das alte Weib,"" sagte er, „„meint, wir sollen heute einen Bären essen; aber ich weiß nicht, Wer ihn tödten wird."" Netnokwa, die es hörte, verwies ihm seine Rede; sie konnte ihn jedoch nicht vermögen, daß er auf die Jagd ging. Die Indianer brachen also nach der Gegend auf, in welcher sie die kommende Nacht lagern wollten. Voran zogen die Männer von denen jeder einige Stück Gepäck trug; als sie auf der Lagerstätte angelangt, warfen sie ihre Bündel nieder und gingen der Jagd nach. Einige Knaben, unter denen ich, hatten die Männer begleitet und blieben bei dem Gepäck, bis die Weiber nachfolgten. Ich trug mein Gewehr bei mir und die Unterredung zwischen meiner Mutter und Wamigonabiu rücksichtlich des Traums wollte mir nicht aus dem Kopf. Kurz ich faßte den Entschluß mich nach jenem Ort zu begeben, und ohne Jemand von meinem Vorhaben Etwas zu äußern, lud ich mein Gewehr für einen Bären und schlug den Weg, den wir hergekommen, ein. Bald be-

---

*) Tanner selbst scheint Netnokwa's Glauben an Träume zu theilen. Denn er erzählt eine Menge Träume, die alle in Erfüllung gegangen seyn sollen. In Bezug auf die Offenbarungen des Schowni (shawnee) Propheten, der damals unter den Indianern auftrat, war er jedoch etwas skeptischer.

aber in ihre Einsamkeit zurückgekehrt, hatten sie sich dieser Gegenstände als unbrauchbarer Geräthschaften größtentheils entledigt. Ihr kräftiger, schlanker Wuchs und ihre Haltung bildeten einen traurigen Kontrast gegen unsere europäische Schwäche. Einer kam mit einem Dutzend Opussums, die er in die Glut warf und im Augenblick nach einander wieder herauszog, um ihnen mittelst eines scharfen Kiesels die Haut abzustreifen. Nachdem hierauf dieses Wildprät noch halb roh von ihnen verzehrt worden, erhoben sie sich, gingen an den See, wo sie sich auf den Bauch niederstreckten und ihren Durst stillten. Hier sah man das rohe Naturleben mit allen seinen Genüssen: Thätigkeit der Jagd, Appetit, eine schöne Sonne und ein Lager von kurzem sammtnem Grase. Freilich werden die armen Horden dieser Güter sich nicht lang mehr erfreuen; bereits haben ihnen viele Pflanzer den Krieg erklärt und unbarmherzig Treibjagden auf sie angestellt. Wiedervergeltung ward geübt und wahrscheinlich wird der Kampf, wie in Nordamerika, nur mit Vernichtung der ursprünglichen Bevölkerung enden. Alle Versuche, Civilisation unter diesen Negern einzuführen, sind bis jetzt mißlungen; indessen erfordert die Humanität und Klugheit, daß man die Hoffnung noch nicht aufgiebt, und die englische Regierung hat deßwegen auch eine Anstalt zur Erziehung von eingebornen Kindern und Gefangenen errichtet." *).

Hingebung eines polnischen Officiers für die französische Armee. **)

Die Nationen sind, wie einzelne Menschen, den Wechselfällen des Schicksals ausgesetzt. Gleich wie ein mit Macht und Würden bekleideter Mann von Schmeichlern umgeben wird, die, von seiner Freigebigkeit bereichert, ihn im Unglück verlassen, und ihre Dienste seinen Feinden anbieten; eben so findet eine durch Siege groß gewordene Nation zu jeder Zeit bereitwillige Verbündete, die die Eroberungen mit ihr zu theilen wünschen, ihre Freundschaft erbetteln, und ihre Treue und Anhänglichkeit rühmen, so lange jene Macht dauert; beim ersten Unfall aber werfen sie sich auf die Seite ihrer Feinde, und verlangen zum Lohn ihres Verraths die Garantie Dessen, was sie früher durch ihr falsches Spiel gewonnen hatten. Bei keinem Staat hat sich diese traurige Wahrheit deutlicher als bei Frankreich erwiesen. In seinem Siegesglanze folgte ganz Europa seinen Schritten; in seinem Mißgeschick stellten sich alle Staaten ihm entgegen.

Eine ehrenvolle Ausnahme machten die Polen. Seit 1795, wo Frankreichs Zukunft in dem allgemeinen Kampfe noch ungewiß war, reihten sich die Polen unter die französischen Fahnen, und theilten Gefahr und Ruhm mit ihnen. Nach zwanzig Jahren fortwährender Triumphe unterlag die französische Armee den Elementen und den vereinten Kräften aller europäischen Mächte; nur die Polen blieben ihren ersten Gesinnungen treu. Die ältesten Verbündeten Frankreichs in dieser Zeit, waren sie auch die allein beständigen, und die Schlachtfelder von Champaubert, Mont-Mirail und Nangis waren Zeugen ihres Muths und ihrer letzten Anstrengungen zu Gunsten ihres Alliirten.

Als die Ereignisse diese Braven zur Rückkehr in ihr Land zwangen, folgte ihnen das Bedauern und die Achtung aller Männer von Ehre, und vorzüglich des französischen Militärs. Die brüderlichen Gesinnungen zwischen den Kriegern beider Nationen werden so lange fortdauern, als noch Soldaten der großen Armee in beiden Ländern leben, die gemeinschaftlich ihre siegreichen Waffen in alle Theile Europa's getragen, und ihr Blut und ihre Lorbeeren auf so vielen Schlachtfeldern gemischt haben.

Unter den polnischen Namen, welche die Geschichte aus diesen merkwürdigen Feldzügen heraushebt, steht der des Generals Klicky als einer der ersten. Dieser Officier, durch Geist und Muth in Italien und Spanien gleich ausgezeichnet, glänzte als Führer der polnischen Lanciers in der Schlacht von Tudela und in den beiden Belagerungen von Saragossa. Von dem Marschall Lannes in Madrid dem Kaiser vorgestellt, der ihn zum Officier der Ehrenlegion erhob, wußte er den Nutzen der Lanze als Angriffswaffe so klar zu erweisen, daß der Kaiser sogleich diese Bewaffnung für die Chevauxlegers seiner Garde und mehrerer anderer Regimenter anbefahl. Unter den vielen Zügen seiner Tapferkeit heben wir nur Einen aus, der ihm zur größten Ehre gereicht.

Auf dem Rückzuge aus Rußland war das Korps des Prinzen Eugen kaum noch einige tausend Mann stark, größtentheils krank, von Strapazen abgemattet, schlecht bewaffnet, ohne Geschütz und Patronen, bei Krasnoe durch die zahlreichen Truppen des Generals Miloradewitsch von der übrigen Armee abgeschnitten. Aufgefordert, sich zu ergeben, zog diese Handvoll Leute vor, kämpfend zu sterben. Sie vertheidigten sich den Tag über mit einem Muthe, der die Bewunderung ihrer Gegner fesselte. Die Nacht brach herein, ohne daß die Truppen sich einen Durchzug erringen konnten. Die Dunkelheit beendigte den Kampf, aber die Lage des Korps war höchst schwierig. In dieser Stellung eingeschlossen, mußte es den folgenden Morgen die Beute der überlegenen Feinde werden. Eben so unmöglich war es, mit Gewalt sich den Rückzug durch die feindlichen Massen zu bahnen. In dieser Alternative kann der Prinz Eugen nur durch Begünstigung der Dunkelheit einen Ausweg hoffen. Er weicht von der Straße ab, die Truppen marschiren in der größten Stille; plötzlich stößt die Vorhut, von Klicky befehligt, auf eine starke feindliche Feldwache. Die Posten rufen in russischer Sprache: „Wer da?" Keine Antwort würde das ganze feindliche Lager in Bewegung setzen, und die Ueberreste des französischen Korps wären vernichtet. Der Obrist Klicky besinnt sich nicht, er reitet auf den Posten zu, und der russischen Sprache vollkommen mächtig, befiehlt er, sich ruhig zu verhalten, indem die im Schatten vorüberziehenden Truppen zu dem Korps des Generals Ouwarow gehörten, und zum Angriff der Franzosen auf Krasnoe vorrückten. Durch diese Aussage getäuscht, unterließ der Feind sich von der Wahrheit zu überzeugen. Mit der größten Ruhe blieb Klicky in der Mitte der Russen, während die französische Kolonne defilirte. Die Neugierde eines russischen Soldaten, der sich der Truppe genähert, oder ein französischer Laut dort ausgestoßen, und tausend unvorhergesehene Zufälle hätten diese List dem Feind entschleiern können; und dann war der Tod des edelmüthigen Klicky gewiß. Welche erhabene Treue, welche großmüthige Hingebung seines Lebens, das er seinen Waffenbrüdern anbot! Wenn man voraussetzt, daß es dem Prinzen Eugen hätte gelingen können, sich durchzuschlagen; so wäre es nur mit Aufopferung des größten Theils der Truppen möglich gewesen, deren Leben Klicky durch Geistesgegenwart und Muth gerettet hat. Der Kaiser ernannte ihn mit allgemeiner Zufriedenheit zum General. Er kehrte nach den Feldzügen von 1813 und 1814 mit den Truppen nach Polen zurück, und steht als Befehlshaber jetzt an der Spitze einer polnischen Kavallerie-Division, im Genuß der allgemeinen Achtung, die einem so charaktervollen und tapfern Mann gebührt.

Ueber gelehrtes Wesen in Dänemark.

Unter den zahlreichen gelehrten Vereinen in Dänemark zeichnet sich die Akademie der Wissenschaften zu Kopenhagen besonders aus. Sie zerfällt in die Abtheilungen für mathematische Wissenschaften, für Philosophie, Philologie und Geschichte. Ihre Arbeiten erscheinen bald in lateinischer, bald in dänischer Sprache. An diese Akademie schließen sich in der Hauptstadt die Vereine für skandinavische Literatur, für Archäologie und physikalische Wissenschaften an. Die Provinzen folgen diesem Beispiel, und die Gründung zahlreicher Bibliotheken in jedem größern Bezirk hat daselbst zur Entstehung ähnlicher Gesellschaften Veranlassung gegeben. Fast alle geben Journale oder Monatsschriften heraus, in welchen sie die Früchte ihrer Arbeiten niederlegen. Andere Zeitschriften sind dagegen von den Akademien unabhängig, und der wissenschaftlichen Kritik oder der schönen Literatur gewidmet. Dahin gehören: in Kopenhagen das literarische Journal, das für Medicin und Naturwissenschaften, die monatlichen Denkwürdigkeiten der Literatur und sodann die Minerva, ein seit vierzig Jahren im Norden bekanntes und geachtetes Blatt. In den Provinzen zeichnen sich vorzüglich die zu Odensee in Fühnen und zu Aarhaus in Jütland erscheinenden Monatsschriften aus. Diese verschiedenen Werke sind von Seiten der Regierung durchaus keiner vorgängigen Censur unterworfen, und nur dem Gesetz verantwortlich.

---

*) Auch über den Ciderbaum (eucalyptus) enthält der Almanach interessante Notizen. Dieser Baum giebt, wie der Ahorn, einen syrupartigen Zuckersaft, den man durch Einschnitte gewinnt, welche man in den Baum macht. Er schmeckt angenehm säuerlich.

**) Spectateur militaire 1819.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

beiden an ihnen wahrnehmen. Sie sitzen auf den Bäumen und lassen sich vom Wind mittelst ihrer langen vielfarbigen Schwänze fortbewegen, was man sich nicht schöner vorstellen kann. Geht der Wind aus, so fallen sie herab; und da ihr Schnabel lang ist, stürzen sie köpflings auf den Boden, wo sie liegen bleiben und gefangen werden. Die Eingeweide werden herausgenommen, getrocknet und wegen ihrer Schönheit aufbewahrt. Sie sehen wirklich herrlich aus und sind mit einem Blumenstrauß gar nicht zu vergleichen. Er machte einer großen Dame, die ihm viele Gefälligkeiten erwiesen, mit einem Paar ein Geschenk. Der Pater erkundigte sich nach ihren Nestern, und wie sie brüteten; man antwortete ihm, sie legten die Eier auf den Rücken des Hahns und heckten sie daselbst aus. Dieß wollte ihm Anfangs unwahrscheinlich bedünken; allein man löste seine Zweifel auf das Befriedigendste. „Es ist bestimmt so," schließt er; „scheint es auch unmöglich, so ist ja Dem, der alle Dinge gemacht hat, kein Ding unmöglich." Ein anderer außerordentlicher Vogel, Tabon genannt, legt Eier, die größer sind, als er selbst. Nachdem er sie gelegt, gräbt er ein Loch von ein Paar Schuh Tiefe, thut die Eier hinein, und füllt das Loch wieder aus, die übrige Mühe nimmt die Sonne auf sich; ist dann die Brut ausgekrochen, und hat sie sich an das Tageslicht herausgearbeitet, so watschelt sie gleich ans Meer, um Seenesseln zu picken. Der Pater kann nicht umhin, sein Erstaunen darüber auszudrücken, daß die Hitze und der Druck der Erde die Kleinen nicht erstickt, und daß sie gleich so viel Stärke besitzen, um durchzubrechen. „Aber," bemerkt er mit Salbung: „Dieß sind die Werke der Allmacht." Eines dieser Eier reicht hin, einen tüchtigen Appetit zu sättigen, und je älter sie sind, desto besser sind sie; am Köstlichsten schmecken sie, wenn sie schon ein Küchlein in sich haben.

In Congo, berichtet der Kapuzinermissionär Pater Jeromino Merolla da Sorrento von 1682, giebt es Spatzen, welche beim Regenwetter roth werden, und der Pater Francisko da Pavla hat ihm gesagt, daß es auf dem Weg nach Singa gewisse große weiße Vögel mit langen Schnäbeln, Nacken und Füßen giebt, die, wann sie Musik hören, tanzen. Ein Vogel, nicht unähnlich einem Sperling, der in der Ferne schwarz scheint, wenn man aber näher kommt, blau wird, singt bei Tagesanbruch ganz deutlich den Namen Jesus, andere Vögel stimmen in das Concert ein, zu dem sie durch den Anblick eines Kreuzes von Sternen am Himmel aufgeregt werden, oder durch ein Kreuz auf den Bergen, das — der Himmel weiß, woher kam, oder auf der Erde durch eine Frucht „Nicefo" genannt, auf welcher ein natürliches Kreuz zu sehen ist. Ein anderer Vogel — Pater Caprari ist unser Gewährsmann — singt gut Italienisch: va dritto: (rechts rechts) und ein dritter welscht in der Landessprache: vnichi, vnichi! (Honig Honig). Auch ist ein dunkelgelber Vogel da, größer als ein Adler, der schreit wie ein Kind. Ein solcher Vogel wäre für die Ammenstube!

(Fortsetzung folgt.)

Bericht des franz. Abgeordneten Beranger über die Abschaffung der Todesstrafe.

(Fortsetzung.)

Wir können daher den Anfang zur Verbesserung damit machen, daß wir die Todesstrafe in den Fällen abschaffen, wo anerkanntermaßen keine Gefahr vorhanden und worauf die öffentliche Meinung schon vorbereitet ist.

Zuerst kommt hier das Verbrechen des Falschmünzens in Betracht; es gehört zu den Vergehungen gegen den gesellschaftlichen Frieden, sofern es jedes Vermögen bedroht und in der That das öffentliche Vertrauen antastet. Da jedoch der Falschmünzer kein Blut vergießt, so steht es im Widerstreite mit unsern Sitten, wenn wir dieses Verbrechen mit dem Tode bestrafen. Die Geschwornen stimmen in ihrem Ausspruche selten für diese Strafe und sprechen lieber frei. Die Statistik der französischen Kriminalrechtspflege zeigt, daß von 100 Angeklagten 70 im Jahr 1825, 56 im J. 1826, 44 im J. 1827, 48 im J. 1828 freigesprochen wurden. Die Strenge der Strafe führt somit zur Straflosigkeit und wenn noch eine kleine Anzahl von Verurtheilungen Statt fand, so war die Regierung seit mehreren Jahren gezwungen, aus Rücksicht auf die öffentliche Meinung dieselben in lebenslängliche oder temporäre Strafen zu verwandeln. Allein Sie kennen, meine Herren, alle die Gefahr, welche dabei zu fürchten ist, wenn die Weisheit des Souveräns zu oft die Strenge der Gesetzgebung mildert; wo nicht das Gesetz allein spricht, ist man nahe daran, daß man kein Gesetz mehr hat.

Das Strafgesetzbuch bestraft das Verbrechen des Kindermords mit dem Tode; aber so viele Gefühle, welche im Herzen einer schuldbewußten Mutter einander bekämpfen, können einen solchen Einfluß auf sie haben, daß die Geschwornen selten sich entschließen, das „Schuldig" auszusprechen, und daß diesem aus Scham hervorgegangenen Verbrechen gewöhnlich Straflosigkeit zu Theil wird. Das Gesetz vom 25 Juni 1824 räumt den Richtern die Befugniß ein, die Todesstrafe auf lebenslängliche Zwangsarbeit zu mildern; aber es läßt die Strafe fakultativ bestehen, und gerade dieser Umstand gestattete dem Gesetze nicht, den vorgesetzten Zweck zu erreichen. Es ist folglich zweckmäßig, sie für diesen Fall gänzlich aufzuheben und an ihre Stelle eine mildere Strafe einzuführen.

Die Verbrechen der Brandstiftung, welche sich in den letztern Zeiten auf eine so gräßliche Weise vervielfältigt haben, verdanken diese Vervielfältigung ihrer Straflosigkeit. Das Gesetz ist darin fehlerhaft, daß es das Anzünden der Ernten, einzeln stehender Scheunen oder unbewohnter Häuser eben so bestraft, wie das Anzünden eines bewohnten Hauses, wobei das Leben der Bewohner in Gefahr geräth. Daher rührt eine große Anzahl von Freisprechungen. Unter 100 Angeklagten wurden im J. 1825 76, im J. 1826 71, im J. 1827 81 und im J. 1828 72 freigesprochen. Kaum also das Viertheil dieser Verbrechen wurde bestraft. Die Schuldigen erhalten, wenn sie loskommen, dadurch gleichsam eine Aufmunterung. Diesem Stande der Dinge kann man nicht zu eilig abhelfen. Das einzige Mittel ist, die Verbrechen der Brandstiftung in zwei Ka-

erschien, bereits ihren Glanz über die Ebenen Belgiens, die Berge der Schweiz bis an die Ufer der Weichsel verbreitet. Ich halte inne; ich lasse das Wort beredtern Stimmen als die meinige; und mit wehmüthigem Gefühl rufe ich unserm Benjamin Constant das lezte Lebewohl eines zärtlichen und dankbaren Freundes zu."

Nach der Reihe traten die HH. Odilon Barrot, Eusebe Salverte, Alexander Delaborde, Coulmann (im Namen der Elsässer), Hippolyte Daniel (im Namen der pariser Jugend) und endlich auch Gzacky, ein junger Pole, auf:

„Ich bin ein Pole, sprach er, und deßwegen Euer Bruder. Unser Blut hat sich in mehr als hundert Schlachten vermischt. Seit langer Zeit ist die Sache der Freiheit uns gemein; Euer Ruhm ist der unsrige, wie unser Muth, unsere Schwerter und Alles, was wir haben, Euch angehört. Als Organ der polnischen Nation, in dem Augenblick, wo mein Vaterland, das Joch einer eben so barbarischen als erniedrigenden Tyrannei von sich schüttelnd, im Namen der Freiheit sich erhebt — wie sollte ich nicht trauern um diese große Stüze der Völker, die nicht mehr ist! Benjamin Constant! Dein Herz schlug mit dem unsern. Könnte die Tribune noch Ein Mal von Deiner edeln Stimme ertönen, so würdest Du Frankreich sagen, daß Polens Sache die seinige ist; daß Frankreich keine Mitschuld hat an der Zerstückelung Polens, dieser Missethat der Politik, gegen welche das Gewissen der Völker sich empört — Du würdest den Polen sagen, daß sie nie aufgehört, eine Nation zu seyn; daß sie ewige unveräußerliche Rechte besizen wie Frankreich und Belgien; daß nun, da sie ihre Unabhängigkeit zurückfordern, alle freien Völker ihnen beistehen müssen — Du würdest den Franzosen sagen, daß sie jedes Unglück ihrer treuen Verbündeten als eine Schlacht anzusehen haben, die sie selbst verlieren — Du würdest ihnen sagen, daß auf dem Grabe Polens jene sogenannte heilige Allianz entstand, welche nicht aufhören wird, die Freiheit aller Völker zu bedrohen, es sey denn das Verbrechen, das sie erzeugte, ausgetilgt, und das Uebergewicht jener Zwingherrschaft, welche sie sich anmaßt, durch die Herstellung Polens vernichtet. Wie nüzlich würde Deine hinreißende Beredsamkeit meinem Vaterlande geworden seyn! Deine volksthümliche Stimme hätte die große Nation an die Ströme polnischen Blutes erinnert, welches auf allen Punkten der Erde unter den französischen Fahnen floß. Benjamin Constant! Die Unabhängigkeit, die Freiheit Polens waren Dein Wunsch, als Du lebtest; wir schwören auf Deinem Grabe, daß dieser Wunsch wirklich werden soll. Die Stimme Frankreichs wird ihn kund thun!"

Es war gegen acht Uhr, als das in seiner Art einzige Bürgerfest schloß, und die Trauerversammlung aus einander ging.

Vermischte Nachrichten.

Aus einem von Therapia unterm 12 August datirten Schreiben der HH. Stamaty und Callier, Lieutenants in dem Korps der Ingenieur-Geographen, welche Hrn. Michaud auf seiner Reise im Orient begleiten, erfährt man, daß diese Reisenden ihren Aufenthalt in Smyrna zu einer kritischen Arbeit über die bisherigen Karten von Kleinasien benuzten, um über die Lage gewisser Punkte in Lydien, Mysien und Bythinien in's Reine zu kommen, auf welche ihre Untersuchungen zunächst gerichtet waren. Sie drücken ihre Verwunderung über die auffallenden Widersprüche aus, welche in den Angaben der Geographen in Bezug auf ein Land sich finden, welches, in der Mitte zwischen den Hauptstädten der europäischen und der asiatischen Türkei gelegen, doch wohl sehr besucht und bekannt seyn sollte. So versezte Danville die Stadt Thyatira, früher Pelopia, jezt Akhissar, an die Quellen des Lycus, eines der Zuflüsse des Caicus, während Obrist Lick ihr an den Quellen des Hillus, der sich nicht weit von Magnesia, am Fuß des Sipylus, in den Hermus ergießt, und Obrist Lapie ungefähr in der Mitte von diesen beiden Punkten den Plaz anweist! Mandachora, welcher Stadt keine im Alterthum entsprochen zu haben scheint, wäre nach Obrist Lick an einem ziemlich ansehnlichen Fluß, der sein Wasser dem Caicus, und folglich dem mittelländischen Meer zusendet, zu suchen; nach Obrist Lapie aber in einem Thal, welches sich gerade auf der entgegengesezten Seite absenkte: der Fluß des Obrists Lapie fließt gegen Nordost, wirft sich oberhalb Sousguerlé in den Macestus und sofort in das Marmormeer; mit Einem Wort, es ist der Hippurios Danville's. Auch Keulschut liegt nicht am Caicus, wie mehrere Karten behaupten. Diese Bemerkungen reichen hin zu zeigen, wie Viel in der Geographie der kurzen Strecke zwischen Konstantinopel und Smyrna noch zu thun übrig ist. Die Reisenden suchten nun die Lage der wichtigsten Orte astronomisch zu bestimmen; was in einem Lande, wo die Einwohner gegen Fremde außerordentlich mißtrauisch sind, mitunter große Schwierigkeit hatte, indem man ihnen oft bis in die Gebüsche nachging, wo sie sich versteckten, um ihre Beobachtungen anzustellen. Nichtsdestoweniger gelang es ihnen, diesen Theil von Kleinasien vollständig aufzunehmen. Auch geologische Beobachtungen versäumten sie nicht, so oft die Beschaffenheit des Bodens es erlaubte; sie sammelten verschiedene Erd- und Steinarten. Eben so richteten sie ihr Augenmerk auf die sparsamen Trümmer des Alterthums, und zeichneten alle Monumente und Inschriften, von denen sie sich Aufklärungen für die Geschichte versprachen. Ein Reisender glaubte dem Alexander an den Ufern des Macestus zu begegnen; er hatte den Macestus mit dem Granicus verwechselt; es war von antiken Säulen in Mandachora die Rede; sie verwandelten sich ihnen in die bescheidenen Reste einer mittelalterlichen Kirche. Längs den Gestaden des mittelländischen Meers machten sie jeden Tag drei Mal Barometerbeobachtungen, und auf ähnliche Weise gedenken sie die Lage der Gegenden am schwarzen Meere auszumitteln. Vielleicht, schließt der Brief, wenn die Bemühungen mehrerer Reisenden sich vereinigen, kommt man eines Tags dahin, auch die Ursache der Strömungen aufzufinden, welche von dem schwarzen Meere durch den Bosporus und das Marmormeer sich nach dem mittelländischen Meere hinziehen.

Vor den zahlreichen Erfindungen, welche, kaum der Welt verkündet, spurlos wieder verschwinden, scheint sich Aldini's Schuzmittel gegen die Flamme durch die unermüdlichen Bemühungen des Erfinders dasselbe mehr und mehr zu vervollkommnen und praktisch anwendbar zu machen, vortheilhaft zu bewähren. Während Aldini's Reise durch Lyon, im Anfange des Julius, sezte er die Pompiers dieser Stadt in den Stand, sehr lebhafte Flammen unbeschädigt zu durchschreiten. Wenige Tage nach seiner Ankunft in Italien sezten sich die Pompiers zu Mailand in bloßem Asbestgewebe und ohne die metallische Rüstung, die Hr. Aldini früher für nothwendig gehalten hatte, den Flammen aus. Nach seiner Ansicht wird man den Apparat um Vieles vereinfachen und der Stiefel, Küraße und anderer metallischen Schuzmittel, welche den Bewegungen äußerst hinderlich waren, sich entschlagen können. Diese Vereinfachung hängt vorzüglich von einer leichteren und wohlfeileren Benuzung des Asbests ab. Hr. Vanozzi hat im Veltlin eine große Manufaktur zur Verarbeitung dieses Minerals errichtet; und ein Hr. Molina, Papierfabrikant, will Papier und Pappdeckel daraus verfertigen, um auf den Theatern, statt der gewöhnlichen Leinwand, sich desselben bedienen zu können. Aldini versichert nach der Erzählung eines reisenden Arztes, daß es auf der Insel Hunst und in der Gegend von Harolswich eine Art Asbest gebe, dessen Fäden oft über einen Fuß lang sind. Er beruft sich in dieser Beziehung auf Hrn. von Humboldt's Zeugniß. Hr. Aldini selbst hat sich nach seinem Uebergang über den Mont Cenis Asbest verschafft, von einfach faseriger Qualität, dessen Länge über einen Meter betrug. Die sehr starke Preisverminderung, welche in der Kürze für dieses Mineral sich erwarten läßt, wird die Anwendung des aldinischen Feuerapparats in allen Städten um Vieles erleichtern.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

hatte bereits die ganze Haut bis auf den Theil am Kopf abgezogen, als er unglücklicher Weise, um ihn besser fassen zu können, ihm den Maulkorb abnahm, und die Bestie — mir Nichts, dir Nichts — ihm einen Finger wegschnappte. *) Vielleicht gehört in eine ähnliche Kategorie die Etymologie Nieuhoffs, wornach Alligator von All, einer blaßgrünen Blume herkommt, die man zwischen Anojol und Jacatra trifft, „weil er entweder von der Farbe dieser Blume ist, oder weil er den Geruch derselben tödtlich haßt.“

In dem Fluß Zaire in Egypten (sic) finden sich Meerfräulein, die, wie bekannt, oben Weib und unten Fisch sind. Ihr Kopf ist rund und ihr Gesicht gleich dem eines Kalbes; sie haben ein großes garstiges Maul, kleine Ohren und runde volle Augen. Auf ihrem Rücken ist eine durchbrochne Haut, wie es scheint zu einem Damenmantel bestimmt, und so eingerichtet, daß sie geöffnet oder geschlossen werden kann. Ihren Knochen wohnt die Kraft inn, das Blut zu stillen, und der Kapuziner Merolla da Sorrento hat manchmal von diesen Geschöpfen gegessen. Ihr Fleisch schmeckt wie Schweinsbraten; sie leben von Wasserpflanzen und lassen Nichts von sich blicken, als den menschlichen Theil ihres Körpers. Colombus selbst soll drei Meerfräulein mit einem ganz besondern Fisch zusammen gesehen haben, der so groß als ein Wallfisch und wie eine Schildkröte gepanzert war. Sein Kopf ragte wie ein Oxhoft aus dem Wasser. **)

Hr. Hartwell ***) begreift nicht, was es um die Geschichte der Amazonen so Seltsames sey, da sie von so vielen Griechen und Lateinern, profanen und geistlichen Autoren beurkundet werde. Und dann bringt er die folgende Erzählung aufs Tapet. König Monomotapa in Congo unterhält Legionen kriegerischer Weiber, welche den Kern seiner Militärmacht bilden. Diese Weiber brennen ihre linke Brust aus, daß dieselbe sie nicht am Schießen hindert, wie Dieß die alten Amazonen thaten; ihre Waffen sind gleichfalls Bogen und Pfeil. Sie sind vorzügliche Schützen, ausnehmend flink und lebhaft, muthig und verwegen in der Schlacht. Der König räumt ihnen Ländereien ein, wo sie unter sich wohnen. Der würdige William Davies, Barbier und Chirurg aus London, der am 28 Januar 1597 England verließ, belehrt uns, daß „Morria ein kleines niederes Eiland ist, welches in dem Amazonenfluß, dem höchsten Theil von Westindien, liegt. Auf dieser Insel hausen Weiber, die keinen Mann unter sich dulden; sie gehen ganz nackt und führen Köcher und Bogen; ihre Haare und ihre Brüste hängen lang herab. Aber, wenn manche Leute in England sich einbilden, daß sie die rechte Brust wegschneiden, so ist Dieß nicht wahr; ob es in früheren Zeiten der Fall gewesen, weiß ich nicht;“ †) eine sehr scharfsinnige Bemerkung! Er sah etliche Dutzend dieser Weiber, welche Fische schossen. Auch sah er sehr gute Austern und Muscheln auf den Bäumen wachsen, und aß Hunderte derselben. Dasselbe that Obwer Noore, ein Holländer, im J. 1665 in Guinea. Die Bäume tragen Austern dreimal des Jahres, er vermuthet jedoch, daß sie von der noachischen Fluth her darauf geblieben seyn möchten, als

> Piscium summa genus haesit ulmo,
> Nota quae sedes fuerat columbis,

und die Fische ihren Rückzug ins Meer vergaßen. Gleich merkwürdig ist ein anderes Faktum, dessen der Barbier und Chirurg gedenkt: er sah zu Neapel das Grab „eines gewissen Virgils, eines gelehrten Mannes.“

(Schluß folgt.)

---

*) Labat, Afrique occidentale Vol. III. S. 152. f.

**) Colombu's Leben von seinem Sohn.

***) A Report of the Kingdom of Congo etc. drawn out of the writings and discourses of Odoardo Lopes (1578) a Portuguese, by Philippo Pigafetta. Translated out of Italian by Abraham Hartwell. S. Vorwort.

†) A Collection of Voyages and Travels, compiled from the library of the Earl of Oxford.

Bericht des franz. Abgeordneten Beranger über die Abschaffung der Todesstrafe.

(Fortsetzung.)

Man begreift wohl, daß in Zeiten, wo der aufgeregte Haufen sich in einem einzigen Mann personifizirte, man sich nicht anders gegen denselben sicher stellen zu können glaubte, als wenn man ihm das Leben nahm; dergleichen Männer waren entweder mächtige Vasallen, welche dem Souverän die Gewalt streitig machten, oder verwegene Abenteurer, welche sich an die Spitze zahlreicher Volksmassen stellten. Oft reichte es nicht hin, ein so gefährliches Oberhaupt zu besiegen; so lange er lebte, mußte man ihn fürchten, und manchmal war sein Tod das einzige Mittel, die Ruhe zu befestigen und Thron und Land gegen die Unternehmungen seiner Anhänger zu sichern. Allein dieser Zustand der Gesellschaft ist nicht mehr vorhanden; die Völker können im Drang positiver Interessen in Gährung gerathen, aber sie entsagen ihren friedlichen Gewohnheiten nicht mehr, um dem Ehrgeiz irgend eines großen Namens zu fröhnen, und wenn eine neuere Erfahrung gegen diesen Satz zu sprechen scheint, so war Dieß eine Ausnahme von der Regel, die sich vielleicht in Jahrhunderten nicht wiederholt.

Die politischen Verbrechen bei uns haben sowohl in Rücksicht ihrer Mittel, als ihrer Resultate, einen andern Charakter angenommen. Wenn man Dieß zugiebt, so ist der Schuldige, sobald er einmal außer Stand gesetzt ist, zu schaden, auch nicht mehr zu fürchten, und sobald sein Daseyn aufhört, für die Gesellschaft beunruhigend zu seyn, so ist auch sein Tod nicht mehr nöthig; sondern er würde vielmehr von nun an gefährlich. Bei den Revolutionen theilen sich, wie man vor dieser Tribune so oft gesagt hat, die Leute in Sieger und in Besiegte. Wenn die Sieger sich einem Rachegefühl hingeben, wenn sie den Sieg mißbrauchen, anstatt die Revolution zu schließen, so bereiten sie den Keim zu neuen Stürmen vor. Es giebt keine besiegte Partei, die durch die Hinrichtung ihrer Anführer nicht aufgereizt und erbittert würde: die Aussöhnung wird unmöglich, man unterwirft sich der Gewalt, aber im ersten günstigen Augenblick beginnt der Krieg aufs Neue. Anderseits ergreift bei Zuerkennung der Todesstrafe wegen eines Verbrechens, das allerdings ernste Folgen haben kann, das jedoch selten eine moralische Verkehrtheit voraussetzt, und in den Augen der

drei Monate. In den ersten vier Tagen ging die Reise den Salwenfluß entlang, und hierauf in ost-nord-östlicher Richtung weiter. Die Eingebornen von Laos, die den Doktor begleiteten, sagten ihm offen, daß sie nicht Lust hätten, ihm den leichtesten und geradesten Weg in ihr Land zu zeigen, da es ihm sonst einfallen möchte, nachher eine englische Armee dahin zu führen; daher riethen sie ihm, es wie ein Elephant zu machen, und die Straße erst mit dem Rüssel zu untersuchen, um zu sehen, ob man den Leib sicher vorwärts tragen könnte. Bei seiner Ankunft in des Häuptlings Residenz bemerkte Dr. Richardson sogleich, daß Hr. Maingy die Einladung viel zu wörtlich verstanden hatte, da sie ein bloßes Kompliment gewesen war, mit welchem ihn der Häuptling beehrte, da er sich nicht vorstellte, daß ein Brite diese Reise unternehmen würde. Die Ankunft des weißen Fremdlings (kula phyoo) ermangelte daher nicht, überall großes Aufsehen zu erregen, um so mehr, als eine alte Sage in Laos, wie unter den meisten indischen Völkerschaften ist, daß sie einst von weißen Eroberern unterjocht werden würden. Die Besorgniß wurde noch durch den Umstand gesteigert, daß das Jahr zuvor bei einer großen Ueberschwemmung, als das Wasser sich wieder verlief, weiße Fische, weiße Krähen und verschiedene andere weiße Thiere zum Vorscheine gekommen seyn sollen. Troz diesen entsezlichen Vorbedeutungen scheint indeß Dr. Richardson ziemlich freundlich behandelt worden zu seyn; wiewohl der Häuptling und das Volk ihre Besorgnisse vor der Macht und den Absichten der Briten überall laut werden ließen. Sie äußerten besonders darüber ihr höchliches Befremden, daß die britischen Truppen am hellen Tage Martaban angriffen, da es doch besser gewesen wäre, dieß bei Nacht zu thun, wo man hätte alle Einwohner im Bette verbrennen können. Dr. Richardson versuchte die Leute zu überzeugen, man müsse die Briten nur gewähren lassen, so mischten sie sich nicht in die Angelegenheiten anderer Regierungen; denn sie seyen ein rasches und gradaus schreitendes Volk; worauf man ihm erwiederte: „Das ist es eben, was wir an Euch fürchten; wenn Ihr langsam oder in einer Schlangenlinie vorschrittet, wie die Birmanen, so würden wir hoffen, Euch auszuweichen; aber so kann man Euch nicht widerstehen, wenn Ihr angeschossen kommt wie ein wildes Thier." Der Ort, wohin Dr. Richardson gelangte, wird von den Birmanen Laboung genannt; er liegt etwa eine halbe Tagereise von der Hauptstadt des nördlichen Laos, Tsch'baingmai, wie sie die Siamesen und die Eingebornen, oder Zemi, wie sie die Birmanen, oder Dschangoma, wie sie die englischen und portugiesischen Reisenden heißen. Ihre Breite scheint noch nicht genau ausgemittelt zu seyn, fällt aber sehr wahrscheinlich zwischen 19 und 20 Grad. Die beste Beschreibung davon trifft man bei Fitch, der sie im Jahre 158[illegible] besuchte. Er sagte, er sey von der Hauptstadt von Pegu 25 Tage unterwegs gewesen und habe viele angenehme und fruchtbare Gegenden passirt. Dr. Richardson fand den Weg beschwerlich und gebirgig, und gewahrte wenige Spuren von Menschen, und außer der Stadt Laboung, deren Bevölkerung er nicht über 2500 Seelen schäzt, nur einige kleine Dörfer. Der Häuptling hatte sich denselben Titel beigelegt wie der König von Siam: „Herr des Lebens." Häuptling und Volk gaben sich alle Mühe, dem Doktor glauben zu machen, daß sie Siam nicht zinspflichtig wären, und nur zuweilen Teakholz nach Bangkok schickten. Allem nach ist übrigens das nördliche Laos Vasall von Siam. Im Augenblicke von Dr. Richardson's Eintreffen in Laboung wurde nach Bangkok, wohin jedoch Hr. Maingy einige Geschenke zu übermachen nicht ermangelt hatte, ein eigener Bote abgefertigt und die Antwort ängstlich erwartet. Der Doktor erhielt keine Erlaubniß, Zemi zu besuchen. Er schildert das Land als reich an Elephanten und Rindern. Waizen sah er nicht, und die Hauptnahrung des Volks besteht in einer sulzigen Art Gerste; auch sah er weder Eis noch Schnee, obgleich das Thermometer um 8 Uhr Morgens auf 46° stand. Man hört nicht, daß er hätte über eine sehr hohe Gebirgskette müssen. Die Sprache des Volks ist dieselbe wie in Siam, mit einer kleinen Dialektverschiedenheit. Der Menschenschlag fiel dem Doktor nicht als ausgezeichnet durch jene Stärke und Größe auf, die man sonst bei nördlichen Nationen wahrnimmt. Die Weiber sind indeß sehr schön und blond und haben feine große Augen, überhaupt Nichts von tatarischen oder chinesischen Zügen. Die Männer tragen größere und mehrfaltigere Turbane als die Birmanen. Die Unterkleider sind wie bei den Birmanen Seidenzeuge oder blaugestreifte Kattune. Die jungen Damen gehen mit unverhülltem Busen; ihre Unterkleidung ist aber züchtiger, als in Birma. Der Stand der Priester genießt keine vorzügliche Achtung. Was Pater Marina von den Einwohnern von Lantschang oder Süd-Laos erzählt, daß sie nämlich das Geflügel mit den Federn braten, wird von Dr. Richardson bestätigt; auch die Eingeweide pflegt man nicht herauszunehmen. Dieselbe Münze wie in Birma kursirt auch hier. Von Produkten erwähnt Dr. Richardson Baumwolle, Elfenbein, Gummilack und Moschus, welche, wie man glaubt, in China abgesezt werden, von wo jedes Jahr eine Karawane von ein Paar tausend Pferden und Maulthieren nach Laos kommt. Da die Karawane vor drei Jahren ausgeplündert worden, so erschien sie seit zwei Jahren nicht, wurde aber heuer wieder erwartet. Man sagte Dr. Richardson, die chinesischen Grenzbeamten hätten Se. siamesische Maj. durch eine eigene Deputation, die ein Geschenk von Gold überbrachte, um ihren Schuz bitten lassen. Der Doktor zweifelt an dem Vorhandenseyn von Kupferbergwerken in Laos; wenigstens versicherte man ihn, dieses Metall werde aus China eingeführt. Eisenerz dagegen ist viel im Lande, und die Eingebornen verstehen ziemlich gute Flintenläufe zu schmieden. Ansehnliche Blei- und Zinn-Minen soll es in der Gegend oberhalb Zemi geben. Das Hornvieh ist klein und ungemein wohlfeil. Das Stück kostet ungefähr 2 Rupien 8 Annas. Dr. Richardson brachte 60 Stücke nach Moulmein zurück, und 300 Stück sollten ihm folgen. So hätte die Sendung wenigstens den Erfolg gehabt, daß die europäischen Truppen in Moulmein ein großes Bedürfniß künftig daher beziehen können. Vor den Birmanen und ihren grausamen Grenzkriegen und Menschenräubereien ist man in Laos sehr in Furcht; im Süden hat die britische Besiznahme von Tenasserim diesem Unwesen ein Ende gemacht; im Norden dauert es noch fort. Wie in Birma, so wird auch in Laos mit Weibern Handel getrieben. Der Preis eines Weibes ist 10 Stück Rindvieh oder 25 Rupien. Grobe englische Tücher, Zize und Messerschmidwaaren sind gesucht, und Dr. Richardson hofft, es müsse sich bald ein bedeutender Verkehr von Moulmein aus mit Laos, und vielleicht von da aus auch mit China anknüpfen lassen.

Der Fürst Adam Czartoryski, der an der Spize der jezigen provisorischen Regierung in Warschau steht, ist geboren den 14 Januar 1770. Er ist der Sohn des Fürsten Adam Casimir Czartoryski, und rühmt sich der Abstammung in gerader Linie von dem königlichen Geschlecht der Jagellonen. Im J. 1795 kam er mit seinem Bruder Constantin als Geisel nach Rußland, wo er mit Alexander eine vertraute Freundschaft schloß; unter Pauls Regierung vom Hof entfernt, wurde er von Alexander zurückberufen, und zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt. Nach dem Frieden von Tilsit trat er in den Privatstand zurück. Czartoryski liebte in Alexander nur den Menschen; seinen Charakter als Pole verläugnete er deßwegen nicht. Von allen Dekorationen, die ihm der Kaiser anbot, nahm er nur den weißen polnischen Adlerorden an. Als Napoleon Rußland bedrohte, ging er nach Petersburg, und nach dem Rückzug der französischen Heere trug er mächtig dazu bei, das Unglück seines Vaterlandes zu mildern, und die russische Rache abzuwenden. Im J. 1814 begleitete er den Kaiser nach Paris. Später wurde er Curator der Universität Wilna, da er sich aber der wegen demagogischer Umtriebe verhafteten Studirenden warm annahm, seiner Stelle entlassen, und durch Hrn. von Nowossilzof ersezt. Der Fürst lebte nun völlig zurückgezogen. Er besizt eine große und schöne Bibliothek, die er für Jedermann offen hält.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

alsdann zogen sie aus, und stritten mit heftiger Wuth wider die Tataren. Schleuderten die Tataren ihre Speere oder schossen ihre Pfeile, so prallte jedes Geschoß von ihnen ab, als ob sie es auf Steine gerichtet hätten, ohne im Mindesten wehe zu thun. Die Hunde machten hierauf einen Angriff auf die Tataren, verwundeten deren einige mit den Zähnen, tödteten andere, und verjagten zuletzt alle aus ihrem Land. Darum kann man oft hören, daß die Tataren sagen: Mein Vater oder meine Mutter wurden von den Hunden erschlagen. Die Weiber, welche sie gefangen bekamen, führten sie mit sich in ihre Heimat, wo sie blieben bis zu ihrem Tod." *)

Pater Merolla, dessen wahrhafte Chronik wir bereits rühmten, erzählt in seiner Reise nach Congo, die abergläubischen Einwohner hätten geglaubt, ein zweistöckiges Gebäude, welches die Väter des Klosters zu Sogno aufführten, sey Schuld, daß während der gewöhnlichen Jahreszeit kein Regen falle. Dieser gräßliche Verdacht erregte den Unwillen eines der Klösterlinge, der ihnen ihre unverantwortliche Thorheit vorwarf. „Veranstaltet eine andächtige Prozession zu Ehren unsrer Frau von Pinda," sagte er, „und Gott wird Eurem Bedürfniß abhelfen." Sie thaten Dieß und, wie jener versprochen, so geschah es. Die Erde wurde von Regen befeuchtet, das Haus allein, welches denselben verhindert haben sollte, blieb unberührt, und das Volk gab sich zufrieden. Seitdem beobachteten sie immer in Zeiten der Trockenheit diesen Gebrauch; so oft sie mit schönem Wetter ausziehen, so kehren sie wohl durchnäßt zurück. **) Pater Merolla war von einer Zauberin behert und „es scheint ihre Art zu seyn, wenn sie irgend einen Sterblichen beheren wollen, ein Loch zu graben, und ein ewiges Kraut hineinzulegen, wie dieses Kraut welkt und abfällt, erlischt auch das Lebensfeuer der Person, auf die sie es abgesehen haben. Ich nahm mir vor zu taufen, bis die Fährmänner, die zu meinem Boot gehörten, zurück wären; ich war aber mit meinem Geschäft fertig, ehe sie sich noch einfanden. Ich spazierte eine Strecke das Ufer entlang, wohin mir die Here folgte. Als ich dreimal hin und hergegangen, ohne daß ich die Here loswerden konnte, setzte ich mich an das Wasser in Erwartung meiner Leute. Kaum sah Dieß die Here, als sie mir gegenüber kauerte. Die Leute, die begierig waren zu erfahren, wie dieser Streit enden würde, hatten sich in einem benachbarten Hirsenfelde, das zehn oder zwölf Fuß hoch stand, versteckt, wovon ich aber Nichts wußte. Während ich so dasaß und die elende Kreatur mir so nahe erblickte, fiel mir ein, mit dem weisen Mann zu sagen: „„Mulier nequam plaga mortis." " Ich wandte mich nun an Gott und sprach: „„O Herr, es ist Deine Sache, Deine Ehre steht auf dem Spiel, um so mehr, als die Bewohner dieser Insel mit Dir noch wenig bekannt sind. Was mich anbelangt, so bin ich nur ein armer Wurm in Vergleich mit Deiner Majestät. Vollbringe Dein Werk an mir, denn ohne Dich vermag ich Nichts zu vollbringen." " Dieß gesagt, befahl ich der Here noch einmal im Namen der heiligen Dreieinigkeit, und der heiligen Jungfrau sich zu entfernen, und blies dabei sanft gegen sie, da machte sie plötzlich drei Sätze, stieß drei Geheule aus, und im Nu war sie weg. Die Schnelligkeit ihrer Bewegungen war so außerordentlich, daß sich Alle darüber wunderten, die sie sahen, und es nicht für menschenmöglich hielten. Als die Here zu fliehen begann, kam das Volk aus seinem Versteck hervor, rannte hinter ihr drein und schrie: „„Der Teufel ist entflohen und der Priester ist nicht gewichen! Der Teufel hole alle Heren und Zauberer!" " Ueberrascht, als ich so viele Stimmen vernahm, die zu meinen Gunsten redeten, dankte ich dem Höchsten und besonders als sie noch weiter riefen: „„Gott segne das Christenthum! Gott segne das Christenthum!" " *)

Wer hieran noch nicht genug hat, kann die Ausbeute noch leicht **) vermehren und auch die Geschichte der neueren Reiselitteratur dürfte es nicht an Beiträgen fehlen lassen. Die Leser lieben noch immer das Wunderbare, wenn sie sich jetzt auch weniger täuschen lassen und Reisende sind noch immer leichtgläubig, wenn sie es auch gerade nicht mehr auf münchhausische Weise treiben.

Bericht des franz. Abgeordneten Beranger über die Abschaffung der Todesstrafe.

(Schluß.)

Sind wir nicht selbst heut zu Tage noch im Staate von Männern umgeben, die in irgend einem Zeitraum wegen ihrer politischen Meinungen und Handlungen verurtheilt waren? Sie leben in unserer Mitte, sie sind eine Zierde der Gesellschaft, und täglich segnet man die glücklichen Umstände, die ihr Haupt dem Schaffot entrissen. Nein, die Leidenschaften fällen kein reines Urtheil; wenn sie den Volks-Interessen zu dienen meinen, so täuschen sie sich immer. Die meisten und die gewissenhaftesten Vertheidiger dieser Interessen sind umgekommen, in ihrem Zweck, wie in ihren Mitteln getäuscht. Man darf es wohl sagen, nirgend haben die im Namen der Freiheit errichteten Schaffote die Freiheit befestigt; die Freiheit müßte erröthen, wenn sie den schwächsten Theil ihres Daseyns oder ihrer Eroberung Hinrichtungen verdankte; die Revolutionen gelangen nur durch Mäßigung im Siege, nur durch Edelmuth gegen die Besiegten, durch Gerechtigkeit gegen Alle, zur Dauer ihrer Resultate. Wenn insbesondere eine Revolution das Glück hat, eine nationale zu seyn; wenn eine unermeßliche Majorität sie unterstützt, und sie durch ihre Mitwirkung und ihre Wünsche sanktionirt; wozu sind dann noch Schaffote nöthig? Wenn man sie in Mitte des Aufschwungs öffentlicher Freude und allgemeinen Glücks zubereiten würde, würde man dadurch nicht an die Kraft, die Macht und die Rechtmäßigkeit der Ansprüche Derer, die den Sieg errungen haben, den Glauben wankend machen?

Ohne Zweifel verdienen Diejenigen, welche den Frieden eines

---

*) Johann de Plano Carpini bereiste im J. 1246 die nordöstlichen Gegenden der Welt. Hakluyt's Voyages, Vol. I. S. 43.

**) Merolla's Reise S. 680.

*) Am a. O. S. 731.

**) Z. B. durch die seltenen Reisen von Hiob Hortop (1593), die historische Abhandlung über Noah's Reisen in Europa (1607), die Reisen von Sir John Manderville (1540), von John Webbe (1590), Ferdinand Mendez Pinto 2c.

gen Rußland mit einem historischen Roman beschenkt, der ein ganz nationelles Thema zum Gegenstand hat: „Die Abenteuer des falschen Demetrius.“ Dieß ist das erste Originalwerk von dieser Gattung, welches Rußland besitzt, und wenn man den russischen Kritikern glauben darf, so gereicht es dem Verfasser zu hoher Ehre. Seinem Beispiel ist bereits der dramatische Dichter Zagoskin mit einem historischen Roman gefolgt, der sich auf das Interregnum von 1612 bezieht. Ein ähnliches Werk, das im J. 1812 spielt, soll er vorhaben. Von Bulgarin's russischem Gilblas wurde die ganze Auflage in drei Wochen abgesetzt, was in den Annalen der russischen Literatur ein unerhörtes Ereigniß ist. Dieses Werk, welches in mehrere Sprachen übersetzt ward, empfiehlt sich indeß weniger durch die Form der Darstellung, als durch das Licht, welches es auf den russischen Volkscharakter wirft. Weltzy's Haidamak, eine Erzählung aus Klein-Rußland, schildert mit eben so viel Wahrheit als Lebendigkeit die dieser Provinz eigenthümlichen Sitten und Gebräuche. Von einer Art von Erzählungen, wovon in Rußland noch Wenig ist: Erzählungen eines Reisenden (rasskazie Puteshestvennika) hat Somoff zwei Bändchen herausgegeben.

Eine vollständige Ausgabe von Chmelnizky's dramatischen Werken, wovon bis jetzt die meisten Stücke bloß im Manuscript, und mehr oder weniger mangelhaft cirkulirten, war längst ein Bedürfniß; diesem ist jetzt genügt. Das Bildniß des Dichters und mehrere Kupfer zieren die Ausgabe.

Endlich müssen wir noch an drei Schriftsteller erinnern, welche Rußland in neuerer Zeit durch den Tod verloren hat — Wladimir Ismailoff, Alexander Gribayedoff und Naräschni. Der erstere von Diesen darf nicht mit Alexander Ismailoff, dem Fabeldichter, verwechselt werden. Wladimir war der Verfasser der „Reisen in Süd-Rußland *) und mehrerer anderer Schriften. Gribayedoff, dessen unglückliches Schicksal in Tehran den Lesern dieser Blätter bekannt ist, war einer der ersten, wo nicht der erste der neuen Dramatiker Rußlands. Zwar gehörte er nicht zu den sehr ergiebigen Schriftstellern, denn seine Stücke sind nicht gar zahlreich; wohl aber zu den besten, denn sie verrathen ein überlegenes Talent, und bieten namentlich meisterhafte Charakterzeichnungen dar. Von Naräschni sind mehrere Erzählungen und andere Produkte der Einbildungskraft, z. B. Aristion, die beiden Iwane, Bursak, die slavonischen Abende ꝛc. Das letztere gilt für das beste und originellste seiner Werke.

*) Erste Ausg. im J. 1800; dritte Ausg. im J. 1805.

Vermischte Nachrichten.

In der französischen Akademie der Wissenschaften vom 15 November erstattete Hr. Dumeril Bericht über eine Denkschrift des Hrn. Benoiston über die Entwickelung der Lungenschwindsucht bei gewissen Gewerben.

Die Fabrikation der Flintensteine und namentlich deren Ausgrabung zog zuerst die Aufmerksamkeit des Verfassers auf sich. Diese Ausgrabung findet in der Umgebung von Saint-Aignan auf der Gemeindemarkung von Meusnes Statt. Der Verfasser ging die Sterb- und Geburtsregister vom Jahre 1812 bis zum Jahre 1828 durch; in diesem Zeitraum beträgt die Zahl der Geburten 7,700, die der Todesfälle 5,550; er verschaffte sich hierauf meteorologische Tabellen von diesem Dorfe aus zwei Perioden von je dreißig Jahren, wovon die eine der Einführung der Flintenfabrikation vor-, die andere ihr nachgeht. In der ersten von 1680 bis 1709 bestand die Bevölkerung im Durchschnitt aus 415 Personen, und die Geburten verhielten sich zu derselben wie 1 : 24,08; die Sterbfälle wie 1 : 35,24, so daß die mittlere Lebensdauer ungefähr 24 Jahre 3 Monate betrug. Von 1760 bis 1790, wo die Flintenfabrikation getrieben wurde, ergab sich in der Bevölkerung im Durchschnitt die Zahl von 850 Einwohnern, in den Geburten das Verhältniß wie 1 : 22,70 und in den Sterbfällen wie 1 : 29,60, so daß die mittlere Lebensdauer 19 Jahre 2 Monate nicht mehr überstieg. Man schrieb die Ursache dieser vermehrten Sterblichkeit natürlich der Lebensweise der Arbeiter zu, in denen die Einathmung des Staubs von den Steinen, die sie behauen, häufig Lungenschwindsucht zur Folge hat. Allein Hr. Benoiston blieb bei dieser einzelnen Erscheinung nicht stehen, sondern verglich sechs Gewerbe, bei welchen dieselbe Einwirkung auf die Lungen vorkommt, sey es, daß die Leute eine mit pulverisirten Atomen verschiedener Art geschwängerte Luft einathmen, oder daß ihre Arbeiten große und anhaltende Bewegungen der Arme erfordern, oder daß sie in einer den Akt des Athmens hindernden Stellung arbeiten müssen. Zu dem Ende verschaffte er sich die Sterbelisten aus drei der Hauptspitäler von Paris, um die Zahl der Schwindsüchtigen auszumitteln, welche daselbst in den fünf Jahren von 1821 bis 1826 als solche behandelt worden waren. Nach seinen Wahrnehmungen stehen in jener Beziehung in erster Reihe die Bäcker und Köhler, d. h. Diejenigen, bei welchen die Luft mit vegetabilischen Atomen geschwängert ist: das mittlere Verhältniß der Sterblichkeit durch Lungenschwindsucht ist = 2,22 : 100 oder 22,20 : 1000; in zweiter Reihe Diejenigen, bei welchen mineralische Atome die Luft verderben, wie bei Steinhauern und Gipsern: das Verhältniß ist = 2,99 : 100; in dritter Reihe Diejenigen, wo jene luftverderbenden Atome animalisch sind, wie bei Kardätschern von Wolle und Roßhaar, Bürstenbindern, Federhändlern: das Verhältniß ist = 5,44 : 100. Endlich ist die Gefahr der Schwindsucht durch Einwirkung des Staubs überhaupt = 2,40 : 100 oder 24 : 1000. Unter 9777 Kranken waren 235 Schwindsüchtige von den obigen Gewerben. Hr. Benoiston bemerkt, daß die Schwindsucht kein Gewerk verschont, und selbst, wo sie am Seltensten eintritt, immer noch $^{1}/_{4}$ von 1000 wegrafft. Unter 6270 Handwerkern, welche mit großer körperlicher Anstrengung arbeiten, fand er bloß 155, also $^{1}/_{40}$ Schwindsüchtige, woraus er folgert, daß die Anstrengung an sich nicht, wie man gewöhnlich meint, Schwindsucht erzeugt. Uebrigens weist er auch nach, daß das Einathmen der Steintheilchen in der Gemeinde Meusnes die Sterblichkeit nicht bewirkt; denn in dem Dorfe Mollères bei Rambouillet, wo dasselbe Gewerk, ist keine größere Sterblichkeit als in Frankreich überhaupt.

*

Bei Eröffnung der archäologischen Gesellschaft zu Rom am 18 November las Hr. Carlo Fea eine Denkschrift über die zehn Meilen von Rom kürzlich entdeckte trajanische Inschrift vor. Durch diese Inschrift erfährt man das Jahr, in welchem der Aquädukt des sabantinischen oder trajanischen Wassers (jetzt Aqua Paola genannt) erbaut wurde; es ist das Jahr 110 der christlichen Aera. Die Inschrift lautet also:

IMP. CAES. DIVI
NERVAE P. NERVA
TRAJANVS AVG.
GERM. DACICVS
PONT. MAX. TR. POT XIII
IMP. VI COS V. P. P.
AQVAM TRAIANAM
PECVNIA SVA
IN VRBEM PERDVXIT
EMPTIS LOCIS
PER LATITVD. P. XXX.

*

Vom 15 bis zum 25 November setzte der Vesuv die Bevölkerung von Neapel in Schrecken, und noch mehr die Bewohner der am Fuß des Berges gelegenen Ländereien. Zuerst ließ sich ein starker Donner vernehmen. Bald stiegen dichte Rauchwolken in die Lüfte empor; Flammen folgten nach; endlich eröffnete ein neuer Krater seine Mündung, und spie seitdem abwechselnd und gleichzeitig bituminöse Materien, Lapillo und große Steine aus, die er auf weite Entfernungen und auf außerordentliche Höhe schleuderte. Der Lapillo hat dieselbe Farbe wie die Lava, unter der Pompeji begraben ist. Lava hat der Vulkan noch nicht von sich gegeben; aber das entsetzliche Gebrüll in den Eingeweiden der Erde läßt auf einen baldigen Ausbruch schließen. Am 21 hörten die Brunnen in der Nähe der Einsiedelei auf zu fließen, was immer als ein Vorzeichen gilt, daß es Zeit sey, der Wuth des Berges zu entfliehen.

*

Nach den neuesten Nachrichten vom Schwanenfluß war es zwischen den Ansiedlern und den Eingebornen zu förmlichen Feindseligkeiten gekommen. Der Krieg brach bei Gelegenheit eines Diebstahls aus, den die Eingebornen von Perth versuchten. Die Neuholländer zeigten viel Muth; sie forderten die Engländer zum Kampf heraus; Einer trat vor und schlug einen Korporal mit seinem Waddi, einem dritthalb Fuß langen und einen Zoll dicken Stock, zu Boden. Die Häuptlinge kommandirten ihre Horden von den Bäumen herab. Das Volk schien durchaus keine Furcht zu fühlen vor dem Donner der Europäer; sieben Feinde wurden getödtet.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.